Lucinde.

Ein Roman

von

Friedrich Schlegel.

Erster Theil.

Sächs. Landes-Bibl.

Berlin.
Bei Heinrich Frölich.
1799.

Prolog.

Mit lächelnder Rührung überſchaut und eröffnet Petrarca die Sammlung ſeiner ewigen Romanzen. Höflich und ſchmeichelnd redet der kluge Boccaz am Eingang und am Schluß ſeines reichen Buchs zu allen Damen. Und ſelbſt der hohe Cervantes, auch als Greis und in der Agonie noch freundlich und voll von zartem Witz, bekleidet das bunte Schauſpiel der lebensvollen Werke mit dem koſtbaren Teppich einer Vorrede, die ſelbſt ſchon ein ſchönes romantiſches Gemälde iſt.

Hebt eine herrliche Pflanze aus

dem fruchtbaren mütterlichen Boden, und es wird ſich manches liebevoll daran hängen, was nur einem Kargen überflüſſig ſcheinen kann.

Aber was ſoll mein Geiſt ſeinem Sohne geben, der gleich ihm ſo arm an Poeſie iſt als reich an Liebe?

Nur ein Wort, ein Bild zum Abſchiede: Nicht der königliche Adler allein darf das Gekrächz der Raben verachten; auch der Schwan iſt ſtolz, und nimmt es nicht wahr. Ihn kümmert nichts, als daß der Glanz ſeiner weißen Fittiche rein bleibe. Er ſinnt nur darauf, ſich an den Schooß der Leda zu ſchmiegen, ohne ihn zu verletzen; und alles was ſterblich iſt an ihm, in Geſänge auszuhauchen.

Bekenntniſſe
eines Ungeſchickten.

Julius an Lucinde.

Die Menſchen und was ſie wollen und thun, erſchienen mir, wenn ich mich daran erinnerte, wie aſchgraue Figuren ohne Bewegung: aber in der heiligen Einſamkeit um mich her war alles Licht und Farbe und ein friſcher warmer Hauch von Leben und Liebe wehte mich an und rauſchte und regte ſich in allen Zweigen des üppigen Hains. Ich ſchaute und ich genoß alles zugleich, das kräftige Grün, die weiße Blüthe und die goldne Frucht. Und ſo ſah ich auch mit dem Auge meines Geiſtes die Eine ewig und einzig Geliebte in vielen Geſtalten, bald als kindliches Mädchen, bald als Frau in der vollen Blüthe und Energie der Liebe und der Weiblichkeit, und dann als würdige Mutter mit dem ernſten Knaben im Arm. Ich athmete Frühling, klar ſah ich die ewige Jugend um mich und lächelnd ſagte ich: Wenn die Welt auch eben nicht die beſte oder die nützlichſte ſeyn mag, ſo weiß ich doch, ſie iſt die ſchönſte. In dieſem Gefühle oder Gedanken hätte mich auch nichts ſtören können, weder allgemeine Zweifel noch eigne Furcht. Denn ich glaubte einen tiefen Blick in das Verborgne der Natur zu thun; ich fühlte, daß alles ewig lebe und daß der Tod auch freundlich ſey und nur eine Täuſchung. Doch dachte ich daran eigentlich nicht ſehr, wenigſtens zum Gliedern und Zergliedern der Begriffe war ich nicht ſonderlich geſtimmt. Aber gern und tief verlor ich mich in alle die Vermiſchungen und Verſchlingungen von Freude und Schmerz, aus denen die Würze des Lebens und die Blüthe der Empfindung hervorgeht, die geiſtige Wolluſt wie die ſinnliche Seligkeit. Ein feines Feuer ſtrömte durch meine Adern; was ich träumte, war nicht etwa bloß ein Kuß, die Umſchließung deiner Arme, es war nicht bloß der Wunſch, den quälenden Stachel der Sehnſucht zu brechen und die ſüße Gluth in Hingebung zu fühlen; nicht nach Deinen Lippen allein ſehnte ich mich, oder nach deinen Augen, oder nach deinem Leibe: ſondern es war eine romantiſche Verwirrung von allen dieſen Dingen, ein wunderſames Gemiſch von den verſchiedenſten Erinnerungen und Sehnſuchten. Alle Myſterien des weiblichen und des männlichen Muthwillens ſchienen mich zu umſchweben, als mich Einſamen plötzlich deine wahre Gegenwart und der Schimmer der blühenden Freude auf deinem Geſichte vollends entzündete. Witz und Entzücken begonnen nun ihren Wechſel und waren der gemeinſame Puls unſers vereinten Lebens; wir umarmten uns mit eben ſo viel Ausgelaſſenheit als Religion. Ich bat ſehr, du möchteſt dich doch einmal der Wuth ganz hingeben, und ich flehte dich an, du möchteſt unerſättlich ſeyn. Dennoch lauſchte ich mit kühler Beſonnenheit auf jeden leiſen Zug der Freude, damit mir auch nicht einer entſchlüpfe und eine Lücke in der Harmonie bleibe. Ich genoß nicht bloß, ſondern ich fühlte und genoß auch den Genuß.

Du biſt ſo außerordentlich klug, liebſte Lucinde, daß du wahrſcheinlich ſchon längſt auf die Vermuthung gerathen biſt, dies alles ſey nur ein ſchöner Traum. So iſt es leider auch, und ich würde untröſtlich darüber ſeyn, wenn ich nicht hoffen dürfte, daß wir wenigſtens einen Theil davon nächſtens realiſiren könnten. Das Wahre an der Sache iſt, daß ich vorhin am Fenſter ſtand; wie lange, das weiß ich nicht recht: denn mit den andern Regeln der Vernunft und der Sittlichkeit iſt auch die Zeitrechnung dabey ganz von mir vergeſſen worden. Alſo ich ſtand am Fenſter und ſah ins Freye; der Morgen verdient allerdings ſchön genannt zu werden, die Luft iſt ſtill und warm genug, auch iſt das Grün hier vor mir ganz friſch, und wie ſich die weite Ebne bald hebt bald ſenket, ſo windet ſich der ruhige, breite ſilberhelle Strom in großen Schwüngen und Bogen, bis er und die Fantaſie des Liebenden, die ſich gleich dem Schwane auf ihm wiegte, in die Ferne hinziehen und ſich in das Unermeßliche langſam verlieren. Den Hain und ſein ſüdliches Colorit verdankt meine Viſion wahrſcheinlich dem großen Blumenhaufen hier neben mir, unter denen ſich eine beträchtliche Anzahl von Orangen befindet. Alles übrige läßt ſich leicht aus der Pſychologie erklären. Es war Illuſion, liebe Freundin, alles Illuſion, außer daß ich vorhin am Fenſter ſtand und nichts that, und daß ich jetzt hier ſitze und etwas thue, was auch nur wenig mehr oder wohl gar noch etwas weniger als nichts thun iſt.

So weit war an dich geſchrieben, was ich mit mir geſprochen hatte, als mich mitten in meinen zarten Gedanken und ſinnreichen Gefühlen über den eben ſo wunderbaren als verwickelten dramatiſchen Zuſammenhang unſrer Umarmungen ein ungebildeter und ungefälliger Zufall unterbrach, da ich eben im Begriff war, die genaue und gediegne Hiſtorie unſers Leichtſinns und meiner Schwerfälligkeit in klaren und wahren Perioden vor dir aufzurollen, die von Stufe zu Stufe allmählig nach natürlichen Geſetzen fortſchreitende Aufklärung unſrer den verborgenen Mittelpunkt des feinſten Daſeyns angreifenden Mißverſtändniſſe zu entwickeln, und die mannichfachen Produkte meiner Ungeſchicklichkeit darzuſtellen, nebſt den Lehrjahren meiner Männlichkeit; welche ich im Ganzen und in ihren Theilen nie überſchauen kann, ohne vieles Lächeln, einige Wehmuth und hinlängliche Selbſtzufriedenheit. Doch will ich als ein gebildeter Liebhaber und Schriftſteller verſuchen, den rohen Zufall zu bilden und ihn zum Zwecke geſtalten. Für mich und für dieſe Schrift, für meine Liebe zu ihr und für ihre Bildung in ſich, iſt aber kein Zweck zweckmäßiger, als der, daß ich gleich Anfangs das was wir Ordnung nennen vernichte, weit von ihr entferne und mir das Recht einer reizenden Verwirrung deutlich zueigne und durch die That behaupte. Dies iſt um ſo nöthiger, da der Stoff, den unſer Leben und Lieben meinem Geiſte und meiner Feder giebt, ſo unaufhaltſam progreſſiv und ſo unbiegſam ſyſtematiſch iſt. Wäre es nun auch die Form, ſo würde dieſer in ſeiner Art einzige Brief dadurch eine unerträgliche Einheit und Einerleyheit erhalten und nicht mehr können, was er doch will und ſoll: das ſchönſte Chaos von erhabnen Harmonien und intereſſanten Genüſſen nachbilden und ergänzen. Ich gebrauche alſo mein unbezweifeltes Verwirrungsrecht und ſetze oder ſtelle hier ganz an die unrechte Stelle eines von den vielen zerſtreuten Blättern die ich aus Sehnſucht und Ungeduld, wenn ich dich nicht fand wo ich dich am gewiſſeſten zu finden hoffte, in deinem Zimmer, auf unſerm Sopha, mit der zuletzt von dir gebrauchten Feder, mit den erſten den beſten Worten, ſo jene mir eingegeben, anfüllte oder verdarb, und die du Gute, ohne daß ich es wußte, ſorgſam bewahrteſt.

Die Auswahl wird mir nicht ſchwer. Denn da unter den Träumereyen, die hier ſchon den ewigen Lettern und dir anvertrauet ſind, die Erinnerung an die ſchönſte Welt noch das gehaltvollſte iſt, und noch am erſten eine gewiſſe Art von

Ähnlichkeit mit den ſogenannten Gedanken hat: ſo nehme ich vor allen andern die dithyrambiſche Fantaſie über die ſchönſte Situazion. Denn wiſſen wir erſt ſicher, daß wir in der ſchönſten Welt leben: ſo iſt es unſtreitig das nächſte Bedürfniß uns über die ſchönſte Situazion in dieſer ſchönſten Welt durch andre oder durch uns ſelbſt gründlich zu belehren.

Dithyrambiſche Fantaſie über die ſchönſte Situazion.

Eine große Thräne fällt auf das heilige Blatt, welches ich hier ſtatt deiner fand. Wie treu und wie einfach haſt du ihn aufgezeichnet, den kühnen alten Gedanken zu meinem lieb-

liebſten und geheimſten Vorhaben. In dir iſt er groß geworden und in dieſem Spiegel ſcheue ich mich nicht, mich ſelbſt zu bewundern und zu lieben. Nur hier ſehe ich mich ganz und harmoniſch, oder vielmehr die volle ganze Menſchheit in mir und in dir. Denn auch dein Geiſt ſteht beſtimmt und vollendet vor mir; es ſind nicht mehr Züge die erſcheinen und zerfließen: ſondern wie eine von den Geſtalten, die ewig dauern, blickt er mich aus hohen Augen freudig an und öffnet die Arme, den meinigen zu umſchließen. Die flüchtigſten und heiligſten von jenen zarten Zügen und Äußerungen der Seele die dem, welcher das höchſte nicht kennt, allein ſchon Seligkeit ſcheinen, ſind nur die gemeinſchaftliche Atmoſphäre unſers geiſtigen Athmens und Lebens.

Die Worte ſind matt und trübe; auch würde ich in dieſem Gedränge von Erſcheinungen nur immer das eine unerſchöpfliche Gefühl unſrer urſprünglichen Harmonie von neuem wiederholen müſſen. Eine große Zukunft winkt mich eilends weiter ins Unermeßliche hinaus, jede Idee öffnet ihren Schooß und entfaltet ſich in unzählige neue Geburten. Die äußerſten Enden der zügelloſen Luſt und der ſtillen Ahndung leben zugleich in mir. Ich erinnere mich an alles, auch an die Schmerzen, und alle meine ehemaligen und künftigen Gedanken regen ſich und ſtehen wider mich auf. In den geſchwollnen Adern tobt das wilde Blut, der Mund durſtet nach Vereinigung und unter den vielen Geſtalten der Freude wählt und wechſelt die Fantaſie und findet keine, in der die Begierde ſich endlich erfüllen und endlich Ruhe finden könnte. Und dann gedenke ich wieder plötzlich und rührend der dunkeln Zeit, da ich immer wartete, ohne zu hoffen, und heftig liebte, ohne daß ich es wußte; da mein innerſtes Weſen ſich ganz in unbeſtimmte Sehnſucht ergoß und ſie nur ſelten in halb unterdrückten Seufzern aushauchte.

Ja! ich würde es für ein Mährchen gehalten haben, daß es ſolche Freude gebe und ſolche Liebe, wie ich nun fühle, und eine ſolche Frau, die mir zugleich die zärtlichſte Geliebte und die beſte Geſellſchaft wäre und auch eine vollkommene Freundin. Denn in der Freundſchaft beſonders ſuchte ich alles, was ich entbehrte und was ich in keinem weiblichen Weſen zu finden hoffte. In dir habe ich es alles gefunden und mehr als ich zu wünſchen vermochte: aber du biſt auch nicht wie die andern. Was Gewohnheit oder Eigenſinn weiblich nennen, davon weißt du nichts. Außer den kleinen Eigenheiten beſteht die Weiblichkeit deiner Seele bloß darin, daß Leben und Lieben für ſie gleich viel bedeutet; du fühlſt alles ganz und unendlich, du weißt von keinen Abſonderungen, dein Weſen iſt Eins und untheilbar. Darum biſt du ſo ernſt und ſo freudig; darum nimmſt du alles ſo groß und ſo nachläſſig, und darum liebſt du mich auch ganz und überläßt keinen Theil von mir etwa dem Staate, der Nachwelt oder den männlichen Freunden. Es gehört dir alles uud wir ſind uns überall die nächſten und verſtehn uns am beſten. Durch alle Stufen der Menſchheit gehſt du mit mir von der ausgelaſſenſten Sinnlichkeit bis zur geiſtigſten Geiſtigkeit und nur in dir ſah ich wahren Stolz und wahre weibliche Demuth.

Das äußerſte Leiden, wenn es uns nur umgäbe, ohne uns zu trennen, würde mir nichts ſcheinen als ein reizender Gegenſatz für den hohen Leichtſinn unſerer Ehe. Warum ſollten wir nicht die herbeſte Laune des Zufalls für ſchönen Witz und ausgelaſſene Willkühr nehmen, da wir unſterblich ſind wie die Liebe? Ich kann nicht mehr ſagen, meine Liebe oder deine Liebe; beyde ſind ſich gleich und vollkommen Eins, ſo viel Liebe als Gegenliebe. Es iſt Ehe, ewige Einheit und Verbindung unſrer Geiſter, nicht bloß für das was wir dieſe oder jene Welt nennen, ſondern für die eine wahre, untheilbare, namenloſe, unendliche Welt, für unſer ganzes ewiges Seyn und Leben. Darum würde ich auch, wenn es mir Zeit ſchiene, eben ſo froh und eben ſo leicht eine Taſſe

Kirſchlorberwaſſer mit dir ausleeren, wie das letzte Glas Champagner, was wir zuſammen tranken, mit den Worten von mir: »So laß uns den »Reſt unſers Lebens austrinken.« — So ſprach und trank ich eilig, ehe der edelſte Geiſt des Weins verſchäumte; und ſo, das ſage ich noch einmal, ſo laß uns leben und lieben. Ich weiß, auch du würdeſt mich nicht überleben wollen, du würdeſt dem voreiligen Gemahle auch im Sarge folgen, und aus Luſt und Liebe in den flammenden Abgrund ſteigen, in den ein raſendes Geſetz die Indiſchen Frauen zwingt und die zarteſten Heiligthümer der Willkühr durch grobe Abſicht und Befehl entweiht und zerſtört.

Dort wird dann vielleicht die Sehnſucht voller befriedigt. Ich bin oft darüber erſtaunt: jeder Gedanke und was ſonſt gebildet in uns iſt, ſcheint in ſich ſelbſt vollendet, einzeln und untheilbar wie eine Perſon; eines verdrängt das andre, und was eben ganz nah und gegenwärtig war, ſinkt bald in Dunkel zurück. Und dann giebt es doch wieder Augenblicke plötzlicher, allgemeiner Klarheit, wo mehrere ſolche Geiſter der innern Welt durch wunderbare Vermählung völlig in Eins verſchmelzen, und manches ſchon vergeſſene Stück unſers Ich in neuem Lichte ſtrahlt und auch die Nacht der Zukunft mit ſeinem hellen Scheine öffnet. Wie im Kleinen ſo, glaube ich, iſt es auch im Großen. Was wir ein Leben nennen, iſt für den ganzen ewigen innern Menſchen nur ein einziger Gedanke, ein unheilbares Gefühl. Auch für ihn giebts ſolche Augenblicke des tiefſten und vollſten Bewußtſeyns, wo ihm alle die Leben einfallen, ſich anders miſchen und trennen. Wir beide werden noch einſt in Einem Geiſte anſchauen, daß wir Blüthen Einer Pflanze oder Blätter Einer Blume ſind, und mit Lächeln werden wir dann wiſſen, daß was wir jetzt nur Hoffnung nennen, eigentlich Erinnerung war.

Weißt du noch, wie der erſte Keim dieſes Gedankens vor dir in meiner Seele aufſproßte und auch gleich in der deinigen Wurzel faßte? — So ſchlingt die Religion der Liebe unſre Liebe immer inniger und ſtärker zuſammen, wie das Kind die Luſt der zärtlichen Eltern dem Echo gleich verdoppelt.

Nichts kann uns trennen und gewiß würde jede Entfernung mich nur gewaltſamer an dich reißen. Ich denke mir, wie ich bey der letzten Umarmung im Gedränge der heftigen Widerſprüche zugleich in Thränen und in Lachen ausbreche. Dann würde ich ſtill werden und in einer Art von Betäubung durchaus nicht glauben, daß ich von dir entfernt ſey, bis die neuen Gegenſtände um mich her mich wider Willen überzeugten. Aber dann würde auch meine Sehnſucht unaufhaltſam wachſen, bis ich auf ihren Flügeln in deine Arme ſänke. Laß auch die Worte oder die Menſchen ein Misverſtändniß zwiſchen uns erregen! Der tiefe Schmerz würde flüchtig ſeyn und ſich bald in vollkommenere Harmonie auflöſen. Ich würde ihn ſo wenig achten, wie die liebende Geliebte im Enthuſiasmus der Wolluſt die kleine Verletzung achtet.

Wie könnte uns die Entfernung entfernen, da uns die Gegenwart ſelbſt gleichſam zu gegenwärtig iſt. Wir müſſen ihre verzehrende Gluth in Scherzen lindern und kühlen und ſo iſt uns die witzigſte unter den Geſtalten und Situazionen der Freude auch die ſchönſte. Eine unter allen iſt die witzigſte und die ſchönſte: wenn wir die Rollen vertauſchen und mit kindiſcher Luſt wetteifern, wer den andern täuſchender nachäffen kann, ob dir die ſchonende Heftigkeit des Mannes beſſer gelingt, oder mir die anziehende Hingebung des Weibes. Aber weißt du wohl, daß dieſes ſüße Spiel für mich noch ganz andre Reize hat als ſeine eignen? Es iſt auch nicht bloß die Wolluſt der Ermattung oder das Vorgefühl der Rache. Ich ſehe hier eine wunderbare ſinnreich bedeutende Allegorie auf die Vollendung des Männlichen und Weiblichen zur vollen ganzen Menſchheit. Es liegt viel darin, und was darin liegt, ſteht gewiß nicht ſo ſchnell auf wie ich, wenn ich dir unterliege.

Das war die dithyrambiſche Fantaſie über die ſchönſte Situazion in der ſchönſten Welt! Ich weiß noch recht gut, wie du ſie damals gefunden und genommen haſt. Aber ich glaube auch eben ſo gut zu wiſſen, wie du ſie hier finden und nehmen wirſt; hier in dieſem Büchelchen, von dem du mehr treue Geſchichte, ſchlichte Wahrheit und ruhigen Verſtand, ja ſogar Moral, die liebenswürdige Moral der Liebe erwarteſt. »Wie »kann man ſchreiben wollen, was »kaum zu ſagen erlaubt iſt, was »man nur fühlen ſollte?« — Ich antworte: Fühlt man es, ſo muß man es ſagen wollen, und was man ſagen will, darf man auch ſchreiben können.

Ich wollte dir erſt beweiſen und begründen, es liege urſprünglich und weſentlich in der Natur des Mannes ein gewiſſer tölpelhafter Enthuſiasmus, der gern mit allem Zarten und Heiligen herausplatzt, nicht ſelten über ſeinen eignen treuherzigen Eifer ungeſchickterweiſe hinſtürzt und mit einem Worte leicht bis zur Grobheit göttlich iſt.

Durch dieſe Apologie wäre ich zwar gerettet, aber vielleicht nur auf Unkoſten der Männlichkeit ſelbſt: denn ſo viel ihr auch im einzelnen von dieſer haltet, ſo habt ihr doch immer viel und vieles wider das Ganze der Gattung. Ich will indeſſen auf keinen Fall gemeine Sache mit einer ſolchen Rare haben und vertheidige oder entſchuldige daher meine Freyheit und Frechheit lieber bloß mit dem Beyſpiele der unſchuldigen kleinen Wilhelmine, da ſie doch auch eine Dame iſt, die ich überdem auf das zärtlichſte liebe. Darum will ich ſie auch gleich ein wenig charakteriſiren.

Charakteriſtik der kleinen Wilhelmine.

Betrachtet man das ſonderbare Kind nicht mit Rückſicht auf eine einſeitige Theorie, ſondern wie es ſich ziemt, im Großen und Ganzen:

ſo darf man kühnlich von ihr ſagen, und es iſt vielleicht das beſte was man überhaupt von ihr ſagen kann: Sie iſt die geiſtreichſte Perſon ihrer Zeit oder ihres Alters. Und das iſt nicht wenig geſagt: denn wie ſelten iſt harmoniſche Ausbildung unter zweyjährigen Menſchen? Der ſtärkſte unter vielen ſtarken Beweiſen für ihre innere Vollendung iſt ihre heitere Selbſtzufriedenheit. Wenn ſie gegeſſen hat, pflegt ſie beide Ärmchen auf den Tiſch ausgebreitet ihren kleinen Kopf mit närriſchem Ernſt darauf zu ſtützen, macht die Augen groß und wirft ſchlaue Blicke im Kreiſe der ganzen Familie umher. Dann richtet ſie ſich auf mit dem lebhafteſten Ausdrucke von Ironie und lächelt über ihre eigne Schlauheit und unſre Inferiorität. Überhaupt hat ſie viel Bouffonerie und viel Sinn für Bouffonerie. Mache ich ihre Gebehrden nach, ſo macht ſie mir gleich wieder mein Nachmachen nach; und ſo haben wir uns eine mimiſche Sprache gebildet und verſtändigen uns in den Hieroglyphen der darſtellenden Kunſt. Zur Poeſie glaube ich hat ſie weit mehr Neigung als zur Philoſophie; ſo läßt ſie ſich auch lieber fahren und reiſet nur im Nothfall zu Fuß. Die harten Übelklänge unſrer nordiſchen Mutterſprache verſchmelzen auf ihrer Zunge in den weichen und ſüßen Wohllaut der Italiäniſchen und Indiſchen Mundart. Reime liebt ſie beſonders, wie alles Schöne; ſie kann oft gar nicht müde werden, alle ihre Lieblingsbilder, gleichſam eine klaſſiſche Auswahl ihrer kleinen Genüſſe, ſich ſelbſt unaufhörlich nach einander zu ſagen und zu ſingen. Die Blüthen aller Dinge jeglicher Art flicht Poeſie in einen leichten Kranz und ſo nennt und reimt auch Wilhelmine Gegenden, Zeiten, Begebenheiten, Perſonen, Spielwerke und Speiſen, alles durch einander in romantiſcher Verwirrung, ſo viel Worte ſo viel Bilder; und das ohne alle Nebenbeſtimmungen und künſtlichen Übergänge, die am Ende doch nur dem Verſtande frommen und jeden kühneren Schwung der Fantaſie hemmen. Für die ihrige iſt alles in der Natur belebt und beſeelt; und ich erinnere mich noch oft mit Vergnügen daran, wie ſie in einem Alter von nicht viel mehr als einem Jahre zum erſtenmal eine Puppe ſah und fühlte. Ein himmliſches Lächeln blühte auf ihrem kleinen Geſichte und ſie drückte gleich einen herzlichen Kuß auf die gefärbten Lippen von Holz. Gewiß! es liegt tief in der Natur des Menſchen, daß er alles eſſen will, was er liebt, und jede neue Erſcheinung unmittelbar zum Munde führt, um ſie da wo möglich in ihre erſten Beſtandtheile zu zergliedern. Die geſunde Wißbegierde wünſcht ihren Gegenſtand ganz zu faſſen, bis in ſein Innerſtes zu durchdringen und zu zerbeißen. Das Betaſten dagegen bleibt bey der äußerlichen Oberfläche allein ſtehn, und alles Begreifen gewährt eine unvollkommene nur mittelbare Erkenntniß. Indeſſen iſt es doch ſchon ein intereſſantes Schauſpiel, wenn ein geiſtreiches Kind ein Ebenbild von ſich erblickt, es mit den Händen zu begreifen und ſich durch dieſe erſten und letzten Fühlhörner der Vernunft zu orientiren ſtrebt; ſchüchtern verkriecht und verſteckt ſich der Fremdling und ämſig iſt die kleine Philoſophin hinterdrein, den Gegenſtand ihrer angefangenen Unterſuchung zu verfolgen. —

Aber freylich iſt Geiſt, Witz und Originalität bey Kindern gerade ſo ſelten wie bey Erwachſenen. Doch alles dies und ſo vieles andre gehört nicht hieher und würde mich über die Gränzen meines Zweckes führen! Denn dieſe Charakteriſtik ſoll ja nichts darſtellen als ein Ideal, welches ich mir ſtets vor Augen halten will, um in dieſem kleinen Kunſtwerke ſchöner und zierlicher Lebensweisheit nie von der zarten Linie des Schicklichen zu verirren, und dir, damit du alle die Freyheiten und Frechheiten, die ich mir noch zu nehmen denke, im voraus verzeihſt, oder doch von einem höhern Standpunkte beurtheilen und würdigen kannſt.

Habe ich etwa Unrecht, wenn ich die Sittlichkeit bey Kindern, Zartheit und Zierlichkeit in Gedanken und Worten vornehmlich beym weiblichen Geſchlecht ſuche? —

Und nun ſieh! dieſe liebenswürdige Wilhelmine findet nicht ſelten ein unausſprechliches Vergnügen darin, auf dem Rücken liegend mit den Beinchen in die Höhe zu geſticuliren, unbekümmert um ihren Rock und um das Urtheil der Welt. Wenn das Wilhelmine thut, was darf ich nicht thun, da ich doch bey Gott! ein Mann bin, und nicht zarter zu ſeyn brauche wie das zarteſte weibliche Weſen?

O beneidenswürdige Freyheit von Vorurtheilen! Wirf auch du ſie von dir, liebe Freundin, alle die Reſte von falſcher Schaam, wie ich oft die fatalen Kleider von dir riß und in schöner Anarchie umherſtreute. Und ſollte dir ja dieſer kleine Roman meines Lebens zu wild ſcheinen: ſo denke dir, daß er ein Kind ſey und ertrage ſeinen unſchuldigen Muthwillen mit mütterlicher Langmuth und laß dich von ihm liebkoſen.

Wenn du es mit der Wahrſcheinlichkeit und durchgängigen Bedeutſamkeit einer Allegorie nicht ſogar ſtrenge nehmen und dabey ſo viel Ungeſchicklichkeit im Erzählen erwarten wollteſt, als man von den Bekenntniſſen eines Ungeſchickten fodern muß, wenn das Coſtum nicht verletzt werden ſoll: ſo möchte ich dir hier einen der letzten meiner wachenden Träume erzählen, da er ein ähnliches Reſultat giebt wie die

Charakteriſtik der kleinen Wilhelmine.

Allegorie von der Frechheit.

Sorglos ſtand ich in einem kunſtreichen Garten an einem runden Beet, welches mit einem Chaos der herrlichſten Blumen, ausländiſchen und einländiſchen, prangte. Ich ſog den würzigen Duft ein und ergötzte mich an den bunten Farben: aber plötzlich ſprang ein häßliches Unthier mitten aus den Blumen hervor. Es ſchien geſchwollen von Gift, die durchſichtige Haut ſpielte in alle Farben und man ſah die Eingeweide ſich winden wie Gewürme. Es war groß genug, um Furcht einzuflößen; dabey öffnete es Krebsſcheeren nach allen Seiten rund um den ganzen Leib; bald hüpfte es wie ein Froſch, dann kroch es wieder mit ekelhafter Beweglichkeit auf einer unzähligen Menge kleiner Füße. Mit Entſetzen wandte ich mich weg: da es mich aber verfolgen wollte, faßte ich Muth, warf es mit einem kräftigen Stoß auf den Rücken, und ſogleich ſchien es mir nichts als ein gemeiner Froſch. Ich erſtaunte nicht wenig, und noch mehr, da plötzlich Jemand ganz dicht hinter mir ſagte: »Das iſt die öffentliche Meinung, »und ich bin der Witz; deine falſchen Freunde, jene Blumen ſind »ſchon alle welk.« — Ich ſah mich um und erblickte eine männliche Geſtalt mittlerer Größe; die großen

Formen des edlen Geſichts waren ſo ausgearbeitet und übertrieben, wie wir ſie oft an römiſchen Bruſtbildern ſehn. Ein freundliches Feuer ſtrahlte aus den offnen, lichten Augen, und zwey große Locken warfen und drängten ſich ſonderbar auf der kühnen Stirn. »Ich werde ein altes Schauſpiel vor dir erneuern, ſprach er: einige Jünglinge am Scheidewege. Ich ſelbſt habe es der Mühe werth gehalten, ſie in müſſigen Stunden mit der göttlichen Fantaſie zu erzeugen. Es ſind die ächten Romane, vier an der Zahl und unſterblich wie wir.« — Ich ſchaute wohin er winkte, und ein ſchöner Jüngling flog kaum bekleidet über die grüne Ebne. Schon war er fern und ich ſah nur noch eben, daß er ſich auf ein Roß ſchwang und davon eilte als wollte er den lauen Abendwind überflügeln und ſeiner Langſamkeit ſpotten. Auf dem Hügel zeigte ſich ein Ritter in voller Rüſtung, groß und hehr von Geſtalt, beynah ein Rieſe: aber die genaue Richtigkeit ſeines Wuchſes und ſeiner Bildung nebſt der treuherzigen Freundlichkeit in ſeinen bedeutenden Blicken und umſtändlichen Gebehrden gab ihm dennoch eine gewiſſe altväteriſche Zierlichkeit. Er neigte ſich gegen die untergehende Sonne, ließ ſich langſam auf ein Knie nieder und ſchien mit großer Inbrunſt zu beten, die rechte Hand aufs Herz, die linke an der Stirn.

Der Jüngling, der zuvor ſo ſchnell war, lag nun ganz ruhig am Abhange und ſonnte ſich in den letzten Strahlen; dann ſprang er auf, entkleidete ſich, ſtürzte in den Strom und ſpielte mit den Wellen, tauchte unter, kam wieder hervor und warf ſich von neuem in die Fluth. Fernab im Dunkel des Hains ſchwebte etwas in Griechiſchem Gewande wie eine Geſtalt: aber wenn es eine iſt, dachte ich, ſo kann ſie kaum der Erde angehören; ſo matt waren die Farben, ſo eingehüllt das Ganze in heiligen Nebel. Da ich länger nnd genauer hinſah, zeigte ſich's, daß es auch ein Jüngling ſey, aber von ganz entgegengeſetzter Art. Haupt und Arme lehnte die hohe Geſtalt an eine Urne; ſeine ernſten Blicke ſchienen bald ein verlohrnes Gut auf dem Boden zu ſuchen, bald die blaſſen Sterne, die ſchon zu ſchimmern begannen, etwas zu fragen; ein Seufzer öffnete die Lippen, um die ein ſanftes Lächeln ſchwebte. —

Jener erſte ſinnliche Jüngling war unterdeſſen der einſamen Leibesübungen überdrüſſig geworden und eilte mit leichten Schritten gerade auf uns zu. Er war nun ganz bekleidet, faſt wie ein Schäfer, aber ſehr bunt und ſonderbar. Er hätte ſo auf einer Maskerade erſcheinen können, auch ſpielten die Finger ſeiner Linken mit den Fäden, an denen eine Maske hing. Man hätte den fantaſtiſchen Knaben eben ſo gut für ein muthwilliges Mädchen halten mögen, das ſich aus Laune verkleidet. Bisher ging er in gerader Richtung, aber plötzlich wurde er unſicher; er ging erſt auf die eine Seite, dann eilte er zurück nach der andern und lachte dabey über ſich ſelbſt. »Der junge Menſch weiß »nicht, ob er ſich zur Frechheit oder »zur Delikateſſe halten ſoll,« ſagte mein Begleiter. Ich ſah zur Linken eine Geſellſchaft ſchöner Frauen und Mädchen; zur Rechten ſtand eine große allein, und da ich hinſehen wollte nach der gewaltigen Form, begegnete ihr Blick dem meinen ſo ſcharf und kühn, daß ich die Augen niederſchlug. Mitten unter den Damen war ein junger Mann, den ich ſogleich für einen Bruder der andern Romane erkannte. Einer von denen wie man ſie gegenwärtig ſieht; aber viel gebildeter; ſeine Geſtalt und ſein Geſicht war nicht ſchön; aber fein, ſehr verſtändig und äuſſerſt anziehend. Man hätte ihn eben ſo gut für einen Franzoſen wie für einen Deutſchen halten können; ſeine Kleidung und ſeine ganze Art war einfach, aber ſorgfältig und völlig modern. Er unterhielt die Geſellſchaft und ſchien ſich für alle lebhaft zu intereſſiren. Die Mädchen waren ſehr beweglich um die vornehmſte Dame und ſchwatzten viel unter einander. »Ich habe doch noch mehr »Gemüth wie du, liebe Sittlichkeit! »ſagte die eine; aber ich heiße auch

»Seele und zwar die ſchöne.« Die Sittlichkeit wurde etwas blaß und die Thränen ſchienen ihr nahe zu ſeyn. »Ich war doch geſtern ſo tugendhaft, ſagte ſie, und mache immer größere Fortſchritte in der Anſtrengung. Ich habe genug an meinen eignen Vorwürfen, warum muß ich noch welche von dir hören?« — Eine andre, die Beſcheidenheit, war neidiſch auf die, welche ſich die ſchöne Seele nannte und ſprach: »Ich bin böſe mit dir, du willſt mich nur als Mittel brauchen.« — Die Decenz, da ſie die arme öffentliche Meinung ſo hülflos auf dem Rücken liegen ſah, vergoß drittehalb Thränen und gebehrdete ſich dann auf eine intereſſante

Weiſe, das Auge zu trocknen, welches aber gar nicht mehr naß war.— »Wundre dich nicht über dieſe Offenheit, ſagte der Witz; ſie iſt weder gewöhnlich noch willkührlich. »Die allmächtige Fantaſie hat dieſe »weſenloſen Schatten mit ihrem Zauberſtabe berührt, damit ſie ihr Inneres offenbaren. Du wirſt gleich »noch mehr hören. Aber die Frechheit redet von freyen Stücken ſo.«

»Der junge Schwärmer da, ſagte »die Delikateſſe, ſoll mich recht amüſiren; der wird immer ſchöne Verſe »auf mich machen. Ich werde ihn »in der Ferne halten wie den Ritter. »Der Ritter iſt freylich ſchön, wenn »er nur nicht ſo ernſthaft und feyerlich ausſähe. Der klügſte von

»allen iſt wohl der Elegant, der jetzt
»mit der Beſcheidenheit ſpricht; ich
»glaube, er perſifflirt ſie. Wenigſtens
»hat er über die Sittlichkeit
»und ihr fades Geſicht viel hübſches
»geſagt. Er hat doch mit mir am
»meiſten geſprochen, und könnte mich
»wohl einmal verführen, wenn ich
»mich nicht anders beſinne, oder
»wenn keiner erſcheint, der noch mehr
»nach der Mode iſt.« — Der Ritter
hatte ſich der Geſellſchaft nun auch
genähert; die linke Hand ſtützte ſich
auf den Griff des großen Schwerdtes,
und mit der rechten bot er den Anweſenden
höflichen Gruß. — »Ihr
»ſeyd doch alle gewöhnlich und ich
»habe Langeweile,« ſagte der moderne
Mann, gähnte und ging fort.

Ich ſah nunmehr, daß die Frauen, die ich beym erſten Blick für ſchön gehalten hatte, eigentlich nur blühend und artig übrigens aber unbedeutend waren. Sah man genau zu, ſo fanden ſich ſogar gemeine Züge und Spuren von Verderbtheit. Die Frechheit ſchien mir nun weniger hart, ich konnte ſie dreiſt anſehen und mußte es mir mit Verwunderung geſtehn, daß ihre Bildung groß und edel ſey. Sie ging haſtig auf die ſchöne Seele zu und griff ihr gerade ins Geſicht. »Das »iſt nur eine Maske, ſagte ſie; »du biſt nicht die ſchöne Seele, ſon»dern höchſtens die Zierlichkeit, »oft auch die Coquetterie.« — Dann wandte ſie ſich zum Witz mit den

Worten: »Wenn du die gemacht »haſt, die man jetzt Romane nennt, »ſo hätteſt du deine Zeit auch beſſer »anwenden können. Kaum hie und »da finde ich in den beſten etwas »von der leichten Poeſie des flüchtigen Lebens: aber wohin iſt ſie entflohen, die kühne Muſik des lieberaſenden Herzens, ſie die alles mit »ſich fortreißt, ſo daß der Wildeſte »zärtliche Thränen vergießt und die »ewigen Felſen ſelber tanzen? Keiner iſt ſo albern und keiner ſo nüchtern, der nicht von Liebe ſchwatzt: »aber wer ſie noch kennt, hat kein »Herz und keinen Glauben, ſie auszuſprechen.« Der Witz lachte, der himmliſche Jüngling winkte Beyfall aus der Ferne, und ſie fuhr fort:

»Wenn die, welche unvermögend am
»Geiſt ſind, Kinder mit ihm zeugen
»wollen; wenn die, welche es gar
»nicht verſtehn, zu leben wagen: das
»iſt höchſt unanſtändig, denn es iſt
»höchſt unnatürlich und höchſt unſchicklich.
Aber daß der Wein
»ſchäumt und der Blitz zündet, iſt
»ganz richtig und ganz ſchicklich.« —
Der leichtfertige Roman hatte nun
gewählt; er war bey dieſen Worten
ſchon um die Frechheit und ſchien
ihr ganz ergeben. Sie eilte Arm
in Arm mit ihm davon und ſagte
nur im Vorbeygehn zu dem Ritter:
»Wir ſehn uns wieder.« — »Das
»waren nur äußerliche Erſcheinungen,
»ſprach mein Beſchützer, und du wirſt
»gleich das Innere in dir ſchauen.

»Übrigens bin ich eine wahre Perſon »und der wahre Witz; das ſchwöre »ich dir bey mir ſelber, ohne den Arm »in die Unendlichkeit auszuſtrecken.« Alles verſchwand nun, und auch der Witz wuchs und dehnte ſich, bis er nicht mehr war. Nicht mehr vor und außer mir, wohl aber in mir glaubte ich ihn wieder zu finden; ein Stück meines Selbſt und doch verſchieden von mir, in ſich lebendig und ſelbſtſtändig. Ein neuer Sinn ſchien mir aufgethan; ich entdeckte in mir eine reine Maſſe von mildem Licht. Ich kehrte in mich ſelbſt zurück und in den neuen Sinn, deſſen Wunder ich ſchaute. Er ſah ſo klar und beſtimmt, wie ein geiſtiges nach Innen gerichtetes Auge:

dabey waren aber ſeine Wahrnehmungen innig und leiſe wie die des Gehörs, und ſo unmittelbar wie die des Gefühls. Ich erkannte bald die Scene der äußern Welt wieder, aber reiner und verklärt, oben den blauen Mantel des Himmels, unten den grünen Teppich der reichen Erde, die bald von fröhlichen Geſtalten wimmelte. Denn was ich nur im Innerſten wünſchte, lebte und drängte ſich gleich hier, ehe ich ſelbſt den Wunſch noch deutlich gedacht hatte. Und ſo ſah ich denn bald bekannte und unbekannte liebe Geſtalten in wunderlichen Masken, wie ein großes Carneval der Luſt und Liebe. Innre Saturnalien, an ſeltſamer Mannichfaltigkeit und Zügelloſigkeit der großen Vorwelt nicht unwürdig. Aber nicht lange ſchwärmte das geiſtige Bacchanal durch einander, ſo zerriß dieſe ganze innre Welt wie durch einen elektriſchen Schlag und ich vernahm ich weiß nicht wie und woher die geflügelten Worte: »Vernichten und Schaffen, Eins und »Alles; und ſo ſchwebe der ewige »Geiſt ewig auf dem ewigen Weltſtrome der Zeit und des Lebens »und nehme jede kühnere Welle wahr, »ehe ſie zerfließt.« — Furchtbar ſchön und ſehr fremd tönte dieſe Stimme der Fantaſie, aber milder und mehr wie an mich gerichtet die folgenden Worte: »Die Zeit iſt da, das innre »Weſen der Gottheit kann offenbart »und dargeſtellt werden, alle My-

»ſterien dürfen ſich enthüllen und die »Furcht ſoll aufhören. Weihe dich »ſelbſt ein und verkündige es, daß »die Natur allein ehrwürdig und »die Geſundheit allein liebenswürdig »iſt.« — Bey den geheimnißvollen Worten, *die Zeit iſt da*, fiel wie eine Flocke von himmliſchem Feuer in meine Seele. Es brannte und zehrte in meinem Mark; es drängte und ſtürmte ſich zu äußern. Ich griff nach Waffen, um mich in das Kriegsgetümmel der Leidenſchaften, die mit Vorurtheilen wie mit Waffen wüthen, zu ſtürzen und für die Liebe und die Wahrheit zu kämpfen: aber es waren keine Waffen da. Ich öffnete den Mund, um ſie in Geſang zu verkündigen, und ich dachte, alle Weſen müßten ihn vernehmen und die ganze Welt ſollte harmoniſch wiederklingen: aber ich beſann mich, daß meine Lippen die Kunſt nicht gelernt hätten, die Geſänge des Geiſtes nachzubilden. — »Du mußt das unſterbliche Feuer »nicht rein und roh mittheilen wol»len,« ſprach die bekannte Stimme meines freundlichen Begleiters. »Bil»de, erfinde, verwandle und erhalte »die Welt und ihre ewigen Geſtalten »im ſteten Wechſel neuer Trennun»gen und Vermählungen. Verhülle »und binde den Geiſt im Buchſta»ben. Der ächte Buchſtabe iſt all»mächtig und der eigentliche Zauber»ſtab. Er iſt es, mit dem die un»widerſtehliche Willkühr der hohen

»Zauberin Fantaſie das erhabene »Chaos der vollen Natur berührt, »und das unendliche Wort ans Licht »ruft, welches ein Ebenbild und »Spiegel des göttlichen Geiſtes iſt, »und welches die Sterblichen Univerſum nennen.«

Wie die weibliche Kleidung vor der männlichen, ſo hat auch der weibliche Geiſt vor dem männlichen den Vorzug, daß man ſich da durch eine einzige kühne Combination über alle Vorurtheile der Cultur und bürgerlichen Conventionen wegſetzen und mit einemmale mitten im Stande der Unſchuld und im Schooß der Natur befinden kann.

An wen ſollte alſo wohl die Rhetorik der Liebe ihre Apologie der Natur und der Unſchuld richten als an alle Frauen, in deren zarten Herzen das heilige Feuer der göttlichen Wolluſt tief verſchloſſen ruht, und nie ganz verlöſchen kann, wenn es auch noch ſo ſehr verwahrloſt und verunreinigt wird? Nächſtdem freylich auch an die Jünglinge, und an die Männer die noch Jünglinge geblieben ſind. Bey dieſen iſt aber ſchon ein großer Unterſchied zu machen. Man könnte alle Jünglinge eintheilen in ſolche, die das haben, was Diderot die Empfindung des Fleiſches nennt, und in ſolche die es nicht haben. Eine ſeltne Gabe! Viele Maler von Talent und Einſicht ſtreben ihr ganzes Leben umſonſt danach, und viele Virtuoſen der Männlichkeit vollenden ihre Laufbahn, ohne eine Ahndung davon gehabt zu haben. Auf dem gemeinen Wege kommt man nicht dahin. Ein Libertin mag verſtehen mit einer Art von Geſchmack den Gürtel zu löſen. Aber jenen höhern Kunſtſinn der Wolluſt, durch den die männliche Kraft erſt zur Schönheit gebildet wird, lehrt nur die Liebe allein den Jüngling. Es iſt Elektrizität des Gefühls, dabey aber im Innern ein ſtilles leiſes Lauſchen, im Äußern eine gewiſſe klare Durchſichtigkeit, wie in den hellen Stellen der Malerey, die ein reizbares Auge ſo deutlich fühlt. Es iſt eine wunderbare Miſchung und Harmonie aller Sinne: ſo giebt es auch in der Muſik ganz kunſtloſe, reine, tiefe Accente, die das Ohr nicht zu hören, ſondern wirklich zu trinken ſcheint, wenn das Gemüth nach Liebe durſtet. Übrigens aber möchte ſich die Empfindung des Fleiſches nicht weiter definiren laſſen. Das iſt auch unnöthig. Genug ſie iſt für Jünglinge der erſte Grad der Liebeskunſt und eine angeborne Gabe der Frauen, durch deren Gunſt und Huld allein ſie jenen mitgetheilt, und angebildet werden kann. Mit den Unglücklichen, die ſie nicht kennen, muß man nicht von Liebe reden: denn von Natur iſt in dem Manne zwar ein Bedürfniß aber kein Vorgefühl derſelben. Der zweyte Grad hat ſchon etwas Myſtiſches, und könnte leicht vernunftwidrig ſcheinen, wie jedes Ideal. Ein Mann der das innere Verlangen ſeiner Geliebten nicht ganz füllen und befriedigen kann, verſteht es gar nicht zu ſeyn, was er doch iſt und ſeyn ſoll. Er iſt eigentlich unvermögend, und kann keine gültige Ehe ſchließen. Zwar verſchwindet auch die höchſte endliche Größe vor dem Unendlichen, und durch bloße Kraft läßt ſich alſo das Problem auch bey dem beſten Willen nicht auflöſen. Aber wer Fantaſie hat, kann auch Fantaſie mittheilen, und wo die iſt, entbehren die Liebenden gern, um zu verſchwenden; ihr Weg geht nach Innen, ihr Ziel iſt intenſive Unendlichkeit, Unzertrennlichkeit ohne Zahl und Maaß; und eigentlich brauchen ſie nie zu entbehren, weil jener Zauber alles zu erſetzen vermag. Aber ſtill von dieſen Geheimniſſen! Der dritte und höchſte Grad iſt das bleibende Gefühl von harmoniſcher Wärme. Welcher Jüngling das hat, der liebt nicht mehr bloß wie ein Mann, ſondern zugleich auch wie ein Weib. In ihm iſt die Menſchheit vollendet, und er hat den Gipfel des Lebens erſtiegen. Denn gewiß iſt es, daß Männer von Natur bloß heiß oder kalt ſind: zur Wärme müſſen ſie erſt gebildet werden. Aber die Frauen ſind von Natur ſinnlich und geiſtig warm und haben Sinn für Wärme jeder Art.

Wenn

Wenn dieſes tolle kleine Buch einmal gefunden, vielleicht gedruckt, und gar geleſen wird, ſo muß es auf alle glücklichen Jünglinge ungefähr den gleichen Eindruck machen. Nur verſchieden nach den verſchiedenen Stufen ihrer Ausbildung. Denen vom erſten Grad wird es die Empfindung des Fleiſches erregen; die vom zweyten kann es ganz befriedigen; und denen vom dritten ſoll bloß warm dabey werden.

Ganz anders würde es mit den Frauen ſeyn. Unter ihnen giebt es keine Ungeweihten; denn jede hat die Liebe ſchon ganz in ſich, von deren unerſchöpflichem Weſen wir Jünglinge nur immer ein wenig mehr lernen und begreifen. Schon entfaltet, oder noch im Keime, das iſt gleich viel. Auch das Mädchen weiß in ihrer naiven Unwiſſenheit doch ſchon alles, noch ehe der Blitz der Liebe in ihrem zarten Schooß gezündet, und die verſchloßne Knoſpe zum vollen Blumenkelch der Luſt entfaltet hat. Und wenn eine Knoſpe Gefühl hätte, würde nicht das Vorgefühl der Blume deutlicher in ihr ſeyn, als das Bewußtſeyn ihrer ſelbſt? —

Darum giebt es in der weiblichen Liebe keine Grade und Stufen der Bildung, überhaupt nichts allgemeines; ſondern ſo viel Individuen, ſo viel eigenthümliche Arten. Kein Linné kann uns alle dieſe ſchönen Gewächſe und Pflanzen im großen Garten des Lebens klaſſifiziren und verderben; und nur der eingeweihte Liebling der Götter verſteht ihre wunderbare Botanik; die göttliche Kunſt, ihre verhüllten Kräfte und Schönheiten zu errathen und zu erkennen, wann die Zeit ihrer Blüthe ſey und welches Erdreich ſie bedürfen. Da wo der Anfang der Welt oder doch der Anfang der Menſchen iſt, da iſt auch der eigentliche Mittelpunkt der Originalität, und kein Weiſer hat die Weiblichkeit ergründet.

Eines zwar ſcheint die Frauen in zwey große Klaſſen zu theilen. Das nämlich, ob ſie die Sinne achten und ehren, die Natur, ſich ſelbſt und die Männlichkeit: oder ob ſie dieſe wahre innere Unſchuld verloren haben, und jeden Genuß mit Reue erkaufen, bis zur bittern Gefühlloſigkeit gegen innere Misbilligung. Das iſt ja die Geſchichte ſo vieler. Erſt ſcheuen ſie die Männer, dann werden ſie Unwürdigen hingegeben, welche ſie bald haſſen oder betrügen, bis ſie ſich ſelbſt und die weibliche Beſtimmung verachten. Ihre kleine Erfahrung halten ſie für allgemein und alles andre für lächerlich; der enge Kreis von Rohheit und Gemeinheit, in dem ſie ſich beſtändig drehen, iſt für ſie die ganze Welt, und es fällt ihnen gar nicht ein, daß es auch noch andre Welten geben könne. Für dieſe ſind die Männer nicht Menſchen, ſondern bloß Männer, eine eigne Gattung, die fatal aber doch gegen die Langeweile unentbehrlich iſt. Sie ſelbſt ſind denn auch eine bloße Sorte, eine wie die andre, ohne Originalität und ohne Liebe.

Aber ſind ſie unheilbar weil ſie ungeheilt ſind? Mir iſt es ſo einleuchtend und klar, daß nichts unnatürlicher für eine Frau ſey, als Prüderie (ein Laſter an das ich nie ohne eine gewiſſe innerliche Wuth denken kann) und nichts beſchwerlicher als Unnatürlichkeit, daß ich keine Gränze beſtimmen, und keine für unheilbar halten möchte. Ich glaube ihre Unnatur kann nie zuverläßig werden, wenn ſie auch noch ſo viel Leichtigkeit und Unbefangenheit darin erlangt haben, bis zu einem Schein von Conſequenz und

Charakter. Es bleibt doch nur Schein; das Feuer der Liebe iſt durchaus unverlöſchlich, und noch unter der tiefſten Aſche glühen Funken.

Dieſe heilige Funken zu wecken, von der Aſche der Vorurtheile zu reinigen, und wo die Flamme ſchon lauter brennt, ſie mit beſcheidenem Opfer zu nähren; das wäre das höchſte Ziel meines männlichen Ehrgeizes. Laß mich's bekennen, ich liebe nicht dich allein, ich liebe die Weiblichkeit ſelbſt. Ich liebe ſie nicht bloß, ich bete ſie an, weil ich die Menſchheit anbete, und weil die Blume der Gipfel der Pflanze und ihrer natürlichen Schönheit und Bildung iſt.

Es iſt die älteſte kindlichſte einfachſte Religion, zu der ich zurückgekehrt bin. Ich verehre als vorzüglichſtes Sinnbild der Gottheit das Feuer; und wo giebts ein ſchöneres, als das was die Natur tief in die weiche Bruſt der Frauen verſchloß? — Weihe du mich zum Prieſter, nicht um es müßig zu beſchauen, ſondern um es zu befreyen, zu wecken, und zu reinigen: wo es rein iſt, erhält es ſich ſelber, ohne Wache und ohne Veſtalinnen.

Ich ſchreibe und ſchwärme, wie du ſiehſt, nicht ohne Salbung; aber es geſchieht auch nicht ohne Beruf, und zwar göttlichen Beruf. Was darf ſich der nicht zutrauen, zu dem der Witz ſelbſt durch eine Stimme vom geöffneten Himmel herab ſprach: »Du biſt mein lieber Sohn an dem »ich Wohlgefallen habe.« — Und warum ſoll ich nicht aus eigner Vollmacht und Willkühr von mir ſagen: »Ich bin des Witzes lieber »Sohn;« wie mancher Edle, der auf Abentheuer durch's Leben wanderte, von ſich ſagte: »Ich bin des »Glückes lieber Sohn.« —

Übrigens wollte ich eigentlich davon reden, welchen Eindruck dieſer fantaſtiſche Roman auf die Frauen machen würde, wenn der Zufall oder die Willkühr ihn fände und öffentlich aufſtellte. Es wäre auch in der That unſchicklich, wenn ich dir nicht in aller Kürze mit einigen kleinen Beweiſen von Weiſſagung und Divination aufwartete, um mein Recht auf die Prieſterwürde darzuthun.

Verſtehen würden mich alle, keine ſo mißverſtehen und ſo mißbrauchen wie die uneingeweihten Jünglinge. Viele würden mich beſſer verſtehen als ich ſelbſt, aber nur Eine ganz, und die biſt du. Alle übrigen hoffe ich wechſelsweiſe anzuziehen und abzuſtoßen, oft zu verletzen und eben ſo oft zu verſöhnen. Bey jeder gebildeten wird der Eindruck ganz verſchieden, und ganz eigen ſeyn; ſo eigen und ſo verſchieden wie ihre eigenthümliche Art zu ſeyn, und zu lieben. Clementinen wird das Ganze bloß intereſſiren als eine Sonderbarkeit, hinter der aber doch wohl etwas ſeyn könnte; einiges indeſſen wird ſie richtig finden. Man nennt ſie hart und heftig, und doch glaube ich an ihre Liebenswürdigkeit. Ihre Heftigkeit verſöhnt mich mit ihrer Härte, obgleich beyde ſich dem äußern Anſchein nach vermehren. Wäre die Härte allein, ſo müßte ſie Kälte und Mangel an Herz ſcheinen; die Heftigkeit zeigt, daß heiliges Feuer da iſt, was durchbrechen will. Du kannſt leicht denken wie ſie einem mitſpielen würde, den ſie im Ernſt liebte. Die weiche und verletzbare Roſamunde wird ſich eben ſo oft anneigen als wegwenden, bis »ſcheue Zartheit kühner »wird und nichts als Unſchuld ſieht »in inn'ger Liebe Thun.« Juliane hat eben ſo viel Poeſie als Liebe, eben ſo viel Enthuſiasmus als Witz: aber beydes iſt zu iſolirt in ihr, darum wird ſie bisweilen über das kühne Chaos weiblich erſchrecken, und dem Ganzen etwas mehr Poeſie und etwas weniger Liebe wünſchen.

Ich könnte ſo noch lange fortfahren, denn ich ſtrebe aus allen Kräften nach Menſchenkenntniß, und ich weiß meine Einſamkeit oft nicht würdiger anzuwenden, als indem ich darüber reflektire, wie dieſe oder jene intereſſante Frau in dieſem oder jenem intereſſanten Verhältniſſe wohl ſeyn und ſich verhalten dürfte. Doch genug für jetzt, ſonſt möchte es dir zu viel werden, und die Vielſeitigkeit deinem Propheten übel gerathen.

Denke nur nicht ſo arg von mir und glaube, daß ich nicht allein für dich ſondern für die Mitwelt dichte. Glaube mir, es iſt mir bloß um die Objektivität meiner Liebe zu thun. Dieſe Objektivität und jede Anlage zu ihr beſtätigt und bildet ja eben die Magie der Schrift, und weil es mir verſagt iſt, meine Flamme in Geſänge auszuhauchen, muß ich den ſtillen Zügen das ſchöne Geheimniß vertrauen. Dabey denke ich aber eben ſo wenig an die ganze Mitwelt, als an die Nachwelt. Und muß es ja eine Welt ſeyn, an die ich denken ſoll: ſo ſey es am liebſten die Vorwelt. Die Liebe ſelbſt ſey ewig neu und ewig jung, aber ihre Sprache ſey frey und kühn, nach alter klaſſiſcher Sitte, nicht züchtiger wie die römiſche Elegie und die Edelſten der größten Nazion, und nicht vernünftiger wie der große Plato und die heilige Sappho.

Idylle über den Müſſiggang.

»Sieh ich lernte von ſelbſt, und »ein Gott hat mancherley Weiſen »mir in die Seele gepflanzt.« So darf ich kühnlich ſagen, wenn nicht von der fröhlichen Wiſſenſchaft der Poeſie die Rede iſt, ſondern von der gottähnlichen Kunſt der Faulheit. Mit wem ſollte ich alſo lieber über den Müſſiggang denken und reden als mit mir ſelbſt? Und ſo ſprach ich denn auch in jener unſterblichen Stunde, da mir der Genius eingab, das hohe Evangelium der ächten Luſt und Liebe zu verkündigen, zu mir ſelbſt: »O Müſſiggang, Müſſiggang! du biſt die Lebensluft der Unſchuld und der Begeiſterung; dich athmen die Seeligen, und ſeelig iſt wer dich hat und hegt, du heiliges Kleinod! einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradieſe blieb.« Ich ſaß, da ich ſo in mir ſprach, wie ein nachdenkliches Mädchen in einer gedankenloſen Romanze am Bach, ſah den fliehenden Wellen nach. Aber die Wellen flohen und floßen ſo gelaſſen, ruhig und ſentimental, als ſollte ſich ein Narciſſus in der klaren Fläche beſpiegeln und ſich in ſchönen

Egoiſmus berauſchen. Auch mich hätte ſie locken können, mich immer tiefer in die innere Perſpektive meines Geiſtes zu verlieren, wenn nicht meine Natur ſo uneigennützig und ſo praktiſch wäre, daß ſogar meine Spekulazion unaufhörlich nur um das allgemeine Gute beſorgt iſt. Daher dachte ich auch, ungeachtet mein Gemüth in ſeiner Behaglichkeit ſo matt war, wie die von der gewaltigen Hitze aufgelöſten und hingeſunknen Glieder, ernſtlich über die Möglichkeit einer dauernden Umarmung nach. Ich ſann auf Mittel das Beyſammenſeyn zu verlängern, und künftig lieber alle kindlich rührenden Elegieen über plötzliche Trennung zu verhüten, als uns wie bisher an dem Komiſchen einer ſolchen Fügung des Schickſals zu ergötzen, weil es nun doch einmal geſchehen und unabänderlich ſey. Erſt nachdem die Kraft der angeſpannten Vernunft an der Unerreichbarkeit des Ideals brach und erſchlaffte, überließ ich mich dem Strome der Gedanken, und hörte willig alle die bunten Mährchen an, mit denen Begierde und Einbildung, unwiderſtehliche Sirenen in meiner eignen Bruſt, meine Sinne bezauberten. Es fiel mir nicht ein das verführeriſche Gaukelſpiel unedel zu kritiſiren, ungeachtet ich wohl wußte, daß das meiſte nur ſchöne Lüge ſey. Die zarte Muſik der Fantaſie ſchien die Lücken der Sehnſucht auszufüllen.

Dankbar nahm ich das wahr und beſchloß, was das hohe Glück mir diesmal gegeben, auch künftig durch eigne Erfindſamkeit für uns beide zu wiederholen, und dir dieſes Gedicht der Wahrheit zu beginnen. So erzeugte ſich der erſte Keim zu dem wunderſamen Gewächs von Willkühr und Liebe. Und frey wie es entſproſſen iſt, dacht' ich, ſoll es auch üppig wachſen und verwildern, und nie will ich aus niedriger Ordnungsliebe und Sparſamkeit die lebendige Fülle von überflüſſigen Blättern und Ranken beſchneiden.

Gleich einem Weiſen des Orients war ich ganz verſunken in ein heiliges Hinbrüten und ruhiges Anſchauen der ewigen Subſtanzen, vorzüglich der deinigen und der meinigen. Größe in Ruhe, ſagen die Meiſter, ſey der höchſte Gegenſtand der bildenden Kunſt; und ohne es deutlich zu wollen, oder mich unwürdig zu bemühen, bildete und dichtete ich auch unſre ewigen Subſtanzen in dieſem würdigen Styl. Ich erinnerte mich, und ich ſah uns, wie gelinder Schlaf die Umarmten mitten in der Umarmung umfing. Dann und wann öffnete einer die Augen, lächelte über den ſüßen Schlaf des andern und wurde wach genug um ein ſcherzendes Wort, eine Liebkoſung zu beginnen: aber noch ehe der angefangene Muthwille geendigt war, ſanken wir beide feſt verſchlungen in den ſeeligen

Schooß einer halbbeſonnenen Selbſtvergeſſenheit zurück.

Mit dem äußerſten Unwillen dachte ich nun an die ſchlechten Menſchen, welche den Schlaf vom Leben ſubtrahiren wollen. Sie haben wahrſcheinlich nie geſchlafen, und auch nie gelebt. Warum ſind denn die Götter Götter, als weil ſie mit Bewußtſeyn und Abſicht nichts thun, weil ſie das verſtehen und Meiſter darin ſind? Und wie ſtreben die Dichter, die Weiſen und Heiligen auch darin den Göttern ähnlich zu werden! Wie wetteifern ſie im Lobe der Einſamkeit, der Muße, und einer liberalen Sorgloſigkeit und Unthätigkeit! Und mit großem Recht: denn alles Gute und Schöne iſt ſchon da und erhält ſich durch ſeine eigne Kraft. Was ſoll alſo das unbedingte Streben und Fortſchreiten ohne Stillſtand und Mittelpunkt? Kann dieſer Sturm und Drang der unendlichen Pflanze der Menſchheit, die im Stillen von ſelbſt wächſt und ſich bildet, nährenden Saft oder ſchöne Geſtaltung geben? Nichts iſt es, dieſes leere unruhige Treiben, als eine nordiſche Unart und wirkt auch nichts als Langeweile, fremde und eigne. Und womit beginnt und endigt es als mit der Antipathie gegen die Welt, die jetzt ſo gemein iſt? Der unerfahrne Eigendünkel ahndet gar nicht daß dies nur Mangel an Sinn und Verſtand ſey und hält es für hohen Unmuth über die allgemeine Häßlichkeit der Welt und des Lebens, von denen er doch noch nicht einmal das leiſeſte Vorgefühl hat. Er kann es nicht haben, denn der Fleiß und der Nutzen ſind die Todesengel mit dem feurigen Schwerdt, welche dem Menſchen die Rückkehr ins Paradies verwehren. Nur mit Gelaſſenheit und Sanftmuth, in der heiligen Stille der ächten Paſſivität kann man ſich an ſein ganzes Ich erinnern, und die Welt und das Leben anſchauen. Wie geſchieht alles Denken und Dichten als daß man ſich der Einwirkung irgend eines Genius ganz überläßt und hingiebt? Und doch iſt das Sprechen und Bilden nur Nebenſache in allen Künſten und Wiſſenſchaften, das Weſentliche iſt das Denken und Dichten, und das iſt nur durch Paſſivität möglich. Freylich iſt es eine abſichtliche, willkührliche, einſeitige, aber doch Paſſivität. Je ſchöner das Klima iſt, je paſſiver iſt man. Nur Italiäner wiſſen zu gehen, und nur die im Orient verſtehen zu liegen; wo hat ſich aber der Geiſt zarter und ſüßer gebildet als in Indien? Und unter allen Himmelsſtrichen iſt es das Recht des Müſſiggangs was Vornehme und Gemeine unterſcheidet, und das eigentliche Prinzip des Adels.

Endlich wo iſt mehr Genuß, und mehr Dauer, Kraft und Geiſt des Genuſſes; bey den Frauen, deren Verhältniß wir Paſſivität nennen, oder etwa bey den Männern, bey denen der Übergang von übereilender Wuth zur Langenweile ſchneller iſt, als der Übergang vom Guten zum Böſen?

In der That man ſollte das Studium des Müſſiggangs nicht ſo ſträflich vernachläſſigen, ſondern es zur Kunſt und Wiſſenſchaft, ja zur Religion bilden! Um alles in Eins zu faſſen: je göttlicher ein Menſch oder ein Werk des Menſchen iſt, je ähnlicher werden ſie der Pflanze; dieſe iſt unter allen Formen der Natur die ſittlichſte, und die ſchönſte. Und alſo wäre ja das höchſte vollendetſte Leben nichts als ein reines Vegetiren.

Ich nahm mir vor, mich zufrieden im Genuß meines Daſeyns über alle doch endliche, und alſo verächtliche Zwecke und Vorſätze zu erheben. Die Natur ſelbſt ſchien mich in dieſem Unternehmen zu beſtärken, und mich gleichſam in vielſtimmigen Chorälen zum fernern Müſſiggang zu ermahnen, als ſich plötzlich eine neue Erſcheinung offenbarte. Ich glaubte unſichtbarerweiſe in einem Theater zu ſeyn: auf der einen Seite zeigten ſich die bekannten Bretter, Lampen, und bemalten Pappen; auf der andern ein unermeßliches Gedränge von Zuſchauern, ein wahres Meer von wißbegierigen Köpfen und theilnehmenden Augen. An der rechten Seite des Vorgrundes war ſtatt der Dekoration ein Prometheus abgebildet, der Menſchen verfertigte. Er war an einer langen Kette gefeſſelt, und arbeitete mit der größten Haſt und Anſtrengung; auch ſtanden einige ungeheure Geſellen daneben, die ihn unaufhörlich antrieben und geiſſelten. Leim und andre Materialien waren im Überfluß da; das Feuer nahm er aus einer großen Kohlenpfanne. Gegenüber zeigte ſich auch als ſtumme Figur der vergötterte Herkules wie er abgebildet wird mit der Hebe auf dem Schooß. Vorn auf der Bühne lieſen und ſprachen eine Menge jugendlicher Geſtalten, die ſehr fröhlich waren, und nicht bloß zum Schein lebten. Die jüngſten glichen Amorinen, die mehr erwachſenen den Bildern von Faunen: aber jeder hatte ſeine eigne Manier, eine auffallende Originalität des Geſichts, und alle hatten irgend eine Ähnlichkeit von dem Teufel der chriſtlichen Maler oder Dichter; man hätte ſie Satanisken nennen mögen. Einer der kleinſten ſagte: »Wer nicht verachtet, der kann auch nicht achten; »beides kann man nur unendlich, »und der gute Ton beſteht darin, »daß man mit den Menſchen ſpielt. »Iſt alſo nicht eine gewiſſe äſthetiſche Bosheit ein weſentliches Stück »der harmoniſchen Ausbildung?« »Nichts iſt toller, ſagte ein andrer, »als wenn die Moraliſten Euch »Vorwürfe über den Egoiſmus machen. Sie haben vollkommen Un-

»recht: denn welcher Gott kann dem »Menſchen ehrwürdig ſeyn, der »nicht ſein eigner Gott iſt? Ihr irrt »freylich darin, daß Ihr ein Ich zu »haben glaubt; aber wenn ihr in»deſſen euren Leib und Namen oder »eure Sachen dafür haltet, ſo wird »doch wenigſtens ein Logis bereitet, »wenn etwa ja noch ein Ich kom»men ſollte.« — »Und dieſen Pro»metheus könnt ihr nur recht in Eh»ren halten, ſagte einer der größten; »er hat euch alle gemacht, und macht »immer mehrere eures gleichen.« — In der That warfen auch die Geſellen jeden neuen Menſchen, ſo wie er fertig war, unter die Zuſchauer herab, wo man ihn ſogleich gar nicht mehr unterſcheiden konnte, ſo ähnlich waren ſie alle. »Er fehlt »nur in der Methode!« fuhr der Sataniskus fort: »Wie kann man »allein Menſchen bilden wollen? »Das ſind gar nicht die rechten »Werkzeuge.« Und dabey winkte er auf eine rohe Figur vom Gott der Gärten, die ganz im Hintergrunde der Bühne zwiſchen einem Amor und einer ſehr ſchönen unbekleideten Venus ſtand. »Darin dachte unſer »Freund Herkules richtiger, der funfzig Mädchen in einer Nacht für »das Heil der Menſchheit beſchäftigen »konnte, und zwar heroiſche. Er hat »auch gearbeitet und viel grimmige »Unthiere erwürgt, aber das Ziel »ſeiner Laufbahn war doch immer »ein edler Müſſiggang, und darum

»iſt er auch in den Olymp gekommen. Nicht ſo dieſer Prometheus, »der Erfinder der Erziehung und Aufklärung. Von ihm habt ihr es, daß »ihr nie ruhig ſeyn könnt, und euch »immer ſo treibt; daher kommt es, »daß ihr, wenn ihr ſonſt gar nichts »zu thun habt, auf eine alberne »Weiſe ſogar nach Charakter ſtreben »müßt, oder euch einer den andern »beobachten und ergründen wollt. »Ein ſolches Beginnen iſt niederträchtig. Prometheus aber, weil er die »Menſchen zur Arbeit verführt hat, »ſo muß er nun auch arbeiten, er »mag wollen oder nicht. Er wird »noch Langeweile genug haben, und »nie von ſeinen Feſſeln frey werden.«
Da dies die Zuſchauer hörten, brachen

ſie in Thränen aus, und ſprangen auf die Bühne um ihren Vater der lebhafteſten Theilnahme zu verſichern; und ſo verſchwand die allegoriſche Komödie.

Treue und Scherz.

Du biſt doch allein Lucinde? — Ich weiß nicht ... vielleicht ... ich glaube — Bitte, Bitte! liebe Lucinde. Weißt du wohl wenn die kleine Wilhelmine, Bitte, Bitte! ſagt, und man thut's nicht gleich, ſo ſchreyt ſie's immer lauter und ernſthafter, bis ihr Wille geſchieht. — Alſo das haſt du mir ſagen wollen, darum ſtürzeſt du ſo außer Athem ins Zimmer und haſt mich ſo erſchreckt? — Sey nicht böſe, ſüßes

Weib! o laß mich, mein Kind! du Schöne! mach mir keine Vorwürfe, gutes Mädchen! — Nun wirſt du noch nicht bald ſagen: ſchließ die Thüren zu? — So?... Gleich will ich dir antworten. Nur erſt einen recht langen Kuß, und wieder einen, dann noch einige und viele andre mehr. — O, du mußt mich nicht ſo küſſen wenn ich vernünftig bleiben ſoll. Das macht böſe Gedanken. — Die verdienſt du. Kannſt du wirklich lachen, meine verdrießliche Dame? Wer hätte das denken ſollen! aber ich weiß wohl, du lachſt bloß weil du mich auslachen kannſt. Aus Luſt thuſt du es nicht. Denn wer ſah nur eben ſo ernſthaft aus wie ein römiſcher Senator? Recht entzückend hätteſt du ausſehen können, liebes Kind! mit deinen heiligen dunkeln Augen, mit deinen langen ſchwarzen Haaren im glänzenden Wiederſchein der Abendſonne, wenn du nicht da geſeſſen hätteſt, als ſäßeſt du zu Gericht. Bey Gott! du haſt mich ſo angeblickt, daß ich ordentlich zurückfuhr. Ich hätte bald das wichtigſte vergeſſen, und bin ganz in Confuſion gerathen. Aber warum ſprichſt du denn gar nicht? Bin ich dir zuwider? — Nun das iſt komiſch! du närriſcher Julius! wen läßt du zum Reden kommen? deine Zärtlichkeit fließt heute ja wie ein Platzregen. — Wie dein Geſpräch in der Nacht. — O das Halstuch laſſen Sie nur, mein Herr. — Laſſen?

Nichts weniger als das. Was ſoll ſo ein elendes dummes Halstuch? Vorurtheile! Aus der Welt muß es. — Wenn uns nur nicht jemand ſtört! — Sieht ſie nicht ſchon wieder aus, als ob ſie weinen wollte! Du biſt doch wohl? Warum ſchlägt dein Herz ſo unruhig? Komm laß mich's küſſen. Ja du ſagteſt vorhin von Thüren zuſchließen. Gut, aber ſo nicht, nicht hier. Geſchwind herunter durch den Garten, nach dem Pavillon, wo die Blumen ſtehn. Komm! o laß mich nicht ſo lange warten. — Wie Sie befehlen mein Herr! — Ich weiß nicht, du biſt heute ſo ſonderbar. — Wenn du anfängſt zu moraliſiren, lieber Freund, ſo könnten wir eben ſo gut wieder zurückgehen. Lieber gebe ich dir noch einen Kuß und lauſe voran. — O fliehen Sie nicht ſo ſchnell Lucinde, die Moral wird Sie doch nicht einholen. Du wirſt fallen, Liebe! — Ich habe dich nicht länger warten laſſen wollen. Nun ſind wir ja da. Und du biſt auch eilig. — Und du ſehr gehorſam. Aber jetzt iſt nicht Zeit zu ſtreiten. — Ruhig, ruhig! — Siehſt du, hier kannſt du weichlich ruhn und wie es recht iſt. Nun wenn du diesmal nicht. . . . ſo haſt du gar keine Entſchuldigung. — Wirſt du nicht wenigſtens erſt den Vorhang niederlaſſen? — Du haſt Recht, die Beleuchtung wird ſo viel reizender. Wie ſchön glänzt dieſe weiße Hüfte in dem rothen Schein! .... Warum ſo kalt, Lucinde? — Lieber, ſetze die Hyacinthen weiter weg, der Geruch betäubt mich. — Wie feſt und ſelbſtſtändig, wie glatt und fein! Das iſt harmoniſche Ausbildung. — O nein, Julius! laß, ich bitte dich, ich will nicht. — Darf ich nicht fühlen, ob du glühſt wie ich? O ſo laß mich doch die Schläge deines Herzens lauſchen, die Lippen in dem Schnee des Buſens kühlen! .... Kannſt du mich wegdrücken? Ich werde mich rächen. Umarme mich feſter, Kuß gegen Kuß; nein! nicht mehre einen ewigen. Nimm meine Seele ganz und gieb mir deine! .... O ſchönes herrliches Zugleich! Sind wir nicht Kinder? Sprich doch! wie konnteſt du nur erſt ſo gleichgültig, und kalt ſeyn, und nachher wie du mich endlich feſter an dich zogſt, machteſt du in demſelben Augenblick ein Geſicht, als wenn dir etwas weh thäte, als ob es dir leid wäre, daß du meine Gluth erwiederteſt. Was iſt dir? du weinſt? Verbirg nicht dein Geſicht! Sieh mich an, Geliebte! — O laß mich hier an dich liegen, ich kann dir nicht in die Augen ſehen. Es war recht ſchlecht von mir, Julius! Kannſt du mir verzeihen, du liebenswürdiger Mann! Wirſt du mich nicht verlaſſen? kannſt du mich noch lieben? — Komm zu mir, mein ſüßes Weib! hier an meinem Herzen. Weißt du noch neulich, wie ſchön es war, wie du in meinen Armen weinteſt? wie leicht dir wurde? Aber ſprich nun auch, was iſt dir, Liebe? biſt du böſe auf mich? — Auf mich bin ich böſe. Ich könnte mich ſchlagen ... Dir freylich wäre ganz Recht geſchehen; und wenn Sie ſich künftig wieder einmal ehemännlich betragen, mein Herr! ſo werde ich ſchon beſſer dafür ſorgen, daß Sie mich auch wie eine Ehefrau finden ſollen. Darauf kannſt du dich verlaſſen. Ich muß lachen, wie es mich überraſcht hat. Aber bilden Sie ſich nur nicht ein, mein Herr, daß du ſo unmenſchlich liebenswürdig biſt. Diesmal war es eigner Wille, daß ich meinen Vorſatz brach. — Der erſte und der letzte Wille iſt immer der beſte. Dafür daß die Frauen meiſtens weniger ſagen, als ſie meinen, thun ſie bisweilen mehr als ſie wollen. Das iſt nicht mehr als billig: der gute Wille verführt euch. Der gute Wille iſt etwas ſehr gutes, aber das iſt ſchlimm an ihm, daß er immer da iſt, auch wenn man ihn nicht will. — Das iſt ein ſchöner Fehler. Aber ihr ſeyd voll von böſem Willen und verſtockt euch darin. — O nein! wenn wir verſtockt ſcheinen, ſo iſts bloß weil wir nicht anders können und alſo nicht böſe. Wir können nicht, weil wir nicht recht wollen; es iſt alſo nicht böſer Wille, ſondern Mangel an Willen. Und an wem liegt da wieder die Schuld als an euch, daß ihr uns nicht mittheilen wollt von eurem Überfluß, und den guten

Willen allein behalten wollt? Übrigens iſts ganz wider Willen geſchehen, daß ich hier ſo in den Willen gerathen bin, und ich weiß ſelbſt nicht was wir damit wollen. Indeſſen iſts immer beſſer, wenn ich mein Müthchen an einigen Worten kühle, als wenn ich das ſchöne Porcellan zerſchlüge. Bey dieſer Gelegenheit habe ich mich doch von meinem erſten Erſtaunen über Ihr unerwartetes Pathos, Ihre vortrefliche Rede und Ihren rühmlichen Vorſatz etwas erholen können. In der That iſt dies einer der ſeltſamſten Streiche von denen, die Sie mir die Ehre verſchafft haben kennen zu lernen; und ſoviel ich mich erinnern kann, haben Sie ſchon ſeit einigen Wochen bey Tage nicht in ſo geſetzten und vollen Perioden geredet, wie in Ihrer gegenwärtigen Predigt. Iſt es Ihnen gefällig, Ihre Meinung in Proſa zu überſetzen? — Haſt du den geſtrigen Abend und die intereſſante Geſellſchaft wirklich ſchon ganz vergeſſen? Freylich, das wußte ich nicht. — Alſo darüber biſt du böſe, weil ich zu viel mit Amalien geſprochen habe? — Sprechen Sie doch ſo viel Sie wollen und mit wem Sie wollen. Aber artig ſollſt du mir begegnen, das will ich haben. — Du ſprachſt ſo ſehr laut, der Fremde ſtand gleich daneben, ich war ängſtlich und wußte mir nicht anders zu helfen. — Als unartig zu ſeyn, weil du ungeſchickt warſt? — Verzeih mir nur! Ich bekenne mich ſchuldig, du weißt wie verlegen ich mit dir in Geſellſchaft bin. Es thut mir leid in Gegenwart der Andern mit dir zu ſprechen. — Wie ſchön weiß er ſich heraus zu reden! — Laß mir ſo etwas nie hingehen, und ſey recht aufmerkſam und ſtrenge. Aber ſieh, was du nun gethan haſt! Iſt es nicht Entweihung? O nein! es iſt nicht möglich, es iſt mehr als das. Geſteh mir's nur, es war Eiferſucht. — Den ganzen Abend hatteſt du mich unfreundlich vergeſſen. Ich wollte dir heute früh alles ſchreiben, aber ich habe es wieder zerriſſen. — Und da ich eben kam? — Verdroß mich deine gewaltige Eil. — Könnteſt du mich lieben, wenn ich nicht ſo brennbar und elektriſch wäre? biſt du es nicht auch? haſt du unſre erſte Umarmung vergeſſen? In einem Augenblick iſt die Liebe da, ganz und ewig, oder gar nicht. Alles Göttliche und alles Schöne iſt ſchnell und leicht. Oder ſammelt die Freude ſich etwa ſo wie Geld und andre Materien durch ein conſequentes Betragen? Wie eine Muſik aus der Luft, überraſcht uns das hohe Glück, erſcheint und verſchwindet. — So biſt du mir erſchienen, du Theurer! Aber willſt du mir verſchwinden? Das ſollſt du nicht, ich ſage es dir. — Ich will nicht. Ich will bey dir bleiben, überhaupt, und auch jetzt. Höre ich habe große Luſt einen langen Diſkurs über die Eiferſucht mit dir zu halten: aber eigentlich ſollten wir erſt die beleidigten Götter verſöhnen. — Lieber erſt den Diſkurs, und hernach die Götter. — Du haſt Recht, wir ſind noch nicht würdig, und du fühlſt es lange nach, wann du geſtört und verſtimmt wurdeſt. Wie ſchön iſt es daß du ſo empfindlich biſt! — Ich bin nicht empfindlicher wie du, nur anders. — Nun ſo ſage mir: ich bin nicht eiferſüchtig; wie kommts, daß du eiferſüchtig biſt? — Bin ich's denn ohne Urſache? Antworten Sie mir! — Ich weiß ja nicht was du meinſt. — Nun eiferſüchtig bin ich eigentlich nicht; aber ſage mir, was Ihr den ganzen Abend zuſammen geſprochen habt? — Auf Amalien alſo? iſt das möglich? So eine Kinderey! Von gar nichts habe ich mit ihr geſprochen, und darum war es amüſant. Und habe ich nicht eben ſo lange mit Antonio geſprochen, den ich doch eine Zeit her faſt alle Tage ſah? — Ich ſoll alſo wohl glauben, du ſprichſt mit der koquetten Amalia wie mit dem ſtillen ernſthaften Antonio? Nicht wahr, es iſt nichts wie klare reine Freundſchaft? — O nein, das ſollſt du nicht glauben, und mußt es auch nicht glauben; ſo iſt es gar nicht. Wie kannſt du mir eine ſolche Albernheit zutraun? denn etwas recht albernes iſt es, wenn ſo zwey Perſonen von verſchiedenem Geſchlecht ſich ein Verhältniß ausbilden und einbilden, wie reine Freundſchaft. Mit Amalien iſt es gar nichts; als daß ich ſie zum Scherz liebe. Ich möchte ſie gar nicht, wenn ſie nicht ein wenig koquett wäre. Gäbe es nur mehr ſolche in unſerm Cirkel! eigentlich muß man alle Frauen im Scherze lieben. — Julius! ich glaube, du wirſt ganz närriſch. — Nun verſteh mich wohl; nicht eigentlich alle, ſondern nur alle, die liebenswürdig ſind und die einem eben vorkommen. — Das iſt alſo weiter nichts als was die Franzoſen Galanterie und Coquett nennen. — Weiter nichts, außer daß ichs mir ſchön und witzig denke. Und dann müſſen die Menſchen wiſſen, was ſie thun und was ſie wollen, und das iſt ſelten der Fall. Der feine Scherz verwandelt ſich in ihren Händen gleich wieder in groben Ernſt. — Dieſes im Scherz lieben iſt nur gar nicht ſcherzhaft zuzuſehen. — Daran iſt der Scherz unſchuldig; das iſt nichts wie die fatale Eiferſucht. Verzeih mir, Liebe! ich will nicht auffahren, aber ich begreife durchaus nicht wie man eiferſüchtig ſeyn kann: denn Beleidigungen finden ja nicht Statt unter Liebenden, ſo wenig wie Wohlthaten. Alſo muß es Unſicherheit ſeyn, Mangel an Liebe und Untreue gegen ſich ſelbſt. Für mich iſt das Glück gewiß und die Liebe Eins mit der Treue. Freylich wie die Menſchen ſo lieben, iſt es etwas anders.

Da liebt der Mann in der Frau nur die Gattung, die Frau im Mann nur den Grad ſeiner natürlichen Qualitäten und ſeiner bürgerlichen Exiſtenz, und beyde in den Kindern nur ihr Machwerk und ihr Eigenthum. Da iſt die Treue ein Verdienſt und eine Tugend; und da iſt auch die Eiferſucht an ihrer Stelle. Denn darin fühlen ſie ungemein richtig, daß ſie ſtillſchweigend glauben, es gäbe ihres Gleichen viele, und einer ſey als Menſch ungefähr ſo viel werth wie der andre, und alle zuſammen nicht eben ſonderlich viel. — Du hältſt alſo die Eiferſucht für nichts anders als leere Rohheit und Unbildung. — Ja oder für Mißbildung und Verkehrtheit, was eben ſo arg, oder noch ärger iſt. Nach jenem Syſtem iſt es noch das beſte, wenn man mit Abſicht aus bloßer Gefälligkeit und Höflichkeit heirathet, und gewiß muß es für ſolche Subjekte eben ſo bequem als unterhaltend ſeyn, im Verhältniß der Wechſelverachtung neben einander weg zu leben. Beſonders die Frauen können eine ordentliche Paſſion für die Ehe bekommen; und wenn eine ſolche erſt Geſchmack daran findet, ſo geſchieht es leicht, daß ſie ein halbes Dutzend nach einander heirathet, geiſtig oder leiblich; wo es denn nie an Gelegenheit gebricht, mit Abwechſelung delikat zu ſeyn und viel von der Freundſchaft zu reden. — Du haſt ſchon vorhin ſo geſprochen als hielteſt du uns zur Freundſchaft unfähig. Iſt das wirklich deine Meinung? — Ja! aber die Unfähigkeit, glaube ich, liegt mehr in der Freundſchaft als in euch. Ihr liebt alles was ihr liebt ganz, wie den Geliebten und das Kind. Dieſen Charakter würde ſelbſt ein ſchweſterliches Verhältniß bey euch annehmen. — Darin haſt du Recht. — Die Freundſchaft iſt für euch zu vielſeitig und zu einſeitig. Sie muß ganz geiſtig ſeyn und durchaus beſtimmte Gränzen haben. Dieſe Abſonderung würde euer Weſen nur auf eine feinere Art eben ſo vollkommen zerſtören wie bloße Sinnlichkeit ohne Liebe. Für die Geſellſchaft aber iſt ſie zu ernſt, zu tief und zu heilig. — Können denn Menſchen nicht mit einander reden, ohne danach zu fragen, ob ſie Männer oder Frauen ſind? — Das dürfte ſehr ernſthaft ausfallen. Aufs höchſte möchte es einen intereſſanten Klubb geben. Du verſtehſt was ich meine. Es wäre ſchon viel, wenn man da frey und witzig reden dürfte, und weder zu wild noch zu ſteif wäre. Das Feinſte und das Beſte würde immer fehlen, was überall, wo ſich ein bischen gute Geſellſchaft zeigt, Geiſt und Seele davon iſt. Und das iſt der Scherz mit der Liebe und die Liebe zum Scherz, der ohne den Sinn für jenen zum Spaß herabſinkt. Aus dieſem Grunde nehme ich auch die Zweydeutigkeiten in

Schutz. — Thuſt du das im Scherz oder zum Spaß? — Nein, nein! ich thue es im vollen Ernſt. — Aber doch nicht ſo ernſthaft und ſo feyerlich wie Paulline und ihr Liebhaber? — Gott behüte! ich glaube, die ließen die Betglocken anziehen, wenn ſie ſich umarmen, falls es nur ſchicklich wäre. O! es iſt wahr, meine Freundin, der Menſch iſt von Natur eine ernſthafte Beſtie. Man muß dieſem ſchändlichen und leidigen Hange aus allen Kräften und von allen Seiten entgegenarbeiten. Dazu ſind die Zweydeutigkeiten auch gut, nur ſind ſie ſo ſelten zweydeutig, und wenn ſie es nicht ſind und nur einen Sinn zulaſſen, das iſt eben nicht unſittlich, aber zudringlich und platt. Leichtfertige Geſpräche müſſen geiſtig und zierlich und beſcheiden ſeyn, ſo viel als möglich; übrigens aber ruchlos genug. — Das iſt gut, aber was ſollen ſie grade in der Geſellſchaft? — Sie ſollen das Geſpräch friſch erhalten, wie das Salz an den Speiſen. Es frägt ſich gar nicht, warum man ſie ſagen ſoll, ſondern nur wie man ſie ſagen ſoll. Denn laſſen kann und darf mans doch nicht. Es wäre ja grob mit einem reizenden Mädchen ſo zu reden, als ob ſie ein geſchlechtsloſes Amphibion wäre. Es iſt Pflicht und Schuldigkeit immer auf das anzuſpielen, was ſie iſt und ſeyn wird; und ſo unzart, ſteif und ſchuldig, wie die Geſellſchaft einmal beſteht, iſt es wirklich eine komiſche Situazion, ein unſchuldiges Mädchen zu ſeyn. — Das erinnert mich an den berühmten Buffo der ſelbſt oft ſehr traurig war, während er alle zu lachen machte. — Die Geſellſchaft iſt ein Chaos, das nur durch Witz zu bilden und in Harmonie zu bringen iſt; und wenn man nicht ſcherzt und tändelt mit den Elementen der Leidenſchaft, ſo ballt ſie ſich in dicke Maſſen und verfinſtert alles. — So mögen hier wohl Leidenſchaften in der Luft ſeyn: denn es iſt beynah finſter. — Gewiß haben Sie Ihre Augen zugeſchloſſen, Dame meines Herzens! Sonſt würde eine allgemeine Klarheit unfehlbar das Zimmer durchſtrahlen. — Wer iſt wohl leidenſchaftlicher, Julius! ich oder du? — Wir ſind's beide genug. Ohne das möchte ich nicht leben. Und ſieh! darum könnte ich mich mit der Eiferſucht ausſöhnen. Es iſt alles in der Liebe: Freundſchaft, ſchöner Umgang, Sinnlichkeit und auch Leidenſchaft; und es muß alles darin ſeyn, und eins das andre verſtärken und lindern, beleben und erhöhen. — Laß dich umarmen, du Treuer! — Aber nur unter einer Bedingung kann ich dir die Eiferſucht erlauben. Ich habe oft gefühlt, daß eine kleine Doſis von gebildetem, verfeinertem Zorn einen Mann nicht übel kleidet. Vielleicht iſt's dir ſo mit der Eiferſucht. — Getroffen! und alſo brauche ich ſie nicht ganz abzuſchwören. — Wenn ſie ſich nur immer ſo ſchön und ſo witzig äußerte wie heute bey dir! — Findeſt du das? Nun wenn du das nächſtemal ſchön und witzig auffährſt, werde ich dir's auch ſagen und dich loben. — Sind wir nun nicht würdig, die beleidigten Götter zu verſöhnen? — Ja, wenn dein Diskurs ganz zu Ende iſt, ſonſt ſage noch das übrige. —

Lehrjahre der Männlichkeit.

Pharao zu ſpielen mit dem Anſcheine der heftigſten Leidenſchaft und doch zerſtreut und abweſend zu ſeyn; in einem Augenblicke von Hitze alles zu wagen und ſobald es verloren war, ſich gleichgültig wegzuwenden: das war nur eine von den ſchlimmen Gewohnheiten, unter denen Julius ſeine wilde Jugend verſtürmte. Dieſe eine iſt genug, den Geiſt eines Lebens zu ſchildern, welches in der Fülle der empörten Kräfte ſelbſt den unvermeidlichen Keim eines frühen Verderbens enthielt. Eine Liebe ohne Gegenſtand brannte in ihm und zerrüttete ſein Innres. Bey dem geringſten Anlaß brachen die Flammen der Leidenſchaft aus; aber bald ſchien dieſe aus Stolz oder aus Eigenſinn ihren Gegenſtand ſelbſt zu verſchmähen, und wandte ſich mit verdoppeltem Grimme zurück in ſich und auf ihn, um da am Mark des Herzens zu zehren. Sein Geiſt war in einer beſtändigen Gährung;

er erwartete in jedem Augenblick, es müſſe ihm etwas außerordentliches begegnen. Nichts würde ihn befremdet haben, am wenigſten ſein eigner Untergang. Ohne Geſchäft und ohne Zweck trieb er ſich umher unter den Dingen und unter den Menſchen wie einer, der mit Angſt etwas ſucht, woran ſein ganzes Glück hängt. Alles konnte ihn reizen, nichts mochte ihm genügen. Daher kam es, daß ihm eine Ausſchweifung nur ſo lange intereſſant war, bis er ſie verſucht hatte und näher kannte. Keine Art derſelben konnte ihm ausſchließend zur Gewohnheit werden: denn er hatte eben ſo viel Verachtung als Leichtſinn. Er konnte mit Beſonnenheit ſchwelgen und ſich in den Genuß gleichſam vertiefen. Aber weder hier noch in den mancherley Liebhabereyen und Studien, auf die ſich oft ſein jugendlicher Enthuſiasmus mit einer gefräßigen Wißbegier warf, fand er das hohe Glück, das ſein Herz mit Ungeſtüm foderte. Spuren davon zeigten ſich überall, täuſchten und erbitterten ſeine Heftigkeit. Am meiſten Reiz hatte der Umgang aller Art für ihn und ſo oft er auch ſogar ſie überdrüßig ward, waren es doch die geſellſchaftlichen Zerſtreuungen, zu denen er endlich immer wieder zurückkehrte. Die Frauen kannte er eigentlich gar nicht, ungeachtet er ſchon früh gewohnt war, mit ihnen zu ſeyn. Sie erſchienen ihm wunderbar fremd, oft ganz unbegreiflich und kaum wie Weſen ſeiner Gattung. Junge Männer aber, die ihm einigermaßen glichen, umfaßte er mit heißer Liebe und mit einer wahren Wuth von Freundſchaft. Doch war das allein für ihn noch nicht das rechte. Es war ihm, als wolle er eine Welt umarmen und könne nichts greifen. Und ſo verwilderte er denn immer mehr und mehr aus unbefriedigter Sehnſucht, ward ſinnlich aus Verzweiflung am Geiſtigen, beging unkluge Handlungen aus Trotz gegen das Schickſal und war wirklich mit einer Art von Treuherzigkeit unſittlich. Er ſah wohl den Abgrund vor ſich, aber er hielt es nicht der Mühe werth, ſeinen Lauf zu mäßigen. Er wollte lieber gleich einem wilden Jäger den jähen Abhang raſch und muthig durchs Leben hinunterſtürmen, als ſich mit Vorſicht langſam quälen.

Bey dieſem Charakter mußte er oft in der geſelligſten und fröhlichſten Geſellſchaft einſam ſeyn, und er fand ſich eigentlich am wenigſten allein, wenn niemand bey ihm war. Dann berauſchte er ſich in Bildern der Hoffnung und Erinnerung und ließ ſich abſichtlich von ſeiner eignen Fantaſie verführen. Jeder ſeiner Wünſche ſtieg mit unermeßlicher Schnelligkeit und faſt ohne Zwiſchenraum von der erſten leiſen Regung zur gränzenloſen Leidenſchaft. Alle ſeine Gedanken nahmen ſichtbare

Geſtalt und Bewegung an und wirkten in ihm und wider einander mit der ſinnlichſten Klarheit und Gewalt. Sein Geiſt ſtrebte nicht die Zügel der Selbſtherrſchaft feſt zu halten, ſondern warf ſie freywillig weg, um ſich mit Luſt und mit Übermuth in dies Chaos von innerm Leben zu ſtürzen. Er hatte weniges erlebt und war doch voll von Erinnerungen, auch aus früher Jugend: denn ein ſonderbarer Augenblick von leidenſchaftlicher Stimmung, ein Geſpräch, ein Geſchwätz aus der Tiefe des Herzens blieb ihm ewig theuer und deutlich, und noch nach Jahren wußte er's genau, als wäre es gegenwärtig. Aber alles was er liebte und mit Liebe dachte, war abgeriſſen und einzeln. Sein ganzes Daſeyn war in ſeiner Fantaſie eine Maſſe von Bruchſtücken ohne Zuſammenhang; jedes für ſich Eins und Alles, und das andre was in der Wirklichkeit daneben ſtand und damit verbunden war, für ihn gleichgültig und ſo gut wie gar nicht vorhanden.

Noch war er nicht ganz verdorben als im Schooß der einſamen Wünſche ein heiliges Bild der Unſchuld in ſeine Seele blitzte. Ein Strahl von Verlangen und Erinnerung traf und entzündete ſie und dieſer gefährliche Traum war entſcheidend für ſein ganzes Leben.

Er gedachte an ein edles Mädchen, mit dem er in ruhigen glücklichen Zeiten der friſchen Jugend aus reiner kindlicher Zuneigung freundlich und fröhlich getändelt hatte. Da er der erſte war, welcher ſie durch ſein Intereſſe an ihr reizte, ſo wandte auch das liebliche Kind ihre junge Seele nach ihm hin, wie ſich die Blume zum Licht der Sonne neigt. Daß ſie kaum reif und noch an der Gränze der Kindheit war, reizte ſein Verlangen nur um ſo unwiderſtehlicher. Sie zu beſitzen, ſchien ihm das höchſte Gut; er war entſchloſſen alles zu wagen und glaubte nicht ohne das leben zu können. Dabey verabſcheute er die entfernteſte Erinnerung an bürgerliche Verhältniſſe, wie jede Art von Zwang.

Er eilte zurück in ihre Nähe und

fand ſie ausgebildeter, aber noch eben ſo edel und eigen; ſo ſinnig und ſtolz wie ehedem. Was ihn noch mehr reizte als ihre Liebenswürdigkeit, waren die Spuren von tiefem Gefühl. Sie ſchien nur fröhlich und leichtſertig durchs Leben zu ſchwärmen wie über eine blumenreiche Ebne, und verrieth doch ſeinem aufmerkſamen Auge die entſchiedenſte Anlage zu einer gränzenloſen Leidenſchaftlichkeit. Ihre Neigung, ihre Unſchuld und ihr verſchwiegenes und verſchloſſenes Weſen boten ihm leicht Mittel dar, ſie allein zu ſehen, und die Gefahr, die damit verbunden war, erhöhte den Reiz des Unternehmens. Aber mit Verdruß mußte er ſich's geſtehen, daß er ſeinem

Ziele nicht näher kam und ſchalt ſich zu ungeſchickt, ein Kind zu verführen. Willig überließ ſie ſich einigen Liebkoſungen und erwiederte ſie mit ſchüchterner Lüſternheit. Sobald er aber dieſe Gränzen zu überſchreiten verſuchte, widerſetzte ſie ſich, ohne beleidigt zu ſcheinen, mit unerbittlichem Eigenſinn; vielleicht mehr aus Glauben an ein fremdes Gebot als aus eignem Gefühl von dem, was allenfalls erlaubt ſey und von dem, was durchaus nicht.

Indeſſen wurde er nicht müde zu hoffen und zu beobachten. Einſt überraſchte er ſie, als ſie es am wenigſten erwartete. Sie war ſchon lange allein geweſen und mochte ſich ihrer Fantaſie und einer unbeſtimmten Sehnſucht mehr als gewöhnlich überlaſſen haben. Da er dies gewahr ward, wollte er den Augenblick, der vielleicht nie wieder käme, nicht verſcherzen und gerieth durch die plötzliche Hoffnung ſelbſt in einen Taumel von Begeiſterung. Ein Strom von Bitten, von Schmeicheleien und von Sophismen floß von ſeinen Lippen. Er bedeckte ſie mit Liebkoſungen und er gerieth außer ſich vor Entzücken, da das liebenswürdige Köpfchen endlich an ſeine Bruſt ſank, wie ſich die zu volle Blume an ihrem Stengel ſenket. Ohne Zurückhaltung ſchmiegte ſich die ſchlanke Geſtalt um ihn, die ſeidnen Locken der goldnen Haare floſſen über ſeine Hand, mit zärtlicher Sehnſucht öffnete ſich die Knoſpe des ſchönen Mundes, und aus den frommen dunkelblauen Augen ſtrahlte und ſchmachtete ein ungewohntes Feuer. Sie ſetzte den kühnſten Liebkoſungen nur noch ſchwachen Widerſtand entgegen. Bald hörte auch dieſer auf, ſie ließ plötzlich ihre Arme ſinken, und alles war ihm hingegeben, der zarte jungfräuliche Leib und die Früchte des jungen Buſens. Aber in demſelben Augenblick brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und die bitterſte Verzweiflung entſtellte ihr Geſicht. Julius erſchrack heftig; nicht ſowohl über die Thränen, aber er kam nun mit einem male zur vollen Beſinnung. Er dachte an alles was vorhergegangen war, und was nun folgen würde; an das Opfer vor ihm und an das arme Schickſal der Menſchen. Da überlief ihn ein kalter Schauder, ein leiſer Seufzer ſtahl ſich aus tiefer Bruſt über ſeine Lippen. Er verſchmähte ſich ſelbſt von der Höhe ſeines eignen Gefühls, und vergaß die Gegenwart und ſeine Abſicht in Gedanken von allgemeiner Sympathie.

Der Augenblick war verſäumt. Er ſuchte nur das gute Kind zu tröſten und zu beſänftigen, und eilte mit Abſcheu von dem Orte hinweg, wo er den Blüthenkranz der Unſchuld muthwillig hatte zerreißen wollen. Er wußte wohl, daß mancher ſeiner Freunde, der noch weniger an weibliche Tugend glaubte wie er, ſein Benehmen ungeſchickt und lächerlich finden würde. Er war beynah ſelbſt dieſer Meinung, da er wieder mit Kälte zu überlegen anfing. Indeſſen hielt er ſeine Dummheit doch für ausgezeichnet und intereſſant. Er glaubte, es ſey nothwendig, daß edle Naturen in gemeinen Verhältniſſen und in den Augen der Menge einfältig oder raſend erſcheinen müßten. Da bey dem nächſten Wiederſehn, wie er ſchlau bemerkte oder ſich einbildete, das Mädchen eher unzufrieden ſchien, daß es nicht ganz verführt ſey, beſtätigte er ſich in ſeinem Mißtrauen und gerieth in eine große Erbitterung. Es wandelte ihn beynah eine Art von Verachtung an, zu der er doch ſo wenig berechtigt war. Er floh, zog ſich wieder in die alte Einſamkeit zurück und verzehrte ſich in ſeiner eignen Sehnſucht.

So lebte er von neuem eine Zeit auf die alte Weiſe in einem Wechſel von Schwermuth und Ausgelaſſenheit. Der einzige Freund, der Kraft und Ernſt genug hatte, ihn tröſten und beſchäftigen zu können und auf dem Wege zum Verderben einzuhalten, war weit entfernt, und ſeine Sehnſucht alſo auch von dieſer Seite unbefriedigt. Heftig ſtreckte er einſt die Arme nach ihm aus, als müſſe er nun endlich da ſeyn, und troſtlos ließ er ſie wieder ſinken, nachdem er lange vergeblich gewartet.

Er vergoß keine Thräne, aber ſein Geiſt fiel in eine Agonie von hoffnungsloſer Wehmuth, aus der er ſich nur zu neuen Thorheiten ermannte.

Er freute ſich laut, da er im Glanz der prachtvollen Morgenſonne auf die Stadt zurückſah, die er ſchon als Kind geliebt und wo er nur noch eben ſo ganz lebte, und die er nun auf immer zu verlaſſen hoffte. Er athmete ſchon das friſche Leben der neuen Heimath, die ihn in der Fremde erwarten ſollte, und deren Bilder er ſchon mit Heftigkeit liebte.

Er fand bald einen andern reizenden Wohnort, wo ihn zwar nichts feſſelte, aber doch vieles anzog. Alle ſeine Kräfte und Neigungen wurden rege durch die neuen Gegenſtände; ohne Zweck und Maaß in ſeinem Innern, nahm er Theil an allem Äußern, was nur irgend merkwürdig war, und ließ ſich überall ein.

Da er auch in dieſem Geräuſch bald Leerheit und Überdruß empfand, ſo kehrte er oft zurück zu ſeinen einſamen Träumen und wiederholte das alte Gewebe ſeiner unbefriedigten Wünſche. Eine Thräne entfiel ihm über ſich ſelbſt, da er einſt im Spiegel ſah, wie trübe und ſtechend das Feuer der unterdrückten Liebe aus ſeinem dunkeln Auge brannte und wie ſich unter der wilden ſchwarzen Locke leiſe Furchen in die kämpfende Stirn gruben, und wie die Wange ſo bleich war. Er ſeufzte über ſeine ungenutzte Jugend; ſein Geiſt empörte ſich und wählte unter den ſchönen Frauen ſeiner Bekanntſchaft die, welche am freyſten lebte und am meiſten in der guten Geſellſchaft glänzte. Er nahm ſich vor, nach ihrer Liebe zu ſtreben und er erlaubte ſeinem Herzen, ſich ganz zu überfüllen mit dieſem Gegenſtande. Was ſo wild und willkührlich begonnen wurde, konnte nicht geſund endigen, und die Dame, welche eben ſo eitel als ſchön war, mußte es ſonderbar und mehr als ſonderbar finden, wie Julius ſie mit der ernſthafteſten Aufmerkſamkeit förmlich zu umgeben und zu belagern anfing und dabey bald ſo dreiſt und zuverſichtlich war wie ein alter Beſitzer, bald ſo ſchüchtern und fremd wie ein völlig Unbekannter. Da er ſich ſo ſeltſam zeigte, hätte er bey weitem reicher ſeyn müſſen, als er war, um ſolche Anſprüche haben zu dürfen. Sie hatte ein leichtes, munteres Weſen und ihm ſchien ſie artig zu reden. Aber was er an der Geliebten für göttlichen Leichtſinn nahm, war nichts als ein gedankenloſes Schwärmen ohne eigentliche Freude und Fröhlichkeit, und auch ohne Geiſt, ausgenommen ſo viel Verſtand und Schlauigkeit, als es braucht, um alles abſichtlich und zwecklos zu verwirren, die Männer zu locken und zu lenken und ſich ſelbſt in Schmeicheleyen zu berauſchen. Zu ſeinem Unglücke erhielt er einige Zeichen von Gunſt; von der Art, welche die Geberin nicht binden, weil ſie ſich nie dazu bekennen darf und welche den gefangenen Neuling durch den Zauber der Heimlichkeit noch unauflöslicher feſſeln. Ihn konnte ſchon ein verſtohlner Blick und Händedruck ganz bezaubern, oder ein Wort, was vor allen geſagt in ſeiner eigentlichen Beziehung und Anſpielung nur ihm verſtändlich war, wenn dir einfache und wohlfeile Gabe nur durch den Schein einer eignen ſonderbaren Bedeutſamkeit gewürzt wurde. Sie gab ihm, wie er glaubte, ein noch deutlicheres Zeichen und es beleidigte ihn tief, daß ſie ihn ſo wenig verſtehe, daß ſie ihm ſo ſehr zuvorkomme. Er war nicht wenig ſtolz darauf, daß ihn das beleidigte und doch reizte es ihn unwiderſtehlich, wenn er dachte, er dürfe nur ſchnell ſeyn und die günſtige Gelegenheit ergreifen, um ohne Hinderniß ans Ziel zu gelangen. Er machte ſich ſchon bittre Vorwürfe über ſeine Langſamkeit, als er plötzlich Verdacht ſchöpfte, ihr Zuvorkommen ſey nur Täuſchung, ſie meine es auch mit ihm nicht ehrlich; und da ein Freund ihn vollends aufklärte, konnte ihm kein Zweifel bleiben. Er ſah, daß man ihn lächerlich finde und mußte ſich geſtehn, daß es ganz in der Ordnung ſey. Darüber gerieth er etwas in Wuth und hätte leicht Unheil begonnen, wenn er dieſe leeren Menſchen, ihre kleinen Verhältniſſe und Mißverhältniſſe und das ganze Spiel geheimer Abſichten und Rückſichten nicht genau beobachtet und alſo gründlich verachtet hätte. Auch wurde er wieder ungewiß und da ſein Argwohn nun keine Gränzen mehr kannte, ſo war er gegen ſein eignes Mißtrauen mißtrauiſch. Bald ſah er den Grund des Übels nur in ſeinem Eigenſinne und übertriebnem Zartgefühl und faßte dann neue Hoffnung und neues Zutrauen; bald ſah er in allem Unglück, was ihn in der That abſichtlich zu verfolgen ſchien, nur das künſtliche Werk ihrer Rache. Alles ſchwankte, nur das ward ihm immer klarer und feſter, daß vollendete Narrheit und Dummheit im Großen das eigentliche Vorrecht der Männer ſey, muthwillige Bosheit hingegen mit naiver Kälte und lachender Gefühlloſigkeit eine angebohrne Kunſt der Frauen. Das war alles, was er lernte durch ſein angeſtrengtes Beſtreben nach Menſchenkenntniß. Im Einzelnen verfehlte er immer auf eine ſcharfſinnige Art das rechte, weil er überall künſtliche Abſichten vorausſetzte und tiefen Zuſammenhang, und gar keinen Sinn hatte für das Unbedeutende. Dabey wuchs ſeine Leidenſchaft zum Spiel, deſſen zufällige Verwickelungen, Sonderbarkeiten und Glücksfälle ihn auf eben die Art intereſſirten, wie wenn er in höhern Verhältniſſen mit ſeinen Leidenſchaften und ihren Gegenſtänden aus reiner Willkühr ein hohes Spiel wagte oder zu wagen glaubte.

So verwirrte er ſich immer tiefer in die Intriguen einer ſchlechten Geſellſchaft und was ihm noch übrig blieb von Zeit und Kraft in dem Wirbel der Zerſtreuungen, wandte er auf ein Mädchen, die er ſo ſehr als möglich allein zu beſitzen ſtrebte, obgleich er ſie unter denen gefunden hatte, die beynah öſſentlich ſind. Was ſie ihm ſo intereſſant machte, war nicht allein das weshalb ſie allgemein geſucht und gleichſam berühmt war, ihre ſeltne Gewandtheit und unerſchöpfliche Mannichfaltigkeit in allen verführeriſchen Künſten der Sinnlichkeit. Ihr naiver Witz überraſchte ihn mehr und reizte ihn am meiſten, wie die hellen Funken von rohem tüchtigem Verſtand, vorzüglich aber ihre entſchiedne Manier und ihr konſequentes Betragen. Mitten im Stande der äußerſten Verderbtheit zeigte ſie eine Art von Charakter; ſie war voll von Eigenheiten und ihr Egoismus nicht im gemeinen Styl. Nächſt der Unabhängigkeit liebte ſie nichts ſo unmäßig wie das Geld, aber ſie wußte es zu brauchen. Dabey war ſie billig gegen jeden, der nicht ſehr reich war und ſelbſt gegen die andern treuherzig in ihrer Habſucht und ohne Ränke. Sie ſchien ganz ſorgenlos nur in der Gegenwart zu leben und war doch immer auf die Zukunft bedacht. Sie ſparte im Kleinen um nach ihrer Art im Großen zu verſchwenden und im Überflüſſigen das Beſte zu haben. Ihr Boudoir war einfach und ohne alle gewöhnlichen Meublen, nur von allen Seiten große, koſtbare Spiegel und wo noch Raum übrig blieb, einige gute Copien von den wollüſtigſten Gemälden des Correggio und Tizian, desgleichen einige ſchöne Originale von friſchen, vollen Blumen- und Fruchtſtücken; ſtatt der Lambris die lebendigſten und fröhlichſten Darſtellungen in Basrelief aus Gips nach der Antike; ſtatt der Stühle ächte orientaliſche Teppiche und einige Gruppen aus Marmor in halber Lebensgröße: ein gieriger Faun, der eine Nymphe, die im Fliehen ſchon gefallen iſt, eben völlig überwinden wird; eine Venus, die mit aufgehobenem Gewande lächelnd über den wollüſtigen Rücken auf die Hüften ſchaut und andre ähnliche Darſtellungen. Hier ſaß ſie oft auf türkiſche Sitte Tage lang allein und die Hände müſſig im Schooß, denn ſie verabſcheute alle weiblichen Arbeiten. Sie erfriſchte ſich nur von Zeit zu Zeit mit Wohlgerüchen und ließ ſich dabey von ihrem Jockey, einem bildſchönen Knaben, den ſie ſich in ſeinem vierzehnten Jahre eigends verführt hatte, Geſchichten, Reiſebeſchreibungen und Mährchen vorleſen.

Sie gab wenig darauf Acht, außer wenn etwas Lächerliches vorkam, oder eine allgemeine Bemerkung, die ſie auch wahr fand. Denn ſie achtete nichts und hatte Sinn für nichts als für Realität und fand alle Poeſie lächerlich. Sie war einmal Schauſpielerin geweſen, aber nur kurze Zeit und ſie machte ſich gern luſtig über ihr Ungeſchick dazu und über die Langeweile, die ſie dabey ausgeſtanden. Es war eine von ihren vielen Eigenheiten, daß ſie bey ſolchen Gelegenheiten in der dritten Perſon von ſich ſprach. Auch wenn ſie erzählte, nannte ſie ſich nur Liſette, und ſagte oft, wenn ſie ſchreiben könnte, wollte ſie ihre eigne Geſchichte ſchreiben, aber ſo als ob es ein andrer wäre. Für Muſik hatte ſie gar kein Gefühl, für die bildenden Künſte aber ſo viel daß Julius oft mit ihr über ſeine Arbeiten und Ideen ſprach, und die Skizzen für die beſten hielt, die er unter ihren Augen und bey ihrem Geſpräch entworfen hat. Doch ſchätzte ſie an Statuen und an Zeichnungen nur die lebendige Kraft, und an Gemälden nur den Zauber der Farben, die Wahrheit des Fleiſches und allenfalls die Täuſchung des Lichtes. Sprach ihr jemand von Regeln, vom Ideal und von der ſogenannten Zeichnung, ſo lachte ſie oder hörte nicht zu. Selbſt etwas zu verſuchen, ſo viele bereitwillige Lehrer ſich auch anboten, war ſie viel zu träge und verwöhnt und befand ſich zu wohl bey ihrer Lebensart. Auch traute ſie allen Schmeicheleien nicht und blieb feſt überzeugt, ſie würde es mit aller Noth und Arbeit in der Kunſt zu nichts Ordentlichem bringen. Lobte man ihren Geſchmack und ihr Zimmer, in welches ſie nur ſelten auserwählte Lieblinge führte, ſo rühmte ſie dagegen auf eine komiſche Weiſe zuerſt das gute alte Schickſal, die ſchlaue Liſette und dann die Engländer und Holländer als die beſten Nazionen unter allen, die ſie kenne; weil die volle Caſſe einiger Neulinge von dieſer Sorte zuerſt einen guten Grund zu ihrer reichlichen Einrichtung gelegt hatte. Überhaupt freute ſie ſich ſehr damit, wenn ſie jemanden, der dumm war, übervortheilt hatte: aber ſie that es auf eine drollige, faſt kindiſche Art, mit Witz und mehr aus Übermuth als aus Rohheit. Ihre ganze Klugheit wandte ſie darauf, ſich der Zudringlichkeit und Unart der Männer zu erwehten, und es gelang ihr ſo ſehr, daß die rohen, wüſten Menſchen mit einer innigen Achtung von ihr ſprachen, die dem, welcher ſie nicht kannte und nur von ihrem Gewerbe wußte, ſehr komiſch dünkte. Das war es auch, was den neugierigen Julius zuerſt reizte, eine ſo ſonderbare Bekanntſchaft zu ſuchen und er fand bald noch mehr Urſach zu erſtaunen. Bey den gewöhnlichen Männern litt und that ſie, was ſie ſchuldig zu ſeyn glaubte; genau, mit Geſchicklichkeit und mit Kunſtſinn, aber ganz kalt. Gefiel ihr ein Mann, führte ſie ihn gar in ihr heiliges Cabinet; ſo ſchien ſie eine ganz neue Perſon zu werden. Sie gerieth dann in eine ſchöne bacchantiſche Wuth; wild, ausſchweifend und unerſättlich vergaß ſie beynah der Kunſt und verfiel in eine hinreißende Anbetung der Männlichkeit. Darum liebte ſie Julius, und auch weil ſie ihm ſo ganz ergeben ſchien, ungeachtet ſie davon nicht viele Worte machte. Sie merkte bald, ob jemand Verſtand habe, und wo ſie den zu finden glaubte, ward ſie offen und herzlich, und ließ ſich dann gern von ihrem Freunde erzählen, was er von der

Welt wußte. Mancher hatte ſie belehrt, keiner aber hatte ihr innerſtes Weſen ſo verſtanden, ſo fein geſchont und ihren eigentlichen Werth ſo geachtet wie Julius. Darum hing ſie auch mehr an ihm als ſich ſagen läßt. Sie erinnerte ſich vielleicht zum erſtenmal mit Rührung an ihre erſte Jugend und Unſchuld und gefiel ſich nicht in der Umgebung, mit der ſie ſonſt ganz zufrieden war. Julius fühlte das und freute ſich damit, aber er konnte nie über die Geringſchätzung Herr werden, die ihm ihr Stand und ihr Verderben einflößte, und ſein unauslöſchliches Mistrauen ſchien ihm hier gerecht zu ſeyn. Wie entrüſtet war er daher, als ſie ihm einſt unerwarteter Weiſe die Ehre der Vaterſchaft ankündigte. Und er wußte es doch, daß ſie trotz ihres Verſprechens noch vor kurzem Beſuche von einem andern angenommen hatte. Das Verſprechen konnte ſie ihm nicht abſchlagen. Sie ſelbſt hätte es wahrſcheinlich gern gehalten, aber ſie brauchte mehr als er geben konnte; ſie wußte nur eine Art, Geld zu erwerben, und aus einer Delikateſſe, die ſie einzig für ihn hatte, nahm ſie nur das wenigſte von dem, was er geben wollte. Alles das bedachte der aufgebrachte Jüngling nicht, er hielt ſich für betrogen, er ſagte es ihr mit harten Worten und verließ ſie in dem leidenſchaftlichſten Zuſtande, wie er glaubte, auf immer. Nicht lange nachher ſuchte ihn der Knabe mit Thränen und Klagen und ließ nicht ab, bis er mit ihm ging. Er fand ſie faſt entkleidet in dem ſchon dunkeln Cabinet, er ſank in die geliebten Arme, mit denen ſie ihn ſo heftig an ſich riß wie ſonſt, aber ſie ſanken ſogleich an ihm nieder. Er hörte einen tiefen ſtöhnenden Seufzer, es war der letzte; und da er ſich anſah, war er mit Blut bedeckt. Voll Entſetzen ſprang er auf und wollte fliehen. Er verweilte nur, um eine große Locke zu ergreifen, die neben dem gefärbten Meſſer auf dem Boden lag. Sie hatte dieſelbe in einem Anfalle von begeiſterter Verzweiflung kurz zuvor, ehe ſie ſich die vielen Wunden gab, von denen die meiſten tödtlich waren, abgeſchnitten. Wahrſcheinlich mit dem Gedanken, ſich dadurch dem Tode und dem Verderben als Opfer zu weihen. Denn nach der Ausſage des Knaben ſprach ſie dabey mit lauter Stimme die Worte: »Liſette »ſoll zu Grunde gehn, zu Grunde »jetzt gleich: ſo will es das Schick»ſal, das eiſerne.«

Der Eindruck, den dieſe überraſchende Tragödie auf den reizbaren Jüngling machte, war unauslöſchlich, und brannte durch ſeine eigne Kraft immer tiefer. Die erſte Folge von Liſettens Ruin war, daß er ihr Andenken mit ſchwärmeriſcher Achtung vergötterte. Er verglich ihre hohe Energie mit den nichtswürdigen

Intriguen der Dame, die ihn verſtrickt hatte, und ſein Gefühl mußte laut entſcheiden, daß jene ſittlicher und weiblicher ſey: denn dieſe Coquette gab nie eine kleine oder große Gunſt ohne Nebenabſicht; und doch ward ſie von aller Welt geachtet und bewundert, wie ſo viele andre, die ihr gleichen. Darüber widerſetzte ſich ſein Verſtand mit Heftigkeit allen falſchen und allen wahren Meinungen, die man über die weibliche Tugend hat. Es ward Grundſatz bey ihm, die geſellſchaftlichen Vorurtheile, welche er bisher nur vernachläſſigte, nun ausdrücklich zu verachten. Er gedachte an die zarte Louiſe, die beynah ein Raub ſeiner Verführung geworden wäre und er erſchrack. Denn auch Liſette war von guter Familie, früh gefallen, entführt und in der Fremde verlaſſen, zu ſtolz geweſen umzukehren, und durch die erſte Erfahrung ſo belehrt wie andre nicht durch die letzte. Mit ſchmerzlichem Vergnügen ſammelte er manchen intereſſanten Zug von ihrer frühen Jugend. Sie war damals mehr ſchwermüthig als leichtſinnig, aber in der Tiefe ganz Flamme und ſchon als kleines Mädchen traf man ſie bey Gemälden von nackten Geſtalten oder bey andern Gelegenheiten in ſonderbaren Äußerungen der heftigſten Sinnlichkeit.

Dieſe Ausnahme von dem, was Julius für gewöhnlich hielt beym weiblichen Geſchlecht, war zu einzig und die Umgebung, in der er ſie fand, zu unrein, als daß er dadurch zu einer wahren Anſicht hätte gelangen können. Vielmehr trieb ihn ſein Gefühl, ſich faſt ganz von den Frauen und von den Geſellſchaften, wo ſie den Ton angeben, zurück zu ziehen. Er fürchtete ſeine Leidenſchaftlichkeit und warf ſeinen ganzen Sinn auf die Freundſchaft mit Jünglingen, die wie er der Begeiſterung fähig waren. Dieſen ergab er ſein Herz, nur ſie waren für ihn wahrhaft wirklich, die übrige Menge gemeiner Schattenweſen freute er ſich zu verachten Mit Leidenſchaft und mit Spitzfindigkeit ſtritt er innerlich und grübelte über ſeine

Freunde, über ihre verſchiedenen Vorzüge und Verhältniſſe zu ihm. Er erhitzte ſich in ſeinen eigenen Gedanken und Geſprächen und war berauſcht von Stolz und von Männlichkeit. Auch glühten ſie alle von edler Liebe, unentwickelt ſchlummerte hier manche große Kraft, und ſie ſagten nicht ſelten in rohen aber treffenden Worten erhabene Dinge über die Wunder der Kunſt, über den Werth des Lebens und über das Weſen der Tugend und Selbſtſtändigkeit. Vorzüglich aber über die Göttlichkeit der männlichen Freundſchaft, die Julius zum eigentlichen Geſchäft ſeines Lebens zu machen geſonnen war. Er hatte viele Verbindungen, und war unerſättlich immer neue zu knüpfen. Jeden Mann, der ihm intereſſant erſchien, ſuchte er, und ruhte nicht, bis er ihn gewonnen und die Zurückhaltung des andern durch ſeine jugendliche Zudringlichkeit und Zuverſicht beſiegt hatte. Es läßt ſich denken, daß er, der ſich eigentlich alles erlaubt hielt und ſich ſelbſt über das Lächerliche wegſetzen konnte, eine andre Schicklichkeit im Sinne und vor Augen hatte als die, welche allgemein gilt.

In dem Gefühl und Umgang des einen Freundes fand er mehr als weibliche Schonung und Zartheit bey erhabenem Verſtande und feſt gebildetem Charakter. Ein zweyter brannte mit ihm in edlem Unwillen über das ſchlechte Zeitalter und wollte etwas Großes wirken. Der liebenswürdige Geiſt des dritten war noch ein Chaos von Andeutungen: aber er hatte zarten Sinn für alles und ahndete die Welt. Den einen verehrte er als ſeinen Meiſter in der Kunſt würdig zu leben. Den andern dachte er als ſeinen Jünger und wollte ſich nur vor der Hand zur Theilnahme an ſeinen Ausſchweifungen herablaſſen, um ihn ganz zu kennen und zu gewinnen, und dann ſeine große Anlage zu retten, die ſo nah am Abgrunde wandelte wie ſeine eigne.

Es waren große Gegenſtände, nach denen ſie mit Ernſt ſtrebten. Indeſſen blieb es bey hohen Worten und vortrefflichen Wünſchen. Julius kam nicht weiter und ward nicht klarer, er handelte nicht und er bildete nichts. Ja er vernachläßigte ſeine Kunſt faſt nie mehr, als da er ſich und ſeine Freunde mit Projekten überſtrömte von allen Werken, die er vollbringen wollte, und die ihm im Augenblick der erſten Begeiſterung ſchon fertig ſchienen. Die wenigen Anwandlungen von Nüchternheit, die ihm noch übrig blieben, erſtickte er in Muſik, die für ihn ein gefährlicher, bodenloſer Abgrund von Sehnſucht und Wehmuth war, in den er ſich gern und willig verſinken ſah.

Dieſe innere Gährung hätte heilſam ſeyn können, und aus der Verzweiflung wäre endlich Ruhe und Feſtigkeit hervorgegangen, und er wäre klar geworden über ſich ſelbſt. Aber die Wuth der Unbefriedigung zerſtückte ſeine Erinnerung, er hatte nie weniger eine Anſicht vom Ganzen ſeines Ich. Er lebte nur in der Gegenwart, an der er mit durſtigen Lippen hing, und vertiefte ſich ohne Ende in jeden unendlich kleinen und doch unergründlichen Theil der ungeheuren Zeit, als müſſe es nun in dieſem endlich zu finden ſeyn, was er ſchon ſo lange ſuche. Dieſe Wuth der Unbefriedigung mußte ihn bald mit ſeinen Freunden ſelbſt verſtimmen und entzweyen, von denen die meiſten bey den herrlichſten Anlagen eben ſo unthätig und mit ſich uneins waren wie er. Dieſer ſchien ihn nicht zu verſtehn, jener bewunderte nur ſeinen Geiſt, äußerte aber Mißtrauen gegen ſein Herz und that ihm wirklich Unrecht. Da hielt er ſeine innerſte Ehre gekränkt und fühlte ſich von geheimen Haß zerriſſen. Er überließ ſich dieſem Gefühl ohne Scheu, denn er glaubte, nur wen man achten müſſe, dürfe man haſſen, und nur Freunde könnten einer dem andern das zarteſte Gefühl ſo tief verletzen. Der eine Jüngling war durch eigne Schuld zu Grunde gegangen; der andre fing gar an ſelbſt gewöhnlich zu werden. Mit einem dritten war ſein Verhältniß verſtimmt und faſt gemein geworden. Es war ganz geiſtig geweſen, und ſo hätte es auch bleiben ſollen. Aber eben weil es ſo zart war, mußte mit der feinſten Blüthe alles verloren gehn, als die Gelegenheit es gab, daß einer dem andern Dienſte leiſtete. Da geriethen ſie in Wettſtreite von Großmuth und Dankbarkeit und fingen endlich an, in der geheimſten Tiefe der Seele irrdiſche Foderungen an ſich zu machen und zu vergleichen.

Bald hatte der Zufall ohne Schonung aufgelöſt, was nur durch Willkühr leidenſchaftlich verbunden war. Immer mehr und mehr gerieth Julius in einen Zuſtand, der von der Verrückung nur dadurch verſchieden war, daß es einigermaßen auf ihn ankam, wann und wie weit er ſich ſeiner Gewalt hingeben wollte. Auch war ſein äußeres Betragen jeder bürgerlichen und geſellſchaftlichen Ordnung gemäß, und grade jetzt fingen die Menſchen an, ihn vernünftig zu nennen, da eine Verwirrung aller Schmerzen ſein Innres wild zerriß, und die Krankheit des Geiſtes immer tiefer und geheimer an dem Herzen nagte. Es war mehr eine Raſerey des Gefühls als des Verſtandes, und das Übel war nur um ſo gefährlicher, weil er äußerlich froh und luſtig ſchien. So war ſeine gewöhnliche Stimmung, und man fand ihn ſogar angenehm. Nur wenn er mehr Wein genoſſen hatte als gewöhnlich, ward er überaus traurig und zu Thränen und

Klagen geneigt. Aber ſelbſt dann ſprudelte er, wenn andre zugegen waren, von bitterm Witz und allgemeinem Spott, oder er trieb ſein Spiel mit ſonderbaren und dummen Menſchen, deren Umgang er nun über alles liebte, und die er in die beſte Laune zu ſetzen wußte, ſo daß ſie ſich von Herzen mittheilten und ganz zeigten, wie ſie waren. Das Gemeine reizte und unterhielt ihn; nicht aus liebenswürdiger Herablaſſung, ſondern weil es nach ſeiner Anſicht närriſch und toll war.

An ſich ſelbſt dachte er nicht, nur dann und wann überfiel ihn ein klares Gefühl, er werde plötzlich zu Grunde gehn. Die Reue unterdrückte er durch Stolz, und die Gedanken und Bilder des Selbſtmordes waren ihm ſchon in ſeiner frühſten jugendlichen Schwermuth ſo geläufig geweſen, daß ſie den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatten. Einen ſolchen Entſchluß auszuführen, wäre er ſehr fähig geweſen, wenn er nur überhaupt zu einem Entſchluß hätte kommen können. Es ſchien ihm kaum der Mühe werth, weil er doch nicht hoffen wollte, der Langeweile des Daſeyns und dem Eckel über das Schickſal auf dieſem Wege zu entfliehn Er verachtete die Welt und alles, und war ſtolz darauf.

Auch dieſe Krankheit wie alle vorigen heilte und vernichtete der erſte Anblick einer Frau die einzig war, und die ſeinen Geiſt zum erſtenmal ganz und in der Mitte traf. Seine bisherigen Leidenſchaften ſpielten nur auf der Oberfläche, oder es waren vorübergehende Zuſtände ohne Zuſammenhang. Jetzt ergriff ihn ein neues unbekanntes Gefühl, daß dieſer Gegenſtand allein der rechte, und dieſer Eindruck ewig ſey. Der erſte Blick ſchon entſchied, beym zweyten wußte er's, und ſagte ſich's, daß es nun gekommen, und wirklich da ſey, was er ſo lange dunkel erwartet hatte. Er erſtaunte, und erſchrack, denn wie er dachte, daß es ſein höchſtes Gut ſeyn würde, von ihr geliebt zu werden und ſie ewig zu beſitzen, ſo fühlte er zugleich daß dieſer höchſte und einzige Wunſch ewig unerreichbar ſey. Sie hatte gewählt und hatte ſich gegeben; ihr Freund war auch der ſeinige, und lebte ihrer Liebe würdig. Julius war der Vertraute, er wußte daher alles genau, was ihn unglücklich machte, und urtheilte mit Strenge über ſeinen eignen Unwerth. Gegen dieſen wandte ſich die ganze Kraft ſeiner Leidenſchaft. Er entſagte der Hoffnung und dem Glück, aber er beſchloß, es zu verdienen, und Herr über ſich ſelbſt zu werden. Nichts verabſcheute er ſo ſehr, als den Gedanken, das Geringſte von dem was ihn erfüllte, auch nur durch ein undeutliches Wort durch einen verſtohlnen Seufzer zu verrathen. Gewiß wäre auch jede Äußerung widerſinnig geweſen, und da er ſo heftig, ſie ſo ſein, und das Verhältniß ſo zart war, hatte ein einziger Wink, von denen, die unwillkührlich ſcheinen, und doch bemerkt ſeyn wollen, immer weiter führen, und alles verwirren müſſen. Darum drängte er alle Liebe in ſein Innerſtes zurück, und ließ da die Leidenſchaft wüthen, brennen und zehren; aber ſein Äuſſeres war durchaus verwandelt, und ſo gut gelang ihm der Schein der kindlichſten Unbefangenheit und Unerfahrenheit und einer gewißen brüderlichen Härte, die er annahm, damit er nicht aus dem Schmeichelhaften ins Zärtliche fallen möchte, daß ſie nie den leiſeſten Argwohn ſchöpfte. Sie war heiter und leicht in ihrem Glück, ſie ahndete nichts, ſcheute alſo nichts, ſondern ließ ihrem Witz und ihrer Laune freyes Spiel, wenn ſie ihn unliebenswürdig fand. Überhaupt lag in ihrem Weſen jede Hoheit und jede Zierlichkeit, die der weiblichen Natur eigen ſeyn kann, jede Gottähnlichkeit, und jede Unart, aber alles war fein, gebildet, und weiblich. Frey und kräftig entwickelte und äußerte ſich jede einzelne Eigenheit, als ſey ſie nur für ſich allein da, und dennoch war die reiche, kühne Miſchung ſo ungleicher Dinge im Ganzen nicht verworren, denn ein Geiſt beſeelte es, ein lebendiger Hauch von Harmonie und Liebe. Sie konnte in derſelben Stunde irgend eine komiſche Albernheit mit dem Muthwillen und der Feinheit einer gebildeten Schauſpielerin nachahmen, und ein erhabenes Gedicht vorleſen mit der hinreißenden Würde eines kunſtloſen Geſanges. Bald wollte ſie in Geſellſchaft glänzen und tändeln, bald war ſie ganz Begeiſterung, und bald half ſie mit Rath und That, ernſt, beſcheiden und freundlich wie eine zärtliche Mutter. Eine geringe Begebenheit ward durch ihre Art ſie zu erzählen ſo reizend wie ein ſchönes Mährchen. Alles umgab ſie mit Gefühl und mit Witz, ſie hatte Sinn für alles, und alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand und von ihren ſüß redenden Lippen. Nichts Gutes und Großes war zu heilig oder zu allgemein für ihre leidenſchaftlichſte Theilnahme. Sie vernahm jede Andeutung, und ſie erwiederte auch die Frage, welche nicht geſagt war. Es war nicht möglich, Reden mit ihr zu halten; es wurden von ſelbſt Geſpräche und während dem ſteigenden Intereſſe ſpielte auf ihrem feinen Geſichte eine immer neue Muſik von geiſtvollen Blicken und lieblichen Mienen. Dieſelben glaubte man zu ſehen, wie ſie ſich bey dieſer oder bey jener Stelle veränderten, wenn man ihre Briefe las, ſo durchſichtig und ſeelenvoll ſchrieb ſie, was ſie als Geſpräch gedacht hatte. Wer ſie nur von dieſer Seite kannte, hätte denken können, ſie ſey nur liebenswürdig, ſie würde als Schauſpielerin bezaubern müſſen, und ihren geflügelten Worten fehle nur Maaß und Reim, um zarte Poeſie zu werden. Und doch zeigte eben dieſe Frau bey jeder großen Gelegenheit Muth und Kraft zum Erſtaunen, und das war auch der hohe Geſichtspunkt, aus dem ſie den Werth der Menſchen beurtheilte.

Dieſe Größe der Seele war die Seite, von der Julius im Anfange ſeiner Leidenſchaft ihr Weſen am meiſten ergriff, weil dieſe zu dem Ernſt derſelben am beſten ſtimmte. Sein ganzes Weſen war gleichſam von der Oberfläche zurückgetreten nach dem Innern; er verſank in eine allgemeine Verſchloſſenheit und floh den Umgang der Menſchen.

Rauhe Felſen waren ſeine liebſte Geſellſchaft, am Geſtade des einſamen Meeres hing er ſeinen Gedanken nach, und ging zu Rathe mit ſich ſelbſt, und wenn das Sauſen des Windes in den hohen Tannen rauſchte, ſo wähnte er, die mächtigen Wogen tief unter ihm wollten ſich aus Theilnahme und Mitleiden ihm nähern, und ſchwermüthig blickte er den fernen Schiffen nach und der ſinkenden Sonne. Dieſer Ort war ſein Liebling, er ward ihm durch die Erinnerung zu einer heiligen Heimath aller Schmerzen und Entſchlüſſe.

Die Vergötterung ſeiner erhabenen Freundin wurde für ſeinen Geiſt ein feſter Mittelpunkt und Boden

einer

einer neuen Welt. Hier ſchwanden alle Zweifel, in dieſem wirklichen Gute fühlte er den Werth des Lebens und ahndete die Allmacht des Willens. Er ſtand in Wahrheit auf friſchem Grün einer kräftigen mütterlichen Erde, und ein neuer Himmel wölbte ſich unermeßlich über ihm im blauen Äther. Er erkannte in ſich den hohen Beruf zur göttlichen Kunſt, er ſchalt ſeine Trägheit, daß er noch ſo weit zurück ſey in der Bildung und zu weichlich gewesen war zu jeder gewaltigen Anſtrengung. Er ließ ſich nicht in müſſige Verzweiflung ſinken, ſondern er folgte der weckenden Stimme jener heiligen Pflicht. Alle Mittel, die ihm die Verſchwendung noch gelaſſen hatte, ſpannte er nun an. Er zerriß alle Bande von Ehedem, und machte ſich mit einem Streich ganz unabhängig. Seine Kraft und ſeine Jugend weihte er der erhabenen künſtleriſchen Arbeit und Begeiſterung. Er vergaß ſein Zeitalter und bildete ſich nach den Helden der Vorwelt, deren Ruinen er mit Anbetung liebte. Auch für ihn ſelbſt gab es keine Gegenwart, denn er lebte nur in der Zukunft und in der Hoffnung, dereinſt ein ewiges Werk zu vollenden zum Denkmal ſeiner Tugend und ſeiner Würde.

So litt und lebte er viele Jahre, und wer ihn ſah, hielt ihn für älter als er war. Was er bildete, war groß gedacht und in altem Styl, aber der Ernſt war abſchreckend, die Formen fielen ins Ungeheure, das Antike ward ihm zu einer harten Manier, und ſeine Gemälde blieben bey aller Gründlichkeit und Einſicht ſteif und ſteinern. Es war vieles zu loben, nur die Anmuth fehlte; und darin glich er ſeinen Werken. Sein Charakter war rein gebrannt im Leiden göttlicher Liebe und glänzte in heller Kraft, aber er war ſpröde und ſtarr wie ächter Stahl. Er war aus Kälte ruhig, und nur dann gerieth er in Aufruhr, wenn ihn eine hohe Wildniß der einſamen Natur mehr als gewöhnlich reizte, wenn er ſeiner entfernten Freundin treuen Bericht gab von dem Kampf ſeiner Bildung und dem Ziel aller Arbeit, oder wenn ihn die Begeiſterung für die Kunſt in Gegenwart andrer überraſchte, daß nach langem Schweigen einige geflügelte Worte aus ſeinem innerſten Gemüth brachen. Doch das geſchah nur ſelten, denn er nahm ſo wenig Antheil an den Menſchen als an ſich ſelbſt. Über ihr Glück und ihr Beginnen konnte er nur freundlich lächeln und er glaubte es ihnen aufs Wort, wenn er bemerkte, wie ſie ihn unliebend und unliebenswürdig fanden.

Doch ſchien ihn eine edle Frau etwas zu bemerken und vorzuziehn. Ihr feiner Geiſt und ihr zartes Gefühl zog ihn lebhaft an, da ſie noch durch den Reiz einer liebenswürdigen und dabey ſonderbaren Geſtalt und durch ein Auge voll ſtiller Schwermuth erhöht wurden. Aber ſo oft er herzlicher werden wollte, ergriff ihn das alte Mißtrauen und die gewohnte Kälte. Er ſah ſie häufig und konnte ſich nie äußern, bis auch dieſer Strom von Gefühl zurückfloß in das innere Meer allgemeiner Begeiſterung. Selbſt die Gebieterin des Herzens trat in ein heiliges Dunkel zurück, und würde ihm fern geblieben ſeyn, wenn er ſie wiedergeſehn hätte.

Das einzige was ihn milder und wärmer ſtimmte, war der Umgang mit einer andern Frau, die er als Schweſter ehrte und liebte, und die er auch ganz ſo betrachtete. Er ſtand ſchon länger in bürgerlichen Verhältniſſen mit ihr, ſie war kränklich und etwas älter wie er; dabey aber von hellem reifen Verſtand, von gradem geſundem Sinn, und ſelbſt im Auge der Fremden bis zur Liebenswürdigkeit rechtlich. Alles was ſie unternahm, athmete den Geiſt freundlicher Ordnung, und wie von ſelbſt entwickelte ſich die gegenwärtige Thätigkeit allmählig aus der vorigen und bezog ſich ſtill auf die künftige. In dieſer Anſchauung begriff es Julius klar, daß es keine andre Tugend gebe als Conſequenz. Aber es war nicht die kalte ſteife Übereinſtimmung berechneter Grundſätze oder Vorurtheile, ſondern die beharrliche Treue eines mütterlichen Herzens, das den Kreis ſeiner Wirkſamkeit und ſeiner Liebe mit beſcheidner Kraft erweitert und in ſich ſelbſt vollendet, und die rohen Dinge der umgebenden Welt zu einem freundlichen Eigenthum und Werkzeug des geſelligen Lebens bildet. Dabey war ihr jede Beſchränktheit häuslicher Frauen fremd, und mit tiefer Schonung und gefühlter Milde ſprach ſie über die herrſchenden Meinungen der Menſchen, und über die Ausnahmen und Ausſchweifungen derer, die gegen den Strom leben: denn ihr Verſtand war ſo unbeſtechlich als ihr Gefühl rein und unverfälſcht. Sie ſprach überhaupt gern, vorzüglich über ſittliche Gegenſtände, wo ſie den Streit oft ins Allgemeine ſpielte und auch wohl an Spitzfindigkeiten Gefallen hatte, wenn ſie etwas zu enthalten ſchienen und ſinnreich klangen. Sie war nicht ſparſam mit Worten und ihr Geſpräch ward durch keine ängſtliche Ordnung gelenkt. Es war eine reizende Verwirrung von einzelnen Einfällen und allgemeiner Theilnahme, von fortgeſetzter Aufmerkſamkeit und plötzlicher Zerſtreuung.

Die Natur belohnte endlich die mütterliche Tugend der vortrefflichen Frau und es keimte, da ſie es kaum hoffte, ein neues Leben unter ihrem treuen Herzen. Das erfüllte den Jüngling, der ſo ſehr an ihr hing und an ihrem häuslichen Glücke den wärmſten Antheil nahm, mit lebhafter Freude: aber es regte vieles in ihm an, was lange geſchwiegen hatte.

Da nun einige ſeiner künſtleriſchen Verſuche auch in ſeiner Bruſt ein neues Zutrauen weckten, und ihn der erſte Beyfall großer Meiſter aufmunterte; da ihn die Kunſt an neue ſehenswürdige Orte und unter fremde fröhliche Menſchen führte: ſo erweichte ſich ſein Gefühl und floß mächtig, wie ein großer Strom, wenn das Eis ſchmilzt und bricht, und die Wogen mit neuer Kraft ſich durch die alte Bahn reißen.

Er war verwundert ſich wieder ausgelaſſen und fröhlich in der Geſellſchaft der Menſchen zu fühlen. Seine Denkart war männlich und rauh, aber ſein Herz in der Ein=

ſamkeit wieder kindlich und ſchüchtern geworden. Er ſehnte ſich nach einer Heimath und dachte an eine ſchöne Ehe, die mit den Foderungen der Kunſt nicht ſtreiten ſollte. War er dann unter der Blüthe junger Mädchen, ſo fand er leicht eine oder mehrere von ihnen liebenswürdig. Heyrathen, meinte er, wolle er ſie gleich, wenn er ſie ſchon nicht lieben könne. Denn der Begriff und ſelbſt der Namen der Liebe war ihm überheilig und blieb ganz in der Ferne. Bey ſolchen Gelegenheiten lächelte er dann über die ſcheinbare Beſchränktheit ſeiner augenblicklichen Wünſche und fühlte wohl, wie unermeßlich viel ihm noch fehlen möchte, wenn ſie durch einen Zauberſchlag ſogleich erfüllt würden. Ein anderesmal lachte er lauter über ſeine alte Heſtigkeit nach ſo langem Enthalten, da ihm eine ſchnelle Gelegenheit einen friſchen Genuß anbot, und ſein Gemüth durch einen Roman, der in wenigen Minuten angefangen, vollendet und beſchloſſen war, wenigſtens von einigem Brennſtoff befreyte und erleichterte.

Einem ſehr gebildeten Mädchen gefiel er, weil er ihr ſeelenvolles Geſpräch und ihren ſchönen Geiſt mit ſichtbarer Innigkeit bewunderte, und ihr, ohne eine Schmeichelẽy auszuſprechen, bloß durch die Art ſeines Umgangs huldigte, ſo gut, daß ſie ihm nach und nach alles erlaubte, außer das letzte. Und ſelbſt dieſe

Gränze ſetzte ſie ihm nicht aus Kälte, noch aus Vorſicht und Grundſatz: denn ſie war reizbar genug, ſie hatte eine ſtarke Anlage zum Leichtſinn und lebte in den freyſten Verhältniſſen. Es war weiblicher Stolz und Scheu vor dem, was ſie für thieriſch und roh hielt. So wenig nun ein ſolches Beginnen ohne Vollendung nach Julius Sinne war, und obgleich er über die kleine Einbildung des Mädchens lächeln mußte, wenn er bey dieſem verkehrten und verkünſtelten Weſen an das Schaffen und Wirken der allmächtigen Natur, an ihre ewigen Geſetze, an die Hoheit und Größe der Mutterwürde, und an die Schönheit des Mannes dachte, den in der Fülle der Geſundheit und

Liebe die Begeiſterung des Lebens ergreift, oder des Weibes, das ſich ihr hingiebt: ſo freute er ſich doch bey dieſer Gelegenheit zu ſehn, daß er den Sinn für zarten und feinen Genuß noch nicht verloren habe.

Bald aber vergaß er dieſe und andre ähnliche Kleinigkeiten, da er eine junge Künſtlerin traf, welche das Schöne gleich ihm leidenſchaftlich verehrte, die Einſamkeit und Natur eben ſo zu lieben ſchien. In ihren Landſchaften ſah und fühlte man den lebendigen Hauch wahrer Luft, es war immer ein ganzer Blick. Die Umriſſe waren zu unbeſtimmt, und zwar auf eine ſolche Weiſe, daß ſie den Mangel einer gründlichen Schule verriethen. Aber alle die Maſſen ſtimmten zuſammen zu einer Einheit für das Gefühl, die ſo klar und deutlich war, als ſey es unmöglich, etwas anderes dabey zu fühlen. Sie trieb die Mahlerey nicht wie ein Gewerbe oder eine Kunſt, ſondern bloß aus Luſt und Liebe, und warf jede Anſicht, ſo wie auf ihren Wanderungen ihr eine gefiel oder merkwürdig ſchien, nach Zeit und Laune mit der Feder oder in Waſſerfarben aufs Papier. Zum Öl hatte es ihr an Geduld und an Fleiß gefehlt, und ſelten mahlte ſie ein Portrait, nur wann ſie ein Geſicht ſehr ausgezeichnet und werth hielt Dann arbeitete ſie mit der gewiſſenhafteſten Treue und Sorgfalt und wußte die Paſtellfarben mit einer bezaubernden Weichheit zu behandeln. So bedingt und gering der Werth dieſer Verſuche für die Kunſt ſeyn mochte, ſo freute ſich Julius doch nicht wenig über die ſchöne Wildheit in ihren Landſchaften und über den Geiſt, mit dem ſie die unergründliche Mannichfaltigkeit und wunderbare Übereinſtimmung der menſchlichen Geſichtszüge auffaßte. Und ſo einfach die der Künſtlerin ſelbſt waren, ſo waren ſie doch nicht unbedeutend, und Julius fand in ihnen einen großen Ausdruck, der ihm immer neu blieb.

Lucinde hatte einen entſchiednen Hang zum Romantiſchen, er fühlte ſich betroffen über die neue Ähnlichkeit und er entdeckte immer mehrere.

Auch ſie war von denen, die nicht in der gemeinen Welt leben, ſondern in einer eignen ſelbſtgedachten und ſelbſtgebildeten. Nur was ſie von Herzem liebte und ehrte, war in der That wirklich für ſie, alles andre nichts; und ſie wußte was Werth hat. Auch ſie hatte mit kühner Entſchloſſenheit alle Rückſichten und alle Bande zerriſſen und lebte völlig frey und unabhängig.

Die wunderbare Gleichheit zog den Jüngling bald in ihre Nähe, er bemerkte daß auch ſie dieſe Gleichheit fühle, und beyde nahmen es gewahr, daß ſie ſich nicht gleichgültig wären. Es war noch nicht lange daß ſie ſich ſahen und Julius wagte nur einzelne abgerißne Worte, die bedeutend aber nicht deutlich waren. Er ſehnte ſich mehr von ihren Schickſalen und ihrem ehemaligen Leben zu wiſſen, worüber ſie gegen andre ſehr geheimnißvoll war. Ihm geſtand ſie nicht ohne gewaltſame Erſchütterung, ſie ſey ſchon Mutter geweſen von einem ſchönen ſtarken Knaben, den ihr der Tod bald wieder entriſſen. Auch er erinnerte ſich an die Vergangenheit und ſein Leben ward ihm, indem er es ihr erzählte, zum erſtenmal zu einer gebildeten Geſchichte. Wie freute ſich Julius, da er mit ihr über Muſik ſprach, und ſeine innerſten und eigenſten Gedanken über den heiligen Zauber dieſer romantiſchen Kunſt aus ihrem Munde hörte!

Da er ihren Geſang vernahm, der ſich rein und ſtark gebildet aus tiefer weicher Seele hob, da er ihn mit dem ſeinigen begleitete, und ihre Stimmen bald in Eins floſſen, bald Fragen und Antworten der zarteſten Empfindung wechſelten, für die es keine Sprache giebt! Er konnte nicht widerſtehn, er drückte einen ſchüchternen Kuß auf die friſchen Lippen und die feurigen Augen. Mit ewigem Entzücken fühlte er das göttliche Haupt der hohen Geſtalt auf ſeine Schulter ſinken, die ſchwarzen Locken floſſen über den Schnee des vollen Buſens und des ſchönen Rükkens, leiſe ſagte er herrliche Frau! als die fatale Geſellſchaft unerwartet hereintrat.

Nun hatte ſie ihm nach ſeinen Begriffen eigentlich ſchon alles gewährt; es war ihm nicht möglich zu künſteln an einem Verhältniß, das er ſich ſo rein und groß dachte, und doch war ihm jede Zögerung unerträglich. Von einer Gottheit, dachte er, begehrt man nicht erſt das, was man nur als Übergang und Mittel denkt, ſondern man bekennt ſogleich mit Offenheit und Zuverſicht das Ziel aller Wünſche. So bat auch er ſie mit der unſchuldigſten Unbefangenheit um alles, was man eine Geliebte bitten kann, und ſtellte ihr in einem Strome von Beredſamkeit dar, wie ſeine Leidenſchaftlichkeit ihn zerſtören würde, wenn ſie zu weiblich ſeyn wollte. Sie war nicht wenig überraſcht, aber ſie ahndete wohl, daß er nach der Hingebung liebender und treuer ſeyn würde wie vorher. Sie konnte keinen Entſchluß faſſen, und überließ es nur den Umſtänden, die es ſo fügten, wie es gut war. Sie waren nur wenige Tage allein, als ſie ſich ihm auf ewig ergab und ihm die Tiefe ihrer großen Seele öffnete, und alle Kraft Natur und Heiligkeit, die in ihr war. Auch ſie lebte lange in gewaltſamer Verſchloſſenheit, und nun brachen zwiſchen den Umarmungen in Strömen der Rede das zurückgedrängte Zutrauen und die Mittheilung mit einemmale hervor aus dem innerſten Gemüth. In einer Nacht wechſelten ſie mehr als einmal heftig zu weinen und laut zu lachen. Sie waren ganz hingegeben nud eins und doch war jeder ganz er ſelbſt, mehr als ſie es noch je geweſen waren, und jede Äußerung war voll vom tiefſten Gefühl und eigenſten Weſen. Bald ergriff ſie eine unendliche Begeiſterung, bald tändelten nnd ſcherzten ſie muthwillig und Amor war hier wirklich, was er ſo ſelten iſt, ein fröhliches Kind.

Durch das, was ſeine Freundin ihm offenbart hatte, ward es dem Jünglinge klar, daß nur ein Weib recht unglücklich ſeyn kann und recht glücklich, und daß die Frauen allein, die mitten im Schooß der menſchlichen Geſellſchaft Naturmenſchen geblieben ſind, den kindlichen Sinn haben, mit dem man die Gunſt und Gabe der Götter annehmen muß. Er lernte das ſchöne Glück ehren, was er gefunden hatte, und wenn er es mit dem häßlichen unächten Glück verglich, was er ehedem vom Eigenſinn des Zufalls künſtlich erzwingen wollte, ſo erſchien es ihm wie eine natürliche Roſe am lebendigen Stamm gegen eine nachgemachte. Aber weder im Taumel der Nächte noch in der Freude der Tage wollte er es Liebe nennen. So ſehr hatte er ſich beredet, daß dieſe gar nicht für ihn ſey und er nicht für ſie! Es fand ſich leicht ein Unterſchied, um dieſe Selbſttäuſchung zu beſtätigen. Er hege, ſo war ſein Urtheil, eine heftige Leidenſchaft für ſie und werde ewig ihr Freund ſeyn. Was ſie ihm gab und für ihn fühlte, nannte er Zärtlichkeit, Erinnerung, Hingabe und Hoffnung.

Indeſſen floß die Zeit und die Freude wuchs. Julius fand in Lucindens Armen ſeine Jugend wieder. Die üppige Ausbildung ihres ſchönen Wuchſes war für die Wuth ſeiner Liebe und ſeiner Sinne reizender, wie der friſche Reiz der Brüſte und der Spiegel eines jungfräulichen Leibes. Die hinreißende Kraft und Wärme ihrer Umſchließung war mehr als mädchenhaft; ſie hatte einen Anhauch von Begeiſterung und Tiefe, den nur eine Mutter haben kann. Wenn er ſie im Zauberſchein einer milden Dämmerung hingegoſſen ſah, konnte er nicht aufhören, die ſchwellenden Umriſſe ſchmeichelnd zu berühren, und durch die zarte Hülle der ebnen Haut die warmen Ströme des feinſten Lebens zu fühlen. Sein Auge indeſſen berauſchte ſich an der Farbe die ſich durch die Wirkung der Schatten vielfach zu verändern ſchien und doch immer eine und dieſelbe blieb. Eine reine Miſchung, wo nirgends Weiß oder Braun oder Roth allein abſtach oder ſich roh zeigte. Das alles war verſchleyert und verſchmolzen zu einem einzigen harmoniſchen Glanz von ſanftem Leben. — Auch Julius war männlich ſchön, aber die Männlichkeit ſeiner Geſtalt offenbarte ſich nicht in der hervorgedrängten Kraft der Muſkeln.

Vielmehr waren die Umriſſe ſanft, die Glieder voll und rund, doch war nirgends ein Überfluß. In hellem Licht bildete die Oberfläche überall breite Maſſen und der glatte Körper ſchien dicht und feſt wie Marmor, und in den Kämpfen der Liebe entwickelte ſich mit einemmale der ganze Reichthum ſeiner kräftigen Bildung.

Sie erfreuten ſich des jugendlichen Lebens, Monate vergingen wie Tage und mehr als zwey Jahre waren vorüber. Nun ward Julius erſt allmählig inne, wie groß ſeine Ungeſchicklichkeit ſey und ſein Mangel an Verſtand. Er hatte die Liebe und das Glück überall geſucht, wo ſie nicht zu finden waren, und nun da er das Höchſte beſaß, hatte er nicht einmal gewußt oder gewagt, ihm den rechten Namen zu geben. Er erkannte nun wohl daß die Liebe, die für die weibliche Seele ein untheilbares durchaus einfaches Gefühl iſt, für den Mann nur ein Wechſel und eine Miſchung von Leidenſchaft, von Freundſchaft und von Sinnlichkeit ſeyn kann; und er ſah mit frohem Erſtaunen, daß er eben ſo unendlich geliebt werde wie er liebe.

Überhaupt ſchien es vorherbeſtimmt, daß jede Begebenheit ſeines Lebens ihn durch ein ſonderbares Ende überraſchen ſolle. Nichts zog ihn anfangs ſo ſehr an, und hatte ihn ſo mächtig getroffen, als die Wahrnehmung, daß Lucinde von ähnlichem ja gleichem Sinn und Geiſt mit ihm ſelbſt war, und nun mußte er von Tage zu Tage neue Verſchiedenheiten entdecken. Zwar gründeten ſich ſelbſt dieſe nur auf eine tiefere Gleichheit, und je reicher ihr Weſen ſich entwickelte, je vielſeitiger und inniger ward ihre Verbindung. Er hatte es nicht geahndet, daß ihre Originalität ſo unerſchöpflich war wie ihre Liebe. Ihr Ausſehn ſogar ſchien jugendlicher und blühender in ſeiner Gegenwart; und ſo blühte auch ihr Geiſt durch die Berührung des ſeinigen auf und bildete ſich in neue Geſtalten und in neue Welten. Er glaubte alles in ihr vereinigt zu beſitzen, was er ſonſt einzeln geliebt hatte: die ſchöne

Neuheit des Sinnes, die hinreißende Leidenſchaftlichkeit, die beſcheidne Thätigkeit und Bildſamkeit und den großen Charakter. Jedes neue Verhältniß, jede neue Anſicht war für ſie ein neues Organ der Mittheilung und Harmonie. Wie der Sinn für einander, wuchs auch der Glauben an einander, und mit dem Glauben ſtieg der Muth und die Kraft.

Sie theilten ihre Neigung zur Kunſt und Julius vollendete einiges. Seine Gemälde belebten ſich, ein Strom von beſeelendem Licht ſchien ſich darüber zu ergießen und in friſcher Farbe blühte das wahre Fleiſch. Badende Mädchen, ein Jüngling der mit geheimer Luſt ſein Ebenbild im Waſſer anſchaut, oder eine holdſelig lächelnde Mutter mit dem geliebten Kinde im Arm waren beynah die höchſten Gegenſtände ſeines Pinſels. Die Formen ſelbſt entſprachen vielleicht nicht immer den angenommenen Geſetzen einer künſtlichen Schönheit. Was ſie dem Auge empfahl, war eine gewiſſe ſtille Anmuth, ein tiefer Ausdruck von ruhigem heitern Daſeyn und von Genuß dieſes Daſeyns. Es ſchienen beſeelte Pflanzen in der gottähnlichen Geſtalt des Menſchen. Eben dieſen liebenswürdigen Charakter hatten auch ſeine Umarmungen, in deren Verſchiedenheit er unerſchöpflich war. Die mahlte er am liebſten, weil der Reiz ſeines Pinſels ſich hier am ſchönſten zeigen konnte. In ihnen ſchien wirklich der flüchtige und geheimnißvolle Augenblick des höchſten Lebens durch einen ſtillen Zauber überraſcht und für die Ewigkeit angehalten. Je entfernter von bakchantiſcher Wuth, je beſcheidner und lieblicher die Behandlung war, je verführeriſcher war der Anblick, bey dem Jünglinge und Frauen ein ſüßes Feuer durchſtrömte.

Wie ſeine Kunſt ſich vollendete und ihm von ſelbſt in ihr gelang, was er zuvor durch kein Streben und Arbeiten erringen konnte: ſo ward ihm auch ſein Leben zum Kunſtwerk, ohne daß er eigentlich wahrnahm, wie es geſchah. Es ward Licht in ſeinem Innern, er ſah und überſah alle Maſſen ſeines Lebens und den Gliederbau des Ganzen klar und richtig, weil er in der Mitte ſtand. Er fühlte daß er dieſe Einheit nie verlieren könne, das Räthſel ſeines Daſeyns war gelöſt, er hatte das Wort gefunden, und alles ſchien ihm dazu vorherbeſtimmt und von den frühſten Zeiten darauf angelegt, daß er es in der Liebe finden ſollte, zu der er ſich aus jugendlichem Unverſtand ganz ungeſchickt geglaubt hatte.

Leicht und melodiſch floſſen ihnen die Jahre vorüber, wie ein ſchöner Geſang, ſie lebten ein gebildetes Leben, auch ihre Umgebung ward harmoniſch und ihr einfaches Glück ſchien mehr ein seltnes Talent als eine ſonderbare Gabe des Zufalls. Julius hatte auch ſein äußeres Betragen verändert; er war geſelliger, und obgleich er viele ganz verwarf, um ſich mit wenigen deſto inniger zu verbinden, ſo unterſchied er doch nicht mehr ſo hart, wurde vielſeitiger und lernte das gewöhnliche veredeln. Er zog allmählig manche vorzügliche Menſchen an ſich, Lucinde verband und erhielt das Ganze und ſo entſtand eine freye Geſellſchaft, oder vielmehr eine große Familie, die ſich durch ihre Bildung immer neu blieb. Auch vorzügliche Ausländer erhielten den Zutritt. Julius ſprach ſeltner mit ihnen, aber Lucinde wußte ſie gut zu unterhalten; und zwar ſo daß ihre groteſke Allgemeinheit und ausgebildete Gemeinheit zugleich die andern ergötzte, und weder ein Stillſtand noch ein Mislaut in der geiſtigen Muſik erregt ward, deren Schönheit eben in der harmoniſchen Mannichfaltigkeit und Abwechſelung beſtand. Neben dem großen, ernſten Styl in der Kunſt der Geſelligkeit ſollte auch jede nur reizende Manier und flüchtige Laune ihre Stelle darin finden.

Eine allgemeine Zärtlichkeit ſchien Julius zu beſeelen, nicht ein nützendes oder mitleidendes Wohlwollen an der Menge, ſondern eine anſchauende Freude über die Schönheit des Menſchen, der ewig bleibt, während die einzelnen ſchwinden; und ein reger und offner Sinn für das Innerſte in ſich und in andern. Er war faſt immer gleich geſtimmt zum kindlichſten Scherz und zum heiligſten Ernſt. Er liebte nicht mehr nur die Freundſchaft in ſeinen Freunden, ſondern ſie ſelbſt. Jede ſchöne Ahndung und Andeutung die in der Seele liegt, ſtrebte er im Geſpräch mit ähnlich geſinnten ans Licht zu bringen und zu entwickeln. Da ward ſein Geiſt in vielfachen Richtungen und Verhältniſſen ergänzt und bereichert. Aber die volle Harmonie fand er auch von dieſer Seite allein in Lucindens Seele, wo die Keime alles Herrlichen und alles Heiligen nur auf den Strahl ſeines Geiſtes warteten, um ſich zur ſchönſten Religion zu entfalten.

Ich verſetze mich gern in den Frühling unſrer Liebe; ich ſehe alle die Veränderungen und Verwandlungen, ich lebe ſie noch einmal, und ich möchte wenigſtens einige von den leiſen Umriſſen des entfliehenden Lebens ergreifen und zu einem bleibenden Bilde geſtalten, jetzt da es noch voller warmer Sommer in mir iſt, ehe auch das vorüber und es auch dazu zu ſpät wird. Wir Sterblichen ſind, ſo wie wir hier ſind, nur die edelſten Gewächſe dieſer ſchönen Erde. Die Menſchen vergeſſen das ſo leicht, höchlich misbilligen ſie die ewigen Geſetze der Welt und wollen die geliebte Oberfläche durchaus im Mittelpunkte wiederfinden. Nicht alſo du und ich.

Wir ſind dankbar und zufrieden mit dem was die Götter wollen und was ſie in der heiligen Schrift der ſchönen Natur ſo klar angedeutet haben. Das beſcheidne Gemüth erkennt es, daß es auch ſeine wie aller Dinge natürliche Beſtimmung ſey, zu blühen zu reifen und zu welken. Aber es weiß, daß eines doch in ihm unvergänglich ſey. Dieſes iſt die ewige Sehnſucht nach der ewigen Jugend, die immer da iſt und immer entflieht. Noch klaget die zärtliche Venus um den Tod des holden Adonis in jeder ſchönen Seele. Mit ſüßem Verlangen erwartet und ſucht ſie den Jüngling, mit zarter Wehmuth erinnert ſie ſich an die himmliſchen Augen des Geliebten, an die ſanften Züge und an die kindlichen Geſpräche und Scherze, und lächelt dann eine Thräne, hold erröthend, auch ſich nun unter den Blumen der bunten Erde zu erblicken.

Andeuten will ich dir wenigſtens in göttlichen Sinnbildern, was ich nicht zu erzählen vermag. Denn wie ich auch die Vergangenheit überdenke, und in mein Ich zu dringen ſtrebe, um die Erinnerung in klarer Gegenwart anzuſchauen und dich anſchauen zu laſſen: es bleibt immer etwas zurück, was ſich nicht äußerlich darſtellen läßt, weil es ganz innerlich iſt. Der Geiſt des Menſchen iſt ſein eigner Proteus, verwandelt ſich und will nicht Rede ſtehn vor ſich ſelbſt, wenn er ſich greifen möchte. In jener tiefſten Mitte des Lebens treibt die ſchaffende Willkühr ihr Zauberſpiel. Da ſind die Anfänge und Enden, wohin alle Fäden im Gewebe der geiſtigen Bildung ſich verlieren. Nur was allmählig fortrückt in der Zeit und ſich ausbreitet im Raume, nur was geſchieht iſt Gegenſtand der Geſchichte. Das Geheimniß einer augenblicklichen Entſtehung oder Verwandlung kann man nur errathen und durch Allegorie errathen laſſen.

Es war nicht ohne Grund, daß der fantaſtiſche Knabe, der mir am meiſten gefiel unter den vier unſterblichen Romanen, die ich im Traum ſah, mit der Maske ſpielt. Auch in dem was reine Darſtellung und Thatſache ſcheint, hat ſich Allegorie eingeſchlichen, und unter die ſchöne Wahrheit bedeutende Lügen gemiſcht. Aber nur als geiſtiger Hauch ſchwebt ſie beſeelend über die ganze Maſſe, wie der Witz der unſichtbar mit ſeinem Werke ſpielt und nur leiſe lächelt.

Es giebt Dichtungen in der alten Religion, die ſelbſt in ihr einzig ſchön, heilig und zart erſcheinen. Die Poeſie hat ſie ſo fein und reich gebildet und umgebildet, daß ihre ſchöne Bedeutſamkeit unbeſtimmt geblieben iſt, und immer neue Deutungen und Bildungen erlaubt. Unter dieſen habe ich, um dir einiges von dem anzudeuten, was ich über die Metamorphoſen des liebenden Gemüths ahnde, die gewählt, von denen ich glaubte, der Gott der Harmonie könnte ſie, nachdem ihn die Liebe vom Himmel auf die Erde geführt und ihn zum Hirten gemacht, den Muſen erzählt oder doch von ihnen angehört haben. Damals an den Ufern des Amphryſus hat er auch, wie ich glaube, die Idylle und die Elegie erſonnen.

Metamorphoſen.

In ſüßer Ruhe ſchlummert der kindliche Geiſt und der Kuß der liebenden Göttin erregt ihm nur leichte Träume. Die Roſe der Schaam färbt ſeine Wange, er lächelt und ſcheint die Lippen zu öffnen, aber er erwacht nicht, und er weiß nicht was in ihm vorgeht. Erſt nachdem der Reiz des äußern Lebens, durch ein innres Echo vervielfältigt und verſtärkt, ſein ganzes Weſen überall durchdrungen hat, ſchlägt er das Auge auf, frohlockend über die Sonne, und erinnert ſich jetzt an die Zauberwelt die er im Schimmer des bloſſen Mondes ſah. Die wunderbare Stimme, die ihn weckte, iſt ihm geblieben, aber ſie tönt nun ſtatt der Antwort von den äußern Gegenſtänden zurück; und wenn er dem Geheimniß ſeines Daſeyns mit kindlicher Schüchternheit zu entfliehen ſtrebt, das Unbekannte mit ſchöner Neugier ſuchend, vernimmt er überall nur den Nachhall ſeiner eignen Sehnſucht.

So ſchaut das Auge in dem Spiegel des Fluſſes nur den Wiederſchein des blauen Himmels, die grünen Ufer, die ſchwankenden Bäume und die eigne Geſtalt des in ſich ſelbſt verſunkenen Betrachters. Wenn ein Gemüth voll unbewußter Liebe da, wo es Gegenliebe hoffte, ſich ſelbſt findet, wird es von Erſtaunen getroffen. Doch bald läßt ſich der Menſch wieder durch den Zauber der Anſchauung locken und täuſchen, ſeinen Schatten zu lieben. Dann iſt der Augenblick der Anmuth gekommen, die Seele bildet ihre Hülle noch einmal, und athmet den letzten Hauch der Vollendung durch die Geſtalt. Der Geiſt verliert ſich in ſeiner klaren Tiefe und findet ſich wie Narciſſus als Blume wieder.

Liebe iſt höher als Anmuth und wie bald würde die Blüthe der Schönheit fruchtlos welken ohne die ergänzende Bildung der Gegenliebe!

Dieſer Augenblick, der Kuß des Amor und der Pſyche iſt die Roſe des Lebens. — Die begeiſterte Diotima hat ihrem Sokrates nur die Hälfte der Liebe offenbart. Die Liebe iſt nicht bloß das ſtille Verlangen nach dem Unendlichen; ſie iſt auch der heilige Genuß einer ſchönen Gegenwart. Sie iſt nicht bloß eine Miſchung, ein Übergang vom Sterblichen zum Unſterblichen, ſondern ſie iſt eine völlige Einheit beyder. Es giebt eine reine Liebe, ein untheilbares und einfaches Gefühl ohne die leiſeſte Störung von unruhigem

Streben. Jeder giebt daſſelbe was er nimmt, einer wie der andre, alles iſt gleich und ganz und in ſich vollendet wie der ewige Kuß der göttlichen Kinder.

Durch die Magie der Freude zerfließt das große Chaos ſtreitender Geſtalten in ein harmoniſches Meer der Vergeſſenheit. Wenn der Strahl des Glücks ſich in der letzten Thräne der Sehnſucht bricht, ſchmückt Iris ſchon die ewige Stirn des Himmels mit den zarten Farben ihres bunten Bogens. Die lieblichen Träume werden wahr, und ſchön wie Anadyomene heben ſich aus den Wogen des Lethe die reinen Maſſen einer neuen Welt und entfalten ihren Gliederbau in die Stelle der verſchwundnen Finſterniß. In goldner Jugend und Unſchuld wandelt die Zeit und der Menſch im göttlichen Frieden der Natur, und ewig kehrt Aurora ſchöner wieder.

Nicht der Haß, wie die Weiſen ſagen, ſondern die Liebe trennt die Weſen und bildet die Welt, und nur in ihrem Licht kann man dieſe finden und ſchauen. Nur in der Antwort ſeines Du kann jedes Ich ſeine unendliche Einheit ganz fühlen. Dann will der Verſtand den innern Keim der Gottähnlichkeit entfalten, ſtrebt immer näher nach dem Ziele und iſt voll Ernſt, die Seele zu bilden, wie ein Künſtler das einzig geliebte Werk. In den Myſterien der Bildung ſchaut der Geiſt das Spiel und die Geſetze der Willkühr und des Lebens. Das Werk des Pygmalion bewegt ſich, und den überraſchten Künſtler ergreift ein freudiger Schauer im Bewußtſeyn eigner Unſterblichkeit, und wie der Adler den Ganymedes reißt ihn die göttliche Hoffnung mit mächtigem Fittich zum Olymp.

Zwey Briefe.

I.

Iſt es denn wahr und wirklich, was ich ſo oft in der Stille wünſchte und nicht zu äußern wagte? — Ich ſehe das Licht einer heiligen Freude auf deinem Antlitz lächeln, und beſcheiden giebſt du mir die ſchöne Verheißung.

Du wirſt Mutter ſeyn! —

Lebe wohl Sehnſucht und du leiſe Klage, die Welt iſt wieder ſchön, jetzt liebe ich die Erde, und die Morgenröthe eines neuen Frühlings hebt ihr Roſenſtrahlendes Haupt über mein unſterbliches Daſeyn. Wenn ich Lorbeern hätte, würde ich ſie um deine Stirn flechten, um dich einzuweihen zu neuem Ernſt und zu neuer Thätigkeit; denn auch für dich beginnt nun ein anderes Leben. Dafür gieb du mir den Myrthenkranz. Es ſteht mir wohl an, mich jugendlich zu ſchmücken mit dem Sinnbilde der Unſchuld, da ich im Paradieſe der Natur wandle. Was vorher war zwiſchen uns, iſt nur Liebe geweſen und Leidenſchaft. Nun hat uns die Natur inniger verbunden, ganz und unauflöslich. Die Natur allein iſt die wahre Prieſterin der Freude; nur ſie verſteht es, ein hochzeitliches Band zu knüpfen. Nicht durch eitle Worte ohne Segen, ſondern durch friſche Blüthen und lebendige Früchte aus der Fülle ihrer Kraft. Im endloſen Wechſel neuer Geſtalten flicht die bildende Zeit den Kranz der Ewigkeit, und heilig iſt der Menſch, den das Glück berührt, daß er Früchte trägt und geſund iſt. Wir ſind nicht etwa taube Blüthen unter den Weſen, die Götter wollen uns nicht ausſchließen aus der großen Verkettung aller wirkenden Dinge, und geben uns deutliche Zeichen. So laß uns denn unſre Stelle in dieſer ſchönen Welt verdienen, laß uns auch die unſterblichen Früchte tragen, die der Geiſt und die Willkühr bildet, und laß uns eintreten in den Reigen der Menſchheit. Ich will mich anbauen auf der Erde, ich will für die Zukunft und für die Gegenwart ſäen und erndten, ich will alle Kräfte brauchen, ſo lange es Tag iſt, und mich dann am Abend in den Armen der Mutter erquicken, die mir ewig Braut ſeyn wird. Unſer Sohn, der kleine ernſthafte Schalk wird um uns ſpielen, und manchen Muthwillen gegen dich mit mir ausſinnen.

Du haſt Recht, das kleine Landgut müſſen wir durchaus kaufen. Es iſt gut, daß du gleich die Anſtalten getroffen haſt, ohne auf meine Entſcheidung zu warten. Richte alles ein, wie es dir gefällt; nur nicht gar zu ſchön, wenn ich bitten darf, aber auch nicht zu nützlich und vor allen Dingen nicht zu weitläuftig.

Wenn du nur alles ganz nach deinem eignen Sinn machſt, und dir nichts einreden läßt von Gewöhnlichem und Schicklichem, ſo wird es ſchon recht ſeyn, wie es ſeyn muß und wie ichs wünſche, und ich werde eine herrliche Freude haben über das ſchöne Eigenthum. Was ich ſonſt brauchte, hatte ich gedankenlos und ohne Gefühl von Beſitz. Leichtſinnig lebte ich über die Erde weg, und war nicht einheimiſch auf ihr. Nun hat das Heiligthum der Ehe mir das Bürgerrecht im Stande der Natur gegeben. Ich ſchwebe nicht mehr im leeren Raum einer allgemeinen Begeiſterung, ich gefalle mir in der freundlichen Beſchränkung, ich ſehe das Nützliche in einem neuen Lichte und finde alles wahrhaft nützlich, was irgend eine ewige Liebe mit ihrem Gegenſtande vermählt, kurz alles was zu einer ächten Ehe dient. Die äußerlichen Dinge ſelbſt flößen mir Hochachtung ein, wenn ſie in ihrer Art tüchtig ſind, und du wirſt am Ende noch frohlockende Lobreden auf den Werth eines eignen Heerdes und über die Würde der Häuslichkeit von mir hören.

Ich verſtehe jetzt deine Vorliebe fürs Landleben, ich liebe ſie an dir, und ich fühle wie du. Ich mag ſie gar nicht mehr ſehn, dieſe unbeholfnen Klumpen von allem was verderbt und krank iſt in der Menſchheit; und wenn ich ſie im allgemeinen denken will, erſcheinen ſie mir wie wilde Thiere an der Kette, die nicht einmal frey wüthen können. Auf dem Lande können die Menſchen doch noch beyſammen ſeyn, ohne ſich häßlich zu drängen. Da könnten, wenn alles wäre wie es ſollte, ſchöne Wohnungen und liebliche Hütten wie friſche Gewächſe und Blumen den grünen Boden ſchmücken und einen würdigen Garten der Gottheit bilden.

Freylich werden wir auch auf dem Lande die Gemeinheit wieder finden, die noch überall herrſcht. Es ſollte eigentlich nur zwey Stände unter den Menſchen geben, den bildenden und den gebildeten, den männlichen und den weiblichen, und ſtatt aller künſtlichen Geſellſchaft eine große Ehe dieſer beiden Stände, und allgemeine Brüderſchaft aller Einzelnen. Statt deſſen ſehen wir nur eine Unzahl von Rohheit, und als unbedeutende Ausnahme einige die durch Mißbildung verkehrt ſind! Aber in der freyen Luft kann doch das Einzelne, was ſchön und gut iſt, nicht ſo erdrückt werden durch die ſchlechte Maſſe und durch den Schein ihrer Allmacht.

Weißt du, welche Zeit unſrer Liebe mir beſonders ſchön glänzt? — Zwar iſt mir alles ſchön und rein in der Erinnerung, und auch an die erſten Tage denke ich mit wehmüthigem Entzücken. Aber das werthesſte unter allem werthen ſind mir doch die letzten Tage, die wir zuſammen auf dem Gute lebten. — Ein neuer Grund, um wieder auf dem Lande zu wohnen!

Noch eins. Laß mir die Weinreben nicht zu ſehr beſchneiden. Ich ſchreibe dies nur, weil du ſie gar zu wild und üppig fandeſt, und weil es dir einfallen möchte, das kleine Haus von allen Seiten durchaus ſauber vor dir zu ſehn. Auch der grüne Raſenplatz muß bleiben wie er iſt. Darauf ſoll das Kleine ſein Weſen treiben, kriechen, ſpielen und ſich wälzen.

Nicht wahr, der Schmerz, den dir mein trauriger Brief erregt hat, iſt völlig vergütet? Ich kann mich in allen dieſen Herrlichkeiten und im Taumel der Hoffnung nicht länger mit Sorge quälen. Mehr Schmerz als ich haſt du nicht dabey empfunden. Aber was liegt daran, wenn du mich liebſt, wirklich liebſt, ſo recht im Innerſten, ohne einen Hinterhalt von Fremdem. Welcher Schmerz wäre der Rede werth, wenn wir damit ein tieferes, heißeres Bewußtſeyn unſrer Liebe gewinnen? Auch du biſt ſo geſinnt. Alles was ich dir da ſage, wüßteſt du lange. Überhaupt iſt kein Entzücken und keine Liebe in mir, die nicht ſchon in irgend einer Tiefe deines Weſens verborgen läge, du Unendliche und Glückliche!

Mißverſtändniſſe ſind auch gut, damit das Heiligſte einmal zur Sprache kömmt. Das Fremde, was dann und wann zwiſchen uns zu ſeyn ſcheint, iſt nicht in uns, in keinem von uns. Es iſt nur zwiſchen uns und auf der Oberfläche, und ich hoffe bey dieſer Gelegenheit wirſt du es ganz von dir und aus dir wegtreiben.

Und woher entſtehen ſolche kleine Abſtoßungen als aus der gegenſeitigen Unerſättlichkeit im Lieben und Geliebtwerden? Ohne dieſe Unerſättlichkeit giebt's keine Liebe. Wir leben und lieben bis zur Vernichtung. Und wenn die Liebe es iſt, die uns erſt zu wahren vollſtändigen Menſchen macht, das Leben des Lebens iſt, ſo darf auch ſie wohl die Widerſprüche nicht ſcheuen, ſo wenig wie das Leben und die Menſchheit; ſo wird auch ihr Frieden nur auf den Streit der Kräfte folgen.

Ich fühle mich glücklich, daß ich eine Frau liebe, die ſo wie du lieben kann. So wie du iſt ein größeres Wort als alle Superlative. — Wie kannſt du nur meine Worte loben, da ich, ohne es zu wollen, welche traf, die dich ſo verletzen mußten? Ich möchte ſagen, ich ſchreibe zu gut, um dir ſagen zu können, wie mir im innerſten Gemüth iſt. Ach Liebe! glaube es nur, daß keine Frage in dir ohne Antwort in mir iſt. Deine Liebe kann nicht ewiger ſeyn als die meinige. — Köſtlich iſt aber deine ſchöne Eiferſucht auf meine Fantaſie und ihre Wuthbeſchreibungen. Das bezeichnet recht die Gränzenloſigkeit deiner Treue, läßt aber doch hoffen, daß deine Eiferſucht nahe daran ſey, in ihrem eignen Übermaaß ſich ſelbſt zu zernichten.

— Es bedarf nun dieſer Art von Fantaſie — der geſchriebenen — nicht mehr. Ich werde bald bey dir ſeyn. Ich bin heiliger, ruhiger wie ſonſt. Ich kann dich im Geiſte nur anblicken und ſtets vor dir ſtehn. Du fühlſt alles ohne daß ichs ſage, und glühſt freudig halb den geliebten Mann halb das Kind im Herzen.

Weißt du noch, wie ich dir ſchrieb, keine Erinnerung könne dich mir entweihen, du ſeyſt ewig rein wie die heilige Jungfrau von unbefleckter Empfängniß, und nichts fehle dir zur Madonna wie das Kind?

Nun haſt du es, nun iſt es da und wirklich. Bald trage ich ihn auf dem Arm, bald erzähle ich ihm

Mährchen, bald unterrichte ich ihn ſehr ernſthaft, bald gebe ich ihm gute Lehren, wie der junge Menſch ſich in der Welt zu betragen hat.

Und dann kehrt mein Geiſt wieder zurück zur Mutter, ich gebe dir einen unendlichen Kuß, ich ſehe wie ſich dein Buſen ſehnend hebt, und fühle wie ſich's unter deinem Herzen geheimnißvoll regt.

Wenn wir nur erſt wieder beyſammen ſind, wollen wir unſrer Jugend ganz eingedenk ſeyn, und ich will die Gegenwart heilig halten. Wohl haſt du Recht: Eine Stunde ſpäter iſt unendlich viel ſpäter.

Es iſt hart, daß ich eben jetzt

nicht bey dir ſeyn kann! Ich beginne aus Ungeduld viel Närriſches. Ich ſtreiſe faſt von Morgen bis Abend umher in der herrlichen Gegend; ich eile als ob es Wunder wie nothwendig wäre, und gerathe endlich an einen Ort, wohin ich am wenigſten wollte. Ich gebehrde mich als ob ich heftige Reden hielte; ich glaube allein zu ſeyn und bin plötzlich unter Menſchen; und muß dann lächeln, wenn ich bemerke, wie abweſend ich war. Auch ſchreiben kann ich nicht lange und will nur bald wieder hinaus, den ſchönen Abend an den Ufern des ruhigen Stroms zu verträumen.

Heute habe ich unter andern auch vergeſſen, daß es Zeit war, den

Brief abzuſenden. Dafür erhältſt du nun deſto mehr Verwirrung und Freude.

Die Menſchen ſind wirklich ſehr gut mit mir. Sie verzeihn es mir nicht nur daß ich ſo oft keinen Theil nehme und dann mit einemmale ihr Geſpräch auf eine ſonderbare Art unterbreche: ſie ſcheinen ſich ſogar in der Stille an meiner Freude herzlich zu freuen. Beſonders Juliane. Ich ſage ihr nur weniges von dir, aber ſie hat viel Sinn dafür und eräth das übrige. Es giebt doch nichts liebenswürdigeres als das reine uneigennützige Wohlgefallen an der Liebe!

Ich glaube freylich, ich würde jetzt meine Freunde hier lieben, wenn ſie auch weniger vortreſſliche Menſchen wären. Ich fühle eine große Veränderung in meinem Weſen: eine allgemeine Weichheit und ſüße Wärme in allen Vermögen der Seele und des Geiſtes, wie die ſchöne Ermattung der Sinne die auf das höchſte Leben folgt.

Und doch iſts nichts weniger als Weichlichkeit. Vielmehr weiß ich, daß ich alles was meines Berufs iſt, von nun an mit größerer Liebe und friſcher Kraft treiben werde. Ich fühlte nie mehr Zuverſicht und Muth, als Mann unter Männern zu wirken, ein heldenmäßiges Leben zu beginnen und auszuführen und mit Freunden verbrüdert für die Ewigkeit zu handeln.

Das iſt meine Tugend; ſo ziemt es mir, den Göttern ähnlich zu werden. Die deinige iſt es, gleich der Natur als Prieſterin der Freude das Geheimniß der Liebe leiſe zu offenbaren und in der Mitte würdiger Söhne und Töchter das ſchöne Leben zu einem heiligen Feſt zu weihen.

Ich mache mir oft Sorge über deine Geſundheit. Du kleideſt dich gar zu leicht und liebſt die Abendluft! Das ſind gefährliche Gewohnheiten, die du wie manche andre ablegen mußt.

Denke, daß eine neue Ordnung

der Dinge für dich beginnt. Bisher hieß ich deinen Leichtſinn ſchön, weil er an der Zeit war und zum Ganzen ſtimmte. Ich fand es weiblich, wenn du mit dem Glück ſcherzen, und alle Rückſichten zerreißen und ganze Maſſen deines Lebens oder deiner Umgebung vernichten konnteſt.

Nun iſt aber etwas da, worauf du immer Rückſicht nehmen, worauf du alles beziehen wirſt. Nun mußt du dich allmählich zur Ökonomie bilden, verſteht ſich im allegoriſchen Sinn.

In dieſem Brief geht alles recht bunt durch einander, wie im menſchlichen Leben Gebet und Eſſen, Schelmerei und Entzücken. Nun gute Nacht. — Ach warum kann ich nicht wenigſtens im Traume bei dir ſeyn, wirklich mit dir und in dir träumen! Denn wenn ich bloß von dir träume, iſts doch immer nur allein. — Du willſt wiſſen, warum du nicht von mir träumſt, da du doch ſo viel an mich denkſt? Liebe! ſchweigſt du nicht auch oft lange über mich?

Amaliens Brief hat mir große Freude gemacht. Freilich ſeh' ich aus dem ſchmeichelnden Ton, daß ſie mich nicht von den Männern ausnimmt, die der Schmeichelei bedürfen. Ich verlange das auch gar nicht. Es wäre unbillig zu fodern, daß ſie meinen Werth auf unſre Weiſe anerkennen ſoll. Genug, daß eine mich ganz kennt! — Sie erkennt ihn ja auf ihre Art ſo ſchön! — Sollte ſie wohl wiſſen, was Anbetung iſt? Ich zweifle daran und bedaure ſie, wenn ſie es nicht weiß. Du nicht auch?

Heute fand ich in einem franzöſiſchen Buche von zwei Liebenden den Ausdruck: »Sie waren einer dem andern das Univerſum.« —

Wie fiel mir's auf, rührend und zum Lächeln, daß, was da ſo gedankenlos ſtand, bloß als eine Figur der Übertreibung, in uns buchſtäblich wahr geworden ſey!

Eigentlich iſt's zwar auch für ſo eine franzöſiſche Paſſion buchſtäblich wahr. Sie finden das Univerſum einer in dem andern, weil ſie den Sinn für alles andre verlieren.

Nicht ſo wir. Alles, was wir ſonſt liebten, lieben wir nun noch wärmer. Der Sinn für die Welt iſt uns erſt recht aufgegangen. Du haſt durch mich die Unendlichkeit des menſchlichen Geiſtes kennen gelernt, und ich habe durch dich die Ehe und das Leben begriffen, und die Herrlichkeit aller Dinge.

Alles iſt beſeelt für mich, ſpricht zu mir und alles iſt heilig. Wenn man ſich ſo liebt wie wir, kehrt auch die Natur im Menſchen zu ihrer urſprünglichen Göttlichkeit zurück. Die Wolluſt wird in der einſamen Umarmung der Liebenden wieder, was ſie im großen Ganzen iſt — das heiligſte Wunder der Natur; und was für andre nur etwas iſt, deſſen ſie ſich mit Recht ſchämen müſſen, wird für uns wieder, was es an und für ſich iſt, das reine Feuer der edelſten Lebenskraft.

Drei Dinge wird unſer Kind gewiß haben: viel Muthwillen, ein ernſthaftes Geſicht und etwas Anlage zur Kunſt. Alles andre erwarte ich mit ſtiller Ergebung. Sohn oder Tochter, darüber kann ich keinen beſtimmten Wunſch haben. Aber über die Erziehung habe ich ſchon unſäglich viel gedacht, nämlich, wie wir unſer Kind vor aller Erziehung ſorgfältig bewahren wollen; vielleicht mehr als drei vernünftige Väter denken und ſorgen, um ihre Nachkommenſchaft gleich von der Wiege in lauter Sittlichkeit einzuſchnüren.

Ich habe einige Entwürfe gemacht, die dir gefallen werden. Auf dich iſt ſehr dabei gerechnet. Nur mußt du die Kunſt nicht vernachläßigen! — Würdeſt du für deine Tochter wenn es eine Tochter wäre, lieber das Portrait oder die Landſchaft wählen? —

Du Thörin mit deinen äußerlichen Dingen! Du willſt wiſſen, was mich umgiebt, wo, wann und wie ich alles thue, lebe und bin? — Sieh doch um dich, auf dem Stuhl neben dir, in deinen Armen, an deinem Herzen, da lebe und bin ich. Trifft dich nicht der Strahl des Verlangens, und ſchleicht mit ſüßer Wärme bis an dein Herz, bis an den Mund, wo es in Küſſen überſtrömen möchte? —

Nun rühmſt du dich noch gar, daß du immer innerlich an mich ſchriebſt und ich nur oft, du Sylbenſtecherin! Erſtlich denke ich immer ſo an dich, wie du es beſchreibſt, daß ich neben dir gehe, dich ſehe, höre, ſpreche. Dann aber auch noch anders, beſonders wenn ich des Nachts aufwache.

Wie kannſt du nur an der Würdigkeit und Göttlichkeit deiner Briefe zweifeln! Der letzte blickt und leuchtet aus hellen Augen; es iſt nicht Schrift sondern Geſang. —

Ich glaube wenn ich noch einige Monate fern von dir wäre, würde dein Styl ſich völlig ausbilden. Indeſſen finde ich es doch rathſamer, daß wir den Styl und das Schreiben nun laſſen und die ſchönſten und höchſten Studien nicht länger ausſetzen, und ich bin ſo ziemlich entſchloſſen, in acht Tagen ſchon zu reiſen.

Zweyter Brief.

Es iſt ſonderbar, daß der Menſch ſich nicht vor ſich ſelbſt fürchtet. Die Kinder haben Recht, daß ſie ſo neugierig und doch ſo bange in die Geſellſchaft der unbekannten Geiſter hineinblicken. Jeder einzelne Atom der ewigen Zeit kann eine Welt von Freude faſſen, aber ſich auch zu einem unermeßlichen Abgrund von Leiden und Schrecken öffnen. Ich begreife nun das alte Mährchen von dem Manne, welchen ein Zauberer in wenigen Augenblicken viele Jahre durchleben ließ: denn ich habe die furchtbare Allmacht der Fantaſie an mir ſelbſt erfahren.

Seit dem letzten Briefe deiner Schweſter — es ſind nun drei Tage — habe ich die Schmerzen eines ganzen Menſchenlebens gefühlt, von dem Sonnenlicht der glühenden Jugend, bis zum blaſſen Mondſchein des weißen Alters.

Jeder kleine Umſtand, den ſie mir von deiner Krankheit ſchrieb, beſtätigte mich, mit dem was ich in der vorigen von dem Arzt gehört und ſelbſt beobachtet hatte, in dem Gedanken, ſie ſey weit gefährlicher, als ihr wüßtet, ja eigentlich nicht mehr gefährlich, ſondern entſchieden. In dieſen Gedanken verloren, alle Kräfte durch die Unmöglichkeit, aus der weiten Ferne zu dir zu eilen, gelähmt, war mein Zuſtand wirklich ſehr troſtlos. Erſt jetzt weiß ich's recht, wie er war, da ich durch die fröhliche Bothſchaft deiner Geſundheit wiedergeboren bin. Denn geſund biſt du nun, ſo gut als völlig geſund. Das ſchließe ich aus allen Berichten mit eben der Zuverſicht, mit der ich vor wenigen Tagen das Todesurtheil über uns ausſprach.

Ich dachte es mir gar nicht als noch künftig oder als geſchehe es jetzt. Alles war vergangen; ſchon lange warſt du im Schooß der kühlen Erde verhüllt, Blumen keimten allmählig auf dem geliebten Grabe, und meine Thränen floſſen ſchon milder. Stumm und einſam ſtand ich und ſah nichts als die geliebten Züge und die ſüßen Blitze der ſprechenden Augen. Unbeweglich blieb dieſes Bild vor mir, nur trat bisweilen das bleiche Geſicht des letzten Lächelns und des letzten Schlummers leiſe an die Stelle, oder plötzlich verwirrten ſich die verſchiedenen Erinnerungen. Mit unglaublicher Schnelle veränderten ſich die Umriſſe, kehrten zur erſten Geſtalt zurück, und verwandelten ſich von neuem, bis der überſpannten Einbildung alles verſchwand. Nur deine heiligen Augen blieben im leeren Raum und ſtanden unbeweglich da, wie die freundlichen Sterne ewig über unſrer Armuth ſchimmern. Unverrückt ſchaute ich nach den ſchwarzen Lichtern, die mit bekanntem Lächeln in die Nacht meiner Trauer winkten. Bald brannte ein ſtechender Schmerz aus dunkeln Sonnen mit unerträglichem Blenden, bald ſchwebte und floß ein ſchöner Glanz, als wollte er mich locken. Da war es, als wehte eine friſche Morgenluft mich an, ich warf mein Haupt in die Höhe, und es rief laut in mir: »Warum ſollſt du dich quälen, in wenigen Augenblicken kannſt du ja bei ihr ſeyn.«

Schon eilte ich, dir zu folgen, aber plötzlich hielt mich ein neuer Gedanke an, und ich ſagte zu meinem Geiſt: »Unwürdiger, du kannſt nicht einmal die kleinen Diſſonanzen dieſes mittelmäßigen Lebens ertragen und du hältſt dich ſchon für ein höheres reif und würdig? Gehe hin zu leiden und zu thun was dein Beruf iſt, und melde dich wieder, wenn deine Aufträge vollendet ſind.« — Iſt es nicht auch dir auffallend, wie alles auf dieſer Erde nach der Mitte ſtrebt, wie ſo ordentlich alles iſt, wie ſo unbedeutend und kleinlich? So ſchien es mir ſtets; daher vermuthe ich — und ich habe dir dieſe Vermuthung, wenn ich nicht irre, ſchon einmal mitgetheilt, — daß unſer nächſtes Daſeyn größer, im Guten wie im Schlechten kräftiger, wilder, kühner, ungeheurer ſeyn wird.

Die Pflicht zu leben hatte geſiegt, und ich war wieder in dem Gewühl des Lebens und der Menſchen, ihrer und meiner ohnmächtigen Handlungen und fehlervollen

Werke. Da befiel mich Entſetzen, wie wenn ein Sterblicher ſich in der Mitte unabſehlicher Eisgebirge plötzlich allein fände. Alles war mir kalt und fremd und ſelbſt die Thräne gefror.

Wunderliche Welten erſchienen und ſchwanden mir im ängſtlichen Traum. Ich war krank und litt viel, aber ich liebte meine Krankheit und hieß ſelbſt den Schmerz willkommen. Ich haßte alles Irdiſche und freute mich, daß es beſtraft und zerrüttet würde; ich fühlte mich ſo allein und ſo ſonderbar, und wie ein zarter Geiſt oft mitten im Schooß des Glücks über ſeine eigne Freude wehmüthig wird, und uns grade auf dem Gipfel des Daſeyns das

Gefühl ſeiner Nichtigkeit überfällt, ſo ſchaute ich mit geheimer Luſt auf meinen Schmerz. Er ward mir zum Sinnbilde des allgemeinen Lebens, ich glaubte die ewige Zwietracht zu fühlen und zu ſehen, durch die alles wird und exiſtirt, und die ſchönen Geſtalten der ruhigen Bildung ſchienen mir todt und klein gegen dieſe ungeheure Welt von unendlicher Kraft, und von unendlichem Kampf und Krieg bis in die verborgenſten Tiefen des Daſeyns.

Durch dieſes ſonderbare Gefühl ward die Krankheit zu einer eignen Welt in ſich vollendet und gebildet. Ich fühlte, ihr geheimnißreiches Leben ſey voller und tiefer als die gemeine Geſundheit der eigentlich träumenden Nachtwandler um mich her. Und mit der Kränklichkeit, die mir gar nicht unangenehm war, blieb mir auch dieſes Gefühl und ſonderte mich völlig ab von den Menſchen, wie mich von der Erde der Gedanke trennte, dein Weſen und meine Liebe ſey zu heilig geweſen, um nicht ihr und ihren groben Banden flüchtig zu enteilen. Es ſey alles gut ſo und dein nothwendiger Tod nichts als ein ſanftes Erwachen nach leiſem Schlummer.

Auch ich glaubte zu wachen, wenn ich dein Bild anſchaute, das ſich immer mehr zu einer heitern Reinheit und Allgemeinheit verklärte. Ernſt und doch liebreizend, ganz Du und doch nicht mehr Du, die göttliche Geſtalt umſchienen von wunderbarem Glanz. Bald war es wie der furchtbare Lichtſtrahl der ſichtbaren Allmacht und bald ein freundlicher Schimmer goldener Kindheit. Mit langen ſtillen Zügen ſog mein Geiſt aus der Quelle der kühlen reinen Gluth, ſich heimlich berauſchend und in dieſer ſeeligen Trunkenheit fühlte ich eine geiſtliche Würde eigner Art, weil mir in der That jede weltliche Geſinnung ganz fremde war und mich niemals das Gefühl verließ, daß ich dem Tode geweiht ſey.

Langſam floſſen die Jahre und mühevoll trat eine That nach der andern, ein Werk und dann wieder eines an ſein Ziel, das ſo wenig das meinige war als ich jene Thaten und Werke für das was ſie heiſſen nahm. Es waren mir nur heilige Sinnbilder, alles Beziehungen auf die eine Geliebte, die die Mittlerin war zwiſchen meinem zerſtückten Ich und der untheilbaren ewigen Menſchheit; das ganze Daſeyn ein ſteter Gottesdienſt einſamer Liebe.

Endlich nahm ich wahr, das ſey nun das lezte. Die Stirn war nicht mehr glatt und die Locken wurden bleich. Meine Laufbahn war geendigt aber nicht vollendet. Die beſte Kraft des Lebens war dahin und noch ſtand die Kunſt und die Tugend ewig unerreichbar vor mir. Ich wäre verzweifelt, hätte ich nicht beyde in Dir geſehn und vergöttert, holdſelige Madonna! und Dich und Deine milde Göttlichkeit in mir.

Da erſchienſt Du mir bedeutend und winkteſt tödtlich. Schon ergriff mich ein herzliches Verlangen nach Dir und nach der Freyheit; ich ſehnte mich nach dem geliebten alten Vaterlande und wollte eben den Staub der Reiſe von mir ſchütteln, als ich wieder ins Leben gerufen ward durch das Verheißen und die Gewißheit Deiner Geneſung.

Nun ward ich meines wachen Traums inne, erſchrack über alle die bedeutenden Beziehungen und Ähnlichkeiten und ſtand ängſtlich an dem unſichtbaren Abgrund dieſer innern Wahrheit.

Weißt Du was mir am meiſten klar dadurch geworden iſt? — Zuerſt, daß ich Dich vergöttre, und daß es gut iſt, daß ich ſo thue. Wir beyde ſind eins und nur dadurch wird der Menſch zu einem und ganz er ſelbſt wenn er ſich auch als Mittelpunkt des Ganzen und Geiſt der Welt anſchaut und dichtet. Doch warum Dichtet, da wir den Keim zu allem in uns finden und doch ewig nur ein Stück von uns ſelbſt bleiben?

Und dann weiß ichs nun, daß der Tod ſich auch ſchön und ſüß fühlen läßt. Ich begreiſe, wie das freye Gebildete ſich in der Blüthe aller Kräfte nach ſeiner Auflöſung und Freyheit mit ſtiller Liebe ſehnen und den Gedanken der Rükkehr freudig anſchauen kann wie eine Morgenſonne der Hoffnung.

Eine Reflexion.

Es iſt meinem Gemüth nicht ſelten ſonderbar aufgefallen, wie verſtändige und würdige Menſchen mit nie ermüdender Induſtrie und mit ſo großem Ernſt das kleine Spiel in ewigem Kreislauf immer von neuem wiederholen können, welches doch offenbar weder Nutzen bringt noch ſich einem Ziele nähert, obgleich es das frühſte aller Spiele ſeyn mag.

Dann fragte mein Geiſt, was wohl die Natur, die überall ſo viel denkt, die Liſt im Großen treibt und ſtatt witzig zu reden, gleich witzig handelt, bey jenen naiven Andeutungen denken mag, welche gebildete Redner nur durch ihre Namenloſigkeit benennen.

Und dieſe Namenloſigkeit ſelbſt iſt von zweydeutiger Bedeutung. Je verſchämter und je moderner man iſt, je mehr wird es Mode ſie aufs Schamloſe zu deuten. Für die alten Götter hingegen hat alles Leben eine gewiſſe claſſiſche Würde und ſo auch die unverſchämte Heldenkunſt lebendig zu machen. Die Menge ſolcher Werke und die Größe der Erfindungskraſt in ihr beſtimmt Rang und Adel im Reiche der Mythologie.

Dieſe Zahl und dieſe Kraft ſind

gut, aber ſie ſind nicht das Höchſte. Wo ſchlummert alſo das erſehnte Ideal verborgen? Oder findet das ſtrebende Herz in der höchſten aller darſtellenden Künſte ewig nur andre Manieren und nie einen vollendetem Styl?

Das Denken hat die Eigenheit, daß es nächſt ſich ſelbſt am liebſten über das denkt, worüber es ohne Ende denken kann. Darum iſt das Leben des gebildeten und ſinnigen Menſchen ein ſtetes Bilden und Sinnen über das ſchöne Räthſel ſeiner Beſtimmung. Er beſtimmt ſie immer neu, denn eben das iſt ſeine ganze Beſtimmung, beſtimmt zu werden und zu beſtimmen. Nur in ſeinem Suchen ſelbſt findet der Geiſt des Menſchen das Geheimniß welches er ſucht.

Was iſt denn aber das Beſtimmende oder das Beſtimmte ſelbſt? In der Männlichkeit iſt es das Namenloſe. Und was iſt das Namenloſe in der Weiblichkeit? — das Unbeſtimmte.

Das Unbeſtimmte iſt geheimnißreicher, aber das Beſtimmte hat mehr Zauberkraft. Die reizende Verwirrung des Unbeſtimmten iſt romantiſcher, aber die erhabene Bildung des Beſtimmten iſt genialiſcher. Die Schönheit des Unbeſtimmten iſt vergänglich wie das Leben der Blumen und wie die ewige Jugend ſterblicher Gefühle; die Energie des Beſtimmten iſt vorübergehend wie das ächte Ungewitter und die ächte Begeiſterung.

Wer kann meſſen und wer kann vergleichen was eines wie das andre unendlichen Werth hat, wenn beydes verbunden iſt in der wirklichen Beſtimmung, die beſtimmt iſt, alle Lücken zu ergänzen und Mittlerin zu ſeyn zwiſchen dem männlichen und weiblichen Einzelnen und der unendlichen Menſchheit?

Das Beſtimmte und das Unbeſtimmte und die ganze Fülle ihrer beſtimmten und unbeſtimmten Beziehungen; das iſt das Eine und Ganze, das iſt das wunderlichſte und doch das einfachſte, das einfachſte und doch das höchſte. Das Univerſum ſelbſt iſt nur ein Spielwerk des

Beſtimmten und des Unbeſtimmten und das wirkliche Beſtimmen des Beſtimmbaren iſt eine allegoriſche Miniatur auf das Leben und Weben der ewig ſtrömenden Schöpfung.

Mit ewig unwandelbarer Symmetrie ſtreben beyde auf entgegengeſetzten Wegen ſich dem Unendlichen zu nähern und ihm zu entfliehen. Mit leiſen aber ſichern Fortſchritten erweitert das Unbeſtimmte ſeinen angebohrnen Wunſch aus der ſchönen Mitte der Endlichkeit ins Gränzenloſe. Das vollendete Beſtimmte hingegen wirft ſich durch einen kühnen Sprung aus dem ſeeligen Traum des unendlichen Wollens in die Schranken der endlichen That und nimmt ſich ſelbſt verfeinernd immer zu an großmüthiger Selbſtbeſchränkung und ſchöner Genügſamkeit.

Auch in dieſer Symmetrie offenbart ſich der unglaubliche Humor, mit dem die conſequente Natur ihre allgemeinſte und einfachſte Antitheſe durchführt. Selbſt in der zierlichſten und künſtlichſten Organiſazion zeigen ſich dieſe komiſche Spitzen des großen Ganzen mit ſchalkhafter Bedeutſamkeit wie ein verkleinertes Portrait und geben aller Individualität, die allein durch ſie und den Ernſt ihrer Spiele entſtehet und beſtehet, die letzte Rundung und Vollendung.

Durch dieſe Individualität und jene Allegorie blüht das bunte Ideal witziger Sinnlichkeit hervor aus dem Streben nach dem Unbedingten.

Nun iſt alles klar! Daher die Allgegenwart der namenloſen unbekannten Gottheit. Die Natur ſelbſt will den ewigen Kreislauf immer neuer Verſuche; und ſie will auch, daß jeder einzelne in ſich vollendet einzig und neu ſey, ein treues Abbild der höchſten untheilbaren Individualität.

Sich vertiefend in dieſe Individualität nahm die Reflexion eine ſo individuelle Richtung, daß ſie bald anfing aufzuhören und ſich ſelbſt zu vergeſſen.

»Was ſollen wir dieſe Anſpielungen die mit unverſtändlichem Verſtand nicht an der Gränze ſondern bis in die Mitte der Sinnlichkeit nicht ſpielen ſondern widerſinnig ſtreiten?«

So wirſt Du und würde Juliane zwar nicht ſagen aber doch gewiß fragen.

Liebe Geliebte! darf der volle Blumenſtrauß nur ſittſame Roſen, ſtille Vergißmeinnicht und beſcheidne Veilchen zeigen, und was ſonſt mädchenhaft und kindlich blüht, oder auch alles andre was in bunter Glorie ſonderbar ſtrahlt?

Die männliche Ungeſchicklichkeit iſt ein mannigfaltiges Weſen und reich an Blüthen und Früchten jeder

Art. Gönne ſelbſt der wunderlichen Pflanze, die ich nicht nennen will, ihre Stelle. Sie dient wenigſtens zur Folie für die hellbrennende Granate und die lichten Orangen. Oder ſoll es etwa ſtatt dieſer bunten Fülle nur eine vollkommne Blume geben, welche alle Schönheiten der übrigen vereint und ihr Daſeyn überflüſſig macht?

Ich entſchuldige nicht, was ich lieber ſogleich noch einmal thun will, mit vollem Zutrauen auf Deinen objektiven Sinn für die Kunſtwerke der Ungeſchicklichkeit, welche den Stoff zu dem was ſie bilden will oft nicht ungern von der männlichen Begeiſterung entlehnt.

Es iſt ein zärtliches Furioſo und

ein kluges Adagio der Freundſchaft: Du wirſt verſchiednes daraus lernen können: daß Männer mit ungemeiner Delicateſſe zu haſſen verſtehn, wie ihr zu lieben; daß ſie dann einen Zank, wenn er vollendet iſt, in eine Diſtinction umbilden, und daß Du ſo viele Anmerkungen darüber machen darfſt als Dir gefällig iſt.

Julius an Antonio.

I.

Du haſt Dich ſehr verändert ſeit einiger Zeit! Sieh Dich vor Freund, daß der Sinn für das Große Dir nicht abhanden kommt, ehe Du es gewahr wirſt. Was ſoll das geben? Du wirſt endlich ſo viel Zartheit und Feinheit anſetzen, daß Herz und Gefühl drauf geht. Wo bleibt da die Männlichkeit und handelnde Kraft? — Ich werde noch dahin kommen, Dir zu thun wie Du mir thuſt, ſeit wir nicht mehr mit einander ſondern neben einander leben. Ich werde dir Gränzen ſetzen müſſen und ſagen, wenn er auch Sinn für alles hat, was ſonſt ſchön iſt, ſo fehlt ihm doch der eine für die Freundſchaft. Doch werde ich den Freund und ſein Thun und Laſſen nie moraliſch kritiſiren; wer das kann, der verdient nicht das hohe ſeltne Glück einen zu haben.

Daß Du Dich zuerſt an Dir ſelbſt vergreifſt, macht die Sache nur ſchlimmer. Sage mir im Ernſt, ſuchſt Du die Tugend in dieſen kühlen Spitzfindigkeiten des Gefühls, in dieſen Kunſtübungen des Gemüths, die den Menſchen aushöhlen und am vollen Mark ſeines Lebens zehren?

Schon lange war ich ergeben und ſtill. Ich zweifelte gar nicht, daß Du, da Du ſo vieles weißt, auch wohl die Urſachen wiſſen würdeſt durch die unſre Freundſchaft untergegangen iſt. Faſt ſcheint es ich habe mich geirrt, da Du ſo erſtaunen konnteſt, daß ich mich ganz an Eduard anſchließen will, da Du gleichſam nicht begreiſend zu fragen ſchienſt, wodurch Du mich denn beleidigt hätteſt. Wenn es nur das wäre, nur etwas einzelnes, dann wäre es den Mislaut einer ſolchen

Frage nicht werth, dann würde ſichs von ſelbſt beantworten und ausgleichen. Iſt es aber nicht mehr wenn ich bey jeder Veranlaßung es immer wieder als Entweihung fühlen muß, daß ich Dir alles von Eduard wie es vorfiel, mittheilte? Gethan haſt Du freilich nichts gegen ihn, auch nicht laut geſagt: aber ich weiß und ſehe recht gut wie Du denkſt. Und wenn ich es nicht wüßte und ſähe, was wäre denn die unſichtbare Gemeinſchaft unſrer Geiſter und die ſchöne Magie dieſer Gemeinſchaft? — Es kann Dir gewiß nicht einfallen, Dich hier noch länger zurückziehen und durch bloße Feinheit das Misverſtändniß in Nichts auflöſen zu wollen: denn ſonſt hätte auch ich wirklich nichts weiter zu ſagen.

Unſtreitig ſeyd ihr durch eine ewige Kluft geſchieden. Die ruhige klare Tiefe Deines Weſens, und der heiße Kampf ſeines raſtloſen Lebens liegen an den entgegengeſetzten Enden des menſchlichen Daſeyns. Er iſt ganz Handlung, Du biſt eine fühlende und beſchauende Natur. Darum ſollteſt Du eben Sinn für alles haben und haſt ihn auch, wo Du Dich nicht ſelbſt abſichtlich verſchließeſt. Und das verdrüßt mich eigentlich. Möchteſt Du den Herrlichen lieber haſſen als verkennen! — Aber wohin ſoll es führen, wenn man ſich unnatürlich gewöhnt, das wenige Große und Schöne was noch etwa da iſt, ſo gemein zu nehmen, als es der Scharfſinn nur immer nehmen kann, ohne die Anſprüche auf den Sinn aufzugeben? — Was man überall ſehn will, muß man endlich ſelbſt werden.

Iſt das die gerühmte Vielſeitigkeit? — Freilich beobachteſt Du dabey den Grundſatz der Gleichheit, und einem gehts nicht viel beſſer wie dem andern; nur daß jeder auf eine eigne Art verkannt wird. Haſt Du nicht auch mein Gefühl gezwungen über das was ihm das heiligſte iſt ewig zu ſchweigen gegen Dich wie gegen jeden andern? Und das darum, weil Du Dein Urtheil nicht ſchweigen laſſen konnteſt bis es Zeit war, und weil Dein Verſtand über=

all Gränzen erdichtet, ehe er ſeine eigenen finden kann. Du haſt mich beynah in den Fall gebracht, Dir auseinanderſetzen zu müſſen, wie groß eigentlich mein Werth ſey, wie viel richtiger und ſichrer Du gegangen ſeyn würdeſt, wenn Du dann und wann nicht geurtheilt ſondern geglaubt, wenn Du hie und da in mir ein unbekanntes Unendliches vorausgeſetzt hätteſt.

Freilich iſt meine eigne Nachläſſigkeit an allem Schuld. Vielleicht wars auch Eigenſinn, daß ich die ganze Gegenwart mit Dir theilen wollte, und Dich über Vergangenheit und Zukunft doch nicht belehrte. Ich weiß nicht, es widerſtand meinem Gefühl, auch hielt ichs für überflüßig, denn ich traute Dir in der That unendlich viel Verſtand zu.

O Antonio, wenn ich an ewigen Wahrheiten zweifeln könnte, ſo hätteſt Du mich dahin gebracht, jene ſtille ſchöne Freundſchaft, die auf der bloßen Harmonie des Seyns und Zuſammenſeyns beruht, für etwas falſches und verkehrtes zu halten!

Iſt es nun noch unbegreiflich wenn ich mich ganz auf die andre Seite werfe? — Ich entſage dem zarten Genuß und ſtürze mich in den wilden Kampf des Lebens. Ich eile zu Eduard. Alles iſt verabredet. Wir wollen nicht bloß zuſammen leben, ſondern im brüderlichen Bunde vereint wirken und handeln. Er iſt rauh und herbe, ſeine Tugend iſt mehr kräftig als empfindſam: aber er hat ein männliches großes Herz, und in jedem beſſern Zeitalter wäre er, das ſage ich kühn, ein Held geweſen.

II.

Es iſt wohl ſchön, daß wir endlich einmal wieder mit einander geſprochen haben; ich bin es auch zufrieden, daß Du durchaus nicht ſchreiben wollteſt, und auf die armen unſchuldigen Buchſtaben ſchiltſt, weil Du wirklich zum Sprechen mehr Genie haſt. Aber ich habe doch noch eins und das andre auf dem Herzen, was ich nicht ſagen konnte und was ich verſuchen will, Dir brieflich anzudeuten.

Warum aber auf dieſem Wege? — O mein Freund, wenn ich nur noch ein feineres gebildeteres Element der Mittheilung wüßte, um das was ich möchte, in zarter Hülle leiſe aus der Ferne zu ſagen! Das Geſpräch iſt mir zu laut und zu nah und auch zu einzeln. Dieſe einzelnen Worte geben immer wieder nur eine Seite, ein Stück von dem Zuſammenhange, von dem Ganzen, das ich in ſeiner vollen Harmonie andeuten möchte.

Und können Männer die zuſammen leben wollen, zu zart gegen einander in ihrem Umgange ſeyn? — Es iſt nicht als ob ich befürchtete, etwas zu heftiges zu ſagen, und daß ich darum gewiſſe Perſonen und gewiſſe Gegenſtände in unſerm Geſpräch vermied. Darüber denke ich iſt ja wohl die Gränzſcheidung zwiſchen uns auf immer vernichtet!

Was ich Dir noch ſagen wollte, iſt etwas ganz Allgemeines; und doch wähle ich lieber dieſen Umweg. Ich weiß nicht ob es eine falſche oder eine wahre Delicateſſe iſt, aber es würde mir ſchwer fallen, viel von der Freundſchaft mit Dir zu reden von Angeſicht zu Angeſicht.

Und doch ſinds Gedanken über dieſe, die ich Dir ſagen muß. Die Anwendung — und auf die kommt es am meiſten an — wirſt Du leicht ſelbſt machen können.

Für mein Gefühl giebts zwey Arten von Freundſchaft.

Die erſte iſt ganz äußerlich. Unerſättlich eilt ſie von That zu That und nimmt jeden würdigen Mann auf in den großen Bund vereinter Helden, ſchlingt den alten Knoten durch jede Tugend feſter, und trachtet ſtets neue Brüder zu gewinnen; je mehr ſie hat, je mehr begehrt ſie.

Erinnre Dich an die Vorwelt und Du wirſt dieſe Freundſchaft, die den redlichen Krieg gegen alles Böſe, wenn es auch in uns oder im Geliebten wäre, kämpft, überall finden, wo die edle Kraft in großen Maſſen wirkt und Welten bildet oder beherrſcht.

Jetzt ſind andre Zeiten, aber das Ideal dieſer Freundſchaft wird in mir ſeyn, ſo lange wie ich ſelbſt ſeyn werde.

Die andre Freundſchaft iſt ganz innerlich. Eine wunderbare Symmetrie des Eigenthümlichſten, als wenn es vorher beſtimmt wäre, daß man ſich überall ergänzen ſollte. Alle Gedanken und Gefühle werden geſellig durch die gegenſeitige Anregung und Ausbildung des Heiligſten. Und dieſe reingeiſtige Liebe, dieſe ſchöne Myſtik des Umgangs ſchwebt nicht bloß als fernes Ziel vor einem vielleicht vergeblichem Streben. Nein, ſie iſt nur vollendet zu finden. Auch hat da keine Täuſchung Statt, wie bey jener andern heroiſchen. Ob die Tugend eines Mannes Stich hält, muß die That lehren. Aber wer ſelbſt in ſeinem Innern die Menſchheit und die Welt fühlt und ſieht, der wird nicht leicht allgemeinen Sinn und allgemeinen Geiſt da ſuchen können wo er nicht iſt.

Zu dieſer Freundſchaft iſt nur fähig, wer in ſich ganz ruhig wurde und in Demuth die Göttlichkeit des andern zu ehren weiß.

Haben die Götter einem Menſchen eine ſolche Freundſchaft geſchenkt, ſo kann er weiter nichts, als ſie mit Sorge vor allem was äußerlich iſt bewahren und das heilige Weſen ſchonen. Denn vergänglich iſt die zarte Blüthe.

Sehnſucht und Ruhe.

Leicht bekleidet ſtanden Lucinde und Julius am Fenſter im Pavillon, erfriſchten ſich an der kühlen Morgenluft und waren verloren im Anſchaun der aufſteigenden Sonne, die von allen Vögeln mit munterem Geſang begrüßt ward.

Julius, fragte Lucinde, warum fühle ich in ſo heitrer Ruhe die tiefe Sehnſucht? — Nur in der Sehnſucht finden wir die Ruhe, antwortete Julius. Ja die Ruhe iſt nur das, wenn unſer Geiſt durch nichts geſtört wird, ſich zu ſehnen und zu ſuchen, wo er nichts höheres finden kann als die eigne Sehnſucht.

Nur in der Ruhe der Nacht, ſagte Lucinde, glüht und glänzt die Sehnſucht und die Liebe hell und voll wie dieſe herrliche Sonne. — Und am Tage, erwiederte Julius, ſchimmert das Glück der Liebe blaß, ſo wie der Mond nur ſparſam leuchtet. — Oder es erſcheint und ſchwindet plötzlich ins allgemeine Dunkel, fügte Lucinde an, wie jene Blitze, die uns das Gemach erhellten, da der Mond verhüllt war.

Nur in der Nacht ſingt Klagen, ſprach Julius, die kleine Nachtigall und tiefe Seufzer. Nur in der Nacht eröffnet ſich die Blume ſchüchtern und athmet frey den ſchönſten Duft, um Geiſt und Sinne in gleicher Wonne zu berauſchen. Nur in der

Nacht, Lucinde, ſtrömet tiefe Liebesgluth und kühne Rede göttlich von den Lippen, die im Geräuſch der Tage ihr ſüßes Heiligthum mit zartem Stolz verſchließen.

Lucinde.

Nicht ich, mein Julius, bin die die Du ſo heilig mahlſt; obſchon ich klagen möchte wie die Nachtigall und, wie ich innig fühle, nur der Nacht geweiht bin. Du biſts, es iſt die Wunderblume Deiner Fantaſie, die Du in mir, die ewig Dein iſt, dann erblickſt, wenn das Gewühl verhüllt iſt und nichts gemeines Deinen hohen Geiſt zerſtreut.

Julius.

Laß die Beſcheidenheit und ſchmeichle nicht. Gedenke, Du biſt die Prie-

Prieſterin der Nacht. Im Strahl der Sonne ſelbſt verkündigts der dunkle Glanz der vollen Locken, der ernſten Augen lichtes Schwarz, der hohe Wuchs, die Majeſtät der Stirn und aller edlen Glieder.

Lucinde.

Die Augen ſinken, indem Du rühmſt, weil jetzt der laute Morgen blendet, und luſtiger Vögel buntes Lied die Seele ſtört und ſchreckt. Sonſt möchte wohl das Ohr in ſtiller dunkler Abendkühle des ſüßen Freundes ſüße Rede gierig trinken.

Julius.

Es iſt nicht eitle Fantaſie. Unendlich iſt nach dir und ewig unerreicht mein Sehnen.

Lucinde.

Seys was es ſey, Du biſt der Punkt in dem mein Weſen Ruhe findet.

Julius.

Die heilge Ruhe fand ich nur in jenem Sehnen, Freundin.

Lucinde.

Und ich in dieſer ſchönen Ruhe jene heilge Sehnſucht.

Julius.

Ach, daß das harte Licht den Schleyer heben darf, der dieſe Flammen ſo verhüllte, daß der Sinne Scherz die heiße Seele kühlend lindern mochte!

Lucinde.

So wird einſt ewig kalter ernſter Tag des Lebens warme Nacht zerreißen, wenn Jugend flieht und wenn ich Dir entſage wie Du der großen Liebe größer einſt entſagteſt.

Julius.

Daß ich doch Dir die unbekannte Freundinn zeigen dürfte und ihr das Wunder meines wunderbaren Glücks.

Lucinde.

Du liebſt ſie noch und wirſt ſie ewig mein auch ewig lieben. Das iſt das große Wunder Deines wunderbaren Herzens.

Julius.

Nicht wunderbarer als das Deine. Ich ſehe Dich an meine Bruſt gelehnt mit Deines Guido Locke ſpielen; uns beyde brüderlich vereint die würdge Stirn mit ewgen Freudekränzen zieren.

Lucinde.

Laß ruhn in Nacht, reiß nicht ans Licht, was in des Herzens ſtiller Tiefe heilig blüht.

Julius.

Wo mag des Lebens Woge mit dem Wilden ſcherzen, den zart Gefühl und wildes Schickſal heftig fortriß in die herbe Welt?

Lucinde.

Verklärt und einzig glänzt der hohen Unbekannten reines Bild am blauen Himmel Deiner reinen Seele.

Julius.

O ewge Sehnſucht! — Doch endlich wird des Tages fruchtlos Sehnen, eitles Blenden ſinken und erlöſchen, und eine große Liebesnacht ſich ewig ruhig fühlen.

Lucinde.

So fühlt ſich, wenn ich ſeyn darf wie ich bin, das weibliche Gemüth in liebeswarmer Bruſt. Es ſehnt ſich nur nach Deinem Sehnen, iſt ruhig wo Du Ruhe findeſt.

Tändeleyen der Fantaſie.

Durch die ſchweren lauten Anſtalten zum Leben wird das zarte Götterkind Leben ſelbſt verdrängt und jämmerlich erſtickt in der Umarmung der nach Affenart liebenden Sorge.

Abſichten haben, nach Abſichten handeln, und Abſichten mit Abſichten zu neuer Abſicht künſtlich verweben; dieſe Unart iſt ſo tief in die närriſche Natur des gottähnlichen Menſchen eingewurzelt, daß er ſichs nun ordentlich vorſetzen und zur Abſicht machen muß, wenn er ſich einmal ohne alle Abſicht, auf dem innern Strom ewig fließender Bilder nud Gefühle frey bewegen will.

Es iſt der Gipfel des Verſtandes aus eigner Wahl zu ſchweigen, die Seele der Fantaſie wiederzugeben und die ſüßen Tändeleyen der jungen Mutter mit ihrem Schooßkinde nicht zu ſtören.

Aber ſo verſtändig iſt der Verſtand nach dem goldnen Zeitalter ſeiner Unſchuld nur ſehr ſelten. Er will die Seele allein beſitzen; auch wenn ſie wähnt allein zu ſeyn mit ihrer angebohrnen Liebe, lauſcht er im Verborgnen und ſchiebt an die Stelle der heiligen Kinderſpiele nur Erinnerung an ehemalige Zwecke oder Ausſichten auf künftige. Ja er weiß den hohlen kalten Täuſchungen einen Anſtrich von Farbe und eine flüchtige Hitze zu geben und will durch ſeine nachahmende Kunſt der argloſen Fantaſie ihr eigenſtes Weſen rauben.

Aber die jugendliche Seele läßt ſich durch die Argliſt des Altklugen nicht bethören, und immer ſieht ſie den Liebling ſpielen mit den ſchönen Bildern der ſchönen Welt. Willig läßt ſie ihre Stirn umflechten von den Kränzen, die das Kind aus den Blüthen des Lebens flicht, und willig läßt ſie ſich in wachen Schlummer ſinken, Muſik der Liebe träumend, und geheimnißvoll freundliche Götterſtimmen vernehmend, wie die einzelnen Laute einer fernen Romanze.

Alte wohlbekannte Gefühle tönen aus der Tiefe der Vergangenheit und Zukunft. Leiſe nur berühren ſie den lauſchenden Geiſt und ſchnell verlieren ſie ſich wieder in den Hintergrund verſtummter Muſik und dunkler Liebe. Alles liebt und lebt, klaget und freut ſich in ſchöner Verwirrung. Hier öffnen ſich am rauſchenden Feſt die Lippen aller Fröhlichen zu allgemeinem Geſange; und hier verſtummt das einſame Mädchen vor dem Freunde, dem ſie ſich vertrauen möchte und verſagt den Kuß mit lächelndem Munde. Gedankenvoll ſtreue ich Blumen auf das Grab des zu früh entſchlafnen Sohnes, die ich bald voll Freude und voll Hoffnung der Braut des geliebten Bruders darreiche, während die hohe Prieſterin mir winkt und mir die Hand reicht zu ernſtem Bunde, bey dem ewig reinen Feuer ewige Reinheit und ewige Begeiſterung zu geloben. Ich enteile dem Altar und der Prieſterin um das Schwerdt zu ergreifen und mit der Schaar der Helden in den Kampf zu ſtürzen, den ich bald vergeſſe, wo ich in tiefſter Einſamkeit nur den Himmel und mich beſchaue.

Welche Seele ſolche Träume ſchlummert, die träumt ſie ewig fort, auch wenn ſie erwacht iſt. Sie fühlt ſich umſchlungen von den Blüthen der Liebe, ſie hütet ſich wohl die loſen Kränze zu zerreißen, ſie giebt ſich gern gefangen und weiht ſich ſelbſt der Fantaſie und läßt ſich gern beherrſchen von dem Kinde, das alle Mutterſorgen durch ſeine ſüßen Tändeleyen lohnt.

Dann zieht ſich ein friſcher Hauch von Jugendblüthe über das ganze Daſeyn und ein Heiligenſchein von kindlicher Wonne. Der Mann vergöttert die Geliebte, die Mutter das Kind und alle den ewigen Menſchen.

Nun verſteht die Seele die Klage der Nachtigall und das Lächeln des Neugebohrnen, und was auf

Blumen wie an Sternen ſich in geheimer Bilderſchrift bedeutſam offenbart, verſteht ſie; den heiligen Sinn des Lebens wie die ſchöne Sprache der Natur. Alle Dinge reden zu ihr und überall ſieht ſie den lieblichen Geiſt durch die zarte Hülle.

Auf dieſem feſtlich geſchmückten Boden wandelt ſie den leichten Tanz des Lebens, ſchuldlos und nur beſorgt dem Rhythmus der Geſelligkeit und Freundſchaft zu folgen und keine Harmonie der Liebe zu ſtören.

Dazwiſchen ewger Geſang, von dem ſie nur dann und wann einzelne Worte vernimmt, welche noch höhere Wunder verrathen laſſen.

Immer ſchöner umgiebt ſie dieſer Zauberkreis. Sie kann ihn nie verlaſſen und was ſie bildet oder ſpricht, lautet wie eine wunderbare Romanze von den ſchönen Geheimniſſen der kindlichen Götterwelt, begleitet von einer bezaubernden Muſik der Gefühle und geſchmückt mit den bedeutendſten Blüthen des lieblichen Lebens.

24/10/47

Ueber die
Sprache und Weisheit
der
Indier.

Ein Beitrag
zur
Begründung der Alterthumskunde

von

Friedrich Schlegel.

Nebſt metriſchen Ueberſetzungen indiſcher Gedichte.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg,
bei Mohr und Zimmer.
1808.

Vorrede.

Von Indien her erwarteten, beſonders nach dem, was Wilkins und William Jones bekannt gemacht hatten, die Alterthumsforſcher Aufſchluß über die bis jetzt ſo dunkle Geſchichte der Urwelt; und die Freunde der Poeſie hofften beſonders ſeit der Erſcheinung der Sokuntola von daher noch manches ähnliche ſchöne Gebilde des aſiatiſchen Geiſtes zu ſehen, ſo wie dieſes von Anmuth und Liebe beſeelt.

Um ſo mehr darf ich auf einige Theilnahme für den Gegenſtand dieſer Schrift rechnen, welche die Ausbeute meiner, ſeit dem Jahre 1803 gemachten Studien der Sanſkrit-Sprache und des indiſchen Alterthums enthält. Die Kenntniß, die es mir davon zu erwerben gelang, verdanke ich vorzüglich der Freundſchaft des Herrn Alexander Hamilton (Mitglied der Calcuttaiſchen Geſellſchaft, und jetzt Profeſſor der perſiſchen und indiſchen Sprache in England) der mir ſeinen mündlichen Unterricht vom Frühjahr 1803 — 1804 ſchenkte. Alle Mittel für den weitern Fortgang meines Vorhabens fand ich in der bereitwilligen Güte, mit welcher Herr Langle's (Conſervator der orientaliſchen Manuſcripte der Kaiſerlichen Bibliothek, und Präſident der Specialſchule der lebenden orientaliſchen Sprachen zu Paris,) welcher der gelehrten Welt durch ſo manches verdienſtvolle Werk bekannt iſt, mir alle Schätze ſowohl der öffentlichen, als auch ſeiner eignen eben ſo reichen, als planmäßig und geſchmackvoll geſammelten Bibliothek mittheilte.

Für die indiſche Sprache benutzte ich auſſer dem ſchon erwähnten mündlichen Unterricht, vorzüglich ein Manuſcript der Kaiſerl. Bibliothek zu Paris, Nro. 283 des gedruckten Katalogs, welches einen ungenannten Miſſionarius zum Verfaſſer hat. Es enthält 1) eine kurze Grammatik des Sanſkrit nach dem Mugdhobōdhe des Vōpodevo; 2) den Omorokōſha, ein Realwörterbuch des Omoroſinho, mit einer lateiniſchen Erklärung, und 3) ein Wörterbuch der Wurzeln, Kovikolpodruma, d. h. der

Dichter Reichthums Baum. Die Handſchrift iſt im Ganzen ſehr leſerlich; das Indiſche iſt in den Bengaliſchen Charakteren geſchrieben. — Bei Gegenſtänden, für welche es im Lateiniſchen an Worten fehlt, iſt bisweilen, jedoch nur ſelten, das Portugieſiſche oder Franzöſiſche zu Hülfe genommen. Schreibefehler oder Verſehen, welche bei der erſten Abfaſſung eines ſo weitläuftigen Werks ſelten ganz vermieden werden, ſind wohl nur wenige darin; nach dem Wurzelwörterbuch zu urtheilen, welches Herr Alexander Hamilton in meiner Abſchrift zu revidiren, und mir einige Fehler darin anzuzeigen die Güte hatte. Freilich aber iſt die lateiniſche Erklärung der indiſchen Worte in beiden Lexicis faſt immer nur ganz kurz, oft daher, wenigſtens dem Anfänger, ungenügend.

Mein Wunſch ging eigentlich dahin, eine indiſche Chreſtomathie in lateiniſcher Sprache und in den Original-Charakteren herauszugeben, welche auſſer den Anfangsgründen der Grammatik eine Auswahl zweckmäßiger indiſcher Stücke mit lateiniſcher Paraphraſe, Noten und Gloſſar enthalten ſollte. Ich hatte alles dazu vorbereitet, und auſſer der Grammatik und den beiden Wörterbüchern auch einen beträchtlichen und mehr als hinreichenden Vorrath ſolcher Stücke in den Original-Charakteren copirt, und für jenen Zweck bearbeitet. Nebſt den in dem Anhange erwähnten Stücken aus dem Bhogovotgita, Ramayon und Monu's Geſetzbuch, beſitze ich auch eine Abſchrift von dem erſten Akte der Sokuntola des Kalidas nach einer ſehr zierlichen bengaliſchen Handſchrift, mit Scholien, in denen das Prakrit des Textes in Sanſcrit übertragen iſt; und einen Theil des Hitopadeſa, ein Werk, das für den Anfänger vorzüglich zweckmäßig iſt. Nur iſt das Pariſer Exemplar nicht ſehr correct, und weicht oft beträchtlich von demjenigen ab, welches Wilkins bei ſeiner Ueberſetzung vor Augen hatte. Die zu Calcutta gedruckte Ausgabe ſah ich noch nicht. — Durch ſorgfältiges Copiren vorzüglich ſchöner Manuſcripte, ſowohl in Devonageri als auch in bengaliſchen Charakteren hatte ich mich in Stand zu ſetzen geſucht, einem Formſchneider mit guten Vorſchriften an die Hand gehen zu können; aber freilich würde die Verfertigung indiſcher Typen eine Unterſtützung erfordern, an welcher es mir bis jetzt fehlte. Die Aufopferung des eignen Vortheils für einen Zweck der Wiſſenſchaft, hat ihren Lohn in ſich ſelbſt; wenn aber der Zweck von der Art iſt, daß er nicht ohne eine äuſſere

Begünſtigung erreicht werden kann, ſo iſt es ſchmerzlich auf dem halben Wege nach dem erwünſchten Ziele ſtehen bleiben zu müſſen.

Und ſo mußte ich mich denn fürs erſte darauf beſchränken, durch den gegenwärtigen Verſuch nur einen Beweis mehr zu liefern, wie fruchtbar das indiſche Studium dereinſt noch werden könne, die Ueberzeugung allgemeiner zu verbreiten, welche reiche Schätze hier verborgen ſeien, die Liebe für dieſes Studium, wenigſtens vorläufig, auch in Deutſchland anzufachen, und für die Anſicht des Ganzen einen feſten Grund zu legen, auf welchem ſich nachher mit Sicherheit weiter fortbauen lieſſe. Die metriſche Uebeſetzung indiſcher Gedichte mögen die Freunde der Poeſie als eine angenehme Zugabe betrachten, und als erſten Verſuch dieſer Art mit Nachſicht beurtheilen.

Möchte das indiſche Studium nur einige ſolche Anbauer und Begünſtiger finden, wie deren Italien und Deutſchland im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert für das griechiſche Studium ſo manche ſich plötzlich erheben und in kurzer Zeit ſo Großes leiſten ſah; indem durch die wiedererweckte Kenntniß des Alterthums ſchnell die Geſtalt aller Wiſſenſchaften, ja man kann wohl ſagen der Welt, verändert und verjüngt ward. Nicht weniger groß und allgemein, wir wagen es zu behaupten, würde auch jetzt die Wirkung des indiſchen Studiums ſein, wenn es mit eben der Kraft ergriffen, und in den Kreis der europäiſchen Kenntniſſe eingeführt würde. Und warum ſollte es nicht? Auch jene für die Wiſſenſchaften ſo ruhmvollen Zeiten der Medicäer waren unruhig, kriegeriſch und grade für Italien zum Theil zerrüttend; dennoch gelang es dem Eifer einiger Wenigen, alles dies Auſſerordentliche zu Stande zu bringen; denn ihr Eifer war groß und fand in der angemeßnen Größe öffentlicher Anſtalten, und in der edlen Ruhmbegierde einzelner Fürſten die Unterſtützung und Begünſtigung, deren ein ſolches Studium beim erſten Anfange bedarf.

Noch führe ich die mir bekannt gewordenen Deutſchen an, welche ſich mit dem Studium der altindiſchen Sprache beſchäftigt haben. Der erſte, den ich erwähnt finde, iſt der Miſſionarius Heinrich Roth, der im Jahre 1664 „die ſanſcretaniſche Sprache erlernt, um mit den Brahminen disputiren zu können.“ — Großen Ruhm erwarb ſich in dieſem Fach der im Jahr 1699 nach Indien abgegangene Jeſuit Hanxleben, der über 30 Jahre (1732 wird ſein Tod gemeldet) in der malabariſchen Miſſion arbeitete, ſelbſt vieles in der altindiſchen (im Gronthen) und in der gemeinen Landesſprache (dem Malabariſchen) in Proſa und in Verſen geſchrieben, Sprachlehren und Wörterbücher darüber verfaßt, und deſſen wahrſcheinlich ſehr reicher und gehaltvoller Nachlaß zu Rom ſich befindet. Der durch mehre gelehrten Schriften über das indiſche Alterthum bekannte Paulinus a St. Bartholomäo beruft ſich mehrmals auf Hanxlebens Arbeiten und handſchriftlichen Nachlaß.

Der Hauptmann Wilford in engliſchen Dienſten, von Geburt ein Deutſcher, iſt aus ſeinen Aufſätzen in der Sammlung der Calcuttaiſchen Geſellſchaft allgemein bekannt.

Auch bemerke ich, daß mein älterer Bruder, Karl Auguſt Schlegel, geſtorben zu Madraß den 9ten September 1789, in den letzten Jahren ſeines Lebens durch Reiſen und durch Umgang mit den Eingebohrnen ein Studium des Landes, der Verfaſſung und des indiſchen Geiſtes begonnen hatte, das nur zu früh durch ſeinen Tod unterbrochen ward.

Inhalt.

Ueber die Sprache und Weisheit der Indier.

Erſtes Buch. Von der Sprache.

Erſtes Kapitel. Von der indiſchen Sprache überhaupt . . . . S. 3
Zweites Kapitel. Von der Verwandtſchaft der Wurzeln . . . . — 6
Drittes Kapitel. Von der grammatiſchen Structur . . . . — 27
Viertes Kapitel. Von zwei Hauptgattungen der Sprache nach ihrem innern Bau. — 44
Fünftes Kapitel. Von dem Urſprunge der Sprachen . . . . — 60
Sechstes Kapitel. Von der Verſchiedenheit der verwandten und einigen merkwürdigen Mittelſprachen . . . . — 71

Zweites Buch. Von der Philoſophie.

Erſtes Kapitel. Vorläufige Bemerkungen — 89
Zweites Kapitel. Syſtem der Seelenwanderung und Emanation . . . . — 95
Drittes Kapitel. Vom aſtrologiſchen Aberglauben und wilden Naturdienſt . . . — 114

Viertes Kapitel. Die Lehre von zwei Principien . . . . S. 125
Fünftes Kapitel. Vom Pantheismus . — 140

Drittes Buch. Hiſtoriſche Ideen.

Erſtes Kapitel. Vom Urſprunge der Poeſie — 157
Zweites Kapitel. Von den älteſten Wanderungen der Völker . . . . — 165
Drittes Kapitel. Von den indiſchen Kolonien und der indiſchen Verfaſſung . . — 173
Viertes Kapitel. Von dem orientaliſchen und indiſchen Studium überhaupt und deſſen Werth und Zweck . . . . — 196

Indiſche Gedichte.

I. Anfang des Ramayon . . . . — 231
II. Indiſche Kosmogonie, aus dem erſten Buche der Geſetze des Monu . . . . . . — 272
III. Aus dem Bhogovotgita . . . . — 284
IV. Aus der Geſchichte der Sokuntola, nach dem Mohabharot . . . . — 308

Erſtes Buch.

Von der Sprache.

Erſtes Kapitel.

Von der indiſchen Sprache überhaupt.

Das alte indiſche Sonſkrito d. h. die gebildete oder vollkommne auch Gronthon d. h. die Schrift- oder Bücherſprache hat die größte Verwandtſchaft mit der römiſchen und griechiſchen ſo wie mit der germaniſchen und perſiſchen Sprache. Die Aehnlichkeit liegt nicht bloß in einer groſſen Anzahl von Wurzeln, die ſie mit ihnen gemein hat, ſondern ſie erſtreckt ſich bis auf die innerſte Structur und Grammatik. Die Uebereinſtimmung iſt alſo keine zufällige, die ſich aus Einmiſchung erklären lieſſe; ſondern eine weſentliche, die auf gemeinſchaftliche Abſtammung deutet. Bei der Vergleichung ergiebt ſich ferner, daß die indiſche Sprache die ältere ſei, die andern aber jünger und aus jener abgeleitet.

Mit der armeniſchen, den ſlaviſchen Sprachen und nächſtdem mit der celtiſchen, iſt die Verwandſchaft des Indiſchen entweder gering, oder ſteht doch in gar keinem Verhältniß zu der groſsen Uebereinſtimmung mit jenen zuvor genannten Sprache, die wir aus ihr ableiten. Ganz zu überſehen iſt dieſe obwohl geringe Verwandtſchaft aber dennoch nicht, da ſie in der Ordnung, wie dieſe Sprachen genannt werden ſind, ſich ſelbſt noch wenigſtens in einigen grammatiſchen Formen kund giebt, in ſolchen Beſtandtheilen die nicht unter die Zufälligkeiten der Sprachen gerechnet werden können, ſondern zur innern Structur derſelben gehören.

In der hebräiſchen Sprache und den verwandten Mundarten dürften ſich, ſo wie in der koptiſchen noch indiſche Wurzeln genug finden. Aber dieß beweiſt keine urſprüngliche Verwandtſchaft, da es Folge bloßer Einmiſchung ſein kann. Die Grammatik jener Sprachen iſt ſo wie auch die baſkiſche grundverſchieden von der indiſchen.

Die große bis jetzt noch nicht völlig beſtimmbare Menge der übrigen nord- und ſüd-aſiatiſchen oder amerikaniſchen Sprachen, hat mit der indiſchen Sprachfamilie durchaus keine weſentliche Verwandtſchaft. In der Grammatik dieſer Sprachen, die von der indiſchen gleichfalls ganz verſchieden iſt, zeigt ſich zwar bei mehrern ein gleichförmiger Gang; in den Wurzeln aber ſind ſie auch unter ſich ſo durchaus verſchieden und ſo ganz abweichend, daß ſich keine Möglichkeit zeigt, ſie auf eine gemeinſchaftliche Quelle zurückführen zu können.

Die großen Folgen dieſer Sprachvergleichung für die älteſte Geſchichte vom Urſprunge der Völker und ihren früheſten Wanderungen, werden in der Folge der Gegenſtand der Unterſuchung ſein. In dieſem erſten Buche begnügen wir uns, jene Sätze ſelbſt, einfache aber viel umfaſſende Reſultate gewiſſenhafter Forſchung zu begründen und deutlich zu machen.

* * *

Zweites Kapitel.

Von der Verwandtſchaft der Wurzeln.

Daß die behauptete Verwandtſchaft nicht irgend auf etymologiſchen Künſteleien beruhe, deren man ehe die rechte Quelle gefunden war, ſo viele erſonnen hat, ſondern daß ſie dem unbefangenen Forſcher als einfache Thatſache ſich darbiete, werden einige Beiſpiele am deutlichſten zeigen können.

Wir erlauben uns dabei keine Art von Veränderungs- oder Verſetzungsregel der Buchſtaben, ſondern ſodern völlige Gleichheit des Worts zum Beweiſe der Abſtammung. Freilich wenn ſich die Mittelglieder hiſtoriſch nachweiſen laſſen, ſo mag giorno von dies abgeleitet werden, und wenn ſtatt des lateiniſchen f im Spaniſchen ſo oft h eintritt, das lateiniſche p in der deutſchen Form deſſelben Worts ſehr häufig f wird, und c nicht ſelten h, ſo gründet dieß allerdings eine Analogie auch für andre nicht ganz ſo evidente Fälle. Nur muß man, wie geſagt, die Mittelglieder oder die allgemeine Analogie hiſtoriſch nachweiſen können; nach Grundſätzen erdichtet darf nichts werden, und die Uebereinſtimmung muß ſchon ſehr groß und einleuchtend ſein, um auch nur geringe Formverſchiedenheiten geſtatten zu dürfen.

Ich führe zunächſt einige indiſche Worte an, welche dem Deutſchen eigenthümlich ſind. Shrityoti — er ſchreitet, vindoti — er findet, ſhlißyoti — er umſchließet; Onto — das Ende, Monuſchyo — der Menſch, Shvoſa, Sveſtri — die Schweſter, Notho — das Rad, Bhruvo — die Brauen der Augen, Terſho — der Durſt, Tandoven — der Tanz, Ondani — die Enten, Noko — der Nagel, ſthiro — unbeweglich, ſtier, Oſhonon — das Eſſen u. ſ. w.

Andre Wurzeln ſtimmen mehr mit der Form der Worte überein, die ſich in den verwandten Mundarten darbietet. Yüyon — ihr, Engliſch you; ſhvopno — der Schlaf, Isländiſch ſveffn; lökete — er ſieht, das altdeutſche Lugen. Upo — auf, ſtimmt mit dem Niederdeutſchen überein; desgleichen vetſi, vetti — du weißt, er weiß, dem auch das lateiniſche videt verwandt, doch mit etwas veränderter Bedeutung. Das Niederdeutſche iſt für die Etymologie überhaupt wichtig, weil ſich die ältern Formen oft grade hier erhalten haben. Rokſho und Rakſhoſo — Rieſe, könnte das alte Recke ſein.

Wir haben hier nur einige wenige eigenthümlich Deutſche Wurzeln zum Beiſpiel angeführt, um allen Zweifeln entgegen zu kommen; nicht ſolche Worte, die das Deutſche mit dem Lateiniſchen und mit mehren der abgeleiteten Sprachen gemein hat, wie Naſa — die Naſe, miſhroti — er miſcht, Namo der Nahme; oder insbeſondre mit dem Perſiſchen, wie Tvari — die Thür در, Bondhon — das Band بند, Ghormo — warm گرم, Gauh die Kuh گاو. Noch verweilen wir bei den allen dieſen Sprachen gemeinſchaftlichen Benennungen von Vater, Mutter, Bruder und Tochter; im Indiſchen Pita, Mata, Bhrata, Duhita; wobei ich nur bemerke, daß alle dieſe Worte im Accuſativ und einigen andern Caſus ein r annehmen, piteron, den Vater u. ſ. w. Mehrere beſonders merkwürdige dieſer gemeinſchaftlichen Worte werden ſpäterhin vorkommen.

Aus der griechiſchen Sprache wählen wir vorzüglich nur ſolche Beiſpiele aus, die zugleich die Aehnlichkeit und Gleichheit der Structur zeigen, oder einfache Grundbeſtandtheile der Sprache ſind. Osmi, esi, osti — ich bin, du biſt, er iſt — ſtimmt ganz mit εσμι, εσσι, εστι überein, wenn wir in den erſten beiden Fällen für ειμι und εις die ältere Form nehmen. An das o ſtoße man ſich nicht; es iſt der kurze Vokal, der wenn er nicht Anfangsbuchſtabe iſt, im Worte ſelbſt nicht geſchrieben wird, dem grammatiſchen Syſtem zufolge ein kurzes a bedeutet, in der herſchenden Ausſprache aber meiſtens als kurzes o, in einigen Worten als kurzes e lautet.

Noch ein Beiſpiel mag die Aehnlichkeit beſtätigen. Dodami, dodaſi, dodati — ich gebe, du giebſt, er giebt — ganz wie διδωμι u. ſ. w.; das lange a ſtimmt indeſſen mehr zu dem römiſchen das, dat. — Ma iſt eine indiſche Negation, wie im Griechiſchen μη. Der kurze Vokal o oder a wird in derſelben Bedeutung den Worten präfigirt, wie das α privativum. Dur wird in derſelben Bedeutung präfigirt, wie das griechiſche δυς, im Perſiſchen دش, wie دشمن — der übelgeſinnte, der Feind, indiſch durmonoh. Die indiſche Sprache hat mit der griechiſchen, lateiniſchen und deutſchen nicht nur die Eigenſchaft gemein, daß ſie der urſprünglichen Bedeutung der Zeitwörter durch vorgeſetzte Partikeln die mannichfaltigſten Nebenſtimmungen geben kann, ſondern die meiſten aller der Partikeln, deren ſie ſich zu dieſem Zweck bedient, finden ſich in den genannten Sprachen wieder. Dem Indiſchen und Griechiſchen ſind folgende gemein: ſon genau daſſelbe wie das griechiſche συμ; poti iſt das alte ποτι für προς; onu bedeutet nach wie ανα. Pro findet ſich in derſelben Bedeutung auch im Lateiniſchen wie im Griechiſchen; ä hat die Bedeutung des lateiniſchen ad, des Deutſchen an; die verneinende Partikel ne ſtimmt mit dem Lateiniſchen und Deutſchen überein; upo iſt das Deutſche auf nach der niederdeutſchen Ausſprache, ut das Deutſche aus nach derſelbigen.

Wie viel Uebereinſtimmung in ſolchen einfachen Grundbeſtandtheilen der Sprache beweiſe, iſt jedem bekannt, der ſich mit Forſchungen der Art beſchäftigt hat. Um ſo mehr übergehen wir Worte, wo die Uebereinſtimmung nur die Wurzel betrift, ohne weitere Merkwürdigkeit; wie oſthi — Knochen, ὀςτεον; prethome — der erſte, πρωτος; eteron — ein andres, das andre, ἑτερον; udoken — Waſſer, ὑδωρ; druh und drumoh — der Baum, δρυς; labho — das Nehmen, Empfangen, lobhote — er nimmt, verwandt mit λαβω, λαμβανω; piyote — er trinkt, πιει; ſevyoti er verehrt und er wird verehrt, σεβειν u. ſ. w. Maſoh — der Monath, μεις; Chondro der Mond heißt auch Chondromah, wo die letzte Sylbe wohl die Wurzel iſt, von der maſoh und auch das Perſiſche ماه abzuleiten iſt, wie auch das Deutſche Mond, im Niederdeutſchen Mahn.

Nur aus der römiſchen Sprache, in welcher die Zahl der indiſchen Wurzeln vielleicht mit am größten iſt, führen wir einige Beiſpiele der ſonderbaren Gleichheit wegen an. Voheti — vehit, vometi — vomit, vortute. — vertitur, ſvenoh — ſonus. nidhih — nidus, ſerpoh — ſerpens, navyon — navis, danen — donum, dinon — der Tag, dies, vidhova — vidua, podon — pes, pedis; aſyon — das Antlitz, os, yauvonoh — iuvenis, modhyoh — medius, yugon — jugum, von yunkte — iungit und iungitur; eine ſehr weitverbreitete Wurzel, welche in den abgeleiteten Bedeutungen auch in der philoſophiſchen Terminologie der Indier eine wichtige Stelle einnimmt. Ferner roſoh — der Saft, ros; viroh — der Held, vir; dontah — dentes, Perſiſch دندان; ſeroh — ſeries; keſhoh — das Haar, findet ſich noch in caeſa-ries, wovon Caeſar ſo viel als crinitus wohl beſſer abgeleitet wird, als auf die gewöhnliche Weiſe; ognih — das Feuer, ignis; potih — der Gebieter oder etwas beſitzend, deſſen mächtig — wird zur Bildung zuſammengeſetzter Worte grade eben ſo gebraucht wie das römiſche potens. Worte die man für ſchallnachbildend halten dürfte, wie ſhujhyeti ſugit, mormoroh — murmur, tumuloh — tumultus, übergehe ich ſo wie viele andre, die bei genauer Unterſuchung wohl nicht zweifelhaft ſcheinen dürften, doch aber nicht ſo unmittelbar einleuchtend ſind als die eben angeführten.

Die indiſchen Worte, welche ſich im Perſiſchen wiederfinden, ſind dem eigenthümlichen Charakter dieſer Sprache gemäß am ſtärkſten abgekürzt, und nur ſelten ganz unverletzt erhalten wie rōjo — der Glanz, glänzend — in روشن. Nicht nur fällt die Endung meiſtens weg und wird das zweiſylbige Wort dadurch einſylbig wie apoh — Waſſer آب, oſpoh — das Roß اسپ, bhiſhmoh oder bhimoh — Schrecken — بيم, ſhiroh — das Haupt — سر; ſhakhoh — ein Zweig — شاخ, kamoh — Begierde — كام. Es gehen oft noch weſentlichere Beſtandtheile verlohren wie پا der Fuß — von podo oder pado, پر voll — von purnon, تن der Leib — von tonûh oder tonuh, ده zehn — von doſhoh, سياه ſchwarz — von ſhyamoh. Aus dem dreiſylbigen parokoh, der Reiniger auch ein

Beiwort des Feuers, wird das einſylbige پاک, rein. Kaum würde man mitroh — der Freund und dann auch ein Beiwort der Sonne — noch in مر wiedererkennen, wenn nicht das Mithras der Alten, überhaupt aber die Analogie bei der groſsen Menge ähnlicher Fälle zu Hülfe käme. Wenn man die andern Beiſpiele vergleicht, möchte man immer glauben, daſs auch دم — der Hauch — noch von dem indiſchen Atmoh der Geiſt u. ſ. w. komme, was ſich in ατμη und Athem ganz erhalten hat. Für die Ableitung des Perſiſchen wird es daher von groſsem Nutzen ſein, wenn man auch auf die neuere oft ſchon abgekürzte Form Rückſicht nimmt, welche das alte Sanſkritwort im Prakrit oder in den hindoſtaniſchen Mundarten annimmt.

Daſs ein ſo überwiegender Hang zum Abkürzen, der ſelbſt die Wurzeln und Stammſylben angreift, ſich dem Onomatopoëtiſchen nähere und den Geiſt der Sprache wieder zu dieſer Stufe hinführe, kann das Perſiſche ſelbſt zum Beiſpiel dienen; denn keine unter allen Sprachen, die mit der indiſchen im nächſten Grade der Verwandtſchaft ſtehen, liebt die ſchallnachbildenden oder doch mit dem Schall ſpielenden Worte ſo ſehr als dieſe.

Im Lateiniſchen und nächſtdem im Deutſchen und Griechiſchen leiden die indiſchen Worte ungleich weniger Veränderung. Doch zeigt auch hier oft die unmittelbare Vergleichung, daß die indiſche Form die ältere ſei. Aus röktoh oder röhitoh kann wohl roth, aus Schleſhmo — Schleim, aus vohulon — viel werden, da die Worte wie das Gepräge des Geldes im Gebrauch und Umlauf ſich leicht abſchleifen und verwiſchen, aber nicht umgekehrt.

Oft treffen auch die an ſich ziemlich entfernten Formen der abgeleiteten Sprachen in dem indiſchen Worte, wie in ihrer gemeinſchaftlichen Wurzel zuſammen. Aus putroh (dem das celtiſche potr am treuſten geblieben iſt) kann eben ſo leicht puer als پسر werden; aus ſvedoh wird Schweiß nach der niederdeutſchen Ausſprache eben ſo gut abgeleitet als ſudor; in noroh trift das perſiſche نر und das griechiſche ανηρ zuſammen; in traſoh — Zittern und Furcht — das griechiſche τρεώ, das lateiniſche tremo und das perſiſche ترسیدن; ſamudron — das Meer — vereinigt das Deutſche See und das griechiſche ὕδωρ; Knie würde man nicht von janu ableiten wollen, wenn nicht γονυ und genu den Uebergang zeigten.

Noch wichtiger iſt es vielleicht, daß einige Worte der neuern Sprachen, die ſich in dieſen ſelbſt nicht weiter auflöſen laſſen, aus dem Indiſchen ſich ableiten und nach ihrer Zuſammenſetzung erklären laſſen. Prandium z. B. wird gewiß ohne Zwang von dem indiſchen prahnoh — der Vormittag — abgeleitet, welches ſelbſt aus der Partikel pro und ohoh der Tag, im fünften und ſechſten Caſus ohnoh zuſammengeſetzt iſt. Eben ſo monile von meni Edelſtein. Sponte kömmt mit dem Ablativ ſvante auch in der Bedeutung überein; ſvanton aber iſt zuſammengeſetzt aus der Partikel ſvo und onto — quod finem ſuum in ſe habet.

Auffallend iſt es, wie groß mannichmal ſelbſt in einer beſtimmten Flexion die Uebereinſtimmung iſt; ayonton z. B. und euntem, von yati, er geht, auch eti, it; oder wie dieß auch bei zuſammengeſetzten Worten zutrift, wie Tvarſthito — der Thürſteher, Ontortvari — die innre Thür.

Auch bleibt es immer merkwürdig, obwohl man aus einzelnen Aehnlichkeiten der Art viel zu viel für das Ganze geſchloſſen hat, daß mehre griechiſche und römiſche Götternahmen, die in dieſen Sprachen ſelbſt keine Ableitung finden, aus dem Indiſchen erklärt werden können. Doch dieß gehört zum Theil einer andern Unterſuchung an; wir beſchränken uns hier einzig auf die Sprache, und übergehen alles, was nicht auf den erſten Blick gewiß iſt und eine weitere Auseinanderſetzung fodern würde. Nur das eine mag der Merkwürdigkeit wegen im Vorbeigehn angeführt werden, daß ſelbſt der Nahme Roma's indiſch ſein dürfte. Zwar bietet ſich das griechiſche ῥωμη dar, das aber auch ziemlich allein ſteht, und welcher Sprache das Wort urſprünglich angehöre, kann wohl kein Zweifel bleiben, wenn man betrachtet, wie weit das Geſchlecht der Wurzel romo, romote, wovon roti, ramo u. ſ. w., ſich im Indiſchen ausbreitet, welche Worte ſämmtlich Freude, beſonders auch des Siegers und Helden bedeuten, und in dem alten Gedicht vom **Ramo** ſo oft zu Anklängen und ſchönen Anſpielungen auf den Nahmen des Helden gebraucht werden.

Ein und daſſelbe indiſche Wort trift in einer Umbiegung oft mehr mit der einen, in der andern mit einer andern der verwandten Sprachen überein. **Chindonti** z. B. iſt faſt ganz wie ſcindunt; der Infinitiv **chettun** aber nähert ſich eher dem Deutſchen **ſcheiden**; dem **tonu** iſt tenuis ähnlicher als **dünn**, das Zeitwort **tonoti** (deſſen Bedeutung **tonu** auch neben jener umfaßt,) ſtimmt mehr mit dem Deutſchen **dehnet** überein, als mit dem Lateiniſchen in extendit. Zerſtreute Glieder der abgeleiteten Sprachen finden ſich im Indiſchen wie an der Wurzel zuſammen; **ut**, das deutſche **aus** nach der niederdeutſchen Form, iſt ſchon angeführt worden: davon iſt der regelmäßig gebildete Comparativ **uttoron**, das deutſche **äußern**; der regelmäßige Superlativ **uttomon**, das Lateiniſche ultimum, in der Bedeutung aber wie ſummum. Alle im Lateiniſchen, Deutſchen, Perſiſchen zerſtreute Worte von der Familie mors, mortalis, مرد, مردن,

morden, Mord, finden ihren gemeinſchaftlichen regelmäßigen Urſprung in der indiſchen Wurzel mri, wovon mrityuh, morttyah, moronon u. ſ. w. Daſſelbe gilt von der in allen vier Sprachen, der lateiniſchen, griechiſchen, perſiſchen und deutſchen ſo weit verbreiteten Wortfamilie Stehen und Stand; tiſthoti — er ſteht — kömmt am meiſten mit dem Griechiſchen überein; ſthanon — der Ort — mit dem perſiſchen ستان; ſthiro — unbeweglich — das deutſche ſtier, iſt ſchon angeführt worden. Auch janami, gigno, γενναω, iſt eine ſehr fruchtbare Wurzel. Es ſind deren zu viel, um ſie alle anzuführen.

Als ein beſonders lehrreiches Beiſpiel gemeinſchaftlicher Abſtammung aus dem Indiſchen wählen wir einige der vornehmſten Worte, die Geiſt, Denken, Wiſſen oder Reden bedeuten. Monoh, monoſon iſt das lateiniſche mens; das Zeitwort monyote — er denkt — finden wir in dem deutſchen meinet. Motih iſt das griechiſche μητις. Eine andre mit dieſer und mit dem deutſchen Muth verwandte Form liegt wohl in Amōdoh — Vergnügen, Anmuth —

zum Grunde; denn das a iſt auch in dem indiſchen Amōdo (dem vielleicht auch das perſiſche امید Hoffnung, verwandt iſt) nur Präpoſition; von eben der Wurzel wäre dann unmadoh, wo un die nach dem Geſetz der Euphonie veränderte Präpoſition ut iſt; unmadoh — raſend, wörtlich ſo viel als exmens, was in dem Engliſchen mad noch verſtümmelt übrig ſein könnte. Atmoh, was ipſe und ſpiritus bedeutet, im Griechiſchen und Deutſchen ατμη und Athem, iſt ſchon vorgekommen. Desgleichen die Wurzel Vedo, wovon vetti, das deutſche Wiſſen; etwas abweichend in der Bedeutung, aber treuer in der Form iſt das lateiniſche video. Von der fruchtbaren Wurzel jna, die gleichfalls Wiſſen, Erkennen und Verſtehen bedeutet, das perſiſche شناختن, شنودن, شنیدن. Tiefes Sinnen und Nachdenken bezeichnet die Wurzel dhī, wovon dhīyote, das deutſche dichtet in der urſprünglichen Bedeutung, wie in Dichten und Trachten; ferner dhyayo, dhyayoti u. ſ. w. verwandt mit dachte. Vox kann von vocho oder von vakyon abgeleitet werden;

beide Formen ſind gebräuchlich. Die Wurzel re bezeichnet Sprache und Rede, wie dieſes letzte im Deutſchen. Ganon heißt cantus; von der Wurzel gi, giyote er ſingt; im Perſiſchen خواندن ſingen und leſen.

Die indiſchen Pronomina ſtimmen am meiſten mit den römiſchen überein. Zwar tvon, Du — iſt allen den abgeleiteten Sprachen gemein; ohon, ich — hingegen verſchieden und höchſtens nur in dem celtiſchen on noch ſichtbar; der Dativ moya, mir — iſt dem griechiſchen μοι am nächſten; das me, was ſtatt man — mich, und auch im vierten und ſechſten Caſus gebraucht wird, dem Griechiſchen mit dem Römiſchen gemein. Von der Wurzel ſvo aber (wovon ſuus, a, um und ſein), die als Partikel ſo oft präfigirt wird, um Beziehung auf ſich ſelbſt oder Kraft durch ſich ſelbſt zu bezeichnen, kommen auch Caſus vor, die ganz den Römiſchen gleich ſind, wie ſvon — ſuum, ſvan — ſuam u. ſ. w. Das Pronomen eſchoh, eſcha, etot iſt wohl die gemeinſchaftliche Wurzel von is, ea, id und iſte, iſta, iſtud, da es in den abgeleiteten Caſus auch der beiden erſten Geſchlechter meiſtens ein t annimmt; dahin gehört auch das zurückweiſende iti, was bald dem id, bald dem ita entſpricht. Koh (in der Conſtruction meiſtens kos), ka, kon entſpricht noch dem qui, quae, quod ſelbſt in einigen abgeleiteten Caſus, wie kan — quam, wie das fragende kim dem quid; das Perſiſche كه iſt eben daher. Dagegen entſpricht das ſchon angeführte yūyon dem Deutſchen in der engliſchen Form you; das Pronomen ſoh findet ſich im Hebräiſchen, und Arabiſchen, und auch im Altdeutſchen; der Accuſativ ton iſt noch ganz das griechiſche τον, deutſch den; der Genitiv toſyo das deutſche deſſen, der Pluralis te das Deutſche die; tot, da der kurze Vokal eben ſo wohl a als o ſein kann, entſpricht dem deutſchen das, niederdeutſch dat. Da oyom in den meiſten Caſus ein i annimmt, worin das y ſehr oft regelmäßig übergeht, ſo könnte das perſiſche اين davon abgeleitet werden, womit jener verwandt. Noch mehres andre lieſſe ſich beibringen, was uns aber zu tief in die Etymologie führen würde.

Hieher gehören auch die Zahlworte. Eins, fünf, hundert und tauſend — eko, poncho, ſhoto, ſohosro — ſtimmen mit dem perſiſchen یک, پنج, صد, هزار — überein. Die übrigen erſten — chotur — vier, im Slaviſchen chetyr, ausgenommen — ſind genau wie in unſern Sprachen bis auf die abgeleiteten Zahladjektive; tvītiyoh, — trītiyoh — der zweite und der dritte — entſpricht am meiſten dem Deutſchen; ſoptomoh (die Aſpiration am Ende wird in der Conſtruction oft in ein s verwandelt, dann alſo ſoptomos) ſoptoma, ſoptomon ſtimmt auf das genaueſte mit dem römiſchen ſeptimus, a, um überein; desgleichen duadoſho, duodecim.

Bis jetzt haben wir nur ſolche Fälle angeführt, wo die Uebereinſtimmung in den einzelnen Worten noch unmittelbar ſichtbar iſt. Wollten wir auf die Unterſuchung der Wurzeln eingehen, wo die Verwandtſchaft auch ſicher genug iſt, aber nur mehr Analyſe erfordert — wie z. B. moho oder maho in magnus, mächtig und مه, oder volo, valo, was

Kraft bedeutet, in validus ſichtbar; tomo — finſter, mit dämmern, lōhitoh roth und brennend mit dem Deutſchen Lohe, cheſtote — er ſucht, begehrt — mit quaeſitus und خواهيدن verwandt iſt; oder an verſchiedene Biegungen einer Wurzel gocho, goto, gomo, gamino ſich viele abgeleitete wie gehen, going, kommen, caminus anreihen; — ſo würden wir ſtatt einer Abhandlung ein vergleichendes Wörterbuch entwerfen und einen beträchtlich großen Theil aller der genannten Sprachen durchgehen müſſen.

Aus dem gleichen Grunde haben wir uns auch ſolcher Beiſpiele enthalten, wo das Wort ſelbſt zwar daſſelbe geblieben iſt, die Bedeutung aber eine kleine Ablenkung erlitten hat, wie vījon — der Saame, in vis; guno die Eigenſchaft, verſchiedne Art und Weiſe, in گون — die Farbe. Wer kann bezweifeln, daß morden und مردن daſſelbe Wort ſeien, obgleich das erſte active, das zweite paſſive Bedeutung hat? ديو iſt unſtreitig devo, lateiniſch divus und deus; obgleich ديو von böſen, devo immer nur von guten Geiſtern gebraucht wird. In modhuroh — in der Conſtruction modhuros — modhura, modhuron wird man maturus, a, um nicht verkennen, obgleich das indiſche Wort ſüß bedeutet; das Subſtantiv modhu, Honig, iſt das deutſche Meth. Eben ſo lōkoh, die Welt, der Weltraum — locus; veſthitoh, bedeckt — veſtitus; mordjaroh, die Katze, das deutſche Marder. Thiernahmen gehen oft auf noch entferntere Gattungen über, wie vulpis, Wolf: مرغ — der Vogel, würde man gewiß nicht darauf kommen, mit mrigo — Wild überhaupt und beſonders das Reh — zuſammen zu ſtellen, wenn nicht die indiſche Wurzel auch die Jagd, überhaupt ein ſchnelles Fliehen und Verfolgen bedeutete. Topo und Tapo wird in den indiſchen Schriften ſo häufig für Buße gebraucht, daß man die urſprüngliche Bedeutung Hitze faſt darüber vergißt, die dem römiſchen tepeo allein geblieben iſt; obwohl auch die indiſche Wurzel ſie noch beibehalten hat, ſelbſt in den abgeleiteten Formen, wie tapoyittun — calefacere, das griechiſche θαλπειν. Auf dieſe Weiſe treten oft ſehr entfernte Bedeutungen und Worte zuſammen, wenn man die Mittelglieder kennt, und die verwandten Sprachen in ihrer Verbindung betrachtet. So dürfte das perſiſche بو — Wohlgeruch, Duft — zunächſt wohl von Blumen, nach بوستان der Garten, zu urtheilen — von dem indiſchen puſhpo — Blume, abzuleiten ſein, womit noch verwandt das deutſche Buſch. Vieler andern Beiſpiele nicht zu erwähnen, die manche Aufſchlüſſe geben und manche Bemerkung veranlaſſen würden, über die Art wie und die Geſetze nach welchen die Bedeutung der Worte ſich zu verändern pflegt.

* * *

Drittes Kapitel.

Von der grammatiſchen Structur.

Könnte man aber nicht vielleicht dieſen ganzen Beweis umkehren und ſagen: die Verwandtſchaft iſt auffallend genug und mag zum Theil gegründet ſein, woraus folgt aber daß die indiſche unter den verwandten Sprachen grade die ältere und ihr gemeinſchaftlicher Urſprung ſei? Kann ſie nicht eben ſo gut erſt durch Miſchung der andern entſtanden ſein, oder doch dadurch dieſe Aehnlichkeit erhalten haben?

Nicht zu erwähnen, daß vieles von dem ſchon angeführten und auch manche andre Wahrſcheinlichkeit dagegen ſpricht, ſo werden wir jetzt auf etwas kommen, was die Sache völlig entſcheidet und zur Gewißheit erhebt. Ueberhaupt dürfte die Hypotheſe, welche, was ſich in Indien Griechiſches findet, von den Seleuciden in Bactrien herleiten zu können meint, nicht viel glücklicher ſein als die, welche die aegyptiſchen Pyramiden für natürliche Kryſtalliſationen ausgeben wollte.

Jener entſcheidende Punkt aber, der hier alles aufhellen wird, iſt die innre Structur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufſchlüſſe über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weiſe geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeſchichte Licht verbreitet hat.

Wir ſondern von den verwandten Sprachen zuerſt die perſiſche ab, deren Grammatik, welche von der arabiſchen durch den langen und alten Verkehr der beiden Völker ſogar die perſönlichen Suffixa angenommen hat, mit der indiſchen und den übrigen ungleich weniger übereinſtimmt, als ſelbſt jetzt noch die deutſche, der griechiſchen und römiſchen zu geſchweigen. Stellt man aber alle Aehnlichkeiten zuſammen, ſo ſind ſie allerdings von Gewicht.

Die Declination bietet am wenigſten dar, oder eigentlich nichts; man müßte denn den

Comparativ تر, wie im Griechiſchen und Indiſchen taro, hieher rechnen; und das Diminutiv durch k, wie im Deutſchen und Indiſchen, z. B. Manovokoh, Diminutiv von manovoh der Mann; دخترك, das Töchterchen. Ungleich mehr die Conjugation; Kennzeichen der erſten Perſon iſt m, was ſelbſt im Lateiniſchen verlohren iſt, im Indiſchen und Griechiſchen vollſtändiger mi lautet; von dem ſi der zweiten Perſon im Indiſchen und Griechiſchen iſt nur das i geblieben; Kennzeichen der dritten Perſon iſt t oder d, im Pluralis nd, wie im Lateiniſchen und Deutſchen; im Griechiſchen vollſtändiger ti und nti nach der ältern Form. Das perſiſche Participium praeſens und activum auf ndeh iſt wie das deutſche in nd, alt nde; das Participium praeteritum und paſſivum in deh mit einem vorangehenden gedehnten Vokal, ſtimmt mit dem lateiniſchen in tus, a, um und mit der altdeutſchen Form im Gothiſchen überein; dergleichen ſich auch unter den indiſchen Verbalibus finden, wie kritoh.

Auch darf nicht übergangen werden, daß die Endungen گار, وار, und بار, die an zuſammengeſetzten Adiectiven einen, der auf gewiſſe Weiſe handelt und etwas macht, oder geartet iſt oder etwas beſitzt, bezeichnen, den indiſchen karo und koro, voro und bhoro entſprechen; desgleichen die Endung مان dem indiſchen Particip auf mano. Die verneinenden Partikeln نه, نی und ما ſind die indiſchen no, ni und ma; die Partikel بی, die in privativer Bedeutung präfigirt wird, wie das indiſche vi; ferner اندر und اندرون innen, wie das indiſche ontor und onteron, und das ſchon angeführte Pronomen که, indiſch koh.

Vorzüglich aber die Hülfsverba است — oſti, بون — geweſen, von bhoveti — er iſt, im Prakrit — bhōdi, im Praeterito des Sanſkrit obhūt. کرن — thun, machen — indiſch korttun, iſt, eben wie dieſes in den neu-indiſchen Mundarten, ein allgemeines Hülfsverbum im Perſiſchen; an einige Biegungen der indiſchen Wurzel kri, wie kriyan, kriyote ſchließt ſich noch das lateiniſche creare an.

Es wäre zu wünſchen, daß jemand der mit allen Hülfsmitteln dazu verſehen wäre, Unterſuchungen darüber anſtellte, wie die perſiſche Grammatik ehedem beſchaffen geweſen, ob ſie ſich vielleicht in einigen Stücken geändert hat, und einſt der indiſchen und griechiſchen noch ähnlicher war, als ſie es jetzt iſt. Dieß würde mehr Aufſchluß und Beſtätigung geben, als eine noch ſo große Anzahl übereinſtimmender Wurzeln. Ueberhaupt wäre zu wünſchen, daß das Studium dieſer ſchönen Sprache auch in Deutſchland allgemeiner würde. Für Poeſie dürfte außer der Griechiſchen nicht leicht eine belohnender gefunden werden *). Die oft bemerkte Verwandt-

---

*) Die Pariſer Bibliothek iſt nicht nur ſehr reich an perſiſchen Manuſcripten, ſondern beſitzt auch an Herrn Chezy einen Gelehrten, der die vertrauteſte Kenntniß der Sprache überhaupt mit einem beſonders feinen und geübten Gefühl für die eigenthümlichen Schönheiten und Schwierigkeiten der perſiſchen Dichterſprache verbindet.

ſchaft des Perſiſchen mit dem Deutſchen iſt auſſerdem ſo groß, daß die Hoffnung wohl nicht übertrieben wäre, hier vielleicht manches zu finden, wodurch eins oder das andre in der älteſten germaniſchen Geſchichte mehr erklärt würde. Wer das Perſiſche zu ſeinem Hauptſtudium erwählen will, ſollte ſich auch die ſlaviſchen Sprachen zu eigen zu machen ſuchen. Ihre Vergleichung, ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit kann vielleicht über manches Licht geben, was die Alten aus früher Zeit von Kriegen der Perſer und Scythen berichten, und was jetzt einzeln und unerklärt da ſteht.

In der deutſchen Grammatik finden ſich außer denen, die ſie mit der perſiſchen gemein hat, noch mehre andre Uebereinſtimmungen mit der griechiſchen und indiſchen. Im Deutſchen wie im Indiſchen durchgängig iſt n Kennzeichen des Accuſativs, s des Genitivs. Die Endſylbe twon bildet im Indiſchen die Subſtantiva der Beſchaffenheit, grade ſo wie das Deutſche thum gebraucht wird. Der Conjunktiv wird zum Theil durch eine Veränderung des Vokals bezeichnet, wie in allen Sprachen, die der alten

Grammatik folgen. Eben ſo übereinſtimmend iſt die Bildung des Imperfectums durch Veränderung des Vokals in einer Gattung der deutſchen Zeitwörter. Wird in einer andern das Imperfectum durch ein eingefügtes t gebildet, ſo iſt dieß freilich eine beſondre Eigenthümlichkeit, eben ſo wie das b im römiſchen Imperfectum; das Princip aber iſt immer noch daſſelbe, daß nehmlich die Nebenbeſtimmung der Bedeutung nach der Zeit und andern Verhältniſſen nicht durch beſondre Worte oder von außen angehängte Partikeln geſchieht, ſondern durch innre Modification der Wurzel.

Nehmen wir vollends die Grammatik der ältern Mundarten hinzu, des Gothiſchen und Angelſächſiſchen für den Deutſchen, des Isländiſchen für den ſkandinaviſchen Zweig unſrer Sprache; ſo finden wir nicht nur ein Perfectum mit einem Augment, wie im Griechiſchen und Indiſchen, einen Dualis, genauere Geſchlechts- und Verhältnißbeſtimmungen der Participien und der Declination, die jetzt verlohren, ſondern auch viele andre Flexionen, die jetzt ſchon etwas abgeſtumpft und weniger kenntlich ſind; die dritte

Perſon im Singularis und Pluralis der Zeitworte zum Beiſpiel, zeigen ſich wieder vollſtändig und in vollkommner Uebereinſtimmung. Es kann mit einem Worte bei der Betrachtung dieſer alten Denkmahle der germaniſchen Sprache nicht der mindeſte Zweifel übrig bleiben, daß ſie ehedem eine ganz ähnliche grammatiſche Structur hatte, wie das Griechiſche und Römiſche.

Noch jetzt ſind ſehr viele Spuren dieſer ältern Sprachform im Deutſchen, im eigentlichen Deutſchen mehr, als im Engliſchen und in den ſkandinaviſchen Mundarten übrig; wenn aber im Ganzen hier das Princip der neuern Grammatik, die Conjugation vorzüglich durch Hülfsverba, die Declination durch Präpoſitionen zu bilden, herrſchend iſt, ſo darf uns dieß um ſo weniger irre machen, da auch die ſämmtlichen aus dem Lateiniſchen abſtammenden romaniſchen Sprachen, wie nicht minder alle hindoſtaniſche Mundarten, wie ſie jetzt noch geſprochen werden, die ſich zum Sanſkrit etwa eben ſo verhalten, wie jene zum Lateiniſchen, eine ähnliche Veränderung erlitten haben. Es bedarf auch keiner äuſſern Urſache, um dieſe überall gleichförmig ſich zeigende Erſcheinung zu erklären. Die kunſtreiche Structur geht durch die Abſchleifung des gemeinen Gebrauchs beſonders in einer Zeit der Verwilderung gern verlohren, entweder ganz allmählig, oder bisweilen auch mehr auf einmal; und jene Grammatik durch Hülfsverba und Präpoſitionen iſt in der That die kürzeſte und bequemſte, gleichſam eine Abbreviatur zum leichten allgemeinen Gebrauch; ja man könnte es faſt als eine allgemeine Regel aufſtellen, daß eine Sprache um ſo leichter zu erlernen ſei, je mehr ihre Structur ſich ſchon vereinfacht und dieſer Abbreviatur genähert hat.

Mit der griechiſchen und römiſchen Grammatik ſtimmt die indiſche ſo ſehr überein, daß ſie weder von der einen noch von der andern mehr verſchieden iſt, als dieſe beiden es unter ſich ſind. Das Weſentliche iſt die Gleichheit des Princips, alle Verhältniſſe und Nebenbeſtimmungen der Bedeutung nicht durch angehängte Partikeln oder Hülfsverba, ſondern durch Flexion d. h. durch innre Modification der Wurzel zu erkennen zu geben. Doch erſtreckt ſich zur mehren Beſtätigung die Aehnlichkeit bis auf eine völlige Gleichheit mancher Biegungsſylben oder Buchſtaben. Das Futurum wird durch ein ſ gebildet wie im Griechiſchen; korōmi — ich thue, koriſhyami — ich werde thun; das Imperfectum durch vorgeſetzten kurzen Vokal und die Endung on; bhovami — ich bin, obhovon — ich war. Die auffallende Gleichheit der Geſchlechtsbiegung der Adjectiven mit den römiſchen, des indiſchen Comparativs mit dem griechiſchen, und der Perſonalendungen des Zeitworts mit den griechiſchen iſt ſchon angeführt worden, wie auch das Perfectum mit dem Augment. Dieſes ſtimmt auch darin mit dem griechiſchen überein, daß es die erſte Perſon nicht in mi oder on, wie die andern Tempora, noch die dritte Perſon in t oder ti, ſondern beide mit einem Vokal endet; chokaro — ich habe und er hat gethan, bobhuvo — ich bin geweſen und er iſt geweſen. Solche Uebereinſtimmung bis in die feinſten Einzelnheiten der Structur ſind gewiß mehr als eine bloße Merkwürdigkeit für jeden, der über Sprache nachgedacht hat. Die Endung der dritten Perſon des Imperativs iſt otu, im Pluralis ontu; die Endung des erſten Particips im männlichen Geſchlechts on. Doch es wäre überflüſſig, alles anführen zu wollen, wo manches einzelne ſo auffallend übereinſtimmend gefunden ward, daß es faſt allein entſcheiden könnte.

Der lateiniſche Infinitiv könnte mit ſeiner Endung in re eine große Abweichung ſcheinen; und allerdings iſt dieß eine eigenthümliche Beſonderheit des Römiſchen, wo es von den übrigen Sprachen gleicher Familie in der Bildung eines der wichtigſten Redetheile abgeht. Da indeſſen der indiſche Infinitiv auf tun eben ſo oft oder noch öfter in der Bedeutung dem römiſchen Supinum, das ihm auch in der Form gleicht, als dem eigentlichen Infinitiv entſpricht, ſo zeigt ſich auch hier noch das Band der Aehnlichkeit, und ein Punkt des Uebergangs.

In der Declination entſpricht der fünfte Caſus in at dem lateiniſchen Ablativ in ate, der ſiebte Caſus des Pluralis in eſhu, iſhu u. ſ. w. dem griechiſchen εσσι und οισι — der vierte und fünfte Caſus in bhyoh, was in der Conſtruction oft bhyos wird, mit vorhergehenden langem Vokal, dem lateiniſchen Dativ und

Ablativ in bus. Den indiſchen Dativ des Singularis in aye könnte man mit dem alten römiſchen in aï vergleichen, die Endung des Dualis in au mit der griechiſchen in ω. Auch in manchen Eigenthümlichkeiten oder beſondern Nebenbeſtimmungen der Grundregel ſtimmt die indiſche Declination mit den genannten Sprachen überein; Neutra z. B. lauten auch hier durchgängig im Accuſativ wie im Nominativ; im Dualis haben mehre Caſus, die in den andern Zahlen unterſchieden werden, nur eine und dieſelbe Biegung.

Was früher beiläufig von ähnlichen Uebereinſtimmungen vorgekommen iſt, wiederhohlen wir nicht, übergehen auch manches, was neben dem andern immer noch von Gewicht ſein dürfte. Allerdings bleibt bei der großen Uebereinſtimmung im Weſentlichen und Ganzen auch eine beträchtliche Verſchiedenheit im Einzelnen und mehr Zufälligen zurück. Hauptſächlich beſteht aber der Unterſchied doch darin, daß die indiſche Grammatik in derſelben Art, wie die griechiſche und römiſche, noch regelmäßiger, demſelben Geſetz der Structur, wenn ich ſo ſagen darf, noch treuer und eben dadurch zugleich einfacher und kunſtreicher iſt als dieſe. Die griechiſche und römiſche Sprache declinirt, d. h. ſie beſtimmt die Verhältniſſe des Subſtantivs nicht durch angehängte oder vorgeſetzte Partikeln, wie größtentheils in den neuern Sprachen geſchieht. Doch iſt auch ihre Declination nicht vollſtändig genug, um der Beihülfe der Präpoſitionen ganz entbehren zu können. Die indiſche Declination bedarf derſelben niemals; für die Verſchiedenheiten, welche durch die Präpoſitionen — cum, ex, in — bezeichnet werden, die den lateiniſchen Ablativ ſo oft erſt näher beſtimmen müſſen, hat ſie eigne Caſus. Ob man ſagen dürfe, daß die indiſche Sprache gar keine irregulären Zeitwörter habe, wage ich nicht zu behaupten; gewiß aber iſt es, daß dieß in gar keinem Verhältniſſe, weder der Zahl noch dem Grade nach, mit der Unregelmäßigkeit der griechiſchen und römiſchen Zeitwörter ſteht. Die Conjugation ſelbſt iſt regelmäßiger; der Imperativ hat noch eine erſte Perſon und ſteht in der Reihe der übrigen vollſtändigen Arten; auch iſt die zweite Perſon des Imperativs nie ſo abgekürzt und verſtümmelt, wie es im Perſiſchen immer, in den andern verwandten Sprachen doch ſehr häufig der Fall iſt. Die Art aus einem einfachen Zeitwort ein frequentatives oder deſideratives oder eines zu bilden, was bedeutet die Handlung verurſachen und durch einen andern bewirken, iſt durchaus gleichförmig und auf alle Wurzeln anwendbar. Die große Anzahl der aus dem Zeitwort ſammt dem Infinitiv abgeleiteten Verbalia bilden ein noch vollſtändigeres Ganzes. Faſt alle indiſchen Adjectiva ſind Verbalia, regelmäßig aus einem Zeitwort abgeleitet, ſo wie faſt alle Nomina propria bedeutende Epitheta; unter allen Sprachen läßt ſich keine wohl ſo ganz aus ſich ſelbſt erklären als die indiſche.

Obwohl es zu viel geſagt ſein würde, wenn man es auf alles ausdehnen wollte, daß ſich das Griechiſche und Römiſche in Rückſicht der Grammatik zum Indiſchen wieder verhalte, wie die romaniſchen Sprachen zur lateiniſchen; ſo iſt es doch unläugbar wahr, daß ſie in einigen Punkten, durch die Beihülfe der Präpoſitionen und durch die ſchwankendere Unregelmäßigkeit, ſchon den Uebergang zu der modernen Grammatik bilden, und daß die regelmäßige Einfachheit der indiſchen Sprache in der gleichen Structur ein untrügliches Kennzeichen des höhern Alterthums iſt. Wichtig iſt auch folgender Unterſchied. Im Griechiſchen kann man noch wenigſtens einen Anſchein von Möglichkeit finden, als wären die Biegungsſylben aus in das Wort verſchmolznen Partikeln und Hülfsworten urſprünglich entſtanden, obwohl man dieſe Hypotheſe nicht würde durchführen können, ohne faſt alle jene etymologiſchen Künſte und Gaukeleien zu Hülfe zu nehmen, denen man zuvörderſt allen ohne Ausnahme den Abſchied geben ſollte, wenn man die Sprache und Ihre Entſtehung wiſſenſchaftlich d. h. durchaus hiſtoriſch betrachten will; und kaum möchte ſichs auch dann noch durchführen laſſen. Beim Indiſchen aber verſchwindet vollends der letzte Schein einer ſolchen Möglichkeit, und man muß zugeben, daß die Structur der Sprache durchaus organiſch gebildet, durch Flexionen oder innre Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellauts in allen ſeinen Bedeutungen ramificirt, nicht bloß mechaniſch durch angehängte Worte und Partikeln zuſammengeſetzt ſei, wo denn die Wurzel ſelbſt eigentlich unverändert und unfruchtbar bleibt. Daß eine ſo kunſtreiche Grammatik dennoch ſehr einfach ſeyn könne, zeigt das Beiſpiel der indiſchen ſelbſt am beſten. Es wird auch nichts dazu vorausgeſetzt als etwas, was man doch wohl annehmen muß, um den Urſprung der Sprache auf eine deutliche und verſtändliche Art zu erklären; ein ſehr feines Gefühl nehmlich für den unterſcheidend eigenthümlichen Ausdruck, für die urſprüngliche Naturbedeutung, wenn ich ſo ſagen darf, der Buchſtaben, der Wurzellaute und Sylben; ein Gefühl, das wir uns jetzt, da das Gepräge der Worte durch langen Gebrauch verwiſcht, das Ohr durch die verworrne Menge allartiger Eindrücke abgeſtumpft worden iſt, kaum mehr in ſeiner ganzen Regſamkeit und Lebendigkeit vorſtellen können, was aber doch wohl vorhanden geweſen ſeyn muß, weil ohne daſſelbe keine Sprache, wenigſtens keine ſolche, hätte entſtehen können.

Dieß feine Gefühl mußte dann mit der Sprache ſelbſt zugleich auch Schrift hervorbringen; keine hieroglyphiſche nach äuſſern Naturgegenſtänden mahlende oder bildernde, ſondern eine ſolche, welche den innern Charakter der Buchſtaben, wie er ſo deutlich gefühlt ward, nun auch in ſichtlichen Umriſſen hinſtellte und bezeichnete.

Viertes Kapitel.

Von zwei Hauptgattungen der Sprachen nach ihrem innern Bau.

Das eigentliche Weſen dieſes in dem Indiſchen und allem, was aus ihm abgeleitet iſt, herrſchenden Sprachprincips wird durch den Gegenſatz am beſten deutlich gemacht werden können. Denn nicht alle Sprachen folgen dieſer Grammatik, deren kunſtreiche Einfachheit wir am Indiſchen und Griechiſchen bewundern, und auf deren Charakter wir im vorigen Kapitel aufmerkſam zu machen ſuchten. In vielen andern und zwar in den meiſten Sprachen finden wir die Merkmahle und Geſetze einer ganz von jener verſchiedenen, ja ihr durchaus entgegengeſetzten Grammatik.

Entweder werden die Nebenbeſtimmungen der Bedeutung durch innre Veränderung des Wurzellauts angezeigt, durch Flexion; oder aber jedesmal durch ein eignes hinzugefügtes Wort, was ſchon an und für ſich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andre Verhältnißbegriffe der Art bedeutet; und dieſe beiden einfachſten Fälle bezeichnen auch die beiden Hauptgattungen aller Sprache. Alle übrigen Fälle ſind bei näherer Anſicht nur Modifikationen und Nebenarten jener beiden Gattungen; daher dieſer Gegenſatz auch das ganze in Rückſicht auf die Mannichfaltigkeit der Wurzeln unermeßliche und unbeſtimmbare Gebiet der Sprache umfaßt und völlig erſchöpft.

Ein merkwürdiges Beiſpiel einer Sprache ganz ohne Flexion, wo alles, was jene Sprachen durch dieſe andeuten, durch eigne ſchon für ſich bedeutende Wörter verrichtet wird, bietet das Chineſiſche dar; eine Sprache, die mit ihrer ſonderbaren Einſylbigkeit, wegen dieſer Conſequenz oder vielmehr vollkommnen Einfachheit der Structur, für das Verſtändniß der ganzen Sprachwelt ſehr lehrreich iſt. In gleicher Rückſicht könnte auch noch die malayiſche Grammatik angeführt werden. Wichtig für die Charakteriſtik dieſer ganzen Gattung ſind die eben ſo ſchweren als ſonderbaren amerikaniſchen Sprachen. *) Denn trotz der zahlloſen Mannichfaltigkeit und gänzlichen Verſchiedenheit derſelben in Rückſicht der Wurzeln, wo oft bei mehren kleinen Völkerſchaften, die dicht neben einander wohnen, nicht ein Laut von Aehnlichkeit ſich zeigt, folgen ſie doch alle, ſo weit ſie bis jetzt bekannt ſind, einem und demſelben Geſetz des Sprachbaues; alle Bezeichnung der Verhältniſſe geſchieht durch Worte und Partikeln, die hier zwar ſchon mit dem Wurzelwort ſelbſt zuſammenwachſen, aber doch auch durchgängig noch für ſich und einzeln dieſelbe Bedeutung haben,

---

*) Dem berühmten Herrn Alexander von Humboldt, verdanke ich die Mittheilung mehrer amerikaniſcher Wörterbücher und Sprachlehren, woraus die obigen und nachfolgenden Bemerkungen geſchöpft ſind. Außer zwei ziemlich ausführlichen Wörterbüchern und Sprachlehren der mexikaniſchen und der in Peru und im Reich Quito herrſchenden Quichuaſprache, wurden mir noch kürzere Handbücher über die Othomi, Cora, Huaſteca, Moſca, Mixteca und Totonacaſprache mitgetheilt.

welche ſie dem Wurzelwort, an das ſie angefügt werden, verleihen. Es bilden die amerikaniſchen Sprachen ihre Grammatik durch Affixa und ſind wie alle Sprachen dieſer Gattung ſehr reich an Pronominalbeziehungen durch Suffixa und an den daher entſtehenden relativen Zeitwörtern und Conjugationen, deren auch das Baſkiſche*) nicht weniger als ein und zwanzig durch vorn oder hinten an das Hülfsverbum angefügte Pronomina zählt. Ob nun in einer Sprache dieſer Art die Partikeln durchgängig dem Wurzelwort hinten angehängt werden, wie im Baſkiſchen und in der Declination der amerikaniſchen Sprachen, oder vorn angefügt werden, wie im Koptiſchen, ob bald das eine bald das andre Statt findet, wie in der Conjugation der peruaniſchen, mexikaniſchen und andrer amerikaniſchen Sprachen, oder ob die Partikeln gar dem Worte ſelbſt eingeflochten werden, wovon man beſonders in einigen amerikaniſchen Sprachen ſehr merkwürdige Beiſpiele findet, iſt im Grunde für die Hauptſache einerlei; genug es iſt eine Grammatik durch Anfügung von auſſen, nicht durch Flexion.

---

*) Nach Larramendi. Von dem ältern Herren von Humboldt iſt vielleicht bald eine reichhaltigere und beſonders eine genauer beſtimmte und deutlichere Darſtellung dieſer merkwürdigen Sprache zu erwarten.

Zwar kann ein Schein von Flexion entſtehen, wenn die angefügten Partikeln endlich bis zum Unkenntlichen mit dem Hauptwort zuſammenſchmelzen; wo aber in einer Sprache, wie in der arabiſchen und in allen, die ihr verwandt ſind, die erſten und weſentlichſten Verhältniſſe, wie die der Perſon an Zeitwörtern, durch Anfügung von für ſich ſchon einzeln bedeutenden Partikeln bezeichnet werden, und der Hang zu dergleichen Suffixis ſich tief in der Sprache gegründet zeigt, da kann man ſicher annehmen, daß das gleiche auch in andern Stellen Statt gefunden habe, wo ſich jetzt die Anfügung der fremdartigen Partikel nicht mehr ſo deutlich unterſcheiden läßt; kann wenigſtens ſicher annehmen, daß die Sprache im Ganzen zu dieſer Hauptgattung gehöre, wenn ſie gleich im Einzelnen durch Miſchung oder kunſtreiche Ausbildung zum Theil ſchon einen andern und höhern Charakter angenommen hätte.

Der Stufengang der Sprachen, welche dieſer Grammatik folgen, wäre alſo dieſer. Im Chineſiſchen ſind die Partikeln, welche die Nebenbeſtimmung der Bedeutung bezeichnen, für ſich beſtehende von der Wurzel ganz unabhängige einſylbige Worte. Die Sprache dieſer ſonſt ſo verfeinerten Nation ſtünde alſo grade auf der unterſten Stufe; vielleicht, weil eben durch das ſo äuſſerſt künſtliche Schriftſyſtem die Kindheit derſelben zu frühe fixirt worden. In der baskiſchen und koptiſchen, ſo wie in den amerikaniſchen Sprachen wird die Grammatik ganz und gar durch Suffixa und Präfixa gebildet, die faſt überall noch leicht zu unterſcheiden ſind und zum Theil auch noch für ſich eine Bedeutung haben; doch fangen die angefügten Partikeln ſchon an, mit dem Worte ſelbſt zu verſchmelzen und zu coaleſciren. Noch mehr iſt dieß der Fall im Arabiſchen und allen verwandten Mundarten, die zwar dem gröſſern Theile ihrer Grammatik nach unläugbar zu dieſer Gattung gehören, während doch manches andre nicht mit Sicherheit darauf zurückgeführt werden kann, hie und da ſich ſogar ſchon eine einzelne Uebereinſtimmung mit der Grammatik durch Flexion zeigt. Im Celtiſchen endlich werden noch einzelne Spuren der Grammatik durch Suffixa gefunden; während im gröſſern Theile die neuere Weiſe, durch Hülfsverba zu conjugiren, durch Präpoſitionen zu decliniren, die herrſchende iſt.

Die groſſe Menge der amerikaniſchen Sprachen, worüber, ſo wie über die gänzliche Verſchiedenheit derſelben in Braſilien und Paraguay nicht minder als in Alt- und Neu-Mexiko und ſelbſt im Norden, geklagt wird, dürfen wir gewiß nicht als zufällig anſehen. Die Erſcheinung iſt zu gleichförmig, und die ähnliche Structur deutet auf ein gleiches Princip der Entſtehung bei noch ſo groſſer Verſchiedenheit. Wir werden auch den Grund jener Sonderbarkeit dieſer Sprachen leicht in ihrer Grammatik finden. In der indiſchen oder griechiſchen Sprache iſt jede Wurzel wahrhaft das, was der Name ſagt, und wie ein lebendiger Keim; denn weil die Verhältnißbegriffe durch innre Veränderung bezeichnet werden, ſo iſt der Entfaltung freier Spielraum gegeben, die Fülle der Entwicklung kann ins Unbeſtimmbare ſich ausbreiten, und iſt oft mals in der That bewundrungswürdig reich. Alles aber, was auf dieſe Weiſe aus der einfachen Wurzel hervorgeht, behält noch das Gepräge ſeiner Verwandtſchaft, hängt zuſammen und ſo trägt und erhält ſichs gegenſeitig. Daher der Reichthum einestheils und dann die Beſtandheit und Dauerhaftigkeit dieſer Sprachen, von denen man wohl ſagen kann, daß ſie organiſch entſtanden ſein, und ein organiſches Gewebe bilden; ſo daß man nach Jahrtauſenden in Sprachen, die durch weite Länder getrennt ſind, oft noch mit leichter Mühe den Faden wahrnimmt, der ſich durch den weitentfalteten Reichthum eines ganzen Wortgeſchlechtes hinzieht, und uns bis zum einfachen Urſprunge der erſten Wurzel zurückführt. In Sprachen hingegen, die ſtatt der Flexion nur Affixa haben, ſind die Wurzeln nicht eigentlich das; kein fruchtbarer Same, ſondern nur wie ein Haufen Atome, die jeder Wind des Zufalls leicht aus einander treiben oder zuſammenführen kann; der Zuſammenhang eigentlich kein andrer, als ein bloß mechaniſcher durch äuſſere Anfügung. Es fehlt dieſen Sprachen im erſten Urſprunge an einem

Keim lebendiger Entfaltung; die Ableitung bleibt immer dürftig, und wird nachher die Künſtlichkeit durch immer mehr angehäufte Affixa auch noch ſo ſehr geſteigert, ſo wird dadurch eher die Schwierigkeit vermehrt, als wahre einfache Schönheit und Leichtigkeit gewonnen werden. Der ſcheinbare Reichthum iſt im Grunde Armuth, und es ſind dieſe Sprachen, ſie mögen roh oder gebildet ſeyn, immer ſchwer, leicht verworren und oft noch beſonders ausgezeichnet durch einen eigenſinnig willkührlichen, ſubjektiv ſonderbaren und mangelhaften Charakter.

Die Betrachtung der amerikaniſchen Sprachen kann übrigens von großem Nutzen ſeyn, um diejenigen, welche immer noch hoffen, alle Sprachen, auch der Materie und den Wurzeln nach, auf einen gemeinſchaftlichen Stamm zurückführen zu können, zu überführen, wie ganz unmöglich dieſes ſei. Wir müſſen uns damit begnügen, daß jene Sprachen, in denen Flexion herrſcht, auch den Wurzeln nach in eine gemeinſchaftliche Quelle zuſammengehen; die unbeſtimmbare Mannichfaltigkeit der andern Sprachen läßt ſich nicht auf Einheit zurückführen, welches zu beſtätigen, auſſer der unzähligen Menge amerikaniſcher Sprachen, auch Aſien und Europa Beiſpiele genug anführen kann. In dem wenig bevölkerten Nordaſien finden wir vier ganz verſchiedne Sprachfamilien, des tatariſchen, finniſchen, mogoliſchen und tunguſiſchen oder Mantchou-Stammes; und noch manche weniger ausgebreitete Mundart bleibt auſſerdem übrig, welcher die Bearbeiter jenes Theils der Sprachkunde noch nicht einmal eine ganz ſchickliche Stelle in jener Eintheilung zu beſtimmen wiſſen. Dazu kommt nun noch die tangutiſche oder thibetaniſche, die cingaleſiſche, die japaniſche Sprache, und was nach Abzug der indiſchen und arabiſchen Einmiſchung im Malayiſchen, Eigenthümliches und Unbekanntes in den Mundarten der Inſeln zwiſchen Indien und Amerika übrig bleibt, und wiederum noch auf zwei grundverſchiedne Sprachfamilien der Malayen und der negerartigen Papuas zurückgeführt wird. Auf der öſtlichen Halbinſel Indiens zählt Symes ſechs verſchiedne Sprachen, wovon mehre ſelbſt in den Zahlworten, dieſem ſo wichtigen Grundbeſtandtheile, ganz verſchieden ſind; die Burmaſprache, die wieder in vier Mundarten zerfällt, wovon die hauptſächlichſte die von Ava iſt, ſchließt ſich durch ihre Einſylbigkeit an das Chineſiſche an; verwandt mit dieſer iſt die Sprache Kolenn zwiſchen Bengalen, Arakan und Burma, ſo wie einige Dialekte in Pegu; die Pegu-Sprache ſelbſt iſt aber nach Symes noch ganz verſchieden, ſo wie die im Lande Meckley, ſüdlich von Aſam, und die Sprache in Siam, von der die der ſüdlichen Cingaleſen abgeleitet ſeyn ſoll. Es bleibt alſo, ungeachtet einiger Verwandtſchaft, immer eine für eine ſolche Völkerzahl ſehr große Verſchiedenheit übrig. Wenn man nun erſt das Koptiſche, Baſkiſche, den nicht lateiniſchen Theil des Wallachiſchen und Arnautiſchen und ſo manche andre merkwürdige Sprachreſte im weſtlichen Mittelaſien, am Kaukaſus und in Europa, die ganz einzeln ſtehen, hinzunehmen wollte, ſo wird wohl jeder den Gedanken aufgeben müſſen, alle dieſe Sprachen auf eine gemeinſchaftliche Urſprache zurückführen zu wollen. Abermahls alſo ein großer Hauptunterſchied der beiden Sprachgattungen. Der Sprachen durch Affrika giebt es ſehr viele unter ſich ganz verſchiedne;

die Sprachen durch Flexion zeigen um ſo mehr innere Verwandtſchaft und gegenſeitigen Zuſammenhang auch in den Wurzeln, je höher man in der Geſchichte ihrer Bildung hinauf ſteigt.

Man würde mich indeſſen ganz mißverſtehen, wenn man glaubte, ich wolle die eine Hauptgattung der Sprache ausſchlieſſend erheben, die andre unbedingt herabſetzen. Die Welt der Sprache iſt zu umfaſſend reich und groß und bei höherer Ausbildung zu verwickelt, als daß ſich die Sache ſo einfach durch einen ſchneidenden Richterſpruch ausmachen lieſſe. Wer wird die hohe Kunſt, die Würde und erhabne Kraft der arabiſchen und hebräiſchen Sprache läugnen können? Sie ſtehen wohl unſtreitig auf dem höchſten Gipfel der Bildung und Vollkommenheit in ihrer Gattung, der ſie übrigens nicht ſo ausſchlieſſend angehören, daß ſie ſich nicht in einigen Stücken der andern etwas nähern ſollten. Daß aber dieſe Kunſt ihnen ſpäter, ja zum Theil gewaltſam, auf den alten rohen Stamm angebildet ſein möge, haben die vertrauteſten Kenner dieſer Sprachen oft geäuſſert. Daß die Sprachen, wo die Flexion in der Structur herrſcht, im Allgemeinen den Vorzug haben, wird man nach reifer Unterſuchung wohl zugeben; wie ſehr aber auch die ſchönſte Sprache entarten könne, das erfahren wir an unſrer eignen von Natur gewiß edlen Sprache in verwahrlosten Mundarten oder bei ſchlechten Schriftſtellern zur Genüge, ohne daß wir uns auf ähnliche Beiſpiele bei Griechen und Römern zu beziehen brauchten.

Der Gang der bloß grammatiſchen Kunſt und Ausbildung iſt in den beiden Hauptgattungen grade umgekehrt. Die Sprache durch Affixa iſt im Anfang ganz kunſtlos, wird aber immer künſtlicher, je mehr die Affixa mit dem Hauptwort zuſammenſchmelzen; in den Sprachen durch Flexion hingegen geht die Schönheit und Kunſt der Structur, durch den Hang ſichs zu erleichtern, allmählig mehr und mehr verlohren, wie wir es ſehen, wenn wir manche deutſche, romaniſche und jetzige indiſche Mundarten mit der ältern Form, aus der ſie abſtammen, vergleichen.

Daß die amerikaniſchen Sprachen im Ganzen auf einer niedern Stufe ſtehen, wird man nicht läugnen. Dahin gehört der auffallende

Mangel mancher weſentlichen Buchſtaben, wie des b, d, f, g, r, ſ, j, v als Conſonanten, im Mexikaniſchen; des b, d, e, f, k und x, in der Qquichuaſprache, wo auch das o faſt gar nicht vorkommt; des f, i, k, l, r, ſ, in der Othomi; des d, f, g, i, l, ſ, in der Cora; des b, d, f, r, in der Totonaca; des b, p, f, r, in der Mixteca; des f, r, ſ, k, in der Huaſtecaſprache. Zwar kann bei einigen dieſer Buchſtaben der weiche Conſonant durch den harten erſetzt werden; oder es ſchien den ſpaniſchen Bezeichnern einiges Mangel, was es doch an ſich nicht iſt. Was ſoll man aber ſagen, wo ſo weſentliche und unerſetzliche Conſonanten fehlen, wie r, l, ſ, oder die ganze Familie b, p, f? — Ferner die eigenſinnige Vorliebe für gewiſſe zuſammengeſetzte Laute, wie tl im Mexikaniſchen. Die auſſerordentliche Schwierigkeit, die aus den vielen über einander gehäuften Affixis bei der großen Menge von Partikeln entſteht, beſonders an Zeitwörtern, um die verſchiedenen Perſonalbeziehungen, oder den bloßen Anfang, Wunſch oder die daurende Gewohnheit, Verrichtung durch einen andern, Gegenſeitigkeit oder häufige Wiederhohlung der Handlung zu bezeichnen, dürfte es eher beſtätigen als widerlegen; wie manche Sonderbarkeit der Grammatik, die mehren in den Wurzeln ganz verſchiednen amerikaniſchen Sprachen gemein iſt. So giebt es in ſehr vielen kein Genus, keinen Caſus und Pluralis, auch keinen Infinitiv, deſſen Stelle im Mexikaniſchen und Peruaniſchen das Futurum mit dem Zeitwort ich will vertritt, oder das Zeitwort esse fehlt, oder das Adjectiv iſt wie in der Qquichuaſprache mit dem Genitiv des Subſtantivs eins, ſo daß Runap, von Runa der Menſch, zugleich des Menſchen und Menſchlich bedeutet.

Aber manche dieſer Sprachen ſind demungeachtet gewiß nicht nur ſehr kraft- und ausdrucksvoll, ſondern auch verhältnißmäßig gebildet und kunſtreich. Dieß mag beſonders mit der Qquichua oder peruaniſchen Sprache der Fall ſein. Vielleicht wurden die Yncas eben durch ihre Vorzüglichkeit und ſchon größere Allgemeinheit bewegen, ſie mit Gewalt zur ganz allgemeinen zu machen, wie ſie es nach der alten Ueberlieferung gethan haben ſollen. Im peruaniſchen Wörterbuche habe ich auch, wie wohl ſparſam, doch einige indiſche

Wurzeln gefunden; wie veypul, groß, indiſch vipule; Acini, lachen, indiſch hoſono u. ſ. w.; am merkwürdigſten iſt Inti, die Sonne, indiſch Indre. Iſt die Sage gegründet, daß die Yncas ihre eigne ihnen allein bekannte und erlaubte, jetzt völlig untergegangne Sprache hatten, ſo haben ſich jene Wurzeln vielleicht aus dieſer in die gemeine Sprache verlohren; da es ohnehin aus den chineſiſchen Geſchichtsbüchern, die de Guignes uns bekannt gemacht hat, klar erhellt, daß die Stifter des peruaniſchen Reichs und der peruaniſchen Bildung oſtwärts von China oder den indiſchen Inſeln hergekommen ſeien.

Fünftes Kapitel.

Vom Urſprunge der Sprachen.

Es würden die Hypotheſen über den Urſprung der Sprache entweder ganz weggefallen ſein, oder doch eine ganz andre Geſtalt gewonnen haben, wenn man ſie, ſtatt ſich willkührlicher Dichtung zu überlaſſen, auf hiſtoriſche Forſchung gegründet hätte. Beſonders aber iſt es eine ganz willkührliche und irrige Vorausſetzung, daß Sprache und Geiſtesentwickelung überall auf gleiche Weiſe angefangen habe. Die Mannichfaltigkeit iſt im Gegentheile auch in dieſer Rückſicht ſo groß, daß man unter der Menge leicht irgend eine Sprache als beſtätigendes Beiſpiel faſt für jede bis jetzt erſonnene Hypotheſe über den Urſprung der Sprachen wird auffinden können.

Man gehe zum Beiſpiel das Wörterbuch der Mantcheuſprache durch, und man wird erſtaunen über die ganz unverhältnißmäßige Menge von klangnachahmenden und onomatopoëtiſchen Worten, da wirklich ein großer Theil der geſammten Sprache aus ſolchen beſteht. In der That, wäre dieß eine der wichtigſten Hauptſprachen, wären noch viele andre Sprachen eben ſo beſchaffen, ſo würde man der Meinung, welche alle Sprache aus dieſem Princip entſtehen läßt, den Vorzug geben müſſen. Aus dieſem Beiſpiel kann man aber auch ſehen, welche Geſtalt eine Sprache etwa hat und haben muß, die größtentheils auf dieſem Wege entſtanden ſein mag, und wird den Gedanken aufgeben, Sprachen, die ein ganz andres Anſehen haben, auf eben die Art erklären zu wollen. Man betrachte die ganze Familie jener Sprachen, mit denen wir es hier zunächſt zu thun haben. Im Deutſchen iſt die Anzahl der klangnachahmenden onomatopoëtiſchen Worte zwar unbedeutend im Vergleich mit dem zuvor angeführten Beiſpiel, aber doch noch ſehr beträchtlich, vielleicht nicht viel minder als im Perſiſchen, welches man aus der Einmiſchung tatariſcher, ſlaviſcher und andrer nordiſchen Sprachen erklären mag; im Griechiſchen und noch mehr im Römiſchen werden ihrer immer weniger, und im Indiſchen verſchwinden ſie ſo durchaus, daß ſelbſt die Möglichkeit einer ſolchen Entſtehungsart des Ganzen wegfällt.

Wie ſind denn aber jene verwandten Sprachen durch Flexion, wie iſt das Indiſche, oder falls auch dieſes zwar die ältere aber doch auch nur eine abgeleitete Form iſt, wie iſt diejenige Sprache entſtanden, welche wo nicht für alle andre, doch für dieſe Familie die Urſprache und der gemeinſchaftliche Quell war? — Einiges wenigſtens läßt ſich auf dieſe wichtige Frage mit Gewißheit antworten; ſie iſt *nicht* aus einem bloß phyſiſchen Geſchrei und allerlei ſchallnachahmenden oder mit dem Schall ſpielenden Sprachverſuchen enſtanden, wo dann allmählig etwas Vernunft und Vernunftform angebildet worden wäre. Vielmehr iſt dieſe Sprache ſelbſt ein Beweis mehr, wenn es deſſen noch bei ſo vielen andern bedarf, daß der Zuſtand des Menſchen nicht überall mit thieriſcher Dumpfheit angefangen, woran ſich denn nach langem und mühevollem Streben endlich hie und da ein wenig Vernunft angeſetzt habe; zeigt vielmehr, daß wenn gleich nicht überall, doch wenigſtens grade da, wohin uns dieſe Forſchung zurückführt, gleich von Anfang die klarſte und innigſte Beſonnenheit ſtatt gefunden; denn das Werk und Erzeugniß einer ſolchen iſt dieſe Sprache, die ſelbſt in ihren erſten und einfachſten Beſtandtheilen die höchſten Begriffe der reinen Gedankenwelt, gleichſam den ganzen Grundriß des Bewußtſeins nicht bildlich, ſondern in unmittelbarer Klarheit ausdrückt.

Wie nun der Menſch in ſeinem Urſprung zu dieſer bewundrungswürdigen Gabe lichter Beſonnenheit gelangt ſei, und wenn dieß nicht allmählig, ſondern mit einemmale geſchah, ob es allein aus dem, was wir jetzt ſeine natürlichen Vermögen nennen, erklärt werden könne, darüber wird das folgende Buch wenigſtens zum weitern Nachdenken Veranlaſſung geben, wenn es die Denkart, welche wir, ſo weit hiſtoriſche Forſchung reicht, als die älteſte finden, darlegt, um zu erwägen, ob ſich etwa unzweideutige Spuren des noch Aeltern und Erſten darin zeigen möchten. Für die Sprache aber iſt durchaus überflüſſig, ſie anders als ganz natürlich erklären zu wollen;

wenigſtens liegt in ihr ſelbſt gar kein Grund zur Vorausſetzung einer fremden Beihülfe. Nicht gegen den natürlichen Urſprung der Sprachen ſtreiten wir, ſondern nur gegen die urſprüngliche Gleichheit derſelben, da man behauptet, ſie ſeien anfangs alle gleich wild und roh geweſen; eine Behauptung, die durch ſo viele der angeführten Thatſachen hinreichend widerlegt wird.

Wie der Menſch alſo zu jener Beſonnenheit kam, das iſt eine andre Frage; mit derſelben aber, mit dem tiefem Gefühl und der Geiſtesklarheit, die wir darunter verſtehen, iſt auch die Sprache gegeben; und zwar eine ſo ſchöne, kunſtreiche Sprache als die, von der hier die Rede iſt. Mit dem hellen Blick für die natürliche Bedeutung der Dinge, mit dem feinen Gefühl für den urſprünglichen Ausdruck aller Laute, welche der Menſch vermöge der Sprachwerkzeuge hervorbringen kann, war ja auch der feine bildende Sinn gegeben, der Buchſtaben trennte und einte, die bedeutenden Sylben, den eigentlich geheimnißvollen und wunderbaren Theil der Sprache, erfand und auffand, beſtimmte und biegend veränderte, zu einem lebendigen Gewebe, das nun durch innre Kraft weiter fortwuchs und ſich bildete. Und ſo entſtand dieſes ſchöne, einer unendlichen Entwickelung fähige, kunſtvolle und doch einfache Gebilde, die Sprache; die Wurzeln und die Structur oder Grammatik, alles beides zugleich und vereint, denn beides ging ja aus einem und demſelben tiefem Gefühle und hellem Sinne hervor. Ja auch die älteſte Schrift war zugleich mit entſtanden, die noch nicht ſinnbilderte, wie es ſpäter beim Unterricht wilder Völker geſchah, ſondern aus Zeichen beſtand, die dem Weſen der einfachen Sprachbeſtandtheile nach, dem Gefühl der damaligen Menſchen wirklich entſprachen.

In welchem Zuſtande die andern Sprachen, welche die Spuren eines dürftigeren und roheren Urſprungs an ſich tragen, ſich befinden möchten, wenn ſie der hülfreichen Einmiſchung jener ſchon urſprünglich ſchönen Sprache entbehrt hätten, dieß zu unterſuchen, würde uns hier zu weit führen. Genug, daß auch die Sprache wohl durchaus verſchieden ausfallen, und eine ganz andre Geſtalt annehmen mußte, je nachdem der Menſch im Lichte der Beſonnenheit einfach aber ſeelig wandelte, und in der Fülle des klaren Gefühls und der unmittelbaren Anſchauung der künſtlicheren Ausbildung ſeiner Kräfte noch leicht entbehrt, oder aber mit einem Zuſtande begann, der wirklich an thieriſche Dumpfheit grenzte. Mehre der andern Sprachen ſcheinen in der That nicht als ein organiſches Kunſtgebilde bedeutender Sylben und fruchtbarer Keime, ſondern ihrem größern Theile nach wirklich aus mancherlei Schallnachahmungen und Schallſpielen, dem bloßen Geſchrei des Gefühls, und endlich den endeiktiſchen Ausrufungen oder Interjectionen der Hinweiſung und Verdeutlichung entſtanden zu ſein, wo durch Uebung immer mehr conventionelles Einverſtändniß und willkührliche Beſtimmung hinzukam.

Daß die indiſche Sprache älter ſei als die griechiſche und römiſche, geſchweige denn die deutſche und perſiſche, ſcheint aus allem angeführten wohl mit Gewißheit hervor zu gehen. In welchem Verhältniß, als die älteſte der abgeleiteten, ſie aber eigentlich zu der gemeinſchaftlichen Urſprache ſtehe; darüber wird ſich vielleicht dann etwas näheres beſtimmen laſſen, wenn wir die

Veda's in echter Geſtalt ſammt den alten Wörterbüchern darüber vor uns haben, welche die beträchtliche Verſchiedenheit der Sprache in den Veda's ſelbſt vom Samſkrit ſchon in frühen Zeiten nothwendig machte. Die Sage vom Ramo, der als Eroberer über wilde Stämme im Süden dargeſtellt wird, könnte auf die Vermuthung führen, daß die indiſche Sprache auch ſchon in der früheſten Zeit beträchtliche fremdartige Einmiſchung von einverleibten Völkerſchaften erlitten habe. Der eigentliche Sitz indiſcher Bildung und Sage iſt in dem nördlichen Theile des Landes; auf Ceylan finden wir noch jetzt den fremden Stamm der Cingaleſen, der ehedem vielleicht ſich weiter erſtrecken konnte. Doch ſpricht die regelmäßig einfache Structur und Gleichförmigkeit der indiſchen Sprache dafür, daß die Einmiſchung wohl nicht ſo verſchiedenartig und gewaltſam ſein konnte, als die, welche alle übrigen Sprachen der gleichen Gattung erfahren haben.

So wie die Sitten und die Verfaſſung der Indier überhaupt weniger oder doch viel langſamer verändert worden als die andrer Völker, ſo iſt daſſelbe von ihrer Sprache ſchon hiſtoriſch wahrſcheinlich, die allzu innig mit der indiſchen Denkart und Verfaſſung verwebt iſt, als daß willkührliche Neuerung oder eine bedeutende Umwälzung durch Vernachläſſigung ſo leicht als bei andern Völkern ſtatt finden konnte. Noch mehr wird dieß beſtätigt, wenn man den Bau dieſer Sprache ſelbſt betrachtet. Es iſt wahr, beinah die ganze indiſche Sprache iſt eine philoſophiſche oder vielmehr religiöſe Terminologie; und vielleicht iſt keine Sprache, ſelbſt die griechiſche nicht ausgenommen, ſo philoſophiſch klar und ſcharf beſtimmt als die indiſche; aber freilich iſt es kein veränderliches Combinationsſpiel willkührlicher Abſtractionen, ſondern ein bleibendes Syſtem, wo die einmal geheiligten tiefbedeutenden Ausdrücke und Worte ſich gegenſeitig erhellen, beſtimmen und tragen. Und dieſe hohe Geiſtigkeit iſt zugleich ſehr einfach, nicht durch Bilder den zuvor bloß ſinnlichen Ausdrücken erſt mitgetheilt, ſondern in der erſten und eigentlichen Bedeutung ſelbſt der einfachen Grundbeſtandtheile ſchon urſprünglich gegründet. Von manchem der Art, was zwar ganz klar iſt, aber doch keinen andern Sinn zuläßt als einen ganz methaphyſiſchen, läßt ſich das hohe Alter ſogar hiſtoriſch aus dem Gebrauch der Terminologie, oder etymologiſch aus den zuſammengeſetzten Worten nachweiſen. Es iſt eben auch eine von den ungegründeten Vorausſetzungen, daß in der älteſten Epoche jeder Sprache kühne Bildlichkeit und die Fantaſie allein herrſche; bei vielen Sprachen iſt es wirklich ſo, aber nicht bei allen, beſonders nicht bei der indiſchen, die ſich zunächſt und urſprünglich wohl mehr durch philoſophiſchen Tiefſinn und ruhige Klarheit auszeichnet, als durch poetiſche Begeiſterung und Bilderfülle, ſo ſehr ſie auch der erſten fähig, und obwohl die letzte in den ſchmuckreichen Gedichten des Kalidas ſogar herrſchend iſt.

Aber dieſe Poeſie gehört einer ganz ſpäten Epoche der indiſchen Bildung an; je höher wir bei dem bis jetzt bekannten in das Alterthum hinaufgehen, je ſchlichter und proſaiſcher finden wir die Sprache, aber freilich nicht trocken und leblos abſtract, ſondern durchaus ſinnvoll bedeutend und ſchön durch die einfache Klarheit. So iſt ſie in Monu's metriſch abgefaßtem Geſetzbuch, wo die größere Alterthümlichkeit und Verſchiedenheit von den Puranas ſchon ſehr merklich iſt, wenn gleich wohl nicht ganz ſo ſtark, als man ſie ſich nach dem Vergleich des William Jones von dem Verhältniß der Sprache in den Fragmenten der zwölf Tafel-Geſetze zu dem Styl des Cicero denken möchte. Bei der wahrſcheinlich geringen und langſamen Veränderlichkeit der indiſchen Sprache immer genug, um einen Zwiſchenraum von mehren Jahrhunderten nothwendig annehmen zu müſſen.

* * *

Sechstes Kapitel.

Von der Verſchiedenheit der verwandten und von einigen merkwürdigen Mittelſprachen.

Es führt uns dieſe Betrachtung über die Einmiſchung und Veränderung, welche auch die indiſche, ungleich mehr noch aber die aus ihr abgeleiteten Sprachen erlitten haben, auf die Frage zurück, welche ſich ſogleich dem Geiſte aufdringen muß, ſobald man eingeſehen hat, daß die Verwandtſchaft dieſer Sprachen zu groß ſei, um für zufällig gehalten werden zu können, und einen gemeinſchaftlichen Urſprung beweiſe. Woher, wird man fragen, kömmt denn die große Verſchiedenheit dieſer Sprachen, wenn ſie urſprünglich eins waren? Allerdings darf man dieſe Verſchiedenheit nicht nach dem erſten äuſſern Eindruck beurtheilen, ſondern nach derjenigen Aehnlichkeit, die ſich darbietet, wenn man den Blick, durch die äußre Hülle hindurch dringend, nur auf das Innre und Weſentliche richtet. Wie groß iſt nicht die Verſchiedenheit des Griechiſchen und Römiſchen für denjenigen, der nur mit einer der beiden Sprachen vertraut, die andre zum erſtenmale kennen lernt? Er glaubt, in eine neue Welt zu treten. Derjenige aber, der nach langem Umgange mit beiden, in das Innre eingeht, und die Sprachen in der Geſchichte ihrer Entſtehung und in den einfachſten Beſtandtheilen ergreift, ſo weit Thatſachen und darauf gegründete Forſchung reichen mögen; urtheilt ganz anders und viel richtiger über die große Uebereinſtimmung der beiden Formen, die dann faſt nur als ſehr entfernte Mundarten, nicht mehr als verſchiedne Sprachen, erſcheinen.

Wenn aber auch die Verwandtſchaft nach dieſem Maasſtabe beurtheilt wird, ſo dürfte doch eine größere Verſchiedenheit unter den Sprachen dieſes Stamms übrig bleiben, als ſich bloß aus der verſchiednen Lage und der verſchiednen Richtung der Geiſtesentwicklung während eines ſehr langen Zeitraums erklären läßt. Es muß noch etwas andres hinzugenommen werden, was dieſe Verſchiedenheit völlig erklärt; etwas, das ſich theils grammatiſch genau nachweiſen läßt, theils aber durch hiſtoriſche Begebenheiten erklärt und wahrſcheinlich gemacht wird.

Es haben alle dieſe abgeleiteten Sprachen, ſo wie die Völker ſelbſt, eine mannichfache und zwar zum Theil ganz verſchiedne Einmiſchung des Fremdartigen erfahren. Dieß hat ſie nothwendig unter ſich noch mehr entfremden müſſen. Ich rede nicht bloß von ſolchen Einmiſchungen, wie die des Arabiſchen in der perſiſchen, des Franzöſiſchen in der engliſchen Sprache, wo die eingedrungnen Worte, weil ſie nicht ganz in die grammatiſche Form der andern Sprache verſchmelzen, ſondern zum Theil ihre eigne behalten, ſich dadurch gleich als Fremdlinge verrathen; Beiſpiele übrigens, welche einen ſprechenden Beweis liefern, welche hartnäckige Beſtandheit jede urſprünglich edle, d. h. organiſch entſtandne und gebildete, Sprache hat, und wie ſchwer ſie ſelbſt durch die gewaltſamſte Einmiſchung unterdrückt werden kann. Wie ſo ganz deutſch iſt noch der Grundcharakter des Engliſchen, und wie ganz verſchieden vom Arabiſchen iſt der des Perſiſchen geblieben! Ich rede auch von ſolchen Einmiſchungen, die noch älter und ſelbſt der Form nach noch mehr verſchmolzen ſind, weil ſie in eine Zeit trafen, da die Sprache noch jugendlich, bildſamer, aneignender und produktiver war, und daher dem erſten Blicke nicht ſo ſichtbar ſind, als der Analyſe.

Sie ſind oft auch für Geſchichte wichtig; ſo wie Geſchichte wieder zum Leitfaden dienen kann, ſie an dem rechten Orte zu ſuchen, und aus der wahren Quelle zu erklären. Finden wir nun zum Beiſpiel im Griechiſchen weit mehr arabiſche Wurzeln, als man anfangs glauben möchte, da die groſe Verſchiedenheit in Structur und Charakter der beiden Sprachen dieſe Uebereinſtimmung dem erſten Blicke ſehr verhüllt, ſo iſt dieß nicht mehr als ſich ohnehin erwarten ließ, nach dem vielfachen Verkehr der Griechen und Phénicier. Im Römiſchen müßte man, der Geſchichte von den älteſten Bewohnern Italiens zu Folge, mehr Einmiſchung von celtiſchen und cantabriſchen Wurzeln vermuthen. Die nahe Verwandtſchaft des Deutſchen mit dem

Perſiſchen zeigt deutlich, wo ſich dieſer Zweig von dem Stamme abſonderte; und die beträchtliche Anzahl von Wurzeln, welche die deutſche Sprache mit der türkiſchen gemein hat, kann ſelbſt den Weg der Einwanderung mit bezeichnen helfen, der ſich, wie noch durch manche andre Gründe faſt zur hiſtoriſchen Gewißheit wird, längſt dem Gihon und an der Nordſeite des caspiſchen Meeres und des Kaukaſus immer weiter nach Nordweſten zog. Kaum wird man übrigens eine der Lage und der Beſchaffenheit nach auch noch ſo entfernte Sprache nennen können, in der ſich nicht einige deutſche Wurzeln fänden: wie Jark, das Jahr — im Zend und Mantcheu; Laygan, ſpan. poner, legen in der Tagalaſprache auf den philippiniſchen Inſeln; rangie, übelriechend, im Japaniſchen — ranzig, auch einige wenige in der peruaniſchen Sprache. Dieſes iſt aus dem Durchzuge und Aufenthalte der germaniſchen Stämme in denjenigen Strichen Nord- und Weſt-Aſiens zu erklären, die von jeher der Sammelplatz der Völker, und die Bühne ihrer Wanderungen waren.

Wir beſchränken uns in dieſem Buche allein auf die Sprache und das, was ſich bloß aus dieſer erklären läßt. Was ſich weiter von hiſtoriſchen Thatſachen und Wahrſcheinlichkeiten anführen lieſſe, um die wunderbare Uebereinſtimmung ſo weit entlegner durch große Länderſtrecken und Meere getrennter Sprachen begreiflich und die älteſten Wanderungen der Völker deutlich zu machen, bleibt für das dritte Buch verſpart. Aber in dem Gebiet der Sprache ſelbſt findet ſich noch vieles, wodurch der große Zwiſchenraum ausgefüllt wird und enger zuſammen rückt, oder doch Punkte des Uebergangs gegeben werden. Ich rede nicht von jenen einzelnen Spuren des Deutſchen, die in der Krimm, am Kaukaſus und caspiſchen Meere gefunden wurden, noch auch überhaupt von ſo manchen, obgleich geringen, doch allerdings ſehr merkwürdigen Ueberbleibſeln ſonſt verlohrner Sprachen; ſondern von noch jetzt beſtehenden und blühenden Hauptſprachen und ganzen Sprachfamilien, die durch ihre gemiſchte Beſchaffenheit und ihre Lage unter den Völkern den Zwiſchenraum zwiſchen der indiſchen und perſiſchen Sprache auf der einen, der germaniſchen, griechiſchen und römiſchen auf der andern Seite ausfüllen und einnehmen.

Die erſte Stelle unter dieſen verdient unſtreitig die armeniſche, in der man nicht nur römiſche und griechiſche, perſiſche und deutſche Wurzeln genug findet, und zwar ſolche, die zu den erſten und weſentlichſten Sprachbeſtandtheilen gehören; wie die Zahlen, Pronomina, Partikeln oder die nothwendigſten Zeitwörter. Um nur einige ſeltnere und beſonders merkwürdige anzuführen: kan, die lateiniſche Conjunction quam; mi, eins — verwandt mit dem Griechiſchen μια; hingh, fünf — quinque, ciurch — circa; ham, das griechiſche ἁμα, praefigirt wie συμ und con; die negative Partikel mi, griechiſch μη; praefigirt werden im gleichen Sinne an und ab, wie α und ab, a im Lateiniſchen, un im Deutſchen; aminajim, das lateiniſche omnis. Ferner einige Zeitwörter: luſauorim, ich leuchte — luceo; luzzim, ich löſe — λυω; uranam, ich leugne — αρνεομαι; zairanam, ich zürne; arnum, ich nehme — αρνυμι; tenim, ich ſetze — θειναι; Adim, ich haſſe — odium; udim, ich eſſe — edo; garodim, ich habe Mangel — carco; Lnum, ich fülle an — plenus; dam, ich gebe — do; im, ich bin — Engliſch I am; pirim, ich trage — fero und بردن; porim, ich grabe — behre; kam, ich komme — ich kam, und viele andre beſonders auch perſiſche Wurzeln. Oft ſind es unverkennbar dieſelben, nur daß ſie etwas härter lauten, was vielleicht nicht bloß als allgemeine Eigenthümlichkeit aller gebirgigten Mundarten zu erklären iſt, ſondern auf höheres Alter deutet. Wichtiger noch aber ſind die Uebereinſtimmungen in der Structur; zum Beiſpiel luanam — lavo, luanas — lavas, luanan — lavant; das Futurum wird gebildet durch ziz — ſzis — ſze; alſo derſelbe Hauptlaut, wie im Indiſchen und Griechiſchen. Einige Participia in al ſtimmen dagegen mehr mit den ſlaviſchen Sprachen überein, ſo wie die dritte Perſon des Singularis luanay, lavat. Die Conjugation wird größtentheils durch Flexion gebildet, zum Theil jedoch auch durch Hülfsverba.

Gewiß iſt das Armeniſche ein merkwürdiges Mittelglied, und kann über die Entſtehung und Geſchichte der aſiatiſchen und europäiſchen Sprachen manchen Aufſchluß geben. Ob nicht daſſelbe auch von der Georgianiſchen Sprache gilt, fehlt es mir an Hülfsmitteln zu entſcheiden. Um über das Zend und Pehlvi etwas beſtimmtes feſtzuſetzen, fehlt es grade an dem wichtigſten, einer ausführlichen Grammatik nehmlich. Die Declination im Zend hat viel Aehnlichkeit mit der georgianiſchen; das Pehlvi kennt den perſiſchen Caſus obliquus in ra, mehre perſiſche Endungen der Subſtantive und Adjective in man u. ſ. w.; auch der eine Infinitiv in atan könnte mit dem perſiſchen in اتن verglichen werden. Dieß wenige aber, alles was bis jetzt geliefert ward, iſt freilich noch ſehr unzureichend. Im Arabiſchen und Hebräiſchen findet ſich nichts mit der indiſchen Grammatik übereinſtimmendes, als etwa die weibliche Endung in a und i, und das Pronomen הָ, ذا, indiſch ſoh, gothiſch ſa, wovon noch das altdeutſche ſo. In den gemeinſchaftlichen Wurzeln aber dürften auch dieſe Sprachen Spuren die Menge enthalten von dem Gange und der Miſchung der Völker in den älteſten Zeiten. Wichtig wäre es genau zu beſtimmen, in wie weit die hebräiſche Sprache an ſolchen der andern

Hauptgattung gemeinſchaftlichen Wurzeln einen größern Verrath hat als das Arabiſche; im Phöniciſchen war vielleicht die Annäherung noch ſtärker.

Die nächſte Stelle nach der armeniſchen, in Rückſicht der immer noch ſichtbaren obgleich entfernteren Verwandtſchaft, nimmt unſtreitig die große Familie der ſo weit verbreiteten ſlaviſchen Sprachen ein. Es iſt nicht allein noch ſehr viel Flexion in der Grammatik, ſondern in einigen wenigen Fällen ſtimmt ſelbſt das Kennzeichen der Biegung mit den übrigen verwandten Sprachen überein, wie in der erſten und zweiten Perſon des Präſens im Singularis und Pluralis. Bei ſehr unvollkommnen Hülfsmitteln in dieſem Fache ſind mir doch mehre indiſche Wurzeln in ſlaviſchen Sprachen vorgekommen, und zwar auch ſolche, die in keiner andern der abgeleiteten Sprachen ſich finden. Es müßte vor allem durch ein vergleichendes Wörterbuch und Sprachlehre deutlich gemacht werden, in welchem Verhältniß die verſchiedenen ſlaviſchen Mundarten zu einander ſtehen, und welche derſelben für die älteſte und reinſte gehalten werden darf, damit man dieſe bei der Beurtheilung zum Grunde lege; ein Verfahren, das jederzeit beobachtet werden muß, wenn man einer ganzen Familie von Sprachen ihr Verhältniß zu den übrigen anweiſen will.

Ob die celtiſche Sprache auf einen gleichen Rang der Annäherung an den edlern Stamm wie die ſlaviſchen, Anſpruch machen dürfe, getraue ich mir nicht zu behaupten. Die gemeinſchaftlichen Wurzeln allein beweiſen nur Miſchung, von der dieſe Sprache ohnehin alle Kennzeichen an ſich trägt. Die Zahlwerte allein ſind auch nicht entſcheidend; ſind ja doch im Koptiſchen zugleich die griechiſchen und andre eigenthümliche, vermuthlich altägyptiſche, im Gebrauch. In der bretagniſchen *) Mundart

---

*) Nach Le Brigant und Pinkerton; Shaw's, Smith's, Vallancey's und andrer Werke entbehrte ich. — Auſſerdem fehlte es mir auch für einige andre Sprachen an zureichenden Hülfsmitteln; auſſer den ſchon angeführten Fällen noch an dem Hauptwerk über die nordaſiatiſchen Sprachen, den neueſten und vollſtändigſten Be-

wird durch Präpoſitionen declinirt; in der reineren erſiſchen aber iſt die Declination ganz anders und wird ſonderbar genug durch Veränderung des Anfangsbuchſtabens des Wortes gebildet, der ſich auch nach den präfigirten Partikeln, welche die Perſonalbeziehung bedeuten, richtet; z. B. mac — der Sohn, mhic (ſprich wic) — des Sohns; pen — der Kopf, i ben ſein Kopf, i phen — ihr Kopf, y'm mhen — mein Kopf. Eine Eigenthümlichkeit, die etwas ähnliches hat mit der Art, wie die Partikeln der Perſonalbeziehung mit dem präfigirten Artikel und dem Worte ſelbſt im Koptiſchen zuſammenſchmelzen; Pos — der Herr, Paos — mein Herr, Pekas — dein Herr, Pefos — ſein Herr, Peſos — ihr Herr,

---

arbeitungen der koptiſchen und armeniſchen Sprache u. ſ. w. Ich hoffe um ſo eher bei Kennern ſolcher Unterſuchungen Nachſicht deshalb zu finden, da ſie am beſten wiſſen, wie wenig auch große Bibliotheken durchaus vollſtändig in dieſem Fache zu ſein pflegen; da ſie andrerſeits doch auch hier im Einzelnen manches noch nicht bekannte werden gefunden haben.

Penos — unſer Herr, Naes — meine Herren, Nekos — deine Herren u. ſ. w. Die celtiſche Conjugation in der bretagniſchen Mundart wird durch ein Hülfswort gebildet; da aber in mehren Fällen die Zuſammenſetzung mit dem Suffixum ſich noch ganz unverſchmolzen und unverkennbar zeigt, wie comp — wir gehen, ejomp — wir gingen, effomp — wir werden gehen, von omp — wir: ſo führt uns dieſe Analogie auf den andern Hauptſtamm der Sprachen, wozu auch die baſkiſche gehört, mit der die celtiſche jedoch nicht mehr gemein hat, als was durch Miſchung erklärt werden möchte. Für dieſen Miſchcharakter der celtiſchen Sprache dürfte auch die ſonderbare Eigenheit ſprechen, daß es nicht weniger als vier Wörter in der bretagniſchen Mundart giebt, welche Ich bedeuten; anon — koptiſch anok, on — indiſch ohon, in und me. Wie ſehr diejenigen irren, welche das Volk und die Sprache der Celten und der Germanen für eins oder auch nur für nah verwandt halten wollen, indem ſie Spuren der Miſchung beſonders in der bretagniſchen Mundart für Beweiſe der Gleichheit nehmen, iſt wohl kaum nöthig, weiter zu erwähnen.

Selbſt in ſolchen Sprachen, die am weiteſten von der Familie der indiſchen, griechiſchen und germaniſchen entfernt liegen, findet man leicht noch irgend eine geringe Uebereinſtimmung, wie die Endung der Adjective im Baskiſchen auf ezco, die im Spaniſchen nur ſelten vorkömmt, der deutſchen auf iſch, der griechiſchen in ικος gleicht. Die alten Völker ſind durch Wanderung, Kolonien, Krieg und Handel zu ſehr durch einander geworfen, als daß ſich nicht ſolche ganz einzelne Spuren faſt überall finden ſollten.

Ich würde überhaupt den Leſer zu ermüden und zu verwirren fürchten, wenn ich alles, was geſammelt und vorgearbeitet war, mittheilen wollte. Genug, wenn hier nur in das Ganze Ordnung gebracht und befriedigend angezeigt iſt, nach welchen Grundſätzen etwa eine vergleichende Grammatik und ein durchaus hiſtoriſcher Stammbaum, eine wahre Entſtehungsgeſchichte der Sprache, ſtatt der ehemaligen erdichteten Theorieen vom Urſprunge derſelben, zu entwerfen wäre.

Das hier geſagte wird wenigſtens hinreichend ſein, um die Wichtigkeit des indiſchen Studiums, auch ſchon bloß von Seiten der Sprache betrachtet, zu beweiſen; im folgenden Buche wollen wir es nun im Verhältniß zur Geſchichte des orientaliſchen Geiſtes betrachten.

Ich ſchlieſſe mit einem Rückblicke auf William Jones, der durch die aufgezeigte Verwandtſchaft und Abſtammung des Römiſchen, Griechiſchen, Deutſchen und Perſiſchen aus dem Indiſchen zuerſt Licht in die Sprachkunde, und dadurch in die älteſte Völkergeſchichte gebracht hat, wo bisher alles dunkel und verworren war. Wenn er aber die Verwandtſchaft noch auf einige andre Fälle, wo ſie doch ungleich geringer iſt, ausdehnen, ferner die unbeſtimmbar große Menge der Sprache auf die drei Hauptzweige der indiſchen, arabiſchen und tatariſchen Familie zurückführen, und endlich, nachdem er ſelbſt zuerſt die totale Verſchiedenheit des Arabiſchen und Indiſchen ſo ſchön feſtgeſtellt hat, zuletzt doch bloß der Einheit zu Liebe alles aus einem gemeinſchaftlichen Urquell herleiten will; ſo haben wir dem vortrefflichen Manne in dieſen Stücken nicht folgen können, worin uns, wer die gegenwärtige Abhandlung aufmerkſam prüfen will, unſtreitig beiſtimmen wird.

* * *

Zweites Buch.

Von der Philoſophie.

Erſtes Kapitel.

Vorläufige Bemerkungen.

Es iſt eine faſt allgemein angenommene Meinung, daß der Menſch von einem Zuſtand ganz thieriſcher Dumpfheit angefangen, durch Noth von einer Anſtrengung zur andern weiter getrieben, unter mancherlei äuſſern Veranlaſſungen × und Anregungen, ſich erſt ganz allmählig zu einiger Vernunft empor gearbeitet habe. Wenn man aber auch keine Rückſicht darauf nimmt, wie ſehr dieſe Anſicht aller geſunden Philoſophie widerſtreitet, ſo muß man doch geſtehen, daß ſie durch die älteſte Geſchichte durchaus nicht beſtätigt, ſondern vielmehr vor derſelben als eine willkührlich erdichtete Meinung erfunden wird, und verſchwindet. Auch ohne die Moſaiſche Urkunde, welche wir für jetzt bei Seite ſetzen, um im dritten Buch darauf zurück zu kommen, zeigen die meiſten und älteſten andern aſiatiſchen Denkmale und geſchichtliche Thatſachen einſtimmig darauf hin, daß der Menſch ſeine irdiſche Laufbahn nicht ohne Gott angefangen habe. Beſonders von Indien her zeigen ſich ſehr merkwürdige und unerwartete Aufſchlüſſe über den Gang der menſchlichen Denkart in den älteſten Zeiten. Einiges iſt ſchon aus dem Wenigen klar, was wir bis jetzt haben, und noch weit mehr läßt ſich erwarten.

Nachdem wir im erſten Buche die Sprache der Indier in ihrem Verhältniß zu den übrigen merkwürdigſten aſiatiſchen und europäiſchen Sprachen betrachtet haben, ſo wäre es vielleicht in der Ordnung in dieſem zweiten Buche von der indiſchen Mythologie, als der Quelle ſo mancher andern, zu handeln; und allerdings würden wir, ohne auf einzelne oft täuſchende Aehnlichkeiten ſo ſehr einzugehen, als es bisweilen in den Schriften der calcutiſchen Geſellſchaft geſchehen iſt, auch hier zeigen können, daß es wie in der Sprache, ſo auch in der Mythologie eine innere Structur giebt, ein Grundgewebe, deſſen Aehnlichkeit bei aller ſonſtigen äuſſern Verſchiedenheit der Entwicklung, doch noch auf einen verwandten Urſprung hindeutet. Es fehlt auch hier nicht an ſehr überraſchenden, und gewiß nicht blos zufälligen Uebereinſtimmungen. Doch wird hier eine faſt noch ſtrengere Vorſicht erfordert, als bei der Sprache, denn die Mythologie iſt in ihren Einzelnheiten noch ſchwankender und ſchwebender, und der flüchtige zarte Geiſt oft noch ſchwerer zu ergreifen, als in der Sprache. Mythologie iſt das verflochtenſte Gebilde des menſchlichen Geiſtes; unendlich reich, aber auch höchſt veränderlich in ſeiner Bedeutung, die doch allein das Weſentliche iſt; darum muß alles und jedes in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit nach Zeit und Ort aufgegriffen werden, und ſelbſt die geringſte Verſchiedenheit iſt hier wichtig. Die griechiſche und römiſche Mythologie z. B. ſind wir gewohnt, wo es nicht auf hiſtoriſche Genauigkeit ankommt, für dieſelbe anzunehmen und gelten zu laſſen; wie groß aber die Verſchiedenheit ſei, iſt denjenigen bekannt, welche in die ältern Zeiten beider Völker zurückgegangen ſind, ſo daß man gewiß ſehr Unrecht hätte, Venus und Aphrodite, Mavers und Ares u. ſ. w. für eine und dieſelbe Gottheit zu halten. Aber auch von einer helleniſchen Stadt zur andern, welch ein Unterſchied! zwiſchen Korinth und Athen, oder zwiſchen Doriern in Sparta und Sicilien! Das Bild, einzelne Züge der Geſchichte, der Nahme ſelbſt einer Gottheit, iſt oft weit verbreitet, erhält ſich zum Erſtaunen lange, ſogar bei getrennten Völkern; aber der Sinn, die Bedeutung iſt doch eigentlich allein weſentlich, und wie geſtaltet ſich dieſe faſt immer und überall anders? Daher gehört wenigſtens ein ſehr großer Vorrath von Thatſachen und Quellen dazu, um das einzige zu verſuchen, was hier Aufſchluß geben kann, eine ausführliche Darſtellung des Ganzen nehmlich, nach allen ſeinen Einzelnheiten, nach den Abſtufungen der innern Entwicklung und äuſſern Einmiſchung bis auf jede Spur allmähliger Veränderung. Um dies für die indiſche Mythologie leiſten zu können, ſind unſre Hülfsmittel durchaus noch nicht vollſtändig genug.

Wir verlaſſen alſo hier den vergleichenden Weg des erſten Buchs, und geben ſtatt einer vergleichenden Analyſe der Mythologieen, wozu es noch zu früh iſt, lieber etwas, was allen Unterſuchungen der Art zur ſichern Grundlage dienen kann; eine Darſtellung der orientaliſchen Denkart nehmlich, nach ihren wichtigſten Stufen und Verſchiedenheiten. Freilich bleibt auch hier im Einzelnen noch vieles zu wünſchen übrig, doch iſt das, was wir ſchon jetzt haben, zureichend, um ſich einen Begriff des Ganzen zu bilden, wenn man es nur verſteht, ſich in die alte Denkart zu verſetzen; es ordnen ſich die Thatſachen, wenn ſie nur rein aufgefaßt werden, von ſelbſt zur vollkommnen Deutlichkeit.

Als eben ſo viel Epochen der orientaliſchen Denkart betrachte man die einzelnen Theile der folgenden Darſtellung, nicht als philoſophiſche Syſteme; denn wiewohl alle dieſe Denkarten wo nicht gleich, ſo doch ſpäter auch ſyſtematiſch dargeſtellt worden ſind, ſo waren ſie doch urſprünglich alle mehr als bloß Philoſophie. Geſondert haben wir dieſe Denkarten, weil ſie wirklich geſondert ſind, ihrem Geiſte und auch der Geſchichte nach; wie ſich eine Denkart aus der andern durch allmählige Uebergänge entwickelt habe, oder durch den Gegenſatz an ſie ſchlieſſe, wird im Einzelnen angezeigt werden. Bei jeder Epoche bemerken wir, was von indiſcher Mythologie oder Philoſophie zu dieſer gehört, die der andern aſiatiſchen Nationen nur da hinzunehmend, wo es zur Deutlichkeit oder Vollſtändigkeit des Ganzen beitragen kann.

……

Zweites Kapitel.

Syſtem der Seelenwandrung und Emanation.

Unter allen Philoſophieen oder Religionen, welche Aſien als ihr Vaterland erkennen, iſt keine ſo zuverläßig indiſchen Urſprungs, keine, mit Ausſchluß der moſaiſchen Urkunde, älter als das Syſtem der Emanation und Seelenwandrung. Das Weſentliche deſſelben wird im erſten Buche der Geſetze Monu's vorgetragen, einem Denkmale, dem keine geſunde Kritik ein geringeres Alter anweiſen wird, als dem älteſten, was die weſtlich europäiſche Welt irgend aufzuweiſen hat. Seit Jahrtauſenden, wie noch heute, iſt es die Grundlage der indiſchen Verfaſſung und Geſetzgebung, man kann ſagen des indiſchen Lebens, und eben ſo unverkennbar das Grundgewebe indiſcher Sage und Mythologie, der herrſchende Geiſt derſelben. Nähern Aufſchluß als die Geſetze des Menu geben', darf man auſſer den Veda's vielleicht von der älteſten indiſchen Philoſophie erwarten, welche Mimanſo genannt wird, und vom Joimini, dem Verfaſſer des Samoved, geſtiftet ward.

Wie genau und nothwendig Emanation, wenn ſie nur in dem urſprünglichen und älteſten Sinn genommen wird, mit Metempſychoſe zuſammenhänge, werden wir ſogleich deutlich machen. Nur muß man freilich den Gedanken an alles dasjenige entfernen, was bei Chaldäern oder Griechen in ſpätern Zeiten Emanation hieß, da kein Syſtem mehr in ſeiner urſprünglichen Reinheit vorgetragen, ſondern eine aus allen zuſammengefloſſene Miſchung mit dem unbeſtimmten Namen der orientaliſchen Philoſophie bezeichnet ward. Beſonders darf man das Syſtem der Emanation nicht mit dem Pantheismus verwechſeln. Demjenigen, der bloß an die dialektiſche Form der jüngern europäiſchen Philoſophie gewohnt iſt, erſcheint zwar die größere Kühnheit und Fantaſie jedes orientaliſchen Syſtems leicht pantheiſtiſch, und allerdings finden ſich der Verbindungen in ſpätern Zeiten genug. Der urſprüngliche Unterſchied iſt jedoch ſehr weſentlich; denn es wird die Individualität in der alten indiſchen Lehre keinesweges aufgehoben und geläugnet. Auch iſt die Rückkehr der einzelnen Weſen in die Gottheit denſelben nur möglich, nicht nothwendig, das beharrlich Böſe bleibt ewig getrennt und verworfen; oder, wenn wir uns eines ſcheinbar neueren theologiſchen Ausdrucks, der aber dem alten Begriff ganz angemeſſen iſt, bedienen dürfen: die Ewigkeit der Höllenſtrafen iſt mit dem Syſtem der Emanation keinesweges unvereinbar, macht vielmehr einen weſentlichen Beſtandtheil deſſelben aus. In Beziehung auf das Gute und Böſe kann keine größere Verſchiedenheit Statt finden, als zwiſchen dieſem Syſtem und dem Pantheismus. Der Pantheismus lehrt, daß alles gut ſey, denn alles ſey nur eines, und jeder Anſchein von dem, was wir Unrecht oder Schlecht nennen, nur eine leere Täuſchung. Daher der zerſtörende Einfluß deſſelben auf das Leben, indem, man mag ſich nun in den Ausdrücken auch drehen, und an den durch die Stimme des Gewiſſens überall hervortretenden Glauben anſchlieſſen wie man will, im Grunde doch, wenn man dem verderblichen Princip nur getreu bleibt, die Handlungen des Menſchen für gleichgültig, und der ewige Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe, zwiſchen Recht und Unrecht, ganz aufgehoben, und für nichtig erklärt werden muß. Ganz anders in dem Syſtem der Emanation, wo vielmehr alles Daſein für unſeelig, und die Welt ſelbſt für im Innerſten verderbt und böſe gehalten wird, weil es doch alles nichts iſt, als ein trauriges Herabſinken von der vollkommnen Seeligkeit des göttlichen Weſens.

Auf dialektiſche Weiſe gegen die philoſophiſche Richtigkeit dieſes Syſtems zu ſtreiten, dürfte ſich nicht der Mühe verlohnen; denn auf Gründen der Art, auf Demonſtrationen, beruht es nicht, hat vielmehr ganz die Form willkührlicher Erdichtung, ſo gut wie andre bloß dichteriſche Kosmogonien. Ein Syſtem kann es aber doch wohl genannt werden, denn es iſt tiefer Zuſammenhang darin, und dieſem verdankt es vielleicht einen Theil der Gewißheit, die es für ſeine Anhänger ſeit Jahrtauſenden mit ſich führt, noch mehr der uralten Ueberlieferung und dem angeb lich göttlichen Urſprung. Und wohl lohnt es ſich der Mühe, es zu verſtehen, wäre es auch nur, weil es die älteſte Denkart des menſchlichen Geiſtes iſt, die wir hiſtoriſch kennen, und die auf die ganze nachfolgende Entwickelung und Geſchichte deſſelben einen unüberſehlichen Einfluß gehabt hat. Um es zu verſtehen, muß man aber vor allem das Gefühl ergriffen haben, welches ihm zum Grunde liegt. Nachdem Monu die Erſchaffung aller Naturkräfte, der lebendigen Weſen, Thiere und Gewächſe beſungen hat, die als eben ſo viele eingehüllte Geiſter gedacht werden, ſchließt er mit der allgemeinen Betrachtung:

Von vielgeſtaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn,
Endes bewußt ſind dieſe all, mit Freud' und Leidgefühl begabt.

So in Finſterniß gebunden, und doch innig gefühlvoll, des Todes und ihrer Schuld ſich bewußt, wandeln ſie auf der Bahn, die der Schöpfer ihnen von Anfang beſtimmte, dem unausweichlichen Ziele entgegen.

Dieſem Ziel nach nun wandeln ſie, aus Gott kommend, bis zur Pflanz' herab,

In des Seins ſchrecklicher Welt hier, die ſtets hin
zum Verderben ſinkt.

In dieſen Worten iſt gleichſam die Seele des ganzen Syſtems ausgeſprochen, das herrſchende Grundgefühl deſſelben. Was die Dichter der Alten in einzelnen Sprüchen von dem Unglück des Daſeins ſingen, jene traurigen Strahlen einer durchaus furchtbaren Welt-Anſicht, die ſie in tiefbedeutenden Trauerſpielen aus dem Gedanken eines dunkeln Schickſals über die Sagen und Geſchichten von Göttern und Menſchen verbreiten, ſammle man ſich in Ein Bild und allumfaſſendes Ganzes, und verwandle das vorübergehende dichteriſche Spiel in bleibenden ewigen Ernſt, ſo wird man am beſten das Eigenthümliche der alten indiſchen Anſicht aufgefaßt haben.

Daher die Lehre von den vier Zeitaltern, deren das folgende immer in einem beſtimmten Verhältniß unvollkommner und unſeeliger war, als das vorhergehende, bis auf das gegenwärtige vierte Zeitalter vollendeten Elends. Auf ähnliche Weiſe wird oft auch die Abſtufung der vier Stände, als ein immer tieferes Herabſinken zur irdiſchen Unvollkommenheit geſchildert. Daher auch die Lehre von den drei Welten, Troilokyon, oder drei Grundkräften, Troigunyon, deren die erſte wahrhaft, ſotwo, die andre täuſchend und im Schein glänzend, rojo, und die dritte und letzte dunkel, tomo, iſt. Auch in den Emanationen ſelbſt herrſcht das gleiche Geſetz ſteter Verſchlimmerung, ſie mögen nun geiſtiger Art oder auch äuſſere Naturkräfte ſein.

Aus dem Selbſt des unendlichen Weſens läßt Monu den Geiſt hervorgehen; aus dem Geiſt die Ichheit; denn der Geiſt iſt der zweite Schöpfer, und auch Monu (nah verwandt mit monoh) erſchafft alle einzelne Weſen, nachdem Brohma ſelbſt zuvor die allgemeinen Grundkräfte des Geiſtes und der Natur hervorgebracht hat. Auch die Elemente läßt Bhrigu, in der nachfolgenden Erklärung aus dem Geiſte, und eines aus dem andern in der Ordnung hervorgehen, wie man ſich ihre Feinheit und Vollkommenheit damals dachte. Dieſes Geſetz ſteter Verſchlimmerung und ſteten Verderbens, und jene unendliche Betrübniß im Gefühl der Schuld und des Todes, ſind der Geiſt jenes Syſtems. Die Stufen oder Grundkräfte der Emanation ſind in verſchiedenen Darſtellungen verſchieden, da die Willkühr der Dichtung ſich hierin nicht ſo eng beſchränken läßt.

Unter den Gottheiten der indiſchen Fabel iſt es **Brohma**, der dieſem Syſteme oder dieſem Ideenkreiſe insbeſondere angehört. Brohma iſt, ſo wie in Monu's Geſetzbuch von ihm geredet wird, der ewige Geiſt, das unendliche Ich, König und Herr der Weſen, und wie er ſich in ſpätern Schriften vorzugsweiſe genennt wird, Vater und Ahnherr des Weltalls. Er iſt der ewig Unbegreifliche, der allein Selbſtſtändige, der eigentliche Er, oder Gott ſelber. In ſpätern Schriften wird daſſelbe auf den Siveh und Viſchnu, von den beſondern Anhängern dieſer Gottheiten angewandt; in Monu's Geſetzbuch nimmt Brohma die erſte Stelle ein; die beſchränktere Deutung dieſer Gottheit als Element der Erde, iſt alſo für ſpäter zu halten.

Wir können in der That, ſo ſehr auch alles mit willkührlichen Dichtungen und ganz groben Irrthümern überladen ſein mag, wie ſehr auch ein Aberglauben von zum Theil ſchrecklicher und furchtbarer Art, alles entweihend und vergiftend, durch das ganze Syſtem ihrer Denkart und ihres Lebens fort hinſchleicht; wir können, ſage ich, den alten Indiern die Erkenntniß des wahren Gottes nicht füglich abſprechen, da alle ihre alten Schriften voll ſind von Sprüchen und Ausdrücken, die ſo würdig, klar, und erhaben, ſo tiefſinnig und ſorgfältig unterſcheidend und bedeutend ſind, als menſchliche Sprache nur überhaupt von Gott zu reden vermag. Wie kommt nun ſo hohe Weisheit zuſammen mit der Fülle des Irrthums?

Was aber noch mehr Erſtaunen erregen muß, als die reinſten Begriffe von der Gottheit in dem älteſten Syſtem des Aberglaubens zu finden, iſt der damit verbundene Glaube an die Unſterblichkeit der Seele, der nicht bloße Wahrſcheinlichkeit war, durch langes Nachdenken allmählig gefunden, oder ferne Dichtung von einer unbeſtimmten Schattenwelt, ſondern feſte und klare Gewißheit, ſo daß der Gedanke des andern Lebens herrſchender Beſtimmungsgrund aller Handlungen in dieſem ward. Ziel und Seele der ganzen Verfaſſung, aller Geſetze und Einrichtungen, bis auf die geringſten Gebräuche.

Dieß letzte, ich will nicht ſagen auf eine befriedigende, ſondern nur auf eine verſtändliche Weiſe, durch allmählige Entwicklung aus jener thieriſchen Dumpfheit zu erklären, wovon, nach der allgemeinen Vorausſetzung, der menſchliche Geiſt ausging, dürfte wohl durchaus unmöglich ſeyn. Den tiefverborgenen Grund aufzuhüllen, warum dieſe klare und gewiſſe Ueberzeugung von der Unſterblichkeit mit der Erkenntniß des wahren Gottes unmittelbar verbunden war, iſt hier der Ort nicht. Ich will nur die Frage aufwerfen, ob das gewöhnliche Verfahren derjenigen wohl das rechte ſein könne, welche den Begriff der Gottheit und den Beweis ihres Daſeins aus Vernunftſchlüſſen, Wahrſcheinlichkeiten der äuſſern Natur und innern Bedürfniſſen oder Hindeutungen zuſammenſetzen; da wir doch Gott ſchon erkannt haben müſſen, um ſeine Spuren in der Natur und im Bewußtſein wieder zu finden, und da auf dieſe Weiſe der erhabene Begriff ſeiner Einfachheit und damit ſeiner ganzen Würde beraubt wird? Von denjenigen rede ich hier nicht, welche den Begriff der Gottheit aus der Ichheit oder dem Geſetz der Vernunft hervorgehen laſſen wollen; ſie dürften wohl etwas ganz anders an die Stelle desjenigen ſetzen, deſſen Begriff ſie verlohren haben. Mit einem Worte: als natürliche Entwicklung der Vernunft betrachtet, iſt das indiſche Syſtem der Emanation durchaus unerklärlich; als misverſtandene Offenbarung, iſt alles darin ganz begreiflich. So hätten wir alſo ſchon in der blos geſchichtlichen Anſicht hinreichenden Anlaß zu vermuthen und vorauszuſetzen, was vielleicht andre und höhere Gründe uns als gewiß anzunehmen bewegen müſſen; daß derſelbe, der den Menſchen ſo herrlich begabt und gebildet hatte, dem Neugeſchaffenen einen Blick in die unendliche Tiefe ſeines Weſens vergönnt und ihn dadurch aus der Kette der ſterblichen Weſen für immer empor gerückt, und mit der unſichtbaren Welt in Verbindung geſetzt habe, ihm das hohe aber gefährliche Geſchenk ewigen Glücks oder Unglücks verleihend.

Nicht als Unterricht des Vaters in Bild und ausdrücklichem Wort denke man ſich dieſe urſprüngliche Offenbarung, wiewohl auch dies kein ganz leeres und unwürdiges Gleichniß wäre; ſondern als ein Aufgehen des innern Gefühls. Wo das Gefühl des Wahren einmal da iſt, da finden ſich die Worte und Zeichen leicht ohne weitere Mithülfe, um ſo edler und bedeutender, je tiefer und größer das Gefühl iſt. Wie aber konnte denn göttlich mitgetheilte Wahrheit misverſtanden werden? Nicht anders; ohne alle Offenbarung würde der Menſch wohl noch in der Reihe der Thiere ſtehen, vielleicht als das erſte, vielleicht auch als das innerlich wildeſte und unſeeligſte; ohne freien Gebrauch und eignes Verſtändniß der göttlichen Wahrheit wäre er zum blinden Werkzeug erniedrigt worden. Und eben dieſen älteſten Irrthum, der aus dem Misbrauch des göttlichen Geſchenks, aus der Verdunklung und Misdeutung der göttlichen Weisheit entſtand, finden wir in den indiſchen Urkunden, werden dies immer deutlicher und belehrender finden, je mehr wir das gebildetſte und weiſeſte Volk des Alterthums kennen lernen. Es iſt das erſte Syſtem, das an die Stelle der Wahrheit trat; wilde Erdichtungen und grober Irrthum, aber überall noch Spuren der göttlichen Wahrheit und der Ausdruck jenes Schrekkens und jener Betrübniß, die der erſte Abfall von Gott zur Folge haben mußte.

Daß die Fantaſie den Widerſpruch und Zwiſchenraum zwiſchen dem Gedanken des vollkommnen Weſens und dem Anblick der unvollkommnen äuſſern Welt kaum auf eine leichtere und natürlichere Art ausfüllen konnte, als durch die Anſicht der Emanation, wird jeder gern zugeben. Sie iſt nicht nur Wurzel des älteſten und allgemeinſten Aberglaubens, ſondern auch eine reiche Quelle der Dichtung geworden. Alles iſt dieſer Anſicht gemäß ein Ausfluß der Gottheit, jedes Weſen ſelbſt ein nur beſchränkter, gebundner, verdunkelter Gott; alles alſo beſeelt und belebt, alles voll Götter; Hylozoismus, und nicht blos Polytheismus, ſondern wenn man ſo ſagen darf, Allgötterei, wie denn in der That die Menge der indiſchen Götter zahllos iſt. Die unendliche, keinesweges angebildete ſondern urſprüngliche Fülle der Dichtung iſt es, was eine Mythologie, die aus dieſer fruchtbaren Quelle hervorgeht, von den dürftigen Vorſtellungen von Geiſtern der Verſtorbenen bei denen Völkern unterſcheidet, die weniger gebildet, oder um es beſtimmter auszudrücken, die weiter von dem Strome alter Sagen und Ueberlieferung entfernt waren; wiewohl noch keines gefunden iſt, das ganz abgeſondert wäre von aller Mittheilung mit edlern gebildetern Völkern, d. h. von ſolchen, die näher und unmittelbarer aus dem Quell aller Dichtung und Fantaſie ſchöpfen konnten. Dieſe Fülle innern lebendigen Reichthums hat ſelbſt die griechiſche Mythologie, ſo verſchieden ſonſt ihr Geiſt und Charakter iſt, noch mit der indiſchen gemein.

Daß auch Vergötterung groſſer und heiliger Menſchen nicht mit dieſem Syſtem von Vielgötterei durch mannichfache Ausſtrömungen aus einem Urquell ſtreite, ſich vielmehr an demſelben anſchlieſſe, bedarf kaum einer Erwähnung; da die gröſſere innere oder äuſſere Verwandtſchaft und Nähe des abgeſonderten Weſens zu dem urſprünglichen auch die Würde und Würdigkeit deſſelben für Verehrung und Anbetung beſtimmt.

Im Gefolge des Brohma finden wir alſo gleich die heiligen zehn Altväter, die eine ſo bedeutende Stelle in der indiſchen Mythologie einnehmen; die ſieben groſsen Riſchis oder Prieſter der Vorwelt, die nachher unter die Sterne verſetzt wurden; den Kaſhyepo, und alle durch ihn von der Diti und Aditi, der Nacht und der Heitre, abſtammenden Geſchlechter, bis auf die beiden Stämme der Sonnenkinder, und der Söhne des Mondes.

Wir begnügen uns hier mit der bloßen Möglichkeit, daß die indiſchen Altväter nur vergötterte Menſchen ſeien, ohne im geringſten der Meinung einer ſinnbildlichen Bedeutung im voraus widerſprechen zu wollen. Das wirklich hiſtoriſche floß oft mit den Ideen von Emanation, die Genealogie der Altväter und Helden mit der Kosmogonie der Natur zuſammen; die ſieben Monu's z. B. ſind eben ſo viele Aeonen, untergeordnete Weltſchöpfer und Weltordner, Entwicklungsperioden und Erſcheinungs-Epochen des höchſten Altvaters. Wollte man aber darum alles hiſtoriſche in dieſer Sage läugnen?

Die weitere Unterſuchung würde uns jetzt zu ſehr ins Einzelne führen, und wird ſich künftig bei reicheren Quellen fruchtbarer behandeln laſſen. In dieſer Darſtellung der hauptſächlichen Epochen der orientaliſchen Denkart beſchränken wir uns auch nur auf die Hauptbegriffe der indiſchen Götterlehre, die ſo ſtark gezeichnet aus derſelben hervortreten, daß auch was wir jetzt haben hinreicht, um ihre weſentliche Bedeutung nicht ganz zu verkennen.

Am vortheilhafteſten und ſchönſten ſtellt ſich das Syſtem der Emanation dar, wenn wir es als Lehre der Rückkehr betrachten. Von dem göttlichen Urſprung des Menſchen nimmt es überall Anlaß ihn an die Rückkehr zu erinnern, und ſich die Wiedervereinigung mit der Gottheit als einzigen Zweck aller ſeiner Handlungen und Beſtrebungen zu ſetzen. Daher die heilige Bedeutung ſo mancher indiſchen Geſetze, Sitten und Gebräuche, und der erhabene Ernſt der ganzen Lebenseinrichtung. Doch mag der Geiſt ſchon frühe entflohen ſein, ſo daß es nur todte Gebräuche und Bußübungen blieben; auch frühe ſchon ſich Aberglauben und Irrthum beigemiſcht haben.

Nach der in dieſem Syſtem herrſchenden Anſicht von der Abſtufung und den Geſchlechten der in ſo mannichfacher Geſtalt eingehüllten lebendigen Weſen, ihrer allmähligen Annäherung und Entfernung von dem gemeinſchaftlichen Urquell, entſtand der Begriff von der Seelenwanderung. Noch verwandt damit und ebenfalls ein weſentlicher Beſtandtheil deſſelben Syſtems iſt die Lehre von einem vorigen Leben, von der Präexiſtenz der Seelen, und von den Ideen oder höheren Gedanken aus dunkler Erinnerung der im vorigen Zuſtande angeſchauten göttlichen Vollkommenheit, die beſonders beim Anblick des Schönen wieder rege wird; eine Lehre, auf die ſich Kalidas in der Sokuntola, einem Volks-Schauſpiele, als auf eine allgemein bekannte, und ganz populäre Vorſtellungsart bezieht und anſpielt. Wo dieſe Seelenwanderung nicht bloß phyſiſch gemeint, ſondern mit der Meynung von der moraliſchen Verderbniß und Unſeeligkeit aller Weſen, und nothwendigen Reinigung und Rückkehr zu Gott verbunden iſt, da iſt ſie ſicher aus dieſem Syſtem entlehnt, und alſo indiſchen Urſprungs. Auf dieſe Weiſe finden wir in der Lehre des Pythagoras den Begriff der Metempſychoſe mit allen ſeinen orientaliſchen Nebenbeſtimmungen zum ſichern Beweiſe, daß es keine helleniſche Erfindung war, obgleich bald hernach mit helleniſchem Geiſt und Scharfſinn angeeignet und umgebildet; man müßte dann auch die älteſten und verhältnißmäßig beſten Nachrichten von der pythagoriſchen Lehre ganz verwerfen wollen.

Daß bei den celtiſchen Druiden die Lehre der Seelenwandrung herrſchte, wiſſen wir; weniger, auf welchem Wege ſie dahin gelangt war. Daß ſie den Hetruskern und überhaupt im alten Italien noch vor Pythagoras bekannt war, iſt wahrſcheinlich. Von der Verbreitung dieſer Lehre ſelbſt im äußerſten Norden, finden ſich Spuren bei den Alten. Brachte Pythagoras ſie vom Auslande herüber, ſo konnte er ſie wohl nur im weſtlichen Aſien oder in Aegypten kennen lernen. Die Aegyptiſche Behandlungsart der Leichen, die ſie ſo weit als möglich zu verewigen ſuchten, dürfte allerdings eine ſehr merkliche Verſchiedenheit in der Anſicht von der Unſterblichkeit vorausſetzen laſſen; da ſonſt die Mythologie und Religion der Aegypter, ihrer ganzen Structur und ihrem Geiſte nach, ſich häufig ganz an die indiſchen anzuſchließen ſcheinen. Oſiris, ien Hauptbegriff der Aegyptiſchen Lehre als einer leidenden und ſterbenden Gottheit, erklärt ſich am beſten aus der indiſchen Lehre von der Unſeeligkeit des Daſeins, wozu die reine Vollkommenheit herabgeſunken, und darin eingehüllt und gefeſſelt ſei.

Drittes Kapitel.

Von der Aſtrologie und dem wilden Naturdienſt.

Wenn das Syſtem der Emanation durch ſeine moraliſche Tiefe, durch ſeine poſitive Fülle und genetiſche Entwicklung des Weltalls, den Vorzug vor dem eigentlichen Pantheismus behält, der durch ſeinen bloß negativen und abſtracten, und alſo irrigen Begriff des Unendlichen, jederzeit in leere Indifferenz geräth, ſo läßt es ſich dagegen von dem Vorwurf des Fatalismus auch in der älteſten Geſtalt, die wir bis jetzt kennen, nicht frei ſprechen. Der Lehre von der Vorherbeſtimmung haben wir ſchon oben erwähnt, man wird ſie ganz deutlich in der Kosmogonie des Menu finden, die wir im Anhange liefern. Dahin gehört auch die Lehre von dem ſteten Kreislauf, und ewigen Wechſel zwiſchen Schlaf und Wachen des unendlichen Weſens.

„Als geſchaffen dieß All hatte, der ſich undenkbar entwickelt ſtets,
„Sank zurück in ſich ſelbſt wieder, Zeit mit Zeit nun vertauſchend er.
„Während der Gott nun wachend iſt, da regt ſtrebend ſich hier die Welt,
„Doch wenn ruhigen Sinns er ſchläft, ſodann ſchwindend vergeht es all."

Nun wird weiter beſchrieben, wie alle irdiſche Weſen in den Grund jenes Erhabenen verſchlungen werden —

„Weil der, ſo alles Seins Leben, wohl ſüß ſchlummert, der Kraft beraubt."

Und ferner:

So mit Wachen und Schlaf wechſelnd, dieß All was ſich bewegt was nicht,
Bringt zum Leben er ſtets hervor, vertilgt es, ſelbſt unwandelbar.

Zahlloſe Weltentwicklungen giebts, Schöpfungen, Zerſtörungen,
Spielend gleichſam wirket er dieß, der höchſte Schöpfer, für und für.

Der Begriff von der Zweckloſigkeit der Welt und einer blos ſpielenden Thätigkeit Gottes, hängt weſentlich zuſammen mit jener Anſicht eines ewigen Kreislaufs. In ſpätern Syſtemen iſt dieß die ſtets wechſelnde Contraction und Ausdehnung der höchſten Grundkraft, das Pulſiren der Weltſeele.

[Der Fatalismus hat ſich bei den orientaliſchen Völkern zu einem ſehr künſtlich weit verbreiteten Syſtem entfaltet. Die Aſtrologie, ſammt aller ihrer Begleitung von Vorbedeutungen, Augurien, unglücklichen Tagen, Beſchwörungen und dunkeln magiſchen Künſten, iſt dieſe merkwürdige Erſcheinung des Alterthums, die noch bis auf ſehr neue Zeiten ihren unermeßlich großen Einfluß erſtreckt.] Nicht blos als dichteriſche Bewundrung der Naturſchönheit, ſondern genau in dieſer Umgebung finden wir den Geſtirndienſt bei den Aegyptern, mit einem dem Anſchein nach rohen Thierdienſt verwebt. Daß der Menſch von der Verehrung der Gottheit zur Anbetung der wilden Naturkraft, vom Schöpfer zu ſeinen Werken herabſinken und verirren könne, dafür giebt es in ſeinem Geiſt und Herzen ſo viele

Gründe und Veranlaſſungen, daß es wenigſtens hier überflüſſig ſein dürfte, ſie weiter auseinander zu ſetzen. Genug, wir finden auch im alten Aſien nicht blos Spuren, ſondern Beweiſe einer ganz eigentlich materialiſtiſchen Denkart; mag man dieſen Materialismus auch zum Unterſchiede von dem, was in Europa ſo genannt wird, den orientaliſchen nennen, da er, ſo weit wir ihn bis jetzt kennen, gewiß ein ſehr eigenthümliches Gepräge an ſich trägt. Wir zeigen ihm in der hiſtoriſchen Stufenfolge der verſchiedenen orientaliſchen Denkarten dieſe Stelle an, unmittelbar nach dem Syſtem der Emanation, der Rückkehr und Seelenwandrung; es würden ſich auſſer dem aſtrologiſchen Aberglauben vielleicht noch mehr Mittelglieder und Punkte des Uebergangs und der allmähligen Entartung von einer ſo durchaus religiöſen zu einer ganz materiellen Anſicht aufzeigen laſſen; aber es bedarf deſſen nicht, denn ſchon in der älteſten bis jetzt bekannten Urkunde der indiſchen Lehre, in der Kosmogonie des Menu, iſt vieles ſehr materiell. Das Bild von dem Welt-Ei zwar, welches ſich auch bei den Aegyptern findet, kann man für ein bloßes Bild kindlichen Alterthums halten; die Matra aber, die Samentheilchen des Weltſtoffes, müſſen ſchon eine mehr philoſophiſche Beziehung haben. Ob ſie, wo nicht ſchon hier, ſo doch ſpäter, eigentliche Atome ſind, ob diejenigen griechiſchen Gelehrten Recht hatten, welche behaupteten, daß auch das Syſtem der Atome orientaliſchen Urſprungs ſey, wird ſich erſt entſcheiden laſſen, wenn wir die Sekte der Paſchandiſten, Shoktiſten, und die als atheiſtiſch angeführten Syſteme, als Charval, u. ſ. w., wo nicht aus den vielleicht größtentheils verlohrnen Urſchriften, ſo doch wenigſtens aus den Widerlegungen der Gegner beſtimmter kennen lernen, da uns die Philoſophie der Phönicier zu wenig und zu unſicher bekannt iſt, um etwas entſcheidendes über ſie feſtſetzen zu können, ſo wahrſcheinlich es ſein mag, daß ſie ganz und gar von dieſer Art war.

In der aus ſehr verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzten und durch manche Stufen allmählig gebildeten Religion der Indier, nimmt die Anbetung der wilden Naturkraft aber eine nur allzu große Stelle ein. Bald als allvernichtende

Zerſtörung aufgefaßt, bald als Zeugungskraft der Natur als eines unendlichen Thieres, bietet uns der Dienſt des Sivo, und der furchtbare Durga, Bilder des Todes und der Wolluſt, blutige Menſchenopfer und bakchantiſche Zügelloſigkeit in einem grauſen Gemiſch dar. Was dieſen Naturdienſt und Materialismus ſo ſchrecklich macht, und von der bloßen Sinnlichkeit mancher Völker im Zuſtande der einfachſten Wildheit noch ſo ſehr unterſcheidet, dürfte gerade die beigemiſchte und überall einverwebte Idee des Unendlichen ſein, die noch auf den beſſern Urſprung zurück deutet; denn grade das Höchſte und Edelſte wird immer, wenn es verwildert und entartet, zur ſchrecklichſten Misgeſtalt.

Es hat ſich dieſer Naturdienſt ſo weit verbreitet, daß wir uns nur auf einige Andeutungen des wichtigſten beſchränken müſſen. Alle jene Götter, denen ſo ausſchließlich durch Menſchenopfer gehuldigt ward, verrathen dadurch und durch manche andre Züge, ihre Verwandtſchaft mit dem indiſchen Sivo und der Kali; von der Art ſind der Baal und Moloch der ſyriſchen und puniſchen Völker; wie überhaupt dieſer wilde

Naturdienſt und Materialiſmus bei keinem Volke ſo ausſchlieſſend geherrſcht haben mag, als bei den Phöniciern. Dahin gehört auch jener Eſus, dem die Gallier ſolche Ströme von Blut vergoſſen haben, wie ſonſt in der alten Welt kein Beiſpiel gefunden wird, und ſich nur noch in dem Götzendienſt der Mexikaner wieder findet. Auch in dem Geſtirn und Thierdienſt der alten Aegypter nahm die Verehrung des Lingam und der alles erzeugenden Yōni wohl eine weit größere Stelle ein, als man gewöhnlich vorausſetzt. Den Gebrauch des Phallus bei Feſten und an Bildern in Griechenland leitet Herodot aus Aegypten her. Die Geſchlechtszeichen, die der ſiegreiche Seſoſtris überall aufſtellte, würden ſich, wenn die Thatſache anders gegründet iſt, viel natürlicher aus dieſem Aberglauben als allgemeine Sinnbilder deſſelben erklären, als nach der moraliſchen Deutung des Herodot auf die mannhafte Tapferkeit oder weibiſche Feigheit der überwundenen Völker beziehen laſſen. Die phöniciſche Aſtarte, die phrygiſche Cybele, die epheſiſche Artemis, ſelbſt die germaniſche Hertha, ſind vielleicht nur in unweſentlichen Nebenbeſtimmungen von der indiſchen

Bhovani verſchieden. Den Grundbegriff der alles zeugenden unendlich thieriſchen Naturkraft in allen dieſen iſt wohl ungefähr derſelbe. Vorzüglich in Babylon und in allen von dem babyloniſchen Reich abhängigen Staaten ſcheint die Verehrung dieſer Göttin Mylitta, bei den Armeniern Anaitis, Alilath bei den alten Arabern, am meiſten geherrſcht zu haben; es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß unter den Yavanern in den alten indiſchen Schriften, alle weſtlichen Völker, welche dieſem Dienſte ausſchlieſſend anhiengen, gemeint ſeien, nicht ein beſtimmtes Volk, ſondern eine Religionsſecte; wenigſtens können die Yavaner, welche in Menu's Geſetzbuch nebſt den Pehlvans und andern verwilderten Geſchlechtern vom Stamme der Krieger erwähnt werden, wohl nicht Alexanders Griechen ſein; wenn auch ſpäter unter jener allgemeinen Benennung weſtlicher Völker, die Griechen mit verſtanden wurden.

Daß dieſe Verehrung der Naturkraft obwohl mehr verſchleiert und gemildert, nicht ſo durchgeführt und zuſammenhängend, doch der innere Geiſt der Religion der Römer und Griechen geweſen ſei, wird niemand bezweiflen, der ihre Götterfabel nicht bloß antiquariſch betrachtet hat. Nur war bei den Römern der wilde Naturdienſt durch eine ſtrengere Sittlichkeit gezügelt; entweder weil ſich mehr Einzelnes von dem urſprünglichen Beſſern erhalten hatte, oder durch vortrefliche Geſetzgeber der älteſten Zeiten. Bei den Griechen ward wegen ihrer Zerſtreuung und Regſamkeit die Verfaſſung loſe und frei, und der alte Aberglaube löste ſich faſt ganz in eine heitere Mythologie auf, in die aber auch einzelne Ideen aus einem noch andern und beſſern Syſtem gekommen ſein mögen, von denen wir gleich reden werden.

Die unendliche Fülle der Fantaſie hat dieſer orientaliſche Materialismus mit dem Syſtem der Emanation gemein; ja die wilde Begeiſtrung, welche nun an die Stelle der alten Betrübniß trat, iſt die eigentliche Quelle aller Rieſengeburten der Dichtung und Fabel. Auch in dieſer Anſicht war die Vergötterung auſſerordentlicher Menſchen begründet, da die bildende oder zerſtörende Naturkraft in den Heroen ſo vorzüglich ſichtbar ward, und gleichſam perſönlich erſchien.

Der ſechsarmige Kriegsgott Karttikeyo oder Skondoh, iſt in der indiſchen Fabel der Sohn und ſtete Begleiter des Sivo. Vielleicht wurden aber nicht bloß Helden, ſondern auch groſse Erfinder vergöttert. Daß die erſten Schritte in der Entdeckung der Naturgeheimniſſe und Wiſſenſchaft, dem Stolze des menſchlichen Geiſtes nicht wenig geſchmeichelt haben, läßt ſich leicht denken, da ſie ſelbſt für den Geſchichtsforſcher faſt an das Wunderbare grenzen. Mit den Geſtirnen und andern Naturweſen, die ihr Gegenſtand waren, ward alſo leicht Verſtand und Wiſſenſchaft zugleich vergöttert; und hierauf könnte man die ſo weitverbreitete Idee des Hermes oder Thaut beziehen, vielleicht auch wohl den ältern indiſchen Buddha. Ein andrer auch erfinderiſcher Gott, Ganeſcheh, iſt unzertrennlicher Gefährte des Sivo. Zum Schluß bemerke ich noch, daß die Denkmale zu Illaure auf der Inſel Elephante und andre, das hohe Alter auch dieſes Theils der indiſchen Lehre und Sage unwiderſprechlich darthun und beſtätigen; ſo wie auch der urſprüngliche Sinn der bildenden Kunſt der Indier, Aegypter, und ſelbſt der Griechen nur aus dieſer Denkart verſtanden werden kann. Auch in den Veda's werden Menſchenopfer für die Göttin Kali angeordnet; aber hier wäre vielleicht nothwendig den Text ſelbſt zu haben und eine reife, vielſeitige kritiſche Bearbeitung, ob das Alter des Ganzen ſich einigermaßen beſtimmen, und was ſpätere Zuſätze ſein mögen, mit einiger Sicherheit unterſcheiden laſſen wird.

Viertes Kapitel.

Die Lehre von zwei Principien.

Wir näh'ern uns einer ſchönern Geſtalt, der alten Religion des Lichts. Das Syſtem des Dualismus, die orientaliſche Lehre von zwei Principien und dem ewigen Kampf des Guten und des Böſen, nimmt grade dieſe Stelle ein, denn überall, wo wir ihre Spuren antreffen, erſcheint ſie im ſtrengen Gegenſatz und Widerſpruch gegen die bisher geſchilderten Denkarten, als Wiederherſtellung des urſprünglichen erſt ſpäter verlohren gegangenen Lichtes göttlicher Wahrheit. Der Geiſt dieſes Syſtems iſt durchaus idealiſtiſch; zwar der Begriff der ſelbſtthätigen Ichheit iſt allen indiſchen Syſtemen gemein, wie die Ableitung aller materiellen Kräfte aus geiſtigen Weſen um ſo mehr Statt findet, je höher wir in der Geſchichte orientaliſcher Denkart hinauf ſteigen, ſo daß in dieſem Sinne meiſt alle orientaliſche Philoſophie idealiſtiſch genannt werden könnte. Die eigentliche Uebereinſtimmung aber mit dem, was in der europäiſchen Philoſophie Idealismus genannt wird, liegt darin, daß in dieſer Anſicht Thätigkeit, Leben und Freiheit allein als das wahrhaft wirkliche anerkannt, todte Ruhe aber und unbewegliche Beharrlichkeit als nichtig und leer verworfen wird. Zwar erheben ſich auch gegen dieſes Syſtem, als ſolches, ſehr bedeutende philoſophiſche Schwierigkeiten; wird nehmlich das böſe Princip geſetzt als ein ſolches, das ewig von dem guten und göttlichen getrennt bliebe, ſo wird noch auſſerhalb der Gottheit eine andre ihr wo nicht gleiche, doch nicht mit ihr übereinſtimmende, von ihr unabhängige Kraft und Welt geſetzt, und ſo alle Einheit zerriſſen; wird aber, wie meiſt geſchieht, angenommen, daß in der letzten Entwicklung das böſe Princip überwunden und verändert, Ahriman mit dem Ormuzd wieder vereint und verſöhnt werde, ſo wird im Grunde der Zwieſpalt aufgelöſt; alles verſchmilzt pantheiſtiſch in Ein Weſen, und der ewige Unterſchied des Guten und Böſen verſchwindet. Ungeachtet dieſer Mängel wird man der intellectuellen Religion der Perſer, nächſt der chriſtlichen Lehre, ſo wie dieſe im alten Teſtamente vorbereitet, im neuen ausgeführt und vollendet iſt, leicht den Vorzug der Erhabenheit und relativen Wahrheit vor allen andern orientaliſchen Denkarten, wenigſtens in moraliſcher Rückſicht, zuerkennen.

Der Pantheismus hebt den Unterſchied des Guten und Böſen unvermeidlich auf, ſo ſehr er ſich auch in Worten dagegen ſträuben mag; das Syſtem der Emanation erdrückt den freien Muth, durch das Gefühl unendlicher verborgner Schuld und den Glauben, daß alles böſe und auf Ewigkeiten hin unſeelig ſey; die Lehre von den zwei Principien und dem Kampf des Guten und Böſen hält das Mittel zwiſchen dieſen beiden Extremen, und iſt ſelbſt ein mächtiger Antrieb zu gleichem Kampf, eine unverſiegliche Quelle ſittlichen Lebens. Welches auch der verborgene Urſprung dieſer Lehre und dieſes Syſtems ſein mag, das ſich vielleicht an die älteſte Wahrheit anſchließt, denn Zerduſht war nur Wiederherſteller derſelben, und auch als ſolcher wohl ſchwerlich der erſte; verehrungswürdig und wohl göttlich dürfen wir dieſen Urſprung nennen; denn es kann das freie Leben der reinen und ſittlichen Kraft nur durch die That ergriffen werden. Bloß erdichtet oder vernünftelt iſt dieſe Lehre nicht, und der Kampf des Guten und Böſen iſt ein Wort ohne Sinn auſſer für denjenigen, der mit allen Kräften ſeines Weſens ſelbſt gekämpft hat gegen das Böſe, aus reiner Begeiſterung für das Gute; obwohl alſo Syſtem in Rückſicht des einfachen Gliederbaus, iſt doch dieſe Lehre nothwendig und urſprünglich mehr als das, iſt That und Leben. Wer aber erſt des eignen freien Wirkens ſich bewußt ward, mag dann durch jenes auch das Leben der Natur verſtehen.

In der Natur verehrt dieſe Religion nicht das Wilde, Zerſtörende, nicht Wolluſt und Tod, ſondern das Reinſte und Wohlthätigſte, Feuer und Licht; überhaupt das freie Leben und den innern Geiſt. Die ſieben Amſhaſpands oder Geiſter der Elemente und Grundkräfte, ſtehen als eben ſo viel Könige der Natur um den Thron des Herrſchers, des Herrlichſten und Erſten unter ihnen. Den Himmel erfüllen die heiligen Feruers oder die göttlichen Urbilder und Ideen aller geſchaffnen Dinge. Das Geſtirn des Tages, der Freund (Mithras) der Menſchen, iſt Mittler zwiſchen ihnen und der Gottheit; die blutigen Opfer verſchwinden, und die Weihung und Genieſsung des reinen Hom und Miezd durch den Prieſter am Altare, bedeutet die innige Gemeinſchaft mit Gott durch die edelſte Frucht und Kraft der blühenden Gewächſe.

Aber nicht bloß die Elemente ſind ein weſentlicher Gegenſtand der Verehrung in dieſer Religion, ſondern auch die Helden. Sie ſind nicht mehr bloß Zerſtörer und Ueberwinder, nicht bloß gewaltige, und als ſolche göttlich verehrte Naturkräfte; ſondern himmliſche Bezwinger der Rieſen, der dunkeln Mächte und hölliſchen Geiſter. Der Kampf zwiſchen Iran und Turan iſt auf Erden daſſelbe wie das Ringen der guten und böſen Grundkraft im Himmel. Feridun und Ruſtan, die vielbeſungnen Helden, feſſeln die wilde Kraft des Zohak und Afraſiab; von allen aber ſtrahlt Dſchemſchid, das Urbild vollkommner Könige aus dem Dunkel des Alterthums hervor. Ein vollkommen glückliches Reich, wo alles Licht endlich in ſiegreicher Freude beſeeligend herrſcht, iſt eine nothwendige Idee dieſer Lehre, ſo wie die Idee von einem urſprünglich vollkommnen Zuſtande, wo Meſhia und Meſhianes im Garten der Unſchuld wandelten; der Zuſtand, welchen die Religion des Zerduſht nur wiederherſtellen wollte.

Ein großer und zwar der ſchönſte und lieblichſte Theil der indiſchen Mythologie gehört dieſer Denkart an. So iſt der erhaltende, wohlthätige, alles durchdringende Viſhnu zu deuten, mit ſeiner ganzen Umgebung. Sein weibliches Ebenbild gleicht nicht mehr der wilden Gefährtin des Sivo, der furchtbaren Kali; es iſt die Lilie des Himmels (Podma), die ſeelige und beſeeligende Göttinn Lokſhmi oder Sri, die ſchöne Tochter des milden Meergottes Voruno. Kamoh, der Gott der Liebe, findet ſich meiſt in ſeiner Nähe und der Sonnengott Indroh, der Freund der Menſchen, ſammt allen ſeeligen und wohlthätigen Geiſtern, Feen und himmliſchen Nymphen. Als König und als Weiſer, als wunderthätiger Held erſcheint Viſhnu oftmals auf Erden, und durchdringt alle Welten, immer aber nur in der Abſicht, das Laſter zu bändigen, die Rieſen und feindlichen Mächte zu vertilgen, alle gute Menſchen und Geiſter ſammt ihrem Führer, dem gutgeſinnten Indroh, zu beſchützen.

So ſehr die Idee auch durch willkührliche Dichtung und Mährchen entſtellt iſt, da der Gott wie ein andrer Proteus auſſer den menſchlichen Geſtalten eines Weiſen oder Helden, auch die einer Schildkröte, eines Ebers, eines Mannlöwen, eines Fiſches annimmt, ſo bleibt doch immer die hohe Idee der Menſchwerdung ein Beweis für den Tiefſinn der Indier, und für die Stufe ihrer Erkenntniß. Denn in allen Geſtalten bleibt es doch immer die gleiche ſchöne Abſicht, das Gutgeſinnte hülfreich zu erretten, das Schädliche und Böſe zu beſiegen und vernichten. Zwar findet man auch wohl in andern Mythologien, wenn ſie ſchon moraliſcher gebildet ſind, Darſtellungen von Helden, die ſich dem Begriff göttlicher Tugend nähern; Helden, die einem hohen Geſetz und Beruf folgend nur gegen das Böſe kämpfen, allem Guten aber befreundet ſind. In keinem Helden oder Herkules der Dichterſagen aber wird man den Gedanken der Menſchgewordnen Gottheit ſo ausdrücklich ausgeſprochen ſehen, als in dem indiſchen Ramo; dem milden Sieger, deſſen freiwillige Verbannung in die Einſamkeit und bald unglückliche bald glückliche Liebe zur Sita ſo dichteriſch ſchön und rührend beſungen wird.

Auf eine noch höhere Stufe tritt dieſe Anſicht, wenn wir die hohe Sittlichkeit in dem Leben und Lehren der indiſchen Einſiedler und Muni's betrachten, beſonders wie ſie in den Puranas dargeſtellt ſind. Die Härte jener alten Büßer und Riſhis, die durch ſelbſtgewählte Qualen eine höhere Stufe der Seeligkeit und übernatürliche Kräfte erzwingen und ertrotzen wollten, tritt mehr in den Hintergrund zurück, und es zeigt ſich hie und da die ſanfteſte Ergebung in Gott, eine Geſinnung voll Demuth und Milde, reine himmliſche Liebe.

Wenn die Verehrung des Viſhnu in den Veda's eine große Stelle einnimmt, ſo fragt ſich's vor allen Dingen, ob der Begriff und die Anſicht deſſelben auch ganz dieſelbe ſei wie in den Puranas. In dem Geſetzbuch des Menu iſt dies wenigſtens durchaus nicht der Fall. Doch davon genug; denn was wir bis jetzt haben, iſt wohl hinreichend die verſchiedenen Theile des indiſchen Syſtems, die verſchiedenen Entwicklungsſtufen und Schichten der indiſchen Mythologie im Allgemeinen zu unterſcheiden und nach dem Gange des Ganzen zu ordnen, aber nicht um die Zeit für jedes genau zu beſtimmen, und eine vollſtändige Geſchichte zu entwerfen.

Obwohl aus der Lehre von den zwei Principien und der damit verbundenen Verehrung des reinen Naturgeiſtes, vieles und zwar grade das ſchönſte, nicht nur in der perſiſchen und indiſchen Fabel hervorgegangen iſt, ſondern auch ſogar manches in der römiſchen, griechiſchen, und nordiſchen erſt in dem Kreis und Zuſammenhang dieſer Begriffe ſeine wahre und volle Bedeutung erhält, ſo iſt doch dieſelbe Denkart nicht bloß poetiſch, ſondern auch urſprünglich einer philoſophiſchen Anſicht und Darſtellung empfänglich. Selbſt in den Sinnbildern der Perſer nehmen wir ein beſtimmtes Zahlenverhältniß der ſinnbildlichen Figuren wahr, einen conſtruirenden Gliederbau, wovon der Keim ſchon in der erſten Dualität der ringenden oder wechſelwirkenden Grundkräfte lag. Daß ein philoſophiſches Syſtem des Inhalts und Geiſtes in Indien bekannt geweſen ſei, hat die höchſte Wahrſcheinlichkeit. Ob die Nyayo *) Philoſophie, nebſt der Mimanſo die älteſte, ſolche Grundſätze des Dualismus enthalte; ob die beiden Syſteme des Madhwo und Ramanujo, in welche die Anhänger des Viſhnu ſich theilen, und welche beide in den Vedantoſchriften beſtritten werden, dahin gehören, wird die Zukunft lehren, und auch die Frage entſcheiden, ob Zerduſht indiſche Lehren und Vorſtellungsarten benutzt hat, oder ob vielleicht der umgekehrte Fall Statt findet. Da ſo vieles von Indien ausgegangen iſt, könnte nicht auch einiges wieder dahin zurückgefloſſen ſein? Wenigſtens muß man ſich ſolche Mög-

---

*) Nyayo wird in den geſchriebenen Exemplaren des Amaracoſha durch certamen, Kampf, erklärt; wenn der Nahme jener Philoſophie nicht anders von niyote, er ordnet, constituit, abgeleitet iſt, woron Niti die Sittenlehre. Auch könnte Nyayo nach der erſten Bedeutung ebenfalls auf Dialektik gedeutet werden, da unſre Nachrichten von der indiſchen Philoſophie noch ſo unbeſtimmt ſind, daß einige die Nyayo für einen Theil der Philoſophie, die Logik, erklären, andre ſie als ein beſtimmtes Syſtem und beſondre Secte ſchildern.

lichkeiten immer gegenwärtig erhalten, um nicht das, was am häufigſten geſchah, für ein durchaus allgemeines Geſetz zu halten, und ſo einzelne Beſonderheiten zu verkennen.

Iſt aber in irgend einer Gattung Indiſcher Schriften etwas Fremdes eingefloſſen, ſo ſind es wohl am erſten die Puranas, in denen die Religion und Fabel des Viſhnu die herrſchenden ſind; freilich zum Theil ſchon nach der philoſophiſchen Umdeutung eines ſpätern Syſtems. Wenn man in den Puranas aber nicht bloß ſolche Umſtände und Perſonen der heiligen Schrift antrifft, die ſich unter mehren Völkern verbreitet haben, wie die Geſchichte des Noah, ſondern auch ſolche, die ihr ganz eigenthümlich und ſpeciell ſcheinen, wie die vom Hiob, ſo darf man daraus nicht gleich den Schluß machen, daß die indiſchen Weiſen und Dichter dieſes unmittelbar aus den Urkunden des alten Teſtaments geſchöpft haben; denn es dürfte den Hebräern und den Perſern, und wiederum den Perſern und Indiern mehres gemeinſchaftlich ſein, als man gewöhnlich vorausſetzt.

So günſtig nun auch dieſe Denkart im Vergleich mit den andern erſcheint, ſo hat ſich doch auch hier, wie überall, wo nicht eine höhere Fügung das Licht des Geiſtes in ſeiner Reinheit erhält, unſtreitig Irrthum und Aberglauben ſchon frühzeitig an der Wahrheit angeſchloſſen, und ein falſcher Schritt war in jenen alten Zeiten, die alles mit ſolcher Kraft und Einſeitigkeit durchführten, oft genug, um von der ſchönſten Idee zu Einrichtungen und Gebräuchen zu kommen, die wir kaum ohne Abſcheu betrachten mögen. Aus dem nicht nur dichteriſch ſchönen, ſondern viel tiefſinnige Wahrheit enthaltenden Gedanken von der Schönheit, Reinheit und Heiligkeit der oberſten Grundweſen oder Elemente, entſtand eine ängſtlich furchtſame Beſorgniß, dieſe heiligen Lebensquellen und Naturgeiſter ja nicht durch Berührung mit dem Todten und Leichenhaften zu beflecken und zu vergiften. Daher iſt es in der perſiſchen Religion faſt das größte aller Verbrechen einen Leichnam in die Erde zu verſenken, oder gar durch die noch heiligere Flamme verzehren zu laſſen; und ſo entſtand der ſchreckliche Gebrauch der alten Magier, die

Leichen durch wilde Thiere zerreiſſen zu laſſen, der ſich in Thibet, obwohl die Religion dort ſeitdem änderte, erhalten, ja bis in den nordiſchen Winkel Kamtſchatka's verbreitet hat; wie Gebräuche oft noch lange beſtehen, nachdem die Verfaſſung oder das Syſtem, aus denen ſie zuerſt hervorgingen, nicht mehr verhanden ſind. Ueberhaupt iſt dieſe Denkart nicht überall als Philoſophie, am wenigſten als ſtreng abgeſchloſſenes Syſtem aufgetreten, und ſo konnte von mehr als einer Seite vieles aus dem alten aſtrologiſchen Aberglauben in dieſen reinern Naturdienſt der Elemente einfließen, oder bald der Rückweg dahin gefunden werden.

Das göttliche Licht, deſſen ſich immer mehr verbreitenden Sieg dieſe Lehre vor allen feiert, ward eben dadurch als ein allmählig erſt neuer entſtandnes Weſen dargeſtellt, die Morgenröthe einer neuern beſſern Zeit, der ein ganz andrer Zuſtand alter Finſterniß vorangieng, und ſo kam man wieder auf den materiellen Begriff eines urſprünglichen Dunkels und Chaos, der Nacht als einer Mutter der Dinge.

Ich erinnere dieß nur darum, damit man nicht glaube, daß eine Mythologie, die wie die griechiſche vom Chaos ausgeht, oder von der Nacht als Mutter der Dinge, darum rein materialiſtiſch ſein müſſe, und gar keinen Theil an der hellern und heitern Anſicht dieſer Denkart gehabt habe, deren Einfluß auch im Gebiet der Fantaſie ſo weit verbreitet iſt.

Noch auf eine andre Art iſt die urſprünglich ſo ſchöne Religion des Lichts ſehr gemisbraucht worden. Nebſt dem aſtrologiſchen Aberglauben hat im Alterthum nichts ſo viel Einfluß auf Entſtehung und Ausbildung der geheimen Geſellſchaften und Myſterien gehabt, als grade dieſe Lehre. Die höhere Erleuchtung ſollte zwar Demuth und Liebe von ſelbſt mit ſich führen, wir ſehen aber, daß ſie oft auch dann, wenn ſie wenigſtens aus der wahren Quelle abgeleitet iſt, dennoch mehr den Stolz der Erleuchteten als jene Geſinnungen in Bewegung ſetzt, und daß die, welche im Beſitz höherer Einſicht und geheimer Weisheit zu ſein glauben, mit verſchmähender Abſonderung und geheimnißvollem Eigennutz, gern im Verborgenen, ſich ſelbſt an die Stelle der Vorſehung ſetzend, alles lenken, und in Allem' ihre Hand haben möchten, jeden Nicht-Erleuchteten aber nur als Stoff und blindes Werkzeug ihrer Abſichten zu betrachten und zu behandeln ſich berechtigt halten.

Dieß mag im frühen Alterthum ſo gut geſchehen ſein wie in neuern Zeiten, öfter und mehr als man gewöhnlich vorausſetzt.

Fünftes Kapitel.

Vom Pantheismus.

Von den orientaliſchen Denkarten und Syſtemen, welche wegen ihres weitverbreiteten Einfluſſes die meiſte hiſtoriſche Wichtigkeit haben, iſt nur noch eines zurück: der Pantheismus. In der Lehre der Buddhiſten, welche etwa tauſend Jahr nach ihrem Urſprung, um die Zeit Chriſti, in Thibet und China eingeführt ward, in Siam und der ganzen öſtlichen Halbinſel wie auf Ceylan herrſcht, und ſich auch unter den tatariſchen Völkern weit verbreitet hat, iſt der Geiſt deſſelben ſichtbar. Wenigſtens dem Fo der Chineſen wird als ſeine eigentliche, weſentlichſte und eſoteriſche Lehre, das deutlichſte und entſchiedenſte Bekenntniß zugeſchrieben, daß Alles Nichts ſey, wohin die Lehre, daß Alles Eins ſey, ſo natürlich führt; denn, wenn vor dem bloß abſtracten und negativen Begriff des Unendlichen alles andre erſt vernichtet und verſchwunden iſt, ſo entflieht er zuletzt ſelbſt, und löst ſich in Nichts auf, weil er urſprünglich leer und ohne Inhalt war.

Es darf auch nicht befremden, daß wir dieſe Philoſophie unter allen orientaliſchen als die jüngſte betrachten. Die hiſtoriſchen Beweiſe dafür werden unten angeführt werden; hier bemerken wir nur, daß das lebendige tiefe Gefühl des Unendlichen und ſeiner Fülle der Allmacht, ſchon ſehr geſchwächt und verdunſtet ſein muß, ehe es ſich in dieſen vom Nichts ſchwer zu unterſcheidenden Schatten und Scheinbegriff des Einen und Allen auflöſen kann. Alle andre orientaliſche Lehrbegriffe gründen und berufen ſich noch auf göttliche Wunder und Offenbarung, ſo entſtellt auch alles durch Fabel und Irrthum ſein mag. Der Pantheismus iſt das Syſtem der reinen Vernunft, und inſofern macht er ſchon den Uebergang von der orientaliſchen Philoſophie zur europäiſchen. Er ſchmeichelt dem Eigendünkel des

Menſchen eben ſo ſehr als ſeiner Trägheit. Iſt einmal dieſe große Entdeckung gemacht, dieſe alles umfaſſende, alles vernichtende, und doch ſo leichte Wiſſenſchaft und Vernunft-Weisheit, daß Alles Eins ſei, gefunden, ſo bedarf es weiter keines Suchens und Forſchens; alles was andre auf andren Wegen wiſſen oder glauben, iſt nur Irrthum, Täuſchung und Verſtandesſchwäche, ſo wie alle Veränderung und alles Leben ein leerer Schein.

Freilich wenn noch Kraft und Tiefe des Gefühls vorhanden iſt, und die Lehre in vollem Ernſt wirklich ausgeführt wird, ſo nimmt ſie einen ganz andern furchtbaren Charakter an; es entſtehen dann jene in Indien nicht ſeltene, den kältern Beobachtern ſo ſchwer zu begreifende freiwillige, den Geiſt zerſtörende Martern der Yoghuis und Sonnyaſis, welche die Selbſtvernichtung als höchſtes Gut ſich zum Ziele ſezzen. Bei kältern oder geſchwächtern Naturen aber führt im Gegentheil die Ueberzeugung, daß alles Böſe nur leere Täuſchung, und alles weil es Eins, auch gleich vollkommen ſei, einen falſchen Schein von Heiterkeit und innerer Zufriedenheit mit ſich.

Vielleicht aber hat nur in China, wo der Pantheismus lange vor der Zeit erſtanden war, da die Religion des Buddha eingeführt ward, dieſe einiges von demſelben angenommen. In andern Ländern finden wir in dieſer überhaupt ſehr gemiſchten Lehre vieles beſonders aus dem Dienſt des Sivo; dahin deute man das oftmals noch gräßlicher verzerrte Bild der furchtbaren und zerſtörenden Gottheit bei den buddhiſtiſchen Tataren. In Thibet fand Turner Feſte der Kali, die Verehrung des Karttikeyo und des Ganeſho; die ganze Umgebung des Sivo.

Ein älteres und ganz reines Syſtem des Pantheismus iſt in der merkwürdigen Zahlenphiloſophie der Chineſen enthalten, ſo wie dieſelbe in dem alten Y—king, dem Buche von der Einheit, vorgetragen wird. Es iſt dieſes eine der merkwürdigſten Urkunden des orientaliſchen Alterthums. Wenn gleich als erſter Erfinder der fabelhafte Fo—hi genannt wird, ſo ſpricht doch der Umſtand, daß Kon—fu—tſe (A. 550 vor Chriſtus) der jüngſte unter den claſſiſchen Erklärern war, zu deſſen Zeit man ſchon lang über den wahren Sinn des Buchs geſtritten hatte, für ein verhältnißmäßig ſehr hohes Alterthum. Verändert und verfälſcht kann es um ſo weniger ſein, da es nicht in den gewöhnlichen Charakteren, ſondern in ſehr einfachen Symbolen abgefaßt iſt. Das große Eins, wovon dies hieroglyphiſche Buch handelt, wird auch Tao, Vernunft, genannt, welches Tao das Eins, wie dieſes die Zwei, und dieſe die Drei erzeugte, durch das alle Dinge hervorgebracht ſind; oder Tai — ki, der große Gipfel, dasjenige, von dem alles ausgeht, und wo alles Unterſcheiden und Beſtimmen aufhört. Dieſes große Eins wird in zwei entgegengeſetzte Grundweſen zertheilt, aus deren mannichfachen Verbindungen und Zuſammenſetzungen alles beſteht, nach einem feſten Mechanismus und blinder Nothwendigkeit, die jenem Tao beigelegt wird. Das Yang und Yn; das Vollkommne, Männliche, Thätige, und das Unvollkommne, Weibliche, Leidende, wird durch eine ganze, nicht gebrochne, und eine gebrochne Linie ausgedrückt; daraus entſtehn zunächſt vier andre Zuſammenſetzungen, Bilder, wie ſie genannt werden; das groſe und kleine Yang; das groſe und kleine Yn, je nachdem zwei gebrochne, oder zwei nicht gebrochne Linien über einander geſetzt werden, oder in den beiden andern Fällen die gebrochne Linie über oder unter der nicht gebrochnen ſteht. Die acht Koua oder Symbole in der dreifachen Zuſammenſetzung des Yang und Yn bedeuten eben ſo viele Grundkräfte. In der ſechsfachen Zuſammenſetzung aus Verdopplung jener dreifachen, können ſchon moraliſche Begriffe ausgedrückt werden. Es löst ſich alles in ein Zahlenſpiel auf, oder philoſophiſch ausgeſprochen, iſt alle ſcheinbare Individualität nur eine Verſchiedenheit des Grades und der Zuſammenſetzung. Unter den Zahlen iſt noch bei Kon — fu — tſe nicht die Vier oder die Sechs, wie in andern Zahlenphiloſophien, ſondern die Fünf als vollkommne Mittelzahl die erſte, und die fünf ungleichen der erſten Zahlen bis Zehn ſind nach ihm die himmliſchen, die gleichen dagegen die irdiſchen.

Wenn der Pantheismus nicht blos Denkart und Geſinnung iſt, wie bei den indiſchen Yoghuis und Sonnyaſis nach der Darſtellung des Bhogvotgita, ſondern mehr oder minder als wiſſenſchaftliches Syſtem auftritt, ſo iſt es nie etwas anders als ein ſolches nach einem bloßen Mechanismus der Vernunft fortſchreitendes Combinationsſpiel aus Einem Poſitiven und Negativen, welches eine ſolche Zahlenſymbolik wie dieſe im Grunde beſſer darſtellt, als Worte es können. Da dieß nun ſchon in dieſer älteſten Form des Pantheismus Statt findet, ſo wird es ſehr wahrſcheinlich, daß derſelbe aus dem Dualismus entſtanden ſei, durch ſpätere Umdeutung und Ausattung deſſelben. Sobald die Lehre von den zwei Principien nicht mehr Religion, ſondern Syſtem war, konnte der Gedanke die beiden Grundkräfte in ein Höheres zu vereinigen und aufzulöſen kaum ausbleiben.

Der urſprüngliche Sinn des Yang nach de Guignes iſt Licht und Bewegung; des Yn Finſterniß und Ruhe. Sehr vieles in der chineſiſchen Lehre und Tradition vor Kon—fu—tſe hat eine unverkennbare Uebereinſtimmung mit den perſiſchen Begriffen, wie man ſie auch in einigem mit der moſaiſchen Urkunde bemerkt hat. Die Entfernung der Länder iſt nicht ſo groß als es anfangs ſcheint; die alte Cultur China's hatte ihren Hauptſitz in der Nordweſtlichen Provinz Shen — ſi und in

Bactrien herrſchte die perſiſche Lehre; der Philoſoph Laokiun war weit gegen Weſten gereist.

Hat es mit der indiſchen Sankhyo oder Zahlenphiloſophie des Kopilo vielleicht die gleiche Bewandniß? Iſt, ſo wie ſpäterhin die Lehre des Fo aus Indien nach China kam, daſſelbe auch ſchon früher mit andern Syſtemen geſchehen? — In den Scholien zu Menu's Geſetzbuch werden Mohot und Ovyokto, das Mächtige, und der Unbeſtimmbare, Untheilbare oder Unbegreifliche als die beiden Principien der Philoſophie des Kopilo angegeben. Vielleicht war aber dieſe ſcheinbare Dualität eben ſo gemeint wie im Y—king; daß der Geiſt der Sankhyolehren durchaus pantheiſtiſch ſei, läßt ſich wenigſtens nach dem Bhogvotgita nicht bezweifeln, man müßte denn annehmen, der Verfaſſer habe ſie durchaus misverſtanden, oder nach ſeiner eignen Denkart gewaltſam umgedeutet. Im Bhogotgita, wie vermuthlich in allen dem Vyaſo zugeſchriebenen Werken, herrſcht die Vedanto-Lehre, deren Urheber er war; daher kennen wir dieſe unter allen indiſchen Philoſophien am beſten.

Daß ſie nichts anders ſei, als reiner vollkommner Pantheismus, kann ſich jeder leicht ſelbſt aus der Ueberſetzung überzeugen; in der philoſophiſchen Beſtimmtheit der Urſchrift ſind viele Stellen noch ſtärker. Freilich aber war es, wie ſchon der Nahme Vedanto anzeigt, nur Umdeutung des alten durch die Veda's geheiligten indiſchen Syſtems.

Die alte Sage alſo wird wie die alte Verfaſſung durchaus ſtehen gelaſſen, nur aber der neue Sinn ſo viel als möglich eingeſchoben, und alles auf jenes große Eins bezogen; — das Höchſte, Brohmo, auch Ghuinyon, oder Objekt des Wiſſens, — das hier ausdrücklich als Indifferenz, zwiſchen Sein und Nichtſein, zwiſchen Sot und Oſot definirt wird: (Kap. 13.) doch fehlt es auch nicht an Stellen, die ziemlich deutlich gegen die Veda's ſelbſt angehen. Aus dem ungemeſſenen Lobe, was der Verfaſſer überall der Sankhyo-Philoſophie ertheilt, ſcheint doch eine wirkliche Uebereinſtimmung der Denkart hervorzugehen.

Von einigen Schriftſtellern wird indeſſen angegeben: Sankhyo ſey die Phyſik, wie Mimanſo die Moral, und Nyayo die Dialektik, da hingegen andre ſie als eben ſo viele Philoſophien und Syſteme erwähnen; in welchem Falle die Nyayo als eine der älteſten, die nebſt der Mimanſo allein in Menu's Geſetzbuch erwähnt und mit ihr unter die Upanga's gerechnet wird, eine beſondre Aufmerkſamkeit verdienen würde. Der moraliſche Geiſt der Mimanſo, und die ſpekulative Beſchaffenheit der Sankhyo ſtimmen überein mit der Stelle, die wir ihnen in der Ordnung der Syſteme angewieſen haben. Es wird darüber bald eine beſtimmtere Entſcheidung möglich ſein, je mehr indiſche Urſchriften wir kennen lernen. Für jetzt iſt es ſchon viel, daß wir die älteſte indiſche Anſicht, die der ganzen Verfaſſung zum Grunde liegt, aus Menu's Geſetzbuch ziemlich vollſtändig, und die Vedanto-Lehre, die als die jüngſte das ganze Syſtem der indiſchen Literatur beſchließt, aus dem Bhogvotgita für den weſentlichen Charakter hinreichend kennen.

Man kann ſich überhaupt das Ganze der indiſchen Literatur zur leichtern Ueberſicht vorläufig in vier Epochen eintheilen; die älteſte Epoche umfaßt die Veda's und was ſich zunächſt an dieſe anſchließt, wie Menu's Geſetzbuch. Daß die Veda's, wenn gleich durch einzelne Zuſätze verfälſcht, doch nicht ganz neu umgeſchmolzen ſein können, wird nicht wenig dadurch beſtätigt, daß ſchon vor ſo geraumer Zeit Wörterbücher zum Verſtändniß derſelben nöthig waren. Den in Proſa abgefaßten Rig und Yojurved wird verſchiedentlich ein kosmogoniſcher, magiſcher und liturgiſcher Inhalt zugeſchrieben; der des Samoved in Verſen iſt moraliſch, vermuthlich aber mit manchen mythiſchen und hiſtoriſchen Einmiſchungen, ſo wie in dem Manovondhermoſhaſtren. —

Eine andre große Epoche bilden alle diejenigen Werke, welche dem Vyaſo zugeſchrieben werden; die achtzehn Puranas, der Mohabharot, und die Vedanto-Philoſophie. Obgleich der Werke mehr ſind, als von einem Menſchen irgend möglicher Weiſe herrühren können, ſo wird doch wahrſcheinlich in allen die gleiche Lehre und Anſicht angetroffen werden, und ſoll auch keine Verſchiedenheit des Styls bemerklich ſein, da doch die in Menu's Geſetzbuch ſchon ſo auffallend groß iſt.

Wenn gleich die Veda's als das älteſte, geheimnißvollſte, begreiflicher Weiſe die Wißbegierde am meiſten auf ſich ziehen werden, ſo dürfte doch was zwiſchen dieſen und den Puranas in der Mitte liegt, vielleicht nicht minder lehrreich und wichtig ſein. Dahin gehören faſt alle philoſophiſchen Syſteme, die älter ſein müſſen als die Vedanto, weil dieſe ſich theils an ſie anſchließt, wie an die Sankhyo, theils aber ſie beſtreitet und widerlegt. Ferner der Ramayon, und vielleicht der erſten Entſtehung nach noch manche andre in den Puranas verarbeitete Dichtung. Das hohe Alterthum des Mohabharot und Ramayon, wo nicht der jetzigen Geſtalt, ſo doch dem Kern der Dichtung nach, wird durch die Denkmale zu Illeure und andre unwiderſprechlich bewieſen.

Dieß würden wir die zweite Epoche nennen; die Puranas und alles andre von Vyaſo machte die dritte; Kalidas und andre Dichter endlich, welche die alten Sagen, die bis dahin ein allzu ausſchlieſſendes Eigenthum der Prieſter waren, in Schauſpielen und andern poetiſchen Geſtalten, auch allgemeiner für alle darſtellen, die vierte und jüngſte Epoche der alten indiſchen Literatur. Die vorzüglichſten dieſer Dichter blühten im Zeitalter des Vikromadityo, ungefähr gleichzeitig mit dem Kaiſer Auguſtus.

Die wichtigſten Epochen aber der indiſchen und überhaupt der orientaliſchen Philoſophie und Religion, ſind folgende: erſtens, das Syſtem der Emanation, das endlich in aſtrologiſchen Aberglauben und ſchwärmeriſchen Materialismus entartete; die Lehre von den zwei Principien, deren Syſtem des Dualismus, ſpäter zum Pantheismus umgewandelt ward.

Tiefer iſt der menſchliche Geiſt in der orientaliſchen Philoſophie nicht herabgeſunken, als bis zum Pantheismus, welcher der Moral eben ſo verderblich als der Materialismus, und zugleich auch für die Fantaſie zerſtörend iſt. Zwar wird es beſonders in Indien, wo unter einer anſcheinenden Gleichförmigkeit eine ſehr große Mannichfaltigkeit der Geiſtes-Entwicklung Statt gefunden hat, auch an einzelnen Beiſpielen der gemeinern ſkeptiſchen, oder ſelbſt ganz empiriſchen Denkart vielleicht nicht gefehlt haben; ob dieſelbe aber zu einem eigentlichen Syſtem in wiſſenſchaftlicher

Form entwickelt ward, dafür iſt noch keine Anzeige vorhanden.

Wir haben für jetzt die Aufmerkſamkeit nur auf das Wichtigſte lenken wollen, was Epoche macht, und den Gang des Ganzen vorzüglich erklärt; vieles, was das gegenſeitige Verhältniß, den Zuſammenhang der verſchiedenen Syſteme noch deutlicher hätte darſtellen können, die allmäligen Uebergänge aus einer in das andre, oder die ganze Ausführung und Entwicklung jedes Einzelnen bis auf die Nebenbeſtimmungen, iſt abſichtlich weggelaſſen worden, um den Blick durch die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände nicht allzuſehr zu zerſtreuen.

Drittes Buch.

Hiſtoriſche Ideen.

Erſtes Kapitel.

Vom Urſprunge der Poeſie.

Die alten Sprachen, deren Stammbaum wir von der Wurzel bis zu den Hauptäſten im erſten Buche zu verfolgen ſuchten, ſind eine Urkunde der Menſchengeſchichte, lehrreicher und zuverläſſiger, als alle Denkmale in Stein, deren halbverfallne Rieſengröße die ſpäte Nachwelt, zu Perſepolis, Illoure, oder an dem aegyptiſchen Thebä mit Erſtaunen betrachtet. Die Geſchichte der Religion aber, der herrſchenden Ideen, darf in der älteſten Zeit eben ſo wenig und noch weniger als in der neuen, von der Geſchichte der Begebenheiten der Völker getrennt werden. Darum haben wir eine Darſtellung der ſucceſſiven Entwicklung des orientaliſchen Geiſtes nach den vier merkwürdigſten Syſtemen, oder vielmehr nach den wichtigſten Epochen orientaliſcher Denkart im zweiten Buche vorangehen laſſen; das gegenwärtige dritte und letzte aber beſtimmen wir der Andeutung wenigſtens einiger hiſtoriſchen Folgerungen und Betrachtungen, die ſich am unmittelbarſten aus jenen beiden feſten Grundlagen ergeben, worauf ſich künftig endlich einmal ein dauerhafteres und vollſtändigeres Gebäude alter Geſchichte wird aufführen laſſen, als wir bisher hatten.

Statt uns in einzelnen Vergleichungen der verſchiedenen Mythologien mit der indiſchen zu verlieren, ſuchten wir vielmehr einen allgemeinen Umriß der älteſten orientaliſchen Denkart nach den ſicherſten Urkunden zu entwerfen. Dieſer Begriff des Ganzen kann allein das verworrene Dunkel erhellen, und dürfte, wenn man die Nachweiſung der geſchichtlichen Genealogie der Sprachen hinzunimmt, den Leitfaden geben, um aus dem alten Labyrinth den Rückweg an das Licht zu finden. Die unendliche Mannichfaltigkeit individueller Entwicklungen der Mythologie ſetzen wir auch hier bei Seite; aber ſo wenig die ganze Fülle der Fantaſie ſich auf Begriffe zurückführen läßt, ſo wird man doch nicht läugnen können, daß es bei aller Verſchiedenheit unter ſehr entfernten Mythologien gewiſſe allgemeine Uebereinſtimmungen gebe, und daß bei aller Willkühr ſpielender Dichtung, doch nicht alles bedeutungslos iſt, vieles auf einen und denſelben Sinn zurückweiſt; nicht blos auf die Weiſe, welche man gewöhnlich Allegorie nennt, ſondern vorzüglich in dem Geiſt, in der vorherrſchenden Denkart und Richtung des Gefühls. Von dieſem Gemeinſchaftlichen, von dieſer allem Polytheismus zum Grunde liegenden Denkart, wird ſich zum Theil ſchon jetzt der Urſprung erklären, und wenigſtens die Stelle nachweiſen laſſen, wo Mythologie entſtanden iſt, und wie ihre weitere Entwicklung dem Gange des menſchlichen Geiſtes überhaupt folgte.

Die Lehre von der Emanation, d. h. von der unendlichen fortgehenden Entwicklung und Entfaltung Gottes und der allgemeinen Beſeelung, enthielt den erſten Keim des Polytheismus; in der materiellen Anbetung der Natur und dem aſtrologiſchen Aberglauben erzeugte ſich die ganze Fülle der alten Fabel; gemildert, verſchönert, auch bereichert ward die Mythologie durch die Lehre von den zwei Principien, die Religion des Lichts, und der frommen Gottbegeiſterten Helden; ſobald aber, wo es auch ſein mag, pantheiſtiſche Denkart herrſchend ward, konnte die Mythologie nur noch als Allegorie, als eſoteriſche Hülle oder Spiel der Dichtung ſtehen bleiben. So wie die griechiſche Mythologie der ſchönen Entwicklung nach vielleicht die reichſte, ſo dürfte die indiſche dem innern Weſen nach die umfaſſendſte ſein, weil ſie durch alle jene Denkarten vollſtändig durchgeführt iſt. Kaum dürfte ſich ein Begriff finden, der in einer der verſchiedenen intellectuellen Religionen irgend weſentlich und dem indiſchen Syſtem unbekannt geblieben wäre, oder eine Fabel, die in einer der blos dichteriſchen Mythologien eine ausgezeichnete Stelle annähme, für die ſich nicht in eben demſelben etwas ganz entſprechendes, und merkwürdig ähnliches aufzeigen lieſſe.

Welche Stelle die aegyptiſche und ſyriſche Mythologie in dem Cyklus des Ganzen einnehme, iſt ſchon im vorigen Buch angedeutet; man betrachte nach derſelben Anſicht auch die europäiſchen

Sagen und Dichtungen der celtiſchen, römiſchen, griechiſchen, germaniſchen und ſlaviſchen Mythologien, und wenn auch im Einzelnen viel Dunkelheit bleibt, wird doch der Geiſt und der Gang des Ganzen deutlicher werden. Wir haben die Ordnung der genannten Mythologien ſo geſtellt, wie ſie der Stufenfolge der verſchiedenen Denkarten entſprechen mögen. In der celtiſchen werden noch die beſtimmteſten Spuren des älteſten Syſtems der Seelenwandrung gefunden; es dürfte deren aber auch in der altrömiſchen Religion mehr geweſen ſein als bei den Griechen; in der ſlaviſchen Mythologie iſt die Lehre von den zwei Principien herrſchend, und auch der deutſchen war dieſe und die Verehrung der Elemente, ſo wie ſie damit verbunden zu ſein pflegt, wohl nicht unbekannt. Die griechiſche ſteht auch hier als die vollkommenſte in der Mitte, und dürfte unter allen am wenigſten an einen beſtimmten philoſophiſchen Sinn gebunden, am meiſten reine Dichtung ſein.

Ueber die Entſtehung und das eigentliche Weſen der Poeſie verbreitet ſich von hier aus ein unerwartetes Licht. Zwar es hat dieſelbe einen zwiefachen Urſprung; der eine iſt durchaus natürlich, indem das Gefühl bei wilden, wie noch bei gebildeten Menſchen, ſich überall in Geſang aushaucht. Aber es giebt noch einen andern mythiſchen Beſtandtheil der alten Poeſie, der nicht ſo einfach zu erklären iſt; hier kann man nicht ſagen wie bei jener bloßen Naturpoeſie des Gefühls: daß dieß eben ſo überall von ſelbſt und immer wieder von neuem entſtanden ſei, und noch entſtehe; es iſt ein tiefer Zuſammenhang in dieſem alten Gewebe der Fantaſie.

Aus dem immer noch durch den Gedanken des Unendlichen und Göttlichen befruchteten Naturdienſt und Aberglauben, ging zuerſt die Fülle der urſprünglich wilden und rieſenhaften Dichtung hervor; als das ſchöne Licht einer ſanftern und edlern Begeiſtrung hinzukam, ward die rauhe Fabel durch eben dieſe Milderung zur Poeſie. Grade dies iſt auch der Charakter der griechiſchen Dichter, nehmlich derjenigen, die es ganz ſind, in denen die Fülle und Kraft der alten Fabel noch lebendig wirkt, und die Mythologie noch nicht zu einem bloßen Bilderſpiel der Dichterſprache verdunſtet iſt.

Sehen wir nicht blos auf die Form wie die Buchſtabengelehrten und gewöhnlichen Kunſtkenner, ſondern auf den Geiſt, auf das innere Leben; ſo ſind es alle nur Dichter einer Art, mythiſche oder heroiſche Dichter; alle jene unweſentliche Verſchiedenheiten der äuſſern Form verſchwinden, und es iſt im Homer wie im Aeſchylos, im Pindar wie im Sophokles, immer nur jene Verbindung und Verſchmelzung des urſprünglich Wilden und Rieſenhaften mit dem Sanften, was den eigenthümlichen Reiz ihrer Darſtellungen ausmacht; nur in verſchiedenem Verhältniß, in verſchiedenen Stufen Abweichungen, oder Eigenheiten der Härte und der Anmuth.

Dieß, und nur dieß allein iſt eigentlich Poeſie; und alles was in ſpätern Zeiten, wo die Kunſt ſo manches an den urſprünglichen Kern angebildet hat, ſo genannt wird, iſt es nur, weil es einen ähnlichen Geiſt athmet wie jene alte Heldenfabel, oder weil es ſich noch auf ſie bezieht; Anwendung, Entfaltung, oder Nachbildung derſelben iſt. Wäre es nicht zu kühn, nach ſo wenigen Bruchſtücken ſchon eine Vermuthung zu wagen, ſo würde ich dafür halten, daß die indiſche Poeſie dieſem ihren eigentlichen Weſen nach, von der ältern griechiſchen ſo ſehr verſchieden nicht ſei; nur daß ſie daſſelbe, wenn ich ſo ſagen darf, nach einem noch größern Maaßſtabe darbietet, indem theils die urſprünglich zum Grunde liegende Fabel ungeheurer und wilder, theils aber auch die ſpätere Milderung noch geiſtig ſanfter und lieblicher, noch ſinnlich und ſittlich ſchöner iſt als ſelbſt in der Anmuth des Pindar und Sophokles.

Der Charakter und der Urſprung auch der bildenden Kunſt bei den Indiern, Aegyptern und ältern Griechen iſt im Ganzen völlig derſelbe wie der der heroiſchen Poeſie; und eben jene Verbindung des rieſenhaft Kühnen und des Sanften, worin das Weſen der alten Poeſie beſteht, iſt auch die eigentliche Bedeutung der plaſtiſchen Schönheit der Griechen, wenigſtens ſo lange als noch Spuren vom großen Styl vorhanden, die alte Erinnerung noch nicht verloſchen, und der Sinn der Kunſt noch nicht verlohren war.

* * *

Zweites Kapitel.

Von den älteſten Wanderungen der Völker.

Poeſie, die in jenem Alterthum mit Religion innig verbunden und faſt eins mit ihr war; gewiſſe uns auf den erſten Anblick vielleicht ganz fremde und unerklärliche Ideen, die aber aus der innerſten Tiefe der damaligen Denkart hervorgingen, haben unſtreitig einen ſehr bedeutenden Einfluß auf die älteſten Begebenheiten und Wanderungen der Völker gehabt, wenn gleich der Drang des Bedürfniſſes, und die Lockung des äuſſern Vortheils neben jenen Ideen auch mit gewirkt haben, wie dieß ſelbſt in ſpätern Zeiten mehr als einmal geſchehen iſt. Sind einmal Ackerbau und Städte, die erſten Künſte des Kriegs und des Friedens vorhanden, ſo finden ungefähr eben die Verhältniſſe des Anbaus und Erwerbs, des Handels und der Eroberung auch im hohen Alterthum Statt, die in der neuern Geſchichte ſo ausſchlieſſend zu herrſchen ſcheinen. Ehe wir aber den Einfluß der Religion auf die Stiftung der indiſchen Kolonien betrachten, müſſen wir zuerſt einige allgemeine Betrachtungen voran ſchicken, über die Art wie man die älteſten Wanderungen der Völker, überhaupt ihre Verſchiedenheit und Entſtehung, zu betrachten hat.

Will man die ganze Mannichfaltigkeit der ſo verſchiedenen Völkerſchaften zum Gegenſtand der Unterſuchung machen, ſo muß man vor's erſte jede willkührliche Vorausſetzung und Meinung über ihren gemeinſchaftlichen Urſprung, und etwanige Urſache der Trennung bei Seite ſezzen, und die Völkerſchaften blos nach den Kennzeichen des höhern oder geringern Alters ſondern, ſo wie der Naturforſcher die Lagen der verſchiedenen Erdarten in den Gebirgen und auf der Oberfläche des feſten Landes, der Natur aufmerkſam folgend ordnet. Das erſte Kennzeichen iſt auch hier die Sprache; mehr aber die innre Structur als der materielle Theil derſelden, die Wurzeln, auf deren oft weitgeſuchte Aehnlichkeit man gewöhnlich allein ſieht. Das nächſte an Wichtigkeit nach der Sprache iſt der Gebrauch der Metalle, ſowohl des Kupfers und Eiſens zum Krieg und Ackerbau, als des Goldes und Silbers zum allgemein geltenden Zeichen des äußern Werths der Dinge; und die Zähmung derjenigen Thiere, die dem Menſchen am nützlichſten, und zu jenen Künſten am unentbehrlichſten ſind. Doch kann der Umſtand, daß ſich in Amerika, als es entdeckt ward, die in der alten Welt allgemein verbreiteten dienſtbaren Thierarten nicht fanden, noch keinen vollſtändigen Beweis abgeben, daß die Amerikaner ein eigner von dem aſiatiſchen verſchiedener Menſchenſtamm ſeien, worauf ſo manche allen amerikaniſchen Sprachen gemeinſchaftliche Seltſamkeit, ſo manche ſehr auffallende und doch allen dieſen Völkern gemeinſame Sitte, und die allgemeine Unbekanntſchaft mit dem Gebrauch der Metalle, führen könnte; denn auf den oſtindiſchen Inſeln, wo doch Sprache und andre Anzeichen die aſiatiſche Abſtammung beweiſen, fehlen jene Thierarten gleichfalls; und wenn die fremden aſiatiſchen oder europäiſchen Ankömmlinge, welche, wie es theils aus chineſiſchen Urkunden hiſtoriſch gewiß, theils der Mexikaner glaubwürdigen Sage gemäß iſt, die beiden Reiche von Peru und Mexiko ſtifteten, dieſe Thierarten nicht mitbrachten, oder die mitgebrachten nicht zu erhalten wußten, ſo konnte ja dieß auch bei den erſten Einwanderern eben ſo der Fall ſein.

Ueberhaupt findet ſich an den öſtlichſten Enden Aſiens ſchon manches mit Amerika übereinſtimmende. Eben ſo kann auch der im innern Afrika weiter verbreitete Gebrauch der Metalle und der dienſtbaren Thierarten noch nicht hinreichen, die aſiatiſche Abſtammung der Negern zu beweiſen, wofern ſich nicht noch andre Gründe finden, um dieß wahrſcheinlich zu machen, und was dieſer Meinung entgegenſteht zu entkräften.

Die phyſiſche Verſchiedenheit der Menſchenſtämme iſt, wenigſtens ſo weit ſie bis jetzt entwikkelt worden, von nicht ſo großer hiſtoriſcher Wichtigkeit. Der merkwürdigſte und größte Unterſchied iſt wohl der, daß die Amerikaner weder im Süden ſo negerartig werden, noch im Norden die Weiße und übrigen Eigenſchaften der Europäer und

Bewohner des weſtlichen Mittelaſiens in dem Grade annehmen, als dieß beim aſiatiſchen Stamm geſchieht. Dieß würde alſo eine gröſſere phyſiſche Biegſamkeit und Bildſamkeit zur Abartung vielleicht nicht minder als zur Veredlung bei dem aſiatiſchen Menſchenſtamm vorausſetzen, als bei jenem; da die aſiatiſche Abſtammung weiſſer Stämme in Europa und der ſchwarzen Bewohner des ſüdlichſten Indiens, ſo wie der indiſchen Inſeln, durch Sprache und alle mögliche andre Beweisgründe, hiſtoriſch erwieſen iſt.

In dieſen Völkerſchichten nun ſehen wir, wie der Naturforſcher im innern Bau der Gebirge, einen Theil der verlohrnen Urgeſchichte gleichſam in einem Grundriß vor Augen, der uns hier und da mit der überraſchendſten Klarheit anſpricht, an andern Stellen aber unverſtändlich bleibt, weil wir wohl das Allgemeine und den Zuſammenhang des Ganzen zu vermuthen und uns zu denken, aber nie die ganze Fülle alles Einzelnen zu errathen vermögen.

Ein andrer für die Aufmerkſamkeit des Geſchichtſorſchers faſt noch wichtigerer Gegenſtand, iſt die Miſchung der Völker, die vorzüglich im perſiſchen Reich, längſt dem Gihon und Euphrates am Kaukaſus und in Kleinaſien, überhaupt in dem mittlern weſtlichen Strich jenes alten Welttheiles Statt fand. Wenn es im Kreiſe dieſer Unterſuchung läge, dieſe Sache vollſtändig ins Licht zu ſetzen, ſo würden wir uns zu zeigen bemühen, wie durch Wanderung allein neue Völker entſtehen können; wie nehmlich plötzliche Veränderung des Clima's und des ganzen äuſſern Lebens auch in Sprache und Sitten eine große Revolution hervorbringen müſſe, und wenn einige Miſchung mit Stämmen andern Geſchlechts hinzukömmt, eine wirklich neue Nation daraus werde von ganz eigenthümlichem Charakter und individuellem Gepräge, das, wenn der Moment der Gährung und des Entſtehens einmal vorüber iſt, ſich nun Jahrtauſende faſt unverändert erhalten kann. Es würde ſich alsdenn beſtimmen laſſen, mit welchem Recht Mittelaſien von den Geſchichtforſchern ſo oft als die Mutter und unverſiegliche Quelle immer von dort auswandernder Völker betrachtet und geſchildert worden, und in wiefern und in welchem Sinne dieß wirklich gegründet ſei, da der zweifache Strom der Wanderung, deren gewöhnlicher und gleichſam natürlicher Lauf faſt immer nach Nordweſten gerichtet war, hier vom Oſten und vom Süden her zuſammentraf, hier alſo die Miſchung am mannichfaltigſten und fruchtbarſten, und dieſer Erdſtrich wirklich die Stätte war, wo von Alters her Nationen entſtanden und ſich bildeten.

Man wird nie eine klare und verſtändliche Anſicht der älteſten Geſchichte erhalten, ſo lange man die Wanderungen der Völker nur als ein Drängen und Stoßen, wie nach blos mechaniſchen Geſetzen betrachtet, ohne zugleich auf die Bedingungen Rückſicht zu nehmen, wodurch ein großer Stamm ſich in mehre kleine theilen, und immer individueller abſondern und entwickeln mag, oder wie auch durch Miſchung aus mehren verſchiedenen Völkern ein drittes ganz neues entſtehen kann, das in Sprache und Charakter eigenthümlich gezeichnet und geartet iſt. Nur durch eine ſolche genetiſche Anſicht kommt Licht in das Chaos von Thatſachen und Ueberlieferungen und wohl oder übel begründeten Meinungen, welches wir alte Geſchichte nennen.

Auch darf man nicht alle Nationen, die wir jetzt in Aſien kennen, bei den Alten wieder finden wollen, noch weniger alle diejenigen, deren ſie erwähnen, in der heutigen Erdkunde aufſuchen; manche Nationen, die auf ſolche Weiſe entſtanden, ſind auf eben die Art auch wieder von andern verſchlungen werden und gänzlich untergegangen, wie wir ja auch in der Sprache der Basken, ſo wie der Arnauten und Wallachen nur noch ſchwache Reſte und bloße Anzeichen von ehedem vielleicht groſſen und weitverbreiteten Nationen übrig haben. Andre Nationen dürften jüngern Urſprungs und erſt in noch ziemlich neuen Zeiten zu dem, was ſie jetzt ſind, zuſammengewachſen ſein.

* * *

Drittes Kapitel.

Von den indiſchen Kolonien und der indiſchen Verfaſſung.

Wir haben dieſe Fragen hier nur, ſo weit der Zuſammenhang des Ganzen es forderte, im Vorbeigehen berühren wollen; denn zu unſrer gegenwärtigen Unterſuchung gehört eigentlich nur der dritte Gegenſtand, der das Nachdenken des Forſchers in der älteſten Geſchichte auf ſich zieht; die Verwandtſchaft nemlich der älteſten unter den gebildeten Völkern des Alterthums. Hindeutend auf dieſen Zuſammenhang ſind Religion und Mythologie, erwieſen wird die Verwandtſchaft durch die Sprache, und nächſtdem bietet auch die Architectur, ſo wie wir ſie an den alten ägyptiſchen, perſiſchen und indiſchen Denkmalen bewundern, noch einiges Gemeinſame dar, und iſt eine Beſtätigung mehr für die Einheit des Urſprungs aller aſiatiſchen Bildung; und dieſe letzte iſt doch der eigentliche Gegenſtand und Zweck aller Geſchichte. Von Amerika und von dem ſüdlichen Afrika würde es gar keine Geſchichte geben, wenn alles in demſelben Zuſtande dürftiger Wildheit ſtets verharrt wäre, und wenn nicht auch dieſe Länder von Aſien und Europa aus, manchen Zufluß und Samen höherer Geiſtesthätigkeit, Bildung und Bewegung erhalten hätten.

Wenn wir hingegen bei den aſiatiſchen Völkern ſelbſt im früheſten Alterthum etwas höheres als Wanderungen ohne einen andern Zweck, als den Drang des Bedürfniſſes, wenn wir Einheit und Aehnlichkeit einer tief begründeten Verfaſſung und Denkart bei ihnen wahrnehmen, ſo müſſen wir uns an die Rieſengröße und Feſtigkeit der Bauart in ägyptiſchen und indiſchen Denkmälern, im Gegenſatz der gebrechlichen Kleinheit moderner Gebäude, erinnern, um den Gedanken, daß die größten Reiche und vornehmſten Nationen von einem Stamme ausgegangen, daß ſie Kolonien eines Volkes, wo nicht unmittelbar, doch mittelbar indiſche Kolonien ſeien, nicht zu ungeheuer zu finden. Die Kolonien der Griechen und Römer erſcheinen im Einzelnen nicht ſehr bedeutend gegen jene alte Größe; und doch, welche wichtige Veränderungen und Wirkungen haben auch dieſe im Ganzen hervorgebracht! —

Freilich braucht die Verbindung nicht immer unmittelbar geweſen zu ſein; durch wie viele jetzt verlohrne Zwiſchenglieder mag die Lehre von der Seelenwandrung gegangen ſein, ehe ſie von Indien aus bis zu den Druiden des alten Galliens gelangte? Wenn wir noch in Peru einen Königsſtamm der Sonnenkinder, ein altes Reich auf die Verehrung des Sonnengottes gegründet, und ſo manche andre indiſche Spuren finden, ſo würden wir, wenn uns die chineſiſchen Geſchichtsbücher nicht einigen Aufſchluß darüber gäben, Vermuthungen auf Vermuthungen bauen, wie alles dieß ſich ſo weit hieher verlieren konnte.

Die Stärke der Bevölkerung bei den abgeſtammten Nationen, beſonders der germaniſchen und perſiſchen, darf dabei am wenigſten Schwierigkeit machen. Wenn die Anzahl der ſämtlichen Slaven, nach den Angaben der Geographen, die freilich meiſtens andre Geſichtspunkte haben als die Stammverſchiedenheit, mit Inbegriff aller in der Türkei und in Deutſchland zerſtreuten, eher über als unter funfzig Millionen ſein dürfte, wenn auch die der Germanen nah an vierzig angeſchlagen werden möchte, auch ohne noch die nicht celtiſch redenden Bewohner Engellands und die Engelländer in Nordamerika hinzu zu rechnen, ſo iſt keinesweges nothwendig anzunehmen, daß der urſprüngliche Stamm das gewöhnliche Maaß einer großen wandernden Horde überſtiegen habe, wie wir deren mehre noch ziemlich hiſtoriſch genau kennen; da auſſer dem allmäligen Anwachs, der oft vielleicht durch die Verbreitung und Zerſtreuung noch befördert ward, ganze kleinere Stämme und Völker beim erſten Entſtehen von dem herrſchenden verſchlungen und ihm einverleibt wurden.

Bedenke man nur, wie ſich die lateiniſche Sprache, anfangs nur dem mittlern Italien eigen, da im Norden Celten, im Süden Griechen wohnten, von dieſem kleinen Fleck aus, faſt über den ganzen Erdkreis verbreitet hat. Noch in ihren Töchtern, den romaniſchen Sprachen, herrſcht ſie faſt in allen Welttheilen; das Italiäniſche iſt die Handelsſprache des Morgenlandes, wie das Portugieſiſche der afrikaniſchen und aller indiſchen Küſten; das Spaniſche iſt die Sprache des größten Theils der neuen Welt geworden; des geſellſchaftlichen Einfluſſes der franzöſiſchen Sprache, des Gebrauchs der ausgeſtorbenen lateiniſchen zur Gelehrſamkeit und in mehren Ländern noch jetzt zur Unterredung und zur Religion, (wie das Samſkrit, oder wenigſtens einzelne Formeln deſſelben in Siam und Thibet liturgiſch gebraucht werden), der beträchtlichen römiſchen Einmiſchungen endlich in der engliſchen, deutſchen und wallachiſchen Sprache gar nicht zu erwähnen. So weit hat ein anfangs wenig zahlreiches Volk noch nach zwei Jahrtauſenden ſeinen Einfluß und ſeine Sprache verbreitet, deſſen eigentliche Herrſchaft doch, da ſie am ſtärkſten war, wohl nur ſelten die Bevölkerung des ganzen Indiens überſtiegen hat. Denn das darf nicht überſehen werden, daß Indien eins der volkreichſten Länder immer geweſen und auch noch gegenwärtig nach ſo vielen zerſtörenden Revolutionen der lezten Jahrhunderte, bei allgemeinem Verfall und hartem Druck es geblieben iſt. Wie leicht mochte alſo in den Zeiten des alten

Wohlſtandes der Ueberfluß ſelbſt die Auswanderung zum Bedürfniß machen!

Faſt noch weiter und ungleich ſchneller als die Römer haben die Araber durch Eroberungen, Handel und Kolonien ihren Einfluß und ihre Sprache über einen großen Theil von Aſien, den ganzen Norden, die Küſten und bis tief in das Innre Afrikas, ja bis auf die entlegenen indiſchen Inſeln verbreitet, wo unſre Geſchichte oft nicht zureicht, zu erklären, wie das Arabiſche, was wir daſelbſt in Sprache und ſonſt unläugbar finden, in ſo ferne Gegenden gekommen ſei. Kann etwas ähnliches nicht auch zu einer viel frühern Zeit in Rückſicht der Indier Statt gefunden haben, wenn gleich ſie niemals eigentliche Eroberer waren? Wir haben Grund genug, es zu behaupten, und können wenigſtens im Allgemeinen nachweiſen, wie es möglich war.

Was die weite Entfernung der Römer und Griechen und noch mehr der germaniſchen Völkerſchaften von dem Mutterlande betrifft, ſo ſind ſchon im erſten Buche einige Sprachen und Völker, die mit jener Familie in einer geringeren aber doch noch in einiger Verwandtſchaft ſtehen, als Mittelglieder angeführt worden; dazu kommt, daß der Norden der weſtlichen Halbinſel Indiens, bis an die Grenzen von Perſien und Turkhind, von den älteſten Zeiten an der Sitz der indiſchen Bildung nicht nur, ſondern auch der mächtigſten Reiche und Dynaſtien war.

Auch waren die Kolonien nicht immer zugleich Auswanderungen; eine geringe Anzahl konnte oft hinreichend ſein, eine ſolche Kolonie zu ſtiften, wenn es nicht blos Eroberer und Krieger, ſondern die Einſichtsvollſten jener Zeit, wenn es Prieſter waren, die irgend eine Urſache hatten, ihr Vaterland zu verlaſſen, und unter wilde Völker zu gehen, um ſie zu bilden und zu beherrſchen. Der Irrthum führt oft einen eben ſo ſtarken Bekehrungseifer mit ſich als die Wahrheit, wo ſich die Abſichten eigennütziger Herrſchſucht um ſo beſſer anſchlieſſen können. So wie an der perſiſchen Auswanderung der Kriegerſtand und Adel wohl den größten Antheil genommen haben mag, ſo trägt dagegen Aegypten ganz das Anſehn einer ſolchen Prieſterkolonie. Daß es nur das und nicht zugleich Auswanderung war, beweiſt der ſo gar nicht indiſche Charakter der koptiſchen

Sprache; ſei es nun, daß dieſe Prieſter aus dem Mutterlande ſelbſt unmittelbar dahin gekommen, was nicht undenkbar iſt, oder daß ſüdlich von Aegypten ein älteres gebildetes Aethiopien geweſen ſei, und die ägyptiſche Bildung erſt von daher abgeleitet worden.

Daß noch ganz andre Urſachen und Bewegungsgründe zur Auswanderung mitgewirkt haben möchten, als der bloße Andrang einer überſtrömenden Bevölkerung, iſt ſchon früher angedeutet worden. Wir wollen nur eines erwähnen. Welche unüberſehliche und ungeheure Veränderung und Zerſtörung mußte nicht das erſte Verbrechen, Mord und Krieg, der erſte beſtimmte Abfall von Gott, in dem Bewußtſein des Menſchen hervorbringen? Angſt und wüſte Begierde war die gewiſſe Folge; und was zuvor ein ſtilles Sinnen, ein ruhiges Denken und unmittelbares Schauen geweſen war, ward nun wilde Einbildung, Schrecknis und Lüge. Was mußte nicht alles vorgehen, ehe das gottbefreundete Weſen ſich entſchlieſſen mochte, am Leichnam ermordeter Thiere eine greuelvolle Nahrung zu ſuchen? Der Abſcheu der Brahminen vor thieriſcher Nahrung hat ein ſo altes

Gepräge, daß er wohl als ein übrig gebliebenes Erbtheil des früheſten Zuſtandes angeſehen werden könnte. Hat nicht dieſelbe innre Furcht, die den Gefallnen antrieb, in den Eingeweiden des Opferthiers nach dunkeln Anzeichen bevorſtehenden Unheils angſtvoll zu forſchen, und aus dem Innern der Erde die Metalle hervorzureiſſen, in denen er, noch nah an der Zeit, da man das Weſen der Naturdinge unmittelbar in Gott erblickte und begriff, bald die irdiſchen Geſtirne und Lenker ſeines künftigen Geſchicks, die Mittel friedlicher Nahrung, aber auch die Werkzeuge neuer Verbrechen und Kriege erkannte; hat nicht eben dieſe Unruhe den fliehenden, gleich dem erſten mit Blut gezeichneten Mörder, noch weiter verfolgt und bis an die äuſſerſten Enden der Erde umher getrieben? — Doch wir wollen uns hier nicht auf ſolche Thatſachen gründen, für die es wohl eine andre aber keine eigentlich hiſtoriſche Gewißheit geben kann, weil ſie älter ſind als alle Geſchichte, die erſt dann entſtehen konnte, nachdem jene erſchreckte Einbildungskraft, wovon wir in den älteſten Denkmalen des menſchlichen

Geiſtes noch ſo viele Spuren finden, bis zur Erinnerung gemildert und beruhigt war.

Ein Denkmal für die früheſte Geſchichte Indiens haben wir, was zuverläſſiger und älter iſt als alle, die in Worten abgefaßt und durch Schrift erhalten ſind; dieſes iſt die indiſche Verfaſſung ſelbſt. Konnte eine für die niedern Stände ſo harte Verfaſſung wohl anders als durch Gewalt und eine Zeit des Kampfs eingeführt werden, deſſen Schwankungen und Gährungen zahlreiche Stämme zur Auswanderung zwingen und bewegen konnten und mußten? Durch die Miſchung ſolcher aus dem Mutterlande fliehenden Stämme mit wilden Völkerſchaften ließe ſich die entferntere Annäherung und Verwandtſchaft der ſlaviſchen an die Familie der edlen Sprachen erklären. Doch brauchten es nicht bloß unterdrückte zu ſein, die da fliehen; andre konnten bloß, weil ſie das Verderben und die Zerrüttung, die der Einführung einer ſolchen Verfaſſung nothwendig vorhergegangen ſein müſſen, verabſcheuten und rein geblieben waren, gleichfalls fliehen, um ſich in weiter Ferne noch unbefleckte Wohnſitze zu ſuchen und dort der alten Frömmigkeit getreu zu leben.

Aber nicht bloß die erſte Einführung der indiſchen Verfaſſung mußte Zeiten der Unruhe und Gährung mit ſich führen; auch in ihr ſelbſt lagen Keime genug zum Zwieſpalt und zum innern Krieg. Zwar ſeit Alexander bietet uns die indiſche Geſchichte faſt nichts dar, als eine Reihe von Unterjochungen durch ausländiſche Sieger und eine Reihe innrer Revolutionen, die aber mehr ein bloßer Wechſel der Herrſcher und der Dynaſtien waren, als eine weſentliche Veränderung der Verfaſſung ſelbſt herbeiführten. Die einzigen Buddhiſten machen eine Ausnahme, die wohl nicht ſo der Lehre als der Verfaſſung wegen, weil ſie die Eintheilung der Stände antaſteten und den erblichen Unterſchied derſelben aufheben wollten, verfolgt und vertrieben wurden; doch ward die Verbreitung ihrer Lehre in die nah gelegnen großen Länder nicht durch eine förmliche Auswanderung, ſondern mehr nur durch einzelne Miſſionen bewirkt. In früheren Zeiten aber, ehe die Verfaſſung ſo feſt und zu einer andern Natur geworden war, mußte es noch größere Unruhen und Veränderungen geben. Auch, nachdem die unbezwingliche Uebermacht des erblichen Prieſterſtandes einmal entſchieden war, blieb dem Kriegerſtande deſto freierer Spielraum zu einzelnen Fehden unter ſich, die der Verfaſſung ja doch keinen weſentlichen Eintrag thun konnten. Und wovon handelt eine der älteſten indiſchen Dichterſagen im Mehabharet anders als von dem großen Bürgerkriege zweier verwandten uralten göttlichen Königs- und Heldenſtämme? Ehe ſich aber die Kſhetrya's, die urſprünglich derſelben Abkunft waren, von den erblichen Prieſtern abſonderten, und das Verhältniß der beiden Stände ganz ſo beſtimmt ward, wie es nachher blieb, mußte mancher harte Kampf und manche Erſchütterung vorangehn. Nicht umſonſt wird vom Pecesrame gerühmt, daß er die böſen Könige vertilgt, den verwilderten Adel beſtraft und ſeine Macht beſchränkt habe.

In den Stammverzeichniſſen der Indier wird nicht ſelten von einem oder dem andern Geſchlecht bemerkt, daß ſie ausgeartet und Barbaren — Mleccha's — geworden, d. h. zu andern für wild gehaltnen Völkern ausgewandert und übergetreten ſeien. Menu's Geſetzbuch (X, 43—45.) nennt uns eine ganze Reihe ſolcher verwilderter und barbariſch gewordner Kſhetryaſtämme, unter denen wir die Nahmen mehrer großen und berühmten Nationen wieder finden; die Sakas, die Chinas und die Pahlavas; dieſes ſind wohl die alten Pehlvans oder Meder, von deren Sprache das Pehlvi ein obgleich entſtelltes Ueberbleibſel ſein mag; zu welchem Volksſtamme dem Nahmen nach auch die Paphlagoner gerechnet werden könnten. Ferner die Yavaner; wenn dieſe, wie behaupwird *), in den Puranas mehr als eine dem ſinnlichen Naturdienſt ergebne Secte geſchildert werden, die auch der Religion wegen Kriege geführt haben, ſo ſtreitet dieß doch damit, daß ſie hier unter den übrigen verwilderten Kſhetryas aufgeführt werden, eigentlich nicht, da beides mit einander beſtehen kann.

---

*) Nach Stellen bei Wilford, der in eignen Vermuthungen oft ſehr gewagt, wo er aber bloß citirt und überſetzt, bei ſeiner Kenntniß der Sprache zuverläſſig iſt.

Wir müßten freilich erſt mehr Urkunden haben, um zu prüfen was in den indiſchen Büchern von Religionskriegen aus uralten Zeiten vorkömmt. An ſich aber iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſchon ſehr frühe, was ſpäter bei Gelegenheit der Buddhiſten, geſchehen ſein mag, da die Neuerung zu ſehr auch die alte Verfaſſung berührte, als daß ſie ohne Krieg hätte vorübergehen können. Stoff genug zu Unruhen und Zwieſpalt enthielt die große Verſchiedenheit der Secten und Denkarten, die in Indien ehedem geherrſcht haben, von denen allen das heutige Syſtem, welches ſie nur in eine erträgliche Vereinigung zu bringen ſuchte, noch Spuren enthält. Der gegenſeitige Religionshaß der Perſer und Aegypter könnte allein hinreichen, um die gewöhnliche Meinung, daß der Polytheismus der alten Welt durchaus tolerant ſei, zu widerlegen. Wenn die Geringſchätzung der Anhänger einer intellektuellen Religion, wie die perſiſche war, gegen den polytheiſtiſchen Aberglauben oft in gewaltſame Bekehrungsſucht übergeht, wie beim Kambyſes, ſo erzeugt der mythiſche Volksglaube gegen die, welche ſich abſondern und höher erleuchtet dünken, oft einen Haß voll Erbittrung, wie bei den ſyriſchen Griechen gegen die Juden. In Indien waren beide ſtreitende Elemente, deren Kampf von jeher ſo viele große Religionskriege bis auf die neueſten Zeiten hervorgebracht hat, ſchon vor Alters beiſammen; aber gewiß nicht immer ſo friedlich als jetzt, da alles lange geſchwächt und das ganz unverträgliche ſo oft ſchon ausgeſtoßen worden iſt, oder ſich ſelbſt freiwillig abgeſondert hat.

Wenn es gegründet iſt, daß unter den Yavanern der indiſchen Bücher mehre weſtlich gewanderte, dem ſinnlichen Naturdienſt ergebne, Völker zu verſtehen ſind, ſo müſſen wir vielleicht längſt dem Euphrat und Tigris herauf durch Phönicien und Klein-Aſien den Weg ſuchen, auf welchem altaſiatiſche Stämme, und mit ihnen indiſche Sprache und Vorſtellungen ſich bis nach Griechenland und das mittlere und untere Italien verbreitet haben. Geſetzt auch, was noch gar nicht erwieſen iſt, daß Babylon und das umher liegende Hauptland in den älteſten Zeiten ſchon von einem ſyriſch redenden Volke bewohnt ward; ſo war doch gewiß ſo frühe als hier ein großes Reich war, dieſes eben wie auch ſpäter aus ſehr verſchiednen Völkern zuſammengeſetzt. Phrygien, ein von Babylon abhängiger Lehnſtaat, giebt ſchon ein Mittelglied mehr, da wohl kein Geſchichtskundiger mit den Alten, die ſich ſo gern zu Autochthonen machten, die zahlreichen Hellenen in Klein-Aſien erſt aus Europa wird ableiten wollen. Zwar ſind in ſpätern Zeiten unſtreitig viele dieſes Weges wieder nach Aſien gekommen, wie vielleicht bei jeder großen Wanderung einzelne Helden und Kriegsheere oder auch friedliche Anpflanzer denſelben bekannten Weg, den ſie gekommen waren, auch wieder zurückwanderten. Denn die großen Wanderungen geſchahen faſt immer allmälig, faſt immer blieb noch Verkehr und gegenſeitige Kundſchaft zwiſchen denen in der Ferne und den Zurückgebliebenen, bis die weite Entlegenheit und noch mehr die Länge der Zeit die allmälig Entfremdeten für immer ſo ganz trennte, daß oft beide Theile bei einem ſpätern Wiederbegegnen über die unläugbaren Beweiſe einer gemeinſamen Abkunft gleich ſehr erſtaunten.

Wie manches Königs- und Heldengeſchlecht in Hellas und Italien ward nicht aus Klein-Aſien hergeleitet! Babylon, oder wie man ſonſt das große alte Reich am Euphrates und Tigris nennen will, das noch vor den Perſern ſeine Herrſchaft bis tief in Klein-Aſien hinein erſtreckte, war, was es ſeiner ganzen Lage nach ſein mußte, eine Seemacht *); und auch die Hellenen waren ſchon in den älteſten Zeiten ein ſeefahrendes Volk. Daß die italiſchen Völkerſchaften des mittleren Landes, die mit den Lateinern von gleicher Abkunft waren, zur See gekommen ſeien, beweißt die ganze Lage der verſchiedenartigen Völkerſchaften in Italien, denn wenn ſie zu Lande etwa über die carniſchen Alpen durch Venetien ihren Weg genommen hätten, ſo müßten bei einer ſolchen Einwanderung mehr Spuren dieſes Weges im nördlichen Theile Italiens übrig geblieben ſein.

---

*) Was über die Waſſerbaukunſt der Babylonier und andres dahin gehörige bei den Alten vorkommt, findet ſich zuſammengeſtellt in Heerens Ideen über den Handel der alten Welt u. ſ. w.

Von der indiſchen Verfaſſung finden ſich bei den älteſten Römern vielleicht bei genauer Anſicht noch mehr Ueberbleibſel als man beim erſten Blick denken ſollte. Die Patricier, die ausſchlieſſend das Recht der Augurien hatten, waren wohl urſprünglich nichts anders als der erbliche Prieſterſtand; und nur dadurch, daß dieſer auch den Krieg übte und die Rechte des Kriegesſtandes mit an ſich riß, ward der eigentliche Adel (die equites) zurückgedrängt, bis die Alleinherrſchaft dieſes übermächtigen kriegriſchen Prieſteradels den Widerſtand des Volks aufreizte und jener Kampf begann, der uns noch jetzt in den alten Geſchichten ſo lebhaft anzieht.

Wenn die Griechen Alexanders eigentliche Republiken bei den Indiern zu finden glaubten, ſo dürfen wir dieſes doch wohl ſchwerlich nach der Weiſe der helleniſchen, phöniciſchen oder italiſchen Freiſtaaten verſtehen. Die Griechen hatten keinen Begriff von einer ſtändiſchen Verfaſſung, wie es die indiſche von Alters her war; noch von einem auf unverletzlich heilige ſtändiſche Rechte gegründeten, geſetzlichen und freien Königthum; ſie werden alſo nach ihrer Weiſe für iſolirte Freiſtaaten gehalten haben, was nur dem größern Ganzen einverleibte ſelbſtſtändige Glieder deſſelben waren. Nur das eine iſt in der Verwirrung der älteſten indiſchen Geſchichte klar, daß es ſchon damals große Monarchien in Indien gab, obgleich ſtändiſche, durch die erblichen Rechte der Prieſter und des Adels vielfach beſchränkte. Auch bei den von Indien abſtammenden Nationen und Kolonien dürfte die republikaniſche Verfaſſung erſt ſpäter entſtanden, die monarchiſche in den älteſten Zeiten die herrſchende geweſen ſein, beſonders wo der Kriegs- und Adelſtand den größten Antheil an der Bildung des Ganzen hatte, wie in Perſien. Merkwürdig bleibt es immer, daß die geſchichtlichen Urkunden des weſtlichen Aſiens, wie die Dichterſagen des an Aſien gränzenden ſüdöſtlichen Europas, beide mit Erzählungen von einer uralten Königs-Burg, einem herrlichen Reiche beginnen, deſſen durch Ueppigkeit und Uebermuth erfolgte Zerſtörung, zur Zerſtreuung der Stämme und Völker, zu vielen Abentheuern und auch zur Stiftung mancher kleinern und neuern Staaten Gelegenheit gegeben habe. Hat die Sage vom trojaniſchen Kriege einen hiſtoriſchen Sinn, wie ihr altes Gepräge vermuthen läßt, ſo ſind wir berechtigt, ſie aus der helleniſchen Beſchränktheit heraus zu rücken, und an die größere aſiatiſche Ueberlieferung anzuknüpfen. Daß Namen von Orten, Bergen oder Städten, die in der Sage eine große Stelle einnehmen, im Verlauf der Zeiten mit dem Fortrücken der Sage und des Volkes ſelbſt, oft noch weiter, immer näher und mehr weſtlich gerückt werden ſein, iſt zu bekannt als daß es der Beiſpiele bedürfte.

Es darf wohl kaum erinnert werden, daß alle dieſe Bemerkungen nichts weiter ſollen, als nur ungefähr die Ausſicht eröffnen, wie fruchtbar das indiſche Studium auch an hiſtoriſchen Folgerungen ſein dürfte. Manches Einzelne in der älteſten Völkergeſchichte Aſiens wird ſich erſt ganz feſt entſcheiden, ein vollſtändiges Bild des Ganzen erſt dann entwerfen laſſen, wenn noch mehre Hülfsmittel gegeben ſind; beſonders eine kritiſche Bearbeitung der eigenthümlichen indiſchen Erdkunde aus den Quellen, die vielleicht auch noch in anderer Rückſicht ſehr lehrreich ſein würde, und eine vollſtändige Ueberſetzung des

Skondopurano, der für Geſchichte unter allen Puranas am meiſten enthalten ſoll. Indeſſen läßt ſich doch ſchon aus dem wenigen, was wir bis jetzt haben, vieles erklären und aufhellen, und oft grade was das ſchwerſte und befremdendſte ſcheint. So kann z. B. wohl nichts ſo viel Zweifel erregen, als wie eine Völkerſchaft aus dem fruchtbarſten und geſegnetſten Erdſtriche Aſiens bis in den äuſſerſten ſkandinaviſchen Norden hinauf habe wandern mögen; denn ſie immer wieder durch andre Horden hinauf drängen zu laſſen, dürfte beſonders bei einem ſo zahlreichen Stamm, wie der der germaniſchen Völker war, eine Erklörung ſein, wobei der Geſchichtskundige ſich wohl ſchwerlich befriedigen möchte. In der indiſchen Mythologie findet ſich etwas, was dieſe Richtung nach Norden vollkommen erklären kann; es iſt die Sage von dem wunderbaren Berg Meru, wo Kuvero, der Gott des Reichthums, thront. Mag nun dieſer Begriff aus einer misverſtandenen Ueberlieferung, oder aus was immer für einer dunklen Naturanſicht und Naturaberglauben entſtanden ſein; genug, dieſe hohe Verehrung des Nordens, und des heiligen Berges im Norden iſt da, und ſie iſt nicht blos eine Nebenſache in dem ganzen Syſtem der indiſchen Denkart, ſondern ein überall wiederkehrender allen ihren Dichtungen tief eingeprägter Lieblingsbegriff. Es wäre nicht das erſte und nicht das einzige Mal, daß dichteriſche Sagen und alte Geſänge, tief im innigſten Gefühl und Glauben mit Religion verwebt, auf die Züge und Abentheuer der Helden mehr Einfluß gehabt haben, als diejenigen glauben möchten, die von der Geſchichte nur die Politik kennen.

Geſetzt alſo, nicht bloß der äuſſere Drang der Noth, ſondern irgend ein wunderbarer Begriff von der hohen Würde und Herrlichkeit des Nordens, wie wir ihn in den indiſchen Sagen überall verbreitet finden, habe ſie nordwärts geführt, ſo würde ſich der Weg der Germaniſchen Stämme von Turkhind längſt dem Gihon bis zur Nordſeite des caspiſchen Meers und des Kaukaſus leicht nachweiſen laſſen; ob ſie aber von da aus vorzüglich mehr die Gebirge aufgeſucht und ſich da angeſiedelt, oder ob ſie mehr den großen Strömen nachgegangen ſeien, wie die alten aſiatiſchen Nationen daſſelbe Leben an einem weitherrſchenden Fluſſe, wie am Ganges ſo auch am Nil und Euphrat, überall wieder ſuchten; dieſe für unſre vaterländiſche Geſchichte ſehr wichtige Frage weiter zu verfolgen, iſt hier der Ort nicht.

Viertes Kapitel.

Vom orientaliſchen und indiſchen Studium überhaupt, und deſſen Werth und Zweck.

Nachdem wir die Fruchtbarkeit des indiſchen Studiums für Sprachforſchung, Philoſophie und alte Geſchichte gezeigt und angedeutet haben, bliebe nichts mehr übrig als noch das Verhältniß der orientaliſchen Denkart überhaupt zur europäiſchen zu beſtimmen, und den Einfluß darzuſtellen, welchen die erſte auf die letztere gehabt hat oder haben ſoll, um auch von dieſer Seite die Wichtigkeit des indiſchen Studiums deutlich zu machen, welches der Zweck dieſer ganzen Abhandlung war.

Da die heilige Schrift das eigentliche Band geworden iſt, wodurch auch die europäiſche Denkart und Bildung an das orientaliſche Alterthum ſich anknüpft, ſo iſt hier der ſchicklichſte Ort, das Verhältniß des indiſchen Alterthums zur moſaiſchen Urkunde und überhaupt zur Offenbarung zu berühren; ein Gegenſtand, den wir bei dem hiſtoriſchen Theil bis jetzt abſichtlich vermieden haben, um den Leſer nicht auf den unſichern Ocean ſo verſchiedener Auslegungen und Hypotheſen zu führen, die nur allein über den Stammbaum der Noachiden und die wahre Lage des Paradieſes ſich in faſt zahlloſer Menge, eine über die andre wälzen. Die kritiſche Sichtung ſo vieler Meinungen würde eine eigne ausführliche Behandlung erfordert haben, die wir andern überlaſſen.

Eins zwar, was für die Religion das weſentlichſte und allein zu wiſſen nothwendig iſt, ſagt uns die moſaiſche Urkunde in ſolcher Klarheit, daß noch keine Auslegung es hat verdunkeln mögen: daß der Menſch nach Gottes Bilde erſchaffen ſei, daß er aber die Seligkeit und das reine Licht, deſſen er ſich anfangs erfreute, durch eigne Schuld verlohren habe. Wenn die moſaiſche Urkunde in dem Verfolg ihres älteſten geſchichtlichen Theils zwar nicht immer ausführlich erzählt, (denn zur Befriedigung bloßer Wißbegier und zum hiſtoriſchen Unterricht ward ſie nicht gegeben) aber doch bedeutend auf die Wege und Punkte hinweist, wie ein Strahl des urſprünglichen Lichtes, da die Nacht der Sünde und des Aberglaubens alle Welt umher bedeckte, dennoch durch göttliche Fügung ſei gerettet und erhalten worden; ſo zeigen uns die indiſchen Urkunden die Entſtehung des Irrthums, die erſten Ausgeburten, deren der Geiſt immer mehrere ergrübelte und erdichtete, nachdem er einmal die Einfalt der göttlichen Erkenntniß verlaſſen und verlohren hatte, von der aber mitten in Aberglauben und Nacht noch ſo herrliche Lichtſpuren übrig geblieben ſind.

Der Gegenſatz des Irrthums zeigt uns die Wahrheit in einem neuen noch hellern Lichte, und überhaupt iſt die Geſchichte der älteſten Philoſophie, d. h. der orientaliſchen Denkart, der ſchönſte und lehrreichſte äuſſere Commentar für die heilige Schrift. So wird es z. B. denjenigen, der die Religionsſyſteme der älteſten Völker Aſiens kennt, nicht befremden, daß die Lehre von der Dreieinigkeit, beſonders aber von der Unſterblichkeit der Seele im alten Teſtamente mehr angedeutet und nur berührt, als ausführlich und ausdrücklich entwickelt, und als Grundſäulen der Lehre aufgeſtellt werden. Der Meinung, daß Moſes, er dem alle Weisheit der Aegypter bekannt war, von dieſen bei den gebildetſten Völker des alten Aſiens allgemein verbreiteten Lehren nicht gewußt haben ſollte, wird man wohl ſchwerlich irgend eine auch nur hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit geben können. Sehen wir aber, wie bei den Indiern z. B. grade an die hohe Wahrheit von der Unſterblichkeit der Seele der meiſte und gröbſte Aberglauben ſich feſt und faſt unabtrennlich angeſchloſſen hatte, ſo erklärt ſich daraus das Verfahren des göttlichen Geſetzgebers auch in äuſſerer Rückſicht.

Mancher unbillige Vorwurf, da man es den Propheten Gottes bei den Hebräern als Beſchränktheit auslegt, daß ſie, alles andre ſtreng verwerfend, ihre Lehre und ihr Volk ſo hart abſonderten, würde von ſelbſt weggefallen ſein, wenn man gewußt hätte, ſich in den Zuſtand der orientaliſchen Völker der damaligen Zeit zu verſetzen. Man ſtelle es ſich vor Augen, wie damals bei den gebildetſten und weiſeſten Völkern überall noch einzelne Spuren des göttlichen Lichtes vorhanden waren, aber alles entſtellt und entartet,*) und oft grade das Edelſte auch bei Perſern und Indiern am übelſten angewandt und misdeutet; und man wird es begreifen, wie nothwendig jene Strenge und Abſonderung, wie natürlich der Eifer jener Männer nur auf das Eine, alles andre bei Seite ſetzend, gerichtet ſein mußte, daß doch nur ja das koſtbare Kleinod der göttlichen Wahrheit nicht vollends untergehe, daß es rein und unverderbt erhalten werde. Daß manchen einzelnen Iſraeliten Jehova nichts als ein bloßer Nationalgott war, mag ſein; daß aber die Propheten und göttlichen Lehrer ſelbſt es ſo gemeint, wird man nirgend zeigen können, man müßte denn die Lehre von dem unmittelbaren, nähern und beſondern Verhältniß mit der Vorſehung, in welches der Menſch durch den Glauben treten kann und in der Kirche wirklich tritt, die Hauptlehre des Chriſtenthums, ſo ganz verkennen, daß man ſie mit jenem Irrthum verwechſelte, der den Vorwurf der angeblichen jüdiſchen Beſchränktheit des alten Teſtaments begründen ſoll.

---

*) Herrliche Winke darüber finden ſich in Herders älteſter Urkunde des Menſchengeſchlechts. Nur daß ich jeden trüben Strom entarteter Muſik nicht ſo unmittelbar aus dem reinen Quell göttlicher Offenbarung herleiten mochte. Sonſt aber weht die Fülle des orientaliſchen Geiſtes in dieſem Werke, wie in mehren der frühern theologiſchen Schriften Herders. —

Mit dem Chriſtenthum hat die Religion des Fo in einigen Stücken der Lehre und ſelbſt der äuſſern Einrichtung eine auffallende, aber dennoch falſche Aehnlichkeit. Das Einzelne ſtimmt oft ſonderbar überein, aber es iſt alles entſtellt und verzerrt, alles hat ein andres Verhältniß und einen andern Sinn; es iſt die Aehnlichkeit des Affen mit dem Menſchen. Von ganz andrer und höherer Art iſt jene, gewiß auch dem Leſer bei der Ueberſicht der orientaliſchen Syſteme im zweiten Buch bemerklich gewordne, Verwandtſchaft und Aehnlichkeit, beſonders der perſiſchen Religion des Lichtes und der Lehre vom Kampf des Guten und Böſen, mit der heiligen Schrift ſowohl des alten als des neuen Bundes. Eben daß man dieſen Spuren zu ausſchlieſſend folgte, die ächte oder gar unächte Aehnlichkeit für völlige Gleichheit nahm, iſt oftmals Urſache abweichender Irrthümer, wie beim Manes und andern, geworden. Von dem, was bei den Perſern jener Lehre irriges beigemiſcht war, findet ſich in den heiligen Schriften nichts; was ſie lehren, iſt nicht Syſtem, ſondern aus göttlicher Offenbarung, die durch innere Erleuchtung ergriffen und verſtanden wird, leiten ſie die Erkenntniß des Wahren her.

Es könnte aber doch die Vergleichung mit der theils wirklich, theils ſcheinbar ſo verwandten Denkart dazu dienen, es ſogar hiſtoriſch und ganz äuſſerlich zu zeigen, daß nur eine und dieſelbe Anſicht, im alten Teſtamente wie im neuen, durch das Ganze hingehe und herrſche; nur das was dort blos angedeutet und vorgebildet wird, hier in vollem Glanze erſcheint. Es dürfte daher die alte chriſtliche Erklärungsart des alten Teſtaments die einzige richtige ſein, und als ſolche durch eine vollſtändige Kenntniß der Geſchichte des orientaliſchen Geiſtes auch von auſſen beſtätigt werden. Es iſt dieß ſogar blos aus dem Geſichtspunkte der Kritik angeſehen, ganz deutlich; es würde ſelbſt dann gelten, wenn man die Lehre der Schrift für nichts mehr hielte, als für eine der orientaliſchen Denkarten, gewiß in dieſem Falle, von allen die erhabenſte und tiefſinnigſte. Denn wie läßt ſich wohl ein Werk verſtehen und erklären, als nach der Denkart, die ihm zum Grunde liegt? und wo kann wohl dieſe Denkart ſelbſt ergriffen werden, als da, wo ſie ganz ausgeſprochen worden, und in vollkommner Klarheit erſcheint? Daß dieß im neuen Teſtamente geſchehe, wird jeder zugeben, der es nur nach unbefangener Kritik, mit der unvollkommnen Andeutung des alten, oder mit dem zum Theil irrigen perſiſchen Syſtem zuſammenhalten will. Daher kann der Sinn des alten Teſtamentes durch keine bloße Exegeſe aufgeſchloſſen werden, wenn dieſelbe auch an Sprach- und andrer Nebengelehrſamkeit alle Meiſter des Talmud überträfe, wo nicht das Licht des Evangeliums hinzukommt, um das Dunkel zu erhellen. *) Spuren der Wahrheit, einzelne Spuren

---

*) Ein vortreffliches Beiſpiel dieſer ältern Erklärungsart iſt in der Geſchichte der Religion Jeſu von Fr. L. Grafen zu Stolberg aufgeſtellt; einem Werke, worin die ruhige Kraft, der immer gleiche Ernſt und jene ſchöne Klarheit herrſcht, die nur da hervortritt, wo die höchſte

göttlicher Wahrheit finden ſich überall, beſonders in den älteſten orientaliſchen Syſtemen; den Zuſammenhang des Ganzen aber und die ſichre Abſonderung des beigemiſchten Irrthums wird wohl niemand finden, auſſer durch das Chriſtenthum, welches allein Aufſchluß giebt über die Wahrheit und Erkenntniß, die höher iſt, als alles Wiſſen und Wähnen der Vernunft.

Wir betrachten nunmehr mit einigen Worten den Einfluß, welchen die orientaliſche Philoſophie, von der wohl gewiß ein bedeutender und nicht der ſchlechteſte Theil indiſchen Urſprungs iſt, auf die europäiſche gehabt hat. Sehr groß war dieſer Einfluß von jeher, obgleich vielleicht kein einziges orientaliſches Syſtem ganz rein nach Europa gelangt iſt, und die Griechen eben ſo wohl als die Neuern alles, was ſie von daher annahmen, ſich ſelbſtthätig aneigneten, und auf mannichfache Art umgebildet und verändert haben.

Aber wir müſſen einen Begriff von dem Gange und eigenthümlichen Charakter der euro-

---

Erkenntniß zugleich das tiefſte und lauterſte Gefühl und Seele des Lebens geworden iſt.

päiſchen Philoſophie veranſchicken, ehe wir den Einfluß der orientaliſchen Ideen auf dieſelbe deutlich machen können. Beim erſten Aufſchwunge der noch ungeſchwächten Geiſteskraft iſt die europäiſche Philoſophie überall Idealismus, worunter wir nicht blos die Lehre von der Ichheit oder von der Nichtigkeit des äuſſern Scheins verſtehen, ſondern jede Philoſophie, die von dem Begriffe der ſelbſtthätigen Kraft und lebendiger Wirkſamkeit ausgeht, alſo auch das Syſtem der Stoiker, des Ariſtoteles und mancher von den noch ältern Griechen. Wenn der Begriff des Unendlichen noch vorhanden, die Kunde der alten Offenbarung aber ſchon verlohren iſt, was iſt natürlicher, als daß der Menſch alles aus ſich ſelbſt zu nehmen glaubt, alles auf eigne Kraft und Vernunft gründen will? Alle die höhern Begriffe, die ihn in Sprache und Religion, in alten Gedichten und Sagen von Kindheit an umgeben und unbewußt angeregt haben, hält er nun für ſein Erzeugniß und ſein Eigenthum; denn es waren nur einzelne Spuren des Göttlichen, deren Zuſammenhang für ihn verlohren war. Freilich hat man noch nicht gefunden, daß eine ſolche Philoſophie bei irgend einem Volke entſtanden ſei, das wirklich ſich ſelbſt überlaſſen und von den Quellen und Strömen der alten gemeinſamen Ueberlieferung ganz weit entfernt lag; und wenn dieſe Weisheit wirklich ſo ganz aus ſich ſelbſt geſchöpft wäre, als ſie es vorgiebt, ſo würde ſie ſich wohl auch ſelbſt beſſer aus den unſäglichen Verirrungen helfen können, in die ſie ſich auf dieſem Wege jederzeit verwickelt hat. Dieſe häufen ſich immer ſo ſehr und ſo ſchnell, daß die Philoſophie bald ſkeptiſch wird, bis ſie endlich, wenn die Verſtandeskräfte durch langes Zweifeln hinlänglich geſchwächt worden, zu der blos empiriſchen Denkart herabſinkt, wo der Gedanke der Gottheit, wenn er auch dem Nahmen nach ſtehen bleibt, doch im Grunde vernichtet wird, überhaupt die Idee ganz verſchwindet, und der Menſch unter dem Vorwand einer vernünftigen Beſchränkung auf den allein nützlichen Erfahrungskreis, den höheren Geiſt, der ihn doch allein weſentlich vom Thier unterſcheidet, als ein falſches Streben aufgiebt. Das Troſtloſe dieſes letzten Geiſteszuſtandes pflegt einzelne Denker zu wecken, denen es unmöglich bleibt, darin zu verharren, und die alſo irgend einen Rückweg zur ältern und beſſern Philoſophie ſuchen, und ſo es ihnen Ernſt iſt, gewiß auch finden.

Dieſes iſt der einfache Gang aller europäiſchen Philoſophie von den älteſten Griechen bis auf die neueſten Zeiten. Dieſer Kreislauf von einer Philoſophie, die wenigſtens den Begriff des Unendlichen und der ſelbſtthätigen Kraft noch nicht verlohren hat, zur Skepſis und endlich zur empiriſchen Denkart hat ſich mehr als einmal wiederhohlt; jede neue Wiederhohlung aber war von der vorigen verſchieden, grade weil man mit dieſer bekannt war und ſie benutzte, das Neue zum Theil wenigſtens ſich an das Alte durch Umbildung oder durch den Gegenſatz anſchloß.

Noch mehr Unregelmäßigkeit aber und noch mehr Schwankendes kommt in den Gang des europäiſchen Geiſtes, durch das immer von Zeit zu Zeit geſchehene Eingreifen der orientaliſchen Philoſophie als eines fremden Gährungsſtoffs. Ohne die ſtets erneuerte Anregung dieſes belebenden Princips würde der europäiſche Geiſt ſich wohl nie ſo hoch erhoben haben, oder doch frühe wieder geſunken ſein. Auch die höchſte Philoſophie der Europäer, der Idealiſmus der Vernunft, ſo wie ihn griechiſche Selbſtdenker aufſtellten, würde wohl, an die Fülle der Kraft und des Lichts in dem orientaliſchen Idealiſmus der Religion gehalten, nur als ein ſchwacher prometheiſcher Funke gegen die volle himmliſche Gluth der Sonne erſcheinen, nur geraubt und immer wieder zu erlöſchen drohend; aber je geringer der Gehalt, deſto künſtlicher ward die Form ausgebildet.

Freilich aber iſt die orientaliſche Weisheit bei den Griechen wie bei den Neuern oft aus trüben Quellen gefloſſen. Wie ſehr in den Zeiten der Neu-Platoniker und Gnoſtiker alles ſchon in der ſpäteſten Entartung und Miſchung der Syſteme, in den Kreis der europäiſchen Bildung gelangt ſei, iſt zu allgemein bekannt, als daß es weiter angeführt werden dürfte. In dem, was man orientaliſche Philoſophie nennt, iſt dem alten Syſtem der Emanation mehr oder weniger Pantheiſtiſches und Dualiſtiſches, aus der orientaliſchen Zahlenphiloſophie oder aus der Lehre von den zwei Principien hergenommenes, beigemiſcht.

Es iſt dieß auch wohl nicht bloß in jenen ſpäten Zeiten der Fall, ſondern es dürfte ſchon beim Pythagoras ſo ſein, wenn wir anders den Nachrichten von ihm, die uns für die älteſten und beſten gelten, irgend trauen dürfen. Wenigſtens gehört die Zahlenlehre der Pythagoräer, von der nicht ſo leicht auszumachen, ob ſie eigne Erfindung oder auch orientaliſchen Urſprungs war, durchaus nicht zu dem Syſtem, aus dem ſie die Lehre von der Seelenwanderung annahmen, ſo wenig als ihre Entgegenſetzung zwiefacher Grundweſen und Grundbegriffe. Ja wir haben geſehen, daß in Aſien ſelbſt ſchon in frühen Zeiten, die ſpätere Lehre an die ältere ſich durch Miſchung oder Umdeutung angeſchloſſen habe; hat man aber jede der abgeſonderten Denkarten erſt für ſich rein aufgefaßt, ſo wird man wenig Schwierigkeit finden, ſich auch die zuſammengeſetzten und verwickelteren Erſcheinungen zu erklären.

Die Kenntniß der Philoſophie iſt wie zur Erforſchung des orientaliſchen Alterthums überhaupt, ſo insbeſondre für das indiſche Studium ſehr weſentlich und kaum zu entbehren. Wohl verſtehen wir unter der Kenntniß der Philoſophie etwas mehr als einige dialektiſche Uebung, nach irgend einem eben umlaufenden Syſtem, was denen neu ſcheint welche die alten nicht kennen, alles conſtruiren zu können; vor allem eine vertraute Bekanntſchaft mit dem Geiſt jener großen alten Syſteme, die auch auf das äuſſere Schickſal der Menſchheit einen ſo mächtigen Einfluß gehabt haben. Dieſen Geiſt aber wird freilich niemand begreifen, dem nicht die Bedeutung ſpekulativer Gedanken durch eignes Forſchen klar geworden iſt.

Welche groſe Stelle Philoſophie in der indiſchen Litteratur einnehme, wird deutlich erhellen, wenn man ſich der Ueberſicht des Ganzen nach den vier wichtigſten Epochen aus dem zweiten Buche erinnern will. In der erſten Epoche der Veda's und alles älteſten, was ſich zunächſt an dieſe anſchlieſt, ſo wie in der dritten Epoche der Puranas und des Vyaſo iſt Philoſophie mit allem unzertrennlich verflochten und kein Verſtändniß ohne ſie zu hoffen. In der mittlern zwiſchen jenen beiden, in der zweiten Epoche mag Philoſophie und Poeſie etwas mehr geſondert erſcheinen, aber wohl ſchwerlich ſo ſehr als ſie es bei den Griechen und überhaupt den Europäern faſt immer waren; und ſelbſt die vierte und letzte Epoche des Kalidas und der andern Dichter unter Vikromadityo, wo die indiſche Poeſie vorzüglich und mehr abgeſondert blühte, iſt doch noch durchaus auf die ältern gegründet und nicht von ihnen abzuſondern möglich.

Möchte doch überhaupt das indiſche Studium dazu beitragen, uns zu der größern Art und Anſicht der vortrefflichen Männer zurückzuführen, welche im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert das griechiſche und das orientaliſche Studium zuerſt geſtiftet haben, da man noch nicht glaubte, daß bloße Sprachkenntniß Anſpruch auf den Nahmen eines Gelehrten gebe und faſt keiner unter jenen genannt werden kann, bei dem nicht ſeltne Sprachkenntniß mit der Fülle hiſtoriſcher Kenntniſſe und mit einem ernſten Studium der Philoſophie wäre vereint geweſen.

Dann würden alle Theile der höhern Erkenntniß als ein untheilbares Ganzes vereint mit deſto größerer Kraft wirken und es würden die Herrlichkeiten des Alterthums auch in unſre Zeit lebendig eingreifen und ſie zu neuen Hervorbringungen befruchten. Denn niemals entſtand noch ein wahrhaft Neues, das nicht durch das Alte zum Theil angeregt und hervorgerufen, durch ſeinen Geiſt belehrt, an ſeiner Kraft genährt und gebildet worden wäre. Während nun auf der einen Seite alle Vernünftler und die, welche vorzüglich in der Gegenwart leben und von dem Geiſt derſelben ſich lenken und beherrſchen laſſen, faſt ohne Ausnahme dem verderblichen und zerſtörenden Grundſatze ergeben ſind, alles durchaus neu und von vorn wie aus Nichts erſchaffen zu wollen, iſt auf der andern Seite wahre Kenntniß des Alterthums und der Sinn für daſſelbe faſt verſchwunden, die Philologie zu einer in der That ſehr ſchaalen und unfruchtbaren Buchſtabengelehrſamkeit herabgeſunken, und ſo bei manchen erwünſchten Fortſchritten im Einzelnen, doch das Ganze zerſplittert und weder Kraft noch lebendiger Geiſt darin ſichtbar.

Ein Vorurtheil, was in dieſer Rückſicht viel geſchadet hat und noch ſchadet, iſt die Trennung, die man ſich zwiſchen dem orientaliſchen und dem griechiſchen Studium und Geiſt mehr ſelbſt erdacht und willkührlich angenommen hat, als daß dieſe gänzliche Verſchiedenheit in der Wahrheit gegründet wäre. In der Völkergeſchichte ſind die Bewohner Aſiens und die Europäer wie Glieder einer Familie zu betrachten, deren Geſchichte durchaus nicht getrennt werden darf, wenn man das Ganze verſtehen will. Aber auch was man in der Litteratur gewöhnlich den orientaliſchen Styl und Geiſt nennt, iſt nur von einigen aſiatiſchen Völkern hergenommen, beſonders von den Arabern und Perſern, und von einigen Schriften des alten Teſtaments, inſofern ſie bloß als Poeſie beurtheilt werden; auf mehre andre Völker paſt es gar nicht. Es beſteht dieſe orientaliſche Eigenthümlichkeit nach der gewöhnlichen Vorſtellungsart, in einer hohen Kühnheit und verſchwenderiſchen Fülle und Pracht der Bilder nebſt dem oft damit verbundenen Hange zur Allegorie. Das ſüdliche Klima kann nur als mitwirkende Urſache, nicht als Hauptgrund dieſer Richtung der Fantaſie gelten, da dieſelbe bei ſo manchen ſehr ſüdlichen und auch ſehr dichteriſchen Nationen, wie die Indier, ſo gar nicht gefunden wird. Die eigentliche Urſache liegt vielmehr in der intellectuellen Religion. Ueberall wo eine ſolche herrſcht, ſie ſei nun philoſophiſch tief, und aus göttlicher Liebe hervorgegangen, oder aber roh und wüſt wie die Begeiſterung des Hochmuths in der Lehre des Mahomed; es wird überall, ſo lange noch poetiſcher Geiſt vorhanden iſt, die Fantaſie, nachdem ſie der alten Mythologie entbehren muß, keinen andern Ausweg finden, als den jener kühnen allegoriſchen Bildlichkeit. Daher finden wir dieſen ſogenannten orientaliſchen Charakter eben ſo wohl in vielen Dichtern des Mittelalters (auch in italiäniſchen und deutſchen, nicht bloß in ſpaniſchen) als in den romantiſchen Dichtungen der Perſer und Araber, ohne daß wir desfalls zu dem Einfluß der Kreuzzüge unſre Zuflucht zu nehmen brauchten, da die gleichen Umſtände in Europa wie in Aſien dieſelben Folgen hervorrufen mußten. Wie paßt nun aber dieſe Farbengluth zu der proſaiſchen Trockenheit der Chineſiſchen Bücher, oder zu der ſchönen Einfalt des indiſchen Styls? Zwar in der Sokuntola des Kalidas fehlt es auch nicht an Blumenſchmuck und Bilderfülle; doch auch hier ohne alle Ueberſpannung. Die ältern indiſchen Gedichte vollends, ſind noch bildloſer als ſelbſt die einfachſten und ſtrengſten Werke der Griechen; die tiefe Seele, die in allem lebt und athmet, die helle Klarheit, in der alles daſteht, bedarf nicht dieſes wilden Feuers, und keiner unerwarteten Schläge und Strahlen der glühenden Fantaſie.

Eine andre Eigenſchaft, die man auch als eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit orientaliſcher Werke anſieht, betrifft mehr den Gedankengang im Ganzen und ſelbſt die Anordnung und Compoſition, die ſich durch Dunkelheit oft von den Werken der Griechen unterſcheidet. Auf die indiſchen Werke iſt dieſes wiederum gar nicht anwendbar, ſondern vorzüglich auf die vorhin genannten Nationen. Theils hängt dies wohl zuſammen mit der eben geſchilderten Ueppigkeit bildlicher Fantaſie, und dem Hange zur Allegorie; wo dieſe im Einzelnen vorwalten, da wird auch im Gliederbau und der Anordnung des Ganzen oft dieſelbe bloß andeutende Kühnheit herrſchen, und daher Dunkelheit entſpringen. Zum Theil dürfte es ſich aber auch aus denjenigen Grundverſchiedenheiten der Grammatik, die wir im erſten Buch entwickelt haben, erklären laſſen. Ich halte dafür, daß alle Werke der Rede dem Geſetz ihrer Sprache von Natur folgen, wenn nicht ein höherer Geiſt es anders lenkt, oder da wo man durch Vernachläſſigung noch tiefer hinabſinkt. Wie nun in den Sprachen, die ihre Grammatik durch Suffixa und Präfixa bilden, die Conſtruction im Einzelnen ſchwer iſt, ſo wird auch der Gedankengang leicht verworren oder dunkel ſein. In den Sprachen, die ſich ihr Geſchäft durch Hülfsverba und Präpoſitionen für den Gebrauch am bequemſten abkürzen, wird die Compoſition zwar leicht und verſtändlich, gern aber auch nachläſſig und formlos ſein; Sprachen aber, die durch innere Flexion der Wurzeln eine Fülle von Nebenbeſtimmungen des urſprünglichen Sinns genau bezeichnen, wie die griechiſche und die indiſche, führen von ſelbſt zur ſchönen Form, wie im Einzelnen der grammatiſchen Conſtruction ſo auch im Ganzen der Anordnung und der Compoſition.

Auch in dieſer letzten Beziehung alſo hat was man orientaliſchen Geiſt und Styl nennt, nur eine ſehr beſchränkte Anwendung auf einige wenige Völker. Zudem giebts der Ausnahmen und Uebergänge überall genug. So hat die Dunkelheit in dem Gedankengange des Aeſchylus beſonders in den Chören, obwohl in einer ganz helleniſchen Form, dennoch wirklich etwas Orientaliſches, was aber mehr von der leidenſchaftlichen Aufregung, dem gewaltſamen Zuſtande der Fantaſie überhaupt herrührt, als von einzelnen Bildern oder von irgend einer Unfähigkeit zur Klarheit. Auch dem Pindar giebt die lyriſche Kühnheit der Gleichniſſe und Anſpielungen, und die Abgeriſſenheit der Uebergänge einen orientaliſchen Anſtrich; ſeine Milde und Weichheit bei der heroiſchen Größe des Inhalts und Gedankens hat etwas von dem Charakter der indiſchen Gedichte, ſo weit wir ſie bis jetzt kennen. So wie die größten Denker, die tiefſinnigſten Philoſophen Europa's ſich faſt immer durch eine entſchiedne Vorliebe für das orientaliſche Alterthum auszeichneten; ſo näherten ſich mehre und zwar beſonders große Dichter bei den Griechen, und um nur den einzigen Dante zu nennen, auch bei den Neuern, nur auf eine weniger bewußte Weiſe, der orientaliſchen Eigenthümlichkeit und Größe.

So wie nun in der Völkergeſchichte die Aſiaten und die Europäer nur eine große Familie, Aſien und Europa ein unzertrennbares Ganzes bilden, ſo ſollte man ſich immer mehr bemühen, auch die Literatur aller gebildeten Völker als eine fortgehende Entwicklung und ein einziges innig verbundenes Gebäude und Gebilde, als Ein großes Ganzes zu betrachten, wo denn manche einſeitige und beſchränkte Anſicht von ſelbſt verſchwinden, vieles im Zuſammenhange erſt verſtändlich, alles aber in dieſem Lichte neu, erſcheinen würde.

Wenn es natürlich iſt, daß der tiefſinnige Geiſt des Mittelalters, auf den unſre ganze Verfaſſung und jetziges Leben ſich gründen, und noch lange gründen werden, uns in der Geſchichte, Dichtkunſt und Sittenlehre vor allen am nächſten ſteht, und die Kenntniß deſſelben für das Leben am wichtigſten iſt; wenn das griechiſche Studium die beſte nicht nur, ſondern eine durchaus nothwendige Vorbereitung und Schule gründlicher Gelehrſamkeit bleibt, weil nirgends ſonſt wo die Kritik als Kunſt ſo vollſtändig ausgebildet werden; wenn endlich auch die Kunſt, die Philoſophie und Poeſie der Griechen, falls wir nicht bloß bei der äußern Form ſtehen bleiben, wie die Buchſtabengelehrten und gewöhnlichen Aeſthetiker und Kunſtkenner, theils an ſich von hohem Werthe, theils aber auch ein unentbehrliches Mittelglied der europäiſchen Bildung und der orientaliſchen Ueberlieferung ſind, ſo wie die römiſche Literatur den Uebergang von den Griechen zum Mittelalter bildet; ſo dürfte doch das indiſche Studium allein dahin führen, die bis jetzt noch ganz unbekannten Gegenden des frühſten Alterthums aufzuhellen, und dabei an dichteriſchen Schönheiten und philoſophiſchem Tiefſinn nicht minder reiche Schätze darzubieten haben.

Und wenn eine zu einſeitige und bloß ſpielende Beſchäftigung mit den Griechen den Geiſt in den letzten Jahrhunderten zu ſehr von dem alten Ernſt oder gar von der Quelle aller höhern Wahrheit entfernt hat, ſo dürfte dieſe ganz neue Kenntniß und Anſchauung des orientaliſchen Alterthums, je tiefer wir darin eindringen, um ſo mehr zu der Erkenntniß des Göttlichen und zu jener Kraft der Geſinnung wieder zurückführen, die aller Kunſt und allem Wiſſen erſt Licht und Leben giebt.

Indiſche Gedichte.

Ich ſetze dieſen Bruchſtücken indiſcher Dichtkunſt einige Bemerkungen über die Handſchriften voran, nach denen die Ueberſetzung gemacht worden, über die Orthographie, das Sylbenmaaß und endlich über die Auswahl der verſchiednen Stücke.

Die Handſchrift des Ramayon gehört zu den ſchönſten, welche die Pariſer Bibliothek beſitzt. Sie iſt in großen Devonagori-Charakteren auf Quartblättern von Papier geſchrieben. Die Handſchrift des Manovodharmoſhaſtron in bengaliſchen Charakteren auf länglichten Papierblättern, in Form derer aus Baumrinde, gehört wohl weder in Rückſicht der Schönheit noch der Correctheit zu den vorzüglichen. Von dem Bhogovotgita giebts vier verſchiedne Handſchriften in kleinem Format, als Bücher gebunden; ſie ſind ſämtlich in Devonageri-Charakteren, einige mit Scholien, der Text iſt ſehr correct. Von dem Mohabharot iſt ein gut geſchriebenes Exemplar in bengaliſchen Charakteren auf Baumrindenblättern vorhanden.

Was die Orthographie betrifft, ſo habe ich den kurzen Vokal, der ausgenommen am Anfang des Wortes nicht geſchrieben wird, in dem grammatiſchen Syſtem als ein kurzes a gilt, in der neuern Ausſprache aber o lautet, o geſchrieben; theils wegen der Autorität, welche der noch lebende Ton, ſo ſehr auch die Sprache ſelbſt entartet ſein mag, immer behalten muß, wie man auch im Griechiſchen vielleicht beſſer gethan hätte, die Ausſprache der Neu-Griechen nicht ſo ganz zu verlaſſen; theils aber iſt es geſchehen, um den Uebellaut zu vermeiden, der aus den zu ſehr gehäuften a entſteht, und damit die Quantität deſto leichter beobachtet werde, da wir eher gewohnt ſind, ein o beſonders am Ende des Worts kurz zu ſprechen als ein a. Das d der erſten Reihe, welches wie eine eigne Art von r lautet, und welches Jones durch einen Punkt, die Perſer aber unter dem Nahmen des indiſchen Dal mit vier Punkten bezeichnen, habe ich dem Klange gemäß r geſchrieben. Die zuſammengeſetzten Conſonanten jña und kſha, welche ghya und khya geſprochen werden, habe ich aber ungeachtet der kleinen Härte nicht nach der Ausſprache, ſondern nach der grammatiſchen Strenge geſchrieben, da es in manchen Fällen ſelbſt für die Etymologie wichtig iſt. Die verſchiednen Arten des naſalen n durch Zeichen zu unterſcheiden, ſchien mir überflüſſig, da dieſer Unterſchied doch für uns ganz verlohren geht, und wer indiſch ſchreiben kann, ohnehin aus dem vorhergehenden Conſonanten weiß, welches der verſchiednen n er zu nehmen hat. Die Conſonanten v, j, ch werden geſprochen wie im Engliſchen. Das erſte ſ, welches Jones durch einen Strich zur Unterſcheidung bezeichnet, wird von den Portugieſen (deren Orthographie der Verfaſſer des Pariſer Manuſcriptes Nro. 283 befolgt) wie von den meiſten andern ſo bezeichnet, daß man glauben muß, es laute wie ſh; wenigſtens müßte man, wenn man Shaſtra ſchreibt und ſpricht und nicht Saſtra, auch Shivo und Shekuntela, nicht Sivo und

Sokuntola ſchreiben und ſprechen, weil es derſelbe Buchſtabe iſt; doch habe ich mich hierin nicht von dem bisherigen Gebrauch entfernen wollen, da es nicht von großer Wichtigkeit iſt.

Die indiſche Sprache hat, obwohl das ganze Syſtem der Sylbenmaaße noch ſehr verſchieden ſein mag, doch einige der weſentlichſten rhythmiſchen Grundgeſetze mit der griechiſchen Sprache gemein. Die Vokale ſind theils von Natur lang, theils kurz wie im Griechiſchen. Lang ſind *a*, *e*, *ei*, *au*; kurz ſpreche man in den indiſchen Nahmen der folgenden Gedichte das *a*, *u*, *i*, auſſer wo die Länge ausdrücklich bezeichnet iſt. Die Sylbe, deren Vokal kurz iſt, kann durch Poſition lang werden, genau wie in den alten Sprachen. Jene Eigenheit der griechiſchen Metrik, da mit Beiſeiteſetzung der Sylbenzahl an gewiſſen Stellen für eine lange Sylbe zwei kurze geſetzt werden dürfen, habe ich wohl in dem Gitagovindo des Jayadevo bemerkt, wo ſtatt des Daktylus —∪∪ auch vier kurze Sylben ∪∪∪∪ gebraucht werden. In demjenigen Sylbenmaaße aber, worin die nachſtehenden Bruchſtücke wie die meiſten alten Werke der Indier abgefaßt ſind, findet dieſe

Freiheit nicht Statt, ſondern die Sylbenzahl wird ſtreng beobachtet. Es beſtehen dieſe Schlöken oder indiſchen Diſtichen, aus zwei ſechzehnſylbigen Verſen, deren jeder in der Mitte einen Abſchnitt hat, ſo daß das ganze Diſtichon aus vier gleichen achtſylbigen Gliedern oder Füßen nach der indiſchen Benennung beſteht. Dieſe ſechzehnſylbigen Verſe haben alle einen jambiſchen Ausgang ◡—◡—, ſelten ◡—◡◡. Auſſerdem kommen aber an jeder andern Stelle ſtatt des Dijambus auch Antiſpaſten, Choriamben, Dichoreen, Jonici, Epitriten, ſeltner Paeone aller Art vor. Doch iſt auch in dem erſten und dritten Fuß oder Versgliede des Diſtichens die fünfte Sylbe faſt nie lang.

In dieſem Sylbenmaaße ſind alle nachfolgenden Bruchſtücke gedichtet; nur als ſeltne Ausnahme kommen zwiſchen jenen ſechzehnſylbigen Verſen einige längere vor, meiſtens um einen höhern lyriſchen Schwung zu bezeichnen. Auch dieſe ſind in Diſtichen. In denen, die aus vier zwölfſylbigen Gliedern oder Füßen beſtehn, iſt das Schema meiſtens dieſes ◡—◡——◡◡—◡—◡—. In denen, die aus vier eilfſylbigen beſtehen,

⏓—⏑——⏑⏑—⏑—⏓. Doch habe ich dabei noch manche Abweichungen und Verſchiedenheiten bemerkt. Ich hatte der Verſe dieſer Art nicht genug vor mir, um alle Verſchiedenheiten des Schema's daraus abnehmen zu können.

Ich glaubte, es würde dem Leſer angenehm ſein, einen Verſuch zu ſehen, in wiefern die Bildſamkeit unſrer Sprache, die mit der griechiſchen ſo glücklich wetteifern konnte, ſich auch dem Gange der ehrwürdigen alten indiſchen Sprache anzuſchmiegen vermöchte; es verſteht ſich aber wohl von ſelbſt, daß ein erſter Verſuch der Art nicht auf die Vollkommenheit Anſpruch machen kann, die es vielleicht in der Folge zu erreichen möglich ſein wird, wenn wir das metriſche Syſtem der Indier aus einem proſodiſchen Werk ſeinem ganzen Umfang nach kennen werden, wo ſich denn auch die Frage wird entſcheiden laſſen, in wiefern es bei der Ueberſetzung möglich ſei, auch auf die dreifache Geltung der Sylben im Indiſchen (ſ. Menu's Geſetzbuch II, 125.) Rückſicht zu nehmen.

Noch bemerke ich, daß wo der Inhalt lehrend iſt, wie in Menu's Geſetzbuch oder im Bhagavotgita, jedes Diſtichon zugleich einen periodiſchen Abſchnitt bildet; in den epiſchen Stücken aber aus dem Ramayon und aus der Geſchichte der Sokuntola geht der Sinn oft aus einem Diſtichon in das andre hinüber.

Der Anfang des Ramayon erſcheint hier zum erſtenmal überſetzt; daher habe ich ſelbſt von der einleitenden Anrufung nichts weglaſſen wollen. Wo die Lesart oder die Auslegung mir zweifelhaft war, habe ich es in den Noten bemerkt.

Aus dem Geſetzbuche Monu's und dem Bhogovotgita, die durch Jones und Wilkins ſchon bekannt ſind, habe ich aus erſterm alles zuſammengeſtellt, was die Kosmogonie betrifft; aus dem andern aber mehre der merkwürdigſten Stellen ausgewählt, welche die Lehre von der Einheit, die der Inhalt, Zweck und Geiſt des Ganzen iſt, darſtellen und entwickeln. Beides dient als Belege zu den Bemerkungen über indiſche Philoſophie im zweiten Buche der Abhandlung.

Die Stücke aus der Geſchichte der Sokuntola können als ein Beiſpiel der ältern indiſchen

Poeſie dienen, wenn man die verſchiedne Behandlungsart der ſchönen Geſchichte in dem alten Heldengedichte und dem lieblichen Drama des Kalidas gegen einander hält.

I.

Anfang des Ramayon.

Dieſes Buch fängt an, wie alle alten indiſchen Bücher, die wir bis jetzt kennen; mit einer Geſchichte oder Dichtung von Entſtehung des Buchs und von dem Verfaſſer deſſelben. Der Seher Valmiki, dem der Ramayon zugeſchrieben wird, iſt eben ſo wohl als Menu und Vyaſo, eine zum Theil mythiſche Perſon.

Dieſe Einleitung enthält die Erzählung, wie der Sehergott Naredo dem Valmiki die hohe Tugend und die Thaten des noch lebenden Rame bekannt macht. Erfüllt von dieſem Gegenſtande, erfindet Valmiki, durch einen andern Zufall veranlaßt, die Verskunſt; darauf erſcheint ihm

Brohma in ſeiner Einſiedlerhütte, beſtätigt ihn in ſeinem Entſchluß und ermuntert ihn, den Ramo zu beſingen, indem er ihm die hohe Vollkommenheit und die ewige Dauer ſeines Gedichts weiſſagend entdeckt.

Es geht dieſer Erzählung noch eine kurze einleitende Anrufung voran; zuerſt an den Helden, ſodann an den Dichter und ſein geheiligtes Werk, an den wunderbaren Waffenbruder des Helden, einen mit Verſtand begabten Waldmenſchen oder Affenfürſten, und wieder an den Dichter.

Seegen und Heil!

Dem göttlichen Ramo Preiß!

Ein Sieger iſt des Stamms von Roghu Zier,[1]
Kauſolya's herzensgeliebteſtes Kind, Ramo,
Der dem Doſhovodono den Tod gab, Doſhoroths lotosgeaugter Sohn.

Dem Fürſten Heil der Einſiedler, jenem Büßer in ſeelgem Glanz,
Aller Weisheit Beſitzherren, ihm, Valmiki dem Seher, Heil!

---

[1] Ramo, Sohn der Kauſolya von dem Doſhoroth, aus dem Geſchlecht der Sonnenkinder. Der Getödtete unſtreitig einer von den vielen Rieſen und wilden Kriegern, die Ramo beſiegt hat.

Sie, die ſtets Ramo Ramo ſingt, ſüßes mit ſüßem Klange ſagt,
Geſchwungen auf des Dichters Zweig, grüß ich Valmīki's Nachtigall!
Wer dieſes Einſiedlerlöwen, der im Haine des Dichters wohnt,
Valmīki's Lied von Ramo hört, wohl erreicht der das höchſte Glück.
Valmīki's Bergen entſprungen, hin ſich ſtürzend in Ramo's Meer,
Verherrlicht herrlich das Weltall des Ramayons gewaltger Strom.
Welches von Flecken ganz rein iſt, auch an Bächen und Blumen reich,
Heil dem, der es hervorbrachte, des Ramayons erhabnes Lied!
Wer immer trinkt, ſo lang er lebt, des Ramayono's Göttertrank,
Nimmer ſatt, der ſei mir gegrüßt, als frommer Weiſer, rein von Schuld!
Den Held in Demuth erzogen, 2) ihn, der Janoki's 3) Schmerz vertilgt,

---

2) Anspielung auf die Verbannung des Ramo.

3) Janoki, d. i. die Tochter des Janoko, Sita, Ramo's geliebte Gemahlin.

Den Affenfürſt, [4]) deß Blick tödtet, grüß ich, der Lonka Schrecken gab!

Siegreich iſt des Stamms von Bhrigu [5]) Zier, der Dichter Erſter und Fürſt der Prieſter, Valmīki,
Der in reizende Verſe gebunden, bildete des Ramayonon's Werk hier;
Wo aller Pflichten Lehre, wo zu leſen Heldenfreundſchaft, wo vollſtändig ganz des Lehrers Amt,
Wo was Valmīki, der herrlichen Dichter herrlichſter, in dem Ramayons Lied redete, welches Schöne iſt da nicht? [6])

---

[4]) Honuman, der Kampfgenoſſe des gleich dem Bakchus von halbthieriſchen Naturen wunderbar umgebenen Rama. Ein Bildniß des Honuman findet ſich unter den Figuren zu Maiers mytholog. Wörterbuch B. 2. Taf. 4.

[5]) Bhrigu, einer der zehn großen Riſhis oder heiligen Altväter und Weiſen der Urwelt, wird hier als Stammvater des Dichters Valmiki genannt.

[6]) In den letzten Verſen, ſo wie in dem erſten Diſtichon dieſer Anrufung folgte ich dem rhythmiſchen Gange der Urſchrift ſo gut als es möglich war, da das Schema mir weiter nicht vorgekommen iſt, einiges auch ganz unregelmäßig ſcheint.

Sprache und Styl iſt in der vorſtehenden Anrufung merklich jünger als in dem übrigen. In dem nun folgenden Stück aber iſt kein bedeutender Unterſchied in dieſer Rückſicht von der Sprache im Mehabharet oder den Puranas wahrzunehmen, obwohl die Ueberlieferung dem Valmīki ein ungleich höheres Alter beilegt als dem Vyaſo.

Narodo's Rede.

Der Inhalt iſt folgender: Valmīki fragt den Narodo, wo ein vollkommner Held zu finden ſei. Narodo nennt den Ramo als einen ſolchen und ergießt ſich in ſein Lob.

In Andacht Forſchens ſich freuend, kam, der fromm alle Kund umfaßt,
Den Narodo zu befragen, Valmīki hoher Seher Fürſt.

Valmīki.

Wer verdient in der Welt Lob hier, in den Tugenden allen groß,

4. So die Pflicht wie die That kennend, wahr in Worten, im Glauben feſt?
Er ſelbſt hoch wandelnd in Tugend, allen Weſen befreundet wer?
Der beredt und zugleich thatvoll, wer der lieblichſte auch zu ſehn?
Ob des Zorns Macht in ſich ſiegend, würdereich wer und achtbar ſtets,
8. Daß der Glanz ſolchen Sohns ſtrahlend ſelbſt die Göttin verherrlichte?
Wer hat groß Heldenkraft funden, drei Welten[1] gar zur Rettung gut;
Wer der gutes den Völkern thut, der Tugendhaften Zuflucht wer?
Und die allſchön, wem naht Lokſhmi[2] unter den Menſchen ſie allein,
12. Der dem in Feuer, Luft, Sonne waltenden Gott Upentro[3] gleicht? —

---

[1] Drei Welten giebt es nach der indiſchen Lehre; eine der Wahrheit, eine des Glanzes oder des Scheins, und eine der Finſterniß.

[2] Lokſhmi, die ſchönſte, lieblichſte, ſeeligſte der Göttinnen; ſonſt auch Sri genannt, Gemahlin des Viſhnu.

[3] Upentro, nach dem Omorokoſha ein Beinahme des Viſhnu. Es waren in der Mitte dieſes Verſes zwei Sylben unleſerlich. Ich habe nach der Wahrſcheinlichkeit überſetzt, daß die erſte Hälfte des Verſes noch ein Prädikat von Upentro bildet.

Solches begehr' ich zu hören in Wahrheit, Narodo, von dir!
Gott und Weiſer, wohl kannſt du ia ſelbſt belehren den kundgen Mann.

Als dieß, der die drei Zeiten kennt, Narodo hört, Valmīki's Wort,
16. „Merk' auf!“ alſo ihn anrufend, ſpricht er dann zu dem Heiligen:

Narodo.

O wohl ſchwer mag man die finden, die dein Lob preiſt, die Tugend all;
Einmal auf dieſer Erdwelt hier wird Vollkommenheit ſchwer erlangt.
Seh ich doch ſelbſt bei den Göttern keinen, der ſolches Ziel erreicht;
20. Hör' denn, wer ſolcher Tugend voll, wie ein Mond vor den Menſchen ſtrahlt.

Ikſhvaku's 4) Stamm hat ihn gezeugt, Ramo heißt er, der Tugend übt;
Mit ienen und noch weit größern Gaben begabt, der herrlich glänzt.

---

4) Ikſhvaku, einer der königlichen Ahnherren des Stammes der Sonnenkinder; Sohn des Vivoſvan, der ein Sohn des Surya, des Sonnengottes iſt.

In ſich ſelbſt herrſchend, großmüthig, würdevoll, ſtrahlenreich und ſtark,
24. Weisheitsvoll, auch der Pflicht ſtets treu, ſiegreich, der jeden Feind bezwingt.
Der großgliedrig und ſtarkarmicht Konvugrivon 5) getodtet hat,
Der ſtarkmuthig und mächtger Kraft Gudorjonu 5) den Feind bezwang.
Deß Arm zum Knie hängt, hoch von Haupt, er der ſtark, wahrer Tugend reich,
28. Gleichmüthig, ſchöngegliedert iſt, herrlicher Farb' und würdevoll,
Deß Auge groß, von mächtger Bruſt, Günſtling des Glücks und ſchön zu ſehn,
Wohl das Recht kennend, wahr ſtrebend, ſeines Zorns Meiſter, Herr des Sinns.
Der Weisheit tiefgedacht beſitzt, rein, mit Heldengewalt begabt,
32. Schutz und Retter des Weltenalls, Gründer, Erhalter auch des Rechts;
Alle Glieder der Schrift 6) wiſſend, aller Bücher wohl kundig auch,
Aller Schrift Deutung grundgelehrt, tugendreich, der im Glanze ſtrahlt;

---

5) Die beiden genannten ohne Zweifel einige von den vielen Rieſen und wilden Kriegern, die Rama beſiegt hat.

6) Alle Theile oder Glieder des Veda

Allen Menſchen beliebt, bieder, von Geiſt heiter und hochgelehrt,
36. Stets die Guten ſich nach ziehend, wie zum Meer eilt der Ströme Lauf.
Er der wahr, gleich und gleichmüthig, der einzig und hold von Anſehn iſt,
Ramo ſtehend am Tugendziel, Kauſolya's Lieb' und hohe Luſt;
Freigebig wie das Weltmeer iſt, ſtandhaft gleich wie der Himovan, [7]
40. Viſhnu'n ähnlich an Heldenkraft, ſtandhaft ſo wie der Berge Herr; [8]
Zornflammend wie das Weltfeuer und im Dulden der Erde gleich,
Spendend wie der Reichthumsgott, Zufluchtsort deſſen was wahr und recht.

Ehe wir den Naredo, der nun zur Geſchichte Ramo's übergeht, weiter anhören, wollen wir erſt in kurzem erwähnen, was dem Zeitpunkt, wo Naredo's Erzählung anhebt, voranging.

Ramo's Erſcheinung wird nach der indiſchen Sage als die ſiebente Menſchwerdung des

---

[7] Die indiſchen Alpen im Norden.

[8] Beinahme des Sivo.

Viſhnu betrachtet. Sie ward durch die Klagen veranlaßt, welche vor dem Brohma kamen, über die Unthaten des Rieſen Ravono, Königs zu Lonka und ſeiner Genoſſen, die ſogar den Indro bekriegten. Um ihn zu bekämpfen, entſchließt ſich Viſhnu, menſchliche Geſtalt anzunehmen, als Sohn des Doſhorotho, Königs von Oyōdhya.

Doſhorotho hat von drei Gemahlinnen vier Söhne; von der Kauſolya den Ramo, von der Koika den Bhoroto und von einer dritten, deren Nahme verſchiedentlich angegeben wird, noch den Lokſhmoño, den Freund und Begleiter des Ramo, und einen vierten, der Bhorots Begleiter war. Doſhoroth will den erſtgebohrnen Ramo feierlich zum Erben erklären und einſetzen. Aber Koika, die ihrem Gemahl große Dienſte erzeigt hatte, benutzt ſein ihr deshalb gegebnes Verſprechen, jede Bitte zu erfüllen, die ſie an ihn thun würde. Sie begehrt, daß Ramo auf zwölf Jahre verbannt, Bhorot aber an ſeiner Stelle zum Erben erklärt werde.

Hier beginnt Narodo's Erzählung, die zugleich eine gedrängte Inhaltsanzeige des ganzen Gedichts iſt. Damit die Menge der Nahmen und in engen Raum zuſammengehäuften hiſtoriſchen Anſpielungen die Aufmerkſamkeit nicht zu ſehr verwirren, ſetzen wir den Hauptfaden der Geſchichte voran, mit Weglaſſung aller Nebenumſtände.

Ramo geht in den Wald, wohin ihm ſein treuer Bruder Lokſhmeño und ſeine geliebte Sita folgt. Der alte Deſheretho ſtirbt vor Gram; nach ſeinem Tode wird Bhoroto der einmal gemachten Anordnung des Vaters gemäß zum Königthum berufen. Er will es aber nicht annehmen, ſondern geht in den Wald zu Ramo und bietet dieſem das Reich an. Ramo verweigert es und bewegt den Bhoret zurückzukehren, der dann die Regierung antritt und zu Nendigramo ſeinen Hof hält.

Ramo irrt ferner in der Wildniß umher und fängt nun an die Rieſen zu bekämpfen, wozu ihm Indro's Waffen verliehen werden. Er tödtet viele derſelben; Ravono, der Rieſenkönig zu Lenka, geräth darüber in Zorn und ſinnt auf Rache. Durch Liſt entführt er die ſchöne Sita, Ramo's Geliebte; wobei er den wunderbaren Geier, den Wächter in Ramo's

Behauſung, tödtet. Als Ramo den Leichnam deſſelben beſtattet und verbrennt, läßt ſich eine weiſſagende Stimme aus der Flamme vernehmen, die dem Ramo angiebt, was er nun ferner zu thun habe.

Er verbündet ſich jetzt mit den beiden wunderbaren Waldmenſchen oder Affenhelden, Honuman und Sugrîvo. Er tödtet durch Sugrîvo's Rath unterſtützt einen der Hauptgegner und furchtbarſten Rieſen, den Bali. Honuman ſchwimmt durchs Meer nach der Inſel Lonka, befreit Sita, tödtet viele Rieſen und verbrennt die Stadt Lonka. Dann geht er zum Ramo und bringt ihm die frohe Botſchaft. Ramo geht an den Strand des Meeres; Somudro d. i. der Oceanus giebt ihm ſelbſt die Mittel an, die bekannte wunderbare Brücke nach der Inſel Lonka übers Meer zu ſchlagen. Er tödtet den Ravono und findet ſeine geliebte Sita wieder, hegt aber ein Mistrauen, ob ſie ihm auch die Treue bewahrt habe. Sita beweißt ihre Unſchuld durch die Feuerprobe. Alle Götter ſind hoch erfreut darob und er eilt nun nach Rendigramo, wo die Brüder dann vereinigt herrſchen, und ferner in Freude und Herrlichkeit leben.

Es folgt eine kurze Schilderung von der goldenen Zeit, welche die Menſchen unter Ramo's Herrſchaft jetzt verleben, und eine Weiſſagung wie lang dieſelbe noch dauern wird.

Was die vielen andern Nahmen von Helden betrifft, die auſſerdem noch in der Erzählung vorkommen, ſo begnüge man ſich zu wiſſen, ob es Freunde und Bundsgenoſſen des Ramo, oder Gegner und Feinde deſſelben ſind, welches allemal aus dem Zuſammenhange klar iſt [9].

Narodo fährt alſo in ſeiner Rede fort:

Nun dieſen tugendbegabten, Ramo, den wahrhaft wandelnden
44. **Trefflichen Erſtgebohrenen, Doſhorotho's geliebten Sohn,**

---

[9] Ich habe überhaupt dieſes Werk nicht durch Erklärung ſolcher Nahmen und Dinge anſchwellen wollen, die ſchon in andern Büchern erklärt worden ſind. Denen aber, welchen die indiſche Litteratur und Mythologie noch fremd iſt, empfehle ich zum Nachſchlagen Maiers mythologiſches Wörterbuch, wo das bis jetzt bekannte mit Sorgfalt geſammelt und mit Klarheit dargeſtellt iſt.

Seines Volks hochbegünſtigten durch angebohrner Anmuth Kraft,
Wollt' als Erbherrn zum Königthum erhöhn der herrlich ſtrahlende.
Doch dieſer Weihe Feſt ſehend, bat die dem Koiki-ſtamm entſproß,
48. Erſter Bitte Geſchenk nutzend, dieſe Bitte vom Könige:
Daß Ramo gleich verbannt werde, Bhoroto dann erhoben ſei.
Der König um des Worts Wahrheit, von des Rechts Bande feſt umſtrickt,
Verbannte ſelbſt ſeinen Ramo, Doſhoroth den geliebten Sohn.

52. Jener ging nun der Held waldwärts, die Gelobung erfüllend gleich,
Was ſeines Vaters Befehlswort, wie es der Koika Haß bewirkt.
Nach wandert da dem wandernden Lokſhmoño, nach ihm eilet er,
Aus Liebe, der beſcheidnen Sinns wohl ein Freund, Freudengeber war;
56. Bruder war er des Bruders Luſt, bewährend edlen Bruderbund.
Auch das geliebte Weib Ramo's, ſtets geachtet dem Leben gleich,

Die von Jonoko's Geſchlecht ſtammt, Mana [10]
der Göttin gleich an Werth;
Jeglicher Zierde reichbegabt, der Fraun Erſte
an frommem Sinn,
60. Schön und jugendlich blühend ſie, ſittſam wandelnd
der Pflicht gemäß;
Sita auch war gefolgt Ramo'n, wie Rohinī's
Geſtirn [11] dem Mond.

Ihn begleitet des Volks Menge, auch Doſhoroth
der Vater weit;
Bei Sringover am Rand Gonga's trennt
er von ſeinem Sohne ſich.
61. Zu Guho geht der gerechte, Niſhado's [12]
werthem Könige.
Mit Guho nun vereint Ramo, mit Lokſhmoño,
mit Sita auch,
Nach Gonga's Lauf, in Freud' allſtets, hin zum
Walde da wandern ſie.

---

[10] Die göttliche Täuſchung, woraus die Welt der Erſcheinung entſpringt. Man könnte es auch ohne Perſonification geben: „einer Göttererſcheinung gleich.“

[11] Eine weibliche Sterngöttin, die der Mond liebt, in deſſen Nähe ſie immer weilt.

[12] Ob Niſhado ein Volk oder einen Ort bezeichne, iſt aus der Form des Wortes niſhad'adhipotim nicht klar.

So von Walde zu Wald gelangt, den Strom
durchſchreitend mächtger Fluth
68. Folgend Bhorodvojo's [13]) Geheiß, gehn ſie auf
Chittrokudo's Berg.
Frohe Sitze hier gleich gemacht vom frohſinnigen
Lokſhmoño,
Wohnt da mit Sita zugleich dann Ramo, der
hochgeliebte Mann;
Göttlich nach der Gondhorven [14]) Art ſiedeln
die nun allda mit Luſt.
72. Als die drei auf dem Chittrokud ſeelig vereinet,
glänzt der ſo
Wie erſtiegen der Berg Meru vom Boiſrivon
und Shonkor [15]) einſt.

Da nun Ramo auf dem Berg war, Schmerzge-
quält um den Sohn der Fürſt
Ging er auf, König Doſhoroth, zum Himmel,
klagend noch den Sohn.
76. Nach deſſen Hingang Bhoroto, durch der Prieſter
Boſiſhto's [16]) Wahl

---

[13]) Einer der großen Riſhi's, oder heiligen Altväter der Urwelt.

[14]) Die Gondhorven ſind die guten und ſeeligen Luftgeiſter, Genien der Muſik.

[15]) Beinahme des Siwo. Die Erſteigung des Berges Meru iſt eine ſeiner berühmteſten Thaten.

[16]) Einer der großen Riſhi's, nach dieſer Sage Haupt der Prieſter im Königreiche Orodhya.

Berufen gleich zum Königthum, will nicht König ſein, groß geſinnt.
Zu dem Wald ging er der Held fort, Ramo's Fuß zu verehren wohl,
Eilend ging er zum Ramo hin, zeigend wie er beſcheidnen Sinns.
80. Als Bhoroto, der großmüthge, auch der Stadt ſchnell enteilt nun war
Zum Bruder Ramo ſo bittend, offenbart er ſein hohes Herz:
„Ergreif das Reich, du Gerechter!“ — Dieß das Wort, ſo er Ramo ſagt.
Anſehend ihn, als ers bedacht, will er das Reich nicht, großgeſinnt,
84. Zu deß Füßen Verzicht leiſtend [17]) wieder und wieder auf das Reich,
So ließ den Bhoroto alsdann heimkehren er, der älter war.
Der, als er nicht den Wunſch erreicht, des Ramo Fuß [17]) ergriffen hat,

---

17) D. h. ihm verehrend zu Füßen fiel, wie v. 78. Es kann aber in dieſen Verſen vielleicht auch eine Anſpielung auf den ſonderbaren Umſtand der Geſchichte enthalten ſein, der bei Roger vorkommt, S. 261. der deutſchen Ausg.: daß nämlich, da Ramo den Thron nicht annehmen wollte, Bhoroto ſeine Schuhe von ihm begehrt habe, damit er denen dienen möge, bis Ramo wieder käme. Dem gemäß

Zu Nondigramo dann Hof hielt, Ramo's
Rückkunſt noch wünſchend ſtets.
89. Als gegangen nun Bhoroto war und der ſeelig,
der Sinne Herr,
Ramo nochmals geſehn wieder von der Stadt
und dem Volke war,
Hat nach der Rückkunſt alsbald er gen Don-
doka ſich hingewandt,
Zum Wald dringend dem mächtgen, Ramo der
lotosäugichte,
92. Erſchlug den Rieſen Viradho, kam Soro-
bhongo'n dort zu ſehn,
Den Sutikſchno und Ogoſtyo,[15]) Ogoſtyo's
Bruder auch ſodann.
Nun des Ogoſtyo Wort folgt' er, ergriff des
Indro's [17]) Pfeilgeſchoß,

---

wäre denn das paduke (*cas.* 7.) im Verſe 84. und 86. zu erklären. Paduka wird in meinem Exemplar des Omorocoſha im Bhukando, *crepida ex corio* erklärt. Da ich der ganzen Stelle in Rückſicht der Leſart nicht völlig ſicher war, ſo habe ich es in der Ueberſetzung unbeſtimmt gelaſſen.

15) Ein Brahmin der Vorzeit, der als Heiliger verehrt wird.

17) Indro, als König der guten Geiſter, iſt in dieſer ſo wie in allen Menſchwerdungen des Viſchnu deſſen treuer Bundsgenoſſe und Freund. Auch die Riſhis ſtehen auf ſeiner Seite.

Schwerdt auch der herrlich beliebte, die Bruſt und Herz durchbohrenden.
96. In dem Wald nun, wo Ramo war, vereint mit Waldbewohnenden,
Kamen all zu ihm die Heiligen, 19) auf Tod ſinnend der Rieſenbrut,
Als die herrlichen Altväter Dondoka's Wald bewohneten.
Ihrem Bruder allda vereint, wohnte in Jonoſthano auch
100. Misgeſtaltet Shmŭrvonoka, Rieſin in Liebeswuth entbrannt.
Als auf Shmŭrvonoka's Rathſchlag all herankam das Rieſenvolk,
Hat den Khoro und Dŭshono, den dreiköpfichten Rieſen da,
Wohl bezwungen im Kampf Ramo, er allein all das Rieſenvolk;
104. Nächſt jenen all ihr Kriegsherr auch, vierzehn tauſend wohl an der Zahl.

Als der Rieſe die Schlacht vernahm, deß Lob drei Welten ſchon gehört,
Hohen Ruhms, Ravono hieß er, ſchöngeſtaltet und mächtger Kraft,
Rieſenkönig und ſtarker Held; Ravono, hohen Zorns entbrannt,

108. Berufte ſich zum Kampfhelfer er den Rieſen Marīcho dann.
Oft gewarnt ward noch Ravono vom Marīcho, der zu ihm ſprach:
„O nicht Zorn wider den mächtgen, Geduld, Ravono, hege du!“ —
Vernommen hat wohl die Rede Ravono, aber todbeſtimmt
112. So ging er mit Marīcho nun nach des Ramo Behauſung hin.
Als die Trugliſt [20]) von dem weit erſt des Königs Söhne hat entfernt,
Ravono da hineindringend, ergriff die Götterkindern gleicht,
Ramo's geliebtes Weib Sita, tödtend den Geier Jovoduſh.
116. Als den Geier getödtet ſah, das wohl treffliche Weib geraubt,
Roghu's Sohn, von dem Schmerz betäubt weinen begann er, Sinns beraubt;

---

20) Die Liſt war folgende. Er verwandelte einen der Seinigen in einen ſchönen goldnen Hirſch, und machte daß Sita ihn erblicken mußte. Sie ward lüſtern danach und bat den Ramo, daß er ihn fangen möchte. Die Brüder ſetzten ihm nach, aber der Hirſch entfloh. Während ſie entfernt waren, trat Ravono in der Geſtalt eines büßenden Sonnyoſi zur Sita und begehrte Almoſen von ihr, wo er ſie dann mit Gewalt ergriff und nach Lonka führte.

Hat verbrannt dann zu Kakutſtho den Geier Zovovuſho drauf,
Kobondho'n[21]) dann erblickt furchtbar, Donu's Sohn, den gewaltigen.
120. Den im Grimm dieſes Zorns wüthend, den Kobondho den ſchrecklichen
Erſchlug er, verbrannt ihn im Graß,[21]) da ward ein Wunderweſen draus,
Und ſprach alſo den Ramo an: „Zur Shovorī,[22]) die tugendſam;
„Zur Shovorī, der heiligen, dahin geh, du von Roghu's Stamm!“ —

121. Deß Worten iſt gefolgt Ramo; ſchuldlos mit Lokſhmoño zugleich
Ging er hin, der ſo hoch ſtrahlte, zur Shovorī, der Siegerheld.
Und geehrt hoch von Shovorī, Ramo, Doſhoroths eigner Sohn,
Kam zuſammen am Rand Gonga's er mit dem Waldmann Honuman,

---

21) Unſtreitig einer ſeiner Feinde, den er im Unmuth mit in die Flamme des Scheiterhaufens warf, der aus dürrem Kraut und Graß errichtet war.

22) Welchen Theil dieſe an der Geſchichte habe, iſt aus dem Zuſammenhange nicht klar und mir auch ſonſt nicht bekannt.

Kam des Hoṇuman Rath folgend mit Sugrīvo zuſammen auch.
Dem Sugrīvo hat dieß alles Ramo's Affe ſodann erzählt,
Wie von Anfang es war geſchehn, auch Sita's hohe Tugenden.
Sugrīvo, da er dieß alles gehört, Ramo's Geſchick und Art,
Da macht er Freundſchaft mit Ramo, hat beim Feuer gelobt den Bund.[23]

Darauf vom König der Affen ward im Geſpräch, vom ſchrecklichen,
Kund ganz all das gethan Ramo'n, mit Demuth und mit Trauer auch.
Abrede mit dem Raghiden ſchloß er ſodann zu Vali's Tod.
Der Affe drauf verkündete Vali's Kraft, des gewaltigen;
Für den Ramo um Vali's Kraft war Sugrīvo von Furcht erfüllt.
Liebevoll für den Raghiden hat ihm Sugrīvo da gezeigt
Dundubhi's mächtigen Körper, der groß wie ein Gebirge war.[24]

---

[23] Ein heiliger Gebrauch, das Bündniß deſto mehr zu bekräftigen.

[24] Das folgende geſchieht vom Sugrivo wohl, um den Ramo

140. Fußſtoßend Dundubhi's Körper warf er wohl
hundert Meilen weit,
Höhlt mit dem Pfeil der See'n ſieben dann zu
Onotoporvon aus.
Der Berg Roſatolon wurde der Freundſchaft
Stätt' und Heimath da.
Und nun faßte zu deß Freundſchaft ein Vertrauen
der Affenfürſt,
144. Sugrīvo, der herrliche Waldmenſch, reicht an
der höchſten Freude Ziel.

Als mit dem Affenkönig nun Bündniß gemacht
der ſtarke Held,
Da entſtand Lieb' und Neigung auch eines zum
andern dieſen zween.
Als den Bundseid ſodann vollbracht der Mannes-
und der Affenfürſt,
148. Ging mit dem Ramo er zugleich nach Kiſh-
kindha der Heimath hin.
Alsbald rief Hori, [25] den großen, Sugrīvo's
Donnerſtimme an,
Auf den Ruf, der ſo mächtig ſcholl, kam denn
Hori, der König, gleich.

---

zu prüfen, ob er auch ſtark genug ſei, den Bali zu beſiegen.

[25] Beinahme des Viſhnu, der um Beiſtand gegen den übermächtigen Rieſen herbeigerufen wird.

Wohl nachfolgend darauf dem Ruf,[26]) kam er zu dem Sugrīvo hin.
152. Und es tödtete Ramo jetzt Vali'n mit einem einzgen Pfeil.
Als auf Sugrīvo's Geheiß nun Vali erſchlagen war im Kampf,
Da gab dieß Königreich Ramo, übertrug es Sugrīvo'n ganz;
Der dann die Affen all ſammelnd, er der Herrſcher der Affen war,
156. Hat feſtgeſtellt des Reichs Ordnung, Jonoko's Kind[27]) zu ſehn gewillt.

Des Geiers Rath befolgend nun, ging Honuman der Aff' hervor,
Hundert Meilen wohl weit ſchwimmend, fuhr er kühn durch der Fiſche Reich.
Darauf ankommend zu Lonka, der vom Ravon erbauten Stadt,
160. Erblickt er Sita trauervoll wandeln dort in Oſhōko's Hain,
Machte kund ihr die Botſchaft gleich, machte kund ihr die Rückkehr auch,

---

26) In dieſem Vers war die Lesart ganz verworren; ich habe unbeſtimmt und nach dem Zuſammenhange überſetzt.

27) Sita.

Empfing die Gegenbotſchaft dann, tödtend des Südens Rieſenvolk.
Fünf der Heersführer erſchlug er, Triſuta'n dann zum ſiebenten, [28]
164. Den jungen Olſhon zerſtückend, dann auf Grohono ſtürzt' er hin,
Der mit dem Schwerdt ſich ſelbſt frei macht, als er des Ahnen Mörder ſah.
Zürnend dem Rieſenvolk der Held, hat ers vollbracht nach ſeinem Wunſch.
Nun anzündend die Stadt Lonka, wieder auch ſah er Moithila, [29]
168. Hat er da ſeines Leibs gepflegt, kehrte heim dann der Affen Fürſt.

Der nun kommend zum großmüthgen, hat den Ramo zuerſt begrüßt,
Verkündete gleich ihm ſodann: „Gefunden hab' ich Sita nun!“ —
Sugrīvo'n nahm er mit ſich drauf und ging hin zu des Meeres Strand,
172. Das Weltmeer höhlt' er alsbald aus durch ſonnengleicher Pfeile Kraft

---

[28] Vielleicht wird Olſho als der ſechste gezählt, da Grohono nicht von ihm getödtet wird, ſondern ſich ſelbſt umbringt.

[29] Auch dieſer Nahme iſt mir unbekannt.

Durch die That zeigend, daß ſelber das Weltmeer Ramo'n dienend ſei –
Somudro's [30]) Rath ſodann folgend, hat er dort Nolo's Brück' erbaut,
Ging dann auf der zur Stadt Lonka, erſchlug den Rieſenkönig dort.
176. Ramo, als Sita gefunden, ward der höchſten Beſchämung voll.
Der nun ſagte darauf Ramo vor den Menſchen da Schmähungen;
Darob dann unwillig Sita beſtieg die Flamme treugeſinnt. [31])
Als durch des Feuers Zeugniß nun kund ward, daß Sita ſchuldlos war,
180. War erfreut ob der großen That das Weltall, was da geht und ſteht,
Zuſamt allen den Altvätern, Ramo des hochgeſinnten That.
Der nun ſetzt denn zu Lonka ein jenen Rieſen Wibhīſhono. [32])

---

[30] Das perſonificirte Weltmeer, der Gott Oceanus.

[31] Sie reinigt ſich von dem Verdacht der Untreue durch die Feuerprobe.

[32] Ein Bruder des Ravono, der aber dieſen gewarnt und ermahnt hatte, dem Ramo, der ein Gott ſei, die entführte Gemahlin wiederzugeben, und der, als Ravono ſeiner Warnung kein Gehör gab, auf die Seite des Ramo übertrat.

Als dieß vollbracht, ſodann Ramo, frei von
Schmerzen erfreut er ſich,
184. Durch die Götter Wunſches gewährt, fort nun
ſandt' er die Affen all.
Solcher That freuten die Götter ſich, all die kamen
zu Indro's Burg,
Auch die heiligen Altväter, die verehrt der
Raghide nun,
Ward von den hochzufriedenen, all den Gotthei-
ten, hochgeehrt.
188. Da dieß vollbracht, ſodann Ramo naht der
Wonn' und der Freude ſich,
Durch die Götter gewährt Wunſches, da er
Sita gefunden hat,
Schwang auf den Blumenwagen [33]) ſich, nach
Nondigramo kam er dann.
Nondigramo, da wohnte nun mit den Brüdern
des Roghu Sohn,
192. Ramo, der Sita gefunden, auch erlangt hat
das Königthum,
Opfert nach mannichfaltigem Brauch, erſchlug
den Lōkokondoko,
Freuend der ſchönen Sita ſich, [34]) ſeelig mit der
Freundin vereint.

---

33) Puſhpokon, nach dem Omorocoſha ein wunderbarer Götterwagen des Kuvero; currus ex floribus.

34) Sitopa romopa — — reme; eine von den vielen Stellen, wo die Verwandtſchaft der gebrauchten Worte mit

Vatergleich ſorgend führt er nun jener glücklichen Völker Schaar
196. Ayōdhya's ſeeliger Herrſcher, König Daſharaths eigner Sohn.

Freudig iſt nun die Welt, ſeelig, zufrieden, ſtark, dem Rechte treu,
In Luſt und frei von Schmerz ruhend, ſo von Haß als von Sehnſucht fern.
Des Sohnes Sterben ſieht keiner dieſer glücklichen Menſchen je,
200. Die Frauen, ſo im Wittwenſtand, ſind den Gemahl zu ehren froh.
Kein Lufterzeugtes Schreckniß giebts, keine Fluth tilgt die Lebenden,
Kein Feuererzeugtes Schreckniß giebts, wie in der goldnen Zeit ſo hier.
Wittwen nicht giebts in ſeinem Reich, nichts herrenloſes, Thoren nicht,
204. Unglücklich, elend iſt keiner, noch durch Krankheit ein Menſch gequält.
Roſſe hundertmal opfert er, des Goldes Fülle noch dabei,
Und Kühe hundert Tauſende, unzählge wird er geben noch.

---

dem Namen des Helden Ramo, der von derſelben Wurzel ſtammt, einen neuen Reiz giebt.

Viel Jahre wird ſein Königreich Ramo ferner verwalten noch,
208. Die vier Stände der Erdwelt hier nach Recht feſt gründen jeglichen.
Wenn nach zehntauſend Jahren einſt, dazu zehnhundert Jahre noch
Ramo ſein Reich verlaſſen hat, wird er aufgehn zu Viſhnu's Welt.

Der iſt der tugendvollkommne, Geſetzgeber, beglückt im Sieg,
212. Nach dem Du frageſt, Valmīki! Ramo iſt der vollkommne Mann.

* * *

Als Narodo'n gehört hatte Valmīki, alſo ſprach er da:
Die Tugend Heilger! machſt du klar, die der Sterbliche ſchwer ergreift.
Der mit der Tugend all begabt, Ramo zu dem hinſchreit' ich gleich. 35)

---

35) In der erſten Hälfte des Verſes 215. iſt mir die Lesart dunkel. Der Sinn und Zuſammenhang des Ganzen iſt jedoch klar. Der 216te Vers gehört unſtreitig noch zu dem, was Valmiki ſagt. Der fernere Schluß iſt wieder ein Spruch zum Lobe des Gedichtes ſelbſt.

216. Ob der unſterblichen Kunde, die des Ruhms
Heldenkraft vermehrt.

Wer dieſe Thaten Ramo's lieſ't, der wird all
ſeiner Sünden frei;
Mit Sohn, Enkel, den Seinen all, wird der
Mann frei von Unglück ſein.
Wer den Ramayon auch hörend nur bis zu Ende
ganz vernahm,
220. Wer da lieſ't bis zur Mitte nur mit Andacht
glaubensvoll dieß Buch.
Es fruchtet dem Wiedergebohrnen [36]) Weisheit, den
Edlen mit herrlicher Herrſchaft lohnend;
Dem Kaufmann ſoll reinſten Gewinn es bringen, und
hörts ein Knecht gar, wird auch der veredelt.

Brohma's Beſuch.

Der Inhalt dieſes Stücks iſt folgender. Valmīki bereitet ſich durch fromme Reinigungen in der Einſamkeit des Waldes zu ſeinem großen Werke vor. Er ſieht zwei Liebende; der Geliebte wird von einem wilden Krieger erſchlagen. Die Trauer der Zurückgelaſſenen erregt Valmīki's Mitgefühl, und da er in Nachdenken darüber verſinkt, iſt der Ausbruch ſeiner Klage ein metriſcher Spruch. Mit Erſtaunen wird er es gewahr und theilt ſeinem geliebten Schüler die gemachte Entdeckung mit. Brohma erſcheint ihm, freut ſich über einen neuen Beweis, den Valmīki von der ſo eben entdeckten Verskunſt ablegt, und fodert ihn abermals auf, das große Werk des Ramayon zu beginnen. Zum Schluß preiſen die Lehrlinge noch die Erfindung des indiſchen Versmaaßes oder der Shlōken.

---

[36]) Dvijo, der zwiefach — einmal natürlich, das andremal geiſtig — gebohrne; gewöhnliche Bezeichnung des Brahminen. Nach der Verſchiedenheit der vier Stände iſt auch der Lohn verſchieden, der dem Leſer des Ramayon verheißen wird.

Der Tod des Kraundho wird nur ganz im Vorbeigehn berührt, und ich habe auch weiter nichts darüber gefunden. Merkwürdig iſt es, daß in dieſem Mythus vom Urſprunge der Dichtkunſt alle Wunder der rieſenhaften Vorwelt als ſchon vorhanden und geſchichtlich gegeben betrachtet, Metrum und Poeſie aber aus der ſanften Stimmung des Mitgefühls hergeleitet werden.

Als von Narodo die Rede gehört hatte, der herrlich ſprach,
Valmīki ſamt dem Lehrling auch, hohes Staunen ergriff ſie da.
In Gedanken nun bringt Ramo'n Ehre der hohe Seher dar.
4. Sodann zuſamt dem Schüler auch gleicher Weiſe der Seher Fürſt
Ehre darbracht' er frommdenkend Altvater Narodo'n darauf.
Als von ihm war verehrt worden Altvater Narodo darauf,
Deß Fragen gegenbelehrend, ging er auf zu der Himmelsburg
8. Jener, gleich als gegangen Narodo war zur Götterwelt,
Nach Tomoſa's Geſtad ging er, Valmīki aller Seher Haupt.
Als das Geſtad' erreicht hatte der große Seher Tomoſa's,
Sprach zum Schüler er neben ſich, den Ort ſehend von Flecken rein.

12. Frei von Flecken hier dieß Aſyl, deß Stifter Bharodvajo war,
Ganz rein iſt's, wohl gelegen auch, wie der Rechtſchaffnen Urtheil iſt;

Dieß Heiligthum, das Gleichmuth wirkt, iſt auch heilſamer Waſſer reich.
Hier will vollziehn das heilge Bad ich in Tomoſa's Fluthen nun.
16. Bring das Gewand von Baumrinde 1) ſchnell hieher aus der Hütte mir.
Daß nicht lang dauernd die Zeit ſei, darauf denke, mein edler Freund!
An Tomoſa's geweihtem Ort hier will vollziehn ich das heilge Bad.
Dieſes mein Wort vernehmend wollſt du hingehn in ſchneller Eil!

20. Nach des Meiſters Geheiß eilends kam zurück aus der Hütte der,
Hertragend ihm das Baumgewand, ſeinem Meiſter da zeigte ers.
Als nun in der Hand darbrachte, hin der Schüler ihm reicht das Kleid,
Er in der Fluth das Bad vollbracht, den Betkranz abgebetet fromm,
24. Nach dem Gebrauch verſöhnt auch hat ſprengend der heilgen Ahnen Geiſt,
Da durchwandelt umherſchauend er nun Tomoſa's ganzen Wald.

---

1) Die gewöhnliche Tracht der Einſiedler.

Als am Geſtade Tomoſa's ſolcher nun ſorglos wandelte,
Erblickt er dort der Kraunchiden liebend Paar, froh und hold zu ſehn.
28. Von dieſem Paare nun Einen, weil der andre es kommend ſah,
Erſchlug unerbittlich mordend Niſhado 2) vor dem Seher dort.
Als wundenvoll im Blut wälzen den Geliebten am Boden ſah
Kraunchī, klagt, jammert voll Schreck ſie und gebehrdet ſich kläglich wohl.
32. Als nun den da erſchlagen ſah von Niſhad' in Ondojon's Hain
Samt dem Lehrling der Einſiedler, da ergriff ein Erbarmen ihn.
Sodann darſtellend ſein Mitleid, begann er ſo und ſprach dieß Wort:

„O weh, daß von dem grauſamen Niſhado, der ſo arm an Geiſt,

---

2) Niſhado wird in meinem Exemplar des Omorocoſha im Bhukando erklärt als ein Menſch von der verwildertſten und verachtetſten Gattung, die ſich von Fleiſch nähren u. ſ. w. homo ferox, carnis vorax; heißt alſo vielleicht nur ein Wilder überhaupt, iſt kein Nahme, oder wenigſtens ein durchaus bedeutender, wie ſo viele indiſche.

36. Dieſe unrühmliche That hier, der Welt Abſcheu, geſchehn mußte!“

Mit Seufzen klagend die Kraunchī, die dort weinende, ſang er dieß:

„Wohl nicht lang lebſt du, Niſhado! noch erreichſt hohe Jahre du,
Weil aus dem Kraunchopaar Einen von Liebe trunken du erſchlugſt.“

40. Als er geſagt hatte dieß Wort, ward tief denkend danach er gleich.
„In dem Schmerz dieſes Leidgefühls, was war dieß was mir da entfuhr?“ —
Ein Weilchen nun daran denkend, laut dann ſagend den Klageſpruch,
Spricht zum Schüler, der bei ihm ſtand, Bharodvajo'n er dieſes Wort:

44. „Weil gegliedert in vier Füßen, den Spruch vollzähliger Sylbenzahl,
Ich im Leid klagend jetzt ausſprach, drum wird Lied 3) dieß von nun an ſein.

---

3) Das Wortſpiel zwiſchen Shoko und Shloko habe ich durch das deutſche Leid und Lied auszudrücken geſucht.

Als dieſes Wort der Lehrling hört, des Einſiedlers vollkommnen Spruch,
Da ſtimmt er bei, es annehmend und zeigt wie er den Meiſter liebt.

48. Zuſammen dann im Geſpräch redend, er und auch der ſein Lehrling war,
Dem Fall nachdenkend, heim kehrten zu der einſamen Hütte ſie.
Dem noch folgte demüthgen Sinns, Bharodvajo dem Seherhaupt,
Den angefüllten Krug tragend, ſchritt er hinter dem Seherfürſt.

52. Da nun ankam in der Hütte mit dem Lehrling der weiſe Mann,
Stieg auf den Seſſel er, ſank dann tief in Nachdenken trauervoll.
Aber ankam zu der Hütt' itzt Brohma, Ahnherr der Welt und Haupt,
Selbſt lebend durch ſich ſelbſt, ſeelig, zu ſchaun den hohen Heiligen.

56. Valmīki als er den erblickt, ſchnell erhebt er ſich ehrfurchtsvoll,
Anzubeten ſich hinſtellend, ſtand er da hohen Staunens voll;
Drauf mit dem Sitz ihn bedienend, mit Fußwaſchung und Sandelholz,
Dem Brauch gemäß ihn anbetend, begrüßt er ihn mit ewgem Heil.

60. Als aufgeſtiegen nun der Gott war auf herrlichen Ehrenſtuhl,
Valmīki'n da hieß er alsbald, ſich ſelbſt auch nehmen einen Sitz;
Der beſtieg darauf ſolchen, der Welt Ahnherrn im Angeſicht.
Als dieß ſo ging, da ward im Geiſt Valmīki's Denken hingewandt
64. Auf Kraunchī, die ſo ſchmerzvoll klagt, und er ſang dieſen Liedes Spruch
Wieder, mitleiderfüllt im Geiſt, der wohl Hülle des Leides war:

„Unthat that er, der ſchlimm geſinnt, grimmvoll, ganz ohne weiſen Geiſt,
Daß den lieblich ſchönen Kraucho er erſchlug durch der Hölle Trieb!“ —

68. Ihm nun ſagte darauf Brohma, lächelt den hohen Seher an:
„Was war dieß was du, hochheilger! da ſprachſt klagend um Kraucho's Tod?
Einen Spruch haſt zum Lied ordnend in dem Klagworte du geſagt;
Seher! durch des Geſangs Göttin entſprang dieß, durch Soroſvotī.
72. Ramo's Leben und Thaten all mache du, hoher Heiliger!

Der rechtgeſinnt und tugendvoll, Ramo vor allen
tief von Geiſt,
Ramo's Kunde der Ordnung nach, wie ſie dir
ſagte Narodo;
Was verborgen, was offen auch vom Schickſal
dieſes hohen Geiſts,
76. Ramo's ſelbſt, der Gefährten dann, die Thaten
all des Rieſenvolks,
Von Voidehya die Kunde dann, enthülle in
des Tages Glanz!
Dieß ſoll nun wohl bedacht alles, klar erkannt
werden deinem Geiſt;
Der Frau Kunde, des Reichs Schickſal, ſamt
König Doſhoroth zumal,
80. Was gethan, was geſagt worden, was Zweck
war, was erfolgte drauf.
Noch ſoll irgend da Fehlrede im Gedicht dir zu
finden ſein.
Ramo's göttlich Gedicht bilde, wo des Lieds
Maaß das Herz erfreut!
So lang ſtehn wird der Berge Haupt und auf
Erden der Flüſſe Lauf,
84. So lang wird der Ramayon auch weit hin-
wandeln die Welten durch.
So lang als des Ramayons Lied wird hin-
wandeln die Welten durch,
So lang ſollen dir, hoch und tief, Sitz geben
meine Welten all."

Als dieß Brohma der Gott geſagt, da entzog er ſich ihm und ſchwand;
88. Valmīki nun mit dem Lehrling wurde hohen Erſtaunens voll.
Deſſen Lehrlinge denn allſamt, den Spruch ſangen, der alſo heißt,
Mit lauter Stimme voll Freude riefen ſie, oft erſtaunend, aus:

„Im Spruch, der gleichen Maaßes vier Füße faßt, den der hohe Geiſt
92. Sagte behend dem Mordſchreckniß, ward aus Leid Lied, entſprang das Maaß.“ —

Deſſen Kunſt nun entſtand damals durch Valmīki, den Denkenden:
„Ganz will von Ramo das Lied ich bilden in ſolcher Geſanges-Art.“ —
Recht, Lieb' und Gutes einend Lied, das ſo reich wechſelt, viel umfaßt
96. Dem Perlentragenden Meer gleich, den Saft haltend der Schriftenwelt. [4])
In Füßen kunſtreicher Bedeutung, wonnevoll, das Lobgedicht bildete drauf von Ramo der,

---

[4]) Alle Blüthe der heiligen Schriften in ſich vereinigend.

Die Füße des Spruchs wägend im Maaß vom Ruhmes
Held ein Ruhmes Lied, dichtend der
Seher Geiſtes voll.[5]

---

[5] Dieſes ſind die beiden erſten Sorgos des Adikando oder erſten Buchs, deren der Ramayon ſieben enthält. Die folgenden ſechs ſind: der Oyodhyakando, von dem Königreich dieſes Nahmens; der Aronyokando von Aronyo der Wald, alſo vermuthlich die Begebenheiten während der Verbannung in der Wildniß; der Kiſhkindhokando, von dem Ort, wo er mit den Affen zuſammenkommt; der Sundorokando, vpn der Schönheit ſo benahmt, vielleicht wegen Sita; der Yuddhokando, von yuddho Krieg; und endlich der Uttorokando, oder das letzte Buch.

II.

Indiſche Kosmogonie
aus dem erſten Buche der Geſetze des Monu.

In dem wunderbaren Buche der Geſetze des Monu, dem älteſten indiſchen, das wir bis jetzt vollſtändig kennen, könnte man den Styl und Ton mehrer Werke des Alterthums vereinigt finden. Ueberall, wo der Inhalt auf die Sitten geht, wird man an die ſinnreiche Einfalt und alterthümliche Seltſamkeit des Heſiodus erinnert; die kosmogoniſchen und philoſophiſchen Stellen haben einen Schwung, ähnlich dem des Lucretius, oder dem ſeines Vorbildes, des Empedokles; und oft findet ſich hier eine Erhabenheit von noch ernſterm und ſtrengerm Charakter, der den Jones zur

Vergleichung mit der moſaiſchen Urkunde veranlaßt. Auch in der Sprache iſt die Alterthümlichkeit und der Unterſchied von der des Mohabharot ſehr merklich.

Wir erinnern zuvor, daß in Jones Ueberſetzung alles, was mit andern Lettern gedruckt iſt, Scholien ſind, die es wohl beſſer geweſen wäre, nicht in den Text ſelbſt aufzunehmen. Aber auch auſſerdem iſt Jones Ueberſetzung zuweilen erklärend und ſchärfer beſtimmt als die Urſchrift. Denn ſo metaphyſiſch die Sprache derſelben ſchon durchgehends iſt, ſo iſt doch oft eine kühne Bildlichkeit unter die abſtrakteſten Begriffe gemiſcht, und wenn in einigen Stellen die Entwicklung ganz deutlich und klar iſt, ſo herrſcht doch in andern wieder eine faſt räthſelhafte Kürze und Abgeriſſenheit. Ich habe mich bemüht, alles grade ſo unbeſtimmt ja ſo geheimnißvoll zu laſſen, als es in der Urſchrift war, um dem Leſer den Eindruck derſelben ſo rein als möglich wiederzugeben.

Es ſind nur diejenigen Stellen aus dem erſten Buche hier ausgehoben, welche die Kosmogonie betreffen. Der Gang der Gedanken iſt folgender. Im Anfang war alles Finſterniß; der Unbegreifliche, Selbſtſtändige erſchuf alles, es aus ſeinem eignen Weſen hervorziehend. Nun folgt das bekannte Bild vom Welt-Ei, das auch der ägyptiſchen Mythologie bekannt war. Dann folgt eine Dreiheit ganz geiſtiger Grundkräfte; aus dem unbegreiflichen Grund des ſelbſtſtändigen Weſens ging zunächſt der Geiſt hervor, aus dieſem die Ichheit; Atmo, Mono, Ohonkaro. Alsdann folgen ſieben Naturkräfte; die große Weltſeele, die fünf Sinnlichkeiten oder Elemente und die Ausflüſſe — Matra — des urſprünglichen Selbſt, des Atmo. Zuletzt kommt die ganze Mannichfaltigkeit einzelner Weſen und entgegengeſetzter Naturen, alle einem unabwendbaren Schickſale nach unerforſchlicher Vorherbeſtimmung unterworfen.

Monu ſpricht.

Einſt war dieß alles Finſterniß, unerkannt, unbezeichnet auch,
Unenthüllt noch, unerkennbar, als wie noch ganz in Schlaf verſenkt.
Der ſeelig Selbſtändige drauf, der unenthüllt enthüllende,
Der Weſen Anfang, ſo ſtets wächſt, wars der wirkſam die Nacht zerſtreut;

Der nie durch Sinne zu greifen, unſichtbar, unbegreiflich ſtets,
Ein Allweſen ſo undenkbar, der Er ſelber in Wahrheit iſt.
Der nachdenkend aus eignem Leib ſchaffen wollend der Weſen viel,
Waſſer erſchuf er da zuerſt, des Lichtes Saame ward erzeugt; 1)
Ein Ei war es wie Gold glänzend, leuchtend dem Tauſendſtrahler 2) gleich.
In dem lebte durch eigne Kraft Brohma, Ahnherr des Weltenalls.
In dem Ei ſaß nun ein Jahr lang nichts thuend jener Göttliche,
Selber dann durch des Geiſts Sinnen hat er das Ei entzwei getheilt.
Aus den getheilten Stücken dann bildete Erd' und Himmel er,
Mitten Luft und die acht Länder, der Waſſer Haus, das ewige.

---

1) Das Verhältniß des Waſſers, des Lichtſaamens und des Ei's iſt nicht beſtimmt angegeben. Man denke es ſich etwa ſo: das Waſſer ward zuerſt hervorgebracht, in dieſem erzeugte oder regte ſich Lichtſaamen, der dann zu jenem glänzenden Ei zuſammenſchoß und ſich geſtaltete. Das Ei muß wohl als im Waſſer ſchwimmend gedacht werden.

2) Ein Beinahme der Sonne.

Drauf hervor zog aus dem *Selbſt* er den *Geiſt*, der iſt und nicht iſt auch; [3])
Aus dem Geiſt dann der *Ichheit* Kraft, [4]) ſo ein Warner und König iſt.
Die *große Seele* zuförderſt, dreifacher Art [5]) die Weſen all,

---

3) **monohſodo-ſodatmokon.** Jones überſetzt erklärend: mind existing substantially, though unperceived by sense. Da aber im Bhogovotgita jener ſelbe Ausdruck auch in dem Sinne vorkommt, daß das Höchſte (wie nach der Neu-Platoniſchen Anſicht) ein über Sein und Nicht-Sein gleich erhabenes Weſen ſei; ſo habe ich es in der ganz wörtlichen Ueberſetzung unentſchieden laſſen wollen, ob dieſer oder jener Sinn hier Statt finde.

4) Ohonkaro, die Ichheit hat in den indiſchen Schriften meiſtens eine üble Nebenbedeutung, als das der göttlichen Einheit und Gleichheit Entgegenſtehende und Widerſtrebende. Hier iſt dieß aber noch nicht der Fall, wie man aus den Prädikaten — „der ein Warner und König iſt“ — erſieht. — Es iſt wohl überhaupt das Princip der Individualität darunter zu verſtehen, und es iſt merkwürdig, daß *Monu* (nah verwandt mit *Mono*) ſich ſelbſt nachher als zweiten und untergeordneten Weltſchöpfer nennt, der die ganze Mannichfaltigkeit der einzelnen Weſen hervorgebracht habe, nachdem Brohma zuvor die allgemeinen Grundkräfte der Natur erſchaffen hatte.

5) Alle Weſen, die nach den drei *Gun's* der Welt der Wahrheit, des Scheins oder der Finſterniß angehören.

Die der Sinn faßt, die Eindrück' all, die fünf Sinne 6) allmählig auch.
So nun dieſer Gebild' zarte, der ſechs Weſen gewaltger Kraft,
Mit des Selbſts Ausfluß 7) durchdringend, bildet er alle Dinge dann.
Nun regen drauf die Beweger, die mächtgen, ſich im Wirken all,
Wird aus zartem Gebild des Geiſts allen Seins Grund, der nie vergeht.
Von dieſen ſieben Kräften nun männlichen Wirkens geht hervor,
Durch ſterblichen Gebilds Ausfluß, aus dem Ewgen Vergängliches.
Stets hat an ſich des Erſten Art, ihm nachfolgend, das andre ſtets;
So wie jeglichen Dings Stelle, alſo wird ſeine Art gerühmt.

All der Dinge Benennungen, Thaten auch, ſondernd jegliches,

---

6) Die fünf Sinnlichkeiten; ſowohl die Gegenſtände un- Naturkräfte, welche die Eindrucke der Sinne hervorbrindgen und veranlaſſen, als dieſe Eindrucke ſelbſt.

7) Atmomotroſu. Ob die Matra als Atome zu verſtehen ſeien, iſt eine wichtige Frage, aber wenigſtens in Monu's Geſetzbuch nicht mit Gewißheit klar. S. die Abhandlung.

Wie in des Vedo Wort allerſt ſie beſtimmt, ſondernd bildet' er.
Tugendübende Gottheiten ſchuf er, ſo der Lebendgen Haupt;
Gerechter Geiſter reinen Stamm, auch das Opfer von Ewigkeit.
Dann aus Luft, Feuer, Sonnenkraft, die Gottdreiheit, die ewige
Milcht' er, des Opfers Vollendung, Rig, Yoju und Sam[8] genannt.
Die Zeiten, der Zeit Theilung, Sterne und Irrgeſtirne auch;
Samt dem Meer Ströme, Berghöhen und Ebenen und der Thäler Schlucht.
Andacht, Sprache und Luſt ſchuf er, Liebe, des Zornes Wuth demnächſt,
Zum Daſein dieſe Geſchlechter ſchaffen wollend und dieſe Welt.
Um zu ſondern die Thaten dann, hat er Unrecht von Recht getrennt;
Unterwarf all die Geſchlechter auch den Zweiheiten[9] wie Freud' und Leid.

---

[8] Die Nahmen der drei älteſten Veda's. Der vierte wird in alten Schriften nicht genannt und deshalb für ſpätern Urſprungs gehalten.

[9] Den Gegenſätzen, den ſtreitenden Kräften und Eigenſchaften.

Welcher Thätigkeit jeden nun hat der Schöpfer zuerſt vereint,
Dieſer trachtet von ſelbſt er nach, immer wie oft er erſchaffen wird.
Heil und Unheil, Härt' und Milde, Recht oder Unrecht, Wahr und Falſch,
Was jedem er beſtimmt ſchaffend, das wird jedem von ſelbſt zu Theil.
Gleich ſo wie ſtets des Jahrs Zeiten, wandelnd im feſtbeſtimmten Maaß,
Selbſt durchwandeln immer ihr Ziel, ſo auch die Thaten irdſche Kraft.

Das folgende Stück handelt von dem Unglück des Daſeins und von dem ewigen Kreislauf der Dinge, dem ſteten Wechſel der bald neu erwachenden bald wieder in Schlummer zurückſinkenden Grundkraft.

Monu redet.

Von vielgeſtaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn, [10])

---

[10] Alles Leiden, was nicht bloß dem Menſchen, ſondern jedem fühlenden Weſen in dieſem Leben hier widerfährt, iſt nach der indiſchen Lehre Strafe für die in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen.

Zieles bewußt 11) ſind dieſe all, mit Freud' und Leidgefühl begabt.
Dieſem Ziel nach nun wandeln ſie, aus Gott kommend bis zur Pflanz' herab,
In des Seins ſchrecklicher Welt hier, die ſtets hin zum Verderben ſinkt.

Als dieß All nun und mich erzeugt, der ſich undenkbar entwickelt ſtets,
Sank zurück in ſich ſelbſt wieder, Zeit mit Zeit nun vertauſchend er.
Während der Gott nun wachend iſt, da regt ſtrebend ſich hier die Welt,
Doch wenn ruhigen Sinns er ſchläft, ſodann ſchwindend vergeht es all.
So lang ſeelig nun er ſchlummert, wankt der wirkenden Irdſchen Schaar,
Irrend von der beſtimmten That, der Geiſt ſelber ermattet dann.

---

11) Ontoh ſonjna bhovonty etc. Jones überſetzt: have internal conscience. Die Zurückweiſung in dem folgenden Verſe: etodontaſtu gotovo, — „dieſem Ziel nun nach wandeln ſie“ — mit Wiederhohlung deſſelben Wortes ſchien mir dafür zu ſprechen, daß ontoh ſonina heiße: ſich ihrer Schranken, ihres Zieles bewußt, im Gefühl der Endlichkeit, im Vorgefühl des Todes.

Wenn dann ganz ſie verſchlungen erſt im Grund jenes Erhabnen ſind,
Weil der, ſo alles Seins Leben, wohl ſüß ſchlummert, der Kraft beraubt.
Alsbald geht er zum Dunkel hin, weilt lang da ſamt der Sinne Kraft,
Wohl nicht thuend, was ſeines Thuns, geht aus der irdſchen Hüll' heraus.
Doch wenn aus eignem Stoff worden, den Keim deß, was da geht und ſteht,
Er neu geſchaffen durchdringet, alsdann nimmt irdſche Hüll' er an.
So mit Wachen und Schlaf wechſelnd, dieß All, was ſich bewegt was nicht,
Bringt zum Leben er ſtets hervor, vertilgt es, ſelbſt unwandelbar.

Die folgende Stelle fügen wir noch hinzu, weil die Folge der Elemente und ihr Charakter deutlicher darin entwickelt iſt, als in der zuerſt angeführten. Menu hat nun ſchon dem Bhrigu die weitere Darſtellung ſeiner Lehre übertragen.

Bhrigu ſpricht.

Nach des Tags und der Nacht [12]) Ende beſinnt wieder ſich vom Schlaf,
So beſonnen erſchafft er drauf den Geiſt, der iſt und nicht iſt auch. [13])
Der Geiſt dann bildet die Schöpfung, wirkſam jetzt durch des Schaffens Trieb;
Aus dem zeugt ſich dann Himmels Luft, die als Quell wird des Schalls erkannt.
Aus der Luft [14]) nun Geſtaltswandlung wird, der rein alle Düfte trägt,
Dann erzeugt, mächtgen Windes Hauch, der Quell aller Berührung iſt. [15])
Aus des Windes Geſtaltswandlung, geht hervor ſo die Nacht zerſtreut
Strahlend im Glanze die Lichtkraft, ſo der Quell der Geſtalten heißt.

---

12) Es iſt von großen Weltzeiten die Rede.

13) Siehe die Anmerk. 3.

14) Akaſhon. Einige Europäer überſetzen dieſes fünfte Element der Indier wohl durch Raum. Da ihm aber hier (wie im Bhogovotgita dem Khon) die ſinnliche Qualität des Schalls zugeeignet wird, ſo iſt es, wie Jones überſetzt, subtil aether.

15) Vayu, oder Windeskraft, der fühlbare Theil der Luft, dem die ſinnliche Qualität des Gefühls zugeeignet wird.

Aus des Lichtes Geſtaltswandlung Waſſer, ſchmeckender Säfte Quell,
Erd' aus Waſſer, des Geruchs Quell. So ſind erſchaffen die zuerſt.

Zahlloſe Weltentwicklungen giebts, Schöpfungen, Zerſtörungen;
Spielend gleichſam wirket er dieß, der höchſte Schöpfer für und für.

III.

Aus dem Bhogovotgita.

Der Gegenſtand des zweiten großen Heldengedichts der Indier, des Mohabharot, iſt der Bürgerkrieg zwiſchen den Fürſten und Helden des Stamms der Mondskinder. Da die Veranlaſſung des Kriegs und die Geſchichte deſſelben auf das Verſtändniß der philoſophiſchen Epiſode, von der wir hier einige der wichtigſten Stücke geben, weiter keinen Einfluß hat, ſo übergehen wir dieß. Nur um durch die vorkommenden Nahmen nicht verwirrt zu werden, bemerken wir einiges über die Genealogie.

Puru, der Sohn des Buddho und Enkel des Chondro, oder des Mondes, war der erſte

Ahnherr des ganzen Stamms. Kuru, der König von Kurukſhetron, ſein Nachkomme, der zweite. Von ihm ſtammen beide Partheien her, zwiſchen denen der Krieg ſich auf Veranlaſſung der Draupoti entſpann. Auf der einen Seite Bhiſhmo, Dhritoraſhtro und all die ihrigen, welche hier wahrſcheinlich als die ältere Linie vorzugsweiſe die Kuru's genannt werden. Auf der andern Seite ſind die Söhne des Pandu die Hauptführer; einer derſelben von der Kunti, iſt Orjun, den Kriſhno, welcher der Gott Viſhnu in ſeiner achten Menſchwerdung iſt, beſchützt und begleitet.

Beide rücken auf einem Streitwagen zuſammen in die Schlacht; die Heere ſtehen gerüſtet gegen einander; da Orjun all die Freunde und Blutsverwandte zum Schlagen bereit ſieht, überfällt ihn ein großes Mitleiden. Kriſhno tröſtet ihn durch die Lehre von der unwandelbaren ewigen Einheit, und der Nichtigkeit aller andern Erſcheinungen. So beginnt das philoſophiſche Geſpräch, welches der Inhalt der berühmten Epiſode des Mohabharot iſt; der Bhogovotgita, d. h. das Lied vom Bhogovan, mit welchem Beinahmen Kriſhno hier meiſtens genannt wird.

Es iſt dieſes didaktiſche Gedicht ein beinah vollſtändiger kurzer Inbegriff des indiſchen Glaubens, und ſteht als ſolcher in hohem Anſehn. Wir haben nur einige der für die Philoſophie merkwürdigſten Stücke ausgehoben.

Orjuns Klage.

(Aus dem erſten Odhyaye.)

Als nun gerüſtet da ſahe all der Dhritoraſhtriden Schaar,
Im Anfang des Schlachtgetümmels, greifet den Pfeil des Pandu Sohn,
Sagend darauf zum Bhogovan dieſes Wort: „O der Erde Herr!
In mitten ſtell' den Wagen mir der zwei Heere, ſo ſagt er, hier,
Daß ich die ſchaue, die dorten kampfbegierig gerüſtet ſtehn,
Auch mit welchen ich kämpfen ſoll, wenn dieſe Schlacht beginnen wird;
Daß die kampfluſtigen ich ſchaun mag, die allhier nun vereinigt ſind.

Ruhm in furchtbarer Schlacht ſuchend, zu Dhritoraſhtro's Sohnes Gunſt." —

Als dieſes Wort dem Bhogovan nun von dem Schüler geſagt war,
Da inmitten der zwei Heere ſtellt er der Wagen herrlichſten. —
„Bhiſhmo'n, Drono'n im Antlitz uns, all die dorten die Könige,
Schaue ſie hier, o Fürſt! ſprach er, der Kurus wohl vereinigt Heer." —
Und da ſah er der Fürſt, ſtanden Väter, Großväter ferner da,
Lehrer dann, Oheim' und Brüder, Söhne und Enkel ſtanden dort,
Blutsverwandte, Befreundte auch, hier und dort in den Heeren zwein. —
Als die nun ſah der Kunti Sohn, all die Freunde gerüſtet ſtehn,
Ergriff ihn hohes Erbarmen, daß klagend dieſe Wort' er ſprach:
„Seh ich die Freunde, Kriſhno! all dort kampfgierig gerüſtet ſtehn,
Schmelzen alsbald die Glieder mir, mein Antlitz verdorrend welkt,
Schaudern durchfährt den Körper mir, während das Haar ſich ſträubend hebt.

Gandiv[1] auch ſinkt aus der Hand mir, die
Haut ſelber am Leibe dorrt,
Nicht vermag ich zu ſtehn fürder, und es ſchwankt
mir ſchwindend der Geiſt.
Anzeichen ſeh' ich, unſeelge, um mich her hier,
o Keſhovo![2]
Und kein Heil mag ich erſpähen nach der Bluts-
freunde Mord im Kampf.
Nicht begehr' ich den Sieg Kriſhno! keine
Freuden noch Königthum.
Was frommt König ſein, Göttlicher! was wohl
Reichthum, das Leben ſelbſt,
Wenn jene, um welche werth uns Königthum,
Reichthum und Freuden ſind,
Dort zum Kampfe gerüſtet ſtehn, Reichthum nicht
achtend und Leben nicht.
Lehrer und Väter und Söhne, ſelbſt Großväter,
dazwiſchen auch
Oheim' und Blutsfreund' und Enkel, Schwäher
und nah verbunden dann.
Nicht begehr' ich zu morden die, morden ſie mich
auch, Göttlicher!
Für der drei Welten Herrſchaft nicht, wie ſollt'
ichs um die Erde thun?

---

[1] Gandiv, der Bogen des Orjun.

[2] Keſhovo, der Lockige, ein Beinahme des Kriſhno, welcher an ähnliche des Apollo erinnert.

Wie möchten nach der Blutsfreunde Mord wir
glücklich ſein, Madhovo![3]
Wenn auch jene es nicht ſehen, weil Habſucht ihren
Geiſt ergriff;
Da aber des Stammes Vertilgung uns als ein
ſchwer Verbrechen, Freund!
Wohl erkannt iſt, wie ſollten wir nicht ab von
dieſer Sünde ſtehn?
O weh! ein großes Verbrechen ſind zu vollbringen
wir bereit,
Daß wir aus Gier nach Herrſcherluſt morden wollen
den Freundes-Stamm.
Wenn unbewaffnet, ungerächt, ſelber bewaffnet
mich im Kampf
Erſchlüge Dhritoraſhtro's Schaar, wär' es
leichter zu dulden mir.

Alſo ſprach Orjun am Kampfplatz, niederſetzend im
Wagen ſich,
Legte dann Pfeil und Köcher hin, überwältigt im Geiſt
von Schmerz.
Zu dem von Mitleid durchdrungnen, deſſen Augen von
Thränen voll,
Redete zu dem klagenden Modhu's Beſieger dieſes
Wort.

---

[3] Madhovo, Beinahme des Kriſhno.

Bhogovan.

(Aus dem Sankhyoyogo, dem zweiten Odhyaye.)

Woher hat mitten im Kampſe dieſe Weichheit ergriffen dich,
Die nicht rühmlich, nicht göttlich iſt, Orjun! die Schande nur bewirkt.
Nicht der Schwäche ergieb du dich, Fürſt! nicht alſo geziemt es dir.
Kleingeherzte Unthätigkeit laſſ', erhebe dich, Herrlicher!

Orjun.

O wie ſoll Bhiſhmo'n im Kampf ich und Dhrono'n, Modhu's Sieger[4] Du,
In der Schlacht mit dem Pfeil treffen, die vor allen ich ehren muß?
Almoſen wärs beſſer zu eſſen mir wohl als dieſe ehrwürdigen Lehrer morden.
Denn die, meine Lehrer, ermordend ja hier, mit Blut beſleckt müßt' ich mein Gut genieſſen.
Nicht wiſſen wir welches uns beſſer ſein mag, ob jene wir oder ſie uns beſiegen,
Die ſelber wir mordend nicht leben möchten, die ſtehen kampfluſtig im Angeſicht uns.

---

[4] Modhu's Sieger, Beinahme des Kriſhno.

Beſiegt iſt mein Herz von des Mitleids Schwäche, dich
fleh ich an, weiß nicht was Pflicht hier zu ſehn!
Was beſſer ſei, ſag es in Wahrheit du mir, dein Schüler
ja bin ich, o lehr es jetzt mich!
Und nichts erſpähn kann ich, das mich befreite vom
Schmerz, der mir zehrend die Sinne dorret;
Und fänd' ich auch weiten Gebiets Beſitzthum, ja ſelbſt
im Reich himmliſcher Helden herrſchend.

Bhogovan.

Was nicht zu klagen iſt, klagſt du, redend doch
nach der Weiſen Spruch.
Nicht die gehn, auch die bleiben nicht, beweint
jemals, wer weiſe denkt.
Nicht ich war irgend jemals nicht, noch du, noch
jene Helden dort;
Noch werden wiederum nicht ſein irgend jemals
wir alleſamt.
Wie im ſterblichen Leibe hier Kindheit, Jugend
und Alter ſind,
Wechſelt des Lebens Hülle auch; wer dieß feſthält,
den irret nichts.
Stoff und Eindruck, o **Kunti's** Sohn, machen
heiß, kalt, und Freud' und Leid,
Kommen und ſchwinden ſtets wechſelnd; ſtandhaft
trag' ſie, **Bhorots** Sohn! 5)

---

5) Orjun iſt ein Abkömmling des Kuru, ſo wie dieſer vom

Welcher Mann nun, o Männer Haupt! durch dieß all nicht erſchüttert wird,
Gleich in Freud' und in Leid, ſtandhaft, der gedeiht der Unſterblichkeit.
Nicht was unwahr, wird ſeiend je, noch was nicht iſt, gefunden wahr;
Wohl iſt der beiden Gränz' erkannt denen, welche das Weſen ſchaun.
Unvernichtbar wohl iſt, wiſſe, das wodurch dieſes All beſteht;
Nicht mag vernichten irgend wer, was unſterblichen Weſens iſt.
Dieſe endlichen Leiber hier ſind nur Hülle des Ewigen,
Das keiner vernichtet noch mißt; auf denn! und kämpfe, Bhorots Sohn.
Wer irgend wähnt, daß dieß tödte, und wer, daß es getödtet ſei;
Wohl nicht weiſe ſind beide ſie; nicht tödten kann's und ſterben nicht.
Gebohren wird's niemals und ſtirbt auch nimmer; nicht gilt, es war hier und es wird ſein, iſt jetzt;
Denn unerzeugt ewig wohl iſt's das alte, und nicht erſtirbt's, wird auch der Leib getödtet.

Bhorot dem Sohn des Duſhvonto und der Sokuntola abſtammt. Daher jener Beinahme des Orjun.

Wer dieſes Ewge erkannt hat, das unerzeugt, unwandelbar,
Wie mag ein ſolcher wohl iemands Tod bewirken, ihn tödten ſelbſt?
Gleich wie ein Mann Kleider, die alt geworden, abwirft und legt andre, die neu ſind, ihm an;
So läßt auch dieß Weſen den Leib, den alten, alſobald eingehend in andre neue.
Nicht mögen Waffen es ſpalten, noch wirds etwa durch Gluth vertilgt,
Nicht vom Waſſer wird's aufgelößt, nicht der trocknende Wind verzehrt's,
Unverwundbar, verbrennlich nicht, nicht zu ſchmelzen, zu trocknen nicht,
Alldurchdringend und bleibend iſt's, auch unwandelbar ewiglich.
Unerklärlich, undenkbar wird's, unvertilgbar mit Recht genannt;
Drum ſo du ſolches erkannt haſt, ziemt dir's fürder zu klagen nicht,
Wenn du dir's ewig entſtehend, oder auch ewig ſterbend denkſt,
Wahrlich dann, o erhabner Held! ziemt dir es zu beweinen nicht.
Gewiß iſt des Gebohrnen Tod, wie die Geburt des Geſtorbenen;
Weil dieß nun unvermeidlich iſt, ziemt dir es zu beweinen nicht.

Der Weſen Urſprung iſt dunkel, klar nur die Mitte, Bhorots Sohn,
Dunkel der Untergang wieder, was iſt da nun zu klagen noch?
Als Wunder betrachtet der ein' es ſtaunend, als Wunder ſpricht lehrend davon ein andrer,
Als Wunder hört Kunde von ihm ein andrer, und hat er's vernommen, erkennt's doch keiner.
Ewig die Leiber durchwandert's, doch zerſtörbar in keinem Leib,
Drum kein lebendes Weſen nicht darfſt du beklagen, Bhorots Sohn!
Was deine Pflicht, im Aug haltend, ſollteſt du fürder zagen nicht;
Nichts wird höher als Kampfes Pflicht für den Krieger gefunden wohl.
Wo ganz nach Wunſch vor den Augen ſich ja aufthut des Himmels Thür;
Seelig wohl ſind die Krieger, Fürſt! denen zu Theil wird ſolch ein Kampf.
Wenn aber dieſen Beruf du nicht, des Kriegers erfüllen wirſt,
Dann deine Pflicht, ja die Ehr' auch ſetzeſt hintan du, fällſt in Schuld.
Es werden Schand' auch, ewige, dir nachreden die Weſen all;
Des einſt Geprieſnen Unehre muß noch jenſeit dem Tod beſtehn.

Du ſeiſt aus Furcht gewichen, glauben die Wagenmächtigen; 6)
Denen ſo hoch du geehrt warſt, wirſt du leicht nun geachtet ſein.
Auch manches unwürdige Wort geſagt werden von Feinden dir,
Schmach redend deiner Tapferkeit; was kann ſchmerzlicher ſein als dieß?
Fallend erlangſt den Himmel du, ſiegreich freuſt du der Erde dich;
Drum erhebe dich, **Kunti's** Sohn! auf zur Schlacht mit entſchloßnem Muth.
Beide gleich achtend, Freud' und Leid, Gewinnſt, Verluſt, und Sieg und Tod;
Rüſte denn alſo zur Schlacht dich jetzt, ſo ladſt auf dich du keine Schuld.

Aus dem vierten Odhyayo, dem Yojnoyogo.

Dieſe ewige Lehre nun offenbart' ich dem **Vivoſvan**, 7)
Vivoſvan machte ſie **Monu'n**, **Monu** dem **Ikſhvaku** 7) kund.

---

6) Beinahme der Helden.

7) Vivoſvan, der Sohn des Sonnengottes; Ikſhvaku, Sohn des Vivoſvan und Ahnherr des ganzen Stamms der Sonnenkinder.

So erhielt einer vom andern lernend der Prieſterfürſten ſie;
Durch der Zeit Länge aber ward zerſtört die Lehre, Herrlicher!
Eben die iſt's, die heut' ich dir, die alte Lehre, offenbart.
Mein Diener biſt du ja, Freund, auch; das höchſt' iſt's der Geheimniſſe.

Orjun.

Es iſt deine Geburt ſpäter, früher ja Vivoſvans Geburt;
Sage wie ſoll ich begreifen nun, daß zuerſt du es offenbart?

Bhogovan.

Viel ſind meiner vergangnen Geburten, Orjun, deiner auch,
Alle ſie kenn' ich wohl wiſſend, du kennſt nicht ſie, o Herrlicher!
Ungebohren, unwandelbar bin ich, auch aller Weſen Herr;
Mein eigen Weſen beherrſchend, entſteh' ich durch den eignen Schein.[5]

---

[5] Das Entſtehen und Vergehen iſt nur eine Täuſchung, Maya. Dieſe Maya aber, welche die Quelle der Welt der Erſcheinungen iſt, iſt eine Wirkung der Kraft des Gottes.

So oft als nun ein Verſchwinden des Rechts ſich
zeigt, o Bhorots Sohn!
Ein Emporſteigen des Unrechts, erſchaff' alsbald
mich ſelber ich,
Zu erretten die Rechtſchaffnen, zu vernichten die
übles thun,
Feſt das Recht wieder zu ſtellen, komm' ich ins
Sein von Zeit zu Zeit.
Wer mein göttlich Entſtehn und Thun wohl erkennt nach der Wahrheit Grund,
Den Leib laſſend, zur Welt wiederkehrt der nicht,
Orjun, kommt zu mir.
Von Stolz, Furcht und von Zorn befreit, zu mir
ſtrebend durch mich, aus mir,
Kommen der geiſtig Frommen viel in mein Weſen
vereint [9]) zurück.

Aus dem fünften Oddhayo, dem Sonnyaſoyogo.

Den erkenn' als enthaltſam ſtets, der nicht klaget und
nichts begehrt;

---

9) Es iſt oft ſchwer, für die metaphyſiſchen Worte der indiſchen Sprache, ganz entſprechende zu finden. Jukto z. B. was hier in der Urſchrift ſteht, iſt der Wurzel und der Form nach ganz daſſelbe wie das lateiniſche junctus. Oft heißt es nichts weiter als praeditus; wo es aber einen ganz geiſtigen Sinn hat, habe ich es bald durch vereint, bald durch vollendet überſetzt.

Fern von Zwieſpalt [10]), o Mächtiger! wird der ſeelig, der Bande frei.
Erkenntniß trennen und Handeln thöricht redende Knaben nur;
Wer an dem Einen ſtets feſthält, findet der beiden Frucht zugleich.

Hier ſchon gewinnen den Himmel, deren Geiſt in der Gleichheit ſteht;
Ganz vollkommen und gleich iſt Gott, darum ruhen in Gott ſie ſtets.
Nicht erfreue ſich je des Glücks, und nicht klage im Unglück auch,
Wer feſtgeſinnt, von Thorheit frei, Gott erkennend in Gott beharrt.
Wen nicht äußres Gefühl anzieht, findet in ſich was ſeelig iſt;
Mit Gott die Einung vollendend, hat er ein unzerſtörbar Gut.

Wer nun ſchon hier ertragen kann, noch eh' frei er des Leibes ward,

---

[10] Dieſes iſt ganz metaphyſiſch zu verſtehen: fern von aller Dualität; alles auf die Einheit beziehend, wie es in mehreren Stellen des Gedichts zur Genüge auseinander geſetzt wird.

Der Begierd' und des Zorns Gewalt, der iſt ſeelig vollendet wohl.
Wer innen innren Glücks ſich freut, und wer innen erleuchtet iſt,
Der geht als Frommer Gotterfüllt wieder in Gottes Weſen ein.
Das Weſen Gottes erreichen die Heiligen von Sünde rein,
Frei im Geiſte von Zweifeln ganz, in aller Weſen Lieb' erfreut.

Aus dem ſechſten Odhyayo, dem Atmoſonyomoyoge.

Der wahrhaft Fromme ſteht ewig einſam in ſich mit ſeinem Geiſt,
Einheit-beſeelt, des Sinns Sieger, ſonder Begier, von nichts berührt.

Wer vereinigt [11]) ſein Innres ſtets, und als Frommer den Geiſt beherrſcht,
Die höchſte geiſtige Ruhe erreicht der, die da wohnt in mir.

Wenn feſt geordnet das Denken in ſich ſelber beharrend ruht,

---

[11]) Siehe die Anmerkung 9.

Keine Begierd' ihn je berührt, dann heißt ein Frommer das mit Recht.

Wie am windloſen Ort ein Licht, nicht bewegend, dieß Gleichniß gilt
Von dem Frommen der ſich beſiegt, nach Vollendung des Innern ſtrebt.
Da wo das Denken freudig wirkt, durch der Frömmigkeit Trieb beſtimmt,
Wo er den Geiſt im Geiſte ſchaut, in ſich ſelber beglückt iſt er.
Wer das unendliche Gut, was überſinnlich der Geiſt ergreift,
Dorten erkennt, mit nichten weicht ſtandhaft der von der Wahrheit ab.
Welches erreichend, er kein Gut höher noch achtet je als dieß;
Worin durch Leiden noch ſo groß, ſtandhaft er nicht erſchüttert wird.

Immer mehr freu' er ſich der Geſinnung, die ſtandhaft iſt.
In ſich ſelbſt feſt den Geiſt ſtellend, ſinn' er nichts anders fürder mehr.
Wohin immer der Geiſt wandert, der leichte, unbeſtändige;
Von da dieſes zurückhaltend, ſtell' er in ſich die Ordnung feſt.

Jener, der ruhig ſo geſinnt, des Frommen höchſtes Gut und Glück
Erreicht er, alles Scheins befreit; Gottes Weſen von Flecken rein.
Immer vollendend ſein Innres, wird der Fromme von Sünde frei,
Berührt Gott in der Seeligkeit und genießt ein unendlich Gut.
In allen Weſen das Selbſt[12], ſieht wieder die Weſen all' im Selbſt,
Welcher wiedervereinten Sinns, alles mit gleichem Muthe ſchaut.
Wer nur mich überall erblickt, und wer alles erblickt in mir,
Nimmer werd' ich von dem fern ſein, noch wird von mir er je getrennt.
Wer den allgegenwärt'gen, mich, verehrt, und feſt an der Einheit hält,
Wo er immer auch wandeln mag, wandelt der Fromme ſtets in mir.

---

[12] Atmo heißt zugleich ſelbſt und Geiſt, und iſt oft ſchwer ganz genau auszudrücken. Ich und Ichheit darf man es nicht überſetzen, weil es dafür ein andres Wort giebt, Ohonkaro.

Aus dem ſiebenten Odhyaye, dem Jnanovijnanoyogo.

Bhogovan.

Zu mir hin mit dem Geiſt ſtrebend, Andacht übend,
daheim in mir,
Wie du mich frei von Zweifeln gleich wirſt erkennen,
vernimm o Fürſt!
Dieſe Weisheit und Kenntniß ſei ohne Rückhalt dir
kund gethan.
Wenn dieß erkannt, iſt nichts fürder hier des Erkennens
würdig noch.
Von tauſend Menſchen iſt einer etwa, der nach der
Tugend ſtrebt,
Von den nach Tugend ſtrebenden einer, der mich in
Wahrheit kennt.
Erde, Waſſer und Wind, Feuer, Luft [13]) und Geiſt,
der Verſtand ſodann,
Ichheit; dieß ſind die acht Stücke meiner getheilten
Weſenkraft.
Doch ein andres als dieß, höh'res Weſen an mir erkenne
du,

---

13) Khon wird auch Aether überſetzt. Vayu iſt der fühlbare Theil der Luft, welchem die Indier die Eindrücke der Berührung und den Sinn des Gefühls zuſchreiben; khon iſt der verborgnere Theil der Luft, in dem der Schall erzeugt wird.

Was die ird'ſchen belebt, Orjun! auch die Welt hier erhält und trägt,
Dieß iſt die Mutter der Dinge, aller zuſamt, das glaube, Freund!
Ich bin des ganzen Weltenalls Urſprung, ſo wie Vernichtung auch.
Auſſer mir giebt es ein andres höheres nirgends mehr, o Freund!
An mir hängt dieſes All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl.
Ich bin der Saft [14]) im Flüſſigen, bin der Sonn' und des Mondes Licht,
In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft, im Mann der Geiſt.
Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch des Strahlenquells,
In allen Ird'ſchen das Leben, bin die Buße im Büßenden.
Alles Lebendigen Saame bin ich, wiſſe, von Ewigkeit;
Bin in den Weiſen die Weisheit, ich der Glanz auch der Strahlenden.
Dann die Stärke der Starken ich, die von Begier und Stolz befreit;
In den Lebend'gen die Liebe bin ich, durchs Recht beſchränkt, o Fürſt!

---

[14]) Dasjenige, was den verſchiedenen Flüſſigkeiten den Geſchmack, die eigenthümliche Qualität giebt.

Welche Naturen nun wahrhaft, ſcheinbar nur oder
ſinſter ſind, [15])
Aus mir ſind, wiſſe, auch dieſe; nicht ich in ihnen,
ſie in mir.
Durch die Täuſchung nun dieſer drei Eigenſchaften iſt
ganz bethört
Alle Welt und verkennt mich, der über jenen, unwandelbar.
Göttlich iſt ſie, die Welten ſchafft, [16]) meine Täuſchung,
wird ſchwer beſiegt;
Aber die, welche mir folgen, ſchreiten über die Täuſchung hin.
Nicht folgen die Verbrecher mir, noch die Thoren und
Niedern nach,

---

15) D. h. die drei Welten der alten indiſchen Lehre: die Welt der Wahrheit, die des Glanzes oder Scheins, und die der Finſterniß, entſpringen gleichfalls aus mir. Eigentlich aber iſt dieſe ganze Anſicht nicht der Wahrheit gemäß, und jene Dreiheit eine Täuſchung und bloße Erſcheinung. Eine andere Stelle des Gedichts geht noch ſtärker gegen dieſe Lehre von drei Welten oder drei Eigenſchaften, und zugleich gegen die Veda's, worin dieſe Anſicht herrſcht:

Die Veda's gehn auf drei Weſen, nicht von drei Weſen
ſei, o Freund!
Nicht zwiefach, ſondern wahrhaft ſtets, unbeſtrebt, duldend, geiſtig ſei!

16) Siehe die Anmerkung 8.

Welche vom Schein im Geiſt bethört, zu den Dämonen ſich gewandt.
Vier Arten ſind's, die mich ehren, der guten Menſchen, o Bhorots Sohn!
Wer arm iſt, wer nach Weisheit ſtrebt, wer Reichthum wünſcht, der Weiſe dann.
Von dieſen iſt's der Weiſ' allein, der ſtets vereint dem Einen dient;
Wohl ein Freund bin ich des Weiſen, ſehr, ſo wie er der meine iſt.
Alle verdienen hohes Lob, der Weiſe gilt wie ich bei mir;
Zu mir richtet den letzten Weg hin ſein wiedervereinter Geiſt.
Am Ende vieler Geburthen ſchreitet der Weiſe hin zu mir;
„Daß Vaſudevo[17] alles iſt," wer ſo groß denkt, iſt ſelten wohl.
Von dem und dem Gelüſt bethört, folgen ſie andern Göttern nach,
Errichten die und die Satzung, durch die eigne Natur beſtimmt.
Wer auch was für ein Bild dienend im Glauben zu verehren wählt,
Den feſten Glauben deſſelben, ich bin's allein, der den entflammt.

---

[17] Vaſudevo, Kriſhno der Sohn des Vaſudevo.

Er, des Glaubens begabt alſo, iſt nun bemüht um jenes Gunſt,
Und erreicht auch die Wünſche dann, von mir beſtimmt, wie's mir gefällt.
Endlich doch iſt die Belohnung dieſer wenig erkennenden;
Zu ihnen kommt, wer den Geiſtern diente, die meinen dann zu mir.
Sichtbar zu greifen wähnen ſie mich, die Thoren, der unſichtbar,
Kennen mein hohes Weſen nicht, das ew'ge, allerhabene.
Nicht was ſichtbar des Alls bin ich, in der Meinungen Schein verhüllt, 18)
Die Welt kennt nicht, die thörichte, mich den ew'gen, der unerzeugt.
Ich kenne die vergangnen all, die jetzt ſeienden, Orjun! auch,
Und die zukünftigen Weſen; mich erkennt aber keiner je.
Die aus Neigung und Haß entſpringt, durch der Zweiheit Verblendung, Fürſt!

---

18) Yogo heißt eine Glaubenslehre, wie denn die einzelnen Abſchnitte des Bhogovotgita ſelbſt Yogo's genannt werden. Hier ſind aber offenbar die falſchen bloß ſinnlichen Religionen und Lehren der Vielgötterei und des Dämonen-Dienſtes gemeint.

Wandeln von Anfang zum Irrthum alle Irdiſchen, o Bhorots Sohn!
Doch wenn die Schuld vertilgt endlich deren, die reinen Wandels ſind,
Von der Zweiheit Verblendung frei, ehren ſie mich, im Glauben feſt.

Aus dem achten Odhyayo.

Bhogovan.

Es kehret nicht zur Sterblichkeit die vergänglich, der Leiden Haus,
Wer mich erreichte noch zurück, hoch am Ziel der Vollkommenheit.
Wiederkehrender Art,[19] Orjun! ſind aus Brohma die Welten all;
Wer mich erreicht hat, Kunti's Sohn, iſt der fernern Geburth befreit.

---

[19] Hier wird dem Kriſhno ganz deutlich der Vorzug vor Brohma gegeben. Vom Brohma rühren die Welten der Erſcheinung her, in denen Seelenwanderung Statt findet, und ſtets erneute Rückkehr ins Leben, die hier als ein Unglück betrachtet wird. Kriſhno iſt der Gott der ewigen Einheit und des wahrhaften Weſens.

IV.

Aus der Geſchichte der Sokuntola nach dem Mohabharot.

Es ſind in der Epiſode des Mohabharot, welche die Geſchichte der Sokuntola enthält, vorzüglich zwei Momente derſelben ausführlich behandelt, wovon der eine, die Geburth der Sokuntola, in dem Schauſpiele des Kalidas nur im Vorbeigehn erwähnt, der andre aber, die Scene der Verläugnung und der endlichen Wiedererkennung bei dem König Duſhvonto ſehr verſchieden behandelt iſt.

Da wir dieſe beiden Stücke vorzüglich nur als Beiſpiele der ältern indiſchen Poeſie geben, ſo ſind, wo es ohne Schaden des Zuſammenhanges geſchehen konnte, einige Diſtichen ausgelaſſen, deren Inhalt bloß dogmatiſch oder voll hiſtoriſcher Anſpielungen war, um nicht durch viele Anmerkungen den poetiſchen Eindruck ſtören zu müſſen.

Geburth der Sokuntola.

Die Scene beginnt da, wo König Duſhvonto ſich bei einer Jagd in den Wald vertieft, und den heiligen Büßer Konvo, der dort in der Einſamkeit lebte, aufſuchen will. Er trift die ſchöne Einſiedlerin, und iſt ſehr begierig, zu erfahren, wer ſie ſei. Denn wäre ſie, wie er glaubt, Tochter eines Brahminen geweſen, ſo würde er ſich nicht mit ihr haben verbinden dürfen.

Allein ging der Fürſt nun hin, ihm folgten ſeine Räthe nicht,
Sah in der einſamen Wohnung nicht den andächtigen Heiligen.
Als er den Heilgen nicht erblickt, leer des Einſiedlers Hütte ſah,
Ließ er von ſeiner Stimme Schall wiederhallen umher den Wald.
Aber ſein Rufen vernahm jetzt, ſchön wie Sri von Geſtalt die Magd,

Trat hervor aus der Hütte dort in der Einſiedlerinnen Tracht.
Als Duſhvonto, den König, nun die ſchwarzäugigte Magd erblickt,
Sagte ſie ſchnell ihm Willkommen, bot ihm mit Ehrerbieten Gruß;
Bediente dann mit dem Seſſel ihn, mit Waſchen der Füße auch,
Fragte nach ſeinem Wohlſein dann, wünſchte dem Kön'ge Glück und Heil.
Als ſie nun ihn bedient hatte, ſein Wohlbefinden auch geſehn,
Sagte ſie lächelnd jetzt zu ihm: „Was iſt weiter zu deinem Dienſt?“ —
Zu ihr ſagte der König drauf, zum holdredenden Mädchen er,
Da ſo ſchön die Geſtalt er ſah, nach den Ehrenbezeigungen:
„Ich kam hierher um dem großen Heilgen, Konvo zu huldigen.
Wo ging er hin der göttliche? Das, o du ſchöne! ſage mir.“ —

Sokuntola.

Es ging mein göttlicher Vater, Früchte zu hohlen nur von hier;
Nur einen Augenblick verzieh, ſo wirſt du rückgekehrt ihn ſehn.

Als er den Heilgen nicht erblickt, auch ſodann
dies geſprochen war,
Er ſie ſahe ſo voll Anmuth, die ſüßlächelnde,
liebliche,
Die in der Reitze Glanz ſtrahlte, wie in Andacht
und Demuth auch,
Der Tugend Schöne beſitzend, ſprach er alſo der
Erde Fürſt:

„Wer biſt du, Holde, und weſſen? weshalb zogſt
in den Wald du hier?
Mit ſo hoher Geſtalt begabt, und wo kameſt du
Schöne her?
Durch deiner Schöne Anſchauen haſt die Seele
du mir geraubt;
Dich zu kennen verlangt mich; ſag es, liebliche,
alles mir.“ —

Als nun der König dieß geſagt, gab darauf in der
Hütte dort
Lächelnd das Mädchen die Rede wieder, ſprach ſie
mit holdem Laut:
Für des Kanvo, des göttlichen, Tochter gelt ich,
erhabner Fürſt!
Des feſtgeſinnten Büßenden, des Weiſen, der das
Recht erkennt.

Duſhvonto.

Erhaben denkend und göttlich, heilig iſt er und allgeehrt;
Dhormo 1) ſelbſt mag vom Pfad wanken, doch es wankt ſolch ein Frommer nicht.
Wie kannſt deß Tochter gebohren du alſo ſein, liebliche!
Dieſen mächtigen Zweifel nun wolleſt du jetzo löſen mir.

Sokuntola.

Wie ich hieher gekommen bin, welches zu wiſſen du begehrſt,
Vernimm es Fürſt der Wahrheit nach, wie ich des Heilgen Tochter bin.
Es kam einſt hier ein Frommer her, meinem Urſprunge fragt' er nach;
Dem erzählte der Göttliche folgendes, das vernimm nun, Fürſt!

Konvo ſprach:

„**Viſvomitro**, der Büßende, übte ſo großer Buße Werk,
Daß der König der Geiſterſchaar, **Indro**, gewaltig drob erſchrak,

---

1) Der Gott der Gerechtigkeit.

Daß nicht des Helden Andachtsgluth ihn erſchüttre von ſeinem Sitz. . . . .
Dieſe Gefahr nun befürchtend ſprach er alſo zur Menoka:

Indro.

Der Nymphen himmliſche Reihe preiſ't man, o Menoka, an dir;
Einen Dienſt thue mir, Mädchen; was ich dir ſage, das vernimm!
Der wie die Sonne im Glanz ſtrahlt, Viſvomitro, der Heilge dort
Vollbringt ſo furchtbare Buße, daß mein Geiſt mir erzittert drob.
Menoka! dein Geſchäft iſt dieß: Viſvomitro, der mich bedroht,
Furchtbar zu ſchaun, von feſtem Geiſt, wandelt in grimmer Buß' er ſtets,
Daß vor dem nicht mein Thron falle; zu dem geh' und gewinne ihn,
Gehe hin wo er Buße übt, thue die höchſte Liebe mir;
Blühend in Schöne der Jugend, und mit lächelnder Worte Laut,
Feſſ'l ihn auch mit der Freuden Reitz, wende von ſeinem Werk ihn ab.

Menoka.

Hochſtrahlend iſt der Göttliche und dazu auch erhaben fromm;
Wie er geneigt zum Zorne ſei, iſt dem Gebieter auch bekannt.
Den ſtrahlenden nun, den frommen, zornigen, hochgeſinnten Mann,
Vor dem du ſelber dich fürchteſt, wie ſollt' ich ihn nicht fürchten denn?
Er, der den großen Voſiſhto [2]) der theuren Söhne einſt beraubt,
Zu dem du ſelbſt, den Mond fürchtend, um Hülfe gingſt, der Geiſter Herr!
Ihn, der vollbracht die Thaten all, ja wohl ſehr muß ich fürchten den;
Wie ſein Zorn nicht verzehre mich, deſſen belehr', Gebieter, mich!
Deß Glanz die Welten entflammen, deß Fuß die Erd' erſchüttern mag,
Der zerſchmettern den Berg Meru, leicht verwirren die Räume [3]) kann,
Der mit ſolcher Andacht begabt, in Gluth ſtrahlend dem Feuer gleich,

---

[2]) Von mehren hiſtoriſchen Anſpielungen der Art auf die großen Thaten des Viſvomitro, haben wir des Uebergangs wegen dieſe eine beibehalten.

[3]) Die Räume der Welt.

Wie möcht' ein Mädchen unſrer Art ihn berühren,
der heilig iſt;
Deß Antlitz ſtrahlt wie die Flamme, deß Blick
leuchtet wie Sonn' und Mond,
Wie mag, Gebieter! Kalo's [4]) Schlund eine
von uns berühren wohl? —
Weil aber der König mich angeſprochen, wie ſollt' ich
nicht gehn vor des Heilgen Antlitz!
Erſinne Rettung denn für mich, Gebieter! daß ich für
dich gehend errettet bleibe.
Wenn du es willſt, laß das Gewand den Marut, des
Windes Gott, weg von mir wehn im Tanze,
Begleiten muß Monmotho [5]) auch dieß Geſchäft,
durch deine Gunſt mir als Gehülf' er beiſtehn.
Laß aus dem Wald Düfte mir wehn den Vayu, zu
jener Zeit, da ich den Seher feßle.
Als dieß geſagt und von ihm war beſtätigt, da ging ſie
zur Hütte des Einſiedlers hin.

Als die liebreitzende nun ſah, ſchuldgereinigt durch
fromme Gluth
Viſvomitro, den Büßenden, in der einſamen
Wohnung dort;
Da begrüßte ſie zuvor ihn, tanzt und ſcherzt vor
dem Heilgen dann;

---

4) Der Gott der Zeit, und dann der Zerſtörung, des Todes.

5) Der Gott der Liebe.

Abwehte ihr Gewand Marut, das gleich dem
Monde glänzende.
Wie von ihr das Gewand nun ſank hin zur Erde,
da blickte ſie
Lächelnd, die lieblich reitzende, oft den beſchämten
Marut an;
Während der Seher dort zuſchaut, der wie die
Flamme ſtrahlende.
Als Viſvomitro nun jene, die fleckenlos da vor
ihm ſtand,
In ihr Gewand verwickelte, er der einſamen Seher
Fürſt,
Und die der Wind enthüllt hatte, die vollblühenden Reitze ſah,
Ihre hohe Geſtalt erblickt', er, der der Weiſen
König war,
Da ergriff ihn der Neigung Gluth, fiel er in der
Begierde Macht.
Jene ladet er zu ſich ein, willig folgte die himmliſche;
So verlebten zuſammen ſie eine glückliche Zeit
daſelbſt,
Sich ihrer Liebe erfreuend, bis nach beſtimmter
Zeiten Lauf
Der Seher von der Menoka die Sokuntola
hat erzeugt.

Dort in des Himovan Wildniß, am Geſtade der Malinī
Bracht' ans Licht ihres Leibes Kind, an Malinī's Fluthen Menoka.
Da ihr Geſchäft ſie nun vollbracht, ging alsbald ſie zum Indro auf,
Ließ in dem wüſten Wald die Frucht, wo der Tiger und Löwe hauſ't.
Da nun ſchlummernd die Sokunta's 6) ſahen das Kind, umringten ſie's,
Daß nicht tödten im Wald' es dort möchte reiſſender Thiere Schaar.
So ward der Menoka Tochter da beſchützt von der Geier Schaar.
Als ich zum Bade dorthin kam, ſah ich im Schlummer ruhn das Kind,
Dort im einſamen Waldesthal, rund umringt von der Geier Schaar;
Ich nahm ſie auf nun, und zu mir, hielt ſie fürder an Tochter Statt.
Weil ich in einſamer Wildniß ſie von Sokunta's fand umringt,
Ward der Nahme Sokuntola ihr gegeben ſodann von mir.

---

6) Eine Art Geier; vultures erklärt es Wilkins.

Du weißt nun, wie Sokuntola, o Heilger,[7] meine Tochter ward;
Für ihren Vater auch hält mich Sokuntola, die Tadels frei.“

Alſo that meine Geburth er, ſie dem Heilgen erzählend, kund.
Wie ich die Tochter des Konvo ſei, weißt du alſo, erhabner Fürſt.
Als Vater acht' ich den Konvo, kenne ja meinen Vater nicht;
Dieſe Geſchichte, o König! hörteſt du, wie es ſich begab.

Rede der Sokuntola an den Duſhvonto.

In der Behandlung dieſes Theils der Geſchichte weicht das alte Heldengedicht ſehr vom Kalidas ab. Auch im Mehabharet wird Sokuntola von dem Duſhvonto zuerſt verläugnet und verworfen, worauf denn endlich die Wiedererkennung und Verſöhnung folgt. Von der Zauberei mit dem Ringe aber kommt hier nichts vor. Der Knabe iſt ſchon ſechs Jahre alt, als

---

[7] Man erinnere ſich, daß Konvo zu dem frommen Pilger ſpricht, der nach Sokuntola's Herkunft gefragt hatte.

Sokuntola mit ihm an Hof zu dem König geht, um dieſen an das gegebene Verſprechen, daß er ihren Sohn zum Erben des Reichs erklären wolle, zu mahnen. Duſhvonto verläugnet die Sokuntola nur deswegen, weil er fürchtet, wenn er ſo leicht ohne Beweis in die Anerkennung willige, möge Verdacht gegen die Aechtheit des Kindes bei den Großen des Reichs entſtehen; vielleicht auch, um die Geliebte auf die Probe zu ſtellen.

Sokuntola geräth über ſeine Härte in hohen Unwillen, und endlich bricht ihr Schmerz in folgende Rede aus, die den Untreuen an die Stimme des Gewiſſens und der allſehenden Gottheit erinnert, ihm die Heiligkeit der Ehe und die Schönheit der kindlichen Natur ſchildert, und mit einer ſanften Klage über ihr Unglück endet.

Wohl mich kennend, erhabner Fürſt, warum redeſt du ſo zu mir;
„Ich kenne dich nicht", ganz furchtlos, wie ein niedrig gebohrener?
Da dein Herz doch wohl wiſſend iſt, was hier wahr und was falſches iſt;
Dieß Kind der Liebe verwerfend, ſchmähſt du dadurch ja ſelber dich:

„Ich bin's allein", alſo gedenkſt in dir du, kennſt nicht
den im Herzen, den alten Seher [1]);
Willſt, dem bekannt alle des Schuld'gen Thaten, im
Angeſicht deſſen die Sünde begehn.
Denkſt, wenn vollbracht die Unthat iſt: „Keiner weiß
ja, daß ich es war;"
Doch es wiſſen's die Götter all, ſelbſt auch innen
der inn're Menſch.
Sonn' und der Mond, Feuer und Luft, die Himmel,
die Erd' und Fluth, innen das Herz, die Tief' auch,
Ja Tag und Nacht, ſamt den Zeiten beide, auch des
Rechts Gott, ſehen das Thun des Menſchen.
Dort im Abgrund des Todes Gott, verlöſcht was
übles der gethan,
Mit dem zufrieden der Geiſt iſt, ſo die That ſchauend
in uns wohnt;
Doch mit wem nicht er zufrieden, wer von übler
Geſinnung iſt,
Den vernichtet des Todes Gott ſelbſt, den ſchuld'gen,
in übler That.
Mich die ſelbſt du gewählt hatteſt, o verſchmäh
die getreue nicht;
Achtend nicht, die du achten ſollſt, mich dein eigen
beſtimmtes Weib.

---

1) Den im Herzen, den alten Seher, oder den alten Einſiedler britſoyom munin puranon; das Gewiſſen.

O warum blickſt du verächtlich auf mich, wie eine niedrige?
Nicht ja in einer Wüſte hier klag' ich, warum nicht hörſt du mich?
Aber wenn du der flehenden, nicht ein Wort mir gewähren willſt,
In hundert Stücke, Duſhvonto! wird zerſpringen alsbald mein Haupt.

So der Frau ihr Gemahl nahet, wird er wiedergebohren ſelbſt
Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter Seher Zeugniß ſpricht. 2)
Wohl iſt die Frau des Manns Hälfte, die Frau der Freunde innigſter;
Iſt die Frau alles Heiles Quell, die Frau Wurzel des Retters auch. 2)
Freundinnen ſind dem Einſamen ſie zum Troſt mit ſüßem Geſpräch;

---

2) Das Geheimniß der Ehe nach der indiſchen Lehre beruht erſtlich darauf, daß dieſe Verbindung auch in jenem Leben fortdauert, vorzüglich aber darauf, daß der Sohn, der der Vater ſelbſt in einer neuen Verwandlung iſt, allein das Vermögen beſitzt, durch fromme Werke und Gebräuche der Andacht die Seele des Vaters von den Strafen, die er für ſeine Verſchuldungen in jener Welt leiden muß, zu befreien. Daher wird er der Retter des Vaters genannt, und daher wird es für das größte Unglück geachtet, keinen Sohn zu haben.

Zu der Pflicht Uebung, wie Väter, tröſtend im Unglück Müttern gleich.
Scheidet die Frau nun zuerſt hin, ſchaut zum Gemahl ſie, harrend ſein;
Doch ſtarb zuvor der Geliebte, folget ſie willig gleich ihm nach.
Um ſolcher Urſach, o König, wird hoch begehrt der Ehe Bund;
Weil der Mann ſein Gemahl beſitzt, in der Welt hier, in jener auch.
Als er ſelbſt, von ihm ſelbſt gezeugt, iſt nach der Weiſen Sinn der Sohn;
Drum ſoll der Mann ſein Weib achten, die des Sohns Mutter, Mutter gleich.
Den Sohn aus ſeinem Weib' erzeugt, wie im Spiegel das Ebenbild,
Iſt dem Vater zu ſchaun freudig, wie dem Seel'gen der Himmel iſt.
Wenn auch verſengt vom Seelenſchmerz, Krankheit leidend die Menſchen ſind,
Freuen ſie doch ihrer Weiber ſich, wie die Fluth labt die ſchmachtenden.
Wenn ſich das Kind zu ihm wendend, wie es am Boden hat geſpielt,
Feſt um des Vaters Glieder ſchließt, was giebt's höheres noch als dieß?
Ihn, den du ſelbſt eigen gebildet, dieſen Sohn hier, der liebevoll

Auf dich ſchauend zur Seite blickt, o warum denn verſchmähſt du ihn?
Sorgen um ihre Eier doch, ſie nicht brechend, die Vögel ſelbſt;
Wie geſchieht's denn, daß du verläßſt, des Rechts kundig, den eignen Sohn?
Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen ſind zu berühren nicht
So ſanft, als des umarmenden Kindes Berührung lieblich iſt.
So berühre umarmend dich hier der Knabe, der lieblich blickt;
Holder als Kindes Berührung, hat die Welt kein Gefühl ja nicht.
Aus deinem Leib' erzeugt ward er, von dem Manne ein andrer Mann;
Wie im Spiegel des klaren Quells, ſiehe den Sohn, ein zweites Selbſt.
Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom Heerd genommen wird,
So iſt von dir erzeugt dieſer, du ſelbſt der Eine, ungetheilt.

Ein Jäger wanderte umher, war zu jagen das Wild bedacht;
Ich war's, Fürſt! die gefangen ward, ach ein Mädchen in Vaters Hain.

Der himmliſchen Geſpielinnen erſte, die Menoka genannt,
Stieg vom Himmel zur Erd' herab, empfing vom Viſvomitro mich.
An des Schneegebürgs Seite gebahr mich dann die himmliſche,
Und mich verlaſſend dort ging ſie böſe, wie einer andern Kind.
Welch' ein Verbrechen wohl hab' ich im vor'gen Leben einſt verübt,
Daß von den Mein'gen verlaſſen ich als Kind ward, und jetzt von dir.
Wie dir's gefällt, verlaſſen denn will ich zu meiner Hütte gehn;
Den Knaben aber verlaſſen darfſt du nicht, der dein eigen iſt.

Deutſches Muſeum

herausgegeben

von

Friedrich Schlegel.

Erſter Band.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Wien.
In der Cameſinaſchen Buchhandlung.
1812.

Vorrede.

Geſchichte, Philoſophie, Litteratur und Kunſt ſind die Gegenſtände, denen dieſe Zeitſchrift ſich widmen wird.

Die Geſchichte nehmen wir in dem umfaſſendſten Sinne des Worts. Auch im Gebiete der Litteratur, der Philoſophie und der Kunſt iſt die hiſtoriſche Anſicht diejenige, welche alle andere Anſichten in ſich vereinigt. Einen bloß ſcheinbaren Widerſtreit dient ſie am beſten aufzulöſen und auszugleichen. Iſt es aber ein wahrer und nicht aufzulöſender Zwieſpalt, ſo weiß ſie wenigſtens jeder ſtreitenden Kraft und Erſcheinung ihre Grenzen und angemeßne Stelle anzuweiſen, und ſolchergeſtalt alles dem Rechten und Wahren Widerſtrebende auf die unſchädlichſte Weiſe abzulenken.

Die deutſche Litteratur leidet vorzüglich an zwey entgegengeſetzten Uebeln. Das erſte dieſer Uebel iſt eine gewiſſe äſthetiſch philoſophiſche

Gleichgültigkeit, welche nur keine moraliſchen und religiöſen Bande duldet und anerkennt, ſonſt aber jedwede andern Bande und Feſſeln leicht erträgt, ſo lange es ihr dabey vergönnt bleibt, alles was in des Menſchen Gehirn hineingeht und was nicht hineingeht, auf ihre Weiſe durcheinander zu würfeln und ein wiſſenſchaftlich poetiſches Spiel damit zu treiben.

Auf der andern Seite regt ſich in der deutſchen Litteratur immer noch von neuem jener beſchränkte Provinzialgeiſt, welcher ſchon ſo oft an ihr bemerkt und getadelt wurde. Es iſt dieß um ſo mehr zu beklagen, da die Geſinnung welche dabey zum Grunde liegt, meiſtens ſehr lobenswerth und ganz die rechte iſt. Nur daß die gute Abſicht, wenn der Standpunkt ſo gar beſchränkt genommen wird, nicht vollſtändig gelingen und allgemein wirkſam werden kann.

Jede Literatur muß und ſoll *national* ſeyn; dieß iſt ihre Beſtimmung und kann ihr allein erſt ihren wahren und vollen Werth verleihen. Aber die Idee einer Nation, beſonders einer ſolchen wie die deutſche iſt, iſt in Raum und Zeit, im geſammten Gebiete der Weltgeſchichte etwas zu Umfaſſendes, als daß die Rückſicht auf die nächſten bürgerlichen Umgebungen und politiſchen Verhältniſſe hier ſchon Genüge leiſten, und hinreichend gefunden werden könnte, um einem Werke, einem Urtheil, einem Schriftſteller den großen Charakter zu verleihen, weshalb ſie national genannt werden dürften. Ein unverhältnißmäßiges ausſchließliches Anpreiſen der inländiſchen Schriftſteller oder ſogenannten vaterländiſchen Gegenſtände, iſt in der Litteratur ein allzu leichter und auf keine Weiſe vollgültiger Beweis einer patriotiſchen Denkart.

Doch um dieſem Uebel zu begegnen, darf man die Idee der Nation nur in jenem größern und umfaſſenden hiſtoriſchen Maßſtabe aufſtellen und immer gegenwärtig erhalten, ſo wird ſich der Geſichtskreis, wo er noch zu beſchränkt iſt, bald von ſelbſt allmählig erweitern.

Jenem zuerſt erwähnten und ungleich gefährlicheren Uebel der moraliſchen Erſchlaffung und Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Recht, kann, weil das Uebel aus einer falſchen, ſophiſtiſch unverſtändlichen und ſpielenden Philoſophie entſtanden iſt, auch nur durch eine beſſere, dem ernſten Geiſte der Wahrheit und der Gerechtigkeit wiedergegebene Philoſophie abgeholfen werden. Daß eine ſolche beſſere Philoſophie im Gegenſatz der bisherigen ſich klar und verſtändlich darſtellen laſſe, daß ſie auch wahrhaft ins Leben eingreifen, und praktiſch wirkſam ſeyn könne, wird ſich durch die Ausführung ſelbſt am beſten ergeben.

Was die Kunſt betrift, ſo werden wir nebſt der Poeſie unſere Aufmerkſamkeit vorzüglich auch der bildenden Kunſt widmen, für welche ſich gegenwärtig wieder ſo günſtige und hoffnungsvolle Ausſichten zu eröffnen anfangen.

Wien, den 1. December 1811.

Friedrich Schlegel.

Die Sprache.

Des Daſeyns erſte Töne wiegen
Des Kindes Traum, ſein Blick erwacht;
Doch Wunſch und Wahn und Wille liegen
Gebunden noch im Arm der Nacht;
Verſchleyert ſteht vor ihm das Schöne,
Dem Lied der Amme horcht ſein Ohr,
Und freundlich ſteigt im Reich der Töne
Vor ihm des Lebens Bild empor.

Dann naht die Sprache ſich der Lippe,
Die mit der Kindheit Feſſeln ringt,
Ein Quell, gewiegt im Schoos der Klippe,
Der brauſend in das Leben dringt.
Er ſteigt und bricht des Ufers Schranke,
So bricht die Feſſeln Ton und Wort,
Und rauſchend wälzt ſich der Gedanke
Im Wechſelklang der Sprache fort.

Bekränzt mit Roſen weckt die Hore
Den erſten Wunſch, den erſten Wahn;
In Räthſeln ſpricht, am grauen Thore
Der Zukunft, uns das Leben an;
Und wenn empört die Wogen ſchäumen,
Dann hängt, wie an dem May der Welt,
Die Hoffnung mit den goldnen Träumen
Am Blüthenkranz der Sprache feſt.

Und leiſe, weiche Stimmen ſchlagen
An unſre Bruſt, dem Kampf geweiht,
Und des Gefühles Stürme tragen
Den leichten Frühlingstraum der Zeit.
Der Sprache goldne Saiten beben,
Von Furcht und Wunſch und Wahn berührt,
Die mit den Stürmen in das Leben
Die Feenhand der Liebe führt.

Ihr tönt der Vorwelt dunkle Sage,
Ihr ſpricht das Herz, vom Sturm bewegt,
Das blutend in des Schickſals Wage
Die Täuſchung und die Thräne legt.
Und klagend, auf der Sehnſucht Schwingen,
Entſchwebt das Lied dem Schoos der Zeit,
Der Dichtkunſt zarte Kränze ſchlingen
Sich blühend um die Wirklichkeit.

Und heller glänzt der Wahrheit Spiegel,
Der aus der Dichtkunſt Roſen glüht,
Die Ahnung bricht der Zukunft Siegel,
Wo, ewig jung, die Hoffnung blühe;
Die Blumen, die dem Leben ſtarben,
Die Kränze der verblühten Zeit,
Bewahrt im Zauber ihrer Farben,
Die Sprache, der Unſterblichkeit.

Und wenn, verweht im Abendlichte,
Der Täuſchung zarte Blüthe ſchwand,
Dann ſpricht, aus Wolken, die Geſchichte,
Ein Strom, der ſich der Nacht entwand.
Er ſchlägt in Gräbern, die uns ſchweigen,
Dann brauſend an der Vorwelt Thor,
Und auf der Sprache Wogen ſteigen
Die Rieſenſchatten Roms empor.

Sie hört die Nachwelt. Ihren Söhnen
Ruft, aufgeſchreckt, das Vaterland,
An das mit leiſen Zaubertönen
Die Sprache Muth und Liebe band.
Selbſt in dem fallenden Geſchlechte
Wird nie des Kühnen Stolz gedämpft,
Der für die Heimath, ihre Rechte,
Die Götter und die Sprache kämpft.

Und wenn des Ruhmes Opfer fielen,
Wie Blüthen, die der Nordwind brach,
Zum Grabe, von der Kindheit Spielen,
Folgt tröſtend uns die Sprache nach.
Sie ruft dem Frohſinn unter Reben,
Ihr rauſcht des Liedes Adlerſchwung,
Und auf des Wohllauts Wellen ſchweben
Die Geiſter der Erinnerung.

Erinnerung! dem deutſchen Ruhme
Ein Geiſterbild, das zürnend ſchweigt,
Und dem verpraßten Eigenthume
Den reichen Schatz der Väter zeigt.
Verödet ſteh'n des Tempels Hallen,
Am Grab der Freyheit lehnt die Zeit,
Und des Vergeſſens Schleyer fallen
Kalt über die Vergangenheit.

Die Stärke ſchläft, die Götter drohen,
Kein Hermann bricht des Römers Joch,
Des Vaterlandes Retter flohen,
Nur ſeine Sprache blieb uns noch.
Bewahrt dieß Erbtheil unſrer Ahnen,
Die Sprache, die, veredelt, blieb,
Seitdem das Schwert des Alemanen
Dem ſtolzen Rom Geſetze ſchrieb.

A. Freyh. v. Steigenteſch.

Aus einer
noch ungedruckten hiſtoriſchen Unterſuchung
über das

Lied der Nibelungen.

Von A. W. Schlegel.

Bisherige Aufnahme der Nibelungen.

Es iſt unglaublich, wie viel dazu gehört, ehe eine dichteriſche Ueberlieferung, eine vormahls allverbreitete aber längſt verſchollene Kunde der Vorzeit, nachdem man ſie aus dem Staube und Moder alter Pergamente hervor geſucht, wiederum in Umlauf gebracht wird, und bis zu einer allgemeinen und lebendigen Wirkung hindurchdringt. Das bisherige Schickſal des Liedes der Nibelungen giebt hievon ein Beyſpiel ab. Mehr als ein halbes Jahrhundert iſt nun verfloſſen, ſeit Bodmer es wieder entdeckte, und deſſen letzte Hälfte unter dem Nahmen Chriemhilden Rache drucken ließ. Ich habe nicht die Gelegenheit, nachzuſehen, wie unſere damaligen gelehrten Tageblätter über dieſe Erſcheinung geurtheilt. Aber gewiß iſt es, daß ſie nicht nur dem groſſen Haufen der Leſer unbekannt blieb, oder keinen Eindruck auf ſie machte; ſondern auch die Männer, von welchen am erſten die Anerkennung der unendlichen Wichtigkeit zu erwarten geweſen wäre, welchen die erſte Stimme zukam, um die Aufmerkſamkeit ihrer Landsleute zu wecken, ſchwiegen darüber und ſchienen dieſe Entdeckung unbemerkt vorbeygehen zu laſſen. Klopſtock war ein ſehr vaterländiſch-geſinnter Dichter: er hatte in ſeiner Gelehrten-Republik den ſchönen Gedanken, Züge altdeutſcher Treue, Gerechtigkeit, Großmuth, jeder Heldentugend zuſammenzuſtellen, aus den Zeiten, die am meiſten der Barbarey beſchuldigt werden, aus denen der erſten Eroberer; er klagte vielfältig in rührenden Liedern über den Untergang der alten Bardengeſänge; er ſuchte ihre Spuren bald in den thraciſchen Wäldern beym Orpheus, bald unter den Skalden am Ufer des Nordmeers; er wollte uns, beſonders in ſeinen Bardieten gleichſam einen Nachhall jener Lieder vernehmen laſſen, wodurch die Germanier die Thaten ihres Arminius ſchon kurz nach ſeinem Tode verherrlichten, und er erregte mit dieſem wiewohl gewiß unähnlichen Abbilde nicht geringe Begeiſterung. Ein wahrhaftes, uraltes, herrliches Heldengedicht wurde ihm dargebothen, und er würdigte nicht, es öffentlich zu erwähnen, falls er es wirklich geleſen hatte. Ich kann wohl erklären, wie dies zugegangen. Klopſtock war beſonders in den früheſten Alterthümern unſrer Sprache und Geſchichte bewandert; die des Mittelalters zogen ihn weit weniger an. Er hielt den Reim für eine barbariſche Erfindung: ſchon deßwegen mußte er alſo die vorhandenen altdeutſchen Gedichte ungünſtig beurtheilen, denn ſelbſt die aus dem neunten Jahrhundert ſind ſchon in Reimzeilen abgefaßt. Sein ganzes Beſtreben ging dahin, zu zeigen, die Deutſchen hätten urſprünglich eine reimloſe und rhythmiſche Poeſie gehabt, und ſo wandte er ſich zu einigen angelſächſiſchen Ueberbleibſeln und den ſkandinaviſchen Liedern, die ihm dieſe Meinung zu begünſtigen ſchienen. Leſſing hatte über das Heldenbuch gründliche Forſchungen angeſtellt und viel darüber geſammelt; er hatte Chriemhilden Rache, wenigſtens als Sprachforſcher, nicht unbemerkt gelaſſen: aber man ſieht nicht, daß er auf den Geiſt des Werkes eingegangen ſey, und den Zuſammenhang dieſer Dichtung mit jenem ſpäteren Fabelkreiſe entdeckt habe. Herder, der die Volksgeſänge aller Himmelsſtriche und Zeitalter, wo nicht mit gelehrter Gründlichkeit, ſo doch als ein geiſtreicher Wanderer durchſtreift hatte, ſcheint eben ſo wenig jemals in dieſe Gegend gekommen zu ſeyn. Auch die Erneuerer unſers Volksgeſanges, Bürger und Goethe, haben die ihrem Geiſte ſo entſprechende Erſcheinung nirgends mit einem dichteriſchen Lobe begrüßt, wie es etwa Goethe dem wackern Hans Sachs ſo treffend in der eigenen Weiſe des Meiſters angedeihen laſſen.

Es iſt wahr, indem Bodmer den Schluß des Gedichtes von dem Anfange abriß, ohne Vorbereitung und Begründung eine bloße Kataſtrophe mittheilte; ſo mußte auch dieſe ſehr viel an ihrer Kraft und Bedeutung einbüßen. Zum Ueberfluße fügte er noch übel verſtandenen Tadel hinzu, der die Einheit der Zeit und andere vermeinte Wahrſcheinlichkeiten, die er vermißte, betraf. Er ließ es jedoch nicht bey dieſer erſten, allerdings ſehr verdienſtlichen Bemühung bewenden; er gab eine hexametriſche Bearbeitung oder Uebertragung in die heutige Sprache unter dem Nahmen: Die Rache der Schweſter. Auch bey einer beſſern Ausführung ware die Wahl des Sylbenmaßes ganz verfehlt geweſen; aber Bodmers holprichte Hexameter ohne Schwung und Würde waren nicht dazu geeignet, das in der Urſchrift verkannte Gedicht den Zeitgenoſſen näher zu rücken. Dieſes Werk gewann ohne Zweifel eben ſo wenige Leſer, als die übrigen Epopöen des würdigen Mannes, ungeachtet der dringenden Lobpreiſungen Sulzers, gefunden haben.

So blieb der Stand der Sache bis zum Jahre 1782, wo endlich das ganze Lied der Nibelungen im Drucke erſchien. Der Herausgeber, ein gewiſſer C. H. Müller, verdankte Bodmern alles: Aufforderung, Handſchriften, Rath und Leitung; er ſelbſt aber war dem Unternehmen durchaus nicht gewachſen. Gleich auf dem Titel heißt es: ein Rittergedicht aus dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhundert. Es iſt kein Rittergedicht; dieſer Nahme kommt nur ſolchen Dichtungen zu, die ſeit der Ausbildung des Ritterthums entſtanden ſind, und ſie ſchildern. Es kann nicht aus dem vierzehnten Jahrhundert ſeyn, weil die Handſchriften offenbar aus dem dreyzehnten herrühren. Der Herausgeber ſagt ſelbſt am Schluß: »Dieſen Co»dex ſetzet Hr. Bodmer in den Anfang des dreyzehnten »Jahrhunderts.« Er ſetzt hinzu: »Ich kenne weder den »Autor noch die von ihm aufgeführten Perſonen, die »doch nicht ganz erdichtet ſcheinen.« Nun, in der That, offenherziger kann man ſeine Unwiſſenheit in der Geſchichte nicht bekennen. Dieſer Mann erkannte alſo, des Andern nicht zu erwähnen, den großen Attila nicht, blos weil ſein Nahme in dem Gedicht eine leichte Verkleidung, wir werden bald ſehen, eigentlich eine Berichtigung erfahren hat. Was ſich von einem ſolchen Herausgeber erwarten ließ, iſt leicht zu erachten. Nicht nur geſchahe nicht das mindeſte zur Berichtigung oder Erklärung des Textes, ſondern der Abdruck fiel auch äußerſt fehlerhaft aus. Dieſes Gedicht iſt zwar an ſich verſtändlicher als die meiſten andern aus demſelben Zeitalter, in dieſer Geſtalt aber, konnte es kaum für diejenigen lesbar ſeyn, die ſchon als Kenner der altdeutſchen Sprache und Dichtkunſt hinzukamen.

Bald nach der Erſcheinung des Ganzen ließ ſich eine einſichtsvolle und gewichtige Stimme vernehmen: Johann von Müller in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen. Er gab die geſchichtliche Deutung im Ganzen, jedoch nicht genugſam entwickelt; er redete auch von dem innern Werthe des Werkes, zwar mit Zurückhaltung: ſey es nun, daß der Geiſt der Zeitſchrift, für die er arbeitete, ſeinen Ausdruck mäßigte, oder daß er ſelbſt dieſen Werth noch nicht ſo ganz fühlte. Er vergleicht es mit der Ilias: »In beyden Gedichten ſind mehr große Leiden»ſchaften als große Menſchen, größere Helden als Kö»nige, und Gemählde von Unfällen, welche keine menſch»liche Seele kalt laſſen können. Es iſt hier der Ort nicht, »ausführlich darzuthun, worin und warum der Grieche »ſo hoch über den Deutſchen iſt, als der Jupiter, deſſen

»Augenbraunen durch ihre Bewegung den Himmel erſchüttern, über den Zwerg Alberich: aber das dürfen wir verſichern, daß, wenn der Nibelungen Lied nach Verdienſt bearbeitet wird, (nicht aber zu ſehr, ſondern ſeiner antiken Geſtalt ohne Schaden) auch unſere Nation eine Probe wird aufſtellen dürfen, wie weit es die Natur im Norden zu bringen vermochte.« Des bunten Schmuckes der homeriſchen Göttergeſtalten mußte das Lied der Nibelungen freylich entbehren, weil es weſentlich ein chriſtliches Gedicht iſt; dagegen ſchildert es das Walten einer geheimnißvollen Verſehung. Die Vergleichung zwiſchen dem Vater der Götter und Menſchen nach griechiſcher Anſicht, und einem zauberhaften Mißgeſchöpf der nordiſchen Einbildung iſt durchaus unbillig und unſtatthaft. Mit den Cyklopen oder andern Wunderdichtungen der Odyſſee ſtände allenfalls der Zwerg Alberich zu vergleichen, und dieß kann man ſich gern gefallen laſſen. Was aber die Hoheit der dargeſtellten menſchlichen Gemüther überhaupt betrifft, da dürfte ſich die Wage entſchieden auf die Seite des altdeutſchen Dichters neigen.

In der Schweizergeſchichte äußerte ſich Johann von Müller freyer; er ſprach das große Wort aus, das Lied der Nibelungen könne eine nordiſche Ilias werden. Das ſoll doch wohl heißen: an Ruhm, an allgemeiner Verbreitung und volksmäßiger Wirkung kann dieß Heldengedicht für uns dem gleich kommen, was die Ilias den Griechen war. Denn an Gehalt könnte es nimmermehr eine Ilias werden, wenn es nicht ſchon urſprüngſich eine Ilias wäre. Mit jener Hoffnung ſind wir vollkommen einverſtanden, und zu deren Erfüllung nach beſten Kräften mitzuwirken, iſt der Zweck dieſer Schrift.

Indeſſen verſtrich noch eine beträchtliche Anzahl Jahre, ohne daß Müllers Wort Eindruck gemacht hätte, oder die Sache gehörig in Anregung gebracht wäre. Dieſes Verdienſt muß man wohl einer Dichterſchule zugeſtehen, die den oft verkannten und herabgewürdigten Begriff der romantiſchen Poeſie aufgeſtellt, und es ſich zum Lieblingsgeſchäft gemacht hat, den Quellen dieſer Poeſie nachzuſpüren. Man las mit Liebe die einfältigen Werke unſrer Altvordern, man theilte ſich ſeine gränzenloſe Begeiſterung für das urſprünglichſte unter allen mit, man berieth ſich vielfältig über die Möglichkeit und die Mittel, es den Zeitgenoſſen zugänglich zu machen. Wenn man ſich ſelbſt den Weg zum Verſtändniſſe hat bahnen müſſen, durch Schwierigkeiten, die auf keine Weiſe erleichtert wurden, ſo hat man Mühe den Gedanken fahren zu laſſen, als ſey eine erneuernde Umarbeitung zur allgemeinen Verſtändlichkeit und Genießbarkeit des veralteten Werkes unentbehrlich. Viele dergleichen wurden dann auch entworfen und verſucht. Tieck unternahm eine Bearbeitung, worin er die Versart der Urſchrift, meiſtens auch deren Worte beybehielt, aber die nach ſeiner Meinung darin befindlichen Lücken vermittelſt der nordiſchen Sagen ausfüllen wollte. Er hat dieſen Verſuch, wie ich glaube, ſeitdem aufgegeben, und mit Recht. Nach der Müllerſchen Ausgabe konnte das Gedicht die und da lückenhaft ſcheinen; aber nach Benutzung der andern Handſchriften erſieht man, daß es ganz vollſtändig auf uns gekommen, und daß alles Eingeſchobene überflüßig und ſtörend ſeyn würde. Wie ohne irgend eine andere Bearbeitung als eine kritiſche und auslegende, die Leſung ſelbſt dem Ungeübten leicht gemacht werden könne, dieß werde ich im folgenden in das hellſte Licht ſetzen.

Vor acht Jahren gab ich in öffentlichen Vorleſungen zu Berlin eine Ueberſicht von der Geſchichte der deutſchen Poeſie. Ich erſtattete darin Bericht über das Lied der Nibelungen, und las eine Abentheuer daraus vor, mit ſehr geringen Veränderungen, die bloß jede ſtörende Erläuterung erſparen ſollten. Die Neugier hatte eine ungewöhnlich zahlreiche Verſammlung herbeygelockt. Unter meinen Zuhörern befand ſich auch Herr von der Hagen, der nachherige Herausgeber der Nibelungen, der wohlwollend gegen mich anerkannt hat, mein Vortrag habe ihm zu ſeinem Unternehmen eine Anregung gegeben.

Anmerkung. Hierauf folgen Abſchnitte über die bisherigen Ausgaben; über die Erforderniſſe einer noch zu erwartenden, ſowohl von Seiten der Kritik als der Auslegung vollſtändigen; über die Schreibung des Altdeutſchen und über die veralteten Wörter und Formen, die wir hier auslaſſen, weil ſie mehr den Gelehrten insbeſondere gewidmet, als für eine Zeitſchrift eingerichtet ſind.

Mittel der Aneignung.

Stellen wir uns nun den Text der Nibelungen vor, wie er nach einer ſolchen kritiſchen, grammatiſchen und orthographiſchen Durcharbeitung beſchaffen ſeyn wird. Er wird ſich noch beträchtlich weit von der üblichen Sprache unſrer Tage entfernen, aber ich behaupte, nicht weiter, als ein urkundliches Heldengedicht darf und ſoll.

Wer dem ungeachtet bezweifelt, ob ein mit veralteten Wörtern, Biegungen oder Redensarten ſo angefülltes Buch jemals volksmäßig werden, Ohr und Gemüth des Ungelehrten vertraulich anſprechen könne, dem gebe ich folgendes zu bedenken.

Vor etwa ſiebzig Jahren, zu Gottſcheds Zeiten, ſuchte man der deutſchen Poeſie das Geſetz aufzudringen, und es war ziemlich weit damit gediehen, nichts ſey in Gedichten zuläßig, was man nicht auch in der gewöhnlichen Proſa ſagen dürfte. Woher uns dieſer falſche, alle Poeſie vernichtende Grundſatz gekommen, iſt leicht zu ermeſſen; eben daher, woher ſo manche verkehrte Nachahmung: von unſern weſtlichen Nachbarn. Klopſtock befreyte uns (nächſt Hallern) zuerſt von dieſer Knechtſchaft, und erwarb ſich dadurch ein unſterbliches Verdienſt. Seitdem hat der dichteriſche Ausdruck an Kühnheit, Stärke und Reichthum unglaublich gewonnen. Klopſtock machte ſelbſt einige Verſuche mit Erneuerung des Veralteten, jedoch blieb er meiſtens bey der Lutheriſchen Bibel-Ueberſetzung ſtehen. Goethe und Bürger haben, jeder auf ſeine Weiſe, viel Altdeutſches aufgefriſcht; Herder ebenfalls in den Volksliedern; dann Voß, beſonders in ſeiner Uebertragung des Homer; der jüngeren Zeitgenoſſen nicht zu erwähnen. Johann von Müller hat ſeinerſeits mit großer Kunſt und Gewandtheit vieles aus der Sprache der alten Geſetze, Urkunden und Chroniken in die geſchichtliche Schreibart verſchmolzen, und dadurch ſeinen beredten Gemählden zugleich eine alterthümliche und eine örtliche Farbe ertheilt. Alles dieß hat ungeachtet der Widerſetzung einiger beſchränkten Kunſtrichter, Gunſt, Beyfall und Nachfolge gefunden; es iſt ein Eindruck von alter Einfalt, Gediegenheit und Herzlichkeit erregt worden. Wer jetzt blos mit den Werken unſrer heutigen Lieblingsdichter vertraut, ſonſt ohne weitere Vorbereitung an das Lied der Nibelungen kommt, dem wird es unſtreitig weit weniger fremd erſcheinen, als es einem Leſer, der vor funfzig Jahren das gleiche unternommen hätte, erſchienen ſeyn müßte. Aber die Rückkehr in den Schooß der Vorzeit, dieſes große Mittel der Wiedergeburt einer urſprünglichen und von ihrer Wurzel niemals abgetrennten Sprache, kann noch viel weiter gehen, und auf dieſe Art wird unſre künftige Poeſie dem Redegebrauch der Nibelungen auf halbem Wege entgegen kommen. Beſonders in verwandten Gattungen wird der Einfluß zu ſpüren ſeyn: die Versart und der Ton der Nibelungen wird für die erzählende Behandlung einheimiſcher Heldenſagen das allgemeine Muſter werden, ſo wie es der homeriſche Hexameter bey den Griechen immerfort blieb. Es wäre zu wünſchen, daß wir nun auch Homeriden bekämen: Bearbeiter verwandter aber untergeordneter Stoffe in der Weiſe des Urliedes. Walters Flucht, in dieſem Sinne ausgeführt, würde ein gar liebliches Gedicht ſeyn. Es giebt noch Quellen, aus welchen die früheren Thaten Siegfrieds zu einer an jenes ſich anſchließenden Behandlung geſchöpft werden können. So würde ſich einigermaßen der Kreis verlorner Heldenlieder wieder bilden, der vormals die Nibelungen, als den Gipfel aller, umgab. Nur hüte man ſich zu wähnen, die alte Weiſe werde durch verwahrloſten Versbau, Unzuſammenhang in den Wortfügungen und dergleichen, treffend nachgeahmt, wie ſich ſchon hie und da dergleichen Erſcheinungen haben blicken laſſen. Der letzte Bearbeiter des Nibelungen-Liedes, aus deſſen Händen wir es haben, war ein ſehr kunſtreicher und bis in die feinſten Züge ſorgfältiger Dichter.

Ein ſehr wirkſames Mittel, das Veraltete unmittelbar durch den Zuſammenhang verſtändlich zu machen, iſt ein beſeelter mündlicher Vortrag. Die Deutſchen haben ſeit einiger Zeit eine wahre Leidenſchaft für das Vorleſen von Gedichten gefaßt, für die Declamation, wie man es nennt. Viele reiſen darauf und laſſen ſich öffentlich hören. Ein ſehr bedenkliches Unternehmen, wozu ſich der rechte Vorleſer ſchwerlich verſtehen wird. Denn wie wird eine ſo ungemeine Erwartung, die man von dem Vortrage eines ſchon bekannten Gedichtes unſerer Zeit erregt, anders als durch Ziererey und Ueberladung befriedigt werden können, da doch das Vorleſen durchaus keine theatraliſche Darſtellung ſeyn ſoll? Ganz anders verhält es ſich hingegen mit einem Gedichte der Vorzeit. Es iſt eine eigene Kunſt des Vortrags vonnöthen, um für die verklungene Weiſe das Gehör gleichſam wieder aufzuſchließen; wer es ſeinem Gedächtniſſe nicht eingeprägt hätte, könnte augenblicklich die Täuſchung erregen, als hätte er es von dem alten Sänger durch Ueberlieferung empfangen; auch würde ſich eine ſchickliche Vorbereitung und die Auslegung der Sagen damit verbinden laſſen. Mögen alſo immerhin Rhapſoden unter uns aufſtehen, wenn ſie auch, wie jener, welchen Plato im Jon ſchildert, über ihren Homer zwar viel beredtes und ſinnreiches vorbringen, über alle anderen Gedichte aber nichts zu ſagen wiſſen.

Schon hat man auf einigen Univerſitäten über das Lied der Nibelungen Vorleſungen angekündigt. Dieß iſt ſehr lobenswerth, wenn es zweckmäßig ausgeführt wird; es iſt aber nur ein geringer Anfang. Dieß Heldengedicht muß in allen Schulen, die ſich nicht kümmerlich auf den nothdürftigſten Unterricht einſchränken, geleſen und erklärt werden. Es muß nächſt dem ehrwürdigſten aller Bücher, den heiligen Urkunden, nun auch durch Deuteley bey Seite geſchoben, wieder ein Hauptbuch bey der Erziehung der deutſchen Jugend werden. Dahin muß und wird es kommen, wenn die Deutſchen das Gefühl eines ſelbſtſtändigen, von uralter Zeit unvermiſchten, glorreichen und unzertrennlichen Volkes nicht ganz einbüßen. Dahin würde es ſehr bald kommen, wenn unſre Fürſten über den Werth der altdeutſchen Denkmale ſo geſinnt wären, wie Kaiſer Maximilian der unverzagte Ritter Theuerdank. Man hat in unſern Tagen über die Erziehung unſäglich viel unnütz geklügelt; die Griechen verſtanden es beſſer: ſie ließen alle Freygebornen am Homer das Leſen lernen. Nur erſt alle die läppiſchen Kinderſchriften bey Seite geſchafft, die von kindiſch gewordenen Männern hingeſchwätzt, zu nichts weniger taugen als aus Kindern Männer zu machen. Die verachteten Volksbücher: der gehörnte Siegfried, die Heymonskinder, der Octavian und andere ſind ſchon unendlich beſſer, um ihrer Einbildungskraft Nahrung zu geben, welches das früheſte aller Bedürfniſſe des Geiſtes iſt. Wie vielmehr jenes Gedicht, das nach wunderbaren Anlockungen, den Untergang einer gewaltigen Heldenwelt mit einem Nachdruck ſchildert, der jedes empfängliche Gemüth in ſeinen Tiefen ergreifen muß! Sind die Kinder durch dieß Gemählde zum Ernſt geſtimmt, dann laſſe man ſie zur Abwechſelung und Ergötzung die heitern Geſchichten des Heldenbuchs leſen, von den zierlichen Zwergen Alberich und Laurin, von dem wunderſtarken Mönch Ilſam, von Seefahrten und Kämpfen mit Ungeheuern. Dieß ſey gleichſam unſere Odyſſee, wie jenes die Ilias. Man ſorge ja nicht, die veraltete Sprache werde ein unüberſteigliches Hinderniß ſeyn. In der Kindheit hat ſich noch keine Gewöhnung feſtgeſetzt, der Geiſt iſt zu allem biegſam. Jedermann weiß, mit welcher Leichtigkeit das zarteſte Alter fremde Sprachen erlernt, wenn man ihm frühzeitig die Uebung darin darbiethet; um wie viel leichter alſo eine etwas veränderte Geſtaltung der Mutterſprache. Ich habe einen Knaben von ſechs Jahren das gedruckte Heldenbuch ſo fertig leſen ſehen, wie heutiges Deutſch.

Lange habt ihr das heranwachſende Geſchlecht mit ſüßlicher aber markloſer Nahrung kläglich verzärtelt: der Erfolg iſt auch darnach ausgefallen. Verſucht es einmal anders. Führt die Jugend ins Freye hinaus, an den halb verwitterten Urfels der Sage, wo der mit Eiſen geſchwängerte Quell der Heldendichtung noch lebendig hervorſprudelt. Da laßt ſie einen friſchen Trunk thun. Das Eiſen iſt nicht nur das nützlichſte aller Erze im Kriege und im Frieden, es iſt auch dem menſchlichen Körper das angemeßenſte; und, innerlich gebraucht, wirkt es heilſam, die erſchlafften Glieder wieder neu zu ſtählen.

Vorrang der Nibelungen.

Warum fordern wir aber für das Lied der Nibelungen eine ſo einzige Auszeichnung, welche irgend ein anderer Liebhaber des Altdeutſchen vielleicht in gleichem Maße für alle übrigen noch vorhandenen Helden- und Rittergedichte des Mittelalters begehren dürfte? Eine kurze Erörterung wird hinreichen, um unſere Gründe darzulegen.

Die eben erwähnten Gedichte zerfallen in zwey Hauptreihen: die, welche einheimiſche Sagen und Dichtungen darſtellen, und die, welche andern Fabelkreiſen angehören. Die letztern ſind ſämmtlich vom Auslande her und zwar aus Frankreich zu uns gebracht; ihre Bearbeitung im Deutſchen hat erſt gegen die Zeit Friedrich Rothbarts ihren Anfang genommen. Die erſten ſind, wie ich beweiſen werde, der Grundlage nach weit älter, wiewohl wir die frühern Behandlungen derſelben Stoffe nicht mehr haben. Zu den fremden Dichtungen rechne ich die aus der alten Mythologie und Geſchichte umgeſtalteten, vom Trojaniſchen Kriege, vom Alexander, u. ſ. w.; ferner die von Karl dem Großen und ſeinen Paladinen; endlich die vom Artus, von der Tafelrunde, dem Gral, und alles, was ſich ſpäter an dieſe angeſchloſſen hat. Karl der Große war freylich ein deutſcher Fürſt: er war es durch ſeine Abſtammung, durch ſeine Mutterſprache, durch den Hauptſitz ſeines Reichs, vermuthlich auch durch den Ort ſeiner Geburt. Es verräth eine lächerliche Unkunde, wenn die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber, wie ſie meiſtens nicht ermangeln zu thun, ihn für einen Franzoſen ausgeben. Franzoſen gab es überhaupt damals noch gar nicht, ſondern bloß Franken, die Abkömmlinge der Eroberer und der Adel des Landes; das Volk war die vermiſchte Nachkommenſchaft der Gallier und römiſchen Provinzialen. Den Anfang der franzöſiſchen Nation kann man nicht früher als in den Zeitpunkt ſetzen, wo die Verſchmelzung der Sprachen zeigte, jener Unterſchied des Geblüts ſey gewiſſermaßen erloſchen. Indeſſen iſt die fabelhafte Geſchichte Karls des Großen in Frankreich erfunden, und ohne Zweifel auf Veranlaſſung des erſten Kreuzzuges in Umlauf gebracht worden. Die älteſte deutſche Bearbeitung, die ganz nahe an dieſe Zeit hinaufrückt, und woven ſich nur ein Bruchſtück erhalten hat, iſt von dorther übertragen.

Die deutſchen Heldenlieder waren allgemein unter dem Volke verbreitet, dergeſtalt, daß es in einer alten Chronik heißt: »Dietrich von Bern, von dem die »Bauern viel ſingen und ſagen.« Die welſchen Dichtungen fanden hingegen, wie es ſcheint, an den Höfen große Gunſt, wo das Erb-Uebel der Deutſchen, die Vorliebe für das Ausländiſche, ſchon damals häufig ſeinen Sitz hatte. Indeſſen war, was uns das Ausland zugeführt, nicht immer von ſo gutem Gehalte als jene ſinnreich erfundenen und mit edlen Geſinnungen angefüllten Ritterromane. So volksmäßig als die einheimiſchen Sagen konnten ſie niemals werden, weil es darin auf Schilderung der Hofſitten und des gebildetſten Ritterthumes abgeſehen war: dann wegen eines gewiſſen fremden Gepräges, das überall durchſcheint. Allem Anſehen nach wurden die meiſten auch gleich anfangs nicht dazu gedichtet, um abgeſungen, ſondern bloß um vorgeleſen zu werden. Sie ſind faſt ſämmtlich (nur den Titurel und einige ſpätere nach ſeinem Muſter ausgenommen) in kurzen Zeilen mit unmittelbar einander folgenden Reimen geſchrieben, einer Versart, die für uns eine ermüdende Einförmigkeit hat. Unaufhörlich geht der Sinn aus einem Reimpaare in das nächſte über, ſo daß man nirgends die Abſchnitte ſieht, wo eine wiederkehrende Geſangweiſe hätte anheben können.

Den Ruhm der erſten Erfindung muß man nun freylich unſern Dichtern bey dieſen Romanen abſprechen: ſie geben ſich für nichts anders als Nachbildner aus, und nennen oft das provenzaliſche oder franzöſiſche Buch, aus welchem ſie ſchöpften. Wie viel Eigenthümlichkeit und Freyheit des Geiſtes ſie aber in Behandlung der aus fremder Hand empfangenen Dichtungen bewährt, dieß wird ſich erſt nach gründlicher Vergleichung mit den welſchen Vorbildern in der Handſchrift, (denn gedruckt ſind nur ſpätere Bearbeitungen als die unſrigen) mit Sicherheit ausmachen laſſen. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie oft beträchtlich verſchönert und vieles zarter ausgebildet haben. Die Ausführung iſt in den vorzüglichern, von vielen Seiten vortrefflich; in einigen, nahmentlich in den Werken **Eſchenbachs**, und in dem Triſtan, von der Hand zweyer Meiſter, kann ſie nicht genugſam geprieſen werden. Die Erzählung iſt ſchlicht und einfältig, aber von großer Wahrheit und Gemüthlichkeit. Man trifft nicht ſelten auf Schilderungen, in denen ein ganzer Frühling von blühenden und ſüßduftenden Worten ausgeſchüttet zu ſeyn ſcheint. Viele Zeilen ſind nach unſern heutigen Anſichten nicht nur untadelich, ſondern ſo beſchaffen, daß man nach ſo vielſeitiger Entwickelung der Dichtkunſt, nichts Lieblicheres würde erſinnen können; es ſind nach dem Ausdrucke eines der zarteſten Sänger jener Zeit: »Sprüche, wie die Roſen klar.« Indeſſen iſt der Werth dieſer Dichter von der Art, daß ich glaube, er wird immer nur denen recht fühlbar ſeyn, die ſich eine große Kennerſchaft von der Sinnesart und den Kunſtmanieren der damaligen Welt erworben haben. Zuvörderſt ſpürt man eine gewiſſe Unbeholfenheit; es iſt, als fühlten ſie die Unzulänglichkeit ihrer Worte für das, was ſie ſo ſchön empfinden: ſie wollen ihren Gegenſtand erſchöpfen, ſie nehmen verſchiedentlich einen neuen Anlauf, und verfallen in Weitſchweifigkeit. Deswegen fehlt es ihrer Darſtellung an dem leichten und ebenen Schwunge, der gehaltenen Eile, dem unermüdlichen und nie ermüdenden Rhythmus des griechiſchen Epos. Ein anderes Gebrechen entſteht aus der unmittelbaren Folge der Reime nach ſo kurzen Zwiſchenräumen. Dieſe hat ihnen oft befremdliche und ſtörende Wendungen abgenöthigt, zuweilen Verſe, die ganz wie müßige Einſchiebſel ausſehen. Ein Tadel endlich, von dem die meiſten Dichter nicht freygeſprochen werden können, iſt ihre unnütze Sprachvermengung, indem ſie viele franzöſiſche Wörter, ja ganze Redensarten anbringen, wo ſich die Sache eben ſo gut auf Deutſch hätte ausdrücken laſſen. Hier bemerkt man den Einfluß der Hofſitte; ſchon damals lallte man dem Auslande nach, und wähnte ſolchergeſtalt zierlicher und auserleſener zu reden. Ueberhaupt hat ſich das Deutſche von je her nur mit äußerſter Noth des Eindringens fremder Wörter erwehrt. Die älteſten deutſchen Bücherſchreiber, die Mönche, brachten viel Latein in die Sprache, hauptſächlich was Ausdrücke für wiſſenſchaftliche und geiſtliche Dinge betrifft. Im zwölften Jahrhundert fing man an, das Ritterthum nach welſchen Sitten zu modeln, und in deren Gefolge wurde ein Haufe franzöſiſcher Wörter über den Rhein verpflanzt. Des Lateiniſchen iſt aber weit mehr geblieben, weil es edler und unſrer Sprache angemeſſener iſt. Indeſſen ſind auch von der franzöſiſchen Einmiſchung aus jener frühen Zeit noch manche Spuren übrig: z. B. das Wort Abentheuer, welches Viele wohl für recht urſprünglich deutſch halten, iſt nichts anders als aventure, wie die alte Schreibart unwiderſprechlich ausweiſt.

Ich komme auf unſre einheimiſchen Dichtungen zurück. Sie haben insgeſammt vor den welſchen Romanen den Vorzug eines vaterländiſchen Urſprungs und wahrhaft deutſcher Art. Sie waren ungemein zahlreich: vieles iſt leider für immer verloren, anderes liegt noch handſchriftlich in den Bibliotheken verborgen. Vor den Nibelungen war bisher nur das Heldenbuch durch die alten Drucke bekannt. In dieſer Sammlung, die ihren Nahmen wohl verdient, herrſcht eine fröhliche Lebensfülle bis zum Uebermuth, eine kecke und derbe Darſtellung, die nur zuweilen in das Wüſte und Rohe übergeht. Die Lieder des Heldenbuchs haben bekanntlich eben zum Behuf des Druckes, eine erneuernde Umarbeitung erfahren, die ohne beſondere Gewandtheit und Zierlichkeit vorgenommen worden iſt. Der Text, den die Herausgeber vor Augen hatten, war in der Versart der Nibelungen geſchrieben: ſie haben dieſen in achtzeilige Strophen aufgelöſt, indem ſie den erſten Abſchnitt jedes Verſes in eine Reimzeile verwandelt. Dieſer Zwang hat natürlich unter kunſtloſen Händen viel verderben müſſen. Der ächte bis jetzt nur noch in Bruchſtücken bekannt gewordene Text näherte ſich ohne Zweiſel weit mehr dem Tone des Liedes der Nibelungen. Er mag nicht viel jünger ſeyn als dieſes in ſeiner jetzigen Geſtalt, die Dichtungen des Heldenbuches können ihm aber weder an Alter noch an Range gleich geſetzt werden. Ich will mich nicht darauf berufen, daß die Geſchichten von Otnit, von Hugdieterich und Wolfdieterich auf die Zeiten des longobardiſchen Reichs hinzuweiſen ſcheinen, während das Lied der Nibelungen uns bis zum Attila zurückführt. In dem großen Roſengarten zu Worms treten nicht wenige von den Hauptperſonen des eben genannten Gedichtes auf, allein auf eine Weiſe, die ſogleich eine weit ſpätere und willkührliche Behandlung kund giebt. Es iſt ſogar eine gewiſſe Parodie, ein Wettſtreit des Dichters mit ſeinen Vorgängern durch eine Darſtellung im entgegengeſetzten Sinne nicht zu verkennen. In den beyden erſten Theilen des Heldenbuchs wird das Wunderbare gehäuft, als wenn man ähnliche ſchon beſungene Abentheuer überbieten wollte; Kriege jenſeits des Meeres gegen die Ungläubigen ſind ein geläufiger Begriff: dieſe beträchtlichen Einmiſchungen können erſt ſeit den Kreuzzügen in die einfachere Sage verflochten ſeyn.

Das Lied der Nibelungen iſt unter allen deutſchen Gedichten des Mittelalters, die bisher bekannt geworden und vermuthlich auch unter denen, die noch bekannt werden mögen, von Seiten der Ausführung das meiſterhafteſte. Die Erzählung vereinigt leichte Klarheit mit nachdrücklicher Gediegenheit, anmuthige Fülle mit fortreißender Raſchheit. Nach Maßgabe des großen Abſtandes der Zeiten, Völker und Sprachen hat vielleicht die Poeſie keines Volkes irgend etwas aufzuweiſen, daß der Geſtaltung des homeriſchen Epos ähnlicher wäre. Man verſtändige ſich nur über das Weſen einer originellen und nicht aus Nachahmung entſprungenen Aehnlichkeit. Das Sylbenmaß hat Mannigfaltigkeit, Umfang und Würde; Schwung und Ruhe halten ſich darin das Gleichgewicht. Wenn ich damit die kurzen nach einander hinhüpfenden oder hinſchleichenden Reimzeilen der Rittergedichte vergleiche, wobey man oft gar nicht zu Athem kommt, ſo kann ich mir die Ueberlegenheit jener Versart faſt nicht anders erklären, als aus der Beſtimmung für den Geſang. Liederweiſen ſind in der Zeit der Minneſänger unzählig viele geſetzt worden, (die Dichter waren ja meiſtens zugleich Muſiker) und wenn wir nach dem Bau der Strophen urtheilen ſollen, zum Theil ſehr künſtliche. Die dem Heldengeſange zugeeignete Weiſe aber war vermuthlich von ganz beſonderer Art, und aus uralter Zeit her mit den Sagen ſelbſt überliefert worden. Dieſe Erſcheinung findet ſich öfter, daß in einer National-Muſik gerade das Aelteſte das vortrefflichſte iſt, und ſo wunderbar eigen, daß ſich mit aller Wiſſenſchaft nichts ähnliches mehr erfinden läßt.

Den eben erwähnten Vorzug hatte das Lied der Nibelungen mit vielen andern gemein; durch die Erhabenheit ſeines Inhalts mußte es den Vorrang vor ihnen behaupten: es läßt ſich nichts entſchiedner tragiſches denken, als ſeine Kataſtrophe. Dem menſchlichen

Gemüthe liegt aber die Wehmuth über den Verfall, die Trauer über den Untergang vormaliger Größe und Herrlichkeit näher als heitere Spiele mit der Gegenwart, und vertrauende Ausſichten in die Zukunft. Darum hielten die Griechen ihre Ilias werther als die Odyſſee: jene ſchilderte unter verderblichen Verwirrungen die letzte Glorie des abſcheidenden Heldenalters; dieſe den hoffnungsvollen Anbau des bürgerlichen Lebens, Schiffahrt, Gewerbe, Häuslichkeit und geſetzliche Ordnung. Darum iſt von den gelungenen Thaten Karls des Großen keine ſo beſungen worden, wie die Niederlage zu Ronceval, wo Roland fiel. Welch ein Gemählde der menſchlichen Schickſale ſtellt uns das Lied der Nibelungen auf! Mit einer jugendlichen Liebeswerbung hebt es an; dann verwegene Abentheuer, Zauberkünſte, ein leichtſinniger aber gelungener Betrug. Bald verfinſtert ſich der Schauplatz, gehäßige Leidenſchaften miſchen ſich ein, eine ungeheure Frevelthat wird verübt. Lange bleibt ſie ungeſtraft; die Vergeltung droht von ferne und rückt in mahnenden Weißagungen näher; endlich wird ſie vollbracht. Ein unentfliehbares Verhängniß verwickelt Unſchuldige und Schuldige in den allgemeinen Fall, eine Heldenwelt bricht in Trümmern.

Doch über die Anlage des Ganzen in dichteriſcher Hinſicht, über die tiefe Abſichtlichkeit darin, werde ich am Schluße reden, wenn ich erſt den Urſprung des Gedichtes und ſeine mannigfaltigen hiſtoriſchen Beziehungen ſo viel möglich ins Licht geſetzt habe. Die Eigenſchaft, worauf ich hier den größten Nachdruck legen möchte, derentwegen das Lied der Nibelungen vor allem verdient, ein allgeleſenes Hauptbuch der Deutſchen zu werden, iſt ſeine Urkundlichkeit, und daß es einen ſo feſten geſchichtlichen Boden unter ſich hat. Die welſchen Ritterromane ſind mehr oder weniger, die ſpäteſten am meiſten, ganz aus der Einbildung erſchaffen. Ein Artus mag einmal in einem Winkel Britanniens gelebt haben; die Weltgeſchichte kennt ihn nicht. Zu den Sagen von Karl dem Großen iſt der Anlaß freylich aus der Geſchichte genommen, aber ſie zeigen ihn uns nur von einer einzigen Seite, in ſeinen Saracenen-Kriegen, und er iſt vielleicht der einzige Held, den die Fabel gegen die Geſchichte verkleinert hat. Auch iſt es gleichſam eine Ueberſetzung ſeiner Thaten in eine fremde Sprache; aus fränkiſchen Recken ſind franzöſiſche Paladine geworden. Ganz anders im Liede der Nibelungen: nicht nur das Haupt-Ereigniß, die Niederlage der Burgunder im Hunnenlande, iſt wirklich vorgefallen; ſondern wir ſehen das Leben und Wirken der Deutſchen in dem Zeitpunkte jener großen Weltbegebenheit, die Europa wieder geboren hat, der Völkerwanderung, wahrhafter und anſchaulicher geſchildert, als es die Römer konnten, die, als leidende Zeugen, der Nachwelt eigentlich nur den Eindruck ihres Schreckens hinterlaſſen haben. Das mächtige Reich des Attila wird uns aufgethan, in ſeinen innern Verhältniſſen zu den von ihm abhängig gewordenen oder mit ihm verbündeten deutſchen Fürſten; und an dem Ruhme dieſer Weltherrſchaft, wofern es einer iſt, wird den Deutſchen ihr gebührender Antheil zuerkannt. Völkerſchaften deutſchen Stammes, deren Nahme zum Theil noch lebt, oder unvergeßlich der Geſchichte eingeſchrieben iſt, Burgunder, Sachſen, Dänen, Thüringer und Oſtgothen treten nach einander auf den Schauplatz und meſſen ihre Kräfte in gewaltigen Kämpfen. Hier finden wir das urſprüngliche Weſen des Adels, die Stelle der Fürſten an deſſen Spitze, ihre Hofhaltung, ihre Waffenübungen, Kriege nach den Grundſätzen der Zweykämpfe geführt, die älteſte Geſtalt des Ritterthums, die Anfänge der Lehnsverfaſſung, die Verehrung der chriſtlichen Religion, alle Grundzüge der einheimiſchen Bildung. Daß der Dichter vieles aus den Sitten und der Lebensweiſe der ſpäteren Zeit, worin er lebte, eingemiſcht hat, thut hiebey keinen Eintrag: der Gelehrte wird dieß ſchon zu unterſcheiden wiſſen; für den Ungelehrten bleibt es immer ein Gemählde der einen großen Vorzeit.

Der weſentliche Vortheil alſo, den die Annahme unſers Vorſchlages gewähren würde, das Lied der Nibelungen zu einem Hauptbuche der Erziehung zu machen, es gründlich in den Schulen zu erklären und dem Gedächtniſſe der Jugend einzuprägen, wäre der, den Geſchichten unſers Volkes einen dichteriſchen Hintergrund zu geben, woran es ihnen bisher ganz und gar gefehlt hat. Von dieſer Seite kann dieß Werk für uns eben das werden, was Homer den Griechen war. Man hat beym öffentlichen Unterricht und in Büchern auf die Geſchichte der neueren Zeit den ausführlichſten Fleiß

gewandt;

gewandt; über die Geſchichte des Mittelalters, der vermeinten Jahrhunderte der Barbarey und Finſterniß giebt es zwar viele gelehrte Forſchungen, in eigentlich darſtellenden Werken aber hat man ſie nur nothdürftig abgefertigt. Jene war allerdings für den Staatsmann und Rechtsgelehrten wichtiger; nach dem jetzt erlebten Fall oder der Umgeſtaltung ſo vieler Staaten und Verfaſſungen, hat ſie einen großen Theil ihrer Bedeutung verloren. In Abſicht auf Deutſchland bietet ſie nun vollends beynahe nichts anders dar, als das traurige Schauſpiel, wie das Reich ſeiner Auflöſung allmählich entgegen gegangen: zuerſt die unſelige Religions-Spaltung, hieraus entſprungene Bürgerkriege, erſt nach mehr als einem Jahrhundert durch einen Frieden beendigt, welcher dem ausländiſchen Einfluße Thor und Thür öffnete, und ſeit welchem die Reichsverfaſſung das Spiel jedes Mächtigen geworden. Die letzten Jahrhunderte der europäiſchen Geſchichte zeigen uns das Aufkommen der Finanzkünſte, die Vermehrung der ſtehenden Heere, eine wiſſenſchaftliche Kriegskunſt, eine verwickelte und ränkevolle Politik, überhaupt das Wirken der Staaten gegen einander in großen Maſſen, wo der Einzelne nur als Ziffer gilt. Große Menſchen, ſolche, welche das von Gott ihnen ins Leben mitgegebene Erbtheil perſönlicher Kraft mit dem beharrlichſten Nachdruck ihres Willens behaupteten und anbauten, ſind im Mittelalter zu Hauſe; die ausgezeichneten Charakter am Eintritt des ſechzehnten Jahrhunderts hat noch das vorhergehende Geſchlecht erzogen. Alles verkleinert ſich mehr und mehr, je näher wir unſern Tagen rücken. Die Geſchichte jener fernen Jahrhunderte, im ächten Sinne dargeſtellt, iſt ganz dazu gemacht, vaterländiſche und männliche Geſinnungen zu bilden. Mit der abgeſchmackten Verläumdung des Mittelalters muß es nun ein für allemahl ein Ende nehmen, nachdem der Hochmuth der ſogenannten Aufklärer zu Falle gekommen, und was ſie als neu erfundene, noch nie unter dem menſchlichen Geſchlechte verbreitete Herrlichkeiten prieſen, ſeine Nichtigkeit offenbart hat. Lernen wir nur erſt das Mittelalter recht kennen, dringen wir ein in den ~~Geiſt der Weisheit~~, Gerechtigkeit und Biederkeit, der ſein Wirken bezeichnet. Es iſt aber nicht genug, deſſen Geſchichte aus todten Urkunden diplomatiſch genau zu beſchreiben. Jene rieſenhaften Schatten, die uns wie durch einen Nebel erſcheinen, müſſen wieder feſte Umriſſe bekommen, dem Bilde der Vorzeit muß ſeine eigenthümliche Seele wieder eingehaucht werden. Und dieß iſt ſehr ſchwierig zu leiſten, weil wir meiſtens nur aus lateiniſchen Quellen ſchöpfen können. Nicht als ob die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber ohne Verdienſt wären: aber es iſt unglaublich, wie ſehr durch das Werkzeug einer todten und gelehrten Sprache ihre Erzählungen farb- und charakterlos geworden ſind. Wie ganz anders würde ſich die deutſche Geſchichte ſeit Karl dem Großen bis auf Kaiſer Friedrich den Zweyten ausnehmen, wenn wir von Zeitgenoſſen ſo ausführliche und lebendige deutſche Darſtellungen beſäßen, wie etwa die herrliche Geſchichte des burgundiſchen Krieges von Diebold Schilling! Johann von Müller hat das ſchwierige Werk angefangen, dieſen Mangel zu erſetzen: ſein tiefes Gefühl, ſein ahnungsvoller Scharfſinn iſt in das innere Leben unſrer Altvordern eingedrungen; was er für die Schweiz, einen kleinen Theil der Reichsverbündung geleiſtet, muß nun für die geſammte deutſche Hiſtorie geſchehen.

Es wäre doch wohl der Mühe werth, wenn wir uns vorſtellen könnten, wie kernhaft und treuherzig ſich etwa Kaiſer Friedrich der Erſte ausgedrückt haben möchte, von dem berichtet wird, er habe das Lateiniſche beſſer verſtanden als geſprochen, ſey hingegen in ſeiner Mutterſprache abſonderlich beredt geweſen; oder ſchon Otto der Große, der zwar Römiſch und Slavoniſch wußte, aber dieſe Sprachen ſelten zu reden würdigte. Nun wohl, hiezu können uns die altdeutſchen Dichter in gewiſſem Grade verhelfen. Ein Geſchichtſchreiber, der auf der angedeuteten Bahn wandeln wollte, müßte, was bisher die Gelehrten verabſäumt, ſich ganz mit ihnen vertraut machen.

Die uralten Sagen werden immer die beſte Einleitung und Vorbereitung zu einer wahrhaft vaterländiſchen Geſchichte ſeyn. Sie enthalten zwar nur zum Theil urkundliche Wahrheit; das übrige iſt nach den Geſetzen der Einbildungskraft hinzugedichtet. Aber ſie offenbaren, was nicht in todten Schriftzügen aufbewahrt werden kann, die Stammesart und urſprüngliche Eigenthümlichkeit der Völker.

Das Lied der Nibelungen nebſt andern verwandten, dieſes aber vor allen, war vormals in deutſchen Landen allgemein verbreitet. Ungefähr dreyhundert Jahre nach ſeiner letzten Bearbeitung hat es noch im Munde des Volkes gelebt. Dieß war das Ergötzen der Ritter auf ihrer einſamen Burg, nach der ermüdenden Jagd, oder nach der gefahrvollen Fehde. Dieß erſcholl in den Hoflagern der Kaiſer, Könige und Fürſten, bey Gaſtmählern und öffentlichen Feſten. Dieß vernahm ein norwegiſcher Biſchof am Hofe Kaiſer Friedrichs des Zweyten, und wußte nichts köſtlicheres in ſeine Heimath zurückzubringen, wiewohl die Sage aus früheren Mittheilungen dort nicht unbekannt war. Vermuthlich ſchon zur Zeit des Longobardiſchen Reichs, gewiß aber mit den Heeren der deutſchen Kaiſer, kam dieſe Dichtung über die Alpen, und ſo wurde ſie vielleicht zugleich am beſonnten Fuße des Veſuvs, und neben dem flammenſpeyenden Hekla am Geſtade des Eismeers geſungen. Durch einen weiten Umweg brachten die Waräger, normänniſche Krieger, einheimiſchen Sitten und Neigungen in der Fremde getreu, ſie wiederum nach Conſtantinopel, an die öſtliche Gränze Europa's. Von dieſem verſchollenen Ruhm wollen wir einen Theil herzuſtellen verſuchen.

Zerſtreute Blätter

von

Heinrich von Collin,

aus deſſen litterariſchem Nachlaſſe.

Wenn Cultur und Aufklärung in einem ſteten Wechſel von Nation zu Nation geht, ſo daß die eine wieder in Barbarey verſinkt, wie die andere ſich empor hebt, ſo hat es freylich keinen Anſchein zu einer allgemeinen Menſchenvervollkommnung. Aber, wenn es ſich aus der Geſchichte erweiſen läßt, daß auf unſerm Erdflecke es zu gleicher Zeit der cultivirten Nationen mehr als in der Vorwelt gebe, ſo läßt ſich in Jahrhunderten, oder Jahrtauſenden die allgemeine Cultur des Menſchengeſchlechtes erwarten. Wenn es ſich ferner beweiſen ließe: daß jede cultivirte Nation heut zu Tage auf einem höhern Punkte der Cultur ſtehe, als die cultivirten Nationen der Vorzeit; daß dieſe ſchon die Cultur der gegenwärtigen gründeten; die gegenwärtigen aber die Cultur der künftigen, nach Ort und Zeit verhältnißmäßig auch noch ſo entfernten Nationen, vorbereiten; ſo würde auch die Progreſſion in der Erhöhung der Cultur keinem Zweifel unterliegen.

Ich möchte ſagen: Furcht der Staatsverwaltung vor der Aufklärung beweiſet zwar Gebrechen des Staates: aber, wo ſolche Gebrechen ſind, — und wo wären ſie nicht? — da handelt ſie weiſe, wenn ſie die Aufklärung den nothwendig langſamen Schritt der Verbeſſerung nicht überhohlen; wenn ſie den Blinden und nun ſehend Gewordenen nicht auf einmal vom Sonnenlichte blenden läßt, um von neuem, um gefährlicher zu erblinden. Wer verkennet die weiſe Sorge der öſterreichiſchen Regierung für das Beſte des Unterthans? Die Anſtalten, die zu ſeinem Schutze wider Willkührlichkeit und Anmaßung beſtehen? —

Den ſinnlichen Menſchen beleben die Vorſtellungen, die ſeinem Intereſſe ſchmeicheln, am meiſten; wozu er ſich berechtigt glaubt, dazu wendet er auch Gewalt an; gelingt es ihm, dann erkennt er kein Recht mehr, als das des Stärkern. Gewalt gegen Gewalt wird ſodann der Geiſt der Regierung: Schreckenſyſteme erſcheinen, und Robespierre würgen. Darum präge man dem uncultivirten Theile des Volks, ehe man ihn über ſeine Rechte belehrt, ein lebendiges, auf deutliche Gründe geſtütztes Gefühl ſeiner Pflichten ein. Von richtiger Erkenntniß der Pflichten iſt der Uebergang zur richtigen Erkenntniß der Rechte natürlich. Nicht aber umgekehrt, wie oben gezeigt wurde.

Daß aber auch die Verbeſſerung die Aufklärung nicht überhohlen dürfe, beweiſet die Erfahrung.

Auch nachdem die Triboniane die römiſchen Geſetze in mehrere größere und kleinere Haufen unordentlich zuſammengeſchüttet hatten, blieb das römiſche Recht noch immer multorum camelorum onus. Erſt nachdem die Lehrer zu Paris und Bologna und ſpäterhin der ganzen cultivirten Welt, ein Syſtem nicht heraus, ſondern hinein räſonnirten, wurde es jenes Meiſterwerk, was bey allen neuern Geſetzgebungen als Maßſtab der Vortrefflichkeit gebraucht wird. So iſt auch die Verfaſſung von Compendien für die geſammte, von Commentaren für einzelne Zweige der politiſchen Geſetzgebung und die zu ihrer Schöpfung erforderliche Einrichtung eigener Lehrſtühle, ein für die Vortrefflichkeit der politiſchen Geſetzgebung ſelbſt ſo indiſpenſables Unternehmen, daß der Finanzier, welcher, wie Sonnenfels ſagt, nach den nothwendigen Auslagen die Einnahme, nicht aber nach der Einnahme die Auslagen beſtimmen darf, zuſehen mag, wie er nebſt den Millionen, die andere nothwendige, aber oft ſterile Unternehmungen verzehren, auch die Tauſende aufbringe, um dieſer fruchtreichen Anſtalt das Werde zurufen zu können.

Die Veränderung der Geſetze ſoll mit der Veränderung der Umſtände gleichen Schritt halten. Gegen die Aenderungsſucht aber kann es, meines Bedünkens, kein wirkſameres Gegengift geben, als die hiſtoriſche Behandlung der Geſetzkunde. Wer weiß, daß Geſetze vorhanden ſind, wird nicht aus Unwiſſenheit dieſelben noch einmahl geben. Wer die Gründe der Geſetze kennt, wer weiß, durch welche langſame Vorbereitungen manche Anſtalt mühſam zum Ziele gebracht wurde; wer den Zuſammenhang derſelben richtig durchſchaut; wer ſich von dem Uebel, das immerwährende Syſtemsänderungen hervorbrachten, hiſtoriſch überzeugt hat; der wird nicht jeden flüchtigen Gedanken ſogleich zu realiſiren trachten, nicht die Werke tiefer Ueberlegung durch einen Federſtrich zerſtören; ſondern bey jeder Neuerung den Nutzen und Schaden derſelben kaufmänniſch abwägen, und, bey Staatsangelegenheiten wenigſtens, den vorſichtigen Schritt des Schachſpielers halten.

Es kann nicht fehlen, daß manche Engbrüſtige einen räſonnirten Vortrag der Geſetzgebung als ſtaatsgefährlich verſchreyen, und Unzufriedenheit mit den Geſetzen, Geringſchätzung derſelben, Disputirſucht, Widerſetzlichkeit, vielleicht auch gar Empörungsſucht daraus auguriren werden. Dieſe Herren wären mit einer kurzen Frage leicht abzufertigen. Wo giebt es mehr wahre Achtung für die Geſetze, als in England? und wo iſt die Beurtheilung derſelben freyer, als in England?

Nicht nur ein Syſtem der Geſetzgebung, nein, ein Syſtem aller Mittel und Anſtalten zur Erreichung der Staatszwecke iſt der Vorwurf eines Handbuchs der innern Staatsverwaltung.

So wenig Jemand die Specialcharte ſeines Vaterlandes ſtudieren kann, ohne ſich dieſelbe in die allgemeine Charte von Europa hineinzudenken, ſo wenig kann jemand in irgend einem Zweige der Staatsverwaltung, ohne beſtändige Hinſicht auf das Ganze etwas Gründliches hervorbringen. Der Juriſt, der auf die poſitiven Rechte ſich längere Zeit mit Anſtrengung, und ausſchließend verwendete, muß, wenn er anders ein aufmerkſamer Selbſtbeobachter iſt, bey ſich gefühlt haben, daß der enge Raum, in welchem ſein Geiſt inner den engen Schranken poſitiver Geſetze war, die ewige Bemühung, die Concordanz discordanter Geſetze zu finden, verwickelte Fälle in unangemeſſene Vorſchriften einzuzwängen, nach und nach ſeinen Geiſt in die Gefahr ſetzte, ein kleinlicher, Subtilitäten haſchender, engbrüſtiger Geiſt zu werden. Dieß zu einer Zeit, wo die wiſſenſchaftliche Behandlung der poſitiven Rechte bereits durch den Einfluß der politiſchen und ihr verwandten Wiſſenſchaften, ſo mächtig gewonnen hat. — Der Buchſtabe tödtet! wird es hier heißen, wenn ſie nicht ein beſtändiger Hinblick auf das Ganze und den Geiſt der Geſetzgebung von dem Geiſtestode errettet.

Weislich haben die Regenten die Juſtizpflege beſondern Stellen anvertraut; wohl wiſſend, daß, je ſtrenger und genauer der Juriſt iſt, je weniger er zur Verwaltung im Großen geeignet ſey. Weislich haben ſie auch die Juſtizgeſetzgebung der ausübenden Stelle benommen.

Verträge gründen Zwangsrecht, ſagt Feder. Verträge nicht, ſondern Contracte, durch welche das Zwangsrecht ausdrücklich übertragen wird, ſagt Schaumann. Verträge gründen nur für den, der ſeinerſeits die Leiſtung erfüllt hat, ein Zwangsrecht, ſagt Schmalz. Verträge gründen ganz und gar kein Zwangsrecht, ſagt Fichte.

Das ſind nun practiſche Sätze, tief eingreifend in menſchliches Thun und Laſſen.

In dem Augenblicke, als Fichte den Verträgen, und alſo dem Socialcontracte das Zwangsrecht abſpricht, und jedem Bürger in jedem Augenblicke das Recht zuſpricht, aus der bürgerlichen Geſellſchaft zu treten, rufet er aus: Fraget nicht nach dem, was klug, was vortheilhaft, fraget nach dem, was recht iſt! Wenn aber über die Frage: quid juris? wie gerade in dieſem Falle, die Meinungen ſo getheilt ſind, daß man in den ciceronianiſchen Ausruf: harum sententiarum, quae vera sit, deus aliquis sciet! einſtimmen möchte; wenn unſer Gefühl bey ihren Behauptungen jenem gleich kömmt: nescio, dum lego librum, assentiri videor, cum pono, omnis libertatis spes corruit! ſollen wir auch dann noch die Orakelſprüche dieſer Herren zur Maxime unſeres Verhaltens machen?

Nein, wir wollen uns nicht von jedem Winde neuer Lehre bethören, nicht, wie unbedachtſame Fliegen in jedes liſtig aufgeſtellte Spinnengewebe verſtricken laſſen. Sokrates ſagte: es habe ſich bey ſolchen Sätzen, die in ihrer Anwendung vortheilhaft für die Menſchheit befunden werden, immer ſein Vorgefühl der Wahrheit beſtätiget gefunden. Wenn daher die Reſultate ſubtiler Lucubrationen mit den Ausſprüchen des geſunden Menſchenverſtandes und der Erfahrung in Widerſpruch gerathen, ſo mag man es uns vergeben, wenn wir bey erſteren einen Rechnungsfehler argwohnen, hierüber die Aufklärung von der Zeitfolge erwarten, und uns indeß in unſerem gewohnten Gange nicht aufhalten laſſen.

Was bey jedem Studium Muthloſigkeit erregen muß, iſt die Ungewißheit des Fortgangs. Wenn der Künſtler den Tag über ſeine Kräfte an einem Gemählde erſchöpft hat, ſo lohnt ihn am Abend der Anblick ſeines Werks. Nicht alſo den Denker. Der kann ſich ſeines erworbenen Schatzes nicht bewußt werden, ohne ſeine Ideenreihen von neuem zurückzurufen, ohne eine Anſtrengung zu wiederhohlen, die ihm ſeine ermatteten Kräfte verſagen.

Ob nicht die periodiſche Schreibart der Römer ihren Grund in dem öffentlichen Vortrage haben mag? — Wer immer viel declamirt hat, wird wiſſen, um wie viel leichter es ſey, eine Periode zu declamiren, wo der Odem ſeine Ruhepunkte hat, und der Ton ſich gleichſam mit einem Anlaufe zur höchſten Höhe hinaufſchwingt. Der römiſche Redner war wohl in die Nothwendigkeit verſetzt, alle Tonerleichterungs- und Verſtärkungsmittel anzuwenden; der Redner wurde auf dem ganzen Forum verſtanden; denn Cicero ſagt irgendwo: ich muß leiſer reden; damit die dort, am Ende des Platzes, mich nicht verſtehen. — Sollte nicht nach dieſer Betrachtung die periodiſche Schreibart vieles von ihrem eingebildeten Reize verlieren?

Was giebt den Werken eines Smith, Steward, Young, ihren vorzüglichen Werth? Ich glaube die ſtete practiſche Anwendung, aus welcher man den Werken abſieht, daß ſie Reſultate eigenen Nachdenkens ſeyen.

Damit man die politiſchen Werke einer fremden Nation gehörig benützen könne, wird ein guter Abſtractionsgeiſt erfordert, um von den Grundſätzen alles abzuſtreifen, was ſich auf die beſondern Verhältniſſe der Nation, für welche der Autor ſchrieb, gründet.

Mich überfällt immer eine Aengſtlichkeit, wenn ich in einem gefeyerten politiſchen Werke entweder bloße Raiſonnements, oder die Raiſonnements in Anwendung auf fremde Nationen ſehe. Wenn ich aber einen Autor in bloßem Umgange mit Griechen, Römern, Indianern, Japanern, Chineſen, Samojeden und Kamtſchadalen ſehe, ſo kann ich mich nicht enthalten, ihn für einen Charlatan zu halten.

Filangieri iſt ein oberflächlicher, überſpannter Schwärmer, bey dem alles mehr Werk der Phantaſie, als der

Beobachtung und des Nachdenkens iſt. Man muß bey ihm lange auf offener See der Declamation herumirren, um hie und da auf eine kleine Ideeninſel zu gerathen.

Die gemeinſchaftliche Baſis aller Finanzſyſteme kann wohl in nichts anderem beſtehen, als in der Sicherſtellung einer fixen, und ſowohl zu dem Privatverkehre, als zu den Staatsausgaben, worunter auch die verzinsliche Schuld gehöret, genügenden Valuta. Dieſe Baſis iſt der Zweck der Finanzen, welcher dem allgemeinen Staatszwecke, der geſicherten Fortdauer der bürgerlichen Geſellſchaft, in dem, unter dieſen Bedingungen, größt möglichem Wohlſtande, untergeordnet iſt, und hiernach modificirt werden muß.

Es können Maßregeln, welche den Wohlſtand begründen würden, mit den Maßregeln, welche zur Fortdauer des Staatsvereins nothwendig ſind, in eine wahre Kolliſion gerathen, wo ſodann für die letztern die Ausnahme gemacht werden muß. Dieſer Satz wird in der practiſchen Anwendung ſehr wichtig, und muß daher mit einigen Worten erörtert werden.

Die ältern Staatsrechtslehrer haben den Staat als einen Verein betrachtet, um ſich gegen Mord und Verkürzung des Eigenthums zu ſichern. Dieſer rohe Begriff iſt äußerſt herabwürdigend für die Menſchheit.

Der Menſch tritt in den Staat, weil er nach dem innerſten Rufe ſeines Herzens nicht ſich allein, ſondern der Menſchheit leben ſoll, weil er dieſes nur im Staate vermag, und nur dadurch, daß er im Staate für andere lebt, Menſch wird, und ſich vom Thiere unterſcheidet.

Er ſoll ſich und das Seine opfern für den Staat, in dem er lebt, weil er die Pflicht hat, den Staat, den er von der Vorwelt erhielt, der Nachwelt zu ſichern, und in den Stand, in den er ſich geſetzt fand, auch andere zu ſetzen.

Der Unterſchied dieſer verſchiedenen Anſicht iſt folgenreich. Die Pflicht, ſein einzelnes Leben, ſein einzelnes Eigenthum dem Staate zu opfern, wurde nach dem ältern Schulbegriffe noch mühſam genug herausgefolgert; die Pflicht, die Exiſtenz Aller, und ihr Eigenthum, und das, was man Wohlfahrt nennt, dem Staatsvereine zu opfern, ergiebt ſich nur aus der zweyten Anſicht.

Es iſt daher ein Finanzſyſtem, welches die Bedingungen einer ſichern Fortdauer des Staatsvereins, den Bedingungen eines ephemeren Wohlſtandes unterordnet, gegen den Zweck des Staatsvereins, und alſo ohne weiters zu verwerfen. Hiebey muß ich zur Vermeidung alles Mißverſtandes bemerken: die Bedingungen der geſicherten Fortdauer umfaſſen die Anſtalten zur Verſicherung der Vertheidigung, nicht zur Erweiterung des Staatsgebiethes.

Johannes Müller ſagt im erſten Bande ſeiner Schweizergeſchichte: »Als Cäſar die Helvetier ſo überwunden »hatte, daß ſie ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben mußten, ließ er ſie heim in ihr Vaterland ziehen.« Cäſars Güte, bemerkt er weiters, war die löblichſte Klugheit, nachmahls aber die ſchönſte Eigenſchaft ſeiner groſſen Seele. **Brevis esse laborat, obscurus fit.** Cäſar ſagt lib. I. cap. 28. ſeine Abſicht ganz deutlich: »id ea maxime ratione fecit, quod noluit eum locum, unde Helvetii discesserant, vacare, ne propter bonitatem agrorum Germani, qui trans Rhenum incolunt, e suis finibus in Helvetiorum fines transirent, et finitimi Galliae provinciae, Allobrogibusque essent.« — Dieß hätte Johannes Müller in ſeiner kurzen Manier ſo ausdrücken können. »Denn Cäſar wollte das fruchtbringende Helvetien nicht leer laſſen, weil er die tapfern Germanen über dem Rhein mehr fürchtete, dann die Helvetier.« Allein der Patriotiſmus ließ Johannes Müller weniger aufrichtig ſeyn, als Cäſarn ſeine Eigenliebe.

Eine Seite früher, ſteht: »Bey einbrechender Nacht entflohen ſechstauſend Menſchen aus dem Gau der Verbingener nach dem Rheinſtrom, gegen Deutſchland hin: die galliſchen Völker brachten ſie zurück; denn Cäſar drohte: hierauf wurden die Verbingener niedergemacht; er konnte nicht leiden, daß er betrogen würde.« — Ich ſchlage Cäſar auf, und leſe: »reductos in hostium numero habuit; reliquos omnes in deditionem suscepit.« Als Feinde hat ſie Cäſar behandelt; ob aber gerade niedergemacht? — Die Niedermetzlung von ſechstauſend wehrloſen Menſchen ſcheint doch der edlen Mäßigung und Sanftmuth Cäſars zu widerſprechen. — In tanto viro leves quoque offendunt maculae.

Juvenals Satiren, ſollten ſie wohl Poeſie ſeyn? Mir ſind ſie es nicht. Schreckliche Schilderung menſchlichen Verderbniſſes, das wohl auch gegenwärtig wieder über Europa kommen dürfte! Wenn es dahin kommt, ſollten ſich dann nicht die Edlen und Guten vereinen, und ſich flüchten in einen noch unverpeſteten Welttheil, dort einen neuen bürgerlichen Verein ſtiften, und aus Cultur zur Einfachheit zurückkehren, ehe ſie zur Rohheit verſinken? Durch die dramatiſche Poeſie könnte die beſtimmtere Ahnung und Hoffnung eines ſolchen Zuſtandes der durch die bürgerliche Geſellſchaft geſicherten und wieder auflebenden Menſchheit, geweckt werden. Ein ſolches Werk könnte nach Jahrhunderten Früchte bringen. Es iſt beſchloſſen. Zuerſt das Trauerſpiel Mithridat; vergebenes Ringen ein geſunkenes Geſchlecht wieder zur Menſchenwürde zu erheben; hier nur Selbſtrettung im eigenen phyſiſchen Verderben; dann Rettung durch Flucht und Vereinigung der Edlen und Guten zu dem Höchſten und Größten.

Johannes Müller ſchreibt, es freue ihn, daß ich nun an den Mithridates gehen wolle. Er habe es vorlängſt gewünſcht.

Würde

Würde Göthes Eugenie doch vollendet! Ich bringe kein abgeſchloßenes Ganze heraus. Es iſt nicht Abſonderung von der krebsartigen eiternden Welt; es iſt ein Warten, Aufbewahrung für künftige Thätigkeit. Was ſoll geſchehen? und wie? und wozu? Kurz — hundertmahl ging ich daran, voll Ehrfurcht für den Meiſter, aber immer unbefriedigt hinweg. Bin ich doch nicht einmahl ſicher, ob Eugeniens aufflammender Ehrgeiz zum Guten oder Böſen wirken werde.

Darum iſt das Griechiſche ſo ſchwer zu überſetzen, weil es größtentheils naiv iſt. Es iſt zu zart. Faßt man es und will es umwenden, ſo iſt es zerſtört.

Nicht allein die Lebensgüter ſind unſicher geworden. Es dürfte ein ehrlicher Autor leicht in den Fall kommen, der Zeitumſtände wegen gar nichts Bedeutendes mehr ſchreiben zu können.

Ob es nicht für den künſtleriſchen Effect der Dramen beſſer wäre, den Ort nur ſymboliſch anzudeuten? Die Aufmerkſamkeit bliebe ungetheilter. Nur müßte der bleibende Schauplatz würdig decorirt ſeyn; es müßte uns, nach Schiller, ein edler Geiſt aus der Bauart anſprechen.

In dem Gedichte **Ruth**, der Caroline Pichler, entzücken mich die Verſchmelzung des Homeriſchen mit dem Bibliſchen, und die ſchön ausgeſprochenen Gefühle über weibliche Beſtimmung und weibliches Glück.

In Bouterwecks Aeſthetik gefällt mir die Herleitung der Einſeitigkeit der bisherigen Aeſthetiker, aus dem Grunde: weil die Empfindung des Schönen bald als eine bloß phyſiſche, bald als eine bloß moraliſche, bald als eine bloß intellectuelle Empfindung betrachtet worden. Albern finde ich, daß die italiäniſchen und ſpaniſchen Gedichtformen aus gänzlichem Mangel an Wohllaut verworfen, und doch die Einmiſchung der Dactylen und die Nachahmung der alten Sylbenmaße empfohlen wird. Auch die Klage über die Unbeſtimmtheit der Proſodie ſcheint mir ungegründet. Fürwahr, die Geſetzgebung der Proſodie iſt für den, der ſie achtet, nicht unbeſtimmt.

Im Metaſtaſio iſt, außer ſeiner unnachahmlich wohlklingenden, einfachen, und doch ſchönen und überaus nachbildenden Sprache, beſonders in ſeinen Arien, jene Individualität ſchätzbar, nach welcher ſie als nothwendige Folgen der ſich aus der gegenwärtigen Lage ergebenden Gemüthsſtimmung, als erhöhtere Empfindungen in einer erhöhteren Sprache willig gehört werden. So hört auch gerade durch dieſe Individualität das Sententioſe auf, ſententios zu ſeyn. Seine Sentenzen zeichnen ſich durch Wichtigkeit, Wahrheit und pſychologiſche Feinheit, ſo wie ſeine Empfindungen durch eine ihnen ganz eigene Delicateſſe aus: der verrathene Geliebte will die Treuloſe nicht anſehen, weil ihm ihre Schamröthe mehr Schmerz verurſachen würde, als ihre Untreue.

So ſehr die ſtrenge Einheit, welche er bey Bearbeitung ſeiner Süjets befolgte, die meiſterhafte Benützung des Chors (beſonders in der Olympiade) beweiſen, daß er ſich mehr nach griechiſchen als franzöſiſchen Muſtern gebildet habe, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß ihm der Geiſt ſeiner Urbilder in einigen Stücken entwiſcht ſey. Auch vermißt man in ſeinen Stücken durchaus das motivirte Auf- und Abtreten der Perſonen, die hiezu oft keinen andern Grund, als die Verlegenheit des Dichters haben. Noch ein anderer Fehler, ſey es auch ein ſchöner Fehler, iſt das Raiſonniren über Leidenſchaften in dem Munde der vom Affekte ergriffenen Perſonen. Sein Raiſonnement in dieſen Fällen iſt immer pſychologiſch richtig, nur unrichtig in dieſem Munde.

Wilhelm Tell iſt eine Epopöe in dramatiſcher Form. Eine Epopöe nach dem Geiſte des Ganzen. Die Hinderniſſe der Naturnothwendigkeit waren überwindlich, die himmliſche Einwirkung iſt angedeutet. Auch der Styl verräth ſich, und hat homeriſche Anklänge. Z. B. das Geſpräch der Frau Gertrud mit Stauffacher.

Die Wahl des Moments, wo Tell den Pfeil abſchießt; nämlich als der Muth des Rudenz ſeinen Muth belebt, verräth den Meiſter.

Melchthals Lobrede des Geſichts im erſten Augenblicke der Wuth iſt unnatürlich. So ſpricht nur der durch die Zeit gemilderte Schmerz, der ſich ſelbſt wieder aufregen will. Dagegen iſt es äußerſt zart und wahr, wie Melchthal unvermerkt immer auf die fixe Idee des Geſichtsverluſtes wieder zurückkommt.

Mir kommt dieſes Produkt ſo vor, als hätte Schiller im Ueberdruße, daß ſeine Abſtractionen und Theorien ihm nicht leiſteten, was er hoffte, ſeine Feſſeln unmuthig weggeworfen, und ſich wieder einmal ſeiner Naturanlage überlaſſen wollen. Jene Theorien und Abſtractionen ſaugten wie ein Epheu ſeine Kraft aus. Deutlich iſt's: Hätte Schiller ſich nie in ſpeculative Philoſophie gewagt, er wäre unſer Shakſpeare. Wer aber kann ſolchem Reize widerſtehen? Man will lieber das Schiff leiten, als ſich dem Strom überlaſſen. Man will, was man iſt, ſich mit Bewußtſeyn danken.

Es war von Kindheit auf die Empfindung meines Herzens: daß die ſchönen Künſte nicht zur bloßen Erheiterung des Menſchen, daß ſie zu ſeiner Erhebung wirken ſollen; gleichgültig ſoll der Menſch durch ſie gegen eine widrige Umgebung, im Unglücke glücklich werden.

Sollte die tragiſche Kunſt eine andere Wirkung hervorbringen, als die übrigen? — ſoll ſie den Menſchen zermalmen? — Mein Herz widerſprach. Ich fand aus Muſtern und eigenem Nachdenken, wie ſie aus dem Leiden die Beruhigung, aus Kämpfen den Sieg hervortreten zu laſſen wiſſe; und nun ſchien ſie mir die größte, wurde ſie mir die wertheſte. Nun überließ ich mich dieſem Studium ganz.

Dieſe Grund-Idee hat mich ſeitdem nie verlaſſen. Mein Gefühl leitete mich auf dieſelbe, nicht das Studium der neuern Philoſophie. Dieſe Grund-Idee wird mich bey allen meinen Arbeiten leiten, ſo lange mein Kopf noch denkt und mein Herz fühlt.

Wie ſonderbar! indeß die Berliner über den Froſt klagen, der ſie in meinen Stücken befällt, klagt ein anderer Theil über die wenige Schonung des Gefühls, über die Grauſamkeit meiner Stücke.

Was die einen behaupteten, was die andern klagten, war bloß Behauptung, bloß Klage, ihr Urtheil ohne Vorderſätze, ihr Gefühl ohne Darſtellung der Veranlaſſungen. Ich kann auf dieſe Ausſprüche nicht Rückſicht nehmen, ſo lange ich nicht weiß, ob der Grund davon nicht etwa in einer fehlerhaften Individualität ihres Kopfes und Herzens liegt. Wer für Geſunde ſchreibt, kann den Kranken nicht gefallen, will ihnen nicht gefallen. Leider giebt es Zeiten, wo die Anzahl der Kranken und Kränkelnden größer iſt, als die der Geſunden.

Agronomiſche Briefe.

Von Adam Müller.

Erſter Brief.

Sie freuen Sich über die Spuren landwirthſchaftlicher Fortſchritte auf dem Continent, über die Verbreitung des neuen Lichtes, welches von England ausgegangen, und über die wahrſcheinlich nahbevorſtehende Rückkehr der Vernunft auch auf dieſes ſo weſentliche und lang vernachläßigte Gebiet menſchlicher Thätigkeit. Sie zürnen über mich, daß ich das bisherige Beharren beym Alten und Hergebrachten in landwirthſchaftlichen Dingen für den letzten Grund der Dauerhaftigkeit unſerer Staaten halte. Vergönnen Sie mir alſo, meine Sache vor Ihnen zu führen, und laſſen Sie mich vom Weſen der Landwirthſchaft mit Ihnen reden.

Der Augenſchein lehrt eine auffallende Verſchiedenheit zwiſchen ſolchen Wirthſchaften die in der Nähe großer Märkte und Städte geführt werden, und ſolchen die entlegen, und faſt durchaus auf ſich ſelbſt beſchränkt ſind: ich brauche nicht erſt zu bemerken, daß das Wort: Nähe, durchaus nicht buchſtäblich zu verſtehen iſt, und daß Waſſer und Landſtraßen Nachbarſchaften ſtiften, denen die Meßkette und der Meilenzeiger zu widerſprechen ſcheinen. Sie werden mir zugeben, daß England und der Continent von Europa hauptſächlich darin unterſchieden ſind, daß in England alle landwirthſchaftlichen Gebiethe durch Natur und Kunſt in Nachbarſchaft gebracht worden ſind, während der Continent von Europa, in Ermanglung gehöriger Communicationen, vielmehr iſolirte und auf ſich ſelbſt beſchränkte, als durch große Märkte miteinander in Verbindung geſetzte Landwirthſchaften enthält. Es giebt alſo zwey Gattungen der Wirthſchaften: zuerſt ſolche, die faſt ganz in ſich ſelbſt ruhen, von ſich ſelbſt zehren, und alſo vom Welthandel uyd ſeinen Schickſalen unabhängiger ſind; und dann ſolche, die von einem beſtimmten Markte, und vom Abſatz ihrer Producte, alſo auch von den großen Weltbegebenheiten abhängiger bleiben. Betrachten Sie dieſe beyden Gattungen näher, ſo werden ſie bey der erſteren eine geringere, bey der andern eine größere Abhängigkeit vom Gelde entdecken. Sie werden eingeſtehn, daß für die entlegne und iſolirte Wirthſchaft perſönliche und erbliche Dienſtverhältniſſe, dagegen für die auf einen großen Markt baſirte Wirthſchaft die Arbeiten des Taglöhners geeigneter ſind: dort werden Natural-Abgaben, hier Geld-Präſtationen den Vorzug verdienen. Ueberhaupt, je entfernter die Wirthſchaft von dem großen Markte liegt, um ſo mehr wird auch das Grundeigenthum einen bleibenden Charakter annehmen, ſich unveräußerlich an Familien, an Fideicommiſſariſche oder Majoratsbeſitzer anſchließen; hingegen, je näher dem Markte, um ſo leichter und natürlicher wird das Grundeigenthum ſelbſt aus einer Hand in die andere übergehen.

Entfernt von den großen Städten und Märkten wird die Wirthſchaft für ein inneres Gleichgewicht aller ihrer Theile, insbeſondere des Ackerbaues und der Viehzucht ſorgen müſſen: in der Nähe des Marktes hingegen werden ſich dieſe Theile von einander mehr abſondern, das Geld wird auch die einſeitige Vieh- oder Acker-Wirthſchaft vervollſtändigen, und in den Städten ſelbſt wird die urſprünglich allſeitige Landwirthſchaft in zwey völlig abgeſonderte Gewerbe, in den Gartenbau und in die Viehmaſtung auseinander fallen. Und ſo möchten wir dann die iſolirte Landwirthſchaft mit einem Zirkel vergleichen, worin alle Theile in Beziehung auf den Mittelpunkt und in Wechſelwirkung mit demſelben ſtehen müſſen; die auf einem Markt begründete dagegen mit einer Ellipſe, in deren Einem Brennpunkt der Markt, in dem Andern der Landwirth ſteht, und wo ſich dann bey der Vergänglichkeit des Einen Brennpunktes, nämlich des Marktes, ſehr leicht der Fall ereignet, daß die Ellipſe zerreißt, und die ganze Unternehmung unſers merkantiliſchen Landwirthes zu Schanden wird. So iſt es den Landwirthen an den Küſten der Oſtſee ergangen: wie theuer haben ſie die momentane Nachbarſchaft des brittiſchen Holz- und Getreide-Marktes büſſen müſſen. Ueberhaupt giebt es einzelne landwirthſchaftliche Producte, die, weil ſie höchſt beweglich und transportabel ſind, den iſolirteſten Landwirth zum Geldgewinn, alſo auf einen unnatürlichen Markt hinreizen, die er dann auf Koſten des bleibenden innern Gleichgewichts ſeiner Wirthſchaft cultivirt, und die bey der ge-

b

ringſten Veränderung des Marktes, ihn oft auf Jahre zurückſetzen. Wir erinnern an die Exceſſe der Schafzucht.

Die hier aufgeſtellte Gattungs-Verſchiedenheit der Wirthſchaften kann vom Landwirthe ſowohl, als vom Staatswirthe nicht ſcharf genug ins Auge gefaßt werden, und in der Vernachläßigung dieſer Diſtinction haben unzählige landwirthſchaftliche Banqueroute, ferner alle Mängel unſrer heutigen agrariſchen Geſetzgebungen und Reformen, endlich auch alle Zwiſtigkeiten der Theorie und der Praxis ihren Grund. Während nämlich zuförderſt Local und Geſchichte, ſodann aber auch die innere Nothwendigkeit der Sache uns überzeugen, daß beyde Gattungen der Landwirthſchaft, zu beyderſeitigem Nutzen und Beſtande, nebeneinander fortdauern müſſen; während es ſich als gleich thöricht beweiſt, ſowohl der iſolirten Landwirthſchaft einen unnatürlichen Verkehr, als der merkantiliſchen Landwirthſchaft einen eben ſo unnatürlichen feudaliſtiſchen und Unveräußerlichkeits-Charakter aufzudringen; während die iſolirte Landwirthſchaft die erſte Gewährleiſterin der Unabhängigkeit des Vaterlandes, und die merkantiliſche die gerechteſte Vermittlerin zwiſchen der Production des In- und Auslandes bleibt; während alſo beyde gleich weſentliche Dienſte leiſten — nährt man den großen Irrthum, als ſey die erſte Gattung eine Ausgeburt der Trägheit, der Gewohnheit, des Herkommens, die zweyte hingegen der Vernunft, des Fleißes, und des wahren politiſchen Calcüls: kurz man unterſcheidet hier, wie in ſo vielen andern Fällen, als alte und als neue Lehre, was nur nebeneinander und in Verbindung richtig iſt; man findet von vorn hinein unvereinbar, was gründlich zu vereinigen das einzige Problem der Politik iſt.

Freylich, wenn man den dermaligen geſellſchaftlichen Zuſtand von Europa erwägt, die augenblicklichen, großen Geldbedürfniſſe der Regierungen, die künſtlichen, auch nur mit Geld zu befriedigenden Waaren-Bedürfniſſe der Landwirthe, die Neigung der Landeigenthümer zum Stadtleben, die Richtung aller Sinne auf das Nächſte, die Gleichgültigkeit, ob, wenn morgen vorüber, eine Zukunft oder eine Sündfluth erfolge, ſo wird es ſehr begreiflich, daß die heutige Welt für die merkantiliſche oder fälſchlich ſogenannte neue Landwirthſchaft Parthey nimmt. Auch die Vernünftigſten wollen von dem traurigen Vorurtheil nicht ablaſſen, daß die Welt oder die Staaten nur ſtoßweiſie durch chocs, durch coups de main zu erhalten ſeyen: dem zufolge ſtatuiren ſie dann nur was Maſſen von Producten oder von Gelde herbeyſchaft als gemeinnütziges oder gemeinweſentliches.

Den Beweis, daß für die Erhaltung eines Staates in jeder gedenkbaren Kriſe ſeine ruhende Kraft, und vor allen die innere Bindung des Volkes mit dem Boden, auf dem es lebt, eben ſo weſentlich ſey, als ſeine Stoßkraft; überhaupt, daß es vornehmlich die Kraft der Wurzel ſey welche dem Sturme widerſtrebt, hat Oeſterreich practiſch geführt. Aber geſetzt auch, der Staat ſey unter außerordentlichen Criſen nur durch die Stoßkräfte der Producte und des Metalls zu retten, ſo werden Sie mir doch unbewieſen zugeben, daß eine Wiſſenſchaft der ländlichen Oekonomie auf etwas mehr als ſolche Criſen Rückſicht zu nehmen habe, und daß demnach ſämmtliche, nach brittiſchen Leiſten geſchnitzte, rationelle Theorien der Landwirthſchaft für innerlich unvollſtändig und durchaus irrational zu erachten ſind.

Vermehrung des jährlichen reinen Ertrages, insbeſondere des Geldertrages, weil dieſer doch wenigſtens erweiſt, daß man nicht bloß Producten-Maſſen, ſondern Gemein-Bedürfniſſe erzeugt habe, iſt der anerkannte Zweck dieſer vorgeblich rationellen Theorie: alſo der Markt, alſo in unzähligen Fällen ein entferntes von unſerm Einfluß und unſerer Leitung völlig unabhängiges, wetterwendiſches Bedürfniß, der Tyrann unſerer Production; alſo die freye Concurrenz der Verkäufer und Käufer über die ganze Erde, Grundgeſetz und Hauptbedingung aller Wirthſchaft. Könnten Sie läugnen, daß auf dieſem Wege das heilige Bündniß eines Volkes mit ſeinem Boden, die Verſchlungenheit aller arbeitenden Glieder der Geſellſchaft untereinander, und ihr Verwachſenſeyn in einen unabhängigen Körper, in jedem Momente wieder aufgelöſt wird, daß der Staat unaufhörlich auswärtiger Handelskraft und deshalb auch auswärtiger Waffenkraft anheim fällt, und daß die Arbeit und das Bedürfniß dieſes Volkes ſich nicht etwa untereinander, wie es ſich gebührt, bedingen und verſchlingen; ſondern daß jeder einzelne Arbeiter für ſich mit den Bedürfniſſen des

Weltmarkts in abgeſonderten Verkehr tritt, während ſein beſonderes Vaterland dieſen Verkehr zu verbürgen immer unfähiger wird.

Hoffentlich werden Sie nach allem dieſen kein Bedenken tragen, mir die hohe Weſentlichkeit meiner Abtheilung der Landwirthſchaft in zwey durchaus und generiſch verſchiedene Gattungen einzuräumen: Sie werden es billigen, wenn ich den Fortſchritten der merkantiliſchen Landwirthſchaft, durch eine tüchtige Vindication der alten, iſolirten, oder, wie ich ſie lieber nennen möchte, nationalen Landwirthſchaft, wahre Schranken, d. h. eine gehörige Bürgſchaft gebe.

Die von dieſer Zeit beliebte landwirthſchaftliche Theorie geht darauf aus, alle nationale Landwirthſchaft in merkantiliſche zu verwandeln, und dieſes Streben äußert ſich dann, meiner oben gegebenen Erklärung beyder Gattungen nach, in Verwandlung aller Natural-Abgaben und perſönlichen Dienſte, in Geld-Präſtazion, in Aufhebung aller Arten von Dienſtpflichtigkeit der Arbeitenden, in Einführung eines allgemeinen Lohnſyſtems, in unbedingter Separation aller Gemeindegüter, und vornehmlich in Proklamation der unbeſchränkten Veräußerlichkeit alles Grundeigenthums. Das Geſchäft des Landbaues ſelbſt, ſeinem Urſprunge nach Dienſt des Staates und nichts geringeres, ſoll durchaus zum Gewerbe herabgewürdigt, und dem großen Mechanismus der Induſtrie einverleibt werden; die letzte Quelle der Freyheit, aus der männliche und eigenthümliche Gefühle in alle Adern der bürgerlichen Geſellſchaft ſtrömten, ſoll vertrocknen; keine perſönliche Wechſelverpflichtung auf Leben und Tod in keinem Geſchäfte ſoll mehr gelten; jeden Augenblick ſoll die ganze Geſellſchaft ſich lohnweiſe untereinander abfinden, und — da der freye Staat nichts anders iſt; als die freye perſönliche Unterwerfung ſeiner Glieder untereinander um des höheren Beyeinanderſeyns willen — ſo erklärt die gegenwärtige Generation ſich zu ſolcher Staatsverbindung unfähig; ſerviliſirt ſich ſelbſt, anerkennt nichts höheres als denſelben Eigennutz und Eigenwillen, den das bürgerliche Leben nicht etwa bloß beſchränken, ſondern veredeln und verbürgen ſollte durch die Allgegenwart des Gemeinwillens.

Sprechen nicht alle dieſe **Theorien**, der Staat ſey am beſten beſorgt, wenn der Eigennutz jedes Einzelnen wieder frey gegeben, wenn ihm geſtattet ſey, Dienſtverhältniſſe anzuknüpfen und aufzulöſen nach Herzensluſt? Im Nahmen der Freyheit die ſie im Munde führen, der Selbſtherrſchaft, der Menſchenwürde, die alle nur in edler Abhängigkeit, großmüthiger Dienſtbarkeit und freyer Demüthigung ſich offenbaren können, ſollen dieſe Bande zerriſſen werden. Der Landwirth ſoll ſeine vornehme, ſeine erhabne Stellung an der Schwelle der Natur und der bürgerlichen Geſellſchaft, wo er in dem Glanze beyder Heiligthümer lebte, wo er durch liebevollen, ich möchte ſagen, kindlichen Gehorſam gegen beyde Vermählte, jene Fülle des Herzens bewahrte, aus der das natürliche Geſetz wie die natürliche Vertheidigung der Völker kommt, für immer verlaſſen, und als Lohnarbeiter eingehn in die Univerſal-Fabrik des ſtädtiſchen Lebens, die blind ihr Geſetz empfängt vom Markt, und ihre endliche Vergeltung im Krankenhauſe.

Laſſen Sie mich im Nahmen jener alten ſtändiſchen Freyheit, wider die ſich dieſes Geſchlecht in der Verblendung ſeiner Calcüls und ſeiner Maſchinen verſchworen hat, feyerlich proteſtiren gegen den Buchſtaben jenes großen Mannes, der in unſern Tagen ſo vielen Unſinn und Wahnſinn vertreten muß. Wie vieles ruhmwürdige Adam Smith verrichtet, wie viel wir ihm verdanken, iſt jetzt nicht Zeit zu ſagen: ihn ſelbſt, ſeinen reinen Willen wird die Zukunft rechtfertigen. Zunächſt aber iſt der Buchſtabe ſeiner Lehre vom Uebel, weil er zur beſten Waffe, zur glänzendſten Beſchönigung einer ſchlechten Sache dient, weil er den ganzen Staat der Induſtrie auf Discretion übergiebt, weil er alle Geſchäfte in Gewerbe, alle Dienſte in Lohnarbeit verwandelt, weil er nur eine Form des Gemeinweſens kennt, nämlich den Markt, und insbeſondere, weil er jener Familienartigen Verſchränkung der Perſönlichkeit, die das Weſen der nationalen Landwirthſchaft ausmacht, und die unter dem Nahmen der Dienſtpflichtigkeit ꝛc., von dieſer Zeit unverſtändig verfolgt wird, von Grund aus widerſpricht.

Es konnte nicht fehlen, daß die ſehr junge und ungeprüfte engliſche Landwirthſchaft, oder vielmehr der Gartenbau und die Viehmaſtung der großen Stadt, welche England heißt, nachdem ihr durch die Lehre des Adam Smith von der Univerſal-Induſtrie und Taglöhnerfreyheit, am meiſten aber von der ſcladiſchen Geſinnung unſerer Zeitgenoſſen überhaupt, der Weg gebahnt war, als zweyte Autorität für den Continent von Europa aufgeſtellt wurde. Der Weltmarkt, der dem engliſchen Landwirth Spielraum für große Experimente ließ; die unvergleichlichen Land- und Waſſer-Communikationen Englands, wodurch jeder Art der Production ein Ausweg offen blieb; das ungeheure Kapital dieſes Volks, von dem ein unbedeutender Theil genügte, alle landwirthſchaftlichen Kräfte in Bewegung zu ſetzen; die ungeheuren Bedürfniſſe eines wohlhabenden Volkes und einer weltbeherrſchenden Marine; eine Armen-Taxe von jährlichen zehn Millionen Pfund Sterling, für die reducirten Taglöhner, für die zerſchliffenen Räder der großen ökonomiſchen Maſchine; endlich aber unverletzte, heilige Staatsgeſetze, eine unberührte, jungfräuliche Nationalexiſtenz — das waren die unbedeutenden Nebenſachen, welche die deutſchen Lobredner der engliſchen Landwirthſchaft außer Acht zu laſſen für gut fanden. In den Umgebungen großer Städte, an den Ufern und in den fruchtbaren Niederungen vielbefahrner Ströme, auch überhaupt in gewiſſen Küſtenländern des Continents, welche durch augenblickliche Gunſt der Handels-Conjuncturen in die Sphäre des brittiſchen Kapitals und des brittiſchen Bedürfniſſes hinüber gezogen waren, wurden glückliche Experimente gemacht, die Production des Bodens und ſeine Fruchtbarkeit durch Wechſelwirthſchaft geſteigert, und — wir wollen es gern zugeben — beträchtliche Privatreichthümer, wie aus Nichts, hervorgebracht. Die

Landwirthſchaft grenzt von allen Seiten ſo unmittelbar an die Staatswirthſchaft, berührt alle weſentlichen Theile derſelben ſo nahe, daß das Aufſehen, welches die wenigen glücklichen Experimente mit der engliſchen Landwirthſchaft erregten, Vorſchläge einer ganz neuen und im Grunde revolutionären Ackergeſetzgebung herbeyführen mußte. Daß einzelne Wirthe ungeſtraft ſich von dem hergebrachten Ackerſyſteme ihrer Provinz ausnehmen durften, hatte aber in dem Beharren der übrigen Wirthe ſeinen Grund; in wie fern dieſe auf dem alten Wege verblieben, und für das National-Bedürfniß ſorgten, konnten jene mit dem Weltmarkt Buhlſchaft treiben, auch die wenigen disponiblen Kapitale dieſer ärmeren Provinzen an ſich ziehen. Im Civil- und Militär-Dienſte der mehreſten Continentalſtaaten war das Lohnſyſtem ſchon längſt an die Stelle der perſönlichen Dienſte getreten: die merkantiliſche Landwirthſchaft dem zufolge war ihrer Zahlungsfähigkeit wegen ſchon längſt von allen Staatswirthen mit Vorliebe behandelt worden; um wie viel mehr mußte das engliſche Raffinement derſelben willkommen ſeyn, und eine Lehre Beyfall finden, welche den Untergang der geſammten feudaliſtiſchen oder nationalen Landwirthſchaft, mit ihren unbequemen Dienſtverhältniſſen und Natural-Präſtationen, nicht nur als möglich, ſondern auch als einzig heilſam verkündigte. Einheit der Macht, wie aller Zahlen in einer Summe; Zuſammengreiffen aller Zügel in einer Hand, war ja das einzige, dieſen armen Staats-Theorien verbliebene Geheimniß der Herrſchaft:

wie ſollte eine Macht im Staate geduldet werden, die als Zahl in die Balanz des Staats einzugehen ſich weigerte!

Ich glaube Ihnen hinlänglich angedeutet zu haben, welche Umſtände zuſammentraten, die Gattung des Ackerbaues, deren Rechtfertigung ich übernommen, in den Schatten zu ſtellen. Daß der Civil- und Militairdienſt in den meiſten Staaten unbedingt in Lohnarbeit verwandelt worden, hat an dieſer traurigen Vernachläßigung den größten Antheil; da den Regierungen nichts ſo begehrungswürdig erſcheinen konnte, als das Geld, ſo mußten ſie jeder ökonomiſchen Verbindung im Umkreiſe des Staats, die nicht directe auf Geld und Abſatz oder Umſatz gerichtet, alſo nicht directe beſteuerbar war, abgeneigt werden; um aus jeder Art der Nationalthätigkeit Geld ſchöpfen zu können, muſten ſie es wünſchen, daß alle Arbeit im Staate auf den Geldfang gerichtet werde; und da die an den meiſten Orten an Geldesſtatt beliebten Metalle von den Fluctuationen des Weltmarkts abhängig blieben, ſo war es natürlich, daß die Regierungen jeden Einzelnen begünſtigten, der ſich in directe Beziehung zum Weltmarkt zu ſetzen, alſo im Grunde der Nationalverbindung zu entſagen ſtrebte.

Es kann Ihnen, mein Freund, unmöglich entgehen; daß im innern Weſen der Sache, dieſe Freyheits-Apoſtel welche ſich auf den Buchſtaben Adam Smiths und das Beyſpiel Großbrittanniens ſtützten, weit davon entfernt, dem merkantiliſchen Syſtem oder dem

Syſteme des Metallfangs entgegen zu wirken, vielmehr das ganze einſeitige Unweſen erſchöpfen und vollenden halfen. Auch war ja die Induſtrie-Arbeit die Adam Smith für die Mutter alles Reichthums erklärte, vom Gelde ſelbſt, welches Colbert und Friedrich II. begehrten, nur dem Abſtraktionsgrade nach verſchieden, in allen andern Rückſichten einſeitig und unzureichend. Einen Nationalreichthum der feſtmöglichſt auf ſich ſelbſt ruhte zu erzeugen, war ſie eben ſo unfähig. Der groſſe Regulator aller Production? das Bedürfniß der Menſchen, das nähere und entferntere ihrer inneren und äuſſeren Natur, das Bedürfniß, welches die Production ſelbſt producirt und regulirt, das Bedürfniß welches erſt ſelbſt national, vaterländiſch und local ſeyn muß, wenn die dadurch veranlaßte Production in eben ſo tüchtiger Beziehung auf das Vaterland ſtehen ſoll, das Bedürfniß, welches ſich freylich nicht durch Kleider und Luxusordnungen dirigiren läßt, welches aber die hergebrachten Geſetze, Einrichtungen, Ackerſyſteme u. ſ. f. jedes Landes ſehr vernehmlich zeigen, war in der Theorie des Adam Smith, wie in allen früheren, verſäumt. Man kann freylich ſagen, wenn wir etwas produciren, das niemand bedarf, ſo werden wir auf dem Weltmarkt keinen Käufer finden, alſo regulirt der Weltmarkt die Production. Ja! aber habt ihr ſchon die Bedürfniſſe des Menſchen geordnet nach den Graden ihrer gröſſeren oder geringeren Weſentlichkeit, nach ihrer vorübergehenden und bleibenden Natur, nach ihrem gröſſeren und minderen Drange? Kennt ihr groſſen Landwirthe der Europäiſchen

Binnenländer z. B. das Bedürfniß des Weltmarkts nach Wolle ſo genau, als ihr das Culturgeſchäft dieſes Productes kennt, dem ihr ungeheure Ackerflächen und ſo bedeutende Kapitalien aufopfert? Freylich belehrt euch der Markt, wenn es zu ſpät iſt, wie es mit dieſem Bedürfniſſe ſteht; freylich ergreift ihr nun mit großen Koſten und großem Verluſt ein anderes Ackerſyſtem, ſo Gott will, ein natürlicheres, ein auf die Bedürfniſſe eurer nächſten Umgebung oder eurer Nachbarſchaft, die ihr überſehen könnt, gegründetes, — aber lange Jahre vergehen, ehe die Verluſte verſchmerzt ſind. Der Markt regulirt die Production, das heißt, was wir von Anfang an gewußt haben; die Natur regulirt zuletzt alles, bringt alles im Laufe der Zeit ins Gleichgewicht, wenn die menſchliche Kunſt inſolvent geworden.

Weil aber das ſtädtiſche Gewerbe, weil die Fabrikation von dem Orakel des Marktes abhängig bleiben kann, ohne erheblichen Nachtheil für ihr Gedeihen, ſo ſoll es auch für die Landwirthſchaft keine höhere Richtſchnur geben: und da diejenige Gattung der Landwirthſchaft, mit welcher der Staatsgelehrte und der Staatswirth zunächſt in Beziehung ſteht, die merkantiliſche iſt, auf die der Markt allerdings beträchtlich influirt; ſo erhebt ſich kein ſtaatswirthſchaftliches Syſtem zu einer gerechten Berückſichtigung beyder, der nationalen Production und des nationalen Bedürfniſſes; das Geld iſt in allen ſtaatswirthſchaftlichen Theorien, ſie mögen ſich hochmüthig ſperren wie ſie wollen, der Repräſentant aller Bedürfniſſe, und deßhalb verdeckt es die Natur dieſer Bedürfniſſe. Anſtatt das nationale Bedürfniß und die nationale Production untereinander zu vermitteln, beyde in einander zu verflechten, durch einander zu verbürgen, anſtatt ſelbſt die Functionen des Geldes zu verrichten, das Geld, wenn nicht entbehrlich, doch von ſich abhängig zu machen; anſtatt, wie ich es an einem andern Orte ſehr bezeichnend ausgedrückt, anſtatt ſelbſt Geld zu werden, halten es die Staatswirthe unſerer Theorien für ihre einzige Beſtimmung, das vorhandene Geld und die vorhandenen Producte ins Gleichgewicht zu ſetzen. Da ſie nun ferner unter Geld bald die Materie deſſelben, bald ein fixes Abſtractum davon verſtehen, und ſie die einzig richtige Anſicht des Geldes, vermöge deren es nichts anderes als eine Eigenſchaft aller Perſonen und Dinge iſt, zwiſchen dem Bedürfniß und der Production zu vermitteln, nicht anerkennen wollen, und da die Materie des Geldes, in die ſie aus ihrer unſichern Speculation immerdar wieder zurückſinken müſſen, von den Strömungen des Welthandels unbedingt abhängig bleibt, ſo iſt ohne Beweis klar, daß jenes Beſtreben, dieſes Geld mit der Production ins Gleichgewicht zu ſetzen, ewig unbefriedigt bleiben müſſe.

Das iſt nun ein anderweitiger, von allen ſtaatswirthſchaftlichen Schriftſtellern unbeachteter Vortheil der Lage von Großbrittanien, daß durch die unvergleichliche und unverletzte Geſetzgebung dieſes Landes alle Nationalbedürfniſſe offenkundig da liegen, und jedes neue Bedürfniß durch die parlamentariſche Verhandlung nothwendig zur Sprache kommt, der brittiſche Staatswirth alſo nothwendig ſo geſtellt iſt, daß er die Production und das nationale Bedürfniß vermitteln muß. Daher die Vortrefflichkeit aller Geld-Inſtitutionen von Großbrittanien; daher auch der verhältnißmäßig geringe Einfluß der Theorie des Adam Smith auf die Geſetzgebung ſeines Vaterlandes.

Die Völker des Continents können nur von den Schickſalen ihrer Landwirthſchaft eine Regeneration ihrer Staatswirthſchaft und endliche Befreyung von der Tyranney unzulänglicher Theorien erwarten. Die Nothwendigkeit, die nationale Landwirthſchaft, da, wo ſie von der merkantiliſchen wirklich verdrängt worden, wieder in ihre Rechte einzuſetzen, und ſie da, wo ſie in ihrer alten Kraft beſteht, und nur für den Augenblick von dem Glanz der neuen Lehren überſtrahlt wird, immermehr geſetzlich zu befeſtigen, wird in Kurzem allen Staatswirthen einleuchten. Und weil die iſolirte, nationale Landwirthſchaft ihrem ganzen Umfange nach von dem localen und vaterländiſchen Bedürfniſſe, die merkantiliſche hingegen von dem Markte, und in letzter Inſtanz von dem Weltmarkte beſtimmet wird, ſo iſt auf dieſem Wege auch eine große Correction und Vervollſtändigung unſerer Theorien, alſo eine gründliche Reform alles Geldweſens mit Sicherheit zu erwarten.

Beyde Gattungen der Landwirthſchaft haben offenbar ganz verſchiedene Zwecke, indeß leuchtet ein, daß die nationale, vom Markt unabhängige, eigentlich Stamm und Wurzel alles politiſchen Lebens bildet, und daß, wenn ſie eingehen könnte, alles übrige bürgerliche Geſchäft ohne Haltung zurückbleiben, der Staat ſelbſt aber einen Nomaden-Character annehmen würde; denn, was für die rohe Nomadenhorde die Weide, nämlich einziger Beſtimmungsgrund längeren oder kürzeren Verharrens, wäre für dieſe cultivirte Horde, der Markt. Von dem Verharren aber, von dem Bleiben, ich möchte ſagen, von der ausſchlieſſenden und ewigen Ehe eines Volkes mit einem beſtimmten Boden, hängt alles Gedeihen und aller Wachsthum, alle innere organiſche Ausbildung, alle eigentliche Lebenskraft ab: und während ein wandernder Staat nie mehr vermögen wird, als die einzelnen Bürger zuſammengenommen, ſo iſt in einem bleibenden Staate, außer der Summe individueller Kräfte, noch etwas unendlich Mächtigeres vorhanden, die Geſammtkraft, die accumulirte Kraft vieler aufeinander folgender Geſchlechter, die eigentlich politiſche Macht, die Macht, welche im Stande der Ruhe fortwirkt, während die Nomadenhorde, ein bloßes Bündel von Individuen, nur wirkt, wenn ſie ſtößt und drängt und treibt. Dies iſt das uralte Geheimniß der Ceres! Sie müſſen es anerkennen, theuerſter Freund, daß die Lehre von der Vervielfältigung der Producte, daß jene ſ. g. rationelle Landwirthſchaft, die höchſt charakteriſtiſch mit einem Kapitel: von der Wahl eines Landgutes beginnt, und die unſer verewigter Collin in einigen geiſtreichen Verſen ſo unvergleichlich gezüchtiget hat, mit der eigentlichen Landwirthſchaft, der Fürſtin und der Erhalterin der Völker, nichts gemein hat, und daß wir ſie am richtigſten mit dem Nahmen: Nomaden-Landwirthſchaft bezeichnen würden. Wenn Sie mir aber das eigene und innerſte Weſen der feudaliſtiſchen und nationalen Landwirthſchaft zugeſtehen, wenn Sie mir ihre Unerſetzlichkeit für die Erhaltung der Völker und für die Bindung der Geſchlechter einräumen, wenn Sie zugeben, daß es große, unveräußerliche, an unſterbliche Familien geknüpfte, von erblichen Dienſtverhältniſſen getragene, von den Schickſalen des Welthandels und der Geldcirculation unabhängige, dem Staate mit Perſonaldienſten und Naturallieferungen pflichtige Grundſtücke geben müſſe, wenn Sie mir zugeben, daß der wirkliche Staat nothwendig an irgend einer Stelle leibhaftig einwurzeln müſſe in den Boden, von dem er ſeine ruhende, wachſende, accumulirende Geſammtkraft anerbt, dann, mein Freund, bin ich auch gern bereit, allen den ſinnreichen Bewirthſchaftungskünſten, die über das Meer gekommen, ihr Recht und ihren großen Nutzen einzugeſtehen. Ja, wenn dieſe neue Lehre von ihrer ſtieren Richtung auf den Ertrag und auf den Markt nachlaſſen, wenn ſie etwas weniger Vertrauen zu der Untrüglichkeit des Zahlen-Calculs und der mechaniſchen Kräfte, dagegen etwas mehr Liebe zur Sache und Gehorſam gegen die Natur mitbrächte, wenn ihrer Gemüthloſigkeit zu ſteuern wäre durch die einfache Betrachtung, daß, je mehr man den landwirthſchaftlichen Calcul verfeinert, um ſo unauflöslicher das Hauptproblem der Taxation der Güter erſcheine — dann würde ich erklären, daß auch der feudaliſtiſche Landwirth in der neuen Schule unzähliges lernen könne.

Wir müſſen dem thätigen Verbreiter dieſer neuen Lehre in Deutſchland, Herrn Thaer, das große Verdienſt zugeſtehen, daß er unſere Jungherrn von den Spieltiſchen und dem unnützen Treiben der großen Städte auf ihre angeerbten Schollen zurückgeführt, daß er ein Intereſſe für die edelſte aller Beſchäftigungen, welches ganz auszuſterben drohte, angeregt, und daß er dem Studium der ökonomiſchen Natur-Wiſſenſchaften ſehr vorzügliche Köpfe zugeführt hat. Glücklicher Weiſe, aber ganz ohne ſein Zuthun, haben ſich die äußeren Bedingungen, insbeſondere die Marktverhältniſſe des Wirkungskreiſes, den ihm Se. Majeſtät der König von Preußen mit großer Liberalität eröffnete, von Grund aus verändert: die Handelsſperre des Continents hat die ganze Richtung der Landwirthſchaft in den Küſtenländern der Oſtſee umgekehrt; dieſe Länder ſind abgeſchnitten von dem Markte, der ihnen eine höchſt unnatürliche Ackergeſetzgebung aufzudringen drohte; die abgeſonderten Beziehungen der einzelnen Grundſtücke, ihres Getreides, ihres Holzes, ihrer Wolle auf einen auswärtigen Markt ſind durchſchnitten: ſie müſſen den alten, frugalen aber vaterländiſchen Bund untereinander erneuern und in ſich ſelbſt zu beſtehen verſuchen, die merkantiliſchen Speculationen mit dem Grundeigenthum und ſeinen Producten müſſen nachlaſſen, und der wahre unverfälſchte Charakter nationaler Landwirthſchaft muß aus dem Strudel der Experimente und der Güter-Cirkulation wieder hervorgehen, es muß überhaupt ein beſtimmtes und unveränderliches Preußen geben, wenn ein einzelner Landwirth beſtehen ſoll. So meldet ſich dann auch wirklich ſchon jetzt neben dem durch Thaer erweckten Intereſſe für die Technik des Ackerbaues, ein anderes ſtaatswirthſchaftliches Intereſſe bey allen dortigen Gutsbeſitzern an: eine allgemeine Ueberzeugung, daß der Landwirth auch Staatswirth ſeyn müſſe, dem die andere Ueberzeugung, daß der Landwirth der erſte Bürge und Diener des Staates ſey, d. h. die Wiederherſtellung des nationalen Ackerbaues, auf dem Fuße folgen muß. Herr Thaer iſt ein zu vorurtheilsfreyer, zu guter Kopf, als daß der höchſte Gewinn dieſer großen Schule der Erfahrung nicht ihm ſelbſt, als Gelehrten und preußiſchen Grundbeſitzer zufallen ſollte. Wie ſich ſo viele unſerer trefflichſten Juriſten, geblendet von dem Glanze der brittiſchen Rechtsverfaſſung, nach dem Schema derſelben voreilig ein fixes Ideal als einzig natürliches Naturrecht gebildet hatten, und dieſes jedem gedenkbaren Locale anmutheten, ſo haben die bedeutendſten Oekonomen Deutſchlands, und unter ihnen auch Herr Thaer, nach engliſchen Leiſten eine gewiſſe Naturökonomie formirt, die freylich mit dem deutſchen Local eine Art von Arrangement eingehen und ſich in vielen Nebenſachen darnach bequemen, indeß in allen Hauptſachen einem ultramarinen Ideale dienen ſollte. Der größte Schade war, daß das große, aber nur in ſeiner ganzen juriſtiſchen und ökonomiſchen Fülle, mit einer gewiſſen erhabnen Uneigennützigkeit zu begreifende Muſter von England, durch vereinzelte, partheyliche, nachahmende Anwendung in Mißkredit gekommen. Daß viele

Länder nun noch überdieß auf geraume Zeit zu wirklichen Provinzen und ökonomiſchen Außenwerken Englands herabgeſunken waren, hat die einſeitige, und alſo falſche Betrachtung und Bewunderung der Inſtitutionen jenes Landes noch erheblich befördert. Das einzig anwendbare, das innere Lebensgeſetz Englands, das nur aus der Geſammtheit ſeiner Einrichtungen und ſeiner Geſchichte, und für die gemeine Nachahmung ganz unergreiflich, in die Seele des ächten Staatsmanns oder Staatsgelehrten übergeht, iſt bis daher verſäumt worden. — Herr Thaer nimmt an der Staatsverwaltung eines Landes, daß durch den Gang der Weltbegebenheiten zum intereſſanteſten Schauplatze politiſcher Erfahrungen geworden iſt, praktiſchen Antheil. Es kann nicht fehlen, daß ihm ſchon jetzt eine ganz andere und tiefere Nationalität der Landwirthſchaft einleuchte, als die in ſeinem bekannten, größeren Werke aufgeſtellte, und daß ihm unter den praktiſchen Geſchäften des Landes dem er dient, die vielen Weſentlichkeiten in die Augen ſpringen müſſen, die er in der Betrachtung der National-Oekonomie von England unbeachtet gelaſſen.

So nun, mein Freund, hätte ich Ihnen zuförderſt die Gründe meines Kaltſinns gegen alle directen Erfolge der neuen Lehre, in welchem Lande es auch ſey, auseinander geſetzt. Ich bin nun einmal von denen, die in landwirthſchaftlichen Dingen den hergebrachten aus dem Local im Laufe der Jahrhunderte erwachſenen Ackerſyſtemen, und ſollten es auch Dreyfelder-Wirthſchaften ſeyn, vor allen von der Weisheit eines überklugen Jahrzehends zuſammengeſtoppelten allgemeinen und nationalen Ackerſyſtemen zwar nicht den Vorzug, aber doch den Vortritt einräumen. In dem hergebrachten Syſtem liegt wenigſtens die ganze Fülle des nationalen Bedürfniſſes und der örtlichen Eigenheit ausgedrückt, und ich traue es meinem Jahrhunderte noch nicht zu, daß es einen Syſtematiker erzeugen könnte, der nur die örtliche Geſammtheit einer einzigen Provinz, mit einer wahrhaft erſprießlichen Idee zu durchdringen vermöchte. Das was dem Landwirthe widerſtrebt, wenn er die geringſte Veränderung eines Ackerinſtrumentes oder einer Beſpannungsart des Zugviehes durchſetzen will — iſt Trägheit, aber vielmehr Trägheit der Art, die wir aus den phyſikaliſchen Wiſſenſchaften kennen und die in dem ordentlichen Gange der Weltkräfte eine ſo erhebliche Rolle ſpielt, als Trägheit der Beſchränktheit und Unvernunft. Die innere Natur des Landeigenthums, ſein Bleiben und Beharren, drückt ſich tief in den Charakter der Perſonen ein, die es bewirthſchaften: die reißenden Fortſchritte des Jahrhunderts können für den ächten Landwirth unmöglich ſolchen Reiz haben, als für jene Claſſen der Geſellſchaft, denen es ja nur ſo lange vergönnt bleibt, mit Muße jene Fortſchritte zu verfolgen, als der Landwirth von den heiligen Ketten ſeines Berufs zurückgehalten wird. Dem wahren Staatsmanne wird die geflügelte Vernunft der einen nicht unentbehrlicher ſeyn, als die hemmende Trägheit der andern.

Wenn aber die vorhandenen Ackerſyſteme, wenn das Licht der alten Cultur, wie ſich unter ihm ganze Staaten zu bürgerlichen Formen erhoben haben, wenn der nationale Ackerbau, wie er herabkömmt von denen, die den erſten Saamen über die ausgerodeten Fluren Deutſchlands ausgeſtreut haben, meiner Meinung nach in allen Zweifelsfällen die Präſumtion für ſich hat, ſo vergeſſe ich deßhalb nicht 1) wie das oben erwähnte Geldprinzip der europäiſchen Staats-Adminiſtrationen und das Lohnſyſtem des Staatsdienſtes, vorzüglich ſeit Einführung der ſtehenden Heere, in dieſe Ackerſyſteme hineingepfuſcht, und wie ein ſehr ſcharfes Auge dazu gehört, das urſprüngliche dieſer Satzungen von dem angeeigneten fremden und neuen zu unterſcheiden; 2) wie um des Verkehrs willen der Völker untereinander, der eben ſo weſentlich als ihre eigenthümliche und abgeſonderte Exiſtenz war, wirklich ein merkantiliſches Princip auch in den Ackerbau hat eindringen müſſen. Dieſe Geldüberſchwemmung aller nationalen Arbeiten und Verhältniſſe war nothwendig, damit die unumgänglichen Einflüſſe des Weltmarkts und das heilige Intereſſe des Bundes der europäiſchen Völker untereinander, welches alles von ſeiner weltlichen Seite ſehr vernehmlich durch das Geld repräſentirt wird, zur Kundſchaft oder wenigſtens zur Empfindung jedes einzelnen Wirthes gelangten. Den Verkehr mit denen Völkern, die in einem gewiſſen Glauben, in einer gewiſſen großen Friedenshoffnung mit uns vereinigt ſind, wünſche ich wenigſtens eben ſo lebhaft, als die Schule des Adam Smith, aber ich wünſche ihn ſo, daß die Verkehrenden in ihrer Eigenheit, Perſönlichkeit, d. h. in ihrer nationalen Natur verharren können. Ich vergeſſe nicht die ſtolze Fortdauer der großen handelnden Staaten und die Bedingungen ihrer dauerhaften Perſönlichkeit — über den Handel nicht die Träger des Reichthums über den Reichthum. Sie verkennen mich alſo von Grund aus, wenn ſie glauben könnten, daß ich die Gattung der Landwirthſchaft, welche mehr um des Landwirths, um der Erhaltung ſeines Freyheitsgefühls, ſeiner Kraft, ſeiner Unſchuld willen da iſt, vindicire, um jene andere Gattung, die mehr den ſächlichen Reichthum, den Ertrag, die Production verkäuflicher Güter zum Zwecke hat, zu verwerfen. Der ökonomiſche Zuſtand der meiſten Continental-Länder muß Sie auf den erſten Anblick überzeugen, daß ich nur vertheidigungsweiſe agire.

Alſo wenn bey Ihnen eine ſolche Vertheidigung unnöthig iſt, wenn Sie Sich mit mir zum Schutze für das Palladium unſerer National-Exiſtenz, den feudaliſtiſchen Ackerbau vereinigen, dann bin ich der erſte der Ihnen Glück wünſcht, daß die unzähligen kleinen Vortheile des engliſchen Ackerbaues und eine freyere Anſicht von der Wechſelwirthſchaft auch bey Ihnen Eingang finden! Aber wenn Sie mit mir das Geſtirn ſegnen, welches Ihr Vaterland unter den größten Criſen und Stürmen bey einer gewiſſen agrariſchen Jungfräulichkeit erhalten, welches ihm ſeine großen Grundbeſitzer, ſeine natürlichen Ackerſyſteme, und ſeine Unabhängigkeit von den Schwankungen des Weltmarkts bewahrt hat, worin doch zuletzt das Geheimniß ſeiner Dauerhaftigkeit und Unzerſtörbarkeit liegt, ſo vergeſſen Sie nicht, wie viel das Papiergeld gewirkt hat. Die Finanzen aller Staaten des achtzehnten Jahrhunderts waren auf ein Lohnſyſtem des Staatsdienſtes geſtellt: auch Sie hätten, ſo gut wie dieſe übrigen Staaten, auf eine Totalreform Ihrer Steuerverfaſſung denken und jeden einzelnen Wirth in Stand ſetzen müſſen, ſeine ganze Oekonomie auf den Metallfang zu richten, demnach in directe Beziehung zum Weltmarkt zu treten, d. h. ſich von Grund aus zu merkantiliſiren, wenn nicht das Papiergeld ein Mittel dargeboten hätte, inmitten dieſer verführeriſchen Weltumſtände die alten Formen des ökonomiſchen Lebens zu retten, bis auf eine Zeit; wo die unglücklichen Erfolge dieſes merkantiliſchen Syſtems allen einleuchten werden, wo keine Ueberwältigung von einem Extreme mehr zu befürchten ſeyn wird, und beyde Gattungen der Cultur in einen ruhigen und gerechten Verein treten werden. —

Hiermit aber, mein Freund, iſt unſer Streit noch nicht abgemacht: die Schranken ſind abgeſteckt und Sie müſſen überzeugt ſeyn, daß wir beyde auf demſelben Boden der Gerechtigkeit ſtehen. Unſere Verhandlung kann zu einem wahren Abſchluß kommen, weil wir beyde ein großes Gemeingut im Auge haben, nämlich die Freyheit, eine tüchtige, dauerhafte, männliche, und die eins iſt mit dem Geſetz.

Recenſion.

Friedr. Heinr. Jacobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Leipzig bey Gerhard Fleiſcher, 1811.

Dieſe Schrift wird die lebhafteſte Aufmerkſamkeit bey allen erregen, welche an den früheren philoſophiſchen Unterſuchungen des berühmten Verfaſſers Antheil genommen haben. Denn ſie verſpricht gerade das zu leiſten, was jene noch zu wünſchen übrig ließen; eine Theorie der Offenbarung.

Der Gang, welchen der Verfaſſer in ſeinen früheren Werken nahm, um die falſche Metaphyſik und Zeitphiloſophie zu bekämpfen und eine beſſere wieder herzuſtellen; war im Allgemeinen folgender. Die ſpeculative Vernunft, bemühte er ſich zu zeigen, führe, ſich ſelbſt allein überlaſſen, unvermeidlich auf das Syſtem einer abſoluten Nothwendigkeit, welches, wenn es conſequent ſey, mit Spinoſa Gott die Perſönlichkeit abſpreche. Dieſes ſey atheiſtiſch und ſchlechthin verwerflich, die Vernunft alſo nicht im Stande, im Gebiethe der Speculation ſich ſelbſt und den Menſchen zu befriedigen. Auf mehr als eine Weiſe und in mannichfaltigen Formen ward dieſes ausführlich dargethan, mit aller Kraft ſiegreicher Gründe und einer von ihrem Gegenſtand begeiſterten Beredſamkeit.

So zeigte der Verfaſſer, wo der Erbfehler der falſchen Philoſophie liege; wie aber dem Uebel abzuhelfen ſey, darüber war er bis jetzt überall minder ausführlich und befriedigend. Daß die Offenbarung hier ins Mittel treten müſſe, ward im Allgemeinen vielfältig angedeutet; aber auch nur angedeutet, denn es ward weder deutlich gemacht, auf welche Weiſe die Offenbarung ins Mittel treten ſolle und könne, noch auch beſtimmt, welche Art der Offenbarung gemeint ſey. Damit man aber nicht etwa denke, der Verfaſſer kämpfe nur gegen ein beſtimmtes Vernunftſyſtem und nicht gegen alle Vernunftſyſteme überhaupt, muß noch erinnert werden, daß er in der Epoche nach Kant ſich zu zeigen bemühte, das Syſtem der abſoluten Ichheit ſey nur die umgekehrte Seite des Syſtems der abſoluten Nothwendigkeit, mithin beyde im Grunde und weſentlich Eins und daſſelbe, das eine nicht minder verwerflich wie das andere.

Dieſer Gang der Jacobiſchen Philoſophie, die Art, wie er die wiſſenſchaftliche Vernunft auf Tod und Leben bekämpft, und was ſie nicht leiſten konnte dann durch eine innere Offenbarung erſetzen, und dieſe als Quelle der Wahrheit aufſtellen will, hat bey aller Verſchiedenheit der äußeren Form und des individuellen Geiſtes und Charakters beyder Denker, dennoch eine auffallende und nicht zu verkennende Aehnlichkeit mit der Weiſe, wie **Kant** die Vernunft zuerſt mit ihren eigenen Waffen auf dem ſpeculativen Gebiethe angreift, ja durch ſich ſelbſt zu zerſtören ſtrebt, und dann, um die gewaltige Lücke auszufüllen, einen neuen eigenthümlichen Vernunftglauben an die Stelle ſetzen will. Beyde Philoſophen haben auch das mit einander gemein, daß der polemiſche, der widerlegende und zerſtörende Theil ihrer Philoſophie, durchaus der ſtärkſte und von anerkannter Vortrefflichkeit iſt; weniger befriedigend dagegen und ſchwächer zeigte ſich die Philoſophie beyder Denker in dem, was ſie ſelbſt aufbauen oder an die Stelle ſetzen wollten, um dem Uebel abzuhelfen. Der Kantiſche glauben ſollende und glauben wollende, oft auch nicht recht wollende oder könnende **Vernunftglauben** — ein trotziges und verzagtes Weſen, wie das menſchliche Herz in der Schrift genannt wird — war auf keine Weiſe geeignet, dauerhaften Eingang und feſten Grund in den Gemüthern zu faſſen. Es war ja dieſer Glauben offenbar nichts anders als die Vernunft ſelbſt, welche, nachdem ſie aus dem vordern Hauptgebäude der Kantiſchen Philoſophie feyerlich ausgeſtoßen

geſtoßen worden, durch die Hinterthür (jure postliminii) unter der falſchen Maske des Glaubens und der Religion wieder hereingeſchlichen kam, und unter einem neuen Nahmen ihr altes Weſen und Unweſen weiter trieb. Die Maskerade war zu auffallend und auch zu unpaſſend, als daß man derſelben nicht bald hätte überdrüßig werden ſollen. Daher die meiſten fortan ſich lieber der Vernunft ohne Maske in die Arme warfen und dieſe zu ihrer einzigen Führerin wählten. — Jacobi ſeinerſeits hatte auf die Offenbarung und eine eigenthümliche Anſicht derſelben wohl vielfach hingedeutet, nirgends aber eine vollſtändige Theorie derſelben aufgeſtellt.

Kein Wunder daher, wenn ſtatt Einen Syſtems, was Kant als dogmatiſch, Jacobi als atheiſtiſch bekämpft hatten, nun eine ganze Unzahl von neuen bald ſo bald anders geſtellten Vernunftſyſtemen, wie die Köpfe der Hydra nachgewachſen und zum Vorſchein gekommen ſind. Was auch bey dieſer allgemeinen intellectuellen Thätigkeit der Vortheil und die Ausbeute für einzelne, andere Wiſſenſchaften geweſen ſeyn mag; auf dem Gebiethe der Metaphyſik iſt dadurch die Verwirrung nur vermehrt, für die Entſcheidung der Wahrheit ſelbſt durchaus nichts gewonnen worden.

Die vorliegende Schrift des Verf. enthält zum erſtenmahle über die ihm eigenthümliche Idee von Offenbarung einen etwas vollſtändigeren Aufſchluß. Dieſes iſt der Grund, warum ich es für belohnend und fruchtbar halte, dabey zu verweilen. Um ſo mehr, da ich darin mit dem Verfaſſer ganz übereinſtimme, daß auch mir der Gegenſatz zwiſchen Vernunft, es ſey nun der natürlichen oder der wiſſenſchaftlichen, und der Offenbarung als der wichtigſte und entſcheidendſte für die geſammte Philoſophie gilt. Ja es muß meines Erachtens alle gründliche Philoſophie von dieſem Gegenſatze oder wahrhaft ſkeptiſch anfangen, nach Art der beſſern Platoniſchen und der ältern chriſtlichen Philoſophen; nicht aber dogmatiſch, wie Descartes anfängt, welcher das Uebel zuerſt am meiſten veranlaßte, nach ihm Spinoſa und die meiſten Stifter und Anhänger der neuern Vernunftſyſteme.

Die erſte Veranlaſſung zu dieſer Schrift gab ſchon vor Jahren der unter dem Nahmen Asmus allgemein bekannte und wegen der tiefbedeutenden Einfalt und geiſtvollen Klarheit ſeiner Denkart und Schreibart von allen denen, die ſolche Eigenſchaften zu erkennen wiſſen, verehrte Matthias Claudius. Es ſollte zunächſt eine Beurtheilung der letzten Bände des Wandsbecker-Bothen werden, vorzüglich aber deſſen, was Claudius darin von ſeinem Glauben an das Chriſtenthum mitgetheilt hatte. Doch was der Verfaſſer von der ganzen Entſtehungsgeſchichte dieſer Schrift erzählt, das mag der Leſer in dem Buche ſelbſt ausführlicher nachſehen. Ehe ich aber des Verfaſſers Theorie der Offenbarung, um die es mir vorzüglich zu thun iſt, näher betrachte und vor Augen ſtelle, ſende ich einige allgemeine Bemerkungen über dieſen Gegenſtand zum beſſern gegenſeitigen Verſtändniß voraus.

Zufolge der chriſtlichen Philoſophie findet eine dreyfache Art der Offenbarung Statt. Die erſte iſt die allgemeine, vermöge welcher Gott ſich in der geſammten Schöpfung und in allen Creaturen verherrlicht; indem nach der Idee der Dreyeinigkeit das ewige Wort durch welches alle Dinge erſchaffen ſind, als eine Selbſtoffenbarung und Manifeſtation der Gottheit betrachtet wird. Dieſes iſt der Punkt, in welchem die Platoniſche und die beſſere orientaliſche Philoſophie mit dem Chriſtenthum einigermaßen übereinſtimmt. Einigermaßen, denn bey aller anſcheinenden Aehnlichkeit bleibt immer ein großer und weſentlicher Unterſchied. Keineswegs aber iſt dieſe Anſicht von der Gottheit allen metaphyſiſchen Syſtemen gemein; vielmehr kann dieſelbe da, wo die Vernunft zur Alleinherrſchaft in der Philoſophie gelangt, ſtreng genommen, nicht Statt finden. Auch haben alle jene Philoſophien, welche die Dreyeinigkeit und die Lehre vom ewigen Wort anerkennen, nicht aus der Vernunft allein geſchöpft, ſondern außer der Vernunft immer noch eine andere übernatürliche Erkenntnißquelle aufgeſtellt und anerkannt, ſie mögen dieſelbe nun als eigentliche Eingebung, künſtleriſche Begeiſterung, Platoniſche Erinnerung, geiſtige Anſchauung, oder wie ſonſt immer charakteriſirt haben.

Die zweyte Art der Offenbarung iſt die innere, welche man auch die moraliſche nennen könnte, die ſich in der Stimme des Gewiſſens und im ſittlichen Gefühl kund giebt. Der aus dieſer Quelle, wenn ſie iſolirt wird, hervorgehenden Religion des innern Gefühls ſind vorzüglich jetzt viele unter den Beſſern zugethan; indem ſie die Religion wohl lieben und als das Erſte erkennen, ſie aber bloß im innern Gefühl ſuchen, jede äußere Form oder beſtimmte Geſtaltung derſelben aber verwerfen oder doch nicht nöthig zu haben glauben.

Die dritte Art der Offenbarung endlich iſt die poſitive, im Chriſtenthum gegebene; oder um es beſtimmter auszudrücken, diejenige, welche durch den Erlöſer der Menſchheit zugetheilt, und durch die vom Geiſte Gottes beſeelten Propheten und Apoſtel in Schrift und Rede verkündigt worden iſt, und in der Kirche aufbewahrt, verbreitet und fortgepflanzt wurde und wird. Man kann ſie im Gegenſatz der erſten metaphyſiſchen und der innern moraliſchen auch die geſchichtliche nennen, weil ſie auf der geſchichtlichen Thatſache der Erlöſung beruht; welche Thatſache nicht nur der Mittelpunkt aller Menſchengeſchichte iſt, ſondern überhaupt auch den Anfang und das Ende derſelben erklärend, erſt einen Zuſammenhang und Sinn in das Ganze bringt, was keine andere noch ſo kunſtreiche Geſchichte vermag, die von jenem Mittelpunkte nicht ausgeht.

Nun iſt meine Ueberzeugung, daß ſowohl jene metaphyſiſche Offenbarung, als die innere des Gefühls, erſt durch die dritte poſitive Offenbarung und den Glauben an ſie Haltung, Feſtigkeit und Zuſammenhang gewinnen. Oder mit andern Worten; die Platoniſche Philoſophie wird, wenn ſie nicht mit dem Chriſtenthum verbunden und durch daſſelbe berichtigt iſt, ſtatt die Fülle der Wahrheit ſelbſt zu ergreifen, nur einem mehr oder minder weſenloſen geiſtigen Schatten von Halbwahrheit nachgehen, und dabey noch von allen Seiten ſich in die Abwege jeder denkbaren Schwärmerey zu verirren in ſteter Gefahr ſeyn. Die Religion des innern Gefühls aber, bleibt ohne jenen göttlichen

Anhalt auch von ſehr ſchwankender, unreifer und ſchwacher Beſchaffenheit, und man kann es nur als eine Verblendung beklagen, wenn ſo viele geiſtvolle Menſchen von dem tiefſten und beſten Gefühl dasjenige als ſtörendes oder doch überflüſſiges Außenwerk verkennen, worin ſie doch grade die herrlichſte Beſtätigung, Erweiterung und Erfüllung alles deſſen was ſie wünſchen und ſuchen, finden würden.

Von dieſer Ueberzeugung darf ich wohl nicht vorausſetzen, daß ſie der Verfaſſer mit uns theilt. Denn indem er überall auf die innere Offenbarung verweiſt, begünſtiget er die äußere poſitive dabey keinesweges, macht vielmehr mancherley, wenn gleich meiſtens nur leiſe ausgeſprochene Einwendungen dagegen, und tolerirt ſie höchſtens als ein dem Menſchen unentbehrliches Vehikel, Gefäß und Träger, worin der reine, innere, ſittliche Glauben gleichſam chemiſch gebunden, und darin eingehüllt erſcheine. Inhalt und Gefäß, der innere Geiſt und der äußere Träger, die Religion ſelbſt und das äußere Poſitive ſey nun aber im Menſchen ſo verſchmolzen und innig Eins, daß beydes ſich gar nicht mehr trennen laſſe; daher müſſe man ſelbſt die Intoleranz, d. h. was ſich dem reinen Glauben und dem Eifer dafür Aeußeres und Beſchränktes beymiſche, toleriren. So glauben wir wenigſtens den Verfaſſer verſtanden zu haben. Immer alſo bliebe das Poſitive nur ein nothwendiges Uebel und leidiges Beywerk. Dieß ſcheint ſich auch daraus zu ergeben, daß der Verfaſſer dem vortrefflichen Asmus, bey aller Achtung, die er ihm bezeugt, dennoch, weil er ſich ſo entſchieden zur poſitiven Offenbarung bekannt hatte, vorzuwerfen ſcheint, daß ſeinem übrigens ehrwürdigen Glauben nach menſchlicher Art mancherley Irrthum und Aberglauben beygemiſcht ſey. Hier durften wir nun, denke ich, wohl im Stande ſeyn, dem Verfaſſer zu zeigen, daß wir Glauben und Aberglauben allenfalls hinreichend zu unterſcheiden wiſſen, auch möchte ich bezweifeln, ob Asmus von der angebothenen Toleranz wird Gebrauch machen wollen. Wie aber der Verfaſſer ſelbſt den Glauben, welchen er aufſtellt, von dem vielen Unglauben und Zweifel, der ihm beygemiſcht iſt, retten und aufrecht erhalten will, das iſt nicht ſo leicht abzuſehen.

Es iſt nicht befremdend, wenn die Anhänger des Vernunftſyſtems jene Anſicht von den poſitiven Religionen hegen, als ſeyen ſie nur eben ſo viel verſchiedene Formen und Vehikel des Einen und allgemeinen Vernunftglaubens, wo ſie denn auch alle nicht wie Recht und Unrecht, Gut und Böſe, Wahr und Falſch entgegengeſetzt, ſondern im Grunde an ſich gleich und nur *dem Grade nach* verſchieden ſeyn würden, je nachdem die eine oder die andere geiſtiger oder umfaſſender wäre, mehr oder minder Wahrheit enthielte, oder *ſtatt* der Wahrheit etwa noch andere Vorzüge. Dieſe Anſicht iſt dem Vernunftſyſteme völlig angemeſſen. Schwerer aber dürfte es zu begreifen ſeyn, wie der Verfaſſer, ſonſt einer der erſten und größten Bekämpfer der ſpeculativen Vernunft, ſich zu dieſer Anſicht hinneigen kann. Scheint es doch faſt, als ſey er im Kampf ermüdet, als wolle er mit dem Feinde capituliren, und laſſe ſich hie und da wirklich ſchon mit fortreißen von dem Strudel des alles in eitel Vernunft auflöſenden Zeitalters.

Auf einem Punkte jedoch beharrt die Ueberzeugung des Verf. unerſchütterlich feſt: daß nähmlich jedes Syſtem, welches Gott die Perſönlichkeit abſpreche, durchaus verwerflich und atheiſtiſch ſey. Eine perſönliche Gottheit, den *lebendigen Gott*, fordert ſein Herz, und nur dieſer kann ſeinen Geiſt befriedigen. So iſt denn wenigſtens Eine Stelle gefunden, wo ich mit dem Verf. vollkommen zuſammentreffe, und da jeder philoſophiſche Streit fruchtlos iſt, bey dem man nicht wenigſtens von Einem gemeinſchaftlichen Punkte ausgehen kann, ſo werde ich dieſes Eine allein, die Vorausſetzung des lebendigen Gottes und den Glauben an ihn, durchaus zum Grunde legen bey der folgenden Betrachtung und Unterſuchung, welche ich mit Beyſeiteſetzung alles Uebrigen einzig auf des Verf. *Idee von der innern Offenbarung* beſchränke, in wie fern nähmlich dieſelbe, ſo wie er ſie aufſtellt, an und für ſich ohne andere höhere Auskunft und Mithülfe haltbar und befriedigend ſey.

Zuerſt muß ich bemerken, was für die Folge und für die Entſcheidung des Ganzen ſo äußerſt wichtig iſt, daß der Verfaſſer an einigen Stellen ſeiner Schrift die innere Offenbarung und Stimme des Gewiſſens von der Vernunft auf das beſtimmteſte trennt und unterſcheidet; dann aber wieder die Vernunft und Offenbarung nach der Weiſe des Zeitalters amalgamirt und identificirt, ja ſogar von einer »Vernunft-Offenbarung« redet. Unter den Stellen, wo beydes getrennt wird, iſt die S. 39 eine der deutlichſten und der ſtärkſten, wo von einem der Vernunftentſcheidung, »daß eigentlich kein Anfangen und kein Aufhören ſey, daß ſich in Wahrheit nichts verändere, nichts entſtehe noch vergehe,« widerſtrebenden, der Vernunft an Anſehen wenigſtens gleichem, unwiderſtehlichem Gefühl die Rede iſt. Die Verwechslung aber findet am meiſten Statt in der zweyten, ſpäter verfaßten oder doch überarbeiteten Hälfte der Schrift S. 141—192. Doch kommen auch hier noch Stellen vor, wie S. 186, wo es heißt: »Was hat der Menſch, daß man ihn ehre, wenn »nicht dieſes, das er zu denken vermag, was höher iſt »als ſeine Vernunft« u. ſ. w.; und S. 189: »der Menſch glaubt an Gott, er fühlet, er erfährt ihn;« was doch auf keine Weiſe von der Vernunft geſagt werden und gemeint ſeyn kann.

Es kann zugegeben werden, daß der Begriff der erſten Urſache der Vernunft ſo zu ſagen angeboren oder urſprünglich eingepflanzt und von ihr unzertrennlich ſey. Dieſer Begriff einer erſten Urſache aber iſt noch von ganz unentſchiedener Art und leidet eine doppelte, durchaus verſchiedene Deutung. Und an der Wahl zwiſchen dieſen beyden verſchiedenen Deutungen iſt gerade Alles gelegen. Die Vernunft ſich ſelbſt allein folgend, auf dem Wege des reinen Denkens, verwickelt ſich bey der Betrachtung und Behandlung dieſes Begriffs unvermeidlich in die eignen Schlingen, geräth in die Irrgänge einer ihr ſelbſt ohne höhere Hülfe unauflöslichen Nothwendigkeit, verliert ſich in den leeren Ungrund, und jener erhabene Begriff der erſten Urſache ſinkt herab zu dem eines nothwendigen Weſens ohne Perſönlichkeit, welches man den todten Abgott der Vernunft nennen könnte. Auf der andern Seite aber verklärt ſich der Begriff der erſten Urſache durch die Stimme des Gewiſſens, durch einen Glauben und eine Liebe, welche höher ſind als alle Vernunft, zu der Wahrnehmung des lebendigen Gottes.

Dieſe doppelte Auslegung des Begriffs der erſten Urſache iſt der Scheideweg, welcher jeder Philoſophie vorgelegt wird, die große und entſcheidende Wahl zu treffen. Dem Verfaſſer können wir dabey nur den einzigen Vorwurf machen, daß er zu keinem rechten Entſchluß kommen kann, und daß er, nachdem er doch den einen Weg, der auch uns für den rechten gilt, gewählt zu haben ſchien, er gleichwohl nach dem andern ſtets noch hinüberblickend, dadurch auf dem ſeinigen nur irre geworden, und in ein ihm ſelbſt unauflösliches Zaudern und Zweifeln gerathen iſt.

Wird in der Stimme des Gewiſſens nichts vernommen als wieder die Eine und ſelbe Vernunft, iſt es nur ein leerer Widerhall des eignen Selbſt, vernimmt man darin nicht noch einen Andern und auf eine ganz andere Weiſe als die der Vernunft und des Vernünftelns; giebt es keinen Glauben und keine Liebe, welche höher ſind als alle Vernunft, ſo wäre es beſſer, ſich aller dieſer Formen und etwas Höheres bezeichnenden Worte zu enthalten, die Vernunft als das einzige Geltende und Entſcheidende, als Quelle alles Daſeyns, wie alles Glaubens und Wiſſens anzuerkennen, ihr allein ſtreng zu folgen, ferner aber nicht mehr von Offenbarung zu reden, weder von der äußern, noch von einer innern.

Vereinigen läßt ſich beydes nun einmal nicht. Selbſt das Wort Vernunft-Offenbarung iſt eine unnatürliche Zuſammenheftung ewig unvereinbarer Elemente. Vernunft-Offenbarung iſt ungefähr eben ſo paſſend, wie etwa ſtoiſches Chriſtenthum ſeyn würde. Denn es iſt derſelbe Unterſchied allerdings im praktiſchen Gebiet und in der Moral nicht weniger ſchneidend als in der Metaphyſik. Die ſtoiſche Tugend, durch welche der vollkommne Mann im Bewußtſeyn der eignen Kraft ſich ſelbſt bezwingt und beherrſcht, der Natur getreu und dem Schickſale gehorſam, die Gottheit in der eignen Bruſt verehrend, nur im Bewußtſeyn und im innern Hochgefühl den Lohn ſuchend, und wo dieß verſagt wird, durch einen ſelbſtgewählten Tod ſich ſelbſt befreyend;

und die chriſtliche Frömmigkeit, welche in Demuth und Ergebung voll ängſtlicher Sehnſucht und kindlicher Furcht auf höhere Mithülfe und göttliches Mitleiden vertrauend, ſich ſelbſt zu entfliehen und die verlorne Seligkeit wieder zu erlangen trachtet; beyde ſind eben ſo verſchieden wie das alte Fatum, ein nothwendiges Weſen ohne Perſönlichkeit und ohne Mitgefühl, und der lebendige Gott der Gerechtigkeit und der Gnade mit welchem das Chriſtenthum uns in Verbindung ſetzt; eben ſo verſchieden, wie ein eitles Wiſſen, das ſich in leeren Formen und Formeln aufbläht und das Ahnden Gottes in einem erleuchteten Geiſte und ſein Hinblicken und ſich Verlieren in die unerforſchten Tiefen ſeiner Barmherzigkeit; kurz ſo verſchieden, wie Vernunft und Offenbarung.

Sollte ich nun dem Verfaſſer im Einzelnen folgen, ſollte überall wo er Vernunft und die innere Stimme und Offenbarung, zwar ſondert aber nicht auf eine genügende Weiſe, oder wo er beyde vermengt, ſuchen, ihn in Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu verſetzen oder auch unſer Recht gegen ihn zu behaupten, ſo würde die Verwirrung dadurch wohl eher vermehrt als befriedigend aufgelöſt werden, wie es bey einer ſolchen blos dialektiſchen Art, eine philoſophiſche Streitfrage zu erörtern, immer zu geſchehen pflegt.

Ohne daher gegen jede der einzelnen Behauptungen Einwürfe unnütz zu häufen, bleibe ich nur bey dem einen Hauptpunkte ſtehen, auf welchen alles ankommt; da ich ohnehin was die Vermengung der Vernunft und der Offenbarung betrifft, nicht ſo ſehr gegen den Verfaſſer zu kämpfen habe, als gegen das Zeitalter überhaupt, welches wie im Leben, ſo auch in der Philoſophie nur allzu geneigt iſt, Hohes und Niederes, Göttliches und Ungöttliches zu verwirren und unter einander zu miſchen, und welches eben daher in ewigem Schwanken veränderlich forteilend faſt in keinem Stücke dazu kommen kann, das Rechte entſchieden zu ergreifen, und mit ausdauernder Treue dabey zu verharren.

So oft ich mir dieſe allgemeine Verwirrung der Gemüther vor Augen ſtelle, muß ich der Worte des Propheten Elias gedenken. »Da trat Elias hervor unter das Volk und ſprach: *Wie lange hinket ihr auf beyden Seiten?* Iſt der HERR Gott, ſo wandelt ihm nach! Iſt's aber Baal, ſo wandelt dem Baal nach! — Und das Volk antwortete ihm nichts.«

Dieß iſt der eigentliche Grundfehler des Zeitalters, daß man *zweyen Herren zugleich dienen möchte.* Es trifft dieſer Vorwurf aber nicht blos im Allgemeinen, ſondern auch von den Einzelnen gilt es, ſelbſt von den Beſſern und Beſten, wo bey jedem Ausgezeichneten dieſes Vereinigenwollen deſſen, was an ſich unvereinbar iſt, meiſtens eine ganz verſchiedene und eigenthümliche Geſtalt annimmt.

Die Ordnung Gottes und der Natur umzuwälzen, in der Philoſophie wie im Leben *das Unterſte zu Oberſt zu kehren,* d. h. demjenigen was untergeordnet und dienend ſeyn ſollte, die erſte Stelle einzuräumen, ja es allein und ausſchließend zu vergöttern, das Höhere und Göttliche aber, was in Wahrheit das Erſte iſt, höchſtens als das Zweyte und Niedere, als Anhang und Werkzeug jenes Andern zu dulden und anzuerkennen; das liegt nur allzuſehr im Geiſte des ſchwankenden Zeitalters, und eben dieſer Verwirrung der erſten Begriffe wegen kann das Zeitalter, bey ſeiner übrigen Weisheit, alle Dinge und Undinge umfaſſenden Wiſſenſchaft, nur in *Sachen Gottes* und *ſeiner Gegner* ſo häufig weder zu einer deutlichen Erkenutniß, noch zu einer feſten Ueberzeugung gelangen. Jene Umkehrung der Begriffe und damit verbundene Umwälzung der Dinge wird zwar zunächſt nur von den Schlechtern bewirkt und ausgeführt; befördert aber und möglich gemacht wird ſie durch das *allgemeine Schwanken der Beſſern.*

Entſchloſſenheit daher und eine entſchiedene Wahl zwiſchen den zwey entgegengeſetzten Wegen, und Ausdauer bey dem einmahl Gewählten; das iſt jetzt ſelbſt für den Menſchen die erſte und nothwendigſte aller Eigenſchaften. Von dem Philoſophen aber dünkt mich, iſt man eine ſolche Entſchiedenheit, was die Grundſätze und die Denkart betrifft, ausdrücklich zu fordern berechtigt; wenigſtens wenn er ſich ſelbſt ſo beſtimmt an den *Scheideweg* geſtellt hat, wie der Verfaſſer.

Iſts Baal, iſt die Vernunft allein die Quelle alles Daſeyns und aller Erkenntniß, ſo iſt die Philoſophie *nur* eine Wiſſenſchaft und muß alle höheren Anſprüche aufgeben. Der Philoſoph höre dann wenigſtens auf, von der Vernunft zu erwarten und zu fordern, was ſie ihm nun und nimmer zu geben und zu gewähren vermag; den lebendigen Gott, welchen ſie auf keine Weiſe wahrhaft erreicht, ſie mag ihn nun demonſtriren oder conſtruiren wollen, oder aber ſich ſelbſt, ihre Identitäten und Differenzen, oder was ſonſt noch Abſolutes *ſetzen*. Er begnüge ſich dann mit dieſem *Abſoluten*, welches ihm ja in mannichfachen Geſtalten zur Auswahl dargeboten wird; als ein kunſtreiches Syſtem dynamiſcher Geſetze für die Wißbegier, als Stoicismus und Hochgefühl der ſelbſtſtändigen Kraft für das praktiſche Leben und ſelbſt für die Phantaſie als Fatum und tragiſches Schickſal. Die Vernunft an und für ſich bringt es nicht weiter als bis zu einem lebloſen *Es*, dem Iſt des Verfaſſers S. 115, oder dem ewig ſich ſelbſt wiederhohlenden *Ich bin Ich*. Kein wahrhaftes *Du*, wie der Verfaſſer es ſucht, kann ſie ohne andere Hülfe jemals zu Stande bringen; man dürfte ſagen, daß jedes wahrhafte Du eine Liebe vorausſetzt, die mehr iſt und etwas anderes als die Vernunft; wie vielmehr denn jenes höchſte Du, von welchem der Verfaſſer S. 13 ſpricht. Nur in dieſem Du aber wird das todte Es, das nothwendige Weſen der Vernunft, zu jenem *Er*, dem lebendigen Gott, welchen Jacobi ſucht; und nur dadurch wird das ewig in ſich ſelbſt kreiſende und ſchwindelnde Ich aus ſich ſelbſt herausgeriſſen, und mit dieſem *furchtbaren Er* im *liebevollen Du* verbunden.

»Vernunft haben und von Gott wiſſen,« ſagt der Verfaſſer (S. 166) »ſey Eins;« obwohl in dieſer Behauptung nicht ſehr übereinſtimmend mit ſeiner frühern Lehre, ja auch mit andern Stellen deſſelben Werkes; wo er denn die ſogenannte natürliche und geſunde Vernunft im Gegenſatz der wiſſenſchaftlichen meint. Aber die Vernunft, ſowohl die natürliche kunſtloſe, als die wiſſenſchaftliche, an und für ſich, weiß nicht von Gott, dem lebendigen Gott nämlich, ſondern nur von dem leeren Ungrunde. Sie kann höchſtens, wenn man ſo ſagen darf, die Form der ihr ſchon anders woher bekannten und gegebenen Gottheit einigermäßen nachconſtruiren, wobey ſie denn meiſtens in den wunderlichen Irrthum geräth, dieß für ihre eigne Erfindung zu halten; das Weſen der Gottheit aber ſtrömt aus andern Quellen, es kann nur in Offenbarungen ſich mittheilen, nur im Glauben erfaßt und nur im Geiſte der Liebe erkannt werden, ſo weit es erkennbar iſt. Ohne das Weſen aber iſt auch in dieſem Falle, wie in jedem andern, die Erkenntniß der Form nur eine todte und nichtige Erkenntniß, eine leere Beſchäftigung und bloßes Spiel mit Formeln, wie deren jetzt jeder Tag andere hervorbringt, andere wieder hinweg nimmt.

Iſt dem nun alſo, iſt, nach den Worten des Propheten, der HERR Gott, iſt die Offenbarung das Erſte und Höchſte, dem die Vernunft unterthan ſeyn und dienen ſoll, ſo wandle der Philoſoph mit feſtem Glauben auf dieſem Wege vorwärts, und laſſe ſich durch Ungewißheit und Zweifel nicht ſo gar leicht und immer wieder von neuem irre machen, und in beſtändigem Schwanken erhalten. In dieſem Falle befindet ſich unläugbar der vortreffliche Verfaſſer. Ich halte mich jedoch für überzeugt, daß ſeine Zweifel, die in ſo vielen Aeußerungen durchſchimmern, verſchwinden würden, wenn er nur dieſe Zweifel ſelbſt zur Rechenſchaft ziehen, und wo ſie ihren Grund haben, erforſchen wollte.

Dieß iſt der Ort, bey welchem ich noch einige Augenblicke verweilen, und die gemeinſchaftliche Unterſuchung feſthalten möchte; bey der Frage nähmlich: von dem Urſprunge des Zweifels, der Ungewißheit und des Irrthums. Wenn der Verfaſſer ſich dieſe Frage vollſtändig beantworten wollte, ſo glaube ich würde er hier am erſten und am leichteſten die Schranken durchbrechen, und zu einer vollkommeneren Befriedigung gelangen, als er ſelbſt bis jetzt gefunden zu haben äußert.

Ich bin weit entfernt, über die einzelnen in dem Buche vielfältig zerſtreuten Aeußerungen des Zweifels und Spuren der Ungewißheit mit dem Verfaſſer rechten, oder ihm dadurch einen Vortheil abgewinnen zu wollen. Mir genügt es an der bloßen Thatſache, daß er zweifelt, daß ſeiner Ueberzeugung ein Schwanken, eine Ungewißheit, ein oft und immer wiederkehrender Zweifel beygemiſcht iſt; eine gewiſſe Beunruhigung und Unbefriedigung, welche ſich ſelbſt in der belebten und lebendigen Darſtellung abſpiegelt. — Dabey gilt dem Verfaſſer keinesweges, wie jetzt ſo vielen andern, alles im Grunde für gleich wahr und gleich falſch; ſondern einige metaphyſiſche Anſichten und Syſteme findet er ſchlechthin verwerflich. Er ſtatuirt alſo den Irrthum auf dem Gebiethe der Speculation. Die gewöhnliche Antwort nun auf die wichtige Frage, von dem Urſprunge des Irrthums, daß nähmlich der Menſch über die göttlichen Dinge irren könne, weil ſein Erkenntnißvermögen dahin nicht reiche, und darauf gar nicht eingerichtet ſey, kann hier nicht Statt finden, weil ja der Verfaſſer anerkennt und durchgehends behauptet, daß der Menſch Organe für die höhere Welt, für Gott und die göttlichen Dinge beſitze. Man könnte ſagen, der Irrthum ſey etwas bloß Negatives; es ſey ein leeres Denken oder Nichtsdenken; und dieſer Anſicht ſcheint der Verfaſſer durchaus zugethan, wenigſtens da, wo er gegen die falſche Metaphyſik ſtreitet. Aber auch dadurch wird die Beantwortung der Frage nicht weiter gefördert. Denn, wie kommt der Menſch, kann man nun weiter fragen, zu dieſem ſonderbaren leeren und Nichtsdenken? — Zwar andere Metaphyſiker dürften hierbey keinen Anſtoß finden. Nach der Anſicht des Verfaſſers aber muß dieß völlig unbegreiflich erſcheinen. Ich darf nähmlich, nach mehreren der beſtimmteſten Aeußerungen (S. 55. 166. 183.) vorausſetzen, daß der Verfaſſer in noch einem höchſt wichtigen und entſcheidenden Punkte mit uns einverſtanden iſt; und an dieſem werde ich feſt halten, und weiter daraus folgern. Der Verfaſſer nähmlich iſt mit uns überzeugt, der Menſch ſey nach Gottes Ebenbilde erſchaffen. Wenn es mit dieſer Ueberzeugung voller Ernſt iſt, ſo entſteht folgende Frage: Wie war es möglich, daß der Menſch als ein denkendes Weſen nach Gottes Bilde, ſeine Gedanken ſo in der Leere und Irre, von Gott abwärts konnte herum ſchweifen laſſen, ja wie konnte er überhaupt nur etwas anderes denken, als Gott und die göttlichen Dinge? Das irre und leere Denken iſt ihm alſo nicht natürlich; es muß von außen und durch fremde Anſteckung, wenn man ſie ſagen darf, in ihn gekommen ſey. Urſprünglich war das ewige Wort der Eine Gedanke, welcher ſeine ganze Seele erfüllte; weil er aber nur von Gott allein wußte, und auch nichts anders denken konnte, als Gott und die göttlichen Dinge, ſo hatte er keine Erkenntniß des Böſen, und durfte das Gute, in deſſen Beſitz er war, nicht erſt durch den Gegenſatz unterſcheiden lernen. Erſt nachdem ſein Herz von Gott abgewichen war, nachdem ſeine Liebe, die frey ſeyn ſollte, von ihrem urſprünglichen Gegenſtande in eine andere Region hinabgeſunken war, da ward auch ſein Verſtand jenem verderblichen Einfluße geöffnet, der Nichtigkeit und dem Irrthume Preis gegeben. — Ohne hier in die ausführliche Darſtellung jener Thatſache vom Urſprunge des Böſen weiter einzugehen, bleibe ich bey dem einzigen Reſultate ſtehen, auf welches die Frage vom Urſprunge des Irrthums wohl jeden führen dürfte, der nur überhaupt den Irrthum ſtatuirt; daß alſo der menſchliche Verſtand gegenwärtig nicht mehr in ſeinem natürlichen Zuſtande ſich befinde, ſondern von ſeiner urſprünglichen Beſchaffenheit und Beſtimmung abgewichen und entartet ſey. Auf dieſen Punkt wünſchte ich die Aufmerkſamkeit und Prüfung des Verfaſſers hinlenken zu können; denn würde der Verfaſſer uns dieſes zugeben, ſo wäre es kaum anders möglich, als daß wir auch noch über manches andere uns näher kommen, und Eins werden müßten. Der Verfaſſer ſucht ſich nun dagegen den innern Widerſtreit des menſchlichen Geiſtes, und den alten Zwieſpalt der Syſteme durch eine gänzliche Trennung der Gottheit und der Natur zu erklären. Je nachdem man die eine oder die andere zum Ziel und Mittelpunkt ſetze, entſtehen die zwey entgegen geſetzten Denkarten, Theismus und Naturalismus; beyde aus dem Weſen des Menſchen unvertilgbar hervorgehend: der Theismus als der ältere Glaube vor aller Philoſophie und als Offenbarung der urſprünglichen, nicht wiſſenſchaftlichen Vernunft, die er, wie ſchon von andern in ähnlicher Meinung geſchehen, auch die geſunde nennt (S. 152.); und dann der

Naturalismus als Wiſſenſchaft und wiſſenſchaftliche Philoſophie. Beyde ſeyen ewig unvereinbar, jedes dieſer Syſteme aber in ſich ſelbſt feſt gegründet, und ſo lange ſie nur auf dem eigenen Gebiethe bleiben, unüberwindlich; nichtig und verwerflich ſey nicht bloß der Naturaliſmus in Anwendung auf Gott und göttliche Dinge: ſondern auch der Theismus in Anwendung auf die Natur. Beyde alſo, Naturaliſmus und Theismus, Gott und Natur, ſind nach dem Verfaſſer ſo ganz getrennt von einander, daß ſie auch nicht die mindeſte Gemeinſchaft mit einander oder Beziehung auf einander haben können und haben ſollen. Es mag zugegeben werden, daß der Menſch zugleich eingebürgert ſey in zweyen Welten, der ſinnlichen und überſinnlichen, der natürlichen und der göttlichen; ja wir hätten nichts dagegen einzuwenden, wenn der Verfaſſer dem Menſchen ſtatt in zweyen, das Bürgerrecht in drey Welten zuſchreiben wollte. Einverſtanden ſind wir auch, daß Gott und ſein Werk, Schöpfer und Geſchöpf, ſorgfältig unterſchieden werden müſſen, wie aber der Verfaſſer außer und neben Gott eine Natur aufſtellen könne, welche den Schöpfer ſogar nicht verkündigen, ja auch nicht die leiſeſte Spur von Gott enthalten, ſo durch und durch ungöttlich *) ſeyn, und doch Gottes Werk ſeyn ſoll, das iſt ſchwer zu begreifen. Eine Gottes ſo ganz unwürdige Natur könnte auch nicht ſein Werk, ſie müßte durchaus unabhängig von ihm ſeyn. Daß ein ſolcher Dualiſmus unhaltbar und jedem beſſeren Gefühle nicht minder wie dem Nachdenken widerſtreitend ſey; darf nicht erſt aus einander geſetzt werden. Es iſt ein Beweis mehr, daß die natürliche und ſogenannte geſunde Vernunft, wenn ſie über Gott und göttliche Dinge durch eigne Kräfte ſich ſelbſt allein Genüge zu leiſten wähnt, nicht minder als die künſtlich verfahrende und wiſſenſchaftliche Vernunft, in das Gebieth des ſich ſelbſt Verwirrenden, und ſo klar man es auch äußerlich

---

*) S. 189. »Willenlos wirket ſie und rathſchlaget nicht, weder mit dem Guten noch mit dem Schönen; auch ſchaffet ſie nicht, ſondern verwandelt abſichtslos und bewußtlos aus ihrem finſtern Abgrunde ewig nur ſich ſelbſt« u. ſ. w.

ausdrücken mag, im Grunde an ſich Unverſtändlichen gerathen muß. Leidlicher wäre es immer noch, wenn der Verfaſſer, da er doch auf ſeinem Standpunkte die Unvollkommenheit der Natur durchaus nicht zu erklären vermag, ſich wie andere auf demſelben Standpunkte vor ihm, mit der Antwort begnügte: daß Gott der Allgerechte, daß er die Liebe ſelbſt, daß er durchaus heilig und vollkommen ſey, das glauben wir, ja wir wiſſen es; warum aber die Natur dennoch unvollkommen ſey, ob ſie es wirklich ſey, oder bloß uns, wegen unſerer unvollkommenen Einſicht, ſo erſcheine, *das wiſſen wir nicht*.

Wenn nun der Verfaſſer ſich bey dieſer ganzen Anſicht in dem zweyten und ſpäteren Theile des Werkes auf die urſprüngliche, im Gegenſatze der wiſſenſchaftlichen ſogenannte natürliche und geſunde Vernunft gründet; ſo iſt dagegen zu erinnern, daß nach jenem einmal eingeriſſenen Verderben, eine Vernunft, die ohne weiters und ganz von ſelbſt eine *geſunde* oder auch wahrhaft urſprünglich zu nennen wäre, in dem gegenwärtigen Zuſtande des Menſchen gar nicht mehr gefunden werden kann, ſeitdem das menſchliche Denkvermögen an der Wurzel ſelbſt erkrankt und vergiftet worden. Die Ausſprüche und Orakel dieſer ſich ſo nennenden geſunden Vernunft ſind daher, wenn ſie im ſpeculativen Gebiethe entſcheiden, oder über Gott und göttliche Dinge Aufſchluß geben ſollen, nicht minder nichtig und eitel als die angebliche Allwiſſenheit der Syſtematiker. Die kunſtloſe Vernunft iſt eben ſo wenig geſund und noch in ihrem urſprünglichen Zuſtande, als die künſtlich wiſſenſchaftliche: Das menſchliche Denkvermögen iſt nicht minder entartet und verderbt, als das menſchliche Herz. Mit der Anerkennung dieſes letzteren, des ſittlichen Verderbens, beginnt die chriſtliche Moral; mit der *Erkenntniß des Irrthums* aber und mit der Erklärung deſſelben, die chriſtliche Philoſophie, deren Aufgabe es iſt, den menſchlichen Verſtand von jenem angeerbten Gebrechen zu heilen, und zu ſeiner urſprünglichen Reinheit und Vollkommenheit zurück zu führen.

Dieſer urſprüngliche Verſtand iſt der oben erwähnte Eine Gedanke des ewigen Wortes und aller in ihm beſtehenden göttlichen Dinge, und dieſes allein iſt es, was im wahrhaften und höchſten Sinne des Wortes Verſtand genannt werden ſollte. Ich ſage mit Vorbedacht Verſtand und nicht Vernunft. Denn in der babyloniſchen Sprachverwirrung, welche ſeit Kant in der deutſchen Philoſophie herrſchend geworden, hat man beſonders auch mit dieſen beyden Worten eine ſeltſame Umkehrung getrieben. So wie ich nun der ältern Denkart anhänge, welche unter göttlichen Dingen ſolche verſteht, welche höher ſind als alle Vernunft, ſo kann ich nicht umhin, auch den älteren Sprachgebrauch für dieſe Gegenſtände wieder zurück zu fordern. Zufolge dieſes älteren Sprachgebrauches iſt nicht die Vernunft (ratio), welche allen gemein und überall die gleiche und ſelbe iſt, ſondern der Verſtand (intellectus) derjenige Ort im menſchlichen Erkenntnißvermögen, in welchem eine höhere Erleuchtung Statt findet. Auch wird, wer ſorgfältig redet, ſich von Gott nicht des Ausdruckes Vernunft bedienen; alle aber, die Gott als einen Geiſt erkennen, reden von dem göttlichen Verſtande. Wiederum wird in der Unterſuchung über die erſten Gründe der Erkenntniß nicht der Verſtand, wohl aber die Vernunft der Offenbarung entgegen geſetzt. Die eben gegebene Erklärung von dem was ich Verſtand nenne, wird für jeden, der nicht abſichtlich mißverſtehen will, hinreichend deutlich ſeyn. Der Verſtand alſo iſt uns das Höhere, das Frühere und Urſprüngliche; die Vernunft nichts als der in der Ichheit befangene, in den leeren Ungrund verirrte Verſtand. Die Vernunft muß erſt im Glauben völlig untergehen, und ſich ſelbſt abſterben, ehe ſie aus dem Geiſte der Liebe als Erkenntniß der Offenbarung und göttlichen Wahrheit wieder hervorgehen, und von neuem aufleben kann. Dieſe wiedergeborne Vernunft kann auch Verſtand genannt werden, weil es ja nur die Wiederherſtellung deſſelben in ſeinen urſprünglichen Zuſtand iſt. Beydes, Vernunft und Verſtand, iſt allerdings nur eine und dieſelbe Grundkraft des menſchlichen Denkens und Erkennens, aber in den ſehr verſchiedenen und ganz entgegengeſetzten Zuſtänden, der urſprünglichen Reinheit, der Verirrung und Entar-

tung

lung, oder der Beſſerung und Wiederherſtellung. Was nun die andern Philoſophen ſeit Kant Verſtand genannt haben, als ſey er die mit Sinnlichkeit und Erfahrung gemiſchte, oder durch ſie getrübte Vernunft, kurz ein Mittelding und Zwitterweſen zwiſchen beyden, ſo ſollte von einem ſolchen wohl überhaupt in der Metaphyſik gar nicht oder doch nicht mehr die Rede ſeyn, wie etwa von der gemeinen Klugheit in der Moral. Was der Verfaſſer Verſtand nennt, iſt nichts anders als die wiſſenſchaftliche und künſtliche Vernunft im Gegenſatze der natürlichen, angeblich urſprünglichen und geſunden Vernunft; welche beyde wir, was Gott und die göttlichen Dinge betrifft, für gleich unvermögend und nichtig halten.

Jener urſprüngliche Verſtand aber, obwohl die ganze unendliche Fülle der göttlichen Dinge umfaſſend, kann, weil es dennoch weſentlich und im Grunde nur ein Gedanke iſt, der Gedanke des ewigen Wortes, auch die geiſtige Anſchauung genannt werden, welche zu erreichen, oder vielmehr wieder herzuſtellen, allerdings die Aufgabe aller Philoſophie iſt. Nur darf der Denker nicht wähnen, dieſelbe durch einen plötzlichen Aufſchwung und bloſſen Akt der Willkühr ſogleich erreichen zu können, wie ſo oft von denen vorgegeben wird, welche ihr Syſtem mit dem was ſie intellectuale Anſchauung nennen, mit irgend einer Formel von Ichheit oder Identität beginnen, worin alle Wahrheiten wie in einer Nuß eingeſchloſſen liegen ſollen. Der Anfang der wahren Philoſophie iſt vielmehr, wie ſchon geſagt, die Erkenntniß des Irrthums, die Wiederherſtellung der geiſtigen Anſchauung iſt ihr letztes Ziel. Nun liegt es zwar wohl in der Natur des Menſchen, daß er, nachdem er ſich an den Früchten der eitlen Erkenntniß überſättigt hat, und von Gott abgewichen iſt, gleichwohl hinterdrein ein Verlangen fühlt, auch das hohe Gut des wahren und göttlichen Lebens zu genießen. Aber hier treten ihm furchtbar heilige Mächte entgegen, es zu wehren, und es iſt nun, nachdem er einmahl abgewichen iſt, nicht mehr hinreichend, daß es ihm ſo beliebt, und er nur die Hand ausſtrecken dürfte nach der reinen Frucht des wahren Lebens und der wahren Erkenntniß. Nur auf dem mühſamen Umwege einer völligen Umgeſtaltung des ganzen Menſchen darf er jetzt hoffen, zu dem erwünſchten Ziele zu gelangen. Und daher iſt die Philoſophie nicht bloß wie jetzt faſt ausſchließend gelehrt wird, eine Wiſſenſchaft, noch auch wie andere wollen, eine Kunſt, ſondern zugleich und vor allen andern eine Tugend.

Mit dieſem Gedanken, worin uns der Verfaſſer ohne Zweifel beyſtimmt, wird es am ſchicklichſten ſeyn, dieſe durch ſein Werk veranlaßten Betrachtungen zu ſchließen.

Friedrich Schlegel.

Inhalt
des erſten Heftes.

Vorrede . . . . Seite 1

Die Sprache. Vom Freyh. v. Steigenteſch . . . . . . — 5

Aus einer noch ungedruckten hiſtoriſchen Unterſuchung über das Lied der Nibelungen. Von A. W. Schlegel . . . . — 9

Zerſtreute Blätter von Heinrich v. Collin, aus deſſen litterariſchem Nachlaſſe . . . . — 37

Agronomiſche Briefe. Von Adam Müller. Erſter Brief — 54

Recenſion. F. H. Jacobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Vom Herausgeber . . — 79

Johann Hunniady Corvin.

Sr. Excell. dem Herrn Grafen Franz von Széchény gewidmet.

Wer ziehet langſam die Straße daher?
Ein Reiter mit Köcher und Bogen und Speer,
Es folget ein Weib ihm zu Roſſe;
Ein Knabe mit dunkellockigem Haar
Und ſinnig blickendem Augenpaar
Sitzt ſpielend der Mutter im Schooße.

Sie kommen vom lieblichen Hatzeger Thal,
Es ſuchet das Weib den erlauchten Gemahl
Wohl in der Königsſtadt Mauern;
Drey trübe Jahre vergingen ihr, fern
Von ihres Lebens leitendem Stern,
In einſamer Hütte mit Trauern.

Da träumte ſie oft mit düſterem Blick
Sich ſchmerzlich in ſchönere Tage zurück,
In lieblich entflohene Stunden;
Wo in des Thales ſchattendem Schooß,
Am Quell, der ſprudelnd dem Felſen entfloß,
Sie der hohe Geliebte gefunden!

Herab von den waldigen Alpen ins Thal
Ergoß ſich der Krieger unendliche Zahl,
Von Ungarns König geführet;
Und Sigmund, auf Schlachten und Blut nur bedacht,
Zu brechen der Türken gewaltige Macht,
Ward hier zur Liebe gerühret.

Er findet das Mädchen am ſprudelnden Quell,
Er ſchaut ihr ins Auge ſo treu und ſo hell,
Und dringt mit ſo zärtlichem Flehen;
Eliſabeth wanket, und ſeufzet, und kann
Dem Helden, dem König, dem reizenden Mann
Nicht länger mit Kraft widerſtehen.

Sie ſinkt ihm in Liebe verloren ans Herz,
Sie denket nicht mehr an künftigen Schmerz,
Fühlt nur des Augenblicks Freuden;
Bald nahet der Kummer dem glücklichen Paar,
Der Krieg ruft den König ins Feld der Gefahr,
Und heißt von dem Liebchen ihn ſcheiden.

Vom Liebchen, das ſchon durch ein heiliges Band
Sich feſt und auf ewig vereint ihm empfand
O Trennung, du Herbſtes auf Erden!
Was ſoll denn, ſo rief ſie mit ſchmerzlichem Ton,
Was ſoll denn, o Sigmund! aus deinem Sohn,
Wenn du uns verläßeſt, einſt werden?

Und als nun die Stunde des Scheidens kam,
Der König ein Ringlein vom Finger nahm,
Es dem trauernden Liebchen zu reichen;
»Bewahre das Ringlein mit ſorglicher Treu,
»Einſt bring' es mein Sohn mir zurücke, dieß ſey
»Von ſeiner Geburt mir das Zeichen.«

So ſagt' er und ſteckt' ihr den Ring an die Hand,
Und küßte ſie weinend und herzlich, und wand
Sich aus ihren umſchlingenden Händen;
Dann ſprengt er auf's Streitroß, und jaget davon,
Es harren die Krieger mit Ungeduld ſchon
Die langen Fehden zu enden.

Drey einſame Jahre vergingen in Gram,
Bis endlich ihr Kunde vom Könige kam,
Er war in die Hauptſtadt gekehret;
Da nahm ſie den Ring und das Kind auf den Schooß.
Es folgt ihr der rüſtige Bruder zu Roß,
Mit Köcher und Bogen bewehret.

So wollen ſie hin zu der Königsſtadt zieh'n,
Es nahet der Mittag, die Lüfte glüh'n,
Die Sonne verſenget die Flächen;
Da ladet ein dämmernder Eichenhayn
In ſeine Schatten ſie freundlich ein,
Zu ſeinen murmelnden Bächen.

Sie lagern ſich hin auf liſpelndes Gras,
Der muthige Knabe Jankul ſaß
Seitwärts auf blumigem Grunde;
Die Mutter bereitet den ländlichen Tiſch,
Der Oheim ſtreift durch das nahe Gebüſch
Mit Bogen und Pfeil in die Runde.

Es hatte der feurige Knabe den Ring,
An welchem, er wußt' es, ſein Schickſal hing,
Von der zärtlichen Mutter erflehet;
Ihn freute der Farben wechſelndes Spiel,
So wie er am Strahl, der durch's Dickicht fiel,
Ihn ſpielend wendet und drehet.

Auf einmahl ertönet ein kläglich Geſchrey,
Es ſtürzen der Ohm und die Mutter herbey,
»Was iſt's? Was weineſt du, Knabe!«
Der weiſet in ſchrecklicher Angſt auf den Baum,
Da ſitzt — ſie trauen den Augen kaum —
Den Ring im Schnabel ein Rabe.

Er hatte das Kleinod blitzen geſeh'n,
War niedergefahren aus luftigen Höh'n,
Und riß es dem Kind aus den Händen;
Verloren iſt Jankul's künftiges Glück,
Erhält er nicht wieder den Ring zurück,
Vermag ſich ſein Loos nicht zu wenden.

Da faſſet der Oheim Bogen und Pfeil,
Er ſpannet und zielet in zitternder Eil,
Es ſchwirrt der Pfeil von dem Bogen;
Doch rauſchend und ſchlagend durch's dichteſte Laub
Iſt unverletzet mit ſeinem Raub
Der Rabe zum Wipfel entflogen.

Verzweifelnd ringet die Mutter die Hand,
Es jammert der Kleine, der Jüngling ſpannt
Aufs Neu' mit entſchloſſner Geberde;
Es ziſchet der Pfeil — ihm folget der Blick —
Ein heißes Gebeth ſteigt zum Himmel um Glück,
Und der Rabe ſtürzt blutend zur Erde.

So war er nun wieder gewonnen der Ring,
Sie danken der Vorſicht, und raſcher ging
Nach Ofen der Zug mit dem Knaben;
Der König erkannte ſein Kind und das Pfand,
Beſchenkte den Knaben mit Leuten und Land,
Und ſetzt' in den Schild ihm den Raben.

Und fröhlich und ſtark wuchs der Knabe heran
Zum feurigen Jüngling, zum tapferen Mann,
Zu ſeines Vaterlands Schirme;
Ihm dankt es der Freyheit unendliches Glück,
Er drängte den wilden Erob'rer zurück,
Und zerſtreute die drohenden Stürme.

Doch mehr als der Schlachten Ruhm und Gewinn,
Erhob ihn ein frommer und gläubiger Sinn,
Nur nach dem Rechten zu ſtreben;
Ernannt zu des Reiches alleiniger Huth,
Bewahrt' er das Kleinod mit Leben und Blut,
Um willig es wieder zu geben.

Das war der große Johannes Corvin,
Mit Ehrfurcht blicket der Enkel auf ihn,
Und zählet ihn ſtolz zu den Seinen;
Und ewig wird ſein glänzendes Bild
Aus dem Dunkel, welches die Vorzeit umhüllt,
Wie ein leuchtender Stern uns erſcheinen.

Caroline Pichler, geb. v. Greiner.

Die ſcandinaviſche Halbinſel
und ihre Bewohner.

Von J. W. Ridler.

Bruchſtück
aus einer noch ungedruckten Geſchichte der Normannen.

Das Land.

Die Länder jenſeits des baltiſchen Meeres waren den Römern höchſtens dem Nahmen nach bekannt; denn das meiſte, was Mela, der ältere Plinius und Ptolemäus von den Inſeln Nerigon, Scanzia und Baltia erzählen, war entweder, wie die letzte, gar nicht vorhanden, oder doch in einer von ihrer Darſtellung ganz verſchiedenen Geſtalt und Größe.

Scandinavien, zwiſchen dem 55° 20′ — 71° 45′ nördlicher Breite und dem 22° — 41° 52′ öſtlicher Länge, bildet heut zu Tage eine Halbinſel, welche nach einer mäßigen Schätzung über 15,000 Quadrat-Meilen beträgt, und nur vom Nordkyn, Europa's letzter landfeſter Spitze bis zur Mündung der Tornea Elv mit dem feſten Lande zuſammenhängt, auf allen übrigen Seiten von Meeren eingeſchloſſen iſt. Zwar behaupten Geognoſten aus der Kette von Landſeen und den Schichten von Sand, Muſcheln und Gerölle vom Ladoga-

See bis zum weißen Meere, daß einſt eine Verbindung zwiſchen dem finniſchen Meerbuſen und dem Eismeer ſtatt gefunden habe. Allein, wann das Meer zurückgetreten ſey, oder durch welche Revolution dieſe Meerenge ſich verſtopft, und das Bett der Dwina ſich gebildet habe, läßt ſich nicht beſtimmen. Auch kann die Geſchichte nicht die geringſte Angabe aufweiſen, daß ein phöniciſcher, griechiſcher oder römiſcher Pilote jemahls ſo tief in das baltiſche Meer eingedrungen ſey, um aus eigener Erfahrung ſeine Landsleute über dieſe merkwürdige, geographiſche Thatſache zu belehren.

Der Hauptſtamm der nordiſchen Alpen läuft von Romsdal in Norwegen bis an die Gränze von Herjedalen und Jemptelând, beynahe parallell mit einer Meeresbucht, die nördlich von ihm bey Drontheim tief in das Land eindringt. Dieſe Gebirgskette von dem Hofe Dovre, auf der Südſeite deſſelben, der Dovrefieldt genannt, iſt von Weſten nach Oſten 16 Meilen lang, zwiſchen Opdal und Tofte 10 Meilen breit, und bey weitem die größte Erhebung auf der ganzen nördlichen Halbinſel; der Paß bey Jerkin liegt 4285 Fuß über dem Meere und übertrifft ſchon an Höhe faſt alle bekannten Päſſe über die nordiſchen Gebirge; neben ihm erheben ſich noch mächtige Berge, unter dieſen ragt über ewige Schneefelder wieder vorzüglich der Sneehättan empor, ein Gebirg auf dem Gebirge; in Nebel und Wolken verliert ſich ſein Gipfel, den vor einigen Jahren der unerſchrockene Naturforſcher Esmark erſtiegen hat; ein ſtaunenerregendes Unternehmen, das ſogar die

Bauern von Guldbrandsdalen ein kühnes Wageſtück nennen. Doch Durſt nach Wiſſenſchaft, Drang nach Wahrheit und reine Vaterlandsliebe erwecken einen feſten unbezwinglichen Muth. Esmark maß die Höhe des Sneehättan durch ein Barometer, und beſtimmte ſie zu 7620 Pariſer-Fuß; der höchſte Gipfel im ganzen Norden. Der Reiſende Buch hält ihn für würdig, dem Montroſo an der Seite zu ſtehen, dem, von Wallis aus geſehen, er auch in der Form etwas ähnlich ſeyn ſoll.

Der Dovrefieldt verbindet die Langfielden mit dem großen Kiölengebirge, das die nordiſche Halbinſel in zwey ungleiche Hälften theilet. Beyde Gebirge richten ſich in ihrem Gange genau nach dem Laufe der Meeresküſten; dieſe laufen von dem Vorgebirge Staff an, der weſtlichen Spitze von Sondmor, in einer geraden Richtung gegen Süden; eben ſo ziehen ſich die Langfielden von Romsdal an in einer Strecke von 70 Meilen gegen Süden, und endigen ſich an der Landſpitze Norwegens, Lindesnaes, in einen ſchrecklichen Abſturz, wegen des weiten Vorſprungs in die See, von den Schiffern die Naſe genannt. Das Kiölengebirge erreicht ſeine größte Höhe da, wo es mit dem Dovrefielde zuſammenſtößt; ein Arm, das Sevegebirg, der Berg Sevo der Alten, zieht ſich zwiſchen Norwegen, Herjedalen und Dalarne, gleich den Langfielden nach Süden hin, und verliert ſich an Warmelands Gränze in Hügel und Wälder; ein Aſt deſſelben, in Dalarne unter dem Nahmen Stora Glucken bekannt, geht durch Oſt und

Weſtdalarne zwiſchen den Seen Wenern und Wetter tief nach Oſtgöthland, Smaland und Halland, und ſpaltet ſich hier in drey kleine Zweige, den Kolmarden, Tiweden und Hallandſas; der letzte endigt ſich in den Kullen, der ſüdweſtlichen Vormauer Schwedens gegen die Wogen des ſtürmenden Kattegats. — Nördlich vom Vorgebirge Staff zieht ſich die Meeresküſte gegen Nordoſten bis zum Nordcap auf der Inſel Mageroe. Dieſelbe Richtung behält auch der nördliche Hauptaſt des Kiölen; die hohen Berge bey Talvig und über Langfiord ſind der letzte Reſt des großen Gebirges, das ſich zwiſchen den Fiorden von Finnmarken zerſplittert, und mit den Vorgebirgen Sverholt und Nordkyn ins Eismeer verſinkt. Kautokejno, der Cavasjock, dann die Tanaelv und der Tanafiord ſind daher die ſüdlichen und öſtlichen Gränzen dieſes Gebirges; hier verlieren die Berge ganz die ausgezeichneten Formen, das Zerriſſene und Felſige, das ſie, gegen das Weſtmeer zu, beſonders auszeichnet; ſie ſind unbedeutende Hügel, wenn man ſie mit den Maſſen vergleicht, die ſich zwiſchen Nordland und Finnmarken hinziehen; ſie erreichen nicht einmahl die ewige Schneeregion, den einzeln ſtehenden Vorie Duder, und den Raſtekaiſe ausgenommen. Dieſer mag die Höhe von 3000 Fuß erreichen, und wird erſt im Auguſt ſchneeleer; doch bleiben an ſeinen Abhängen Schneeflocken liegen. Einen höhern Berg giebt es gegen Oſten und Süden bis zum Ural nicht. Kleinere Gebirgszüge von einigen Meilen Erſtreckung ſtehen etwas tiefer im Lande und ohne ſichtbaren Zuſammenhang mit dem großen Gebirge.

Das ganze Kiölengebirge iſt über 150 Meilen lang, an vielen Stellen zwiſchen 12—15 Meilen breit, an der Landſeite hat es einen nicht gar ſteilen, an der Meeresſeite einen beynahe ſenkrechten Abhang. Als die höchſten Rücken dieſer Gebirgskette erheben ſich die Fiällen, Felſenmaſſen, die ſich durch einen eigenen Charakter von andern Gebirgen auszeichnen. An ihrem Fuße wächſt gewöhnlich die Fichte; höher hinauf gedeihet nur noch die Birke; bald verſchwindet auch dieſe; doch neben Büſchen von Fieldtweiden und Zwergbirken breitet ſich noch auf trocknen Höhen eine ungeheure Menge von Heidelbeeren, in moraſtigen Gründen eine Menge von Multebeeren aus; aber auch die Heidelbeeren ſtehen bald nur einzeln, ohne Früchte mit wenigen Blättern; dann verſchwinden ſie ganz, auch die Fieldtweiden, und nur die Zwergbirke trotzet noch der Kälte; aber auch ſie muß weichen, ehe ſie noch die Gränze des ewigen Schnees erreicht hat; wenige Pflänzchen treiben noch zwiſchen Mooſen hervor, ja ſelbſt das Rennthiermoos windet ſich nur ſparſam zu einer ſolchen Höhe empor; den obern Theil bedecket Schnee, und nur einzelne Spitzen und Flecke werden im Sommer ſchneeleer; doch da iſt keine Spur einer Vegetation; nur das Bild der Erſtarrung und des Todes; ja ſelbſt der Adler verweilet nicht hier, ſondern ziehet im Eilfluge über dieſe Gebirge freundlichern Gefilden zu.

Von dem Hauptaſte des Kiölen laufen wieder mehrere Nebenzweige, theils gegen Oſten theils gegen Weſten bis an die Meeresküſten und gewähren zu Unterabtheilungen des Landes eine ganz natürliche Gränze; die Thäler, die ſie bilden, werden gewöhnlich nach dem Hauptſtrome genannt, der auf ihrem Rücken entſpringt, und in ihrem Schnee ſeine Nahrung findet. Dieſe vielen Nebenzweige ſind für den ſüdlichen Theil der Halbinſel eine große Wohlthat, weil durch ſie der Nordwind immer mehr und mehr ſeinen ſcharfen Stachel verliert.

In dem Kiölen hat die Natur einige tiefe und enge Gebirgspfade gebildet, Portar, Thore gleich wie bey den Alten (pylae) genannt, durch welche gewöhnlich ein reiſſender Waldſtrom ſich drängt. Eines der größten und bekannteſten iſt Scordalsport, und darnächſt Portfjäll. Dieſes Fjäll in der nördlichen Lappmark von Hammerdalsforſen läuft in den Gränzbergen von Norden nach Süden fort, iſt ſehr hoch, aber mitten durch einen mehrere Klafter breiten Graben durchſchnitten, deſſen ſchroffe und glatte Wände ungefähr 20 — 30 Klafter hoch ſind; neben dieſem Portfjäll geht der Weg über Snaſen Förli aus Norwegen nach Jempteland. An den Gränzen von Herjedalen und Jempteland iſt das Lundthor (Lunddörren) eine Gaſſe, welche ungefähr 3000 Fuß breit, in einer nordöſtlichen Richtung zwey Meilen weit zwiſchen Felſenwänden fortläuft; dieſe ſind 200 — 300 Klafter hoch, meiſtens ſenkrecht, und laufen gerade aus; da, wo kleine Krümmungen ſtatt finden, richtet ſich in der Biegung eine Wand ſo genau nach der andern, daß die Breite ſtets dieſelbe bleibt, der Gang der oft wunderbaren Steinſchichten in beyden Wänden vollkommen übereinſtimmt, und die hervorſtehenden Zacken in der einen genau in die Höhlungen der andern zu paſſen ſcheinen. — Auch in den Langfielden und im Dovrefieldt giebt es ähnliche Päſſe, dem Naturforſcher höchſt wichtig; unter ihnen aber auch manchen, den die Geſchichte mit Ehrfurcht nennt. Der Paß Kringelen im Dovrefieldt, weſtlich von Romsdal, iſt ein herrliches Denkmahl des norwegiſchen Muthes; der Oberſt Georg Sinclair, der im Jahre 1612 mit 900 Schotten quer durch Norwegen nach Schweden vordringen wollte, um zu dem Heere Guſtav Adolphs zu ſtoßen, erlag hier dem Muthe, der Tapferkeit und der Treue der Bauern in Guldbrandsdalen; er und der größte Theil der Seinigen wurde, wie die Inſchrift eines kleinen Denkmahls uns erzählt, das Bauern errichtet, und nach deſſen Zerſtörung durch eine Waſſerfluth 1789, Bauern erneuert haben, wie ein irdener Topf zermalmt. Eine Reiſe über einen der Hauptäſte dieſer Gebirge iſt bey der heutigen Cultur des Landes im Sommer nur mühſam; im Winter für einzelne Wanderer höchſt gefährlich; ja ſie würde ohne die wohlthätigen Anſtalten einer weiſen Regierung unmöglich ſeyn. Segen erntet daher noch heute der gute König Eyſtein, der im Jahre 1120 auf Dovrefieldt die erſten 4 Wärmſtuben erbauet hat. Wackere jemtiſche Bauern ahmten in ſpätern Zeiten die königliche That des verſtändigen Eyſteins nach, und baueten in den Gränzgebirgen Norwegens drey Fjällſtuben, kleine Gebäude mit einigen heitzbaren Zimmern und großen Ställen. Hier wohnen eigene, von den Bauern der ganzen Provinz unterhaltene Leute (Fjaellſtugukarlar), welche Reiſende mit den nöthigen Pelzkleidern verſehen, für ihren Dienſt Pferde halten, aus der Ferne oft mehrere Meilen weit, Heu und Holz herbeyſchaffen, im Winter ſehr oft unter dem Schnee gleich gewölbten Gängen einen Ausgang aus dem Hauſe ſich machen, in jeder Jahrszeit und bey den heftigſten Stürmen auf die Straße eilen, um den Nothleidenden beyzuſtehen, die erſtarrten Reiſenden aufzuſuchen, und ſie ins Leben zurückzurufen. — Ein ehrenvolles Amt, ganz würdig, freyer, ſchwediſcher Männer.

Trotz dieſer menſchenfreundlichen Anſtalten, die der rege, heilige Eifer für Menſchenwohl auch in den italiſchen Alpen gegründet hat, macht die Strenge der Kälte oder der Ungeſtüm der Stürme die Reiſe über die nordiſchen Gebirge oft genug unmöglich. 7000 unglückliche Schweden liefern einen ſchauderhaften Beweis dieſer Wahrheit. Auf die erhaltene Schreckenspoſt von dem Tode ihres geliebten Königs Karls XII. traten ſie am Schluße des Jahrs den Rückzug aus Tydale in Norwegen nach Handöl im Jemteland an. Am 1. Tage des Januars 1719 überfiel ſie ein ſchrecklicher Sturm, der zugleich alle Wege unter Schneemaſſen begrub. Furchtbar waren die Leiden dieſer Schaar; drey Nächte mußte ſie unter freyem Himmel auf Schnee oder Eis, ohne Holz, ohne Nahrung zubringen, während der Sturm noch fürchterlich fortwüthete; der ganze Fjällweg, 8 Meilen lang, war auch mit Todten, Geſchütz und Gepäcke bezeichnet; man fand die unglücklichen Krieger, theils im Schnee verſunken, theils ſitzend oder liegend; einige ſich feſt umſchlingend; andere mit gefalteten Händen und kniend, erfroren; nur wenige erreichten nach langem Herumirren Handöl, aber auch von dieſen ſtarb der größere Theil ſchnell dahin. Peter Hagſtröm, ein Regimentsarzt, der dieſe ſchreckliche Wanderung überlebte, füllte mehrere Tonnen mit den abgeſägten Händen und Füßen ſeiner auf dem Fjaell erfrornen Brüder.

Dieſe erſchwerte Verbindung, die im Herbſte, bevor Fröſte den Schnee gefeſtet, und im Frühjahr ſobald Thauwinde ihn mürbe und locker gemacht, ganz unterbrochen iſt, mußte wohl ſchon ſeit der erſten Bevölkerung des Landes eine Trennung zwiſchen den Stämmen bewirken, welche öſtlich und weſtlich von dem großen Kiölengebirge wohnten; wenn auch von einem Stamme entſproſſen, betrachteten ſie ſich gar bald als Fremde und Feinde.

Eine neue Welt, ſagt Adam von Bremen, eröffnet ſich denjenigen, die von den däniſchen Inſeln nach Norden ſchiffen, und eine Welt voll neuer großer Wunder ſtellt ſich den Blicken des erſtaunten Reiſenden in den Ländern jenſeits des baltiſchen Meeres dar. Schon der Anblick der blauen Kullen muß für die Bewohner der großen Flächen von Niederdeutſchland überraſchend ſeyn; doch je weiter der Reiſende in das Innere des Landes eindringt, deſto mehr vervielfältigen ſich die Gegenſtände ſeines Staunens. In ſtummes Nachdenken verſunken betrachtet er ungeheure Granitblöcke, welche das Land vom 54—71° bedecken; dieſe Denkmahle des großen Felshagels, der in undenkbaren Zeiten die Ruinen einer Welt über viele tauſend Quadratmeilen herumgeſchleudert hat! Er ſieht ferner unermeßliche Wälder mit unbekannten Thieren angefüllt; Landſeen, unter ihnen manches Landmeer, eingeſchloſſen von romantiſchen Gebirgen; wilde reißende Ströme mit majeſtätiſchen Waſſerfällen; weiter gegen Norden, erblickt er die Fjällen, die Gletſcher der ſcandinaviſchen Alpen. Sie gewähren einen ganz eigenen Anblick; in ihren ſcharfen ſteil aufſchüßigen Umriſſen ſind ſie ſich alle ziemlich ähnlich, und nur ihre verſchiedene Höhe und Ausdehnung unterſcheidet ſie fürs Auge von einander; ihre kahle Oberfläche wirft eine glänzende Bläue über ſie, und dieſe, in Verbindung mit den Schneeflecken und den vielen unregelmäßigen hervorragenden Spitzen geben ihnen nach der Meinung eines neuen Reiſenden die Geſtalt vieler in den höchſten Aufruhr verſetzten und plötzlich in Eis verwandelten Meereswogen, und biethen in dieſer Form dem Naturforſcher reichen Stoff zum Nachdenken dar. Den größern Theil des Jahres ſind ſie mit Schnee, die höchſten Gipfel mit ewigem Eiſe bedeckt; dieſe, mit Recht die großen Leuchter des Landes genannt, ſtarren gleich geſchliffenen Stahlmaſſen gegen den Himmel und erhellen gleich Feuerkugeln zur Zeit der Sonnenwende des Sommers, um Mitternacht die Dämmerung der Thäler; ja auf der Spitze der Alpe Kjeahöjd ſieht man um jene Zeit in einer heitern Mitternacht die Sonne ihre

neue

neue Bahn prachtvoll wieder beginnen ohne vom Horizonte auch nur auf wenige Minuten verſchwunden zu ſeyn.

Der Himmel biethet noch andere bewunderungswürdige Schauſpiele im kalten Norden dar. Die Zahl der Sterne ſcheint ſich hier verdoppelt zu haben, die Milchſtraße ein Silbergewebe zu ſeyn; majeſtätiſcher, als in ſüdlichen Ländern, iſt der Aufgang und Untergang der Sonne und des Mondes; einen ſchönen, überraſchenden Anblick gewähren die vielen Nebenſonnen und Nebenmonde mit ihren Farbenkreiſen, und das Nordlicht iſt ein erhabenes, furchtbar ſchönes Schauſpiel, das den Menſchen mit frommen Dank gegen ſeinen Schöpfer beſeelt, da ſein Schimmer in den langen Winternächten das fehlende Tageslicht einigermaßen erſetzet. Wenn die wilde Größe der nordiſchen Schönheiten den gebildeten Wanderer zur Bewunderung hinreißt, ſo mußte ſie auch die feurige Phantaſie des rohen Wilden feſſeln, der auf Gebirgen, welche ſich in Wolken verlieren, oder Feuerſtröme ausgießen, in dunkeln undurchdringlichen Wäldern, in tiefen Höhlen, von Waldſtrömen und unterirdiſchen Winden durchbrauſt, bey toſenden Waſſerfällen die Wohnungen höherer Weſen ſucht. Der Anblick großer Naturſcenen hat auch auf die Entwicklung der geiſtigen Anlagen des Menſchen keinen unbedeutenden Einfluß, und beym Anblick derſelben haben entſchloſſene Männer, oft einzeln, oft im Bunde vereint, große, kühne Ideen aufgefaßt, oder deren Ausführung beſchloſſen.

Der Theil der Halbinſel, der zwiſchen dem 55 und 65° liegt, kann noch immer zu den fruchtbaren Ländern Europa's gezählet werden, einige Thäler an den hohen Gebirgen ausgenommen, welche von Seen und undurchdringlichen Wäldern eingeſchloſſen ſind. Scandinavien iſt ein hohes Land, das gegen die Küſten zu meiſtens abdachet, und mit Hügeln und Thälern, mit Wäldern und Wieſen angenehm wechſelt. Die ſtete Veränderung zwiſchen Hitze und Kälte, Sonnenſchein und Nebel, Froſt und Thauwetter, die das ſüdlichere Europa von den Alpen und der Loire an bis zum baltiſchen Meer und dem Firth of Clyde plaget, und die Geſundheit ſeiner Bewohner ſo fürchterlich untergräbt, iſt in dieſem Theile der Halbinſel weit ſeltner, der Uebergang vom Sommer zum Winter weit ſchneller, und Beſtändigkeit der allgemeine vorzügliche Character der Jahrszeiten. Die trockne Kälte, welche die Thätigkeit des Menſchen erweckt, iſt weit geringer, als die nördliche Lage des Landes, und die ſtrengere naſſe Kälte ſüdlicherer Länder vermuthen läßt. Dieſe Wohlthat verdanket Scandinavien eben ſo ſehr dem Schutze ſeiner Gebirge, als den mildernden Dünſten der ringsumfließenden Meere. Von ſeinen Schneegebirgen und von den Küſten her wehet die reine elaſtiſche Luft, welche, wie einer der wärmſten Lobredner Schwedens ſagt a), „aus dem Mark der Berge und Felſen gewaltige Baumſtäm-

---

a) Siehe Einleitung zu hiſtoriſchen Charakterſchilderungen von E. M. Arndt. S. 184.

ne, aus dem Mark der Erde raſche Menſchen wachſen äßt:« —

Vom 65° an wird das Land nach und nach einförmiger, öder und trauriger, die von der Natur begünſtigten Thäler am Meere werden immer ſeltener; gleich den Bäumen erkrüppelt auch der Menſch, die Vegetation erſtarret im Froſt, bis die gewaltigen ſchroffen Felſen des Nordcaps, dieſe Pyramiden des Nordens, an welchen ſich die Wuth des ganzen Oceans bricht, das Bild der hinſterbenden Natur darbiethen; nur ungeheure Steinhaufen zeigen ſich hier; kein Gras keimet empor; nur auf wenigen Felſen erblickt man weiße Mooſe, und neben ihnen gleich wieder mächtige Schneefelder; hier ertönt auch nicht das einlautige Geſchrey eines Vogels, ſelbſt die Fiſche nähern ſich wegen der Strömung dieſen Klippen nicht, jedes lebende Weſen flieht dieſe öde, todte Gegend, dieſes Grab der Natur.

Der Menſch.

Der erſte Lichtſtrahl, der die Geſchichte Scandinaviens erhellet, zeigt uns ſchon zwey Völker im Beſitze dieſes Landes. — Aus den blonden oder röthlichen Haaren, aus den großen blauen Augen, aus den ſtarken Augenbraunen und der ſchön gewölbten Stirne, aus dem ſtarken [illegible]chenbaue und der Sprache erkennen wir in den Bewohnern Jütlands, der benachbarten Inſeln, und des ſüdlichen Theils der ſcandinaviſchen Halbinſel die Brüder der kriegeriſchen Germanen. Schwarze, ſchmutzige Haare, kleine tiefliegende Augen, eine ſtumpfe Naſe, hervorſtehende Backenknochen und eine gelbe beynahe lehmartige Geſichtsfarbe verrathen uns in den Bewohnern des nördlichen Theils der Halbinſel die Voreltern der heutigen Finnen. Welche von beyden Nationen zuerſt eingewandert, ob ſie über den gefrornen Sund, oder bothniſchen Meerbuſen, oder zu Schiffe in die Halbinſel gekommen ſeyen, ob die däniſche oder alandiſche Inſelgruppe damals noch ein zuſammenhängendes feſtes Land gebildet habe, ſind Fragen, die alle die Geſchichte nicht beantworten kann. Ob es ferner zwiſchen beyden Nationen zu Markungsſtreitigkeiten gekommen ſey, und der ſtärkere Germane den ſchwächern Finnen nach dem unwirthbaren Norden verdrängt habe, auch darüber weiß die Geſchichte nicht mehr zu ſagen, als daß man trotz allen Nachforſchungen in neuern Zeiten in dem ſüdlichen Theile der ſcandinaviſchen Halbinſel keine Spur von ehemaligen finniſchen Einwohnern zu entdecken im Stande geweſen iſt.

Umgebungen und Verhältniſſe beſtimmen die Bildung und das Schickſal einzelner Menſchen; über den Charakter und die Stufe der Cultur eines ganzen Volkes entſcheiden vorzugsweiſe das Clima und die Beſchaffenheit des Landes, das es bewohnt. — Durch Jahrtauſende beweiſet die Weltgeſchichte dieſe Wahrheit. Was die Natur unter dem für die Entwicklung des Menſchen ſo günſtigen Himmel von Hellas oder Italien gethan hat, das konnte ſie unter dem kalten Norden ſo ſchnell und blüthenreich nicht wiederhohlen. Anders dasher als dort mußte ſich hier die Cultur entwickeln, anders die Bildung und Harmonie der ſcandinaviſchen Sprache ſeyn, einen andern Schwung die Poeſie der Sänger des Nordens nehmen. Ein kühnes Kriegervolk mußte ſich hier vorzugsweiſe bilden; der kalte Himmel, die großen Wälder und Berge des Nordens waren ganz dazu geſchaffen, den kriegeriſchen Muth des kühnen Germanen in ſeiner höchſten Vollkommenheit zu entwickeln.

Auf welcher Stufe der Cultur die germaniſchen Stämme bey ihrer Einwanderung nach Scandinavien geſtanden ſeyn, läßt ſich nicht beſtimmen. Doch der Gebrauch des Feuers und die erſten Elemente der Schifffahrt kennt auch der Peſcheräh, deſſen Denkkraft noch ſo wenig geübt iſt, daß er unter einem erſtarrenden Himmel noch nicht die einfache Kunſt erfunden hat, zwey Seehundsfelle aneinander zu nähen, um ſeinen Körper bequemer einzuhüllen. Wir dürfen daher mit Recht annehmen, daß dieſe Erfindungen auch den Germanen nicht fremd geweſen ſind. Die Natur bedient ſich ſo mannichfaltiger Mittel, Feuer zu erzeugen, und deſſen Gebrauch iſt in kalten Regionen unentbehrlich. Sollten indeß die Germanen noch unkundig der Schifffahrt nach Scandinavien eingewandert ſeyn, ſo konnte mit dieſer Erfindung ein Volk nicht lange unbekannt bleiben, das an einer Meeresküſte voll Buchten und Inſeln, in einem Lande voll Seen und Flüſſen lebte; das aus dieſen einen Theil ſeiner Nahrung zog, und im ganzen Lande das beſte Bauholz im Ueberfluſſe fand. Die Natur war auch hier dem Menſchen der beſte Lehrer. Er ſah zahlreiche Heerden von Waſſervögeln und Landthieren über Flüſſe und Seen rudern, Baumſtämme und Eisſchollen, auf welchen Thiere ruhig ſaßen, durch die Gewalt des Stromes fortgetrieben; bald wagte auch er den Verſuch, den Bedürfniſſe ihm gebothen, und vertraute ſich einem neuen Elemente an. Flöße, ja einzelne Baumſtämme reichten anfangs hin, über einen Fluß zu ſetzen, bis die rohe Kunſt erfunden ward, einen Baum durch Feuer auszubrennen; eine Erfindung, von welcher der immer thätige Geiſt des Menſchen in ſeinen Verbeſſerungen weiter ſchritt. Einen höhern Grad der Cultur verrathen Hausthiere und — der Gebrauch des Eiſens. Allein, wenn auch die Vermuthung nicht unwahrſcheinlich iſt, daß dem Menſchen der treue Hund, unter allen Zonen ſein unzertrennlicher Geſellſchafter, der Bundesgenoſſe des Jägers, der unentbehrliche Hausgenoſſe des Hirten, ſchon gefolgt iſt, ſo iſt doch ſchwer zu beſtimmen, welche andere Hausthiere der Germane mitgebracht, und ob er das Pferd, das er in Scandinaviens Wäldern im wilden Zuſtande gefunden, erſt hier gezähmet habe. Eben ſo zweifelhaft iſt es, ob er mit dem Gebrauch des Eiſens bekannt war. Allein mit welcher Vollkommenheit der Menſch die nothwendigſten Hausgeräthe ohne Inſtrumente von Eiſen, blos mit Hülfe von ſcharfen Steinen, hartem Holze, ſtarken Fiſchgräten u. d. gl. verfertigen könne, beweiſen uns viele Inſulaner der Südſee; auch mußte dem Menſchen in einem Lande, das ſo reichhaltige Eiſen und Kupferminen enthält, bald das Sumpfeiſen und gediegenes Kupfer entdecken; und wenn auch das gefundene Metall eher zur Vervollkommnung der Waffen, als zur Verfertigung nothwendiger und nützlicher Werkzeuge verwendet wurde, ſo ward dennoch der Weg zu der wichtigen Entdeckung vorbereitet, die Erze tiefer im Schooße der Erde aufzuſuchen, und ſie von fremdartigen Theilen zu ſcheiden.

Ein Volk ohne zahlreiche Herden und ohne Kenntniß des Ackerbaues muß nothgedrungen, je nachdem es die Lage ſeines Landes erlaubt, der Jagd oder dem Fiſchfange obliegen. Die Bedürfniſſe, ſich zu nähren, zu kleiden und zu ſchützen, nöthigten den Germanen in Scandinavien gleich ſtark, ein gewaltiger Jäger zu werden. Er fand die Wälder voll von Elend- und Rennthieren, voll Biſons mit großen Mähnen, und Auerochſen mit ungeheuren Hörnern; er fand zahlreiche Heerden fleißiger Biber; den Iſatis, ſchätzbar ſeines Pelzes wegen, ſo wie den Zobel, der erſt ſeit dem dreyzehnten Jahrhundert Scandinaviens Wälder verlaſſen hat; allein er fand auch ganze Heerden von Wölfen, den raubgierigen Luchs, den wilden gefräßigen Herven, und mehrere Arten der grimmigſten Bären. Das Fleiſch und Fett dieſer Thiere halten viele wilde Völker für Leckerbiſſen; die Felle verarbeiten ſie zu Decken und Kleidungsſtücken, auch zu Schuhſohlen, ein treffliches Mittel um auf dem Eiſe weniger auszuglitſchen; die Schulterblätter zu Werkzeugen zum Grasſchneiden; die Eingeweide zu Schleyern, die gleich geſchickt das Geſicht gegen den blendenden Schnee, und die glänzende neue Frühlingsſonne, als auch gegen die kleinen Eistheilchen ſchützen, welche im Winter von kalten Nordwinden in der Luft herumgewehet werden.

Betrachten wir den mannichfaltigen Nutzen, welchen dieſes Thier dem Bewohner kalter Zonen gewährt, und zugleich die Gefahr, der ſich der Jäger auf einer Bärenjagd unterzieht, ſo darf es uns nicht wundern, wenn dieſe Beſchäftigung bey vielen wilden Völkern ein hohes Feſt geworden iſt, das mit Opfern beginnt, und mit einem Siegesmahle ſich endigt, von dem alle Weiber als unwürdige Gäſte ausgeſchloſſen ſind; daß Kopf und Tatzen des Bären gleich den Schädeln erſchlagener Feinde als Siegeszeichen aufbewahret; tapfere Krieger mit dem ehrenvollen Beynahmen, blutige Bären bezeichnet; geſchickte, muthvolle Jäger großen Kriegern gleich geachtet, ihre Thaten durch die einfachen Lieder von den Stämmen in die Wette geprieſen, und Bärenjagden als eine würdige Beſchäftigung der Götter und Helden betrachtet werden.

Die Bärenjagd bleibt noch heut zu Tage in Norwegen und Schweden eine höchſt gefährliche Beſchäftigung; ein wahrer Fauſtkampf, ganz wie in ältern Zeiten; der arktiſche Bär iſt zugleich ſtärker, grimmiger und liſtiger, als der Bär in ſüdlichen Ländern. Von ſeinem Lager aufgereitzt, ſtürzt er ſich in vollem Grimm auf den Jäger. Dieſer, ſeine Lieblingswaffe die Lanze dicht an die Bruſt zurückgezogen, erwartet ihn mit feſtem Muthe und kalter Beſonnenheit, bis der Bär ſchon nahe genug die Tatzen nach ihm ausſtreckt; in dieſem Augenblicke ſtößt der Jäger ſeinem Gegner die Lanze einen Fuß tief, bis zur Querſtange in das Herz, und hält das tobende Ungeheuer ſo lange aufrecht, bis es durch den Blutverluſt entkräftet, ohne Gefahr rückwärts auf die Erde geworfen werden kann. Mancher ſchwediſche Jäger, der von ſtaunenden Fremden gefragt wurde: »Und was würdeſt du anfangen, wenn dein erſter Stoß mislänge?« zeigte auf ſein Weidmeſſer und erwiederte kalt: »Ich würde mit dem Alten ringen.«

Wenn der Kampf mit den wilden Thieren der kältern Zone den Muth und die Stärke der Germanen erprobte, ſo iſt der Fiſchfang unter dieſem kalten Himmel eine Beſchäftigung, die nur ein furchtloſer Geiſt in einem Körper von Stahl unternehmen darf. Die Schifffahrt auf Scandinaviens Flüſſen und Landſeen iſt mit vielfältigen Gefahren verbunden. Auf den Seen wüthen häufig Stürme, die ſchnell ausbrechen, und mit Mühe entgeht der Schiffer an den ſteilen Felſenufern dem Scheitern. Der Nahme Wetterſee, d. i. Gewitterſee, könnte mit Recht allen Landſeen Schwedens und Norwegens gegeben werden. — Die Flüſſe in Scandinavien ſind ſehr reiſſend, und die Fahrt auf denſelben durch häufige Waſſerfälle unterbrochen. Ein ungünſtiger Wind, ein zerbrochenes Ruder, eine geringe Unvorſichtigkeit des Schiffers, iſt jedes einzeln hinreichend, daß das Schiff in die Strömung geräth; vergebens iſt dann alle Kraftanſtrengung; es ſtürzt in den toſenden Abgrund, deſſen ſchäumende Wellen ihre Beute zerſchmettert in weiter Entfernung auswerfen. Auf andern Stellen der Flußbette bilden ſich kleinere Fälle; ſie ſind mit Felſenblöcken bedeckt, über die ſich die Wellen mit Brauſen hinwegwälzen. Durch ſolche Stellen, gleichviel ob den Strom auf- oder abwärts zu ſchiffen, betrachtet man dort noch für keinen Beweis eines hohen Muthes, nur für eine gewöhnliche That; obſchon Trotz vieler Gewandtheit, ſteter Aufmerkſamkeit und ſtarker Kräfte oft genug Schiffe von den Wellen umgeſtürzt und ſammt ihren Führern an den Felſen zerſchmettert werden. Wieder an andern Stellen ſind die Flüſſe manchmal auch eine halbe Stunde weit durch ſchroffe Felſen ſo eingeengt, daß die Gewalt des Stromes dadurch doppelt reiſſend wird. Das Bett iſt überdies mit hohen Klippen bedeckt, über welche das Waſſer gleichſam nur durch einen Sprung kommen kann; das Getöſe der Wellen iſt hier betäubend. An ſolchen Stellen den Strom aufwärts zu fahren, erfordert Rieſenkräfte; mit Stangen von Fichtenholz, ungefähr 15 Fuß lang, ſtoßen die Schiffer auf den Boden, um einen feſten Punkt des Widerſtandes zu finden, und treiben auf dieſe Art das Boot den Strom aufwärts. Ein gewaltiger Kampf zweyer hartnäckig entgegenſtrebender Kräfte; doch das Hauptgeſchäft, das nur durch lange Uebung erworben wird, beſteht in der Leitung des Schiffes. Oft muß der Schiffer ſein Boot ſchnell in einem ſcharfen Winkel umdrehen; verloren ſcheint er zu ſeyn ſammt ſeinen Gefährten, wenn zufällig die Spitze ſeiner Stange auf einem runden glatten Felſen aufſtößt, und in dem Augenblicke, wo er ſich mit der vollen Kraft ſeines Körpers auf ſie hinſtemmt, ſie unter ihm ausglitſcht, und er Kopflangs in den Strom ſtürzt. Doch ein verſuchter Schiffer im Norden verliert ſeine Beſonnenheit nicht; ſchnell ſchwingt er ſich wieder auf ſeinen Poſten, um mit verdoppelter Kraft ſein Geſchäft zu vollenden. Trotz dieſer wird das Schiff durch die Gewalt des Stromes manchmal rückwärts getrieben; in dieſer bedenklichen Lage biethet der Bootsmann ſeine ganze Geſchicklichkeit auf, das Vordertheil des Bootes dem Strome gerade entgegen zu halten, bis er wieder im Stande iſt, vorwärts zu fahren; vorzüglich muß er bedacht ſeyn, daß das Boot dem Strome ja nicht eine Seite zukehre, weil es ſonſt wegen der allzugroßen Fläche, die den Wellen dargebothen wird, ſogleich umſchlagen würde. Nicht geringere Kräfte und Geſchicklichkeit erfordert auf ſolchen Stellen die Fahrt den Fluß abwärts; die Schiffer dürfen ſich keineswegs dem Strome überlaſſen, ſondern das Boot muß durch ununterbrochenes Rudern mit einer wenigſtens doppelten Schnelligkeit, als die des Waſſers iſt, fortſchieſſen. Doch des Schiffes Schickſal liegt vorzüglich in der Hand des Steuermanns; dieſer hat kaum Zeit die Klippen, welchen er ausweichen muß, deutlich zu ſehen und zu unterſcheiden; er richtet mit ruhiger kalter Beſonnenheit das Vordertheil des Bootes immer in gerader Linie auf den Felſen zu, neben dem er vorbeyfahren muß, und in dem Augenblicke, wo das Boot dagegen anzuſchmettern drohet, dreht er es plötzlich in einem Winkel herum, und — der Felſen liegt hinter ihm. Manchmal ſcheint das Boot in den Wellen begraben zu ſeyn; aber in demſelben Augenblicke tanzt es auf der Spitze einer Woge, während eine andere über daſſelbe hinwegſchlägt, ohne deſſen Inneres zu berühren. Der Weg von einer halben Stunde iſt auf dieſe Art in 3 bis 4 Minuten zurückgelegt. Dieſe für Fremde grauſenvolle Fahrt betrachten die Bewohner des Nordens nur für ein ſchweres Stück Arbeit; beym Hinauf- und Herabfahren dieſer kleinen Fälle wiſſen ſie nichts von Furcht.

Den **Fiſcher** erwarten neue Beſchwerden und neue Gefahren. Der Fang einiger Fiſchgattungen erfordert Vorbereitungen und Arbeiten, die ganz dazu geeignet ſind, mit den Gefahren des Todes vertraut und gegen ſie gleichgültig zu werden. Der Lachs geht im Frühjahr, ſobald die Flüſſe vom Eiſe frey ſind, aus dem nördlichen Meere in den Strömen aufwärts; um ihn zu fangen, ſchlägt man bey den kleineren Fällen, wo das Waſſer am unruhigſten und geräuſchvollſten iſt, Pfähle ein; eine der ſchwerſten und gefahrvollſten Arbeiten, bey der viele Menſchen ein Opfer ihrer Kühnheit werden. Die Zwiſchenräume der Pfähle werden mit Baumzweigen verflochten; in der Mitte des Stromes läßt man eine Oeffnung, vor welche man die Netze legt. Neugierde, das ſchöne Schauſpiel des Lachsſtechens zu ſehen, lockt Weiber und Kinder hinaus. Eine Menge Boote bedecken den Strom; von jedem derſelben lodert auf einem Roſte ein Feuer empor, deſſen flammende Brände weit über das Boot hinausreichen, und die Finſterniß der Nacht erhellen. Indeß der eine Schiffer mit leiſem unmerklichen Ruderſchlage das Schiff weiter bewegt, ſteht der zweyte von der Flamme beleuchtet, unbeweglich an der Spitze des Bootes, und ſieht mit Falkenblick auf die Fläche des Waſſers. Plötzlich ſtößt er mit kraftvoller Fauſt ſeinen Dreyzack auf den Lachs, der durch den Glanz des Feuers getäuſcht, furchtlos ſich nähert, und an den ſtarken Widerhaken gefangen, alle Kräfte aufbiethet ſich loszureiſſen. Hoffnung und Freude über den glücklichen Fang führen Weiber und Kinder auf das Wehr; ſie hüpfen von Pfahl zu Pfahl, deren Oberfläche oft kaum die Hälfte des Fußes faſſet, mit einer Behendigkeit die nur durch eine gänzliche Furchtloſigkeit erworben werden kann, obſchon die Pfähle von der Gewalt des Stromes ſtets erſchüttert, und viele Wagehälſe auch ein Raub der Wellen werden.

Nicht geringere Entſchloſſenheit und Kühnheit, nicht mindere Beſtändigkeit und Geduld im Ausharren erfordert der Fiſchfang zur See; dieſer iſt ein ſteter Uebergang von Gefahren zu Gefahren. Mitten unter den Stürmen des Hornungs muß der Schiffer in die freye See hinaus; er muß ſich im Kampfe mit den Strömen und den heftigen Winden in den Meeresbuchten durch eine Reihe von Riffen durcharbeiten, und oft wird ſein Kahn an dem Felſen zerſchellt, ehe der Unglückliche den Ort ſeiner Beſtimmung noch erreicht hat; er kehrt mit einem neuen Kahn zurück, der Sturm zerbricht ihm den Maſt, zerreißt das Segel, und ehe dieſer neue Schaden trotz der größten Anſtrengung erſetzt wird, iſt die Zeit des

Fiſchfangs — vorüber; mit ihr all die mühevolle Arbeit, und die Hoffnung eines ganzen Jahres dahin. Gelingt es dem Fiſcher, den Ort des Fiſchfangs zu erreichen, dann beginnen erſt ſeine ſchweren Arbeiten. Unter Hagel und Schneegeſtöber bringt er den Tag auf der offenen See zu, um des Abends auf einer nackten Felſeninſel, oder einer Sandbank, oft ohne Obdach bey einem ſpärlichen Feuer der Kälte trotzend, und bey ſchlechter Koſt neue Kräfte zu den Arbeiten des kommenden Tages zu ſammeln. Hat er nun, einige Wochen durch, Kälte und Mangel, Stürme und Seethiere glücklich beſiegt, lohnt ein reichlicher Fang ihm ſeine Mühe und ſeine Gefahren: dann verdirbt ihm gar oft der heftige Froſt einer einzigen Nacht ſeinen ganzen Gewinn, und ſo iſt wieder die Hoffnung eines Jahres dahin.

Das Leben eines Jägers oder Fiſchers iſt ein Leben vielfältiger Beſchwerden und zahlreicher immer wiederkehrender Gefahren; doch ſchauderhaft ſind die Erzählungen von den Wageſtücken, welchen ſich noch heut zu Tage die Vogelfänger und Eyerſammler in Norwegen, in den Hebriden und Orcaden, in den ſchottländiſchen und färoiſchen Inſeln, mit eben ſo viel Muth als Gewandtheit unterziehen. Derjenige, der im Zeitalter der Weichlichkeit gebohren, durch den Genuß den ſchwelgende Hauptſtädte ihm biethen, entnervt, kühne Thaten zu faſſen und zu würdigen gleich unfähig iſt, würde gern die Unternehmungen kraftvoller, unverdorbener Söhne der Natur für ſchauerliche Mährchen erklären, verbürgte ihm nicht das einſtimmige Zeugniß neuerer glaubwürdiger Reiſender die Wahrheit derſelben.

Wahrſcheinlich dieſelbe Revolution, welche die Granitgebirge des weiten Nordens bis auf ihre Grundlage aufgeriſſen, und eine große Landſtrecke zwiſchen Schottland und Norwegen verſchlungen hat, bildete auch den Archipel von Inſeln, welche Scandinavien vom Nordcap bis zum Vorgebirge Lindesnaes umgürten, und eine treffliche Vormauer gegen Feinde und den Ungeſtüm der Meereswogen ſind. Einige ſind bewohnt, nicht unfruchtbar, und 3 bis 9 Meilen lang; zwiſchen dieſen liegt eine zahlloſe Menge von kleinen und unbewohnten, die wenn ſie flach und eben ſind, Baere; wenn ſie als Säulen und Klippen viele Klafter über die Meeresfläche hervorragen, Holme heißen; die meiſten liegen hart an der Küſte, einige auch im freyen Meere in bedeutender Entfernung vom feſten Lande; hier trotzen dieſe nackten Felſen der Wuth aller Stürme und bleiben ſprechende Denkmahle von der weiſen Oekonomie der Natur.

Tauſende von Waſſervögeln wählen ſich dieſe ſteilen Klippen zu ſteten Wohnplätzen, und Tauſende, gehorſam ihrem Inſtinkte, verlaſſen die milden Gefilde des Südens; viele ſelbſt die Gegenden am mexikaniſchen Meerbuſen und unter dem Aequator, und eilen in Schaaren dieſen Felſeninſeln und den nahen Küſten zu, um in dem kalten unwirthbaren Norden dem Menſchen ſein Daſeyn zu erleichtern. Ihre Ankunft verkündet die Wiederkehr des freudebringenden Lenzes, ihr Abzug die herannahende lange Mitternacht. Dem Fiſcher und Schiffer vorzüglich werden ſie treffliche Lehrer, wohlthätige und warnende Bothen. Die Seelerche verkündigt durch einen ſanften, traurigen Ton den Zeitpunkt der Ebbe; die Meve hingegen, wenn ſie mit zurückgezogenem Halſe unbeweglich auf einer Pfote am Strande ſteht, die anſchwellende Fluth. Wenn große Schaaren von Mantelmeven und Struntjägern hart an die Oberfläche des Meeres herumſchwärmen, verrathen ſie die Ankunft der aus dem Eismeer ziehenden Heringe und Schollen. Der kleine Papageytaucher wird, als der ſichere Vorbothe von Eisſchollen, in vielen Gegenden des Nordens der Eisvogel genannt; das helle, nächtliche Geſchrey der Singſchwane wird, durch die Winde modulirt, den Isländern ein angenehmer Geſang, der ihnen das nahe Thauwetter, und die Wiederkehr des Sommers anzeigt. — Bey einem herannahenden Regen oder Sturme zieht ſich die Eidergans an das Ufer zurück; die ſchwarzköpfige Meve erhebt ihren lauten, heiſern, pfeifenden Ton; gleich ihr klaget der kleine Alk, und der Polartaucher voll Angſt, die empörten Wogen des Meeres könnten ſein niedriges Neſt überſchwemmen, fliegt wild umher, und erhebt ſeine klagende Stimme; triumphirend dagegen kündigt er durch fröhliche Töne die Rückkehr des ſchönen Wetters an. Die Lumme ſetzt ſich in der Nacht auf Felſenbänke und warnet die Schiffer durch ihr Klaggeſchrey; andere Vögel verrathen wieder bey Tag durch ihr weißes Gefieder die Schwärze der Felſen. Die kleinen Sturmvögel, treue Gefährten des Seefahrers, folgen dem Laufe des Schiffes, und weiſſagen die Stürme; ſie ſetzen ſich dann auf die Seite des Schiffes, auf der ſie gegen den Sturm geſchützt ſind. Andere Vögel erheben den geſunkenen Muth des Seefahrers und verkündigen durch ihr Erſcheinen die Nähe des erſehnten Landes.

Mehrere von dieſen Bewohnern des Oceans mußten gar bald einem Volke theuer und werth ſeyn, das ſeine größten und ſchönſten Hoffnungen dem Meere anvertraute. Der Polartaucher iſt noch jetzt den Norwegern ein heiliger Vogel; der Mord einer alten ſchwarzen Lumme wird in Island als ein hoher Frevel verabſcheuet: und in den Sturmvögeln erkennet der Matroſe ſchauerliche Geſchöpfe, und ſchloß mit ihnen den heiligen Bund der Gaſtfreundſchaft; ihre Prophezeyungen trügen nie und ihre Freundſchaft für den Menſchen dauert ſo lange als die Werke der Natur.

Der größere Theil dieſer Vögel liefert den Bewohnern nördlicher Länder auch Speiſe und Kleidung; unter allen verdient die Eidergans den Vorzug; ſie niſtet auf Warren, erkennet ſehr bald deſſen Beſitzer, wird mit ihm ſehr vertraut, und iſt zufrieden, wenn er nur das dritte Ey ihr läßt. Nimmt aber ein Räuber alle mit fort, dann erhebt ſich auf den Klageton der troſtloſen Mutter die ganze Schaar; viele Tauſende zugleich erfüllen die Luft mit ihrem kläglichen betäubenden Geſchrey. In Verzweiflung ſtürzt die zärtliche Mutter auf das Neſt, und kann ſich von ihrem Schmerz und Schreck lange nicht erhohlen. Wird dieſer Raub öfters wiederhohlt, dann fliehen die Vögel dieſen Ort, wo Undankbare das Gaſtrecht ſo ſchändlich verletzen, und ihnen auch das Liebſte rauben; ſie ziehen nach einer andern

Inſel, die ihnen mehr Ruhe und größere Sicherheit verſpricht. — Einen ſolchen Raub veruben daher auch nur Fremde, nie aber die Eigenthümer der Vaere ſelbſt; dieſe ſtreuen vielmehr auf die Felſen Heu und Stroh, um ſo nützliche Gäſte, welchen ſie die ſchönſten und koſtbarſten Dunen verdanken, recht nahe an ihre Wohnungen zum Niſten herbey zu locken, um ſie deſto ſicherer gegen jeden Frevel zu ſchützen. So wird die Eidergans ein geliebter Hausgenoſſe des Nordländers, und bildet gleichſam den Uebergang vom wilden zum zahmen Geflügel.

Nicht ſo gutmüthig gegen den Menſchen als die Eidergans ſind andere Arten von Seevögeln. Die Mantel und Heringsmeve, die Lumme und der Papageytaucher, nebſt noch andern Arten von Alken, für ihre Brut beſorgt, verbergen die Eyer in die Klüfte hoher Klippen, doppelt unzugänglich durch die Wuth der Brandungen und beynahe ſenkrechte Felſenwände. Hier brüten dieſe Vögel zu Tauſenden zuſammen, indeß eins der Weibchen Wache hält, um jede ſich nähernde Gefahr durch ein Geſchrey zu verrathen. — Vergebliche Zärtlichkeit, vergebliche Sorgfalt der Mütter — gegen die Habſucht der Menſchen! Die Eyer, das zarte Fleiſch der jungen Vögel und das warme Gefieder waren für den Bewohner nakter Felſengeſtade unter einem rauhen, kalten Himmel zu große Lockungen, um ſich durch irgend eine Gefahr abſchrecken zu laſſen, ſeine Beute zu hohlen. — Auch im Sturme zu ſchwimmen, ſeinen leichten Kahn durch gewaltige Brandungen zu führen, ſenkrechte Felſenwände zu erklettern, über viele Klüfte hinweg zu ſpringen, auf dem ſchmalen Rande eines Felſens längs einem Abgrund hinzulaufen, oder ſich in tiefe Schluchten an Riemen aus Seehundshäuten hinabzulaſſen, war von Jugend auf die ſtete Beſchäftigung von Scandinaviens Küſtenbewohnern. »Die Bewohner der Felſen-Inſel St. Kilda, der nördlichſten unter den Hebriden (57° d. B.)« erzählt uns ein Reiſender aus dem vorigen Jahrhundert a) »ſpringen über unabſehliche Tiefen von dem Rande jäher Felſen auf Leiſten von ſenkrechten Wänden, an welchen bloß die große Zehe des einen Fußes haften kann, und von ſolchen Leiſten erheben ſie ſich durch die Kraft ihres Zehen auf entferntere Zacken, wo ſie ſich mit den Armen anklemmen können. Auf eine eben ſo bewunderungswürdige Art brauchen ſie die Ferſen oder Abſätze der Füße und die Ellbogen bey dem Erſteigen von abgeſchnittenen Felswänden, an welche ſie ſich mit dem Rücken anlehnen und dann mit den Abſätzen und Ellbogen emporarbeiten.« — Durch ununterbrochene Uebung brachte der unerſchrockene Scandinavier es gewiß zu derſelben Fertigkeit, die wir an dem Bewohner von St. Kilda bewundern. Solche Uebungen ſtählen den Körper, geben den Gliedern Gewandtheit, der Seele den freyen, unerſchrockenen Sinn, den keine Gefahr erſchüttert, kein Unfall niederbeugt; eine große Geſchicklichkeit in dieſen Unternehmungen ſpornte den

---

a) Voyage to St. Kilda, by Martin, London 1749.

Wetteifer unter den Jugendgeſpielen; ſie ernteten das Lob der Alten, wurden Forderungen der Liebe und ſelbſt Gegenſtände des Geſanges.

So mußte der kühne Menſchenſtamm ſich ausbilden, der nur Jagden, Abentheuer und Schlachten ſuchte, ein unthätiges Alter ſcheuete, ohne Wunden zu ſterben ſich fürchtete, nach der Zahl ſeiner erlegten Feinde die ehrenvollen Freuden ſeines künftigen Himmels berechnete, ja im Sturme kühn den Nachen beſtieg, und von den Wogen unter Klippen herumgeworfen ſelbſt die Geiſter der Vorwelt zum Kampf herausforderte.

Agronomiſche Briefe.

Von Adam Müller.

Zweyter Brief.

Sie werden nicht von mir verlangen, daß ich die vollſtändige menſchliche Natur und alle ihre höheren Anlagen vergeſſen ſoll, wenn ich von ökonomiſchen Dingen rede. Giebt es noch andere eben ſo weſentliche Bedürfniſſe als des Leibes Nahrung und Nothdurft, ſo werden ſich jene an uns rächen und unſer ganzes Werk zerſtören, wenn wir dieſe allein beſorgen; und wenn auch die groſe Majorität der Menſchen nur nach Sachen ſtrebte und nur zu Haben begehrte, ſo wird es doch immer wieder einige geben müſſen, denen die Perſönlichkeit wichtiger iſt als die Sache, denen es mehr auf das Seyn ankömmt als auf das Haben. Durch dieſe letzteren nun kommt in die bürgerliche Geſellſchaft ein Princip der Dauer, der Sicherheit; durch ſie erſt kann alles Haben, können alle Beſitzthümer in einander verwachſen: es entſteht eine Bürgſchaft, alſo ein Werth der Dinge. Es wäre ein ſchlechter Oekonom der, wie alle Kapitalien der Welt erworben und geſammelt werden könnten, anzugeben wüßte, ſich aber um die Hypothecirung und Aſſecurirung dieſer Kapitalien nie bekümmert hätte. Keine Sorge iſt wohl in unſerer Zeit verbreiteter als die: wie Kapitalien mit

Sicherheit anzulegen wären. Der Grund und Boden, als der bisher wegen eines hohen Grades von Unzerſtörbarkeit für die ſicherſte Hypothek gegolten, hat gerade in unſrer Zeit unzählige Kapitaliſten am empfindlichſten getäuſcht. Kein Werth hat ſich ſo unſtät und veränderlich bewieſen, als grade der des Grundes und Bodens, der bisher für den dauerhafteſten gegolten. Kurz, ich dachte: man mußte eben nicht taube Ohren finden, wenn man predigte, was ſo viele erfahren, daß nämlich Sachen nicht durch Sachen, Producte nicht durch Producte, Erwerb nicht durch Erwerb verbürgt werden können; daß vielmehr etwas Drittes, Höheres, ein Band ganz andrer, lebendigerer Art hinzutreten müſſe, wenn ein gründliches Gefühl der Sicherheit über uns kommen ſolle. Da nun dies Gefühl der Sicherheit die unentbehrliche Bedingung alles fortgeſetzten Erwerbes iſt, ſo geben ſie mir zu, daß es keine Erwerbslehre geben könne, bey der nicht die Kunſt jenes Band der Dauer zu weben, an allen Stellen eingreife.

Ja, mein Freund, ſelbſt wenn die ganze bürgerliche Geſellſchaft, dieſes peinliche Glück des Beyeinanderſeyns und Miteinanderſtreitens in der Gegenwart vergangener Jahrhunderte, keinen andern Zweck hätte als den »heitern Lebensgenuß« des Grafen Soden, und kein anderes Motiv als die »gewiſſe Dispoſition zum Tauſch- und Handels-Gewerbe« des Doctor Smith, oder »den Götterfunken: Sehnſucht nach beſſeren Tagen« des Profeſſor Lueder, wir müßten doch weiter ausheblen und höhere Dinge in Rechnung bringen, als dieſe Herren gethan haben, auch nur um dieſe geringfügigen Zwecke zu erreichen, auch nur um dieſen ſchwachen Motiven zu genügen. Unter allem Verlangen nach Reichthum, nach Beſitz, nach Lebensgenuß, nach beſſeren Tagen verbirgt ſich ein tieferes Verlangen nach der Dauer, und jener Tauſch-Inſtinkt, woraus Adam Smith die ganze Welt-Oekonomie herleitet, will in allerletzter Inſtanz doch nur das Unvergängliche eintauſchen.

Es wird wenig Mühe koſten die Menſchen zu überzeugen, daß jene Landgüter worauf ſie ihre Kapitalien belegen, nur die ſcheinbaren Hypotheken ſind, und daß vielmehr das Geſetz, welches Kapital und Landgut verbindet, welches jenes durch dieſes verbürgt, die wirkliche Hypothek ſey. Das Geſetz aber kann auf der einen Seite nur die Dauer des Kapitals in der Subſtanz des Landgutes garantiren, in wie fern es auf der andern Seite die Dauer dieſer Subſtanz oder dieſes Werthes des Landgutes ſelbſt garantiren, d. h. in wie fern es den Werth der Güter überhaupt aufrecht erhalten kann. Wenn nun aber das Geſetz die Kriege nicht abwehren kann, welche den verpfändeten Boden zerſtampfen, oder wenn das Geſetz das Belegen der Kapitalien auf Landgüter ſo begünſtigt, daß die Grundbeſitzer zu bloßen Adminiſtratoren der Kapitaliſten herabſinken, alſo mit der Liebe des Beſitzers ein großer Theil des Werthes der Güter verſchwindet, und durch die große Maſſe verkäuflicher Grundſtücke der Werth der Güter noch überdieß merkantiliſch herabgedrückt wird — vermag das Geſetz, vermag die Hypotheken-Verfaſſung dann noch die Dauer des Kapitals zu verbürgen? — Gewiß nicht: denn es iſt ein todtes Geſetz, alſo eine Sache, und als ſolche, wie ſchon bemerkt, völlig unfähig andere Sachen zu garantiren. Wenn aber daſſelbe Geſetz, welches durch die ſtrenge und kluge Form der Hypothekenbücher und Geſetze über den Concurs das Kapital durch das Landgut verbürgt, zugleich den Feind abzuwehren, und ein gerechtes Verhältniß zwiſchen den Landgütern und den darauf belegten Kapitalien aufrecht zu erhalten, d. h. wenn es den Werth der Güter ſelbſt dauerhaft zu machen wüßte, ſo wäre es ein lebendiges Geſetz, kein bloßer Buchſtab, keine bloße Sache mehr; ein dauerhaftes Band unter den Dingen. Die Geſetzgeber, die Staatsbeamten, die Landesvertheidiger, die wahren Gelehrten — kurz alle diejenigen welche Doctor Smith unproductive Arbeiter nennt, produciren dieſes Band. Dieſe gelten vielmehr durch ihre Perſönlichkeit und durch ihr Seyn; durch ſie kommt die Dauer in alles Haben der übrigen. Ein Bild alſo von der natürlichen Haushaltung, der Völker, und ihrer Verbeſſerung iſt nur möglich, in wie fern man neben den Dingen und ihrem Erwerb unaufhörlich das Band beachtet, welches ſie bey einander erhält, und dem zu Folge ihnen den Werth aller Werthe, die Dauer giebt. Die Dauer läßt ſich nicht mit bloßen Sachen erkaufen; es muß mit der Perſon gezahlt werden.

Weil die ſtaatswirthſchaftlichen Syſteme alle dieſes innerſte Geheimniß des Reichthums, dieſe Bürgſchaft, welche aller Erwerb, alle Sachen, Producte, und Beſitzthümer nur von den Perſonen empfangen können, überſehn, oder ſie einem andern völlig abgeſonderten Departement der Geſetze, die auch zu Buchſtaben und Sachen herabgeſunken waren, zugeſchoben haben, ſo führen ſie nun in trauriger Verblendung einen Krieg gegen alle Perſönlichkeit und alle perſönlichen Verhältniſſe. Directe Verpflichtungen des Menſchen gegen den Menſchen, der Perſon gegen die Perſon, aus denen allein eine dauerhafte Bürgſchaft für das Perſönliche wie für das Sächliche hervorgehen konnte, ſollen nicht weiter ſtatt finden. Es kommt nicht mehr auf das Verbinden für die Ewigkeit an, vermittelſt der perſönlichen Kraft und des menſchlichen Herzens, ſondern auf das Auseinanderſetzen ohne Ende, vermittelſt Lohnes, vermittelſt Sachen, und insbeſondere der Einen Hauptſache: des Geldes.

Ich weiß ſehr wohl, mein Freund, was ſie mir einwenden können, daß nämlich dermahlen die Neigungen der meiſten Menſchen dieſen verderblichen Theorien der Staatswirthſchaft auf halbem Wege entgegen kommen; daß im Durchſchnitte auch diejenigen, die mit ihrer Perſönlichkeit zahlen ſollten, viel lieber mit ſächlichen Präſtationen davon kommen möchten, und die bequemen metalliſchen Auseinanderſetzungsmittel als Lohn ihrer Dienſte in unzähligen Fällen dem Gefühl einer freyen und perſönlichen Dienſtbarkeit vorziehen werden. Ich will Ihnen ſogar in Beziehung auf unſern beſonderen Gegenſtand, die Landwirthſchaft, noch mehr zugeben, wenn ſie mir zuvor erlauben, Ihnen zu zeigen, daß ich auf dieſem Gebiethe zumahl, wo das gemeine Auge nur Sachen und Producte ſieht, der Perſönlichkeit bedarf.

Gedenken Sie der Anfänge unſrer Staaten; wie aus dem Schooße des Ackerbaues ſich einerſeits das ſtädtiſche, andrerſeits das ländliche Gewerbe entwickelt hat. Sie werden finden, daß dieſe beyden Brennpunkte unſerer heutigen Oekonomie nichts anderes ſind als die beyden, weiter ausgebildeten, Gattungen der Bewirthſchaftung des Bodens, die ich, in meinem vorigen Briefe, deutlich und ſtreng zu unterſcheiden genöthigt war. Das was ich merkantiliſche Landwirthſchaft nannte, die Cultur des Bodens die ſich nach dem Markte, nach den Straßen, nach den Städten drängt und richtet, iſt in der gegenwärtigen Lage der Dinge nur eine Erweiterung der Stadtwirthſchaft, weßhalb ſie auch die Nähe der Städte liebt, und in der Haushaltung der großen Stadt, die England heißt, ihre beſten Muſter findet. Gäbe es noch keine Städte, ſo würden da, wo ſich die meiſten Straßen berühren, und wo ſich der Verkehr des umgebenden Landes auf halbem Wege begegnet, ſich Märkte bilden. Das Terrain dieſer Märkte würde für den zuſammenfließenden Verkehr auf eigne Weiſe bewirthſchaftet werden; während nämlich bloß der Ueberfluß der iſolirten Landwirthſchaften auf dieſe Märkte ſtrömte, während die iſolirte Landwirthſchaft von einem eignen freyen Geſetze der Erhaltung abhinge, würde die Bewirthſchaftung des Bodens, auf dem viele Straßen zu einem Markte zuſammenſtrömten, auch von dieſem Markte ihr Geſetz erhalten. Der Markt würde unzählige Vortheile zur Verfeinerung, zur Veredlung der Production, wie auch der zuſammenſtrömenden Producte, gewähren. Dergeſtalt würde alles Gewerbe in der Nähe des Marktes abhängig ſeyn von den Sachen, von ihnen das Geſetz empfangen, nach ihnen ſich bequemen: hingegen würde auf den entlegenen und iſolirten Gebiethen der Landwirthſchaft, die ich neulich der merkantiliſchen entgegenſetzte, ſich die Perſönlichkeit behaupten; hier würden die Sachen, die Producte abhängig ſeyn von den Perſonen und um ihrentwillen da ſeyn. Hier würde gewirthſchaftet werden um des dauerhaften Beyeinanderſeyns der Perſonen willen, während dort von dem zufälligen und momentanen Zuſammenſtrömen der Sachen die ganze Bewirthſchaftung abhinge: hier würde mehr die Freyheit, dort mehr die äußere Nothwendigkeit regieren. — Die bürgerliche Geſellſchaft aber iſt in ihrer urſprünglichen und reinen Form nichts anderes, als eine Wechſelwirkung jener beyden Gattungen der Landwirthſchaft, der merkantiliſchen, die in der Folge der Zeiten zur Marktwirthſchaft und zur Stadtwirthſchaft geworden, und der iſolirten Landwirthſchaft die ihren anfänglichen Charakter rein und ungetrübt beybehalten. In wie fern nun dieſe iſolirte Landwirthſchaft, ganz ihrem Local und den Bedürfniſſen der Perſonen, die ſie wechſelwirkend betreiben, zugethan bleibt, d. h. ihrem eignen Geſetze getreu bleibt, alſo ſich frey erhält von der Bothmäßigkeit der von Außen herſtrömenden Sachen; in wie fern alſo der Markt von allen Seiten auf beſtimmte, regelmäßige und natürliche Ueberſchüſſe rechnen kann, in ſo fern wird auch der Markt allmählich ſich befeſtigen, das ſtädtiſche Gewerbe einer Art von Freyheit und Dauerhaftigkeit genießen, die indeß nur von der freyen Landwirthſchaft abgeleitet iſt. Sobald hingegen das eigentliche und freye ländliche Gewerbe auf den Markt zu ſpeculiren, ſich in ſeine Abhängigkeit zu begeben, ſein Geſetz von äußeren Sachen herzunehmen anfinge, ſo begreift jedermann, daß auch der Markt Schwankungen und Stockungen erleiden, hier und dort alle Bürgſchaft der Dauer verſchwinden, und demnach alle bürgerliche Ordnung dahin ſeyn würde. Die Wechſelwirkung des Bleibenden und des Vorübergehenden, die zu beyderſeitiger Befeſtigung beſtanden hätte, würde durch innerliche Zerrüttung verloren gehen; aber auch äußerlich, gegen äußere Feinde würde ſie nicht behauptet werden können. Denn nur dadurch, daß ſich an einer Stelle wenigſtens der Geiſt der Freyheit, der Unabhängigkeit von den Sachen, d. h. der Perſönlichkeit erhielt, wird eine Garantie des ganzen ökonomiſchen Bundes nach Außen hin möglich; eben weil, wie oben erwieſen, Sachen nicht durch Sachen garantirt werden können. So nun kam höchſt natürlich auch die militäriſche Vertheidigung des Ganzen aus jenen Gebiethen der reinen, freyen und iſolirten Landwirthſchaft.

Wenn wir alſo oben die Geſetzgeber, die Staatsbeamten, die Landesvertheidiger, die Gelehrten, als die eigentlichen Depoſitairs und Bürgen der Perſönlichkeit, der Freyheit, alſo der gründlichen Sicherheit und Dauerhaftigkeit des Ganzen aufgeführt, ſo haben wir nun die Eigenthümer jener iſolirten landwirthſchaftlichen Gebiethe, die Führer dieſes heiligen Gewerbes als beſondere Statthalter der Freyheit und Perſönlichkeit nachzutragen. Fragen wir die Geſchichte unſerer europäiſchen Staaten, ſo iſt auch wirklich die Geſetzgebung, der Staatsdienſt, die Landesvertheidigung und die höhere geſellſchaftliche Einſicht urſprünglich in ihren Händen geweſen *), und die großen Begriffe der Freyheit, der Perſönlichkeit, des Adels, des Grundeigenthums fallen höchſt natürlich zuſammen, man möge ſie nun auf hiſtoriſchem oder auf philoſophiſchem Wege entwickeln. —

Sie können nicht umhin, mein Freund, in dieſer Darſtellung das vollſtändige Schema jeder gedenkbaren National-Haushaltung zu finden: wenn ich alſo den ſämmtlichen vorhandenen ſtaatswirthſchaftlichen Theorien, weil ſie die ganze perſönliche Seite ihres Gegenſtandes verſäumen, und nur die, außer ihrer Beziehung auf die Perſönlichkeit völlig weſenloſen Sachen in Betracht ziehn, allen wiſſenſchaftlichen Werth ab-

---

*) Anmerkung. Daß der Unterhalt dieſer Stände am natürlichſten auf Grundeigenthum baſirt wird, zeigt die tägliche Erfahrung, da es höchſt ſchwer, ja faſt unmöglich fällt, ſie durch Beſoldungen im Gleichgewicht mit den erwerbenden Ständen zu erhalten.

ſpreche, wenn ich ferner die ſogenannte rationelle, nach engliſchen Muſtern reformirte Landwirthſchaft von allem Antheil an der Geſetzgebung ausſchließe, eben weil ſie Stadtwirthſchaft iſt, und ſich höchſt unvernünftiger Weiſe für Landwirthſchaft hält — ſo können Sie kein Bedenken tragen, mir beyzupflichten.

Aber Sie meinen vielleicht, es ſeyen ganz neue und unerhörte Zuſtände im Anzuge, man müſſe die Dinge nehmen wie ſie ſind, und nicht wie ſie in vergangenen Zeiten waren, man müſſe die halberöffnete Rolle des Schickſals ſich erſt vollends entwickeln laſſen, bis dahin aber den augenblicklichen Umſtänden, dem Drange Aller nach den Sachen, und nach der Sache aller Sachen, dem Metallgelde ſanft nachgeben, auch wohl der allmählichen Auflöſung der alten, veralteten Verhältniſſe beyſtehn, die beliebte Auseinanderſetzung aller perſönlichen Verbindungen befördern, das ganze Leben, alſo auch die geſammte Landwirthſchaft merkantiliſiren, die bürgerliche Geſellſchaft von ihren bisherigen Banden befreyen, ſie in einem gewiſſen Zuſtande der Ungebundenheit den neuen Verknüpfungen unbekannter Zeiten entgegen führen, und bey dem an und für ſich ſchon ſauern Uebergange ſo viel Mühe und Unheil für die Einzelnen verhüthen als nur möglich ſey. — Hier war es, wo ich, wie oben geſagt, Sie erwarte, wo ich Ihnen entgegen kommen, und Ihnen mehr zugeben will, als Sie verlangen.

Ja nicht bloß diejenigen Stände, welche die Perſönlichkeit des Staats in dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge darſtellen ſollen: Staatsdiener, Militairs, Gelehrte ſind größtentheils von ihrer Beſtimmung abgefallen, ſondern auch die urſprünglichen und wirklichen Statthalter der Perſönlichkeit und der Freyheit im Staate, die Grundeigenthümer, die Führer der ächten Landwirthſchaft ſind vielmehr auf das Haben, auf den Erwerb der Sachen, zumahl der Sache aller Sachen geſtellt, als auf die Weſenheit ihrer Beſtimmung. Sie betragen ſich als Stadtwirthe; ihr Erwerb und ihr Genuß wird nicht mehr durch das Lokal ihres ererbten Bodens, durch den großen Zweck der Erhaltung ihrer Dienſtleute und Unterthanen, durch den heiligen Trieb der Freyheit, kurz er wird nicht mehr durch eigenes Geſetz beſtimmt. Das Motiv ihrer Wirthſchaft liegt in der Stadt und in ſtädtiſchen Bedürfniſſen; der Zweck derſelben iſt ſtädtiſcher Genuß. Die geſammte bürgerliche Geſellſchaft begiebt ſich wirklich auf den einen Arm des großen Hebels hin, anſtatt ſich, wie die Natur will, durch Gleichgewicht ſchwebend zu erhalten. — Alle wollen die höchſtmögliche Macht über den Augenblick gewinnen, als wenn es noch zweifelhaft wäre, ob es überhaupt eine Zukunft gebe. So ſtrebt dann von allen Seiten auch das Grundeigenthum, welches Jahrhunderte braucht, um ſeinen einförmigen Werth geltend zu machen, auf den Markt, um gegen Sachen vertauſcht zu werden, die unmittelbar wirken, die ſich unmittelbar verwandeln, wie das Geld, in alles was die Laune des Augenblicks verlangt. Der gutmüthige Theoretiker meint, nur die Perſonen wechſelten, beſſere Bewirthſchafter treten an die Stelle der ſchlechteren, es werde neue und beſſere Perſönlichkeit an das Grundeigenthum geknüpft, das Bedürfniß des Bodens und die Gewalt der Localität ſeyen zu mächtig, ſie würden ſich ihre Bewirthſchafter ſchon erziehn, und die Nahmen der Beſitzer ſeyen dem Staate gleichgültig. Indeß ſieht das hellere Auge die Strudelgewalt des Marktes wachſen und wachſen, denſelben Grund und Boden geringer und geringer am Werthe wiederhohlt zurückkehren. Die Dauer, wie oben gezeigt, war es, die allen Werthen des Marktes ihren Werth gab, und da das Princip der Dauer, wie gleichfalls gezeigt, mit der feudaliſtiſchen Landwirthſchaft dahin iſt; ſo iſt der Markt nunmehr nichts weiter als die große Operation, vermittelſt der ſich alle die einzelnen Werthe der bürgerlichen Haushaltung untereinander verzehren. — Dieß ſind die Offenbarungen des ſogenannten Geiſtes der Zeit, dieſes Götzen — nicht einmahl Götzen, dieſes Surrogaten eines Götzen für die gebildeten Leute dieſer Zeit: dieß iſt das Morgenlicht jener neuen, völlig unerhörten Zuſtände, denen die Staatskunſt nach Ihrer Meinung leiſe entgegenarbeiten ſoll. —

Der Markt, ſehen Sie ein, kann nur beſtehn, in wie fern unendlich vieles außer dem Markte bleibt; die Producte können nur ihren Werth behaupten, in wie fern nicht die Grundſtücke zugleich mit ihren Producten auf den Markt kommen; die Sachen haben nur einen Werth, in wie fern wahrhafte Perſonen ſie feſtzu-

halten,

halten, zu gebrauchen, zu vertheidigen wiſſen. Erwägen Sie wohl den Zuſtand der Dinge: die allgemeine ökonomiſche Zerrüttung, die, wie ich beweiſe, in dem Untergange der wahren feudaliſtiſchen Landwirthſchaft, oder des letzten Reſtes der perſönlichen Dienſtverhältniſſe, worauf ehemals die ganze bürgerliche Geſellſchaft beruhte, ihren Grund hat, offenbart ſich zunächſt an dem von aller Welt ausſchließlich begünſtigten Theile, nämlich in der Zerrüttung des Marktes. Ich bitte Sie für dieſen Augenblick von den Einflüſſen der äußeren Weltbegebenheiten auf den Markt ganz abzuſehn, und bloß den weſentlichſten Markt, den inländiſchen ins Auge zu faſſen. Durch ganz Europa hören Sie die Klage über Geldmangel, zugleich mit der durchaus widerſprechenden Klage über die Werthloſigkeit deſſelben Geldes, welches ſo ſelten iſt, oder über die unerhörte Steigerung aller Preiſe. Ueberſehen Sie nicht, daß dieſe Erſcheinung durchaus nicht durch den Ueberfluß der Werthzeichen, Papiere ꝛc. zu erklären iſt; es iſt offenbar auch Mangel an dieſen Werthzeichen, wie die hohen Diskonto in denen Ländern, die nur eine Papier-Cirkulation haben, beweiſen. Auf demſelben Markte, in derſelben Stunde, alſo hören Sie die gleichgegründeten Klagen über die ungeheure Theurung des Geldes, und über die ganz unverhältnißmäßige Wohlfeilheit des Geldes, über die nicht zu erſchwingenden Preiſe der Waaren, und dann wieder über die Spottpreiſe der Waaren. Es iſt ein Ueberfluß an Geld und Waaren, und zu gleicher Zeit der drückendſte Mangel an beyden; es iſt der größte Vorrath von Allem, die größte Nachfrage nach Allem, und doch fehlt das Gleichgewicht. — Dieſer unglückliche Zuſtand, mit allen ſeinen Widerſprüchen, iſt leicht erklärt: Alle Werthe ſind geſunken, und ſinken fortdaurend in beſchleunigter Progreſſion. Jeder Einzelne ſchlägt den Werth ſeines Geldes und ſeiner Waare viel höher an, als die Geſellſchaft anzuerkennen vermag; jeder Einzelne ſtrebt nach ſächlichen Beſitz, und achtet ihn viel höher, als die bürgerliche Geſellſchaft im Ganzen durch den Orakelſpruch des Marktpreiſes zugiebt; jeden Einzelnen — wohlgemerkt! jeden Einzelnen koſtet ſein Geld und ſeine Waare viel mehr, als ihm die Geſellſchaft wieder bietet, und als er zuletzt von ihr dafür erhält. Alſo durch alle gedenkbare Umſätze hindurch geht ein beſchleunigtes Sinken aller Werthe von ſtatten: unter den Händen der Begehrenden zerfließt das mit einſeitiger Neigung Begehrte, unter den Händen der Beſitzenden, das mit Abgötterey Beſeſſene.

Wir hätten alſo hier, unſern modernen Staats-Philoſophen zum Trotze, nach deren Lehre die Nachfrage den Werth der Dinge allenthalben ſteigern ſoll, ein Beyſpiel, — und welch ein weltumfaſſendes Beyſpiel — daß eben durch die übertriebene unmäßige Nachfrage die Werthe der Dinge ſinken. Es leuchtet aus dieſem großen Beyſpiel ein ganz neues Licht für die Staatswirthſchaft, und mit dieſem neuen Lichte kommt eine glänzende Genugthuung für die ökonomiſche Weisheit der vergangenen feudaliſtiſchen Jahrhunderte, und eine auffallende Beſchämung für den Vorwitz ihrer Verächter! — Die Staats-Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts, und ihre Nachfolger im neunzehnten Jahrhundert kommen dahin überein, daß der wahre genügende Werth der Sachen ſich aus dem Gleichgewichte zwiſchen dem Vorrath der Sachen und der Nachfrage darnach ergebe, kurz daß die Sachen untereinander ſich gegenſeitig zu wahren und dauerhaften Werthen conſtituirten und garantiren, wenn man ſie nur frey fortſchwimmen laſſe, wenn ſich nur gar keine Perſönlichkeit, kein Geſetz in ihren Umtrieb miſche oder denſelben hemme. Dieſe Lehre proclamirt die Freyheit der Sachen, und — wie die Weltgeſchichte dann bald nachher ausweiſt — die Sclaverey der Perſonen. — Das angeführte große Beyſpiel zeigt, daß die Sachen, (ſich ſelbſt überlaſſen, und die Perſönlichkeit der Menſchen davon abhängig gemacht), ſich untereinander und ihren Werth vollſtändig zerſtören; daß der Markt, oder der aus bloßen Sachen zuſammengebaute Staat, wenn ihm nicht mehr eine träge, zähe, auf perſönlichen und Dienſt-Verhältniſſen beruhende Landwirthſchaft das Gegengewicht hält, anarchiſch mit allen ſeinen Schätzen und Gütern und Werthen zuſammenſinkt; endlich daß die Erhaltung und das Steigen der Werthe aller Dinge nicht von dem mechaniſchen Gleichgewichte unter dieſen Dingen, ihrem Vorrathe und ihrem Bedarfe, ſondern von dem höheren Gleichgewichte des Werthes, den der einzelne Beſitzer und Begehrer der Sache darauf legt, mit dem Werthe den die bürgerliche Geſellſchaft im Ganzen beſitzend und begehrend darauf legt, abhängt.

Die bürgerliche Geſellſchaft im Ganzen, die ſich im Orakelſpruche des Marktpreiſes ausſpricht, hat immer Recht, und da alle Einzelne ihren Beſitz und ihr Begehren höher und geringer anſchlagen als der Marktpreis beſagt, mit andern Worten, da alle Einzelne zugleich über Theurung, Geldmangel und Verſchleuderung der Waaren in einem Athem klagen, ſo haben alle Einzelne unrecht. Will ich Einzelner kaufen, ſo ſteht mir die ganze bürgerliche Geſellſchaft als Verkäufer gegenüber, und verlangt einen unerſchwinglichen Preis; will ich Einzelner verkaufen, ſo ſteht mir die ganze bürgerliche Geſellſchaft als Käufer gegenüber, und ich muß meine Waare, wenn ich ſie nicht zurückhalten kann, faſt verſchenken. Alſo muß ich wohl auf einſeitige und falſche Weiſe, und nicht in dem Sinn der bürgerlichen Geſellſchaft begehren, und ſie und ihre Waare unterſchätzen; andrerſeits aber auf eine krampfhafte abgöttiſche Weiſe und nicht in dem Sinne der bürgerlichen Geſellſchaft beſitzen, d. h. mich und meine Waare überſchätzen. Die bürgerliche Geſellſchaft aber iſt der Conflikt, das Ganze aller Käufe und Verkäufe; wenn ich heute meine Waare zu hoch anſchlage, ſo muß ich dafür morgen die Waare meines Nachbars zu niedrig achten; ich habe Unrecht, mein Nachbar hat Unrecht, wir und alle andern Nachbarn einzeln genommen widerſprechen der bürgerlichen Geſellſchaft;

aber da bey jedem einzelnen Handel der zu hoch tarirende Beſitzer, durch den zu niedrig tarirenden Begehrer balancirt wird, da ich ſelbſt, indem ich heute meine Waare zu hoch, und alſo das Geld zu gering anſchlage, mich der nothwendigen Folge unterwerfe, daß mir, wenn ich morgen Waaren brauche, wieder das Geld um ſo theurer angerechnet wird, ſo geſchieht es, daß, während alle Einzelne bey jedem einzelnen Umſatze unrecht haben, d. h. falſche Preiſe anſetzen, dennoch das Ganze, das aus dieſen einzelnen Unrichtigkeiten zuſammengeſetzt iſt, Recht hat, und in den Marktpreiſen ſich die wahren Werthe andeuten: ſo wird auch hier die vox populi zur Stimme Gottes. — Eben ſo nun begehrt der Einzelne heut, unmittelbar und wie mit einem Schlage, alſo vorzüglich durch die augenblickliche Gewalt des Geldes, einen großen Beſitz zu erlangen; ſetzen wir, er acquirire ein Landgut; kaum iſt er im Beſitz, ſo wünſcht er daß die Gewalt des Geldes nachlaſſe, mit andern Worten, daß die Güter im Preiſe ſteigen, daß die Producte theuer werden ſollen. Kurz, das iſt der große Grundmangel: der Werth der Sachen, der Werth des Beſitzes wird in allen Fällen zu hoch angeſchlagen, und da alle Werthe in letzter Inſtanz von dem Träger der Sachen, von der Perſönlichkeit nämlich abhängen, da die Sachen nur Werth ſind, in wie fern ſie an der Perſönlichkeit gemeſſen, in die Perſönlichkeit umgeſetzt werden können; da alles Haben nur etwas Werth iſt, in wie fern es von einem gründlichen Seyn gemeſſen, und in ein ſolches umgeſetzt werden kann, ſo mögen die augenblicklichen Preiſe der Dinge ſteigen wie ſie wollen, die weſentlichen dauerhaften Werthe der Dinge ſinken allezeit mehr, alle Einzelne verlieren bey allen ihren einzelnen Umſätzen, eben weil der Werth der Dinge nur geſtetigt wird durch die Dauer, die Dauer der Dinge aber nichts anderes iſt, als ihre bleibende Verbindung mit der Perſönlichkeit oder der höheren unvergänglichen Natur des Menſchen, dieſe Perſönlichkeit aber bey aller Oekonomie, bey allen götzenhaften Beſtrebungen der Menſchen, und daher auch bey allen Theorien der Staatswirthſchaft, außer Acht gelaſſen wird.

Die Menſchen dieſer Zeit ſehen am Staate nichts anderes, als ein ungeheures Waarenlager; das Aggregat der ſämmtlichen verkäuflichen Sachen halten ſie für den National-Reichthum. Nun aber bildet, wie ich eben bewieſen, ihr Zuſammenſeyn eine große, gerechte, untrügliche *Perſon*. Wie ſie nun nur von den Waaren des Staates, aber nichts von ſeiner Perſönlichkeit, nichts von dem Gefühle ſeines vollſtändigen Seyns begehren, ſo müſſen ſie bey allen ihren Handeln, Verkehren, Umſätzen, nothwendig mit dem Staate in Uneinigkeit ſeyn, immer andere Preiſe verlangen, als die die bürgerliche Geſellſchaft anſetzt, immer im Irrthum ſeyn über den Werth der Dinge, alſo immer verlieren.

Die Staatsgelehrten dieſer Zeit haben, wenn ſie über den Staat reden, beſtändig das Gewühl und die ewig wechſelnden Erſcheinungen des Marktes vor der Seele, anſtatt dieß allzubewegte Bild allezeit durch die ruhige Vorſtellung der alten und natürlichen Landwirthſchaft zu mäßigen, anſtatt die Bewegung dort durch die Ruhe hier, und dieſe Ruhe durch jene Bewegung zu beleben und zu verewigen.

Das ganze Zeitalter endlich iſt in der Zerſtörung jener Einrichtungen begriffen, wodurch die Perſönlichkeit und der eigentliche Werth des Menſchen, alſo auch der Dinge, jedem einzelnen gegenwärtig erhalten wurde: ſie wiſſen daß ich die feudaliſtiſchen Inſtitutionen überhaupt, und insbeſondere die allgemeine Quelle derſelben, die feudaliſtiſche Landwirthſchaft meine. Vermittelſt dieſer Einrichtungen konnte der einzelne Bürger ſich zu der Perſönlichkeit der bürgerlichen Geſellſchaft erheben, ſie empfinden, alſo in der Abſchätzung aller Werthe mit ihr harmoniren, worin, wie ich oben gezeigt, alles ökonomiſche Gleichgewicht eigentlich beſteht. Stand die Perſönlichkeit des ganzen Staats den einzelnen Bürgern vor Augen, ſo vermochte ſie ſich auch wirkſam und für jeden Einzelnen vernehmlich in ſolchen lebendigen Geſetzen auszuſprechen, die, wie ich im Anfange des gegenwärtigen Briefes verlangte, nicht bloß den Kapitalwerth an das Landgut hypothekariſch zu knüpfen, ſondern ihn auch zu verbürgen verſtehen, dadurch, daß ſie den Werth des Landgutes gegen äußere Feinde und innere ökonomiſche Mißbräuche aufrecht zu erhalten vermögen.

Laſſen Sie mich jetzt dieſe ganze ſtaatswirthſchaftliche Deduction, die zum Verſtändniß unſres Gegenſtandes unbedingt nothwendig iſt, noch unter einem

Geſichtspunkt zuſammenfaſſen. Gold, Silber und alle Waaren und Sachen der Welt ſtehn nach ihren Eigenſchaften und nach den Graden ihrer Brauchbarkeit in gewiſſen Verhältniſſen. In wie fern der Menſch in einem thieriſchen Zuſtande und ohne Staat lebte, wäre er ſelbſt nichts beſſeres als eine ſolche Sache, und ſo würde freylich ein gewiſſes Verhältniß ſich unter allen dieſen Sachen durch Naturordnung bewußtlos feſtſetzen. Da der Menſch aber ohne das höhere Bedürfniß der bürgerlichen Geſellſchaft nicht zu denken iſt, und ohne ſie nicht zu leben vermag, ſo ordnen ſich durch die Gewalt dieſes höheren Motives, die geſammten Sachen in ganz andere Verhältniſſe; es zeigt ſich ein ganz anderer Werth in den Dingen, je nachdem ſie mehr oder weniger den Zwecken der bürgerlichen Geſellſchaft, welche die Bedingung der Erreichung aller andern menſchlichen Zwecke iſt, förderlich ſind. Der erſtere Werth war der von einer blinden Nothwendigkeit beſtimmte Werth des Futters aus dem Geſichtspunkte des Viehes: der andere Werth wird mit Freyheit, mit Bewußtſeyn, mit Rückſicht auf alle geiſtige und körperliche, geſellſchaftliche und beſondere Bedürfniſſe des Menſchen beſtimmt. Dieſen letzteren Werth beſtimmt die Perſon des Staats, oder auch jeder Einzelne, der ſich in dem erhabenen Standpunkt dieſer Perſon großmüthig zu erheben weiß. Er entſteht, indem der Sachwerth jedes einzelnen Dinges in Verhältniß auf die Perſönlichkeit des ganzen Staates, d. h. auf ſeine Freyheit, auf ſeine wahre Sicherheit, auf ſeine Dauer gebracht, und danach angeordnet wird. — Wenn der bloße Sachwerth aller Dinge, wie in dem letztverfloſſenen Jahrhundert geſchah, beträchtlich und über die Gebühr ſteigt, ſo ſind die Vermehrung der Geldzeichen und Steigerung der Nachfrage, die man gewöhnlich für die Haupturſachen hält, nur untergeordnete, und unmerklich mitwirkende Veranlaſſungen dieſer großen Erſcheinung; die Haupturſache iſt, daß der höhere, der perſönliche, der geſellſchaftliche Werth ſinkt, weil er nicht geachtet wird, weil die Menſchen aus der bürgerlichen Verfaſſung, welche die höheren Werthe regulirt, heraus, und in den thieriſch-dunklen augenblicklichen Zuſtand des einſamen Privatlebens, und in das Joch der bloßen Nothdurft zurück drängen. Wenn man alſo über die unerſchwinglichen Preiſe der Dinge klagt, ſo dienet zur einzigen ſoliden und genügenden Antwort: daß man nur dasjenige, was durch keinen Beſitz keiner bloßen Sache erlangt und verbürgt werden kann, was mit keinem Gelde, ſondern nur mit Seinesgleichen zahlbar, das Perſönliche wieder in ſeine Rechte ſetzen möge. Denn es kommt ja darauf an, die Sachen, nicht etwa unter ſich, ſondern mit der Neigung des Begehrenden, mit dem Werthmaße das der Beſitzende von ſeinem Beſitze in der Seele trägt, alſo mit ſeiner Perſönlichkeit ins Gleichgewicht zu ſetzen.

Was meinen Sie alſo, mein Freund, zu jenen ſtaatswirthſchaftlichen Theorien, die alle perſönlichen Verhältniſſe, welche noch in unſern Staaten beſtehen, — und das ſind gegenwärtig, wo der Staatsdienſt, der Kriegsdienſt, das Lehramt, und faſt alle höheren und perſönlichen Functionen des bürgerlichen Lebens den Charakter der Gewerbe und der Lohnarbeit angenommen haben, nur noch die Dienſtverhältniſſe des Landbaus, vollends aufgehoben wiſſen wollen? welche die letzte Wurzel ausreiſſen wollen, durch die alle das kleine nichtswürdige Gewerbe, aller der vergängliche Beſitz mit dem vaterländiſchen Boden und ſeiner Dauer zuſammenhängt?

Alle Werthe innerhalb des Staats, und das iſt das große Reſultat meiner Darſtellung, alle Werthe ſind in dem dermahligen Zuſtand der Dinge, von dem Beſtande der alten Verhältniſſe des feudaliſtiſchen Ackerbaues abgeleitete Werthe. Merkantiliſiren wir den Ackerbau, ſo iſt unſre National-Exiſtenz und alſo die geſammte und einzige Bürgſchaft unſrer beſondern Exiſtenz dahin, ſo verſchwinden alle eigentlichen Werthe, und es bleiben nur die Sachpreiſe übrig, deren unendliche Steigerung uns zeigen wird, daß wir auch keine Sache weder beſitzen noch verlangen können, wenn wir die Perſönlichkeit über die Sachen, das Seyn über das Haben, den Geiſt der Freyheit über den thieriſchen Drang der Nothdurft vergaßen.

Alſo ſprechen Sie mir nicht von ungewiſſer Zukunft, von nothwendiger Nachgiebigkeit gegen die Gegenwart, wenn ſich eine neue unbekannte Zeit ankündigt. Ob neue Zeiten mit andern Menſchen und andern Bedürfniſſen und andern Staatseinrichtungen kommen werden? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß ich es weder Weltordnung, noch Staatsordnung, noch auch nur überhaupt eine Zeit nennen werde, wenn das höhere Gefühl der Perſönlichkeit im Menſchen, wie in den Verbindungen der Menſchen nicht mehr die Sachen nach eignem Geſetz ſich unterzuordnen vermögen wird, wenn die Dauer nicht mehr die Werthe der Dinge beſtimmen, ſondern vielmehr das menſchliche Geſchlecht in dem Chaos ſeiner eigenen Werke und Götzen untergehen wird.

Der Philoſoph und die Sonne.

Der Philoſoph.

Du edler Stern am hohen Himmelszelt,
Du Herr und König deiner Brüder!
Du biſt ſo gut geſinnt — du wärmeſt uns die Welt,
Und ſchmückſt mit Blumen uns das Feld,
Und machſt den Bäumen Laub, den Vögeln bunt Gefieder;
Du machſt uns Gold, das Wunderding der Welt,
Und Diamant und ſeine Brüder;
Kommſt fröhlich alle Morgen wieder,
Und ſchütteſt *immer* Strahlen nieder. —
Sprich edler Stern am hohen Himmelszelt,
Wie wachſen dir die Strahlen wieder?
Wie wärmeſt du? *Wie* ſchmückſt du Wald und Feld?
Wie machſt du doch in aller Welt
Dem Diamant ſein Licht, dem Pfau ſein ſchön Gefieder?
Wie machſt du Gold? . . .
Sprich liebe Sonn', ich wüßt' es gern.

Die Sonne.

Weiß ichs? Ich frage meinen Herrn.

Matthias Claudius.

Rezept.

Ein Fräulein, hinter Schloß und Gitter,
Ein junger, vielliebender Ritter,
Ein Lied, ein Mond, eine Zither,
Begleitet von einem Gewitter,
Ein Held, der nie ruht,
Viel Muth,
Viel Blut,
Viel Schlachten,
Zwey blaue Augen, die ſchmachten,
Ein treuer derber Rittersmann
Der liebt und ficht und nicht ſchreiben kann,
Bemahlte gotiſche Fenſter,
Ein finſterer Gang voll Geſpenſter,
Ein Kloſter, Angſt- und Nonnengeſchrey,
Ein Teich von geſammelten Thränen dabey;
Dieß alles wohl zuſammengethan,
So giebt es einen Ritterroman.

v. St.

Ueber nordiſche Dichtkunſt.

Oſſian. Die Edda, Sigurd und Shakſpeare.

Die leichtern Hervorbringungen der Poeſie ſind den Blumen zu vergleichen, deren jeder Frühling wieder neue mit ſich bringt, oder auch wohl den Schmetterlingen und andern geflügelten Ephemeren, welche im Umkreiſe der Blumen ſchweben, oder an Sommerabenden im Glanze der Sonne ſchwimmen und ſpielen.

Eine ſcharf ſondernde, ſtreng abwägende Kritik iſt hier nicht recht anpaſſend, und ihr Maß kaum anwendbar auf dieſe leichten Erzeugniſſe eines glücklichen Augenblicks, Kinder des Frühlings und der Liebe. Was hilft es ſich bitter darüber zu beklagen, daß die Witterung im Frühling und Sommer mancherley Ungleichheiten ausgeſetzt iſt, oder ungeduldig zu werden, wenn uns oft im Genuß eines ſchönen Tages beſchwerliche Inſekten ſtören? Ertönt doch auch in unſerm Frühling die Klage der Nachtigall und das fröhliche Lied der Lerche! Zufrieden, daß nur noch nicht aller Geſang in unſern letzten Zeiten verſtummt iſt, nehme man alſo die Gaben des deutſchen Frühlings wie er ſie eben biethet, ohne ſich ewig nach einem glücklichern und ſüdlichern Himmel vergebens zu ſehnen. Wild wachſen liebliche Mayenblumen in unſern Wäldern, thöricht wäre es jedoch, ſich in dem Anblick und Genuß eines ſchönen kunſtreichen Gartens durch die ſtäte Erinnerung ſelbſt zu ſtören, wie doch eigentlich nicht Deutſchland, ſondern Perſien das Vaterland der Roſen iſt, wie dieſe oder jene Frucht und Blume unter dem joniſchen Himmel oder in Italiens Gefilden einheimiſch und nicht gleich urſprünglich es auch bey uns geweſen.

Die Jugend iſt der Frühling des Lebens, und die einfachen Freuden der Natur werden Vielen immer theuer bleiben. Aber mannigfaltig iſt der Sinn der Menſchen, nicht minder groß iſt die Zahl derjenigen, welchen das Geräuſch der Städte, und der reiche wechſelnde Glanz des geſellſchaftlichen Lebens höher gilt. Allerdings ſind hier auch mannigfaltigere, gebildetere, merkwürdigere geiſtige Kräfte rege, als in jenen kunſtloſen Spielen des unmittelbaren Gefühls. Alles iſt in dem lebhafteſten Kampf, jeder will gewinnen und genießen, den andern zuvorkommen, und vor den andern glänzen. Mit dem Gedränge und Getreibe eines Jahrmarkts könnte man dieſe zweyte Gattung der Poeſie, welche nach dem Beyfall der Geſellſchaft haſcht, und dem Geiſte der Mode dienſtbar iſt, am ſchicklichſten vergleichen; ſey es nun, daß ſie die Menge perſönlich vor ihrer Bühne verſammelt, oder bloß für die Lectüre beſtimmt, die müßigen Stunden der einzelnen Genießenden ausfüllt. Alles iſt bey einem ſolchen allgemeinen Austauſch in Leben und Bewegung, jeder will kaufen oder verkaufen. Kinder greifen nach dem erſten beſten ſüßen Naſchwerk das ihre Blicke reizt, die Jugend meiſtens nach ſchimmernden Putz und dem Flitterſtaat einer oberflächlichen Geiſtesbildung; neugierig drängt ſich der Haufe bald um dieſe bald um jene Bude und Bühne. Andere, beſonders die Verkaufenden, denken nicht ſo auf den Genuß als zunächſt auf den Gewinn, Geld und Beyfall, und wie ſie die Menge täuſchen und die ſchwache Seite auch der Beſſern ergreifen und zum eignen Vortheil benutzen können. Oft ſind beyde, die Kaufenden wie die Verkaufenden gleich ſehr getäuſcht, indem die Zahlung und der Beyfall der Erſten nicht mehr wahren Werth hat, als das Naſchwerk des Herzens und der Flitterſtaat des Verſtandes, welchen die andern dafür geben.

Anziehend, merkwürdig und künſtlich genug iſt bey alle dem dieſer allgemeine geiſtige Verkehr. Die Wirkung welche ein Schauſpiel, ein Roman auf ein beſtimmtes Publikum, oder gerade zu dieſer Zeit, und in dieſen Anſichten und Verhältniſſen machen ſoll, und machen kann, läßt ſich in einem gewiſſen Grade berechnen. Künſtliche Theorien und Syſteme, verſchieden und entgegengeſetzt nach den verſchieden gewählten Standpunkten oder eingewurzelten Vorurtheilen ſind darauf gebaut, und ſelbſt wieder Gegenſtand eines ähnlichen geiſtigen Treibens und Reibens, des lebhafteſten Kampfes und der allgemeinen Theilnahme geworden. Es liegt auch dieſe Art der Thätigkeit in der menſchlichen Natur; vergeblich elſo und auch thöricht würde es ſeyn, ſie unbedingt verdammen zu wollen. Zu wünſchen wäre wohl, daß auf dem poetiſchen Jahrmarkt, um in dem einmahl ergriffnen Bilde weiter zu reden, beſonders auf unſerm deutſchen, etwas mehr Ordnung und Einheit herrſchte. Ob aber dieß durch bloße Kritik erreichbar ſey, ob hier nicht eine ganz andere, moraliſche Gewalt zunächſt entſcheidend ins Mittel treten, und Ordnung hervorrufen müſſe, das kann nach dem bisherigen Erfolg kaum zweifelhaft ſcheinen. Wie ſelten ſind nicht die Fälle, wo es einer durchgreifenden Kritik wirklich gelang dem Strome der Mode Einhalt zu thun, die Täuſchungen in ihr Nichts aufzulöſen, denen jeder, wenn er auch weiß daß er getäuſcht wird, ſich ſo gern von neuem hingiebt, um dem beſchwerlichen Ernſt der Wahrheit zu entfliehen, oder auch nur einzelne eingewurzelte Vorurtheile auszurotten.

Von dieſem Felde alſo, wo ſo leicht und ſo bald kein vollſtändig glücklicher und ſiegreicher Erfolg zu hoffen iſt, wenden wir uns lieber zu einem ungleich weniger betretenen Gebiete. Außer jener Poeſie des Frühlings und des Augenblicks; dann jener zweyten die der Mode dient und in der Sphäre des höhern geſellſchaftlichen Lebens ihr Weſen treibt, giebt es noch eine andere, älter als jene beyden. Es iſt die Poeſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt ſelbſt, oder die Sage und Heldendichtung, welche nicht bloß in dem Gebiete der Kunſt eingeſchloſſen iſt, ſondern eben ſo ſehr der Geſchichte, und zwar der Urgeſchichte des Menſchen und der Natur angehört. Im Gegenſatz der abgeleiteten Kanäle jener künſtlich conventionellen, auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe und Erſcheinungen gerichteten Poeſie, könnte man ſie einer reinen und ſtarken Felſenquelle ver-

gleichen;

gleichen; in Rückſicht aber auf den äuſſern Reiz und die ſinnliche Fülle, den Blätterſchmuck und Blüthenglanz derjenigen Poeſie, welche unmittelbar aus dem Gefühl des jugendlichen Lebens und der Liebe hervorgeht, mit jenen rauhen ehrwürdigen Urgebirgen, welche den einſamen Wanderer mit Erſtaunen und Nachdenken erfüllen, und unter die Rieſengeſtalten der Vorzeit verſetzen.

Hier iſt die Kritik, die aber wie ſich verſteht, faſt durchaus Geſchichte ſeyn muß, ganz an ihrer Stelle und wahrhaft fruchtbar. Nicht um die großen Werke der Natur nach einem willkührlichen Maaß, oder oft allzuleichtem und vergänglichem Gewicht zu würdigen, ſondern ſie zu deuten, zu erklären, ihnen ihre wahre Stelle anzuweiſen, und ſie allgemeiner verſtändlich zu machen. Mit dem Geſchäft des Bergmannes iſt die Erforſchung und Erklärung dieſer alten Denkmahle der Sage zu vergleichen; des Bergmannes der die Natur in ihren Tiefen beobachtet und andern deutet. Hier unten wurzeln und ſchlummern verborgen jene Kräfte und Metalle — das Gold und das Eiſen — welche an die Oberfläche hervorgebracht alles in Umlauf und Bewegung ſetzen, die Fluren mit dem Seegen der Fruchtbarkeit ſchmücken, oder Felder und Ströme mit Blut färben; hier ruhen verſchloſſen die erquickendſten Heilkräfte und die tödtlichſten Gifte, unſcheinbare Stoffe ferner, aus denen durch geringe Kunſt die üppigſte Mannigfaltigkeit der glänzendſten Farbenſpiele ſich entwickeln läßt; manches andere Geheimnißvolle, alles zerſtreut und begraben unter den Ruinen einer verſunkenen Rieſenwelt.

In einer ſolchen Stimmung muß man ſich den alten Denkmahlen der alten Heldenſage nahen, um ſie zu faſſen und zu deuten. Betrachtungen dieſer Art, wenigſtens ſo weit als das Gebiet der vaterländiſchen Dichtkunſt ſich erſtreckt, möchten wir wohl verſuchen, unſern Leſern von Zeit zu Zeit mitzutheilen. Es iſt uns dabey vorzüglich nur darum zu thun, das gediegene Metall der alten Poeſie zu Tage zu fördern. Solche die ſich ein Geſchäft daraus machen, es vielfach umzuſchmelzen, mit irgend einem mehr oder minder allgemein geltenden oder bloß willkührlichen Stempel zu verſehen und in kleinen Portionen in Umlauf zu bringen, finden ſich ohnehin ſchon genug.

Seit Leibnitz und Eccard hat die Kenntniß der deutſchen Sprache, ſeit Klopſtock und Bodmer auch die der altdeutſchen Dichtkunſt immerfort manchen Zuwachs erhalten. Beſonders aber iſt ſeit den letztern zehn oder zwölf Jahren, wie das Gefühl des Vaterlandes überhaupt von neuem erweckt und aufgeregt, ſo auch die Liebe zu unſern alten vaterländiſchen Dichtern ſichtbar allgemeiner und lebhafter geworden. Indeſſen fehlt noch ſehr viel, daß die altdeutſche Litteratur ſchon vollſtändig bekannt wäre, was auch nach ihrem großen Umfange ſelbſt bey beſſern Hülfsmitteln und zahlreichern Vorarbeiten nicht leicht ſeyn würde. Es umfaßt dieſelbe, ſelbſt wenn man die altſächſiſchen Denkmahle ausſchließt, und nur die Werke in hochdeutſcher Sprache dahin rechnet, und dann die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, oder den weſtphäliſchen Frieden, als die Grenze und Scheidewand zwiſchen dem alten und dem neuen Deutſchland auch in der Litteratur annimmt, einen Zeitraum von beynahe acht Jahrhunderten (870 bis 1650). Viele Veränderungen, mehr als eine Ebbe und Fluth, manche gänzliche Umgeſtaltung durchlebte der deutſche Geiſt in dieſem langen Zeitraume, und mehrere Regionen in dem weiten Gebiet ſeiner ehemahligen Wirkſamkeit ſind noch ganz unbekannt und wie unentdeckte Länder. Selbſt für die Poeſie, auf welche ſich die Neigung der Forſcher und der Nation bis jetzt vorzüglich gerichtet hat, iſt vieles übrig, wo man noch weiter zurückgehen, noch tiefer aus der Quelle ſchöpfen muß, wenn deutſche Kunſt und Art, wie ſie von Alters her war, ganz richtig verſtanden, und wie ſie noch jetzt ſeyn kann, von neuem belebt und erweckt werden ſoll.

Jenes alldurchdringende tiefe Naturgefühl welches aus den germaniſchen Sitten und Einrichtungen des Lebens hervorleuchtet, woraus nicht blos der Hang zur Freyheit, ſondern auch die zartere Liebe, und die uns eignen Begriffe von Adel und Ehre zuerſt entſprungen ſind, iſt in der nordiſchen Götterlehre und Edda einheimiſch. So viel auch der Einfluß des Chriſtenthums und mildere Sitten nachher daran geändert haben, es iſt viel von jener alten Denkart und Gefühlsweiſe, wenn gleich in neuer verwandelter Geſtalt geblieben. Durch die ganze Ritterzeit, durch alle Thaten und Sitten, alle Dichtungen und Gebilde des Mittelalters geht dieſer Grundton gleichſam wie die nordiſche Ader hindurch, und noch ſchlagen dieſe Gefühle in den Herzen aller Völker deutſcher Abkunft.

Odins Götterlehre war den nördlichen Deutſchen und Sachſen mit den ſkandinaviſchen Völkern gemein; beyde Nationen finden ſich nach ſo langer Abſonderung doch noch verwandt, und waren urſprünglich Ein Volk. Um ſo weniger kann es gegen die Natur der Sache, oder zu weit entlegen ſcheinen, wenn wir die deutſche Poeſie bis zurück zu ihrer nordiſchen Quelle, der Edda, verfolgen möchten. Anders iſt es freylich mit den Celten und ihren Sagen oder Denkmahlen, die uns allerdings fremder erſcheinen und bleiben. Wenn aber auch der Geſchichtsforſcher überall Urſache findet, celtiſche und gaeliſche Stämme, Sitten und Einrichtungen von den germaniſchen ſorgfältig zu unterſcheiden, ſo iſt doch nicht zu laugnen, daß dieſe beyden allerdings in ihrem Urſprung ganz verſchiedene Nationen, vieles von einander angenommen, daß die freyen nordiſchen Völker des neuern Europa überhaupt manche Eigenſchaften und Anſichten mit einander gemein hatten, daß ſie in mancher beſondern den Alten fremden Gefühlsweiſe, auch noch vor der nähern Verbindung welche das Chriſtenthum herbey führte urſprünglich zuſammen ſtimmten. Die allgemeine Aufnahme welche Oſſian in den meiſten Ländern Europa's gefunden hat, die ganz beſondere Liebe mit welcher man ihn in Deutſchland ſich angeeignet hat, kann dieß beſtätigen. Wie oft hat man nicht die ſentimentale Schwermuth des ſchottiſchen Barden, als die eigenthümliche noch aus der freyen Vorzeit herſtammende Gefühls- und Darſtellungsweiſe der neuern Europäer, der klaren und heitern Darſtellung des Homer und anderer Alten entgegen geſtellt!

So viel Unrichtiges auch in dieſe Gegeneinanderſtellungen eingemiſcht worden ſeyn mag, ſo wenig wir auch in die Lobpreiſungen der ausſchließenden Bewunderer Oſſians ganz einſtimmen können, ſo iſt doch die Erſcheinung ſchon durch die Wirkungen welche ſie gehabt hat, merkwürdig genug. Nachdem Macpherſons unächter und falſcher Oſſian die Welt ſo lange beſchäftigt hat, und über deſſen poetiſchen Werth oder Unwerth ſo viel iſt geſtritten worden, mag es nicht überflüßig ſcheinen, über den wahren und echten Oſſian, den man uns jetzt verheißt und darbietet, einige Bemerkungen mitzutheilen, wobey wir vor allem nur ſuchen werden, erſt hiſtoriſch einen feſten Grund und Boden für die ganze Erſcheinung zu gewinnen. Die Sage gehört ja überhaupt nur zur Hälfte der Dichtkunſt, dann aber auch der Geſchichte an. Beyde Elemente laſſen ſich nicht eigentlich ſcheiden, und ſelbſt für den poetiſchen Werth und Genuß alter Heldengedichte iſt es vor allem wichtig, ſich nur erſt hiſtoriſch klar zu machen, an welcher Stelle ſie in den Zeiten ſtehen, in welchem oft beſchränkten Völkerraume ihre Begebenheiten ſpielen, kurz ſich ganz in die Welt zu verſetzen der ſie angehören und aus welcher ſie entſtanden ſind.

Nachdem der letzte verzweifelte Verſuch, den ein Stuart in Schottland wagte, um den brittiſchen Thron welchen ſeine Vorfahren beſeſſen hatten, wieder zu erobern, im Jahre 1746 mißlungen war, fand die Regierung nothwendig, um ſolchen Verſuchen für die Zukunft vorzubeugen, manches in den alten Einrichtungen der Schotten zu ändern, und das bis dahin in ſeinen Sitten und Gebräuchen durchaus eigenthümliche und ſelbſtſtändige Land immer mehr an England zu binden, und die gewiſſermaßen erſt wieder eroberte Provinz mit dem Hauptlande des ganzen Reichs möglichſt zu verſchmelzen. Doch iſt bis auf die neueſte Zeit eine fühlbare und auch in den Werken des Geiſtes und des Geſchmackes bemerkliche Verſchiedenheit zwiſchen der Sinnesart beyder Völker geblieben. Der gewaltſam zurückgedrängte Patriotismus der Schotten mochte, wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, ſeit jener Kataſtrophe mit deſto heißerer Liebe ſich zurückwenden zu den alten National-Erinnerungen und Sagen ſeines ehemaligen Lebens und alten Ruhms. Dieſe Stimmung hat mit beygetragen zu der aufmerkſamern Sammlung und Bekanntmachung der gaeliſchen Bardenlieder, und noch mehr vielleicht zu der Liebe und Begeiſterung, mit welcher ſie zunächſt in ihrem Mutterlande aufgenommen wurden. Bald theilte auch faſt das ganze übrige Europa dieſelbe Begeiſterung, ſo wunderbar entſprach die neue nordiſche Erſcheinung dem allgemeinen Gefühl und poetiſchen Bedürfniß des Zeitalters.

Nachdem man aus dem erſten Rauſche der Bewunderung etwas zu kälterer Beſonnenheit zurückgekehrt war, fingen ſich an vielerley Zweifel gegen die Aechtheit des Oſſian beſonders in England ſelbſt zu erheben. Sobald man nun die Gedichte des ſchottiſchen Barden in der gaeliſchen Urſprache näher unterſuchte, ward allgemein anerkannt und von allen Seiten beſtätigt, daß Macpherſon mit den alten Liedern äußerſt willkührlich, nachläſſig, und überdem noch unredlich verfahren ſey. Endlich erſchienen die Oſſianiſchen Gedichte vollſtändig in der Urſprache zu London 1807 in drey Bänden, und nachdem bey uns ausgezeichnete Gelehrte und mehr als ein vortrefflicher Dichter (Denis, Herder, Göthe, Stollberg) den von Macpherſon bearbeiteten und vielfach verfälſchten Oſſian in deutſcher Sprache übertragen oder frey nachgebildet hatten, beſitzen wir nun auch durch Ahlwardt eine mit gewiſſenhafter Treue nach dem gaeliſchen Original ſelbſt gebildete Ueberſetzung. (Die Gedichte Oſſians aus dem Gaeliſchen im Sylbenmaße des Originals von Ch. W. Ahlwardt, Leipzig bey Göſchen 1811, drey Bände in 8.) nach welcher ſich jetzt zum erſtenmale ein feſter Standpunkt und ein haltbares Urtheil über die ganze Sache gewinnen läßt.

Zwar werden in England auch gegen die Aechtheit dieſes gaeliſchen Oſſian noch ſehr viele und ſtarke Zweifel erhoben. Doch iſt die unbedingte Geringſchätzung und Herabſetzung, mit welcher die brittiſchen Gelehrten ſeit der Erregung jenes Streits auf den Oſſian herabſehen, wohl nicht ganz frey von dem Einfluß des ihnen natürlichen eigenthümlichen Vorurtheiles gegen den

Lieblingsgegenſtand des ſchottiſchen National-Gefühls. Wenigſtens muß ich darin dem deutſchen Ueberſetzer beyſtimmen, daß, wenn es auch nicht hiſtoriſch erwieſen wäre, daß viele der oſſianiſchen Lieder ſeit geraumer Zeit von den Barden im Hochlande abgeſungen wurden, ſchon eine innere Unwahrſcheinlichkeit, die faſt an Unmöglichkeit gränzt, dagegen entſcheiden würde, daß Macpherſon, und ſeine etwanigen ſchottiſchen Gehülfen den ganzen Oſſian als eignes Machwerk durchaus untergeſchoben, ſelbſt erfunden, und allein fabrizirt haben können; wie es der Skepticismus, oder der Partheygeiſt einiger engländiſchen Gelehrten zu behaupten weit genug gegangen iſt.

Doch ſo viel muß zugegeben werden, über das Zeitalter welchem die oſſianiſchen Gedichte, vorausgeſetzt daß wenigſtens Einiges darin ächt und alt ſey, angehören, iſt erſt jetzt, da wir den gaeliſchen Oſſian vor uns haben, möglich, etwas zu beſtimmen. Alle Vermuthungen und Unterſuchungen über Oſſians Zeitalter, bey welchen die Macpherſonſche Ueberſetzung zum Grunde gelegt war, ſind als nicht vorhanden zu betrachten; denn aus mißverſtandenem Patriotismus hat ſich Macpherſon, um die Gedichte recht alt zu machen, und in die Römer-Zeit hinaufzuſchieben, ſogar erlaubt, den Text zu verfälſchen. Ein merkwürdiges Beyſpiel davon führt der deutſche Ueberſetzer (Th. III. S. 9 und 47) an. In dem Gedichte Carthonn wird ein Gegner des Fionnghal, (vermuthlich irgend ein Heerführer oder kleiner Fürſt auf den Hebriden, oder am Carunn) »der Schildburg Fürſt« genannt. Jeder einigermaßen mächtige Häuptling, fügt der Ueberſetzer hinzu, heißt bey Oſſian ein »König der Schilde.« Daraus hat nun Macpherſon einen »König der Welt« gemacht, und es auf den weltbeherrſchenden Cäſar Roms gedeutet. Hat der Leſer einmal auf Glauben angenommen, daß ſich dieſer in den Oſſianiſchen Gedichten finde, ſo iſt es dann leicht den Caracul, einen Fürſten am Carunn, in den römiſchen Caracalla zu verwandeln, und noch manche andere ähnliche Umdeutungen und Mißdeutungen herauszukünſteln. Alle dieſe, ſo wie jede den Oſſian in die Römerzeit hinaufrückende Hypotheſe, findet der

Ueberſetzer durchaus unſtatthaft, und kann ſich nicht ſtark genug dagegen erklären. Ob es nun abſichtliche Verfälſchung bey Macpherſon war, oder ob er bloß aus Verblendung für die einmal angenommene Lieblings-Hypotheſe, bey einer wie man jetzt allgemein behauptet, nicht vollkommen gründlichen Kenntniß der gaeliſchen Sprache, falſch verſtand und falſch überſetzte, das iſt wenigſtens für das hiſtoriſche Reſultat gleichgültig.

Genug, es ward durch dieſen Einen Grundirrthum, daß man die oſſianiſchen Gedichte in die Römerzeit hinauf ſetzte, der ganze Standpunkt durchaus verrückt, und alles erſchien von nun an in einem ganz falſchen Lichte. Sobald aber dieſe Täuſchung wieder weggeräumt iſt, ſo dünkt mich, man könnte aus den Gedichten ſelbſt, ohne ſolche vorgefaßte Meinung betrachtet, im allgemeinen auf die Sphäre und die Zeit ſchließen, welcher ſie angehören.

Die wichtigſte Handlung die in den oſſianiſchen Gedichten dargeſtellt wird, und die am meiſten ein hiſtoriſches Gepräge hat, iſt die, welche den Inhalt des Fingal ausmacht. Als die größte, oder doch als eine der größten Thaten des ſchottiſchen Helden, wird hier ausführlich dargeſtellt; wie er Eirinn oder Irrland gegen den Angriff des mächtigen König Suaran von Lochlin vertheidigt und errettet habe. Dieſe That liegt an ſich ganz in den Gränzen der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit. Lochlin wird als ein mächtiges Reich geſchildert, was auch ſchon daraus erhellt, daß es für eine ſo große und ruhmwürdige Heldenthat galt und beſungen ward, gegen die Macht von Lochlin ſich mit Glück nur vertheidigt und ihren Angriff zurückgeſchlagen zu haben. Dieſes nun, das Land und Reich Lochlin, und deſſen Verhältniß zu den Küſten Schottlands und Irrlands hiſtoriſch zu beſtimmen, iſt der Punkt auf welchen alles ankömmt. Lochlin ſey entweder Jütland oder Norwegen, ſagen die Commentatoren; der Ueberſetzer entſcheidet nicht zwiſchen dieſen beyden Auslegungen. Es werden allerdings auch manche Fahrten und Abentheuer an den ſchottiſchen und irländiſchen Küſten-Ländern und den dazwiſchen liegenden Inſeln von jütiſchen und däniſchen Helden und Seekönigen erzählt. Indeſſen ſcheinen alle Local-Bezeichnungen in dem Gedichte ſelbſt mehr auf Norwegen als auf Jütland zu zielen. Lochlin wird als ein waldiges ſchneebedecktes Felſenland geſchildert, welches ſelbſt gegen das nordweſtliche Schottland rauher und nördlicher erſcheint. Noch entſcheidender iſt der Umſtand, daß die ſchettländiſchen und die orkadiſchen Inſeln, in den Oſſianiſchen Gedichten, den König von Lochlin für ihr Oberhaupt anerkennen. Dieß führt uns auf die beſtimmte Epoche des Königs Harald Haarfagre. Dieſer Gewalthaber vereinigte zuerſt Norwegen zu einem Reiche, und verbreitete nach deſſen völliger Bezwingung (875) ſeine Eroberungen ſo weit umher, daß dieſe von ihm im äußerſten, dem übrigen Europa faſt unbekannten Norden geſtiftete Herrſchaft, beynahe ſo groß und ſo übermächtig erſcheint, wie in dem mittlern und bekanntern Europa, Karls und ſeiner Vorfahren und Nachkommen Frankenreich. Die vor der Alleinherſchaft fliehenden Normänner, welche auch Island, dieſes vielbeſungene Thule und ferne Eyland, den Hauptſitz der nordiſchen Dichtkunſt, zuerſt oder doch von neuem bevölkerten, und von dort in der Folge wahrſcheinlich das feſte Land des nördlichen Amerika entdeckten, beſetzten die genannten Schottland umgebenden von Norwegen weſtlich gelegenen Inſeln, und thaten von da aus manche Streifzüge nach Norwegen ſelbſt. Dieß veranlaßte den mächtigen König, ihnen bis in ihre Schlupfwinkel zu folgen, und jene Eylande zu erobern. — Was ſich nun auch noch vor Schwierigkeiten ergeben mögen, um die Hauptbegebenheit des Fingal bis auf das Jahr hiſtoriſch genau zu beſtimmen, und die im Allgemeinen leicht begreiflichen Wiederſprüche zwiſchen Liedern, die Jahrhunderte lang vielleicht bloß durch den mündlichen Geſang der Barden überliefert und erhalten wurden, und der beglaubigten, obwohl in manchem Stücke auch noch dunkeln Geſchichte zu löſen, ſo viel bleibt in jedem Falle gewiß; Lochlin iſt Norwegen, und die Oſſianiſchen Gedichte gehören in das Zeitalter der Normannen. Dieß bleibt feſt, geſetzt daß ſich auch bey genauerer Sichtung eines ziemlich verwickelten Gegenſtandes einige Scheingründe aufſinden ließen, Fingals Thaten zwar wohl in die normänniſche Zeit, aber doch etwas vor Harald Haarfagre anzuſetzen, und Lochlin auf jütiſche und däniſche Seefahrer zu deuten, was mir nicht wahrſcheinlich iſt; denn auf keinen Fall könnte es einen großen Unterſchied betreffen.

Die ältere ſchottiſche Geſchichte zerfällt nach dem neueſten und anerkannt gelehrten Erforſcher der daſigen Alterthümer (*Chalmers Caledonia.* IV. Vol. 4to 1807) in folgende Hauptperioden. Die erſte iſt die römiſche vom Jahr 80—446. Dieſe gehört nicht hierher, denn ſo alt ſind Oſſians Gedichte auf keinen Fall. Dann folgt das Zeitalter der Picten, von 446—843. Die Picten waren, wie Chalmers gegen Macpherſon und andere behauptet und beweiſt, nicht von teutoniſchem, ſondern von cambrobrittiſchem Stamme, alſo verwandt mit den celtiſchen Bewohnern von Wales und der franzöſiſchen Bretagne. Die dritte Periode endlich iſt die der Schotten. Irland war das urſprüngliche Vaterland dieſes Stammes, von welchem eine Kolonie ſich in Argyle, Fingal's und Oſſian's Wohnſitze, niederließ. Die Oſſianiſchen Gedichte, beſonders die Haupthandlung des Fingal fallen, wie der Ueberſetzer ſagt, in eine Periode, wo Schottland und Irland (Gaeliſch Alba und Eirinn) von einem Volke von gleicher Abkunft, gleicher Sprache und Sitte bewohnt war; alſo nicht etwa in die letzte Zeit der Pictiſchen, ſondern durchaus in die ſchottiſche Periode, welche ſich nach Chalmers von 843 bis 1097 erſtreckt. Von da beginnt die vierte Periode, welche der Verfaſſer die ſchottiſch-ſächſiſche nennt, wo der Einfluß der Sachſen und ihrer Kolonien in Schottland ſeinen Anfang nahm, und ſächſiſche Sitte, Verfaſſung und Sprache allmählig die Oberhand behielt.

Fingals und Oſſians Thaten und Geſänge gehören in das Zeitalter der Normannen; damit wird mit einemmale vieles klar und leicht begreiflich, was bisher dunkel erſchien, und ein Gefühl unauflöslicher Schwierigkeit erregte. Zuerſt das gänzliche Stillſchweigen und Nicht-Erwähnen des ganzen ſüdlichen Theils der großen brittiſchen Inſel. Die damals in England herrſchenden Sachſen hatten genug zu ſchaffen, ſich ſelbſt gegen die Einfälle der Dänen zu ſchützen, ſo daß ſie wohl gar nicht daran denken konnten, Schottland erobern zu wollen, oder deſſen Bewohner auch nur zu beunruhigen. Beyde Nationen waren ohnedem durch die Religion völlig getrennt; die Sachſen in England waren Chriſten, in Schottland iſt das Chriſtenthum ſchon von jenem Zeitraum an wohl auch verbreitet worden, aber nur allmählig. In den entferntern Gegenden und Gebirgen gab es noch manche Einwohner und Herrſcher vom alten Stamme, die vom Chriſtenthum entweder wirklich keine Kunde hatten, oder auch nicht haben und annehmen wollten. Die Inſtitute der Druiden dagegen waren unſtreitig zu dieſer Zeit ſchon erloſchen; ſo erklärt es ſich, daß in dieſen Gedichten keine einzige deutliche Erwähnung derſelben ſich findet, wie überhaupt die dem Oſſian eigenthümliche Götterlehre, oder vielmehr der gänzliche Mangel einer ſolchen. Ein Mangel, der wohl nicht wenig beygetragen hat, dieſe Gedichte dem in ähnlicher unbeſtimmter Mitte ſchwebenden, von rohem Aberglauben ziemlich befreyten, zum geiſtigen Glauben nicht vollſtändig durchgedrungenem Zeitalter zu empfehlen und angenehm zu machen. Oſſian iſt wie der traurige Nachhall eines erlöſchenden Volks, ſo auch nur der letzte ſchwindende Schatten eines untergegangenen Glaubens alter Götterlehre. Außer denen im Nebel und auf Wolken erſcheinenden Geiſtern der verſtorbenen Helden, kennt Oſſian keine Gottheit, und nennt keine mit Nahmen als den Loduinn, welcher aber nicht in Schottland und Irland, nicht in Alba und Eirinn, ſondern in der Fremde, in Lochlin verehrt ward, und welchen alle Erklärer einmüthig auf den in Skandinavien noch bis in ſo ſpäte Zeiten verehrten und vergötterten Odin deuten. Es iſt, als ob das unglückliche erſterbende Volk, deſſen letzte Klagelaute wir im Oſſian vernehmen, gar keine eigne Götter mehr gehabt hätte, nur mit Sehnſucht hinſchauend nach den herrlichen Helden und Göttergeſtalten des glücklichern ſkandinaviſchen Nordens. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß durch die Normannen der Dienſt des Odin auf den orkadiſchen und ſchettländiſchen Inſeln bekannt geworden, und aus der häufigen Erwähnung in den Oſſianiſchen Gedichten möchte man faſt auf eine gewiſſe Vorliebe und beſondere Verehrung des ſkandinaviſchen Gottes, wenigſtens bey dieſem einzelnen Heldenſtamme ſchließen. Fingals Geſchlecht war durch die ſteten Abentheuer und Seefahrten, in vielfache Berührung und Verbindung mit dem der ſkandinaviſchen Könige gekommen; nicht bloß in feindlichem Kampfe, auch beym Mahle der Gaſtfreundſchaft, und durch die Bande der Liebe hatten ſie einander kennen lernen, und waren ſelbſt durch Heyrath noch von Treunmor, dem Ahnherrn des Stammes her, verknüpft und verwandt.

„Lochlins Fürſt! ſprach Fingal des Siegs,
Mir fleußt in den Adern dein Blut.
Unſern Vätern war Streit ob dem Meer,
Ein Streit, den verewigt das Lied;
Doch oft in der Halle des Mahls
Umkreiſete froh ſie das Horn.“

Durch dieſen bald kriegeriſchen, bald gaſtfreundlichen Verkehr mit den ſkandinaviſchen Helden, Lochlins Beherrſchern, war denn auch die Kunde vom Odin an Oſſian gekommen. Ueberhaupt darf man wohl annehmen, daß bey ſo vielen Beziehungen auf Skandinavien, der nicht bloß in Sagen und Geſängen, ſondern auch in kühnen Thaten und Abentheuern ſich bewährende poetiſche Geiſt der Normannen, wenigſtens mittelbar einigen Antheil an der Erweckung der gaeliſchen Geſänge, und einigen Einfluß auf die Fantaſie der ſchottiſchen Barden gehabt habe, ſo verſchieden auch hier gaeliſche und ſkandinaviſche, wie überall celtiſche und deutſche Geſanges- und Sinnesart blieb.

Der neue Aufſchwung, welchen der Geiſt der Normannen ſeit Harald Haarfagre, wie im Frankenreich und im eigentlichen Deutſchland ſeit Karl dem Großen die Fantaſie der ſüdlichern Abendländer nahm, hat überhaupt vielfältig auf die Entwicklung der Sage und Dichtkunſt gewirkt. Im Norden ſelbſt wurden, vorzüglich in Island, von den dahin geflohenen Normannen die Sagen vom Odin und die Geſänge der Edda jetzt von neuem erweckt und erneuert, ja auch nachdem das Chriſtenthum bis zu dem äußerſten Thule gelangte, vielleicht nur deſto eifriger erweitert und geſammelt. Diejenigen Normannen, welche ſich an Frankreichs fruchtbarer Küſte niederließen, verlernten mit der Annahme des chriſtlichen Glaubens, bald auch die Sprache ihrer Väter. Aber der aus dem Norden mitgebrachte kühne romantiſche Geiſt, blieb ihnen noch mehrere Jahrhunderte hindurch eigen. Sie haben wahrſcheinlich, wenn nicht zuerſt, doch vorzüglich, die Thaten Karls des Großen und ſeines biedern Roland in ein Gedicht verwandelt; ſie waren es, die nach England unter Wilhelm dem Eroberer des Rolands Lied brachten, und auch an der Poeſie der Kreuzzüge haben ſie durch That und Geſang einen großen und weſentlichen Antheil gehabt.

Gehören nun die Thaten Fingals und die Geſänge Oſſians, wenn wir ihnen das höchſte Alter zugeſtehen was ſie nur immer haben können, und ſie unmittelbar auf die Thaten folgen laſſen, in dieſes Zeitalter (an das Ende des neunten oder in das zehnte Jahrhundert unſrer Zeitrechnung) ſo iſt es bemerkenswerth daß ihre Entſtehung oder erſte Veranlaſſung ungefähr gleichzeitig geweſen mit noch mehreren andern großen poetiſchen Erſcheinungen. Es fällt die ſchon erwähnte Ausbildung der Edda, ſo wie wir ſie jetzt noch haben, in Island gleichfalls in dieſe Zeit, in der auch Karls und Rolands Thaten ſchon den Stoff zu Liedern gegeben. Ungefähr zur ſelbigen Zeit ſammelte im Morgenlande Ferduſi die Sagen von den großen Königen und Rittern des alten Perſiens in ſeinem unſterblichen Heldenbuche; nicht viel ſpäter vollführte der ſpaniſche Cid ſeine Thaten, die gleich, nachdem ſie geſchehen, in Heldengedichten erzählt, ſpäter in vielen anmuthigen Liedern beſungen wurden; und in unſerm Deutſchland war das Lied der Nibelungen, die Sage vom Attila, und von ſeiner letzten Hochzeit, dem burgundiſchen Unglück, von den fränkiſchen und gothiſchen Helden, wo auch noch nicht in hochdeutſcher, ſo doch gewiß ſchon in ſächſiſcher Sprache vorhanden.

Alles dieß fällt recht in die Mitte jenes Zeitraums, welchen man gewöhnlich die »Finſterniß des Mittelalters« zu nennen pflegt. Wohl mag in Rückſicht auf das iſolirte Leben der Nationen und der Einzelnen, auf den in den letzten Römerzeiten ſo allgemeinen und ſo lebhaften und jetzt unterbrochenen Verkehr der Völker, und in Rückſicht auf die nicht mehr ſo allgemein verbreitete Gemeinſchaft der Geiſtesbildung, und weil überhaupt die Gewerbe und Geſchäfte des Tages noch bey weitem nicht mit der Geſchicklichkeit wie in neuern Zeiten betrieben wurden, jene merkwürdige Periode der Menſchheit mit der Nacht verglichen werden; aber eine *ſternenhelle* Nacht war es! Jetzt ſcheint es, befinden wir uns noch in einem verworrnen und trüben Mittelzuſtande der Dämmerung. Die Sterne, welche jene Nacht erleuchteten, ſind erblaßt, und größtentheils ſchon verſchwunden, aber noch iſt der *Tag* nicht angebrochen. Wohl hat man uns mehr als einmal die bevorſtehende Erſcheinung einer neuen Sonne allgemeiner Erkenntniß und Glückſeligkeit verkündigt. Der Erfolg indeſſen hat die übereilte Verheißung keinesweges beſtätigt, und wenn irgend ein Grund vorhanden iſt, um zu hoffen daß ſie bald in Erfüllung gehen ſoll, ſo iſt es wohl nur die empfindliche *Kälte*, welche in der Morgenluft dem Aufgang des Lichtes voran zu gehen pflegt.

Bey dieſer Betrachtung der Oſſianiſchen Gedichte bin ich durchgehends von dem Grundſatz ausgegangen, ihnen das höchſt mögliche Alter, die größte relative Aechtheit zuzugeſtehen, welche ihnen nur irgend beygelegt werden, und mit der hiſtoriſchen Wahrheit beſtehen kann. Bis das Gegentheil etwa durch andere äußere Gründe erwieſen wird, ſtreitet auch in der That keine innere Wahrſcheinlichkeit dagegen, daß ein ſolcher Heldenſtamm Fingals an der nordweſtlichen Küſte Schottlands im neunten und zehnten Jahrhundert wirklich exiſtirt, daß es einen Oſſian wirklich gegeben habe, der als Barde und Held ſeine eignen und die Thaten ſeines Geſchlechts ſelbſt beſungen. Wenn dieſe ſtets wiederkehrende wehmüthige Erinnerung an die abgeſchiedenen Vorfahren, die in einer beſſern Vorzeit lebten, wenn die Klage um den zu früh verſtorbenen Oscar durch die häufigen Wiederhohlungen auch einförmig und ermüdend werden, ſo bildet unläugbar die Verflechtung der Perſon des Sängers in die Geſchichte ſelbſt einen ſehr glücklichen poetiſchen Mittelpunkt für das Ganze, und trägt viel zu dem Intereſſe bey, welches daſſelbe vielen Hörern und Leſern ſo anziehend gemacht hat. Aber eben weil dieſer Umſtand ſo vortheilhaft und günſtig iſt, ſo mag wohl mancher nachfolgende Barde die einmal gegebene Form benutzt und in Oſſians Perſon weiter gedichtet und geſungen haben. Daß es urſprünglich lauter einzelne Lieder und Romanzen waren, daß die oft ſehr gezwungen herbeygeführte Einſchachtelung ſo vieler Epiſoden und die oft ziemlich verworrne Verknüpfung derſelben einer ſpätern überarbeitenden Hand angehören, wird denen als wahrſcheinlich einleuchten, welche der Entſtehungs- und Fortpflanzungsweiſe alter Gedichte bey andern Völkern nachgeforſcht haben. Auch ohne dieſe künſtliche und oft dennoch verworrne Verknüpfung, bilden die Oſſianiſchen Lieder noch ein Ganzes, durch den gemeinſchaftlichen hiſtoriſchen Inhalt, da ſie doch alle auf die Geſchichten, Abentheuer und Thaten der Familie Fingal ſich beziehen. In Rückſicht auf dieſen hiſtoriſchen Inhalt, ſo wie auf ihre Würde und Gültigkeit könnte man die ſämmtlichen Lieder in drey Klaſſen eintheilen. Die erſte Klaſſe bilden diejenigen Lieder welche die hiſtoriſche Haupthandlung, Irlands Befreyung von dem Angriff der Normannen durch Fingal darſtellen und betreffen. Dieſe ſind wohl als der Kern und Stamm des Ganzen zu betrachten.

In die zweyte Claſſe gehören die älteren jener Haupthandlung vorangehenden Abentheuer und Fahrten nach Norwegen, und dann die Erzählung wie Fingal die Ermordung des jungen Königs von Eirinn gerächt habe, welches den Inhalt des Gedichtes Temora ausmacht. So wenig auch hier eine innere hiſtoriſche Unwahrſcheinlichkeit gegen das Ganze ſtreitet, ſo kann es doch auch leicht geſchehen ſeyn, daß von dieſen Begebenheiten und Liedern manches an die Haupthandlung die den Mittelpunct des Ganzen bildet, bloß hinzugedichtet worden; nicht bloß das ſpätere, ſondern auch älteres. In der Poeſie ſind die Väter oft jünger als ihre Söhne; iſt eine berühmte That, ein großer Held der

Sage einmahl gegeben und im Geſange beliebt geworden, ſo werden ihm von ſpätern Sangern und Barden leicht Gefährten und Nachfolger in ähnlicher Laufbahn, Söhne, Väter, und oft eine ganze Reihe von Ahnen und Nachkommen zugeſellt, und es wird an dem erſten Gedichte immer weiter fortgedichtet. Derſelbe ſich an das Gegebene anſchließende und nachahmende Bildungstrieb, der ſich in Zeiten der künſtlichen Poeſie durch die Nachbildung aller Formen und Manieren außert, wirft ſich in den älteren Zeiten der Sage auf den Stoff, ihn immer weiter auswickelnd und fortſpinnend, oft noch lange nachdem der urſprüngliche Geiſt verflogen, die erſte Kraft ſchon erloſchen iſt. — In die letzte Claſſe der oſſianiſchen Gedichte gehören wohl alle die übrigen einzelnen Abentheuer, beſonders die als Epiſoden ſo häufig eingeflochtenen tragiſchen Liebes- und Mordgeſchichten. Dieſe letzten haben ſchon eine ziemlich ſtarke Aehnlichkeit mit den ſpätern ſeit Percy ſo häufig geſammelten ſchottiſchen Balladen, die meiſtens auch eine blutige Kataſtrophe lieben. Nur herrſcht in dieſen eine treuherzigere Ausmahlung, auch zeigen ſich einzeln, obwohl der düſtere Nationalgeſchmack noch derſelbe iſt, mildere Züge und Strahlen aus den Zeiten der chriſtlichen Ritterſitten.

Ueber alle dieſe Gegenſtände wird der verdienſtvolle Ueberſetzer in dem vierten Bande, den er uns verſpricht, und welcher die kritiſchen Abhandlungen enthalten ſoll, gewiß noch viele Aufſchlüße geben.

Wir wenden uns jetzt noch mit einigen Worten zur Edda, auf welche uns ſelbſt die Betrachtung des Oſſian einigemal hinführte, und die gegenwärtig in Dänemark lebhafter als jemahls die Forſcher und Dichter beſchäftigt, und für die uns jetzt auch in Deutſchland, von Gräter, v. d. Hagen, Grimm, mancher ergänzende Nachtrag, und manche erhellende Bearbeitung angekündigt wird.

In der That, wenn irgend ein Denkmahl unſerer nordiſchen Vorwelt neben den höchſten Urkunden alter Poeſie der ſüdlichen Völker eine Stelle verdient, ſo iſt es nebſt dem deutſchen Nibelungen Liede wohl die iſländiſche Edda. Jene geiſtigere Naturverehrung, welche den ſinnlichen Griechen im Allgemeinen eigentlich fremd war, ſtrömt hier in unſerer Edda wie aus der vollen Quelle hervor, in geheimnißvollen Sprüchen und in weiſſagenden Geſängen; Stoff genug, um viele Jahrhunderte und ganze Geſchlechter von Dichtern mit dem heilſamen Trank und Labſal wahrhafter Begeiſterung zu verſorgen. Man könnte dieſe geiſtige Naturverehrung, die ſich obwohl mit üppigern ſüdlichern Farben auch in dem perſiſchen Zendaveſta mit mancher auffallenden Uebereinſtimmung wieder findet, im Gegenſatz der leichtern, und bey aller Schönheit der äußern Form im innerſten Grunde doch eigentlich materiellen griechiſchen Götterlehre, das reinere, unverdorbnere, geſundere, ernſte und ſtrenge Heidenthum nennen; daſſelbe, welches auch unſere germaniſchen Vorfahren beſeelte.

Eben ſo weit als das Homeriſche Weltgemählde an Klarheit der Darſtellung, und an Reichthum und heiterer Fülle des Lebens, die Nebelwelt und Schattengeſtalten des Oſſian übertrifft, eben ſo hoch iſt auch die nordiſche Edda über den Heſiodus erhaben. Oder mit andern Worten, in Rückſicht auf die kunſtvolle und geiſtreiche Entfaltung und die Schönheit der äußern ſinnlichen Geſtaltung und Form kann keine andere Mythologie, Poeſie und Kunſt mit der griechiſchen verglichen werden. Was aber die innere Natur-Anſicht, den eigentlichen Grundgedanken der griechiſchen Götterlehre betrifft, ſo muß dieſelbe hierin dem perſiſchen Zendaveſta und der Edda unſerer Vorfahren weit nachſtehen. Die Theogonie der Griechen beruht bloß auf der Idee einer unendlichen Fruchtbarkeit und Zeugungskraft der Natur, welche unter vielfältigen oft ſehr ſinnlichen und materiellen Symbolen dargeſtellt ward, und auf dem Begriff von dem ewigen Wechſel des Haſſes und der Liebe, der Anziehung und Abſtoßung (Eros und Eris) als dem Grundgeſetze der aus dem alten Ungrunde in ihr Nichts ewig kreiſenden und zurückkehrenden Naturkraft. Die ſpätere Atomenlehre, von welcher der Materialiſmus der Neuern ſeine Molecülchen entlehnt hat, lag ſchon deutlich in dem alten Chaos der Kosmogonie.

gonie. Einzelne Weltweiſe nur erhoben ſich unter ihnen, mit Verwerfung und Verabſcheuung der alten vaterländiſchen Götterlehre, zu einem höhern Begriff von dem unter der äußern groben Hülle und todten Maſſe verborgenen einfachen Grundweſen der Natur; welches ſie bald als Waſſer, als Flamme, oder als belebende Luft bezeichneten und verehrten. Ohne doch das Licht, als das reinſte von allem was bloß Natur iſt, als ſolches zu erkennen; ohne auch dem Waſſer oder dem Feuer alle die geiſtigen Eigenſchaften, Bedeutungen und Kräfte beyzulegen, welche die perſiſche und nordiſche Kosmogonie in ihnen findet. Die Verehrung der Elemente (bey Perſern und Germanen der weſentlichſte Theil ihrer Götterlehre) iſt überhaupt der reinere und geiſtigere Theil des alten Naturglaubens, und nicht zu verwechſeln mit dem rohen, bey den Griechen ſo allgemein herrſchenden Materialismus, welcher die Welt aus Atomen oder dem Chaos entſtehen läßt, die Natur in ihrer unerſchöpflichen Zeugungskraft und Fruchtbarkeit bloß als ein unendliches Thier begreift. Jene geiſtigere Anſicht der Natur nun war dem größern Theile der Griechen bey aller ihrer ſinnreichen Künſtlichkeit fremd und verborgen; gemein aber war ſie den, ungeachtet der klimatiſchen Verſchiedenheit auch ſonſt noch durch Sprache und manche Lebenseinrichtung und Sitte verwandten Perſern und Germanen.

Tragiſch allerdings iſt auch die Edda, wie denn jede Naturverehrung und Naturbetrachtung allein und ohne vollſtändige Gotteserkenntniß in geſunden und ſtarken Seelen, nothwendig auf eine durchaus tragiſche Weltanſicht leitet. So ſind auch die größten unter den Dichtern des Alterthums, ungeachtet aller äußern Klarheit, Helligkeit und Heiterkeit der Darſtellung, im innerſten Gefühl, wie oft bemerkt worden, tragiſch. Das Licht der Hoffnung und der wahren Freude kann auch in der Poeſie und in den Spielen der Einbildungskraft allein ausſtrahlen von jener Sonne der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Liebe, welche den Alten nur ſehr unvollkommen bekannt, und größtentheils verhüllt war.

Tragiſch alſo iſt die nordiſche Götterlehre, aber von ganz anderer Art freylich iſt dieſes Tragiſche als die düſtre Melancholie des nebelvollen und meiſtens gedankenleeren Oſſian. Gefallen iſt Balder der liebenswürdigſte unter Odins Söhnen, einem unvermeidlichen Tode zum Opfer. Odin ſelber, der Ahnherr der Helden, der Urheber alles Göttlichen und Lichten wird unterliegen in dem letzten Kampfe gegen die hereinbrechenden Mächte der Finſterniß; ſo weiſſagen alte Seher, während er ſelbſt noch die edelſten unter den ſterblichen Helden durch einen frühen Tod in ſein Walhalla verſammelt, um deſto mehr Mitkämpfer zu haben, auf jenen großen Tag der Entſcheidung, den auch er vorausſieht, ohne ihm entflie zu können. — Dieſes Tragiſche der nordiſchen Götterlehre aber wirkt um ſo inniger, um ſo ſanfter und rührender, weil auch wieder ſo viel Freudiges, alles was die Liebe Zartes und Schönes, der Frühling und die Natur Heiteres und Großes, das Heldenthum Fröhliches und Muthiges hat, darin verwebt iſt.

Indeſſen bleibt die Edda, nach allem was Suhm, Sandtwig, Thorkelin und Nyerup für die Erhellung des nordiſchen Alterthums geleiſtet haben, immer noch mehr ein Studium, als Gegenſtand des unmittelbaren poetiſchen Genuſſes. Es bedarf hier, als Mittelsperſonen ſolcher Dichter, welche Klarheit und Reichthum mit Tiefe verbinden, und dadurch im Stande ſind, die geheimnißvollen Sagen und Lieder der Edda in leicht verſtändlichen, und den äußeren Sinn wie das innere Gefühl anſprechenden Dichtungen allen anſchaulich zu entfalten.

Solche von Odins Geiſte wahrhaft beſeelte Dichter und Skalden rühmt ſich Dänemark auch jetzt noch zu beſitzen, wie denn unſtreitig in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, während die Poeſie bey den andern Völkern Europas ſchon zu erlöſchen und zu erſterben ſchien, keine andere Nation nächſt der deutſchen ſo ausgezeichnete Dichter hervorgebracht, die Poeſie ſo lebhaft und fruchtbar angebaut hat, als die däniſche.

Wir haben in der That Unrecht gehabt, dieß bis jetzt nicht mehr zu beachten und zu benutzen, da jene im Norden einheimiſchen Dichter der Quelle in mancher Hinſicht näher ſtehen, und wenn man ſie auch nur als

Wegweiſer zur Edda betrachten will, ſo würden ſie ſchon als ſolche ſehr ſchätzbar ſeyn und allen Dank verdienen.

Ein ſehr geiſtvoller däniſcher Schriftſteller, *Grundtwig*, deſſen Werk (*Nordens Mytologi eller Udſigt over Eddalaeren* 1808) als die beſte Einleitung in dieſes ganze Studium betrachtet werden kann, giebt uns folgende kurze und reichhaltige Schilderung der neuern däniſchen Dichtkunſt, in ſo fern dieſelbe auf die nordiſche Götterlehre ſich beziehe.

»*Ewald* dichtete ſeinen *Balder*, und eine dunkle Ahndung von der Herrlichkeit des Nordens ſprach ſich in dieſem Gedichte aus; aber der Dichter ſelbſt ſtand *außerhalb* der Welt die er darſtellen wollte, und deßfalls konnte er von denen vorzüglich begriffen werden, die gleichfalls außer ihr ſtanden.«

»Der männliche *Pram* fand, daß *Thor* doch wohl anders ausſehen möge in der Natur als in jener Umgebung, in welcher er ſelbſt leben und ſeine Weiſen ſingen mußte. Er ſah die Kraft des Nordens im *Stärkodder* ſich entfalten, und oft hat es mich geſchmerzt, daß er ſich abwandte von —

»Der Muſe die einſt die Skalden des Nordens
»Begeiſtert zum kunſtloſen freyen Geſang,
»Von Kämpfen, und wie ein Held oft bezwang
»Die Felshohen Rieſen —

denn er: rund um ſich her ein weichliches und entartetes Zeitalter erblickend, mußte in die leider wahre Betrachtung ausbrechen:

»Kein Herz wird dein rauſchender Klang gewinnen!
»Wer achtet's wenn deine Donner beginnen?
»Sie fürchten und flieh'n dich, und ehren dich nicht.«

»In dichteriſcher Verzweiflung wandte er ſich nun auf die Seite des *klaren Verſtandes*, und obwohl er zu viel Dichtergeiſt in ſich hatte, um dieſem kalten und rauhen Zuchtmeiſter immer zu gehorchen, ſo verſchloß ſich doch nun ſein Auge vor den herrlichen Geſichten, welche ſonſt auf dem Punkte wo er ſtand, ohne Zweifel ſich ihm hätten enthüllen müſſen.«

»Was ſoll man ſagen von den übrigen, welche zu der Periode gehören, die man bisweilen nicht erröthete das goldene Zeitalter der däniſchen Poeſie zu nennen; vielleicht weil ſelbſt das reinſte Gold in ihr Glanz und Gewicht verlohr. Eine Periode, wo alle welche einen gereimten, oder reim-freyen Vers ſchreiben konnten, oder zur Noth ein ſangbares Lied, ſich ſelbſt untereinander recht ſtattlich als Dichter und Skalden begrüßten. — Was konnte der Norden von ſolchen erwarten! Er hatte Urſache ſie zu fürchten, denn einige von ihnen wollten in Ewalds und Prams Spuren treten, und verſahen ſich zu dieſem Endzweck mit geringeren oder größern Ladungen von Götternahmen und Fabelworten. Wenn ſie ſich dann recht in ihrer Kraft zeigen wollten, ſo ſtreuten ſie dieſe blindlings und aufs Gerathewohl umher, überzeugt, daß wo ſie auch hinfallen möchten, es immer an der rechten Stelle ſeyn würde. Die Leſer welche Sinn hatten für das wahrhaft Große und Schöne, mußten ſich mit Ekel wegwenden von dieſer mythologiſchen Spielerey. Während die preiswürdigen Säemänner erſchrocken und beynahe verſteinert da ſtanden, daß die leeren Hülſen in dem Schutt nicht aufwachſen und hundertfältig Früchte tragen wollten, entſtand das unglückliche Vorurtheil, daß die nordiſche Götterlehre wohl nur ein leerer Wörterkram ohne Bedeutung ſeyn müſſe; weil man ſie ſo lange, und das zwar ohne Widerſpruch zu finden, als einen ſolchen auftreten ließ.«

»**Baggeſen** war zu ſehr Dichter um jenen ähnlich zu ſeyn, welche ſich aus den Redensarten der Edda Stelzen zuſammenſtückten, damit man ſie für groß halten ſollte. Und doch — mit Schmerz erkenne ich es — muß die Beleidigung welche er den Göttern des Nordens anthat, faſt für größer gehalten werden, als die jener andern; denn er konnte beleidigen, und that es, indem er die alten Götter willkührlich, als wären ſie ſein Eigenthum, behandelte, ihnen die Narrenkappe aufſetzte und ſie dem großen Haufen zum Gelächter Preis gab.«

»So ſtanden die Götter unſrer Väter mit abgefallnen Kronen und zerbrochnem Scepter da, bis der Skalde

Oehlenſchläger es von neuem wagte ſie da aufzuſuchen wo ſie ſtehen und in einem Glanze ſtrahlen, den kein Schatten verdunkeln, und kein Schleyer dem Auge des Dichters verbergen kann. Wohl glaubte er ſie bisweilen auch da zu finden wo nur ihre Schattenbilder waren; wohl hat er ihnen bisweilen einen fremden, mit dem Golde des Südens durchwirkten Purpurſchmuck geliehen, den ſeine eigne künſtliche Hand webte, weil er allzu eilfertig den ihnen eignen überſah. Aber was er bis jetzt nicht ſah, das wird er gewiß in der Folge ſehen, denn er kann es, und geſchähe es auch nicht, ſo würde ihm doch ewig der Ruhm bleiben, daß er der erſte war, welcher den Norden wieder für ſeine Götter begeiſterte, und ihnen eine Tracht verlieh, welche ihre Hoheit verkündete.«

Wir können dieſen Nahmen auch noch den des Beurtheilers Grundtwig ſelbſt hinzufügen, der ſich in ſeinem Gedichte von Freys und Gerda's Liebe, als Dichter im vollſten Sinne des Worts bewährt hat.

Dieſen däniſchen Nachfolgern und Sängern der Edda können wir aber jetzt auch einen deutſchen Skalden zugeſellen. Es iſt der Held des Nordens, vom Freyh. Friedrich v. Fouqué, von dem ich rede. In dieſem vom Geiſte Odins beſeelten und durchdrungenem Werke, ſtellt ſich die nordiſche Dichtkunſt in ihrer ganzen Herrlichkeit und Schöne dem Auge dar.

Die Geſinnung in welcher das Werk gedichtet ward, ſpricht ſich am beſten in folgenden Verſen der Anrede aus:

»Ach hättet Ihr die edlen Väter drum,
Und nur die Väter ganz allein befragt,
Uns würde längſt ſtatt frühem Morgenroth
Des Tages warmer Sonnenſchein umleuchten.
Ihr wolltet's anders, Fremde fragtet ihr
Und ſchuft euch ein verkrüppeltes Gebild
Ausländ'ſcher Sitte. —

Das Gedicht enthält in drey dramatiſchen Darſtellungen die vollſtändige Sage vom Sigurd nach den ſkandinaviſchen Quellen. Außer der Wolſunga Saga und andern gedruckten isländiſchen Sagas ſind auch einige noch ungedruckte zur ältern Sämundar Edda gehörige Stücke, wie eine Sigurdkur und Bryn-

Hildar Quida benutzt worden. Es iſt uns das Ganze dieſer Sage um ſo merkwürdiger, da ihr geſchichtlicher Inhalt derſelbe iſt, wie im deutſchen Nibelungen-Liede, nur hie und da im Einzelnen abweichend und anders gewendet. Im erſten Stück, Sigurds Heldenthaten und Abentheuer, ſeine zwiefache Liebe, Unglück und Tod: Im zweyten, die Rache um ſeine Ermordung, und der Untergang der Helden in Attilas Burg. Das dritte Stück Aslauga, behandelt die Schickſale ſeiner nachgelaſſenen Tochter, die lange unbekannt und als Hirtin lebend, dann König Regner Lodbroks Gemahlin ward, und von der die noch vorhandenen altdäniſchen Lieder ſingen. Die dramatiſche Form, welche der deutſche Dichter gewählt hat, war dieſem Stoff vielleicht nicht weſentlich nothwendig. Eine erzählende, epiſche Form hätte auch gewählt werden können, doch hat die dramatiſche Form bey der poetiſchen Bearbeitung der alten Sagen wenigſtens den Vorzug, daß alles was darin liegt, und was ſonſt vielleicht nicht zur Klarheit gelangen und unentwickelt bleiben würde, deſto vielſeitiger und anſchaulicher dem Leſer vor Augen geſtellt werden kann. Wir glauben den deutſchen Dichter am beſten zu ehren, wenn wir ihn ſelbſt gar nicht trennen von ſeinem Werke. So ſagt er ſelbſt:

> »Die Sage will ihr Recht, Ich ſchreit' ihr nach. —
> Wer ſie verkleidet will, der folg' uns nicht!« —

Die Künſtler Eitelkeit muß man überhaupt dem Theater überlaſſen, und derjenigen Poeſie welche der Mode dient. Es iſt das große Vorrecht der Heldenſage, daß ſie nicht blos ein künſtliches Werk iſt, von einem Einzelnen erſonnen und gemacht, ſondern durch viele Geſchlechter von Dichtern und die wandelnden Zeiten hindurch lebendig fortwirkend, wie der Geiſt der Natur, und keinem ſterblichen Meiſter allein eigen, noch ſeiner Willkühr gehorchend. In dieſem heiligen Haine alter Dichtkunſt brach der deutſche Sänger ſich ſeinen ewig grünenden Kranz von vaterländiſchem Eichenlaube. Ohne daher ſein eignes großes Dichterverdienſt im Einzelnen weiter ausführlich zu entwickeln, wenden wir unſer Auge auf das Werk ſelbſt.

Vergleichen wir nun die deutſchen Nibelungen mit dieſen nordiſchen, ſo beſteht der Vorzug des deutſchen Gedichts in dem ſanftern Geiſte der chriſtlichen Ritterſitte, welcher das Ganze wohlthätig umſchwebt und das Einzelne mildert. In den nordiſchen Nibelungen dagegen fühlt ſich eine tiefere Bedeutung und Ahndung der Natur. Unmittelbar aus der Quelle rauſcht hier ein Strom von Wehmuth, Sehnſucht und Liebe an uns vorüber und weckt die alten Erinnerungen. In Flammen thront die Helden-Jungfrau, Sigurds erſte Geliebte. Nachdem Unheil und Rache alles vertilgt und verſchlungen hat, ſtrahlt noch über der wüſten öden Stätte des vollendeten Trauerſpiels, wie ein milde verſöhnendes Licht neuer Hoffnung, Aslauga empor, das Kind der herrlichſten Liebe, durch wunderbare Fügung nachmals die junge Königin des däniſchen Helden. Brynhildis vor allen, die nordiſche Geſtalt tritt herrlicher hier hervor, als in dem deutſchen Gedicht; in dieſem dagegen erſcheint Attila nicht ſo abſchreckend furchtbar und grauſam, ſondern in einem vielleicht für die Geſchichte allzu günſtigem Lichte. Der edle milde Rüdiger ſtellt uns einen Ritter und chriſtlichen Helden dar, wie das nordiſche in der innerſten Anſicht und Geſinnung wirklich noch ganz heidniſche Gedicht ihn gar nicht kennt und nicht darbieten kann. So haben beyde Darſtellungen der Einen Sage eine jede ihre eigenthümlichen Vorzüge und Localfarben.

Wie kam aber überhaupt der nordiſche Sigurd in jene urſprünglich doch am Rhein unter fränkiſchen und burgundiſchen Helden, und in Attila's Reiche an der Donau ſpielende Geſchichte? Hierauf läßt ſich etwa folgende Antwort geben. Urſprünglich mochte die Sage von den Nibelungen und vom Attila (zuerſt wohl in gothiſchen Liedern beſungen, dann auch lateiniſch niedergeſchrieben, oder in ſächſiſcher Sprache nachgedichtet) auf jenen Kreis beſchränkt ſeyn. Im Laufe der Zeiten aber konnte begreiflicher Weiſe manches anfänglich nicht dazu Gehörende hinein verwebt werden. Der däniſche Held, welcher im ſüdlichen Jütland herrſchte, war doch eigentlich den nördlichen Deutſchen, beſonders den Sachſen, ſo fremd und entlegen nicht. Selbſt jener Siegfried, welcher den Wittichind, den Heerführer der Sachſen in ihren Kriegen gegen Karl den Großen, bey ſich aufnahm und ſchützte, konnte die Erinnerung an den ältern Siegfried erwecken, und überhaupt den Ruhm dieſes Nahmens und der jütiſchen Helden auch unter den Sachſen und Deutſchen zu verbreiten beytragen.

Es möchte dann vielleicht durch einen frühern und nicht ganz ſo ſtarken aber ähnlichen Anachronismus, wie in die letzte in Oeſterreich vollendete Geſtaltung des Nibelungen Liedes in hochdeutſcher Sprache, der dort einheimiſche Lieblingsheld **Rüdiger**, ſo in eine ältere vielleicht ſächſiſche oder ſonſt norddeutſche Abfaſſung des Gedichtes, der jütiſche Sigurd aufgenommen werden ſeyn. Ein Anachronismus bleibt es immer; denn was die nordiſche Sage auch von dieſem Sigurd fabelhaftes erzählt, er erhält ſeine ziemlich beſtimmte hiſtoriſche Stelle durch die Vermählung ſeiner Tochter Aſlauga mit dem däniſchen König Regner Lodbrok 730 — 794. Wenn dem Sigurd Ring, dem König der Dänen, welcher unmittelbar vor Regner Lodbrok herrſchte, ſelbſt in der Geſchichte einiges beygelegt wird, was offenbar dem andern jütiſchen Sigurd, dem fabelhaften Drachentödter (Faffnersbane) gehört, und aus der deutſchen Sage entlehnt iſt; ſo kann man die Aehnlichkeit und Vergleichung noch weiter fortführen, und ſich daran erinnern, wie es allerdings auch nicht leicht ſeyn dürfte, durch Sage und Geſchichte hindurch, zwiſchen den beyden öſterreichiſchen Rüdigern immer zu unterſcheiden, und genau zu beſtimmen, was jedem von ihnen gebührt. — Anachronismen dieſer Art finden ſich auch in den Heldengedichten der Alten, und zwar aus ähnlichen Gründen einer nationalen Vorliebe, oder einer wenn gleich poetiſchen doch zugleich auch patriotiſchen Abſicht. Bekannt iſt das Beyſpiel vom Aeneas und der Dido, welche der Dichter in Liebe vereint, während der trojaniſche Held in der Geſchichte doch um einige Jahrhunderte älter iſt als ſeine Geliebte. Es würden ſelbſt in den Homeriſchen Gedichten vielleicht ſich ähnliche Anachronismen finden, wenn wir eben ſo gut im Stande wären, dieſe Lieder geſchichtlich zu commentiren, als es uns oft leicht fällt, ſie kritiſch zu meiſtern.

Die nordiſche Sage, wie glücklich auch die von ihr erfüllten und ihr folgenden Sänger ſie verjüngen, und wie anſchaulich ſie dieſelbe auch darſtellen mögen, bleibt doch immer nur Sage, Erinnerung alter Zeiten, Nachhall der Vorwelt. Was das Weſentliche darin iſt, der darin athmende freye Naturgeiſt, die in unſer aller Herzen tief eingewurzelte und eigenthümliche nordiſche Gefühlsweiſe, das tritt uns viel näher noch im Shakſpeare entgegen, greift unmittelbar ein in unſere Welt, und wird wieder Leben und Gegenwart. Mit Recht iſt er deßhalb der Lieblingsdichter nicht bloß der Engländer, ſondern überhaupt aller Völker von germaniſcher Abkunft; ausgenommen, wo man hier und da durch einen angelernten ausländiſchen und undeutſchen Geſchmack dem angeſtammten Charakter der Nation und dem eignen beſſern Gefühle ſchon untreu geworden iſt.

Was ſoll man viel zum Lobe dieſes großen Künſtlers anführen? Er iſt ein Mann unter den Dichtern, während ſo viele derſelben das ihnen gern geſtattete Vorrecht ewiger Jugend oder Kindheit nur allzu buchſtäblich annehmen, benutzen oder mißbrauchen. Von ihm kann es heißen, wie Hamlet von dem alten Könige ſagt:

»Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
Ich werde nimmer ſeines Gleichen ſehn.«

Selbſt dem Kinde klar und verſtändlich, für die Jugend anziehend und wundervoll, bleibt er vorzugsweiſe, der Freund und Lebensgefährte des Mannes, der Vertraute ſeiner Gedanken und ſeiner ernſteren Gefühle. Treu begleitet der Dichter ihn noch über die Mitte des Lebens hinaus, wenn ſchon manche andere Geſellſchafter die uns in der Jugend anzogen, leer erſcheinen, und wir nicht mehr recht begreifen können, warum ſie uns ſo wohl gefielen. Dieſer ſein voller Werth bleibt dem Dichter, was man auch über einzelne Flecken oder ſogenannte Geſchmackloſigkeiten, die doch meiſtens nur auf Mißverſtand beruhen, ſagen mag.

Es giebt ein ähnliches Beyſpiel auf einem andern von jenem poetiſchen weit entfernten Gebiethe der Geiſteswerke. Wie ſehr auch diejenigen, welche das goldene

Zeitalter der römiſchen Sprache nur in den Redensarten des Cicero erblicken, die ſilberne Schreibart des Tacitus tadeln; und die Spuren eines ſchon ſinkenden und entarteten Geſchmackes darin entdecken mögen: Tacitus wird vorzugsweiſe vor allen andern Geſchichtswerken das ewige Handbuch und Lehrbuch denkender Staatsmänner und ernſter Beobachter der Weltgeſchichte bleiben. Der Vergleich könnte zu weit entlegen ſcheinen, indeſſen findet ſich doch ein Berührungspunct, wo beyde denkende Darſteller zuſammen treffen. Denn nie iſt wohl ſeit Tacitus der Charakter eines Tyrannen mit ſolcher Tiefe geſchildert worden als der Heinrich des Achten von Shakſpeare. Und zwar mit ſo weniger Uebertreibung, mit ſolcher äußern Abgemeſſenheit in den Ausdrücken und Farben, daß die königliche Tochter, Eliſabeth, dieſes Gemählde vor ihren Augen aufgeſtellt zu ſehen ertragen konnte. Heinrich war ungeachtet der innern Heftigkeit und Grauſamkeit ſeiner Gemüthsart an Formen gebunden, er ſpielte zunächſt den Tyrannen in der eignen Familie und in der Umgebung ſeines Hofes; er herrſchte aus dem Dunkel ſeines Cabinets, und mußte oftmahls Umwege gehen; ſo ward er ſchon durch ſeine Lage verſchloſſen, wenn er es auch von Natur nicht geweſen wäre. Einen Charakter von gleicher Herrſchſucht und Willkühr, aber ganz anderer Natur, einen kriegeriſchen, über alle Formen wegſchreitenden, heroiſchen Tyrannen ſtellt uns Shakſpeare in Richard dem Dritten dar. (A. W. Schlegels Ueberſetzung 10. Th. 1810.) Man hat die ſtarke Darſtellung ſtellenweiſe ſogar übertrieben und unwahrſcheinlich finden wollen. Aber ſo urtheilen nur diejenigen, welche die Tiefen des Menſchen nicht kennen oder die es nicht bequem finden, dieſe Tiefen dargeſtellt zu ſehen. Wer das Leben in ſeinen großen Verhältniſſen beobachtet hat, und über die Geſchichte nachdenken will, wird die Schilderung nur allzu wahr und wahrſcheinlich finden. In dem großen Lebensgemählde, welches Shakſpeare uns vor Augen bringt, ſehen wir eine ganze Welt ſich vor uns bewegen; die Geiſter der Vorwelt erſcheinen wie im Hintergrunde vorüber wandelnd, und eine ferne Zukunft wird ſich von dieſen bedeutenden Geſtalten und Bildern noch getroffen fühlen und ſich ſelbſt darin erkennen.

Dieſe Eigenſchaft, an die wir nur vorübergehend in einigen auffallenden Beyſpielen erinnern wollten, daß Shakſpeare nähmlich unter allen Dichtern, die jemahls waren, der tiefſte und größte Kenner des Menſchen, und aller Tiefen des menſchlichen Gemüthes ſey, iſt ihm ſelbſt von ſeinen Gegnern und Verächtern noch niemahls ſtreitig gemacht worden.

Und damit iſt ihm dann freylich ein hoher und bleibender Werth zugeſtanden, welcher von den Regeln des Theatergeſchmacks ganz unabhängig iſt, und in einer ganz andern Region liegt, als die, in welcher die gewöhnliche Schaubühne ihr Weſen treibt.

Wäre Shakſpeare nichts weiter als der erſte und vortrefflichſte Dichter der brittiſchen Bühne, ſo dürfte es ſchwer halten, die Streitfrage über ſeinen künſtleriſchen Werth mit allgemeiner und ſiegender Uebereinſtimmung ſo bald zur Entſcheidung zu bringen. Denn das ſcheint nun einmahl unvermeidlich, daß eine jede Nation, welche Charakter hat, und ſich eines ihre geiſtigen Kräfte vereinenden großen Mittelpunctes erfreut, ſobald dramatiſche Vergnügungen oder Kunſtverſuche bey derſelben in Gang kommen, für ihr beſonderes, dem Nationalgeſchmack angemeſſen geſtaltetes Theater, eine ganz ausſchließende, gegen die Vorzüge der Andern oft blinde und ungerechte Vorliebe hegen wird. Man nehme nur einen Franzoſen und einen Deutſchen, welche über die gegenſeitigen Vorzüge von Goethe und Schiller, oder von Corneille und Racine mit einander ſtreiten, und es wird ſich leicht ermeſſen laſſen, wie lange der Streit fortgeführt werden kann, ehe er zum Ende kommt; nähmlich ſo zu Ende, daß einer den andern wirklich überzeugt, oder auch nur daß beyde einander verſtehen. Selbſt die Menge der theoretiſchen Arbeiten und Anſichten über die dramatiſche Kunſt gibt dem Streit bey ſo ſchwer auszurottenden Vorurtheilen noch mehr Nahrung. Faſt möchte es noch leichter möglich ſcheinen, über verſchiedene Glaubensmeinungen ſich zu verſtehen, als in den Theaterſtreitigkeiten eine Entſcheidung zu geben, die beyde Partheyen befriedigen könnte, da gewöhnlich keine von ihren Grundſätzen oder Vorurtheilen auch nur um ein Haarbreit nachgeben will. Der

Franzoſe geht in der Vorliebe für ſeine tragiſchen Dichter ſo weit, daß er ſie ſogar den griechiſchen, dem Sophokles und Euripides an die Seite zu ſtellen wagt. Eine Parallelle, die freylich in Frankreich, wo nur einzelne Gelehrte das griechiſche Alterthum kennen, leichter durchzuführen iſt, als in andern Ländern, in denen, wie in England und Deutſchland, die Kenntniß der alten Dichter als ein weſentliches Stück der Geiſtesbildung und Erforderniß einer guten Erziehung betrachtet wird, und unter den höhern Ständen wenigſtens allgemein verbreitet iſt. Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man glaubte, daß Spanier und Engländer, weil ſie mit ſolchen Parallellen nicht ſo zudringlich und anmaßend ſind, an ihrem Calderon oder Shakſpeare weniger feſt hingen. Wie ſollten ſie auch nicht, da dieſe großen Dichter ihrer Bühne vollkommen kundig und mächtig, dem beſondern Bedürfniß ihrer Nation ſo ganz entſprechen! —

Erklärten wir uns nun mit entſchiedener Vorliebe für den Shakſpeare, ſo geſchah es eben deßwegen, weil er noch etwas anders und etwas ungleich größeres iſt, als ein dramatiſcher Dichter. Daß er Regel auch für unſre deutſche Bühne ſeyn könnte, glaube ich nicht, weil ich dafür halte, daß jede Bühne ihre eigne, der Nation und Zeit gemäße Regel und Form ſich ſelbſt finden und geſtalten muß. Ob die Regel unſrer Bühne ſchon vollſtändig entdeckt ſey oder nicht, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Daß Shakſpear's Form nicht ohne große Einſchränkungen und Abweichungen für uns anwendbar ſey, ſcheint auch unſer Schiller in ſeiner letzten Zeit hie und da mit Deutlichkeit bis in das Einzelne gefühlt zu haben, obwohl er zunächſt von jener Form ausging.

Ein höherer Werth als irgend eine Form verleihen kann, liegt in dem großen Geiſt und dem tiefen Gehalt des brittiſchen Dichters. Will man indeſſen in dieſe ihm eigenthümliche Form eingehen und beobachten, wie ſein Geiſt ſich dieſelbe angebildet und nach ſeinem Bedürfniß geſtaltet habe, ſo wird man ſie merkwürdig genug finden, und auch überall auf Beweiſe ſtoßen, daß derſelbe umfaſſende und durchdringende Verſtand, welcher ihn vor allen andern Dichtern in der Auffaſſung des

Menſchen und des Lebens auszeichnet, ihn auch bey der Abfaſſung und Einrichtung ſeiner Werke keinesweges verlaſſen hat. Beweiſe dieſer Art finden ſich reichlich in dem Altengliſchen Theater (Berlin 1811) womit Ludwig Tieck den Freunden des Dichters ein willkommenes Geſchenk gemacht. Perikles, wovon es hiſtoriſch erwieſen, und auch bey den zweifelſüchtigſten Kritikern keinem Zweifel unterworfen iſt, daß er von Shakſpeare herrührt, obwohl aus einer frühern Zeit als die reifern Werke, iſt ganz einem poetiſchen Holzſchnitte zu vergleichen; mehr Forderungen und andere, darf man nicht daran machen, aber die Vorzüge die ein ſolcher etwa aus Dürers Zeit, in der Kunſt behaupten kann, beſitzt es als Gedicht in vollem Maße. Von ſolchen geringen Anfängen begann Shakſpeare, und wie viele Stufen mußte er nicht durchwandelt haben, ehe er zu jener Reife des Geiſtes, und Sicherheit in der Ausführung gelangte, welche wir in den ſpätern Werken bewundern. Der Flurſchütz von Wakefield, nicht von Shakſpeare, aber aus jener Zeit die ihn hervorbrachte, und ſehr bezeichnend für dieſelbe, iſt durchaus eine Volkskomödie, ausgezeichnet durch die fröhliche Kraft und die treuherzige Laune die darin herrſcht. Die dramatiſchen Vorgänger und Nebenbuhler Shakſpeares waren meiſtens nicht etwa rohe Naturgenies, ſondern überkünſtliche Pedanten, welche in einer affectirten Schreibart, wie auf Stelzen dem Seneca oder einigen Franzoſen nachſtolperten. Shakſpeare ſchloß ſich ganz an die neben jenen verfehlten Beſtrebungen doch noch übrig gebliebene alte Volkskomödie; eine Gattung die obwohl wenig beachtet, doch auf die Ausbildung der dramatiſchen Kunſt bey den gebildeten Nationen auch des Alterthums vielen Einfluß gehabt hat, und von der ſelbſt geringe Ueberbleibſel als Denkmahl nationaler Sitte ſchätzbar ſind, Aufmerkſamkeit und Begünſtigung verdienen. Aus dieſem Standpunkte und in Beziehung auf Shakſpeare, erhält das genannte Stück Werth und Bedeutung.

Das merkwürdigſte in jener Sammlung aber iſt der alte König Johann. Wer irgend, wenn er den Dichter kennt, noch Zweifel hegen ſollte, ob dieſe ältere Bearbeitung auch von Shakſpeare herrühre, darf nur die Scenen von dem jungen Arthur leſen, wie er geblendet werden ſoll, und dann wie er aus dem Gefängniſſe entſpringen will und ſtirbt. Eben dieſe Scenen, mit der ſpätern Bearbeitung verglichen, können vorzüglich zum Beweiſe dienen, wie glücklich und mit welcher Ueberlegung und Sorgfalt der große Meiſter die eignen Werke zu vollenden und vollkommner auszubilden verſtand. Die Darſtellung iſt auch dort wahr, einfach, rührend, tragiſch; aber die Motive ſind oft mehr allgemein und redneriſch, wenn man ſie vergleicht mit jenen Zügen die der kindlichen Natur abgelauſcht, eben weil ſie ſo naiv ſind, bey dieſem ſchmerzlichen Anblick der leidenden Unſchuld, ins Innerſte der Seele treffen. Dieß gilt beſonders von der Scene, wo er geblendet werden ſoll, und Hubern endlich bewegt, den grauſamen Befehl unerfüllt zu laſſen. Bey der Scene, wo Arthur ſtirbt, möchte man faſt für die ältere Bearbeitung entſcheiden.

Eben dieſer Dichter, welcher die Tiefen des Herzens wie kein anderer ans Licht zu ziehen und in unſerer eigenen Bruſt zu erſchüttern weiß, umfaßte mit ſeinem hellen Verſtande die ganze Mannichfaltigkeit des wundervollen Menſchenlebens. Seit den Homeriſchen Gedichten hat die Poeſie kein Weltgemählde hervorgebracht wie das, was Shakſpeare uns vor Augen ſtellt; ſo reich und lebendig, ſo umfaſſend groß, und ſo treu in den einzelnen Zügen. Er iſt der dramatiſche Homer des Nordens, aber eines ſpätern, gebildeten, unſers Nordens; einer nicht mehr bloß durch die freye Naturkraft allein, ſondern zugleich auch durch den Verſtand beherrſchten, geſtalteten und vielfältig verwickelten Welt.

So haben wir verſucht die vaterländiſche Dichtkunſt bis zu ihrer Wurzel und nordiſchem Stamm zu verfolgen. Welche Früchte derſelbe alte Stamm unter einen ſüdlichern Himmel verſetzt, ſchon in frühern Zeiten getragen; welche er wohl noch, ohne daß ſeiner Natur zu viel Gewalt geſchehe, tragen könne, verdient eine eigene Betrachtung, die wir uns für die Folge vorbehalten.

Inhalt
des zweyten Heftes.

Johann Hunniady Corvin. Von Caroline Pichler, gebornen v. Greiner . . . . Seite 101

Die ſcandinaviſche Halbinſel und ihre Bewohner. Von J. W. Ridler . . . . — 107

Agronomiſche Briefe. Von Adam Müller. Zweyter Brief . . . . — 137

Der Philoſoph und die Sonne. Von Mathias Claudius . . . . — 160

Rezept. Von v. St. — 161

Ueber nordiſche Dichtkunſt. Vom Herausgeber . . . . — 160

Druckfehler im erſten Heft.

S. 20 Z. 5 ſtatt nicht, iſt zu leſen recht.
— 75 — 1 — nationalen — — rationalen.

Ein Wort
über
# deutſche Litteratur und deutſche Sprache.

Vom Freyh. A. von Steigenteſch.

Der Deutſche beklagt ſich oft über das Urtheil des Auslandes, das zuweilen, ohne ſeine Sprache, und ſeine Litteratur zu kennen, über beyde zu urtheilen wagt. Wer ſtimmt nicht gern dieſer Klage bey? Denn es iſt nur zu gewiß, daß den fremden Ariſtarchen unſre Sprache nur durch Ueberſetzungen bekannt iſt. Aber jede Sprache hat ihre Eigenthümlichkeiten, die durch die Uebertragung in eine andere verloren gehen, und die beſte Ueberſetzung gleicht einem gewendeten Kleide, dem das Feine, Glänzende und Weiche der andern Seite fehlt.

Indeſſen, wir wollen billig ſeyn; hat die deutſche Litteratur nicht ſelbſt etwas, das den Ausländer von ihr abſchrecken muß, und das ſich mit ſeinem Geſchmack und ſeinen Anſichten nicht verträgt? Iſt Weitläufigkeit, Härte, zuweilen Geſchmackloſigkeit in der Zuſammenſtellung und Erſchaffung der Worte, nicht hier und da eine Eigenheit, wenn auch nicht der Sprache, doch ihrer Schriftſteller geblieben? Haben die Geſetzgeber der

Sprache ihr das Weiche und Biegſame gegeben, deſſen ſie fähig iſt, und das ſie dem Ohre des Fremden empfiehlt?

Wer fühlt nicht bey dem Nahmen Adelung die Ehrfurcht, die dem gelehrten unermüdeten Forſcher gebührt? Man begreift kaum, wie ein Menſchenleben hinreichte, eine ſo reiche Sprache wie die deutſche, zu umfaſſen und zu ergründen, und beynahe bey jedem Worte bis zu ſeiner Quelle hinauf zu ſteigen. Die Geſetze der Sprache, die in andern Ländern eine Vereinigung der beſten Köpfe kaum ſo gründlich entwarf, entwarf er allein, und noch bis jetzt iſt ſein Wörterbuch das Grundgeſetz der deutſchen Sprache geblieben. Aber auch er ließ ſich von Vorurtheilen und Gewohnheiten beherrſchen. Sein Ohr, an die Ausſprache eines kleinen ſächſiſchen Kreiſes gewohnt, gab der Sprache zuweilen Steifheit und Härte, und die vielen E die er einſchob, um ſie, wie er glaubte weicher und biegſamer zu machen, dehnten die Worte; die deutſche Sprache erhielt dadurch einen Anſtrich von Geziertheit, der ihr ſo übel ſteht, und ihre eigentliche Kraft mußte in dem neuen Gewande verlieren.

Wir ſind bey Adelung, dem gelehrten Geſetzgeber unſerer Sprache, und ſchon aus ihm laſſen ſich manche Urſachen entwickeln, die auf die Sprache wirkten, und ihren Schöpfungen zuweilen den Stempel der Geſchmackloſigkeit aufdrückten, der noch jetzt nicht von allen verwiſcht iſt. Wer hat je an dem gelehrten, unermüdeten, kenntnißreichen Deutſchen gezweifelt? der Fleiß des Deutſchen iſt unter allen Himmelsſtrichen anerkannt; er iſt in den amerikaniſchen Wäldern unverdroſſen und arbeitſam, wie in ſeinen eigenen; aber warum gelingt es dem fleißigen Deutſchen, der alles nachahmt, und ſeine Muſter oft übertrifft, warum gelingt es ihm ſelbſt im mechaniſchen Leben ſo ſelten, geſchmackvolle Formen zu erfinden? Warum iſt der Schönheitsſinn, der nur unter den Schöpfungen und den Geſtalten der Kunſt aufblüht, ſo ſelten das Erbtheil des Deutſchen, wenigſtens ſeiner Werke? Warum ſucht er meiſtens das Ausland wie einen claſſiſchen Boden auf, das Gelernte zu vervollkommnen, ſeine Begriffe zu berichtigen, und das wirkliche Leben erſt dort kennen zu lernen, das ihm in ſeiner Heimath durch Gewohnheiten und Vorurtheile fremd blieb?

Aus dieſer, und den Urſachen, die ich unten berühren werde, läßt ſich der mühſame Fleiß unſrer Gelehrten erklären, die abgeſondert von der Welt, nur ihren Büchern angehören, und dunkle abgezogene Begriffe ihres Denkens in dunkle Worte kleiden, an die ſich ihr Ohr gewöhnt, die dann in die Sprache treten, um ſie zu verwirren, und ihre zurückſtoßende Härte zu vermehren.

Ein kleines Gemälde der geſellſchaftlichen Verbindung und Ausbildung der Stände in Deutſchland, vor ſeinem jetzigen Zuſtande, wird uns noch deutlicher die Urſachen erklären, die ſo nachtheilig auf die Sprache, auf den Geiſt und den Geſchmack des deutſchen Gelehrten und Künſtlers wirken mußten.

Unſre Sprache iſt die jüngſte aller gebildeten Sprachen in Europa, obwohl einige, wie die engliſche, zum Theil aus ihr hervorgingen, und die Sprache ſelbſt älter, als die meiſten ihrer Schweſtern iſt. Schon im dreyzehnten Jahrhunderte machte ſie wichtige Fortſchritte, die um ſo auffallender ſind, da ſie in der Folge wieder zu einer Härte und Barbarey herabſank, der ſie ſich auf Augenblicke glücklich entriſſen hatte.

Ich bin weit entfernt, die Minneſänger und ihre Werke als Beyſpiele für ihre Nachwelt aufzuſtellen, wie es jetzt zuweilen geſchieht; doch es iſt gewiß, daß ihre Sprache mehr Zartheit und Biegſamkeit hatte, als in dem todtenähnlichen Schlaf, aus dem ſie, erſt drey Jahrhunderte ſpäter, wieder erwachte. Aber Deutſchland von Partheygeiſt zerrüttet und von inneren Kriegen verheert, war kein Zufluchtsort für die Muſen, die ſich vom Geräuſch der Waffen entfernen. Sie ſchwiegen, um drey Jahrhunderte zu verſtummen. Indeſſen erfand der Deutſche das Schießpulver und die Buchdruckerkunſt, die beyde auf die Freyheit des Geiſtes und der Sprache wirkten. Aber dieſe Entdeckungen fielen in ein finſteres Jahrhundert, das ihren Nutzen nicht begriff. Die letzte benutzte der Aberglaube, und ſpäter die Reformation *) die ihn bekämpfte, und dem

---

*) Der Raum erlaubt es hier nicht zu unterſuchen, ob die Reformation der Bildung des menſchlichen Geiſtes mehr genutzt oder geſchadet hat. Wenigſtens auf den Geiſt des deutſchen Volkes hat ſie nicht vortheilhaft gewirkt, obgleich alle unſere Schriftſteller das Gegentheil be-

Geiſte des Deutſchen die Richtung gab, die ihn zu Religions-Zänkereyen und gelehrten Spitzfündigkeiten führte, und ihn dadurch von Wiſſenſchaften und Künſten entfernte, die das Leben erheitern und verſchönern. Die Erſte wurde ein Werkzeug in der Hand der Mächtigen, die Freyheit des Geiſtes, und mit ihm die Freyheit der Sprache zu unterdrücken, die noch ſo kühn und edel in Ulrich von Hutten ſprach.

Einige Fürſten wieſen der Gelehrſamkeit ruhigere Sitze an, und die hohen Schulen waren beſtimmt, alle Strahlen des Lichtes zu ſammeln, um ſie durch das Ab- und Zuſtrömen ihrer Zöglinge über Deutſchland zu verbreiten. Aber gerade dieſe Gelehrſamkeit vernichtete die vaterländiſche Sprache ſogar bis auf ihr Andenken. Der Gelehrte, der in ſeinem Livius und Herodot eine gebildete Sprache fand, die ihm die rauhe Mundart ſeines Landes nicht erſetzte, wählte die fremde Sprache, und ſo blieb ſelbſt das Wenige, was die Gelehrſamkeit damahls Wiſſenswürdiges und Belehrendes hatte, nur

---

haupten. Wir ſtanden damahls auf der nämlichen Höhe der Bildung mit anderen Völkern; und von dieſem Zeitpunkt an eilten uns Italien, und ſpäter Frankreich voraus. In beyden Ländern verbeſſerte der Geiſt der Zeit die Mißbräuche der Religion, ohne gewaltſame Aenderungen, (und hatten ſich vor der Reformation nicht ſchon die franzöſiſchen Könige mit Nachdruck und Glück dem römiſchen Stuhle widerſetzt?) Der Stillſtand der Wiſſenſchaften, die auf das Leben wirken und Geiſt und Gefühl veredlen; ſeine inneren Kriege, ſeine damahlige Verwüſtung und Verarmung, von denen es ſich nie wieder ganz erholte, hat Deutſchland unſtreitig ſeiner Reformation und ihren Folgen zu verdanken.

das Eigenthum der wenigen Menſchen, die dieſe Sprache verſtanden. Dadurch wurde die deutſche Sprache ſo lang der Verachtung übergeben, und erſt vor ungefähr ſiebenzig Jahren, als ſie die Feſſeln des Vorurtheiles zerbrach, fing man an die Möglichkeit zu glauben, auch in ihr Witz und Empfindung ausdrücken zu können.

Wie ſchön war dieß Erwachen der Sprache! Man ſah an ihrer Kraft, daß es ein Rieſe war, den Unwiſſenheit und Vorurtheile gefeſſelt hatten, und der ungeduldig und ſchnell von Stufe zu Stufe ſprang, um die Höhe zu erreichen auf der ſeine Schweſtern ſtanden. Keine Sprache hat ſo ſchnelle Fortſchritte gemacht als die deutſche, ſobald ſie in die Zahl der gebildeten Sprachen aufgenommen war. In einem engen Raum von zwanzig Jahren, von 1740 bis 1760 liegt das große Werk ihrer Entwickelung, und nur die deutſche Verfaſſung macht es möglich zu erklären, warum ihre Regeln noch ſo unbeſtimmt und unſicher ſind, und warum es jedem nur halb berühmten Nahmen erlaubt ſcheint, Eingriffe in ihre Rechte und Beſtimmungen zu wagen.

Die Verfaſſung Deutſchlands, die es in zwey- oder drey hundert kleine Theile zerſchnitt, erlaubte den Deutſchen nie ein Volk zu bilden, und ſelbſt die Ausbildung der Sprache dehnte ſich nie über die Gränzen aus, die einen deutſchen Völkerſtamm von dem andern trennten. Die Kunſt ſich zu erhalten war in jedem Zeitpunkte für kleine Regierungen eine mühſame Kunſt, und ſie mußte bey ihnen wie bey den größeren, an die ſie ſich anſchloſſen, der Erfindung des Pulvers den

Vorzug vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt geben. Viele erkannten ſogar in der letzten ihre Feindin, die durch den Einfluß, den ſie auf den Geiſt der Völker hatte, ihr Recht allein zu herrſchen mit ihnen theilte. Nur Wenige kannten den Geiſt der Sprache, denn ſie hatten die erſten Begriffe ihrer Kindheit in einer fremden Sprache geſammelt. Der einzige große Regent, den Deutſchland im neueren Zeiten hatte, Friedrich der Zweyte, kannte und liebte ſeine Sprache nicht, und der deutſche Gelehrte wurde vergeſſen, wenn der fremde an ſeinem Hofe Schutz und Aufmunterung fand *). Den übrigen Regierungen war eine Sprache gleichgültig, die ihnen keine Vortheile verſprach. Sie dachten zu väterlich, als bey den ſteigenden Auflagen auch den Geiſt ihres Volks durch neue Vorſchriften und Sprach-Geſetze zu drücken; daher war der Gelehrte, der in Deutſchland gewöhnlich zu der Mittelklaſſe gehört, an deutſchen Höfen eine ſeltene Erſcheinung, bey der man nicht wußte, wohin man ſie ſtellen ſollte.

Selbſt die deutſche Sprache hat etwas demüthigendes, was keine andere Sprache enthält, und ihr Sie, Er, Ihr und Du bezeichnen ſchärfer, als in jedem andern Lande die Scheidelinie der Stände. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts gefiel es einigen deutſchen Herrſchern das Er zu wählen, wenn ſie mit Menſchen ſprachen, die Gott nicht gewürdigt hätte Zu-

---

*) Man muß es dieſem Fürſten vergeben; was war die deutſche Sprache in dem Zeitpunkte, als er anfing zu denken und zu ſchreiben?

tritt an einem Hofe zu haben. Dieſe Behandlung, die ſchwer auf die gebildete Klaſſe drücken mußte, entfernte ſie von den Höfen. An dieſe ſchloß ſich der deutſche Adel, der ſich in der neueren Zeit durch alle mögliche Zierden ſeines Standes, aber ſelten durch wiſſenſchaftliche Bildung auszeichnete. Die ängſtliche Sorgfalt, dieſen Adel rein zu erhalten, ſchloß ihn von der Verbindung mit den übrigen Ständen aus, und wenn es dem franzöſiſchen Herzoge erlaubt war, durch eine reiche Mißheirath den Glanz ſeines Hauſes wieder herzuſtellen, und die jüngern Söhne in England Kenntniſſe ſammeln mußten, um als Redner zu glänzen oder im Handel zu erwerben; ſo gingen alle dieſe Vortheile für den deutſchen Adel verloren. Der katholiſche Adel begnügte ſich, ſeine jüngern Söhne an die Kirche oder die ſtehenden Heere abzuliefern. Die Erſten bedurften keiner Kenntniſſe, und die Letzten glaubten keiner zu bedürfen. Die Aelteſten beſchränkten ſich größtentheils darauf ihren Nahmen fortzupflanzen, und wenn ihnen dieſe Anſtrengung gelungen war, ſo glaubten ſie gewöhnlich alle Forderungen erfüllt zu haben, die ihre Mitbürger an ſie machen konnten. Der proteſtantiſche Adel war ärmer, und wenige geiſtliche Stellen abgerechnet, die ihn an keinen Ort banden, blieb ihm nichts übrig, als den Fahnen ſeiner Fürſten zu folgen. Ihm hat die Sprache einige claſſiſche Werke über die Kriegskunſt zu danken *), und ſie hat ſich in

---

*) Ich nenne nur Bärenhorſt's Betrachtungen über die Kriegskunſt.

dieſen Werken edler und reiner erhalten, als zuweilen in dem Aufflug unſerer größten Dichter, die alle Feſſeln der Regel zerbrachen, um ſich freyer zu erheben.

Die Wiſſenſchaften blieben alſo in Deutſchland mit wenigen Ausnahmen, das Eigenthum des Mittelſtandes *). Dieſe Gelehrten, von den höheren Ständen abgeſondert, ohne Mittheilung, ohne Berührungspunkte mit dem geſelligen Leben, gehörten nur ihren Büchern und ihrem Nachdenken, und nie der Welt an, für die ſie ſchrieben, oder die ſie ſchildern ſollten, und die wie ein unbekanntes Land hinter der Scheidewand lag, die ſie von ihr trennte. Daher läßt ſich der ſpekulative Geiſt des Deutſchen zum Theil erklären, der in ſeine Betrachtungen vertieft, das wirkliche Leben vergißt, und ſo gern für die mühſame Entzifferung eines Begriffs, der nur ihm deutlich iſt, ein hartklingendes Wort erfindet.

Ich glaube, die Zeit iſt gekommen, wo wir es geſtehen dürfen, wie weit uns der philoſophiſche Zeitpunkt des großen Denkers in Königsberg von der Bildung entfernte, die auf das Leben wirkt. Wer, und was hat dabey gewonnen? die Sprache, auf die ich mich hier beſchranke, ihre Weichheit, und ihr Wohlklang gewiß nicht. Dieſe Lehre, die beynahe zehn Jahre unſere beſten Köpfe beſchäftigte, erſchuf Worte, über

---

*) Wie viele Schriftſteller haben England und Frankreich in ihren erſten Ständen aufzuweiſen! Wenn man in dem letzten nur die Verfaſſer der Memoires zahlt, welche ungeheure Zahl!

die der Ausländer erſchrecken muß, und die der Deutſche außer ihrem Erfinder, zum Theil ſelbſt nicht verſtand. So erhielten wir ein Wörterbuch über die kantiſche Philoſophie, und dann ſogar ein Wörterbuch über dieſes Wörterbuch. Es war alſo eine neue Sprache, die in der alten entſtand, und der Meiſter geſtand endlich ſelbſt, daß ihn ſeine eifrigſten Jünger nicht verſtanden. Die Seuche, ſich in dieſer Sprache auszudrücken, ging endlich ſo weit, daß wir ſelbſt eine Poſtlehre haben, alſo eine Lehre für die gemeinnützigſte Anſtalt in Europa, die in dem Unſinn dieſer Sprache vorgetragen iſt*).

Nun erſchien in Deutſchland eine Menſchenklaſſe, die, wie die alten Ritter von ihrem Degen, jetzt von ihrer Feder lebten. Die ganze Magiſterwelt dieſer Schriftſteller warf der Hunger an den Schreibtiſch, um ihren Magen durch die Anſtrengung ihrer Hände zu beruhigen. So wuchſen die Meßkataloge, die wir immer den Fremden ſtolzlächelnd vorhalten, um unſern Fleiß zu beweiſen, zu einer ungeheuren Dicke. Unglücklicherweiſe liegt in jedem Menſchen der Trieb ſein Gebieth zu erweitern, beſonders wenn es die Geſetze erlauben. Dieſer Trieb und ſeine Folgen ſind die Weltgeſchichte, und es war alſo natürlich, daß der arme Menſch, der keinen andern Punkt für ſeinen Ausflug hatte, als ſein Papier, ſich in Folianten auszubreiten ſuchte.

---

*) Vorläufige Darſtellung der Begründung einer allgemeinen Poſtanſtalt. Göttingen. Dietrich 1801. — Ich ziehe nur folgende Stelle aus: »die Poſtlehre überhaupt enthält die Richtigſtellung der geforderten und gegebenen Beſtimmungen einer Poſtanſtalt, mit der Tendenz einer Allgemeinheit, als Ideal. Darauf wird ſodann die Begründung und Darſtellung der nothwendigen Coexiſtenz jener weſentlichen Beſtimmung gebaut: die Darſtellung dieſer Nothwendigkeit zeigt dieſelbe an und für ſich, und durch Erläuterung des Mißſtandes einer Einzelnheit der Einrichtung, das heißt, der Wirkung einer Trennung der geforderten Beſtimmungsſtücke, nach der Idee, oder zur Realiſirung der Univerſalität.« — Wenn das der Abbe Geoffroy wüßte, der zum Glück unſere Sprache beurtheilt, ohne ſie zu verſtehen!

Unſere Sprache hat das Fehlerhafte in ihrer Zuſammenſetzung, daß ſie das Zeitwort immer nachſchleppt. Dadurch wird der ſchnellere Umtrieb der Gedanken, wenigſtens ihrer Mittheilung, gehindert. In der franzöſiſchen und engliſchen Sprache, wo das Zeitwort immer dem vorausgeht was man ſagen will, läßt ſich in der Hälfte der Rede auch voraus beſtimmen, was ihr folgen muß, und darum können die ſchnellen Antworten (Repliques), die den Witz beyder Völker auszeichnen, ſelten von uns nachgeahmt werden. Schon an der Ungeduld, die ihre Antwort bereit hat, wenn der Andere noch ſpricht, laſſen ſich die beyden Völker, wie noch an ſo manchem andern erkennen. Von zwey Deutſchen, die zuſammen ſprechen, ſcheint immer einer etwas zu erwarten, und was er erwartet, iſt das Zeitwort, das nicht kommen will, und ohne das er den andern nicht verſteht. Dieſer Fehler liegt zum Theil mehr in der Behandlung der Sprache als in der Sprache ſelbſt; aber er beſteht, er iſt in unſern erſten Schriftſtellern zu finden, und ich will nur ein Beyſpiel anführen, das ich aus den Werken eines unſerer berühmteſten Schriftſteller entlehne, der als Dichter immer groß bleiben wird, wenn ihn auch die neuere Schule zu verkleinern ſuchte*).

»Nicht nur ſind gewöhnlicher Weiſe Begier und Abſcheu, Furcht und Hoffnung von Sinnlichkeit und Einbildung in Bewegung geſetzt — die Triebräder aller der täglichen Handlungen, die nicht das Werk einer bloß maſchinenmäßigen Gewohnheit ſind; ſondern in den meiſten und angelegenſten Fällen — gerade da, wo es ein Glück oder Unglück des ganzen Lebens, Wohlſtand oder Elend ganzer Völkerſchaften, und am allermeiſten, wo es um das Beſte des ganzen menſchlichen Geſchlechts zu thun iſt — ſind es fremde Leidenſchaften oder Vorurtheile, iſt es der Druck oder Stoß weniger einzelner Hände, die geläufige Zunge eines einzigen Schwätzers, das wilde Feuer eines einzigen Schwärmers, der geheuchelte Eifer eines einzigen falſchen Propheten, der Zuruf eines einzigen Verwegenen, der ſich an die Spitze ſtellt — was Tauſend und hundert Tauſende in Bewegung verſetzt, wovon ſie weder die Richtung noch die Folgen ſehen, was Staaten in Verwirrung bringt, Empörungen, Spaltungen und Bürgerkriege verurſacht; Tempel, Altäre und Thronen umſtürzt, die Werkſtatte der Natur und der

---

*) Daniſchmend von Wieland. Seite 108. Der alte, ehrwürdige Meiſter verzeihe. Wenige Menſchen ehren und bewundern ihn mehr als ich. Aber ich habe dieß Beyſpiel aus ſeiner früheren Zeit in ſeiner neueſten Ausgabe wieder gefunden, und es iſt nicht das einzige von dieſer Länge. Seine Nachahmer aus einer ſpäteren Zeit berufen ſich auf ſein Beyſpiel, um ihre Sünden dadurch zu entſchuldigen.

»Kunſt verwüſtet, und oft die Geſtalt ganzer Welttheile verändert.«

Dieſe einzige Zuſammenſtellung enthält nicht weniger als acht und zwanzig gedruckte Zeilen. Wie leicht hätte ſich dieſes durch kleinere Perioden bilden laſſen, die ſich auf einander bezogen, und die ein ſteigendes Intereſſe verſchönert hätte. Dieſem unglücklichen »Nicht nur« im Anfange mußte das »ſondern« folgen, das endlich die lange Periode nachſchleppte. Iſt dieß der Fehler der Sprache? Aber was kann der Ausländer bey ſolchen Stellen denken, die, als ſie geſchrieben wurden, Deutſchland als klaſſiſch anerkannte?

Daß uns das, was wir in dem Geſchmack jener Zeit tadeln, doch ja nicht verführt, uns in Hinſicht der Sprache in einer beſſeren Zeit zu glauben. Als die Sprache vor ſiebenzig Jahren erwachte, ging ſie in dem Zeitalter Leſſings, ſiegend und zerſtörend ihrer Vollendung entgegen. Aber ſie wankt ſeit jener Zeit wie ein Schlaftrunkener ohne Haltung und ohne Geſetze, vermehrt aber ſelten bereichert, in dem finſtern Reiche verworrener Begriffe, regellos durch Studierzimmer und Hörſäle, wo der Witz ſelbſt gelehrt und weitläufig werden muß, um dem Deutſchen zu gefallen.

Wir haben in unſerer Zeit Schriftſteller, die ſich einen berühmten Nahmen erwarben, durch ein außerordentliches Gedächtniß alles Geleſene zu behalten und anzuwenden. Ein Witz, der auf drey oder vier Seiten alle Vergleichungen verfolgt, die er in den vier Welttheilen findet; zuweilen ein blühendes Bild, eine Beſchreibung die uns erhebt; dann wieder ekelhafte oder ſchreckliche Darſtellungen die uns empören; dieß alles ohne Plan, ohne Zuſammenhang, an den Faden der Laune gereiht, die der Engländer Humour nennt, und die wir noch nicht begriffen haben, und zu einer Weitläufigkeit ausgedehnt, die ſelbſt einen deutſchen Leſer ermüdet, ſind die Beſtandtheile des Ruhms, den dieſe Schriftſteller in ganz Deutſchland errangen. Der Witz, wenn er nicht bloß ein Wortſpiel iſt, gehört zu den Erſcheinungen einer Sprache, die ſich leicht in eine fremde übertragen laſſen. Der witzige Einfall in Deutſchland wird in London und Paris belacht; denn ſein innerer Gehalt läßt ſich durch keine Ueberſetzung verwiſchen. Aber verſuchen wir es einmal dieſen National-Witz unſerer Lieblings-Schriftſteller, der drey Seiten mit einem einzigen Gedanken füllt, in eine andere Sprache zu übertragen, — können wir es dem Ausländer verdenken, wenn er über die Gutmüthigkeit des Deutſchen lächelt, der einen flüchtigen Einfall mit ſehr gründlichen Anmerkungen aus der Geſchichte, aus Reiſebeſchreibungen und Kirchenvätern belegt? Der Witz iſt wie eine Seifenblaſe, die nur einen Augenblick mit ihren Farben ſpielt um dann zu verſchwinden. Dieſe Schriftſteller haben das Mittel gefunden, ſchwer geſchliffene Kugeln aus dieſen Seifenblaſen zu drehen, die aus allem zuſammengeſetzt ſind, was je gedruckt oder geſchrieben wurde, und die Stundenlang vor der deutſchen Leſewelt hinrollen. Dieſe bewundert nur die Mühe der Zuſammenſetzung, und fühlt nicht, daß ein mühſamer Witz und ein flüchtiger Einfall, der auf drey Seiten ſtehen bleibt, nur in ihrem Vaterland als Witz anerkannt werden.

Aber nicht allein bey dem Spiele des Witzes hat die Sprache Rückſchritte gemacht. Ich betrete ein Gebieth, das nur ſparſam angebaut iſt, das Gebieth der Geſchichte; und hier hat der Ruhm dem deutſchen Tacitus *), wie man ihn nennt, den erſten Preis zuerkannt. Wer wird in ihm den unermüdeten Sammler, und den gelehrten Forſcher verkennen, der mit ſtrenger Wahl das Wahre von dem Falſchen ſichtet? Aber welcher Unbefangene erkennt nicht zugleich den Schriftſteller, der auf jeder Seite den Genius der Sprache beleidigt, die ihm fremd iſt? Dieſe Kürze, die durch die Weglaſſung der meiſten Artikel und Bindeworte, durch eine gewaltſame Verſetzung der Worte, die den Geiſt der Sprache entſtellt, und durch das ſchleppende Gerundium entſteht, das ſo oft wiederholt, unſerer Sprache nicht angehört, giebt ihr eine abſchreckende Härte, die ſie glücklicherweiſe nur in den Werken dieſes Schriftſtellers beſitzt. Selbſt die Kürze, in der Perioden von zehn Worten, durch Einſchiebungen von drey und mehr Zeilen unterbrochen werden, giebt unſerer deutlichen Sprache zuweilen eine Undeutlichkeit, die den Leſer, der vertraut mit ſeiner Sprache iſt, oft nöthigt, manche Stellen zu wiederholen, um ſie zu verſtehen. Ich ſpreche nicht von der Wahl des Gegenſtandes. Müller war ein

---

*) Johannes von Müller.

Schweitzer und ſchrieb die Geſchichte ſeines Vaterlandes. Aber der Geſchichtſchreiber der Schweitz kann ſich als dieſer ſelten über den Chroniken-Schreiber erheben. Die Aufzählung aller Nahmen und kleinen Begebenheiten, die den größten Theil der Schweitzergeſchichte bilden, ſind nur für die Städte und Cantone merkwürdig, denen ſie angehören. Da, wo die Schweitzergeſchichte in die Begebenheiten Europas eingreift, hört die eigentliche Geſchichte dieſes Landes auf; denn von dieſer Zeit an ſind ihre Helden Söldlinge, die ſich an den Meiſtbiethenden verkaufen, und für Geld von einem Heere zu dem andern übergehn. Dieß iſt der Fehler ſeines Gegenſtandes, und nicht der des Geſchichtſchreibers. Aber würde Leſſing und ſeine Zeitgenoſſen dieſe Sprache, die mühſam einer fremden nachgebildet iſt, für unſere Sprache erkannt haben? Und was beweiſet die Geſchmackloſigkeit des Zeitalters und die Unkenntniß ſeiner Sprache mehr, als der Beyfall, den dieſe Darſtellung erhielt? Die deutſche Sprache iſt vielleicht für die Geſchichte mehr, als für Alles andere geeignet, und einige Schriftſteller haben es bewieſen. Ich will nur die Geſchichte Kaiſer Friederichs II *) anführen, die gedrängt

---

*) Dieß Werk iſt ſchon im Jahre 1798 erſchienen, ohne den allgemeinen Beyfall zu erhalten, den es verdient. Erſt in den neueſten Zeiten hat man wieder ſeinen Nahmen genannt. Zwölf Jahre lang war es vergeſſen. Aber es hat auch nur einen mäßigen Band, das war ſein Unglück. Der Deutſche ſchätzt wie der Krämer, die Waare der Wiſſenſchaft nur nach dem Gewichte.

drängt und kurz, und doch blühend und deutlich die Begebenheiten, wie Hume und Robertſon ſchildert. Haben wir dieſe groſsen Muſter vergeſſen, nach welchen alle neueren Völker ihre Geſchichtsſchreiber beurtheilen ſollten? — Was deutlicher als Alles beweiſt, wie fremd unſerm Tacitus die deutſche Sprache war, iſt ſein Nachlaß, der zum Theil aus den Vorleſungen beſteht, die er in Genf hielt, und die auch in franzöſiſcher Sprache gedruckt ſind. Das Franzöſiſche iſt klar, deutlich und doch flieſſend und gedrängt, kurz es iſt die Sprache, die Rouſſeau und d'Alembert ſchrieben und ſprachen; aber welcher unſerer groſsen Schriftſteller, auf die ſich die Regeln der deutſchen Sprache gründen, hat je die Sprache Müllers geſchrieben? Ich führe keine Beyſpiele an, denn ich verweiſe jeden Leſer auf die Werke dieſes Schriftſtellers, und auf jeder Seite wird ſich dem Deutſchen, der ſeine Sprache kennt und liebt, die Bemerkung aufdringen, wie tief der Geſchmack ſinken mußte, um dieſe Darſtellung zu bewundern.

Treten wir vor die Schaubühne der Deutſchen. Welche Fortſchritte machte die Sprache auf ihr, ſo lang Leſſing ihre Reinheit bewahrte! Die Bühne eines Volks iſt gewöhnlich der Maßſtab ſeiner Bildung und ſeines Geſchmacks. Sie iſt der geiſtige Berührungspunkt der verſchiedenen Völker, die am erſten dieſe Schöpfungen ihres Geiſtes und ihres Witzes gegen einander vertauſchen. Wir entlehnen alles ohne Wahl von den Fremden. Auch das iſt ein Beleg für unſern Geſchmack. Was entlehnt der Ausländer von uns? Wir dürfen nur einen flüchtigen Blick auf unſere Bühne und die unſerer Nachbarn werfen, um zu ſehen, ob das Urtheil des Ausländers, das ſich hauptſächlich auf dieſe bezieht, gegründet iſt.

Wir wollen Shakeſpeare nicht nennen. Sein Genius, der keine Feſſeln kennt, dieſes große Leben, das ſeine Rieſenbilder begeiſtert, muß der Gegenſtand unſerer Bewunderung ſeyn, aber es kann und darf nie als Beyſpiel dienen. Die Bühne muß beſtimmte Regeln haben. Der Genius, der uns fortreißt, wird ſeine Größe weniger dadurch beweiſen, wenn er dieſe Feſſeln bricht, als wenn er ſich frey und ungehindert in ihnen bewegt. So haben Racine, Corneille und Voltaire gedacht und geſchrieben, und ich kenne die Urtheile, die den Schwung ihrer Verſe tadeln, ich ſtimme dieſen Urtheilen zuweilen bey, ſobald ſie die Kühnheit des Gedankens, den Aufflug des Dichters und das zu ängſtliche Kleben an herkömmlichen Formen betreffen; aber wer iſt vor einer franzöſiſchen Bühne geſtanden, und hat die Würde des Cid und Phädra und Zaire nicht gefühlt und beweint? Wer hat nicht bemerkt, daß die Furcht, die uns ergreift, und das Mitleid, das unſere Thränen weckt, nur erſcheinen, um, ſobald ihr Zweck erreicht iſt, wieder zu verſchwinden. Das iſt es, was der Deutſche nicht begreift. Alles Schreckliche, alles Erſchütternde erſcheint vor unſern Augen auf der Bühne, und der deutſche Schriftſteller hat das Gefühl zu wenig berechnet, das den Schmerz nie ſo lang erträgt, als es ihm gefällt uns mit Leiden und Thränen zu foltern, ſelbſt wenn die Spannung der Erwartung und der Ungewißheit verſchwunden iſt. Es giebt ſehr wenige Ausnahmen auf unſerer Bühne, die den Fehler zu großer Ausdehnung vermieden haben, und der Deutſche, der ſein Urtheil gewöhnlich aus öffentlichen Blättern oder von der öffentlichen Meinung entlehnt, wagt es nicht zu geſtehen, daß er Langeweile hat, ſo bald ein berühmter Nahme auf dem Anſchlagzettel ſteht.

Das eigentliche Luſtſpiel, die Schöpfung Moliere's, iſt noch ſeltner auf unſerer Bühne erſchienen, und in der letzten Zeit beynahe ganz von ihr verſchwunden. Der leichte und gefällige Wiz, und der gebildete Ton der Geſellſchaft, dem Anſtand und Schicklichkeit beſtimmte Gränzen ſetzen, müſſen, wie ich oben zeigte, größten Theils unſeren Schriftſtellern unbekannt bleiben, die nicht mit dem Leben vertraut ſind, und man darf nur die Charakterzeichnung der höheren Stände in unſern erſten Schriftſtellern aufſuchen, um ſich von dieſer Wahrheit zu überzeugen. Selbſt die wenigen Luſtſpiele, die wir beſitzen, werden von dem Schauſpieler und dem Zuſchauer ſelten gefühlt und verſtanden. Dafür iſt unſere Bühne mit Geburten bevölkert, die lärmend oder klagend, oder weinend über ſie hinſchleichen. Ich kenne beynahe dreyßig Stücke, worin immer ein Menſch vorkommt, den hungert, und die große Auflöſung beſteht darin, daß man ihm endlich zu eſſen giebt, worüber ſich natürlich der gutmüthige Zuſchauer freut *). Gewöhnlich kömmt dann noch eine

---

*) Hier wäre wohl die Frage aufzuwerfen, ob das höhere Luſtſpiel

unglückliche Familie vor, die aus dem erſten Stock in eine Dachſtube gezogen iſt, ein junger Mann, der ſehr dreiſt ſpricht oder vielmehr brüllt, viel Moral, lange Sentenzen, ein paar Gebethe, ſechs bis acht verweinte Augen, einige Schnupftücher zum trocknen, ein grauſamer Miniſter, ein Präſident, der an den Pranger gehört, und ein paar untergeordnete Schurken; das iſt der Inhalt und das Verzeichniß der Perſonen, aus denen das deutſche Luſtſpiel gewöhnlich erſchaffen wird. Mich wundert, daß die Theater-Direktionen noch nicht auf den Einfall gekommen ſind, den Hungerthurm in Piſa aus Ugolino als ſtehende Dekoration für die meiſten dieſer Luſtſpiele zu verwenden. Zuſchauer, denen dieſe Stücke gefallen, und die vollends außer ſich ſind, wenn einige Thiere über die Bühne getrieben werden, würden auch den Hungerthurm mit Vergnügen ſehen.

Ich übergehe die Stücke mit verlornen Prinzeſſinnen, die wieder geſunden werden, und ſolchen Abentheuern, die unſern Ammenmärchen gleichen. Sie beweiſen nur durch den Beyfall, den ſie erhalten, die Kindheit in der ſich unſer Geſchmack befindet. So weit iſt dieſer Geſchmack wieder geſunken, der ſich vor funfzig Jahren ſo ſchnell zu einer bedeutenden Höhe erhob! Soll ich noch über die Sprache dieſer Stücke etwas ſagen? Wer die-

---

nicht ausſchließend aus den höheren Ständen genommen werden ſollte? Mangel, Nahrungsſorgen, Elend, Hunger, müſſen aus einem Gemälde verbannt werden, in welchem jeder Pinſelſtrich erheitern ſoll.

ſen ſchwerfälligen, weitläufigen, durch Gedankenſtriche zerriſſenen Unſinn einmal gehört hat, der wird mit mir die deutſche Sprache bedauern, die ſo hart von dem Ausländer getadelt wird, der die Sprache nicht von dem Sprecher und nicht von dem Schriftſteller unterſcheidet.

Was ſoll der Ausländer überhaupt von einer Sprache denken, die den Schätzen die ſie enthält, zum Theil ein dunkles, räthſelhaftes Gewand umwirft? Haben Descartes und Locke nicht in einer Sprache geſchrieben, die man leicht verſtand, und noch verſteht, und ſind die Worte unſerer neueren Weltweiſen faßlich? Sind ihre Lehren dadurch gemeinnützig geworden? Lehren der Weisheit müſſen nicht allein Schaumünzen ſeyn, es muß auch Scheidemünze unter ihnen geben, die man im gewöhnlichen Leben umtauſchen kann, wenn ſie dem Menſchen nützen ſollen; Schaumünzen kann nur der Kenner beurtheilen; ihr innerer Gehalt, und die Kunſt des Gepräges ſind nur für wenige Augen bemerkbar, und die Lehre der Weisheit wird bey uns, wie bey den Aegyptiern in Hieroglyphen eingehüllt, die in einigen Jahren niemand mehr enträthſeln kann.

Die Kunſt, durch unſere Kenntniſſe in das Leben einzugreifen, ſie ihm anzupaſſen, und Alles nur auf den Punkt zu ſtellen, wohin es gehört, hat der Deutſche nie verſtanden. D'Alembert, der Mathematiker, umfaßt in ſeiner Einleitung der Encyklopädie das ganze Reich der Wiſſenſchaften, kein Punkt ſcheint ihm fremd, und wer hat nicht die Würde der Sprache, die immer dem Gegenſtande angemeſſen iſt, und die Beſtimmtheit, Kürze und Deutlichkeit ſeines Ausdruckes in dieſer Einleitung bewundert? Wir haben ihm nichts in dieſer Art entgegen zu ſetzen, aber ich finde unter andern Merkwürdigkeiten, die nicht dorthin gehören, in der ökonomiſch-technologiſchen Encyklopädie von Krünitz, unter dem Buchſtaben L die ziemlich lange Geſchichte von Leander und Hero, die außer der Schwimmkunſt, mit keiner Kunſt etwas gemein haben kann*). Indeſſen, der Deutſche würde glauben eine Sünde wider das Herkommen zu begehen, wenn er eine Gelegenheit vorbeygehen ließe, ſeine Gelehrſamkeit einzuſchieben, ſie mag an dieſe Stelle paſſen oder nicht, und wir haben eine Abhandlung über die Blattläuſe, worin ſehr gelehrte Anmerkungen über die Kirchenzucht vorkommen.

Wir wollen nicht auf die neueſte Zeit blicken, die unſerer Sprache und Litteratur den Untergang droht. Was ſoll der Ausländer von unſerer Bildung und unſerem Geſchmack denken, wenn er ſieht, daß ein unbärtiges Knabenheer den Sitz der Ariſtarchen einnimmt, und uns altdeutſchen Klingklang, und die Lieder der Ammen und der Fuhrleute als Muſter der deutſchen

---

*) Wer die Geſchmackloſigkeit der Darſtellung ſtudieren will, muß dieſen Aufſatz leſen. Gleich darauf kömmt in der Beſchreibung einer blühenden Landſchaft, wo ſich der Weg durch einen Wald zieht, dieß mit folgenden Worten vor: »Nachdem der Spaziergang durch den Wald gegangen iſt. ꝛc.« Das iſt die Sprache unſerer Encyklopädiſten!

Dichtkunſt aufſtellt? Dieſe Knaben haben Leſer und Zuhörer, ſie werden gehört und gelobt, und bald wird kein ehrwürdiger Nahme in unſerer Litteratur mehr ſicher ſeyn, geneckt und mißhandelt zu werden. Was ſoll der Ausländer von einem Volke denken, das allen mittelmäßigen Köpfen eine Zuflucht in dem Dunkel des Geheimnißvollen (Myſtizismus) öffnet, das die Unſinnigen, die ſich dorthin verirren und Geheimniſſe ausſprechen, ſelbſt nicht verſtehen, und die in einer harten und finſtern, oder tändelnden und unverſtändigen Sprache, die hellen Begriffe des Menſchenverſtandes zu ſchwankenden Bildern führen, die wie Schatten an der Wand hinſchweben, und ſelbſt dem geiſtigen Auge körper- und geſtaltlos bleiben.

Ich will das Verzeichniß unſerer Anklagen nicht fortſetzen. Es wäre leicht es im Gebiethe unſerer Romane u. ſ. w. zu vergrößern. Möge das was ich hier ſage, und ungern ſage, uns auf den Zuſtand unſerer Sprache und unſerer Litteratur aufmerkſam machen, jetzt, da es vielleicht noch Zeit iſt ihn zu verbeſſern. Die Sprache iſt das einzige Eigenthum, das dem Deutſchen noch blieb. Sein Gefühl hat das Unglück geläutert, ausgedehntere Gränzen größerer Reiche haben den Gemeinſinn geweckt, die Aufmerkſamkeit einiger Regierungen *) auf die vaterländiſche Sprache iſt

---

*) Z. B. der bayeriſchen. Es iſt ihre Schuld nicht, wenn das, was für die Wiſſenſchaften in München geſchieht, nicht immer ihrer und der Erwartung Deutſchlands überhaupt entſpreche.

erregt, ein Verein der beſten Köpfe, durch eine aufgeklärte Regierung unterſtützt, kann und muß, wenn er richtig geleitet wird, und ſeinen Zweck verfolgt, auf den Geſchmack des Volkes wirken, und ihn veredlen.

Wenn die Geſetze der Sprache einmahl beſtimmt ſind; wenn die Orakelſprüche unſerer Weiſen keine Dunkelheit mehr verhüllt; wenn die Geſchichte, erhaben wie ihr Gegenſtand, in einer edlen, reinen Sprache zu uns ſpricht; wenn die tragiſche Muſe die Folterbank zerbricht, die ihre Bühne entweiht, und den Vorhang über erſchütternde Handlungen früher fallen läßt; wenn der heitere Witz wieder unſere Bühne belebt, und dem Frohſinn ruft, die wie muthwillige Knaben die Thorheit necken und verfolgen; wenn ſich das Elend, der Hunger und die Wehmuth aus unſern Luſtſpielen entfernen; dann wird auch der Geſchmack des Deutſchen ſich wieder erheben, und dann wird der Ausländer, der den ſtolzen Aufflug des deutſchen Genius in unſern Dichtern nicht begreift, ihn zu verſtehen ſuchen. Er wird unſere Schöpfungen auf den Boden ſeiner Heimath verpflanzen, und ſeinen Landsleuten ſagen: der gelehrte, fleiſſige, verſtändige Deutſche iſt auch verſtändlich geworden, er iſt munter und witzig, und er weiß ſogar aufzuhören, wenn man anfängt zu ermüden.

Ich wünſche und hoffe, daß der Ausländer bald dieß Urtheil über uns fällt. Dann iſt unſer Eigenthum, die Sprache, und der Ruhm unſeres Volkes auf immer gerettet.

Ueber das

Studium der Kriegsgeſchichte.

Von E. von Pfuel.

Wenn man erwägt, wie unter allen Bildungsmitteln des Soldaten, dem Studium der Kriegsgeſchichte unbedingt der erſte Platz nach dem Kriege ſelbſt gebührt, ſo drängt ſich einem die Betrachtung auf, daß, da die Kriegsgeſchichte lehrreicher wird nach Maßgabe der Zeiträume die ſie umfaßt, die Mittel zu einer vollkommnen kriegeriſchen Ausbildung fortwährend zunehmen, und die Verlegenheit um geſchickte Feldherrn nach und nach immer geringer werden müſſe. In der That, überall wo die Belehrung durch Aufſtellung von Beyſpielen geſchieht, wo an dieſen Beyſpielen theils beſtehende Maximen geprüft, theils neue aus ihnen entwickelt werden, da ſcheint es, als müſſe die größere Fülle der Beyſpiele eine ſtets gründlicher werdende Belehrung erzeugen, und die immer breiter werdende Baſis der Erfahrungen die auf ihr gebauten Theorien ſtets haltbarer und umfaſſender machen; und ſomit die Kriegsgeſchichte, als einzige Grundlage und Prüfſtein aller Theorien der Kriegskunſt, eine Art progreſſiv fortſchreitender Garantie geſchickter ſtrategiſcher Combinationen und fehlerfreyer Leitung des Krieges überhaupt herbeyführen.

Nun aber ſehen wir ganz und gar nicht eine ſolche Progreſſion kriegeriſcher Geſchicklichkeiten unter den Menſchen ſich entfalten, wenn ſchon die Mittel der Belehrung ſich wirklich fortwährend häufen; wir bemerken im Gegentheil etwas dieſer Progreſſion entgegengeſetztes, nämlich einmahl außerordentliche Talente, die ſich plötzlich unter ihren Zeitgenoſſen ganz ſteil aufpflanzen, die Kriegsgeſchichte mit ihren Thaten überſchütten, Theorien umwerfen, auf neue hindeuten, und endlich wieder verſinken, ohne den langſamen Gang der Mittelmäßigkeit auf irgend eine Art beſchleunigt zu haben. Und dann bemerken wir zweytens, wie dem emſigſten Studium, und aller erlangten Kenntniſſe zum Trotze, Fehler begangen werden, die eine gänzliche Unbekanntſchaft aller Grundſätze und Maximen, ein totales Vergeſſen alles Gelernten anzeigen, und ſtatt des erwarteten Fortſchreitens ein wahrhaftes Zurückſchreiten bezeichnen.

Beyde Erſcheinungen laſſen ſich jedoch, dem Nutzen militäriſcher Studien unbeſchadet, erklären; erſtere durch die Betrachtung, daß im Kriege ein künſtleriſches Element enthalten ſey, das nicht erworben oder überliefert, ſondern nur wie ein Geſchenk aus den Händen der Natur empfangen, und gewiſſermaßen bewußtlos ausgeübt wird; wollte man die zweyte Erſcheinung eben ſo erklären, wie es diejenigen wohl thun möchten, die überhaupt den Krieg mit einem gewiſſen Wohlgefallen eine Kunſt nennen hören, indem ſie darin eine Art Losſprechung von wiſſenſchaftlichen Studien und unbequemen Fleiße vernehmen, und ſich mit der Ahndung von Talenten beruhigen, die zur gehörigen Zeit, wenn es Noth thut, ſchon bey ihnen hervortreten werden, ſo würde es um den Ruf ſolcher Kenntniſſe, die auf einem andern Wege als den der Erfahrung erlangt werden, bald ſehr mißlich ſtehen. Jedoch, wenn auch gleich dem Talente überall im Kriege ſein Recht gebührt, ſo reicht man doch auch ſchon mit gewöhnlichen Eigenſchaften in den meiſten Fällen aus, und ein geſunder, unbefangener Verſtand, geübt durch Erfahrung und wiſſenſchaftlich gebildet, wird in der Regel befriedigende Reſultate herbeyführen, ganz gewiß aber ſolche Fehler, wie die oben angeführten, vermeiden. Militäriſche Bildung durch Studium ſcheint daher bey jener zweyten Erſcheinung mit in Rechnung gezogen werden zu müſſen, und da kömmt man dann auf die Vermuthung, als ſey bey Vielen dieſe Bildung nicht rechter Art, als gingen Manche bey ihren Studien einen falſchen Weg. Vielleicht gelingt es uns an der Kriegsgeſchichte zu zeigen, worauf es beym Studium derſelben eigentlich ankömmt, um wahrhafte Kenntniſſe, wahrhafte kriegeriſche Geſchicklichkeiten zu erlangen.

Auf den erſten Anblick ſcheint es eben ſo angenehm als leicht, ſich durch die Kriegsgeſchichte zu belehren; nur Fleiß, ſo denkt man, und ein gutes Gedächtniß, das ſey genug; man häuft Bücher und Karten um ſich her, lernt ganze Feldzüge in allen ihren taktiſchen und ſtrategiſchen Windungen, mit allen ihren Märſchen und Schlachten auswendig, trägt die Gerippe ganzer Provinzen mit ſich im Kopfe herum, prägt ſich die Kritik aller begangenen Fehler, und ganze Syſteme von Maximen und Grundſätzen wohl ein, und meint, nun ſey es gethan, nun ſey man belehrt und wohl ausgerüſtet, vieles als ſchlecht erkannte beſſer zu machen, und manches Gute zu überbiethen. Wirklich auf die Probe geſetzt und ins Feld hinausgeführt dem Feinde gegenüber, will plötzlich nichts von dem auswendig gelernten mehr paſſen; alle Fälle liegen anders, oft findet ſich auch nicht in dem allergeringſten die geringſte Aehnlichkeit mit dem mühſam Eingeprägten; Länder auf der Karte betrachtet, ſo klar und begreiflich ihrem Baue, ihrem Waſſerzuge nach, werden in der Wirklichkeit dem Auge ganz unverſtändlich; alle Maximen und Grundſätze gerathen in Verwirrung; wie ſie ſondern und ſichten und wählen? und nun iſt keine Zeit vergönnet; man ſoll ſich auf der Stelle entſcheiden, die Verwirrung ſteigt und ſteigt, und endlich bricht das ganze Gebäude der Gelehrſamkeit über einem zuſammen; in der Verzweiflung greift man blind in die Trümmer, und was man herauszieht iſt dann gewöhnlich weder das Klügſte noch das Kluge. Wie viel ſolche Art der Belehrung werth ſey, die bloß auf Gedächtniß und einigen nachgebeteten Grundſätzen und Maximen baſirt iſt, läßt ſich leicht ermeſſen. Um ſo wichtiger muß die wahre Belehrung erſcheinen, die Rath und Hülfe geben kann, wo jene in Nichts zuſammenſinkt.

Die Art und Weiſe der Belehrung wird ſich am beſten aus der Natur des Gegenſtandes entwickeln laſſen, der uns beſchäftigen ſoll. Dieſer Gegenſtand iſt hier der Krieg oder beſſer das Kriegführen, und dieſes Kriegführen iſt ſeiner Natur nach eine Kunſt. So wenig neu dieſe Definition auch iſt, denn gerade in der Benennung Kunſt lag ja der Troſt ſo manches Arbeit- und Mühe ſcheuenden Militärs, und die Verzweiflung ſo manches Fleißigern, ſo iſt das Weſen dieſer Kunſt doch bis jetzt wenig noch zur Sprache gekommen, und doch weicht gerade dieſes ſo ſehr von dem Weſen der übrigen Künſte ab, und macht ſie eben deßwegen zu ganz etwas anderem, jenem wenig Vergleichbaren.

Die Kriegskunſt unterſcheidet ſich von jeder anderen Kunſt in zwey Dingen; erſtens umfaßt ſie den ganzen Menſchen nach allen ſeinen phyſiſchen, geiſtigen und moraliſchen Kräften, während jene vorzüglich nur geiſtige und phyſiſche Kräfte in Anſpruch nehmen. Der Mahler z. B. braucht zur geiſtigen Schöpfung ſeines Bildes, ſo wie zur phyſiſchen Ausführung deſſelben, nur Erfindungsgaben und Geſchick; der größte Theil ſeiner moraliſchen Kräfte kann dabey völlig unthätig ſeyn, dem Gelingen des Kunſtwerkes unbeſchadet; durch Energie des Willens, Gegenwart des Geiſtes, Selbſtverläugnung, wird ſein Gemählde nicht beſſer nicht ſchlechter. Im Kriege dagegen ſpielen gerade dieſe Eigenſchaften die Hauptrolle, vom Feldherrn an gerechnet bis zum gemeinſten Soldaten herab. Der Verſtand trifft eine glückliche Anordnung zur Schlacht, doch nur der Muth führt ſie aus, nur der Wille trotzt der Gefahr und ſiegt über die Beſchwerde. Zweytens läßt die

Kriegskunſt in ihrer Ausführung gewöhnlich keine langen Betrachtungen und Ueberlegungen zu, vorzüglich verträgt ſie kein Feilen und Aendern, während Mahler, Poeten ꝛc., ganz gemächlich und bequem zu Werke gehen, in die Launen ihrer Muſe ſich fügen, den Moment der Begeiſterung geduldig abwarten, und die Beendigung ihres Kunſtwerkes nach Gefallen verzögern oder beſchleunigen. Die Kriegskunſt hat keine Zeit, ihr Schaffen iſt eilig und unaufhaltſam; ſie will ein ſchnelles Urtheil, einen ſchnellen Entſchluß, eine ſchnelle Ausführung; Weglöſchen und Verbeſſern findet hier nicht Statt, was einmal gemacht iſt, iſt für alle Zeiten gemacht. Dieſe beyden weſentlichen Verſchiedenheiten nach Umfang und Zeit rufe man ſich jedesmahl ins Gedächtniß zurück, ſo oft von Kriegskunſt die Rede iſt; nur ſo wird man den Mißverſtändniſſen und falſchen Aehnlichkeiten vorbeugen, die die allgemeine Benennung Kunſt bey ſo vielen Menſchen veranlaßt.

Das Kunſtwerk welches uns der Krieg aufſtellt iſt das Ringen zweyer Heere um den Sieg. Ringen wird hier ſehr allgemein und alle Vorbereitungen mitumfaſſend gedacht. Um eine gehörige Einſicht in das Ringen, in die eigentliche Handlung zu bekommen, lerne man zuerſt die handelnden Perſonen kennen, d. h. man erörtere zuvörderſt den Begriff eines Heeres oder der Armee. Eine Armee oder Heer beſteht in zwey Dingen, dem Feldherrn und dem Heere, beyde ſind jedoch nur in der Einbildung, in der Betrachtung von einander zu trennen, in der Wirklichkeit machen ſie ein innig verbundenes Ganzes aus, und laſſen ſich eins ohne das andere nicht denken. Der Zuſammenhang zwiſchen Feldherrn und Armee iſt nicht der eines Künſtlers mit ſeiner Maſchine, die nach mechaniſchen Geſetzen ſich bewegend, ganz in der Willkühr des Meiſters iſt, obgleich Viele es ſo meinen; dieſer Zuſammenhang iſt ein organiſcher, das heißt ein ſolcher, wo Feldherr und Armee ewig auf einander einwirken, wo beyde aus demſelben Stoffe gebildet, mit ähnlichen Eigenſchaften ausgerüſtet, in einem großen allgemeinen Körper verſchmolzen ſind, in welchem der bewegende Wille durch den Feldherrn repräſentirt wird. Ich habe mit Bedacht den Feldherrn nicht den Kopf ſeines Körpers genannt, weil jedes organiſche Theilchen des Heeres wieder ſeinen Kopf hat, der reſpectirt ſeyn will, und weil man durch die Benennung-Kopf gar zu leicht verleitet wird, alle geiſtigen und moraliſchen Kräfte in den Feldherrn allein niederzulegen, und den übrigen Körper als willenloſe Maſſe ſich zu denken.

Armee und Feldherr im Gegenſatze von einander gedacht, erſcheinen jedes für ſich mit beſonderer Perſönlichkeit begabt. Der Feldherr, als einzelner Menſch iſt einer Maſſe Menſchen gegenüber geſtellt, und die Erſcheinungen menſchlicher Kräfte werden demnach hier am Einzelnen, dort an der Maſſe, dem Heere, ihrer verſchiedenen Geſtaltung nach beobachtet werden müſſen. Die phyſiſchen Kräfte des Feldherrn äußern ſich in ſeiner körperlichen Thätigkeit; eben ſo die phyſiſchen Kräfte der Armee; da jedoch hier die Armee wie ein einziger großer Körper gilt, ſo heißt körperliche Thätigkeit für ſie: Bewegbarkeit und Gewandtheit aller Truppen-Abtheilungen, taktiſche Geübtheit, Abhärtung u. ſ. w. Auf der geiſtigen Kraft des Feldherrn beruht die eigentliche Führung des Heeres, der Gebrauch jener ungeheuren Glieder nach beſtimmten Zwecken, die Fertigkeit Plane zu erſinnen und in Ausführung zu bringen. Die geiſtige Kraft des Heeres, obgleich als Kraft der Maſſe völlig der des Feldherrn ſich unterordnend, und nur der einen Impulſion folgend, tritt jedoch in jedem einzelnen Theile jener Maſſe lebendig hervor, indem der organiſchen Zuſammenſetzung nach, jedem ein Spielraum gelaſſen werden muß, in welchem der Geiſt mit Freyheit ſich bewegen möge; und vom Führer einer Brigade bis zum Tirailleur herab nur allgemeine Vorſchriften gelten können, die der Verſtand eines Jeden erſt verarbeiten muß. Hier ſieht man wie diejenigen im Irrthume ſind, die an der Spitze einer kriegeriſchen Unternehmung geſtellt, alles ſchlechterdings allein machen wollen, und jedem ihrer Untergebenen vorſchreiben möchten, und zum Theil es auch wirklich verſuchen, was in allen erdenklichen Fällen zu thun oder zu laſſen ſey. Dadurch tödten ſie den Geiſt ihrer Untergebenen, der, ſtatt nach einer gegebenen Idee mit Freyheit zu handeln, ſich nun in lauter Beſchränkungen eingefangen ſieht, und aller eignen Bewegung allmählig entfremdet, bey der geringſten Schwierigkeit, bey dem mindeſten Zufall auf den keine Vorſchrift paßt, d. h. alle Augenblick, außer Faſſung geräth. So etwas heißt, ſeine

Unter-

Untergebenen mechaniſiren, herabwürdigen, und iſt nur das Beginnen mittelmäßiger Köpfe, die ihrer eigenen Kräfte nicht ſicher und für unvorhergeſehene Fälle immer einen Verſtandes-Bankerott befürchtend, auch andere nach ſich beurtheilen, nur allein alles vorherſehen wollen, und unter lauter Inſtruktionen und Verhaltungsregeln ſelbſt die Möglichkeit begraben, daß etwas Geſcheidtes von Andern geſchehe. Die moraliſchen Eigenſchaften äußern ſich beym Feldherrn als energiſcher oder ſchwankender Wille, als Geiſtesgegenwart oder Geiſtesverwirrung, als Gerechtigkeit oder Härte ꝛc.; beym Heere als Tapferkeit oder Feigheit, Ausdauer oder Erſchlaffung, Folgſamkeit oder Ungehorſam u. ſ. w.

Eben ſo wie man Feldherr und Armee jederzeit zuſammen denken muß, eben ſo muß man ſich ſtets eine Armee einer andern feindlichen gegenüber denken; denn nur erſt durch dieſe wechſelſeitig ſich bedrohende Stellung entwickelt ſich in beyden Körpern ein wahrhaftes Leben, und alle Kräfte die in jedem einzelnen unthätig darnieder lagen, regen ſich und erwachen, ſobald zwiſchen beyden eine Beziehung eintritt. Was kann man auch in der That für Erſcheinungen an einer Armee wahrnehmen, der kein Feind gegenüber ſteht? Doch wohl keine andern als phyſiſche, und beym Feldherrn nur ſehr beſchränkte geiſtige, bloße Bewegungen, taktiſche Evolutionen, das iſt ſo ziemlich alles. Hierin liegt wohl mit der Hauptgrund, warum im Frieden alle Armeen mit der Zeit ganz nothwendig ſchlechter werden: der größere und beſſere Theil der im Kriege anzuwendenden Kräfte bleibt nämlich völlig ungebraucht, und verliehrt aus Mangel an Uebung alle Schnellkraft. Gewohnt, im Frieden die Armee als iſolirt zu betrachten, entſchlüpfen ihre geiſtigen Kräfte zum Theil, und ihre moraliſchen ganz; mit deſto größerer Sorgfalt legt man ſich auf die Ausbildung ihrer phyſiſchen Kräfte: doch auch hier leiſtet man ſelten das Rechte, da in der Regel die Präciſion des Exerzierplatzes das nahe und ferne Ziel aller Anſtrengungen bleibt, und der Gegenwirkung des Feindes dabey nur wenig gedacht wird. Vor vielen andern Dingen verdiente dieſer Gegenſtand ganz beſonders erläutert und beherzigt zu werden, der beſchränkte Zweck dieſes Aufſatzes geſtattet indeß hier keine weitläuftigere Erörterung.

Nach gehöriger Kenntniß der Armeen, als der im Kriege handelnd auftretenden Perſonen, wenden wir uns jetzt zur Beantwortung der Frage: wie aus der Beſchreibung ihres Kampfes, wie aus der Kriegsgeſchichte wahre Belehrung hervorgehen könne?

Wir haben eben geſehen, daß das Studium der Kriegsgeſchichte als bloßes Gedächtnißwerk behandelt, daß ſelbſt das fleißigſte Durchdringen derſelben in ihren kleinſten, wenn ich ſo ſagen darf, mechaniſchen Details wenig reellen Nutzen bringt, indem ſolches Beginnen ſtets einſeitig bleibt, und ſich höchſtens zur Aufſpürung einiger im Spiele geweſenen geiſtigen Kräfte erhebt, während von vielen andern derſelben, und vorzüglich von moraliſchen, nie die Rede iſt. Die Aufgabe, Kriegsgeſchichte zu ſtudieren, muß demnach völlig anders geſtellt werden, als gewöhnlich geſchieht. Man ſoll weniger lernen was geſchehen iſt, um ähnliche Falle dem gemäß zu behandeln, und ähnliche Fehler bey ähnlicher Gelegenheit zu vermeiden, ſondern man ſoll überhaupt lernen, worauf es im Kriege ankömmt, d. h. welches die Elemente des Sieges ſind. Die Beyſpiele die uns das gelehrt haben, mögen wir dann immer wieder vergeſſen; ja wir müſſen uns ſogar hüthen, uns den Kopf mit zu vielen Details anzufüllen, denn der menſchliche Geiſt wird gar zu leicht von ſolchen Details, die immer eine Neigung haben als Autoritäten aufzutreten, befangen und gelähmt. Worauf es aber im Kriege ankömmt, iſt zuerſt die Behandlung des Heeres, ſodann deſſen Führung oder Gebrauch, und endlich die Beurtheilung und Abſchätzung der feindlichen Kräfte. Jedes dieſer drey Dinge unterliegt beſonderen Grundſätzen und Vorſchriften, die eine wahre Lehre der Kriegskunſt ſämmtlich umfaſſen müßte, wovon indeß die beſtehende nur jenes Theils erwähnt, welcher auf den Gebrauch oder die Führung des Heeres Bezug hat, und eben deßwegen als unvollkommen erſcheinen muß. In der Geſchichte jedes Feldzuges, jeder Schlacht, jeder Kriegsunternehmung, forſche man nach jenen Grundſätzen und Vorſchriften, ſehe in wie fern ſie befolgt oder unterlaſſen worden, und nur erſt, wenn man dieß entdeckt hat, wenn man die Motive begriffen hat, die dieſes oder jenes zu wählen oder zu verwerfen beſtimmten, wenn man eine Einſicht in die ganze Gegenwirkung des Feindes erlangt hat, dann erſt wird einem die Geſchichte klar werden, und daraus, daß man lernte, worauf es in dieſem beſonderen Falle ankam, wird man ſeine Einſicht in das, worauf es im Kriege überhaupt ankömmt, feſter begründet haben. Man glaube nicht, daß dieſes Forſchen eine ſo leichte Sache ſey, ſie iſt es ſelbſt für denjenigen nicht, der es tüchtig und ernſtlich damit meint; denn die Geſchichtſchreiber überſchütten uns in der Regel mit Details, wovon die meiſten ſehr unweſentlich ſind, und nur als Curioſitäten gelten; hierzu fügen ſie oft ihre eigenen Anſichten und Kritiken, die gewöhnlich ſehr oberflächlich und partheyiſch ſind, und verſäumen darüber uns zu unterrichten, wie eigentlich die Feldherren in Hinſicht ihrer geiſtigen und phyſiſchen Mittel gegeneinander geſtellt waren, und welche moraliſche Kräfte ſich überhaupt von allen Seiten im Spiele befanden.

Um die Grundſätze zu verſtehen, die in dieſem oder jenem Falle wirkſam waren, folge man allen phyſiſchen, geiſtigen und moraliſchen Erſcheinungen die dabey ſich zeigten; die Behandlung des Heeres, deſſen Führung, ſo wie die Beurtheilung des Feindes biethen jede alle drey Gattungen jener Erſcheinungen dar; alle drey Gattungen müſſen daher in jeder dieſer Abtheilungen, in welche die Aufgabe des Heerführers zerfällt, aufgeſucht werden, um die Handlungsweiſe des Feldherrn zu begreifen, und daraus etwas zu lernen. Handelt es ſich z. B. um eine Schlacht, ſo unterſuche man wie der Feldherr ſein Heer phyſiſch vorbereitete, welche Anordnungen in Hinſicht auf die innere Organiſation er getroffen, wie er auf die Stimmung der Gemüther zu wirken verſtand; dann wie er ſein Heer in Bewegung ſetzte; welchen Plan er entworfen und wie er ihn ausführte, durch Täuſchungen oder offenbare Gewalt; ob die Gefahr ihn ſtark oder ſchwach gefunden, und die Ereigniſſe wankelmüthig oder entſchloſſen; endlich welche Nachrichten er vom Feinde hatte, wie er deſſen Abſichten beurtheilte, und welches Verhältniß durch die Meinung zwiſchen ihm und dem feindlichen Feldherrn herbeygeführt worden.

Dem gewöhnlichen Studier-Schlendrian nach erſcheint man dagegen zuerſt mit einer beſchränkten mechaniſchen Anſicht der Kriegskunſt ausgerüſtet, vertieft ſich ſodann in die kleinſten Details der Poſitionen, der Marſch-Colonnen und Schlachtordnungen, verfolgt mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit das Treffen in allen ſeinen partiellen Gefechten, wendet dabey gerade aber ſo viele Aufmerkſamkeit auf das Unweſentliche wie auf das Weſentliche, worüber dann dieſes Letztere oft in der Verwirrung entſchlüpft, und überfüllt ſein Gedächtniß ſo mit Märſchen, Contre-Märſchen, Aufſtellungen, Ablöſungen, kurz mit Begebenheiten aller Art, daß man nur mit Mühe eine Einſicht in den Zuſammenhang eines ſo bunten Bildes erhält. Um die Einwirkung moraliſcher Kräfte bekümmert man ſich wenig, und da wo ſie ſich einem allenfalls aufdringen, betrachtet man ſie mehrentheils wie Curioſitäten, wie etwas dem Zufalle zugehöriges und der Kriegskunſt feindſeliges; ja ſelbſt die geiſtige Lenkung der Schlacht, die gegenſeitigen

Finten, die benutzten oder vernachläßigten Blößen ſucht man ſelten zu ergründen, ſondern begnügt ſich in der Regel mit dem, was man über den mechaniſchen Leiſten der Kriegskunſt ſchlagen kann, und mit dem Gerippe der Begebenheit, deren Geiſt man nicht zu halten verſtand.

Aber, ſagt man, da die allgemeinen Grundſätze der Kriegskunſt ſehr einfach und gar nicht zahlreich ſind, da ſie deßhalb leicht gelernt und begriffen werden können, wozu denn überhaupt noch das Studium der Kriegsgeſchichte, die uns ja doch wenig Neues lehrt, immer jene allgemeinen Grundſätze in verſchiedenen Formen wieder aufſtellt, und nur von veränderten Umſtänden erzählt, während die Grundſätze der Kunſt unwandelbar bleiben; wenn man die Beyſpiele doch wieder vergeſſen ſoll, nachdem man das Allgemeine in ihnen gefunden, was man ſchon wußte, ſo ſcheint es bequemer, wenn man ſich gleich von Anfang herein um die Beyſpiele gar nicht bekümmert. Dieſer Einwurf würde vollkommenen Grund haben, und der Kriegsgeſchichte als Bildungsmittel den Stab brechen, wenn es wirklich um das Lernen und Begreifen eine ſo leichte Sache wäre als es ſcheint. Das mathematiſche Begreifen einer Formel der Kriegskunſt, eine bloße Anerkennung des Einfluſſes moraliſcher Kräfte, iſt lange noch keine wahre Erkenntniß. Das Begreifen, das Wiſſen, das Anerkennen muß ein Lebendiges ſeyn, und um es zu einem Lebendigen zu erheben, müſſen wir davon ganz durchdrungen und im Stande ſeyn, es in jeder Form wieder zu erkennen, es jeder Form anzupaſſen. Ein ſolches lebendiges Wiſſen irgend eines Grundſatzes der Kriegskunſt erreichen wir aber nur, da wo es der Himmel nicht wie ein Talent verliehen, durch vieles und ſtarkes Denken, durch Betrachtung von tauſend Formen oder Beyſpielen, in denen jener Grundſatz mehr oder weniger verhüllt auftritt, durch tauſendfältiges Nacherfinden deſſelben Grundſatzes auf mancherley Wegen und Arten, ſo daß deſſen Erkennung und Anwendung uns endlich ſo geläufig wird, daß ſie wie bewußtlos geſchieht. Die vollkommene Abweſenheit aller Anſtrengung bey der praktiſchen Uebung charakteriſirt das Genie, welches freylich niemand ſich geben kann, dem man ſich jedoch durch jene Mittel mehr oder weniger zu nähern im Stande iſt. — Wenn wir viele gelehrt genannte, und in Gefahren unerſchrockene Militäre in manchem Augenblicke der Entſcheidung, der ein ſchnelles Urtheil und einen ſchnellen Entſchluß verlangt, die Beſonnenheit verlieren und ihre Begriffe ſich verwirren ſehen, wo alles Gelernte ihnen dann unnütz wird, ſo werden wir ſo fort verleitet, dem Studium wieder in etwas unſere gute Meinung zu entziehen, und doch haben wir Unrecht; denn jene gelehrten Militäre waren nur halb gelehrt, ihnen war ihre Gelehrſamkeit noch lange nicht klar und geläufig genug, um ſich frey auf deren Gebiethe zu bewegen. Wem ein Grundſatz einmal wirklich klar geworden, in dem Sinne wie wir es oben meinten, der wird über deſſen Anwendung niemahls in Verlegenheit gerathen, und ein ſchneller Entſchluß wird ihm nicht mehr Anſtrengung koſten, als ein langſamer. Doch gerade dieſe Klarheit, dieſes lebendige Wiſſen iſt nur durch fleißiges und tiefes Studium zu erlangen; Einer iſt im Lernen freylich ſchneller als der Andere, und manchem ſind gar ſo enge Gränzen geſtellt, daß er es auch mit dem beſten Willen zu keiner lebendigen Erkenntniß bringt; aus dem Nichtgelingen einzelner Bemühungen iſt aber nicht auf die Nutzloſigkeit aller Bemühungen überhaupt zu ſchließen. Man kann es ſchon glauben, durch die beſten Bücher führt nur ein ſehr ſchwieriger Weg zum wahren Wiſſen, und unter den Gelehrten ſind viele, die nur ſo heißen.

Aus der Art, wie man beym Studium der Kriegsgeſchichte zu Werke gehen ſoll, ergiebt ſich ganz einfach, wie eigentlich die Kriegsgeſchichte geſchrieben ſeyn müſſe, und da findet man denn, daß wenige dieſer Geſchichten das Rechte geleiſtet haben, und eben dadurch dem Leſer das Studium ſo ſehr erſchweren; die meiſten erdrücken uns mit Details und Unweſentlichkeiten, und verſtehen die Facta die ſie erzählen weder gehörig unter ſich zu gruppiren, noch an gewiſſe Haupt-Momente anzuknüpfen, von wo aus man eine leichte Ueberſicht gewinne. Der Krieg muß vom Geſchichtſchreiber ſowohl als vom Leſer wie ein Kunſtwerk behandelt und betrachtet werden. Die Handlung muß klar und einfach ſich darſtellen, die Motive müſſen überall leicht und faßlich hervortreten, und das Spiel aller phyſiſchen, geiſtigen und moraliſchen Kräfte gehörig geordnet und entwickelt ſeyn. Wenn alles chaotiſch unter einander liegt und viele Motive abſichtlich verſchwiegen oder falſch angegeben, oder gar nach des Autors eigener kritiſcher Anſicht zugeſtutzt worden ſind, ſo bleibt es freylich um die Belehrung ein ſchwieriges Ding: wenigſtens muß dann der Leſer ſeine Anſtrengungen verdoppeln, um nur erſt das Lernenswürdige aufzufinden und bey aller Ungeduld und langen Weile guten Muth zu behalten. Und darum wird die wahre Bildung durch Kriegsgeſchichte nur dann erſt ſich zeigen, wenn wir die Geſchichten mehrerer Kriege werden zweckmäſſig bearbeitet ſehen, wozu der Himmel Einſicht und Gedeihen ſchenken wolle.

Aus dem Trauerſpiele

Marius.

Von Matthäus von Collin.

Vierter Aufzug. Fünfte Scene.

Marius in einen Mantel gehüllt, aus dem Hauſe ſtürzend. In der Ferne Sertorius mit den Centurionen.

Marius.

Luft, Luft! — Hervor aus dieſen Grabgewölben
Der dumpfen Wohnung an das Wehn der Nacht! —
O all ihr tauſend hellen Flammenpunkte,
Schaut nieder auf den greiſen Marius,
Und, wenn dort Mitleid wohnt in jenen Höhen,
Beweinet ihn!
Der Römer grauſam Volk
Wähnt' ich in meine Hand dahin gegeben
Ob ihres ſchweren Undanks. Stolz gelagert,
Schaut' ich die ſichre Beute, wähnte mich
Werkzeug der höchſten Macht, und triumphirte.
Mich hat, befürcht' ich nun, die Eigenliebe
Vorſchnell getäuſcht. Feindſelig tritt ein Andrer
In meines Sieges Kreiſe mir herein:
Der Schwelger Sulla erndtet meine Saaten! — —
(ſich auf einen Stein hinſtreckend.)
Auf deine harte Fläche, ſchroffer Stein,

Nimm den Gebieter Roms gaſtfreundlich auf,
Und kurzen Lagers Raſt vergönn' ihm hier.
Abmattend zehrt der innern Sorge Glut
Am Marke ſeines Daſeyns, und umflort
Mit nebelgleichem Schleyer jetzt ſein Auge. —
Kraftlos iſt ja das Alter! ſchon beſchleicht
Der Schlaf mich, der Gefährte welker Schwäche,
Und raubt mir die Beſinnung — Süß Vergeſſen
Des Daſeyns, thau hernieder, milder Gott!
(ſchläft.)

Sertorius.
(Im Auftreten zu den Centurionen).
Sind auch die gall'ſchen Reiter ſchon bereit?

Ein Centurio.
Sie ſinds.

Sertorius.
Wohlan Gefährten, hört dieß Wort:
Den Mann ziert, wie die Stärke, ſo die Klugheit.
Ein eitles Mährchen war's, ein lügenhaftes
Gerücht des müß'gen Pöbels, dieſe Ankunft
Des Sulla, der noch lange ferne bleibt.
Wir aber nützen jene erſten Stunden
Des Schreckens, uns für immer zu befrey'n.
Im Lager ſtill liegt heut die blut'ge Wache
Des Marius, zum erſtenmahl die Nacht
Zum Schlaf, und nicht zum Raub und Morde nützend.
Es ſey für ſie die letzte Nacht. Wir ſtürmen
Das Lager plötzlich; keiner ſoll entrinnen,
Die gall'ſchen Reiter wehren jede Flucht.

Ein Centurio.

Biſt du nicht Freund des Marius und Cinna?

Sertorius.

Längſt grauenvoll ward mir, dem ächten Römer,
Des Bunds Gemeinſchaft mit den Schändlichen,
Worin mich eignes Unglück eingeführt.
Doch auch der Uebertritt zu Sullas Seite,
Verrath und Tücke meidend, ſuch' ich nicht.
D'rum dieſen Mittelweg erwählt' ich mir.
Zur Sicherheit der Flucht und bill'gen Strafe
Für ſo viel Frevel, tödt' ich jene Wache.
Der That Entſetzen lähmt den Reſt des Heers,
Und giebt uns Raum aus Rom hinweg zu fliehn.
Ein neu gewaltig Reich in fernen Landen
Werd' ich dann gründen, mir allein vertrauend.

Ein Centurio.

Das Heer iſt dein, es folgt wohin du ziehſt.

Sertorius.

Dem Cinna wehrt Metellus uns zu folgen.

Alle Centurionen.

Sie mögen ſterben!

Sertorius.

Raſch zum Werke jetzt!

Marius (im Schlafe).

Den Einen fürchte!

Sertorius.

Dieß ſprach Marius!

Ein Centurio.

Auf rauhem Stein gelagert ſchläft er hier.

Marius (eben ſo.)
Des Löwen Lager meide, bitt' ich dich.

Sertorius.
Meinſt du dein Lager etwa, eitler Träumer?
Ich ſage dir wir meiden's nicht. Wir ziehn
Mit friſchem Muthe jetzt vielmehr hinaus,
Und was dort lebt, ſoll ſterben!

Marius.
Sulla! Sulla!

Sertorius.
Er ruft den Sulla. Rufe, ſchwacher Alter,
Der Jugend Kräfte lieber dir zurück.
Jetzt auf zur Rache Roms! Der Streich des Todes,
Schnell wie wir ihn beſchloſſen, fall' er nieder!
(ab mit den Centurionen).

Marius
(im Erwachen aufſpringend.)
O Sulla! Sulla! wende, blut'ger Rächer,
Vom Thore meines Buſens dieſes Schwert!
Schlagt eure Mörderhände, grimm'ge Männer,
Um dieſe Arme nicht! Laßt ab! laßt ab! — —
Ha! war's ein Traum! war's nur ein Traum! — So oft
Kehrſt du, wild drohendes Geſicht, zurück?
Drängſt dich in meines Schlafs geheime Werkſtatt,
Und leihſt dir Bilder von der eitlen Nacht:
Des Schreckens Larven, des Entſetzens hohle
Glutlos erſtarrte Augen! — Weg von mir!
Der Wachende verlacht dich leeres Schreckbild.

Und immer noch ſäumt mir die Seherin,
Die längſt herbeygerufne, zu erſcheinen.
Der Mond ſteigt dort hinab, bereits die zweyte
Nachtwache rückt heran, noch ſchau ich ſie,
Und ihrer Fakel hehres Leuchten nicht.
(ſetzt ſich).

Betrügeriſcher Schlaf! und wieder willſt
Du nun dein Schlangennetz um mich verbreiten?
Der Greis bekämpft dich. Weiche! ſag' ich dir.

Phormio tritt auf mit mehreren Sclaven, welche die Leiche des **Antonius** auf einer Bahre tragen.

Phormio.

Dem Angedenken unſres Herrn zu Liebe,
Deß Freund er war, Mitſclaven, zeigt euch ſtark.
Helft mir die Leiche des Antonius,
Droht uns gleich Todesſtrafe, nun beerdigen.
Vor allem haltet bey der Rednerbühne;
Auf daß ihm hier, wo er oft Ruhm geerntet,
Der letzte Preis noch überm Grab ertöne.

Marius.

Sinnloſe Bilder ſchafft ſich mein Gehirn,
Und eine Leiche bey der Rednerbühne
Glaub' ich im Wahn der Einbildung zu ſchaun.

Phormio,
(indem die Leiche niedergelaſſen wird.)

Sanft leite dich der Schlummerſtab Merkurs
In's Reich der bleichen Schatten, Marc Anton!

Marius.

Warum grad' dieſe Leiche ſtellſt du mir
Vor's glühnde Auge, wilder Fiebertraum!

Phormio.

Hier, dieſen Obolus empfange, Todter;
Der Fährmann ſey dir mild auf ſchneller Fahrt;
Und, giebt es drüben eines Richters Ohr,
Und einen Richtſtuhl, wo die Klage tönt,
So klag' um das zu früh geraubte Licht,
Mit nimmer müdem Munde deinen Mörder,
Den hier kein Lictor fordert, rächend an.

Marius.

Wär' dieſe Nacht vorüber doch!

Phormio.

Sey hart,
Sey ſtrenge, der hier ſtets voll Güte war.
So mild warſt du, ſo ſanft gefäll'ger Art,
Daß jene Schaaren, ausgeſandt zu tödten,
Als ſie dein Antlitz ſahn, des Auges ſtillen
Schuldloſen Blick, und deine Stimme hörten,
Die oft der Volksverſammlung Sturm beſänftigt,
Das Schwert des Tod's nicht zu erheben wagten
Und mit dir, der um's Leben klagte, weinten.
Da kam des Marius ergebner Henker,
Der Mörder Annius, und fällte dich.
Dort drüben aber ſollſt du ſtrenge ſeyn.
Befrey dieß Römervolk von ſeinem Würger.

Marius.

Schließ deine Augen, Greis, und übers Haupt
Zieh dein Gewand dir, achte darauf nicht.

Phormio.

Und, weil du ſonſt, des Römermuthes voll,
Dich kühn und ſtark in der Gefahr gewieſen,
Mög dir der letzten Stunden bange Furcht,
Die keines Römers iſt, vergeben ſeyn.
Leicht ruh' auf dir, entſchlaſner Mann, die Erde.
(ab mit der Leiche.)

Marius.

Vorüber iſt's nun, dieß Geſicht des Schreckens! —
Ha! ſchau' ich recht? dort wandeln ſie! ſie tragen
Die Leiche fort und fort. — So tief bin ich,
Ein andrer ganz als ehmals, nun geſunken,
Daß ich die Wirklichkeit mit Trug und Wahn
Im wild zerrüttetem Gemüth verwechſle;
Denn eine eigne Welt der Träumereyen
Schuf ſich dieß ſinnlos brütende Gehirn. —
Dort leuchtet eine Fackel! trüben Glanz
Wirft ſie auf jenen Leichenzug. —
Geht hin,
Ihr frommen Träger des gerechten Manns,
Den meine Wuth gefällt — faſt reut es mich.
Ein Rieſenzweifel drängt in dieſer Stunde
Vor meiner Seele ſich empor, und frägt:
War's recht? und gab der Götter milde Hand
Der Bruſt des Menſchen wohl die Kraft, die Thaten,
Die du geübt, zu tragen muth'gen Sinns? —
So hoch hab' ich der Leichen Zahl gehäuft,
So hoch des Mordes Werk um mich gethürmt,
Daß mir nunmehr des Himmels heitrer Glanz
Durch

Durch dieß Gewölb des Gräuels nicht mehr leuchtet,
Und, wo ich hinſchau, ſeh ich mein Verbrechen!

Martha, die Seherinn, tritt auf, in der Rechten eine mit Bändern geſchmückte Lanze, in der Linken eine Fackel tragend.

Seherin.

Sey mit dir Heil! und ſey der Götter Segen
Mit dir, Erhabenſter des Römervolks!
Mögſt du des Glückes unbeſtänd'gen Schritt
Feſt bannen auf den Wegen deines Ruhms.
Lang lebe! dir und mir zu gleichem Troſt.

Marius.

Erſcheinſt du endlich, heiß Herbeygeflehte?
In wenig Worte häufſt du Lob und Wünſche.
Mög' auch der heil'ge Spruch der Weiſſagung,
Den ich von dir erwarte, Seherin,
Glückbringend ſeyn, und mir ein Heil verkünden.

Seherin.

(Die Fackel in die Erde ſteckend).

Haſt du zum Opfer alles vorbereitet?

Marius.

Bereit iſt alles, göttergleiches Weib.
Betracht' ich dich, die grauer Jahre Laſt
Auf edlem ungebeugten Nacken trägt,
Schau ich den ſtolzen Bau des ſchlanken Leibs,
Der Arme jugendliche frohe Kraft,
So ſcheinſt du mir von Menſchen nicht gezeugt.
Die Wellen nur des langen Silberhaars

Verrathen mir den Neid der niedern Erde,
Die dich zum Tode wie mich ſelbſt, gezeichnet.

Seherin.

Wohl biſt du alt geworden, theurer Held.

Marius.

Denk ich der Zeit wo du im Schlachtgefild
Durch die prophet'ſchen Blicke mich begeiſtert,
Als Myriaden der Barbaren nun
Mit Donnergleichem Brüllen auf uns ſtürzten,
Du dieſe Lanze jubelnd hoch geſchüttelt,
Und riefſt: Hinein! du ſiegeſt, Marius!
Und ich mein Schwert in kräft'ger Rechte tragend,
Einbrach in jenes laute Meer der Feinde;
Nach mühevollem Kampf, ein ſtolzer Sieger,
Den Kranz des Ruhms mir um die Schläfe wand;
So wünſch' ich, milder Götter Rathſchluß hätte
Mich damahls dieſer Erde ſanft entrückt;
Es war der ſchönſte Zeitpunkt meines Lebens.

Seherin.

Mit Recht rühmſt du den Tag des frohen Siegs.

Marius.

Herauf kam eine and're Zeit! es kam
Die herbe Flucht vor Sulla; jene Stunde
Wo ich, dieß nicht'ge Leben mir zu wahren,
Im Sumpfe von Minturnä mich vergrub.
Auch jener Tag der auf Carthago's Trümmern
Gelagert mich erblickte, kam herbey!
Und als ich dort den Marius, den kühnen
Schlachtſtürmer ſah, ſo ſchwach und rettungsarm,

Fuhr mir ein Schauder der Vergänglichkeit
Hin durch das morſche bebende Gebein!
Die ragende Ruine meines Glücks
Erſchien ich mir, der arme dürft'ge Reſt
Vergang'ner, einſt geehrter Herrlichkeit:
Ein Loos war mir und jener Stadt geworden.
Und an mein Herz wuchs mir das Elend aller
Jahrhunderte, auf dieſer Erde Völker
Durch jenes nimmerſatte Rom geſandt,
Und weihte mich zum Rächer und Verderber,
Zum Feind der Mutterſtadt und ihrer Söhne. —
Seitdem nun bin ich nicht mehr froh geworden.

Seherin.

Und was begehrſt du jetzt von mir zu hören?

Marius.

Ob mir ein andrer meiner Rache Preis
Entreißen werde, ſollſt du mir verkünden.

Seherin.

Nicht mögen wohl die Götter jenen ſchützen
Der Roms Verderben ſinnt, erwäge dieß.

Marius.

Welch' unheilsvolle Worte donnerſt du?

Seherin.

Wohlan! laß uns der Götter Rath befragen
Tritt ein mit mir in dieſes Hauſes Kreis.

(beyde ab ins Haus.)

Ausſichten für die Kunſt
in dem
Oeſterreichiſchen Kaiſerſtaat.

Die k. k. Akademie der vereinigten bildenden Künſte feyerte am 12. Februar d. J. den Geburtstag Sr. k. k. Majeſtät durch die Publikation der neuen, von dem Monarchen ertheilten Statuten und durch eine öffentliche Preisvertheilung. Ihre kaiſerl. Hoheiten die Erzherzöge Karl, Anton, Johann, Rainer, Ludwig und Rudolph, und Se. königl. Hoheit der Herzog Albert von Sachſen-Teſchen beehrten die Sitzung mit Ihrer Gegenwart. Eine zahlreiche Verſammlung aus den oberſten und gebildetſten Ständen wohnte der Ceremonie ebenfalls bey, welche Se. Excellenz der Staats- und Conferenz-Miniſter und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Metternich, in Ihrer Eigenſchaft als Curator der Akademie, mit folgender Rede eröffneten:

»Meine Herren! Das Oeſterreichiſche Kaiſerreich feyert heute einen Tag, welcher in dem Patrioten die heiligſten Gefühle erregt! In die Huldigung Aller, ſtimmt die Akademie der vereinigten bildenden Künſte; wer mehr als ſie, verdankt dem Monarchen eine Fülle neuer Wohlthaten? Dieſe dem verſammelten akademiſchen Körper kund zu thun, die Glieder der Akademie zu neuer Thätigkeit aufzufordern; die Augen einer erlauchten Verſammlung, und durch ſie jene der Nation, auf ein Inſtitut zu richten, deſſen Wirkungskreis eben ſo tief in die edelſten Beſtrebungen des menſchlichen Gemüthes, als in die wichtigſten Triebräder der Induſtrie und des wahren Reichthums gebildeter Völker eingreift, iſt meine Pflicht an einem der Dankbarkeit ganz geweihten Tage!«

»Vor einem Jahre berief mich Ihr Vertrauen zu dem ehrenvollen Geſchäft, der Vertreter ihrer Wünſche zum Beſten der Kunſt zu ſeyn. Mit wechſelſeitigem Zutrauen, mit vereinten Kräften ſchritten wir zu einem wichtigen Werke. Es lag uns ob, die Vortheile einer beſtehenden, nur zu wenig bekannten Inſtitution zu erweitern, die Mängel, welche eine langjährige Erfahrung aufgedeckt hatte, zu verbeſſern. Wir bedurften Aufmunterung und Unterſtützung; wir bereiteten hierdurch Sr. k. k. Majeſtät eine neue Gelegenheit Gutes zu wirken; konnten unſere Wünſche unbefriedigt bleiben!«

»Um dem vereinten akademiſchen Körper eine genaue Darſtellung deſſen, was geſchehen iſt, zu geben, ſey es mir vergönnt, Sie, meine Herren, zu den früheren Zeiten unſerer Akademie zurückzuführen; in der Geſchichte der Entſtehung dieſes Vereins, der Entwicklung ſeiner erſten Keime, der allmähligen Erweiterung ſeiner urſprünglichen Anlagen bis zu dem jetzt beſtehenden Ganzen, liegt reicher Stoff gegründeter Hoffnung für die Zukunft.«

»Die erſten Spuren der vaterländiſchen Kunſt verlieren ſich in die Zeiten Maximilian des I., Rudolph des II. und Ferdinand des III. Leopold der I. that den erſten Schritt zu einem wirklichen Kunſtverein; Ihm verdanken wir die Gründung einer Mahler- und Bildhauer-Akademie im Jahre 1704. Joſeph der I. eröffnete dieſe Schule, und ſtellte ſie unter die Leitung des Grafen von Sinzendorf.«

»Die Regierung Kaiſers Karl des VI. war den Künſten noch günſtiger als jene ſeiner Vorfahren. Seine Epoche erzeugte Männer von hohem künſtleriſchem Sinne. Die Nahmen eines Peter von Strudel, Fiſcher von Erlach, deſſen Werke noch zu den Zierden der Kaiſerſtadt gehören, eines Kopetzky, Auerbach, Stampar, Faiſtenberger, reihen ſich an jene Zeit. Eugen von Savoyen, gleich groß im Felde und im Innern, trat als Schützer der Kunſt auf; zu ihm geſellten ſich die Edelſten der Nation; Meiſterwerke wurden aus dem Auslande herbeygeholt, Gallerien errichtet, Prachtgebäude aufgeführt. Hoffnungsvolle junge Künſtler erhielten die ausgezeichnetſte Unterſtützung zu Reiſen nach den Stätten alter klaſſiſcher Kunſt.«

»Wien ſchritt einer Periode der Bildung entgegen, welche durch ungünſtige Zeitverhältniſſe verzögert, doch nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Der Grund war gelegt, der Funke glimmte in der Stille: die Blicke der Regenten waren einmahl auf die Kunſt geheftet; den Angeſehenſten des Reiches war ſie nicht mehr fremd. Wo es Unterſtützung giebt, erſcheinen Künſtler!«

»Im Jahre 1726 erweiterte Kaiſer Karl den Wirkungskreis der Akademie. Graf Gundaker v. Althann wurde ihr eifrigſter Beförderer; van Schouppen ward Director. Althann's reger Geiſt gab der Akademie neues Leben; er verbeſſerte und erweiterte das Gebiet ihrer Thätigkeit. Der bereits beſtehenden Mahler- und Bildhauer-Schule wurde eine dritte, die der Architektur, beygefügt, und in weniger als zehn Jahren bildeten ſich in allen Fächern Männer, deren Werke noch geſchätzt werden. Daniel Gran, Paul Troger, Unterberger, Janeck, Max Hämmel, der ältere Brand, Aigen, Raphael und Matthäus Donner; die beyden Schmutzer und Sedelmayer gingen aus jenen Schulen hervor.«

»Graf von Loſſy und Maytens, des Grafen Althann und van Schouppen's Nachfolger in der Oberleitung der Akademie, erhielten den ihr von den Vorgängern gegebenen Schwung; wenige Jahre lohnten ihre und einiger thätigen Mitarbeiter Bemühungen.«

»Wir nähern uns nun einer in ſo vielen Hinſichten unvergeßlichen Epoche. Maria Thereſia verherrlichte den öſterreichiſchen Thron. Ein Mann von hohem Geiſte und reger Kraft, ein Staatsmann ſeltener Art, Fürſt Kaunitz, unter deſſen Protectorat bereits eine der Kunſt in Erz zu ſchneiden gewidmete, unlängſt organiſirte Schul geſtellt worden war, bewirkte im Jahr 1768 die Errichtung eigener Zeichnungs- und Kupferſtecher-Schulen, welche in demſelben Jahre, obgleich von der Mahler- und Bildhauer-Akademie unabhängig, von der Monarchin zu einer, mit eigenen Statuten verſehenen freyen Akademie erhoben wurden. Die Oberleitung erhielt Fürſt Kaunitz; Schmutzer, deſſen Verluſt wir noch in zu friſchem Andenken haben, um ihn nicht ganz zu würdigen, wurde Director der neuen Akademie.«

»Die beyden Inſtitute erhielten ſich mehrere Jahre neben einander. Nach dem Tode des Grafen Loſſy wurde das Protectorat über beyde dem Fürſten Kaunitz anvertraut. Dem großen Kenner mußte der Verein aller Zweige der Kunſt willkommen ſeyn; er wußte, wie ſchwer die Fortſchritte der einen ohne gleichzeitige Fortſchritte der andern ſind. Er wünſchte das Ganze mit einem Geiſte zu beleben, und nun entſtand die vereinte Akademie der bildenden Künſte. Die Säle füllten ſich bald mit ächten Modellen; reichliche Stipendien zur Unterſtützung angehender, und zur Ermunterung ſich bildender Künſtler wurden geſtiftet. Die Zahl der nach Italien Reiſenden wurde vermehrt; die kaiſerlichen Kunſtſchätze wurden den Künſtlern geöffnet.«

»So hatten in weniger als einem halben Jahrhunderte die Künſte in Oeſterreich einen Schwung genommen, welcher die vaterländiſchen Inſtitutionen an die erſten Europäiſchen anreihte. Kaiſer Joſeph der II. beſtieg den Thron. Er, dem die National-Induſtrie ſo viel verdankt, überzeugte ſich, daß einer der weſentlichſten Zweige im Gebiete der Kunſt noch unfruchtbar daliege. Die Akademie, bis dahin reine Kunſtſchule, war noch in keiner Berührung mit dem Manufacturiſten. Er ſchuf demnach eine eigene techniſche Schule; der

Geſchmack des täglichen Verkehres ſollte durch ſie geleitet, an richtige Begriffe und feſte Grundſätze gewöhnt werden; Oeſterreich ſollte, dem Wunſche Joſephs gemäß, keinem andern, durch Fabrik-Induſtrie ausgezeichnetem, Staate nachſtehen. Seine Abſicht war, die Kunſt allgemein anwendbar, alſo allgemein nützlich zu machen. Im Jahre 1789 wurde, dieſer glücklichen Idee zufolge, die Akademie mit allen Zweigen der Kunſtgewerbe in Berührung geſetzt; jeder ſollte an ihrem wohlthätigen Einfluſſe Theil haben; ſie wurde die Behörde, welche über die Fähigkeit zur Erhaltung irgend eines Meiſterrechtes zu entſcheiden hatte. Daß die Abſichten des großen Monarchen nicht unerreicht blieben, bezeugt eine tägliche Erfahrung. Erwägen wir die ſtürmiſchen, verheerenden Zeiten, welche mit den letzten Regierungsjahren Kaiſer Joſephs begannen; berechnen wir den widrigen Einfluß ſolcher Störungen auf Ausbildung der Künſte in rein ſcientifiſcher und techniſcher Hinſicht; und erinnern wir uns, daß dennoch in eben dieſen, durch 21 Kriegsjahre bezeichneten Zeitraum, das glückliche Emporblühen zahlloſer Manufakturen und Fabriken fiel, ſo zeigt ſich, wie tief berechnet das Syſtem der früheren Regenten, wie wirkſam und fruchtbringend der Schutz ihres Nachfolgers war.«

»Wir, meine Herren, ſtehen nun auf einer Stelle, auf welcher wir großen Verpflichtungen Genüge zu leiſten haben. Wir ſind unſern Vorgängern von dem Gebrauche der reichen Erbſchaft, die ſie uns hinterließen, Rechenſchaft ſchuldig. Unſere Zeitgenoſſen haben das

Recht, von uns Vervollkommnung der Kunſt zu fordern; unſere Ehre erheiſcht, daß wir dem Danke der Nachkommen entgegenſtreben. In dieſem Sinne beleuchteten wir die bisher beſtandenen Inſtitutionen. In allen ihren Grundzügen richtig, ſchienen ſie uns in mancher täglichen Anwendung mangelhaft. Ein weſentliches Bedürfniß war noch unbefriedigt; ein Bedürfniß, welches bey größerer Ausbildung täglich fühlbarer wird.«

»Der Kunſt auf ihren höhern Stufen genügt das Gemeine nicht mehr. In ihrer Kindheit hat der bloße Handwerker den Wahn ein Künſtler zu ſeyn; dem noch rohen Volke ſcheint jeder Farbenaufwand, Mahlerey, jedes Schnitzwerk, Bildhauerey. Der hohe Geiſt, welcher den Künſtler erſt zum Künſtler eignet, jenes Gefühl, welches ſich den roheſten Stoffen, dem Steine, dem Metalle, dem Leingewebe ſelbſt mittheilt, jenes Leben, welches die Werke der großen Meiſter der Vorwelt ausſprühen, ſteht weit außer den engen Gränzen bloß mechaniſcher Kunſt. Nur das Gefühl, nur das geiſtige Leben, welches der Künſtler ſelbſt beſitzt, kann er ſeinem Kunſtwerke mittheilen; ohne dieſe Mittheilung bleibt die Farbe, Farbe, bleibt der Marmor unter ſeinem Meiſſel, Stein. Wenn einzelne Künſtler bloß durch glückliche Anlagen, oft nur durch mechaniſche Fertigkeit, ihre Werke bis zu dem Punkte vervollkommnen, wo ſie der Aufmerkſamkeit der Nachwelt würdig bleiben, wie groß, wie lebendig muß das Gefühl der Kunſt in dem Manne ausgebildet ſeyn, welcher dieſen ſeinen Geiſt den Werken einer ganzen, durch ihn beierlten Schule mittheilt? Ein Phidias, ein Praxiteles, ein Raphael, ein Rubens, handelten wahrlich nicht bloß nach mechaniſchen Geſetzen; was ſie regierte, war von edlerem Urſprung; aus der Tiefe eines begeiſterten Gemüthes drang die Kraft hervor, die ſich in ihren Werken vereinigte.«

»Dieſe Betrachtungen machten neben den bereits beſtehenden Anſtalten noch eine eigene, dem theoretiſchen Theile der Kunſt im höheren Sinne des Wortes gewidmete Schule wünſchenswerth. Sie zu ſchaffen, war Kaiſer Franz vorbehalten. Das neue Statut gründet einen Lehrſtuhl der Theorie der Kunſt. Die Freygebigkeit des Monarchen ſorgt für die Dotation des Lehrers. Schüler, mit ausgezeichneten Anlagen begabt, werden künftig in dieſer neuen Schule Kenntniſſe ſchöpfen, welche außer der Sphäre des gewöhnlichen Künſtlers liegen, ohne die jedoch der höhere nicht beſtehen kann. Eigene Lehrer werden den akademiſchen Zöglingen die großen Bilder des Alterthums vorhalten, ſie in die Geheimniſſe einweihen, durch welche in den Jahrhunderten klaſſiſcher Kunſt dem ſchüchternen Talente der Weg zur Vollendung gezeigt, der ungeregelten Phantaſie Schranken geſetzt wurden. Jene Vorkenntniſſe, welche der Künſtler in ſpätern Jahren nur ſelten, und dann um den Preis mancher koſtbaren, für die Ausübung verlornen Zeit erkauft, werden ihm in der neuen Lehranſtalt als eine der erſten Grundlagen aller ferneren Bildung beygebracht werden. Mit unverwandtem Fleiße der Profeſſoren, unter einer zweckmäßigen Leitung der Vorſteher der Akademie, wird auch Wien einſt Schulen beſitzen, jenen gleich, welche Italien und die Niederlande unter ſo verſchiedenem Einfluſſe des Klima und des Nationalcharakters der Nachwelt zum unerreichten Muſter aufſtellten.«

»In einem Staate, in welchem wahrer Kunſtſinn ſo rege iſt, als bey uns, in welchem reiche Privaten in großer Menge den Künſtler zu unterſtützen bereit ſind, tritt noch ein anderes Bedürfniß ein. Dem angehenden Künſtler muß die Möglichkeit, ſich bekannt zu machen, dem bereits ſich Gebildeten müſſen Aufmunterung durch zweckmäßige Konkurrenz, und Mittel des Abſatzes verſchafft werden. Frankreich und England ſind ſeit Jahren mit dem Beyſpiele öffentlicher Ausſtellungen der Kunſtwerke vorangegangen. In den Gallerien lebender Künſtler werden die Fortſchritte der Kunſt von Periode zu Periode am ſicherſten beurtheilt; hier ſtrebt der Schüler nach der Palme des Meiſters; hier fürchtet der Meiſter von dem Schüler übertroffen zu werden. Die Ehrliebe, dieß allbelebende Gefühl, bemeiſtert ſich der Konkurrenten; das Handwerk verſchwindet, die Kunſt tritt an ſeine Stelle. Se. Majeſtät der Kaiſer haben demnach Ausſtellungen der Werke vaterländiſcher Künſtler angeordnet. Die erſte dieſer Ausſtellungen iſt auf das Jahr 1813, nach eigenen von der Akademie feſtzuſetzenden Grundſätzen, beſtimmt. Von drey zu drey Jahren werden die Ausſtellungen wiederholt. Alle Künſtler der Nation und jedes Kunſtfaches fordert die Akademie zu dem ehrenvollen

Wettſtreite auf. Zu der erſten Ausſtellung werden, wenn auch ſeit Jahren verfertigte, Werke aufgenommen, für die folgenden nur jene der drey verfloſſenen Jahre. Wir wollen unſere jetzigen Kräfte, den Punkt, von welchem wir ausgehen, kennen lernen, um unſere Fortſchritte richtiger berechnen zu können.«

»Welche Vortheile die Kunſt in Frankreich und England aus zweckmäſſigen, groſsgedachten Einrichtungen zog, lehrt die Erfahrung. Oeſterreich ſoll mit ſeinen Künſtlern, mit ſeinen Mäcenaten, mit dem warmen Gefühle ſeiner Völker für alles Gute und Schöne, dem Auslande nicht nachſtehen. Die Vorbilder anderer Staaten zu erreichen, darf bey uns nur das Verborgene an das Licht befördert, das Unbekannte bekannt, ſchlummernde Anlagen zur Thätigkeit geweckt werden. Die Nation wird über eigene, ihr unbewußte Schätze ſtaunen; der Impuls zu künſtleriſcher Thätigkeit wird nicht umſonſt gegeben werden; wenige Dezennien werden hinreichend ſeyn, meine Hoffnungen zu rechtfertigen.«

»Dieſes, meine Herren, ſind Ausſichten, welche ſich auf die verbeſſerten und erweiterten Einrichtungen unſerer Akademie als Kunſtſchule gründen. Aber auch als Kunſtgeſellſchaft mußte ſie Schwung und Ausdehnung erhalten.«

»Nichts iſt weltbürgerlicher als die Wiſſenſchaft und die Kunſt. Die reine Verwandtſchaft des Geiſtes, erhaben über jede materielle Bedingung, erſtreckt ſich durch Jahrhunderte; ihre Bande unterbricht keine Entfernung, ſchwächt und löſt kein Ereigniß der Zeit. Die Akademie zählt bereits unter ihren Ehren- und Kunſt-Mitgliedern die Erlauchteſten der Nation; Heil dem Reiche, in welchem jedes Gute und Erhabene durch das ehrwürdige Beyſpiel des Regenten, durch jenes ſeines ganzen glorreichen Stammes befördert wird! Nur berühren kann ich die anſpruchloſe Unterſtützung, welche in allen Theilen der Monarchie die Wiſſenſchaften und die Künſte täglich durch die Glieder des allerdurchlauchtigſten Hauſes erhalten. Dem großen Beyſpiele treu, vereiniget ſich zu demſelben Zwecke der Adel. Enger noch muß das Band werden, welches die Akademie der Hauptſtadt mit ähnlichen Einrichtungen in den Städten der Provinzen verſchwiſtert.«

»Die Wahl einzelner Ehren- und Kunſtmitglieder wird ſich nicht an die Gränzen des Reichs binden; die Nahmen der Erſten in der Kunſt, jene der vorzüglichſten Kenner und Unterſtützer in allen Staaten Europa's, ſollen ſich an eine Inſtitution reihen, welche in ihrem erweiterten Wirkungskreiſe zunächſt zwar Oeſterreich, dann aber der Kunſt überhaupt, im ganzen Umfange ihres großen Gebietes gehört.«

»Gelingt es uns, den Zweck, der uns heute vorſchwebt, zu erreichen, dann, meine Herren, haben wir auf den Dank des Vaterlandes die gerechteſten Anſprüche erworben.«

»Das Studium der Kunſt, der Sinn für alles Große und Schöne, der wahre Nationalreichthum, vom wahren Nationalruhme unzertrennlich, werden ſich in gleichen Verhältniſſen erheben. Die Enkel werden erſt vollſtändig genießen, was die Väter ihnen bereitet, das Vaterland wird ihnen darbieten, was wir jetzt noch unter fremden Himmelsſtrichen ſuchen. Derſelbe Boden, dem jene Männer angehörten, deren Nahmen durch bleibende Denkmäler verherrlicht zu werden verdienen, wird Denkmäler, wird Kunſtwerke von unſterblicher Art, ihrer würdig, aus ſeinem Schooße hervorrufen. Aus den Ruinen Athens und Roms ertönen nach Jahrtauſenden noch die Stimmen der Vorwelt. Heute noch glühe in den Werken ihrer Künſtler das hohe Gefühl, welches ſie einſt belebte; lauter, bedeutungsvoller ſpricht ein einziges dieſer Werke, als alle kalten, lebloſen Ruinen vergänglicher Größe.«

»Die erneuerten Statuten, welche wir der Gnade des Monarchen verdanken, überreiche ich der Akademie. Mit mir, meine Herren, theilen Sie das innigſte Gefühl des Dankes! mit mir vereinigen Sie Sich in dem Rufe: Es lebe der Kaiſer!«

Nachdem Se. Excellenz dem Präſes der Akademie, Hrn. v. Sonnenfels, die erneuerten Statuten überreicht hatten, verlas der beſtändige Secretär der Akademie, Hr. Ellmaurer, die weſentlichſten Theile dieſer Statuten, und hielt im Nahmen der Akademie folgende dem Ausdruck der Gefühle des innigſten Dankes derſelben für den neuen ihr gewordenen Beweis von Gnade Unſeres allergnädigſten Kaiſers gewidmete Rede:

»Mit dem lebhafteſten Gefühle des ehrfurchtsvollſten Dankes empfängt die Akademie die allerhöchſten Statuten aus den Händen ihres erlauchten Chefs.«

»Die Huld des Monarchen hat dadurch der vaterländiſchen Kunſt eine neue Quelle zur Vervollkommnung geöffnet. Dieſer Huld glaubt die Akademie nicht ehrerbiethiger begegnen zu können, als durch die Hinweiſung auf den Geſichtspunkt, von welchem aus ſie die Wichtigkeit dieſer weiſen Verfügung, die Wohlthat ihres Einfluſſes auf die Fortſchritte der Kunſt ihrem weiten Umfange nach erkennt. Dieſen Geſichtspunkt finden wir in dem weſentlichſten Erforderniſſe zur Kunſt an und für ſich, in den Bedingungen, unter denen ein Kunſtverein mit Nutzen beſteht.«

»Zweckmäßigkeit iſt der Probeſtein der Bildung des Menſchen. Wir ſehen dieſe auf ihrer höchſten Stufe ſtets gepaart mit jener. Wo wäre ſie es mehr als auf der Stufenleiter der bildenden Kunſt, bey ihr, die durch den Reiz des Schönen zur Wahrheit führt.«

»Ein Blick auf den Gang des noch ungebildeten Genies giebt uns die Belege hierzu. Das erſte Streben deſſelben nimmt die noch ſchwankende Richtung des einſeitig wirkenden natürlichen Dranges. Es faßt auf, ſtellt dar, regt an, und bricht durch, unbekümmert um die Reſultate ſeiner Einwirkung, ſtolz nur darauf, dem alternden Gange der Zeit einen neuen Schwung gegeben zu haben. Vollenden iſt darum ſelten ſein Ziel, und Jahrhunderte vergehen, bis Erfindung zur Vollendung reift.«

»Erſt dann, wann die Kunſt Menſchen zu ihrer Entwicklung zu leiten in engen Bund trift mit der, welche die Sinne in Anſpruch nimmt, mit der bildenden Kunſt, dann ſchwingt ſich dieſe mit Würde empor, und wird ſelbſt zur Stütze von jener.«

»Die Wirkungen des Genies ſind nun nicht mehr bloße ungeregelte Ausbrüche natürlicher Kraft. Der Einzelne berechnet ſein individuelles Streben nach den Erforderniſſen des Ganzen. Er enget ſeine Energie in die Schranken der Vernunft ein, um zweckmäßiger und kräftiger zu wirken.«

»Wenn alſo das Werk der Kunſt nicht bloßer Abdruck von dem Innern des einzelnen Menſchen ſeyn, wenn es das Gepräge der veredelten Menſchheit tragen ſoll, ſo ſtellt ſich der Künſtler mit genialiſcher Kraft zwiſchen Nothwendigkeit und Freyheit, leiht ſich der einen, um die andere zu behaupten.«

»So hat ſich die Kunſt ſelbſt die erſten Geſetze gegeben. Die griechiſchen Künſtler gingen darum an der Hand der Weisheit. In den zarten Formen ihrer Gebilde wirkt jugendliche Phantaſie, gezähmt von der männlichen Vernunft. Wo die Einbildungskraft aus den Schranken tritt, gehen nur Bruchſtücke hervor, die ſich nie zum großen Ganzen der darzuſtellenden Gattung erheben.«

»Von der Urtheilskraft aber geleitet vermag es der Künſtler, aus tauſendfältigen zerſtreuten Formen nach den Geſetzen der Harmonie zu wählen, und ſo das Ideal, die Vollkommenheit der Gattung, zu bezeichnen. Neue Schöpfungen treten dann aus dem Geſchafſenen hervor, ſie reihen ſich an die Urgebilde der Gottheit an, und die zufällige Natur ſteht veredelt in herrlichen Geſtalten da.«

»Wo die Kunſt auf dieſer Stufe ſteht, da weckt ein einziges vollendetes Werk den in dem Buſen von tauſend Einzelnen ſchlummernden idealen Menſchen.«

»Das Talent vervielfältigt ſich, es bilden ſich Vereine von Künſtlern, die auf vielſeitigen Wegen nach dem einen und demſelben Ziele hinwirken.«

»Die Schatzkammern, Athen, Delphi, Korinth, der ganze claſſiſche Boden der Väter der Kunſt, gab ſo von ſeinem ungeheuren Reichthume von Meiſterwerken, Aeonen noch Muſter, voll Form und voll Fülle. Dieſe, aus dem Strome der Zeit geretteten Canons ſtellten die Prieſter der neueren Kunſt in ihren Tempeln auf. Sie traten in engere Verbindungen, und richteten Studien nach dieſen Normalideen ein.«

»Auf Akademien lernt nun der Schüler ſeinen Geiſt zu Ageſanders, Polydorus und Athenodorus Höhen ſchwingen, mit Glykon und Agaſias der trägen Maſſe lebendige Muskeln geben, mit Praxiteles den ſchwerfälligen Block mit der magiſchen Kraft der Anmuth und Grazie beleben.«

»Der willkührliche Beſtand ſolcher Vereine würde aber der Kunſt noch kaum eine feſte, dauernde Bahn verſichern. Es kommt hierbey Alles auf die Form ihres Daſeyns, auf die Art der Einwirkung der vereinten Kräfte an. Dieſe Form können ihr nur weiſe, auf den Zweck der Geſellſchaft berechnete Geſetze geben und erhalten.«

»Wieder ein Blick auf die Bahn des Künſtlers mag beleuchten, was ſonſt keines Beweiſes bedürfte.«

»Nichts iſt ſchneller angeregt, als das aufkeimende Kunſttalent. Ein Punkt in der früheren Richtung verfehlt, reicht hin, um es eben ſo flüchtig auf der irrigen, als raſch auf der wahren Bahn zu ſehen.«

»Nichts fordert auf der andern Seite vielfältigere und ſich widerſtrebendere Anregungen, als die Kunſt: Kräfte, von denen die einen die anderen im Kampfe aufzuheben drohen.«

»Auf unbegränzten Höhen gefällt ſich die Phantaſie, der Verſtand ſenkt ihren Flug.«

»Flüchtig iſt die Idee in der Erſcheinung, Weile fordert ihre Darſtellung. Nur durch den ruhigen, beharrlichen Gang der Technik geht ſie aus der ſich ſträubenden Maſſe hervor. Frey will ſich die geiſtige Geſtalt auf der Staffeley darſtellen, der Künſtler muß ſie erſt mit der Regel feſſeln, und kein Zwang ſoll ſich zeigen, das Gefühl des Schönen verträgt ihn nicht.«

»Darf es befremden, wenn in einem ſolchen Kampfe die Palme nur Wenigen wird?«

»Doch jede höhere Stufe der Kunſt hat ihr Verdienſt. Iſt dieſes nur erſt im Beſitze ſeines eigenthümlichen Wirkungskreiſes; ſo glänzt es auch an ſeinem Platze.«

»Erfindung und Ausdruck lehrt dann vorzugsweiſe der Eine. Grazie und magiſchen Farbenſchmelz der Andere. Kühnheit in der Bezeichnung, und kräftige Wirkung ein Dritter. Ein Anderer wieder verſtändige Anordnung und Richtigkeit der Darſtellung.«

»So gehen die mannigfaltig erfüllten Bedingungen der Kunſt, aufgeſucht in den Meiſterwerken, als eben ſo viele charakteriſtiſche Vorzüge der verſchiedenen Schulen hervor.«

»In einer Akademie beruht demnach die zweckmäßige Benützung dieſer verſchiedenen Talente einzig und allein auf einer weiſen Organiſation.«

»Welcher Kunſtverein hätte ſich gegenwärtig dieſer mehr zu erfreuen, als die Oeſterreichiſch-Kaiſerliche Akademie?«

»Nach der berechneten Einwirkung des Geiſtes der Zeit erneuerte Geſetze begründen ſie feſter, knüpfen enger das Band, das ehedem ſchon enge den Verein umſchlang.«

»Mit humaner Sorgfalt ſind die im Laufe der Zeit divergirenden Strahlen nun wieder in einen Brennpunkt geſammelt, um zur milden, ſanft erwärmenden Flamme zu werden, ſo wie die Kunſt ſie liebt.«

»Damit nichts der Muſe aus ihrer Heimath entgehe, faßte **Franz der Gütige** den Bedarf der Kunſt ſelbſt aus der Mitte ihres Vereins auf, und ſicherte ihn durch das Geſetz. Dankbar ſieht ſie ſich nun zu jener Würde erhoben, nach der ſie, die veredelnde, ſtrebt.«

»Von den Gerechtſamen, welche die neuen Allerhöchſten Statuten der Akademie geben, hebe ich nur die eine aus.«

»Als National-Kunſtbehörde ſtellt der Monarch die Akademie auf.«

»Mit dieſer ehrwürdigen Beſtimmung erhielt der vaterländiſche Kunſtfleiß die ſchönſte Belohnung. Mit erhöhtem Gefühle rufen wir laut aus: Wir erkennen den hohen Werth dieſes Allerhöchſten Zutrauens, und werden es rechtfertigen.«

»Wenn das bisher Geleiſtete den Gemeinſinn der Akademie für das Schöne und Gute ſchon verbürgte; ſo wird ſie nun noch leichter ihren innigſten Wunſch, den, der Kunſt einen immer höheren Schwung zu geben, erfüllen.«

»Geleitet von Ihnen, erlauchter Chef, können wir durch Ihre Humanität, durch die Liebe, mit der Sie alles ergreifen, was die Kunſt heben kann, nur immer mehr und mehr angeregt werden.«

»Es iſt kaum ein Jahr, daß wir der allerhöchſten Huld dieſe Ihre weiſe liberale Leitung verdanken, und ſchon haben Sie durch Ihre raſtloſe und zweckmäßige Verwendung, der Zeit weit vorgegriffen.«

»Doch die Beſcheidenheit verbiethet da erſt auseinander zu ſetzen, wo Thaten ſprechen.«

»Mit ihrem Erfolge wird Ihnen der Dank der Akademie, der Dank der Nation.«

»So beginnt der vaterländiſche Kunſtverein von heute an eine neue glänzende Epoche, und zeichnet den Tag, welcher Oeſterreichs biederen Unterthanen feſtlich iſt, auch als einen der merkwürdigſten für die Kunſt in ſeinen Annalen auf.«

»Die Akademie bittet Eure Excellenz, dieſe ihre Gefühle als die Zeichen ihres ehrfurchtsvollſten Dankes vor dem Allerhöchſten Throne niederzulegen.«

Nach Beendigung dieſer Rede machte der Präſes der Akademie, Hr. Hofrath Joſeph v. Sonnenfels, dem geſammten akademiſchen Körper die Huld bekannt, mit welcher Ihre Majeſtät die Kaiſerin den Titel einer ſchützenden Mitglieds der Akademie anzunehmen geruhet haben.

Der Präſes proclamirte hierauf die neuerwählten inländiſchen und ausländiſchen Ehren- und Kunſtmitglieder, und hielt ſodann folgende Rede:

»Die Akademie der bildenden Künſte trug bis jetzt das Gepräge des von Selbſterhebung und Ruhmredigkeit fernen Nationalkarakters; ſie war thätig im Stillen; ſie wirkte, ohne zu prangen. Zwar war der Erfolg ihrer Thätigkeit in ſo manchem aus ihren Sälen hervortretenden gebildeten Künſtler, in ſo vielen die Kabinette der Liebhaber zierenden ſchätzbaren Kunſtwerken, in der auf alle Zweige des Kunſtfleißes ſich verbreitenden Veredlung des Geſchmackes, dem Auge des Beobachters nicht entgangen: und der von beſuchenden Fremden dieſer Kunſt-Schule ertheilte Lobſpruch, war ein eben ſo unverdächtiges, als ehrendes Zeugniß, ſo ſie der näher eingeſehenen Verfaſſung derſelben nicht verſagten.«

»Jedoch im Allgemeinen war beynahe das Daſeyn derſelben, ſoll ich nicht ſagen, gänzlich unbekannt, gewiß ungleich weniger bekannt, als ein ſo wichtiger, ein ſo weſentlicher Theil der National-Kultur bekannt zu ſeyn verdienet.«

»Die Feyerlichkeit des heutigen Tages, deſſen Andenken die Dankbarkeit der Akademie von Jahr zu Jahr zu erneuern ſich zum Geſetze machet, iſt in einem gewiſſen Sinne die Wiedergeburt der vaterländiſchen Kultur der Künſte, die Wiedergeburt der Akademie. Die Erneuerung ihrer Statute, die Vermehrung mit einem Lehr-Inſtitute, wo der Zögling angeleitet werden ſoll, Einbildung und Erfindung aus den Schätzen des Alterthums und der Geſchichte zu bereichern, und die Fertigkeit der Ausführung dem Verſtande unterzuordnen; der Zuwachs verſchiedener, die Achtung gegen Künſte und Künſtler erhöhenden Begünſtigungen, dieſe ausgezeichneten Beweiſe des allerhöchſten Schutzes ziehen gleichſam den Vorhang hinweg, hinter welchen die Anſpruchloſigkeit der Akademie ſich der allgemeinen Aufmerkſamkeit entzogen hatte, und ſtellet dieſelbe unter eine Anſicht; wo ſie, nicht der Blick der Nation allein, wo ſie die Blicke des Auslandes auf ſich zu ziehen, ein Gegenſtand allgemeiner Beobachtung und Erwartung zu werden, überzeugt ſeyn muß.«

»Dieſe Oeffentlichkeit fordert ſie zu einem Wetteifer und Ehrenkampfe mit ſich ſelbſt auf, um das Zutrauen, deſſen die Huld des Monarchen ſie durch die Bezeichnung: Nationalkunſt-Behörde würdiget, nicht irre fallen zu laſſen, um nicht unter der Erwartung, die eine ſo bedeutungsvolle Bezeichnung zu erwecken geeignet iſt, gefunden zu werden: und nun gelobet ſie es ſich ſelbſt, gelobet es der ihr übertragenen Pflege der Künſte, ihrem Beſtreben kein näheres Ziel zu ſtecken, als die Vollkommenheit — wenigſtens in dem Beſtreben nach Vollkommenheit nicht zu ermüden.«

»Aber, indem ich hiermit bey dieſer anſehnlichen Verſammlung, die uns heute die Nation vorſtellet, mich für die leitenden ſowohl als ausübenden Kunſt-Mitglieder verbürge; daß ſie Fähigkeiten und Einſichten vereinbaren werden, um hin nach dieſem hohen Ziele zu gelangen, ſo ſey mir nun auch erlaubt, die Erwartungen, die Hoffnungen zu denjenigen nicht geheim zu halten, deren Nahmen das Verzeichniß der Akademie als Ehren-Mitglieder zieret, denen aber auch die Akademie durch dieſe Einverleibung in den Augen des Publikums Ehre zu erwiedern, zur Abſicht hat.«

»Der Nahme eines Ehren-Mitgliedes ſetzet mit der Akademie in ein genaues, in ein ſolches Verhältniß, worin es dem, der ihn trägt, nicht mehr freyſteht, bey dem Schickſale der Künſte gleichgültig zu ſeyn: er iſt eine Art ſtillſchweigend übernommener Verpflichtung dieſer Nahme, an den Vorſchritten derſelben gemeinſchaftlich Theil zu nehmen, zu dem Wachsthume der Künſte, zu ihrer Vervollkommnung thätig mitzuwirken.«

»Auch ſind die Künſte von ihrer Seite nicht unerkenntlich. Der Glanz des Ruhms, womit die höhere Kunſtkultur Nationen beſtrahlet, verbreitet ſich zugleich mit auf die Nahmen derjenigen, die in den Jahrbüchern dieſes Theiles der Nationalbildung als Beförderer derſelben verzeichnet, gefunden werden.

»Der Glanz des Ruhmes! Der Ausdruck iſt nicht zu prächtig gewählet. Die Künſte ſprechen nicht weniger, als die Wiſſenſchaften zur Nachkommenſchaft. Ein Werk der Kunſt verewiget das Andenken merkwürdiger Menſchen und Begebenheiten, gleich den Erzählungen der Geſchichte. Daher ohne Zweifel das Beſorgniß des lobſüchtigen mazedoniſchen Jünglings, der einen Welttheil verheeret, um in den Kreiſen der Athenienſer von ſich ſprechen zu machen; daher das ſo weit getriebene Beſorgniß, ſogar durch ein Geſetz zu hindern, daß ſein Bildniß nicht anderſt, als durch den Pinſel eines Apelles und das Grabeiſen eines Lyſippus der Welt und Nachwelt überliefert werde.«

»Die Verehrung gegen hohe Kunſtkultur veraltet nie. Noch heute, da das ehemals ſo blühende Griechenland nur kaum das Andenken ſeines Nahmens nicht verloren hat, und die durch Geſetzgebung, Philoſophie und Feinheit der Sitten einſt berühmte Nation zur tiefſten Unwiſſenheit, zur roheſten Verwilderung herabgeſunken iſt, heute noch wallfahrten wißbegierige Alterthums-Forſcher nach der Grabſtätte der Ahnen der Künſte, und betrachten mit wehmüthiger Ehrerbietung die Stellen, wo die Prachtgebäude und Denkmahle geſtanden, deren der Zerſtörung entronnene koſtbare Ueberreſte nach Jahrhunderten die Wiederbelebung der Künſte veranlaßten, und Italien und Europa Vorbilder des edleren Geſchmackes geworden.«

»Wir ſehen Künſtler und Reiſende an den Ufern des Nils den Manen der ägyptiſchen Baukunſt faſt bis zur Anbetung huldigen, und vor den majeſtätiſchen Ruinen von Theben, von Tentyris, von Philoe, zur Bewunderung hingeriſſen, beſtätigen, daß der Ruhm der Künſte der Verheerung der Ereigniſſe trotzet, und Jahrhunderte, und Nationen, und ſelbſt ſeine eigenen Denkmahle überlebt.«

»Aber, was den Künſten ausſchließend eigen iſt; da jede andere Art von Berühmtheit geizend ſich vereinzelnt und auf einen Nahmen beſchränkt, theilt der Ruhm blühender Künſte ſich freygebig ganzen Zeiträumen mit, und verherrlichet neben dem Nahmen der Perikles, der Leo X, der Medizis, ihre Jahrhunderte.«

»Doch, ich beweiſe, daß die Sonne leuchtet, wärmet, zur Reife bringt?«

»Ungeſucht, aber genau dem Zwecke zuſagend, bietet ſich hier das Bild des wohlthätigen Einfluſſes an, den die Künſte von denjenigen Mitgliedern ſich mit Zuverſicht verheißen, die Geburt, die Amt, die Glücksgüter in Stand ſetzen, durch Beſchirmung, durch Anſehen, durch Unterſtützung dem Beſtreben der Akademie zur Seite zu gehen — die noch einmahl feyerlich die Verpflichtung wiederhohlet: von ihrer Seite es der Pflege der Künſte an der eifrigſten, der angeſtrengteſten Verwendung nicht gebrechen zu laſſen.«

»Sollten dann die Künſte dennoch nicht weiter vor ſich ſchreiten? — und nicht vor ſich ſchreiten, iſt bey den Künſten, rückgängig werden. — Sollte dem verheißenderen Talente des ſich bildenden Zöglings die nothwendige Unterſtützung, ſich zu entwickeln, zur Reife zu gedeihen, verſagen — ſollte der gebildete Künſtler, um ſeinen Unterhalt beſorgt, ſollte er ſeine Kunſt zum dürftigen Brodgewerbe zu erniedrigen bemüſſiget ſeyn; ſollte es ihm an belohnender Uebung mangeln, wobey er ſich zu vervollkommnen Gelegenheit und Muſſe fände — ſollten Sammlungen berühmter Kunſtwerke neidiſch verſchloſſen gehalten, und den Künſtlern der Zutritt zu denſelben, das Studieren nach denſelben verweigert ſeyn — ſollte es überhaupt an Ermunterung zu einem belebenden Wetteifer, an Mitteln zur vollendeten Ausbildung des Talentes, zur Nährung des Kunſtgefühls, zur Erweckung eines auf billiges Selbſtgefühl gegründeten Stolzes, ohne den nie etwas Großes geleiſtet worden — ſollte es irgend an allen dem gebrechen — Man wird nach dem Verzeichniſſe der Ehren-Mitglieder ſehen, und —

»Doch ich unterſage mir, den Gedanken zu verfolgen. Der Wortführer der Künſte glaubte ſich beynahe einer Verläumdung ſchuldig zu machen, wenn er bey dem Ueberblicke dieſes Verzeichniſſes ſich auch nur die Vermuthung erlaubte, als könnte bey ſolchen Nahmen es den Künſten irgend woran gebrechen, was der Kultur derſelben Trieb und Schwung geben, und dazu beytragen kann, ſie auf diejenige Stufe empor zu heben, auf welcher zu ſtehen, eine Nation, der die Natur mit nicht karger Hand glückliche

Kunſt-Anlagen zugemeſſen hat, gegründeten Anſpruch zu machen, ſich berechtiget fühlen darf.«

* * *

Hierauf ſchritten Se. Excellenz der Herr Curator zur Vertheilung der Preiſe. Uns ſey es vergönnt, noch einige allgemeine Betrachtungen anzuſchließen.

* * *

Es würde durchaus überflüßig ſeyn zu dem Gemählde, welches die Rede des erlauchten Curators von dem bisherigen Gange der Akademie entwirft, noch etwas hinzuzufügen. Die Nahmen ſo vieler zum Theil noch lebender Künſtler ſind zu bekannt und berühmt, als daß es nöthig ſeyn könnte, ausführlich auseinander ſetzen zu wollen, welch ein bedeutender und ruhmvoller Antheil an dem erneuerten Aufſtreben der bildenden Kunſt im achtzehnten Jahrhundert der Akademie und den Künſtlern Oeſterreichs gebührt.

Nur einen Nahmen, der ebenfalls Oeſterreich angehört, ſey es vergönnt, hier noch zu erwähnen. Es iſt der des Raphael Mengs. Von ihm ſagt unſer Plutarch am Schluſſe der dieſem »philoſophiſchem Mahler« gewidmeten Biographie, in ſeiner geiſtreichen feurigen Manier:

»Sein Leben haben Italien und Spanien geerndtet. Reichlich vergalt er Sachſen die Wohlthat

»der erſten Bildung, alſo daß dieſes lange irrig für »ſein Vaterland galt. Um ſo billiger, daß der Wahrheit die Ehre gegeben, daß Böhmen der Ruhm geſichert werde, den großen Mengs geboren zu haben.«

Wahr iſt es allerdings, das eigentliche Vaterland des Künſtlers iſt nicht ſowohl dasjenige, welches ihn zuerſt in die Welt geſetzt hat, ſondern das, welches ſeiner Thätigkeit und Entwicklung freyen Raum gewährt, welches ihn bildet und belohnt. Und ſo bleibe denn den genannten Ländern, was Mengs anbetrifft, ihr wohlbegründeter Antheil ſeines Ruhms. Das aber glauben wir, erfüllt von den Hoffnungen, welche die Kunſt unter der jetzigen Leitung und der neuen Organiſation der Akademie erregt, kühn hinzufügen zu dürfen: würde derſelbe Boden, wie im achtzehnten ſo auch im neunzehnten Jahrhundert noch einen Raphael Mengs hervorbringen, ſo würde dieſer, was der Künſtler bedarf — Aufmunterung und Belehrung, Bildung und Belohnung — nicht erſt in entfernten Ländern ſuchen dürfen, er würde das alles im eignen Vaterlande finden.

Es ſind viele und wichtige Gründe vorhanden, welche uns berechtigen, frohe Ausſichten für die fernern Fortſchritte der Kunſt zu hegen, und eine eigenthümliche von dem Geſchmacke des achtzehnten Jahrhunderts weſentlich verſchiedene Geſtalt und durchaus neue Epoche derſelben im neunzehnten Jahrhundert zu erwarten. Auf dieſe neue Kunſt, mit dankbarer Erinnerung an das Beſte und Vortrefflichſte der alten Zeit wenigſtens vorläufig hinzudeuten, das ſey unſer Geſchäft.

Die Talente, ohne welche keine Kunſt gedeihen mag, ſind allein der Natur zu verdanken, deren Freygebigkeit ſich hierin nicht erzwingen läßt. Bedenken wir aber, wie viele Talente verloren gehen, entweder aus Mangel an Unterſtützung, oder durch unglückliche Zufälle mitten in ihrer Entwicklung unterbrochen, wie viele andere ſich ſelbſt verderben, vernachläßigen und verwildern, wie viele endlich durch verkehrten Unterricht oder kleinliche Beſchränckung im erſten Auffluge ſchon gelähmt, oder auf halbem Wege feſtgehalten und irre geleitet werden; ſo muß man bekennen, daß die Natur mit dem gewöhnlichen und eigentlich ſo zu nennenden Talent wohl eher verſchwenderiſch ſey, als übertrieben ſparſam. Unter dem Talent verſtehen wir eine entſchiedene, angeborne, auch ohne Lehre ſich entwickelnde, oder dem langſamen Gang der Lehre weit zuvoreilende Kunſtfähigkeit. Und mit dieſer behaupten wir, iſt die Natur keineswegs ſparſam, ſondern verhältnißmäßig freygebig, ja verſchwenderiſch. Von den Deutſchen wenigſtens dürfen wir, ohne den Vorwurf einer einſeitigen Vorliebe für unſere Nation zu befürchten, wohl behaupten, daß ſie von Alters her ein kunſtfleißiges und kunſtſinniges Volk ſeyen. Daſſelbe gilt auch von den Böhmen; wenn es anders verſtattet iſt, Nationen die politiſch Eins ſind, in Rückſicht auf Naturanlage und Kunſttalent noch abgeſondert zu betrachten.

Etwas anderes freylich als das bloße Talent iſt das Genie des Schönen; es iſt, wenn wir auf den Gang der Kunſtgeſchichte ſehen, die letzte Blüthe, welche, nachdem die Beſtrebungen vieler, um dieß Ziel zu erreichen, unentbehrlichen Talente vorangegangen ſind, endlich an dem höchſten Gipfel der Bildung mit einemmahle hervorbricht. Es iſt, wenn man es doch Talent nennen will, wenigſtens ein Talent höherer Art und Ordnung, oder vielmehr eine harmoniſche Vereinigung von mehreren ſonſt getrennten und verſchiedenartigen Talenten; eine Vereinigung, welche allerdings ſelten und um ſo ſeltner iſt, weil nicht bloß das Glück, ſondern auch der Charakter mitwirken muß, eine Harmonie zu bewahren, welche ſich durch bloßen Zwang durchaus nicht erreichen läßt.

Die einzelnen Talente und jene höchſte Blüthe derſelben, welche wir Genie nennen, gewährt die Natur. Das Geſchäft des Staats iſt es, die einzelnen und zerſtreuten Kräfte in einen gemeinſchaftlichen Brennpunkt zu verſammeln, ihre Wirkſamkeit durch weiſe Geſetze in organiſchen Einklang zu bringen, der Kunſt einen freyen und angemeſſenen Spielraum zu verſchaffen, die Talente zu unterſtützen und das Genie zu ehren.

Nebſt der die Talente verleihenden Natur, und dem ſie ſchützenden und leitenden Staat, muß aber, wenn die Kunſt gedeihen ſoll, noch eine dritte Macht mitwirken: die des Publikums. Das Publikum, die Nation ſelbſt muß durch lebhafte Theilnahme, durch eine mit eigenem Nachdenken verbundene Liebe zur Kunſt, und durch die thätige Aeußerung dieſer Liebe, dem einzelnen Künſtler und allen ſeinen Beſtrebungen und

Wünſchen ſowohl, als auch den allgemeinen Zwecken des geſammten National-Kunſtvereins entgegen kommen.

Die erſte Rede, des erlauchten Curators, hat den Gang der Akademie, wie er bisher war, auf das klarſte dargeſtellt. Nachdem nun in dem zweyten Vortrage des beſtändigen Secretärs über die Idee, die Würde und das Weſen der Kunſt im Allgemeinen geredet, in der dritten Rede des Herrn Präſes der Akademie aber die Beſtimmung und Verpflichtung der Ehrenmitglieder entworfen worden; ſey es uns vergönnt, als Freunde der Kunſt, noch einige Augenblicke bey dem Publikum zu verweilen; bey dem was von ſeiner Seite geſchehen muß und zu wünſchen iſt; wenn die wohlthätigen Anordnungen des Monarchen, die rühmlichen Beſtrebungen der Akademie, und die Abſichten ihres Curators einen vollſtändig glücklichen Erfolg haben, und die Hoffnungen der Kunſtfreunde ganz erfüllt werden ſollen.

Daß das Publikum dem Künſtler entgegen komme, daß der Kunſtſinn der Nation, wo er noch nicht vorhanden, geweckt und gebildet, wo er ſchon da iſt, in Thätigkeit erhalten, immer mehr geſchärft und feuriger belebt werde; dafür darf man ſich von den angekündigten Kunſt-Ausſtellungen ſehr viel Gutes verſprechen. Hier treten die Kunſt und das Publikum in die nächſte Berührung. Nur durch die Anſchauung, niemals aus bloßer Theorie allein wird die Kunſt erkannt. Wenn ſich die Gelegenheit darbietet, eine Menge ſprechender Beyſpiele und ausgezeichneter Kunſtverſuche mit den allgemeinen Begriffen und Grundſätzen zu vergleichen, wenn darüber geſtritten wird, geſetzt auch es geſchähe nicht immer nach einer ganz vollendeten wiſſenſchaftlichen Kenntniß der Kunſt, wenn nur lebhaft Antheil genommen, und mit aufmerkſamen Sinn bemerkt und beobachtet wird, ſo muß ſich das Gefühl entwickeln, und es bildet ſich allmählig ein Urtheil.

Nicht geringere Vortheile als für das Publikum gewährt die Ausſtellung auch dem Künſtler. Das im Dunkel arbeitende Talent, welches oft ſelbſt ſeinen Werth nicht kennt und nicht zu benutzen weiß, tritt hier ans Licht; es wird anerkannt; mit einemmahle ſeiner engen Umgebung entriſſen, und in eine ihm angemeſſene Sphäre verſetzt. Der noch zaghafte Schüler, vom unerwarteten Beyfall angefeuert, gewinnt den Muth, ohne welchen auch in der Kunſt nichts Großes gelingt. Zugleich aber wird er durch den Anblick einer ſo mannichfaltigen, in dem Gebiete der Kunſt ſich hervorthuenden Thätigkeit und Vortrefflichkeit, in jener Beſcheidenheit erhalten, welche dem wahren Künſtler ſo wohl anſteht, und welche er niemahls ohne großen Nachtheil auch an ſeinem Talent zu erfahren, einbüßen kann. Der erprobte Meiſter dagegen, wenn er, wie bisweilen geſchieht, auf dem Wege ſeyn ſollte, ſich einer einſeitigen Methode und Manier ausſchließend zu überlaſſen, wird hier am erſten ſeinen Irrthum gewahr werden. Hier, wo er nicht bloß den Wiederhall ſeiner eignen Grundſätze und Meinungen, ſondern die bedeutende Stimme und Entſcheidung eines gebildeten Publikums und ſeiner geſammten Mitwelt vernimmt; wo eben ſo erfahrne Meiſter ihm zur Seite ſtehen, welche vielleicht die Vortheile der von den ſeinigen verſchiedenen Methoden und Grundſätze mit unläugbarem Erfolg vor Augen ſtellen, wo Schüler von Talent nicht ſelten dem Meiſter nachſtreben oder zuvoreilen.

Möchte die nächſte, auf 1813 verheißne Kunſt-Ausſtellung ſo reich ausfallen, daß ſich alle dieſe Wirkungen gleich anſchaulich bewährten, und daß die Akademie — wir wagen es zu hoffen — ſich gedrungen fühlte, dem Verlangen und dem prüfenden Auge des Publikums immer öfter die Denkmahle der Kunſtfortſchritte darzubieten.

Daß ein Intereſſe an den Darſtellungen der Kunſt ſich immer allgemeiner verbreite, daß belebende Ideen über die Kunſt ſelbſt im Umlauf ſeyen, iſt nothwendig und fruchtbar, aber es iſt noch nicht hinreichend. Das Publikum muß ſeine Liebe zur Kunſt durch die That beweiſen. Dieſes geſchieht durch die wahre Schätzung des Werthes kunſtreicher Arbeit bey allen Gegenſtänden, welche der Behandlung und Veredlung durch die Kunſt des Schönen nur irgend fähig und empfänglich ſind; durch einen mit dieſer allgemeinen Schätzung und Anerkennung verbundenen Ankauf, und zu neuen Fortſchritten aufmunternden Preis; durch Sammlungen, welche mit Auswahl und Verſtand auf einen beſtimmten Zweck gerichtet ſind, und durch würdige und ſolide Beſtellungen.

Wenn der Flitterſtaat eines veränderlichen Luxus höher bezahlt wird, als gründlich kunſtreiche Arbeit; wenn der Sinn des Publikums nur auf das, was nach irgend einem Modegefühl augenblicklich gefällt, gerichtet iſt, wenn der Künſtler außer Portraiten und Copieen nur willkührliche, verwirrende und kleinliche Aufträge und Beſtellungen erhält; ſo werden die Künſtler vergebens nach dem hohen Ziele trachten, welches die großen Zeitalter der Kunſt ihnen aufſtellen und vorhalten, werden ſich wenigſtens in ihrem edlen Streben zur Vollkommenheit vielfach gehemmt und geſtört fühlen.

Soll die Kunſt wahrhaft gedeihen, in Harmonie mit dem, was die Bildung des Menſchen überhaupt erfordert, nicht zur vorübergehenden Eitelkeit, ſondern zum dauerhaften Ruhme und zur wahren Wohlfahrt der Nation, ſo iſt zweyerley erforderlich. Die Kunſt muß allgemein wirken, und das ganze Leben durchdringen, und ſie darf ſich bey allem äußern Reiz und der mannichfaltigſten Entwicklung nie ganz von ihrem erſten, ernſten Urſprung entfernen.

Die Kunſt ſoll das Leben durchdringen; d. h. ſie ſoll allgemein angewandt werden auf alle Gegenſtände und Werke menſchlicher Hand und menſchlichen Fleißes, auf die ſie nur irgend angewandt werden kann, auf alle bildenden Gewerbe und höhern Handwerke. Keine Art, kein Stoff, kein Gegenſtand des Lebens ſey ausgeſchloſſen; was nur irgend eine Form hat oder haben kann von menſchlicher Arbeit, habe keine gleichgültige, nichtsſagende Form, ſondern es ſey bedeutend, und werde veredelt durch die Zierde der Kunſt. Nicht bloß wegen der hohen Vollkommenheit, welche die Griechen in einigen Idealen erreichten, halten wir ſie vor allen andern Völkern des Alterthums für die Erſten in der Kunſt. Daſſelbe Gefühl ergreift uns, wenn wir an geringeren Gegenſtänden, an Werkzeugen und Gefäßen, zum gewöhnlichen Gebrauch beſtimmt, überall jene edle und ſchöne Form wahrnehmen und bewundern, durch welche die griechiſchen Arbeiten ſich ſo ſehr auszeichnen.

Auf eine andere Weiſe war eben dieſe innige Gemeinſchaft der bildenden Kunſt mit dem Gewerbe und dem edlern Handwerk, beſonders auch der altdeutſchen Kunſt eigen, in dem Zeitalter des kunſtliebenden Kaiſer Maximilian und ſeines Dürer. Kaum läßt ſich ein, wenn gleich ſcheinbar ſchwieriger und ungünſtiger Stoff oder Gegenſtand erſinnen, an welchem deutſcher Fleiß und Erfindungsgeiſt in dieſem an Kraft und Geiſt ſo reichem Zeitraume nicht ſeine Kunſt geübt und gezeigt hätte. Manche Erfindungen der Art haben ſich, obwohl nur Nebengattungen der bildenden Kunſt, doch auch für den Hauptzweck derſelben, und für die mannichfältige Entwicklung ihrer Kräfte ſehr folgenreich und fruchtbar bewährt. Wir erwähnen nur die zu unſerer Zeit in England und Deutſchland mit Glück erneuerte Holzſchneidekunſt.

Es verdiente dieſer Gegenſtand — der Zuſammenhang der höhern Kunſt mit dem Gewerbe und edlerm Handwerk, ſeit Kaiſer Joſeph dem II. einer der weſentlichen Zwecke der Akademie, auf deſſen hohe Wichtigkeit auch die Rede des erlauchten Curators von neuem aufmerkſam macht — wohl eine eigene ausführliche Behandlung. Hier, wo nicht der Ort dazu ſeyn würde, können wir uns dieſelbe um ſo mehr erſparen, da ſich ein Beyſpiel um das, worauf es hiebey ankommt, deutlich zu machen, ganz in der Nähe darbietet. Die neben ſo vielen andern glänzenden Kunſtſammlungen, der Liechtenſteiniſchen, Lambergiſchen, Kaunitziſchen u. a. weniger allgemein bekannte, an artiſtiſchen Alterthümern und Seltenheiten aber ſehr reiche, und in ihrer Art äußerſt merkwürdige Sammlung des Herrn v. Schönfeld iſt beſonders dadurch lehrreich, daß ſie einem jeden, der ſich darüber unterrichten will, eine vorläufige Ueberſicht und einen Begriff verſchaffen kann von der großen Mannichfaltigkeit und Menge von Gegenſtänden, welche das weite techniſche Gebieth umfaßt. Es iſt eine reichhaltige Beyſpielſammlung zu einer Geſchichte der Technik, welche auch für die äſthetiſche Kunſtbildung ſehr fruchtbar und belehrend ſeyn würde.

Die zweyte Bedingung, welche wir forderten, damit die Kunſt wahrhaft gedeihe, und welche auch überall bey kunſtliebenden Nationen Statt findet, ſo lange das Gefühl von dem was die Kunſt eigentlich für den Menſchen ſeyn, und was ſie im Leben und in der Geſellſchaft wirken ſoll, noch nicht durch falſche Theorieen verkehrt worden iſt, war die: daß die Kunſt ſich nie ganz von ihrem Urſprunge entfernen ſoll. Dieß erfordert eine nähere Erörterung.

Die bildende Kunſt hat nicht gleich mit dem Schönen angefangen, ſondern das Ziel, worauf zuerſt ihr Streben ſich richtete, war das einer hohen und geheiligten Bedeutung. Die einfachen Symbole des Chriſtenthums hatten mit geringer Veränderung ein volles Jahrtauſend und noch geraume Zeit darüber der Andacht gedient, bis endlich im 14ten und 15ten Jahrhunderte in Italien und Deutſchland die Mahlerkunſt mit einemmahle einen höhern Aufſchwung nahm, welcher noch jetzt wunderbar in ſeiner Entſtehung und unerreichbar in ſeinen Hervorbringungen erſcheint. Bey den alten Völkern war es nicht anders; wir können die Zeit nicht ſo genau und ſo ſicher beſtimmen, aber wir dürfen ſagen, Jahrhunderte lang waren die mannichfaltigen im Vergleich mit den chriſtlichen allerdings roheren Symbole des alten Naturdienſtes bey den Aegyptiern, den aſiatiſchen Völkern, und bey den Griechen ſelbſt gebildet und vervielfältigt worden, bis endlich durch den ſchöpferiſchen Sinn des letzten Volkes, kurz vor Perikles und unter ihm, die alten Symbole zu den herrlichſten Darſtellungen und noch jetzt bewunderten Idealen ſich entfalteten. Obwohl nun das Schöne von dem Bedeutenden, worauf die bildende Kunſt zuerſt und in ihrem Anfange allein gerichtet war, weſentlich verſchieden iſt, ſo hat ſich doch die Kunſt auch in ihren ſchönſten Hervorbringungen und in ihren glänzendſten Zeiten, in der des Perikles wie in der des Raphael, immer noch angeſchloſſen an jene Symbolik und ernſte Bedeutung, von welcher ſie ihren Urſprung genommen. Sobald dieſe Beziehung aber ganz aufhörte, war es bey den Alten wie bey den Neuern immer ein unfehlbares Zeichen des ſchon geſunkenen Geſchmackes; und man verfiel ſofort in theatraliſche Uebertreibung oder manierirte Steifheit, in ein Streben nach dem flüchtigen Wohlgefallen der Mode und bloßen Laune, endlich in die Nachahmung ganz unwürdiger, bedeutungsloſer und gemeiner Gegenſtände. Verſuchte man es irgendwo, die Kunſt von dieſen Uebeln zu heilen, und ihre alte Kraft und Würde wieder herzuſtellen, ſo geſchah es immer, indem man ſie auch auf ihre alten Gegenſtände und deren geheiligte Bedeutung zurück führte. So geſchah es bey den Alten unter Kaiſer Hadrian, bey den Neuern durch die Caraccis.

Auch die Kunſt beruht zum Theil und wohl ihrem größten Theile nach auf der Ueberlieferung: und wie in andern Gebieten des menſchlichen Wirkens, ſo iſt es auch in dem Gebiete der Kunſt noch niemahls ungeſtraft geblieben, wenn man dieſen Faden der Ueberlieferung plötzlich hat abreißen, das reiche Kapital der Vorarbeiten vergangener Zeiten mit einemmale wegwerfen, und eine neue Kunſt wie aus Nichts hat erſchaffen wollen.

Die beſte Theorie der Kunſt iſt ihre Geſchichte. Die verſchiedenen Theile der Mathematik, Anatomie und andere Wiſſenſchaften ſind dem Künſtler unentbehrlich, um ſeine Gedanken ausführen zu können. Die Kunſtgeſchichte aber vornehmlich iſt es, welche die Gedanken ſelbſt in ihm hervorruft, den wahren Kunſtgeiſt weckt und rege erhält, und den Künſtler das eigentliche Weſen der Kunſt, wenn auch nicht theoretiſch ergrübeln, doch richtig fühlen und beurtheilen lehrt. Die Errichtung einer eignen ſcientifiſchen Lehrſtelle bey der Akademie für die Theorie und die Geſchichte der Kunſt erfüllt daher ein weſentliches Bedürfniß und muß die gegründetſten Hoffnungen erregen.

Wir wenden die Forderung, daß die Kunſt von ihrer urſprünglichen Beſtimmung einer hohen Bedeutung ſich nie ganz entfernen darf, oder wo es ſchon geſchehen wäre, ſo viel als die veränderten Zeiten es erlauben, wieder zu derſelben zurückkehren muß, nun auch an auf das Publikum, auf den Freund und Beſchauer der Kunſt, auf den Menſchen und die Nation überhaupt, deren Leben durch die Kunſt erhöht und geiſtig veredelt werden ſoll. Denn es iſt keine blos theoretiſche Forderung, welche wir hier im Sinne haben, ſondern eine durchaus praktiſche Sache von entſcheidender Wichtigkeit; die Wahl der Gegenſtände nemlich und die Beſtellungen, durch welche das Publikum einen ſo großen Einfluß auf den Gang der Kunſt ausüben kann.

Je größer die Beſtellungen ſind, je würdiger ihre Gegenſtände, je unabhängiger beyde vom Wechſel der Mode oder vorübergehender Theorien, je günſtiger und heilſamer iſt es für das wahre Gedeihen der Kunſt. Es ſoll den Beſitzer und den Betrachter des Kunſtwerkes auch noch außer der angenehmen und ſchönen Form ein hohes Intereſſe an daſſelbe feſſeln; es ſoll ihm nicht durch die Form allein, ſondern auch durch ſeinen Inhalt und ſeine Bedeutung werth, deſto lieber und wichtiger werden. Dieſes Intereſſe muß ſo viel als möglich von dauerhafter und ewiger Art ſeyn, die Bedeutung klar, allgemein verſtändlich und dabey doch für Gefühl und Einbildungskraft unerſchöpflich reich. Unter allen Gegenſtänden und Beſtellungen dürften daher die religiöſen, die, welche zum Gebrauch der Andacht und zur Verherrlichung der Kirchen beſtimmt ſind, für die Kunſt die würdigſten und die vortheilhafteſten ſeyn. Bey dieſen Gegenſtänden iſt die Kunſt nicht wie bey den gelehrten und mythologiſchen Gegenſtänden des Alterthums nur auf den engen Kreis einiger gebildeten Kenner beſchränkt, ſondern ſie wirkt auf alle Stände ohne Unterſchied, auf ganze Generationen und Jahrhunderte hinaus; unabhängig von dem Wechſel der Zeit wirkt ſie hier recht eigentlich auf den Menſchen überhaupt, der, wenn er auch auf eine Zeitlang ſich gleichgültig machen läßt gegen die wichtigſten Gegenſtände ſeiner Verehrung und ſeiner Liebe, am Ende doch immer wieder zu ihnen zurückkehrt.

Nächſt dem religiöſen Gebrauch der Kunſt aber nehmen an Würde und ausgedehnter Wirkung die öffentlichen National-Denkmahle und Gegenſtände der vaterländiſchen Geſchichte die zweyte Stelle ein. Zwar gehören die hiſtoriſchen Gegenſtände, beſonders für die Mahlerey, ſehr oft unter die ſchwierigen und entſchieden ungünſtigen; ja es dürfte leicht der Fall eintreten, daß der wohlmeinende Patriot mit ſeinen vaterländiſchen Forderungen und Vorſchlägen an den Künſtler in das ganz Unausführbare und Unmögliche verfiele. Indeſſen, die öſterreichiſche Geſchichte, welche beſonders in der früheren Epoche der Babenberger und der ältern Habsburger an poetiſchen Schönheiten und Gegenſtänden ſo außerordentlich reich iſt, darf hier vielleicht auf einige Ausnahme gerechten Anſpruch machen. Die ſorgfältige Unterſcheidung von dem, was eine jede Kunſt leiſten ſoll und kann, und was ſie gar nicht oder nur unvollkommen vermag, kann bey der Wahl der Gegenſtände nie genug empfohlen werden. Aber ſelbſt bey ſtrenger Auswahl dürften ſich einzelne Gegenſtände aus der vaterländiſchen Geſchichte ausheben laſſen, welche für die bildende Kunſt angemeſſen und nicht ungünſtig wären.

Die dritte Stelle unter den Gegenſtänden und Darſtellungen, welche der Kunſt aufgegeben werden, nehmen diejenigen ein, welche beſtimmt ſind, das Privatleben zu verſchönern. Aber auch hier muß der Sinn des Käufers und des Beſitzers nicht auf das flüchtig Gefallende, ſondern auf jenes Höhere und wahrhaft Bedeutende gerichtet ſeyn, welches man bey den erſten und ernſten Gattungen ſchon vorausſetzt und da zu fordern gewohnt iſt. So lange noch manche Palläſte der Großen und Reichen mit lauter Gegenſtänden ausgeſchmückt ſind, die bloß dem Luxus und der Mode angehören, ohne irgend einen wahren Kunſtwerth zu beſitzen, darf man noch nicht allzu ſchmeichleriſche Hoffnungen von den künftigen Fortſchritten der Kunſt hegen.

Doch dieſe Hoffnungen werden von vielen andern

Seiten her begründet, und ſo wollen wir denn gern uns dem Gedanken überlaſſen, bald wieder auch die Privathäuſer mit wahren Kunſtwerken geſchmückt zu ſehen. So wie es einſt in Italien und in den deutſchen Niederlanden war, wo die Einzelnen bey einer einfach bürgerlichen Lebensweiſe und Einrichtung ihr alltägliches Leben ſich oft durch die Nähe und den Anblick eines ſchönen Kunſtwerkes erheiterten, welches jetzt durch die Zeit bewährt und anerkannt, auch im Geldwerth von den Kennern nicht ſelten höher geſchätzt wird, als der ganze Modeſtaat einer bloß nach dem Luxus, der alle paar Jahre neue Bedürfniſſe herbey führt, eingerichteten Prachtwohnung.

So ſchließt ſich denn in der Wirklichkeit das Schöne von der einen Seite durch den Einfluß der bildenden Kunſt auf das Gewerbe und edlere Handwerk, an das Nützliche, von der andern Seite durch ihre urſprünglich religiöſe Beſtimmung und Bedeutung an das Heilige an. Zwar in unſern Theorieen ſind wir gewohnt das Schöne iſolirt zu betrachten. Für die Analyſe mag das auch gut und erlaubt ſeyn; doch bleiben eben dieſer eigentlich unnatürlichen Abſonderung wegen unſere Theorieen meiſtens praktiſch unfruchtbar. Soll die Kunſt praktiſch werden, ſoll ſie wirkſam in das Leben eingreifen, ſo muß man ſie in dieſem ihrem lebendigen Zuſammenhange mit allen Anlagen und Zwecken des Menſchen auffaſſen, und aus dieſem Zuſammenhange und Mittelpunkte die Grundſätze und die Geſetze hernehmen, welche ſie leiten ſollen.

Inhalt

des dritten Heftes.

Ein Wort über deutſche Litteratur und deutſche Sprache. Von Freyh. A. von Steigentesch … Seite 197

Ueber das Studium der Kriegsgeſchichte. Von C. v. Pfuel … — 221

Aus dem Trauerſpiele Marius. Von Matthäus von Collin … — 236

Ausſichten für die Kunſt in dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat … — 258

(Enthält die bey Gelegenheit der Feyer des 12. Februar auf der Akademie gehaltenen Reden des erlauchten Curators, Sr. Excellenz des Grafen von Metternich, des beſtändigen Sekretärs der Akademie, Herrn Ellmaurer, und des Präſes Herrn von Sonnenfels, nebſt einem Epilog vom Herausgeber.)

Gedichte
auf
Rudolf von Habsburg
von
Zeitgenoſſen.

Von Auguſt Wilhelm Schlegel.

Biſher hat man aus unſern alten Dichtern faſt nur ſolche Lieder, die den Frühling und die Liebe anmuthig beſingen, in einer einigermaßen lesbaren Geſtalt wieder abgedruckt. Die zahlreichen Gedichte von ernſterem Inhalt, die ſchon an ſich mehr Schwierigkeiten darbieten, liegen für die größere Leſewelt immer noch in den fehlerhaften und verworrenen Abdrücken von **Bodmer** und **Müller** wie begraben. Dieſe Sammlungen enthalten jedoch einen großen Reichthum an tiefſinnigen Betrachtungen, frommen Entzückungen, nachdrücklichen Sprüchen, treffenden Sittengemählden, ſinnigen Gleichniſſen und Räthſeln. Beſondere Aufmerkſamkeit verdienen die Stücke, welche ſich auf die öffentlichen Begebenheiten beziehen: erfährt man auch keine neuen Umſtände daraus; ſo iſt es doch wichtig, die freymüthigen Urtheile, die geraden Anſichten der Zeitgenoſſen kennen zu lernen. Aber um ſie zu verſtehen und für dieſen Zweck zu benutzen, muß man freylich ſchon vertraute Bekanntſchaft mit der Geſchichte hinzubringen. Denn dieſe Dichter nennen oft die Perſonen auf ſehr unbeſtimmte Weiſe oder gar nicht, ſie ſetzen die Kenntniß der Vorfälle voraus, und begnügen ſich zuweilen mit kurzen und räthſelhaften Anſpielungen.

Es wäre daher ſehr der Mühe werth, alle vorhandenen altdeutſchen Gedichte politiſchen und hiſtoriſchen Inhalts nach der Zeitordnung zuſammen zu ſtellen, und mit gründlichen Sach- und Worterklärungen begleitet, herauszugeben. Dieſes Vorhaben hatte ſchon Goldaſt, dem die jetzt in Paris befindliche Handſchrift der Minneſinger, die ſogenannte Maneſſiſche, zu Handen gekommen war. Er erkannte die ganze geſchichtliche Wichtigkeit der Lieder- und Spruchdichter nicht nur, ſondern auch der fabelhaften Helden- und Rittergedichte, und man würde uns ohne Zweifel der Uebertreibung beſchuldigen, wenn wir uns darüber mit ſeinen eigenen Worten ausdrückten, ohne das Zeugniß des gelehrten Geſchichtforſchers anzuführen. »Ohne dieſe Schriften,« ſagt er in der Vorrede zu den Paräneticis, »kann niemand die Gewohnheiten der Lehnsverfaſſung gehörig auslegen, niemand die Nahmen der Aemter und Würden verſtehn. — Nicht eher, als bis ich mich zur Leſung dieſer Bücher gewandt, habe ich die Sitten unſerer Vorfahren, ihre Gebräuche im Kriege und Frieden, ihre Tracht und Lebensweiſe kennen gelernt.« So ſchrieb Goldaſt vor zweyhundert Jahren; ſeit einem halben Jahrhundert iſt die Maneſſiſche Sammlung, ſpäter das an politiſchen Gedichten weit reichere Jenaiſche Meiſtergeſangbuch ans Licht gezogen worden; und noch immer blieben ſo ſchätzbare Denkmahle in dieſer Hinſicht größtentheils unbenutzt!

Gar vieles in den Minneſingern hat Beziehung auf Oeſterreich. Nicht wenige Dichter lebten in dieſen Gegenden, weil ihnen die Babenbergiſchen Fürſten beſondere Gunſt angedeihen ließen. Für dießmahl wollen wir unſern Leſern einige Gedichte auf den großen Ahnherrn des Kaiſerhauſes mittheilen. Da es hier nicht auf kritiſche Mühſeligkeiten abgeſehen iſt, ſo erlauben wir uns die ſtillſchweigende Berichtigung einiger Leſearten, und erneuerte Schreibung, ohne jedoch an den Ausdrücken ſelbſt das mindeſte zu verändern.

Meiſter Rumeland (vermuthlich ein nach damahliger Sitte der Sänger angenommener ſprechender Nahme) bezeugt folgendergeſtalt ſeine Freude über eine Königswahl, wovon man ſich mit Recht das Ende lange eingeriſſener Verwirrungen verſprach:

Nun ſeht, was Wunder Gott vermag!
  Swer weiße Kron' auf Trifels war viel manchen Tag
  Behalten, eh' ſich jemand ihr'r vermaße.
Nach Kaiſer Friederichs Zeit
  Waren Könige fünfe der wie ſeiner ſeit
  Zu Aachen wenig Königs Stuhl beſaße.
Wie viel ſie trugen Arbeit
  Mit Roß, mit Kauf und auch mit Habe,
  Das Reich war ihnen unbereit;
  Nun hat' es ſim von Habsburg der Grave,
  Der milde Rudolf unverzagt.
  Zu allo großen Ehren ward er König betagt:
  Nennt' Heil dem Gottes auserwählten Schwabe!

Gloſſen. — Unde, und; behalten, aufbewahrt; ihr'r, ihrer; dergleichen Abkürzungen ſehen in unſerer Schreibung hart aus, die Alten ſchrieben ir für ihrer, in für ihnen, wie ja auch der wiederhohlte Mitlauter, nur durch ein tonloſes E getrennt, bey flüchtiger Ausſprache bloß einfach gehört wird. Vermaße, beſaße, vermaß, beſaß; ſich einer Sache vermeſſen, Anſpruch darauf machen; der, deren; nie keiner, das Altdeutſche liebt den Nachdruck gedoppelter Verneinungen, die Adelung mit Unrecht verwirft; keiner iſt zwar für ſich allein nicht immer verneinend, ſondern ſteht wie die gleich bedeutenden deheiner und neheiner für irgend einer; hier vertritt wenig die Stelle der zweyten Verneinung, gerade wie das franzöſiſche guère; ſeit, ſeitdem; beſaße, im eigentlichen Sinne, für darauf ſitzen; Arebeit, Arbeit; Koſt, Koſten, Aufwand; Grawe, Graf; betagt hier für ernannt, erwählt; betagen heißt unter andern auch: einen Tag anberaumen; an betagt, bejahrt, iſt nicht zu denken. Dem Schwabe, für dem Schwaben nach einer andern Biegung; man findet auch die Schwabe in der Mehrzahl.

Statt der ſämmtlichen Reichskleinodien werden hier mit dichteriſcher Freyheit nur zwey der wichtigſten, der Speer und die Krone, genannt. Der Speer iſt die bekannte heilige Lanze, über deren Herkunft die Ueberlieferungen ſehr von einander abweichen, jedoch alle darin zuſammentreffen, daß ſie ihr einen ſehr alten und wundervollen Urſprung beylegen. Bald ſoll es die Lanze ſeyn, womit die Seite des Heilandes geöffnet werden, bald nur durch darin befindliche Nägel vom Kreuze geweiht; dann ſoll ſie Konſtantin, Karl der Große, nach Andern zuerſt der heilige Mauritius geführt haben. In älteren Zeiten, da ſie den kaiſerlichen Heeren vorgetragen ward, hatte ſie vermuthlich die Geſtalt einer vollſtändigen Lanze; ſpäterhin war bloß die eiſerne Spitze nebſt vielem andern Heilthum (Reliquien) einem koſtbar verzierten Kreuze eingefugt *).

Trifels iſt ein jetzt zerſtörtes Schloß, oberhalb Anweiler an der Queicha im oberrheiniſchen Kreiſe gelegen, und war ehemals der Pfalz zugehörig. Friedrich Rothbart hatte es erbaut, viele in den Fels gehauene Stufen führten zu einem gewaltigen mit Marmor gepflaſterten Saal, wo man die künſtlich in Holz geſchnitzten Bruſtbilder des Kaiſers und ſeiner Gemahlin ſah. Das Volk trug ſich mit Wunderſagen von dieſer Burg: Kaiſer Friedrich beſuche ſie nach ſeinem Tode, und man müſſe ihm dort allnächtlich ſein Bett bereiten. Friedrich der Erſte hatte die Reichskleinodien in einem ebenfalls von ihm erbauten Schloſſe zu Hagenau niedergelegt. Nach der Ermordung ſeines Sohnes Philipp verführte ſie deſſen Kanzler, der Biſchof von Speyer, Conrad von Scharfeneck, ohne Vorwiſſen der Bürger von Hagenau, nach dem Schloſſe Trifels **). Derſelbe übergab ſie nachher Otto dem Vierten, unter der Bedingung, auch von ihm zum Kanzler ernannt zu werden. Nach Ottos Tode händigte deſſen Bruder Heinrich,

---

*) S. Obrechti Academica, Dissertatio XVII. de Cimeliis S. Rom. Imperii und Vitriarii Instit. jur. publ. L. I. T. VIII.

**) Siehe Martin Zeillers Reiſebuch Th. II. S. [illegible] und [illegible], und die Zeugen die er anführet. Nach dem Annaliſta Saxo könnte zwar Friedrich der Erſte dieſe Burg nicht zuerſt errichtet, ſondern ſie höchſtens von neuem prächtiger und ſtärker aufgebaut haben. Denn er berichtet unter dem J. 1125: K. Heinrich V. habe die Reichskleinodien vor ſeinem Tode zu Trifels verwahren laſſen. Conradus Urſperg. nennt aber bey dieſer Gelegenheit ſtatt deſſen das Schloß Hammerſtein.

Pfalzgraf und Herzog zu Sachſen, ſie Friedrich dem Zweyten ein. Die ältere Geſchichte der Reichskleinodien iſt nicht ohne Dunkelheit: jeder Kaiſer pflegte ſie, als ein ihm zuſtändiges Eigenthum, lebenslänglich zu verwahren oder verwahren zu laſſen. Es wird auch von Otto dem Vierten gemeldet, er habe ſie im Jahre 1209 in Mayland niedergelegt, Friedrich der Zweyte hingegen habe ſie im Jahre 1221 wieder nach Deutſchland geſendet, und ſeinem Truchſeſſen Eberhard von Tanne aufgetragen, ſie in dem Schloſſe Waldburg zu verwahren. Wie ſie nun von da wiederum nach Trifels gekommen, dieß finde ich nirgends angezeigt. Vielleicht ſind alſo in dieſen Angaben nur einige Stücke des kaiſerlichen Schmuckes gemeint; man könnte dieß ſogar mit der bekannten Geſchichte in Beziehung ſetzen, daß bey Rudolfs Krönung das Scepter gefehlt, und daß er in deſſen Ermanglung den Huldigungs-Eid auf das Crucifix habe ablegen laſſen. Wenigſtens haben wir in obigem Gedicht das ausdrückliche und nicht zu verwerfende Zeugniß eines Zeitgenoſſen, in dem ganzen Zeitraume von Friedrich dem Zweyten bis auf Rudolf ſeyen die weſentlichſten Reichskleinodien nicht von Trifels weggekommen. Hiemit ſtimmt auch der Umſtand überein, daß Rudolfen auf ſeinem Zuge nach Aachen die Zeichen der kaiſerlichen Würde zu Mainz überreicht wurden *). Denn im Trifels waren ſie ganz in der Nachbarſchaft.

Die Angabe des Dichters, daß von den fünf Köni-

---

*) Chronic. Colmar.

gen welche den Zwiſchenraum zwiſchen Friedrich II. und Rudolf ausfüllen, (Conrad IV, Hermann Raspe, Wilhelm Graf von Holland, Richard von Cornwallis, und Alfonſus von Caſtilien) keiner auf dem königlichen Stuhl zu Aachen geſeſſen, iſt nicht buchſtäblich zu nehmen. Denn allerdings ſind Wilhelm und Richard zu Aachen gekrönt worden. Allein wie dieſe Handlung aus andern Gründen nicht für vollgültig angeſehen ward, ſo mochte auch den hergebrachten Feyerlichkeiten manches abgehn. Unter andern fehlten dabey zuverläſſig die ächten Reichskleinodien. Man hatte ſie den Vorgängern Rudolfs verweigert, wiewohl ſie große Summen dafür bothen*), und in der ausführlichen Beſchreibung der Krönung Wilhelms wird eine ſilberne Krone erwähnt**), da doch die dem römiſchen König beſtimmte eine goldene war. Uebrigens begünſtigt unſer Dichter die Anſicht derer, welche dem Zwiſchenreich die gröſte Ausdehnung geben, und ſo iſt es auch der Geſchichte am gemäßeſten: denn unter Rudolf wurden alle Belehnungen, Vergabungen und ſonſtigen Verfügungen ſeiner Vorgänger von der Zeit an, wo Friedrich der Zweyte dem Banne unterlag, für nichtig erklärt, wofern die Mehrheit der Kurfürſten ſie nicht von neuem beſtätigte.

Habichsburg iſt die ältere Ausſprache, die zugleich die Ableitung des Nahmens an die Hand giebt: nachher verkürzt Habchsburg, Habsburg. Dieſes

---

*) Chronic. Colmar.

**) Matthaeus Paris.

Ritterſchloß war, wie ſo manche andere, von der Luſt an der Falkenjagd benannt worden. Es wäre eine anziehende Unterſuchung, die ſämmtlichen Nahmen der alten Burgen zuſammen zu ſtellen und zu erklären. Sowohl dieſe als die urſprünglich deutſchen Perſonen-Nahmen, an welchen, wie Aventinus bemerkt, die Deutſchen ſehr feſt hingen, bis ſelbige erſt nach Friedrich II. Zeiten von den chriſtlichen Taufnahmen zum Theil verdrängt wurden, ſind darin den griechiſchen ſehr ähnlich, daß ſie meiſtens aus mehreren Hauptbegriffen zuſammengeſetzt und bildlich bedeutſam ſind. Es offenbaret ſich darin eine ſtolze und freudige Einbildungskraft, die gern den Kindern bey ihrer Geburt etwas rühmliches weißagte, den Burgen bey ihrer Erbauung ein ſchmückendes Beywort ertheilte.

Wenn Rudolf von Habsburg ein Schwabe genannt wird, ſo muß man ſich erinnern, daß der Nahme Schwaben damahls in einer weit größeren Ausdehnung galt, indem er den Elſaß und die geſammte Schweiz mit umfaßte. Die nordiſchen Einwanderungen im Hasli-Thal und in Schwyz abgerechnet, wovon die Sage berichtet, ſind unſtreitig die nicht romaniſch redenden Schweizer allemanniſcher oder ſchwäbiſcher Abkunft. Sowohl wegen der Würde eines Landgrafen im Elſaß, als wegen ſeiner Stammgüter im Aargau hieß alſo Rudolf mit vollem Recht ein Schwabe.

Man ſieht, dieß Gedicht iſt unmittelbar nach der Erwählung Rudolfs geſchrieben, alſo noch im Jahre 1273, ſehr glaublich bey Gelegenheit der Krönung in

Aachen ſelbſt, wo ohne Zweifel mehrere Dichter im Gefolge ihrer fürſtlichen Gönner gegenwärtig waren.

Folgende Strophen von Meiſter Friedrich von Sonnenburg ſchließen ſich daran in Anſehung der Zeit am nächſten an.

1.

Ich horte des Pabſtes Briefe leſen; ſo war die Botheſchaft:
»Der allerliebſte unſer Sohn gegrüßet ſey mit voller Kraft,
Mit ganzer Lieb' unzweifelhaft,
Ohn allen Unterlaß.«
König von Rome Rudolf, künftig Kaiſer offenbar!
Daß wir dich König eh' nannten nicht, das kam von hohem Rathe dar,
Dir beyde zu Nutz und ohn Fahr:
Fürwahr, ſo wiſſe das.
Wir laden dich zur Weihe; williglich ſind wir bereit,
Die Kron' und alle kaiſerliche Würdigkeit,
Die empfah von uns, viel lieber Sohn: ſo du erſt magſt, in kurzen Tagen:
Dein Haubet Kron' auf Erden ſoll vor allen Königen tragen.

2.

Der Pabeſt allen Chriſten-Fürſten Briefe hat geſandt,
Deutſchen, Walen, Wenden, Pfaffen, Layen, wie ſie ſeyn genannt,
Den reichen Königen in ihr Land,
Nahe, fern und weit.
Auf alle Haus, in alle Dorf, und auch in alle Städte;
Allen Meiſtern ſchreibet er ſein hoch Gebot und ſein Gebete.
Nie Pabſt König ſo lieb ne hatte
Seit König Karles Zeit.
Er ſchreibet ihn'n, daß ſie zu Herren immer ſollen ha'n
Den König von Rome Rudolf, und ihm mit Treuen beyzeſtah'n;
Er ſey ein künftig Kaiſer: wer ihn irret oder widerſtaht,
Daß ihn der Pabeſt nicht für einen rechten Chriſten hat.

3.

Sie fragen, wie der König von Rome Rudolf mir behage?
Er behagt mir als er ſoll, ſeit daß er Gott behaget an dem Tage,
Da er ihn zu Vogt, als ich euch ſage,
Gab aller Chriſtenheit.
Und alſo er Gott behagete, und alſo der Brunecker uns jach,
Daß er und manich tauſend Mann augeſichtiglichen wohl anſach;
Zu Ache über dem Münſter das geſchach:
Hoch, lang, weit unde breit.
Ein ſchönes Kreuze ſchwebt' auf ihn, derweile daß er ſaß
Gekrönet und die Weih' empfieng. Hiebey ſo weiß ich das,
Daß ihn Gott durch der Fürſten Mund zu einem Vogte hat erwählt.
Nun ſey er dir, allmächt'ger Gott, in deinem Frieden zugezählt.

Gloſſen. — 1. Boteſchaft, Botſchaft; Unterlaß Unterlaſſung, Einſchränkung; eh', zuvor; das kam — dar, kam her; beyde — und, ſowohl — als; ohne Fahr, ohne Gefährde, ohne üble Abſicht; ſo du erſt magſt, ſobald du kannſt; Haubet, Haupt.

2. Babeſt, Pabſt; Walen, Welſchen; den reichen, mächtigen; Haus, Dorf, die Mehrzahl ohne Biegung, wie ſo häufig. Dieß iſt nur in wenigen Fällen üblich geblieben, z. B. tauſend Mann ſtark, hundert Fuß lang; Meiſtern, Gelehrten jeder Art; ſein Gebete, ſeine Bitte; nie Pabſt König ſo lieb ne-hätte, nie hatte ein Pabſt einen König ſo lieb; dieſe nicht mehr erlaubte Weglaſſung der Artikel war ein großes Mittel der Kürze. Die Sylbe ne oder en vor dem Zeitwort zuweilen wenn ein Selbſtlauter vorhergeht, in ein bloßes n zuſammengezogen, iſt die eine Hälfte der Verneinung, wodurch dieſe erſt vollſtändig wird, gerade wie in dem daraus entſtandenen Franzöſiſchen ne-pas; ne-point. Für uns iſt dieſe Sylbe oft überflüßig und kann daher bey erneuerter Schreibung wegbleiben, manchmal aber auch nicht, wegen des Sylbenmaßes oder des Sinnes. Karles, Karls des Großen; ha'n, haben; beygeſtahn, beyſtehn; widerſtaht, widerſteht; hat, hält.

3. Seit das, ſintemal, weil; Vogt, Regierer, Vorſteher, Oberhaupt: ein Wort von bedeutendem Umfange,

das damals für die höchſten Würden gebraucht ward. Der Kaiſer hieß häufig *der Vogt von Rom*, und Gott wird der himmliſche Vogt genannt. *Alſo* — *alſo*, wie — ſo; *jach*, bejahete, verſicherte, von dem veralteten Zeitworte *jahen*, das in ſeiner Biegung genau mit *ſehen*, *geſchehen* übereinſtimmte, ich ſehe, du ſiheſt, er ſicht, — ich jahe, du giheſt, er giht; ich ſach — ich jach; wir ſahen — wir jahen, u. ſ. w. Daher kommt Beichte, zuſammengezogen aus *Bejichte*. *Das*, was; *anſichtiglichen*, mit eignen Augen; noch iſt *ſichtlich* im Gebrauch. Die Sylbe *en* wurde dem Adjectiv häufig angehängt, um daraus ein Adverbium zu bilden. *Anſach*, *geſchach*, anſah, geſchah.

Der Brief des Pabſtes, wovon unſer Dichter in der erſten Strophe ſpricht, iſt unſtreitig derſelbe, den Gregorius X. von der Kirchenverſammlung von Lyon aus am 26. September 1274 an Rudolf richtete *), und den er, wie daraus hervorgeht, ſeinen zurückkehrenden Geſandten mitgab. Dieſer Brief enthält eine allgemeine Einladung, ſich zu der Krönung in Rom, deren Zeitpunkt erſt feſtgeſetzt werden ſollte, zu bereiten; und was ihn beſonders kenntlich macht, Entſchuldigungen wegen der verzögerten Anerkennung Rudolfs. Die etwas geheimnißvolle Andeutung des Pabſtes, er habe ſie nicht ohne triftige Gründe und zu des erwählten Königs eignem Vortheile aufgeſchoben, die ſich geradeſo in der Urſchrift findet *), geht ohne Zweifel darauf, daß Gregorius ſich zuvor bemüht hatte, die Anſprüche des Alfonſus und den Widerſpruch Ottokars gütlich zu beſeitigen, wie er denn auch Rudolfen ermahnt, möglichſt die Wege des Friedens zu wandeln. Der Dichter ſtattet einen ziemlich genauen Bericht von dem Inhalt des Briefes ab, nur hat er die geſchraubte lateiniſche Schreibart der damaligen Zeit in deutſche Treuherzigkeit übertragen, und die Ausdrücke des Wohlwollens beträchtlich geſteigert. Da er aber zu Anfange von Briefen redet, und bis zu der Zuſammenkunft in Lauſanne verſchiedene zwiſchen Gregorius und Rudolf gewechſelt worden, ſo könnte er wohl das Weſentliche aus mehreren zuſammengefaßt haben.

---

*) Abgedruckt im Cod. epistol. Rudolphi I. cur. Gerberti Lib. I. epist. XXVII., und Raynald Annal. ecclesiast. T. XIV. ad a. 1274. Num. 55.

*) Licet igitur non sine causa distulerimus, tibi hactenus [illegible] denominationem adscribere: cum fratribus tamen nostris super [illegible]

Das Kreisſchreiben des Pabſtes an die Mitglieder und Unterthanen des deutſchen Reichs nicht nur, ſondern an die ſämmtlichen Fürſten der europäiſchen Chriſtenheit, worauf ſich die zweyte Strophe bezieht, iſt in den mir bekannten Sammlungen bisher nicht abgedruckt, jedoch wahrſcheinlich auch in der Handſchrift vorhanden. Wir lernen es aus dem Gedichte zuerſt kennen, und die Bekanntmachung der Urkunde ſelbſt würde für die Zeitgeſchichte nicht unwichtig ſeyn. Mit den drey Wor-

---

ratione praehabita, te Regem Romanorum de ipsorum consilio nominamus; causas autem *salubris dilationis*, imo potius *majoris accelerationis* hujusmodi, ad totius orbis et ad ipsius maxime profuturum (leg.: profuturae) pacem Imperii, ut speramus, *dilectus* filius Tridentinus electus, et frater Henricus *de* ordine minorum, tuae Celsitudinis nuntii, non solum ad veritatis expressionem, sed et ad sollicitationem aperient etc.

ten: **Deutſche**, **Walen**, **Wenden**, ſind die drey Hauptſtämme Europa's: die deutſchen Völkerſchaften, die aus einer Miſchung römiſchen Geblüts entſprungenen, und die ſlawiſchen in der Kürze treffend bezeichnet.

Wir ſehen den Dichter ganz durchdrungen von jenem hohen Begriff der päbſtlichen und der kaiſerlichen Würde; der im Mittelalter ſo erſtaunenswürdige Wirkungen hervorbrachte. Rührend iſt die gläubige Zuverſicht auf die Worte des geiſtlichen Oberhauptes der Chriſtenheit, und bemerkenswerth die allgemeine Theilnahme an den öffentlichen Begebenheiten, das ſchnelle Hindringen der Nachrichten an alle Oerter und zu allen Ständen, in einem Zeitalter, wo es noch keine Druckereyen, keine Zeitungen, keine Poſten gab. Am Ende ſind dieſe Mittel der Verbreitung, die eine ſo wichtige Stelle in dem heutigen politiſchen Räderwerk einnehmen, auch nur Werkzeuge in den Händen der Gewalt, welche mit ihnen zugleich nach Gefallen die wahre Kenntniß der Vorfälle hemmen kann, weil das Volk verlernt hat, ſie ſich aus eigenem Antriebe zu verſchaffen. Wir müſſen uns dem Brunecker, wie er den erſtaunten Hörern erzählt, was bey der Feyerlichkeit in Aachen ſich ereignet, etwa ſo vorſtellen, wie jenen Ritter, den Shakſpeare beſchreibt.

Sir Walter Blunt, vom Pferd' erſt abgeſtiegen,
Beſpritzt mit jedes Bodens Unterſchied,
So zwiſchen Holmedon liegt und unſerm Sitz;
Und der bringt frohe und willkommne Zeitung.

Ueber die nur unbeſtimmt angegebene Perſon dieſes

Zeugen ſchmeicheln wir uns eine völlig befriedigende Auskunft geben zu können. Zuvörderſt ſteht der Brunecker für einen Herrn von Bruneck, nach der damahligen Weiſe, Edelleute und zuweilen ſogar Fürſten zu benennen: So nennt Meiſter Hadloub den Freyherrn von Regensberg, »den viel edlen Regensberger.« Unter dem Landvolke in der Schweiz hat ſich dieſe vertrauliche Sprechart zum Theil noch erhalten, ja es ſind mehrere Geſchlechtsnahmen daraus entſtanden. Bruneck war der Sitz eines adelichen Geſchlechtes gleiches Nahmens, nach deſſen vielleicht ſchon während Rudolfs Regierung, wenigſtens unter Albrecht I. erfolgtem Ausſterben, die Burg an die Geßler kam *). Sie iſt im Aargau, unweit Mellingen, zwiſchen der Aare und Rüß, etwa eine Stunde Weges von Habsburg und im Angeſichte dieſer Veſte gelegen. Die beyden Hügel werden nur durch das Birrfeld getrennt. Die Herren von Bruneck waren alſo nahe Nachbarn und vielleicht Vaſallen der Grafen von Habsburg. Natürlich nahm der damahlige Beſitzer der Burg an der Standeserhöhung ſeines Landsmannes lebhaften Antheil, und war geneigt, die glorreichen Umſtände, welche ſie begleitet hatten, ins Wunderbare zu vergrößern. In dem letzten Vertrage Rudolfs mit Ottokar, den die-

---

*) S. Stumpfs Schweizer-Chronik Kp. VII. 10. Die Lage und Ausſicht, deren dieſe Burg genießt, beſchreibt Hr. von Haller von Königsfelden: Helvetien unter den Römern, 1811, Th. II. Bey dieſem Buche findet ſich auch eine genaue Charte der umliegenden Gegend.

ſer am 18. September 1277 unterzeichnete *), werden funfzehn Gewährsmänner von Seiten des römiſchen Königs genannt, die im Falle eines Friedensbruchs auf Ottokars Mahnung bis zu geleiſteter Genugthuung in Nürnberg tagen ſollten. Die vornehmſten ſind der Biſchof von Paſſau, der Pfalzgraf Ludwig von Bayern, und Herzog Albert zu Sachſen; auf dieſe folgen dann zwölf andere Grafen und Herren, worunter Gebhardus der Brunegge, als der zweyte unter den Adelichen auf den Burggrafen von Nürnberg, den Markgrafen von Hochberg, den Grafen von Fürſtenberg und Freyburg folgt. Er muß alſo ein bedeutender Mann geweſen ſeyn, wo nicht durch den Umfang ſeiner Güter, durch ſeine perſönlichen Verhältniſſe mit Rudolf von Habsburg. Da er, dieſer Urkunde zufolge, den Feldzug gegen Ottokar mitgemacht, ſo iſt es glaublich, er werde den Kaiſer auch bey ſeiner Krönung begleitet haben, und es bleibt kaum ein Zweifel übrig, daß Gebhard von Bruneck im obigen Gedichte gemeint ſey. Ob der Brunecker unſers Meiſter Friedrich derſelbe geweſen, wie Herr Docen annimmt, der von Hugo von Trimberg als Minneſinger gerühmt wird, das läßt ſich ſchwerlich entſcheiden. In den Worten des Dichters liegt es nicht, daß das von ihm erzählte Wunderzeichen ſchon von einem andern beſungen worden. Wir glauben vielmehr, er würde einer ſolchen Wiederhohlung ausgewichen ſeyn.

---

*) Gerberti Cod. Epistol. Rudolphi I. in Auctorio Diplomatum. p. 209. ſq.

Wenn nach Herrn Docens wahrſcheinlicher Vermuthung in einem Gedichte von Rumeland *) für Brunes geleſen werden muß Brunecks:

> Ich han von Brunecks Munde und auch von manches Mann
> Gehört, daß ſein Lob niemand gar vollachten kann,

nähmlich das Lob des Pfalzgrafen von Bayern; ſo würden wir dieß ebenfalls nicht auf eine dichteriſche Verherrlichung beziehen, ſondern auf das Zeugniß des Staats- und Kriegsmannes, für jenen Fürſten. Gebhard von Bruneck, der Rudolfen von Habsburg ergeben war, wird es an Lobpreiſungen ſeines erſten Erwählers und ſeines Schwiegerſohnes nicht haben fehlen laſſen.

Uebrigens iſt Meiſter Friedrich nicht der einzige Zeitgenoſſe, der das bey der Krönung vorgefallene Wunderzeichen berichtet, welches bis jetzt weniger bemerkt worden, als die bekannte Geſchichte mit dem Crucifix. In den Jahrbüchern der Dominicaner zu Colmar heißt es: »Am Vorabend Aller Heiligen wurde Rudolf als König »gekrönt. Da erſchien eine Stunde lang eine weiße Wolke »in Geſtalt eines Kreuzes, welche nachher in die Röthe »des Bluts überging. Als die Fürſten dieß dem Könige »berichteten, ſagte Rudolf: Wenn der Herr mir Leben »und Gedeihen ſchenkt, ſo will ich in die Lande jenſeit »des Meeres ziehen, und für meine großen Sünden dem »Herrn Jeſus Chriſtus mein Blut weihen.« Dem zufolge den

---

*) Müllers Altd. Ged. II. Str. CCIC.

hätte Rudolf ſchon dazumahl den Vorſatz eines Kreuzzuges angekündigt, und nicht erſt auf mündliches Andringen des Pabſtes die Verpflichtung dazu übernommen. Daß eine Erſcheinung am Himmel während der Krönung mit ſolchen Augen angeſehen und ſo gedeutet ward, beweiſet wenigſtens die Stimmung der Gemüther.

Die bisher erläuterten Strophen, welche in der Handſchrift eben ſo auf einander folgen, kann man wegen des verwandten Inhalts zuſammen nehmen; doch iſt es leicht bemerklich, daß jede auch für ſich ein Ganzes bildet. Wir ſind geneigt zu glauben, die letzte ſey früher geſchrieben, als die beyden vorhergehenden, jene nähmlich kurz nach der Krönung, dieſe in dem Zeitraume zwiſchen der Zurückkunft der Geſandten von Lyon, und der Zuſammenkunft des Kaiſers und Pabſtes in Lauſanne, im October 1275. Wären ſie erſt ſpäter gedichtet, ſo würde der Dichter eine ſolche heilverſprechende Begebenheit zu erwähnen nicht vergeſſen haben.

Meiſter Friedrichs von Sonnenburg Zeugniß für die allgemeine Freude über dieſe Königswahl und deren Anerkennung von Seiten des Pabſtes, iſt um ſo gültiger, da er zuvor bey Rudolfs Nebenbuhler Ottokar in Dienſten geſtanden zu haben ſcheint. Er hatte dem Feldzuge Ottokars gegen die Ungarn im Jahre 1271 beygewohnt, giebt davon in einem eignen Gedichte*) eine merkwürdige Beſchreibung, und rühmt die Macht und großen Thaten des Königs von Böhmen. Der Zuſatz Meiſter vor ſeinem Nahmen deutet eine nicht adeliche Geburt an, dem Nahmen der adelichen Dichter wird immer Herr vorgeſetzt. Sonnenburg (Sunnenburc in dem Jenaiſchen Codex; Suonenburg im Maneſſiſchen) oder Sonnenberg, denn Burg und Berg wurden vor Alters in den eigenen Nahmen unaufhörlich verwechſelt, iſt alſo nur ſein Geburtsort: es giebt verſchiedene Oerter dieſes Nahmens, unter denen wir bisher keinen Entſcheidungsgrund fanden **). Nach einer Aeußerung des ſpäteren Herrmann Damer ***), der ihn Friedrich den Sonnenburger nennt, gehörte er unter die berühmten Meiſter ſeines Zeitalters.

---

*) Bodm. Minneſ. II. S. 212. Str. XVII.

Einer der fruchtbarſten und berühmteſten, Meiſter Conrad von Würzburg, pries wenige Jahre ſpäter die tapfern Thaten Rudolfs in folgendem Liede:

Dem Adelaar von Rome würdiglichen iſt gelungen:
Wann er Kräh'nvögel ein Wunder hat mit ſeiner Kraft bezwungen.
Er hat Lob erſchwungen,
Durchlauchtig, lauter unde glanz.
Er Habch' und Falken zwang zu Oſterlanden und in Steire;
Das mag in Pülle erſchrecken wohl die Raben und die Gyre.
Rubinen und Saphire
Viel billig zieren ſeinen Kranz.

**) Im Muſeum für Altd. Litt. und Kunſt. I. S. 159, ſagt Herr Docen: wahrſcheinlich ſey Sonnenberg im Koburgiſchen gemeint. Wir wiſſen nicht, aus welchem Grunde. Im Ganzen hat man doch die damahligen Dichter mehr im Süden Deutſchlands zu ſuchen. Auch der Aufenthalt Meiſter Friedrichs an den bayeriſchen Höfen (Böhm. Minneſ. II. S. 209. Str. I. VIII. XVI.) deutet auf einen ſüdlichen Geburtsort. Wir würden daher eher auf die Grafſchaft Sonnenberg in der Nähe von Feldkirch rathen.

***) Müllers Altd. Gedichte. B. II. Str. XII.

Sein Glück und ſeine Kraft entſitze, was nun wildes lebt, erſchreckt
Es gehe, ſchwimm', oder ob es ſchwebe,
Ob dem kann er wohl ſiegen;
Kein Vogel kann aus allen Landen wider ihn nun kriegen;
Sich muſst' ein Löw' aus Böheim unter ſeine Klaue ſchmiegen.
Er iſt ohne Triegen,
Feſt, und an hohen Ehren ganz.

Gloſſen. — Adelaar, Adler; dieß letzte iſt eigentlich zuſammengezogen: der edle Aar; glanz, glänzend; Wann, denn, ſintemal; ein Wunder, eine unglaubliche Menge; Habche, Habichte; die alte Ausſprache Habch hat ſich noch in der ſchweizeriſchen Mundart erhalten, ſie ſtimmt mit dem Engliſchen hawk zuſammen. Oſterlanden, Oeſterreich; Stire, Steyermark; Pulle, Italieniſch Puglia, Apulien; der im ganzen Mittelalter übliche Nahme für das Königreich Neapel, und in der That auch ſchicklicher als dieſer bloß von der Hauptſtadt hergenommen. Gyre, Geyer; die alte Schreibart iſt wegen des Reimes auf Sapphir beybehalten. Glück und Kraft ſteht im Accuſativ; entſitzen, ſcheue: von dieſem veralteten Zeitworte iſt das noch gebräuchliche ſich entſetzen bloß eine andere Form; ganz, integer vollkommen.

Dieß Gedicht hat einen wahrhaft begeiſterten Schwung, und behauptet unter den hier zuſammengeſtellten leicht den erſten Platz. Bewundernswürdig iſt beſonders die Durchführung des Einen in ſo mancher Beziehung treffenden Bildes: Der Adler, zugleich das Sinnbild der römiſchen Kriegsmacht, und das Wappen des deutſchen Reichs, hier der heldenmüthige Kaiſer ſelbſt. Die Schwärme von Krähen bedeuten den räuberiſchen Adel, deſſen Burgen Rudolf zwar erſt einige Jahre ſpäter brach, gegen den er aber ſchon auf dem Tage zu Nürnberg Verfügungen getroffen hatte: die Habichte und Falken in Oeſterreich und Steyermark, mächtige Vaſallen, die auf die böhmiſche Seite getreten waren. Die Raben und die Geyer in Neapel Carl von Anjou und deſſen Anhänger. Der Löwe aus Böheim iſt wiederum eine zugleich weſentlich bedeutſame und heraldiſche Anſpielung: den ſtolzen furchtbaren Ottokar konnte man mit Recht ſo nennen, und ein gekrönter Löwe iſt das böhmiſche Wappen. Die drittletzte Zeile bezeichnet genau den Zeitpunkt der Abfaſſung: nämlich nach der erſten Unterwerfung Ottokars gegen Ende des Jahres 1276, vor ſeiner Empörung, ſeiner Niederlage und ſeinem Tode, am 26. Auguſt 1278. Der Ausdruck, der Löwe habe ſich unter die Klaue des Adlers ſchmiegen müſſen, bezeichnet bloß eine Demüthigung, nicht den völligen Untergang des erſten.

Der ſechsten Zeile zufolge hegte der Dichter damahls noch die Hoffnung, Rudolf würde nach Italien ziehen, um der Uſurpation Carls von Anjou ein Ende zu machan, und Conradins Ermordung zu rächen. Für ſeinen Ruhm wäre es vielleicht glänzender, für Deutſchland weniger heilſam geweſen. Daß Carl allerdings Rudolfen fürchtete, bezeugt der redliche Villani *). Merkwürdig iſt es aber, daß nicht nur die italieniſchen Ghibellinen ihn dringend über die Alpen herbey riefen, (man höre nur die bittern Klagen des Dante über Rudolf und Albrecht, wegen ihrer Vernachläßigung der kaiſerlichen Parthey in Italien) ſondern daß es auch in Deutſch-

---

*) L. VII. C. 58. lo temette forte.

land nicht an Männern fehlte, welche der Meinung waren, er ſolle eine Römerfahrt thun, ohne daß er dieſen Mahnungen nachgegeben hätte. Es beweiſt die Feſtigkeit ſeines Geiſtes, der ſich von ſeinen großen Entwürfen durchaus nicht ſeitwärts ablenken ließ.

Wenn man wegen der in der zweyten Zeile gerühmten Unternehmungen gegen die kleinen Herren, welche Geleitszölle erpreßten, und die Landſtraßen unſicher machten, das Gedicht erſt in die achtziger Jahre ſetzen wollte, wo Rudolf hierin am thätigſten war; ſo iſt die Aeußerung über Neapel dagegen. Denn nachdem er dem Enkel Carls von Anjou eine Tochter zur Gemahlin gegeben hatte, (zu Anfang des Jahres 1281) konnte wohl niemand mehr den Gedanken eines Angriffes auf dieß Königreich hegen.

Ein anderer gegen den Kaiſer feindſelig geſinnter Dichter, der Schulmeiſter von Eſſelingen. rückt ihm ſpottend vor, er wage nicht, ſich mit Carl von Anjou zu meſſen, und ſcheue ſich vor deſſen überlegener Geſchicklichkeit. Wir ſetzen nicht das ganze Gedicht her, weil wir uns noch nicht im Stande ſehen, es durchgehends befriedigend zu erklären: ſey es wegen einiger unrichtiger Leſearten, oder wegen der Verdunkelung, welche der Scherz im Fortgange der Zeit immer am meiſten erfährt. Die Einkleidung iſt dieſe: Carl habe drey Wageſpiele vorgelegt, wobey der Verlierer Leib und Leben einbüßen müſſe: Das erſte habe der Prinz (Machtfried) verlohren, das zweyte König Conradin.

Zu dem dritten Spiel, ſo iſt König Rudolf nicht zu jach:
Es mag wohl heiſſen Hackenach;
Ich wähn', der Charles kömt' es ihm zu viel.

Gloſſen. — Jach, jähe, er iſt nicht allzu jähe zu dem Spiel, er hat keine übergroße Luſt dazu. Hackenach, wie es ſcheint willkührlich zuſammengeſetzt aus hacken, für abhauen, und Nacken, vor Alters Nack. ...

Wir ſehen hier einen unedlen Spott über die gräuelhafte Enthauptung Conradins. Ueberhaupt liefert dieß Gedicht einen unangenehmen Beweis, daß es ſchon damahls Menſchen gab, die den gegen ihr Vaterland verübten oder von glücklichem Erfolge begleiteten Ungerechtigkeiten, als Proben überlegener Geſchicklichkeit, Beyfall zujauchzten. Dieſer Schulmeiſter von Eſſelingen hatte einen ſo gränzenloſen Haß auf Rudolf von Habsburg geworfen, daß unter den wenigen auf uns gekommenen Stücken von ihm, die Hälfte in Schmähliedern gegen den großen Fürſten beſteht. Seine Schilderung, nicht ohne Witz und redneriſche Kraft, iſt dem Bilde, welches die Mit- und Nachwelt von Rudolf aufgeſtellt hat, ſo unähnlich, daß man ihn kaum darin erkennen würde, wenn nicht das eben erwähnte Gedicht beſtimmt das Zeitalter des Verfaſſers angäbe, ſo daß von keinem andern römiſchen Könige die Rede ſeyn kann. Einige Züge ſind auf Wahrheit gegründet; z. B. die Vorſorge für die Vermehrung des Erbes ſeiner Kinder, aber ins gehäßige gezogen. An einem Bürger von Eßlingen befremdet ſolche Feindſeligkeit um ſo mehr, da dieſe Reichsſtadt ſich der beſondern Wohlthaten Rudolfs zu erfreuen hatte; er vermittelte ihren Frieden mit dem

Grafen Eberhard von Würtemberg, und veranſtaltete, daß ſie mit Mauern umgeben wurde. Die geringe Freygebigkeit des Kaiſers gegen die Meiſter des Geſanges mochte ihren Antheil daran haben; aber vermuthlich ſtand der Schulmeiſter auch in der Gunſt eines von den Fürſten oder Herren, wider die Rudolf gerechte Kriege führte, und die daher die wilde verworrene Unabhängigkeit des Zwiſchenreiches, der geordneten Freyheit unter ſeiner Regierung vorzogen. So war die Poeſie ſchon damahls die partheyiſche Stimmführerin blinder Leidenſchaften; überhaupt iſt ſie, auf das wirkliche Leben angewandt, eine zweydeutige Kunſt, welche erſt durch die Geſinnung ihren wahren Werth erhält.

Der Geſchichtſchreiber darf dennoch dieſe Schmähgedichte nicht überſehen, ſie ſind die umgekehrte Denkmünze, und beweiſen, daß, wenn Rudolf die Thaten gewaltig im Zaume hielt, die Reden ſich an der keckſten Freyheit nichts abbrechen ließen.

Da Meiſter Conrad nicht bloß die vollendeten, ſondern auch die noch zu erwartenden Unternehmungen Rudolfs preiſet, ſo könnte man ſich wundern, daß er des Kreuzzuges keine Erwähnung thut. Allein man glaubte wohl um dieſe Zeit ſchon nicht mehr, daß es mit dieſem Vorhaben rechter Ernſt ſey. Der Unglaube daran wurde nachher bis zur Sprüchwörtlichkeit allgemein, wie wir aus einer Anſpielung eines andern Zeitgenoſſen ſehen. Boppe klagt ſcherzhaft über ſeine, bey Dichtern von jeher nur allzugewöhnliche Armuth. Sie werde nicht eher aufhören als nach dem wirklich Werden einer Menge natürlicher und ſittlicher Unmöglichkeiten, die er wunderlich zuſammenhäuft. Unter dieſen Unmöglichkeiten iſt denn auch ein Sieg des Kaiſers über den Sultan, weil er nämlich niemahls in das gelobte Land ziehen werde.

Ich weiß wohl, wann mein' Armuth ein Ende haben ſoll,
Wann der Herzog Meinhard vermiethet Kärnthen und Tyrol;
Und der Giege aus Öſterland
Um Ehre giebt die gute Stadt zu Wiene;
Und Herzog Heinrich von Baierland nicht mehr der Milde pfliget;
Und der König Rudolf dem Sultan angeſieget,
Und der Schwarzwald wird verbrannt;
Und das Meer gefullet iſt mit Griene;
Und Würzburg nicht Weines hat;
Und alle Waſſer werden Fiſche-leere; u. ſ. w.

Gloſſen. — Giege, Geck, Narr; Öſterland, Oeſterreich; Baierland, Bayern; Milde, Mildthätigkeit, Freygebigkeit; pfliget, pflegt; einem angeſiegen, den Sieg über ihn davontragen; mit Griene, mit Kies oder Sand; Fiſche-leere, leer von Fiſchen.

Der Schluß des Gedichtes enthält noch einige nicht leicht zu enträthſelnde Anſpielungen; die wir hier weglaſſen, da ſie unſerm Gegenſtande fremd ſind. Die übrigen Zeilen erklären ſich von ſelbſt, nur die dritte und vierte bedürfen einer Erläuterung, die wir aber nur vermuthungsweiſe geben können, und gern zurücknehmen, ſobald man eine befriedigendere findet. Vielleicht iſt unter dem Gecken aus Oeſterreich entweder Herr Neidhart, der ſogenannte Bauernfeind, oder der Pfaff vom Kalenberge gemeint. Es kommt nun darauf an, ob ſich dieß mit der Zeitbeſtimmung vereinbaren läßt: denn freylich wird von dieſen berühmten Schalksnarren berichtet, Herzog Otto der Fröhliche aus Kärnthen, Kaiſer Albrecht des Erſten Sohn, habe großes Behagen an ihren Späßen gefunden. Die Unmöglichkeit iſt nun eine doppelte: der Narr aus Oeſterreich ſoll geben, was er nicht hat, die Stadt Wien, um etwas, wonach er nicht fragt, um Ehre.

Von demſelben Boppo findet ſich ein Lobgedicht auf Kaiſer Rudolf, worin er ihn mit Carl dem Großen, und dieſen wieder mit den Helden, Königen und Propheten des alten Teſtaments vergleicht.

Zahy! was hoher Tugenden hat
　Gott dem König gegeben
　Von Rome, der durch niemand lat,
　Er minne Gott und rechtes Leben,
　Frauen und Weibes Tugend, Zucht, ſteten Muth, Beſcheidenheit.
Seine Fuhre und ſeinen Rath
　Geleich' ich ſchön und eben
　König Karlen ſonder Miſſethat,
　Der nach dem Rechten konnte ſtreben:
　Gott lieb, als David und Joſias, der Schande meid;
Froh als Judas Maccabäus, kühn als Jonathas;
　Keuſche als Samuel, der Gottes Prophete was;
　Geduldig als Hiob,
　Demüthig als Moſes, mild und gut als war Jakob;
　Gerecht gegen Gott als Simeon;
　Streitbar als Jerobeam, ſtark als Samſon,
　Weiſe als Salomon,
　Ein Held als Joſua, dem Gott den Sonnen ſehn hieß und den
　　　　　　　　　　Mon;
　Dieſe Tugenden alle hatte Gott an den König Karlen geleit.

Gloſſen. — Zahy! Ausruf der Verwunderung und Freude, eben ſo wie Ahey und Ahi, welches letzte Bürger erneuert hat. Was hohe Tugenden, wie viel hohe Tugenden; dem König gegeben von Rome, dichteriſche Verſetzung, für: dem König von Rome gegeben; der durch niemand lat, der es um niemands willen unterläßt; ſich durch niemanden abhalten läßt, Gott zu minnen, u. ſ. w. Fuhre, Verfahren, Betragen; geleiche, vergleiche; meid, für mied, die vergangene Zeit von miden, wie jetzt mied von meiden. Was, war; den Sonnen, männlichen Geſchlechts, für: die Sonne; den Mon, den Mond; geleit, gelegt; er hat dieſe Tugenden an ihn gelegt, er hat ihn damit ausgerüſtet.

Dieſes Lob iſt eben ſo nachdrücklich gemeint, aber an dichteriſchem Werthe ſteht es weit hinter dem des Conrad von Würzburg zurück. Beſonders fehlt es an Wohlklang und Schwung der Verſe, woran jedoch zum Theil die veränderte Ausſprache der bibliſchen Nahmen ſchuld iſt. Wiewohl Rudolf nicht genannt wird, geht das Gedicht darum nicht weniger zuverläßig auf ihn. Boppe's Zeitalter erhellet aus den oben angeführten Zeilen, und wenn man auch annimmt, er habe ſchon vor der nun achtzehnjährigen Regierung Rudolfs oder über ſie hinausgedichtet, ſo gab es vor und nach ihm keinen römiſchen König, auf den die Beſchreibung nur einigermaßen paſſen könnte. Vielleicht iſt auch in der letzten Zeile der Nahme Rudolfs ausgefallen, und ſtatt deſſen irrig König Carl wiederhohlt worden; denn im Text ſteht nicht hatte ſondern hat, was nur auf einen noch lebenden Fürſten paßt. Daß ſich neben dem fabelhaften Ruhm Carls des Großen, welchen die Ritterromane verbreiteten, das hiſtoriſche Andenken ſeiner Eigenſchaften ſo lebhaft erhalten hatte, verdient bemerkt zu werden. Friedrich von Sonnenburg rühmt ebenfalls die große Liebe des Pabſtes zu ihm. Man war im Mittelalter nicht ſo ununterrichtet über das wahrhaft Wichtige aus der Vorzeit, als Manche ſich eingebildet haben.

Conrad von Würzburg und Boppo's Begeiſterung für Rudolfen beweiſt, wie ſehr die Mitlebenden von der Größe des Mannes durchdrungen waren. Das Lob der Sänger war allerdings nicht immer unbeſtochen, aber von König Rudolf wiſſen wir ausdrücklich, daß er nichts weniger als freygebig gegen ſie war. Zwey ſcherzhafte Gedichte von Meiſter Stolle und dem Unverzagten klagen hierüber mit der beſten Laune, und es wird nicht unangenehm ſeyn, nach jenen ernſten Lobpreiſungen auch dieſe Stimmen zu vernehmen. Das von dem erſtgenannten Meiſterſänger lautet ſo:

Der König von Rome giebt auch nicht, und hat doch Königs Gut.
Er giebt auch nicht; er iſt wehrlich alſo ein Löwe gemuth;
Er giebt auch nicht; er iſt keuſche gar;
Er giebt auch nicht; und iſt doch Wandels eine;
Er giebt auch nicht; er minn 't Gott und ehret reine Weib;
Er giebt auch nicht; es gewann niemand ſo vollenkommenen Leib;
Er giebt auch nicht; er iſt Schanden bar;
Er giebt auch nicht; er iſt weiſ' und reine.
Er giebt auch nicht; er richtet wohl.
Er giebt auch nicht; er minnet Treu' und Ehre;
Er giebt auch nicht; er iſt Tugenden voll;
Er giebt auch leider niemand nicht: was ſoll der Rede mehre?
Er giebt auch nicht; er iſt ein Held, mit Züchten viel gemeit;
Er giebt auch nicht, der König Rudolf, was jemand von ihm ſinget oder ſait.

Gloſſen. — Wehrlich, wehrhaft, tapfer; alſo, als; gemuth, gemuthet, geſinnt, wie noch in wohlgemuth. Wandels eine, ohne allen Wandel, fehlerlos, untadelich. Weib, die Mehrzahl ohne Biegung. Vollenkommenen, vollkommenen; Leib, Perſon, der ganze körperliche und geiſtige Menſch; bar, bloß, noch in einigen Zuſammenſetzungen üblich, z. B. barfuß, Schanden bar aller Schande ledig; mehre, mehr; Züchten, Anſtand, edle Sitte; viel gemeit, rüſtig, fröhlich, voll freudiger Zuverſicht: es entſpricht ungefähr dem Italieniſchen gagliardo, von gajo. Salt, ſagt. Singen und ſagen waren die Kunſtwörter für die zum Geſange eingerichteten, oder bloß zum Vorleſen beſtimmten Gedichte. Was jemand ſinget, was auch jemand ſingen mag.

Aus der letzten Zeile ſieht man, daß Meiſter Stolle durch einige wahrſcheinlich verloren gegangene Lobgedichte dem Kaiſer Geſchenke abzulocken verſucht hatte. Zierlicher kann in der That ein Dichter, der nicht bloß um Beyfall, ſondern um bündigere Beweiſe der Gunſt wirbt, für ſeine fehlgeſchlagenen Hoffnungen ſich nicht rächen. Er würde unſern Uuwillen erregen, wenn er den Ruhm des erhabenen Fürſten verkleinern wollte; allein er hütet ſich wohl, die Ehrerbietung zu verletzen; nach ihm beſitzt Rudolf alle Tugenden, nur die der Freygebigkeit nicht. Der einzige Scherz, den er ſich erlaubt, iſt die unabläßige Wiederhohlung ſeiner wehklagenden Litaney (noch luſtiger in der veralteten flüchtigen Ausſprache: Er ne-git auch nicht) zwiſchen dem Verzeichniß jener Tugenden. Seine Stoßſeufzer brechen zuletzt in eine wahre Verzweiflung aus, und damit nimmt das Gedicht ein Ende. Kaiſer Rudolf hatte freylich dringendere Sorgen im Kopf als die, lebende

Sänger, dieſes herumziehende Volk, aufzumuntern und zu belohnen, und ſeine ganze Lage machte ihm Sparſamkeit zum Geſetz. Das: »er giebt auch nicht,« muß wohl zum Sprüchworte geworden ſeyn: es findet ſich gerade ſo bey dem Schulmeiſter von Eßlingen *).

Das andere Gedicht von dem Unverzagten iſt weniger vorzüglich, es ſcheint unverkennbar eine Nachahmung des obigen von Meiſter Stolle zu ſeyn.

Der König Rudolf minnet Gott und iſt an Treuen ſtete;
   Der König Rudolf hat ſich mancher Schanden gar verſaget.
Der König Rudolf richtet wohl, und haſſet falſche Räthe
   Der König Rudolf iſt ein Held an Tugenden unverzaget.
Der König Rudolf läßt ſich dicken in hohen Ehren ſchauen;
   Der König Rudolf ehret Gott und alle werthen Frauen.
   Ich gönn' ihm wohl, daß ihm nach ſeiner Milde Heil geſchicht;
   Der Meiſter Singen, Geigen, Sagen,
   Das hört er gern; und giebt ihn'n darum nicht.

Gloſſen. — Stete, beſtändig, ſtandhaft; er hat ſich mancher Schande gar verſaget, ſich denen gänzlich abgethan; Räthe, Rathſchläge; dicke, oft, häufig, im Holländiſchen noch dikwyls; geſchicht; geſchieht.

Man ſieht, der Dichter hat durch häufige Wiederhohlung des Nahmens eine ähnliche Wirkung bezweckt wie oben Meiſter Stolle. Sein Gedicht enthält einen Zug, der in dem vorhergehenden nicht vorkommt, und bemerkt zu werden verdient. Man hat wohl geglaubt, Rudolf habe nach ſeiner ſtrengen Gemüthsart an der Poeſie und Muſik gar kein Wohlgefallen gefunden. Hier wird das Gegentheil verſichert, und zwar von einem unverwerflichen Zeugen. »Er hörte gern,« wiewohl er ſich nicht verbunden hielt, die zudringlichen und unverhältnißmäßigen Foderungen der Sänger zu befriedigen. Daß in beyden Gedichten ſeine Achtung vor den Frauen beſonders gerühmt wird, auch Boppo hat dieß nicht vergeſſen, iſt ein bedeutender Zug für die damahligen Zeiten.

---

*) Bodm. Minneſ. II. S. 93. Str. V.

Was die dichteriſche Form betrifft, ſo ſind die hier mitgetheilten Gedichte nicht etwa Bruchſtucke, ſondern vollſtändige, und zwar zum Geſange beſtimmte Lieder, wiewohl ſie, vielleicht mit Ausnahme deſſen von Meiſter Friedrich, in einer einzigen Strophe beſtehn. Da der Jenaiſche Codex durchgängig mit Muſiknoten verſehen iſt, ſo iſt die Melodie, (nach der damaligen Kunſtſprache, die wir wieder einführen ſollten: der Ton) zu allen ohne Zweifel noch vorhanden, bis auf die Lieder von Conrad von Würzburg und Boppo, die in der Pariſiſchen Handſchrift ſteht. Die Dichter in der letzten Halfte des dreyzehnten Jahrhunderts hatten größtentheils die einfachen Weiſen der früheren Minneſänger mit einem künſtlichen Bau langer Strophen vertauſcht. Hiebey machten ſie ſich es dann häufig zum Geſetz, zu großem Vortheil einer gediegenen Kürze, ihren Gegenſtand in einer einzigen Strophe zu erſchöpfen. Bey uns iſt das Sonett eine ſolche Strophe, zu deren Begriffe es gehört, daß ſie nicht wiederholt werden darf, um ein Gedicht zu Ende zu bringen. Ein ähnlicher Gebrauch mancher von jenen alten einheimiſchen Formen dürfte ſich aber gar ſehr zur Nachahmung empfehlen. Die

Dichter bedienten ſich zwar häufig der einmahl erfundenen Strophe und Weiſe, die ſie als ihr Eigenthum betrachteten, und dieſe Gedichte ſtehen in den Handſchriften gewöhnlich beyſammen, ſie gehören aber darum nicht zu einander.

Der Bau dieſer Strophen ſcheint auf dem erſten Anblicke labyrinthiſch, wie es einem auch mit den Canzonen des Petrarca geht, bis man ihre Zuſammenſetzung ergründet hat. Um zu einer leichteren Ueberſicht zu gelangen, merke man ſich nur den Grundſatz, der in den meiſten durchgeführt iſt, wie Herr J. Grimm in ſeiner Schrift über den altdeutſchen Meiſtergeſang neuerdings ausführlich gezeigt hat. Die Strophe, oder deutſch: das Geſätz, beſteht aus drey Gliedern, die wir durch herausgerückte Zeilen angedeutet haben. Die beyden erſten, von den ſpätern Meiſterſängern Stollen genannt, wiederholen einander im Versmaß und der Reimſtellung; die in dem erſten Stollen einzeln gebliebenen Reime finden in dem zweyten an der gleichen Stelle ihre Bindung. Das dritte Glied des Geſätzes heißt der Abgeſang, iſt bald kürzer, bald länger, und von den Stollen verſchieden. Doch wird nicht ſelten nach einigen anders geordneten und gemeſſenen Zeilen der ganze Stolle wieder in den Abgeſang aufgenommen, wobey denn wahrſcheinlich auch die Muſik am Schluſſe in ihren Anfang zurückkehrte. Von dieſer künſtlichen und zugleich vereinfachenden Weiſe können unſere Leſer an den obigen Liedern von Rumeland und Conrad von Würzburg Beyſpiele ſehen.

Es ließ ſich leicht darthun, daß die ſchönen Canzonen-Sylbenmaße des Petrarca durchgängig nach eben dieſem muſikaliſchen Geſetze gebaut ſind, nur mit mehr Beſchränkung und weniger Mannichfaltigkeit. Das Sonett iſt eben ſo zu faſſen.

Die Verſchlingung von drey, vier, ja noch mehr verſchiedenen Reimen, die langen Zwiſchenräume, ehe der entſprechende Reim erfolgt, (ebenfalls in der italieniſchen Poeſie üblich, und am meiſten in der älteſten) beweiſen das feine Gehör der altdeutſchen Dichter und ihrer Zuhörer. Mit Recht hat daher die neuere Dichterſchule ſich wieder in den Beſitz dieſer Vorrechte unſerer Sprache geſetzt, welche nur durch die franzöſiſchen Regeln daraus verdrängt waren. Auch auf den Unterſchied der männlichen und weiblichen Reime achten die vorzüglicheren Minneſinger, zwar keineswegs ſo, daß dieſe immer mit einander abwechſeln müßten, aber ſie kehren an beſtimmten Stellen der Strophen wieder.

Die langen Verſe wollen dem Ohr der meiſten Leſer nicht zuſagen. Man müßte hören wie ſie ſich in der Muſik ausgenommen haben; beym Vorleſen würde ich ſchon unternehmen, ohne Anſtoß damit zurecht zu kommen. Es iſt wahr, die Minneſinger gehen ſowohl in der Kürze als in der Länge der Verſe über das heut zu Tage gebräuchliche Maß hinaus. Daraus folgt aber nicht, daß ſie auch über die weſentlichen Geſetze des Wohlklanges hinaus gegangen ſeyen: Die langen Verſe haben oft einen Abſchnitt, der ſie zugleich nach dem Sinn und dem Rhythmus theilt; alsdann kann man ſie als zwey Verſe betrachten, wovon der erſte reimlos geblieben; dergleichen reimloſe Zeilen waren erlaubt, und hießen nach der Kunſtſprache der Meiſterſänger Waiſen. Von ſolchen Verſen, die durchaus als untheilbar angeſehen werden müßen, giebt es ſchwerlich längere als die längſten Sylbenmaße der Griechen, die trochäiſchen, die jambiſchen, und beſonders die anapäſtiſchen Tetrameter, in denen auch nicht immer der Abſchnitt beobachtet iſt. In Tiecks Sammlung von Minneliedern kommen zwar Verſe vor, an denen gar kein Ende abzuſehen iſt; aber der Herausgeber hat irriger Weiſe als Einen Vers geſchrieben, was unläugbar zwey oder mehrere ausmacht.

Am Rhythmus und der genauen Meſſung der Verſe haben die Abſchreiber vieles verdorben, aus deren regelloſen Schreibung ſich nicht einmahl mit Gewißheit abnehmen läßt, für wie viel Sylben ein Wort gelten ſoll. Manchen ſolchen Störungen läßt ſich abhelfen; aber den alten Sängern ſtanden bey der glücklichen Biegſamkeit ihrer Sprache, Verkürzungen und Dehnungen der Wörter, und Verſchleifungen der Sylben in einander zu Gebote, die man nicht ſchriftlich ausdrücken dürfte, ohne Befremdung und Dunkelheit zu verurſachen.

Auch in den Sylbenmaßen haben wir von den Liedern unſerer Minneſinger noch viel zu lernen. Wie dürftig müßte unſere heutige Verskunſt neben der ihrigen erſcheinen, wenn man alles abrechnete, was nicht neu erfunden, ſondern geradezu von andern Sprachen entlehnt iſt, z. B. die griechiſchen Sylbenmaße, die italieniſchen, u. ſ. w. Die alten Deutſchen waren ein ſehr kunſtreiches Volk, ſie bildeten mit ſtillem, ſinnigem Fleiße aus wahrer Liebe zur Sache, und nicht aus zerſtreuenden Antrieben der Eitelkeit. Daher in allen ihren Hervorbringungen dieſe unerſchöpfliche Mannichfaltigkeit, dieſe Fülle von ſorgfältig gearbeiteten Zierrathen an ihren Gebäuden, ihrem Schnitzwerke, ihren Stickereyen, ihren gemahlten Buchſtaben, und auch an ihren Liederſtrophen; Zierrathen, die wir nicht ſchätzen, weil es uns an innerer Ruhe zur Betrachtung fehlt, oder weil wir ihre Bedeutung nicht mehr verſtehen. Man ſehe nur die zahlloſen Werke der gothiſchen Baukunſt! Ueberall derſelbe Geiſt, und nirgends eine ſich wiederhohlende Gleichheit, weder im Entwurf des Ganzen, noch in der Ausführung der einzelnen Theile bis ins kleinſte hinein. Sie waren gründlich im Erfinden, wir ſind oberflächlich im Nachahmen.

Wenn es gelungen iſt, dieſe Proben altdeutſcher Dichtkunſt unſeren Leſern vernehmlich und erfreulich zu machen, ſo ſollen von Zeit zu Zeit andere, geſchichtlichen, ſittlichen oder geiſtlichen Inhalts nachfolgen. Wir haben lieber einige entbehrliche Erklärungen in der Kürze beyfügen, als nothwendige weglaſſen wollen. Bodmer ſagt in der Vorrede zum zweyten Theil der Maneſſiſchen Sammlung: »Wer nicht mit der nöthigen Geduld leſen »wird, oder dem es an genugſamer Uebung in der »Sprache und der Denkart der Minneſinger mangelt, »werden oft dem erſten Abſchreiber Verſehen anſchul-

»digen, wenn ſie ſelbſt Schuld haben, indem ſie ſchöne »und poetiſche Stellen für ungeſchickt und unergründlich »halten. — — Gewiß, je tiefere Einſichten einer in »den Genius der alten Sprache, ferner in das Gemüthe »dieſer Dichter, in ihre Art zu denken, und die Sachen »in einem gewiſſen Geſichtspunkt, der ihnen eigen war, »zu faſſen, haben wird, deſto mehr Deutlichkeit und »Beſtimmung wird er in ihrer Schreibart entdecken, »und ſo viel mehr wird der maneſſiſche Librarius mit »den Herausgebern vor übereilten Beſchuldigungen verwahrt bleiben.« Dieſe in der That etwas übermüthige Erklärung erſcheint in einem deſto nachtheiligeren Lichte, ſeitdem durch neuere Vergleichungen der Handſchrift unwiderſprechlich bewieſen iſt, daß Bodmer die Minneſinger weder zum beſten verſtanden, noch zum genaueſten abgeſchrieben hat. Es heiſt ungefähr: »Wir, Bodmer und Breitinger, verſtehen die Minneſinger »vollkommen; die Andern mögen ſich nun eben ſo viel »Mühe geben, um ſie auch zu verſtehen.« Die Gelehrten ſind eben dazu da, gebildeten Freunden ihres Faches, die doch keinen erſchöpfenden Fleiß darauf wenden können, die Sache ſo leicht als möglich zu machen. Wir rühmen uns nicht die altdeutſchen Denkmahle ſchon überall zu verſtehen; ſelbſt da nicht, wo keine falſchen Leſearten zu vermuthen ſind: ſo weit aber unſere Einſicht reicht, wollen wir ſie gerne mittheilen.

Ueber den Glauben.

Brief des Wandsbecker Bothen an Andres.

Der Menſch kann glauben; aber er kann nicht glauben, was er will. Sein Glauben hängt an Urſachen, die von ſeinem Wiſſen und Wollen verſchieden, und nicht allerdings in ſeiner Gewalt ſind. Man kann, wie das Cananäiſche Weib, wenig wiſſen, und großen Glauben haben, und wie die Phariſäer, viel wiſſen, und doch nicht glauben, u. ſ. w.

Davon ſchrieb ich dir vor einiger Zeit einen Brief *), und ſchloß ihn ſo: »Darum ſehe ich die Geſchichten, wo vom Glauben die Rede iſt, fleißig an, und merke auf den Sinn ſolcher Laute, um daraus zu lernen: nicht was ich noch wiſſen muß um glauben zu können, ſondern was ich noch vergeſſen, mir aus dem Sinn ſchlagen und von mir abthun muß, damit der Glaube recht an mich haften könne« — und nun willſt du daß ich dir auch ſchreibe, wie ich die Geſchichten angeſehen, und was ich an dem Sinn ſolcher Laute gemerkt habe.

Lieber Andres, du haſt gewiß ſchon ſelbſt angeſehen und gemerkt; und auf deiner Einfalt ruhet ein Segen, der andern Orts fehlt. Indeß wir ſchlagen uns einander nichts ab; und ſo will ich an ein paar Geſchichten Probe geben.

---

*) Wandsbecker Bothe. 4 Thl. S. 158. folg.

Zuerſt von dem Hauptmann zu Capernaum, der eigentlich ein Heide war, und ſolchen Glauben hatte, als in Iſrael nicht gefunden worden *).

Dieſer Hauptmann lag nun zwar in einer Gegend in Quartier, wo unſer Herr Chriſtus ſeine meiſten Wunder gethan hat; aber die Anhänger und Erzähler und Ausbreiter dieſer Wunder waren aus dem geringen Volk. — »Glaubt auch irgend ein Oberſter und Phariſäer an ihn? Sondern das Volk, das nichts vom Geſetz weiß, iſt verflucht **),« — daraus denn abzunehmen iſt, was die Honoratiores von Chriſtus und von denen, die ihm nachliefen, dachten, oder wenigſtens ihrer Ehre gemäß hielten zu denken.

Und er, der Hauptmann, war Officier in einer Armee, welche alle groſsen Reiche in Afrika, Europa und Aſien überwältigt, und was ſich widerſetzte und nicht beugen wollte, niedergemacht und zuſammen gehauen hatte.

Nun kann dieß freylich von verſchiedenen Seiten angeſehen werden; aber man weiß, von welcher Seite es der Menſch anſieht, und daß er ſich des überheben konnte, bey und unter einem Volk, das ſein Anſehen in der Welt verloren hatte, und mit ſeiner alten väterlichen Sitte und Religion den aufgeklärten und hochfahrenden Römern, vom Landpfleger an bis zu dem geringſten Commis, zum Geſpött und Gelächter diente.

Es war denn gar nicht in dem Charakter eines

---

*) Matth. 8. 10. **) Joh. 7. 48. 49.

ſolchen Römers, bey einem Juden, dem Wundermann des geringen Volkes, Hülfe und Rath zu ſuchen. Wenn ſeine Feldärzte keinen Rath wußten, ſo war kein Rath in der Welt; und der arme gichtbrüchige Knecht konnte verzagen und ſterben. Er taugte ſo im Felde nicht mehr.

Wäre nun der Hauptmann zu Capernaum ein ſo Geſinneter geweſen; ſo hätte er nicht geglaubt, und nicht glauben können.

Wie lauten denn bey ihm die Worte? — »ich bin ein Menſch; dazu der Obrigkeit unterthan*).« — Er verachtete den Ueberwundenen nicht; er »hatte das Volk der Juden lieb**),« hatte ihnen ſogar, nach dem Lucas ihre Schule erbauet. Und als ſein Knecht zu Hauſe lag, und gichtbrüchig war, und große Qual hatte; konnte er ihn ohne Hülfe nicht laſſen, und ſchämte ſich nicht, ſie, wo ſie war, zu ſuchen, ging ſelbſt zu dem Jüdiſchen Wunderthäter in den Flecken vor allen Leuten, erkannte ihn an, und bath ihn um Hülfe***) — und bekümmerte ſich nicht darum, was die Honoratiores und die andern Officiers dazu ſagen oder denken würden.

»Herr! mein Knecht lieget zu Hauſe und iſt gichtbrüchig, und hat große Qual****).«

Vermuthlich dachte er, Chriſtus würde, wie mehrmahls geſchehen war, durch ein Allmachtswort auf der Stelle helfen, und ihm ſagen: Gehe hin, dein

---

*) Matth. 8. 9. **) Luc. 7. 5. ***) Matth. 8. 5. ****) V. 6.

Knecht lebet.« Und das war Alles, was er dem Wunderthäter zumuthen, und von ihm annehmen konnte. Als aber Chriſtus zu ihm ſprach: »ich will kommen, und ihn geſund machen*),« das konnte er nicht annehmen, das war zu viel für einen Mann wie er: »Herr, ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach geheſt, ſondern ſprich nur ein Wort, ſo wird mein Knecht geſund**).«

Man ſieht hier keine Spur, daß dieſer Hauptmann ſondre Kenntniß und Wiſſen gehabt hätte, mehr als andere; aber er hatte nicht, was andern im Wege iſt.

Stolz, Eigendünkel, Selbſtſucht ſind dem Glauben zuwider, und hindern den beſſern Einfluß; denn wer ſich ſelbſt erhöhet der wird erniedriget, wer aber ſich ſelbſt erniedriget, der wird erhöhet werden***).

Und das beſtätigt denn auch die Geſchichte des Cananäiſchen Weibes.

Ihre Tochter war vom Teufel übel geplagt; und als unſer Herr Chriſtus in der Gegend Tyri und Sidon kam, ging ſie aus derſelbigen Gränze; und ſchrie ihm nach, und ſprach: »Ach Herr, du Sohn David, erbarme dich mein!«****) und hörte nicht auf, hinter ihm her zu ſchreyen*****).

—»Und er antwortete ihr kein Wort.«

Schon das hätte ihr hart ſcheinen können. Sie hatte von Chriſtus gehört, daß er helfen könne, und

---

*) V. 7. **) V. 8. ***) Matth. 23, 12. ****) Matth. 15, 22. *****) V. 23.

oft geholfen hatte; ſie war ihm voll Hoffnung und Vertrauen über die Gränze nachgegangen, und hatte ihn herzlich gebeten. Und was ſie bat, war nichts Unbilliges.

Manche Mutter wäre hier vielleicht irre und kalt geworden; aber das Cananäiſche Weib wird nicht irre und kalt. Sie bleibt feſt und unbewegt in ihrem Glauben: er kann helfen und er wird helfen.

Bisher hatte ſie ihm nur von Ferne nachgeſchrien; nun kam ſie, und fiel vor ihm nieder, und ſprach: »Herr, hilf mir*)!«

— Herr hilf mir! — Man kann dieſen Schrey eines zerriſſenen Mutterherzens nicht ungerührt und ohne Theilnahme hören, und erwartet darauf aus dem holdſeligen Munde Chriſti ein gütiges und erfreuliches Wort für ſie.

Aber er antwortete und ſprach: »es iſt nicht fein, daß man den Kindern das Brod nehme und werfe es für die Hunde**).«

Wer je in Noth und Verlegenheit war, und in der Angſt an Jemand, zu dem er Vertrauen hatte, eine Bitte wagte, und abſchlägige Antwort erhielt; der weiß wie eine ſolche Antwort thut, wenn ſie auch mit Glimpf und guter Wendung gegeben wird.

Wenn man aber bey der Gelegenheit noch Unangenehmes und Hartes hören muß, das ſchmerzt und verwundet tief, und hört ſich nicht gelaſſen an. Hält

---

*) Matth. 15, 25. **) V. 26.

man auch äußerlich die Empfindlichkeit zurück; ſo fühlt man ſich doch in ſich unwillig, niedergeſchlagen und beleidigt. Auch der gutgeſinnte Menſch kann nicht anders. Die Natur nimmt übel.

Bey dem Cananäiſchen Weibe nichts von alle dem. Ihr Herz iſt gediegen und fix, und die flüchtige Natur und Empfindlichkeit iſt abe.

Sie hört den Mann Gottes, den ſie ſo herzlich gebeten hatte, die harten Worte ausſprechen, und wird nicht beleidigt. Sie hatte geglaubt, daß ein ſolcher Mann für alle Menſchen ſey, und daß alle, die in Noth ſind und Hülfe brauchen, gleiches Recht an und zu ihm hätten. Nun dieß aber nicht iſt, nun ſie hört, daß die Juden die Kinder ſind und ihnen das Brod gebührt; tritt ſie gleich zurück. Sie kann denn kein Brod verlangen, verlangt auch kein Brod.

»Aber doch aßen die Hündlein von den Broſamen, die von ihrer Herren Tiſche fallen. — *).«

Da antwortete Jeſus und ſprach: **) »O Weib, dein Glaube iſt groß; dir geſchehe wie du willſt.«

Und Andres, es geſchieht einem Jedweden, wie er will, wenn er ſo geſinnt iſt, und wenn er ſo glaubt.

»Wer zweifelt, ſagt Jacobus, der iſt gleich wie »die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird. Solcher Menſch denke nicht, daß er etwas »von dem Herrn empfangen werde ***).«

Ein ſolcher war Petrus. Der vertraute gleich den

---

*) Matth. 15, 27. **) V. 28. ***) Jacob. 1, 6.

Worten Chriſti, und glaubte, und ging auf dem Waſſer, daß er zu Jeſu käme *).« Als er aber den ſtarken Wind ſahe, erſchrack er, und hub an zu ſinken. Jeſus aber ergriff ihn, und ſprach zu ihm: »O du Kleingläubiger, warum zweifelſt du? **)« —

Du wunderſt dich, Andres, daß ſolche Erfahrungen ſo ſelten ſind, und daß ſo wenig Glauben in der Welt iſt! — Aber du beſinneſt dich nicht, ſonſt würdeſt du dich nicht wundern.

Chriſtus ſagte, was nicht oft genug wiederhohlt werden kann, zu den Phariſäern: »Wie könnet ihr »glauben, die ihr Ehre von einander nehmet, und »die Ehre, die vor Gott allein iſt, ſuchet ihr nicht ***).«

Wenn man das bedenkt, und dann aufrichtig in ſeinen Buſen greift, und um ſich her das Weſen und Treiben unter Gelehrten und Ungelehrten anſieht; wenn man bedenkt, wie nach dem Beyſpiel des Hauptmannes zu Capernaum und des Cananäiſchen Weibes, der Menſch geſinnt ſeyn muß, um glauben zu können; ſo wundert man ſich nicht mehr. Alle die nicht ſo geſinnt ſind, können nicht glauben; und wenn einer auch ſo geſinnet iſt, wenn er weiß, was zum Glauben gehört, und Anlaß hat zu glauben; ſo kann es ihm doch noch am Glauben mangeln. Wie hätten ſonſt die Jünger, die immer um Chriſtus waren, zu ihm geſagt: »Herr ſtärke uns den Glauben ****).«

---

*) Matth. 14. 29. **) V. 31. ***) Joh. 5. 44. ****) Luc. 17. 5.

Solche Erfahrungen ſind alſo natürlich ſelten. Und dann kann auch hin und wieder etwas der Art geſchehen, ohne daß wir davon wiſſen; denn der Glaube iſt nicht laut. Er ſpricht bey ſich ſelbſt: »Möchte ich nur ſein Kleid anrühren« und »tritt von hinten zu ihm *).« Und wenn er geſund worden iſt; ſo iſt ihm das heilig, und er mag es ſich ſelbſt kaum geſtehen. Doch du weißt das alles beſſer als ich.

Was du von den erſten Chriſten, »die von dem Kaiſer Nero um ihres Bekenntniſſes willen gemartert und getödtet wurden« und von uns, wenn wir in jenen Zeiten gelebt hätten u. ſ. w. am Ende deines Briefes ſchreibſt, hat mich recht gerührt. Ich lobe deine Ergebung und deinen Widerwillen gegen alle Selbſtgewalt, wenn ſie auch in deiner Macht wäre; aber deinen Kleinmuth und deine Zaghaftigkeit kann ich dir nicht zugeben. Freylich die Probe iſt hart, und man muß nicht in jenen Zeiten gelebt haben wollen.

Aber, wenn wir damahls gelebt hätten; du hätteſt dein Leben nicht theuer geachtet, und wäreſt nicht gelaufen, das weiß ich.

Wer über dieſe Welt hinausſieht und ſich der andern bewußt iſt, der widerſtrebt nicht dem Uebel; aber er fürchtet ſich nicht und erſchrickt nicht. . . Können ſie doch nur den Leib tödten, und mögen die Seele nicht tödten! Und was iſt denn der Leib und das Leben, wenn von Chriſtus die Rede iſt.

---

*) Matth. 9, 20, 21.

Nein, Andres, du wäreſt nicht gelaufen. Du hätteſt für den Nero gebetet, und deinen Kopf hingehalten.

Und wenn der, Chriſto zu Ehren gefallen wäre; ſo weiß ich Jemand, der den Nero auch Gott empfohlen, und ihm geſagt hätte: »Haſt du denn nur Einen Segen, Tyrann, ſegne mich doch auch.«

Adde lieber Andres, und ſchreib bald wieder.

Dein ꝛc.

Asmus.

Oſterlied.

Melodie: Lobt Gott ihr Chriſten allzugleich! ꝛc.

Das Grab iſt leer, das Grab iſt leer!
Erſtanden iſt der Held!
Das Leben iſt des Todes Herr,
Gerettet iſt die Welt!
Gerettet iſt die Welt!

Die Schriftgelehrten hattens Müh'
Und wollten Weiſe ſeyn;
Sie hüteten das Grab, und ſie
Verſiegelten den Stein,
Verſiegelten den Stein.

Doch ihre Weisheit, ihre Liſt
Zu Spott und Schande ward;
Denn Gottes Weisheit höher iſt,
Und einer andern Art,
Und einer andern Art.

Sie kannten nicht den Weg, den Gott
In ſeinen Werken geht;
Und daß nach *Marter* und nach *Todt*
Das *Leben* auferſteht,
Das *Leben* auferſteht.

Gott gab der Welt, wie *Moſes* lehrt,
Im Paradies ſein *Wort*;
Und ſeitdem ging es ungeſtört
Im Stillen heimlich fort,
Im Stillen heimlich fort.

Bis daß die Zeit erfüllet war;
Die Himmel fey'rten ſchon —
Da kams zu Tage, da gebar
Die Jungfrau ihren Sohn,
Die Jungfrau ihren Sohn.

Den Seligmacher! Hoch und hehr,
Und Gottes Weſens voll
Ging er in Knechtsgeſtalt einher,
That Wunder, und that Wohl,
That Wunder, und that Wohl.

Und ward verachtet und verkannt,
Gemartert und verklagt;
Und ſtarb am Kreutz durch Menſchenhand,
Wie er vorher geſagt,
Wie er vorher geſagt.

Und ward begraben, und beweint
Als ſey er todt. Allein
Er lebt, nun Gott und Menſch vereint,
Und alle Macht iſt ſein,
Und alle Macht iſt ſein.

Halleluja! Das Grab iſt leer!
Gerettet iſt die Welt!
Das Leben iſt des Todes Herr!
Erſtanden iſt der Held,
Erſtanden iſt der Held!

Matthias Claudius.

Kunſtnachrichten
aus Rom.

An den Herausgeber.

— — — Sie werden von Zeit zu Zeit Nachrichten von mir erhalten, von dem was in den verſchiedenen Fächern der bildenden Künſte in Rom Bedeutendes ans Licht tritt. Mein Plan hiebey iſt: Sie bey neuen Producten zuerſt mit der Idee des Künſtlers, wenn bey der Ausſetzung ſeines Werkes er einige mitgetheilet, bekannt zu machen, und dann nachzuſehen, in wie weit bey ſeinem Wirken er ſolcher mit Hinſicht auf die Forderungen der Kunſt ſchicklich gefolgt iſt. Ich werde mich befleißigen bey der Anzeige das Eigenthümliche, glücklich Erreichte heraus zu heben und zu beleuchten, und da nur bey dem Verfehlten — doch immer mit gehöriger Rückſicht und Schonung für den Künſtler — verweilen, wo ſolches Anlaß zu nützlichen Unterſuchungen darreicht. Die einzige Weiſe zu kritiſiren, die dem erleuchteten Kenner und dem gebildeten Künſtler wohlanſtändig iſt, deren Ziel ſeyn ſoll, nicht ſowohl durch herbe Urtheile abzuſchrecken, als vielmehr bey ihren Warnungen dem Künſtler (beſonders dem unerfahrnen) den richtigern Pfad zu ſeiner Vervollkommnung aufzuſchließen und zugleich ihm Zutrauen und Muth einzuflößen, ſolchen zu verfolgen. Wer das zu leiſten nicht geeignet iſt wird vernünftiger thun, in der

Stille an eigner Ausbildung zu arbeiten, als andere, gälligere, ungeſchickt und muthwillig in ihrer Laufbahn zu hindern. Kein Anſchein von Rangordnung kann bey Anzeigen dieſer Art ſtatt finden; derjenige, welcher früher genannt wird, behauptet darum keinen Vorzug vor dem, welcher in der Reihe ſpäter folgt, weil das Kunſtprodukt hier, nicht ſowohl als Reſultat von dem Vermögen ſeines Urhebers, ſondern nur als Document eigner Kraft, und der Wirkung die es in der Zeit hervorgebracht, gelten ſoll. So wie in einer Gallerie ſich Kunſtwerke ohne Rückſicht auf Ordnung neben einander zeigen, und jedes die Beſtätigung ſeines Gehaltes bey ſich trägt, mögen frey und ſelbſtſtändig die Erſcheinungen hier mit ihren Entwicklungen auf einander folgen, und letztere werden ihre Abſicht genugſam erreicht haben, wenn ſie den Künſtler auf manches aufmerkſam zu machen, und dem gebildeten Kunſtfreunde Genüge zu leiſten geeignet ſind. Bey den Entdeckungen antiker Kunſtwerke, werde ich eine Maxime, die ich während meines Hierſeyns ſo manchem Alterthumsforſcher ſchon ins Ohr geraunt, in Uebung ſetzen; nämlich, erſt die Natur derſelben genau zu beherzigen, und nach deſſen Charakter dann die Vermuthungen für ſeine Bedeutung weiter zu verfolgen; weil jedes Kunſt-Individuum als ein organiſches Erzeugniß ſoll beachtet werden, wobey die äußere Form, wie der Leib für die Seele, zur nothwendigen Hülle der Idee dient, nach welcher allein ſich doch nur die Abſicht ſeines Daſeyns vernünftig beſtimmen läßt. Nur bey dieſem Reſpekt für phyſiognomiſchen und pathognomiſchen Ausdruck kann das Unnatürliche, welches zu oft nur bey den Hypotheſen der Alterthumsforſcher Statt findet, vermieden werden *).

---

*) Auffallend muß es für jeden einſichtsvollen Kenner und Künſtler ſeyn, daß bey den Enumerationen von denen dem Antinous angehörigen Monumenten, man immer noch zwey Statuen mitzählet, die nach den ſtärkſten phyſiognomiſchen und pathognomiſchen Beweiſen in dieſer Reihe keinen Platz behaupten. Die eine iſt der bekannte ſogenannte capitoliniſche Antinous, die andere der vom Belvedere. Begreiflich iſt es, daß beyde von unverſtändigen Antiquaren, vielleicht durch Veranlaſſungen bey ihrer Entdeckung hiezu verleitet, dieſen Nahmen erhielten, aber unbegreiflich iſt es, wie dieſe grobe Verwechslung bis jetzt dauern, und ſich in Anſehen erhalten durfte, da geſunde Kritik und Bildung des Kunſtſinnes allgemein nun in Anſprache gehen. Man betrachte nur mit Aufmerkſamkeit den Charakter des Antinous, wie er in unbezweifelten Monumenten erſcheint, und vergleiche ihn ohne Vorurtheil mit den beyden oben benannten Figuren, und man muß ſogleich nach dem bloſſen Anblicke ſchon den merklichen Unterſchied in der Bildung ſowohl bey dem Körperbau als auch in den Formen des Geſichtes wahrenehmen. Antinous zeigt ſich als ein Jüngling von ſtarker, ſtämmiger Geſtalt; ſeine Natur neigt ſich nach den Fleiſchtheilen zu dem Weiblichen, ungefähr wie die Figur eines Verſchnittenen, der aber in ſpätern Jahren erſt, wo der Knochenbau ſeine völlige Ausdehnung bereits erhalten hatte, die Verſtümmelung erlitt. Obgleich daher Schulter und Bruſt breit und männlich erſcheinen, ſo läßt ſich jene doch an andern Gliedern, beſonders an Schenkeln, Knieen und Beinen wahrenehmen. Der Hals iſt kurz; nichts aber charakteriſtiſcher als der Kopf. Die Haare ſind um das Geſicht in vollen Locken, die am Ende erſt ſich leicht ringeln, wie Hyacinthen-Glocken abgetheilt. Die Naſe läuft beynahe gerade aus der Stirn herab, der Knochen daran iſt kantig, die Stirn iſt klein, der Augenknochen ſcharf, und die Augenlieder düſter geſenkt; der Mund iſt wohl abgetheilt, die Lippen üppig geſchwollen, das Kinn breit. Dieſe körperlichen und phyſiognomiſchen Verhältniſſe finden, bey allen Figuren dieſes Jüng-

Mir bleibt nichts übrig als Ihnen ſogleich einige Proben mitzutheilen wie ich die mir auferlegten Pflichten erfülle.

Iphigenia in Aulis, von Odevaern.

Herr J. Odevaern aus Brügge in Flandern, kaiſerlich-franzöſiſcher Penſionär der franzöſiſchen Akademie der bildenden Künſte in Rom, hat in dem

---

lings noch Statt, wenn gleich manches ſich durch den ihm beygelegten idealiſchen Charakter, wie z. B. das Haar, modifizirt zeigt, und ſind ein Beweis, daß den Künſtlern, welche ihn nach verſchiedenem Ritus, wie der Umſtand es erforderte, vorſtellten, eine Statue dieſes Lieblings des Hadrian, die ſein wahres Abbild war, allgemein als Typus diente. Daß ein ſolches Modell nicht exiſtirt, ſchließt dieſe Meinung nicht aus, vielleicht iſt es bis jetzt noch nicht entdeckt, vielleicht auch ſchon in den barbariſchen Zeiten zerſchlagen worden, da während ſo vieler Jahrhunderte alle Städte und Oerter, welche ſich nahe um die Villa Hadriana befinden, marmorne Fragmente und Statuen herbeyholten, um, wie die Archive und Chroniken bezeugen, Kalk daraus zu brennen. In den beyden angeführten Figuren zeigt ſich dieſer ihm eigenthümliche Charakter keineswegs, denn obgleich die capitoliniſche Statue dem Knochenbaue nach, einige Aehnlichkeit, beſonders in der Bruſt und den Schultern, auch der Höhe nach mit dem Antinous gemein hat, ſo zeigt ſich doch bey den Fleiſchtheilen ein merklicher Unterſchied, indem bey dem Erſtern ſolche durch eine gymnaſtiſche Ausbildung eine reinere und beſtimmtere Form erhalten haben, wodurch eine größere Gelenkſamkeit und Schnellkraft beym leichten Spiele der Muskeln ſich ausdrückt, welches bey dem letztern in gleicher Kraft ſich nicht beſtätigt, wo das Fett zwiſchen der Haut und dem Fleiſche gleichſam eine leichte Decke hergezogen, wodurch die Form der Theile in der Maſſe ſich nicht ſo beſtimmt ankündigt. Es iſt daher ausgemacht, daß auch einzelne Körper-Fragmente von ſo verſchiedenen Charakteren, dem Auge des geübten Kenners die nämliche Verſchiedenheit noch müßten fühlen laſſen, um auf keine Weiſe ſolche unanſtändig zu verwechſeln. Auffal-

Refectorium des Kloſters Trinità de' Monti ein Gemählde ausgeſtellt, von zwanzig Pariſer Fuß in der Länge und vierzehn in der Höhe, auf welchem er in lebensgroßen Figuren dargeſtellt: wie Iphigenia von ihrer Mutter begleitet in dem griechiſchen Lager vor Aulis bey ihrem Vater Agamemnon ankommt. Er hat folgende Erklärung in franzöſiſcher Sprache beygefügt. »Agamemnon, da er ſeine Gemahlin Klytemneſtra, und »ſeine Tochter Iphigenia, welche er opfern ſoll, im La»ger ankommen ſieht, ſteht ſtill, und ſtützt ſich von »Verzweiflung überwunden auf einen Altar. Iphigenia »umarmt ihren Vater, und beklagt ſich über »den Schmerz, worin ſie ihn verſenkt ſieht; »Klytemneſtra ſucht die Urſache dieſer Bewegung aus ih»res Gemahls Blicken zu leſen. Der König iſt auf »dem Punkt das Geheimniß des Heeres zu

---

lend verſchiedener als iſt noch der phyſiognomiſche Ausdruck in beyden Geſichtern; die Haare an der capitoliniſchen Statue ſind völlig kraus; die Stirne iſt weiter, die Naſe leiſe erhoben, das Naſenbein rund, die Augen freundlich, das Kinn kleiner, ſo daß daraus ſich völlig die Phyſiognomie des Kaiſers Hadrian, der als Jüngling hier ſich abgebildet zeigt, erkennen läßt; man vergleiche nur hiemit die Medaille dieſes Kaiſers. Die Statue im Belvedere, iſt ſowohl nach ihrer Proportion im Ganzen, als auch nach allen einzelnen Theilen noch verſchiedener vom Charakter des Antinous. In ihr erſcheinet keine Spur von einem Porträt, ſondern ſie ſtellt ein reines Ideal, und zwar das eines Heroen dar. Der Styl welcher in dieſer Figur herrſcht iſt vortrefflich, und über den vom Jahrhundert des Hadrian erhoben. Welchen Helden ſie vorſtellt, läßt ſich nicht errathen, allein ſie gehört ohne Widerrede mit zu dem Edelſten, was die Zeit aus dem Alterthume uns aufgeſpart hat.

»verrathen, allein Ulyſſes zwingt ihn zu »ſchweigen. Eine alte Amme ſtellt dem Agamemnon »ſeinen Sohn, den jungen Oreſtes, vor. Weiter hinten »ruft Calchas den Griechen zu, daß das »Opfer angelangt ſey; alle eilen zu dem Zelte des Königs, wo ſich deſſen Vertrauter mit dem Briefe in »der Hand befindet, der verzweiflungsvoll ſich in ſein »Gewand verhüllt, weil er ſich als die Urſache anklagt, »daß Iphigenia im Lager angelangt ſey. Neſtor und »Menelaus ſtehen nahe bey ihm. Achilles, welcher »zu Pferde den Wagen der Prinzeſſin begleitet hatte, zeigt ſich auf der andern Seite unbeweglich, da er Agamemnons Traurigkeit erblickt. Einige griechiſche Jünglinge folgen dem Wagen. In der »Ferne ſieht man die Flotte, glückliche Winde »erwartend um die Segel zur Abfahrt »auszuſpannen. Der Tempel der Diana zeigt ſich »auf einer Anhöhe.«

So reichlich auch bey dieſer weitläuftigen Vorſtellung ſich Gelegenheit zeigt, dem Herrn Odevaern als Mahler unſern Beyfall zu bezeigen, ſo können wir doch nicht umhin, in Rückſicht auf Dichtung und Verknüpfung des dramatiſchen Intereſſes, einige Bemerkungen anzureihen. Jeder, dem das Vermögen der dichtenden und bildenden Künſte bekannt iſt, wird aus obiger Erklärung ſchon eingeſehen haben, daß der Künſtler bey der Auffaſſung ſeines Gegenſtandes, ſo wie er nach der Tragödie des Euripides zuſammengerückt zu ſeyn ſcheint, den Prärogativen der Dicht- und Redekunſt nicht zu ſeinem Vortheile, ein zu großes Gewicht zugeſtanden habe, wodurch dasjenige was er ſagt von demjenigen was er zeigt, in merkliche Abweichung geräth. Es ſcheint ihm hiebey die Regel nicht lebendig vorgeſchwebt zu haben, daß der bildende Künſtler ſeine Helden nur durch ſie ſelbſt, das heißt, durch den ſichtbaren Ausdruck ihres Charakters uns empfehlen könne. Wir wollen nicht hören was dieſer oder jener außer der Scene gethan, noch was er auf derſelben thut, wir wollen es ſchauen. Die Dichtkunſt beſitzt Mittel für eine Perſon einzunehmen, bevor ſie handelnd erſcheint; dem bildenden Künſtler iſt dieß gänzlich verſagt; er täuſcht daher ſich ſehr, wenn er bey ſeinem Calcul für die Wirkung, auf wörtliche Beyhülfe baut. Dieſe Verrechnung hat, wie es ſcheint, Herrn Odevaern verleitet, uns hier Perſonen in Lagen zu zeigen, die durch keinen beſtimmten Ausdruck ſich deutlich genug für unſern Antheil rechtfertigen. Gerne würden wir dieß bey Nebenperſonen noch überſehen, hätte er bey dieſer Aufgabe ſich nur nicht außer Stand geſetzt, durch lebendigen Ausdruck bey den Hauptperſonen, wie man von ſeiner Geſchicklichkeit ſich verſprechen durfte, uns wieder ſchadlos zu halten; denn durch welche Mittel will er das Verſprochene leiſten? wie kann in dem Ausdruck des Vaters bey der Hauptgruppe mit dem Pinſel das erreicht werden, was außer dem Umfange des Moments, nur in der Zeitfolge ſich deutlich faſſen läßt? — Innere Beklemmung des Vaterherzens, die der Verzweiflung nahe, gewaltſam Ausbruch ſucht, aber von politiſcher Rückſicht, beym Bloßgeben ſeines Schmerzens nicht das Anſehen einzubüßen, nun ängſtlich wieder bekämpft wird; (das letztere ſoll wohl Ulyſſes ſichtbarer machen, der neben dem Könige ſteht, und indem er den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe hebt, ihn nach der geſchriebenen Erklärung, dadurch zum ſchweigen zwingt) — wo iſt der Meiſter der dieſer Aufgabe gewachſen wäre? und weniger durfte doch der Künſtler hier nicht zeigen, wenn er nach obigem Verſprechen uns ſattſam Genüge leiſten ſoll. Der augenblickliche Uebergang von einer Leidenſchaft zur andern, kann, wenn die Umſtände ſolches begünſtigen, allerdings noch von dem Pinſel ergriffen werden, allein wie in einer Miene, einem Geſichtszuge das Reſultat ſo vieler verſchiedenen nach einander folgenden Gemüthsbewegungen darſtellen? Auch mußte der Künſtler mit einem quid pro quo ſich aus der Schlinge ziehen, und durch den Ausdruck von Schrecken im Geſicht des Vaters dasjenige, was nach der Angabe nicht befriedigend konnte abgetragen werden, erſetzen. Sein Agamemnon ſtarrt erbleicht, außer ſich, verloren, grade aus; die Augäpfel rollen gewaltſam, die Lippen ſtehen geöffnet, mehr konnte in dieſer Lage die Kunſt nicht zeigen, allein iſt die Aufgabe für den Anſchauer befriedigend gelöſt? Beſſer! höre ich ihn ausrufen, man hätte den Vater uns dargeſtellt, wie er dem Ausbruch ſeines Herzens (wir lieben im Helden den Menſchen zu erblicken) augenblicklich freyen Lauf läßt. Von der Mühe die der Künſtler übernommen, uns mit einem ſo vielſeitigen complicirten Ausdrucke hier zu überraſchen, hätten wir ihn gerne für das Natürlichere, das er uns hiebey dann gereicht hätte, losgeſprochen; ſo wie es der Iphigenia auch keinesweges zur Schuld darf gerechnet werden, daß ſie ſich nicht über die Traurigkeit des Vaters beklagt, wenn ſie uns dieſes nur durch den naiven Ausdruck von kindlicher Zärtlichkeit vergütet. Die Mutter dürfte bey dieſer Scene dann genugſam intereſſiren, wenn ſie ſich wirklich aufmerkſam zeigte, die Urſache der Bewegung ihres Gemahls aus deſſen Blicken zu erſpähen, und da einmahl die übrigen Perſonen eingeführt worden, ſo hätte man ſie auch jetzt ſtärker in die Handlung einflechten mögen; Menelaus hätte von Mitleid durchdrungen, innigern Antheil an dieſer Scene nehmen mögen, Ulyſſes aber durch den lebhaften Ausdruck von Beſorgniß, daß der König ſich und das Geheimniß des Heeres zugleich verrathen könne, ſich darſtellen dürfen. Auf der andern Seite hätte Achill ſeiner edlen Natur gemäß im vollſten Jugendmuthe als Bräutigam vorſchreiten müſſen, mit Ungeduld erwartend, daß die theure Braut dem väterlichen Buſen ſich entziehe, um ſie in ſeine Arme zu ſchließen; denn ihm, dem kühnen Heldenjüngling ſtehet es nicht wohl an, müßig auf das Benehmen des Agamemnon Acht zu haben. Kalchas hätte dann, ſtatt mit ausgeſtreckten Armen dem Volke die Ankunft des Opfers bekannt zu machen, ſeiner Würde angemeſſener mit gefaltenen Händen, und gen Himmel gerichteten Blicken ſich zeigen mögen. Dieſe größere Mannichfaltigkeit im Ausdruck, jeder nach Lage und Charakter beſtimmt individualiſirt, würde ſtärkeres Leben und höhere Theilnahme in dieſe Scene gebracht haben; dann hätte der Schmerz des Vertrauten, der ſeitwärts angelehnt, das Loos der unglücklichen Königstochter zum voraus ſchon beweint, in unſerm Gefühl erſt völliges Gewicht erhalten; ja ſelbſt die Amme, obgleich ſie mehr aus mahleriſchen als moraliſchen Bedürfniße (um die Gruppe auszurunden) mit dem jungen Oreſtes vor dem Könige knieet, würde noch gütige Aufnahme bey uns gefunden haben. Sobald die Theilnahme bey der Hauptgruppe befriedigt iſt, ſieht die Kritik weniger ſtreng auf Nebengruppen.

Trotz dieſen unüberwindlichen Hinderniſſen bey der Aufgabe, woraus auch ein Alcides in der Kunſt ſich nicht glücklich befreyen konnte, die aber keineswegs im Mangel artiſtiſchen Wiſſens, oder techniſcher Geſchicklichkeit, ſondern blaß in einem nicht genug überlegten Calcul bey der Wahl begründet liegen, hat Herr Odevaern als Mahler bey dieſer bedeutenden Arbeit von neuem ſich des Beyfalls verſichert, den ſeine ausgezeichneten Talente bey andern Gelegenheiten ſchon reichlich gewonnen haben. Jeder billige Richter muß den praktiſchen Verdienſten, die aus dieſer weitläuftigen Unternehmung hervorleuchten, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Die Zuſammenſetzung ſo zahlreicher Perſonen, zeigt ſich im Ganzen für den mahleriſchen Effekt ſchicklich angeordnet, daß ſie als Maſchine betrachtet, eine gefällige Wirkung hervorbringt. Der Ton welcher durch das Gemählde herrſcht iſt harmoniſch, das Colorit warm und kräftig; die Degradationen für die Haltung ſind glücklich beobachtet, nirgend findet das Auge Anſtoß. Jede Figur iſt nach dem Charakter den der Künſtler bey ſich feſtgeſetzt, richtig beyſammen, und mit vielem Fleiß nach der Natur durch die Beleuchtung mehr ausgerundet, auch bey mancher, wie dem Ulyß und Achill, die Antike zu Rathe gezogen. Das Coſtume zeigt ſich hinlänglich beobachtet; die Drapperien ſind natürlich, und einige, wie z. B. das Gewand des Kalchas, muſterhaft geworfen. Kein Theil, bis auf Nebenſachen, Waffen, Zelt, Wagen, Landſchaft, Tempel, Meer, Ferne u. ſ. w. iſt vernachläßigt, ſondern alles bey meiſterhafter Behandlung des Pinſels ſorgfältig ausgeführt, ſo daß bey dem Wälzen von dieſem Stein des Siſyphus, der Künſtler ſich immer noch der Aufmunterung würdig bewieſen.

Die oben angeführten Bemerkungen können zeigen, wie eine in der Poeſie oder auf der Bühne intereſſant vorgeſtellte Scene, nicht immer auf gleiche Weiſe glücklich ſich zu dem Vortrage der bildenden Künſte eigne, und mögen den Künſtler warnen, bey ſeiner Wahl behutſam zu ſeyn, damit er nicht durch falſchen Schein verblendet, das oft näher liegende Beſſere überſchreite. Die Mittel, welche dem Dichter und Schauſpieler zu Gebote ſtehen, erlauben ihnen bey einem Affekte die verſchiedenen Abſtufungen zu verfolgen, daher oft die widerſprechendſten Aeußerungen uns gleichſam in einem Geſichtspunkte beyſammen zu zeigen, welches der bildenden Kunſt nicht möglich iſt, weil bey ihrem Wirken das Augenblickliche zum Bleibenden wird. Es muß daher der Künſtler genau erwägen, welchen Moment in der Handlung er faßt, und ob der Ausdruck Kraft beſitzt, das Intereſſe welches er darauf baut, zu erreichen. Aller Epiſoden Schmuck, wenn er bey einer Vorſtellung auch noch ſo reich verſchwendet wird, erſtattet nicht einen weſentlichen Mangel im Haupt-Intereſſe. Wir fordern bey dem Kunſtwerke zuerſt das Nothwendige, nachdem gilt das Freywillige, und um ſo voller ſtattet man dem Künſtler für das Letztere Dank ab, als er bey dieſem Geſchenk auf eine naive Weiſe erfreut.

Brutus und ſeine Söhne, von Lethier.

Herr Lethier, Direktor der franzöſiſchen Akademie der bildenden Künſte in Rom, hat in dem Chore der Kirche Trinità de' Monti ein Gemählde ausgeſtellt, welches acht und zwanzig Pariſer Fuß in der Länge und neunzehn in der Höhe hat, worauf er in lebensgroßen Figuren vorſtellt, wie J. Brutus ſeine Söhne zum Tode verurtheilt. Eine ſchriftliche Erklärung in franzöſiſcher Sprache findet ſich beygefügt, die folgendermaßen lautet:

»Als die Verſchwörung, um die Tarquiniſche Familie »in Rom wieder einzuſetzen, durch den Sclaven Vin»der entdeckt wurde, fand es ſich, daß die zwey Söhne »des Brutus, und die zwey Neffen des Collatinus, »welcher mit dem Brutus zugleich das Conſulat ver-

»waltete, die Häupter waren; worauf der unbeugſame »Brutus die väterliche Liebe in ſeiner Bruſt dem Wohl »des Vaterlandes nachſezte, und ſeine Söhne zum »Tode verurtheilte.«

Zu läugnen iſt nicht, daß Herr Lethier den glücklichſten Moment für eine intereſſante Darſtellung gefaßt habe. Die Scene zeigt einen öffentlichen Platz, auf einer Anhöhe nahe bey einem Porticus. Man erblickt den Richterſtuhl worauf die beyden Conſuln, und hinter dieſen die Senatoren ſitzen, beynahe von vorn. Schon hat der ältere Sohn des Brutus ſein Verbrechen durch eine blutige Beſtrafung abgebüßt. Man ſieht den Block worauf er eben das Haupt verloren, und der Lictor, der dieſes Urtheil vollzogen, ſteht mit dem blutigen Beil darneben. Indem einige Verwand[illegible] beſchäftigt ſind, den Leichnam auf die Seite zu bringe[illegible] ſtellen andere mit dem lebhafteſten Ausdruck der Theilnahme den jüngern Sohn dem Vater vor. Von Jammer durchdrungen, nähern ſich bittend zwey von den Häuptern des Volkes dem Richterſtuhle, und umfaſſen die Kniee des ſtrengen Conſuls — der Augenblick in welchem das väterliche Herz ſich dem gewaltſamſten Sturme ausgeſetzt fühlt. — Dieſe Scene iſt meiſterhaft, und ganz für die dramatiſche Wirkung geeignet, um das Zärtliche mit dem Fürchterlichen zu verbinden. Die Mittel hiezu ſind geſchickt angewandt; die Stellung des Jünglings iſt glücklich gewählt; erblaßt ſchlägt er, ſeiner Schuld ſich bewußt, die Augen nieder. Die Aehnlichkeit in ſeinem Geſicht mit dem des Vaters, und daß er blond vorgeſtellt iſt, vermehrt nur um ſo mehr die Rührung, indem wir jetzt den Blick auf den unerſchütterlichen Vater werfen, der alle ſeine Kraft zuſammen zu faſſen ſcheint, um bey ſeinem Ausſpruche den Regungen der Natur zu widerſtehen. Der Schrecken ſeines Amtsgenoſſen, des Collatinus, welcher ſein Geſicht mit dem conſulariſchen Gewande bedeckt, beſtärkt die bange Ahndung in uns. Bewundernswürdig iſt der Ausdruck der Leidenſchaft in der Stellung des Brutus, beſonders in deſſen Geſicht, wozu der Künſtler ſich des berühmten antiken Bildniſſes dieſes Conſuls bediente, das ehedem auf dem Capitol in einem der Zimmer der Conſervatori geſtanden. Er ſieht gerade vor ſich auf die Scene hin, aber man wird gewahr, daß die Gegenſtände außer ihm, ihn nicht ſo ſehr als die innern beſchäftigen; der unbegrenzte Haß gegen Tyranney, und das Gefühl der Nothwendigkeit eines Beyſpiels von unerſchütterlicher Strenge, ſcheinen ſeine Seele ganz eingenommen zu haben. Man glaubt zu ſehen, (das iſt das Herrliche bey einer Darſtellung, wenn der Künſtler die Perſonen in der Lage zeigt, daß die Phantaſie des Anſchauers vorandringen kann) wie er alle Kräfte ſammelt, ſich im Gleichgewichte zu halten, um dem Vaterlande das ſtärkſte Opfer zu bringen. Dieſe gewaltſame innere Faſſung offenbart ſich in der Stellung des Körpers. Der etwas vorwärts gebogene Oberleib; der vorgeſtreckte vordere rechte Arm, die geballte Fauſt welche auf dem Schenkel ruht, indeß, um ſich aufrecht zu erhalten, er ſich mit aller Stärke mit dem linken

Arme ſtützt, beſtätigen aufs deutlichſte dieſe innern Bewegungen. Was weiter um dieſe Scene ſich zeigt, wie auf einer Seite die ſitzenden Senatoren hinter dem Richterſtuhle, und der troſtloſe ſchmerzlich davon eilende Anverwandte ſammt dem Volke tiefer hinten, das von verſchiedenen Seiten her, an den Erhöhungen die zu dem Platze vor dem Richterſtuhle führen, ſich andrängt und von der Wache in Schranken gehalten wird, trägt bey, das Tragiſche dieſes Anblicks noch zu vermehren.

Neben dieſer Gewandtheit in der dichteriſchen Anordnung, ſchmücken nicht wenige artiſtiſche Vorzüge zugleich dieſe reichhaltige Vorſtellung. Jede Figur iſt bis auf die kleinſten Theile mit dem größten Fleiße, und zugleich mit vieler Praktik des Pinſels nach der Natur ausgeführt. Vorzüglich ſtark zeigt ſich die Hauptgruppe beleuchtet, wobey ſie ſich durch kräftige Maſſen von Licht und Schatten hervorhebt. Schöne Motive finden ſich hier und da in den Drapperien, beſonders ſind die Gewänder der beyden Conſuln vortrefflich geworfen. Die Haltung iſt geſchickt beobachtet, ſo daß jede Gruppe, von der vorderſten an, bis zu den hinterſten bey den Zuſchauern ſowohl, als auch die Maſſen von Architectur, die von gutem Style und nach perſpektiviſcher Einſicht hintereinander gereihet ſich zeigen, mit der Ausſicht von einer Seite über die Stadtmauer hin auf das Albaner-Gebirge, verſtändlich aus einander weichen. Der Ton im Colorit iſt kräftig doch trübe, wie er bey bedecktem Himmel, wenn ein Gewitter nahe iſt, zu ſeyn pflegt; allein das Eiſerne deſſelben, das zu einem heitern Gegenſtande vielleicht weniger paßte, ſcheint von dem Künſtler abſichtlich gewählt zu ſeyn, und es läßt ſich nicht verneinen, daß es mit dem Gegenſtande völlig übereinſtimme, und das Pathetiſche des Eindrucks noch vermehre.

In der römiſchen Zeitung, Giornale del Campidoglio Nro 139, wird berichtet, daß Herr Lethier zwey Jahre an dieſem Gemählde gearbeitet, und daß er die Zuſammenſetzung davon bereits im Jahre 1787, da er ſich als königlich franzöſiſcher Penſionär in Rom befand, entworfen, nach welcher Skizze in Frankreich ſchon ein Kupferſtich ſey verfertigt worden. Es fand ſich ſpäter in dem nämlichen Blatt eine andere weitläuftigere Darſtellung von dieſem Gemählde eingerückt, worin der Verfaſſer dem Mahler wegen der Beobachtung des Horaziſchen Fingerzeigs multaque tolles ex oculis, quae mox narret facundia praesens — Lob ertheilt, daß er kein blutiges Hochgerichts-Spektakel hier gezeigt habe. Dürfte Herr Lethier der genialiſche Künſtler ſeyn, wenn er gegen den Schönheitsſinn ſo weit hätte verſtoßen können?

Nehmen Sie vorlieb indeſſen mit dieſem wenigen, ich werde, ſo bald die Umſtände ferner es mir erlauben, über andere dergleichen Gegenſtände mehr, Ihnen Nachrichten ertheilen. Das aber, was ich als beſonders erheblich erachtete, wäre, daß wir einen freyen Briefwechſel über den gegenwärtigen Zuſtand der bildenden Künſte, und über die möglichſt ſicherſte Weiſe, deren Fortſchritte zu befördern, anknüpften, beſonders bey den jetzigen Zeiten, wo an ſo manchen Orten in Deutſchland ein Wort von vaterländiſcher Kunſt geſprochen wird, um näher zu beleuchten, was ſolche Forderungen bey ſich ſchließen, und wie ſie ſich zu den Forderungen der Kunſt verhalten, ob ſie dem gebildeten Sinne gehörig Genüge zu leiſten geeignet ſind, und in wie weit zur Ausbildung ſolch einer Kunſt dann mit Beybehaltung ihres eigenthümlichen Charakters, die höheren Normen, wie die Antike und die großen Muſter aus der italiäniſchen Schule gedeihlich dürften angewendet werden.

Da ich eben im Begriff bin, mein Schreiben zu ſchließen, erhalte ich durch einen Freund einige Nachrichten von einer Geſellſchaft von Reiſenden, die von hier aus eine Reiſe durch den Archipelagus nach Smyrna, Epheſus, Konſtantinopel und Athen unternahmen. Dieſe Geſellſchaft beſteht aus zwey däniſchen Gelehrten, zwey deutſchen Künſtlern und einem ruſſiſchen Grafen. Die beyden Künſtler, Herr von Haller und Herr Fink, ertheilen von Athen aus die Nachricht, daß ſie in Geſellſchaft engliſcher Architekten, auf Aegina in dem helleniſchen Jupiters-Tempel ſiebzehn Statuen ausgegraben haben. Sie behaupten, daß ſeit der Herkulaniſchen Entdeckung nichts ſo merkwürdiges für die Kunſtgeſchichte ſey gefunden worden. Dieſe Schätze ſind nach Zante gebracht worden, wo ſie von der Regierung an den Meiſtbietenden verkauft werden; engliſche Particuliers haben bereits viel gebothen.

Einige Zeit vorher hatte der Herr von Haller ſchon in Geſellſchaft engliſcher Architekten bedeutende Entdeckungen an den Propyläen, dem Parthenon, Erechtheon und Theſeus Tempel gemacht, beſonders was den Mechanismus betrifft, die Steine leicht hin und her auf die Stellen zu bringen. Sie haben drey verſchiedene Bewegungsweiſen gefunden, von denen Vitruv nicht ſpricht, und von den Propyläen und dem Tempel des Erechtheons Glieder entdeckt, welche zur Zeit Stuarts noch nicht aufgegraben waren.

Lord Megs hatte kaum ſechs Wochen um Athen graben laſſen, als er ſchon gegen 1300 kleine Vaſen von verſchiedener Form mit Gemählden geziert, und von verſchiedener Farbe, alle in einem Gewölbe entdeckte. Rom, den 19. December 1811.

Friedrich Müller,
königl. bayriſcher Hofmahler.

Der
Adler Jupiters.

Ein Sohn des Felſens, welcher aus Wolkenhöh'n
Hinab in's Thal ſchaut, prüfte der Adeler,
Feind weicher Ruh' im Erdenſchatten,
Frühe den Fittig in Aetherbläue.

Nicht länger ſäumet — tönenden Flügelſchlag's
Empor zur Sonne ſtürmt er im Morgenglanz
Und, einſam zwiſchen Erd' und Himmel,
Hangt er am heiligen Born des Lichtes,

Der Schwingen Segel golden und ausgeſpannt.
Die Horen fliehen; ſtechender Pfeile Glut
Im Klang des Silberbogens ſtrömet
Foibos herab auf die Flur; ſie lechzet.

Des zarten Leibes pflegt im Kryſtallpallaſt
Die Nymf' und Hirten ſuchen des Haines Nacht,
Das Auge ſenkend tief in Schlummer,
Schwang zu den Zinnen ſich auf des Weltalls

Der Gott, des Gottes Wagen und Flügelroß.
Ha! nur den Adler ſchrecket nicht Mittagsbrand
Und Schwindelhöh' und Skorpion nicht,
Drohend mit klaffender Scheer' und Giftſchweif.

Dort, wo die Blume ſterblichen Lebens welkt,
Schon fremder Anhauch wallet vom Götterſaal
Und, Ewigkeit! dein Ahndungsſchauer,
Kreiſet er athmender bey Geſtirnklang,

Den Blick verloren all' in der ſel'gen Schau.
Ihn ſieht Kronion: »Ehre der reinen Bruſt
Endloſem Sehnen und dem hohen
Glauben an Kraft, der, wie ſüßer Ruhm, lebt!«

So ruft er, Beyfall jauchzen die Himmliſchen,
Und ſieh! das Zepter, das aus dem Urgemeng
Geſtalt und ſchlug des Lebens Flamme,
Senkt er hinab zu dem kühnen Fremdling

An des Olympos ſtammendem Säulenthor,
Und wiegt auf gold'ner Spitz' ihn empor zu ſich:
Geh' ein in meinen Himmel, Nektar
Fodernd wie mir aus den Schalen Hebe's.

Zu meines Thrones Stufen gelagert, ſey
Mein Liebling, Hüther du mir der Himmelsburg,
Und, auf das Weltall niederſchauend,
Suche der Erde, von wo dein Aufflug!

Den ew'gen Glutſpeer leg' ich aus meiner Hand,
Daß deine Kraft ihn trage mit raſchem Flug
Durch Donneraufruhr, Wolkendunkel,
Schmetternd die Höhl' und des Frevels Scheitel.

Doch nicht des Zorn's nur — Diener der Huld mir auch,
Voran den irren Bitten der Sterblichen
Zu meiner Allmacht gold'nem Hauſe
Fleug in dem wallenden Duft des Altars.

Geuß dieſes Füllhorn's lachenden Ueberfluß
In Gaia's Schooß hin, über Poſeidons Reich,
Mit unſers Daſeyns heiterm Abglanz
Schmückend das blühende Thal, die Meeresflut.

Und, wen der Ahndung heiliger Fittig hob
Dir nach zum Urlicht: beut' ihm des Nackens Flaum,
    Vom Schattenquell den Denker tragend
        Aus des unendlichen Kampfes Mühſal

Aufwärts den Heros. Komm und erfreue Dich
Des hohen Lohnes deiner Begeiſterung,
    Und blick' aus dieſes Lichtes Wonnen
        Auf den verbrauſenden Strom der Zeiten.

J. G. Meinert.

Jakob Degen.

Fleug Greiſenaar! fleug auf zu höh'rem Tage!
Nun abendlich hier Waldesdunkel deckt,
Und ſegle ſtark mit Jünglings Flügelſchlage
Dein luftig Netz im Aether ausgeſtreckt.

Dein Loos, es gleicht des jungen Dichters Streben,
Der mit der Liebe reger Schöpferkraft
Zur Sonne Bahn aus düſterm Thalesleben,
Des Schwerpunkts Höhn entfeſſelnd ſich, erſchafft;

Lang horchteſt du gebückt in enger Zelle
Dem Flugelſchritt der raſchbeſchwingten Zeit *),
Bis ſie dir ſelbſt noch an des Tempels Schwelle
Dem Sterblichen den Wunderflügel leiht.

Und brauchſt du gleich, der Vorwurf neid'ſcher Zungen
Das bischen Wind, das jeder haben will,
Beflügelt hebt es aller Laſtrer Lungen
Und athmend ſchweigt ein Jeder drüber ſtill.

---

*) Als Uhrmacher.

Und wenn des Auges Blöde mit Lünetten
Bewaffnet, jetzt der Schwäche ſchon erliegt,
Und in den Sumpf ſie deinen Fall bewetten,
Weil nur dein Schwung nach höh'ren Sphären fliegt:

Dich mag getroſt des Tadels Ohnmacht höhnen,
Des Vogels Schwinge trotzt der Natter Stich,
Das lichte Haupt in Sternen ſelbſt zu krönen
Schließt hinter dir der blaue Himmel ſich.

Joſ. Lud. Stoll.

Preisaufgabe
Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Johann
über die
Geographie Inneröſterreichs im Mittelalter.

Um das für die pragmatiſche Bearbeitung der Geſchichte Inner-Oeſterreichs ſchon bey der Gründung des Johannäums öffentlich ausgeſprochene Gelübde um ſo befriedigender zu löſen, finde Ich Mich bewogen, den Gelehrten des In- und Auslandes hiermit eine Preisfrage darzulegen, welche die Geographie jener Provinz im Mittelalter zum Gegenſtande hat.

Die chronologiſche Gränze dieſer Preisfrage gehörig zu fixiren, wird beſtimmt, daß ſie mit Carls des Großen Kaiſermacht im Jahre 800 beginne, und nach der Aechtung Heinrichs des Löwen, mit der Uebergabe der Steyermark durch den letzten Ottokar an Leopold den Tugendhaften, Herzog zu Oeſterreich, endige.

Welchem Reiche haben unter den Carlowingen, Kärnthen und die Steyermark angehört? unter welcher Benennung und Umgränzung?

Welchen Umfang hatte das erſt von ſächſiſchen, dann von einem welfiſchen und zäringiſchen Prinzen, denen ſohin die beyden Dynaſtien von Eppenſtein aus dem Mürz- und von Sponheim-Ortenburg aus dem Lavantthale folgten, adminiſtrirte Herzogthum Carentanien? — Welche Gauen (pagi) und Grafſchaften (Comitatus), welche Grafen, Praesides, Marchiones, welche Ortſchaften kommen in Urkunden und Chroniken, als in dieſem Herzogthum gelegen vor, mit welchen Nahmen, und wie heißen ſolche jetzt? — Erklärung der in Urkunden vorkommenden metae bavaricae und der, den Scheidepunkt der Sprachen ſo deutlich bezeichnenden Nahmen: Bayeriſch-Gratz und Windiſch-Gratz.

(Die betreffenden Stellen der Documente oder Hiſtoriker ſind bey dieſer und bey den folgenden Aufgaben wörtlich anzuführen, chronologiſch aneinander zu reihen, und mit kurzen Noten zu beleuchten. Als Muſter ſollen dießfalls dienen die Preisfragen von Beda Appel (1771) und Roman Zirngibl (1777) über die Marken, Grafſchaften und Gauen des Agilolfingiſchen und des Karolingiſchen Bayerns in den Abhandlungen der Münchner-Akademie, dann des Freyherrn von Hormayr Beyträge zur Geſchichte Tyrols im Mittelalter I. B.)

In welcher Berührung zu dem nach den Ottonen immer ſchmälern und engern Herzogthum Kärnthen ſtand die Mark der thüringiſchen Ulriche, Poppenen und Starkhande, der Günther und Pilgrine von Hohenwart — dann die Mark Styre und der Traungau der Ottokare, die ſich im Lande ob der Enns ſogar, bis jenſeits der Donau ausbreiteten? und in welch ſtaatsrechtlichem Verhältniſſe dieſer Traungau hinwieder zum Herzogthume Bayern und zu der bis 1156 bayerſchen Markgrafſchaft ob der Enns? — Iſtriens Wechſelſchickſale, die daſelbſt gewaltigen Engelberte und Mainharde, nachhin Grafen von Görz, Pfalzgrafen in Kärnthen, Vögte von Aquileja. — Großer extenſiver und geographiſcher Unterſchied jener Mark Steyer und der heutigen Steyermark. — Chronologiſche, mit urkundlichen oder doch hiſtoriſchen Stellen belegte Reihe dieſer Markgrafen, Orte und Gränzen ihrer Mark.

Von der ſucceſſiven Vergrößerung und von der Genealogie der Ottokare iſt übrigens ein möglichſt vollſtändiges Skelett beyzubringen. Iſt vielleicht das Geſchlecht der Stifter von Seon (des Grafen Dubuat, origines boicae und die Mon. Seonensia im II. B. der Mon. boica) Eines mit jenem der Ottokare und Aribo der Stifter von Göß, und Graf Aribo in einem Diplom Ludwigs des Kindes vom 26. September 903 unmittelbare Altvordern der in der Vorauer-Chronik genetiſch aufgezeichneten Otacher marchio Styrensis, filius Otachyr marchionis, genuit Ozy Marchionem? — Sippſchaft der Ottokare mit den Grafen von Lambach und Wels, dann mit jener von Neuburg und Pütten.

Wer ſich immer zur Löſung dieſer höchſt intereſſanten Fragen berufen fühlt, und ein oder andere, einzelne diplomatiſche Zweifel und Lücken im Wege findet, mag ſich zur Behebung derſelben an das geheime Staatsarchiv in Wien, oder an das Johannäum in Gratz wenden, von wo man ſeinem Begehren nach Möglichkeit entſpechen wird. — Fröhlichs, Hanſitzens, Rubeis, Coroninis, Petzens, Reſchs, Meichelbecks, des Archivs für Süddeutſchland, des Florianer Chorherrn Franz Kurz, der Juvavia, der Acta S. Hemmae, Julius Cäſars, Megiſers, Valvaſors, Puſchs, Preuenhubers urkundliche Beyträge zur Erheilung dieſes ſchwierigen Gegenſtandes, ſind übrigens bekannt genug.

Die Einſendung der Preisfragen hat ſpäteſtens bis 1. November 1813 an Mich nach Wien zu geſchehen. Jede Abhandlung muß ein Motto oder Deviſe an ihrer Stirne tragen, um ſie bey ihrer Würdigung gehörig zu bezeichnen. Die Nahmen der Herren Verfaſſer liegen verſiegelt bey ihren Diſſertationen, und dürfen erſt nach bereits geſchehener Zuerkennung der Preiſe und öffentlich verleſener Recenſion und Claſſifizirung ſämmtlicher eingelangten Arbeiten, in Meiner und der Curatoren des Johannäums Gegenwart erbrochen, das ausführliche Referat über ſämmtliche eingelaufene Beantwortungen, und ſomit die Claſſification öffentlich abgeleſen, und die Preiſe zuerkannt werden. Jenes raiſonnirte Referat wird ſofort in Druck gelegt, damit die volle Partheyloſigkeit und die Gründlichkeit desſelben allgemein beurtheilt werden möge.

Der auf die Löſung dieſer Fragen geſetzte Preis beſteht aus ſechzig Dukaten in Golde für die vorzüglichſte, allen Anforderungen, ſo weit es die Quellen erlauben, genugthuende und aus einem Acceſſit von zehn Dukaten in Gold für die der gekrönten nächſt kommende Beantwortung. Beyde werden ſohin unverzüglich zum Beſten der Verfaſſer gedruckt.

Könnte wider alles Vermuthen keine der einlaufenden Abhandlungen gekrönt werden, ſo wird den zwey beſten derſelben jeder ein Acceſſit von dreyßig Dukaten in Golde zuerkannt, und die Preiſe neuerdings ausgeſetzt werden.

Von dem bewährten Patriotism der Innerőſterreicher hoffe Ich für die thätigſte Mitwirkung, den größten Stein des Anſtoſſes von den altergrauen Pforten der Hiſtorie des Mittelalters wegzuwälzen. Beruf und Subſidien fordern nahmentlich die Stifter hierzu auf, und welche Schätze zur Beleuchtung jener dunkeln Periode beſitzen nicht insbeſondere Gurk, Seccau, Admont und Vorau! — Die Gelehrten anderer Provinzen können unmöglich bey der Löſung eines Problems gleichgültig bleiben, das die Geſchichte Ungarns und Oeſterreichs ob und unter der Enns ſo nahe berührt. So lange Nahmen, wie: Heeren, Pfiſter, Zirngibl, Pallhauſen, Mannert, Weſtenrieder, durch Zertrennung ähnlicher gordiſcher Knoten glänzen, werden auch die Nachbarn gegen eine ſo vielſeitig eingreifende, hiſtoriſche Arbeit nicht gleichgültig ſeyn!

Wien am 12. Hornung 1812.

Erzherzog Johann.

* * *

Eine Preisfrage, welche ſo wichtige Gegenſtände der ältern deutſchen Geſchichtskunde betrifft, wird die allgemeinere Aufmerkſamkeit der thätigen Geſchichtsforſcher im geſammten Deutſchlande unſtreitig in vollem Maaße auf ſich ziehen.

Es wird unſern Leſern nicht unwillkommen ſeyn, bey dieſer Gelegenheit Nachricht von einem wiſſenſchaftlichen Inſtitute zu erhalten, das ſein Daſeyn einem Fürſten verdankt, welcher die Wiſſenſchaften, Künſte und Gelehrſamkeit, Naturkunde und Geſchichte nicht bloß als Beſchützer begünſtigt und befördert, ſondern ſelbſt als Freund, Kenner und Forſcher ſie ſeines vertrauteren Umganges würdigt.

Durch eine Schenkungs-Urkunde vom 26. November 1811, überließen Se. kaiſerl. Hoheit, der Erzherzog Johann die reiche Ausbeute Ihrer Reiſen durch Steyermark den Herren Ständen dieſes Herzogthums zur Aufſtellung in ein Muſeum zum Behufe praktiſcher Wiſſenſchaften, und zur Bildung der Jugend; um, wie es in der Schenkungs-Urkunde heißt, durch dieſes Inſtitut Geiſtesbildung im Vaterlande zu verbreiten und dem Staate brauchbare Diener zu erziehen. –

Schon enthält das zu dieſem Behufe in Grätz angekaufte Gebäude eine Zeichnungs-Akademie und wird mit einem botaniſchen Garten verſehen.

Die edeln Geſinnungen, welche bey der Stiftung dieſes wiſſenſchaftlichen Inſtituts zum Grunde lagen, drücken ſich in dem Wunſche aus, mit welchen Se. kaiſerl. Hoheit die Statuten, über die Art und Weiſe, wie das Muſeum benützt, wie es geleitet und verwaltet werden ſoll, beſchloſſen haben. »Möge dieſes National-Muſeum, heißt es daſelbſt, die Frucht und Freude ſo vieler meiner Lebensſtunden mit demſelben Sinne empfangen werden, als es gegeben wird; möge es einem anlagereichen, biedertreuen Volke und deſſen kommenden Geſchlechtern ſo nützlich werden, als Ich es wünſche, und ſo an ſeiner Stelle mitwirken zum großen Ganzen, deſſen zunehmender Flor und feſte Dauer unſer Aller Hoffnung, Stolz und höchſter Endzweck iſt.« —

Folgendes ſind die Gegenſtände, welchen das Johanneum geweiht ſeyn ſoll. 1) Geſchichte, worunter a. Urkunden, b. bildliche Denkmähler, c. Münzen, d. die Genealogie, e. hiſtoriſche Manuſcripte, f. gedruckte Werke über die Geſchichte und Statiſtik Innerösterreichs und ſeiner Nachbarlande, endlich g. die Porträtsreihe der Landesfürſten und ausgezeichneten Männer begriffen werden. 2) Die Statiſtik mit allen ihren Unterabtheilungen. (Wenn für beyde Fächer die Sammlung möglichſt vollſtändig iſt, ſollen mit Abfaſſung eines hiſtoriſchen und dann ſtatiſtiſchen Werkes ausgezeichnete, ſchon bekannte Gelehrte beauftragt werden.) 3) Phyſik und Mathematik. 4) Naturgeſchichte. 5) Praktiſche Chemie. 6) Praktiſche Landwirthſchaft. 7) Technologie. 8) Wird daneben eine Bibliothek beſtehen, welche die Hauptwerke, die nöthigen Hülfsbücher, die erforderlichen Zeitſchriften, endlich alles namenwerthe was über Innerösterreich und von Innerösterreichern geſchrieben worden iſt, umfaſſen ſoll.

Die nähern Nachrichten von der Errichtung und von dem weitern Fortgange des Johanneums findet man in dem reichhaltigen hiſtoriſchen Archiv des Freyherrn v. Hormayr; ein Archiv welches um ſo mehr der Beſtimmung entſpricht, die ſchon ſein Nahme ankündigt, je mehr es unbekannte Denkmahle und merkwürdige Thatſachen der Vergangenheit ans Licht zog und von vaterländiſchen Anſtalten und Ereigniſſen der Gegenwart urkundlichen Bericht lieferte.

Wie ſehr die Bewohner Steyermarks die Wohlthat eines ſo umfaſſenden und vortrefflichen Inſtituts, wie das Johanneum anerkennen und fühlen, beweiſt der Antheil den ſie daran nehmen, und täglich durch intereſſante Beyträge aus allen Reichen der Natur aus Inneröſterreich, und ſchriftlicher und bildlicher Denkmähler zu beweiſen ſtreben.

Wie wichtig und fruchtbar wiſſenſchaftliche Provinzial-Vereine dieſer Art, beſonders für Naturkunde und Geſchichte ſeyen, darf wohl nicht erſt aus einander geſetzt werden. Nicht bloß für die praktiſche Brauchbarkeit und unmittelbare Anwendung ſind ſie von dem größten Nutzen, ſondern auch für die Erweiterung und gründliche Ausführung der Wiſſenſchaft ſelbſt. Sie ſind das beſte, ja das einzige Mittel wichtige Lokal-Unterſuchungen ganz zu erſchöpfen oder zu berichtigen. Sie bieten die günſtigſte Gelegenheit dar, den Reichthum ſolcher Specialkenntniſſe, die meiſtens nur an Ort und Stelle vollkommen erworben werden können, ans Licht zu ziehen, für das allgemeine Beſte zu benutzen und für die Nachwelt zu erhalten. Nur zu oft geſchieht es, aus Mangel einer ſolchen Pflege und vereinenden Mittelpunktes, daß unſchätzbare Denkmahle vaterländiſcher Geſchichtskunde und vaterländiſchen Fleißes zum unerſetzlichen Schaden für die Wiſſenſchaft, nachdem ſie ſchon mühſam ausgearbeitet oder zuſammengebracht waren, wieder verlohren gehen, oder unbenützt und verborgen bleiben.

Man dürfte nur ſuchen und Gelegenheiten darbieten, es würde überall viel Merkwürdiges ans Licht kommen. Es ſind noch viele Denkmahle und Hervorbringungen des deutſchen Fleißes und Geiſtes verborgen und unbekannt. —

Möchte daher das ruhmwürdige Beyſpiel, welches Sr. kaiſerl. Hoheit durch die Errichtung eines ſolchen Inſtituts für Inneröſterreich aufſtellte, auch in andern deutſchen Ländern immer allgemeinere Nachfolge finden.

Kaiſer Friedrichs I., Barbaroſſa, Pallaſt in der Burg zu Gelnhauſen.

Eine architektoniſche Urkunde

vom Adel der von Hohenſtaufen ſo wie der ſchönen Bildung ihrer Zeit

von

Bernhard Hundeshagen.

Schon ſeit mehreren Jahren ſahen alle Freunde der deutſchen Kunſt und der deutſchen Vorzeit dieſem wichtigen Werke erwartend entgegen. Die Vollendung und Erſcheinung deſſelben wird jetzt auf die bevorſtehende Oſtermeſſe 1812, oder gleich nach derſelben von neuem und beſtimmt angekündigt. Man darf ſich mit Gewißheit verſprechen, daß es uns manche wichtige Aufſchlüſſe über gothiſche Baukunſt, über die Geſchichte und den Geiſt der großen Hohenſtaufen, und über manche herrliche Erſcheinung des Mittelalters geben wird. — »Einzig, ſagt Herr Hundeshagen in ſeiner Ankündigung, einzig wie das Lied der Nibelungen, ohne gleichen wie Erwins von Steinbach Münſterthurm, und einfach groß wie der Sinn der hochgebildeten Menſchen, von denen ſie zeugen, fand ich dieſe Ruinen der edelſten Vorzeit vor Jahren auf.« —

Der Herausgeber des deutſchen Muſeums beeifert ſich, die Freunde deutſcher Kunſt und Art auf ein Werk aufmerkſam zu machen, deſſen Gegenſtand ſo ganz zu denjenigen gehört, deren wahrhafte Erhellung und allgemeine Anerkennung jedem Deutſchen jetzt mehr als jemahls wünſchenswerth und angelegen ſeyn muß.

Der Verfaſſer, Herr Hundeshagen, hat für dieſes Werk, dem er den Fleiß einer Jahre langen Arbeit widmete, auch die Koſten des Stichs und Druckes ſelbſt übernommen. Der Preis iſt auf 9 Gulden rheiniſch geſetzt, und die Nahmen der Subſcribenten werden dem Werke vorgedruckt. Das Verzeichniß derſelben enthält ſchon viele Nahmen, welche in Deutſchland durch Geburt oder Verdienſt, die glänzendſten und erſten ſind. — Dreyzehn Kupfertafeln in Folio begleiten dieſes Werk von ungefähr 24 Bogen Text, auf Velinpapier gedruckt mit dem alten Bilde Barbaroſſa's in aqua tinta, auch mit einem geſtochenen Titelblatt in den ſchönen Schriftzeichen des zwölften Jahrhunderts verziert. Es beſteht aus folgenden Theilen: 1) Die Lebensbeſchreibung Barbaroſſa's. 2) Die Zeichnungen vom Pallaſt. 3) Von der ſchönen Bildung dieſer Zeit. Von dem Adel, Geburt, Erziehung, Kleidung, Wehrmachung, Wohnung, Sitten, Gottesdienſt, Thaten, Vergnügungen, Hochzeiten, Krönungen, Reichstagen, Kriegen, Wanderungen, Heldenthaten, Schickſalen, Tod, Begräbniß. —

Unter den Zeichnungen erwähnen wir nur folgende. Perſpectiviſche Anſicht der Ruinen in aqua tinta, 22 Zoll lang 12 Zoll hoch. Grundriß des Pallaſtes. Aufriß der Morgen- und Abendſeite des Thurms Barbaroſſa und Halle Meßthor genannt, und der Kapelle. Durchſchnitt der Halle und der kaiſerlichen Kapelle. Hauptfaçade des Reichsſaalgebäudes. Aufriß und Durchſchnitt der Bogenſtellung am Saal. Hauptthür derſelben und der Altan. Sechs verſchiedene Knaupfverzierungen. Desgl. in aqua tinta. Wandgeſimſe und Knäupfe von der Halle. Wandpfeiler und Knäupfe mit Verzierungen aus der Kapelle nebſt dem Fenſter Barbaroſſa und einer Thür. Der Thron des Kaiſers und der Kaiſerin. Ein allegoriſches Basrelief in aqua tinta. Dieſe Zeichnungen ſind nach den genaueſten Maßen an Ort und Stelle verfertigt, und von einem geſchickten Künſtler geſtochen.

Von den Hauptgegenſtänden giebt ein der gedruckten Ankündigung beygefügtes Probeblättchen im Kleinen einigen Begriff. —

Der Verfaſſer hat den Wünſchen mehreren Subſcribenten gemäß die Einrichtung getroffen, daß nicht bloß Exemplare in Umriſſen (zu dem angekündigten Preiſe von 9 Gulden Rheiniſch) ausgegeben werden, ſondern auch ſolche, worin alle Abbildungen ausgetuſcht und colorirt, und drittens ſolche, worin Umriſſe, getuſchte und colorirte Abbildungen, und Umriſſe mit beygeſchriebenen Maßen befindlich ſind. Der Preis der zweyten Art wird bey weitem nicht das Doppelte der erſten ſeyn, und der Preis der dritten Art den der zweyten nicht viel überſteigen.

Die Aufträge derjenigen, welche auf dieſes Werk zu ſubſcribiren geneigt ſind, wird der Herausgeber des deutſchen Muſeums, oder die Verlagshandlung mit Vergnügen beſorgen.

Inhalt
des vierten Heftes.

Gedichte auf Rudolf von Habsburg von Zeitgenoſſen. Von A. W. Schlegel . . . . Seite 289
Ueber den Glauben. Von Matthias Claudius. . . . — 324
Kunſtnachrichten aus Rom. Vom Mahler Müller . . — 336
Der Adler Jupiters. Von J. G. Meinert . . . . . . — 354
Jakob Degen. Von J. L. Stoll . . . . — 358
Preisaufgabe Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Johann über die Geographie Inner-Oeſterreichs im Mittelalter . . . . — 360
Kaiſer Friedrichs I., Barbaroſſa, Pallaſt in der Burg zu Gelnhauſen . . . . — 368

Druckfehler.

S. 358, in dem Gedichte, Jakob Degen, 8. Vers, für: des Schwerpunkts Hobn, lies: des Schwerpunkts Hohn.

Ebendaſ. 14. Vers, für: das jeder haben will, lies: das jeden heben will.

S. 359, 20. Vers, für: nach höh'ren Sphären, lies: noch höh're Sphären.

Aus dem Trauerſpiele
Hannibal.
Vom Freyherrn von Rothkirch.

Erſter Aufzug.

Saal in Pruſias Pallaſt mit einem Altar der Laren.

Erſte Scene.

Hannibal, Amilkar.

(Sie kommen eilig, Hannibal umſchlingt den Altar, ihm zur Seite ſteht Amilkar.)

Hannibal.

Altar der Laren, heiliges Aſyl,
Zuflucht, allein noch übrig dem Verbannten,
Nimm auf den Greis, den alle Welt verſtoßen,
Den Rache dürſtend, mit des Tigers Wuth
Der Römer Haß von Land zu Land verfolgt.
Ich ſteh am Ziel, nicht weiter flieh ich mehr;
Hier fließt, find ich hier keinen Schutz, mein Blut,
Und ruft aufſteigend zu dem Lichtgefilde,
Und ruft verſinkend in den Schooß der Nacht,
Zum Strafgericht den Orkus, den Olymp,
Euch Eumeniden, und dich Nemeſis. —
Feindſel'ge Götter die ihr Rom beſchützt

Laßt ab von mir, vermehrt nicht meine Qual
Ihr habt geſiegt — Rom herrſcht — mein Maß iſt voll.

Amilkar.

Rom herrſcht, doch Rom erzittert noch, du lebſt.
Auch den Karthager ſchirmen gnäd'ge Götter;
Der Kühne hebt vom Fall ſich rieſengroß.
Nicht enden wirſt du hier, gedenkſt du nicht
Was Jupiter verheißend dir verkündet? —
»Lybiſſens Erde deckt einſt Hannibals Gebein,« —
Sprach das Orakel, ich vertrau dem Gott.
Erſt ſinket dir das hohe Kapitol,
Dann ruhet ſanft im Vaterland dein Staub.

Hannibal.

Mir ſinket Rom, mir ſtürzt das Kapitol,
Wenn antheillos den Kampf die Götter ſeh'n
Ein Mann ſich unter Königen noch findet,
Noch Heldenkraft in einem Volke lebt.
Doch iſt Tyrann nur oder Sklav der Menſch,
Iſt Aller Ziel, ſelbſtſüchtiger Genuß;
Dann trägt die Welt ſchmachvoller Bande werth,
Der Knechtſchaft Joch, und mich befreyt der Tod.

Amilkar.

Nicht feige Syrer, muthige Bithyner
Noch frey von Römerketten zeugt dieß Land.
Hier herrſcht nicht Antiochus, es herrſchet
Hier Pruſias, du darfſt die Hoffnung nähren.

Hannibal.

Die Hoffnung ich? ward je erfüllt mein Hoffen?
Dem Glücke nicht, ich trau der eignen Kraft; —

Was auch geſchieht, frey end' ich, meiner werth.
Doch ſieh! welch hohe, liebliche Geſtalt
Naht ſinnend uns, umglänzt von Eos Scheine?
O möchte doch ein guter Genius
Am fernen Strand den Fremdling ſie begrüßen!

Zweyte Scene.

Hannibal, Amilkar, Pryanide.

(Erſtere im Hintergrund, von letzterer, die gedankenvoll auftritt, unbemerkt.)

Pryanide.

Verſchwunden iſt die Nacht, der Morgen glüht;
Zum Glück, zum Schmerz erwachen Sterbliche.
Den Strahlenpfad ſteigt Helios hinan,
Der Flammenroße goldne Zügel lenkend
Schaut Seligkeit der Himmliſche, und Elend,
Sieht traurend hier den Sterbenden, und dort
Den Neugebohrnen, der ins Leben weinet;
Sieht ſchön bekränzt von Hymen, Glückliche,
Sieht Herzen bang umſchattet von Cypreſſen,
Und ſehnet ſich hinab in Thetis Schooß
Durch überwiegend Leiden tief gebeugt —
Er ſinkt, und thaut verſinkend, Thränen nieder,
Und legt der Ruh die Erde an die Bruſt.
Wohlthätig wandelſt du auf hoher Bahn:
Auf niedrer Bahn will ich wohlthätig wandeln,
Daß ich am Abend mich des Tages freue,
Daß ein Genuß der edeln Herzen werth

Mit mir hinüber ſchlummre, und der Friede
Elyſiums in Träumen mich umfließe.
(indem ſie ſich gegen den Altar wendet, und Hannibal erſieht.)
Was ſeh ich? welcher Blick! wer biſt du, Greis?

Hannibal.

Des Schickſals Spiel, einſt mächtig, hülflos nun.

Amilkar.

Im Glücke groß, im Unglück größer noch.

Pryanide.

Ihr leidet, ſuchet Hülfe, mir genug.
Ich bin des Königs Tochter; eine Freyſtatt
Iſt der Altar; o ſagt, wie dien' ich euch?

Amilkar.

Täuſcht mich ein Traum? erſcheint das Ideal,
Der nachgeſtrebt des Jünglings glüh'nde Seele,
Am Abend des vollbrachten Tags dem Mann?
Stiegſt du vom Himmel auf die wüſte Erde?
Mein Hannibal, geborgen biſt du hier.

Pryanide.

Wie, Hannibal? — Ihr Götter!

Hannibal.

Er ſteht vor dir, ein Flüchtling, ein Verbannter.
Wird endlich Schutz der Ausgeſtoßne finden?
Iſt nur für ihn bey Todten Sicherheit?

Pryanide.

Hier finde Schutz und Sicherheit und Hülfe.
So ſeh ich dich, ſo iſt erfüllt mein Wunſch,
Der ſchöne Wunſch den Helden zu erblicken
Dem Rom gebebt, dieß Rom, der Welt ein Greul.

Nicht du nur ſchwurſt an heiligen Altären
Den Römern Haß. Empört von Uebermuth
Der nur Gewalt zum Thatenmaße wählend,
Den Schwachen ſtürzt, und den Geſtürzten höhnt,
Gelobt auch ich den Römern ew'gen Haß;
Und treu wie du erfüll' ich meinen Schwur.
Wär' ich ein Jüngling, wär' ich hier Gebieter,
Hin zög' ich in Auſoniens Gefilde,
Und aus der Weltbeherrſcherin Ruinen
Brächt' ich der Welt die Freyheit und das Gluck.

Hannibal.

Nur einen König, einen nur ihr Götter!
Mit dieſem Geiſt, und Roma fällt durch mich.
Nicht Bürgermuth, nicht des Senates Weisheit
Erhob zum Haupt der Welt das Kapitol.
Es ſtieg empor vom Sklavengeiſt der Völker,
Vom blöden Sinn der Könige erhoben. —
Karthago rang erſchöpft mit letzter Kraft,
Philipp war ruhig, kalt Antiochus.
Karthago ſank, und Kynokephale
Belehrt zu ſpät den Macedonen ſchrecklich;
Doch frommet wohl dem Syrer dieſe Lehre?
Er freut des Falls der Macedoner ſich,
Er freuet ſich, und iſt der Römer Raub.
Grauſame Götter! habt ihr darum mich
Dem Tod auf Zamas Blutgefild entriſſen,
Daß ich die Größe der Verhaßten ſchaue,
Daß ich, der tief zu beugen ſie vermag,
Vertrieben, flüchtig, ausgeſtoßen irre,
Der Freunde Mitleid, und der Feinde Hohn.

Pryanide.

Nimm meine Hand, die ich zum ſchönen Bund,
Zum ewig unvergänglichen dir biete.
Ein Kind voll Liebe, einen Freund voll Muth
Sollſt du in mir, naht die Gefahr, erproben.

Hannibal.

Du reichſt, des Lebens ſchöner Genius,
Die Hand dem Greis, der nach dem Grab ſich ſehnt,
Und neu erglänzt im Hoffnungsſtrahl das Leben.
Ich halte dich, doch ſinkſt du nicht mit mir,
Läßt das Geſchick mich ungerochen ſinken;
Du bleibſt zum Troſt, zum Segen einer Welt.
Doch folgt mir treu ins Schattenreich dein Bild.

Amilkar.

Wo Herzen glühn, ein hoher Geiſt ſich regt,
Da iſt der Helden wahres Vaterland,
Das Vaterland des Großen und des Schönen.
Nicht Fremdlinge ſind wir auf dieſer Flur
Die Heimath iſt bey gleichgeſtimmten Seelen.

Pryanide.

Nicht Fremdlinge ſeyd Ihr auf dieſer Flur
Dieß ſoll, wie ich, der Vater euch verkünden,
Der dem Altar ſich Segen flehend naht,
Und Segen von der Tochter Hand empfängt.

Dritter Aufzug.

Saal mit dem Altar der Laren wie im erſten Akt.

Erſte Scene.

Pruſias, Pryanide, Nikokles, Gefolge; dann Flaminius und Scipio.

(Pruſias ſitzt auf einem Thron, ihm zur Seite etwas tiefer Pryanide, Nikokles ſteht an des Thrones Stufen; mehrere Bithyner füllen den Saal, am Eingang ſtehen Wachen.)

Pruſias.

Führt nun herein die Abgeſandten Roms.

(Zwey Bithyner eröffnen eine gegenüber ſtehende Doppelthür. Scipio und Flaminius treten mit feſten Schritten und ſichern Blicken ein, und verneigen ſich leicht vor dem König, der ſich mit Pryaniden vom Thron erhebt.)

Pruſias.

Seyd mir gegrüßt' erhabne Konſularen!
Wie theuer mir der Römer Freundſchaft ſey
Hab' ich erprobt, erfüllt iſt euer Wunſch,
Mein Heer entlaſſen, unbedroht Eumen.
Dem Freunde könnt' ihr feindlich nicht mehr nahn,
Begehren nicht, was ich verweigern muß.
So frag ich denn des guten Worts gewiß,
Getroſt, was mir Senat und Volk entbietet?

Scipio.

Ihn auszuliefern, Hannibal, den Feind.

Pruſias.

Iſt's möglich — ihn — den Gaſtfreund fordert ihr?

Flaminius.

Ihn fordern wir.

Pryanide.
Nie liefern wir ihn euch.
Pruſias.
Zu grauſam iſt, zu ſchändlich das Begehren.
Scipio.
Merk auf — du biſt durchſchaut, beſchloſſen hat
Dein arger Sinn des Bundgenoſſen Fall.
Du wagteſt uns zu trotzen, thöricht wähnend
Es würden Syrer über Römer ſiegen.
Erbittert zürnt dir ſchwer, Senat und Volk.
Ihr Zorn verdirbt, Glück ſpendet ihre Gunſt;
Noch kannſt du wählen, bald bleibt keine Wahl.
Ein Wink von mir ſo ſtürzen Pfeilgeſchwind
Die Adler Roms auf dich, den ſichern Raub.
Erwäge ſelbſt welch Loos dann deiner harrt.
Pryanide.
Das Schwerſte iſt, verdienter Schande Laſt.
Nikokles.
Schwer iſt's vom Thron zu ſinken tief im Staub.
Pruſias.
Laßt mir den Greis und nehmt den heil'gen Schwur.
Daß nie zum Kampf er meine Schaaren führt.
Pryanide.
Kein Schwur, er iſt, will Rom den Krieg, dein Schild.
Scipio.
Wer nahe dem verhaßten Puner weilt,
Den trifft gleich ihn verderbend unſer Blitz.
Pruſias.
Wenn ihr ſo ſehr denn ſeine Nähe fürchtet

So mag er ziehn, die Welt hat Raum genug.
Noch giebt es freye Völker, freye Herrſcher;
Er wandle glücklich zu den Glücklichen.

Pryanide.

Soll er in öde Wüſten ziehn, zu Wilden?
Soll er der Laren heiligen Altar
Vertrieben fliehn, der Gaſtfreund, der Verfolgte?
Ihm folgten nach die heimathlichen Götter
Verlaſſend das entweihte Heiligthum;
Einzöge der Erinnen grauſes Chor,
Mit hohlem Laut Tod und Verderben kündend;
Du ſchwurſt, du riefſt die Furchtbaren zu Zeugen:
Erfüllung löſt und Tod allein den Schwur.

Scipio.

Gewalt auch löſt ihn und Unmöglichkeit;
Der Feind ſoll nicht in Wüſten ziehn zu Wilden,
Einziehen ſoll gefeſſelt er in Rom,
Des Triumphators Siegeswagen folgend.

Pruſias.

Er wird es nicht, ich trotze der Gewalt.

Flaminius.

Gefallen ſind Philipp, Antiochus.

Nikokles.

Wie? ſoll dein Thron des Puners wegen fallen?

Pryanide.

Noch beugt der Götter Zorn vermeſſnen Stolz.
Dein Thron wird ſtehn, das Kapitol verſinken.

Flaminius.

Untilgbar, ewig ſteht das hohe Rom.

Scipio (zu Pruſias.)
Weißt du was dir dein Widerſtand bereitet?
Pruſias.
Der Menſchen Liebe und des Himmels Schutz.
Scipio.
Die Feſſeln die du Hannibal entnimmſt.
Du wirſt dem Zug des Triumphators folgen
In Banden mit der Tochter.
Pruſias.
Sie, in Banden?
Sie ſäh ich im Triumphe aufgeführt?
Scipio.
Des Pöbels Hohn, gewiſſen Todes Raub.
Pruſias.
Grauſame, mich, mich nur erſehnt zum Opfer.
Prypanide.
O Vater dich erſchüttre nicht ihr Drohn.
Iſt es der Unerforſchten ew'ger Willen,
Sind Ketten unſer Loos, ich trage ſie
Mit frohem Muth, mit ſtiller heitrer Freude.
Verwunden ſoll mich einzig nur dein Schmerz.
Wir triumphiren, wenn gefeſſelt wir
Des Triumphators Prachtgeſpanne folgen.
Wir ſind beſiegt die ſtolzen Sieger doch.
Sey unbeſorgt ob meinem Schickſal Vater;
Die Welle mag ſich heben oder ſenken,
Mich hebt mein Herz aus der empörten Fluth.
Pruſias.
Dich ſollt' ich ſterben ſehen, dich Theure, dich?

Pryanide.

Iſt denn der Tod ſo ſchrecklich, iſt das Leben
Denn ſo ein großes wünſchenswerthes Gut?
Ein junges Herz für beſſ're Freuden reif,
Entheben gern die Himmliſchen der Erde,
Geſellen gern es ihren Wonnen bey.
Wie lohnte Zeus das kindliche Gemüth
Der Jünglinge, die zum Geſpann ſich bietend
Des fernen Tempels greiſe Prieſterinn
Die Mutter froh zum Heiligthum geführt?
Er ſenkte beyder Lebensfackeln ſchnell
Im Götterſitz ſie ſchöner zu entflammen.
Mag meine Fackel ſinken, ſeh ich doch
Des Vaters Bild am Aetherſchein verklärt.
Ich ſcheide gern, dort winkt Eliſium,
Dort iſt die Heimath, dort erblüht das Glück,
Das ſtäts begehrt hienieden, ſtäts verſchwindet.
Die Sehnſucht zieht mich hin, die Hoffnung ſtrahlt, —
Das Laſter iſt ein Uebel, nicht der Tod.

Pruſias.

Das Laſter iſt ein Uebel; Schreckenswahl,
Die zwiſchen Untergang und Laſter ſchwankt.

Flaminius.

Nothwendigkeit enthebt dich ſchwerer Wahl;
Gehorchen mußt, dem Widerſtand nicht frommt.

Nikokles.

Wo keine Freyheit iſt, iſt kein Verbrechen.

Scipio.

Kann es Verbrechen ſeyn, dem Untergang

Sein Reich, ſich ſelbſt, die Tochter zu entreißen?
Ein Thor giebt ſich für fremde Rettung Preis.

Pryanide.

Für Freyheit, Recht, für Vaterland und Freund
Gibt Preis der Edle, Leben, Blut und Glück —
Nicht Untergang iſt das gewiſſe Loos.
Die Siegesgöttin winkt, es waltet Zeus —
Mit uns iſt Nemeſis. — Zum Kampfe, Vater!
Die Schmach der Welt, und deine Schmach zu rächen.

Nikokles.

Die Folgen denke, denke dein Geſchick,
Du ſtehſt am Abgrund, höre weiſen Rath.

Pruſias.

Zwingt mich zum Kriege nicht, gönnt mir den Frieden
Gönnt Hannibal ein Grab in dieſer Erde;
Der treuſte Bundsgenoſſe bin ich Euch.

Scipio.

Rom will — Herakles ew'ge Säulen ſtehn
Nicht feſter, als der Römer feſter Wille.
Wir fordern Hannibal, der Puner ſterbe!

Dritte Scene.

Hannibal, (der bey den letzten Worten hereintritt.) **Pruſias**, **Pryanide**, **Nikokles**, **Flaminius**, **Scipio**, **Amilkar**.

Hannibal.

Dank, Götter, Dank, der Schande Brandmahl drückt
Das ſtolze Rom auf ſeine freche Stirne;
Nah iſt ſein Fall, ſein Untergang iſt nah.

Scipio.
Dein Fall iſt nah, dein Untergang bereitet.

Hannibal.
Gern will ich fallen, zieht mein Fall, mein Tod
Nur ſchwer herab die Schale eurer Schuld,
Erdrückt euch nur des Sterbenden Gewicht.
Nein, ungeſtraft könnt ihr die That nicht laſſen
Ihr Ewigen, ihr könnt es nicht geſtatten,
Daß eure Welt ein Tartarus dem Guten,
Elyſium dem Laſterhaften ſey.
Zur Rache ruf ich euch, ich ruf euch, hört —
Wenn ihr nicht hört, was wird aus uns, und euch?
Laßt fallen mich, laßt mich zermalmt erliegen,
Nur ſendet Rächer, ſendet Rächer nur.
Erſt wenn der Sieger ſteht auf Roms Ruinen
Ein blutig Meteor in ſchwarzer Nacht,
Wird ſich mein Geiſt in eurem Himmel freun.

Scipio.
Kein Sieger wird auf Roms Ruinen ſtehn.
Dein Geiſt, er wird Karthagos Trümmer ſchaun,
Die Adler ſehn auf den bezwungnen Wällen.

Amilkar.
Noch ſteht Karthago, noch lebt Hannibal,
Noch hält des Schickſals Wage Pruſias —
Ihr Feigen bebt! Hat dieſer König Muth —
Beym Jupiter! das Kapitol verſinkt.

Hannibal.
Es ſinkt, es ſinkt, beym Jupiter! es ſinkt.

Pryahide.
Auf Vater, auf, die Krieges Tuba töne,

Verbannt ſey jeder Zweifel, jede Sorge:
Es zeigt die Pflicht, die Ehre dir die Bahn.
Laß uns vertraun des Meeres leichter Welle,
Sie ſpielet an Auſoniens Geſtade;
Wir kommen, ſehen, ſiegen, und die Völker
Ins Joch gebeugt, entſchütteln ihre Ketten.
Dich kränzt der Ruhm, es ſegnet dich die Welt.

Nikokles.

Nicht kann ich ſchweigen mehr, nicht kann ich ſehen
Wie man zum Abgrund dich mein König reißt
Wie Prvanide ſelbſt den Untergang
Getäuſcht von falſcher Großmuth ſich bereitet.
Iſt auch dein Zorn, iſt auch ihr Haß mein Lohn,
Ich ſpreche wie es ſtrenge Pflicht gebeut,
Wie es dein Wohl, Bithyniens Wohl erheiſcht.
In deiner Bruſt tobt Sturm, kein Entſchluß kann
Im Streit der feindlich regen Triebe reifen; —
Was iſt's das dich ſo ſehr mit dir entzweyt?
Erwählen ſollſt du zwiſchen Römer Glück
Und Puner Fall; kannſt du noch ſchwanken, Herr?
Iſt's möglich daß du ſchwankſt? doch ja du haſt
Ihm Schutz gelobt, dein treues Herz empört
Des Meineids Scheu; voll heil'ger Furcht wähnſt du
Die Himmliſchen begehren, daß dein Wort,
Im ſchönen Mitleid allzu raſch gegeben,
Mit deinem Tod und Untergang du löſeſt?
Sie forderns nicht — mit anderm Maße mißt
Die Herrſcher Zeus, mit andern mißt er uns.
Uns rechnen ſie Wortbrüchigkeit zur Schuld,

Euch wird zur Schuld das treu erfüllte Wort
Wenn es des Friedens Segnungen zerſtört.
Der Völker Glück — dieß iſt der Fürſten Tugend;
Der Völker Unglück, dieß iſt ihr Verbrechen.

Hannibal.

Argliſtiger, meineidiger Verräther,
Ich kenne dich und deine ſchwarzen Plane;
Mir offen liegt dein ſchändlich trugvoll Herz.
Mit ſchönen Worten ſchmückſt das Laſter du,
Von Frieden ſprichſt du, von des Volkes Glück:
So ſtreuſt du Blumen an des Abgrunds Rand
Hinab zu ziehn den König und das Volk.
Schön iſt der Friede, alle Segen ſprießen
Auf ſeinem Pfad; er iſt der Menſchheit Wonne,
Doch Freyen nur, nur Tapfern wird ſein Segen —
Gebundne Hände erndten keine Frucht.
Kampf iſt des Menſchen Loos, erkämpfen muß
Er Alles, alles kämpfend ſich bewahren,
Ein Sklav iſt der, dem Muth zum Kampf gebricht.
Er dulde wenn der Starke ihn verhöhnt,
Als willenloſes Weſen mit ihm ſchaltet,
Er duld' es, doch — als Friedensliebe rühme
Schmachvolle Duldung uns der Feige nicht.
Hohn ſprachen dir vor deinem Heer die Römer,
Sie geben dir an deinem Thron Geſetze,
Den Meineid fordern frevelnd ſie von dir.
Ertrage König wenn du kannſt die Schmach,
Doch ſage nicht daß deines Volkes Glück
Von dir die Schande fordert, glaube nicht

Daß Zeus den Meineid nur in Hütten ſtraft —
Das Laſter ſchirmt kein Purpur vor dem Blitz.

Nikokles.

Von Meineid und von Laſter redeſt du?
Dich kennt die Welt; Sprichwort iſt Puner Treue.

Amilkar.

Du läſterſt meinen Freund, mein Vaterland?
Der Hekate weih',ich dein ſchuldig Haupt.
Tod iſt dein Loos — Ha wären wir die Sieger,
Die Nachwelt würde — Römer Treue, ſprechen.

Scipio.

Entſcheiden wird die Nachwelt gegen euch,
Die der Verträge Heiligkeit verletzend
Sagunt zerſtört, mit Rom den Krieg begonnen
Und ſechzehn Jahre auf Auſonien
Mit blut'ger Hand Gräul und Verwüſtung häuftet.
Die Götter ſind gerecht; es folgt der Schuld
Die Strafe ſchnell. Gefallen iſt Karthago,
Und du, der grauſam dieſen Krieg entflammt,
Der Eris Fackel blutbegierig ſchwang,
Fällſt jetzt, — ſo ſinkt wer gegen Rom ſich hebt.

Hannibal.

O hört es ew'ge Götter, hört's und richtet!
Karthago zeihen ſie verletzter Treue,
Sie, die im Frieden uns Sardinien
Entriſſen, Räuber gegen uns beſchützten,
Den Bürgerkrieg in Afrika entbrannten,
Beſchulden uns, daß wir den Kampf erwählt.
Und ich, der einſt in Canna's Blutgefilden

Vom Tod der Römer Tauſende gerettet,
Heiß mordbegierig, grauſam, ungerecht. —
Nennt ihr mich grauſam, ſprecht, wie nenn' ich euch
Unmenſchliche, die des gefallnen Bruders
Geliebtes Haupt ins Lager mir geſchleudert,
Das Unglück, ſelbſt Barbaren heilig, höhnend.
Weh über euch, weh über euch, ihr Römer!
Die Götter ſind gerecht, die Strafe folgt.

Scipio.

Nicht länger weil' ich in verhaßter Nähe.
(Zu Prußias.) Karthago mußt du folgen oder Rom.
Erkläre ſchnell wem du zu folgen wählſt.

Hannibal.

Erklärung forderſt du? erklärt dir nicht
Dieß dumpfe Schweigen, der geſenkte Blick,
Dieß Aug' in dem kein Heldenfunke ſprüht,
Daß ihr geſiegt, daß ich verrathen bin?
Frohlocke Römer — du, o König, lebe!
Du biſt ihr Werkzeug, biſt ſo lang ſie wollen,
Biſt was ſie wollen; dich zerſtört und formt,
Wie ſchlechten Thon der Meiſter, ihre Hand.
Kühn dich zu heben, ruhmbekrönt zu ſiegen —
Wo nicht, des beſſern Schickſals werth, zu ſterben —
Vermochte nicht dein kleinmuthsvoller Geiſt!
So ſinke, du biſt deines Schickſals werth.
Mir iſt der Tod ein langbekannter Freund,
Ich ſah ihn oft, und fürchtete ihn nie;
Er kommt, ich faſſe männlich ſeine Hand.
Was ich nicht konnte, werdet ihr vollführen.

Euch Ewigen! ſtell ich anheim die Rache.
Ich geh! (zu Pruſias) Nicht länger ſchrecke dich mein Blick,
Beſchließe, nichts vermagſt du über mich;
Dem Leben gleich wird auch mein Sterben ſeyn,
Furchtlos und frey von Römerhaß erfüllt.

(Er geht ab, Amilkar bleibt zurück.)

Herausgabe
des
# alten Reinhart Fuchs
durch
die Brüder Grimm in Caſſel.

Daß das hochdeutſche Gedicht von Reinhart Fuchs durch den um unſere alte Poeſie ſo verdienten Glöckle in der Vaticana glücklich wieder aufgefunden aus deſſen eigenhändiger Abſchrift von uns herausgegeben werden wird, können wir bey demjenigen Theil des Publikums, der ſich die alte Literatur zu lieben und zu fördern angelegen ſeyn läßt, wohl als bekannt vorausſetzen. Es darf ſich auch dieſes in mehr denn einem Betracht merkwürdige Lied (das ſchon eines höheren Alterthums wegen, da es wenigſtens doch in das dreyzehnte Jahrhundert gehört, alle Beachtung verdient) kühnlich mit ſeinem Inhalt neben das ſpätere, nicht minder treffliche niederdeutſche Werk ſtellen, das es nur in einigem berührt, während dem Ganzen ein weit verſchiedener Plan unterliegt, neue Fabeln eingeführt, oder bekannten neue Umſtände beygegeben werden. Mittlerweile iſt nun auch, wovon man bisher eben ſo wenig wußte, die flandriſche Dichtung eines gewiſſen Wilhelm entdeckt, zuerſt von Gräter, dann neuerlich von Wekherlin zur Sprache gebracht, und durch erſteren eine Ausgabe derſelben angekündigt worden. Ein recht willkommener Fund, indem dieſes Gedicht, das ſich genau an die daraus entfloſſene altniederländiſche Proſa und ſomit an das heutige holländiſche Volksbuch anſchließt, folglich auch von unſerer plattdeutſchen Recenſion der Sache nach nicht bedeutend abweichen kann — zwar die Frage nach dem deutſchen oder franzöſiſchen Urſprung wenig zu entſcheiden, oder auch einmahl zu beſtimmen vermögend ſeyn dürfte, dennoch im Einzelnen manchen belehrenden Aufſchluß gewähren wird.

Weniger bekannt möchte es geworden ſeyn, daß wir zu eigener Anſicht und vollſtändiger Benutzung der drey Haupthandſchriften des altfranzöſiſchen roman du renard, welche die kaiſerl. Bibliothek zu Paris aufbewahrt, gelangt ſind. Einige kaum oberflächliche Nachricht hatte zwar bereits Le grand d'Aussy, erſt in ſeinen fabliaux, dann vermehrter in dem fünften Band der notices et extraits des Mss. de la bibl. nationale mitgetheilt; ſtatt aber frühere Irrthümer zu entfernen, neue, vorzüglich über die ſogenannten Verfaſſer des Gedichts hinzu gebracht. Dieſe altfranzöſiſchen *) Quellen, die auf eine frühere, wahrſcheinlich lateiniſche leider verloren gegangene wörtlich hinweiſen, werfen allein ſchon durch ihre Ausführlichkeit (ſie zählen 30000 Reime) ein viel helleres Licht auf Urſprung und Fortpflanzung der Fabel, welche ihrer Natur nach, wie Einſichtige ohnedem erwarten, durchaus ſagenmäßig iſt, wovon alſo

---

*) Von früheren provenzaliſchen ſind uns nur, übrigens unbeſtreitbare, literariſche Spuren vorhanden.

in den gebliebenen deutſchen Bearbeitungen bloß einzelne Zweige beſungen worden ſind. Hier an beſtimmte Erfindung denken zu wollen, wäre das allerverkehrteſte, und in einem gewiſſen Sinne könnte man ſie weder Deutſchland noch Frankreich zu- oder abſprechen. Wir werden uns beſtreben, in einer umſtändlichen, nach Vermögen umfaßenden Unterſuchung mannichfaltige Beweiſe darüber zu ſammeln, daß von undenklicher Zeit her ein Kreis von Sagen, der ſich gleichſam um einen Mittelpunkt, immer um den Fuchs oder Wolf, dreht, ein ächtes Epos ausgemacht hat, wiewohl er in der erſten Periode des Mittelalters zu einer eigenen, beſonders günſtigen Entfaltung gelangt iſt. Wegen ihres fortſchreitenden Details, welches doch nur allein zu feſſeln vermag, wegen einer ſo zu ſagen menſchlichen Gemüthlichkeit, iſt die Fabel vom Reinhart Fuchs die Königin aller anderen *), und erhebt ſich faſt noch eben ſo ſehr über die ihr ſonſt am nächſten ſtehende des Bidpai, als wiederum dieſe über der manchmal gründlichen, gewöhnlich allzu kurzen aeſopiſchen Erzählung, oder gar des Phädrus dürrer Dürftigkeit und Magerheit, worauf kein einziges Auge von Poeſie ſchwimmer, hoch ſtehen. Der moraliſche Zweck der Thierfabel, wie er in den beyden letzteren Sammlungen heraus tritt, iſt ſicher-

---

*) Dieß Urtheil iſt alſo weit fern von der Vergleichung die neulich ein Orientaliſt zwiſchen dem Bidpai und Reinhart zu großen Ungunſten des letzteren gezogen hat. ſ. Diez über das königliche Buch. Berlin 1811 p. 166. 167.)

lich das ſpätere; das frühere und urſprüngliche daran iſt eine unſchuldige rein poetiſche Luſt an dem heimlichen Leben und Weben der Thiere geweſen, deren äußerliche Natur und Eigenthümlichkeit nie untergehen darf, und ſich vielmehr recht fein und kleinlich zeigen muß; aber dadurch, daß man ihnen daneben menſchliche Sinnesart und Schickſale zugab, entſpringt die ganz eigene Vermiſchung menſchlicher und thieriſcher Weiſe, worin der Reitz der Fabel vergraben liegt; die Thiere gewinnen eine ſonderliche Bedeutſamkeit, ohne welche die Poeſie nimmer etwas von ihrem Weſen zu ſagen gehabt hätte. So erſcheinen an dem Fuchs der Schwanz und die rothe Farbe als etwas unerläßliches, und greifen in die Verwickelung der Fabel hinein; dann aber muß er ſich ganz wieder als Menſch gebärden und handhaben, mit den Menſchen als ihres Gleichen frey unterhandeln und reden, während ſie ihn ein andermal als bloßes Thier jagen und fangen; und ſo treten auch die Hunde hier in einer doppelten Eigenſchaft, einmahl als Geſellen des Fuchſes, dann als Diener der Menſchen auf, wo ſie ihn blindlings verfolgen; beyderley aber kann neben und nacheinander ſtatt finden, die thieriſche mit der menſchlichen Schlauheit des Fuchſes verbunden werden, und gerade an Stellen, wo das der Fall iſt, brennt die Flamme der Fabel am lauterſten. Es iſt doch immer ein ganz eigenes räthſelhaftes Ding um das Treiben der Thierwelt, vielleicht giebt es wenig einfache, ſinnende Menſchen, die nicht manchmal an dem gleichſam-menſchlichen Denken, Thun und Recht der anderen Geſchöpfe, die ſie umgeben, nicht gezweifelt, und ſie zu verderben oder zu ſchädigen für etwas ſträfliches gehalten hätten. Dieſe kindliche Anſicht lieh den Thieren Gedanken und Handlungen der Menſchen, nicht um dieſe etwa zu verbildlichen, ſondern weil ſie wirklichen Glauben an ſo etwas hatte, es iſt als brauchten wir nur von der Wurzel, die dazu gehört, genoſſen zu haben, um was die Vögel allen andern unhörbar untereinander ja von unſern eigenen Schickſalen redeten, auf einmahl deutlich zu vernehmen. Die ſittliche Nutzanwendung ergab ſich nicht mehr und nicht minder, als aus jedem anderen Gedicht, das heißt, ungeſucht und zur rechten Stelle um deſto eindringlicher, offenbar könnte der Ausgang und die Wendung einer einzelnen Begebenheit den Forderungen anderer Zeit und Denkweiſe entgegen ſeyn, das Gefühl der Leute, welche gebildete heißen, verſehren; wie denn, wofern dieß nur allerwärts gültig und richtig geweſen wäre, über gar manche poetiſch lebendige Luſtbarkeit, Sitte, manchen Spaß und ſelbſt Sprüche und Wörter des gemeinen Volks der Stab gebrochen würde. In der That aber haben ſie bey aller anſcheinenden Unſittlichkeit die wahrhafte, eigentliche Zucht vielleicht nur ſelten beleidigt. Was den Reinen rein iſt, und erlaubt, ein freyer nie einfreſſender Scherz, (wie es Kräfte giebt, die der Haut ganz unſchädlich ſind, den innern Theilen Gift werden) das kann nur durch Mißbrauch in ſündliche Ueppigkeit ausgeartet ſeyn, die man an ihrer kraftloſen meiſtentheils plumpen Zuſammenſetzung bald erkennt. Den altfranzöſiſchen Erzählern kann man vorwerfen, daß ſie nicht ſelten über die Gränze gewichen und auf die böſe Seite ausgetreten ſeyen, welches auch einen Theil des gegenwärtigen roman du renard treffen mag. Sollte ſich alſo ausweiſen, daß daher das deutſche oder niederländiſche Gedicht entſprungen wäre, ſo gebührt dieſen Lob dafür, daß ſie die wahre Schicklichkeit wieder allenthalben in ihre Rechte eingeſetzt hatten, unerachtet eine moderne Ausſcheiderey, dem Kahlen und Dünnen zu Gefallen, den Reineke Vos ſo wenig als den Fiſchart, Eulenſpiegel und Morolf unverſchont könnte hingehen laſſen.

Ob die franzöſiſchen Gedichte, von denen wir vollſtändige Abſchrift beſitzen, ganz wie ſie ſind erſcheinen dürfen, wird zum Theil von dieſer Betrachtung eben abhängen, ob ſie aber größtentheils oder nur theilweiſe abgedruckt, oder überall in getreuer Ueberſetzung gegeben werden können, von der jetzigen Lage des ſinkenden deutſchen Buchhandels. Vorläufig mag, wie wir etwa im letzten Fall verfahren würden, nachſtehende Probe zeigen, die ſich auf das genaueſte an den Text hält. Es iſt eines der unterhaltendſten Stücke aus dem Ganzen; auch bisher noch völlig unbekannt und in Legrands Auszug ſchlechterdings ausgelaſſen. Außerdem hätten wir dabey eine Nebenabſicht. Die Sage both überraſchende Aehnlichkeit mit einem in Heſſen gangbaren Kindermährchen dar, ohne daß dieſes auf eine denkbare Weiſe aus dem franzöſiſchen oder irgend einem anderen Buch abgeleitet werden könnte. Denn in dem gewöhnlichen Reineke mangelt nicht nur alles oder ähnliches, ſondern es dürften ſchwerlich in einem anderen deutſchen Buch Spuren davon angetroffen werden. Wir laſſen dieſe Erzählung auf die andere folgen, man wird gleich ſehen, daß ſie auf etwas ganz anderes ausläuft, wie auch verſchieden eingeleitet iſt. Dennoch aber müſſen ſich die beyden Ausſchläge einer alten Sagenwurzel einander anerkennen, und weiſen unwiderleglich auf einen gemeinſamen Urſprung. Einmal aufmerkſam geworden haben wir den hin und wieder unter gemeinen, beſonders alten Leuten umgehenden Erzählungen fleißig nachgeforſcht, und manche unerwartete Beſtätigung der ganz volksmäßigen Eigenſchaft dieſer Thierfabel erhalten, ſo daß darunter gegenwärtiges Märchen nicht einmahl die erſte Stelle für die Erläuterung der alten Poeſien einnehmen würde. Ueberall und verglichen mit handſchriftlichen Quellen ſtößt man auf Grund und Stammähnlichkeit, allein eben ſo oft auch auf bedeutende Familienzüge, um derentwillen die zuſammenfließende Verwandtſchaft ſchon ziemlich hoch hinauf gerückt werden mußte. Möchten nun Leſer dieſer Zeitſchrift, denen die ungemeine Wichtigkeit traditioneller Volksſagen einleuchtet, hierdurch veranlaßt werden, in ihren Gegenden, zumeiſt aber in abſeits gelegenen Berg- und Walddörfern, wo die Natur ſelbſt alter Sitte und Ueberlieferung gleichſam einen Hinterhalt gegönnt hat, zu ſpüren, ob nicht ein oder die andere Erzählung ſolcher Thiergeſchichten (vom Fuchs, Wolf, Hund, Bär, Hahn, Sperling, Kater ꝛc.) fortlebe, vollſtändig oder ſtückweiſe, im Lied, oder wie gewöhnlich der Fall ſeyn wird, in Proſa, mit nicht ſelten einfallenden Reimen. Durch getreue, weder ändernde, zuſchneidende, noch zuſetzende, alle Eigenheit des Erzählenden genau, mit den Unregelmäßigkeiten der Wortfügung und Mundart wahrende Aufzeichnung derſelben würde uns, und wie wir behaupten, auch demnächſt zu erweiſen hoffen, der Geſchichte vaterländiſcher Literatur ein Dienſt geſchehen. Als Beyſpiele einiger hier zu Land beſonders noch lautbarer Märchen können dienen: das von der Wittwenſchaft der Frau Füchſin und dem Scheintod des alten Herrn — vom Zweykampf des Fuchſes (oder Wolfes) mit dem Hund und ihren ſonderlichen Secundanten u. ſ. w., wenn wir auch dieſe ſchon insgeſammt kennen, würde ſich doch eine noch ſo kleine Variante wichtig machen, inſonderheit wäre zu forſchen, ob nichts von einem blau oder gelb gefärbten Fuchs, oder einem Ackerfeld, das Hirſch, Wolf, Fuchs und Hahn mit einander ausſtellen, erzählt werde; insgemein aber werden uns alle und jede Sagen willkommen und angenehm ſeyn *).“ Es iſt höchſte Zeit geworden, alte Ueberlieferungen zu ſammeln und zu retten, damit ſie nicht, (nach einer Vergleichung Wolframs von Eſchenbach) wie Thau in heißer Sonne vergeht, wie Feuer im Brunnen erliſcht, in der Unruhe unſerer Tage auf immer verſtummen.

---

*) Geneigte Mittheilungen dieſer Art könnten am beſten durch Buchhandlungen zum Beyſchluß an andere nahgelegene uns zugelangen.

Die Begebenheit

von Reinhart dem Fuchs, Lüning [*]) dem Sperling, und Morholt dem Rüden.

(roman du renard 21453 — 22071.)

Leicht und freudig kam nunmehr Reinhart in den Wald gegangen, und ſah an einem Abhang ſtehen einen reichtragenden Kirſchenbaum; niemahls war dem Ungetreuen größere Freude widerfahren, als da er unter denſelben Baum gelangte; auf und nieder ſtiegen ſeine Blicke, er gewahrte oben im Wipfel eines Sperlings, welcher ſich erluſtigte von Aſt zu Aſt zu ſpringen. »Lüning — ſagte er — wie iſt dir doch ſo viel Seligkeit beſchieden, viel mehr denn anderen Vögeln, daß du dich alſo magſt ergötzen in dieſen Kirſchen.« — Reinhart, die wollte ich dir gern laſſen, denn ich ihrer ſatt habe, ſprach Lüning — »was hülfe mir das, wo ich ſie nicht kriegen kann, wollteſt du mir nur zwey herab werfen, ſo ſollte ich wohl ſchmecken, ob ſie zu eſſen ſind?« — nimmer aßeſt du dergleichen Koſt, doch will ich dir ſie gern geben, und verlangt' es dich, einen Sechter voll zu eſſen. — »Schönen Dank lieber Freund, will dir auch wiederum gegendienen nach meinem Vermögen.«

Hiermit ſchwieg Reinhart, und ſagte nichts mehr. Lüning aber warf ihm drey Kirſchen an einem Zweiglein hangend herunter; begierlich und fröhlich aß er ſie:

---

[*]) Es war erlaubt, den altfranzöſiſchen Namen *droiar le moisnel* durch einen bekannten deutſchen Provincialiſmus wiederzugeben.

»Ey, Lüning, gäbeſt du mir noch mehr davon, denn gar lieblich befinde ich ſie, und wohlſchmeckend in allen Stücken, bey deines Vaters Seele!« Da warf ihm Lüning reichlich und in Ueberfluß einen ganzen Schoos voll, und Reinhart aß ſo viel, bis daß er ganz geſättigt wurde, — willſt du noch mehr? — »nein ich habe zu Dank, könnte auch keine mehr eſſen.« So höre mich, ſprach Lüning, weil ich dir nach allem deinem Willen gelebt und du erlangt, weſſen du mich bateſt; nicht unbewußt iſt mir, daß du manchen Handel geſchlichtet, manches Land erfahren, und Abentheuer zu Sommers- und Winterszeit gefunden haſt, wodurch billig dein Preis und Ruhm immer höher ſteigen; möchteſt du wohl armen Leuten genaden, ein weniges deiner Wiſſenſchaft zufließen laſſen; ſiehe, ich befinde mich in rechter, großer Noth, werüber ich mir gern Rath und Hülfe von dir ausbitten möchte. — »Bey St. Niclas, — ſagte Reinhart — nicht ſchlimm werde ich dir rathen, denn du auch zu meinem Willen gelebt haſt; ſage nur an, was dich quälet, und guten Rath ſollſt du haben. Mach dir auch nicht Gedanken keiner Art, dieweil du mein gar werther Freund biſt, ſo werde ich treulich und unverweigerlich, wo und wenn ich nur irgend vermag, dir mit gutem Rath und That nicht entſtehen, in allem Stücke, was es auch ſey, und worum du mich wirſt befragen; aber ſag nur, was haſt du vor?«

Lüning auf dem Baum oben antwortete: mit wenig Worten will ich es offenbaren; ſiehe, hier im Neſt habe ich neun junge Spatzen liegen, welche meine lieben

Kinder ſind, zum Erbarmen iſts anzuſehen, was ſie tagtäglich an der fallenden Krankheit leiden müſſen *). — »Laß das gut ſeyn — ſprach Reinhart, — die ſoll ich bald geheilt haben, mach dir keine Sorge; du haſt wohl gehört, wie ich vor zwey Jahren allbereits in Calabria, Lombardei, Toscana und Herminia war, dreymahl das Meer überſchiffte, unſerm Herrn dem Kaiſer Frevel **) Arzeney zu holen; ſeinetwegen kam ich nach Konſtantinopel und in alle Welt, fuhr auch übers engelländiſche Meer, und reiſte ins Land der Iren, bis daß ich ihm ſeine Heilung gefunden hatte, davon er geneſen konnte, bin nun Caſtellan ſeines ganzen Reichs.« —

Reinhart, zeige mir nun das Arzneymittel an, davon meine Jungen geneſen! — »Lüning — ſprach er — beym St. Omer, chriſtenen ***) mußt du ſie laſſen, ſind ſie einmahl getauft, ſo werden ſie dir nimmer in das Uebel verfallen.« — ſprach Lüning: ich glaube dir wohl, woher aber den Pfaffen nehmen? — »Pfaffen — ſagte Reinhart — ſag, bin ich nicht Pfaffe?« — Bey meines Vaters Seele, das war mir gänzlich entfallen; nun aber bitte und begehre ich, daß du ſie wolleſt taufen. — »Von Herzen gern, ſprach Reinhart, ſo Gott will, der älteſte ſoll den Nahmen Lehnhart empfangen, in Anſehung der übrigen wollen wir uns dann ſchon weiter bedenken.« — Du redeſt wohl, ſagte Lüning.

---

*) Cheent (tombent) de goute.

**) Der Nahme des Löwen im altdeutſchen Gedicht, wogegen er im franzöſiſchen und ſpäterdeutſchen noble heißt.

***) Chreſtienner, engliſch christen, fällt gewiſſermaßen mit chriſmen zuſammen, wie auch Χριστος und Χρισμα.

Alſo ging Lüning ins Neſt hinein, nahm ſeinen älteſten Sohn, und warf ihn ohne langen Anſtand zu machen dem Reinhart hinab, welcher den Schoos aufhielt, ihn auch ohne Gefährde in richtigen Empfang nahm, und ihm ſogleich in ſeinem Leib die erſte Weihe *) gab. Eins und eins warf ihm Lüning alle ſeine Jungen herab, und Reinhart chriſtnete ſie alle wohl. — Tauf nur ſie fein ſäuberlich! — »hab keine Sorg, ſie ſollen nicht wieder ins Uebel fallen.»

Da ſchaute Lüning nieder. Als er nichts mehr ſah noch hörte von ſeinen Söhnlein, fiel ihm ſchwer aufs Herz, daß er betrogen wäre. Reinhart, wo ſind meine Söhnlein, ich ſerge ſehr, du habeſt ſie weggeſchafft? — »Nein ich, ſie ſind hier unten in guter Verwahrung.« — Ey du böſer Verräther, du haſt ſie gefreßen! — »Nein wahrhaftig, das hab ich nicht gethan« — doch haſt du, ſchlecht gilteſt du, was ich dir je zu Dienſte war. — »Du Narr, ſie ſind weggeflogen.« — Nein, nicht weggeflogen — »gewißlich, ſie ſind's« — daß du erblinden

---

*) Primsegner (nordiſch primsigna.) Zwey Mss. leſen: en son corps le fist prisonnier ſtatt primsegnier, welches zwar auch einen tauglichen Sinn giebt, wiewohl offenbar die erſte Leſeart den Vorzug verdient. Uebrigens kann man ſich nicht enthalten, bey dieſen neun Sperlingen an die griechiſche Sage von den neun Sperlingen (wobey nur der alte zu den acht Jungen geſchlagen wird) zu Aulis, woraus Kalchas weiſſagte, und die auch zuſammen von einem Drachen aufgefreſſen wurden — zu denken.

müſſeſt in deinem Auge; hätte ich dich, ſo ſchlüge ich in dein Geſicht — »Thus einmahl, komm und ſchlag mich!« — Bruder, wohl weißeſt du, daß ich nicht könnte — »könnteſt du nicht?« — Nein — »ich begehre es auch nicht« — ſo ſage mir nur Falſcher, was du mit ihnen angefangen? — »gefreßen hab ich ſie, bey meinen Treuen, daß du es wiſſeſt.« — Gefreßen haſt du ſie? — »bey meinem Haupt ja, und ich ſchwöre dir zu allen Heiligen der Welt, daß ſie nimmermehr ihr Uebel bekommen ſollen, ich wollte, ich hätte dich dazu.« Kehrte ſich damit um, und verweilte nicht länger da.

Nun hätte man ſehen ſollen, wie Lüning ſich über alle Maßen kläglich gehub, und ſich in allem die Schuld gab: o weh, meine Kinder, ich klage mich an als euern Mörder, die Reue kommt hintennach, niemand hat geſündigt außer ich, zu früh in zarter Jugend hab ich euch dem grimmen Tod geliefert, auf mir allein laſtet das Unrecht, beſſer ich wäre geſtorben, denn daß ich lebte. Ohnmächtig fiel er auf den Erdboden, ſein Elend und große Thorheit vielfältig bejammernd, und that ſich manch hartes Leid an, mit harten Bißen, die er ſich mit dem Schnabel gab, und Ausraufen ſeiner Federn, deren er nur wenige auf ſeinem Leibe ſtehen ließ. Endlich aber ſetzte er ſich ein Ziel, und gedachte vielmehr, wie er ſeinen Schmerz beſänftigen möchte, dadurch, daß er ſich an Reinharten, der ihm ſolches Leid zugefügt, rächte, denn die Rache deuchte ihm vor allen Dingen lieblich, hin und her überlegt er, im ganzen Lande beſchloß er umher zu ziehen, ob er irgend einen fände, der ihn rächen möchte.

Begab ſich ohne Verweilen auf die Fahrt, und flehte Gott an, ihn an ſolchen Ort und ſolche Stelle zu ſchicken, wo er ſich Beyſtand und Helfer fände; da war weder Hund noch Hündin, die er vorbey gegangen wäre, und nicht angeſprochen hätte, um das was ihm Noth that. Aber alle antworteten höflich, daß ſie ſich nicht darauf einlaſſen wollten, große Verſchlagenheit gehöre dazu, ſagten ſie, weil doch Reinhart ſehr gefürchtet wäre: »geh und ſuch dir andere.« Von dieſer Antwort zürnete Lüning, wartete keinen Augenblick länger, und flog große Klage führend und verſenkt in Leid, weiter fort, bis er endlich auf einen Hof kam, wo ein magerer Rüde auf dem Miſt ausgeſtreckt lag, der weder Hand noch Fuß regen konnte, denn der Hunger hatte ihn heftig abgezehrt.

Dieſem näherte ſich Lüning. Morholt, wie geht es dir? — »ſchlecht genug Herr, ich diente einem Bauer, wo es ſchmale Biſſen ſetzte, der Meiſter that, als ſolle er heuer Hungers ſterben« — das kommt daher, daß es ein wenig theuer iſt, da erblickt er nichts als Krautjahre *); hör aber, mein lieber Freund, wo du erbietig wäreſt, mir einen Dienſt zu erweiſen, ſo ſage ich dir ohne Scherz, du ſollteſt ſeit der Stunde, da du geboren wareſt, keinen redlicheren Meiſter gehabt haben,

und

---

*) Il cuide avoir herbout tot dis. Das Wort herbout bedeutet Mißwachs, wo die Frucht in das Kraut ſtatt in das Korn ſchießt, demnach ſteht es geradezu für famine, [illegible]

und bald Eßen, die Hülle und Fülle bekommen. — »Herr, hört an, ſchafft ihr mir zu eſſen, daß ich mein Herz wieder ein Bischen fühle, ſo möget ihr von mir begehren, was ihr immer wollt, das ſoll ich alſobald verrichten, wiſſet, daß wo ich all meine Stärke wieder habe, weder Reh, noch Bär, noch Hirſch iſt, im Wald oder auf der Fläche, der mir zu entrinnen vermöge; bekäme ich aber jetzt mein gutes Eßen, zweifle ich nicht, daß ich bald ſtärker werden würde, denn ich jemahls geweſen bin.« — Lieber Freund, Eßens ſollſt du ſatt haben, ſo viel dir nur gefalle, und mehr als du aufeßen könneſt.

Sprach Morholt; »auf dieſe Weiſe bin ich hier ganz bereit dir zu dienen, ſtehe auch zu deinem vollen Willen; ſage mir nun, wer etwa der ſey, den du haßeſt, und verhehle mir ſeinen Nahmen keinerdings.« — Meiner Treu, ſagte Lüning, das iſt Reinhart, der rothe Böſewicht, der mir alle meine Kinder gefreßen, der mich in ſolches Leid und Schaden geſtürzt hat, daß, möchte ich an ihm gerächt werden, ich nichts weiter auf der weiten Welt begehre. — »Lüning, du redeſt wohl, ſchlau und verſchlagen iſt Reinhart, und ſeine Liſten ſind mannichfalt; aber bey dem, der mich erſchaffen, du ſollſt an ihm gerochen werden, fürchte nicht, geräth er mir unter meine Füße, ſo ſoll es ihm wahrhaftig ſchlecht ergehen, wofern du hälteſt, was du mir verhießeſt« — komm und folge mir, ſprach Lüning, und weile dich nicht länger.

Aufhob ſich Morholt bey dieſen Worten, ſo gedrückt war er von dem erlittenen Hunger, daß er ſich kaum konnte fortſchleppen, langſam, nach Speiſe herzlich verlangend, folgte er nach. Nun war nah an demſelben Wege ein Geſträuch, in dieſes hieß er Lüning ſich bergen: warte hier ein kleines, ich ſehe dorten einen Kärrner gefahren kommen, der Fleiſch und Brot geladen hat, und den ich gedenke zu beſtricken; ſieheſt du nun, daß er mir nachgeht, und den Karren ſtehen läßt, ſo mach dich alsbald darauf, zieh dir einen Braten herunter, nachdem es dir Noth thut, — »ich will nicht ermangeln«, antwortete Morholt.

Eilend lief Lüning, und flog hin, wo der Kärrner fuhr, und er zeigte ſich alſo mit Hüpfen und Flattern vor ſeinen Augen, als einer der empfangener Wunde halber nicht recht fort mochte, daß ihn der Kärrner wohl gewahrte, und bey ſich dachte, er wolle ihn fangen. Ging ihm alſo nach, Lüning aber ließ ihn immer nah kommen, und ſprang immer fort, und der Kärrner folgte als weiter nach; wieder ein wenig wartete der Sperling, bis er ihm faſt hart auf dem Halſe war, dann fing er an allmählig ſchneller zu ſpringen. Morholt, der in dem Buſch lag, zauderte aber auch nicht, ſondern ſchleppte ſeinen Leib, ſo gut er mochte, hin zu dem Karren; wie es nun ans Steigen kam, ſo empfand er große Mühe, vollbracht' es doch zuletzt, ſtieg obenauf, warf einen guten Fleiſchbraten herunter, ſtieg wieder herab, und brachte denſelben mit gar nicht leichter Mühe fort. Lüning aber, nachdem er ſich genug vergnügt, und den Kärrner genug genarrt hatte, auch wohl bedachte, daß nun Morholt ausgerichtet haben würde, wonach er trachtete, erhob ſich plötzlich, und flog in die Lüfte. Große Schweißtropfen rannen dem Kärrner nieder vom Rücken, ſtracks kehrte er zurück, wo er ſeinen Wagen gelaſſen hatte, verfluchte ſich und die Stunde, wo er denſelben Vogel erblickt, der ihm ſo übel mitgeſpielt, ſprang auf ſeinen Gaul, und fuhr, indem er Lüning zu allen Teufeln ſchickte, mit der übrigen Ladung ſeines Weges weiter. Lüning kümmerte ſich aber wenig darum, machte ſich ganz andere Gedanken, und flog hin zu dem Buſch, wo er Morholten freßend antraf. Grüß dich Gott! — »euch auch, ich ſtände gern auf, euch zu bewillkommen, bin nur noch nicht genug erquickt.« — Bleibt ſtill liegen, und ruht euch, denn ihr bedürfet deſſen — »das weiß Gott, an Speiſe mangelt mir nichts, aber zu trinken möchte ich haben.« — Ueberflüßig ſollſt du deſſen haben, eh ſich der Tag zu Ende neiget, ſieheſt du dort jenen Wagen heran fahren, ſchwer mit Wein beladen? weil ich nun ganz und gar zu deinem Dienſt geneigt, und dir in allem zu Willen bin, hoffe ich bald dir davon zu trinken zu ſchaffen — »große Künſte wirſt du da ſehen laſſen.«

Hiermit brach Lüning auf, als der es gerne that, und vielfältigen Trug bekannte; mittenhin auf die Straße flog er, und ſetzte ſich da. Peitſchend kam der Fuhrmann des Weges gefahren. Lüning war alſobald her, ſprang auf den Kopf des Karrngauls, und hub an, deſſen Aug mit ſeinem Schnäblein zu picken, daß er es bald ausgeſtoſſen hätte. Wie das der Fuhrmann wahrnahm, ob er da harten Aerger gewann, das iſt unnöthig zu fragen, ſchnell ſo griff er ſeinen Stock, und gedachte den Vogel zu treffen, viel aber fehlte dazu. Lüning, gar keines ſolchen Streichs begehrend, war ſich her, flog zur anderen Seite, und jener, der ſichs nicht verſah, traf ſein Pferd ſo hart auf den Kopf, daß ers augenblicklich zu Boden ſtreckte, da waren dem Pferde Hals und zwey Beine zerbrochen. Gar wenig Freude hatte der Fuhrmann, damit aber das Unglück voll gemeſſen würde, gerieth er ſelbſt wanken, der Wagen ſtürzte um, der Reif vom Faß löſte ſich, ſein Boden ſtieß auf, dahin floß der ganze Wein, eilends flog der Spatz in die Hecke zu Morholt. Morholt mach dich auf, genug zu trinken findeſt du. — »Dank euch ſchönſtens, lieber Herr.« In großem Schmerz war der Fuhrmann, da er todt ſein Pferd, vergoßen den Wein ſah, jämmerlich gehub er ſich, ſein Meſſer nahm er, und erzürnten Muthes zog er dem Gaul die Haut ab.

Morholt war ſehr fröhlich: mach' fort, rief Lüning zu, den Fuhrmann ſehe ich abziehen, ſo komm und trinke, eßen fehlt dir nicht — beyde zuſammen gingen zur Stelle, nach ſeiner Herzensluſt trank der Rüde den fließenden Wein. Biſt du nun zufrieden, haſt du deinen Willen? »ja« ſagte Morholt.

Eine Weile blieben ſie da, Morholt aß und trank gut gemeſſen, wurde auch ganz dick und fett, und bekam einen leichten, kräftigen Leib, worauf er alſo den Sperling anredete: »ſchuldigen Dank zuvor für eure guten und treuen Dienſte; weil ich aber nun meinen

Leib befinde ſtark und leicht zu ſeyn, ſtehe ich nun bereit Rache zu nehmen an Reinhart, über den ihr ſo gewaltig klagt, und was er euch Unrechts angethan hat, theuer zu vergelten.« Lüning, wie er ihn ſprechen hörte, ſtand auf, mit lieblichen Worten antwortete er: mein ſchöner, ſüßer Freund, ihr ſaget recht, nichts in der weiten Welt fehlte mir, ſo ich an ihm gerochen würde, bleibet hier und wartet meiner, ich will gehen und ihn aufſuchen, wo ich ihn mag erreichen, reget und rührt euch nicht, bis daß ich ihn aus ſeiner Burg hier in die Nähe gelockt habe. — »halt ich ihn einmahl feſt, ſprach Morholt, ſo wollte ich keine andere Sache dafür hinnehmen.»

Fortflog Lüning, dieweil jener ſich ruhete, gerade Weges vor Reinharts Burg kam der Sperling, die er ganz eigentlich kannte, nahte ſich der Hausthür ohne alle Furcht, und blickte durchs Schlüßelloch hinein, Reinharten ſah er liegen, wie er da guter Ruhe pflegte. Reinhart — ſchrie Lüning — ſo ſtark ers nur vermochte, ſeine Stimme zu heben, und böſes Trugs erfüllt: Reinhart, gehe heraus, dreh mir nur den Hals um, denn hier ſtehe ich; länger leben mag ich nicht, mein Leiden bringt mich ganz von Sinnen, befrey die Welt von mir, ich verlange nicht mehr des Tageslicht anzuſehen, ſeit du mir meine Kindlein genommen und ertödtet haſt! — Reinhart aber, wie wohl er in behagender Ruhe und Frieden da lag, ſobald er Lüning heftig ſchreyen hörte, und vernahm, daß er hinaus gehen ſollte, ihn zu freßen, ſtand ohne Zögern auf, trat vor die Thüre, und dachte auf den Spatzen zugehend denſelben zu haſchen. Der Spatz hatte aber noch wenig Willen zu ſterben, that einige Schritte rückwärts, und ſetzte ſich wieder nieder. — »Pfui, ſprach Reinhart, du armes Wichtlein, flieheſt vor mir, und traueſt dir nicht zu warten, meineſt du es läge mir viel daran, dich zu fahen, beym H. Simon, ich wollte mit dir ſpielen, und gehre nicht, dich anzurühren, eher wollte ich mein Aug aus dem Kopf verlieren, als dir ein Leid anthun, vor mir kannſt du ruhig dich hierher ſetzen, wenig gelüſtete mir dich zu ergreifen.« — Ach! thus mir, ſprach Lüning, komm und würge mich, ich weiche dir nicht von dem Flecke, und möchte dir nimmer entfliehen.

Reinhart, der vor Begierde brannte, den Vogel zu haben, und glaubte, er rede Wahrheit, lief ihm nach, doch jener ſprang wieder fort, bis in den Buſch, da er ſich ſetzte, und ſagte: von hier aber will ich nicht wanken und weichen, und von deiner Hand den Tod empfangen. Reinhart, deſſen Gier immer wuchs, und alles daran geſtellt hätte, den Sperling zu beſitzen, ſetzte mit guten Sprüngen nach, kaum aber war er zur Stelle gelangt, als Morholt aus dem Geſträuche fiel, und den Fuchs gut zu faſſen kriegte. Schnelle Flucht vergaß er nicht, da er ſich alſo betrogen fand, Morholt aber packte ihn am Kragen, und ſchüttelte ihm den Pelz durch, tüchtig und wacker. Dennoch entwand er ſich, aber Morholt ſprang nach, und faßte ihn neuerdings, biß ihn in den Schenkel, warf ihn zu Boden, und tummelte auf ſeinen Bauch herum, zerrend und zauſend, daß es ein Jammer war anzuſehen, riß ihm auch einen guten Riemen vom Rücken ab, der war mehr denn drey Daumen breit. In eine ſchlimme Falle war Reinhart gerathen, Morholt hielt ihn ſo feſt gepackt, daß deſſen Zähne nicht aus ſeinem Rücken heraus kamen, einen ſolchen Gaſt hätte er ſich gern verbeten, wo er nur etwas ausrichten gekonnt hätte. Nun biß und zog und riß er ihn ſo lange ins Fleiſch, daß er wie todt da lag; aus Langerweile ließ ihn der Rüde liegen, und ging davon.

Voller Freuden ſtand Lüning, vor Morholten kam er da geflogen; wie haſt du alles ausgerichtet? — vortrefflich wohl, brauchſt nicht zu ſorgen, er wird gar wenig Speiſe mehr bedürfen, denn meine Zähne haben ihn zerzauſt, daß wo er heil davon kommt, der Teufel ſeine Laſt mit ihm haben wird, ſo viel Haare hat er in Stich gelaſſen, daß nimmermehr er vor ehrlichen Leuten erſcheinen kann, ſchwerlich wird er wieder auf die Beine kommen.« — Innigliche Freude geſchieht mir daran, was ich dir geleiſtet, haſt du wohl vergolten, ich befehle dich Gott und ſeiner Mutter! — deßgleichen nahm auch Morholt Abſchied, und ging ſeiner Wege. Lüning aber, als ein geſcheidter und witziger Vogel, verblieb eine kleine Weile länger, er kam auf den Fuchs los gegangen, nach Herzensluſt dachte er ihm den Text zu predigen. Mit kleinen Sprüngen hüpfte er an den Platz, wo er zu Boden lag. Ey, wie ſtehts, wie befindet ihr euch, mein Herr Reinhart, wenig hat euch jetzt eure Kunſt ausgeholfen, ein übles Spiel habt ihr euch unterfangen! Ein wenig verworren iſt euer Pelzrock und in ſchlimme Unordnung gerathen; müſſet euch allerdings ein paar Lappen einflicken laſſen, nöthig thut es, daß ihr Nadel und Zwirn herbey ſchaffet; hält er auch noch ein Weil hin, thut euch doch bald ein neuer vonnöthen, ſonſt möchtet ihr vor Kälte Schaden nehmen; es ſey dann, Frau Hermeline wolle euch zwiſchen ihr Hemd und ihre Haut ſtopfen; werdet es doch nicht für übel nehmen, daß ich ſo frey bin, euch guten Rath zu geben?

Kein Wörtchen ſprach Reinhart, wie gern ers gethan hätte, er mochte aber keines ſeiner Glieder regen. Lüning endlich, als er ihn genugſam zum Beſten gehabt, ließ ihn liegen und entflog, froh daß er ſich an ihm gerächt hatte.

Das Märchen vom treuen Gevatter Sperling.

(Aus mündlicher Erzahlung.)

Es war einmahl eine Hirſchkuh, die war mit einem jungen Hirſch ins Kindbett gekommen, da bat ſie den Fuchs, Gevatter zu ſtehen. Der Fuchs aber lud noch den Sperling dazu, und der Sperling wollte noch den Haushund, ſeinen beſonderen Freund dazu laden. Der Hund aber war von ſeinem Herrn ans Seil gelegt worden, weil er einmahl ganz betrunken nach Haus gekommen war. Der Sperling meinte: das hat nicht viel auf ſich, pickte am Seil einen Faden nach dem andern los, ſo lang bis der Hund frey war: da gingen ſie nun zuſammen zum Gevatterſchmaus, waren auch ſehr luſtig, der Hund aber verſah's, und übernahm ſich wieder im Wein, taumelte, als er nach Haus ſollte, und blieb endlich mitten auf dem Wege liegen. Da kam ein Fuhrmann dieſer Straße, und wollte gerade über ihn fahren. »Fuhrmann thus nicht, rief ihm der Sperling, es koſtet dir dein Leben.« Aber der Fuhrmann hörte nicht darauf, trieb die Pferde gerade über den Hund, und die Wagenräder zerbrachen ihm die Beine. Fuchs und Sperling ſchleppten den Gevatter heim, wie ihn der Herr ſah, ſprach er, der iſt ja todt, und gab ihn dem Fuhrmann, der ſollt ihn begraben. Der Fuhrmann lud ihn auf, und fuhr fort. Der Sperling flog immer mit und rief: Fuhrmann es koſtet dir dein Leben! dann ſetzte er ſich einem Pferd auf den Kopf und rief: Fuhrmann es koſtet dir dein Leben! Der Fuhrmann ward bös, griff nach ſeiner Hacke und holte aus, aber der Sperling flog in die Höhe, und der Fuhrmann traf ſein Pferd auf den Kopf, daß es todt hinfiel. Er fuhr nun mit den beyden andern weiter, da kam der Sperling zurück, ſetzte ſich dem andern Pferd auf den Kopf, und rief: Fuhrmann, es koſtet dir dein Leben! Der Fuhrmann ſchlug wieder, traf aber nur das Pferd, daß es todt liegen blieb. Beym dritten ging es wieder ſo, der Fuhrmann war zornig, und wartet nicht erſt lange, ſondern ſchlug gleich zu, da waren nun alle ſeine Pferde todt geſchlagen, und er mußte den Wagen ſtehen laſſen. Bös und giftig ging er nach Hauſe, und ſetzte ſich hintern Ofen, aber der Sperling war entflogen, ſaß vor dem Fenſter und rief: Fuhrmann! es koſtet dir dein Leben. Er ergriff die Hacke, und ſchlug das Fenſter ein, aber traf den Sperling nicht. Der Sperling kam nun herein in die Stube geflogen, ſetzte ſich auf den Ofen und ruft: Fuhrmann, es koſtet dir dein Leben! Dieſer ganz wüthend ſchlägt den Ofen ein, und wie der Vogel von einem Ort zum andern ſpringt, zuletzt ſein ganzes Hausgeräthe und die Wände ſeines Hauſes. Endlich packt er den Vogel, jetzt hab ich dich! nimmt ihn in den Mund, und ſchluckt ihn hinunter. Der Sperling aber im Leibe des Fuhrmanns fängt an zu flattern, flattert wieder herauf, dem Fuhrmann in den Mund, ſtreckt den Kopf heraus, und ruft: Fuhrmann! es koſtet dir dein Leben. Da giebt der Fuhrmann ſeiner Frau die Hacke: Frau! ſchlag mir da den Vogel im Mund todt. Aber ſie ſchlägt fehl, den Mann auf den Kopf, daß er gleich todt hinfällt, der Sperling aber fliegt davon.

Wahrſcheinlich wird dieſer Mythus anders wo mit einigen anderen Umſtänden erzählt werden. Worin er ſich hauptſächlich von dem vorhergegangenen unterſcheidet, iſt, daß der Fuchs, der vielleicht ſonſt eine wichtigere Rolle übernehmen wollte, gleich dem ihm hier befreundeten Sperling von der wohlthätigen hülfreichen Seite auftritt. Und ſo iſt er überhaupt gleich dem Wolf in allen Fabeln doppelſeitig aufgefaßt. Bald rettet er einen Königsſohn aus großer Noth, indem er den breiten Schwanz um ihn ſchlägt, oder ihn darauf ſitzen läßt, bald wie der indiſche Hanuman Brücke *) damit ſchlägt. Ein andermahl ſpaltet ſich der Fuchsſchwanz, und wird zu einem Tiſch, wie in dem windiſchen Volkslied **) der in der hanöveriſchen Grafſchaft Dannenberg vor Alters niedergeſeſſenen Slaven, worin auch Wolf, Krähe, Zaunkönig, Storch und Haſe auftreten, und das weil darin die Thiere zu einer ähnlichen Gaſterey und Hochzeit verſammelt ſind, ganz hierher gehört, und vielleicht den Eingang des unſrigen, vollſtändig aufgefaßten, gemacht haben kann.

---

*) S. Polier I. 364. Denn daß Hanuman, der Waldaffe, mit dem Fuchs, Hund und Wolf unter daſſelbe Thierprinzip gehört, läßt ſich aus allen Mythen weiſen. Hanuman z. B. zündet mit ſeinem Schwanz Gebäude, Hof und Stadt an, (a. a. O. 361. 362) in der jüdiſchen Sage aber verbrennen Füchſe mit ihren Schwänzen die Kornfelder, und ein Fuchs iſt es, der in der römiſchen Mythe, wodurch die lex carseolana veranlaßt wurde (Ovidius fast. L. IV.) gleichfalls die Ernten entflammt. Dieſe Identität zeigt auch die vergliechene Etymologie aller Sprachen, worin die Nahmen dieſer Thiere, wie unter den Vögeln die der Raben, Krähen, Dohlen, Elſtern beſtändig zuſammenfallen oder ſich mannichfach verwechſeln.

**) Gedruckt bey Eccard de studio etymol. ling. germ. 269 ff. und die deutſche Uebertragung in Herders Stimmen der Völker 139; da in dem windiſchen Text ſo viele plattdeutſche Wörter vorkommen, ſo darf man wohl mit einigem Grund vermuthen, daß das Ganze auch und wohl urſprünglich in Deutſchland zu Hauſe geweſen ſeyn.

Dämmerungs-Schmetterlinge

oder

Sphinxe.

Von Jean Paul Fr. Richter.

Vorwort.

Wer will, kann den folgenden abgeriſſenen Gedanken noch mehr Aehnlichkeit mit der Benennung Dämmerungs-Schmetterlinge zugeſtehen, als mir zur Ehre gereichen. Bekanntlich gibt es drey Geſchlechter der Schmetterlinge, Tag- (Papilio), Abend- (Sphinx), und Nachtvögel. (Phalaena). Die Zeit dämmert — wiewohl jede irdiſche dämmert, entweder vor oder nach der Sonne; und nur die Ewigkeit iſt licht; — und darin gönne man denn einigen Gedanken den kurzen trägen Flug, oder in einem Muſeum die Glastafel, worunter ſie angeſpießt glänzen, und etwas vorſtellen. Nur hängende Flügel haben ſie nicht, wie die körperlichen Sphinxe; aber hinten wie dieſe, ein Horn, womit ſie folglich vornen nicht ſtoßen. Obwohl ſo prächtige Abendvögel als das Abendpfauenauge, der Todtenkopf, und der Phönix in dieſes Geſchlecht gehören: ſo beſcheide ich mich gern, daß ich hier nichts weiter fliegen und ſpießen laſſe, als die kleine Weinmotte, den Taubenſchwanz, die Zirkelmotte und die Ringelmotte, um mit Blumenbach in der funften Auflage ſeines Handbuchs, S. 353, zu reden.

Erſte Sphinx.

Ueber die menſchlichen Anſichten der Zukunft.

Wenn wir uns die Vergangenheit Jahrhunderte weit zurück mahlen, ſo erſcheint ſie uns durch einen Augentrug, der die fremde mit unſerer kurzen jugendlichen verwechſelt, morgendlich-friſch und grün, und mehr mit Jünglingen als Greiſen bevölkert, als ob nicht auch die unſrige Greiſe bewohnten *). Schauen wir aber in die lange Zukunft jenſeits unſeres Grabes hinaus oder hinab; ſo ſtellt ſich uns gerade durch die umgekehrte Verwechslung alles mehr alt, abendlich und greiſenhaft dar, als ob jedem Greiſe nicht ein Jüngling vorgelebt hätte. — Sollten nun nicht dieſe Lug-Perſpektiven uns eben ſo Völker-Vergangenheit ausſchmücken, und Völker-Zukunft verunſtalten? — Warum wurde z. B. ſo oft die Nähe des jüngſten Gerichts voraus geſagt, welchem doch das Gericht der Verſtockung einer ganzen Welt voraus geht, alſo eine Vorhöllenzeit?

Da übrigens die Quellen des Irrens leichter zu zeigen ſind, als die Heilmittel deſſelben — indeß die Arzneymittel die Urſachen der Krankheiten ſchwerer als die Gegenmittel ausfindet — ſo ſey zu der angegebenen Irr-Quelle bloß noch die bekannte dazu geſetzt, daß die Menſchen ihr Stückchen Marktfleck und ihr Stück-

---

*) So legen wir unwillkührlich in das alte Herz unſerer Eltern denſelben Seelen-Frühling, den unſer junges vor ihnen und durch ſie durchlebte.

chen Augenblick von jeher mit Welttheil und Weltgeſchichte entweder fürchtend oder hoffend verwechſelt haben, ihr Flüßchen etwa ſo nennen wie Homer jeden Fluß, nähmlich einen Ozean, oder auch wie phyſiſche Sündenkränklinge alte verſchuldete Schmerzen gern großen Epidemien und Wetterwechſeln zurechnen.

Daher trug der bloße einſame, mehr im Fernen als Nahen lebende Gelehrte oft über den in ſeine Zeit- und Thron-Enge eingekerkerten Staatsmann den Sieg in politiſchen Weiſſagungen davon, gleichſam ein Tireſias, von Göttern für die nahe Umgabe blind gemacht, aber dafür von ihnen durch ein wahres Wahrſagen der Ferne ſchadlos gehalten.

Nun weiter! Der Glaubige einer Verſehung ruht in den Waldſtürmen ohnehin auf einem feſten Troſte; aber ſogar der bloße Glaubige der Geſchichte findet in dieſer den Anker der Hoffnung, obgleich mit einem noch wenig bezeichneten Unterſchiede. Es giebt nähmlich einen zwiſchen einem verſchlimmerten Zeitalter oder Volke, und zwiſchen einem verunglückten; wiewohl bloß jenes ganz in dieſes übergehen muß, nicht dieſes in jenes; folglich kann man über das eine auf lange hinaus prophezeyen, über das andere weniger. Das Schickſal hält nähmlich feſt einem unmoraliſchen Volke den Giftkelch zum Ausleeren vor, und läßt daſſelbe alle Verzuckungen des Vergiftens durchmachen, bis es am ſelbſt verfertigtem und zurückgeſchlucktem Gifte, wie die Klapperſchlange am eignen Biſſe, verſcheidet — — alles dieß konnte man z. B. dem römiſchen Reiche auf Jahrhunderte aus der Hand oder Fauſt leſen, welche die Adlerklaue und Wolfstatze der alten Welt geworden.

Hingegen die Zukunft eines verunglückten Volkes hebt ſich über menſchliche Vorblicke hinaus, und doch zu den Hoffnungen hinauf. Die Menſchen glauben nähmlich, aber irrig, daß ein geſturztes Volk nur von der Kette der Hulf-Möglichkeiten, die ihnen vor Augen liegen, wieder in die Höhe zu ziehen ſey; wenn ſie nun finden, daß für den Abgrund, worein es geworfen werden, alle Rettleitern zu kurz ſind, es emporzubringen: ſo ſchließen ſie daraus auf deſſen Rettloſigkeit, ohne ſich aus der Geſchichte zu erinnern, daß ein Hölen-Abgrund der Völker — ſo wie einige phyſiſche Abgründe — außer dem Rück-Ausgange nach oben, auch einen unten nach der Ebene, ja Tiefe hat, und daß ein unerwarteter Seitengang plötzlich ein freyes Weltgrün und Himmelblau aufthut. Daher wurde kein Volk durch ſichtbare alte Hülfsmittel gerettet. Als Rom entſeelt ohne Freyheit und Sittlichkeit dalag, und als nun an dem fortfaulenden Rieſenkadaver eine ganze daran gekettete Welt vermodern hätte müſſen, da ſelber durch die geſunden Nordheere die anſteckende Sargpeſt nur weiter gedrungen wäre: wer obſiegte der ungeheuren Gift-Roma? Das Dörfchen Bethlehem.

Wollet alſo nicht errathen, ſondern vertrauen!

Zweyte Sphinx.

Landes Reichthum und Macht.

Kein Land wird reich oder mächtig — vielmehr das Gegentheil — durch das, was es von außen hinein bekommt, ſondern nur durch alles, was es aus ſich ſelber gebiert und empor treibt. Nur der geſunde dichte Baum trägt jährlich ſeine Honigblüten und Honigfrüchte, aber der Baum, in welchem Bienen ihren Honig aufhäufen, iſt hohl und faul, und ſteht bald ohne Honigkelche da.

Dritte Sphinx.

Dreyfacher Mißbrauch der Anſpielungen auf die Zeit.

Drey ganz verſchiedene Partheyen leiden und ſiechen an Anſpielungen, die erſte macht, die zweyte wittert, die dritte rügt ſie. Wie nähmlich in einer epikuriſchen Stallzeit auch der reinſte Autor unzüchtig denken muß, um nur züchtig zu ſchreiben, und wie er ſich in die unreine Stelle des Leſers verſetzen muß, um deſto ſicherer dieſen in ſeine reine zurück zu ſetzen: ſo muß ein politiſcher Autor jetzt in ſein Inneres alle denkbare Zeitfeinde, Ketzer, politiſche Zeichendeuter zuſammen berufen und ſie abhören, um nur ſeine Meinung ſo zu ſagen, daß ſie nicht mit der ihrigen zu vermengen iſt. Wie dem franzöſiſchen Trauerſpiel die Zeichendeuterey und Mißdeuterey ſolcher Auguren jeden freyen Adlerflug anhielt und an Fäden band: ſo wird durch ſie dem Witze und jeder Betrachtung der Weltgeſchichte das Schickſal

ähnli-

ähnlicher Enge bereitet. Ich mache mich anheiſchig, aus jedem Buche politiſcher Gattung, ſey es zehn oder mehrere Jahre alt, mit einem guten Dionyſius Ohr ſo viel boshafte und unerlaubte Aeußerungen über die jetzige Zeit heraus zu horchen, daß man gar nicht begreifen ſoll, wie man im ſiebenzehnten Jahrhundert bey einer ſonſt guten Wachſamkeit ſo viele zügelloſe Ausfälle gegen das achtzehnte hat ſo frey erlauben können.

Drey Worte ſeyen hier ausgetheilt, eines an die freundſchaftlichen Ausleger, eines an die feindſeligen, und das letzte an die Textmacher ſelber.

Unter dem freundſchaftlichen Ausleger mein' ich den, welcher in einem fremden Buche ſeine eigne Meinung, obwohl tief vergraben, entdeckt und mit ſeiner Wünſchelruthe erhebt. Aber die Ruthe kann wohl dem Ruthengänger, aber auch den Vergraber ſchlagen, und das Gold, das jener hebt, kann leicht dieſer geſchmolzen zu verſchlucken bekommen. Allein es ſchlägt einem Manne, der gern ruhig, ja freudig ſchreiben wollte, die Feder aus der Hand, wenn ihm überall eine Entzifferkanzley nachfährt, welche, laß' er auch allen Text weg, deſto mehrere Noten ohne Text macht. Er überlegt oft, ob er zu einem Nieſenden ſicher ſagen dürfe: Gott helf! weil man fragen könnte: „aber wem? dem Teufel, oder den Halbteufeln, oder den Halbgöttern, oder welcher Parthey?“ Treibt ers am weiteſten: ſo ſchläft er gar nicht ein, ſondern geht wach herum, weil er ſich nicht gedeckt glaubt, ob er nicht mit ſeinen Reden im Schlafe anſtoße. Aengſtigt ſich der Mann weniger unſäglich: ſo verwandelt er ſich doch aus einem Räthſel zur Charade, aus dieſer ſetzt er ſich in den Logogryph um, und aus dieſem kleidet er ſich gar in das Chronodiſtichen ein, das eine Zeit oder einen Nahmen mit lauter groſen Inzial-Buchſtaben lobend zwiſchen kleine Gedanken hinein ſchreibt.

Für je höher ſich vollends ein ſolcher Mann hält, deſto mehr glaubt er ſich zuhüllen zu müſſen, da er, ſchätzt er vor, ſelber nicht wiſſen könne, ob nicht unendlich viel Fund in jedem Satze ſtecke, den er vorbringe. — An ſich iſt es wahr; in jedem Kraftſchreiber, ſchon von Pope an, in deſſen Gedichten nach ſeinem eigenen Geſtändniß Warburton mehr Einſicht entdeckte als er ſelber, bis vollends zu Shakeſpeare und Homer hinauf; wovon jeder viel von ſich ſelber hätte lernen können, wenn er ihm von guten Kunſtrichtern wäre überſetzt und paraphraſirt werden, kurz in ſolchen ſpricht ſich, wie im Inſtinkte der Thiere, eine unbewußte göttliche Fülle aus, gegen welche freylich mancher Bileam nur als ſein Reitthier erſcheint.

Der feindſelige Ausleger — zweytens — ein Argus überall mit Brillen beſteckt und verpanzert, ſollte bedenken, daß das thätige (nicht das ſpekulirende) Deutſchland nicht einmal Bücher als Hebebäume bewegen und rücken, geſchweige das verborgene Stengelkeimchen einer Anſpielung. Nur für Feuer-Völker *) wird ein Einfall

---

*) Aber wenn ſolche ſo leicht durch ein Taumel entzündet werden, ſo werden [illegible] wieder eben ſo leicht durch etwas beſänftigt.

ein Oberons Lilienſtengel, welcher Maſſen regt. Von den, noch dazu durch blutige Beyſpiele illuminirten Büchern der Revoluzion blieben die größern deutſchen Länder unverrückt. Ueberhaupt nur der Donner mündlicher Beredſamkeit, der auf einmahl über ein halbes Volk hinrollt, erſchüttert, befruchtet, erſchlägt; aber das Geigenharz des Witzes und der Anſpielung macht zwar Blitz und Donner nach, aber, abgeſondert jenen in der Kuliſſe, dieſen auf der Baßſaite im Orcheſter. Wäre gleichwohl Wirkung von Anſpielungen zu beſorgen, ſo wär' es höchſtens nicht vom Erlauben, ſondern vom Verbieten derſelben. Wie man durch lateiniſche Sprache ſonſt der theologiſchen Ketzerey den voreiligen Einfluß auf das Volk abſchnitt: warum erwartet man nicht daſſelbe von der feinern Anſpielung bey politiſcher Ketzerey?

Endlich drittens iſt dem Textmacher oder Autor ſelber ein Wort ins Ohr zu ſagen, das er ſich darhinter ſchreiben kann. Der Textmacher hat den Fehler, daß er zu ſehr mir oder andern jungen Leuten nachſchlägt, als wir ſämmtlich auf Akademieen waren. Wir glaubten nähmlich, je ſchlechter ein Buch, oder je toller eine Mode uns vorkam, deſto eiliger hätten wir mit einem Erweiſe davon, oder einer Satire auszurücken und vorzubrechen, um die Welt bey Zeiten von dem zu belehren, was ſie früher wußte und tadelte als wir. So glaubt nun mancher politiſcher Autor, es ſey ſeine beyſtimmige Meinung über Vorfälle, worüber jeder Kopf und jedes Gewiſſen der nähmlichen iſt, der Welt zu unentbehrlich, und ſchickt ſolche kaum halb eingewickelt, eingeſchachtelt und verzuckert in dieſe hinaus; ja zuweilen iſt ſeine Meinung gar nur ein partheyiſcher Irrthum. Der ganze Erfolg dieſes entbehrlichen Ausſprechens iſt, daß man zuletzt anderen auch das unentbehrliche erſchwert, und es iſt nicht das Verdienſt mancher Voreiligen, daß nicht das Leſen für ein zu lautes Sprechen gilt, wie man ſonſt in einem gewiſſen Mönchorden das Geräuſch des Blätterns als einen Bruch des Schweigens beſtrafte, und daß man nicht am Ende die Mad. Guyon nachahmt, welche Meſſen leſen ließ, damit ſie ſtumm würde *).

So erbittert doch ihr Autoren — denn dieß iſt die zweyte Folge — nicht Länder gegen Länder, durch unnütze (oder gar partheyiſche) Rügegerichte; zumahl wenn ihr mit wechſelſeitigem Haße zuweilen keine andere Macht vermehrt als die fremde. — Wählt nicht Polemik, ſondern Thetik. Befördert, erhebt, ernährt, wenn ihr etwas Gutes ſäen wollt, nur das vaterländiſch Edle, den Eifer für Wahrheit, den Glauben an göttliche Dinge, die Treue an gereinigter Nazionalität. Macht nicht für unterirdiſche Gänge Minierkompaße, oder Leuchtkugeln, um der Beſchädigung die rechten Stellen anzuweiſen: ſondern euer Licht ſey ein Stern, welcher die unſcheinbare Herberge anzeigte, wo der milde nackte kleine Heiland der Menſchen ſchlief. Kein Heiliger iſt zu bezwingen.

Die Gewalt des Sittlichen, das nur in den Einzelnen wohnen kann, legt ſich durch die Quäcker, Herrnhuter, erſten Chriſten dar. Sie gleicht dem leiſen, zu-

---

*) La vie de Mad. d. Guyon [illegible]

weilen harmoniſchen Fort-Tröpfeln des Tropfſteinwaſſers in großen Hölen; die kleinen Tropfen erſchaffen zulezt feſte Steingeſtalten, Altäre und Wunderweſen, und hüllen das Bilden in Tönen ein. Aber der Strom, die Fluth, die Sündfluth ſetzen nicht an, ſondern reißen nur weg.

Vierte Sphinx.

Deutſche Fürſtenliebe.

Wenn Tacitus ſchreibt: »vom Konſulate des Metellus und Carbo bis zum Kaiſer Trajan — alſo faſt 210 Jahre — ſiegen wir an Deutſchland — aber nicht über Deutſchland:« ſo erklärt ſich dieſes Wunder nicht bloß aus deutſcher Tapferkeit und Vaterlandsliebe — denn die zwingenden Römer und die bezwungenen Gallier und Helvetier glänzten damit auch — ſondern vielleicht noch daraus, daß die deutſchen Fürſten, wie ſich Tacitus ausdrückt, für ihren Ruhm fochten, und die deutſchen Völker für ihren Fürſten. Auch ſeine andere Bemerkung gehört hieher, daß die Katten (dieſe tapferſten Deutſchen) große Einſicht bewieſen hätten, indem ſie im Kriege mehr auf den Feldherrn als auf das Heer gebauet und vertrauet. Was weckt und ſtärkt nun in Monarchieen jenen Gemeingeiſt, welcher gleichſam einen Allerſeelenleib bildet, und eigne und fremde Kräfte zu allen Opfern zuſammen ſchmilzt? Wenn man von der einen Seite mit freudiger Erhebung ſieht, wie kräftig ſchon ein beſchränkter Gemeingeiſt als esprit de corps, ſich in Körperſchaften, Innungen, Ständen mit Selbſtaufopferung, mit Achtung für Idee und mit Menſchenwürde offenbaret: ſo nimmt man auf der anderen Seite deſto ſchmerzlicher wahr, daß nicht nur dieſe kleinen Staaten dem Einſchmelzen in den großen ſtrengflüſſig widerſtehen, ſondern daß auch die Einzelbürger theilnahmlos getrennt, als einſame Bohrwürmer im Felſen des Staates leben, lieber alles aufopfernd als ſich; und fürchterlich ſondert in demſelben Staatskörper ſich Glied von Glied, Nerve von Nerve, und jedes Aederchen will ſchlagen ohne ſein Herz.

Wer kann nun den Gemeingeiſt in einer Monarchie wecken und ſtählen und befeſtigen? Nur einer, welcher ſo weit auch ſeine phyſiſche Vielmacht reiche, doch noch über eine größere moraliſche gebiethen kann, der Fürſt ſelber. Wie ſich vor dem Jüngling Tugend und Weisheit in einen Tugend- und Weisheitslehrer verkörpern, wie ihm dadurch das Göttliche zu einem perſönlichen Gotte wird: ſo verdichtet und verkörpert ſich vor dem Volke das Vaterland oder die Idee, welche begeiſtert, in ſeinen Fürſten, wenn dieſer den heiligen Vorzug, daß Wohlwollen, Einſicht, Kraft, Tapferkeit auf der magiſchen Thronhöhe mit einem verdoppelten allmächtigen Glanz herunter wirken und mit Sonnenfeuer ganze Frühlinge befruchten, nach Gewiſſen und Vermögen anwendet. Es iſt rührend und menſchheit-rühmlich, wie ganze Völker freudig ſchon für einen Helden ſterben, und noch lieber für einen kriegeriſchen und moraliſchen

Helden-Fürſten zugleich. Von dieſer Seite angeſehen zeugt und zeigt der Krieg in kurzer Zeit mehr Gemeinliebe als der Friede in langer, und mancher Fürſt bedarf äußere Feinde um zu erfahren, daß er keine innern habe, ſondern gerade Freunde nur in der Noth.

Eines Fürſten ächte gute Handlung führt ſelber für den Weltweiſen, den keine Gold- und Silberblicke des Thrones blenden, ſogar für den Ausländer eine ungewöhnliche Süßigkeit bey ſich, ſo wie etwa der Honig, der von Gebirgen kommt, der ſüßeſte iſt. Kurz die Staaten müſſen wie die Bienen die Zellen in ihren Körben, von oben herab zu bauen anfangen. Lebensbeſchreibungen ächter und guter Fürſten — welche Liebe und Widerſtand in ſchöner Größe verknüpfen, und dem Alexander gleichen, welcher (wenn das Gleichniß nicht zu klein iſt) ein mild blaues und ein feurig ſchwarzes Auge zugleich hatte — kurz ein Plutarch oder gar ein Tacitus geiſtig-gefürſteter Fürſten aller Länder und Zeiten wäre ein fruchtbringendes Buch für Kronprinzen und Völker zugleich, und es würde vielleicht eben ſo ſtark ausfallen, als Tacitus Annalen — entgegengeſetzter Fürſten.

Fünfte Sphinx.

Schnelle Aufklärung und ſchnelle Verfinſterung.

Man hat in mehr als einem Lande erlebt, daß ſchnelle, d. h. unvorbereitete Aufklärung ohne Dauer und Reife guter Früchte vorüber zog, und daß ihr einem zu ſtarken Sonnenlichte ausgeſetzte Leuchtſtein ſich zerbröckelte und nicht lange nachſchimmerte im Dunkeln. Aber warum befürchtet man eine längere Dauer der Wirkſamkeit von ſchneller unvorbereiteter Verfinſterung, und tröſtet ſich nicht in kurzer Sonnenfinſterniß mit Vertrauen auf den längeren Tag? — Denn noch dazu ſind die Fälle ganz ungleich; Licht, ſogar das plötzlichſte, reizt den Menſchen zum Licht, wie phyſiſches zum Nieſen; aber auch plötzliche Nacht reizt ihn zum Lichte; daher bleibe mitten in der Geſchichte der Freund der Erde ohne Furcht. Alle plötzlichen Dämmerungen ſind nur die der Sonnenfinſterniſſe und alſo keine wachſenden, ſoneben ſo plötzlich verſchwindenden.

Indeß, jede Regierung ſage daher an ihrem erſten Tage, wie Gott am erſten Schöpfungstage: es werde Licht! Die Sterne jedoch, Mond und Sonne wurden erſt am vierten erſchaffen; dazwiſchen am zweyten und dritten wurden die Waſſer zwiſchen Himmel und Erde vertheilt und der Erde Blumen und Knospen gegeben; und darauf erſchien die Sonne, und die Blumen und Knospen wurden von ihr aufgethan und bis jetzt erhalten.

Ueber die
Uebungen der Soldaten.

Vom Freyherrn v. Steigentesch.

Für den Krieger iſt der Friede die Schule des Kriegs. Dieſer Grundſatz, der älter als die ſtehenden Heere iſt, wurde für ſie in beſtimmte Regeln gebracht und ihre Uebungen wurden Vorſchriften unterworfen, die ſie für den Krieg vorbereiten und den Sieg an ihre Fahnen feſſeln ſollten.

Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man dieſe Mittel, zu ſiegen, auf unſern Uebungsplätzen kennen lernt. Menſchen, in enge Röcke gepreßt, die ſich wie Drathpuppen nach dem heiſern Tone einer Trommel bewegen; die mit ſteigender Angſt die Bruſt ihres Nebenmannes betrachten, um ja keinen Zoll weit über ſie hervorzuragen; kleine, abgemeſſene Schritte; zurückgedrückte Körper; gleiche Linien; ein Knall, der aus tauſend Gewehren nach einem Worte und in dem nämlichen Augenblicke donnert — man glaubt vor einer großen Marionettenbude zu ſtehen; aber es ſind die Helden und ihre Uebungen, die beſtimmet ſind, das Vaterland zu vertheidigen und zu erhalten.

Man konnte den menſchlichen Geiſt nicht tiefer herabwürdigen, als es die Meiſter gethan haben die dieſe Regeln entwarfen. Wie kann der Menſch, der durch ſie zur willenloſen Maſchine erniedrigt wird, auf dieſen Uebungsplätzen ſeine Fähigkeiten entwickeln? Seine Kraft und Anſtrengung werden hier an Uebungen verſchwendet, die ihn in ſeinen eignen Augen erniedrigen müſſen, wenn er über ſie nachdenkt, und der Mißmuth und der Ueberdruß, mit denen der Soldat zu dieſen Uebungsplätzen ſchleicht, beweiſen hinlänglich, wie wenig ſie den Geiſt beſchäftigen und unterhalten, und wie wenig man bey der Allgemeinheit, mit der ſie in Europa eingeführt wurden, gewußt hat, ſie dem Geiſte eines jeden Volkes beſonders anzupaſſen.

Man ſagt uns jetzt, um ihre Güte zu beweiſen, daß auch die franzöſiſchen Heere dieſe Uebungen beybehielten und es iſt wahr, daß ich auf den Uebungsplätzen des franzöſiſchen Soldaten die meiſten Spielereyen des deutſchen wieder gefunden habe. Abgerechnet, daß ihre Schwenkungen u. ſ. w. nicht ſo genau abgemeſſen, aber ſchneller waren, als unſere, läßt ſich kein weſentlicher Unterſchied bemerken. Aber, wie genau ſind ſie auf den lebhaften Geiſt dieſes Volkes berechnet? und nur dadurch, daß dieſe Regeln dem feurigen unruhigen Geiſte Feſſeln anlegen und ſeine Aufmerkſamkeit feſthalten und beſchäftigen, werden der Franzoſe und Italiener für Ordnung und Folgſamkeit gebildet. Seine Uebungen auf der Fechtſchule, die nie bey einem franzöſiſchen Regiment fehlen, lehren ihn mehr, als alles übrige, die Mittel des Angriffs und der Vertheidigung, und er weiß ſie ſchnell und gewandt zu benutzen, ſobald die Gefahr erſcheint und die Regeln des Exerzierplatzes verſchwinden. Hingegen habe ich bey unſern Heeren, bey ihrer erprobten Tapferkeit und Treue, Stabsoffiziere, die auf dem Exerzierplaz die erſte Stelle einnahmen, ſehr verlegen geſehen, ein Dorf anzugreifen oder zu vertheidigen, und, wenn es ihnen auch durch ausdauernde Tapferkeit gelang, ſo war es durch eine Aufopferung von Menſchen und Kräften, mit deren Hälfte ſie größere Dinge hätten ausführen können.

Ich erſchrecke, wenn ich mir ein Heer denke, das in zwanzig Friedensjahren ſich auf ſeinen Uebungsplätzen für den Krieg vorbereitet hat, und nun dem Feinde entgegen rückt. Und waren nicht die meiſten Heere vor wenig Jahren in dieſem Falle? Schon auf dem erſten Marſch bezeichnet ein langer Zug von einzelnen, die ſich mit Mühe fortſchleppen, den Weg des Regiments. Dieſe Unglücklichen waren gewohnt, auf geebneten Boden ihre Uebungen täglich zwey Stunden lang zu wiederholen; ihre Torniſter waren mit Stroh gefüllt; kein Berg, kein Hügel war ein Hinderniß für ihre Bewegung. Jezt zieht der Soldat der Gefahr entgegen. Auf ſeinem Rücken liegt alles, was er zu ſeiner Nahrung und Kleidung bedarf; rechnet man noch das Gewicht von 60 ſcharfen Patronen, Berge, übles Wetter und Beſchwerlichkeiten aller Art, mit denen der Exerzierplaz nicht bekannt machte, ſo kann man ſich vorſtellen, wie unglücklich der arme Menſch iſt, der mit der Laſt auf ſeinem Rücken ſich ſchwerfällig, wie eine Schildkröte in ihrer Schale bewegt. Erſchöpft kommt er an der Gränze an: der Feind naht ſich; er ſoll ihm entgegen; da liegt ein Waſſergraben oder ein Fluß, aber er hat nicht ſchwimmen gelernt. In ſeiner Bildung wird auf kein Mittel hingedeutet, nur über einen kleinen unbedeutenden Bach oder Fluß eine Brücke zu ſchlagen. Ihm zur Seite liegt ein Wald, in den er ſich wirft. Seine Uebungen haben ihn nicht gelehrt, ſich durch einen Verhau dort zu ſichern, oder den Wald mit Vortheil anzugreifen. Die Tapferkeit treibt die Maſſe ungeſtüm vorwärts und ſie verliert, ehe ſie den Wald einnimmt, eine große Anzahl Menſchen durch eine Handvoll Jäger, die durch Bäume, Geſträuche und Graben gedeckt ſind und jeden Schritt um Blut verkaufen. Warum ſollen die Mittel dieſer Vertheidigung nur das Eigenthum einzelner Menſchen, die man Jäger nennt, bleiben, und warum wird das, was man ſie lehrt, nicht auch auf die übrigen Truppen ausgedehnt, die wie ſie fechten und ſich vertheidigen müſſen? Indeſſen iſt der Wald durch Muth und Anſtrengung gewonnen, und ein Dorf wird beſetzt, das der Feind angreift. Wen haben die Uebungen des Friedens auf ſolche Fälle vorbereitet? Kennt der Soldat die Mittel, einen Zugang zu verrammeln, einen Weg zu verderben, u. ſ. w. durch dieſe Mittel ſeine Kräfte zu verdoppeln, und dem Angreifenden Hinderniſſe entgegen zu werfen, die er erſt beſiegen muß, ehe er ihn ſelbſt beſiegt? Ich habe hier nur kleine Umriſſe von kleinen Gegenſtänden gezeichnet, an denen aber oft das Wohl des Ganzen hängt, und die ſich auf die ganze Kette der Angriffs- und Vertheidigungsmittel ausdehnen laſſen. Der Soldat, der von allem, was er in zwanzig Jahren lernte, nichts anwenden kann, ſieht ſich auf die Mittel beſchränkt, die ihm ſeine Fähigkeiten darbieten; der Krieg ſelbſt muß erſt ſeine Schule werden: zwanzig Jahre voll Mühe und Anſtrengung ſind verloren, und das nähmliche Heer, die Bewunderung von Europa in ſeinen Uebungslagern, wird auf einmahl die unbehülflichſte und unbrauchbarſte Maſſe, zu deren Erhaltung der Staat ſeine Kräfte erſchöpfte.

Bey den Uebungen der Reiterey will ich nur bemerken, daß ſie zweckmäßiger, als die des Fußvolks ſind. Sich ſchnell vor- und rückwärts zu bewegen, zu durchbrechen und zu verfolgen, dieß ſind die Hauptbeſtandtheile ihrer Uebungen, die auch ihren Gebrauch im Felde beſtimmen. Wir müſſen bey ihr nur immer den Grundſatz feſtſetzen, daß ſie nur zum Angriff und nie zur Vertheidigung kann verwendet werden; und doch ſcheint dieſer Grundſatz noch nicht allgemein anerkannt zu ſeyn! Eine Reiterey, die den Rückzug deckt, die feindlichen Plänkler zurück weiſt, und ihr Fußvolk vor den feindlichen Angriffen ſchützt, kann hier nicht als Vertheidigung angeſehen werden. Ihre größere Schnelligkeit, mit der ſie ſich hin und her bewegt, macht ſie zu dieſem Dienſte geſchickt: aber kann ſie dem Andrange des Fußvolks widerſtehen, und wird ſie ſich nicht ſchnell aus dem Gewehrfeuer hinter die Linien ihrer Infanterie zurück ziehen? Ihre Vollkommenheit beſteht, wie die des Fußvolks, in dem höchſten Grade der Beweglichkeit, und ſo fremd mir auch dieſer Zweig des

Dienſtes iſt, ſo kann ich mir doch die ſchweren Körper nicht erklären, die man noch in der letzten Zeit mit Stahl and Eiſen umgab, um ſie unwiderſtehlich zu machen, indem man ſie unbehülflich machte.

Das Fußvolk, dieſe Hauptſtütze aller Staaten, das jeden Sieg erkämpfen muß, ſoll, wie der Menſch überhaupt, für Gewandtheit, Stärke und Beweglichkeit gebildet werden. Noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurden dem Helden, der ſein Vaterland vertheidigen ſollte, Rock und Beinkleider angewieſen, in die er nur mit Mühe kroch, und ſich noch mühſamer darin bewegte. Die Erfahrung hat uns gelehrt, wie unbehülflich dieſe Kleidung machte, und ſie iſt jetzt bequemer geworden. — — — Kleine Abänderungen abgerechnet, ſind alle Vorſchriften der Uebungsplätze geblieben, wie ſie vor 20 und 30 Jahren waren, und die Bildung des Soldaten beruht jetzt noch auf Grundſätzen, die vor mehr als einem Jahrhundert ein finſterer, beſchränkter Zunftgeiſt entwarf.

Vor allen Dingen müſſen, wie ich glaube, die gezeichneten Uebungsplätze verſchwinden. Der Kriegsſchauplatz beſchränkt ſich nicht auf eine ebne Hutweide: warum werden die Uebungen des Kriegers darauf beſchränkt? Berge, Wälder, Ebenen und Bäche müſſen wechſelnd wie im Kriege, der Schauplatz ſeiner Uebungen ſeyn. Schon das Erſteigen eines Berges und ein langer Marſch geben dem Körper mehr Beweglichkeit, und bereiten ihn zweckmäßiger auf die Beſchwerlichkeiten eines Krieges vor, als alle Handgriffe, Schwenkungen, und die ganze Reihe von Spielereyen, die ſich auf den Uebungsplätzen folgen. Auf dieſem Wege muß der Soldat (der Offizier, der eben ſo gut dieſer Belehrung bedarf, iſt unter dieſer allgemeinen Benennung begriffen) vor allen Dingen mit ſeinen Waffen vertraut werden. Man lehre ihn einzeln fechten, jeden Baum, jeden Strauch, jede Hecke benutzen; durch Gewandtheit immer die linke Seite des Reiters, der ihn angreift, zu gewinnen, um ihm die Ueberlegenheit des Fußvolkes über die Reiterey auch einzeln zu beweiſen; kurz, man mache ihn mit allen Vortheilen ſeiner Lage und ſeiner Waffen bekannt, um ihm Vertrauen und Muth einzuflößen. Hierzu iſt es freylich nöthig, zuweilen beyde Waffen, die Reiterey und das Fußvolk zu gleicher Zeit zu üben. Es iſt nichts ſinnloſeres, als eine geſchloſſene Maſſe das Bajonett fällen zu ſehen, um dem Anfalle einer Reiterey zu widerſtehen, die nicht erſcheint, und eben ſo einen Reiterhaufen, der vorwärts jagt, um in eine Maſſe einzudringen, die nicht da iſt! Wer dieſe Spielereyen erfand, hat den Menſchen nicht gekannt. Selbſt das Pferd muß mit den Gewehrſpitzen und mit dem Feuer, das es ſchreckt, bekannt werden, wenn es nicht vor der wirklichen Gefahr erſchrecken und ſeinem Reiter ungehorſam, fliehen ſoll. So iſt es auch mit dem Menſchen. Haufen, die ſchnell und gedrängt auf ihn eindringen, unter denen die Erde zittert, machen auf den, der an dieſen Anblick nicht gewöhnt iſt, einen fürchterlichen Eindruck, auf den er nicht vorbereitet wurde, und nur die Ueberzeugung, an ſeinem Neben- und Hintermann, an den er ſich lehnt, eine Stütze, und in ſeinem Gewehre eine hinlängliche Vertheidigungswaffe zu finden, giebt ihm den Muth, zu widerſtehen. Die Schlacht von Aſpern hat auf dieſe Art einen Beweis von der Unerſchütterlichkeit des Fußvolks gegeben, der ewig in der Geſchichte der Kriege glänzen wird. Aber ein Armee-Befehl, einige Tage vor der Schlacht, ſchrieb dem Fußvolk vor, Maſſen zu bilden, und der zweckmäßigen Uebung dieſer wenigen Tage haben die öſterreichiſchen Heere vielleicht ihren glänzendſten Sieg zu danken.

Vielleicht iſt es einem Zeitalter, in dem der Krieg und ſeine Verheerungen ganz Europa durchliefen, aufbehalten worden, den Uebungen des Kriegers einen zweckmäßigeren Plan zu geben. Er muß nicht allein ſeinen Körper, er muß auch ſeinen Geiſt beſchäftigen, und ſeine Anlagen entwickeln. Ein Ober- und Unteroffizier, dem aufgegeben wird, mit einer kleinen Abtheilung eine Gegend zu durchſuchen, und über das, was er geſehen hat, zu berichten, wird durch die Art, wie er bemerkt und darſtellt, ſeine Fähigkeiten mehr beurkunden, als wenn er in den geiſtloſen Spielereyen ſeiner jetzigen Uebungen glänzt. Nur ſo, in den Bemühungen, ein Dorf oder einen Wald anzugreifen, oder zu vertheidigen; eine Vorpoſtenkette zu ziehen, in den Entwürfen einen Poſten zu überraſchen u. ſ. w., kann der Anführer die Fähigkeiten ſeiner Untergebenen kennen lernen, und ſie im Augenblicke der Gefahr auf den Punkt ſtellen, den ihnen dieſe anweiſen. Wie gern wird ein Soldat ſein Gewehr ergreifen, und auf den Uebungsplatz eilen, der für ihn die wirkliche Schule des Kriegs iſt, wenn ſein Körper durch Bewegung geſtärkt, ſein Geiſt unterrichtet, und ſeine Aufmerkſamkeit durch immer neue Gegenſtände gefeſſelt werden. Nur ſo können Fähigkeiten und Kenntniſſe ſich auszeichnen und ſchneller befördert werden, und ſo wird endlich die geiſttödtende, quälende Langeweile von den Uebungen des Kriegers verbannt, der durch ſie für künftige Stürme vorbereitet wird.

Wie leicht wird es dem Kreiſe oder der Stadt, wo ein Regiment liegt, durch kleine ausgeſetzte Belohnungen für den beſten Schützen, den beſten Läufer, den beſten Schwimmer, u. ſ. w. den Ehrgeitz des Kriegers zu wecken, und ſeine Gewandtheit zu vermehren! Vor jeder Uebung müſten der Plan, der ihr zum Grunde liegt, und nach ihrer Ausführung die Nahmen derer bekannt gemacht werden, die durch Fähigkeit und Gewandtheit, durch eine ſchnellere Ueberſicht oder richtige Auffaſſung der Gegenſtände ſich ausgezeichnet haben. An einem beſtimmten Tage, in jedem Monathe, oder auch in jeder Woche würde ein langer Weg zurück gelegt, auf dem ſich alles, was die einzelnen Uebungen enthalten, wiederholen ließe. Bey der Zurückkunft würden auf Koſten des Landes einige Erfriſchungen unter die Soldaten vertheilt, um ſie zu ermuntern, und ſo würden nach und nach dieſe Uebungen, jetzt der Schrecken des Kriegers und des Volks, eine Art von Volksfeſt werden, an die ſich anfangs die Neugierde der Jugend anſchließen, und endlich die Theilnahme folgen würde.

Es bleibt den Meiſtern der Kunſt überlaſſen, dieſe Linien, die ich hier gezogen habe, auszufüllen, und dadurch dem Staate Krieger zu erziehen, die im Frieden auf den Krieg vorbereitet werden, deren Uebungen dadurch das abſchreckende, langweilige und ſinnloſe verlieren, und die dadurch unterrichtet und veredelt, ihren Stand, ſeine Pflichten, und ſelbſt ſeine Beſchwerlichkeiten lieben.

Nachtrag über Shakſpeare.

Vom Herausgeber.

In der Abhandlung über nordiſche Dichtkunſt im zweyten Hefte dieſes Muſeums machten wir unſere Leſer aufmerkſam auf einige von L. Tieck in deſſen Alt-Engliſchem Theater überſetzte Jugendſtücke von Shakſpeare, die man gewöhnlich unter dem Nahmen der unechten verworfen, und von den meiſten Ausgaben des Dichters ausgeſchloſſen hat. Von einigen derſelben iſt es hiſtoriſch gewiß und erwieſen, auch von den gründlicheren Kritikern eigentlich nicht bezweifelt worden, daß ſie von ihm herrühren, obwohl aus früherer Zeit als die allgemein anerkannten. Von einigen andern aber iſt daſſelbe in einem ſo hohen Grade wahrſcheinlich, daß dieſe innere Wahrſcheinlichkeit für Gewißheit gelten kann.

Dieß gilt vor allen andern von dem ältern König Johann. Dieſes Stück, welches niemand, der den Dichter kennt, ihm wird abſprechen wollen, kann im Vergleich mit der ſpätern Bearbeitung zum Beweiſe dienen, mit welcher Sorgfalt der große Meiſter die eignen Werke zu überarbeiten und zu vollenden verſtand. »Nur in der Scene, wo Arthur ſtirbt«, hieß es in jenem Aufſatz über nordiſche Dichtkunſt, — »möchte man faſt für die ältere Bearbeitung entſcheiden.« —

Arthurs Monolog, ehe er von der Mauer herabſpringt, und dann, nachdem er den unglücklichen Sprung gewagt und die Glieder gebrochen hat, lautet folgendergeſtalt:

Arthur, (auf der Mauer.)
»Nun Glück! hilf meinen Vorſatz mir begünſt'gen,
Quäl nicht mit noch mehr Elend meine Jugend!
Das Leben wag' ich, Freyheit zu gewinnen,
Und ſterb' ich, hat die Noth der Welt ein Ende.
Furcht will den kühnen Entſchluß mir verleiden,
Ich fehle wohl, und dann fall' ich hinab,
Und wenn ich falle, iſt der Tod gewiß;
Nein, laß es lieber, lebe im Gefängniß.
Gefängniß, ſagt ich? Lieber Tod als das!
Muth und Vertrauen kommen mir zurück.
Nur muthig! dieſer Sprung gilt Leben oder Tod.«
(Er ſpringt und zerſchmettert ſich; bleibt dann eine Weile betäubt.)
»Ach! weh! iſt niemand da? O, nehmt mich auf!
Wo iſt meine Mutter? Laßt mich mit ihr reden. —
Wer thut ſo weh mir? — Redet! — Seyd ihr fort? —
Ach, armes Kind, ich bin hier ganz allein. —
Die Mutter rief ich! Hab' ich denn vergeſſen:
Im Fall, im Fall ſtarb meiner Mutter Sohn?
Wie wird ſie weinen, hört ſie meinen Tod!
Ja Tod. Gott, die Gebeine ſind zerbrochen.
Die Seele, ſüßer Jeſu, nimm, vergib den Fürwitz;
Die Mutter tröſte, vor Verzweifeln hilf ihr,
Wenn ſie mein jämmerliches Ende hört.«

»Die Zunge will dem Herzen nicht mehr dienen
Die Lebenskraft flieht den zerbrochnen Leib;
Ich ſterb', ich ſterb', Gott nimm die flieh'nde Seele
Und treffe alles Glück dich, liebe Mutter!«

(Er ſtirbt.)

Dieſe Stelle mag zugleich denen, welche noch Zweifel hegen, ob das alte Stück auch wirklich von Shakſpeare herrühre, dieſelben benehmen. Denn welcher andere als er könnte ſie wohl gedichtet haben? In der neuern Bearbeitung ſtehen anſtatt des ganzen Monologs nach dem Sprunge bloß folgende Verſe:

»Weh! meines Oheims Geiſt iſt in dem Stein;
Nimm, Gott, die Seel' und England mein Gebein!« —

Hier iſt allerdings für den Leſer, und bloß als Gedicht beurtheilt, das Uebergewicht ganz auf Seiten der ältern Bearbeitung. Ich glaube, der Dichter hat den Monolog abgekürzt, und deſſen Schönheit aufgeopfert, in Rückſicht, daß er zu lang war, um in dieſer peinlichen Lage auf der Bühne geſprochen zu werden. Wie reich muß der ſeyn, welcher ſolche Schönheiten aufzuopfern, und ſie durch andere zu erſetzen im Stande iſt! Merkwürdig iſt auch, wie in der Scene im Gefängniß zwiſchen Hubert und Arthur, der eben geblendet werden ſoll, im alten Stück der edle Knabe alle Beweggründe, um ſeinen Peiniger zu beſänftigen, meiſtens von Gott hernimmt, und von den furchtbaren Strafen, welche die ewige Gerechtigkeit den Unthaten ſolcher Grauſamkeit vorbehält. In dem neuen Stücke ſind dieſe obwohl großen und wahrhaft poetiſchen aber allgemeinen Motive meiſtens bey Seite gelaſſen, dagegen iſt das Rührende der kindlichen Bitten mit einer Wahrheit heraus gehoben, die jedes Herz und alle Nerven erſchüttert.

Wenn der Ueberſetzer der älteren Bearbeitung des König Johann jedoch überhaupt den Vorzug vor der neuern geben will, ſo kann ich ihm darin nicht beyſtimmen. Ich finde vielmehr in der erſtern; ungeachtet der angeführten Stellen und ſo vieler andern, welche die Echtheit des Werkes über alle Zweifel erheben, im Einzelnen viele Rohheit, beſonders in den Scenen, wo Mönche und Nonnen mit ſo gröblicher Satire von dem launenhaften Baſtard mißhandelt werden. Vorzüglich aber in dem Ganzen des Stücks iſt ein weniger tiefer und allgemeiner Geiſt. In dem ältern iſt die Hauptſache ein gewiſſer beſchränkter Patriotismus und altengliſcher Haß gegen das Pabſtthum. Es geht der Sinn des Ganzen zuſammen in die Schlüßverſe:

»Wenn Englands Pairs und Bürger einig werden,
Kann Frankreich, Spanien und Pabſt ſie nicht gefährden.« —

Der Herausgeber ſetzt die Abfaſſung des Stücks, unmittelbar nach der Zerſtörung der ſpaniſchen Armada. Eine jenem Zeitraume ganz entſprechende patriotiſche Abſicht und Geſinnung iſt unverkennbar darin. In dem ſpätern Stücke fällt jene beſchränkte Beziehung weg, und es iſt das Herrſchende neben dem furchtbar Tragiſchen in dem Wechſel des großen und königlichen Lebens, die innere Nichtigkeit und Erbärmlichkeit der meiſtentheils alle Politik beſtimmenden Anſichten und Beweggründe.

Es iſt eine aus der tiefſten Menſchen- und Völker-Kenntniß geſchöpfte bittre Satire über das verworrne Treiben der gewöhnlichen Welt und Staatsleute, wobey der Haß gegen die päbſtliche Macht ſo ganz untergeordnet iſt, daß die Stellvertreter derſelben unter den übrigen politiſchen Menſchen bloß als die klügſten und verſtändigſten erſcheinen. In jeder Rückſicht iſt die ſpätere Bearbeitung des König Johann ein Beweis von den Fortſchritten des Dichters nicht blos in der Kunſt die er übte, ſondern auch in der Erkenntniß der Welt und des Menſchen.

Unter den übrigen dramatiſchen Stücken, welche uns das altengliſche Theater überſetzt liefert, iſt der Flurſchütz von Wakefield als nicht von Shakſpeare in der Abhandlung über nordiſche Dichtkunſt aufgeführt worden. Und dieß zwar weil ſich gar keine hiſtoriſchen Beweiſe oder Spuren über den Urſprung und Verfaſſer dieſes Stücks vorfinden. Sonſt wäre es Shakſpear's nicht unwürdig; nicht bloß durch die heitre Laune und Kraft der Darſtellung, ſondern auch wegen des klaren Verſtandes, der darin herrſcht. Durch dieſe letzte Eigenſchaft erſchien es mir vor einer Reihe von Jahren, da ich es zuerſt kennen lernte, als ein unſtreitiges Werk von Shakſpeare. Ich hielt dieß für ein hinreichendes Kennzeichen, da es in der That ſchwer halten möchte, ein anderes engliſches Drama aus jener Zeit aufzuzeigen, welches mit Verſtand gedichtet und doch erwieſen von einem andern namentlich bekannten Verfaſſer wäre. Weil aber nähere Nachweiſungen mangeln, habe ich dieſes dahin geſtellt ſeyn laſſen wollen. Solche Anzeigen ſprechen unter den Stücken, welche der eben erſchienene zweyte Theil des altengliſchen Theaters enthält einigermaſſen für den luſtigen Teufel von Edmonton, den wir nach innrer Wahrſcheinlichkeit Shakſpear'n nicht zueignen würden. Warum aber ſollte er unter den erſten jugendlichen Verſuchen nicht auch einen haben hervorbringen können, der mehr an das Gewöhnliche und beynah Gemeine gränzt; da wir an dem alten König Lear ein Beyſpiel ſehen, daß er zu dieſer Zeit ſogar in das Mittelmäßige verfallen konnte, vielleicht um ſich dem Vorbilde eines beliebten Bühnendichters zu nähern, und ſich ſeiner eignen, über das Maß der Bretter hinaus ſchreitenden Größe zu entäußern? — Denn darin ſtimme ich dem Ueberſetzer ganz bey, wenn er dieſes letzte Stück ohne Anſtand dem Shakſpeare zuſchreibt, weil ſich alle ſeine Angewöhnungen, die er nie ganz abgelegt hat, ſo viele ihm ganz eigne Wendungen, Redefiguren und Manieren darin wieder finden.

Unter allen dieſen für zweifelhaft gehaltenen und wahrſcheinlich aus ſeiner erſten Jugend herrührenden Stücken, iſt das wichtigſte Lokrine, welches nach hiſtoriſcher und nach innrer Wahrſcheinlichkeit für gewiß und unſtreitig echt gelten kann. Ueber dieſes herrliche Trauerſpiel und ſeinen poetiſchen Werth bin ich mit dem Ueberſetzer am meiſten einverſtanden. Es iſt nach ſeiner Muthmaſſung das frühſte von Shakſpear's dramatiſchen Gedichten, geſchrieben noch ehe er London und deſſen Theater geſehen hatte, mit patriotiſcher Beziehung auf die innren Unruhen welche in der letzten Lebenszeit der Maria Stuart, England in Partheyen theilten und fremde Landungen befürchten ließen. Die Ungeſchicklichkeit des Werkes für die Bühne fällt jedem auf; dabey aber ſind große Schönheiten unverkennbar. Des Dichters Vorliebe für das Gigantiſche und Bizarre offenbart ſich hier aufs deutlichſte; die meiſten Reden erinnern an die vom rauhen Pyrrhus im Hamlet, die unſtreitig aus einem frühern Schauſpiele des Dichters entlehnt iſt; und es enthält das Gedicht überhaupt wie ein Embryo die meiſten der ſpätern Werke Shakſpeare's. — So ungefähr urtheilt Tieck in der Vorrede über den Lokrine, und ich finde nur daß er ſich noch lange nicht entſchieden und ſtark genug ausdrückt über den poetiſchen Werth dieſes hohen tragiſchen Gedichts. Sollte ich den Gang des Shakſpeare in wenigen Worten bezeichnen, ſo würde ich den Lokrine, den Romeo, die Reihe der hiſtoriſchen Heldenſchauſpiele, und dann den Lear nennen, als die Hauptſtufen ſeiner großen Laufbahn. Lokrine darf in dieſer Reihe nicht fehlen, und weicht als erſter Anfang an innrer Größe keinem der nachfolgenden obwohl in der Ausführung viel reiferen Werke. Sichtbar herrſchend iſt ſchon im Lokrine jener dem Shakſpeare eingebohrne, und ihn nie verlaſſende Hang, die ſchneidendſten Gegenſätze und den harten Wechſel des Weltlaufs in ſeiner ganzen Härte, kurz das Räthſel des Lebens in ſeinen großen Verhältniſſen recht als tragiſches Räthſel aufzufaſſen und darzuſtellen. Hier im erſten Aufſchwunge ſcheint die ſtrenge und ſtarre Größe des jugendlich kühnen Dichtergeiſtes vielmehr geeignet, die gebrechliche Bühne mit ihrem gewaltigen Schritt zu zertreten, als eine flüchtig angenehme, vorübergehend glänzende Erſcheinung darauf hervorzurufen. Eben darum iſt dieſes Werk unter allen andern Jugendſtücken Shakſpeare's für deſſen Verſtändniß überhaupt am wichtigſten. Es zeigt uns, in welcher unermeßlichen Weite von der Bühne für die er ſchrieb, und von der Welt, die er darſtellte, der Dichter ſelbſt entfernt und ganz geſchieden ſtand; zeigt uns in welchen Zuſtand der Herablaſſung und der Selbſtverläugnung dieſer Rieſengeiſt ſich begeben mußte, da er ſich ausſchließend der Bühne anſchmiegen wollte, ſo weit auch dieſe wie ſie damals in England war, noch erhaben ſeyn mochte über das, was wir jetzt Theater nennen. Dieſer Abſtand iſt recht ſichtbar, wenn man nicht etwa den älteren Lear, der einigen zweifelhaft ſcheinen möchte, ſondern die unſtreitig von dem Dichter herrührenden Stücke, den Perikles und den ältern König Johann mit der tragiſchen Größe des Lokrine vergleicht. Und doch iſt ſelbſt in dieſem der Zwang in ſo weit fühlbar, daß es kein Erguß der eignen Leidenſchaft iſt, was den Dichter in ſeinem Darſtellen begeiſtert, ſondern ein Streben, die äußre ihm ſo fremde Welt, recht wahr, wie ſein ſcharfer Verſtand ihre wunderbare Verwirrung aufgefaßt hatte, mit treuen ja mit harten und grellen Zügen hinzuſtellen. —

Noch deutlicher zeigt ſich der wahre Sinn, in welchem der Dichter dieſes eigentlich herbe, und ganz mit dem Verſtand erfaßte, und ohne Schonung und Milderung ausgeführte Gemählde der Welt entwarf, und der weite Abſtand deſſen, was er darſtellte, von ſeinem inneren Zartgefühl, als in ſeinen lyriſchen und idylliſchen Gedichten, von denen wir nun zunächſt eine recht treue und ſorgfältige Uebertragung wünſchen. Denn ſie enthalten vor allen den unentbehrlichen Schlüſſel für das innere Verſtändniß des Dichters, deſſen eigenes inneres Gefühl wir in ihnen ganz rein und unvermiſcht von äußerer Darſtellung erkennen lernen. Merkwürdig iſt es für ſein ganzes Streben, daß er dieſe von der Bühne und unmittelbaren Wirkung ganz entfernte, frey ſpielende Poeſie, worin er vorzüglich dem Spenſer folgt, durchgehends für die höhere ja faſt für die einzige zu halten ſcheint, die des Nahmens würdig ſey, während er das dramatiſche Gebiet, worin er ſelbſt der höchſte Meiſter war, faſt mit Geringſchätzung und ungerecht bey Seite ſetzt. Im Drama ſelbſt hat er, wenn gleich er ſich zunächſt an die Volkskomödie ſo wie überall auch an die alten Volkslieder anſchloß, wenn gleich er beſonders in der Jugend eine große Vorliebe hatte für italieniſche Novellen und für alles ſüdlich Romantiſche, dennoch keine andere äußere Anregung und keinen Gegenſtand mit ſo tiefem Ernſt und mit ſolcher Begeiſterung ergriffen, als die Heldenchronik ſeiner Nation. Die Reihe der heroiſchen Schauſpiele, die er daraus bildete, iſt faſt ein epiſches Gedicht zu nennen, und überſchreitet auf jeden Fall, wie der Dichter ſelbſt es hie und da fühlt und zugibt, die engen Grenzen der Bühne.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen bewogen uns, den

Dichter, der unter ſeiner Nation entſchieden der erſte dramatiſche, und als ſolcher von den Dichtern keiner andern Nation übertroffen worden iſt, noch unter einen ganz andern und größern Geſichtspunkt zu ſtellen, und neben der vollendeten, dramatiſchen Kunſt auch eine viel höhere Poeſie in ihm zu erkennen, die in ihrem Grundgefühl eine allgemein nordiſche und wahrhaft deutſche iſt.

Auch für unſere Zeit inſonderheit, wo die Liebe zur Poeſie ſich in mancherley einſeitige Neigungen zerſtreut und zerſplittert hat, könnte dieſer Dichter am beſten dienen, die verſchiedenen Partheyen zu vereinigen. Alle diejenigen, welche von den Alten mehr nur die äußere Form und Kunſt ergriffen haben, als die innere heroiſche Größe und Fülle der Fantaſie, kurz die, welche in das ſteife Antikiſche mehr oder minder verirrt ſind, werden ſo lange das bloße Wohlgefallen an einem rhythmiſchen Sylbengeräuſch die Liebe zur Poeſie ſelbſt noch nicht ganz bey ihnen verdrängt und verlöſcht hat, bey dieſer noch am erſten durch den Shakſpeare feſtgehalten, deſſen innerer Geiſt den Antikgeſinnten unter den neueren Dichtern in jeder Hinſicht am meiſten zuſagt. — Die andere neben der antikiſchen in unſerer Poeſie herrſchende Hauptſecte bilden jene, welche Unwiſſenheit und Mangel an Studium für den ſicherſten und untrüglichſten Beweis von Genie halten, gerade das, was ſich gar nicht nachahmen läßt, immer zuerſt nachahmen und nachäffen wollen, das Kindliche unaufhörlich mit dem Kindiſchen, und das Volksmäßige mit dem Pöbelhaften verwechſeln, und ſtatt der goldnen Leyer Apollo's, oder des nordiſchen Heldengeſanges, jenen bekannten, urſprünglich nur dem blauen Montag angehörigen, neupoetiſchen Dudelſack überall einführen und allgemein herrſchend machen möchten. Shakſpeare, der große, tiefdenkende Meiſter in aller wahren Volkspoeſie, kann mit ſeinem Gewicht und unwiderſtehlichen Gewalt am beſten dazu dienen, dieſe Modegeburten der Laune, dieſe ephemeren Kleinigkeiten des Tages bey Seite zu ſchaffen.

Noch andere in unſerer Poeſie haben allerdings ein beſſeres und edleres Streben, indem ſie das Pöbelhafte eben ſo ſehr vermeiden, als das todte Antikiſche. Sie haben auch darin wohl nicht Unrecht, wenn ſie das Romantiſche als den eigentlichen Lebensgeiſt der Poeſie, und dieſe Sphäre als die angemeſſenſte für unſere jetzige deutſche Dichtkunſt betrachten. Nur wird die Poeſie, obwohl es an ſich wahr iſt, daß ſie ein Spiel der Fantaſie ſeyn ſoll, wenn man bloß und allein dieſe ſpielende Seite ergreift, allzuoft und allzuſehr durch ſchwächliche und kindiſche Erzeugniſſe herabgewürdigt; wenn nicht auch die tragiſche Heldengröße, jener tiefe Ernſt des Lebens und der Weltgeſchichte hinzukommt, welchen Shakſpeare uns in ſo mannichfaltigen Geſtalten, ſo verſtändlich, klar und nah vor Augen bringt. Durchgehends romantiſch iſt Shakſpears Poeſie allerdings. Er vermeidet das gezwungen Gelehrte und Antikiſche, was auch zu ſeiner Zeit ſchon vielfach um ſich griff, mit eben der ſichtbaren Abneigung, als das bloß Moderne, der Mode und Gegenwart dienende, was unvermeidlich entweder ins ſüßlich Fade, in das jämmerlich Weinerliche, oder auch in das Wilde und Rohe, immer aber in das Gemeine und Platte ausartet. Es war die Wahl und die Sinnesart des großen Dichters, welche ihn auf das Romantiſche lenkte; denn von allen jenen Abarten finden ſich unter den übrigen für die Bühne ſchreibenden Dichter ſeiner Zeit Beyſpiele im Ueberfluß. Bloß durch etwas mehr Kraft und eine kühnere Freyheit unterſcheiden ſie ſich von den gewöhnlichen Noth- und Hülfs-Dramen unſerer Bühne. Romantiſch aber auf die rechte Art, nicht bloß ſpielend, auch mit Tiefe, mit Ernſt und Größe, und im vollſten reichſten Sinne des Worts iſt dagegen Shakſpear's Poeſie. Möge ſie darin wenigſtens der unſrigen zum Vorbilde dienen.

Für die Bühne iſt es fruchtlos, fremde Formen nachahmen zu wollen. Jede Nation muß ſich hier ſelbſt die ihr angemeſſene Regel finden. Aber ganz abgeſehen von dieſer betrachte ich aus den angeführten Gründen den Shakſpeare als die allgemeine Grundlage alles beſſern deutſchen Kunſtgefühls. Von einem gründlichen Studium und Verſtändniß dieſes Dichters, der noch gar nicht allgemein verſtanden wird, kann die allmählige Ausbildung eines ſolchen höheren Sinnes für Poeſie am beſten beginnen, und dann werden auch alle die bezeichneten Partheyen und Abwege in unſerer Litteratur mehr und mehr ſich verlieren und verſchwinden. — In die Kinderſtube des ehemaligen franzöſiſchen Geſchmacks, zu der ſogenannten Poetik eines Boileau, Batteur oder Gottſched, noch jetzt wieder zurückkehren zu wollen, das iſt nun einmahl nicht ausführbar; obgleich es bey der allgemeinen Anarchie des Geſchmacks nicht zu verwundern iſt, wenn ſelbſt für dieſen Rückweg ſich noch einzelne Stimmen hie und da erheben. — Nicht ſchlechthin rückwärts, ſondern, obwohl durch Rückkehr und Vergangenheit bereichert, vorwärts geht der Weg.

Kunſtnachrichten aus Rom.

An den Herausgeber.

Bey der Betrachtung von einem Kunſtwerke, welcher Gattung es auch iſt, lenke ich gewöhnlich erſt den Blick auf den Gegenſtand, und ſchaue, wie der Künſtler ihn aufgefaßt, und welche Wirkung zu erreichen er ſich vorgeſetzt habe; ich beherzige dann weiter die Mittel, die er hiezu angewendet, und eile ſo von den theoretiſchen zu den praktiſchen Theilen fort, bis zu des Werkes letzter Vollendung. Bey ſolcher Ueberſchauung kann von dem, was nach den Geſetzen der Kunſt ſich als erreicht, mit dem was nach gleicher Hinſicht ſich als mangelhaft zeigt, mir nichts entgehen. So ſicher ich mich daher in der Lage befinde, mein Urtheil ausſprechen zu dürfen, ſo halte ich doch an, um bey einer tiefern Betrachtung, nur das glücklich erreichte in Anſchlag zu bringen, weil ich ſolches als das Poſitive, oder einzig Reelle, was die Kunſt zu leiſten vermag, erachte, daher die reine Erkenntniß deſſelben bey mir auch nur den ächten Kenner bildet, wozu die bloße Einſicht des Verfehlten, welches mir nur als das Negative erſcheint, bey weitem nicht hinlänglich iſt. Finde ich nun in einem Produkte, auf einer oder der andern Seite, das Maß des Erreichten in einem merklichen Grade erfüllt, ſo fällt es mir, ich geſtehe es, nach ſolcher Erwägung ſchwer, wenn nicht Umſtände oder Liebe zur Wahrheit mich nöthigen, ein ſtrenges Urtheil über das übrige abzufaſſen: und nur nachdem ich zuerſt durch die getreueſte Aufzählung der Verdienſte dem Verfertiger den lauteſten Beyfall gezollt, erlaube ich mir dasjenige anzumerken, was meiner Einſicht nach ſich als mangelhaft oder verfehlt darſtellt. Dieſer Maxime war ich bey der Anzeige von dem Gemählde des Herrn Lethier gefolgt. Der Beyfall, den ich ihm ertheilte, iſt auf den Eindruck, welchen deſſen Vorzüge bey mir hervorgebracht, genau ge-

formt;

formt; was ich weiter hier beyfüge, das für die Ausrundung in der Anzeige als Schatten, oder als Gegenſeite der Medaille gelten mag, theilet ſich in folgende zwey Bemerkungen ein. Erſtens behauptet man: daß ein zu großer und unnöthiger Aufwand von Figuren bey der Zuſammenſetzung, anſtatt die Aufmerkſamkeit des Anſchauens zu ſtärken, ſolche vielmehr ſchwäche; daß daher, wenn der Künſtler ſolchen Reichthum zeigen wollte, er auch hätte ſorgen müſſen, ihn für das Intereſſe hinlänglich zu beleben, das heißt, Epiſoden für den Ausdruck des Naiven (die Werke Raphaels können zeigen, wie man Nebenintereſſen mit dem Hauptintereſſe glücklich verbinden könne) ergiebig dabey anzuweben, damit über dem Anſchauen ſolche, wenn auch nicht für die Handlung, doch für das Vergnügen ſich als nothwendig beſtätigen dürften. Dieſen Mangel wollte man bey den Nebengruppen von Zuſchauern, beſonders bey denen hinter dem Richterſtuhle ſitzenden Senatoren gewahr werden, welche daher auf eine für den Eindruck unangenehme Weiſe, mit der Hauptgruppe, wie man glaubt, contraſtiren. Zum andern ward einſtimmig noch gewünſcht, daß der verdienſtvolle Künſtler bey der Darſtellung von nackten Theilen, eine ſtrengere Rückſicht für das Plaſtiſche, das heißt, auf reinere Auswahl der Formen, und wo die Charakteriſtik es erlaubte, edler und ſchöner Natur (mit dem Junius Brutus war man in dieſer Hinſicht allein nur zufrieden) hätte nehmen mögen. Solch eine Aufmerkſamkeit iſt der Kunſt, zumal bey Gegenſtänden, die ſo weit im Dunkel der Vorzeit zurück liegen, zum höheren Genuß für den erleuchteten Kenner nicht erlaubt, ſondern geboten. Auch hätten ſolche Mittel beytragen mögen, der Einbildungskraft des Anſchauers den nöthigen Schwung zu verleihen, um ſie näher zum Ideale ſolcher Handlung hin zu heben, ſtatt daß wir ſolche nun bey einer zu häufigen Anwendung von alltäglicher Natur aus einer Entfernung von beynahe drey und zwanzig Jahrhunderten, uns näher herab gerückt ſchauen, ohne uns doch hiebey täuſchen zu können (obgleich das Coſtum ſich überall hinlänglich beobachtet zeigt), daß wir jene Römer, von welchen die Geſchichte ſpricht, vor uns erblicken. —

— — Sie ſehen hier die Schatten, welche bey dem Ausſpruche der ſtrengſten Richter über dieſe Vorſtellung bemerkbar wurden, aufgeſtellt, die aber dennoch von der ungleich ſtärkern Maſſe von Licht überwogen werden, und daher den Anſchauenden allgemein das Geſtändniß abgenöthigt haben; daß dieſes Produkt mit zu dem Intereſſanteſten gehöre, was die franzöſiſche Kunſt in neuerer Zeit in Rom ans Licht geſtellt hat. — Die Art, welche ich gewählt, in ſolchen unbefangenen Anzeigen einige Documente aus der Gegenwart für den Ausſpruch der Zukunft niederzulegen, wird, glaube ich, nach der Lage der gegenwärtigen Dinge, ſowohl für den Genuß der Kunſtfreunde draußen, als für die hieſigen Verhältniſſe die angemeſſenſte ſeyn. — Ich bin nicht aufgelegt, mich nach der Laune einiger anmaßlichen Kunſtkenner zu fügen, noch bey Aufbauung einer von ihnen mir vorgezeichneten kritiſchen Künſtlerarche ſie zu unterhalten, und zur Beſtärkung eines Vorurtheils beyzutragen, welches eine geraume Zeit ſchon fremde Liebhaber hier vom wahren Ziele ablenkt. Dieſes äußert ſich in der Art, wie man die Künſtlerſchaft jetzt überhaupt anſieht, indem man ſolche nicht mehr wie ehedem als eine Kette beachtet, woran jedes Glied zur größern Mannichfaltigkeit des Ganzen, eignes Vermögen und eignen Reichthum auslegt, Geiſt und Sinn zu unterhalten, ſondern bey einer genußloſen, prahleriſchen Abſonderung durch den Eigendünkel, nichts als das, was in dem Rufe des Erſten ſtehet, ſey es wirklich wahr oder nicht, bewürdigen zu wollen; wodurch auf Seite der Künſtler, die allgemeine Achtung nachgeſetzt, und auf Seite der Liebhaber das Wachsthum der Kenntniſſe, zum Nachtheile für das Gedeihen der Kunſt nur mehr verhindert wird. — Ich werde es mir darum keineswegs zur Pflicht machen, bey jeder neuen Kunſterſcheinung zu verweilen, ſondern nur dasjenige berühren, was mich zu intereſſiren Kraft beſitzt, oder wobey ich Gelegenheit finde, etwas intereſſantes für andere zu ſagen. Ich fahre fort, einige weitere Nachrichten in dieſer Hinſicht Ihnen mitzutheilen. Bevor ich aber abbreche, muß ich mich eines drückenden Wunſches noch entladen. Aus Grunde der Seele wünſche ich, daß der Geſchmack in unſerm Vaterlande ſich doch allgemein mehr aus ſeiner Minderjährigkeit, der herzlichen Luſt am Vielen, Mittelmäßigen losreißen, und zur ſtärkern Volljährigkeit beym Wohlgefallen am Wenigern, Beſſern ſich erheben möchte; wie vieles wäre denn auf einmahl ſchon bey uns für das Ganze überhaupt, beſonders aber für die ſchönen Künſte gewonnen!

Landſchaftmahlerey.

Herr Johann Chriſtian Eberlein aus Göttingen, hat vor einigen Wochen eine Landſchaft in Oehlmahlerey vollendet, nämlich wie Ulyß auf der Inſel der Phäacier, nachdem er dorthin durch Sturm getrieben worden, ſich der Tochter des Königes Alcinous, die mit ihren Geſpielen nach der Arbeit ſich in einer freundlichen Gegend im Ballſpiel erluſtigte, darſtellt, und ſie um Beyſtand anfleht.

Aus einem angenehmen, vorne mit hohen, etwas tiefer hinten mit dichten Bäumen gezierten Grunde erblickt man hier einen Theil der Inſel und königlichen Stadt mit ihrem Hafen, ſammt der weitern Ausſicht an den fernen Ufern der Gebirge hin, in das offne Meer. Die Sonne befindet ſich bereits in dem letzten Viertel ihrer Laufbahn, dieß wird man an dem Tone der in der Luft herrſcht, beſonders auch noch an den Beleuchtungen der hinterſten Gebirge, welche in ſchön abwechſelnden Linien ſich gefällig übereinander aufreihen, gewahr. Die Zuſammenſetzung iſt edel, man ſieht ihr an, daß ſie nach dem Ideal, das bey dem Leſen dieſer Stelle ſich der Fantaſie des Künſtler vorgeſpiegelt, nicht ohne innigen Genuß aufgefaßt ſey, welches der Vorſtellung im Ganzen den Charakter der Wahrheit leiht, und ihr das Recht erwirbt, dem Sinne des Kenners ſowohl bey der Anlage, als auch dem Blick des Liebhabers bey der Ausführung, auf eine erfreuliche Weiſe Genüge zu leiſten. Das Colorit iſt durchaus klar und lieblich, leichte Abendwolken ſchweben an den fernen Gebirgen über das Meer hin, die ihren Glanz auf die ganze Ausſicht verbreiten. Die Degradazionen der Tinten zeigen ſich, ſo mannichfaltig auch der Farben=Reichthum bey den

Objekten iſt, nach der Optik richtig beobachtet. Eben ſo glücklich ſehen wir die Linien-Perſpective überall ſchicklich, beſonders bey den Gebäuden der weiter im Hintergrunde liegenden Stadt angebracht, wo man einige Tempel und mehrere öffentliche Gebäude vorzüglich von edler Form und Verzierung, ſo viel der Abſtand es erlaubt, entdeckt. Wir hätten gewünſcht, daß der Künſtler uns hier hätte das gaſtliche Haus des königlichen Wirths vor allen andern kennbar zeigen wollen, wodurch das Intereſſe bey immer ſtärkerer Beziehung auf den Gegenſtand hätte gewinnen können.

Die Figuren ſind zu klein um hier für etwas anders als Nebendinge betrachtet zu werden, nichts deſto weniger drücken ſie durch angemeſſene Stellungen und natürliche Gruppen verſtändlich die Scene aus. Die Königstochter vor welcher Ulyſſes kniet, bleibt mit Anſtand, doch nicht ohne Ausdruck ihres Erſtaunens ſtehen, indeß die furchtſamen Geſpielinnen zerſtreut vor dem nackten Helden fliehen und ſich hinter Gebüſche zu verbergen ſuchen. Man kann bey der Betrachtung dieſer ſchönen ausgeführten Arbeit, dem Künſtler das wohlverdiente Lob nicht verſagen und nicht unterlaſſen, ihm in dieſer ſeiner rühmlichen Laufbahn Glück zu wünſchen. Wird er zu ſo vielen und wichtigen Vorzügen die er in ſeiner Kunſt bereits erworben, noch den hinzufügen, daß er durch ein getreues Studium nach der Natur mehr Charakter in dem Baumſchlag, beſonders bey Bäumen welche in der Nähe und im Vordergrunde ſich zeigen, ſich eigen zu machen ſucht, denn die in der Entfernung ſind mit genugſamer Kenntniß behandelt, ſo wird gern des Kenners Ausſpruch ihm einen Platz unter den auserleſenen Landſchafts-Mahlern unſerer Zeit anweiſen.

Kupferſtecherey.

Herr Ferdinand Ruſchweyh aus Strelitz, iſt gegenwärtig mit der Vollendung einer Kupferplatte beſchäftigt, worüber er folgendes dem Publikum mittheilt: »Unter den Schülern des Hannibal Caracci, behauptet Dominicho Zampieri (gemeinlich Dominichino genannt) eine vorzügliche Stelle. Kein neuerer Mahler von allen, welche auf Raphael gefolgt, hat dieſes göttliche Muſter ſo wie er, in dem Ausdruck des Naiven erreicht. Unter den weitläuftigen und berühmten Arbeiten ſeines Pinſels, zeichnet ſich die Kapelle, welche er in Grotta Ferrata, zwölf Milien von Rom gelegen, verfertigt hat, worinnen er in Freſko, Scenen aus dem Leben des heil. Nilo vorgeſtellt, nicht als die unbedeutendſte aus. Das Gemählde, wo dieſer Heilige durch ſein Gebet einen beſeſſenen Knaben befreyt, erhält wegen der Einfalt in der Zuſammenſetzung ſowohl, als auch wegen des reinen Styls, welcher bey dem Vortrage herrſcht, bey allen Kunſtverſtändigen allgemeinen Beyfall. Dieſes treffliche Kunſtwerk in Kupfer zu ſtechen, da bis jetzt hievon kein dem Kenner genügender Stich exiſtirt, bildet die Beſchäftigung meines hieſigen Aufenthaltes. Ich habe an beſagtem Orte ſelbſt eine getreue Zeichnung hievon verfertigt, und arbeite gegenwärtig ſchon beynahe zwey Jahre, ſolche in Kupfer zu bringen, ſo daß ich nun bereits ſchon ſo weit damit vorgerückt bin, um mit Gewißheit verſprechen zu dürfen, zu Ende Septembers laufenden Jahres, die Platte zu beendigen. Der Kupferſtich wird 18 Pariſer-Zoll in der Breite, und 15 und einen halben Zoll in der Höhe haben. Ich biete dem Kunſtliebhabenden Publikum davon eine Subſcription für den Preis von 1 Louisd'or an, und mache mich anheiſchig, daß jeder reſpective Subſcribent, der durch Einzeichnung ſeines Nahmens mich beehrt, ſogleich mit einem reinen und vollkommenen Abdrucke bedienet werde.«

»Ferdinand Ruſchweyh.«

Da ich das Original-Gemählde, wovon hier die Rede iſt, genau kenne, und die Zeichnung, welche der verdienſtvolle Künſtler darnach verfertigte, gleichfalls geſehen und unterſucht, dem Urbilde völlig getreu gefunden, auch einige Probedrucke von der Platte geſehen habe, ſo kann ich mit Wahrheit verſichern, daß Herr Ruſchweyh bey dieſer Arbeit allen Fleiß anwendet, um hiebey ſich ſelbſt und den Forderungen des Kenners Genüge zu leiſten; ich wage daher nicht zu viel, wenn ich alle Kunſtfreunde auffordere, ihn bey dieſem Unternehmen auf das möglichſte zu ſtützen.

Vor einigen Monathen ward beym Graben, welches die Regierung bey allen Ruinen hier veranſtalten läßt, in den Termen des Titus, auf einer Seite des Eſquilins, eine halb lebensgroße, auf einem Thron ſitzende, bekleidete Statue, welche den Pluto vorſtellt, gefunden, die gegenwärtig im Muſeum des Capitols aufgeſtellt iſt. Ein Theil des Kopfs iſt an der linken Seite abgeſchlagen, auch mangeln beyde Vorderarme mit den Händen. Den rechten Arm hält er hinab geſenkt, ſo daß er wie man noch aus Spuren gewahr wird, mit der Hand den Kopf des Cerberus, der neben ihm ſitzt, berührte; der linke iſt in die Höhe gerichtet, ſo daß er mit der Hand das lange Zepter hielt, wovon man einen Theil noch, der neben dem Throne herabgeht, erblickt. Die Falten an dem langen Unterkleid ſind natürlich; der Mantel, wovon ein Theil auf ſeiner linken Schulter ruht, fällt hinten am Rücken hinab, und bedeckt mit Anſtand ſeinen Schoos; die Füße ruhen auf einen Schemel, und ſind mit Sohlen, wovon die Riemen über dem Fuß zuſammen gebunden ſind, geziert. Dieſe Figur ſcheint eine Copie aus der Römerzeit, von mittelmäßigen Künſtlern nach einem beſſern Original verfertigt zu ſeyn. Die reine Diſpoſition welche man im Ganzen gewahr wird, die einen feinen und geübten Kunſtſinn vorausſetzt, der ſich in der Ausführung hier völlig mit ſolchem im Widerſpruch zeigt, beſtätigt völlig dieſe Annahme.

Vor einigen Tagen ward an eben der Stelle eine alte chriſtliche Kapelle entdeckt, die mit Mahlereyen geziert iſt, welche der heiligen Felicitas geweiht ſind, die im zweyten Jahrhundert unter der Regierung Antonin des Frommen gemartert ward. Ich behalte mir vor, ihnen bey einer andern Gelegenheit hierüber umſtändlichen Bericht abzuſtatten.

Rom, den 16. Februar 1812.

Friedrich Müller,
königl. bayriſcher Hofmahler.

Inhalt
des fünften Heftes.

Aus dem Trauerſpiele Hannibal. Vom Freyherrn von Rothkirch . . . . Seite 373
Herausgabe des alten Reinhart Fuchs durch die Brüder Grimm in Caßel. . . . . — 391
Dämmerungs - Schmetterlinge oder Sphinxe. Von Jean Paul Fr. Richter . . . . — 416
Ueber die Uebungen der Soldaten. Vom Freyherrn v. Steigenteſch. . . . . — 419
Nachtrag über Shakſpeare. Vom Herausgeber . . . — 439
Kunſtnachrichten aus Rom. Vom Mahler Müller . . — 452

Aus den Vorleſungen
über die
Geſchichte der Litteratur.

Vom Herausgeber.

Zwölfte Vorleſung.

Vom Roman. Dramatiſche Poeſie der Spanier. Spenſer, Shakſpeare und Milton. Zeitalter Ludwig XIV. und franzöſiſche Trauerſpiel.

Der Roman des Cervantes iſt ſeiner hohen inneren Vortrefflichkeit ungeachtet, ein gefährliches und irreleitendes Beyſpiel der Nachahmung für die andern Nationen geworden. Der Don Quixote, dieſes Werk von einer in ſeiner Art einzigen Erfindung, hat die ganze Gattung der neueren Romane mit veranlaßt, und eine Unzahl von mißlungenen Verſuchen, eine proſaiſche Darſtellung der wirklichen Gegenwart zur Poeſie zu erheben, bey Franzoſen, Engländern und Deutſchen hervorgebracht. Das Genie des Cervantes abgerechnet, dem wohl einiges frey ſtand, was einem andern zur Nachfolge nicht zu rathen wäre; ſo waren auch die Verhältniſſe, unter denen er in Proſa darſtellte und dichtete, ungleich günſtiger als die ſeiner Nachfolger. Das wirkliche Leben in Spanien war damals noch mehr ritterlich und romantiſch, als in ſonſt irgend einem andern Lande von Europa. Selbſt der Mangel an einer allzuſtreng vervollkommneten bürgerlichen Ordnung, das freyere und wildere Leben in den Provinzen konnte für die Poeſie günſtiger ſeyn.

In allen dieſen Verſuchen, die proſaiſche Wirklichkeit durch Witz und Abentheuer, oder durch Geiſt und Gefühlserregung zu einer Gattung der Dichtkunſt zu erheben, ſehen wir die Verfaſſer immer auf irgend eine Weiſe eine poetiſche Ferne ſuchen; ſey es nun in dem Künſtlerleben des ſüdlichen Italiens, wie oft in den deutſchen Romanen; oder in den amerikaniſchen Wäldern und Wildniſſen, was vielfältig bey den Ausländern verſucht worden. Ja, wenn auch die Begebenheit ganz im Lande und in der Sphäre des einheimiſchen bürgerlichen Lebens ſpielt, immer ſtrebt die Darſtellung, ſo lange ſie noch Darſtellung bleibt, und nicht bloß in ein Gedankenſpiel der Laune, des Witzes und des Gefühls ſich auflöſt, auf irgend eine Weiſe aus der beengenden Wirklichkeit ſich heraus zu arbeiten, und irgend eine Oeffnung, einen Eingang zu gewinnen in ein Gebiet, wo die Fantaſie ſich freyer bewegen kann: wären es auch nur Reiſeabentheuer, Zweykämpfe, Entführungen, eine Räuberbande, oder die Ereigniſſe und Verhältniſſe einer fahrenden Schauſpielergeſellſchaft.

Der Begriff des Romantiſchen in dieſen Romanen, ſelbſt in vielen der beſſern und berühmteſten, fällt meiſtens ganz zuſammen mit dem Polizeywidrigen. Ich erinnere mich hiebey der Aeußerung eines berühmten Denkers, welcher der Meinung war, daß bey einer durchaus vollkommenen Polizey, (wenn der Handelsſtaat völlig geſchloſſen, und ſelbſt der Paß des Reiſenden mit einer ausführlichen Biographie und einem getreuen Portraitgemählde verſehen ſeyn wird) ein Roman ſchlechthin unmöglich ſeyn würde, weil alsdann gar nichts im wirklichen Leben vorkommen könnte, was dazu irgend Veranlaſſung oder einen wahrſcheinlichen Stoff darbieten würde. Eine Anſicht, welche, obwohl an ſich ſonderbar, doch in Beziehung auf jene verfehlte Richtung, nicht ohne Grund iſt.

Das wahre und richtige Verhältniß der Poeſie zur Gegenwart und zur Vergangenheit zu beſtimmen, iſt eine Frage, welche die eigentlichen Tiefen und das innere Weſen der Kunſt betrifft. Ueberhaupt wird in unſeren Theorien, außer einigen ganz allgemeinen, gehaltleeren und faſt durchgehends falſchen Anſichten und Definitionen über die Kunſt und das Schöne an ſich, meiſtens nur von den Formen der Poeſie gehandelt, welche zu kennen allerdings nothwendig, aber doch bey weitem nicht zureichend iſt. Eine Theorie von dem der Dichtkunſt angemeſſenen Inhalt gibt es noch kaum, ungeachtet eine ſolche für ihre Beziehung aufs Leben doch ungleich wichtiger wäre. Ich habe mich in den gegenwärtigen Vorträgen bemüht, dieſe Lücke auszufüllen, und eine ſolche Theorie zu geben, überall wo ſich die Gelegenheit dazu darbot.

Was die Darſtellung des Wirklichen in der Poeſie betrifft, ſo iſt vor allen Dingen zu erinnern, daß das Wirkliche nicht deßwegen als ungünſtig, ſchwierig oder verwerflich für die poetiſche Darſtellung erſcheint, weil es an ſich immer gemein und ſchlechter wäre, als das Vergangene. Es iſt wahr, das Gemeine und Unpoetiſche tritt in der Nähe und Gegenwart allerdings ſtärker und herrſchender hervor. In der Ferne und Vergangenheit, wo nur die großen Geſtalten hell erſcheinen, verliert es ſich mehr in den Hintergrund. Aber dieſe Schwierigkeit könnte ein wahrer Dichter wohl beſiegen, deſſen Kunſt oft eben darin ſich zeigt, daß was als das Gewöhnlichſte und Alltäglichſte gilt, indem er eine höhere Bedeutung und einen tiefern Sinn heraus fühlt oder ahnend hinein legt, durchaus neu und in einem dichteriſchen Lichte verklärt erſcheinen zu laſſen. Beengend aber, bindend und beſchränkend iſt die Deutlichkeit der Gegenwart jederzeit für die Fantaſie; und wenn man dieſer im Stoff unnützerweiſe ſo enge Feſſeln anlegt, ſo iſt zu beſorgen, daß ſie ſich nur von einer andern Seite in Rückſicht der Sprache und Darſtellung deſto mehr dafür entſchädigen werde.

Um meine Anſicht über dieſen Punkt auf dem kürzeſten Wege deutlich zu machen, erinnere ich an das, was ich über die religiöſen und chriſtlichen Gegenſtände ſchon mehrmahls bemerkte. Die überſinnliche Welt, die Gottheit und die reinen Geiſter können im Ganzen nicht geradezu dargeſtellt werden; die Natur und die Menſchheit ſind die eigentlichen und nächſten Gegenſtände der Poeſie. Aber jene höhere und geiſtige Welt kann überall in dieſen irdiſchen Stoff eingehüllt ſeyn, und aus ihm hervor ſchimmern. Eben ſo iſt auch die *indirekte* Darſtellung der Wirklichkeit und Gegenwart die beſte und angemeſſenſte. Die ſchönſte Blüthe des jugendlichen Lebens und der höchſte Schwung der Leidenſchaft, die reiche Fülle einer klaren Weltanſchauung, laſſen ſich leicht in die weiter oder enger umgränzte Vergangenheit und Sage einer Nation verlegen, gewinnen da einen ungleich freyern Spielraum, und erſcheinen in reinerem Lichte. Der älteſte Dichter der Vergangenheit, welchen wir kennen, Homer, iſt zugleich ein Darſteller der lebendigſten und friſcheſten Gegenwart. Jeder wahre Dichter ſtellt in der Vorzeit zugleich ſein eigenes Zeitalter, ja im gewiſſen Sinne ſich ſelbſt mit dar. Dieſes ſcheint mir durchaus das Rechte und das wahre Verhältniß der Poeſie zur Zeit folgendes zu ſeyn. An und für ſich ſoll ſie nur das Ewige, das immer und überall Bedeutende und Schöne darſtellen; aber geradezu und ganz ohne Hülle vermag ſie dieß nicht. Sie bedarf dazu eines körperlichen Bodens, und dieſen findet ſie in ihrer eigentlichen Sphäre, der Sage oder der nationalen Erinnerung und Vergangenheit. In das Gemählde derſelben trägt ſie aber den ganzen Reichthum der Gegenwart, ſo weit dieſelbe dichteriſch iſt, hinein, und indem ſie das Räthſel der Welterſcheinung, die Verwicklung des Lebens bis zu ihrer endlichen Auflöſung hinleitet, und überhaupt eine höhere Verklärung aller Dinge in ihrem Zauberſpiegel abbilden läßt, greift ſie ſelbſt in die Zukunft ein, und bewährt ſich ſo, alle Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinend, als wahrhaft ſinnliche Darſtellung des Ewigen, oder der vollendeten Zeit. Auch im philoſophiſchen Sinne iſt das Ewige ja keine Abweſenheit und bloße Negation der Zeit, ſondern vielmehr ihre ganze ungetheilte Fülle, in der alle Elemente derſelben vereint ſind, wo das Vergangene wieder neu und gegenwärtig wird, das Leben der Gegenwart aber zugleich eine Fülle der Hoffnung und eine reiche Zukunft ſchon jetzt in ſich trägt.

Wenn ich im Ganzen die indirekte Darſtellung der Wirklichkeit für die der Poeſie angemeſſne halte, ſo ſoll dieß keineswegs ein Verwerfungs-Urtheil über alle Dichterwerke ausſprechen, welche den entgegengeſetzten Weg wählten. Man muß den Künſtler von ſeinen Werken zu unterſcheiden wiſſen. Der wahre Dichter bewährt ſich auch auf dem falſchen Wege und auch in ſolchen Werken, die ihrer urſprünglichen Anlage nach nicht vollkommen gelingen konnten. Milton und Klopſtock werden als große Dichter geehrt, obgleich es wohl nicht geläugnet werden kann, daß ſie ſich ſelbſt eine Aufgabe geſetzt haben, die eigentlich unauflöslich war.

So darf auch dem Richardſon, der noch auf anderm Wege als die Nachahmer des Cervantes, die moderne Wirklichkeit zur Poeſie zu erheben verſuchte, ein großes Talent der Darſtellung nicht abgeſprochen, und ein hohes Streben nicht deßhalb in ihm verkannt werden, weil dieſes Streben auf einem ſolchen Wege das Ziel ganz zu erreichen nicht vermochte.

Eben ſo vortreflich und noch ungleich reicher als in der Gattung des Romans, zeigt ſich die ſpaniſche Dichtkunſt auf der Bühne. Die lyriſche Gefühls-Poeſie iſt die Frucht einer einſamen Liebe und Begeiſterung; ja wenn ſie auch nicht auf ſich allein und die nächſten Gegenſtände ihrer Umgebung beſchränkt, nun öffentlich hervortritt, das Zeitalter und die Nation ergreifend, ſo ward ſie doch in der Einſamkeit empfangen. Die heroiſche Poeſie aber ſetzt eine Nation voraus, eine ſolche die es wahrhaft iſt, oder die es war; eine Nation, die eine Erinnerung hat, eine große Vergangenheit, eine Sage, eine urſprünglich poetiſche Denkart und Anſicht, eine Mythologie. Beyde, die lyriſche ſowohl als die epiſche Poeſie, gehören noch mehr der Natur als der Kunſt an. Die dramatiſche Dichtkunſt aber eignet dem Staat und dem bürgerlichen und geſellſchaftlichen Leben, erfordert daher auch einen großen Mittelpunkt deſſelben zum Schauplatz ihrer Entwicklung. Es iſt wenigſtens dieſes das natürlichere und auch das günſtigere Verhältniß; wie ſehr auch in der Folge Kunſtſchulen in kleineren Wirkungskreiſen mit den großen Hauptſtädten, dem erſten Sitz der dramatiſchen Kunſt, wetteifern oder dieſelben ſogar übertreffen mögen. Schon daraus iſt es begreiflich, daß die Bühne zu Madrit, London und Paris mehr als ein Jahrhundert ſchon glänzend, jede in ihrer Art bis zur Vollkommenheit ausgebildet, und faſt bis zum Ueberfluß reich war, ehe in Italien und Deutſchland ein eigentliches Theater entſtehen und ſich entwickeln konnte. Denn obwohl Rom von Alters her die Hauptſtatt der Kirche, Wien ſeit dem funfzehnten Jahrhundert der Sitz des deutſchen Kaiſerthums, waren doch beyde nicht in dem Maaße Mittelpunkt ihrer Nation, wie die genannten drey Hauptſtädte im weſtlichen Europa.

So wie die ſpaniſche Monarchie bis um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts die größte und glänzendſte in Europa, der ſpaniſche Nationalgeiſt der entwickeltſte war, ſo ſtand auch die Bühne zu Madrid, der lebendige Spiegel dieſes Nationallebens, am früheſten in reichem Flor. Dieſen Reichthum und die Fülle der Erfindung hat das übrige Europa immer anerkannt, weniger die eigenthümliche Form und Bedeutung, den eigentlichen Sinn und Geiſt dieſes ſpaniſchen Schauſpiels. Hätte es auch nur den Vorzug, daß es durchaus romantiſch iſt, ſo würde es ſchon dadurch ſehr merkwürdig, es würde lehrreich ſeyn, an dieſem Beyſpiel zu ſehen, welche Art von dramatiſcher Dichtkunſt denn aus der Ritterpoeſie, überhaupt aus der dem neuern Europa und dem Mittelalter eigenthümlichen Richtung der Fantaſie hervorgehen könne. Das Theater keiner andern neuern Nation kann dafür ſo gut zum Beyſpiel dienen, als das ſpaniſche, welches ganz frey blieb von allem Einfluß und aller Nachahmung der Alten; während Italiener und Franzoſen bey der Ausbildung ihres Theaters vorzüglich von dem Gedanken ausgegangen ſind, das Trauerſpiel und das Luſtſpiel der Griechen in ſeiner Reinheit wieder herzuſtellen, und dieſes Vorbild, wenn auch nur mittelſt des Seneca, oder älterer franzöſiſcher

Stücke, ſelbſt auf das engliſche Drama einen ſehr entſcheidenden Einfluß gehabt hat.

Betrachten wir die ſpaniſche Bühne in ihrem erſten berühmten Meiſter und Beherrſcher, dem Lope de Vega, ſo würden jene allgemeinen Vorzüge uns doch nur in einem trüben Lichte erſcheinen, und wir im Ganzen keine ſehr hohe Meinung von der Vortrefflichkeit des ſpaniſchen Drama's faſſen können; ſo flüchtig und oberflächlich ſind ſeine zahlloſen Schauſpiele entworfen und ausgeführt. Wie in den lyriſchen Gedichten eines Sängers, ſo herrſcht auch wohl unter den dramatiſchen Werken eines Künſtlers eine gewiſſe Gleichförmigkeit, und darf darin herrſchen, welche dann die Hervorbringungen ſehr erleichtert und ihre Zahl vervielfältigt. Es liegt den dramatiſchen Werken nicht nur eines Dichters, ſondern auch wohl eines ganzen Zeitalters, einer geſammten Nation oft überhaupt eine gemeinſame Idee zum Grunde, welche in allen eigentlich dieſelbe iſt, nur daß ſie in jedem einzelnen Werke anders aufgefaßt, und von einer andern Seite dargeſtellt wird; wie eben ſo viele Variationen eines Thema's, oder verſchiedene Auflöſungen einer und derſelben Aufgabe. Hat nun der Dichter dieſe Idee ganz klar gefaßt, ſich die Form beſtimmt, wie er ſie für ſeine Idee und für ſeine Bühne bedarf, iſt er der Sprache und der äußeren Erſcheinung Meiſter, ſo kann es alsdann leicht geſchehen, daß er eine große Zahl von Werken hervorbringt, ſogar in ſehr kunſtreicher Form, ohne daß Plan und Ausführung deßhalb vernachläßigt zu ſeyn brauchten. So haben die großen Trauerſpieldichter der Alten hundert und mehr Dramen vollendet. Aber demungeachtet überſchreitet die Zahl der Lopeſchen Schauſpiele, wie man dieſelbe auch berechnen mag, alle Gränzen der erlaubten dramatiſchen Fruchtbarkeit. Er hat dieſe große Menge von Werken wohl größtentheils nicht ſowohl ausarbeiten können, als hinwerfen und improviſiren müſſen. Ich will zugeben, daß Lope unter den dramatiſchen Geſchwindſchreibern und Vielſchreibern aller Nationen bis auf die neueſten Zeiten, der Erſte und noch am meiſten ein Dichter ſey, durch den Reichthum der Erfindung, den Glanz der Darſtellung, und durch die dichteriſche Sprache und feurige Einbildungskraft; welche letztere Vorzüge in der Poeſie ſeiner Nation ſo allgemein verbreitet, daß ſie kaum noch als beſondre anzuſehen und zu loben ſind. An und für ſich iſt dieſe dramatiſche Geſchwindſchreibung auch mit Lope's Talent und Fantaſie keinesweges zu billigen, weder von Seiten der Kunſt, noch auch in moraliſcher Hinſicht. Eine Kraft der Ordnung und ein ſtrenges Geſetz iſt für die Bühne um ſo nothwendiger, da keine andere Gattung der Vernachläſſigung und der Verwilderung in dem Maaße ausgeſetzt iſt, in keiner andern Gattung es ſo leicht dahin kommt, daß der Dichter und das Publikum ſich gegenſeitig irre leiten und verderben. Wie leicht der dramatiſche Dichter von Genie, wie Lope, ſein Zeitalter über alle Gränzen hinwegreißen kann, wie leicht er ſelbſt ohne glänzende Eigenſchaften durch die bloße Routine und einigen leidenſchaftlichen Effekt das Publikum dahin bringt.

daß es alle andern höhern Forderungen und Begriffe vergißt, davon ſind die Beyſpiele zu häufig, als daß ſie angeführt werden dürften. Auf der andern Seite aber iſt der theatraliſche Beyfall für die Eitelkeit des Dichters unter allen Erregungsmitteln das ſtärkſte und berauſchendſte. Das Publikum ſelbſt iſt es meiſtens, welches einen dramatiſchen Lieblingsdichter erſt in ſeinen Unarten recht beſtärkt, und ihn dahin bringt, daß er ſich ihnen für immer ohne Maaß und Ziel überläßt. Dieſen Hang zur demagogiſchen Verwilderung und zur Anarchie haben die Alten an der dramatiſchen Gattung, die doch bey ihnen ſo vollkommen ausgebildet war, frühzeitig wahrgenommen und ihr oft vorgeworfen. —

Wie ſehr man auch von der andern Seite das Improviſiren für die Volkspoeſie oder ſonſt in irgend einer andern Sphäre in Schutz nehmen mag; auf das Drama iſt dieſes nicht anwendbar. Nur als Kunſt kann daſſelbe gedeihen; und dürfte auch die Ausführung ſchnell geſchehen und doch gelingen, ſo muß der Plan wenigſtens ſehr durchdacht ſeyn und mit Beſonnenheit entworfen; ſonſt wird die Bühne aufs Beſte uns nichts zeigen, als nur die flüchtige Erſcheinung des Lebens, und ſeiner Verwicklungen und Leidenſchaften, die glänzende Oberfläche derſelben, ohne tiefern Sinn und Gehalt. Auf dieſer niedrigſten Stufe der dramatiſchen Kunſt ſteht Lope, und manche andere der gewöhnlicheren ſpaniſchen Schauſpieldichter; auch ſo noch in dichteriſchem Glanz ſtrahlend, wenn wir ihre Hervorbringungen mit dem ungleich tiefern Verfall der Bühne bey andern Nationen vergleichen, an ſich aber den höheren Forderungen kein Genüge leiſtend. Wie ſelten dieſe bey Einzelnen und bey ganzen Nationen deutlich und allgemein herrſchend werden, davon giebt es vielleicht kein auffallenderes Beyſpiel, als daß ſo Vielen Lope und Calderon als Dichter von ungefähr gleicher Art erſcheinen, da doch eine unermeßliche Kluft des Unterſchiedes beyde trennt. Will man überhaupt den Geiſt des ſpaniſchen Schauſpiels erfaſſen, ſo muß man es nur in ſeiner Vollendung im Calderon betrachten, dem letzten und größten aller ſpaniſchen Dichter.

Vor ihm war Verwilderung auf der einen, Künſteley auf der andern Seite, faſt beydes zuſammen in der ſpaniſchen Poeſie allgemein herrſchend. Lope's übles Beyſpiel blieb nicht bloß auf das Drama eingeſchränkt. Durch den theatraliſchen Beyfall berauſcht, hatte er wie andere poetiſche Vielſchreiber, die Eitelkeit, in allen Gattungen ſich verſuchen und glänzen zu wollen, auch in denen, zu welchen er durchaus kein Talent beſaß. Nicht zufrieden auf der Bühne für den Erſten zu gelten, wollte er daneben kunſtreiche Romane wie Cervantes, Ritter- und Heldengedichte wie Arioſt und Taſſo hervorbringen, wodurch dann ſeine nachläſſig ſchlechte und wilde Manier auch außerhalb des Theaters ſich verbreitete; während Gongora und Quevedo die Künſteley in Ausdruck und Sprache auf die äußerſte Spitze trieben. Ein ſolches Verderben erlebte Calderon, ja er ward darin gebohren und mußte die Poeſie ſeiner Nation aus dieſem Chaos erſt erretten, um ſie von neuem geadelt, verklärt und verherrlicht in den Flammen der Liebe, ihrem höchſten Ziele zuzuführen.

Es iſt dieſer Gang der ſpaniſchen Poeſie, daß ſie gerade nach den Zeiten der äußerſten Verwilderung und falſchen Künſteley wieder den höchſten Gipfel der wahren Kunſt erreicht, und mit dem hellſten Glanz blühender Schönheit ein Ende genommen hat, an und für ſich merkwürdig. Es iſt berichtigend für die gewöhnliche Meinung und Theorie von dem nothwendigen Kreisgange der Kunſt, und es mag beſonders auch in Anwendung auf die Litteratur und Poeſie unſers Zeitalters und unſerer Nation lehrreich erſcheinen, daß ſie aus der Tiefe üppiger Entartung und todter Künſteley die Fantaſie und Dichtung damals in Spanien, in neuem Lichte ſtrahlend, wiedergebohren und verjüngt wie der Phönix aus der eignen Aſche emporſteigen konnte.

Um aber den Geiſt des ſpaniſchen Schauſpiels, wie er vollendet im Calderon erſcheint, darzuſtellen, iſt es nöthig mit einigen Worten das eigentliche Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt überhaupt nach der mir eigenthümlichen Abſicht zu berühren. Nur für die erſte und niedrigſte Stufe derſelben kann ich diejenigen Darſtellungen gelten laſſen, in denen bloß die glänzende Oberfläche des Lebens, die flüchtige Erſcheinung des reichen Weltgemähldes ergriffen und uns gegeben wird. So iſt es, wäre auch der höchſte Schwung der Leidenſchaft im Trauerſpiel, die Blüthe aller geſellſchaftlichen Bildung und Verfeinerung im Luſtſpiel durch die Darſtellung erreicht werden, ſo lange das Ganze nur bey der äußern Erſcheinung ſtehen bleibt, und dieſe bloß perſpectiviſch und zweckmäßig als Gemählde für das Auge und leidenſchaftliche Mitgefühl hingeſtellt wird. Die zweyte Stufe der Kunſt iſt die, wo in den dramatiſchen Darſtellungen nebſt der Leidenſchaft und der mahleriſchen Erſcheinung auch der tiefere Sinn und Gedanke herrſcht und ſich ausſpricht; eine bis in's Innere eingreifende Charakteriſtik nicht bloß des Einzelnen, ſondern auch des Ganzen, wo die Welt und das Leben in ihrer vollen Mannichfaltigkeit, in ihren Widerſprüchen und ſeltſamen Verwicklungen, wo der Menſch und ſein Daſeyn, dieſes vielverſchlungene Räthſel, als ſolches, als Räthſel, dargeſtellt wird. Wäre dieſes Bedeutende und tief Charakteriſtiſche der einzige Zweck der dramatiſchen Dichtkunſt, ſo würde Shakſpeare nicht nur der Erſte von allen in dieſer Kunſt zu nennen, ſondern es würde kaum irgend ein anderer Alter oder Neuer auch nur von ferne ihm darin zu vergleichen ſeyn. — Es hat aber meines Erachtens die dramatiſche Dichtkunſt allerdings noch ein anderes und höheres Ziel. Sie ſoll das Räthſel des Daſeyns nicht bloß darlegen, ſondern auch löſen, ſie ſoll das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus, und durch dieſelbe hindurch bis zur letzten Entwicklung und endlichen Entſcheidung hinführen. Dadurch greift ihre Darſtellung ein in die Zukunft, und ſtellt uns die Geheimniſſe des innern Menſchen vor Augen. Es iſt dieß freylich noch ganz etwas anders, als was man gewöhnlich die Kataſtrophe im Trauerſpiel nennt;

es

es giebt viele berühmte dramatiſche Werke, denen dieſe letzte Auflöſung, die hier gemeint iſt, ganz fehlt, oder die doch nur die äußere Form davon haben, ohne das innere Weſen und den Geiſt. Ich erinnere hier der Kürze wegen an die drey Welten des Dante, wie er uns eine Reihe von lebendigen Naturen kraftvoll vorführet, in dem Abgrund des Verderbens, dann durch die mittleren Stufen hindurch, wo Hoffnung mit Leiden gemiſcht iſt, bis zu dem höchſten Zuſtande der Verklärung. Dieß iſt ganz anwendbar auf das Drama, und in dieſem Sinne könnte Dante ein dramatiſcher Dichter genannt werden, nur daß er bloß eine ganze Reihe von Kataſtrophen giebt, ohne die vorhergegangene Entwicklung, die er wenigſtens nur kurz andeutet, oder willkührlich vorausſetzt. Nach jener dreyfachen Auflöſung menſchlicher Schickſale, giebt es auch dreyerley Arten der hohen, ernſten, dramatiſchen Darſtellung, welche nicht bloß die Erſcheinung des Lebens auffaßt und wieder giebt, ſondern auch den tiefern Sinn und Geiſt, und es bis zum Ziele ſeiner Entwicklung hindurch führet. Dreyerley Hauptarten, je nachdem der Held in den Abgrund eines vollkommenen Untergangs rettungslos hinab ſtürzt, oder das Ganze mit einer gemiſchten Befriedigung und Verſöhnung noch halb ſchmerzlich ſchließt, oder wenn aus allem Tod und Leiden ein neues Leben und die Verklärung des innern Menſchen herbey geführt wird. Dasjenige Drama, welches auf den vollkommenen Untergang des Helden angelegt iſt, deutlich zu machen, darf ich unter den Trauerſpielen der Neuern nur an Wallenſtein, Macbeth und den Fauſt der Volksſage erinnern. Die alte Kunſt neigt ſich mit entſchiedner Vorliebe zu dieſem ganz tragiſchen Ausgange, ihrer Anſicht von einem furchtbar vorherbeſtimmenden Schickſale gemäß. Doch iſt ein ſolches Trauerſpiel um ſo vortrefflicher vielleicht, je mehr der Untergang nicht durch ein äuſſeres, willkührlich von oben ſo beſtimmtes Schickſal herbeygeführt wird, ſondern es ein innerer Abgrund iſt, in welchen der Held ſtufenweiſe hinunter ſtürzt, indem er nicht ohne Freyheit und durch eigne Schuld untergeht, wie jene zuvorgenannten.

Dieß iſt die bey den Alten im Ganzen herrſchende Gattung; doch finden ſich auch herrliche Beyſpiele von jener Auflöſung des Trauerſpiels, welche ich die mittlere oder die Verſöhnung nennen würde, gerade bey den zwey größten unter den tragiſchen Dichtern. So beſchließt Aeſchylus, nachdem er uns in dem Tod des Agamemnon und in der Rachethat des Oreſtes den ganzen Abgrund aller Leiden und Verbrechen eröffnet hat, in den Eumeniden das große Gemählde mit dem verſöhnenden Gefühl der endlichen Losſprechung des Unglücklichen durch einen milderen Götterſpruch. Sophokles, nachdem er uns die Verblendung und den Fall des Oedipus, den ſchrecklichen Untergang und wechſelſeitigen Brudermord ſeiner Söhne, das lange Leiden des blinden Greiſes und ſeiner getreuen Pflegerin und Tochter dargeſtellt, weiß uns den Tod deſſelben wie einen Hingang zu den verſöhnten Göttern in ſo verſchönerndem Lichte zu zeigen, daß er uns nur das Gefühl einer ſanften, mehr wehmüthigen als ſchmerzlichen Rührung hinterläßt. Auflöſungen dieſer Art ſind auch ſonſt bey den Alten und bey den Neuern häufig; nur ſelten ſo groß und ſchön, wie die angeführten.

Die dritte Weiſe der dramatiſchen Auflöſung, welche aus dem äußerſten Leiden eine geiſtige Verklärung in ihrer Darſtellung hervor gehen läßt, iſt die dem chriſtlichen Dichter vorzüglich angemeßne, und in dieſer iſt Calderon unter allen der erſte und größte. Ich berufe mich, für den Begriff der Sache ſelbſt, unter der reichen Menge, nur auf die Andacht zum Kreuz und den ſtandhaften Prinzen, welche beyde durch die Ueberſetzung bekannt und auch nach ihrem Werth ziemlich allgemein anerkannt ſind. Es liegt aber dieſes Chriſtliche nicht in den Gegenſtänden, ſondern in der eigenthümlichen Gefühls- und Behandlungsweiſe, welche bey Calderon durchaus die allgemein herrſchende iſt. Auch da, wo der Stoff keine Veranlaſſung darbot, aus Tod und Leiden ein neues Leben vollſtändig ſich entwickeln zu laſſen, iſt doch alles im Geiſte dieſer chriſtlichen Liebe und Verklärung gedacht, alles in ihrem Lichte geſehen, in ihren himmliſch glänzenden Farben gemahlt. Calderon iſt unter allen Verhältniſſen und Umſtänden, und unter allen andern dramatiſchen Dichtern vorzugsweiſe der chriſtliche, und eben darum auch der am meiſten romantiſche.

Da die ſpaniſche Dichtkunſt überhaupt ohne allen fremdartigen Einfluß und durchaus rein romantiſch geblieben iſt, da die chriſtliche Ritterpoeſie des Mittelalters bey dieſer Nation am längſten bis in die Zeiten der neuern Bildung fortgedauert, und die kunſtreichſte Form erlangt hat, ſo iſt hier wohl der rechte Ort, das Weſen des Romantiſchen überhaupt zu beſtimmen. Es beruht allein auf dem mit dem Chriſtenthum und durch daſſelbe auch in der Poeſie herrſchendem Liebegefühl, in welchem ſelbſt das Leiden nur als Mittel der Verklärung erſcheint, der tragiſche Ernſt der alten Götterlehre und heidniſchen Vorzeit in ein heiteres Spiel der Fantaſie ſich auflöſt, und dann auch unter den äußern Formen der Darſtellung und der Sprache ſolche gewählt werden, welche jenem innern Liebegefühl und Spiel der Fantaſie entſprechen. In dieſem Sinne, da das Romantiſche bloß die eigenthümlich chriſtliche Schönheit und Poeſie bezeichnet, ſollte wohl alle Poeſie romantiſch ſeyn. In der That ſtreitet auch das Romantiſche an ſich mit dem Alten und wahrhaft Antiken nicht. Die Sage von Troja und die homeriſchen Geſänge ſind durchaus romantiſch; ſo auch alles, was in indiſchen, perſiſchen und andern alten orientaliſchen oder europäiſchen Gedichten wahrhaft poetiſch iſt. Wo irgend das höchſte Leben mit Gefühl und ahndungsvoller Begeiſterung in ſeiner tieferen Bedeutung ergriffen und dargeſtellt iſt, da regen ſich einzelne Anklänge wenigſtens jener göttlichen Liebe, deren Mittelpunkt und volle Harmonie wir freylich erſt im Chriſtenthum finden. Auch in den Tragikern der Alten ſind die Anklänge dieſes Gefühls ausgeſtreut und verbreitet, ungeachtet ihrer im Ganzen finſtern und dunkeln Weltanſicht; die innre Liebe bricht in edeln Gemüthern auch unter Irrthum und falſchen Schreckbildern überall hervor. Nicht bloß die Kunſt iſt groß und bewundernswerth in Aeſchylus und Sophokles, ſondern auch die Geſinnung und das Gemüth. Nicht alſo in den lebendigen, nur in den künſtlich gelehrten Dichtern des Alterthums wird dieſes liebevoll Romantiſche vermißt. Nicht dem Alten und Antiken, ſondern nur dem unter uns fälſchlich wieder aufgeſtellten Antikiſchen, allem was ohne innre Liebe bloß die Form der Alten nachkünſtelt, iſt das Romantiſche entgegen geſetzt: ſo wie auf der andern Seite dem Modernen, d. h. demjenigen, was die Wirkung auf's Leben fälſchlich dadurch zu erreichen ſucht, daß es ſich ganz an die Gegenwart anſchließt, und in die Wirklichkeit einengt, wodurch es denn, wie ſehr auch die Abſicht und der Stoff verfeinert werden mag, der Herrſchaft der beſchränkten Zeit und Mode unvermeidlich anheim fällt. —

Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß zwiſchen jenen drey Arten von dramatiſchen Auflöſungen und Darſtellungen, denen des Untergangs, der Verſöhnung und der Verklärung, mancherley Abſtufungen und Miſchungen Statt finden können. Nur um den Begriff der höhern dramatiſchen Kunſt deutlich zu machen, welcher nicht bloß bey der äußern Erſcheinung und Oberfläche des Daſeyns ſtehen bleibt, ſondern in das Innre eingreift, und bis zum entſcheidenden Ziel des Lebens vordringt, mußten die drey Hauptwege der Auflöſung, welche oft auch wirklich ganz abgeſondert erſcheinen, als ſolche dargeſtellt werden. Selbſt der Gegenſatz der Alten und Neuern iſt, wie ſchon erinnert worden, kein vollkommner, ſondern beruht nur auf einem Uebergewicht, auf einem Mehr oder Minder. Es möchten ſich einzelne Annäherungen ſelbſt zu einer tragiſchen Darſtellung, die in Verklärung endigt, bey den Alten finden laſſen, ſo wie hingegen Trauerſpiele des vollkommnen Untergangs bey den Neueren gefunden werden, welche an Kraft denen des Alterthums, wo dieſe Gattung die herrſchende war, vollkommen gleich geſetzt zu werden verdienen.

Da indeſſen die dramatiſche Darſtellung ſo in die innerſten Tiefen des Gefühls und verborgnen Geheimniſſe des geiſtigen Lebens eingreift, ſo iſt wohl einleuchtend, daß die Alten in dieſer Gattung zwar durch die bewundernswerthe Vollkommenheit, die ſie in ihrer Weiſe erreicht, im Allgemeinen uns ein hohes Vorbild zur Ermunterung und Nachfolge, keineswegs aber im Einzelnen Regel und Beyſpiel zur Nachahmung ſeyn können. Ueberhaupt kann es im höheren Drama und Trauerſpiel keine für alle Nationen gültige Norm geben. Selbſt die Gefühlsweiſe der durch die gemeinſame Religion verbundenen und ſich ähnlichen chriſtlichen Völker iſt hier, wo der eigentliche Mittelpunkt des innern Lebens berührt und ans Licht gezogen werden ſoll, noch zu verſchieden, als daß es nicht ganz thöricht wäre, eine allgemeine Uebereinſtimmung zu fordern, oder wenn gar eine Nation der andern hierin Geſetze geben wollte. Für das Trauerſpiel und höhere Drama wenigſtens muß, weil es ſo ganz mit dem innern Leben und eigenthümlichen Gefühl zuſammenhängt, jede Nation ſich ſelbſt die Regel geben und ihre Form erfinden.

So bin ich denn auch weit entfernt, das ſpaniſche Drama oder den Calderon, als Muſter der Nachahmung für unſre Bühne ohne Einſchränkung zu erkennen oder zu empfehlen; obwohl die hohe Vortrefflichkeit, welche das chriſtliche Trauerſpiel und Schauſpiel durch dieſen großen und göttlichen Meiſter erreicht hat, jedem, welcher den kühnen Verſuch, die Bühne ihrer jetzigen Schmach zu entziehen, wagen wollte, als ein faſt unerreichbares Vorbild aus ſtrahlender Ferne vorleuchten muß. Am wenigſten iſt die äußre ſpaniſche Form für uns anwendbar. Dieſe blumenreiche Bilderfülle einer ſüdlichen Fantaſie kann wohl da ſchön gefunden werden, wo ein ſolcher Ueberfluß Natur iſt, aber nachkünſteln läßt er ſich nicht. Auf die Schauſpiele Calderons von allegoriſch-chriſtlichem Inhalt möchte zum Theil anwendbar ſeyn, was ich über die dichteriſche Darſtellung myſtiſcher Gegenſtände überhaupt bey mehreren Veranlaſſungen erinnert habe.

Sollte man an Calderon als romantiſchen Dichter in allen Arten des Drama's etwas ausſetzen, ſo wäre es, daß er uns zu ſchnell zur Auflöſung führt, daß dieſe oft um ſo viel mehr wirken würde, wenn er uns länger im Zweifel feſthielte und wenn er das Räthſel des Lebens öfter mit der Tiefe wie Shakſpeare charakteriſirte, wenn er uns nicht faſt immer gleich vom Anfang an in das Gefühl der Verklärung verſetzte und dauernd darin erhielte. Shakſpeare hat den entgegengeſetzten Fehler, daß er uns das Räthſel des Daſeyns, wie ein ſkeptiſcher Dichter, allzu oft nur als Räthſel in ſeiner ganzen

Verwirrung und Verwicklung vor Augen ſtehen läßt, ohne die Auflöſung hinzuzufügen. Und wo er auch die Darſtellung bis zu dieſer hindurchführt, da iſt es meiſtens mehr die alttragiſche des Untergangs, oder eine gemiſchte mittlere von halber Befriedigung, äußerſt ſelten aber jene im Calderon herrſchende liebevolle Verklärung. Im Innerſten ſeiner Gefühls- und Behandlungsweiſe iſt Shakſpeare mehr ein alter, wenn auch grade kein griechiſcher, ſondern mehr ein altnordiſcher Dichter als ein chriſtlicher. — In Einem Stücke wenigſtens ſollte man das ſpaniſche Drama und deſſen Form ſich zur Regel dienen laſſen; ich meine darin, daß auch das Luſt- oder überhaupt das bürgerliche Schauſpiel dort durchgängig romantiſch und eben dadurch wahrhaft poetiſch iſt. Ganz vergeblich ſind und bleiben ſelbſt auf der Bühne alle Verſuche, die Darſtellung der proſaiſchen Wirklichkeit durch pſychologiſchen Scharſſinn oder bloßen Modewitz zur Poeſie zu erheben, und wer irgend Gelegenheit hat, was andere Nationen Intriguen- oder Charakterſtücke nennen, mit dem romantiſchen Zauber der Calderoniſchen oder auch anderer ſpaniſchen Schauſpiele zu vergleichen, der wird kaum Worte finden, um den Abſtand dieſes poetiſchen Reichthums mit der Armuth unſerer Bühne und beſonders mit jenem Weſen was uns auf derſelben für Witz gelten ſoll, auszudrücken.

Die Poeſie der ſüdlichen und katholiſch gebliebenen Völker ſtand im ſechzehnten und auch noch im ſiebzehnten Jahrhundert in genauen Zuſammenhang, hatte wenigſtens einen durchaus ähnlichen Gang. In den andern

Ländern machte der Proteſtantismus eine merkliche Unterbrechung, da, ſo wie er herrſchend ward, zugleich mit dem alten Glauben natürlich auch viele damit zuſammenhängende bildliche und ſinnbildliche Vorſtellungsarten, poetiſche Ueberlieferungen und Sagen verworfen, verkannt und endlich vergeſſen wurden. So wie aber unter den proteſtantiſchen Ländern England in der Verfaſſung der geiſtlichen Gewalt und in den äußern Gebräuchen und Einrichtungen noch am meiſten von der alten Kirche beybehielt, ſo blühte auch hier die Poeſie zuerſt wieder in kunſtreicher Geſtalt und ſchöner Bildung empor und zwar ganz ſich anſchließend an die romantiſche Weiſe der ſüdlichen katholiſchen Völker. Spenſer, Shakſpeare, Milton beſtätigen dieß. Wie ſehr Shakſpeare das Romantiſche der alten Ritterzeit und auch die ſüdlicheren Farben der Fantaſie in ſeinen Darſtellungen liebte, darf nicht erſt erinnert werden; Spenſer iſt ſelbſt Ritterdichter, und er wie Milton folgten beſtimmten romantiſchen, beſonders italieniſchen Vorbildern. Je näher die Litteratur uns tritt, je reicher ſie in den neuern Zeiten anwächſt, je nothwendiger wird es mir, meine Betrachtung nur auf ſolche Dichter und Schriftſteller zu beſchränken, welche den Gipfel der Sprache und Geiſtesbildung einer Nation bezeichnen, und welche eben darum auch für das Ganze und für andre Nationen die wichtigſten und lehrreichſten ſind. In der That aber erſchöpfen jene drey größten Dichter, welche England hervorgebracht hat, auch Alles was in der ältern Epoche ihrer Poeſie, im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert merkwürdig und groß iſt.

Spenſers Rittergedicht, die Königin der Feen, ſchildert uns ganz den romantiſchen Geiſt, wie er noch damals in England unter Eliſabeth herrſchend war, der jungfräulichen Königin, welche ſich nur allzu gern unter ſolchen mythologiſchen und dichteriſchen Anſpielungen vergöttert ſah. Spenſer iſt mahleriſch reich, in ſeinen lyriſchen Gedichten idylliſch ſanft und liebevoll, er athmet überhaupt ganz den Geiſt des alten Minnegeſangs. Nicht blos in der dichteriſchen Art und Weiſe, ſondern auch in der Sprache iſt er auffallend beſonders den altdeutſchen Rittergedichten und Minneliedern ähnlich. Es war alſo der Gang der engliſchen Sprache in der Zeitfolge ganz dem der deutſchen entgegengeſetzt. Chaucer im vierzehnten Jahrhundert iſt den deutſchen Knittelverſen des ſechzehnten Jahrhunderts nicht unähnlich; Spenſer dagegen kommt in dieſer ſpätern Zeit an ſanftem Wohllaut und an Weichheit den alten Minneliedern gleich. In jeder ſo ganz aus einer Miſchung hervorgegangnen Sprache, wie die engliſche iſt, liegt ein doppeltes Ideal, je nachdem der Dichter zu dem einen oder dem andern Beſtandtheile ſeiner Sprache ſich hinneigt. Spenſer iſt in der Sprache unter allen engliſchen Dichtern am meiſten deutſch oder germaniſch, ſo wie Milton hingegen in der Miſchung des Engliſchen vorzüglich dem lateiniſchen Beſtandtheil ganz das Uebergewicht gegeben hat. — Nur die Form des Ganzen in Spenſers Gedicht iſt unglücklich; die von ihm gewählte und dem Ganzen zum Grunde liegende Allegorie iſt keine lebendige, wie etwa die, welche in den ältern Rittergedichten vorkommt, wo ein hoher Begriff vom geiſtlichen Helden und den Geheimniſſen ſeiner höhern Weihe untern den äußern Abentheuern und ſinnbildlichen Geſchichten verborgen liegt; es iſt eine todte Allegorie, bloße Claſſification aller Tugendbegriffe einer Sittenlehre, kurz eine ſolche die man nicht unter der geſchichtlichen Hülle errathen und ahnden würde, wenn die Erklärung nicht in dürren Worten hinzugefügt wäre.

Die Bewunderung Shakſpeare's, der ſich in ſeinen lyriſchen und idylliſchen Gedichten ganz an dieſes Vorbild anſchloß, kann Spenſern in unſern Augen noch einen höhern Werth leihen. Hier in dieſer Gattung, welche Shakſpeare'n für die eigentliche Poeſie galt, während er die Bühne, deren er Meiſter war, nur als eine gemeinere Beſchäftigung und Anwendung derſelben wie für den großen Haufen zu betrachten ſcheint, lernt man den großen Dichter erſt ganz nach der ihm eigenen Gefühlsweiſe kennen. So wenig iſt Er, der alle Tiefen der Leidenſchaft erſchütternd hervorzurufen verſteht, und gemeine menſchliche Natur, wie ſie iſt, in ihrer ganzen Gemeinheit mit tiefer Wahrheit und Charakteriſtik darſtellt, ſelbſt ein leidenſchaftlich wilder Menſch geweſen, oder roh in ſeiner Art, daß vielmehr in jenen Gedichten das äußerſte Zartgefühl herrſchend iſt. Eben weil dieſes Gefühl ſo ganz innig und tief iſt, und faſt bis zum Eigenſinn zart, ſpricht es nur Wenige an. Für das richtige Verſtändniß ſeiner dramatiſchen Werke ſind dieſe lyriſchen aber höchſt wichtig. Sie zeigen uns, daß er in jenen meiſtens gar nicht darſtellte, was ihn ſelbſt anſprach, oder wie er an und für ſich war und fühlte; ſondern die Welt, wie er ſie klar und durch eine große Kluft von ſich und ſeinem tiefen Zartgefühle geſchieden, vor ſich ſtehen ſah. Ganz treu, ohne Schmeicheley und Verſchönerung und von einer unübertrefflichen Wahrheit iſt das Weltgemählde, welches er uns aufſtellt. Wäre Verſtand, Scharfſinn und Tiefſinn der Beobachtung, in ſo fern ſie nothwendig ſind das Leben charakteriſtiſch aufzufaſſen, die erſte unter allen Eigenſchaften des Dichters, ſo würde in dieſer ſchwerlich ein andrer ſich ihm gleich ſtellen können. Andere Dichter haben geſtrebt uns in einen idealiſchen Zuſtand der Menſchheit wenigſtens auf Augenblicke zu verſetzen; Er ſtellt den Menſchen in ſeinem tiefen Verfall, dieſe all ſein Thun und Laſſen, ſein Denken und Streben durchdringende Zerrüttung mit einer oft herben Deutlichkeit dar. Er könnte in dieſer Hinſicht nicht ſelten ein ſatiriſcher Dichter genannt werden, und wohl möchte das verworrene Räthſel des Daſeyns und der menſchlichen Erniedrigung, wie er es auffaßt, noch einen ganz andern, bleibenderen und tieferen Eindruck zu machen geeignet ſeyn, als die ganze Schaar jener bloß leidenſchaftlich Erbitterten, die man gewöhnlich ſatiriſche Dichter nennt. Dabey aber ſchimmert im Shakſpeare die Erinnerung und der Gedanke an die urſprüngliche Hoheit und Erhabenheit des Menſchen, von der jene Gemeinheit und Schlechtigkeit nur ein Abfall und die Zerrüttung iſt, überall hindurch, und bey jeder Veranlaſſung bricht auch das eigne Zartgefühl und der Edelmuth des Dichters in den ſchönſten Strahlen vaterländiſcher Begeiſterung, hoher Männerfreundſchaft oder glühender Liebe hervor.

Aber ſelbſt die jugendliche Liebesgluth erſcheint in ſeinem Romeo nur als eine Begeiſterung des Todes, jene ihm eigenthümliche ſchmerzlich ſkeptiſche und herbe Lebensanſicht giebt dem Hamlet eben das Räthſelhafte, wie bey einer unaufgelöſten Diſſonanz, und im Lear iſt Schmerz und Leiden bis zum Wahnſinn geſteigert. So iſt dieſer Dichter, der im Aeußern durchaus gemäßigt und beſonnen, klar und heiter erſcheint, bey dem der Verſtand herrſchend iſt, der überall mit Abſicht, ja man möchte ſagen mit Kälte verfährt und darſtellt, ſeinem innerſten Gefühl nach, der am meiſten tief ſchmerzliche und herb tragiſche unter allen Dichtern der alten und der neuen Zeit.

Das Schauſpiel betrachtet er als eine Sache für das Volk, und behandelte es auch beſonders anfangs durchgehends ſo. Er ſchloß ſich ganz an die Volkskomödie wie er ſie vorfand, ſchuf die Bühne und bildete ſie weiter nach dieſem Gedanken und ſeinem Bedürfniß. Doch führte er ſelbſt in ſeinen erſten noch roheren Jugendverſuchen in das treuherzige Volksſpiel das gigantiſch Große und furchtbar Schreckliche, ja das ganz Entſetzliche ein; verſchwenderiſch auf der andern Seite mit ſolchen Darſtellungen und Anſichten der menſchlichen Erniedrigung, welche den gemeineren Zuſchauern für Witz galten und noch gelten, während ſie in ſeinem tief ſchauenden und denkenden Geiſte doch mit einem ganz andern Gefühle bitterer Verachtung oder ſchmerzlicher Theilnahme verbunden waren. Volksſpiele und Volkslieder beſtimmten viel an der äußern Form ſeiner Werke; ſo ganz ohne Kenntniß wie man, ſeit Milton ihn als den freyen Sohn der Natur geprieſen, immer vorausſetzt, war er wohl nicht, noch weniger ohne Kunſt; aber freylich waren es für ſein innres Gefühl vorzüglich nur die tiefen Anklänge der Natur, welche es vermochten dieſes abgeſonderte, verſchloßne, einſame Gemüth zu erregen. Die Stelle, wo er noch am meiſten mit den übrigen Menſchen zuſammenhing, war das Gefühl für ſeine Nation, deren glorreiche Heldenzeit in den Kriegen gegen Frankreich er aus den treuherzigen alten Chroniken in eine Reihe dramatiſcher Gemählde übertrug, welche durch das darin herrſchende Ruhm- und Nationalgefühl ſich dem epiſchen Gedichte nähern.

Es iſt eine ganze Welt in Shakſpeare's Werken entfaltet. Wer dieſe einmahl in's Auge gefaßt hat, wer in ſeinen Geiſt eingedrungen iſt, der wird ſich ſchwerlich durch die Form ſtören laſſen, oder durch das, was man über dieſe, wo man den Geiſt nicht verſtand, geſagt hat. Vielmehr wird er auch die Form in ihrer Art gut und vortrefflich finden, in ſo fern ſie jenem Geiſte faſt durchaus entſpricht, und wie eine angemeßne Hülle ſich ihm glücklich anſchließt. Shakſpeare's Poeſie iſt dem deutſchen Geiſte ſehr verwandt, und er wird von den Deutſchen mehr als jeder andre fremde und ganz wie ein einheimiſcher Dichter empfunden; in England ſelbſt erzeugt die oberflächliche Aehnlichkeit, welche andre geringere Dichter deſſelben Landes in der äußern Form mit Shakſpeare haben, manche Mißverſtändniſſe. Dieſe Form aber kann, ſo ſehr uns auch die Poeſie anſpricht, um ſo weniger für unſre Bühne ausſchließendes Vorbild oder Regel ſeyn, da ſelbſt jene dem Shakſpeare eigne beſondere Gefühlsweiſe, ſo wie er ſie hat und zu gebrauchen weiß, zwar höchſt poetiſch, an und für ſich aber doch keineswegs die allein gültige, oder dem Ziel der dramatiſchen Dichtkunſt einzig entſprechende iſt.

Die heitere Ritterdichtung des Spenſer, die freye Lebens-Poeſie des Shakſpeare ward verkannt, verdrängt, ja verfolgt, als der Fanatismus, der unter Eliſabeth und nach ihr nur wie ein verborgenes im Innern zurückgehaltenes Uebel vorhanden geweſen war, nun unter Karl dem Erſten mit einem Mahle gewaltſam und öffentlich ausbrach, und alles überwältigte und beherrſchte. Vorzüglich war Shakſpeare ein Gegenſtand des Haſſes für die Puritaner, die er freylich auch eben nicht geliebt zu haben ſcheint, ſo wie er es noch heut zu Tage für die Methodiſten und ähnliche in England ſo ſehr verbreitete Secten iſt. Indeſſen hat doch auch jene puritaniſche Zeit einen Dichter hervorgebracht, der mit Recht unter die erſten und merkwürdigſten ſeiner Nation gezählt wird. Die weltliche und natürliche Poeſie ward von den Eiferern für unerlaubt gehalten, die Dichtkunſt mußte jetzt ganz auf das Geiſtliche gerichtet ſeyn, wenn ſie dem Geiſte der Zeit entſprechen ſollte, wie in Miltons immer gleichförmigem Ernſt. Sein epiſches Werk leidet zuerſt an den Schwierigkeiten die allen chriſtlichen Gedichten, welche die Geheimniſſe der

Religion ſelbſt zum Gegenſtande wählen, gemein ſind. Auffallend iſt wie er nicht einſah, daß das verlorne Paradies für ſich kein Ganzes bilde und nur der erſte Akt ſey von der chriſtlichen Geſchichte des Menſchen, wenn er dieſe einmal mit einem poetiſchen Auge anſehen und Schöpfung, Sündenfall und Erlöſung wie Ein großes Drama betrachten wollte. Allerdings hat er dieſen Mangel durch das ſpäter hinzugekommene wieder gewonnene Paradies erſetzen wollen; aber dieſes iſt gegen das große Werk von zu geringem Umfang und Gehalt, als daß es für den Schlußſtein deſſelben gelten könnte. Gegen die katholiſchen Dichter, Dante und Taſſo, die ſeine Vorbilder waren, ſtand er als Proteſtant auch dadurch im Nachtheil, daß er von ſo manchen ſinnbildlichen Vorſtellungsarten, Geſchichten und Ueberlieferungen, die jenen für ihre Poeſie zum reichen Schmuck zu Gebote ſtanden, keinen Gebrauch machen konnte. Er ſuchte dagegen aus dem Alkoran und Talmud, und ihren Fabeln oder Allegorien ſeine Poeſie zu bereichern, was einem ernſten chriſtlichen Gedicht dieſer Art gewiß nicht angemeſſen ſeyn kann. Der Werth dieſes epiſchen Werks liegt daher nicht ſowohl in dem Plan des Ganzen, als in einzelnen Schönheiten und Stellen, und demnächſt in der Vollkommenheit der höhern dichteriſchen Sprache. Was dem Milton die allgemeine Bewunderung erworben hat, die er im achtzehnten Jahrhundert fand, das ſind die einzelnen Züge und Darſtellungen paradieſiſcher Unſchuld und Schönheit, und dann das Gemählde der Hölle und die Charakteriſtik ihrer Bewohner, die er in einer großen und faſt antiken Art wie Giganten des Abgrundes ſchildert. — Ob es für die engliſche Dichterſprache überhaupt heilſam geweſen, daß ſie ſich immer mehr auf die lateiniſche als auf die deutſche Seite hinwandte, daß ſie mehr dem Milton als dem Spenſer folgte, das könnte an ſich ſehr bezweifelt werden. Da es aber einmahl geſchehen, ſo iſt allerdings Milton als der größte auch im Styl, und in mancher Rückſicht ſelbſt als Norm für die hohe ernſte engländiſche Dichterſprache zu betrachten. Doch eine durchaus feſte Norm leidet eine ſo ganz wie die engliſche aus Miſchung entſtandene Sprache nicht leicht, da ihre Natur ſelbſt es mit ſich bringt, daß ſie zwiſchen zwey entgegengeſetzten Extremen wo nicht immer ſchwanken, doch mit nicht zu beſchränkender Freyheit ſich hin und her bewegen, und ſich bald mehr dem einen, bald mehr dem andern nähern kann. Den ganzen Reichthum der ſo kraftvollen engliſchen Sprache in dieſer ihrer Miſchung und allen Abſtufungen derſelben lernt man doch nur aus Shakſpeare kennen.

Nach der Zeit der Puritaner Herrſchaft griff eine andere Art von Barbarey in der engliſchen Litteratur und Sprache um ſich: die allgemeine Herrſchaft des franzöſiſchen, und zwar eines ſehr verdorbenen franzöſiſchen Geſchmacks. Erſt gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts erhob ſich mit der wahren Wiederherſtellung der Freyheit, auch der Geiſt von neuem; ſo ſehr hatte aber das Ausländiſche um ſich gegriffen, daß die geſchilderten großen alten Dichter der Nation noch am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewiſſermaßen erſt wieder entdeckt, und aus der Vergeſſenheit ans Licht gezogen werden mußten.

Die franzöſiſche Litteratur beſaß in den letzten burgundiſchen Zeiten, unter Franz dem Erſten und im ſechzehnten Jahrhundert, einen Reichthum an jenen hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, woran ſie zu allen Zeiten ſehr ergiebig war; geſchichtliche Bekenntniſſe, oder Gemählde nach dem Leben, welche uns durch die lebhafte Darſtellung des Einzelnen, durch die Menge der Züge, die unmittelbar aus der Beobachtung und eignen Anſchauung ergriffen ſind, ganz in die Sitten, in die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, und überhaupt in den Geiſt der dargeſtellten Zeit verſetzen. Auch entwickelte ſich jetzt ſchon das eigenthümliche Talent des geſelligen und geſellſchaftlichen Vortrags einer leichten Philoſophie über die Gegenſtände des Lebens. Ich erinnere für beyde Gattungen nur an Commines und Montagne. Die altfranzöſiſche Sprache iſt meiſtens geſchwätzig, nachläßig, ja nicht ſelten verworren im Periodenbau; aber es iſt mit jener Geſchwätzigkeit und Nachläßigkeit, wie beym Montagne und andern beſſern Schriften der alten Zeit, nicht ſelten etwas Naives, und eine eigne natürliche Anmuth verbunden, die jetzt um ſo anziehender iſt, je ſtrenger nachher die Sprache geregelt worden. Wie wenig aber im Ganzen die franzöſiſche Sprache im ſechzehnten Jahrhundert auch in der Poeſie und in den Hervorbringungen des Witzes mit der kunſtreichen Ausbildung und dem Styl der benachbarten Sprachen auf der gleichen Stufe ſtand, wie weit ſie noch entfernt war von jenem edeln Geſchmack, den ſie ſelbſt nachher erreichte, dafür können Marot und Rabelais zum Beweiſe dienen, obwohl beyde nicht ohne Talent. Sieht man überhaupt auf den vernachläſſigten, verwilderten, ja in mancher Hinſicht noch barbariſchen Zuſtand der ältern franzöſiſchen Litteratur und Sprache, ſo kann man die große Veränderung, welche durch die von Richelieu geſtiftete Akademie in beyden bewirkt wurde, im Ganzen nicht anders als nothwendig und wohlthätig in ihren Wirkungen finden. Indeſſen war es wie in dem politiſchen Zuſtande, unter Richelieu, allerdings ein eiſernes Joch, wodurch der Anarchie auch in der Sprache und Litteratur ein Ziel geſetzt wurde. Für ihren nächſten Zweck, die allgemeine Sprachbildung, war dieß Unternehmen mit dem vollkommenſten Gelingen und dem glänzendſten Erfolge gekrönt. In der Proſa zeigt ſich dieß ganz allgemein, nicht bloß die erſten und berühmten Schriftſteller in der letzten Zeit des ſiebzehnten Jahrhunderts, man könnte faſt ſagen, alle zeichnen ſich aus durch ein eigenthümliches Gepräge von edlem Styl. Man denke nur an ſo viele Briefe, Memoiren, auch von Frauen, Geſchäfts- oder andre Schriften, die gar nicht für den Druck beſtimmt waren, und nicht von eigentlichen Schriftſtellern herrühren; ſie zeichnen ſich alle aus durch dieſes eigne Gepräge von edlem Geſchmack, welcher im achtzehnten Jahrhundert faſt ganz verlohren ging. Unter den Dichtern aber erreichte Racine in Sprach- und Verskunſt eine harmoniſche Vollendung, wie ſie nach meinem Gefühl weder Milton im Engliſchen, noch auch Virgil im Römiſchen haben, und die nachher in der franzöſiſchen Sprache nie wieder erreicht worden iſt. Für das Ganze der Poeſie hätte man wohl wünſchen mögen, daß für die Dichterſprache beſonders, neben dieſer kunſtreichen Vollendung, auch etwas mehr Freyheit übrig gelaſſen wäre, daß man die altfranzöſiſche Poeſie der Ritterzeit, die doch ſo manches Schöne und Liebliche, in Erfindung und Sprache hervorgebracht, nicht ſo ganz unbedingt und ohne Ausnahme verworfen, verachtet und vergeſſen hätte. Man hätte immer, wie ja auch von den Italienern und andern Nationen geſchehen war, einen kunſtreichern und ernſtern Styl mit dem dichteriſchen Geiſt der Ritterzeit verbinden können. Die franzöſiſche Poeſie und die Sprache würde dann etwas mehr von jenem romantiſchen Schwunge und jener alten Dichter-Freyheit erhalten haben, die ihr Voltaire ſo oft zurück wünſcht, und die er ihr auch obwohl zu ſpät und nur mit halbem Gelingen zum Theil wieder zu geben ſuchte. Doch ein ſolches Vergeſſen und gänzliches Verwerfen alles Vorigen iſt von einer jeden großen und alles umfaſſenden Veränderung auch in der Litteratur unzertrennlich. Es war eine Revolution; eben daher blieben auch gleich vom Anfang manche innere Widerſprüche zurück, und eine ſtille Oppoſition gegen die harte Herrſchaft, die bald deutlicher hervortrat, als man unter dem Regenten und Ludwig den XV. immer mehr nach den verbotenen Früchten der engländiſchen Freyheit auch in Litteratur und Sprache zu gelüſten anfing. Durch die unregelmäßige und zum Theil zweckwidrige Art wie dieſes Gelüſten befriedigt und das Ausländiſche eingeführt und herrſchend gemacht wurde, entſtand jene Entartung des Geſchmacks unter den genannten Herrſchern, die immer höher ſtieg, bis ſie endlich, und zwar noch vor der Revolution, in die wildeſte Anarchie ausbrach, die man erſt eben jetzt in das gewohnte Gleis zurück gelenkt, und nicht ohne Mühe wieder unter das Joch des alten Gehorſams gebracht hat.

Für die franzöſiſche Poeſie iſt die letzte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts das eigentlich blühende und claſſiſche Zeitalter. Ronſard im ſechzehnten Jahrhundert iſt nur der entfernte Vorläufer jener großen Dichter unter Ludwig dem XIV.; Voltaire im achtzehnten ihr, ihnen doch nicht mehr ganz gleicher, Nachfolger, der, was in der Poeſie jenes Zeitalters noch zu fehlen ſchien, zu ergänzen verſuchte, obwohl nicht immer mit gleichem Glück. — Der weſentliche Mangel, welcher die franzöſiſche Dichtkunſt am meiſten drückt, iſt, daß kein wahrhaft claſſiſches, und vollkommen gelungenes epiſches Nationalgedicht bey ihnen der Ausbildung der andern Gattungen voranging. Ronſard verſuchte ein ſolches, er iſt auch nicht ohne Feuer und Schwung, aber im Styl iſt er voll von falſchem Schwulſt, wie es oft geht, wenn man ſich zuerſt und mit einem Mahle aus der Barbarey herausarbeiten will, daß man in dem entgegen geſetzten Fehler des all zu Geſuchten, Gelehrten und Gekünſtelten verfällt. Unter allen Dichtern, welche bey den Italienern oder ſonſt, ihre Sprache ganz antikiſch haben bilden wollen, iſt Ronſard wohl am meiſten mit dieſem Fehler beladen. Auch die Wahl des Gegenſtandes in ſeiner Franciade, kann nicht anders als verfehlt erſcheinen. Hätte ein franzöſiſcher Dichter einen hiſtoriſchen Gegenſtand der ältern Nationalgeſchichte für ein epiſches Gedicht erwählt, ſo hätte dann jene fabelhafte, im Mittelalter aber allgemein verbreitete Herleitung der Franken von den trojaniſchen Helden, als Epiſode in einem ſolchen hiſtoriſchen Rittergedicht immer eine Stelle finden mögen. Dieſe veraltete Sage aber, an und für ſich zu einer Epopöe ausdehnen zu wollen, war ein ganz unglücklicher Gedanke. Die Thaten und Schickſale des heiligen Ludwig möchten in mancher Hinſicht als der günſtigſte Gegenſtand für ein epiſches Gedicht des ältern Frankreich erſcheinen, da ſie mit allem Romantiſchen in Beziehung ſtanden, und hier mit dem Ernſt der Wahrheit und der Würde eines für das religiöſe und Nationalgefühl gleich ſehr geheiligten Helden, zugleich auch der Fantaſie ein freyer Spielraum eröffnet ward. Nur war es eine Schwierigkeit, daß Ludwigs Kreuzzüge durchaus nicht glücklich ausgefallen waren. Bey der Jungfrau von Orleans, welche Chapelain zum Gegenſtand wählte, lag die Schwierigkeit darin, daß die Heldin, welche Frankreich gerettet, von ihren eignen Landsleuten nachher aus Neid und Ueberdruß, nachdem ſie dieſelbe erſt vergöttert hatten, verrathen, und den Feinden und einem ſchmählichen Tode hingegeben war. Eben ſo, wie es oft in der Geſchichte franzöſiſchen Helden, erging es auch in der Litteratur dem Ronſard. Denn gränzenlos wurde er zu ſeiner Zeit als Dichter verehrt und bis in den Himmel erhoben, bald nachher aber ganz zu Boden geworfen, und eben ſo unbedingt verachtet. Indeſſen darf doch Ronſard in der Geſchichte der franzöſiſchen Dichtkunſt nicht ganz übergangen werden, denn es iſt unverkennbar, daß der große Corneille, der Freund und Verehrer des Chapelain, ſich in der Sprache beſonders noch einigermaßen an jene ältere Schule des Ronſard anſchließt, wenigſtens hie und da daran erinnert.

Das Trauerſpiel der Franzoſen iſt eigentlich der glänzendſte Theil ihrer poetiſchen Litteratur, und derjenige welcher auch mit Recht immer die Aufmerkſamkeit der andern Nationen am meiſten auf ſich gezogen hat. Ihre Tragödie entſpricht auch ſo ganz dem Bedürfniß ihres Nationalcharakters und eigenthümlichen Gefühlsweiſe, daß der hohe Werth, welchen ſie darauf legen, ſehr begreiflich iſt, ungeachtet die ältere franzöſiſche Tragödie faſt nie Gegenſtände aus der einheimiſchen Nationalgeſchichte darſtellte. Zwar iſt nicht zu läugnen, daß alle dieſe Griechen, Römer, Spanier und Türken, welche ſie uns darſtellt, mit der Sprache auch manche andre Eigenſchaft der Franzoſen angenommen haben. An ſich iſt auch dieſe Verwandlung und Aneignung des Ausländiſchen in der Poeſie gar nicht zu tadeln; doch auffallend bleibt es immer, daß die franzöſiſche Tragödie immer nur fremde, und faſt nie franzöſiſche Helden darſtellt. Es iſt zu erklären aus dem Mangel eines durchaus gelungenen und allgemein verbreiteten epiſchen Gedichts. Auch wären die meiſten tragiſchen Gegenſtände der altfranzöſiſchen Geſchichte auf einer Bühne, die zunächſt den Hof im Auge hatte, wegen gehäſſiger Erinnerungen oder Vergleichungen wohl nicht gut angebracht geweſen. Ein Mangel blieb es immer, da die Beziehung auf das Nationalgefühl von keiner Gattung der ernſten Poeſie, am wenigſten vom Trauerſpiel ganz ausgeſchloſſen bleiben ſollte. Als einen ſolchen erkannte es auch Voltaire, und ſuchte dem Uebel abzuhelfen, indem er Gegenſtände aus der franzöſiſchen Geſchichte, überhaupt aber aus der romantiſchen Ritterzeit auf die Bühne brachte. Das erſte hat damals keinen rechten Erfolg gehabt, und erſt in neuerer Zeit mehr Nachfolge gefunden; deſto glücklicher iſt ihm vor allen andern Franzoſen der Verſuch eines eigentlich romantiſchen Trauerſpiels gelungen.

Ungeachtet nun die Gegenſtände des franzöſiſchen Trauerſpiels mit geringer Ausnahme nicht national ſind, ſo iſt doch die ganze Gattung durch die herrſchende Richtung und Gefühlsweiſe dem franzöſiſchen Geiſt und Charakter im höchſten Grade entſprechend, und als eine ſolche durchaus nationale, in ihrer Art höchſt vollkommne und eigenthümliche Dichtungsart, erkenne ich auch das franzöſiſche Trauerſpiel gern an, ſo wenig ich mich überreden kann, daß es für die Bühne irgend einer andern Nation als Norm und Regel gelten ſolle, die ſich meiner Ueberzeugung nach jede Nation für ihre Bühne ſelbſt auffinden und geben muß.

Wenn gleichwohl die Form des franzöſiſchen Trauerſpiels von den Meiſten als Nachbildung des Griechiſchen angeſehen, und aus dieſem Standpunkte beurtheilt wird, ſo haben es die franzöſiſchen Dichter zuerſt veranlaßt, indem ſie uns in den Vorreden zu ihren Trauerſpielen ſelbſt auf dieſes Ziel hinlenken. Racine erſcheint auch hier am vortheilhafteſten; er ſpricht mit einer gefühlten Kenntniß von den Griechen, wie man ſie bey andern franzöſiſchen Schriftſtellern nicht leicht ſo finden möchte, und leiſtet uns ſein Urtheil jetzt, nachdem die Griechen ſeit ihm noch weit mehr Hauptgegenſtand aller Unterſuchungen geworden ſind, auch nicht immer Genüge, ſo redet er doch überall mit der gefühlten Würde von der Kunſt und von den Dichtern, wie einer der es ſelbſt iſt. — Corneille ſchlägt ſich in den Vorreden meiſtens mit dem Ariſtoteles und ſeinen Commentatoren herum, die ihm nicht ſelten ſehr im Wege ſtehen, bis es ihm gelingt auf irgend eine Art zu capituliren, oder einen leidlichen Frieden mit dieſen fatalen Gegnern der Dichter-Freyheit abzuſchließen. Man kann hier oft nicht umhin zu bedauern, daß dieſes mächtige Genie ſich in ſo engen, meiſtens unnützen, ihm gar nicht angemeſſenen Feſſeln bewegen mußte. — Voltaire's Vorreden und Anmerkungen gehen immer auf daſſelbe hinaus; daß nähmlich die franzöſiſche Nation, und beſonders die franzöſiſche Bühne, die erſte in dem geſammten ehemaligen und gegenwärtigen Univerſum ſeyen, daß gleichwohl Corneille und Racine, ungeachtet aller hohen Vortrefflichkeit, noch vieles zu wünſchen übrig ließen:

wer nun derjenige iſt, welcher dieſes noch Fehlende zur höchſten Vollkommenheit hinzufügen, und dadurch jene beyden Dichter noch weit übertreffen ſoll, das wird dem Leſer meiſtens auch nicht ſehr ſchwer gemacht, zu errathen.

Daß die Form des griechiſchen Trauerſpiels, daß die bekannte Schrift des Ariſtoteles, ſo wie ſie dieſelbe verſtanden, die franzöſiſchen Dichter in manchen Stücken zu ſehr beſchränkt hat, daß vieles in dem Geſetz von den drey Einheiten, beſonders der Zeit und des Orts auf bloßem Mißverſtändniß beruht, und ſo wie es gefordert wird, gar nicht ausführbar, auch nie geleiſtet worden iſt, und mit dem Weſen der Poeſie im Widerſtreit ſteht, der man niemals die phyſiſche Möglichkeit mit arithmetiſcher Strenge nachrechnen, ſondern ihre Wahrſcheinlichkeit, die keine geſchichtliche, ſondern eine poetiſche ſeyn ſoll, nach dem Eindruck auf die Fantaſie beurtheilen muß; das alles iſt ſeit Leſſing ſchon ſo oft abgehandelt worden, daß es unnütz ſeyn würde, einen ſo alten Streit noch einmahl durchzufechten. Nur eine hiſtoriſche Bemerkung erlaube ich mir noch hinzuzufügen: der eigentlich beſchränkende Geiſt unter denen, welche damals viel Einfluß hatten, war Boileau. Wie ſchädlich er auf die franzöſiſche Dichtkunſt eingewirkt, läßt ſich wohl aus der einzigen Thatſache ſchließen, daß er nahe daran war, den Corneille eben ſo zu mißhandeln, wie den Chapelain. Was den ganzen Mann am beſten ſchildert, ſcheint mir die von ihm gegebene Vorſchrift, daß man von zwey reimenden Verſen den letzten wo möglich immer zuerſt machen ſolle. Statt des wahren Urtheils und Kunſtgefühls, galt ihm ein Spott, der bisweilen nicht der feinſte iſt, und ſtatt der Poeſie ein recht voll zuſchlagender Reim. So kann ich denn nicht umhin dem Racine beyzuſtimmen, wenn er von Boileau, der übrigens ſein Freund war, an ſeinen Sohn ſchreibt: »Boileau ſey ein recht biedrer Mann, von der Poeſie verſtehe er herzlich wenig«.

Ein anderes Hauptgeſetz dieſes Kunſtrichters war jenes bekannte vom Horaz entlehnte, daß ein Geiſteswerk, wenn es in gehöriger Reife an das Licht der Welt treten ſoll, grade ſo viele Jahre bedarf als zu einer natürlichen Geburt Monathe erfordert werden. Aber ungeachtet dieſer Regel des anmaßlichen Geſetzgebers, dürfen wir wohl nicht bezweifeln, daß die Athalia von Racine, und der Cid von Corneille, nach meinem Gefühl die beyden herrlichſten Dichterwerke der franzöſiſchen Poeſie, nicht ſo langſam herausgekünſtelt, ſondern ſchnell in Einer Begeiſterung und wie in Einen Guß hervorgebracht wurden. Dieſe beyden Schöpfungen, die größten vielleicht, welche die franzöſiſche Bühne beſitzt, können am beſten bezeichnen, welche Höhe dieſelbe erreicht hat, und wo ſie auf ihrem Wege in der Nachahmung des alten Trauerſpiels ſtehen geblieben iſt.

Wie wenig auch die neuern Erklärer des Ariſtoteles dieſes wahrgenommen haben mögen, denn in ihm ſelbſt iſt es allerdings deutlich anerkannt, der lyriſche Beſtandtheil, und der Chor iſt das Weſentlichſte im Trauerſpiel der Alten, wovon das Ganze getragen und gehalten wird, ſo daß wer dieſe Form ſich zum Ziele ſetzt, nothwendig vorzüglich darauf ſein Auge richten muß. Der Cid des Corneille geht überall ins Lyriſche über, und dieſer Schwung der Begeiſterung giebt ihm jene hinreißende Kraft, gegen welche Neid und Kritik nichts vermochten. Den Chor der Alten aber hat Racine in ſeiner Athalie, obwohl mit Aenderung und ſelbſtſtändiger Aneignung, aber wie mir es ſcheint für dieſen Zweck ſehr glücklich, und mit hoher Poeſie wieder eingeführt. Wäre das franzöſiſche Trauerſpiel auf dieſem Wege, welchen die beyden erſten Dichter in den Werken ihrer höchſten Begeiſterung bezeichnet, weiter fortgegangen, ſo würde es dem der Alten viel ähnlicher an Schwungkraft und Hoheit geworden ſeyn; viele der engen Feſſeln, welche aus bloß proſaiſchem Mißverſtand hervorgegangen waren, würden von ſelbſt weggefallen ſeyn, und freyer würde es ſich in einer freylich dann ganz anders geſtalteten Form bewegt haben.

Da es aber im Allgemeinen herrſchender dramatiſcher Gebrauch wurde, den lyriſchen Beſtandtheil aus der Anlage des alten Trauerſpiels wegzulaſſen, ſo entſtand daraus ein großes Mißverhältniß. Beſonders bey ſolchen mythologiſchen Gegenſtänden, die auch bey den Alten behandelt worden waren, und wie ſie ungefähr ein Trauerſpiel ausgefüllt hatten. Fiel der lyriſche Beſtandtheil weg, ſo war nun die Handlung nicht reichhaltig genug; da ergriff man denn jene Mittel, um den leeren Raum auszufüllen, die auch ſchon bey den

Alten zur Zeit des Verfalls der tragiſchen Dichtkunſt zu gleichem Zwecke gedient hatten. Man machte die Handlung verwickelter durch hineingelegte Intriguen, welche der Würde und dem Weſen des Trauerſpiels ganz zuwider ſind, oder man ſetzte alles in die Rhetorik der Leidenſchaften, wozu in jedem tragiſchen Stoff leicht die mannichfaltigſte Veranlaſſung ſich findet. Dieß iſt nun eigentlich die glänzende Seite des franzöſiſchen Trauerſpiels, darin hat es eine hohe und faſt unvergleichliche Stärke, und dadurch entſpricht es ſo ganz dem Charakter und dem Geiſt der Nation, bey welcher die Rhetorik in allen Verhältniſſen einen herrſchenden Einfluß behauptet hat, und auch noch behauptet, und welche ſelbſt im Privatleben zu einer ſolchen Rhetorik der Leidenſchaften ſich hinneigt. Es iſt dieſe allerdings auch in einem gewiſſen Maaße ein nothwendiges und unentbehrliches Element der dramatiſchen Darſtellung. So ausſchließend herrſchend aber wie im franzöſiſchen Trauerſpiele darf dieſes einzelne Element nicht ſeyn; zweckwidrig wenigſtens wäre es, was ſich bloß auf die franzöſiſche National-Eigenthümlichkeit gründet, als Regel auch für andre Nationen aufſtellen zu wollen, die vielleicht mehr Sinn für Poeſie als angebohrnes Talent zur Rhetorik haben.

Die Vorliebe für dieſen rhetoriſchen Theil des Trauerſpiels iſt bey den Franzoſen ſo groß, daß ihre Bewunderung und Beurtheilung eben daher weit mehr auf einzelne Stellen gerichtet iſt, als auf das Ganze. Sehen wir aber auf dieſes, und ſehen wir auf die Stücke, die eine wahrhafte und poetiſche Auflöſung haben, ſo werden wir finden, daß auch in dieſer Hinſicht das franzöſiſche Trauerſpiel ſich mehr an das Alterthum anſchließt, und meiſtens mit einem vollkommenen Untergang endet, ohne alle Milderung oder mit einer noch halbſchmerzlichen Verſöhnung; ſeltner aber, wie doch der chriſtliche Dichter vorzüglich dahin ſtreben ſollte, auf den Kampf wie in der Athalie des Racine, Sieg folgen, oder aus Tod und Leiden ein neues Leben in höherer Verklärung hervorgehen läßt, wie in der Alzire von Voltaire, meinem Gefühle nach ſeinem Meiſterwerk, worin er als wahrer Dichter und ſeiner beyden Vorgänger ganz würdig erſcheint.

Ueber das Nibelungen-Lied.

Von A. W. Schlegel.

(Siehe Deutſches Muſeum. Erſtes Heft.)

Alter der Nibelungen.

Das Lied der Nibelungen, in der Geſtalt, wie es auf uns gekommen, iſt gerade ſechshundert Jahr alt, dieß wiſſen wir mit vollkommner Gewißheit. Es kann nicht früher als in den letzten Jahren des zwölften, nicht ſpäter als etwa in den erſten zehn Jahren des dreyzehnten Jahrhunderts abgefaßt ſeyn.

– [illegible]

Nicht früher: dafür zeugen zuvörderſt die Sprache und der Versbau. Dieſer liefert einen zuverläßigeren Beweis als jene; denn die Sprache des Gedichts konnte in der mündlichen oder ſchriftlichen Ueberlieferung unmerklich, wie von ſelbſt, und ohne abſichtliche Umgeſtaltung mit der Zeit fortwandern. Wir haben viele Handſchriften altdeutſcher Gedichte, in welchen die Sprachformen, ohne ſonſtige Veränderung, beträchtlich jünger ſind, als ſie nach dem Zeitalter der Verfaſſer ſeyn ſollten.

Die Wegräumung der Gebrechen des Versbaues hingegen erfordert in gewiſſem Grade die Anwendung einer dichteriſchen Fähigkeit. Wäre ſie an dem Nibelungen-Liede vorgenommen worden, ſo hätten wir dann den Urheber dieſer nicht ohne bedeutende Abänderungen möglichen Verbeſſerung für den eigentlichen Verfaſſer unſres Textes zu halten.

Das Lied der Nibelungen iſt in vierzeilige Strophen abgetheilt; alle Zeilen haben in der Mitte einen Abſchnitt mit weiblicher oder gleitender Endung; die Verſe ſind von gleicher Länge, ausgenommen, daß der letzte Halbvers jeder Strophe gewöhnlich um einen Fuß verlängert iſt; die Reime ſind genau, bis auf wenige, vermuthlich aus einer früheren Bearbeitung ſtehen gebliebene Ausnahmen, und fallen auf die nach den Geſetzen unſerer Sprache betonten Sylben; ein wiederkehrender Rhythmus iſt ſehr fühlbar, wiewohl er ſich nicht auf eine einfache, leicht in Worte zu faſſende Regel, noch weniger auf eine todte Einförmigkeit zurückführen läßt.

Wir haben Gedichte, die man der Sprache nach mit allem Schein der Wahrheit in die früheren Zeiten des zwölften Jahrhunderts geſetzt hat, an welchen alle dieſe Vorzüge einer ſchon ausgebildeten Verskunſt vermißt werden. Betonte und unbetonte Sylben müſſen zuſammen einen Reim bilden, oft fällt er auch, gegen ſeine Natur, bloß auf Sylben der letzten Art. Zuweilen begnügt ſich der Dichter mit der Aſſonanz der Vocale, andermahle mit einem ungefähren Gleichlaut der Conſonanten. Die Verſe ſind einander äußerſt ungleich: meiſtens ſehr kurz, manchmal laufen ſie in eine unbequeme und ungebührliche Länge aus. Wenn der Rhythmus zuweilen einen ſchönen Schwung nimmt, ſo geſchieht dieß ohne alle Regel der Wiederkehr, und ſcheint bloß zufällig einzutreten.

So iſt das Sylbenmaß, wofern man es anders ſo nennen kann, in dem Lobgeſange auf den heiligen Anno, in dem älteren Bruchſtücke von Karls des Großen Sarazenenkriege, faſt eben ſo im König Rother beſchaffen. Kurz hierauf müſſen Fortſchritte in der Verskunſt gemacht worden ſeyn. In des Pfaffen Wernhers Lobgedicht auf die Jungfrau Maria finden ſich zwar hier und da noch Spuren jener Ungenauigkeit in den Reimen, aber in weit geringerem Maße. Auch ſind die Zeilen ſchon beträchtlich gleicher gemeſſen. Die Jahrszahl dieſes Gedichtes wiſſen wir genau: der Verfaſſer ſchrieb es, laut ſeiner eignen Ausſage am Schluß, als das Schisma dreyzehn Jahr gedauert hatte, als eben Kaiſer Friedrich ſeinen zweyten ſiegreichen Feldzug gegen Polen gethan, alſo im Jahre 1172.

Das älteſte bisher bekannt gewordene Werk, in welchem wir die für erzählende Gedichte faſt durchgehends übliche Versart der kurzen Reimpaare ungefähr auf den Fuß geſetzt ſehen, worauf ſie nachher mehrere Jahrhunderte blieb, iſt Veldecks Eneidt oder Aeneide. Heinrich von Veldeck blühte in den letzten Zeiten Friedrich Rothbarts, und überlebte ihn vermuthlich. Er hatte dem Ritterſchlag der beyden Söhne des Kaiſers zu Mainz im J. 1184 beygewohnt, und preiſet gegen den Schluß ſeines Gedichtes die Herrlichkeit dieſer Feyer, aber in

Ausdrücken, als ſey ſie ſchon vor einer Anzahl Jahren geſchehen *).

Wir haben die Vermuthung geäußert, daß die entſchiedene Ueberlegenheit der Nibelungen von Seiten des Sylbenmaßes über die gleichzeitigen Rittergedichte großentheils der Beſtimmung für den Geſang, und zwar nach einer aus der Vorzeit angeerbten Weiſe zuzuſchreiben ſey. Auch bey den Minneſängern, wenn wir unter dieſem Nahmen ſowohl die Bearbeiter der welſchen Ritterromane, als die Verfaſſer der Liebeslieder begreifen, bemerkt man dieſen Vorzug der Dichter, welche ſangen, vor denen, welche nach dem alten Kunſtausdrucke bloß ſagten. In den Minneliedern findet ſich eine abgemeſſene Länge der Zeilen, ein wiederkehrender, meiſtens ſehr fließender und wohlklingender Rhythmus, oft ſogar Rückſicht auf den Unterſchied der männlichen und weiblichen Reime, endlich ein eben ſo wohlgeordneter als mannichfaltiger Bau der Strophen, während die Versart der Ritterromane im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert bey jener regelloſen und dennoch einförmigen Unbeholfenheit beharrte. Nur die wenigen ſind hievon ausgenommen, die in Strophen abgetheilt, folglich dem Geſange angepaßt wurden: das älteſte und vielleicht auch das ſchönſte Beyſpiel ſehen wir an der neuerdings entdeckten älteren Bearbeitung des Titurel. Der günſtige Einfluß der begleitenden Muſik auf das Sylbenmaß iſt alſo unläugbar, und mußte wohl

---

*) Eneidt, V. 13041. 42.

in jedem Zeitalter Statt finden. Man bemerkt ihn ſogar in deutſchen Hymnen der Mönche des neunten Jahrhunderts. Aber in einem ſo langen Gedicht, wie das Lied der Nibelungen iſt, die genaue Beobachtung der Reime und andre feine Beſtimmungen des Wohlklangs durchzuführen, war wohl erſt damals möglich, als durch die früheſten Minneſänger die Sprache zur Biegſamkeit für dieſen Theil der Kunſt ſich auszubilden angefangen hatte.

Doch mehr als genug hievon, da man aus der Beſchaffenheit der Sprache und des Versbaues doch nur eine ungefähre Schätzung des Zeitalters gewinnt *).

---

*) Man iſt mit der Zeitbeſtimmung noch nicht ganz aufs reine. Mir ſind Zweifel aufgeſtoßen, daß der Lobgeſang auf den heil. Anno und König Rother wohl nicht ganz ſo alt ſeyn dürften, als man ſie macht. Es fehlt mir aber an den gelehrten Hülfsmitteln, um dieſen Zweifel zu verfolgen, auch würde es mich zu weit von meinem Zweck abführen. Sollte es ſich auch ausweiſen, daß dieſe beyden Gedichte nicht viel vor dem Jahre 1200 haben geſchrieben werden können, ſo braucht man darum nicht an der Geſchichte unſerer Poeſie irre zu werden; man müßte nur zugeben, daß große Ungleichheit in den Sprachformen und im Versbau unter den Zeitgenoſſen Statt gefunden. In den Sprachformen iſt dieß aus der ſchwankenden und weit mehr als die Ausſprache veränderten Schreibung zu erklären. Bey der Seltenheit und geringen Verbreitung der deutſchen Handſchriften, mußte jeder erſte Aufzeichner eines Werks ſeine Schreibung gewiſſermaßen neu erfinden, und wenn er zufällig bloß alte Muſter vor ſich hatte, ſo blieb er, ohne es zu wiſſen, hinter der neueſten Sitte zurück. Die Kunſt des Versbaues ſcheint ſich in den nördlichen und ſüdlichen Gegenden Deutſchlands ſehr ungleich entwickelt zu haben. In plattdeutſchen, offenbar weit jüngeren Gedichten wiederhohlt ſich noch zum

Ohnehin dringt man gewöhnlich nicht ſehr auf die Obliegenheit für den, welcher ein Denkmahl der Vorzeit geltend macht, zu beweiſen, daß es nicht über ein gewiſſes Alter hinausgehe. Man glaubt vielmehr, er werde geneigt ſeyn, es für älter zu halten und auszugeben, als es wirklich iſt. Indeſſen haben wir auch dieſen Zweifel nicht überſpringen wollen. Hier iſt der unwiderlegliche Beweis, daß unſer Text der Nibelungen nicht älter ſeyn kann, als wir behaupten. Es iſt darin verſchiedentlich von Wien die Rede als einer ſehr bedeutenden Stadt; ja als der Hauptſtadt von Oeſterreich, und dieß wurde Wien erſt gegen Ende des zwölften Jahrhunderts. In der That iſt in den Nibelungen die älteſte Urkunde des Ruhms dieſer ſeitdem ſo hoch verherrlichten Kaiſerſtadt niedergelegt.

Auch nicht jünger als ſechshundert Jahre iſt das Gedicht. Ein mittelbarer Beweis hiefür läßt ſich aus der Beſchaffenheit der Handſchriften führen. Die bisher bekannt gewordnen ſind ſämmtlich ſehr alt: man hat ſie unbedenklich wenigſtens gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts geſetzt. Die Münchner und St. Galler habe ich ſelbſt genau betrachtet, und darin die Schriftzüge jenes Zeitalters erkannt. Von der einen Hohen-Emſer, die ſich wiedergefunden hat, und jetzt in der

---

Theil jene oben beſchriebene Unförmlichkeit der Verſe; und die genannten Werke neigen ſich zur niederdeutſchen Mundart. Das Alter der oberdeutſchen Minnelieder iſt authentiſch, ihr Strophenbau anerkannt vortrefflich und eine Ueberarbeitung der Natur der Sache nach nicht denkbar.

Münchner-Bibliothek verwahrt wird, redet Bodmer in ſeinen Briefen ſo, als müßte ſie noch älter ſeyn. Nun weichen aber dieſe Abſchriften erſtaunlich weit von einander ab, nicht nur in einzelnen Leſearten, ſondern durch die Strophen, die jede mehr oder weniger hat, und durch die Umgeſtaltung ganzer Verſe, Reimpaare und Strophen. Dieſe Abweichung iſt faſt nur daraus zu erklären, daß man annimmt, dieſes Lied ſey eine geraume Zeit bloß mündlich mitgetheilt worden, wo dann die Sänger den Lücken ihres Gedächtniſſes durch eigene Kunſtfertigkeit zu Hülfe kamen, und wenn ſie ſich zwar des Inhaltes aber nicht der Worte genau erinnerten, Verſe von ihrer Erfindung, jedoch im Geiſte der Urſchrift, einfugten. Unſere Abſchriften wären dann aus dem Gedächtniſſe und Munde verſchiedener ſolcher Sänger aufgefaßt. Aus Einer und derſelben Quelle können ſie durchaus nicht hergefloſſen ſeyn.

Allein wir haben nicht nöthig, auf dieſen Beweis, der am Ende immer nur eine ungefähre und unzulängliche Zeitbeſtimmung gewähren kann, weiter zu fußen. Es finden ſich unzweydeutige Anſpielungen auf das Lied der Nibelungen in den Werken eines Zeitgenoſſen, Wolframs von Eſchenbach, woraus hervorgeht, daß dieſes Gedicht wenigſtens im zweyten Jahrzehend des dreyzehnten Jahrhunderts ſchon vorhanden und bekannt war.

Die eine ſteht im Titurel, und lautet folgendermaſſen:

Es ſingen uns die Blinden 4
Daß Seyfried hürnin wäre,

Durch das überwinden
Er konnt' auch einen Drachen freiſebäre:
Von deß Blut wurde ſein Fell verwandelt
Zu Horne ſtark für Waffen:
Die haben ſich an Wahrheit miſſehandelt.

Gloſſen. — Hürnin, hörnern, ſo hart wie Horn: der Ausdruck iſt um ſo ſchicklicher, weil es auch hörnerne geſchuppte Panzer gab. Durch das, deßwegen, weil; freiſebäre, furchtbar, von Freiſe, Schrecken, Entſetzen, und der Ableitungsſylbe bar; auf ähnliche Art iſt freiſam zuſammengeſetzt, und das im Holländiſchen noch übliche vreeslijk; ſein Fell, ſeine Haut; Horne, Horn; für Waffen, gegen alle Waffen. Die, dieſe Sänger; haben ſich miſſehandelt, ſich vergangen; an Wahrheit, an der Wahrheit.

Dieß iſt ein Spott über die Unverwundbarkeit Siegfrieds, wovon das Nibelungen-Lied meldet. Hagen rühmt von ihm:

Noch weiß ich an ihm Mähre, das iſt mir wohl bekannt:
Einen Lind-Drachen, den ſchlug des Heldes Hand,
Da badet' er in dem Blute, ſeine Haut ward hürnein;
Deß ſchneidet ihn kein Waffen, das iſt dicke worden Schein.

Gloſſen. — Mähre, als Neutrum, wie oft; ich weiß an ihm Mähre, ich weiß eine Geſchichte von ihm. Man kann zweifeln, ob nicht mehre, für mehr, zu verſtehen wäre: in der Handſchrift ſteht mere, und jenes Wort wird häufig maere geſchrieben, nicht ſelten jedoch auch auf jene Art. Die vorgezogene Auslegung ſchien mir nachdrücklicher. Lind-Drachen, Lindwurm; des Heldes, des Helden; hürnein, für hürnin: die letzte Sylbe iſt dem Reime zu lieb gedehnt und betont. Daß, deswegen; ſchneidet, verwundet; kein Waffen, als Neutrum; dicke, oftmahls; das iſt worden Schein, das iſt offenbar geworden.

Möglich wäre es allerdings, daß Eſchenbach nicht gerade die Nibelungen, ſondern ein anderes Gedicht vor Augen gehabt hätte, worin das Abentheuer Siegfrieds mit dem Drachen insbeſondre geſchildert wird. Eben ſo will ich nicht mit Zuverſicht entſcheiden, ob er in folgender Strophe des Titurel beſtimmt auf dieſes Gedicht zielt, oder nicht.

Den erſten Tag unwendig
Was Artus und die Seinen.
Ihr Buhurt ward genendig,
Alſo daß ſie Gedränge lehrte peinen;
Wie daß doch Floriſchanze pflag der Weite,
So daß die Amelungen
All' mit den Hunnen kämen da zu Streite.

Gloſſen. — Unwendig, eben ſo gebildet wie das noch übliche abwendig: wer Stand hält, nicht abgewandt, zurückgehalten werden kann. Artus und die Seinen konnten den erſten Tag nicht in die Flucht geſchlagen werden. Buhurt, altfranzöſiſch: bouhourd, Zuſammenſtoß, Handgemenge; meiſtens wird es von Turnieren, hier von einem ernſthaften Kampfe gebraucht. Genendig, gewaltſam, heftig; peinen, Noth erdulden: ſo daß das Gedränge ſie in Noth brachte. Wie daß doch, wie ſehr auch; Floriſchanze, Florichance, Nahme des Schlachtfeldes; der Weite pflag, eine weite Ausdehnung hatte. Die Amelungen, Benennung der Oſtgothen, von dem Geſchlechte ihrer Fürſten, der Amaler; kämen da zu Streite, auf dieſem Felde zum Streite kommen konnten.

Der Sinn der ganzen Strophe iſt: die Schaaren des Artus kamen durch die Lebhaftigkeit des Handgemenges ſehr ins Gedränge, wiewohl das Schlachtfeld ſo geräumig war, daß zwey der mächtigſten Völker, die Hunnen und die Oſtgothen, einander eine Schlacht darauf hätten liefern können. Man könnte verſucht ſeyn, ſtatt Amelungen zu leſen: Nibelungen, da ja in unſerm Gedicht die Amelungen als die Bundsgenoſſen der Hunnen erſcheinen, die Nibelungen hingegen, oder ſo zubenahmten Burgunder wirklich mit den Hunnen kämpfen. Indeſſen wäre dann die Vergleichung nicht ganz ſchicklich, weil dieſer ganze Kampf im Innern eines großen Saales, oder an deſſen Eingange vorgeht. Auch läßt ſich die Leſeart Amelungen vollkommen vertheidigen. Nach der Sage hatte Dietrich, der König in Amelungen-Land, ſchwere Kämpfe mit Attila beſtanden, ehe er ſein Vaſall und Bundesgenoſſe ward; und aus der Geſchichte wiſſen wir, daß nach Attila's Tode zwiſchen den zu ſeinem Reiche gehörigen deutſchen Völkerſchaften und den Hunnen blutige Kriege über die Thronfolge entſtanden. Auch könnte die weit frühere Niederlage, welche der oſtgothiſche König Ermanrich beym erſten Einbruche der Hunnen erlitt, gemeint ſeyn. Alle dieſe Begebenheiten waren ohne Zweifel in verlohren gegangenen, oder noch nicht ans Licht gezogenen Heldengedichten beſungen.

Obige beyde Erwähnungen des Nibelungen-Liedes ſind alſo nicht vor Widerrede geſichert. Ueberdieß habe ich ſelbſt über das Alter des Titurel, und ob er wirklich in der jetzigen Geſtalt aus Eſchenbachs Hand gekommen ſey, bedeutende Zweifel erregt *). Alle Einwendungen fallen aber weg bey einer Stelle des Parzival, welche nicht bloß auf den Inhalt des Gedichtes im allgemeinen, ſondern beſtimmt auf eine Stelle unſers Textes anſpielt.

---

*) In den Heidelberger Jahrbüchern 1811, November.

Der Landgraf Kingrimurſel hat ſo eben, um ſein gegebnes Geleit zu ehren, dem Ritter Gawan bey einem Ueberfall das Leben gerettet; gleich darauf fordert er ihn, wegen alter Klagen, von neuem zum Zweykampfe heraus. Der feige Herzog Liddamus ſagt zu ihm: Fechtet nur immerhin, ich für mein Theil habe keine Luſt zu dergleichen gefährlichen Abentheuern.

»Ich will durch niemand meinen Leib
»Verleiten in ſo ſcharfe Pein.
»Was Wolfhartes ſollt' ich ſeyn?
»Mir iſt in den Streit der Weg vergrabt,
»Gegen Fechten die Gier verhabt.
»Würdet ihr mir nimmer hold,
»Ich thäte eh als Rumold,
»Der dem König Günther rieth,
»Da er von Worms gen den Hunnen ſchied;
»Er hat ihn lange Schnitten bähen,
»Und in ſeinem Keſſel ummedrehen.«
Der Landgrawe ellendreiche
Sprach: Ihr redet dem geleiche,
Als mancher weiß an euch fürwahr
Eure Zeit und eure Jahr'.
Ihr rathet mir, dar ich wollte doch,
Und ſprecht, ihr thätet als rieth ein Koch
Den kühnen Nibelungen,
Die ſich unbezwungen
Aushuben, da man an ihn'n rach
Das Sifride davor geſchach.
Mich muß Herr Gawan ſchlahen todt,
Oder ich gelehre ihn Rache Noth.

Gloſſen. — Die Leſearten obiger Verſe, 12544—66 in der Mülleriſchen Ausgabe, ſind nach Bodmers Abſchrift in der Züricher-Stadtbibliothek, nach dem Druck von 1477, und nach einem papiernen Manuſcript in Bern berichtigt.

Durch niemand, um niemandes willen; verleiten, auf Abwege führen, verſtricken. Was Wolfhartes ſollt' ich ſeyn? Was für ein Wolfhart müßte ich ſeyn? Wolfhart war einer der ungeſtümſten und kampfluſtigſten Helden Dietrichs von Bern. Die Berner Handſchrift lieſet: Was hoffwartes, und auch dieß giebt einen guten Sinn. Hofwart heißt der Wächter des Hofes, ein Hofhund. S. Oberlin. Glossar. Dann hieße es: 'Was für ein grimmiger Hofhund der jeden anbellt, müßte ich ſeyn? Keine der Leſearten führt auf Wolfherz, was ſonſt ebenfalls paſſend wäre. Doch wird die erſte Leſeart dadurch beſtätigt, daß ſich Liddamus weiter unten noch einem andern kühnen Ritter für ungleich erklärt: »Segramors bin ich nicht.« Vergrabt, abgegraben, abgeſchnitten: verhabt, ungefähr gleichbedeutend; einem etwas verhaben, es ihm vorenthalten, verwehren: mir iſt alle Luſt zum Fechten benommen. Eh, eher, lieber; als, ſo wie. Lange Schnitten, große Stücke Fleiſch; bähen, noch üblich für gelinde erwärmen, hier ſieden, kochen; ummedrehen, umdrehen.

Der Landgrawe ellensreiche, der heldenmüthige Landgraf; Ellen, Stärke, Tapferkeit. Geleiche, gleich; ihr redet dem gleich, damit übereinſtimmend, wie euch mancher ſeit eurer ganzen Lebenszeit kennen gelernt hat. Dar, dahin, wohin: ihr rathet mir dazu, was ich ohnehin wollte, nämlich zum Kampf. Ihr, ihr für eure Perſon. Sich aushuben, auszogen; da, dahin wo; rach, rächte: ganz wie ſprechen, ſprach, geſprochen, wurde dieß Zeitwort conjugirt: rechen, rach, gerochen, im Imperativ: rich, wie ſprich; wir finden die alte Sprachlehre oft folgerechter als die heutige. Das, was; Sifride, Dativ, Siegfrieden; davor, zuvor; geſchach, geſchah. Schlahen, ſchlagen; gelehre, lehre; ich lehre ihn Rache-Noth, ich lehre ihn, in welche Noth meine Rache bringt.

Die entſprechende Stelle in den Nibelungen iſt folgende: Chrimhilde hat ſich, nachdem ihr Gemahl Siegfried, auf Anſtiften ihres Bruders, König Günthers von Burgund, und durch die Hand ſeines Vetters und

Dienſtmannes Hagen ermordet worden, mit dem mächtigen Hunnenkönige Etzel (Attila) vermählt, und ſendet ihren Brüdern eine freundliche Einladung an den Hof ihres Gemahls. Hagen fürchtet geheime Anſchläge der Rache, und räth ab; aber da die jüngeren Brüder, ſich keiner Schuld bewußt, die Einladung annehmen wollen, und ihm ſagen, er dürfe ja nur allein zurückbleiben, ſo hält er ſeine Ehre für gefährdet, und beſteht darauf mitzugehn. Rumold redet hingegen zu dem Könige.

Da ſprach der Küchenmeiſter, Rumold der Degen:
Der Fremden und der Kunden mögt ihr wohl heißen pflegen
Nach allem euern Willen; wann ihr habt vollen Rath.
Ich wähne nicht, daß Hagene euch noch vergeiſelet hat.
  Wollt ihr nicht folgen Hagnen, euch räthet Rumold,
Wann ich euch mit Treuen bin dienſtlichen hold,
Daß ihr hie ſollt beleiben durch den Willen mein,
Und laßt den König Etzelen dort bey Chrimhilden ſeyn.
  Wie könnt' euch in der Welte immer ſanfter weſen!
Ihr möget vor euren Feinden harte wohl geneſen.
Ihr ſollt mit guten Kleidern zieren wohl den Leib;
Trinket Wein, den beſten, und minnet waidliche Weib.
  Dazu giebt man euch Speiſe, die beſte, die je gewann
In der Welte König keiner; ob daß nicht mocht' ergahn,
Ihr ſolltet noch beleiben durch euer ſchönes Weib,
Eh' ihr ſo kindliche ſolltet wagen den Leib.
  Deß rath' ich euch beleiben. Reich ſind eure Land:
Man mag euch baß erlöſen hie heime die Pfand,
Dann da zu den Hunnen; wer weiß, wie es da ſtaht?
Ihr ſollt beleiben, Herre, das iſt der Rumoldes Rath.

Gloſſen. — Degen, ein tapferer Krieger: in der heutigen Bedeutung kommt das Wort in altdeutſchen Gedichten niemals vor. Der Kunden, der Bekannten; wann, denn; Rath, Vorrath; vollen Rath, Ueberfluß. Der

Sinn iſt: Ihr ſeyd reich genug, um ſelbſt nach Belieben die Fremden und Einheimiſchen zu bewirthen, ihr dürft euch nicht an einem auswärtigen Hofe bewirthen laſſen. Vergeiſelet, von Geiſel, urſprünglich Bürge, Gewahrsmann: ſiehe Wachter. Gloss.; einen vergeiſelen, für einen Gewähr leiſten, ganz auf die Art, wie verbürgen von Bürge abgeleitet iſt. Oberlin und Herr von der Hagen erklären es anders. Es heißt alſo: Ich glaube nicht: daß Hagen euch verbürgt, für eure Sicherheit Gewähr geleiſtet hat.

Räthet, räth; wann, weil, ſintemal; dienſtlichen, für dienſtlich, mit der Geſinnung eines Dienſtmannes; beleiben, bleiben; durch den Willen mein, um meinetwillen, mir zu Liebe.

Der Welte, der Welt; immer, irgend; weſen, ſeyn; wie könnt' euch ſanfter weſen, wie könntet ihr angenehmer leben; harte wohl, gar wohl; Weib, die Mehrzahl ohne Biegung. In der Welte König keiner, irgend ein König in der Welt: kein für ſich allein iſt nicht immer verneinend; ob, wofern; ergahn, ergehn: wenn auch hievon nichts ſtatt finden könnte; durch euer Weib, um eures Weibes willen; kindliche, kindlich, kindiſcher Weiſe; den Leib, das Leben.

Deß, deswegen; Land, Pfand, für Lande, Pfänder; erloſen, löſen; hie heime, hier daheim. Das Wort Pfand wird oft bildlich für eine abzubüßende Verſchuldung gebraucht. So ſagt Bruder Wernher von dieſem und jenem Leben:

> Wir ſetzen hie die hohen Pfand,
> Die niemand dort erlöſen mag.

Ihr könnt euch hier zu Hauſe, ſagt Rumold, leichter mit eurer Schweſter wegen der Genugthuung abfinden, die ſie für Siegfrieds Ermordung begehrt, als dort im Hunnenlande. Danne, denn, für als; zu den Hunnen, bey den Hunnen; ſtaht, ſteht; der Rumoldes Rath, der Rath Rumolds.

Niemand wird wohl bezweifeln, daß Eſchenbachs Abſicht in obigen Verſen geweſen ſey, dieſe Stelle zu verſpotten, indem er die Rede ins unedle umkleidet, und was hier ein erprobter Krieger ſagt, einem feigen und niedrig geſinnten Menſchen in den Mund legt. Auch nennt er verächtlich den Küchenmeiſter einen Koch: jenes Wort dünkte ihm für ein Heldengedicht zu gemein. Eſchenbach zeigt ſich hier, wie ſo oft, eckel gegen alles, was nicht der Hofſitte gemäß war. Zu ſeiner Zeit mochte das Amt des Küchenmeiſters wohl unter dem des Truchſeſſen begriffen ſeyn; im Liede der Nibelungen wird beydes unterſchieden *). In den lateiniſchen Geſchichtſchreibern des Mittelalters wird Truchſeß immer durch dapifer überſetzt; in den älteſten aber, welche der Hofämter Erwähnung thun, kommen verſchiedene andre Benennungen vor, unter andern Magister culinae, was genau dem Küchenmeiſter entſpricht. Vermuthlich hatte alſo der Dichter der Nibelungen gefliſſentlich die ältere Sitte beybehalten.

Dieſem, wie man ſieht, wollte Eſchenbach nichts weniger als wohl: er betrachtete ſein Werk mit den Augen eines Nebenbuhlers. Daß dieſes Verhältniß von Seiten der Dichter des welſchen, gegen die Dichter des deutſchen Fabelkreiſes eintrat, davon finden ſich mehrere Spuren. Dieſe waren volksmäßiger, jene ſtützten ſich auf die Gunſt der Höfe. Bey dem Tadel über die Unverwundbarkeit Siegfrieds hat ſich Eſchenbach vollends durch ſeine Eiferſucht blenden laſſen: denn kaum hat er ſie als unglaublich verworfen, ſo bringt er ein noch viel

---

*) Vers 37 und 41.

ſeltſameres Zaubermährchen vor. Die Nibelungen haben hiebey das groſse Beyſpiel Achills in der gebildeten Heldendichtung der Griechen für ſich, Rolands und ſo vieler andern zu geſchweigen.

Herr Grimm *) verſteht die Worte, »So ſingen uns die Blinden«, von armen umherwandernden Blinden, welche die deutſchen Heldenlieder abgeſungen hätten, wie noch jetzt blinde Bettler durch ihren Geſang um ein Almoſen zu werben pflegen. Mir ſcheint ganz offenbar von geiſtig Blinden, Verblendeten, die Rede zu ſeyn. Allerdings mochten ſich auch Bänkelſänger ſolcher Lieder wenigſtens im Auszuge zur Ergötzung des geringen Volkes bemächtigen: allein daſs dieſs die einzige oder die vornehmſte Mittheilungsweiſe geweſen, dagegen ſpricht die hohe Achtung, worin dieſe Dichtungen erweislich in jenem Zeitalter ſtanden.

Der Parzival iſt früher als der Titurel, und, wie viele Stellen darin beweiſen, noch bey Lebzeiten des Landgrafen Hermann von Thüringen geſchrieben, der im Jahre 1215 ſtarb. Vor dieſem Jahre muſsten alſo unſre Nibelungen ſchon vorhanden, und den Thüringiſchen Zuhörern Wolframs von Eſchenbach ſo geläufig ſeyn, daſs er ſicher war, mit einer Anſpielung ſeinen Zweck nicht zu verfehlen.

Frühere Bearbeitungen.

Ein Alter von ſechshundert Jahren an einem deutſchen Gedicht iſt gar nichts ungemeines, noch etwas,

---

*) Ueber den altdeutſchen Meiſtergeſang. S. 131, Anm. 111.

das für ſich allein einen Vorrang begründen könnte. Die Anzahl langer erzählender Werke aus dem dreyzehnten Jahrhundert iſt ſehr beträchtlich; wir haben oben verſchiedene namhaft gemacht, die in das zwölfte fallen. Allein dieſes Alter iſt noch gering in Vergleich mit dem Bruchſtücke vom Hathubrand und Hildebrand, welches der gelehrte Eckhart in das achte Jahrhundert ſetzt, und welches, wenn auch dieß bezweifelt werden dürfte, zuverläſſig früher als Otfrieds gereimtes Evangelium aufgezeichnet worden. So gut ſind wir, gegen manche andere Nationen, mit uralten Denkmalen unſerer Sprache berathen, ungeachtet des allgemeinen Schiffbruchs, worin ſeit etwa drey Jahrhunderten das meiſte untergegangen.

Wir ſetzten im bisherigen immer voraus, daß wir in unſerm Text der Nibelungen nur die jüngſte Umgeſtaltung vor uns haben, daß aber dieſelbe Dichtung, der Grundlage nach, längſt in andern Geſtalten vorhanden war. Dieſe Annahme muß nun bewieſen werden, und ſie kann es auf die bündigſte Weiſe.

Die Beweiſe ſind innere und äußere, mittelbare und unmittelbare.

Der vornehmſte und ganz entſcheidende innere Beweis iſt der geſchichtliche Gehalt des Werkes. Es zeigt ſich darin, mitten unter wunderbaren Dichtungen, unter frey erſonnenen Ausſchmückungen, eine wahrhafte Kenntniß von Attila und ſeinem Reiche, von den deutſchen Stämmen zur Zeit der Völkerwanderung, von dem burgundiſchen Königreich am Rhein und ſeinen Fürſten;

eine Kenntniß, welche ein Dichter des zwölften Jahrhunderts aus den damahls unzugänglichen gelehrten Quellen, den römiſchen und byzantiniſchen Geſchichtsſchreibern, durchaus nicht ſchöpfen konnte. Wollte man unſerm Dichter auch, durch die größte aller Unwahrſcheinlichkeiten, einen Priscus, Jornandes und Andre in die Hand geben, ſo wäre dann ſeine hieraus entlehnte Anſicht eine ganz andere geweſen, als die, welche er aufſtellt. Was einmal unter einem Volke vergeſſen worden, kann nur durch gelehrte Forſchungen ans Licht gezogen werden. Dieſe Kenntniß muß folglich dem Dichter durch eine ununterbrochene lebendige Ueberlieferung von Geſchlecht zu Geſchlecht, ſeit der Zeit jener Geſchichten her, zu Handen gekommen ſeyn.

Wir gehen ſo weit zu behaupten, daß Gedicht laſſe ſich, freylich mit größter Behutſamkeit, ſo gar hiſtoriſch benutzen, und enthalte Aufſchlüſſe über einige dunkle Ereigniſſe dieſes Zeitraumes. Die römiſchen Schriftſteller ſchildern uns den Attila und die nordiſchen Eroberer nur als ihre Feinde, aus ſcheuer Ferne und von außen her. Die deutſchen Völkerſchaften hingegen, zum Theil Bundesgenoſſen oder Vaſallen Attila's, Mitausführer ſeiner großen Entwürfe, hatten die innern Verhältniſſe ſeines Reiches kennen gelernt, und was ſich hierüber in ihren Sagen aufbewahret hat, iſt nicht zu überſehen.

Einen andern innern Beweis für die Urkundlichkeit und das hohe Alterthum liefert die Vergleichung dieſer deutſchen Sagen mit den Scandinaviſchen und den Ungariſchen.

gariſchen. Merkwürdige Uebereinſtimmungen wechſeln darin dergeſtalt mit auffallenden Abweichungen, daß man die einen nicht für bloße Wiederholungen der andern ausgeben kann. Alle weiſen uns auf eine tiefe gemeinſchaftliche Wurzel hin, die ſich in verſchiedenen Richtungen verbreitet hat, und nach der Art des Bodens, nach den ſonſtigen Einflüſſen, in anders geſtaltete Verzweigungen ausgewachſen iſt.

Die äußern Beweiſe beſtehen zuvörderſt in älteren Erwähnungen des Gedichtes oder Anſpielungen darauf, worin deſſen Inhalt mehr oder minder deutlich bezeichnet wird. Da nun die Ausführung, welche wir beſitzen, ſich erſt vom Schluſſe des zwölften Jahrhunderts herſchreibt, ſo müſſen jene Erwähnungen ſich auf frühere Bearbeitungen beziehen. Ich werde ſie der Zeitordnung nach zuſammen ſtellen, um rückwärts der Entſtehung des Gedichtes ſo weit als möglich nachzuſpüren. Die nicht ſeltnen Erwähnungen bis in das ſechzehnte Jahrhundert geben auf der andern Seite Licht über deſſen fernere Schickſale.

Ferner legt der Dichter ein ausdrückliches Zeugniß dafür ab, daß er nicht der erſte ſey, welcher das Abentheuer beſungen. Die erſten Zeilen der Nibelungen lauten ſo:

Uns iſt in alten Mähren Wunders viel geſait,
Von Helden lobebären von großer Kühnheit:
Von Freuden und Hochgezeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören ſagen.

Gloſſen. — **Geſait**, geſagt; **lobebären**, von lobebar, für löblich, ruhmwürdig: das Beywort iſt nach dem Hauptwort geſtellt; *Hochgezeiten*, Hochzeiten, in allgemeinerer Bedeutung: Feſten; *Recken*, Krieger von hohem Wuchs und ungewöhnlicher Leibesſtärke.

In *alten Mähren*, d. h. in alten berühmten Sagen war alſo damals ſchon viel Wunderbares von dieſen Gegenſtänden berichtet worden. Man könnte glauben, dieſer Eingang ſey von jüngerer Hand hinzugefügt, weil offenbar ein Reim in dem Abſchnitte jedes Verſes beabſichtet wird, und dieſes eben die Form iſt, in welche ſpäterhin im Heldenbuche das Sylbenmaß der Nibelungen umgearbeitet worden. Auch fehlt die Strophe in der St. Galler Handſchrift. Allein da ſie ſich in der Münchner und älteren Hohen-Emſer findet, ſo iſt ſie alt genug, um ein gültiges Zeugniß abzugeben. Hiezu kommt die übereinſtimmende Ausſage des Verfaſſers der *Klage*:

Gedichtet man es ſeit hat
Dicke in deutſcher Zungen
Daß die Alten mit den Jungen
Erkennen wohl das Mähre.

Gloſſen. — In Bodmers, Müllers und von der Hagens Abdruck lieſet man im erſten Verſe: *maniges*, was keinen Sinn giebt, außer wenn man die Worte trennt: *manig es*, d. h. mancher es; unſere Leſeart iſt die der St. Galler Handſchrift. *Seit*, ſeitdem; *dicke*, oftmals; *das Mähre*, als Neutrum, häufig.

Seitdem, dieß bezieht ſich auf das vorhergehende: nämlich ſeitdem der *Biſchof Pilgerin* die Geſchichte auf Lateiniſch hatte aufzeichnen laſſen. Pilgerin aber, oder Piligrinus ſaß von dem Jahre 971, bis 991 auf dem biſchöflichen Stuhle zu Paſſau. Hiemit würde alſo nur bezeugt, ſeit dem Schluſſe des zehnten Jahrhunderts habe es deutſche Bearbeitungen gegeben. Indeſſen darf man hierbey nicht aus der Acht laſſen, daß in der Klage, wie es ſcheint unwiſſender Weiſe, derſelbe Anachronismus begangen wird, wie in den Nibelungen, den Biſchof Pilgerin um mehr als fünfhundert Jahre zurück zu verſetzen, und zum Zeitgenoſſen und Theilnehmer der Begebenheiten zu machen. Was am Schluſſe der Klage von den Erkundigungen, welche dieſer Biſchof darüber eingezogen, von der durch ihn veranlaßten Aufzeichnung in lateiniſcher Sprache, und von ſeinem Schreiber Conrad berichtet wird, bleibt einer beſondern Beleuchtung vorbehalten.

Wenn man auch annimmt, die Klage ſey um etwas ſpäter geſchrieben, als das größere Gedicht, dem ſie in den Handſchriften wie ein Anhang beygefügt iſt, und ihr Verfaſſer habe unter den Behandlungen der Mähre dieſe mit vor Augen gehabt; ſo beſtätigt doch ſein Ausdruck: ſie ſey oft gedichtet worden, daß ſich noch das Andenken von früheren Bearbeitungen erhalten hatte.

Denkbar wäre es im allgemeinen, daß ſich das Lied der Nibelungen von den älteſten Zeiten her, ohne abſichtliche Umarbeitung, bloß in der Sprache und dem Versbau nach dem Bedürfniß und Geſchmack jedes Zeitalters allmählich fortgebildet hätte. Allein hiegegen lehnen ſich die Anachronismen auf, wovon wir einen der ſtärkſten ſo eben angeführt. Dieſe geben ſelbſt den Zeitpunkt an, ſeit welchem ſie erſt in das Gedicht gekommen ſeyn können. Das Lied der Nibelungen iſt alſo unläugbar verſchiedene Male bearbeitet worden, aber vermuthlich mit möglichſter Treue gegen die ehrwürdige Sage. Die Einmiſchungen aus ſpäterer Zeit betreffen meiſtens Zuthaten und Neben-Ausſchmückungen, wobey die Grundlage im Ganzen und Weſentlichen unverändert bleiben konnte.

Wie viel nun ſolcher Bearbeitungen etwa geweſen ſeyn mögen, aus welcher Zeit, von welcher Beſchaffenheit, hierüber legen wir Johann von Müllers Anſicht vor, um an deren Erörterung unſere Vorſtellungsart anzuknüpfen. Die Worte eines ſo tiefen Geſchichtforſchers verdienen immer genau erwogen zu werden, ſollten ſich auch Irrthümer eingeſchlichen haben.

»Je mehr wir dieſes Lied ſeither betrachtet, ſagt
»er *), um ſo wahrſcheinlicher ſchien uns eine dreyfache
»Bearbeitung: einer erſten in einer altgermaniſchen
»Mundart mögen die Hauptſachen, und vielleicht hie
»und da Worte zugehören. Von dieſer erſten Anlage
»ſtammt, was von den Nibelungen Ausländer ſingen.
»Ueberarbeitet wurde das Gedicht in Oberdeutſchland in
»der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, als der
»Haß neuer Hunnen (der ſchrecklichen Ungarn) deutſche
»Nationalſache ward. Ungelehrter als die, welche Ho-
»mers Lieder nach ihm behandelt, übertrug der Dichter
»auf den alten Stoff aus Gunthahars und Etzels Zeit
»Nahmen und Sitten der ſeinigen, Rüdigern von Pech-

---

*) Schweizer-Geſchichte zweyte Ausgabe, Th. II. Cap. 1. Anm. 130.

»ſarn, den Erzbiſchof Pelegrin, in einem Codex auch »Heinrich I. Dieſe Arbeit wurde im dreyzehnten Jahr»hundert genau genug in das Deutſch, worin wir jetzt ſie »leſen, überſetzt, mit der Klage etwa damals vermehrt.«

Bey den Ausländern hatte Johann von Müller doch wohl hauptſächlich die ſcandinaviſchen Völker im Sinn. Es hat allerdings ſeine Richtigkeit: dieſe Sagen müſſen in ſehr früher Zeit zu ihnen gebracht ſeyn, als der Norden noch heidniſch war. Wie hätten ſie ſich ſonſt ſo innig mit den Göttergeſchichten dieſer Völker verweben können? Was alſo in der Edda des Sämund und in der des Snorre Sturleſon von den Thaten der Burgundiſchen Fürſten, dort Giukungen genannt, vom König Atle (Etzel) und ſo weiter, vorkommt, was ferner hievon in der Wolſunga-Saga *) ausführlich erzählt wird, muß aus dieſer älteren Quelle hergefloſſen ſeyn. Die ſtarken Abweichungen in den Umſtänden, die Vermiſchungen mit der Mythologie, die Entſtellung der eigentlich hiſtoriſchen Züge, aus Unkunde der Länder wo die Begebenheiten vorgefallen, beweiſen, daß die nordiſchen Sänger mit der fremden Sage lange als mit ihrem Eigenthum geſchaltet, und alles nach ihrer Sinnesart, nach ihrer zum Rieſenhaften und Ungeheuren ſich neigenden Einbildung umgeſtaltet hatten. Die Niflunga-Saga hingegen iſt ein ziemlich genauer Abdruck unſers Liedes der Nibelungen; es iſt ohne Zweifel in ſeiner heutigen Geſtalt, im dreyzehn-

---

*) Biörner Nordiska Kämpa Dater. Stockholm 1737.

ten Jahrhundert aufs neue nach dem Norden gebracht worden. Ueberhaupt ſcheint dort die Mittheilung deutſcher Heldenſagen in allen Zeiträumen, und in allen ihren Geſtalten Statt gefunden zu haben. Kommt doch auch in der nordiſchen Sage vom Dietrich von Bern ein Rodinger, unſer Markgraf Rüdiger, vor *). Der Anachronismus mußte alſo ſchon begangen ſeyn, als man ſie übertrug. Daß deutſche Sänger im zwölften, und noch im dreyzehnten Jahrhundert häufig am Hofe däniſcher Fürſten lebten, davon werden wir die Beyſpiele liefern.

In der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts ſollen, nach Johann von Müller, die in der Geſchichte rühmlichſt bekannten Männer, Markgraf Rüdiger von Pechlarn und Erzbiſchof Piligrin, in das Gedicht hineingekommen ſeyn. Vom Rüdiger mögen wir dieß zugeben, er blühte kurz nach dem Anfange dieſes Jahrhunderts; aber der heil. Piligrin ſtarb erſt im zehnten Jahre vor deſſen Schluß. Bey ſeinen Lebzeiten wird man ihn doch nicht in eine ferne Vorzeit zurück verſetzt haben? Und wie hätte ein Dichter ſo bald nach ſeinem Tode eine ſolche Verletzung der Wahrſcheinlichkeit wagen dürfen, da viele ſeiner Zuhörer den Biſchof noch perſönlich gekannt hatten? Die Heldendichtung iſt freylich ſehr unbekümmert um die Chronologie, aber dennoch muß ein hiſtoriſcher Name ſchon in eine unbeſtimmte Ferne zurückgetreten ſeyn, um mit den verehrten Na-

---

*) Egils och Asmunds Saga. S. 130. Anm.

men einer ganz andern Vorzeit zuſammen geſtellt zu werden.

Ferner ſoll die Dichtung von neuem in Umlauf gebracht worden ſeyn, um den Haß der Deutſchen gegen die Ungarn zu nähren. Darüber ſind wir ganz mit Müller einverſtanden, daß es in der Denkart des Mittelalters lag, Gedichte zu politiſchen Zwecken zu brauchen. Aber wäre dieß die Abſicht geweſen, ſo hätte dann der Dichter ſeinen Auftrag ſehr ungeſchickt ausgerichtet. Denn in unſerem Liede wird ja der König der Hunnen, die man für einerley mit den Ungarn hielt, (noch im dreyzehnten Jahrhundert werden dieſe zuweilen Hunnen genannt), mit ſichtbarem Wohlwollen geſchildert. Er hält ſeine deutſchen Heerführer in hohen Ehren, und ſcheint ihnen, wie in der wahren Geſchichte, den Vorzug vor ſeinen eignen Landsleuten einzuräumen. An der Ermordung der Burgunder in ſeinem Hoflager iſt er unſchuldig: ſie geſchieht auf Anſtiften einer deutſchen Fürſtin. Die ganze Klage iſt eine gefliſſene Rechtfertigung König Etzels. Noch mehr: Markgraf Rüdiger, der Spiegel aller Fürſtentugenden, und Dietrich von Bern, der berühmteſte der Helden, kämpfen, wiewohl ungern, doch mit unüberwindlicher Treue, für den Hunnenkönig gegen ihre eigenen Stammverwandten. Welch ein gefährliches Beyſpiel, da ſich unter dem erſten Conrad, Heinrich und Otto, die mißvergnügten deutſchen Fürſten immer um Hülfe zu den Ungarn gewandt hatten! Auch iſt es nicht denkbar, daß die ältere Bearbeitung, wovon Müller ſpricht, in allen dieſen Stücken, der unſrigen unähnlich geweſen wäre. Das Gedicht hätte ſonſt bey der letzten Verjüngung ganz umgekehrt werden müſſen, und es wäre, ſo zu ſagen, kein Stein auf dem andern geblieben.

Von allem dieſem abgeſehen, ſo iſt auch der Zeitpunkt, welchen Müller für dieſes Verhältniß gegen Ungarn beſtimmt, unglücklich gewählt. Die großen verheerenden Streifzüge der noch wilden Ungarn fallen in den Schluß des neunten, und die erſte Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Seit der großen Niederlage im Lechfeld (955) waren die Ungarn davon abgeſchreckt, und hielten ſich ziemlich ruhig in ihren Gränzen. Gegen Ende des Jahrhunderts begünſtigte ſogar ihr Fürſt Geyſa das Chriſtenthum, und Biſchof Piligrin faßte die Hoffnung und unternahm ſie zu bekehren. König Stephan der Heilige vollendete dieſes Werk, und bewies den Deutſchen große Gunſt. Die deutſchen Gränzwächter (Markgrafen) in Oeſterreich, und die ſlawiſchen in Mähren hatten ſeitdem noch oft mit ihren kriegeriſchen Nachbarn zu ſchaffen, aber zu einem allgemeinen Kriege wurde das Reich erſt wieder gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts aufgefordert, als Heinrich der Dritte die Anſprüche König Peters gegen die heidniſche Parthey des Aba zu behaupten ſtrebte, und alsdann unter König Andreas dem erſten. Ein Gedicht, welches dazu beſtimmt geweſen wäre, den Nationalhaß der Deutſchen gegen die Ungarn zu entflammen, müßte ſich demnach aus der erſten Hälfte des zehnten, oder aus der Mitte des eilften Jahrhunderts herſchreiben. Aber wie geſagt, das Lied der Nibelungen taugte gar nicht dazu.

Es iſt etwas übereilt, wenn Johann von Müller die Umarbeiter des deutſchen Heldenliedes gegen die Homeriden zurückſetzt, und ſie als ungelehrt tadelt, weil ſie geſchichtliche Nahmen des zehnten Jahrhunderts in eine Begebenheit verflochten, welche dem fünften angehört. Wem iſt es eingefallen, den Virgilius der Unwiſſenheit zu beſchuldigen, weil er durch einen Anachronismus von dreyhundert Jahren Dido zur Zeitgenoſſin des trojaniſchen Krieges macht? Nicht nur er ſelbſt wußte dieß beſſer, keinem nur einigermaßen unterrichteten römiſchen Leſer konnte die Epoche der Gründung Carthago's unbekannt ſeyn. Eben durch die glückliche Kühnheit, womit Virgilius ſich über eine berechnete Wahrſcheinlichkeit hinweggeſetzte, hat er ſeinem Gedichte die größte Zier verliehen, und ſich den Beyfall der Nachwelt erworben. Ich glaube es einleuchtend machen zu können, daß die ſtärkſten Anachronismen in den Nibelungen zuerſt wiſſentlich und mit vollem Vorbedacht begangen worden, entweder um die Dichtung durch ſonſt ſchon gefeyerte Namen noch mehr zu verherrlichen, oder um einem mitlebenden Fürſten zu willfahren. Der letzte Bearbeiter mochte dann freylich auf Glauben annehmen, was er vorfand, ohne ſich ſelbſt von dem Abſtande der Zeiten Rechenſchaft abzulegen. Uebrigens, den Anachronismus einmal zugeſtanden, ſind Markgraf Rüdiger von Pechlarn und Piligrinus, Biſchof zu Paſſau, ohne die Stelle zu verändern, wo ſie in der wirklichen Welt geſtanden, mit großem Geſchick, und nach den wahrſcheinlichſten Veranlaſſungen in den Zuſammenhang des Gedichtes eingeführt.

Daſſelbe gilt von der Uebertragung der Sitten aus dem Zeitalter des Dichters in die Vorzeit. Sie konnte ihm nicht unwiſſender Weiſe entſchlüpfen, da er ältere Quellen vor ſich hatte; er erlaubte ſie ſich, der größeren Anſchaulichkeit und Lebendigkeit wegen. Läßt doch auch Virgilius die Stifterin Carthage's ein Theater erbauen, und welch ein gewaltiger Verſtoß gegen das Coſtum iſt dieß! Er wollte ſeinen Zeitgenoſſen die Anlegung einer Pflanzſtadt ſchildern, wie ſie ſolche zu ſehen gewohnt waren.

Uebrigens ſind die Sitten der Nibelungen, wiewohl nicht durchgängig ſo alt als die Begebenheiten, doch durchaus einheimiſch. Jene ritterliche Galanterie, die in den welſchen Romanen herrſcht, hat hier keinen Eingang gefunden.

Eine Erklärung und Berichtigung bedarf noch, was Johann von Müller ſagt: in einem Codex komme auch Kaiſer Heinrich der Erſte in den Nibelungen vor. Dieß bezieht ſich auf das Buch des Lazius von den Wanderungen der Völker. Lazius, Hiſtoriograph Ferdinands des Erſten, hatte eine Handſchrift der Nibelungen entdeckt, und ſah, wie durch einen Nebel, gleichwohl die hiſtoriſche Wichtigkeit dieſes Denkmals ein. Man kennt die unkritiſche Verworrenheit des Lazius, und leider auch der meiſten übrigen Geſchichtſchreiber aus der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, die uns ſonſt manche nun verlohrne Denkmale hätten überliefern können. Dem Lazius iſt ſogar dann nicht zu trauen, wann er Urkunden wörtlich abzuſchreiben vorgiebt, weil er ſich erlaubt, ihnen eigne Ausdrücke einzuſchieben. Dabey iſt es auffallend, wie ſchlecht die Gelehrten der damaligen Zeit, wiewohl um ſo viel näher als wir, das Altdeutſche verſtanden. Ihre Verſuche der Etymologie oder ſonſtigen Auslegungen fallen faſt immer unglücklich aus. Die kurz zuvor in der Sprache vorgefallenen ſchnellen Veränderungen hatten für ſie alles frühere verdunkelt. So ſehen denn auch die Stellen aus den Nibelungen, welche Lazius ſeinem lateiniſchen Werke in der Urſprache eingerückt, nicht anders aus, als wenn ſie jemand nachläſſig geleſen, kaum halb verſtanden, und im Schlafe abgeſchrieben hätte. Am Schluſſe einer von dieſen Stellen ſtehen folgende Verſe, die wir genau nach ſeiner Schreibung herſetzen:

Und dem es alles dienet lewt und auch land,
Wie im ſo viel der Burger an Rudiger gewand,
Doch palt hat im verkuerzt ſein ſtarckes leben,
Diſchlacht, wie er war von Khayſer Haynrich vertriben,
Und mit ſampt den Hungern an in gelan,
War geſchlagen ſo offt der Hewniſch man.

Die beyden erſten finden ſich in unſerm Text, (V. 8657 u. 58.) freylich nicht mit ſo ſinnloſen Leſearten. Von den vier übrigen nirgends eine Spur; und indem wir zugeben, die Handſchrift des Lazius ſey von den bisher bekannt gewordenen verſchieden geweſen, ſtehen wir dennoch nicht an, dieſe Verſe geradezu für ein Machwerk des Lazius zu erklären. Ob er es ſeinen Leſern gefliſſentlich aufgebunden, bleibe dahin geſtellt; er mochte etwa ſeinem verwirrten Gedächtniſſe trauen. Dieſe vier

Verſe fallen zuvörderſt ganz aus dem Zuſammenhange: in den vorhergehenden rückt ein Hunne Rüdigern vor, daß er, wiewohl ſo reichlich vom König Etzel belohnt, in dem Streit gegen die Burgunder nichts für ihn gethan. Wie ſoll nun bey dieſer Gelegenheit Rüdigers Tod prophezeyt werden, und zwar auf eine ganz andre Art, als er kurz darauf in dem Gedichte Statt findet? Doch Lazius würfelt die Verſe oft willkührlich durcheinander. Aber es fehlt dieſen an dem gehörigen Maß und weiblichen Abſchnitt, ein unächter Reim wie vertrieben und Leben findet ſich nirgends im Liede der Nibelungen; aus den beyden letzten Zeilen iſt, wie man ſie drehen und wenden mag, kaum ein leidlicher Sinn heraus zu bringen. In dem Gedichte werden die Hunnen niemals Ungarn genannt, wiewohl Ungerland vorkommt. Durch die Nennung Kaiſer Heinrichs des Erſten iſt ein Verſtoß gegen die Sitte des ganzen Mittelalters begangen. Kaiſer wurden die Wahlkönige der Deutſchen nur dann genannt, wenn ſie vom Pabſte die Weihe empfangen hatten; ſonſt war ihr Titel König, oder König von Rom. Dieſe Unterſcheidung kam erſt ab, als die Römerzüge gänzlich aufgehört hatten: in den Minneſingern wird ſie durchgängig beobachtet; Rudolf von Habsburg z. B. heißt immer nur König Rudolf, Friedrich der Zweyte hingegen Kaiſer. In der Reihe der Kaiſer indeſſen wurden die nicht als ſolche gekrönten Könige mitgerechnet: ſo führen der dritte und vierte Heinrich dieſe Zahl in Bezug auf den erſten ihres Namens *).

---

*) S. den Lobgeſang auf den heil. Anno.

Gegen den hiſtoriſchen Inhalt obiger Verſe, ſo fern man ihn verſtehen kann, wären noch erhebliche Einwendungen zu machen, die wir uns aber erſparen dürfen. Die Unächtheit fällt in die Augen. Dieſe Einmiſchung wäre in der That als höchſt ungelehrt zu tadeln. Der Dichter hält ſorgfältig alles entfernt, was an das wahre Zeitalter Rüdigers erinnern könnte, und mit der einzigen Erwähnung Kaiſer Heinrichs hätte er auf einmal die ganze Täuſchung zerſtört.

Wir faſſen unſere von der Müllerſchen in etwas abweichende Anſicht über die Entſtehung und den Fortgang des Gedichtes zuſammen.

Die erſten Grundfäden des Gewebes müſſen ſchon kurz nach den Zeiten Attila's und Theoderichs des Großen angelegt worden ſeyn. Die in Oberdeutſchland zurück gebliebenen Oſtgothen, vielleicht auch die Burgunder, mochten die Sage andern Stämmen mittheilen. So mochte ſich die Dichtung mit einigen nordiſchen Einmiſchungen entwickeln, bis auf Karl den Großen. Sehr glaublich war das Lied der Nibelungen unter den alten Heldengedichten, welche Karl aufzeichnen ließ. Ich habe dieſe Vermuthung vor Jahren aufgeſtellt, als mir noch ſo vieles unbekannt war, und ich finde mich ſeitdem mehr und mehr darin beſtätigt. Die berühmte Stelle Eginhards und alles hieher gehörige werde ich insbeſondere beleuchten. Für die erſte abſichtliche Umgeſtaltung halte ich die, wodurch Rüdiger von Pechlarn aufgenommen worden; aus den Lebens-Umſtänden des Biſchofs Piligrinus wird ſich wahrſcheinlich machen laſſen, daß er ſelbſt ſie veranlaßt habe. Zwiſchen den Schluß des zehnten und des zwölften Jahrhunderts ſcheint mir noch eine Ueberarbeitung zu fallen, vermuthlich vor Erhebung Oeſterreichs zum Herzogthum, (1156) wodurch jener Biſchof in der Sage ſeine Stelle erhielt. Die vierte und jüngſte Geſtalt endlich, welche wir haben, aus dem ſchon feſtgeſetzten Zeitalter, rührt von einem Dichter her, der in Oeſterreich einheimiſch oder angeſiedelt war, und in Dienſten eines Babenbergiſchen Fürſten ſtand. Dieß wird ſich durch nähere Erwägung vieler Züge des Gedichts zur feſten Ueberzeugung erheben laſſen. Aber allem Anſehen nach ſind auch die beyden vorhergehenden Behandlungen urſprünglich von dieſen Gegenden ausgegangen.

Kunſtnachrichten

aus Rom.

An den Herausgeber.

In meinem letzten Schreiben hatte ich verſprochen, Ihnen einige genauere Nachrichten über die Kapelle der heiligen Felicitas, einer römiſchen Martyrin, welche neulich ausgegraben werden, mitzutheilen. Hier gebe ich Ihnen ſolche wie die gegenwärtigen Umſtände es erlauben, indem bisher immer noch in der Nähe von dieſem Monument die Erde aufgeräumt wird, daher möglich, daß manches was zu mehrerem Lichte beytragen kann, in der Folge erſt ſich entdecket. Dieſe Kapelle bildet ein längliches Viereck, wovon der Raum im Innern 14 Schritte in der Länge, 7 1/2 in der Breite hat. Die Mauer von Südoſt, wo der Eingang war, wie auch die zur linken Seite von dem Eingange, ſind eingefallen, nur die Seite im Angeſichte des Einganges, wie nicht weniger der größere Theil von der, welche zur rechten Seite ſich befindet, ſtehn beynahe bis wo die Decke anfing aufrecht. In der Wand dem Eingange gegenüber ſieht man eine Niſche, in welcher die Martyrin mit ihren ſieben Kindern, ſie etwas mehr als halbe Lebensgröße, über ihr eine Glorie, woraus Chriſtus eine Krone ihr zureicht, in Waſſerfarben gemahlt ſich zeigt. Unter dieſer Niſche befinden ſich drey Travertin-Blöcke, wovon zwey perpendicular aufgerichtet ſtehen, der dritte horizontal über beyden liegt, die vermuthlich ehedem als Geſtell zu einem Altare dienten, wovon die Bekleidung abgeriſſen worden, ein anderes Stück von gleicher Materie liegt an dem Ende neben bey, welches ein Theil von der Schwelle des Altars mag geweſen ſeyn. Man vermuthete hier den Leichnam der Heiligen zu finden, allein beym Nachſuchen entdeckte ſich keine Spur von einem Grabe. Die Wand auf der rechten Seite iſt bemahlt, man ſah noch deutlich hier verſchiedene bibliſche Vorſtellungen, einen Daniel in der Löwengrube, die drey Männer im feurigen Ofen, Beziehungen auf das Martyrthum. Etwas weiter gegen den Eingang her, zeigt ſich in einem andern Gemählde, der heil. Petrus und heil. Paulus beynahe in Lebensgröße abgebildet, zwiſchen denen aus einem Reife von Glanz, Chriſtus ſich bis an den Unterleib mit ausgebreiteten Armen hervorhebt. Etwas weiter her befand ſich eine Thür, welche eingefallen, die vielleicht zur Sacriſtey führte, und neben dieſer ſah man zum Gebrauche für die erſten Chriſten, einen ewigen Kalender angemahlt, das einzige Monument in der Art, das man bisher noch entdeckt hat. Die Vorſtellung hievon war folgende: ein Streif, ungefähr ein Zoll breit, lief anderthalb Spannen lang, horizontal, an deſſen beyden Enden zwey gleiche etwas längere Streifen perpendicular herunter liefen. Auf der obern Horizontalſeite, waren die Tage der Woche angezeichnet, auf den beyden herunter laufenden die Tage des Monaths, von eins bis funfzehn auf einer Seite, auf der andern von ſechszehn bis weiter zu des Monaths Ende. In der Mitte befand ſich ein Zodiakus, an deſſen jedem Zeichen ſowohl, wie auch an jedem Tage der Woche und des Monaths man ein Loch bemerkte, in welches nach der Ordnung des Calenders ein Zäpfchen geſteckt wurde, ſo daß derjenige, welcher hier eintrat, ſogleich ſehen konnte, in welchem Monathe und Tage er ſich befinde. Wahrſcheinlich hatte der Prieſter oder Sacriſtaner, dem die Aufſicht über dieſe Kapelle anvertrauet war, die Pflicht auf ſich, die tägliche Fortrückung zu beſorgen. Dieſes ſeltne Monument, welches allerdings hätte ſollen ſogleich beſonderer Aufmerkſamkeit gewürdigt werden, wurde einige Tage nach der Entdeckung von einem Uebelgeſinnten, der ſich Nachts in der Dunkelheit dorthin geſchlichen, herunter geſchlagen. Von den übrigen Mahlereyen, welche beym Ausgraben ſchon ſehr beſchädigt waren, fielen beym häufigen Regenwetter, wogegen man nicht ſogleich die

gehörige

gehörige Vorſicht anwenden konnte, jetzt an der Luft ganze Stücke herab, worunter der Daniel, ſo eine der erhaltenſten Figuren geweſen, ſich befand; und nun, da die Näße aufgetrocknet, ſind die Farben gänzlich verblichen. Inſchriften von den erſten Chriſten mit griechiſchen Lettern an die Wand geſchrieben, fanden ſich gleichfalls noch hier, wie auch die Nahmen der Martyrin und ihrer Kinder über ihren Bildnißen angezeichnet, welches alles vermuthlich der fleißige und im antiquariſchen Fache rühmlich bekannte Advocat Fea aufgeſammelt, und mit der Beſchreibung von dieſer Kapelle nächſtens im Druck ans Licht ſtellen wird; zu welchem Ende er auch die Mahlereyen durch die Gebrüder Herrn Franz und Chriſt. Riepenhauſen abzeichnen ließ. Vor dieſer Kapelle befand ſich ehedem eine kleine Vorhalle, welche mit einem Fußboden von Moſaik ausgelegt war, wo einige Ueberbleibſel noch vorhanden ſind. Es ſcheint, daß an der Vorderſeite von dieſer Halle einige Säulen geſtanden, indem hier noch verſchiedene Marmor-Blöcke übrig geblieben, welche wahrſcheinlich zum Geſtelle, worauf ſolche ruheten, gedient hatten. Die Mauern an dieſer Kapelle ſind von Backſteinen aufgebauet, und haben 5 1/2 Spanne im Durchſchnitte.

Die Meinung über das Jahrhundert, worin dieſe Kapelle errichtet worden, iſt verſchieden, einige behaupten, daß ſie aus dem ſechſten oder ſiebenten Jahrhundert herrühre, andere, zu denen ich mich zähle, vermuthen, daß ſolche ſehr frühe, das heißt, im zweyten Jahrhundert, gleich nach dem Tode der Heiligen, unter Antonin dem Frommen, ſey als ein Privat-Andachtsort zum Angedenken der Martyrin in der Wohnung eines Cuſtoden von dieſen Thermen, der wahrſcheinlich ein heimlicher Chriſt und vielleicht ihr Anverwandter geweſen, errichtet, ſpäterhin aber erſt, da der Cultus den Chriſten in Rom erlaubt wurde, zur Kapelle ausgebildet worden. Da die Bollandiſten bemerkten, daß dieſe Heilige unter dem Antonin die Martyr-Krone erhalten, ohne genaueren Titel und Unterſcheidung beyzufügen, verſchiedene Kaiſer aber dieſen Nahmen ſich angeeignet, ſo hätte dieſer Umſtand zur Verirrung Anlaß leihen dürfen, wenn nicht mit dem Style in den Mahlereyen, bey den Inſchriften zugleich auch die Form einiger griechiſchen Buchſtaben dem Mißverſtändniße vorbeugten, und ſo das Urtheil ſicherten, indem nach der Ausſage der erfahrenſten Männer in dieſem Fache, worunter der berühmte ſchwediſche Gelehrte Hr. Ackerbladt und Hr. Amati, Scrittore der vatikaniſchen Bibliothek in der griechiſchen Sprache ſich befinden, ſolche aus den Zeiten Antonins des Frommen herrühren. Die Mahlereyen tragen ganz den Charakter von dem Anfange des Verfalles der römiſchen Kunſt an ſich, und beſtärken die Vermuthung, daß vor der Zeit des öffentlichen Cultus der chriſtlichen Religion dieſe Auszierungen ſchon ſeyen zur Ehre der Martyrin, die hier bloß noch als eine chriſtliche Heldin nicht Heilige betrachtet wird, verfertigt worden, und daß ſpäter nachher, da der Widerwillen an dem römiſchen Ceſtum auf den Bildern bey den Chriſten wuchs, ſolche ſeyen nach dem damahls herrſchenden neu-griechiſchen Style in den Andachtsbildern übermahlt worden. Dieſe Annahme wird hierdurch geſtützt, daß man deutliche Spuren gewahr wird, daß die Mahlereyen verſchiedenemahle und immer mit ſchlechterm Geſchmacke aufgefriſcht worden. Auch der Umſtand, daß in dem obenangeführtem Kalender, in der Reihe von den Tagen der Woche der Sabbath noch dem Sonntage vorgezeichnet ſtand, dient zum Beweiſe des Alters dieſer Auszierung. Daß aber dieſer Andachtsort erſt ſpäterhin ſey zur öffentlichen Kapelle geweihet worden, beweiſt ihre Lage, indem die Wohnung, worinnen zuerſt ſie ſich als Zimmer des erſten Stockes befunden, bereits vom Schutte, welcher die Thermen bedeckt, begraben, und die Erde bereits ſchon ſo hoch angeſtiegen war, daß nun die kleine Vorhalle konnte darauf angebauet, wie nicht weniger noch eine gepflaſterte Straße, wovon noch die Spuren übrig geblieben, darüber hin angelegt werden. Künftige weitere Entdeckungen mögen mehreres Licht auf dieſen Gegenſtand werfen, und von der Annahme manches beſtätigen oder aufheben.

Auch bey dem Ausgraben der Ruinen des Friedens-Tempels, hat man nahe bey dem Bogen, der nordweſtwärts liegt, einige kleine weibliche Figuren, welche drappirt ſind, an die Wand gemahlt entdeckt, die von gleichem Style und Gehalte ſind, wie die Gemählde, die längſt ſchon in den Thermen des Titus gefunden wurden.

Rom, den 19. März 1812.

Friedrich Müller,
königl. bayriſcher Hofmahler.

Inhalt
des ſechsten Heftes.

Aus den Vorleſungen über die Geſchichte der Literatur. Zwölfte Vorleſung. Vom Herausgeber Seite 461
Ueber das Nibelungen-Lied. Von A. W. Schlegel. — 508
Kunſtnachrichten aus Rom. Vom Mahler Müller . . — 537

Inhalt

des erſten Bandes.

Erſtes Heft.

Vorrede . . . . Seite 1
Die Sprache. Vom Freyherrn von Steigenteſch . . . — 5
Aus einer noch ungedruckten hiſtoriſchen Unterſuchung über das Lied der Nibelungen. Von A. W. Schlegel. — 9
Zerſtreute Blätter von Heinrich v. Collin, aus deſſen litterariſchem Nachlaße . . . : . . . . — 37
Agronomiſche Briefe. Von Adam Müller. Erſter Brief . . . . — 54
Recenſion. F. H. Jacobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Vom Herausgeber . . . — 79

Zweytes Heft.

Johann Hunniady Corvin. Von Caroline Pichler, gebornen v. Greiner. . . . . — 101
Die ſcandinaviſche Halbinſel und ihre Bewohner. Von J. W. Ridler . . . . — 107

Agronomiſche Briefe. Von Adam Müller. Zweyter Brief . . . . Seite 137
Der Philoſoph und die Sonne. Von Matthias Claudius . . . . — 160
Rezept. Von v. St. . . . . — 161
Ueber nordiſche Dichtkunſt. Vom Herausgeber . . . . — 162

Drittes Heft.

Ein Wort über deutſche Litteratur und deutſche Sprache. Vom Freyherrn v. Steigenteſch . . . . — 197
Ueber das Studium der Kriegsgeſchichte. Von E. v. Pfuel . . . . — 221
Aus dem Trauerſpiele Marius. Von Matthäus v. Collin . . . . — 238
Ausſichten für die Kunſt in dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat . . . . — 248

Viertes Heft.

Gedichte auf Rudolf von Habsburg von Zeitgenoſſen. Von A. W. Schlegel. . . . . — 289
Ueber den Glauben. Von Matthias Claudius . . . . — 324
Kunſtnachrichten aus Rom. Vom Mahler Müller. . . — 336
Der Adler Jupiters. Von J. G. Meinert. . . . . . . — 354
Jakob Degen. Von J. L. Stoll. . . . . — 358
Preisaufgabe Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Johann über die Geographie Inner-Oeſterreichs im Mittelalter . . . . — 360
Kaiſer Friedrichs I., Barbaroſſa, Pallaſt in der Burg zu Gelnhauſen. . . . . — 368

Fünftes Heft.

Aus dem Trauerſpiele Hannibal. Vom Freyherrn v. Rothkirch. Seite 378
Herausgabe des alten Reinhart Fuchs durch die Brüder Grimm in Caſſel . . . . — 391
Dämmerungs-Schmetterlinge oder Sphinxe. Von Jean Paul Friedrich Richter . . . . — 416
Ueber die Uebungen der Soldaten. Vom Freyherrn v. Steigenteſch . . . . — 419
Nachtrag über Shakſpeare. Vom Herausgeber. . . . . — 439
Kunſtnachrichten aus Rom. Vom Mahler Müller . . — 452

Sechstes Heft.

Aus den Vorleſungen über die Geſchichte der Litteratur. Zwölfte Vorleſung. Vom Herausgeber . . . — 461
Ueber das Nibelungen-Lied. Von A. W. Schlegel. — 505
Kunſtnachrichten aus Rom. Vom Mahler Müller. . — 537

Deutſches Muſeum

herausgegeben

von

Friedrich Schlegel.

Zweyter Band.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Wien.
In der Cameſinaſchen Buchhandlung.
1812.

Ueber das

Nibelungen-Lied.

Von A. W. Schlegel.

(Siehe Deutſches Muſeum. Sechſtes Heft.)

Angebliche Dichter der Nibelungen.

Das große Werk iſt ohne Namen auf uns gekommen: die Begierde, wo möglich, deſſen Urheber zu kennen, iſt natürlich.

Die meiſten Dichter des Mittelalters nennen ſich ſelbſt in längeren erzählenden Gedichten: ſchon der Pfaffe Wernher thut es in ſeiner Erzählung vom Leben der Jungfrau Maria; König Rother und das ältere Heldengedicht von Karl dem Großen enthalten zwar die Namen der Verfaſſer nicht, aber das eine dieſer Werke iſt am Schluſſe, das andre am Anfange verſtümmelt, und mit dieſen Stücken könnten auch die Namen verlohren ſeyn. Im dreyzehnten Jahrhundert wurde es faſt allgemeine Sitte der Dichter, Werken von bedeutendem Umfange ihren Namen irgendwo einzuflechten; manche kommen öfter auf ſich ſelbſt zurück, ſpielen auf ihre Lebens-Umſtände an, reden von ihren Meiſtern in der Kunſt, ihren fürſtlichen Gönnern, ihren Geliebten, und dergleichen mehr. Wie oft kommt in Eſchenbachs Gedichten das urkundliche: »Ich Wolfram von Eſchenbach,« vor! Dieſer Sitte gemäß beſchließt noch in einer weit ſpäteren Zeit Hans Sachs alle ſeine Gedichte mit ſeinem Namen, und zwar dergeſtalt, daß der letzte Reim darauf fällt, als hätte er dafür ſorgen wollen, daß man dieſe ſeine Unterſchrift nicht ohne Verſtümmelung wegſchneiden könne.

In den Nibelungen hingegen ſpricht nirgends ein Ich des Dichters: ſchweigend über ſich ſelbſt und unſichtbar wie Homer ſteht er hinter ſeinem Werke. Auch andere Zeitgenoſſen oder Nachfolger nennen ihn uns nicht.

Dieſe Namenloſigkeit ſcheint mir nicht ohne Bedeutung zu ſeyn. Wiewohl die Bearbeiter der welſchen Ritterromane nicht Erfinder, ſondern mehr oder minder freye Nachbildner, zuweilen vielleicht bloße Ueberſetzer waren, ſo wurden doch dieſe ausländiſchen, faſt niemanden zugänglichen, ſchwer zu dollmetſchenden Dichtungen ihren Landsleuten durch ſie zuerſt bekannt. Sie trugen alſo kein Bedenken, dieſes Verdienſt geltend zu machen, und ihren Namen an den wachſenden Ruhm einer beliebten Geſchichte anzuknüpfen.

Anders verhält es ſich mit dem Verjünger uralter einheimiſcher Sagen. »Das Mähre« war längſt »den Alten wie den Jungen« bekannt, die zunächſt vorhergegangene Bearbeitung lebte noch im Gedächtniſſe Vieler, ja ſelbſt das kunſtloſe Volk wußte abgekürzte aber dem Inhalte nach übereinſtimmende Lieder von dieſen Geſchichten zu ſingen. Da müßte es für eine Anmaßung gegolten haben, wenn der Dichter verſucht hätte, das Gemeingut angeerbten Heldengeſanges zu ſeinem beſondern Eigenthum zu machen. Auch andere nennen ihn nicht: der weltkundige Ruf der Sage hat den ſeinigen verdunkelt. Dieß Vergeſſen des Dichters muß uns als ein Beweis der Aechtheit willkommen ſeyn. Wäre wirklich eine durchgängige Umſchmelzung des Ueberlieferten erfolgt, wären nicht alle Hauptzüge ſtehen geblieben, hätte man dem letzten Verjünger etwas mehr zu danken als reichere Zier, zartere Ausbildung, meiſterhaftere Handhabung der Sprache und der Reime, ſo wäre die eigenthümliche Neuheit des Werks zu auffallend geweſen, um den Urheber dabey zu überſehen. Allein er gab, als ein treuer Wiederhall der Vorzeit, der Nachwelt nur vernehmlicher und wohllautender zuruck, was er von jener in ſtammelnden und rauhen, aber kräftigen Tönen empfangen hatte. Sein Unternehmen iſt vollkommen gelungen: er hat die früheren Bearbeitungen verdrängt, und iſt von keiner ſpätern verdrängt worden. Glücklicher Weiſe für uns lebte er gerade in jenem Wendepunkte der Zeit, als der europäiſche Wetteifer in Vervollkommung des Ritterthums angefangen hatte, in Deutſchland einen bildenden Einfluß auf die Sprache und Dichtkunſt auszuüben, als aber der Sinn für das Einheimiſche und Alte noch nicht erloſchen war. Dieß geſchah in dem folgenden Zeitalter, als die Fürſten und Großen, aus Neigung zur ausländiſchen Galanterie und Hofſitte, erſt den welſchen Romanen ausſchließend den Vorzug einräumten, dann nicht mehr ſelbſt in die Reihe der Liederſänger treten wollten, endlich von den fahrenden Meiſtern ihre vormals freygebige Hand abzogen, und ſomit die verſchmähte Kunſt der Verwahrloſung, oder handwerksmäßigen Behandlung unter den geringeren Ständen überließen.

In den neueſten Zeiten, ſeit das Lied der Nibelungen bekannt geworden, hat man mehrere Verfaſſer genannt, aber ohne allen hiſtoriſchen Grund, wie eine kurze Prüfung dieſer Angaben darthun wird.

Johann von Müller, in ſeiner Anzeige der erſten Ausgabe in den Göttingiſchen gelehrten Zeitungen, ſpricht ſo, als verſtände es ſich von ſelbſt, daß dieſes Gedicht von Eſchenbach herrühre. »Hauptſächlich«, ſagt er, »iſt unter dem ſchweizeriſchen Volk, zumal im »innern Land, und am Fuß der hohen Alpen, z. B. »im Thal Hasli, der Nibelungen Sprache, ſowohl in »den Wörtern als der Ausſprache, noch lebendig. — — »Auch dieſes kann zur Geſchichte dieſes Werks dienen; »da der Freyherr von Eſchenbach im dreyzehnten Jahr»hundert beydes am Eingang des Haslithales (denn er »überkam die Burg Uſpunnen) und am Zürichſee auf »ſeinen Stammgütern lebte. Hier war er in der Nach»barſchaft jenes Abten Widon von Cappel, der dieſe »Dichtungen auch geübt, und jenes Rudolfen, Dienſt»manns von Montfort, Ueberſetzers der Abentheuer Wil»helms von Brabant; in Uſpunnen war ſein allernäch-

»ſter Nachbar jener Hans von Rinkenberg, dem Boner »ſeine Fabeln zueignete. Dieſer Nachbarſchaft haben wir »dieſe Ueberbleibſel der deutſchen Dichtkunſt zu danken!« Ferner: »Wenn das Lied der Nibelungen, wie faſt »wahrſcheinlich iſt, in den Zeiten Karls des Großen »ſchon da war, ſo war die Entfernung des Dichters von »der Zeit ſeiner Helden, um nicht viel größer als Homers vom Trojaniſchen Krieg; und von Karl dem Großen bis auf Eſchenbach, ſind wenig mehr Jahre, als »von Lykurg, der jenen in Griechenland bekannt machte, »bis auf Piſiſtratus.«

Daß die Sprache der Nibelungen unter allen heutigen deutſchen Mundarten am meiſten mit der Schweizeriſchen übereinſtimmt, iſt allerdings gegründet. Zwar könnte man ſagen, dieſes Lied ſey, wie die homeriſchen Rhapſodien, in einer Miſchung aller Mundarten geſchrieben, und aus demſelben Grunde: nämlich weil die Mundarten damals noch nicht ſo ſtrenge geſchieden waren, und weil ſich in jeder Landſchaft einiges, immer aber etwas anderes erhalten hat, was im übrigen Deutſchlande aus dem Gebrauch gekommen; manches hat man im Niederſächſiſchen und ſogar im Holländiſchen zu ſuchen. Indeſſen iſt die Mundart entſchieden oberdeutſch, und insbeſondre der Schweizeriſchen ſo ähnlich, nicht nur in den einzelnen Ausdrücken und in der Wortbildung, ſondern auch in der Ausſprache, ſo fern die alte Schreibung uns dieſe vormahlt, daß man das Buch ganz unverändert Landleuten der Schweiz in die Hand geben, und verſichert ſeyn könnte, ſie würden es nach geringer Uebung ziemlich fertig wegleſen. Ich habe mich hievon durch auffallende Beyſpiele überzeugt. So wahr iſt es, daß die Sprache des Gedichts nur gegen die Bücherſprache, keineswegs aber überall gegen die lebendige Volksſprache ganz veraltet genannt werden kann.

Allein hieraus folgt gar nicht, daß das Lied der Nibelungen in der Schweiz, dem damaligen Oberſchwaben, abgefaßt ſeyn müſſe. Wir finden ja ungefähr dieſelbe Sprache in vielen andern Gedichten des gleichen Zeitraums, von denen wir das Gegentheil wiſſen. Was in der ſchweizeriſchen Mundart nicht durch die Gebirgsluft beſtimmt, was nicht Verwilderung aus Vernachläßigung der Bücherſprache, iſt eben nichts andres, als die ehemals in ganz Oberdeutſchland verbreitete Mundart. Nur hat ſie ſich hier reiner erhalten, wegen des geringeren Verkehrs mit den nördlichen Gegenden Deutſchlands, welche ſeit der Reformation den größten Einfluß auf die allgemeine Bildung gewannen, und weil die Gebirgsvölker, wie überhaupt in den Sitten, ſo auch in der Sprache feſter als andre am Alten zu hängen pflegen. In Oeſterreich hat, unter dem Zuſammenfluß von Deutſchen aus allen Theilen des Reichs, unter dem häufigen Verkehr mit ſlawiſchen und andern benachbarten Völkern, dieſe Unwandelbarkeit der Mundart natürlich nicht eben ſo Statt finden können.

Für Wolfram von Eſchenbach kann die Uebereinſtimmung der Nibelungen mit dem ſchweizeriſchen Deutſch durchaus nicht zeugen, denn, wie jetzt ausgemacht iſt, gehörte er nicht zu den Freyherren dieſes Namens im Zürichgau, ſondern war aus einem adelichen Geſchlechte im damaligen Nordgau oder Niederbaiern. Er ſelbſt nennt ſich einen Baiern, wiewohl beyde Oerter, wovon er den Namen führte, Eſchenbach und Pleyenfelden, im heutigen fränkiſchen Kreiſe liegen.

Die Handſchrift der Nibelungen zu St. Gallen iſt mit mehreren andern zuſammengebunden, und auf dem Rücken des Bandes ſteht: Wolframi de Eschenbach carmina heroica germanica. Dieſe Handſchriften ſind aus dem Nachlaß des gelehrten Geſchichtſchreibers Tſchudi. Wenn der Titel wirklich von ihm herrührte und mit Bedacht darauf geſetzt wäre, ſo möchte ein ſolches Zeugniß aus dem ſechzehnten Jahrhundert einiges Gewicht haben. Allein mit einem allgemeinen Büchertitel für eine zufällige Sammlung nimmt man es nicht ſo genau: in zwey darin enthaltenen Gedichten, dem Parzival und Wilhelm von Oranſe nennt ſich Eſchenbach als Verfaſſer; für die Nibelungen kann die unbeſtimmte Angabe eben ſo wenig beweiſen, als für das Gedicht von Karl dem Großen, welches jenen beygefügt iſt.

Aus den unzweydeutigen Spöttereyen Eſchenbachs über das Lied der Nibelungen, die wir oben angeführt, erhellet genugſam, daß er dem Werke nicht nur fremd, ſondern feindſelig dagegen geſinnt war.

Johann von Müllers Meinung mochte dadurch mit veranlaßt werden, daß man Eſchenbachen für den Verfaſſer der zwey oder drey erſten Stücke des Heldenbuchs gehalten hat. Dieß iſt ein alter Irrthum: ſchon Eckhart *) bringt ihn vor, und Herr von der Hagen **) giebt die Sache neuerdings für unzweifelbar aus. Ich geſtehe, wenn man mich davon überzeugte, daß der Dichter des zarten geheimnißvollen Titurel zugleich der Bearbeiter der bis zur Handgreiflichkeit derben Geſchichten vom Otnit, vom Hugdieterich und Wolfdieterich ſey, ſo würde ich alles Urtheil über Aechtheit und Unächtheit eines Werkes, über Geiſt und Styl eines Künſtlers für die Zukunft aufgeben. Wie ſollte derſelbe Dichter, der ſich ſo viel mit ſeiner höfiſchen Feinheit wußte, der deswegen nicht ſelten ſowohl die dargeſtellten Sitten als ſeine Schilderungen überkünſtelt, der aus Neigung zur ſcharfſinnigen Seltſamkeit dunkel wird, auf der andern Seite in das Rohe und Wilde ausgeſchweift haben? Dieſe Annahme gründet ſich auf eine Strophe des Heldenbuchs, wo es heißt:

Nun ſah man niederreißen
Wohl zu derſelben Stund
Gar mannich Werk von Eiſen;
Solchs iſt mir gar wohl kund,
Mir Wolffaram dem werthen
Meiſter von Eſchenbach:
Und was des Tags auf Erden
Von dem edlen Held geſchach.

In der Ausgabe, die wir vor uns hatten, ſteht: Mit Wolffaram, aber vermuthlich durch einen

---

*) Commentar. de reb. Franc. orient. I. p. 667.

**) Altdeutſche Gedichte I. Einleit. zum Rother, S. III.

Druckfehler. Denn in einer von Hrn. von der Hagen angeführten Handſchrift lauten die beyden Zeilen ſo:

Das ſage ich Walfaran der werthe, der Meiſter von Eſchenbach.

Aber dieſe Handſchrift iſt, wie die meiſten des Heldenbuchs, ſehr jung, aus dem funfzehnten Jahrhundert. Fände ſich daſſelbe in einem Pergament des dreyzehnten, ſo möchte es mehr auf ſich haben. Es wird nicht ſchwer fallen darzuthun, daß die ſpäteren Erzähler der Heldengeſchichten, Meiſterſänger oder Bänkelſänger, ſich kein Bedenken daraus machten, ihre Arbeit mit den Namen der bis zur Sprüchwörtlichkeit berühmten alten Meiſter aufzuſtutzen. Wer wird glauben, daß Eſchenbach die Unſchicklichkeit begangen haben ſollte, ſich ſelbſt *den werthen* zu nennen, welches ein lobendes Beywort für Helden und Fürſten iſt? So ſagt z. B. *Rudolf von Montfort*:

Die werthen Ritter überall,
Die bey Artuſes Jahren
An ſeinem Hofe waren
Für die wertheſten erkannt.

Auch ſetzt Wolfram nirgends *Meiſter* vor ſeinen Namen: mit dieſem Titel wurden damals nur die Dichter bürgerlichen Standes geehrt; die adelichen heißen durchgehends *Herr*. Eſchenbach rühmte ſich einer adelichen Abkunft, und er vergißt ſie ſo wenig, daß er im Titurel in den Geſprächen zwiſchen ihm und *Frau Aventure*, ſeiner Muſe, ſich immer von dieſer *Herr Wolfram* nennen läßt. In ſeiner eigenen Perſon ſagt er ſchlechtweg: »Ich Wolfram von Eſchenbach.« Genug, um zu beweiſen, daß in obiger Stelle eine fremde ſpätere Hand ſich ſeines Namens bemächtigt, um ihm die Dichtung unterzuſchieben.

Nach der Angabe anderer Gelehrten *) ſoll Conrad von Würzburg Verfaſſer der Nibelungen ſeyn. Dieß fällt von ſelbſt weg, denn dieſer Meiſter blühte zur Zeit Rudolfs von Habsburg, und das Gedicht war ſchon zwey Menſchenalter früher geſchrieben. Bodmer hat dieſen Irrthum veranlaßt, indem er folgende Stelle am Schluße der Klage mißverſtand:

Von Paſſau der Biſchof Pilgerein,
Durch Liebe der Neffen ſein
Hieß er ſchreiben dieſe Mähre,
Wie es ergangen wäre,
In lateiniſchen Buchſtaben;
Ob es iemand für Lüge wollte haben,
Daß er die Wahrheit hie funde,
Von der allererſten Stunde,
Wie es ſich hub und man's begann,
Und wie es Ende ſeit gewann;
Von der guten Knechte Noth,
Und wie ſie alle gelagen todt.
Das hieß er alles ſchreiben,
Es ließ es nicht beleiben,
Wann ihm ſait' der Fiedeläre
Die kundlichen Mähre,
Wie's erging und auch geſchach:
Wann er es alles anſach,
Er und mannich ander Mann.
Das Mähre prüfen da begann
Sein Schreiber, Meiſter Conrad.

---

*) Adelungs Magazin II, St. 1. S. 150, und St. 3. S. 72. Kochs Grundriß einer Geſchichte der Sprache und Literatur der Deutſchen. I. S. 101. II. S. 221. und 222.

Gedichtet man es ſeit hat
Dicke in deutſcher Zungen,
Daß die alten mit den Jungen
Erkennen wohl das Mähre.

Gloſſen. — Durch Liebe, aus Liebe zu ſeinen Neffen, den burgundiſchen Fürſten. Haben, halten; funde, fünde, ſande; ſich hub, anhub; wie es Ende ſeit gewann, wie es ſeitdem ein Ende nahm. Knechte, eigentlich Krieger nicht ritterlichen Standes: Ritter und Knechte iſt die beſtändige Entgegenſetzung. Im Engliſchen iſt dagegen das Wort Knecht zur Bedeutung eines Ritters geadelt: Knight and Knave. Gelagen, lagen; beleiben, bleiben, unterbleiben; wann, denn: ſait', ſagte; Fiedeläre, Fiedler, der Spielmann König Etzels. Fiedler und Fiedel, vom lateiniſchen Fides, waren ehemals edle Wörter. Kundlich, weltkundig; geſchach, anſach, geſchah, anſah; mannich ander, manch andrer; prüfen, heißt in dieſem Zuſammenhange: ſorgfältig in Ordnung bringen.

Dieſe Stelle iſt unendlich wichtig, und wir werden noch öfter darauf zurückkommen müſſen. Aber es iſt unbegreiflich, wie Bodmer ihr zufolge ſagen konnte, der Dichter der Nibelungen habe ſich am Schluſſe der Klage ſelbſt genannt. Zuvörderſt haben das Lied und die ihr angehängte, in dichteriſcher Hinſicht ſehr mittelmäßige Klage erweislich verſchiedene Verfaſſer. Und wie ſoll dieſer Conrad, Schreiber des Biſchofs Pilgerin, welcher nach der Geſchichte im zehnten Jahrhundert gelebt hat, nach der Erzählung beyder Dichter aber ſogar Zeitgenoſſe jener alten Begebenheiten geweſen ſeyn ſoll, zugleich Urheber unſers deutſchen Textes ſeyn? Ueberdieß wird ja ausdrücklich gemeldet, er habe die Geſchichte in lateiniſcher Sprache beſchrieben. In Anſehung Conrads von Würzburg zweifelte Bodmer ſelbſt, wegen des Styls; dagegen führt er zwey andre Meiſter Namens Conrad an, aus dem Gefolge des Prinzen Mechtfried, des natürlichen Sohnes Kaiſer Friedrichs des Zweyten, ſomit aus der andern Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts, die eben ſo wenig hieher gehören.

Nachher rieth Bodmer, um nichts glücklicher, auf den Marner. Dieſer Meiſter, deſſen mehrſte Stücke moraliſchen, ſatiriſchen oder geiſtlichen Inhalts ſind, blühte erſt nach der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts; er beklagt ſich *) über die Vorliebe ſeiner Zuhörer für die deutſchen Heldengedichte, die er, wie es ſcheint, vorzutragen entweder nicht wußte oder verſchmähte.

Vermuthungen über den wahren Dichter.

Der Ungrund der bisherigen Angaben leuchtet ein; indeſſen darf man darum nicht ſofort alle Hoffnung aufgeben, auf etwas gewiſſeres zu ſtoßen. Wann der Dichter gelebt, wiſſen wir wenigſtens: ließe ſich ausmitteln, wo er gelebt, ſo würden wir ſeinen perſönlichen Umſtänden ſchon um etwas näher rücken.

Man bemerkt meiſtens in mythiſchen Gedichten einen gewiſſen Geſichtskreis, einen eigenthümlichen Horizont. Was in den Gegenden vergeht, wo der Dichter zu Hauſe war, wird durch genaue örtliche Beſchreibungen anſchaulich gemacht; je mehr die Begebenheiten ſich hievon entfernen, deſto unbeſtimmter und dunkler

---

*) Bodmers Minneſ. II. S. 176.

wird ihr Schauplatz. So iſt die zirkelrunde Weltcharte Homers, von ihrem Mittelpunkte aus, an der vordern Küſte Aſiens oder auf den gegenüber liegenden Inſeln entworfen; und auf ähnliche Art zeigt ſich in dem Liede der Nibelungen von dem Wohnſitze des Dichters an, eine ſtufenweiſe gegen Oſten, Weſten, Norden und Süden abnehmende Länderkunde. Im Süden werden Marocco, Arabien und Indien genannt; dieß ſind nebſt Azagauch und Zazamank die Länder, woher die koſtbaren ſeidenen Zeuge und Edelgeſteine kommen. Der Norden liegt in einer zauberiſchen Dämmerung: es iſt das Land der Zwerge, der Rieſen, der unterirdiſchen Schätze. Die Norwegiſche Mark kennt der Dichter zwar, aber von ihrer Lage ſcheint er keinen beſtimmten Begriff zu haben: Boten aus Worms reiten in drey Wochen dahin, ohne daß irgend einer Schifffahrt erwähnt würde. Bey dem Namen des Reichs der Brunhilde ſchwanken die Leſearten zwiſchen Iſenland, oder nach unſerer Ausſprache Eiſenland, und Island. Mit der letzten Deutung ſtimmt es überein, daß Siegfried von dort nach Norwegen, dem Lande der von ihm unterjochten Nibelungen, und wieder zurück ſegelt. Die kurze Dauer dieſer Schifffahrten, indem die von Worms nach Iſenland innerhalb zwölf Tagen, die von Iſenland nach Norwegen in einem Tage und einer Nacht vollbracht wird, macht keine Schwierigkeit; es ſind Zauberkräfte dabey im Spiel. Man könnte jedoch Eiſenland auch auf Schweden deuten. Die nordiſchen Bergwerke waren ſchon früh berühmt: daher die Zwerge, welche in anderen altdeutſchen Gedichten ſo häufig ihr Weſen im Innern der Gebirge treiben. Die Richtung der Schifffahrt, von der Mündung des Rheines an, wird durchaus nicht näher angegeben: Iſenland iſt eben eine Inſel jenſeits des Nordmeers, die einzige wovon der Dichter weiß. In welſchen Landen kennt er den Rhodan, und den Ruf der ſchönen Zeuge von Arras; Spanien wird einmal genannt als die Heimath eines deutſchen Helden, alſo eines Sueven, Wandalen oder Weſtgothen. Im Oſten Europa's iſt er ziemlich gut bewandert. Zunächſt zeigt er uns Ungarn, von der Donau durchſtrömt, und an deren Ufer den Königsſitz Gran; dann Polen; von Rußland weiß er die älteſte und ihm zunächſt liegende Hauptſtadt, Kiew, zu nennen; die Walachen und Petſcheneger ſchildert er nach ihren wahren Sitten; Attila's Reich erſtreckt ſich unbeſtimmt in das Land zu Griechen, d. h. in die ehemals zum morgenländiſchen Reiche gehörigen Provinzen.

Wenn wir Deutſchland ſelbſt betrachten, ſo fällt in die Augen, daß der Dichter genauere örtliche Kenntniſſe vom ſüdlichen als vom nördlichen, und in jenem wieder von der öſtlichen als von der weſtlichen Seite beſaß. Von dem burgundiſchen Reiche am Mittelrhein giebt er einen beſtimmten und der Geſchichte gemäßen Begriff, den er ohne Zweifel aus ſeinen Vorgängern geſchöpft hatte: die Burgen und Städte, wovon die Vaſallen zubenamt werden, liegen ſämmtlich um Worms her am linken Rheinufer. Anders verhält es ſich mit den Gegenden am Niederrhein: Siegfrieds Vater iſt König in den Niederlanden, und ſein Sitz zu Xanten, das ausdrücklich an den Niederrhein geſetzt wird: und doch ſcheint der Dichter bey der Rheinfahrt Siegfrieds zu vergeſſen, daß er hier vorbeykommt, und alſo ſeinen Vater hätte begrüßen müſſen. Doch dieß mochte er gefliſſentlich bey Seite ſchieben, um den Lauf der Begebenheiten nicht unnütz aufzuhalten. Aber ganz unläugbar iſt er bey der Schilderung der Jagd in einer geographiſchen Verwirrung befangen. König Günther und ſein Gefolge ſetzen von Worms aus über den Rhein; die Jagd wäre demnach am rechten Rheinufer geweſen, und doch ſoll ſie im Waſigen Walde ſeyn. Dieß iſt, wie ſich unwiderſprechlich darthun läßt, der alte Name des Wasgauer Waldes, auf lateiniſch Vosagus, franzöſiſch les Vosges, der ſich in einiger Entfernung links am Rheine hinzieht. Nachher, als Hagen geſcholten wird, daß er den Wein für die Jagdgefährten vergeſſen, entſchuldigt er ſich damit, er habe geglaubt, die Jagd ſolle an der andern Seite des Rheines, im Speſſart ſeyn. Zuerſt wird hier das obige Verſehen wiederhohlt: da Günther über den Rhein geſetzt hatte, ſo wäre ja der Vorrath an Wein nach der Seite der Jäger hingeſchafft worden; dann liegt auch der Speſſart zu weit ab, es ſollte allenfalls der Odenwald genannt ſeyn. Man könnte denken, dieſer ſey vor Alters unter dem Namen des Speſſartes begriffen geweſen, aber ſchon in Schriften des neunten Jahrhunderts kommt der Odenwald vor. Daß Worms am linken Rheinufer liege, wußte der Erzähler, denn er vergißt bey den Reiſen aus Burgund nach dem Hunnenlande niemals, ſeine Helden über den Fluß ſetzen zu laſſen. Er hat alſo die Namen der rechts und links am Rhein liegenden Waldungen verwechſelt, und hieraus erhellet genugſam, wiewohl er die Vortrefflichkeit des Rheinweins preiſet, (Dichter lieben edles Getränk) nicht nur, daß er in dieſen Gegenden nicht zu Hauſe war, ſondern auch, daß er ſie nie bereiſet hatte. Die Beſchreibung des Zuges der Burgunder von Worms an die Donau läßt ſich ebenfalls geographiſch nicht rechtfertigen. In den Norden Deutſchlands ſetzt er ganz richtig die Dänen und Sachſen, in ziemlicher Entfernung vom burgundiſchen Reich; Dänen und Thüringer wiederum an Etzels Hof: Das letzte wenigſtens wird durch die Geſchichte beſtätigt. Heſſen, Oſterfranken, Schwaben, Baiern werden erwähnt, aber mit äußerſt ſparſamer Nennung von einzelnen Ortſchaften oder Flüſſen, mit Uebergehung ſelbſt der berühmteſten Städte: in Abſicht auf dieſe Gegenden mochte der Dichter wohl nichts zu dem hinzufügen, was er in älteren Bearbeitungen vorfand.

Nur eine einzige Landſchaft Deutſchlands, nämlich Oeſterreich, ſchildert er mit anſchaulicher Ausführlichkeit, ganz ſo wie ſie zu ſeiner Zeit beſchaffen war. Von Paſſau bis Wien und weiter hinaus bis an die ungariſche Gränze führt er uns die große Straße (näher als jetzt) längs dem linken Ufer der Donau hin: die Hauptflüſſe, die ſich in ſie ergießen, die Städte und Burgen werden nicht nur genannt, ſondern bedeutſam geſchil-

geſchildert. Die Ruhepunkte ſind genau nach den Entfernungen abgemeſſen, bey der damaligen Art zu reiſen, wo man die Pferde nicht wechſelte, und auch Frauen ritten, oder ſich in Sänften tragen ließen. Wir werden dieß durch eine geographiſche Erörterung der Fahrt Chrimhilden an Etzels Hof im einzelnen zeigen.

Die genaue Kenntniß Oeſterreichs beweiſt, daß der Dichter lange hier einheimiſch war; die Vorliebe, womit er dabey verweilt, der ausſchmückende Ueberfluß, den er gerade hiebey und ſonſt nirgends anbringt, drängt uns den Schluß auf, daß ihn nicht bloß ſein Aufenthalt, ſondern noch engere Bande an dieſes Land knüpften. Und was für andere Bande hätten dieß, nach den damaligen Lebensverhältniſſen der Sänger wohl ſeyn können, als die Gunſt und Gönnerſchaft eines Fürſten? Wir ſehen es als ausgemacht an, daß er am Hofe eines Oeſterreichiſchen Herzogs lebte, für dieſen insbeſondere, und auf deſſen Antrieb die alten Heldenlieder ſang. Das Gebiet *ſeines* Fürſten, *ſeines* Herrn wollte er vor allen deutſchen und fremden Landen verherrlichen, die vertrauten Namen ſo manches geliebten Wohnſitzes den wundervollen Namen der Vorzeit beyfügen. Er theilte alle Neigungen ſeines erlauchten Beſchützers. Das Wohlwollen gegen Ungarn iſt hieraus ganz erklärlich: das Babenbergiſche Haus war verſchiedentlich mit den Königen Ungarns verſchwägert. Eben ſo ſichtbar wie die Vorliebe für Oeſterreich iſt in dem Gedicht die Abneigung gegen Baiern. Es ſcheint nach der Schilderung noch ſo unangebaut zu liegen, wie damals, als es die Wüſte der Bojer hieß: da verweigern trotzige Fährleute die Ueberfahrt über die Donau, auf welcher trügeriſch weiſſagende Nixen ſchweben; in den düſtern Waldungen iſt nächtlicher Ueberfall zu fürchten; Raub iſt die allgemeine Sitte. In Oeſterreich hingegen iſt alles heiter und wohl geordnet; Friedlichkeit in den volkreichen Städten, Gaſtfreyheit in den Burgen; da waltet eben ſo tapfer als milde, eben ſo bieder als freygebig, die Krone der Helden, Markgraf Rüdiger von Pechlarn. Ob jene Anſicht von Baiern ſich ſchon in der vorletzten Bearbeitung gefunden, aus welchem Zeitpunkte jene Abneigung von Seiten eines öſterreichiſchen Dichters nach den Verhältniſſen beyder Länder und ihrer Regierer am ſchicklichſten abgeleitet werden kann, das laſſen wir für jetzt dahin geſtellt ſeyn.

Ich gehe noch weiter. Je mehr ich die Schilderung Rüdigers, und beſonders die ſeiner Gattin und Tochter erwogen, deſto weniger habe ich zweifeln können, daß darin eine beſtändige Anſpielung auf die Perſon und das Haus eines noch lebenden, oder jüngſt verſtorbenen Fürſten liege, wahrſcheinlicher das letzte. Solche ſchmeichelhafte Beziehungen auf regierende Fürſtenhäuſer, ſind in den Helden- und Rittergedichten häufig, und ganz im Geiſte der Zeit. Die wahrhaften Thaten und Sitten waren damals noch den dargeſtellten ähnlich genug, um die Vergleichung nicht zu ſcheuen. Was war natürlicher für einen öſterreichiſchen Dichter, als ſich bey dem Bilde jenes Rüdigers, der nach der Geſchichte ſowohl als nach der Sage eben dieſer Landſchaft tapfer vorgeſtanden, ſich einen ſeiner Nachfolger, wiewohl aus anderm Geſchlecht, zu vergegenwärtigen, den er gekannt, geliebt, verehrt hatte. Die Thaten Rüdigers, ſeine Verhältniſſe zu den übrigen Helden waren durch die Ueberlieferung gegeben: aber in der Schilderung ſeiner Gemüthsart und ſeines häuslichen Lebens konnte manches hinzugefügt, manches lobpreiſend ausgeſchmückt werden; und der Dichter thut es mit einer unverkennbaren, ja ich möchte ſagen, rührenden Zärtlichkeit.

Bey der Vergleichung deſſen, was die Geſchichte vom Rüdiger weiß, mit der Art, wie er in das Heldenlied verſetzt worden, wird ſich beſtimmen laſſen, auf welchen Babenbergiſchen Fürſten und ſeine Familie die Schilderung am beſten paßt. Dem Zeitalter nach kann die Wahl nur zwiſchen zwey Leopolden ſchwanken.

Wenn es noch möglich iſt, den Namen des Verfaſſers der Nibelungen mit einiger Wahrſcheinlichkeit auszuſpüren, ſo haben wir ihn unter den Dichtern zu ſuchen, welche wir von den Zeitgenoſſen und Nachfolgern als große Meiſter anerkannt ſehen, ohne daß dem entſprechende Werke genannt würden, oder gar mit ihren Namen auf uns gekommen wären, ſo daß bis jetzt ihr Ruhm für uns eine Art von Räthſel bleibt. In dieſem Falle ſind beſonders zwey Meiſter: Klingſor von Ungerland, und Heinrich von Ofterdingen. Der Zeit nach könnten es beyde ſeyn, falls wir auf die Sage bauen dürfen, daß ſie bey dem Kriege zu Wartburg, dieſem dichteriſchen Wettſtreit am Hofe des Landgrafen Hermann, (im J. 1207) gegenwärtig waren. Klingſor war aus Siebenbürgen gebürtig, ohne Zweifel von einem deutſchen Geſchlecht dortiger Anpflanzer. Er ſcheint mit der heil. Eliſabeth, einer ungariſchen Prinzeſſin, an den thüringiſchen Hof gekommen zu ſeyn. Daß er in Oeſterreich gelebt, finde ich nirgends ausdrücklich verſichert. Sein Geburtsland würde die Kenntniß von Ungarn und dem öſtlichen Europa, die ſich in den Nibelungen verräth, begreiflich machen. Aber was wir ſonſt von ihm wiſſen, ſtimmt nicht mit dem Bilde eines volksmäßigen Heldendichters überein. Einige Strophen, die unter ſeinem Namen gehn *), enthalten ſcharfe Satiren auf die Geiſtlichkeit; in dem Kriege zu Wartburg erſcheint er als Meiſter aller geheimen Wiſſenſchaften; ſeine tiefe Kenntniß der Aſtrologie leiht ihm ſogar einen Anſtrich von Zauberey.

Heinrich von Oſterdingen hingegen tritt auf mit dem Lobe ſeines Gönners, des Fürſten aus Oeſterreich, deſſen Vorrang vor allen Fürſten Deutſchlands er kühnlich behauptet. Hierauf beſchränkt ſich ſein Antheil an dem ganzen Wettſtreit. Als die Kunſt des Geſanges ſich auf ſpitzfindige Räthſelfragen wendet, iſt ihm Eſchenbach zu gelehrt, er ruft Klingſor von Ungerland zur Hülfe herbey, und miſcht ſich nicht wieder in ihre Wechſelreden. Ich glaube zwar keinesweges, daß die Strophen des Krieges zu Wartburg wirklich von den Dichtern herrühren, deren Namen ſie an der Spitze tragen; ich hätte triftige Gründe hiegegen anzuführen. Allein das darf man wohl

---

*) In dem Colmariſchen Meiſtergeſangbuch. Siehe v. d. Hagen u. Büſching Muſeum für altd. Lit. II. Heft I. S. 192.

annehmen, dieſe Strophen ſeyen von Meiſtern am Schluſſe des dreyzehnten, oder zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in dem Sinne und nach den Lebens-Verhältniſſen jener alten Sänger entworfen worden. Und ſonach vereinigt ſich hier alles, unſre Vermuthung zu begünſtigen. Eſchenbach iſt Heinrichs Gegner, und aus Eſchenbachs Spöttereyen über das Lied der Nibelungen ſahen wir, daß dieſe Nebenbuhlerſchaft wirklich Statt fand. Heinrich von Oſterdingen, wiewohl in Schwaben gebohren, lebt in Oeſterreich, und verkündigt begeiſtert das Lob ſeines Fürſten; und in den Nibelungen wird der Markgraf von Oeſterreich vor allen Helden der Sage verherrlicht. Ueber die Würde der Fürſten, über den Werth ihrer Thaten hätte ein Heldendichter mitzuſprechen; aber ſcharfſinnige Spiele und Räthſel ſind ſeine Sache nicht, er zieht ſich davon zurück.

Am Schluſſe des Heldenbuchs wird der kleine Roſengarten Heinrichen von Oſterdingen zugeeignet, was einige Litteratoren auf alle vier Stücke oder wenigſtens auf die beyden letzten ausgedehnt haben.

Heinrich von Oſterdingen
Dieſe Abenteur geſungen hat,
Daß ſie ſo meiſterlichen ſtaht.
Deß waren ihm die Fürſten hold,
Sie gaben ihm Silber und Gold,
Pfennige und reiche Wat.
Hie dieß Buch ein Ende hat
Von den auserwählten Degen:
Gott geb' uns ſeinen Segen *).

---

*) So lauten die Verſe in einer Handſchrift, welche Herr von der Hagen anführt.

Von dieſer Erwähnung gilt ungefähr eben das, was wir gegen die oben geprüfte des Wolfram von Eſchenbach im Wolfdieterich eingewandt haben. Es iſt eine Prahlerey darin, die man ſchwerlich in den ächten Stellen finden wird, wo ein Dichter ſich ſelbſt nennt. Aber ein armer fahrender Sänger des vierzehnten Jahrhunderts konnte ſich die Glückſeligkeit der alten Meiſter nicht groß genug denken, und ſchloß ſich gern wenigſtens in der Einbildung an ſie an. Die Geſchichte vom Zwerg Laurin, oder der kleine Roſengarten iſt ein zierliches Mährchen, deſſen Schauplatz in den Gebirgen von Tyrol und der Steyermark liegt; aber nach manchen Spuren der Nachahmung ſind wir geneigt, es ſogar für beträchtlich jünger zu halten, als die beyden erſten Theile des Heldenbuchs. Darauf, als auf etwas unſrer Vermuthung günſtiges, iſt wohl kein Gewicht zu legen, daß Heinrichs von Oſterdingen Andenken hier mit dem deutſchen Fabelkreiſe in Verbindung ſteht; wir haben geſehen, daß man auch Eſchenbachen den Wolfdieterich zugeeignet, wiewohl er ſeine Kunſt einzig den welſchen Ritterromanen widmete.

Eine Zuſammenhaltung aller Stellen, wo von Heinrich von Oſterdingen die Rede iſt, kann vielleicht noch einiges Licht in Abſicht auf meine Vermuthung gewähren. Es wird mir willkommen ſeyn, wenn Kenner ſie aufmerkſam prüfen wollen.

Wie du auch unter den Sterblichen heißen mochteſt, erhabener Dichterſchatten, wir kennen deinen Geiſt und dein Gemüth. Dir genügte an der Vollendung des Werks, getreu nach den Kunden der grauen Vorzeit. Du ſchweigſt beſcheiden von dir ſelbſt, du ſangeſt und ſchwiegſt wie Homer. Lange ſchwebte dein Lied tönend auf dem Strome der Zeit, dann drohten die ſchwarzen Wellen der Vergeſſenheit es unterzutauchen. Es iſt gerettet, ans Licht gezogen, ergreift von neuem die Gemüther. Nach ſechs Jahrhunderten ſtehen deutſche Männer auf, denen dein Ruhm werther iſt als ihr eigener. Sie ſtreben mit Ernſt, den urſprünglichen Glanz deines Heldengeſanges herzuſtellen, und ſind belohnt, wenn in deſſen Geleit auch ihr Name zu den kommenden Geſchlechtern gelangt.

Einfälle eines Dilettanten über hiſtoriſche Gegenſtände.

(S. Vaterländ. Muſeum 1810. Heft VI. S. 678—701.)

21.

Seitdem Europa ein Staatenſyſtem und anerkanntes Völkerrecht hatte, fand ſich ſelten in den politiſchen Begebenheiten einige Analogie mit den Begebenheiten in der alten Geſchichte.

Bey der hohen Cultur der Europäer wurde es von vielen ſogar für unmöglich gehalten, daß jemals ähnliche Scenen, als jene, die in der Geſchichte der Griechen und Römer Erſtaunen erregen, würden erneuert werden.

Man würde des politiſchen Propheten geſpottet haben, der Proſcriptionen, wie die des Sylla und Marius oder des Triumvirats, der Vertilgungskriege, wie die der Römer gegen Karthago, der Weltherrſchaften, wie die der Römer vorhergeſagt hätte.

Wir haben grauſamere, greuelvollere Proſcriptionen erlebt, als jene in der römiſchen Republik. Damals wüthete nur der Dolch; in unſern Zeiten wütheten die Guillotine, die Kartetſchen, die Noyaden.

Es wird nicht nöthig ſeyn, die Parallele weiter zu verfolgen.

Bey ſolchergeſtalt erſchüttertem Glauben an die ewige Sicherheit, die wir uns von unſerer hohen Cultur verſprachen, giebt es doch noch einige Extreme von Revolutionen, die wir immer gern für unmöglich halten möchten, ob ſich gleich Beyſpiele davon in der Geſchichte finden.

Die ganze Familie Alexanders wurde in wenig Jahren von einigen ſeiner Feldherren — nicht heimlich — ſondern durch unverhohlnen Mord ausgerottet.

Die ganze Nation der Phrygier, die doch einſt eine mächtige und blühende Nation ſcheint geweſen zu ſeyn, wurde dergeſtalt zur Knechtſchaft herabgeſtoßen, daß man ſogar ſprichwörtlich ſagte, ein Phrygier ſey ein geborner Knecht; ein Phrygier bekäme Verſtand nur dadurch, daß er geſchlagen würde. Der Name Phrygier wurde als Synonym von Knecht gebraucht.

Europäiſche Gelehrte, welche die chineſiſche Geſchichte ſtudiert haben, (z. E. du Halde, Deguignes) verſichern, daß die älteſten, für heilig gehaltnen Bücher der Chineſen nur Reſte ihrer uralten, ſehr reichen Litteratur, und aus einem von einem Kaiſer befohlnen allgemeinen Bücherbrande ſollen gerettet ſeyn. Der Kaiſer, der dieſe Vertilgung aller Bücher befohlen, ſoll Tſin Chi Hoang geheiſſen und ungefähr zweyhundert Jahre vor Chr. Geburt, dreyhundert nach dem Confucius — regiert haben. Er ſey ſonſt ein kluger Fürſt geweſen, und er ſey es, der die berühmte große Mauer, zur Sicherung des Reichs gegen die Mogolen habe aufführen laſſen. Aber er habe Vorurtheile gegen die damals am meiſten geachteten Schriften, insbeſondere gegen die des Confucius, gehabt; er habe ſich eingebildet, ſie flößten den Gemüthern eine Neigung zum Ungehorſam und zur Tadelſucht gegen den Fürſten ein; daher habe er die Auslieferung und Verbrennung aller Bücher geboten. Viele Gelehrte, die dieſem Befehl nicht nachgelebt, ſollen hingerichtet worden ſeyn. Viele hätten dennoch ihr Leben daran gewagt, die beſten Schriften zu retten, hätten ſie in Mauern, Gewölben und Grüften verborgen. Nachher in beſſern Zeiten habe man ſie wieder hervorgeſucht; aber man habe ſie meiſtens von Feuchtigkeit und Würmern dergeſtalt beſchädigt gefunden, daß man mit vieler Mühe nur wenige habe wiederherſtellen können.

Nun, eine ſolche allgemeine Büchervertilgung, wie dieſe in China, — eine ſolche Ausrottung eines Fürſtenhauſes, wie jene der Familie Alexanders, — eine ſolche, durch Unterdrückung verurſachte Verdummung *) einer ganzen Nation, wie jene der Phrygier, möchten wir noch gern zu den Verhängniſſen rechnen, deren Wiederkunft wir nicht zu befürchten hätten, weil ſie bey der jetzigen Cultur unmöglich wären.

Gleichwohl müſſen wir, nachdem wir durch ſo viel Erfahrungen belehrt worden, überzeugt ſeyn, daß, was

---

*) Wie man von Arm die Wörter Verarmen, Verarmt, Verarmung gemacht hat, welche das allmählige Herabſinken aus gutem Wohlſtande in Armuth ausdrücken, ſo ſcheint es, könnte man auch Verdummen, Verdummt, Verdummung ſagen, um auszudrücken, daß Menſchen oder Völker, die ſonſt für klug und vernünftig gehalten wurden, in ihrem nachmaligen Betragen immer mehr Dummheit beweiſen.

einſt geſchehen iſt, immer einmal wieder geſchehen kann.

22.

Wenn der Kriegsgeiſt in Republiken prädominirt, ſo ſind dieſe Republiken begieriger nach Krieg, heftiger und hartnäckiger in Verfolgung kriegeriſcher Plane, lüſterner nach Eroberungen, unerbittlicher gegen ſchwächere Feinde, als Monarchen.

1. Beweiſe aus der Geſchichte: die griechiſchen Republiken, Athen und Lacedämon — Rom und Karthago — im Mittelalter Venedig und Genua, Florenz und Piſa.

2. Beweiſe aus der Natur der Dinge. In einer langen Reihe von einander abſtammender Monarchen wird man nur wenige finden, die vom eigentlichen Kriegsgeiſt beherrſcht wurden; die meiſten lieben die Vergnügungen oder die Bequemlichkeiten zu ſehr, als daß ſie nicht eine Scheu vor langen und ſchweren Kriegen empfinden ſollten. Ueberhaupt wird man finden, daß in einer gegebenen Anzahl Menſchen das Verhältniß derer, die in einem außerordentlichen Grade feurige Thätigkeit beſitzen, und dieſer Thätigkeit alles andere aufopfern, zu denen, die ihre Ruhe vorziehen, und zu große Anſtrengungen vermeiden, ungefähr iſt, wie Eins zu Hundert.

Wenn aber der Kriegsgeiſt in Republiken gefahren iſt, es ſey in das Volk in demokratiſchen, oder in den Senat in ariſtokratiſchen Staaten, ſo werden durch dieſe Meynung des Volks oder Senats immer die zum Kriegführen gebornen Männer an den Platz kommen, wo ſie ihrem Charakter gemäß handeln können.

Faſt alle römiſche Conſuln waren gute Heerführer, weil das Volk bey der Wahl der Conſuln immer auf kriegeriſche Eigenſchaften Rückſicht nahm.

In den gleichzeitigen königlichen Familien aber von Aegypten, Syrien und Macedonien, ob ſie gleich von großen Heerführern abſtammten, war faſt kein einziger, der den Namen eines Feldherrn verdient hätte, weil angeborner Charakter und frühe Gewöhnung ihnen den Genuß der Vergnügungen und Bequemlichkeiten zu werth machten, als daß ſie die Anſtrengungen hätten ertragen können, ohne welche ſich kein Kriegsruhm erwerben läßt.

23.

Der Wunſch, den Tacitus zu Gunſten ſeiner Römer that, iſt erfüllt, aber nicht zu Gunſten der Römer, ſondern einer andern Nation. Was er damals wunſchweiſe ausdrückte, würde er, wenn er jetzt lebte, als eine wirkliche Thatſache etwa folgendermaßen ausſprechen:

Manet duratque gentibus Germanicis odium sui, et illis qui imperium terrarum affectant, praestare fortuna nihil majus potuit, quam Germanorum discordiam (*Tacit. de morib. Germ.* 33.) d. i. Fortdaurend, unvertilgbar iſt der deutſchen Völker Haß, und für die nach Weltherrſchaft Trachtenden, hätte das Schickſal nichts erwünſchteres fügen können, als die Zwietracht der Deutſchen.

24.

Ich weiß nicht, wie man hat behaupten können, daß der Mahometanismus nichts anders ſey, als die reine Vernunftreligion, nur durch Mahomed in eine poſitive Religion verwandelt.

Kann etwas vernunftwidriger ſeyn, als zu befehlen, daß man dieſe oder jene Vernunftwahrheiten glauben ſolle, weil dieſer oder jener von Gott den Auftrag erhalten habe, dieſe Wahrheiten zu verkündigen?

Die Einheit Gottes auf Mahomeds Befehl glauben zu ſollen, iſt eben ſo unſinnig, als wenn man von Rechenſchülern verlangte, den Satz: zweymal zwey iſt vier zu glauben, weil Pythagoras ihn gelehrt habe.

25.

Wenn wir uns erkühnen dürfen, die vermuthlichen Plane der Vorſehung (nach neuern Schulen, den Gang der Natur) zu erforſchen, ſo ſcheint es, daß wir annehmen können, Colonien, die von civiliſirten Völkern ausgehn, und ſich in fernen Ländern, durch nichts gehindert, aus eigener Verabredung zu bürgerlichen Geſellſchaften organiſiren, wären der Weg, auf welchem das menſchliche Geſchlecht ſtufenweiſe zu einem vollkommnen geſellſchaftlichen Zuſtande gelangen werde.

Denn die von civiliſirten Völkern ausgegangenen Colonien bringen in das neue Land, wo ſie ſich niederlaſſen, ihre Erfahrungen von den Urſachen mit, welche in dem Mutterlande der vollen Wirkung der Civiliſation noch hinderlich waren, und ſie werden bey ihren neuen Einrichtungen vorbauen, daß jene ſchädlichen Urſachen nicht auch in ihren Niederlaſſungen eintreten können.

Die Colonien aus Phönicien und Aegypten, die ſich auf den Küſten Griechenlandes niederließen, und von denen die Civiliſation der Griechen hergeleitet wird, hatten in ihren Mutterländern die ſchädlichen Folgen eines alle

Wiſſenſchaften monopoliſirenden Prieſterſtandes geſehen und verhüteten, daß unter den Griechen kein ſolcher Stand entſtehen konnte. Hierin liegt wahrſcheinlich der wahre Grund, warum die Griechen in Wiſſenſchaften und Künſten jene morgenländiſchen Völker, die doch ihre Lehrer waren, ſo ſehr übertrafen. Bey jenen Völkern wurde der Geiſt aller, die nicht zum Prieſterſtande gehörten, niedergehalten, und die Prieſter ſelbſt begnügten ſich mit den auf ſie ererbten, von ihren Vorfahren erworbenen Kenntniſſen, weil der Beſitz derſelben hinreichte, ihnen Anſehen und Reichthum zu verſchaffen. In Griechenland waren Unterricht und Kenntniſſe nicht das Vorrecht eines gewiſſen Standes, waren einem jeden offen, der Neigung dazu hatte. Die einzigen, mächtigen Triebfedern, um in Wiſſenſchaften und Künſten etwas Großes zu leiſten — Wißbegierde und Ruhmliebe — hatten bey allen Griechen freyes Spiel.

Ob die Anglo-Amerikoniſchen Colonien einſt ihr Europäiſches Mutterland an Civiliſation und Cultur eben ſo übertreffen werden, als die Griechen jene morgenländiſchen Völker übertrafen, und ob die künftigen Vorzüge der Anglo-Amerikaner (vorausgeſetzt daß ſie ſolche Vorzüge erlangen) durch Abweichungen von Europäiſchen Inſtituten, Meynungen, Vorurtheilen und Sitten werden bewirkt ſeyn, wird erſt die Nachwelt nach einigen Jahrhunderten beurtheilen können.

Nach dieſer Hypotheſe würde man ſich als etwas Wahrſcheinliches denken können, daß einſt nach Jahrtauſenden, die jetzt erſt neuentdeckten Südländer mit Völkern angefüllt wären, die noch viel höhere Stufen der Cultur erreicht hätten, als die heutigen Europäer. Es läßt ſich denken, daß auch von Nordamerika, wenn es durchgängig angebaut und bevölkert ſeyn wird, wieder Colonien nach neuen Ländern ausgehen, und bey ihren dortigen neuen Einrichtungen Fehler vermeiden, deren nachtheilige Folgen ſie in Amerika geſehn hatten.

26.

Die Geſchichte führt uns einen geraden Weg, ſo lange wir uns begnügen, die Urſachen und Folgen der Begebenheiten aufzuſuchen; die Geſchichte wird zu einem Labyrinth ohne Ausgang, ſobald wir große, das ganze menſchliche Geſchlecht betreffende Zwecke erforſchen wollen, um derentwillen die Begebenheiten in der Ordnung, in welcher wir ſie finden, auf einander folgen mußten.

27.

Als Friedrich II. die bekannte Unterredung mit Gellert hielt, hatte der Monarch, wie ſich aus Gellerts eigener Erzählung ergiebt, ein aufrichtiges Verlangen mit der deutſchen Litteratur bekannter zu werden, und ſcheint bereit geweſen zu ſeyn, ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Er verlangte, daß Gellert ihm eine ſeiner Fabeln recitiren ſollte. Hätte damals ein günſtiger Genius über die deutſche Litteratur gewaltet, ſo würde er dem guten Gellert eingegeben haben, die ſchöne Fabel vom Hute zu recitiren, eine der ſchönſten, die je gedichtet worden. Wahrſcheinlich würde Friedrich ſie ganz nach ſeinem Sinn und Geſchmack gefunden, er würde den Dichter liebgewonnen, er würde mehr von ihm zu hören gewünſcht haben; er würde ſogar angefangen haben, deutſch zu leſen.

Aber ein böſer Genius macht, daß ſich Gellert auf keine andere ſeiner Fabeln zu beſinnen weiß, als auf die von dem Mahler zu Athen; zwar keine ſchlechte Fabel, die aber doch viel zu ſchwach war, um auf den König lebendige und bleibende Eindrücke zu machen.

So ſehr hängen auch die Schickſale der Litteratur einer Nation von zufälligem Glücke ab.

Wäre Piſiſtratus nicht Herrſcher in Athen geworden, wer weiß ob die Gedichte Homers je wären geſammelt und aufgeſchrieben worden?

Ungefähr zwanzig Jahre nachher hatte Friedrich wieder einige Aufmerkſamkeit auf die deutſche Litteratur gerichtet. Er unterhielt ſich darüber mit dem Herrn von Herzberg. Dieſer, um dem Könige zu beweiſen, daß man mit der deutſchen Sprache eben ſo viel leiſten könne, als die größten römiſchen Autoren mit der ihrigen geleiſtet, überſetzt geſchwind einige geographiſche Kapitel aus dem Tacitus. Das war nicht ſchwer zu überſetzen, antwortet ihm der König. So war auch dieſer günſtige Augenblick durch Herzbergs Eitelkeit und Geſchmackloſigkeit verloren.

28.

Die paradoxe Behauptung, daß Wiſſenſchaften und Künſte den Verfall und Untergang der Staaten befördert hätten, — eine Behauptung, die nur durch rhetoriſche Künſte eine Weile Aufſehen erregen konnte, — iſt hinlänglich widerlegt. Aber von einer Wiſſenſchaft iſt es unläugbar,

bar, daß ſie den Verfall und Untergang — nicht der Staaten überhaupt — ſondern einiger Staaten nothwendig hat verurſachen müſſen, und künftig noch verurſachen wird. Es iſt die Statiſtik, und ſie iſt die Urſache vom Untergange mancher Staaten dadurch geworden, daß ſie die Streitkräfte ſo genau berechnen lehrt.

Vormals ſchätzte man die Macht der Staaten nur nach den Wirkungen, die ſie mit ihren Kräften hervorzubringen wußten. Jetzt berechnet man die Kräfte, und ſo iſt nichts evidenter, als daß ein Staat von 24 Millionen Menſchen und von 200 Millionen Einkünften, wenn er nur will, am Ende einen Staat von nur 2 Millionen Menſchen, und von nur 10 Millionen Einkünften überwältigen muß.

Seitdem die ſtatiſtiſchen Berechnungen in die Cabinette eingeführt worden, ſind dieſe Folgen daraus entſtanden:

1. Die übermächtigen Staaten entſchließen ſich viel leichter zum Angriff gegen die ſchwächern, als in den vorigen Zeiten, wo man mehr Rückſicht auf den Charakter eines Volkes nahm, als auf ſeine Menſchenzahl und auf ſeinen Geldreichthum.

2. Hingegen die ſchwächern Staaten, indem ſie immer nur ihre geringen Streitkräfte mit den größern ihrer Feinde vergleichen, Willen und Gemüth aber gar nicht mehr mit in Rechnung bringen, ſind viel furchtſamer zum Widerſtande geworden, als in den vorigen Zeiten.

3. Es geht nun den mächtigen Staaten, wie dem Kaufmann, der immer nur auf Vermehrung der erwor-

werbenen Millionen bedacht iſt. Er ſagt nie: es iſt genug.

4. Kriegsluſt und Eroberungsſucht waren vormals nur denjenigen Fürſten eigen, die mit einem feurigen, unruhigem und kühnem Temperamente heftigen Ehrgeitz oder Ruhmſucht verbanden. Solche Fürſten werden ſelten geboren, weil überhaupt Menſchen von dieſem Charakter ſeltner geboren werden als diejenigen, die den Genuß der Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens einer raſtloſen und gefahrvollen Thätigkeit vorziehen. Wenn jene Fürſten nicht mehr waren, ſo hatte die Welt wieder Friede. Aber nun iſt eine kalte calculirende Vergrößerungsſucht ſelbſt in die Cabinette gedrungen, und wird ſo leicht nicht wieder aus ihnen weichen.

O ihr Achenwalle, ihr Schlözer, welch ein unglücklicher Mißbrauch iſt von eurer Wiſſenſchaft gemacht werden!

29.

Das Materielle der Geſchichte (die Maſſe der Thatſachen) wird in unſern Tagen von einem Schickſale getroffen, das mit dem über die Colonialwaaren ergangenen einige Aehnlichkeit hat.

1. So wie die Colonialwaaren in Magazinen und Vorrathshäuſern dergeſtalt angehäuft liegen, daß man kaum eine Möglichkeit ſieht, wie ſie alle ſollen abgeſetzt werden, ſo haben auch die Thatſachen ſo ſich angehäuft, haben die Zeitſchriften, die man mit Magazinen vergleichen kann, ſo angefüllt, daß man kaum eine Möglichkeit ſieht, wie ſie einſt zu einem vollſtändigen, zuſammenhängenden, planmäßigen Werke ſollen verarbeitet werden.

2. Wie die Colonialwaaren, ſeit dem gegen ihre Einfuhr auf dem Continent ergriffenen Maßregeln, durch die ſonderbarſten Schleichwege, durch die ſeltſamſten Maskirungen, (wie allgemein geſagt wird) in einige Länder eingeſchwärzt worden, ſo ſind diejenigen, welche ſich ſcheuen, Thatſachen in ihrer nackten und wahren Geſtalt, als in welcher ſie Contrebande ſeyn möchten, ins Publikum zu bringen, auf tauſend ſeltſame Wendungen bedacht, die Thatſachen ſo mit allerley Hüllen zu umkleiden, daß es, dem Scheine nach, ganz andre Thatſachen ſind, als diejenigen, die man gern mittheilen wollte. Nur iſt dieſer Unterſchied zwiſchen jenen kaufmänniſchen und dieſen ſchriftſtelleriſchen Einſchwärzungen: dort werden die trefflichſten Colonialwaaren oft unter den ſchmutzigſten Dingen verborgen; hier oft die ſcheußlichſten Thatſachen unter den geſchmückteſten Phraſen *).

30.

Als die Ehrenprädicate, die man Titel nennt, in Deutſchland eingeführt wurden, gab es eine doppelte Claſſe derſelben. Die eine wurde hergenommen von der Abſtammung der Perſonen, denen man die Titel beylegte: »Hochgeboren — Wohlgeboren — Edelgeboren«. Die andere bezog ſich auf den Charakter, den jemand ſeines Stan-

---

*) Dieſen Einfall hatte der Verfaſſer, ehe die letzte Verbrennungsmaßregel gegen die Colonialwaaren verfügt war. Dieſe neue Maßregel hätte vielleicht Anlaß zur Fortſetzung der Parallele geben können; aber man hat nicht immer Einfälle zu der Zeit, wo man ſie gern haben möchte.

des oder Amtes wegen beſitzen ſollte: »Ehrbarer — Feſter — Mannhafter — Großachtbarer.« Dieſe letzte Claſſe iſt allmählig ganz außer Gebrauch gekommen. Man muß daraus nicht ſchließen, daß die Deutſchen aufgehört hätten, die Eigenſchaften, welche durch dieſe Titel ausgedrückt wurden, hochzuſchätzen, oder ſie von denen zu fordern, die einem gewiſſen Stande angehörten, oder mit gewiſſen Aemtern bekleidet waren; ſondern, da unſere Vorfahren oft die Erfahrungen machten, daß einer, den man Mannfeſt betiteln mußte, mehr als Weiberverzagtheit bewieſen hatte, und daß ein anderer, den ſie mit Großachtbar anreden ſollten, ſich aller Verachtung preis gab, ſo wollten ſie ſich lieber dieſer Titel enthalten, als oft in Gefahr kommen, ſchamroth zu werden, wenn ſie Leuten ins Angeſicht eine Eigenſchaft beylegen ſollten, von denen die ganze Welt und dieſe Leute ſelbſt wußten, daß ihnen das Gegentheil davon gebührte.

Was hingegen die Hoheit, den Adel und das Wohlanſtändige der Geburt betrifft, ſo war es wenigſtens nicht ſo in die Augen fallend, wenn es mit dieſen Vorzügen nicht ſo ganz richtig war.

31.

Wenn es die eigenthümlichen Anſichten der Geſchichtſchreiber wären, und nicht die Wahrheit der Begebenheiten, was ihren hiſtoriſchen Arbeiten Werth und Intereſſe giebt; ſo wäre den künftigen Geſchichtſchreibern nichts mehr zu empfehlen, als daß ſie, nach dem Beyſpiele des Procopius, von jedem Gegenſtande, den ſie in Arbeit nehmen, zwey verſchiedene Werke nach verſchiedenen Anſichten ausarbeiten möchten, geſetzt auch daß ſie Gründe hätten, das eine bey ihren Leben ſorgfältig zu verbergen, wie Procopius ſeine berüchtigten Anekdoten verbarg, und es dem Zufall zu überlaſſen, ob das von ihnen verborgen gehaltene Werk einſt unter die Augen des Publikums kommen ſollte.

Denn, nach der Natur des menſchlichen Verſtandes kann es nicht fehlen, daß nicht jeder Geſchichtſchreiber, wie jeder andere Menſch, in gewiſſen Stunden ganz andere Anſichten von den Dingen habe, als in andern Stunden. Und ſehr oft wird jeder Geſchichtſchreiber, wie jeder andere Menſch, in ſeinem innern Bewußtſeyn unauflösliche Zweifel finden, welche von beiden entgegengeſetzten Anſichten die richtige ſey.

Nur dann erſt, wenn der Geſchichtſchreiber beſchloſſen, wenn er ſchon Hand angelegt hat, ſein Werk auszuarbeiten, nur dann erſt hält er die Anſicht, die Idee feſt, die ſeinem Werke das Leben, das Intereſſe, was die Leſer anzieht, ertheilen, die die Seele ſeines Werkes ſeyn ſoll.

Kann aber der Vorſatz, nur aus dieſer Idee zu arbeiten, nur dieſe Anſicht darzuſtellen, wahre Geſchichte geben?

3a.

Daß rohe Naturmenſchen ſich von ſelbſt aus ihrem bloß thieriſchen Zuſtande zu einem gebildeten, verfeinerten hätten emporarbeiten können, daß wilde Scythen, Centauren und Lapithen im Stande geweſen wären, ſich ohne Veranlaſſung, ohne Beyſpiel und Unterricht, zu feinen Athenienſern umzubilden, kann ich gar nicht wahrſcheinlich finden. Man zeige mir die Möglichkeit, daß ſich Irokeſen und Guaranis durch eignes Streben nur zu der niedrigſten Stufe Europäiſcher Cultur erheben könnten, und ich will meinen Unglauben fahren laſſen.

Aber daß ein ſehr geſittetes, ein ſehr verfeinertes Volk in eine Horde wilder Barbaren, oder dummer Thiermenſchen ausarten könne, iſt mir ſehr begreiflich, da ich weiß, daß aus den einſt zwar nicht verfeinerten aber doch civiliſirten Spartanern ſittenloſe, räuberiſche Mainotten, und aus den einſt verſtändigen und thätigen Aegyptiern, indolente, dumme Kopten geworden ſind.

Dieſe Verwandlung der Völker ins ſchlechtere, ſcheint mir ſo ſehr möglich, daß ich nichts Unwahrſcheinliches in der Behauptung finden würde, wenn jemand ſie aufſtellte: die Europäer würden vielleicht nach mehrern Jahrhunderten nur noch theils in Räubervölker, theils in geiſt- und muthloſe, kümmerlich lebende Horden ausgeartet ſeyn, ohne Wiſſenſchaften, ohne Künſte, ohne Handlung, ohne Induſtrie.

Nachricht

von der

Breslauer Gemähldeſammlung.

Ein Beytrag zur ſchleſiſchen Kunſtgeſchichte,

vom Dr. Büſching.

Vorerinnerung.

Nachdem Se. Majeſtät der König von Preußen beſchloſſen hatten, die in Ihrem Gebiete liegenden Klöſter aufzuheben und deren Güter einzuziehen, war die königl. Preußiſche Regierung auf die Erhaltung der hiſtoriſchen Denkmahle, Alterthümer und Kunſtwerke, überhaupt aller litterariſchen und artiſtiſchen Gegenſtände ſorgfältigſt bedacht. Es ward beſchloſſen, alle Bibliotheken, Archive und Kunſtſachen der aufgehobenen Stifter und Klöſter Schleſiens genau zu ſammeln und aufzubewahren. Zu dieſem Geſchäft ward der Hr. Dr. Büſching erwählt und nach Breslau geſandt.

Es ward nunmehr der Plan entworfen: 1) zu einer Hauptbibliothek in Breslau; 2) einer Gemähldeſammlung eben daſelbſt; 3) einem großen Landes-Archiv, ebenfalls in der Hauptſtadt.

Die Ausbeute dieſer allgemeinen Veränderung und Durchſuchung alter Vorräthe in einem auch litterariſch ſo merkwürdigen und reichhaltigen Lande wie Schleſien, kann auf keinen Fall unbedeutend ſeyn oder für unwichtig gehalten werden. Es muß dem deutſchen Publikum daran gelegen ſeyn, Nachricht und Auskunft zu erhalten über das Schickſal ſo mancher alten Denkmahle und über den Fortgang dieſer neuen Inſtitute, welche jetzt an die Stelle des Alten treten ſollen.

Die Hauptbibliothek iſt unſern Nachrichten zu Folge ſchon zu einem bedeutenden Reichthum angewachſen. Von der Gemähldeſammlung, welche die Aufmerkſamkeit aller Freunde der Kunſt und der vaterländiſchen Alterthümer am meiſten auf ſich ziehen wird, handelt der nachſtehende Bericht des Hrn. Dr. Büſching.

Nur eine allgemeine Bemerkung ſey uns noch vergönnt hier anzuſchließen. So wie auch im politiſchen Gebiete erſt durch Special-Arbeiten, wie die eines Möſer oder Pfiſter der Weg gebahnt worden iſt, zu einer helleren Einſicht in die Unermeßlichkeit und in das Ganze der allgemeinen deutſchen Geſchichte; ſo wird auch erſt dann einem deutſchen Winkelmann eine gründliche Kunſtgeſchichte unſeres Vaterlandes möglich werden, wenn das Beyſpiel eines von Murr in Nürnberg, eines Wallraff und Boiſſere in Kölln, erſt mehrere Nachfolge gefunden hat, und Special-Unterſuchungen und Sammlungen mit ähnlichem kunſtliebenden Sinne und forſchendem Fleiße in allen Provinzen Deutſchlands begonnen und ausgeführt ſeyn werden. Jeder Beytrag zu einer ſolchen Special-Kunſtgeſchichte unſrer Nation iſt von hohem Werth und mit Dank anzunehmen, ſollte auch die Ausbeute nicht überall ſo ergiebig ausfallen, als in jenen beyden alten Städten und Hauptwohnſitzen deutſcher

Kunſt. Es iſt für den Anfang ſchon das von Wichtigkeit, nur genau zu erfahren, was bey der allgemeinen Durchſuchung wirklich gefunden, in welchem Geiſte es geſammelt worden, und wie es nun aufbewahrt und geordnet wird. —

Friedrich Schlegel.

Breslauer Gemähldeſammlung.

Sollte jemand zu der Gemähldeſammlung, die jetzt in Breslau bereitet wird, treten, und wie es leider ſo häufig iſt, nur einige Namen von Malern erlernt haben, die er als Grundpfeiler der weſentlichen Stücke einer Gallerie betrachtet, und ohne welche er Achſelzuckend nichts anerkennt, ſo müſſen wir ihn freylich bitten gleich umzukehren, um ſich und uns nicht unangenehme Augenblicke zu machen. Es giebt ſo einige die gleich fragen: ſind Gemählde von Rafael, von Guido Reni, Dominichino, van der Werft u. ſ. w. vorhanden? und wenn man ihnen wie hier, nein antworten muß, iſt an der ganzen Sammlung nichts, ſie mag andrerſeits ſo wichtig für das Vaterland erſcheinen wie möglich.

Wenn man auch die trefflichen italieniſchen und niederländiſchen Meiſter nicht eben ſo häufig findet, daß man nur zuzugreifen braucht, um ſie in die Gallerie zu ſtellen, ſo kann es doch auffallend erſcheinen, daß von allen dieſen Meiſtern durchaus noch nichts gefunden worden, ja daß die Zahl der namhaften Künſtler unendlich geringe iſt. Ehe ich mich auf dasjenige beſtimmt einlaſſe, was wirklich vorhanden iſt, möge eine Darlegung der Gründe vorausgehen, warum man ſo wenig italieniſche Meiſterwerke findet.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß Schleſien durch ſeine kirchlichen Verhältniſſe in einem beſtändigen Zuſammenhange mit Italien geſtanden hat, der beſonders in den frühern Jahrhunderten ſehr lebhaft war. Unter den alten erſten Biſchöfen finden ſich ſogar einige Italiener; Chroniken weiſen aus, daß aus Italien ſchon im eilften und zwölften Jahrhundert Gemählde hierher gebracht wurden, die der höchſten Bewunderung ſich erfreuten. Im Jahre 1049, ſagt eine vor mir liegende Chronik, wurden unterſchiedene Bilder aus Italien und Frankreich nach Breslau, zur Auszierung der Kirchen gebracht, welche viel Geld koſteten und koſtbar zu ſtehen kamen. Und im Jahre 1171 wurden auch unterſchiedliche Bücher und koſtbare Bilder aus Italien gebracht, unter welchen auch ein ſeltnes Marienbild war, welches auf dem Dom in die St. Johanneskirche aufgeſetzt, und als ein großes Wunderbild behalten ward.

Dieß Verhältniß dauerte durch viele Jahrhunderte; Domherrn, Vikarien, andere Kloſtergeiſtliche reiſten nach Rom und Italien, und ein jeglicher dem einiger Kunſtſinn zu Theil geworden war, ſuchte einige Gemählde berühmter Meiſter zu erhalten, und ſeine Kirchen damit zu ſchmücken; oder auch reichere Perſonen nahmen ſie zu eigenen Privatgallerien. Haben wir auch leider keine feſten und ſichern Kunſtnachrichten aus jenen Zeiten, weran es zu allen Zeiten ja ſo oft mangelt, ſo können wir doch von der Gewißheit dieſer Angabe überzeugt ſeyn, wenn wir die Reſte betrachten die uns übrig blieben. Es iſt kaum glaublich, welch eine reiche Maſſe von Kunſt- und litterariſchen Schätzen, Schleſien einſt beſeſſen haben muß, und noch wird das viele zerſtreute Einzelne ein treffliches Ganzes in jeder Hinſicht bilden.

Zuerſt vernichtete der Einfall der Tartaren alles dasjenige, was in dem erſten Aufblühen des Chriſtenthums im eilften und zwölften Jahrhundert ſich an künſtlichen und litterariſchen Werken geſammelt hatte. Wohin jene Barbaren kamen, wurden die Städte Schutthaufen und Grabhügel, nichts blieb von ihnen verſchont, und nur an wenigen Orten mag Einzelnes gerettet worden ſeyn. Darauf folgte in Deutſchland das ſchwäbiſche Zeitalter, ein Name den wir ihm gerne laſſen wollen, da er uns das kernhafte und tüchtige Haus bezeichnet, das deutſche Kunſt und deutſchen Geſang ſo ſehr begünſtigte. An die Reihe der Sänger ſchloß ſich auch ein ſchleſiſcher Herzog, Heinrich der Vierte. Die Auffindung mehrerer Gemählde aus dem vierzehnten Jahrhundert, die chronikaliſchen Nachrichten, die uns von Kunſtprodukten, wenn auch nur dürftige Nachricht geben, laſſen keinen Zweifel, daß Schleſien an dem allgemeinen Frühlinge Theil nahm, der damals über Deutſchland blühte. Kirchen, Burgen und Palläſte prangten damals gewiß mit ſinnreichen und ſchönen Gemählden, und in den Bibliotheken waren treffliche Werke zu finden, auch wohl unſers deutſchen Landes Minneſinger, Lieder und größere Gedichte. Die fromme Herzoginn Hedwigis hatte durch religiöſen Eifer, durch Sanftmuth, Milde und überſchauenden Blick ſanftere Sitten verbreitet, alles war den Künſten und Muſen freundlicher geworden.

Da zog ein neuer Gewitterſchauer auf, furchtbarer als der erſte, nach kaum vergangenen zwey Jahrhunderten, Alles zertrümmernd was ihm in den Weg kam, und darum ſo verheerend, da mehr als früher für ihn zum Zerſtören da ſtand, viel Herrliches zertrümmert werden konnte und ward. Die blutgierigen, bilderſtürmenden Huſſiten rückten heran und brachten in jedem Kloſter, in jeder Kirche, in jeder Stadt ihrem gemordeten Huß ein blutiges Brandopfer. Wo wir nur die Chroniken aufſchlagen, finden wir in dieſer Zeit Gräuel der Verwüſtung, Brand und Mord. Zerſchlagen wurden die Werke der Bildhauerkunſt, zerſchnitten, zerfetzt, verbrannt die Gemählde, zerriſſen die Bücher und auch dem Feuer geopfert. Alle Klöſter die nur irgend bedeutend waren, beſonders die der reichen Ciſterzienſer, wurden von dieſem Unglück heimgeſucht; in den Städten ging es nicht minder eben ſo, und die wenigen der vertriebenen Geiſtlichen welche zurückkehrten, mit ihren neu hinzutretenden Brüdern, mußten von neuem bauen, ſammeln, die Kirchen und Klöſter ſchmücken, und ſie thaten es redlich.

Im Anfange der neuen Periode wurden noch Handſchriften verfertigt; ſie ſammelten das Aeltere was noch etwa gerettet worden war, und ſuchten Neues zu erwerben. Die Buchdruckerkunſt eröffnete ihnen ein neues, ſehr weites Feld. Eifrig bemüht zu ſammeln und zu nutzen, brachten ſie die Erſtlinge derſelben zuſammen, und die mannigfachen Handelsverbindungen in denen Breslau mit dem ganzen kultivirten Europa ſtand, machten die Gewinnung leichter, und verſchafften auch eine Anzahl von Gemählden die höchſt bedeutend waren, ſo anſehnlich, daß wenn man auch nicht hiſtoriſch bis jetzt es nachweiſen kann, man wohl annehmen muß, daß eine große thätige Mahlergeſellſchaft ſich bildete, (wir wollen nicht Schule ſagen, um Mißdeutungen dieſes Worts vorzubeugen) die auf eigenen Wegen wandelte, und eine genauere Erkenntniß und Prüfung wohl verdient. So geſtaltete alles ſich wieder herrlich und trefflich; ein kunſtreicher Handels- (nicht Krämer-) Geiſt herrſchte in Schleſien, das im eigenen Boden unerſchöpfliche Hülfsquellen fand, die reger Geiſt durch richtige Entwürfe um das vielfache verdoppelte.

Zwey Jahrhunderte lang ward wieder dieſe Ruhe und Stille vergönnt und tüchtig benutzt. Will man den Religionskriegen, die Deutſchland im ſiebzehnten Jahrhundert überſchwemmten, recht gram werden, will man die Gräuel die der dreyßigjährige Krieg über Deutſchland und Schleſien ſchüttete, recht erkennen, ſo muß man hier ſehen was von neuem zerſtört, vernichtet ward. Die großen reichen Klöſter waren wieder der Tummelplatz von Schandthaten. Die herrliche vielgerühmte Dombibliothek ward zerſchlitzt, verbrannt, in die Oder geworfen als ſchlecht erſonnene Rache für die Entführung der Heidelberger-Bibliothek in die Vatikana. Aus gleichem Grunde ward die nicht minder berühmte Bibliothek zu Leubus auf der Oder nach Stettin geführt, um nach

Schweden gebracht zu werden, wohin ſie aber nicht gelangte, indem ſie gänzlich vernichtet ward.

Gemählden und andern Bildern ging es nicht beſſer. Schleſien fühlte zum drittenmale die Plagen eines grauſamen Krieges, der indeſſen doch nur mehr einzeln zerſtörte, nicht ſo im Allgemeinen gleich den früheren, aber dennoch ſehr tiefe Wunden ſchlug.

Kaum hatte der weſtphäliſche Frieden die Unthaten beſchloſſen, als mit regem Eifer ein neuer Geiſt ſich über die Vorſteher der Klöſter und einzelne Privatmänner verbreitete, und jeglicher ſchmückte ſein Haus, und ſammelte. Da ging auch eine neue Sonne für Schleſien auf, deren Klarheit und Licht zu verherrlichen immer mein Beſtreben ſeyn wird, um ſo mehr, da auswärts noch lange nicht genug ihr Ruhm verbreitet iſt.

Im Jahre 1630 ward **Michael Willmann** zu Königsberg in Preußen geboren, lernte bey ſeinem Vater, Peter Willmann, die Mahlerkunſt, bildete ſich in Holland unter Rembrand, arbeitete 1660 in Berlin, und kam über Pohlen nach Breslau. Hier wollte er nicht in die Mahlerzunft treten, denn die Mahler waren bis auf die jetzige Gewerbfreyheit alle gezwungen in eine Zunft zu treten, entzweite ſich mit Mitkünſtlern und den gebietenden Perſonen, und fand in dem Prälaten Arnoldus, einem Märker der aus einem Bettelknaben, Abt von Leubus geworden war, einen kunſtliebenden, mächtigen und ihm ſtets gewogenen Beſchützer. Er wohnte nun in dem Städtlein Leubus, wo man noch die beyden Häuſer zeigt, in denen er lebte, und mahlte mit unendlichem, raſtloſem, kaum glaublichem Eifer die Gemählde welche noch jetzt Schleſien ſchmücken. Ich glaube keine zu hohe Summe anzugeben, wenn ich ihn für den Verfertiger von beynahe tauſend Gemählden halte, in deren jeglichem ſich ſtets eine neue, kühne, unerſchöpfliche Phantaſie zeigt.

Zuerſt ſchmückte er ſeinen Aufenthaltsort Leubus, dann die verwandten Ciſterzienſerklöſter, mahlte al Fresko eine ganze Kirche zu Grüßau; ſeine Gemählde gingen durch ganz Schleſien, alle Kirchen bemühten ſich von ſeiner kunſtreichen Hand etwas zu erhalten, Privatleute zahlten ſie theuer, und es mögen jetzt wohl in manchen Privatgallerien in England, Holland, Frankreich viele Gemählde Willmanns zerſtreut ſeyn, andere aber unter dem Namen Rembrand und Rubens vorgewieſen werden, deren Styl und Charakter er ſich am meiſten näherte.

Für Litteratur und Kunſt war damals ein gleich glückliches Zeitalter. Die Lebensperiode der Schleſiſchen berühmten deutſchen Dichter, ward Abſchnittsperiode in der Litteratur des ganzen Volks. Wir kennen die gefeyerten Namen, zu denen wohl ein oder der andere, der noch nicht mit Ruhm genannt iſt, aus ſeinem Schlafe in kurzem erweckt werden möchte. Bis er in würdiger Geſtalt auftritt, möge auch der Name der vorzüglichſten verborgen bleiben.

Kunſt, Litteratur und Naturkunde liebende Schleſier reiſten durch Europa, um Gemählde, Bücher, Münzen, Naturprodukte, Kupferſtiche, Handſchriften zu ſammeln. Es bildeten ſich größere und kleinere Gemählde-, Kunſt- und Naturalienſammlungen, die reichen Familien, oder angeſehenen Privatperſonen gehörten. Kirchen und Altäre wurden geſchmückt, und es war ein gründliches treffliches Leben und Wirken für Kunſt und Litteratur in Schleſien, deſſen Wiedererwachen man bey Kenntniß des regen Charakters des Volks, um ſo mehr jetzt, da ein Mittelpunkt geboten wird, und viele noch im Stillen ſammeln, arbeiten und wirken, nicht zu bezweifeln, ſondern gewiß vorherzuſagen hat. Und das iſt der Punkt der es ſo freundlich und angenehm macht, ſo glücklich zu ſeyn, an dem Grunde mitzubauen, der dieß wahrhaftere Leben auf ſich ausgebreitet ſehen ſoll.

So haben wir an der Gränzſcheide noch einen erfreulichen Ueberblick reger Thätigkeit. In Deutſchland und in Schleſien erſchlaffte der Sinn für das allgemeine Große und Erhabene, der die Voraltern auszeichnete. Zurückgedrängt in ſich, geriſſen von dem Vaterlande, einem vernichtenden Kosmopolitismus und andern Laſtern hingegeben, ſanken die Völker welche deutſche Sprache redeten, immer mehr und mehr hinab, und nur ſelten erſtand einer der mit innerer Kraft etwas allgemein Nützliches wirkte. Schleſien war auch in dieſer Periode noch reich an ſolchen Männern.

Aber die Zeit und die von ihr Erfüllten untergruben immer mehr und mehr das Gebäude, welches die Altvordern aufgeführt hatten. An einigen Orten vertilgten der Brand, an andern der Staub, Schmutz, der Wurm und die Hand der Unkundigen die Werke des Alterthums.

Familien ſtarben aus, die Luſt an Kunſtgegenſtänden erſchlaffte; es war ein todtes Kapital. Andere Familien verarmten und mußten bey eingeſchränkter Wohnung geliebte Sammlungen veräußern. In der Kunſt unerfahrne Prälaten, oder andere Vorſteher der Kirchen ließen ſich von Sudlern bereden, treffliche Gemählde fortzunehmen, um ſie ſchlecht verbeſſern zu laſſen, oder andere Schmierereyen die nur recht bunt ausſahen hinzuhängen. Ein Abt wollte einen neuen Altar bauen, warf den alten mit gutem Gemählde fort, und ſetzte eine Fratze an die Stelle. Die meiſten Gemählde aber hingen da, unbeweglich dem Kerzen- und Weihrauchdampf, dem Staube, der Sonne ausgeſetzt, um nie getränkt nie ausgebeſſert zu werden.

Weniger Sinn ließ oft treffliche Gemählde den Eigenthümern mißkennen; wuchernde Krämer, die hier und dorthin handelten, und ohne Geiſt und Sinn, nur ſcharren wo ſie können, ihr Vaterland mag dabey verlieren was es will, kauften für geringe Preiſe herrliche Gemählde, verkauften ſie zu ungemeſſenen Preiſen dem reichen Auslande, und prahlten dann mit dem Wenigen was ihnen niemand hatte abnehmen wollen. So ſchwanden die Sammlungen deren wohl gegen zwölf hier in Breslau geweſen ſeyn mochten, und deren Verzeichniſſe noch jetzt die größte Aufmerkſamkeit verdienen.

Wir finden uns abermals an dem Schluße eines Zeitraums von beinahe zweyhundert Jahren, ein Zeitabſchnitt der für Schleſien immer mit wichtigen Ereigniſſen verknüpft zu ſeyn ſcheint. Nicht von innen, ſondern wieder von außen, durch den allgemeinen Gang der wichtigen Zeit herbeygeführt, verſchwinden aus der Geſchichte die Inſtitute, in denen Künſte und Wiſſenſchaften früher wohl gepflegt wurden. Die weiſe Hand des Herrſchers verſammelt alles was für Kunſt und Wiſſenſchaft durch Jahrhunderte geſammelt worden. Aufgeklärt wird es jetzt ſeyn, warum ſo manches verſchwand, und ruhiger können wir betrachten was uns blieb.

Ich muß um die Erlaubniß bitten mir zu vergönnen die Anſichten darzulegen, welche mich leiteten, indem ich die vorgefundenen Gemählde ſammelte. Hierin wird ſich auf eine ſchicklichere Weiſe dasjenige darſtellen laſſen, was gefunden werden iſt, und warum es genommen wurde, welches beides, wenn auch nur ein örtliches Intereſſe darbiethend, doch auch im Allgemeinen nicht ganz ohne Intereſſe ſeyn wird.

Schon die erſte Durchſicht der Klöſter und Kirchen lehrte, daß es zweckdienlich erſcheinen möchte, einen dreyfachen Punkt im Auge zu haben, aus dem die Sammlung zu begründen wäre. Um mit dem frühſten anzufangen zeigten ſich hier und dort merkwürdige Reſte einer altdeutſchen Mahlerſchule, die mit einer überhaupt ſehr alten Mahlerſchule verbunden, weit in die früheſten Zeiten ſtiegen. Die Liebe zum Altdeutſchen, der Wunſch in Schleſien ein ganz unbekanntes Künſtlergeſchlecht zu finden, wofür ſehr viel ſprach, und noch ſpricht, ließ mich leicht mit Enthuſiasmus dieſe Sache ergreifen, der einerſeits mich zu weit geführt haben mag, — ein Verſehen, daß, wie ich hoffe, die Schleſier mir gerne verzeihen werden — und ein Wort ausſprechen, daß zu manchen Mißdeutungen, durch ſeinen zu ſtrengen Begriff, den ich im Moment nicht darin ſuchte, Anlaß geben konnte, und gab. Es war der mehrmal ausgeſprochene Glaube an eine Mahlerſchule in Schleſien. Wenn auch die Liebe und der Enthuſiasmus zu der Sache, die ich näher ſogleich angeben werde, und zu der vieles vorbereitet iſt, ſtets derſelbe blieb, ſo mußte denn doch ein etwas zu voreilig ausgeſprochenes Wort anders begränzt werden. Es war das Wort Schule! verſteht man darunter wie einmal in den Kunſtermen angenommen, eine Vereinigung von Künſtlern, die ſich in und durch ſich, durch große Meiſter in einer eigenen Manier ausbildeten, und dieß mußte man wohl, wie ich nachher erkannte, ſo ſage ich gleich, daß ich durchaus Unrecht hatte, ſo wie alle die, welche vor und nach mir dieß Wort ausgeſprochen haben. Dieß kann durch Nichts dargethan werden, da die ſchleſiſchen Künſtler in einem ganz unverbrüchlichen Zuſammenhange mit der Nürnberger und andern Schulen ſtanden. Dieſe ſendeten ihre Zöglinge nach Schleſien.

Es kann nur von einem Mahlerverein in Schleſien geredet werden, welcher in Breslau immer zunftmäßig war, der die Kirchen und Altäre ſchmückte. Aus andern deutſchen Ländern kam der Meiſter her und ward hier, in dem durch Kunſtliebe geſegneten Lande, zünftig. Dieß läßt ſich beweiſen, und der Glaube einiger, es ſey Alles, wenigſtens das Meiſte und Beſſere auf Beſtellung in Nürnberg gearbeitet und hergebracht, mag ſich einzeln nachweiſen laſſen, im Ganzen aber iſt er durchaus verwerflich. Wir bemerken nur die Menge ex voto Gemählde, alle in einem Style gemahlt, die Grabmähler und dergleichen, welche die Bildniſſe der Schenker enthalten.

Die Anſicht dieſer Umſtände erzeugte alſo die Idee zur erſten Klaſſe der Gemähldeſammlung, anfangend von den früheſten Jahren die man auffinden konnte, Aufſtellung dieſer frühſten Gemählde hinunter bis in die erſte Hälfte des 16ten Jahrhunderts, um ſo eine Geſchichte der Kunſt in und für Schleſien zu geben, ſo genau, ſo gut, ſo ausführlich, wie es Glück und Geſchick gaben. Man hat in den verfloſſenen Jahrzehnden viel zu wenig jene alten hiſtoriſchen Reſte geachtet, die uns merkwürdige Aufſchlüſſe für die Kunſt geben konnten und mußten. Zugleich bemühte ich mich aus alten Chroniken Nachrichten über Gemählde und Kunſtprodukte zu ſammeln, um ſie mit den vorhandenen zu vergleichen, aber leider ſind hierin die Chroniken ſehr ſparſam.

Es haben ſich Gemählde gefunden, die man wohl für Werke aus Hollbeiniſcher Schule anerkennen möchte; z. B. ein Votivgemählde, bedeutend groß, auf Holz, zu Leubus, eine Familie vorſtellend, die den Leichnam Chriſti vor ſich liegen hat. Dieſer Leib Chriſti iſt das ſchlechteſte im ganzen Gemählde, aber die Köpfe ſind mit unendlicher Wahrheit und hoher Feſtigkeit entworfen; der Kopf eines Prälaten erinnert gleichfalls an Holbein, einige andere Gemählde ſprechen für Albrecht Dürer, und Lukas v. Leiden; mehrere ſind früher, für Wohlgemuth paſſend, aber nirgends findet ſich ein Nahme.

Alle dieſe Gemählde ſind auf Holz, größtentheils auf Goldgrund. Ein anders großes Gemählde auf Leinwand, Chriſtus läßt die Kinder zu ſich bringen, iſt eine durchaus mißrathene Kopie eines altdeutſchen Gemähldes, das, Gott weiß wo, ſeyn mag.

Es war für's erſte nur nöthig zu ſammeln dasjenige, was da war; die Sichtung des Beſſeren, die Aneinanderſtellung fügte ſich von ſelbſt nachher, wenn nur gerettet war, was man retten konnte, und vieles ward mitgenommen, in dem ſichern Glauben, daß es nicht bleiben würde, ſondern daß Beſſeres es verdrängen würde. Gemählde die ſich von bekannten alten deutſchen Meiſtern, die wir eben genannt, vorfanden, wurden gleich zur eigentlichen Gallerie beſtimmt. Hätte ſich nur mehr gefunden!

Das bis jetzt älteſte Gemählde iſt von 1300, ich habe es in einer eigenen kleinen Schrift und in den ſchleſiſchen Provinzialblättern näher beſchreiben. Die Zeit ſeiner Entſtehung iſt wohl nicht zu bezweifeln, aber — es iſt leider übermahlt, wie nähere Unterſuchungen zeigten, ſo daß das alte Bild uns nicht blieb, daher es nur einen andern Werth noch hat, den, daß es den Beweis giebt, wie hoch es geachtet worden, da ſich in der Sammlung zu Breslau zwey Copien aus dem 15ten Jahrhundert befinden, die darnach gemacht ſind.

Ein in Schweidnitz gefundenes Gemählde, von 1308 angeblich, iſt durchaus nicht übermahlt, und daher da es ſchleſiſchen Urſprungs zu ſeyn ſcheint, höchſt merkwürdig. Ein in Breslau gefundenes Gemählde von 1308 iſt auch übermahlt, ein Schickſal, dem ſo viele Gemählde unterliegen mußten. Durch mehrere Jahre des 15ten Jahrhunderts ſteigt die bis jetzt bekannte Sammlung in das erſte Drittel des 16ten Jahrhunderts, das den Beſchluß macht. Hier kann bloß die Andeutung genügen. Einige Madonnen möchten auf die Zeit der griechiſchen Mahlerey wohl hindeuten, aber — dieß ſteht noch vielfältig zu unterſuchen und zu beweiſen. Eine hat auch das Schickſal gehabt, ſehr roſig übermahlt zu werden.

An dieſen für die Geſchichte der Kunſt wichtigen, und wie ich glaube ſehr wichtigen Theil, ſollte ſich eine zweyte Abtheilung anſchließen, die für Schleſien ein ganz beſonders und hohes Intereſſe haben muß, es iſt die Sammlung der Gemählde Willmanns, deren eine ſo bedeutende Menge iſt, daß ſie wohl eine eigene Abtheilung für ſich ausmachen könnten. Ueber den unbegreiflichen Fleiß Willmanns habe ich ſchon oben geſprochen, es läßt ſich, ſo bedeutend die Sammlung ſchon jetzt iſt, bey einiger Liberalität und Auffaßung der richtigen Anſicht, von Seiten der Perſonen, unter deren Aufbewahrung ſich mehrere Gemählde von Willmann befinden, hoffen, daß ſie ſehr ausgedehnt werden wird, und wie Düßeldorf einſt eine Gallerie treflicher Gemählde von Rubens hatte, ſo wird auch Breslau auf ſeine Gallerie von Gemählden Willmanns, ſtolz ſeyn. Zweckmäßig möchte es vielleicht erſcheinen, die beſten und ausgeführteſten Gemählde Willmanns, denn es iſt nicht zu läugnen, daß bey einigen die letzte Hand zu fehlen ſcheint, in die eigentliche Gallerie, die dritte Abtheilung, von der ich gleich ſprechen werde, zu bringen, da die andern Gemählde, und beſonders auch einige aus ſeiner Schule, die einen merkwürdigen Gegenſatz gegen die Gemählde des Meiſters bilden, ſich beſſer in einer beſondern Abtheilung ausnehmen werden, die für jeden jungen Mahler unendlich inſtructiv ſeyn wird, da die Fülle der Compoſitionen, die Richtigkeit und Gediegenheit der Zeichnung, höchſt bildend ſeyn müſſen.

Willmann iſt auch darum ſo ſehr belehrend, da er nicht allein ein trefflicher Hiſtorienmahler, ein vorzüglicher Porträtmahler war, ſondern auch im Mahlen der Landſchaften ganz herrlich iſt, in welchen ſeine Bäume, ſeine Gruppen, ſeine Thiere, durchaus die Bewunderung Aller auf ſich ziehen müſſen, und ein jeder geſtehen wird, daß Willmann einer der vielſeitigſten Künſtler geweſen iſt, den wir je gehabt haben. Für den größten Beweis ſeiner Vielſeitigkeit halten wir zwey große Gemählde, ſo in Leubus gefunden wurden, und die Schöpfung vorſtellen. Die Fülle ſeines Geiſtes zeigt ſich in der Größe der Compoſition und der weiſen Vertheilung der verſchiedenen Momente der Schöpfung, wo keiner den andern ſtört oder hindert, ſondern alles ſo geſtellt iſt, daß es als ein wohlgeordnetes Ganzes vor dem Beſchauer ſteht. Hier zeigt er ſich aber auch als Künſtler in Darſtellung der menſchlichen Geſtalten, in treuer Abbildung der verſchiedenſten Thiergeſtalten, in kühnen, viel verſchlungenem Baumſchlage der Landſchaft, der ſich wieder in zierliche Pflanzengebilde des Vordergrundes auflößt.

Wenn wir bedenken, daß ſchon jetzt über 150 Original-Gemählde von Willmann, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, vorhanden ſeyn möchten, ſo wird die Aufſtellung einer beſondern Gallerie dieſes Künſtlers nicht mehr unzweckmäßig erſcheinen, um ſo mehr, da ſie ein durchaus nationelles Intereſſe hat. Der übermächtig großen Martyrer-Bilder, welche ſich von der Hand Willmanns in der Kirche zu Leubus fanden, ſind freylich nur wenig, wegen ihrer bedeutenden Größe, (ſie ſind 7 ½ Ellen hoch, und 5 ¼ Ellen breit,) zur Aufſtellung in einer Gallerie geeignet, wenn nicht noch ein ſehr bedeutendes Lokale dafür beſtimmt werden kann; ein Paar werden indeſſen immer, wegen ihrer ganz beſondern Trefflichkeit, genommen werden müſſen, und die übrigen möchten dann am zweckmäßigſten den Dom und einige andre Kirchen Breslau's zieren, wo ſich ohnehin ſchon Gemählde von Willmann finden, ſo daß dieſe Kirchen, in Kunſthinſicht, als Nebenſäle der großen Gallerien betrachtet werden könnten. Dieſe wirklich herrlichen Gemählde einer nunmehr unbeſuchten bloßen Dorfkirche zu laſſen, jeglicher Zerſtörung aufs äußerſte ausgeſetzt, ſchien ein Verrath an der Kunſt zu ſeyn.

Die dritte Abtheilung endlich, welche man vielleicht die eigentliche Gallerie nennen könnte, ſollte die Gemählde enthalten, welche das Glück aus andern berühmten Schulen, von andern berühmten Meiſtern uns zugeführt oder gelaſſen hatte, mit Hinzufügung der beſten Stücke Willmanns, wie ſchon geſagt. Auch in dieſer Abtheilung fehlt es nicht an einzelnen trefflichen

Stücken, worunter beſonders ausgezeichnet ſind, einige herrliche Thierſtücke, von denen eines des bekannten Mahler Roos, die einer jeden Gallerie zur großen Zierde gereichen würden. Vor allen nenne ich darunter eine wilde Schweinsjagd, die ganz vorzüglich ausgeführt iſt. Zwey Thierſtücke, wohl gewiß von Hondekoter, die auf eine unverzeihliche Art zerſtört waren, ſind ſchon ſehr gut wieder hergeſtellt worden, und haben unter einem ſchlechten Firniß einen herrlich friſchen Farbenglanz bewahrt. Einige Blumenſtücke, ein paar Madonnenbilder, eine Reihe vorzüglicher Landſchaften, ſchließen noch an die genannten an, ſo wie ein Kranach, ein Albrecht Dürer, der zweifelhaften Annahme nach, und mehrere andre Gemählde. Möchte dieſer Kreis der Originale auch für jetzt noch engbegränzt erſcheinen, ſo iſt es gewiß zu erwarten, daß manches Gemählde, welches noch in den Beſitz einzelner Privatperſonen und Familien iſt, dereinſt als erfreuliches Geſchenk der Gallerie werden möchte, ſobald mir möglich ſeyn wird, zu ihrer Aufſtellung ſchnellere Schritte zu machen; denn der Eifer der Schleſier ein bewahrtes Kunſtwerk oder wiſſenſchaftliches Kleinod durch Geſchenk an ein öffentliches Inſtitut allgemein nützlich zu machen, hat ſich ſchon jetzt, während der erſten gährenden Arbeiten auf eine erfreuliche Art gezeigt.

Außer den Originalen müſſen wir aber auch jetzt noch mit einigen wohlgerathenen Copien zufrieden ſeyn. Z. B. einer Geburt Chriſti nach Tizian, der Delila nach Rubens, einer Suſanne im Bade nach Rubens, der Kreuzabnahme nach Rubens, und anderen mehr. Ein Gemählde welches die Vertreibung der Verkäufer und Wechsler aus dem Tempel vorſtellt, hat einen unverkennbar niederländiſchen Charakter, wenn auch der Meiſter noch nicht anzugeben iſt; und ſo herrſchen bey einer bedeutenden Menge von Gemählden noch Ungewißheiten, welche die Folge erſt wird aufzuklären vermögen, wenn der Raum geſtattet ſie beſſer zu ſammeln und auseinander zu ſetzen.

Bey ſolchen Inſtituten, wie hier angelegt werden ſollen, kann nur langſam vorgeſchritten werden, wenn nicht andre und wir ſelbſt uns in der Folge einer Uebereilung zeihen wollen. Es muß genügen, daß ein ſtätes und ſtilles Fortarbeiten vorhanden, das aber noch nicht geeignet iſt, die Menge heran zu laſſen. Deſto würdiger werden ſie in der Folge auftreten.

Sollen alle dieſe Anſtalten für das Land dasjenige werden, wozu die Hofnung den Muth derjenigen belebte, die an Gründung derſelben arbeiteten, ſo muß die Nation ſelbſt hülfreich hinzutreten, eingehen in die entworfenen Ideen, und ſie mit ausführen helfen, wenn nicht alles Stückwerk bleiben ſoll, und alle Bemühungen vergeblich ſind. Und dieß iſt nun das Erfreulichſte, daß dieſer hülfreiche Zutritt in weiteſter Ausdehnung gewiß zu erwarten ſteht; denn der Schleſier iſt bey dem, was ſeine Nationalität angeht, noch nie träge geweſen oder müſſig geblieben.

So ſchließe ich denn dieſe kurze vorläufige Ueberſicht in der Hofnung, daß ich oder ein anderer, in weniger Zeit, das fröhliche Wachsthum dieſer Inſtitute und ihr glückliches Gedeihen, nach der dargelegten oder andern vielleicht beſſern Anſichten, werde bekannt machen können.

Büſching.

Aus dem romantiſchen Schauſpiele

Kunegunde,

Römiſch-Deutſche Kaiſerin,

von

F. L. Zacharias Werner.

Perſonen.

Heinrich der Zweyte, römiſcher Kaiſer und König von Italien, aus dem Hauſe Sachſen.
Kunegunde, deſſen Gemahlinn.
Herzog Ehrenfried, vom rheiniſchen Franken, Pfalzgraf und oberſter Hofrichter.
Markgraf Heinrich vom Nordgau.
Burggraf Heermann von Meiſſen.
Ritter Irner von Habsburg, Marſchall.
Harduin, Markgraf von Jvrea, uſurpirter König von Italien.
Floreſtan, deſſen Sohn, ein funfzehnjähriger Knabe u. ſ. w.

* * *

Dritter Akt.

Deutſches Lager bey Domo d'Oſſola. Es iſt voller Morgen.

Erſter Auftritt.

Markgraf Heinrich vom Nordgau, mit bloßem Schwerte ſchnell hereintretend. Ein wachthabender Lanzenknecht im Hintergrunde.

Heinrich.

(indem er das Schwert unmuthsvoll in die Scheide ſteckt.)

Da — roſte du mein Schwert! — Es iſt zu toll! —
Der Frömmler Heinrich war ſo ſicher ſchon umſponnen
Vom Untergang; mein Troß zum Abfall faſt gewonnen —
Da kommt ein Lichtgeſpinnſt das aus den Dünſten quoll,

Ein Feuerſtreif, der dicken Luft entronnen —
Die Welſchen, ihres dummen Aberglaubens voll,
Sie beben, beten, flehn um Gnade, fliehn —
Und er gewinnt das Spiel, das dummdreiſt er begonnen! —

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Ein deutſcher Ritter.

Ritter.

Mein edler Graf, des Kaiſers Schaaren ziehen
Mit Siegespalmen an! —

Heinrich.

So ziehet ihm entgegen,
Um für den ſchwer errungnen Sieg von meinetwegen
Dem Kaiſer, unſerm Herrn, den Glückwunſch abzulegen!

(Ritter geht ab.)

Heinrich.

Ja wünſche Glück mein Mund, Hier (auf das Herz zeigend) mag die Rache glühn! —
Der Baiern Herzogthum, dem Erſten der Magnaten
Bojariens, mir gebührts! Der Kaiſer ſtets berathen
Von ſeinem Weibe, gab es ihrem Bruder hin;
Drum Rache ihm und ihr! — Vergiß es nicht mein Sinn. —
Doch deine ſtille Wuth, Ohnmächt'ger! ſind das Thaten? —
Was kann ich thun! — Ich hoff auf dieſen Hardnin;
Er flieht! — Dem Zufall dient das weiſeſte Bemühn;

Dieß zieht am Pfluge, doch der Zufall 'ſtreut 'die
Saaten!—
Drum harre, haſſend Herz, und, naht er — haſche
ihn!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Knappenvogt.

Knappenvogt.

Geſtrenger Graf, meine Vorpoſtenwacht,
Hat verdächtig Volk handfeſt gemacht!

Heinrich.

Wen?

Knappenvogt.

Einen Ritter und Pilgersmann.
Sie ſollten uns das Paßwort geben
Drauf ſie zur Antwort geſagt uns han
Das alte: Trotz Teufel die deutſche Treue,
Und nicht das neue, wie es eben
Verändert worden in dieſer Nacht,
Das: Alte Zeit wird wieder Neu!
Das hat uns verdächtig wollen bedeuten
Drum ha'n wir ſie verarreſtirt! —

Heinrich.

Nichts bedeutet's, der Pilger paſſirt.
Bethfahrer werden nicht turbirt.
's iſt Kaiſers Befehl — Ihr wißt's!

Knappenvogt.

Mit dieſen Leuten
Scheints doch abſonderlich! — da bringen ſie ſie gebracht!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Kunegunde noch in Pilgertracht, die Kappe ganz über das Geſicht gezogen, doch nicht die Lanze in der Hand. Irner, völlig geharniſcht, mit heruntergeſchlagenem Viſir. Sie werden von einigen Lanzenknechten hereingeführt, und bleiben während dieſes und eines Theils des folgenden Auftrittes immer im Hintergrunde ſtehen.

Heinrich.

Wer ſeyd Ihr? —

Irner.

Pilgervolk; wir paſſiren! —

Heinrich (vor ſich.)

Ritter Irner! das Viſir heruntergeſchlagen! —
Er will unerkannt ſeyn! — Was will das ſagen? —
(zu Kunegunden) Wer ſeyd ihr Pilger? —
(da ſie unbeweglich, und ohne ſich zu enthüllen ſtehn bleibt)
Wollt Ihr mich veriren? —
(Zu den Lanzknechten auf Kunegunden zeigend.)
Enthüllt ihn! —

Irner.

(indem er das Schwert zieht und es den Lanzenknechten entgegen hält.)

Wer naht den werd' ich durchbohren! —

Kunegunde

(zu Irnern, indem ſie ihm das Schwert zurück zu halten ſtrebt.)

Haltet! —

Heinrich.

Die Kaiſerinn!

Irner.

Wir ſind verlohren! —

Heinrich
(zu den Lanzenknechten, die noch immer ſich Kunegunden nähern wollen, auf letztere deutend.)

Laßt ihn! —

(Zu Kunegunden mit einer Verbeugung.)

Herr Pilger, Ihr dürft hier nicht fort! —

(Man hört außerhalb der Scene Trompeten blaſen.)

Die Lanzknechte (freudig rufend.)

Der Kaiſer! —

Heinrich.

Zufall, hältſt du mir Wort? —

Lanzknechte.

Wer da? —

Stimmen des Kaiſers und Heers.

Deutſch Kaiſer und Heerbann! —

Kunegunde.

Hm! —

Lanzknecht.

Kaiſer und Heerbann, gieb Feldgeſchrey! —

Stimmen des Kaiſers und Heers.

Alte Zeit wird wieder Neu!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Spielleute mit Blasinſtrumenten, um welche Kränze gewunden ſind. **Erzbiſchof Tagmo. Kaiſer Heinrich**, mit einem Lorbeerkranze gekrönt. **Herzog Ehrenfried. Biſchof Friedrich. Burggraf Herremann. Graf Theobald.** Viele andere Ritter und ein Theil des Heeres mit Fahnen, um welche Kränze gewunden ſind und Lanzen. Alle haben Palmenzweige in den Händen und ziehen, während einer kurzen Marſchmuſik um die Bühne, worauf ſie ſich theils im Hintergrunde, theils zu beyden Seiten des Kaiſers gruppiren.

Kaiſer.

Gott Zebaoth mit uns! Hallelujah!

Heinrich.

Nehmt Herr und Kaiſer meinen Glückwunſch an!

Kaiſer.

Nicht wir, ein Stärkrer hats gethan! —
Des Herren Speer iſt durch die Schaaren
Der Feinde ſchreckend hingefahren,
Wir alle ſahn es vor uns ziehn! — (zum Heere)
Es will dir, deutſches Volk, ſich tröſtend offenbahren,
Der welcher dir ſchon oft in Trübſals Nacht erſchien,
Der Waage hält und Schwert! — Sey rein und hoff
auf ihn! —

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Ritter.

Ritter (zum Kaiſer.)

Ein Herold, welchen die Baronen
Italiens ſenden!

Kaiſer.

Laßt ihn ein! —

(Ritter geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Othbert, die italiäniſche Krone auf einem Kiſſen tragend.

Othbert.

(indem er ſich auf ein Knie niederläßt, und dem Kaiſer die Krone auf dem Kiſſen überreicht.)

Harduinus ſchickt dir, Herr, die Krone.
Er ſchenkt ſie dir — ſie werde dein!
Nicht trieben, ſprach er, deine Haufen
Es trieb ihn innere Gewalt!

Kaiſer.

Er wird der Allmacht nicht entlaufen
Ich ſchenk ihm ſichern Aufenthalt! —

Othbert.

Italiens Baronen flehen
Dich reuevoll um Gnad' und Huld!

Kaiſer.

Der heut'ge Tag ſoll Blut nicht ſehen!
Vergeben ſey die ſchwere Schuld! —

(Er giebt Othberten ein Zeichen ſich zu entfernen, Othbert ſteht von den Knien auf und geht ab.)

Kaiſer (zum Heer.)

Jetzt laßt zur Kaiſerinn uns eilen,
Die Makelloſe leidet Qual!
Sie ſoll das Dankfeſt mit uns theilen.

Das Heer.

Der Kaiſer leb' und ſein Gemahl! —

Heinrich.

(indem eben der Zug ſich wieder in Marſch ſetzen will, ſich dem Kaiſer mit einer Verbeugung nähernd.)

Verzeih' Ewr Hoheit, doch mich zwingt die Pflicht:

Das Feſt in Etwas noch zu unterbrechen;
Ich ſchwiege gern, doch leider muß ich ſprechen!

Kaiſer.

Sprecht! —

Heinrich.

Nur mein gnäd'ger Kaiſer zürne nicht! —

Kaiſer.

Sprecht, ſag ich!

Heinrich.

Da des Heeres Vortrab mir
Von Euch ward anvertraut, ſo ſtellt ich nach Gebühr
Vorpoſten aus und — eben hat die Wacht
Mir dieſen Pilger hier gefänglich eingebracht! —

Kaiſer.

Frey iſt die Bethfahrt!

Heinrich.

Ja ſo hab' ich auch gedacht;
Doch dieſer Pilger hat verdächtig ſich gemacht
Und will, vielleicht mit Recht! ſich Eurem Knecht nicht nennen!
Ihr Herr, Ihr habt allein ihn zu befragen Macht.
Drum —

(indem er zu Kunegunden geht, ſie ehrerbietig bey der Hand ergreift, und ſie aus dem Hintergrunde, vor den Kaiſer in den Vordergrund führet.)

Stell' ich Euch ihn vor! Ich hab' die Pflicht vollbracht! —
Wenn Ihr ihn nicht erkennt; ich — ich will ihn nicht kennen!

(geht ab.)

Kaiſer.

Wer biſt du, frommer Mann? — Im heiligen Gewande
Wird doch Verrath wohl nicht verbergen ſeine Schande! —
Sprich! Wie? du ſchweigſt? Als Kaiſer ſteh ich hier!
Und — jetzt zu ſprechen — ich befehl es dir! —

Kunegunde

(zeigt zitternd auf das herumſtehende Heer.)

Kaiſer.

Auf die da deuteſt du! Bebſt du vor meinen Leuten?
Es ſind ja Chriſten auch; du betheſt, und ſie ſtreiten! —

Kunegunde

(ſinkt vor ihm auf die Knie.)

Kaiſer.

Du knieeſt? Knie vor Gott! — Ich bin es müde; bin
Geſonnen dich zu ſehn! —

(Er reißt Kunegunden die Kappe, ſo daß ihr Haupt entblößt wird, herunter, dann, indem er ſie erkennt, zurückfahrend.)

Mein Weib!

Das Heer

(erſtaunt ausrufend.)

Die Kaiſerinn!

Kaiſer

(indem er Kunegunden gewaltſam von den Knieen aufreißt.)

Von wannen kommſt du, Weib! —

Jener

(der bis dahin immer unbeweglich geſtanden, jetzt in den Vorgrund tretend, zum Kaiſer.)

Sie kommt von Feindesheer! —

Kaiſer

(ſchmerzvoll vor ſich.)

Der Kelch der Bitterkeit, wird er nicht einmal leer? —

Irner

(indem er mit der einen Hand ſein Viſier aufreißt, und mit der andern dem Kaiſer ſein Schwert übergiebt.)

Ich hab' ſie hingeführt! hier Kaiſer iſt mein Schwert!

Kaiſer

Ihr — Irner? —

Kunegunde.

(auf den Kaiſer und auf Irner deutend.)

Ihn und ihn vernicht' ich! —

Kaiſer.

(zu Kunegunde.)

Es begehrt,
Mein harrend Volk mit Recht, daß Kaiſers Ehgemahl
Sich offen reinige von offenem Scandal!
Ewr Liebden wolle drum uns öffentlich erklären,
Was Sie bey Nacht gekonnt in Feindes Heer begehren! —

Irner.

Mich ſtraft, geſtrenger Herr! — Die Heil'ge läſtert
nicht! —

Kaiſer.

Es ſchweige der Vaſall, ſein harret das Gericht! —
Sprecht Kunegunde! —

Kunegunde.

Herr, für das was ich verbrochen
Hat dieſer Stunde Pein Euch furchtbar ſchon gerochen! —
Mehr hab' ich nicht verletzt, als des Gehorſams Pflicht,
Zwar bin ich Sünderin, doch Euer unwerth nicht! —

Kaiſer.

Wir alle wiſſen es: daß Ihr, in Ehr und Züchten,
Der Frauen Erſte, habt erfüllet Eure Pflichten,

Daß Eure Schritte ſtets vom reinſten Licht verklärt.
Drum tilget den Verdacht, der unſre Bruſt beſchwert! —

Kunegunde.

Mein Herr und Kaiſer, mehrt durch Eure ſtillen Schmerzen
Nicht noch die Höllenqual von meinem armen Herzen!
Laßt, der aus ihm entquillt, der Thränen bittern Fluß
Euch ſagen, was mein Mund Euch — ach! verſchweigen muß! —

Kaiſer.

(zu den Rittern.)

Ihr Herren, Jeder weiß: daß tugendſame Frauen
Sich ihrem Ehherrn nur im Stillen gern vertrauen.
Drum tretet jetzt zurück — ſie will mirs ſagen nun
Im Stillen! — Was ſie ſprach, ich will es kund Euch thun.

(Alle außer dem Kaiſer und der Kaiſerin, ziehen ſich in den Hintergrund zurück.)

Kaiſer.

Kunegunde! bey des Heilands Wunden,
Bey der Gnadenmutter bittern Schmerzen,
Der ein Schwert gewühlt im bangen Herzen
Wie es jetzt in meinem wird erfunden!
Bey den — nein, ich will ſie nicht vergießen! —
Bey den erſten Thränen die mir fließen,
Du, die faſt zu Schanden mich gemacht
Reine dich vom ſchimpflichen Verdacht!

Kunegunde

(ſich dem Kaiſer, als ob ſie ihn umarmen wollte, nähernd.)

O mein Heinrich!

Kaiſer

(ſich von ihr zurückbeugend.)

Willſt du mich umfaſſen?
Sollen vor dem Heer wir ſehn uns laſſen
Wie die Gaukler in dem Faſtnachtsſpiel? —
Weib, jetzt end' es! — es wird mir zu viel! —

Kunegunde (jammernd.)

Ach an Etwas muß ich doch mich halten
Wenn die böſen, feindlichen Gewalten
Mich, die ich 'ne ſchwache Magd nur bin,
Wüthend reißen nach dem Abgrund hin! —

Kaiſer.

Nein du biſt nicht ſchwach, Gefäß der Ehren!
Du der Kaiſer-Enkel und Gemahl,
Rüſtzeug du der ew'gen Gnadenwahl
Woll' in dieſer Stunde dich bewähren! —
Auf die Hoſtie möcht ich es beſchwören;
Daß du rein und ſonder Makels Mahl!
Aber — tilgt das meiner Schande Quaal?
Daß du rein: laß laut das Volk es hören! —

Kunegunde.

Wenn ich las in heiligen Legenden
Von der frommen Märtrer freyem Dulden,
Wünſcht' ich abzubüßen meine Schulden
Wohl wie ſie, im Martertod zu enden! —
Doch des Herzgeliebten Herz zerreiſſen
Und nicht enden dürfen ſeine Pein,
Und durch Frevel Schuld daran zu ſeyn —
Das mag mehr wohl als der Tod noch heißen!

Kaiſer.

Du gefrevelt! Weib du lügſt! die Sonne,
Nimmer kann ſie Mitternacht umzieh'n! —
Gunde, meines Herzens reine Wonne,
Wär' das Heer nicht, vor dir würd' ich knie'n! —
Laß bey unſrer Liebe ſchönſten Stunden,
Wo wir Gott am heiligſten geliebt,
Laß du, die noch nimmer mich betrübt,
Dich erflehn, hör auf mich zu verwunden! —

Kunegunde

(mit letzter Anſtrengung aller ihrer erſchöpften Lebensgeiſter.)

Wie du da ſtehſt — ſchön im Siegeskranze,
So wie du einſt ſtandeſt am Altar,
Als, den Eichenkranz im braunen Haar,
Du vermählt mir ward'ſt im Morgenglanze! —
Sieh auch jetzt die Morgenſtrahlen prangen,
Laß zum Dankfeſt hoch die Fahnen wehen! —

(allmählig ermattend)

Ich — will in's Verborgne beten gehen!
Nicht für mich, mich hält die Nacht umfangen,
Nur für deiner edeln Seele Bangen!
Möchteſt du — es iſt ein klein Verlangen,
Wohl ein Tröpflein Frieden mir erflehn? —

Kaiſer.

Höhnſt du mich? — ich, der beſiegt von Schmerzen,
Ich, ein Dankgebeth, ein Siegesfeſt! —
Ich, den Gott in ſeiner Qual verläßt
Deinetwegen! —

Kunegunde.

Halt! Jetzt fährt's zum Herzen!

(ſie ſinkt ohnmächtig zu Boden.)

Irner (herzueilend.)

Herrinn!

Kaiſer (Irnern zurückſtoßend.)

Fort von dieſer Heil'gen hier,
Frevler du! du haſt ſie mißgeleitet;
Aber dir ſey auch die Qual bereitet!

(faſt auſſer ſich, auf die Kniee ſich bey der ohnmächtigen Kunegunde nieder ſtürzend, und ſie mit den Armen umſchließend, mit von gewaltſamen Thränen faſt erſtickter Stimme.)

Kunegunde, Holde — komm zu dir! —

Das Heer (erſtaunt ausrufend.)

Der Kaiſer weint!

Kaiſer

(indem er raſch vom Boden aufſpringt, laut zu den Umſtehenden)

Ihr lügt!

(die ſich allmählig ermunternde Kunegunde betrachtend, vor ſich)

Sie ſchlägt die Augen auf! —
Sie iſt nicht todt! — Jetzt Schmerz, vollende deinen Lauf
In mir, nur ſchone ſie!

(Nachdem er Kunegunden vom Boden aufgeholfen hat, mit geſammelter Faſſung zum Burggrafen Herrmann.)

Burggraf, führt mein Gemahl
In ihr Gemach, und laßt ſie dort bewachen,
Von einer Ehrenwacht verſteht ſich! — Welche Sachen
Sich kund auch thun; ſie tilgt gewiß des Makels Mahl! —

(zu Kunegunden) Ewr Liebden geh mit Gott! —

Kunegunde.

Oh!

Kaiſer.

Gott der wirds wohl machen!

Kunegunde

(indem ſie ihre Lanze vermißt, im Abgehn ſchmerzhaft vor ſich.)

Wo bliebſt du Stab des Sohnes? — Leiter im Prüfungsthal! —

(ſie geht, vom Burggrafen Herrmann ehrerbietig geführt, ab.)

Kaiſer.

Ihr Andern folget mir zum Dankfeſt allzumahl! —

Erzbiſchof.

Verzeihung, Herr! allein das Dankfeſt auszuſpenden
Müßt ihr die Unbill erſt von Eurem Stamme wenden! —

Herzog.

Die Stände bitten, Herr, daß Eures Hauſes Schmach
Ihr tilgend, kund thut: ob ſie frey von Schuld ſich ſprach?

Kaiſer

(zornig auffahrend)

Wer Sie?! —

Herzog.

Der Kaiſerinn geſtrengen Hoheit Gnaden! —

Kaiſer.

Mit Ehrfurcht ſprecht von ihr! ſonſt ſend' ich ſchwer beladen
Mit Ketten Euch in's unterſte Gemach
Des Burgverließes, jenem Frevler nach

(auf Innern deutend.)

Viele Ritter

(unwillig murrend, indem ſie auf den Herzog zeigen.)

In Ketten — ihn?

Herzog.

Der Herzog von dem Rhein,
Des Reiches Pfalzgraf, wird wohl frey von Ketten ſeyn.

Kaiſer

(ſich allmählig beſanftigend)

Bringt mich nicht auf.

Herzog.

Der Kaiſer wird in Ketten
Den Greis nicht legen, der die Krone half ihm retten;
Zumahl, wenn das Geſetz aus meinem Munde ſpricht,
Das ich verweſen muß: Fürſtand vom Reichsgericht! —

Kaiſer

(dem Herzog die Hand reichend, der ſie küßt.)

Ich weiß des Reiches Recht, und auch den Freund zu ehren.

Herzog.

Mein weiſer Kaiſer wird, ich weiß es, wiederkehren
Zu dem Geſetze, das beſchwor ſein eigner Mund.

Kaiſer.

Ja, halten will ich es, ging ich auch drob zu Grund! —
Sprich, Pfalzgraf laut es aus! Bey deinen grauen Haaren,
Bey Gott beſchwör ich's! Leid ſoll dir nicht widerfahren.
Erfüllen will ich es, was es erheiſcht, das Recht,
Wenn das Geſetz gebeut, ſo iſt der Kaiſer Knecht.

Herzog (mit Förmlichkeit.)
Caroli Magni Recht, hat als Geſatz geſetzet:
Wenn Eines Eheweib die Treue hat verletzet,
Und wenn ſie auch davon gegeben nur den Schein,
Die ſoll dem Gott'sgericht anheim gefallen ſeyn!

Kaiſer.
Mein Weib — die Treu verletzt! —

Herzog.
Sie iſt bey Nacht gegangen
Mit einem fremden Mann ohn' ihres Herrn Verlangen.
Sprecht Kaiſer, Reich! Hat ſie den Schein der Treu verletzt?

Die Ritter.
Sie that es!

Kaiſer (halb leiſe)
Ja — ſie that's.

Herzog.
So iſt der Satz geſetzt! —

Kaiſer.
Sie iſt des Kaiſers Weib, aus Kaiſerſtamm gebohren!

Herzog
Die Urphed ſo Ihr ſelbſt, Herr Kaiſer, habt beſchworen,
Herr Carol Magnus ſpricht in ſolcher lobeſam:
Das Hausrecht gilt für Uns, wie für den Unterthan! —

Ein Ritter (laut.)
Was unſern Weibern gilt, gilt auch für Kaiſerfrauen.

Kaiſer.

Schweigt! — Nimmer ſcheut' ich noch der Stände eitles Dräuen,
Doch mir im Innern ſpricht's: daß jedes Makels frey
Die Allen geht voran: das Weib des Kaiſers ſey! —
Traf je ein Vorwurf ſie? — Sprecht wie es ſich gebühret!

Herzog.

Kein reiner Frauenbild hat je den Thron gezieret,
Doch jetzo — (Achſelzuckend innehaltend) —

Kaiſer.

Trifft ſie Schmach? Wohl! ging ich ſelbſt darauf,
Es reine ſie das Recht! — Ich laß ihm ſeinen Lauf! —

Herzog.

Ihr habt, Herr Kaiſer, ſelbſt die ſtrenge Frau vernommen,
Habt Ihr den Sachverlauf von ihr heraus bekommen? —

Kaiſer.

Sie hat mir Nichts bekannt! — doch — ob ihr Mund auch ſchweigt — —
Unſchuldig iſt ſie! —

Herzog.

Das im Gott'sgericht ſich zeigt.
Wollt Ihr den Ritter nicht, der ſie geführt, vernehmen? —

Kaiſer

(zu dem ſich gegen den Hintergrund zurückgezogenen Irner.)

Ihr, Irner! — Tretet her!

Irner (vor ſich.)

Zum erſtenmal mich ſchämen
Das muß ich heute — hart wird mir des Wortes Pflicht! —

Kaiſer.

Sagt uns den Sachverlauf, Ihr ſteht hier vor Gericht!

Irner.

Ewr Hoheit hat mir Selbſt, als fort Ihr zogt, geheißen,
Daß ich in Allem ſollt zu üben mich befleißen,
Was je die Kaiſerinn nur wird' gebieten mir;
Sie heiſchte Folge, und — ich bin gefolget ihr! —

Kaiſer.

Der Kaiſerinn gebührt Gehorſam der Vaſallen,
Und iſt es darum nicht, daß ihr dem Recht verfallen;
Doch, warum heiſchte ſie Eu'r ritterlich Geleit
Bey Nacht, zu Feindesheer? — Sprecht, wenn Ihr Ritter ſeyd! —

Irner.

Ein Ritter war ich ſtets, Herr Kaiſer, und in Ehren!
Doch — Gott ſey es geklagt! — ich kann Euch nicht gewähren,
Was Ihr mit Fug und Recht, mir zu verkünden heißt,
Weil mein gegebnes Wort den Mund mir leider ſchleußt! —

Kaiſer.

Man wird ihn öffnen! —

Irner.

Das wird man ins Werk nicht richten;
Nicht Tod noch Marter beugt des Ritters ſtrenge Pflichten.
Doch! (indem er den Handſchuh auszieht, und ihn auf die Erde wirft)
werf ich hier vor Gott den Ritterhandſchuh hin.
Verfechten will ich es, daß rein die Kaiſerin!

Herzog.

Wer ſelber angeklagt, darf für ſein Recht nicht fechten! —

Kaiſer.

Recht Herzog! —
(zum Knappenvogt, und zu einigen Lanzknechten.)
Führt ihn ab! — (zu Irner) Es ſoll dir geh'n nach Rechten!
(Irner wird vom Knappenvogt und einigen Lanzknechten abgeführt).
Ich ſelbſt, als Kaiſer nicht, als Ritter tret' ich auf,
Und werf den Handſchuh hin! —
(er wirft den Handſchuh auf die Erde)
Aus meinem Ritterhauf
Nehm auf ihn, wer da will! ich will ihm Urfehd ſchwören,
Wenn er mich auch erlegt! Mein Weib iſt rein an Ehren! —

Herzog.

So lobeſam es auch, daß Kaiſers Majeſtät,
Ein ehrbar Rittersmann, vor ſeiner Frauen ſteht,
So ſtell' ich dennoch mich, und zwar von Rechtes wegen
Als ſein Verweſer jetzt dem Ehrenkampf entgegen;

Weil des Geſetzes Satz dem Manne unterſagt
Den Kampf des Gott'sgerichts, vor dem ſein Weib
verklagt!

Kaiſer (vor ſich.)

Ha, immer das Geſetz! — O Evangelium,
Wirſt du den Buchſtab denn nicht einmal machen
ſtumm? —

„ (zum Herzog.)

So übet das Geſetz, nur tröpfelt mir's nicht zu!
Ganz will ich's leeren aus — dann will ich geh'n zur
Ruh'! —

Herzog.

Alſo nach des Kaiſers, unſers Herrn Mandat,
Der des Reiches Pfalzgraf mich ernennet hat:
Sprech ich das Geſetz aus, wie es iſt vertagt,
Ehrecht, Caput Sieben »Falls ein Weib verklagt!«
Es lautet: »Falls ein Weib verklagt zur böſen Stund
»Und gereinigt ſie nicht hat ihr Mund,
»Noch der Zeugen unverfälſchter Eid,
»Römiſch Kaiſer und das Reich gebeut:
»Daß wenn ſie von edelem Geſchlecht,
»Und ihr Mann ein Freyer und kein Knecht,
»Ihre Sach' komm vor das Gott'sgericht
»Wo des Herren Schwert das Urtheil ſpricht.
»Wenn Ihr Anwald ſchlägt den Gegenmann,
»Wird an Ehr und Leib ihr nichts gethan;
»Wenn den Anwald ſchlägt des Gegners Macht,
»Wird durch's Schwert zum Tode ſie gebracht.« —

Kaiſer

Weh mir! —

Herzog.

»Alſo ha'n Wir Kaiſer und das Reich
»Für das Reich geſazzet und für Uns zugleich;
»Weil wir, wenn auch Kaiſer, doch ein Ritter gut,
»Und des Hauſes Ehre waſchen muß das Blut.
»Die im Reich uns folgen, ſollen's laſſen ſtahn
»Was von Ehren wegen wir geſetzet ha'n!« —
So ſpricht Kaiſers Recht! —

Kaiſer

(ſich den Kranz vom Haupte reißend, vor ſich.)

Du drückſt mich!

Herzog.

Ehrenhold herbey!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Ein kaiſerlicher **Reichsherold** mit einer Poſaune in der Hand.

Herzog

Ruft aus den Spruch zur Ehre der Treu!

Herold

(nachdem er in die Mitte getreten iſt, und in die Poſaune geſtoßen hat.)

Des Kaiſers Ehefrau Kunegund,
Iſt verfallen in Leumund!
Kaiſer und Reich ehren die Treu
Wollen daß nimmer gefährdet ſie ſey!
Drum, welcher Ritter will ſonder Wank
Für Kaiſers Recht kämpfen — deß hab' er Dank! —

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Markgraf Heinrich. Burggraf Herrmann, der ſich unter die andern Ritter ſtellt.

Heinrich

(zum Kaiſer hinzutretend)

Geſtrenger Herr! —

Kaiſer

(ihn unwillig zum Herzog hinweiſend.)

Zum Pfalzgraf ſprecht!

Heinrich (zum Herzog)

Ich, Pfalzgraf, will kämpfen für Kaiſers Recht.

Kaiſer

(auf Heinrich hinblickend.)

O daß dein Arm dir wäre gelähmt! —

Herzog

(laut, indem er den Stab erhebt.)

Markgraf Heinrich vom Nordgau, hat für Kaiſers Recht
ſich verfehmt!

(indem er den Stab ſenkt, zum Herold.)

Jetzt Ehrenhold nimm die Poſaun;
Ruf aus den Spruch zur Ehre der Fraun! —

Herold

(der immer in der Mitte ſtehn geblieben iſt, und jetzt wieder in die Poſaune geblaſen hat, wie zuvor:)

Die Kaiſerinn Frau Kunegund
Iſt verfallen in Leumund!
Kaiſer und Reich-ehren Frauenehre,
Drum welcher Ritter will ſonder Wank
Für die Kaiſerinn kämpfen — deß hab' er Dank! —

Kaiſer
(laut zu den Umſtehenden.)

Ihr Ritter, der Ehren getreue Vaſallen!
Der Frauen Ehre werdet Ihr laſſen nicht fallen!
(Allgemeines Stillſchweigen.)

Herrmann
(leiſe zum neben ihm ſtehenden Biſchof Friedrich, auf Heinrich deutend.)

Der Graf iſt der ſtärkſte im ganzen Heer!

Biſchof Friedrich
(eben ſo zu Hermann.)

Seinem Gegner dürft es werden ſchwer!

Herzog
(nach einer kleinen Pauſe, laut zum Herold.)

Nun ſtoß noch einmal in die Poſaun! —

Herold
(nachdem er die Poſaune geblaſen hat, wie vor:)

Welcher Ritter will kämpfen zur Ehre der Fraun? —

Kaiſer
(mit ſteigendem Affekt laut zu den Umſtehenden.)

Im Leben und Tod ſtand ich euch bey;
Jetzt meine Geſellen beweißt euch treu! —
Mein Leben hängt an des Weibes Ehr!
(Allgemeines Stillſchweigen.)

Erzbiſchof (tief aufſeufzend.)

Alles ſchweigt! —

Ein Ritter (halblaut.)

Keiner thuts nimmer mehr! —

Herzog (laut zum Herold.)

Nun ſtoß noch einmal in die Poſaun!

Herold

(nachdem er in die Poſaune geſtoſſen wie vor.)

Wer will kämpfen für Frau Kunegund? —

Kaiſer.

Ihr Herrn, das eiſerne Recht mir verſagt
Zu kämpfen für ſie, die reine Magd;
Doch wer für ſie das Schwert will erheben
Ein Fürſtenthum will ich zum Lehne ihm geben! —

(Allgemeines Stillſchweigen.)

Kaiſer

(zum Herold, indem er ihm abzugehen winkt.)

Sie ſchweigen!

(Herold geht ab.)

Herzog

(ſich dem Kaiſer nähernd, leiſe zu ihm.)

Ich beklag' Ewr. Majeſtät!
Um Eurer Ehefrau Leben es geht! —

Kaiſer

(laut im bitterſten Schmerz-Ausbruch.)

Ihr Ritter! will keiner ſich mannhaft erzeigen?

Theobald

(leiſe zu einem neben ihm ſtehenden Ritter.)

Mannhaft! für ein verdächtig Weib? —

(Allgemeines Stillſchweigen.)

Kaiſer (troſtlos.)

Sie ſchweigen! —

Herzog

(wieder in die Mitte tretend, mit bebender Stimme.)

Dieweil denn kein Ritter Beklagte verficht:
So iſt ſie —

(er verſucht den Arm mit dem Stabe empor zu heben, läßt ihn aber gleich ermattet wieder ſinken.)

Zwar will ſchier verſagen mein Mund
Es auszuſprechen — Frau Kunegund —

(er will wieder den Stab erheben, aber wieder ſinkt ihm der Arm zurück.)

Die ſtets zwar geweſen ein Spiegel der Pflicht! —

(mit lauterer Stimme, ſich ermannend indem er den Stab empor hebt.)

Verurtheilt iſt ſie vom Gottesgericht:

(indem er den Stab quer über ſeinem Haupte hält, und ihn mit der andern Hand entzwey brechen will.)

Zum —

Kaiſer

(außer aller Faſſung dem Herzog, damit dieſer den Stab nicht brechen möge, in die Arme greifend.)

Haltet! —

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Floreſtan, erſcheint raſch auftretend mit zerſtreuten Haaren im Hintergrunde. Knappenvogt und Lanzknechte die den Floreſtan umringen, und ihn zurückhalten wollen.

Floreſtan

(im Momente ſeines Auftretens zu den ihn umringenden Lanzknechten, indem er ſich von ihnen losreißt.)

Laßt mich! —

Viele Ritter

(indem ſie auch den Floreſtan aufhalten wollen, erſtaunt zu ihm:)

Was willſt du? —

Floreſtan

(ſich durch ſie durchdrängend, zum Herzog rufend.)

Den Stab
Brecht Ihr auf ihr Haupt! —

(Herzog ſenkt den Stab ohne ihn gebrochen zu haben wieder.)

(Alles dieß muß raſch und faſt gleichzeitig in demſelben Moment geſchehen.)

Kaiſer

(erſtaunt zu Floreſtan.)

Was willſt du, Knapp? —

Floreſtan

(indem er ſich dem Kaiſer zu Füßen wirft.)

Mein Herr und Kaiſer!

Knappenvogt.

(der dem Floreſtan nachgeeilt iſt, auf ihn deutend, zum Kaiſer.)

Er iſt verrückt! —

Floreſtan (wie vor)

Nein! Gottes Lichtſtrahl hat mich entzückt! —

(indem er die Knie des Kaiſers flehend umſchlingt.)

Mein Kaiſer —

(der Athem ſtockt ihm wieder.)

Kaiſer.

Was iſt dir? —

Floreſtan (wie vor.)

Verzeiht — die Mähr

Von Kunegunden —

Kaiſer (halb laut zu Floreſtan.)

Auch mich drückt ſie ſchwer! —

(indem er ihn ſelbſt ſanft von den Knieen aufhebt.)

Komm zu dir — Was willſt du?

Floreſtan.

Engelrein

Iſt ſie, Madonna kann reiner nicht ſeyn! —
Ich will es, der ſchlechtſte von Euren Knechten,
Mit meinem Leben will ichs verfechten! —

Kaiſer.

Wer iſt der Jüngling?

Heinrich.

Ein Edelgeſell
Von der Vorpoſten Wacht.

Knappenvogt.

Aus Herrn Romualds Zell,
Iſt er erſt geſtern in Dienſt genommen.

Herzog.

Ein Rittersmann kann zum Kampfe nur kommen.

Kaiſer (zu Floreſtan)

Wie iſt dein Name?

Floreſtan.

Floreſtan.

Kaiſer.

Dein Stamm? —

Floreſtan.

Ach den ich nicht nennen kann!
Der Gnaden Mutter, nur ihr kann ich's ſagen;
Laßt Herr mich den glorreichen Kampf für ſie wagen! —

Kaiſer.

Biſt du ebenbürtig, von edelm Geſchlecht?

Floreſtan.

Als Gott mich vernichte, mein Stamm iſt ächt!

Kaiſer

Gehörteſt du wirklich zur Jünger Zahl
Des heil'gen Abtes?

Floreſtan.

Treff mich die Qual
Der Hölle, wann ich, was falſch, Euch kunde! —
Laßt, Herr, mich kämpfen für Kunegunde! —

Kaiſer

(indem er ſein Schwert zieht.)

Kannſt du — nicht trughaft ſcheint dein Weſen! —
Kannſt du, was du geſagt zur Stund,
Hier auf mein Kaiſerſchwert es ſchwören?
An welchem ſtrahlt das Kreutz der Ehren!

(er hält dem Floreſtan das Heft des Schwertes vor.)

Floreſtan.

Ich kann es!

Kaiſer.

Du ſtehſt vor Kaiſers Gericht.
Wenn hier dein Mund nicht Wahrheit ſpricht,
So ſchützt die Jugend nicht dein Leben;
Ich laß den Martertod dir geben!

Floreſtan.

Mich ſchrecken Tod und Marter nicht!

(indem er die Hand an den Griff des Kaiſerſchwertes hält)

Hier ſchwör ich, hier vorm Gott'sgericht:
Daß ich aus edelm Stamm gebohren
Zu ihrem Retter mich fühl' erkohren,
Daß mich Herr Romuald hat geſandt,
Daß Gott durch meine ſchwache Hand
Aus Schanden und aus Todesketten
Der Erde Kleinod will — vielleicht — erretten! —

Viele Ritter.

Er iſt kein Ritter!

Kaiſer.

Aus ihm ſpricht
Des Herrn Macht! — Ich zweifle nicht! —

(zu Floreſtan.)

Komm Knappe, her und kniee nieder!

Floreſtan

(läßt ſich vor dem Kaiſer auf ein Knie nieder.)

Kaiſer

(das Schwert erhebend, zu den Umſtehenden.)

Mein Kaiſerrecht, das üb' ich wieder! —

(Zu dem vor ihm knieenden Floreſtan, indem er ihm mit dem Schwerte die drey Ritterſchläge giebt.)

Beſſer Ritter als Knecht!
Scheue Niemand, thu Recht! —

(nachdem er das Schwert in die Scheide geſtoßen.)

Jetzt ſteh als Ritter auf, und grüße deine Brüder! —

(auf die umſtehenden Ritter zeigend, die ſich dem Floreſtan nähern, und ihm den Handſchlag geben.)

Herzog

(indem er ihm den Handſchlag giebt.)

Sey wacker, junger Fant, und ehre dein Geſchlecht!

Kaiſer

(dem ſich ihm nähernden Floreſtan auch den Handſchlag gebend, zu ihm:)

Willſt Jüngling kämpfen du für meines Weibes Leben?

Floreſtan

(ſich verneigend.)

Es gab mir Gott den Muth, er wird die Kraft mir geben!

Kaiſer

Nimm deines Meiſters Kuß! —

(indem er den Floreſtan, der ihm die Hand küßt, auf die Stirne küßt, halb leiſe zu ihm.)

Du haſt mein Heer beſchämt.

Herzog

(den Stab erhebend, laut zu den Umſtehenden.)

Es hat ſich Ritter Floreſtan, für Kaiſers Weib verfehmt.

(er ſenkt den Stab.)

Heinrich

(der bisher immer hohnlächelnd ſeitwärts, ohne ſich dem Floreſtan zu nähern da geſtanden hat, jetzt laut und verächtlich:)

Der Knabe? —

Floreſtan

(gegen Heinrich dräuend.)

Ritter! —

Kaiſer

(zwiſchen Heinrich und Floreſtan, die ſich ergrimmend einander nähern, tretend, laut und gebieteriſch:)

Schweigt! —

(indem er, ſich von allen abſondernd, ganz nahe in den Vorgrund tritt, vor ſich.)

Wer eben ſoll ertrinken
Und im gethürmten Meer ſich fühlet ſchon verſinken;
Der, wenn das letzte Brett auch ſeinem Arm entwich,
Hält noch verzweiflungsvoll an jeder Staude ſich! —

(Heinrich und Floreſtan wechſelsweiſe betrachtend, vor ſich.)

Der Graf iſt ſtark und kühn; der Jüngling zart und ſchmächtig;
Doch — iſt des Herrn Kraft nicht auch im Schwachen mächtig? —

(laut zu Floreſtan.)

Komm, ſelber will ich dir die goldnen Waffen leih'n!
Dann führ ich dich zu ihr — du ſollſt ihr Engel ſeyn! —

(er ergreift den Floreſtan bey der Hand, und geht raſch mit ihm ab.)

Herzog

(dem abgegangenen Kaiſer theilnehmend nachſehend, vor ſich.)

Er hofft — ich bebe vor der frommen Frauen Leben,
Der ſchwache Knabe kann die Lanze kaum erheben! —

(laut, indem er den Stab erhebt.)

Sogleich, nach Morgens, wird das Gott'sgericht gehegt;
Daß nicht der Feyertag die Schmach des Morgens trägt! —
Zwey Särge ſchafft herbey: für den der unterlieget
Und für Beklagte, wenn ihr Anwald wird beſieget!
Hochwürd'ger Herr, laßt vom Heer das Todtenamt begehn!

Heinrich (vor ſich)

So wird, o Rache, denn dein blutig Werk geſchehn! —

Nachricht
von Philipp Otto Runge.

Dieſer Mahler iſt zu Hamburg im December 1810 in ſeinem vier und dreyßigſten Lebensjahre verſtorben. Dem Publikum möchte es lieb ſeyn, an ihn erinnert zu werden, der als eine der ſeelenvollſten Erſcheinungen unter den Künſtlern auftrat; die aber, kaum in empfänglichen Gemüthern aufgenommen, der Anſchauung auch ſchon wieder entrückt worden iſt. Seine ganze Laufbahn auf dem Wege der Kunſt, von dem Punkt an, wo er Unterricht im Zeichnen bekam, bis zu Ende, iſt in dem kurzen Zeitraum von ungefähr zwölf Jahren eingeſchloſſen.

Es iſt eine nicht eben kleine Anzahl geiſtreicher Entwürfe von ſeiner Hand übrig; an Zeichnungen und (größtentheils unvollendeten) Gemählden, deren Gegenſtände wir durch die Beyworte: *lyriſch*, *hiſtoriſch*, *bibliſch-idylliſch*, einigermaßen zu bezeichnen und zu unterſcheiden uns getrauen. Dem größeren Publikum hat er ſich hauptſächlich nur durch zwey Werke (beyde im Verlage des Herrn *Perthes* zu Hamburg) bekannt gemacht; von welchen wir zuerſt ſeine *Abhandlung über die Affinität der Farben* erwähnen wollen. Mit derſelben war es bey weitem weniger die Meinung, ſich über die Farbentheorie mit den Gelehrten auszugleichen, als vielmehr zum Nutzen ſeiner Kunſtbrüder eine feſte Regel und vollendete Anſicht dieſes Verhältniſſes aufzuſtellen, weil ihn das erkenntnißloſe Schwanken im Praktiſchen, als das noch nirgend ſein Ziel gefunden hat, (wie jeder Mahler, der gegen ſich aufrichtig iſt, wird geſtehen müſſen) unendlich widerte. Indeſſen umfaßt ſein Schematiſmus nur hauptſächlich die körperlichen undurchſichtigen Farben; mit allen Sinnen arbeitete er noch daran, die Geſetze der Farbenwirkung auch in allen andern Beziehungen zu ergründen, und nach Möglichkeit wiſſenſchaftlich zu beſtimmen. Ein früherer Verſuch ſich hierüber verſtändlich zu machen, iſt ein Brief den er 1806 an Herrn von Goethe ſchrieb, der ihn in ſeinem Werke: Zur Farbenlehre, im erſten Theile abdrucken ließ, und das reinſte Vergnügen an der glücklichen Darſtellung öffentlich bezeigte. — Kein abgeſondertes Grübeln aber, ſondern das dringendſte praktiſche Bedürfniß hatte ihn auf eine ſolche Betrachtung geleitet; die andere Arbeit nämlich, deren wir zu gedenken haben, Umriſſe zu vier großen Gemählden, deren Ausführung, in völligem Zuſammenklange der Harmonien, welche die Natur in Farbentönen, Beleuchtung und Formen kund giebt, ſeine beſten Kräfte in Anſpruch nahm. Es iſt ſein Cyklus der Tageszeiten: vier große radirte Blätter in Umriſſen, durch deren Sinn- und Gemüth erweckenden Inhalt die Aufmerkſamkeit auf unſern Künſtler vorzüglich gelenkt worden, ſtellen dieſen dar; auf eine den Arabesken einigermaßen ähnliche Weiſe, ſtrebte er den Rhythmus des höchſten Lebens in mannigfaltigen Figuren andeutend zu umfaſſen. Leſer, welche dieſe Bilder zwar nicht ſelbſt beſitzen, aber doch früher geſehen haben, werden ſich nach gegenwärtiger Anleitung noch wohl erinnern, wie im Morgen die Blume des Lichtes, als eine unmeßbar große weiſſe Lilie, auf deren einzelnen Blättern und Theilen ſich Gruppen von Kindern wiegen, in den Räumen der Luft hinaufblüht, während die vom Stengel noch herabhängenden Lilienknoſpen, Roſen über den Erdkreis ausſchütten; mit welchem Bilde denn die Wahrnehmung der allgemeinen Lichtwerdung verſinnlicht worden. Ferner im Tage, wie jene Lilie den Scheitelpunkt erreicht hat, und ſich unter ihr der blaue Bogen des Himmels, als ein Kranz von Kornblumen umherzieht über die bevölkerte Erde, wo in einer von Blüthen und Früchten überhangenen Laube, eine Mutter jüngerer Kinder pflegt, während ſich weiter vorne die ältern von der Laube abſondern, und zu jeder Seite des Bildes den Pflanzen nachgehen, die auf die verſchiedene Beſchäftigung des einen wie des andern Geſchlechts deuten. Alſo, daß vom hellen Tage begünſtigt, die beſondere Weiſe und Geſtaltung jeder Creatur erfaßt und begriffen wird. Sodann verſinkt im Abende die Lilie hinter der Erdkugel, und die Genien auf und über dem Kelche ſind in lebhafter Bewegung; es umgränzen den Raum dieſer Erſcheinung zu beyden Seiten weit aufgeblühte Roſen, auf denen Knaben ſchmetternde Inſtrumente tönen laſſen, die Roſenzweige biegen ſich mitten im Bilde zuſammen, wo ſanfte und liebliche Töne erklingen, thauige Wolken in Geſtalt grüner Mohnblätter breiten ſich höher hinüber, auf welchen Kinder mit Waldhörnern ruhen, und über dieſes alles entfaltet die Nacht, von Sternen umkränzt den Schleyer. So ſcheint die Bedeutung wehmüthige Verſenkung der im Begreifen umhergetriebenen Seele in die Ahndung oder Betrachtung des Urſprungs aller Exiſtenz zu ſeyn. Unvertilgt aber erſcheint dieſe in der Nacht, dem großen Tage des Univerſums: ſie ſelber prangt hoch oben wie eine Blume, von den Geiſtern der ewigen Sterne feyerlich umgeben; hiermit iſt die vollendete Erkenntniß in ihrer Klarheit angedeutet, während ſich unten an der Erde die Freyheit und Tiefe des Sinnes im Reiche des Schlafes kund giebt. Eine feurige Sonnenblume umfliegen kleine Blumen wie Flammen und Funken, darüber wölkt ſich Dampf und Duft der grauen Nachtviole; ſchlafende Kinder zur Seite ſind von Träumen unter wunderlichen Blumengeſtalten heimgeſucht. — Wie anziehend ſich auch immer dieſe Bilder bewieſen haben, (deren jedes noch von einem Rahmen voll religiös-allegoriſcher Beziehungen, wie von einem Commentar, eingefaßt iſt) ſo blieb doch Manchem das Ganze, Andern blieben die Theile räthſelhaft, und ein Wunſch nach Deutung und Auslegung hat ſich allgemein geäußert. Wir ſind nicht ſo glücklich, dieſe in eigenen beſtimmten Worten des Verewigten darbieten zu können; wohl aber den Fähigen darauf zu führen, durch Mittheilung ſolcher ſchriftlich verfaßten, wiſſenſchaftlichen, poetiſchen oder humoriſtiſchen Gedanken deſſelben, welche ein Licht über das Ganze ſeines Lebens und Sinnes, ſo wie ſeiner Bildung zu gewähren vermögen. Zugleich wird von ſeinen andern Kunſtwerken Nachricht gegeben werden, die einer nicht weniger reichen Ausbildung fähig geweſen wären, durch deren Empfängniß ſich jedoch der Künſtler nie von dem Vorſatz völlig ablenken ließ, die einmal ergriffene Geſtalt nach ihrem lebendigen Inhalt zu erſchöpfen. Man ſchmeichelt ſich einer innigen Theilnahme, wenn die Sammlung ſeiner Briefe und Aufſätze wird erſcheinen können, die zwar nicht von ihm dazu beſtimmt, auf eine Art heraus gegeben werden ſollen, die dem Geiſte und der Geſinnung ihres Verfaſſers nicht zuwider geweſen wäre.

Inhalt
des ſiebenten Heftes.

Ueber das Nibelungen-Lied, von A. W. Schlegel ... Seite 1
Einfälle eines Dilettanten, über hiſtoriſche Gegenſtände ... — 24
Nachricht von der Breslauer Gemähldeſammlung, ein Beytrag zur ſchleſiſchen Kunſtgeſchichte, von Dr. Büſching ... — 39
Aus dem romantiſchen Schauſpiele Kunegunde, Römiſch-Deutſche Kaiſerinn, von F. L. Zacharias Werner ... — 60
Nachricht von Philipp Otto Runge ... — 92

Olaf's Ausfahrt.

Eine nordiſche Abentheure.

Von Fouqué.

Perſonen.

Olaf, der Haraldſohn.
Aſta, ſeine Mutter.
Sigurd Syr, ein norwegiſcher Fürſt, ſein Stiefvater.
Kani, Olaf's Waffenmeiſter.
Antonius, ein Chriſtenprieſter.
Ackerleute.

Hofraum vor der Burg Sigurd Syr's. Pflüger und Säeleute ziehen von ihrer Arbeit kommend zum Thore herein, zwey Verwalter bey ihnen.

Sigurd Syr, kommt aus der Burg, einen hohen Stab mit Silberring und goldenem Knopf in der Hand.

Sigurd Syr.

Und iſt das Seefeld umgepflügt?

Ein Verwalter.

Nicht ganz.

Sigurd Syr.

Das dacht' ich gleich, dieweil ich nicht dabey war.
Es iſt nicht meine Schuld,
Daheim auch will der Haushalt oft den Herrn. —
Wo bleibt der große, ſilbergraue Stier?

Ein Verwalter.

Dein Stiefſohn Herr, der junge kecke Olaf,
Stand bey der Arbeit, ſah' uns zu —

Sigurd Syr.

Mir lieb!
So faßt er doch 'mal Luſt,
Zu nützlichem und ſtill ehrbarem Thun,
Ablaſſend von dem Ringen, Schleudern, Raufen.

Verwalter.

Der ſilbergraue Stier war juſt recht wild
Nach ſeiner Art —

Sigurd Syr.

Ich kenn' ihn, kenn' ihn wohl.
Er ſchleifte mich einmal zuſammt dem Pflug
Ein dreyzehn Ackerbreiten wüthend fort,
Und noch zugleich drey Knechte, die mir halfen.

Verwalter.

Die Arbeitsleute wurden dießmal ſcheu.
Da ſagt der Olaf: »mir 'mal her den Unband!«
Und zwingt ihn, treibt ihn weit das Thal hinab,
Zurück uns rufend:
»Er woll das neue Land mit ihm beſtellen.«

Sigurd Syr.

So recht! So recht!
Unbänd'ger Stier, unbänd'ger Pflüger auch,
Und das auf ſtein'gem, wurzelvollem Grund,
Der ſchwer, wie jene Zwey zu bänd'gen iſt.
Da werden ſie wohl allzumal was zahmer.

Olaf (auftretend.)

Ein Horn voll Meth!

Sigurd Syr.

Gebt ihm. Wie ſteht es, Sohn?

Olaf (trinkend.)

Das neue Land iſt umgeriſſen, Vater,
Bis auf ein, zwey, drey Furchen.

Sigurd Syr.

All' das Land?

Olaf.

Nun ja, ich ſag's Euch.

Sigurd Syr.

Bey Gott, das iſt mir höchſt verwunderlich!
Dazu, ſo haſt du nimmermehr gelogen,
Und zuverläſſig iſt dein Wort wie Gold.

(Die Verwalter ſchlagen die Hände ſtaunend zuſammen.)

Olaf (lachend.)

Ja kann ich auch wohl 'mal ein Pflüger ſein,
Wenn mirs geliebt. Gut Schwert, wird gute Pflugſchaar.

Sigurd Syr.

Wo haſt den Stier gelaſſen?

Olaf.

Der? — der liegt
Ganz ruhig bey dem Pflug', und regt ſich nicht.

Sigurd Syr.

So müde?

Olaf.

Nein. Ich glaub' das Vieh iſt todt.
Er ward mir bey den letzten Furchen wild,
That gar, als woll' er ſtoßen. 'S beßte mich.

Riſch faß' ich, bey den Hörnern ihn, und ſchüttl' ihm
Den Kopf etwas zurecht.
Da knackt es im Genick, und er fällt um,
Will auch nicht wieder auf. Er muß wohl todt ſeyn,
Und davon kommt's, daß ich nicht fertig ward,
Und ein Paar Furchen liegen blieben. Seht,
Der Pflüger kann doch nicht zugleich auch ziehn.

Sigurd Syr.

Haſt du den ſilbergrauen Stier erſchlagen,
So gab'ſt der Wirthſchaft du 'nen Todesſtoß.

Olaf.

Ei Herr, was haltet Ihr ſo ſchwächlich Vieh!

Sigurd Syr.

Schwächlich! der ſtärkſte Ackerſtier im Nordland!

Olaf.

Nun dann, ſo muß die Wirthſchaft allzumal,
Der Ackerbau und Euer Hausverwalten,
Ein ſchwächlich Ding ſeyn. Laßt mich davon weg.

Sigurd Syr.

Wohl gern, du gar gewalt'ger Stöhrenfried,
(zu den zwey Verwaltern.)
Ihr beyde, geht hinaus. Nehmt Metzger mit,
Laßt mir den todten Stier alsbald zerhau'n,
Einſalzen ihn. Man lebt ein Jahr lang von.
(Die Verwalter gehen ab.)
Und da der Burſch, — ſah mehr nicht, als zwölf Winter! —

Herr Gott, was ſoll draus werden,
Wenn ſolch ein Ungethüm aufwächſt als Mann!

Olaf.

Stiefvater, wöllt 'ne Frage mir verſtatten.

Sigurd Syr.

Nun, frag' nur zu. Biſt ziemlich höflich heut'. (beiſeite.)
Was man ihm nicht verſtattet, nähm' er doch wohl.

Olaf

Wie kam man drauf, dich Sigurd zu benamſen?

Sigurd Syr.

Ey nun, der Nam' iſt alt und gut —

Olaf.

Drum eben.

Sigurd Syr.

Dünk' ich ſo ſchlecht dir, Knabe?

Olaf.

Seyd nicht bös.
Ich mein's nicht übel. Ihr ſeyd wahrlich gut,
Verſtändig, ſorgt für mich und für die Mutter,
Wie's einem tücht'gen, klugen Hausmann ziemt. —
Schön Dank für alles das,
Und zahl' ich's wohl zu ſeiner Zeit 'mal ab,
Reichlich und königlich. — Nur, lieber Herr,
So mit dem Sigurd — nein, das paßt ſich nicht.

Sigurd Syr.

Warum nicht?

Olaf.

Habt ja doch wohl reden hören
Von Sigurd Schlangentödter — denkt 'mal ſelbſt,
Wie der zu Euch ſich ſchickt, zu Euch! — Verzeiht,
Ich muß ein bischen lachen.

Sigurd Syr.

Frecher Burſch!

Olaf.

Nein, lieber Herr, ich mein's ja gar nicht bös.
Doch habt ein Einſehn, geht zum nächſten Quell,
Und ſpiegelt Euch,
Und denkt zugleich an Sigurd Schlangentödter.
Was gilt's, Ihr lacht viel toller noch, als ich?

Sigurd Syr.

Ich weiß da nichts zu lachen.

Olaf.

Nun, Gott ſegn' es!
Die Tracht bedenkt nur.
Wer hat den Schlangentödter je geſehn
Im blauen Kleid, nach Bauernart geſchnitten,
Die Strümpfe blau, die Schuhe hoch und grob,
Mit Riemen an die Schenkel feſt gebunden!
Und dann der Mantel aſchgrau,
Weißgrau der Hut, mit breiten tiefen Krämpen;
Und ſtatt der mächt'gen Siegesklinge Gramur,
Der fromme, lange Stab mit blankem Knopf. —
Ihr lacht nicht, lieber Herr?

Sigurd Syr.

Der Teufel lache,
Wenn man ſo frech in's Angeſicht ihn höhnt.

Olaf.

Was höhnen?
Ich dachte, Herr, es mach' Euch ſelber Spaß.
Ihr wollt doch wohl kein Schlangentödter ſeyn? —

Nun, wenn Ihr keinen Scherz verſteht — wohl gut,
Ich kann auch für mich ſelbſten herzlich lachen.
Doch ſchnarcht mich nicht ſo an. Das bitt' ich ſehr.

Sigurd Syr.

Schon gut. So zahlt unzeit'ge Großmuth ſich.
(geht unwillig ab.)

Olaf.

Großmuth? — Was will damit der Furchenkönig? —
Meint er vielleicht, weil er die Mutter
Aufnahm auf ihrer Flucht? Uns dann ernährt hat?
Da widerfuhr ihm unverdientes Heil.
Der ſchönen Aſta Ehemann! Olafs Pfleger,
Des Haraldſohn's!
Um beydes müſſen Helden ihn beneiden.

Aſta (auftretend.)

Was hatt'ſt du wieder mit dem Vater vor?
Er iſt voll Zorn. Du wirſt's noch ſo weit treiben
Daß endlich großes Unglück d'raus entſteht.

Olaf.

Ach, edle Mutter, macht mich nicht zu lachen.
Ich habe heut ſchon ſo gar viel gelacht.

Aſta.

Nein, nein, im Ernſt. Du mußt viel anders werden.
Mit Luſt zwar ſeh' ich ſelbſten es oft an,
Wenn eingedenk du deiner großen Ahnen
Herrſchaftlich auftrittſt,
Hinaus ſtrebſt über'n Zaun des engen Hag's.
Doch Maaß auch muß ein fürſtliches Gemüth
Zu halten wiſſen in jewedem Dinge. —
Zudem, ich hab' noch andres wider dich.

Olaf.

Sagt's, edle Mutter. Wenn ich kann, ſo ändr' ich's.

Aſta.

Wo ſind die reichen, fürſtlichen Gewande?
Die Heldenzier, die ſolchem Jüngling ziemt?
Manch Börtlein würkt ich dir von Gold und Purpur,
Manch bunten Leibrock von arab'ſcher Seide,
Doch in den Truhen müßig liegt's umher,
Und dich ſieht man im ledern Koller gehn.
Das Fechten, Springen, Reiten nicht allein
Ziert einen Fürſten. Edler Schmuck thut's auch.

Olaf.

Mutter, da kann ich Euch für jetzt nicht dienen.
Wenn meine Ritterhand
Einſt rückerſiegt hat meiner Ahnen Herrſchaft,
Dann ſollt Ihr mich ſo blank als Einen ſehn.
Bis dahin nehmt noch ſo mit mir vorlieb.
Dem Manne ziemt erkämpfter Schmuck allein.

Sigurd Syr (zurückkommend.)

Nun, Olaf, gut, ich will nicht länger zürnen;
Jedwedem ſeine Weiſe. Das iſt wahr.
Und 's muß auch in der Welt
Wohl ungezogne, wilde Burſche geben.
Gehört zum großen Haushalt alles mit.
(giebt ihm die Hand.)

Olaf.

Stiefvater, das iſt wahrlich klug gedacht,
Und brav dazu.

Sigurd Syr.

Doch weil du 'mal in dieſem Hofe lebſt,
Mußt du zu etwas doch, zu irgend etwas
Zu brauchen ſeyn.

Olaf (lachend.)

Ach Herr, Ihr ſeyd und bleibt
Ein ſpaß'ger Mann. 'S iſt luſtig, mit Euch leben.

Sigurd Syr.

Da hab' ich mir's denn alſo ausgedacht,
Daß du mein Marſchall wirſt. Du haſt ja gern
Mit Roß und Sattel und Gezäum zu ſchaffen.

Olaf.

Ja, wo 's für Heldenkampf bereitet wird.

Sigurd Syr.

Das kann gleichviel dir ſein, wozu ich's brauche.
Jetzt iſt vom Hausgeſind kein Menſch daheim,
Schon Alle wieder rüſtig an der Arbeit.
Da thu' ſo wohl, und ſattle mir mein Roß.

Olaf.

Von Herzen gern. (für ſich.)
Das ſoll 'mal recht ein Spaß ſeyn.
(geht eilig ab.)

Sigurd Syr.

Ich muß doch wieder zu dem Chriſtenſiedler,
Dem Alten tief im Forſt.
Wie es mit ſeiner Lehre ſteht — ich weiß nicht —
Sie iſt mir etwas neu, auch unbequem,
Und ob ich gleich das Taufbad hab' empfangen,
Zieht's dennoch mich zu Aſathor oft rückwärts,

Der mit dem Hammer alſo treulich donnert,
Daß manch gedeihſam Regenwetter ſtrömt.
Allein was thut's?
Ich laß' des Greiſen Lehrſpruch mir gefallen,
Weil er dabey auch immer Nützliches
Von Heilungstränken, guter Wurzeln Kraft
Und ſolcherley mit vorzubringen pflegt. —
Wie ſtarrt Ihr mich ſo an? —
Mißfällt Euch meine Rede, liebe Frau?

Aſta.

Was du geſprochen? — Jetzt? — Ich hört' es nicht.
Jedoch vorhin — Du haſt gefrevelt, Fürſt.

Sigurd Syr.

Wie meint Ihr denn?

Aſta.

Soll König Haralds Blut
In deinen Ställen dienen? — Schweig. — Der Grimm
Verſetzt den Athem mir. — Hab' es denn, hab's,
Wenn einſt der junge Held in Zorn entlodert;
Nicht Aſta ſoll alsdann dir Helf'rin ſeyn.
(geht in die Burg.)

Sigurd Syr.

Es war wohl Thorenwerk mit dieſer Eh'.
Wie mag der ſtattliche, ſorgſame Haushahn
Um König Adlers ſtolze Wittib frei'n! —
Nun: hätt ich! hätt' ich nicht! iſt leeres Wort,
Davor ein tücht'ger Mann ſich hüten ſoll;
Auch, was ein Weibermund im Zorn ſo hin ſpricht,
Darf nicht ſchwer laſten auf vernünft'gen Sinn.

Olaf (kommt.)

Stiefvater, Euer Hengſt iſt nun geſattelt.

Sigurd Syr.

Wo ſteht er?

Olaf.

An der Pforte, geht nur hin.

Sigurd Syr.

Kannſt ihn nicht bringen?

Olaf.

Ja, das kann ich auch.

(geht, und kommt gleich wieder, einen ſchön geſattelten und gezäumten Ziegenbock an der Hand.)

Da ſitzt nur auf. Eu'r Reitpferd iſt recht luſtig.
Seht, wie es ſpringen kann. Es bockt ein wenig,
Doch guten Reitern macht das nicht viel aus.

Sigurd Syr.

Ey du verruchter Burſch, was fällt dir ein?

Olaf.

Herr, um die Aecker auf und ab zu ſchleifen,
Iſt wahrlich Roß ein viel zu edles Thier.
Verſucht's Euch 'mal mit dieſem luſt'gen Kerl.
Das wird Eu'r Sigurdsroß, Eu'r ſchneller Grane,
Der Euch durch Wafurloga's Flammen trägt.

Sigurd Syr.

Knab', Knab', du brichſt mir endlich die Geduld!
O ja, man ſieht wohl, daß du kein Gebot
Mir leiſten willſt;
So will auch deine Mutter ganz und gar,
Daß ich dir nichts zu ſagen haben ſoll,

Nichts zu befehlen, was dir nicht gefällt.
Wir zweye, du und ich,
Sind freilich ſehr verſchieden;
Du biſt viel größ'rer, ſtolz'rer Art als ich,
Wie du vermeinſt. Ich nenn' es frech're Art.

Olaf.

Ey ſeyd doch nicht ſo bös. Ich bin ſchon gut.
(führet den Ziegenbock lachend ab.)

Sigurd Syr.

Das kommt davon! Das kommt davon! Schon recht!
Den Drachen klein im eig'nen Neſt herbergen! —
Der ſchmeißt uns 'raus, wenn er erwachſen iſt.
Hm, 's iſt wohl immer noch zu guter Zeit,
Daß man ihn bändigt,
Nur Kraft und Zorn recht machtvoll dran geſetzt!
(Olaf kommt mit Antonius.)

Olaf.

Hier ruht Euch, lieber frommer Vater.
(führet ihn zu einem Sitz.)
Derweile ſuch' ich Euch im Haus das Beſte,
Was nur an Speiſ' und Trank vorhanden iſt.
(will in die Burg.)

Sigurd Syr.
(ihm den Weg vertretend.)

He, wo hinaus?

Olaf.

Hinaus gar nicht; hinein.

Sigurd Syr.

So? Meinſt du, guter Burſch? Nein, kehr' nur um,
Und futtre nur den Gaſt aus eigner Küche.

Olaf.

Ihr wollt mir wehren, Ihr,
Den lieben, güt'gen Prieſter aus dem Wald,
Der mir ſo holde Mähr' oft
Von Chriſt und ſeiner Mutter vorerzählt,
Den auch zum Dank 'mal leiblich zu erquicken,
Wie er ſo oft die Seele mir erquickt?

Sigurd Syr.

Ich will dir Alles wehren, was du nicht
Geziemend und mit Bitte bey mir ſuchſt.

Olaf (ihn zornig anſtarrend.)

Herr, gebt mir Raum.

Sigurd Syr.

Nun, nun — die Augen brennen
Wie Kohlen dir —

Olaf.

Herr, gebt ſogleich mir Raum.

Sigurd Syr.

(entſetzt zur Seite fahrend, die Hand vor den Augen.)

Ha!

(Olaf geht in die Burg.)

Sigurd Syr.

(nach einer Weile die Augen wieder aufthuend, und ſcheu umherblickend.)

Der Kerl ſäh' einen endlich gar zu Aſche.

Antonius.

Herr, bitt' Euch, ſeht zu Euerm eignen Frieden,
Und reizt den jungen, ſtarken Löwen nicht.

Sigurd Syr.

Ach was! Gereizt und nicht gereizt, gleich viel!
Das junge Unthier hat ſo grimme Klauen,

Es würgte wohl auch ſchmeichelnd mich zu todt.
In dem iſt weder Milde, Dank noch Huld.

Antonius.

Meint Ihr? — Und ich verkünd' Euch,
Ein Heil'genſchein dereinſt wird golden leuchten
Um dieſes Helden hochverklärtes Haupt.

Sigurd Syr (lachend.)

Olaf ein Heil'ger!

Antonius.

Wo rechter Zorn wohnt, wohnt auch rechte Liebe,
Wer nur den ſüßen Strahl zu wecken weiß.

Olaf.

(mit köſtlichen Speiſen und einem Trinkhorn aus der Burg kommend, und alles vor Antonius niederſetzend.)

Da, lieber guter Vater, nun erlabt Euch.

Antonius (zurückweiſend.)

Behüte Gott!

Olaf.

Ey Vater, ſpracht Ihr ſelbſt nicht unterwegens,
Die Zunge kleb' am Gaumen Euch vor Durſt!

Antonius.

Mag ſeyn.
Doch darf ich nichts von deiner Hand empfangen.

Olaf.

Von meiner Hand nicht? — Lieber, lieber Gott! —
(ſteht ſtarr, Thränen in den Augen.)

Antonius.

Du ſollſt den Vater und die Mutter ehren. —
Der Mann hier ſteht für dich an Vaters Statt.

Wie ehrſt du ihn? —
Die Engel wenden von dir ab ihr Antlitz.
(Olaf ſinkt ſtillweinend in die Knie.)
Bereuſt du?

Olaf.

Lieber, frommer Gaſt, von Herzen.
Ich hab' doch wahrlich nur aus Unbedacht,
Aus kind'ſchem Leichtſinn thorenhaft gefehlt.
O ſagt, wie fang' ich's an,
Daß wieder mir die lieben Engel lächeln?

Sigurd Syr.

Bey Gott, Ihr habt den Burſchen ganz verwandelt.

Antonius.

Nicht doch; das rechte Feuer nur geſchürt,
In dem das edle Eiſen glüht und weich wird.
Ich ſchüre ſchon ſeit manchem Tage dran. —
Wie dir die Engel wieder lächeln ſollen?
Thu Buße Sohn, brich deinen ſtolzen Sinn.

Olaf

(aufſtehend, und geſenkten Hauptes vor Sigurd Syr hintretend.)
Ich habe ſchwer geſündigt, lieber Herr,
Und den, der Euch als Vater nicht geehrt,
Sollt Ihr auch fürder nicht als Sohn betrachten.
Ihr habt 'nen Knecht mehr. Was befehlt Ihr ihm?

Sigurd Syr.

Treib' mir hinaus die Ziegen auf die Weide,
Voran den Bock — du kennſt ihn doch wohl noch?

Olaf.

Ja leider, Herr.

Sigurd Syr.

Und gürt' dies Schwert dir ab.
Die Waffe taugt dem Ziegenhirten nicht.

Olaf (zuſammen zuckend.)

Ha! — (wieder ruhig.)
Gut. Eu'r Wille ſoll ergehn.
(er gürtet das Schwert los, und legt es vor Sigurd Syrs Füße.)
Was weiter?

Sigurd Syr (ſtaunend.)

Was weiter? — Ha, daß du dein Schwert aufnimmſt,
Es frey und rühmlich führeſt, nach wie vor.
Da ſey Gott vor, daß ich ſo köſtlich Bäumlein
Verkrüppeln ſollte zu 'nem Hirtenſtab.

Olaf (ſich wieder umgürtend.)

Habt Dank, ſehr güt'ger Vater. — Ach, und Ihr,
Mein frommer Mann, genießt Ihr Speiſ' und Trank
nun?

Antonius.

Reich mir's, mein Sohn.

Olaf (ihm aufwartend.)

Nun bin ich, wie im Himmel!

Sigurd Syr.

Ihr hattet doch wohl Recht, Herr, mit dem Heil'gen. —

Antonius.

Still. Das ward Euch, nicht aber ihm geſagt.
(Man hört luſtiges Blaſen von Kriegshörnern. Aſta und Rani treten auf.)

Aſta.

Zu Schiff', mein Heldenkind!

Rani.

Rani.

Hinaus, mein Lehrling,
Auf heitre Kampfesbahn!

Aſta.

Pflück Siegeskränze!

Olaf.

Das Herz ſprengt mir die Bruſt vor Euern Worten,
Und vor der Hörner muthigem Getön.
Was iſt es, Mutter? Was erhebt ſich, Meiſter?

Rani.

Dein erſter Zug. Für reif erkenn' ich dich,
Und fuhr des Landes Küſten auf und ab,
Dir kürend eine Schaar von würd'gen Recken.
Ich fand ſie, und wir bauten dir ein Schiff,
Das mit des Tryguaſohns gewalt'gem Fahrzeug,
Dem langen Drachen wohl ſich meſſen darf.
Glänzend von Mann und Wehr liegt es am Strand,
Und günſt'ger Wind bläſt in die hellen Seegel.
Wohlauf, mein Heerfürſt nun, nicht Zögling mehr!

Olaf.

Wie gern! —
Doch hat noch Jemand anders mit zu ſprechen.
(Sich vor Sigurd Syr neigend.)
Vergönnt Ihr's, Vater?

Aſta.

Stolzer Haraldsſohn,
Was thuſt du?

Olaf.

Mutter, was ich längſt geſollt.

Ich ehre deinen Ehherrn, meinen Pfleger.
Und liebe Mutter,
Wenn einem Sohn ſolch Wort vergönnet iſt —
(leiſe zu ihr.) Thu', ſo wie ich. 'S iſt unſres Herrgott's
Wille.

So herrlich und ſo weiſe biſt du Mutter;
Du kannſt die Ordnung nicht zur Unordnung
Verkehren woll'n. Das baut nicht feſte Häuſer.

Aſta.

(nach langem Sinnen, Olaf die Hand reichend.)
Ja. Ich gelob' es dir. — Seltſamer Knabe,
Wie ſprichſt du! — Doch du ſprichſt das Rechte.
Gut.
(laut) Mein Ehherr, billigt Ihr den Zug?

Sigurd Syr. (Olaf umarmend)

Zu Schiff,
Du Heldenkind! Und bleib' mir gut.

Olaf.

Das thu' ich,
Dankbar und treu, ſo Gott mir helfen ſoll.
Mutter, lebt wohl. Ihr ſollt vom Olaf hören.
Und nun, herzlieber Meiſter, Eines noch.
Heerführer will ich ſeyn, doch große Schiffe
Zu ſteuern iſt mir ungewohntes Werk.
Da ſteure du. Ich will ein Ruder führen,
Bis ich die Sache gründlich erſt erprobt.
Friſch in's Gewehr! O du grundgüt'ger Gott,
Wie reich iſt deine Welt! Auf, auf, zu'n Waffen!
(eilt mit Rani hinaus.)

Sigurd Syr und Aſta.

(Ihm nachrufend.)

Fahr wohl, fahr wohl, du theures Heldenlicht!

Antonius

(die Hände faltend.)

Der Grundſtein iſt gelegt. Nun, lieber Gott
Bau' deinen Rittertempel Dir recht herrlich.

Leben des Dichters,

Martin Opitz v. Boberfeld.

Nebſt

Bemerkungen über ſeinen poetiſchen Charakter.

Wenn der Ruhm des Mannes, deſſen Leben wir in dieſen Blättern beſchreiben wollen, bloß von der Frage abhängen ſollte, ob er die Fortſchritte der deutſchen Dichtkunſt zur Vollkommenheit, durch die Einführung des Alexandriners in die höhern Gattungen derſelben befördert, oder aufgehalten habe? ſo iſt ſein Urtheil ſchon geſprochen; der Reim wird in den höhern Gattungen kaum noch geduldet, und der Alexandriner iſt, als eine langweilige, monotoniſche, dem Geiſt in ſeinem Fluge, dem Herzen in ſeinen Ergießungen widerſtrebende Versart verſchrieen. In dieſer Hinſicht ſcheint es, ſind Opitzens Anſprüche an den ehrenvollen Titel eines Vaters der deutſchen Poeſie, nachdem er ihn an die hundert Jahre unwiderſprochen geführt, endlich völlig ungegründet befunden.

Die Frage, ob Harmonie in Opitzens größern Gedichten ſey, wollen wir unſre Leſer ſelbſt entſcheiden laſſen, indem wir ihnen in der Folge Proben aus denſelben vorlegen wollen.

Daß Opitz in den kleinern Gattungen, daß er ih dem Liede oft leichte, glückliche, melodiſche Versarten getroffen, wird allgemein zugeſtanden.

Seine Werke waren es, mit denen ein Hagedorn, ein Haller, ein Gellert, ein Leſſing ihren Geiſt in ihrer Jugend nährten; ſicherlich aber kann man annehmen, daß Werke, die auf junge Genies große und bleibende Eindrücke machen, ſelbſt nicht ohne Genie geſchrieben ſind.

Wir glauben behaupten zu können, daß es Opitz geweſen, der zuerſt in ſeinen Schriften ein Muſter von Eleganz und Politur gegeben. Reich und kraftvoll war unſre Sprache durch Luthern geworden, aber eine ſchöne Sprache fing ſie erſt an durch Opitz zu werden. Vor ihm hatten die Schriftſteller ſowohl als das Publikum faſt gar keinen Sinn für Ton und Ausdruck. Grobe und feine, edle und widrige Ideen ſowohl als Worte wurden, wie durch einen Zufall, durch einander geworfen, und ein Buch glich mehr einem verworrnen Haufen zuſammengetragener Materialien, als einem regelmäßig aufgeführten Gebäude. Opitz war der erſte, der es verſtand eine Schrift, wie ein Maler ſein Gemählde, anzuordnen, Licht und Schatten gehörig zu vertheilen, und jeden einzelnen Gegenſtand, nach ſeinem Verhältniß zum Ganzen, mit der ihm zukommenden Farbe darzuſtellen.

Wir haben geglaubt, daß es in unſern Tagen für Deutſche, die ihr unglückliches Vaterland noch lieben, ein neues und großes Intereſſe haben müſſe, an Opitzens perſönliche Schickſale ſowohl als an ſeine Werke erinnert zu werden. Opitz lebte in Zeiten, wo das deutſche Vaterland von einem ähnlichen Unglück getroffen wurde, als in unſern Tagen. In ſeinen Werken ſind die Empfindungen und Geſinnungen eines deutſchen Patrioten bey ſolchem Unglück mit ſo gehaltnem männlichen, aber doch ſo tief eindringendem Schmerze ausgedrückt, daß ſie bey ſeinen Zeitgenoſſen kaum eine lebendigere Theilnahme haben erregen können, als ſie noch jetzt bey uns erregen müſſen.

Opitz wurde geboren 1597 den 23. December zu Bunzlau, einer Stadt in Schleſien, zwar nicht von beträchtlicher Größe, aber blühend, wie das ganze Schleſien damals war. Das Land iſt größtentheils fruchtbar, außer in dem gebirgigen Theile; es wird von einem beſtrebſamen und verſtändigem Volke bewohnt. Alle Urſachen, die den Wohlſtand eines Volkes befördern, ſie mögen in der natürlichen Beſchaffenheit des Landes, oder in dem Charakter der Menſchen liegen, treffen hier zuſammen, und Schleſien hat ſich immer als eines der angebauteſten deutſchen Länder ausgezeichnet.

Bunzlau hatte eine Municipalverfaſſung, wie faſt alle ſchleſiſchen Städte. Der Vater unſers Dichters gehörte zu der geachteten Bürgerklaſſe, aus welcher die Mitglieder des Stadtrathes pflegten gewählt zu werden.

Bunzlau hatte eine gute Schule. Seit der Reformation war Schleſien eines der Länder, wo man mit vielem Eifer darauf bedacht war, öffentliche Lehranſtalten zu errichten. Die verſchiedenen ſchleſiſchen Fürſten, (damals waren die in Schleſien regierenden fürſtlichen Häuſer noch nicht ausgeſtorben), ſo wie auch die wohlhabenden Städte wetteiferten mit einander, ihren Schulen durch verdienſtvolle Lehrer und durch zweckmäßige Einrichtung innern gründlichen Werth ſowohl als auswärtigen Ruhm zu verſchaffen.

Seitdem Litteratur in Deutſchland getrieben wurde, hatte man geglaubt, an den Schleſiern eine vorzügliche Neigung ſowohl als Fähigkeit zu den dahin gehörigen Studien wahrzunehmen; eine Meinung, die wohl nicht hätte entſtehen können, wenn nicht eine große Zahl verdienſtvoller ſchleſiſcher Gelehrter Anlaß dazu gegeben hätte. Melanchthon, der in ſeinem Hörſaale faſt die ganze deutſche, den Wiſſenſchaften gewidmete Jugend ſich hatte verſammeln geſehen, der ein genauer Beobachter ſeiner Schüler, und ein richtiger Schätzer litterariſcher Verdienſte war, gab den Schleſiern das Zeugniß, daß ſie an Menge derer, die ſich mit glücklichem Erfolg auf Wiſſenſchaften legten, und insbeſondere an natürlicher Fähigkeit zur Dichtkunſt und Beredſamkeit, alle andere deutſche Völker überträfen *).

Man hat die glücklichen Geiſtesanlagen der Schleſier phyſiſchen Urſachen zugeſchrieben, und zum Theil können ſie von ihnen hergeleitet werden. Die ſubtilere

---

*) In nulla parte Germaniae plures ex populo discere et intelligere doctrinas, nec plures ad poesin et eloquentiam idoneos esse. Dieſe Stelle aus einer Schrift Melanchthons citirt **Lindner** in ſeinem Leben Opitzens Th. I. S. 107.

Luft eines hochgelegenen mit Gebirgen durchſchnittnen Landes, (nimmt man an,) verfeinert die Organe des Geiſtes. Weniger ſtreitig iſt, daß eine beſtändige Abwechslung von bald öden, bald bewachſenen Gebirgen, von fruchtbaren Thälern, von Waldungen, Aeckern und Wieſen, und die Menge von Quellen und Flüſſen, die in den Gebirgen entſprungen, nachdem ſie einzelne Gegenden durchirrt und befeuchtet, ſich endlich mit dem großen Hauptſtrome vereinigen, der Schleſien der Länge nach durchfließt, ſtarke, reizende Eindrücke auf eine junge Einbildungskraft machen, und die früh erregte Thätigkeit dieſer Geiſteskraft iſt es vielleicht, was die Entwickelung des Genies am erſten befördert.

Aber auch an moraliſchen Urſachen fehlte es nicht, die bey einem jungen Schleſier ein Verlangen ſich durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und Geiſteseigenſchaften auszuzeichnen, erregen und unterhalten konnten. In Schleſien wohnten Katholiken und Proteſtanten neben einander. Durch die weiſen und milden Maßregeln Kaiſer Ferdinand I. und Maximilian II. lebten beide Parteien in Frieden, wenigſtens öffentlich mit einander. Da aber der Unterſchied ihrer verſchiedenen Lehren erſt ſeit ein paar Menſchenaltern entſtanden war, da jede ihrer eigenen Lehre treu ergeben war; ſo entſtand daraus, daß jeder für nöthig hielt, ſich gründliche Kenntniſſe ſeiner Religion zu erwerben, um ſeine Anhänglichkeit an dieſelbe, bey vorkommenden Gelegenheiten, mit Gründen rechtfertigen zu können. Daher wurde in allen den Ständen, die ſich einer guten Erziehung rühmten, auch eine gelehrte Kenntniß ſeiner Religion erfordert. Dieſe ſteht aber mit vielen gelehrten anderen Kenntniſſen, in den Sprachen, in der Geſchichte, in der Philoſophie, in ſo genauer Verbindung, daß der Religionsunterricht damals nothwendig auch zur Erweckung anderer Kenntniſſe Anlaß gab.

Aber auch die politiſche Verfaſſung Schleſiens enthielt mächtige Beweggründe für ein junges, ruhmgieriges Gemüth, ſich durch gelehrte Verdienſte auszuzeichnen. So viel Fürſtenthümer, ſo viel Municipalſtädte hatten in einigen Hinſichten ein gemeinſchaftliches, in andern ein ſehr getheiltes, beſonderes Intereſſe; oft mußten Colliſionen in ihren Angelegenheiten entſtehen; alle befanden ſich in mannichfaltigen, verwickelten Verhältniſſen zu dem Hauſe Oeſterreich; die ſchleſiſchen Fürſten waren mittelbare Vaſallen vom Kaiſer, unmittelbare von der böhmiſchen Krone. Die aus allen dieſen Verwickelungen entſpringenden, oder auf ſie ſich beziehenden Angelegenheiten und Geſchäfte konnten nur von Männern von vielen erworbenen Kenntniſſen und geübtem Verſtande gehörig beſorgt werden. Daher wurden ſolche Männer geſucht, geehrt und belohnt: welcher Jüngling hätte ſich nicht durch ſolche Ausſichten zu frühern und fortgeſetzten Anſtrengungen ermuntern laſſen?

Opitzens Vater hatte den unſchuldigen, löblichen Ehrgeiz, ſeinem Sohne eine Erziehung zu geben, die ihn zu noch höhern, ehrenvollern Stufen in der bürgerlichen Geſellſchaft, als die er ſelbſt erreicht hatte, führen konnte. Der Sohn theilte dieſen Wunſch ſeines

Vaters; daher lernte er alles und leiſtete alles, was ihm aufgegeben wurde, mit ſo viel Eifer, daß er in allem Lob verdiente. Er hatte keinen entſchiedenen, leidenſchaftlichen Hang zur Dichtkunſt, wie Ovidius und Petrarca. Ein Jüngling von dieſer Art Ehrgeizes iſt für keine beſtimmte Sphäre geboren, und es iſt mehr zufällig, als aus Naturtrieb, daß er die eine oder die andere betritt, und in ihr beharrt.

Von der Bunzlauer Schule ging Opitz auf das Gymnaſium zu Breslau, ſey es, daß der Vater die Koſten zu dem Aufenthalte ſeines Sohnes in einer großen Stadt nicht aufbringen konnte; ſey es, daß der Sohn ſie dem Vater ſo viel möglich zu erſparen wünſchte. Der junge Opitz übernahm die Stelle eines Hauslehrers bey den Kindern eines Arztes, der bey dem Erzherzog Karl und bey dem Biſchof von Breslau Leibmedikus geweſen, nun aber Stadtphyſikus in Breslau geworden war; er hieß Doctor Bucretius. Das Haus eines in einer großen Stadt und an Höfen angeſehenen und geſuchten Arztes, konnte für einen Jüngling, der nach Welt und Menſchenkenntniß begierig war, und Beobachtungsgeiſt mitbrachte, eine intereſſante Schule werden. Opitz blieb drey Jahre in dieſem Hauſe, welches eine gegenſeitige Zufriedenheit des Gönners mit den Clienten, und des Clienten mit dem Gönner vermuthen läßt. Von Breslau begab ſich Opitz, im zwanzigſten Jahre. ſeines Alters, auf das Gymnaſium, das der Freyherr von Schönaich in ſeiner Stadt Beuthen mit einem ſo großen Aufwande von Koſten errichtet hatte, daß er nicht im Stande war, es zu erhalten; es ging gerade in dem Jahre wieder ein, in welchem Opitz es bezogen hatte. Auch an dieſem Orte genoß er, ſo lange er ſich daſelbſt aufhielt, des Vortheils, in dem Hauſe eines angeſehenen Mannes, des Doctors der Rechte, Tobias Scultetus, kaiſerlichen Hofraths und Kammerfiſcals in Schleſien, als Lehrer der Kinder deſſelben angeſtellt zu werden.

Die griechiſche und die römiſche Litteratur waren in dieſen Zeiten die geachtetſten Studien bey allen europäiſchen Nationen, die auf Cultur Anſpruch machten. Es war natürlich, daß ein Jüngling, der von der Begier nach allgemeinem Beyfall beherrſcht wurde, und der ſich zu allen Fächern fähig fühlte, ſchon in der Schule ſeiner Vaterſtadt, und nachher auf den beiden Gymnaſien dieſe Studien mit vorzüglichem Eifer trieb. Die erſte öffentliche Frucht ſeiner Beſtrebungen war eine Sammlung lateiniſcher Gedichte, in welchen eine leichte glückliche Sprache, eine gefällige Harmonie, und eine Fülle eigenthümlicher, ungeſuchter und doch ſcharfſinniger Gedanken vortheilhafte Erwartungen von dem jungen Autor erregten, in welchen ſich aber keine Spur findet, von jener arbeitenden, nach großen und neuen Bildern ringenden Phantaſie, die für das Hauptmerkmal eines gebornen poetiſchen Genies gehalten wird *).

Noch weniger ſagt man, würden Kenner in den beiden erſten deutſchen Gedichten, die von unſerm jungen

---

*) Martini Opitii Strenarum libellus, Valentino Sanftlebeno Rectori et Praetori Patriae consecratus. Görlitz 1616.

Autor gedruckt wurden, Anzeigen eines großen poetiſchen Genies gefunden haben; dem Verfaſſer gegenwärtiger Biographie ſind ſie nicht zu Geſichte gekommen. Vormalige Richter haben an ihnen bloß den leichten, fließenden, muſikaliſchen Ausdruck gelobt, welcher uns jedoch in jenen Zeiten kein geringes Verdienſt ſcheint geweſen zu ſeyn; denn man wird ſchwerlich ein früheres Exempel, es ſey in Verſen oder in Proſa finden, das ſich durch dieſe Eigenſchaften des Styls hätte empfehlen können.

Die beiden Gedichte, wovon wir reden, waren Gelegenheitsgedichte, durch eine Hochzeit veranlaßt. In alten Nachrichten darüber wird moraliſirend bemerkt, daß der junge Dichter darin einen Hang zu ſinnlichen Liebesgemählden unverhohlen an den Tag gelegt habe. — Ohne Zweifel waren es die poetiſchen Gedichte eines Ovid, eines Properz, die dieſen Hang bey ihm entwickelten. Es iſt auffallend, daß man in jenen ſtrengmoraliſchen Zeiten gar keine Vorſicht brauchte, die verführeriſchen Schriften der Alten vor der lüſternen Begierde der Jugend zu verbergen; daß ihnen vielmehr die Namen dieſer Dichter faſt täglich mit Lobe genannt, und ihre wolluſtathmenden Werke als treffliche Muſter angeprieſen wurden.

Die Achtung, die dem jungen Opitz wegen ſeiner erſten dichteriſchen Verſuche in der deutſchen Sprache erwieſen wurde, gab wahrſcheinlich ſeiner Ruhmgier die Richtung, daß er von nun an abſichtlicher ſtrebte, ſich um die deutſche Sprache und Dichtkunſt größere Verdienſte zu erwerben. Sein Zeitalter hatte nicht weniger

Einfluß auf ihn, als er in der Folge auf ſein Zeitalter hatte. Gerade in dieſen Zeiten fing ſich ein Publikum an in Deutſchland zu bilden, das zwar noch klein, aber aus den angeſehenſten Perſonen beſtehend, die Cultur der vaterländiſchen Sprache für ein nöthiges, nicht länger zu verſäumendes Beſtreben hielt, wenn die Deutſchen den Vorwurf der Barbarey und Rohheit von ihren Nachbarn, den Italienern und Franzoſen, nicht länger verdienterweiſe ertragen ſollten. Fürſtliche Perſonen, Staatsmänner, Lehrer auf Univerſitäten, die ſonſt nur das Latein und das Griechiſche für die beiden einzigen ihrer Bemühung würdigen Sprachen hielten; viele andere Perſonen in allen durch Erziehung ſich auszeichnenden Ständen, die ſich nach nützlicher oder angenehmer Lectüre ſehnten, waren aufmerkſam auf jeden Verſuch, der ihren Wünſchen und Erwartungen einigermaßen zu entſprechen ſchien. Faſt alle die Gönner und Freunde, die den jungen Opitz zu Bunzlau, zu Breslau, zu Beuthen unterſtützten, ehrten, liebten, waren wegen ſeiner litterariſchen Talente, insbeſondere wegen ſeiner deutſchen Verſe, ſeine Gönner und Freunde geworden. In dem Bewußtſeyn ſeiner Talente mußte er bald entdecken, daß er auf dieſem Wege am erſten und ſicherſten Befriedigung ſeiner Ruhmgier finden würde; ſie war ſein Beruf zum Dichter.

Den gefaßten Vorſatz, ſich der Cultur der deutſchen Sprache zu widmen, machte er öffentlich bekannt in einem lateiniſchen Aufſatz, den er zu Beuthen ſchrieb, oder, wenn er ihn ſchon früher angefangen hatte, daſelbſt vollendete. Der Inhalt dieſes Aufſatzes und der Geiſt, mit dem er ausgeführt war, mußte dem jungen Verfaſſer die Aufmerkſamkeit jenes Publicums, von dem wir oben redeten, erwerben *).

Er hatte ſein ein und zwanzigſtes Jahr erreicht; es war Zeit, daß er diejenigen Studien vornahm, durch die er ſein Fortkommen in der Welt, wie man es nennt, bewirken ſollte. Dieſer Beweggrund, und der Umſtand, daß das Gymnaſium zu Beuthen aufhörte, brachten ihn zu dem Entſchluſſe, die Univerſität zu Frankfurt an der Oder zu beſuchen. Auf Rath ſeiner Freunde vielleicht eben ſo ſehr als aus eigner Wahl nahm er ſich vor, neben der alten Litteratur, die Rechte zu ſtudieren. Zu jener trieb ihn ſein Geſchmack und ſeine Ruhmgier; zu dieſen rieth ihm ſeine Klugheit. Ein bloß für ſeinen eignen Genuß lebendes Genie würde die Rechtswiſſenſchaft kaum eines Blickes gewürdiget, ein bloß kluger Jüngling würde vielleicht die Litteratur, als ihn nicht zu ſeinem Ziele führend, verachtet haben. Opitz hatte in dieſer Hinſicht einen gemiſchten Charakter, und wir werden ſehen, ſein ganzes Leben enthält Beweiſe genug, daß er nicht weniger Geſchäftsmann, als Dichter war.

Zu Frankfurt blieb Opitz nur ein Jahr. Die Abkürzung ſeines Aufenthalts auf einer Univerſität, wo es nicht an Lehrern fehlte, hatte wahrſcheinlich keinen an-

---

*) Martini Opitii Aristarchus, sive de contemtu linguae Germanicae Bethaniae ad Oderam. 1618.

dern Beweggrund, als das lebhafte Verlangen eines geiſtvollen Jünglings nach einem glänzendern Theater, wo er nicht bloß eigentlich gelehrte, ſondern auch alle andere in der großen Welt nützliche und beliebte Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erlangen, wo er ſeinen Geſchmack an ſchöner Litteratur mehr befriedigen, wo er ſelbſt ſeine Talente vor einem größern Publico, wo er ſie vor den Augen des ganzen Deutſchlands gelten machen könnte. Heidelberg war dieſes Theater, damals die glänzendſte unter Deutſchlands Univerſitäten nicht nur, ſondern auch unter ſeinen Hauptſtädten; Reſidenz der Churfürſten von der Pfalz, die durch die Aufmunterungen, welche ſie der Litteratur und den Wiſſenſchaften wiederfahren ließen, für Deutſchland waren, was einſt die Medici für Italien, und Franz I. für Frankreich; die in dieſer Hinſicht von keinem deutſchen ſpätern Fürſten übertroffen worden. Die churfürſtliche Bibliothek zu Heidelberg war, an äußern und innerm Werthe, an Zahl und Wichtigkeit der Werke, an Handſchriften der alten Litteratur, die erſte in Europa. Weder die vaticaniſche Bibliothek zu Rom, noch die königliche zu Paris konnten damals der Heidelberger den Rang ſtreitig machen. Die vaticaniſche hat ſich erſt im dreyßigjährigen Kriege, noch bei Opitzens Leben, mit den Schätzen bereichert, die Tilly zu Heidelberg, nachdem er dieſe Stadt erobert hatte, zur Beute machte. Ehe der Stadt dieſes Unglück begegnete, war ſie der Ort, den die Gelehrten aus allen europäiſchen Ländern häufig beſuchten.

Bey der Univerſität zu Heidelberg waren immer Lehrer vom ausgebreitetſten Ruhme, von allgemein anerkannten großen Verdienſten. Als Opitz hinging, war Janus Gruterus Vorſteher jener Bibliothek; ein Mann der ſich durch ſeine bekannte große Sammlung römiſcher Inſchriften ein Denkmal geſtiftet, daß ſo lange unſterblich bleiben wird, als die römiſche Litteratur nicht ganz zu Grunde geht; ein Mann, der ſo ganz im Genuß der Wiſſenſchaften lebte, daß er zum Fleiß in denſelben gar keine äußere Aufmunterung bedurfte, der ſich die Ehre verbat, die ihm Kaiſer Rudolf II. durch Ertheilung des Adels erweiſen wollte. Andere Männer von unvergeßlichem Namen zu Heidelberg waren Freher, einer der erſten verſtändigen Forſcher in der deutſchen Geſchichte; Gothofredus, Herausgeber und Commentator des theodoſianiſchen Codex; Xylander, der fleißige und nicht unwürdige Ueberſetzer ſo vieler griechiſchen Schriften.

Die Anweſenheit des churfürſtlichen Hofes ſelbſt war damals, was ein Hof nicht immer iſt, ein großer, unſchätzbarer Vortheil für die Univerſität. Die erſten Staatsmänner waren Freunde, waren Kenner der Litteratur und Wiſſenſchaften, waren aus eignem Triebe eifrige Beförderer derſelben; ſie waren aufmerkſam auf die Jünglinge, die durch Fleiß und Talente Auszeichnung verdienten; ſie zogen ſie in die große Welt hervor. Ein ſolcher wahrer Mäcenas (denn warum ſollten wir uns dieſer charakteriſtiſchen Benennung enthalten, ob ſie gleich ſo unverantwortlich an Unwürdige verſchwendet worden?) war der geheime Rath Lingelsheim, der in der Folge der Retter des churfürſtlichen Hauſes würde gewor-

geworden ſeyn, wenn ſeine weiſen Warnungen von dem Churfürſten, als dieſem die böhmiſche Krone unter ſo bedenklichen Umſtänden angetragen wurde, gehörig wären geachtet worden.

Empfohlen, theils von ſeinen ſchleſiſchen Gönnern, theils durch den vortheilhaften Ruf der ſchon vor ihm herging, und dieſe Empfehlungen durch ſeine Gegenwart, durch ſeine glückliche Gabe zu gefallen, beſtätigend, wurde er von dem geheimen Rath Lingelsheim bald der größten Achtung und Vertrauens gewürdigt. Der alte, erfahrne Staatsmann nahm ihn zu ſich in ſein Haus, übertrug ihm den Unterricht ſeiner Söhne, und führte ihn bey den angeſehenſten Perſonen, ſelbſt bey Hofe ein. Drey Jahre blieb Opitz in dieſem Hauſe und würde wohl noch länger da geblieben ſeyn, wenn der für die Pfalz ſo unglückliche Krieg ihn nicht genöthigt hätte, Heidelberg zu verlaſſen. Der dreyjährige Aufenthalt des jungen Dichters bey dieſem alten Staatsmann, und die dreyjährige Verwaltung des ihm aufgetragenen Erziehungsgeſchäftes, beweiſet die gegenſeitige Zufriedenheit des einen mit dem andern, beweiſet insbeſondre, daß Opitz einen untadelhaften Wandel führte, ob er gleich damals die meiſten und ſinnlichſten ſeiner erotiſchen Gedichte ſchrieb. Aber Gedichte dieſes Inhalts wurden in dieſen Zeiten von den ernſthafteſten Gelehrten und Staatsmännern bloß als poetiſche Spiele betrachtet; ein Ovid, ein Catull, ein Properz wurden von ihnen geleſen, commentirt und nachgeahmt, und man rechtfertigte dieß mit dem Ausſpruche Catulls:

Nam castum decet esse ipsum poetam.
Versiculos nihil necesse est.

Unter den Freundſchaften, die Opitz zu Heidelberg mit daſelbſt ſtudierenden jungen Deutſchen errichtete, iſt insbeſondere die mit Zinkgräf zu bemerken. Dieſer junge Mann, ein geborner Straßburger, der in der Folge als Doctor der Rechte in Straßburg lebte, war ein etwas enthuſiaſtiſcher Eiferer für die deutſche Sprache und für den Ruhm der Deutſchen in der Litteratur und Kunſt. Daher war er ein warmer Verehrer junger Genies, von denen er glaubte, etwas Großes in der deutſchen Litteratur erwarten zu können. Ein ſolches Genie ſah er in Opitz, und nicht mit getäuſchtem Auge. Zinkgräf war es, der zuerſt unſern Opitz als Dichter, feyerlich möchte ich ſagen, in das deutſche Publicum einführte, indem er zuerſt eine Sammlung von den Gedichten ſeines Freundes herausgab; denn außer den beiden Hochzeitsgedichten, deren wir eben erwähnten, hatte Opitz noch weiter nichts, als ein einziges Gedicht zu Heidelberg drucken laſſen.

Dieſe von Zinkgräf beſorgte erſte Ausgabe der Opitziſchen Gedichte, zu Straßburg 1624, erregte die Aufmerkſamkeit aller Litteraturfreunde im ganzen Deutſchland. Obgleich ſchlecht gedruckt, und ob ſie gleich nicht wenig Gedichte von andern Männern enthielt, ſo verbreitete ſie doch den Namen Opitz, als des erſten trefflichen Dichters, der endlich dem Vaterlande verliehen ſey, durch alle deutſchen Provinzen.

Was auch immer die neuern Aeſthetiker über Opitzens dichteriſches Genie urtheilen mögen, ſo ſcheint es doch mit Wahrheit behauptet werden zu können, daß, ein ſo ſchneller, ſo allgemeiner und ſo warmer Beyfall als ſeine Gedichte ſeit ihrer erſten Erſcheinung in ganz Deutſchland erhielten, und daß das Beſtreben aller derer die ſich den ſchönen Wiſſenſchaften widmeten, ihm, als dem einzigen Muſter, nachzuahmen, nicht wohl die Wirkung bloß zufälliger Urſachen, als da ſind der Enthuſiasmus partheyiſcher, bewundernder Freunde, oder die Autorität angeſehener, geglaubter Kunſtrichter, ſondern wirklicher poetiſchen Verdienſte ſeyn mußte. Und wir glauben, daß die Verdienſte der Opitziſchen Gedichte, wodurch ſie jene ſtarken und bleibenden Eindrücke hervorbrachten, in der Anmuth ſeiner Ideen und Geſinnungen, in der fein komiſchen Darſtellung menſchlicher Charaktere und Leidenſchaften, in einer horaziſch-lächelnden, gutlaunigen Satire, in einem glücklichen, natürlich ſchönen Ausdrucke, und in einer lieblichen Melodie beſtanden. Alle dieſe Verdienſte waren ganz neu in Deutſchland. Weder Luther in ſeinen geiſtvollen Geſängen, noch die Fiſcharte, die Brandte, die Waldis in ihren rohen Sittengemählden, hatten die geringſte Ahndung davon gehabt.

So lieb indeſſen dem jungen Dichter dieſe erſte Ausgabe ſeiner Gedichte ſeyn mußte, ſo nannte er ſie in der Folge doch *übereilt*, und bat die Freunde ſeiner Schriften, die darin vorkommenden Fehler zu entſchuldigen, theils weil er Einiges noch als Knabe geſchrieben, theils weil die Herausgeber zu viel Nachläſſigkeit bewieſen. Uebrigens erkannte er es dankbar, daß ſie durch die

Veranſtaltung dieſer Ausgabe ihm nicht hätten ſchaden, ſondern vielmehr ſeinen Ruhm verbreiten wollen.

Das einzige Gedicht, von dem wir oben bemerkten, daß es noch vor der Straßburger-Ausgabe, nehmlich ein Jahr früher, 1620, zu Heidelberg gedruckt war, iſt ein Hymnus auf den Stifter der chriſtlichen Religion, und iſt eigentlich eine freye Ueberſetzung oder Nachahmung eines Hymnus in holländiſcher Sprache von Daniel Heinſius. Dieſer berühmte Philolog ließ ſich von der Liebe zur griechiſchen und römiſchen Litteratur nicht dergeſtalt beherrſchen, daß er geglaubt hätte ſich herabzuwürdigen, indem er ſeine Mutterſprache cultivirte. Er hat mehrere Gedichte in holländiſcher Sprache geſchrieben, und Opitz wurde dadurch zur Nacheiferung bewogen.

Von Heidelberg aus machte Opitz eine Reiſe nach Straßburg, damals für einen unterrichteten und verſtändigen Beobachter vielleicht die intereſſanteſte unter den deutſchen Reichsſtädten; eine wahre, obgleich vom deutſchen Reiche abhängige Republik; von einem induſtriöſen Volke bewohnt; dadurch und durch die Rheinſchifffahrt eine der reichſten Städte in Deutſchland. Unter ihren wohlhabenden und angeſehenſten Bürgern waren viel Gelehrte, viel Freunde und Beförderer der Wiſſenſchaften, durch deren Eifer treffliche Lehranſtalten errichtet waren; die Univerſität daſelbſt war eine der berühmteſten und beſuchteſten in Deutſchland. Da dieſe Reichsſtadt, den franzöſiſchen Grenzen ſo nahe liegend, bey entſtehenden Kriegen der Gefahr einer Belagerung ausgeſetzt war, ſo hatte die Vorſicht und der Patriotismus ihrer Bürger ſie mit allen Vertheidigungsanſtalten aufs beſte verſehen, welche die Kunſt damals hervorzubringen wußte. Wer kann ohne Wehmuth an die Zeiten zurückdenken, wo die Reichsſtadt Straßburg noch eine der berühmteſten hohen Schulen für deutſche Jünglinge war?

Opitz bekam daſelbſt einen neuen Freund an dem Profeſſor und Canonicus Bernegger, der als Polyglotte, Kenner des Alterthums und der Geſchichte, auch außerhalb Deutſchland bewundert wurde. Die Empfehlungen dieſes Mannes wurden in der Folge unſerm Dichter, als er nach Paris reiſte, ſehr nützlich.

Von Straßburg ging er nach Tübingen, wo zwey berühmte Männer lebten, deren Bekanntſchaft er wünſchte und erlangte. Beſold, einer der größten Rechtsgelehrten und Politiker, unter welchen letzten Namen man damals mitbegriff, was wir jetzt Statiſtiker nennen, und Lanſius, der als Hiſtoriker und Humaniſt geachtet wurde. Von Tübingen kehrte er nach Heidelberg zurück.

Während der beiden erſten Jahre ſeines Aufenthalts zu Heidelberg, im zwey und zwanzigſten und drey und zwanzigſten Jahre ſeines Lebens ungefähr, bis zum Herbſte 1620, ſcheint Opitz, ſo viel man aus den äußern Umſtänden urtheilen kann, vollkommen glücklich geweſen zu ſeyn; perſönlich glücklich durch den erwünſchten Erfolg ſeiner Arbeiten, durch die Achtung und Liebe, die er ſich bey den geachtetſten und verdienſtvollſten Männern erworben; glücklich auch als Patriot durch das

Glück, das bis dahin ſein deutſches Vaterland, ſein ſchleſiſches insbeſondere, genoſſen hatte; glücklich als Theilnehmer an allem Menſchenwohl, indem in allen den Ländern, wo er bis dahin lebte, der höchſte Wohlſtand herrſchte. Aber nun kamen die Gewitter zum vollen Ausbruch, die dreyßig Jahre lang Deutſchland bis in den tiefſten Grund erſchütterten, ſeinen vorigen Wohlſtand völlig zerſtörten, und nur kümmerliche Reſte von Anbau und Induſtrie übrig ließen.

Die Unruhen nahmen ſchon im erſten Jahre, als Opitz nach Heidelberg gekommen war, ihren Anfang. Es iſt bekannt, daß die Böhmen 1619, den Kaiſer Ferdinand II. nicht länger für ihren König anerkennen wollten, ſondern den Churfürſten von der Pfalz, Friedrich V. erwählten. Die ſchleſiſchen Fürſten, von langer Zeit her mit den Böhmen verbunden, machten gemeine Sache mit ihnen, und traten den Maßregeln bey, die von den Böhmen ergriffen wurden, ihre Rechte und Freiheiten, die ſie verletzt glaubten, gegen das Haus Oeſterreich kräftig zu vertheidigen.

Dieſem Unternehmen der Böhmen und ſeiner ſchleſiſchen Landesleute war unſer junge Dichter nicht abgeneigt. Er war Proteſtant; vielleicht betrachtete er die Sache bloß von der Seite der Religion. Die Proteſtanten in jenen Ländern glaubten ihre Unterdrückung vor Augen zu ſehen, wenn Ferdinand II. ihr Landesherr bleiben ſollte. In dem Churfürſten glaubten ſie ihren Retter zu ſehen. Opitz theilte ihre Geſinnungen und Hoffnungen, und hielt eine lateiniſche Lobrede auf den neuen König von Böhmen *).

Aber die Schlacht bey Prag im Herbſt 1620 machte allen Hoffnungen der Böhmen, der Proteſtanten, des Churfürſten, und wohl auch unſers Dichters ein ſchreckliches Ende, und ſchon 1621 näherten ſich dem bis dahin ſo glücklichen Heidelberg Armeen, die nicht bloß als gewöhnliche Feinde zu fürchten waren. Von Religionshaß ergrimmt, war zu beſorgen, daß ſie an einer Stadt, an einer Univerſität, die in ihren Augen ein Hauptſitz der Ketzer war, grauſame Rache nehmen würden.

Bey der allgemeinen Flucht, die alle diejenigen ergriffen, die nicht nothwendig bleiben mußten, entfernte ſich auch Opitz von einem Orte, der ihm bisher ein ſo lieber Muſenſitz geweſen war. Er begleitete einen jungen Freund, einen Edelmann aus Jütland, Namens Hamilton, nach Holland, damals vielleicht dem ſehenswürdigſten Lande in Europa, einer erſt ſeit ſechzig Jahren unter dem angeſtrengteſten Kampfe gegen den mächtigſten, dem ganzen Europa furchtbaren Monarchen entſtandenen Republik, die beym Beginne des Kampfes kaum im Stande ſchien, ihre Exiſtenz zu behaupten aber, die durch beharrlichen Muth und kluggeleitete Thätigkeit ſich ſchon zum Range der erſten Seemacht und des erſten Handelsſtaats in Europa erhoben hatte,

---

*) Oratio ad serenissimum et potentissimum Principem, Fridericum Regem Bohemiae. Wratislaviae 1619.

wo aber auch Litteratur und Wiſſenſchaften mehr, wie in irgend einem andern Lande, geliebt, aufgemuntert und verbreitet waren. Die Univerſität zu Leiden, in den erſten Jahren des harten Kampfes geſtiftet, hatte in einem halben Jahrhunderte, durch die große Zahl berühmter Lehrer, und durch die Menge und Trefflichkeit litterariſcher Anſtalten, viele der ältern Univerſitäten verdunkelt. Der Mann daſelbſt, den Opitz am ſehnlichſten wünſchte, perſönlich zu kennen, war der ſchon oben erwähnte Daniel Heinſius, der auf das Genie und den Geſchmack unſers Dichters nicht geringen Einfluß gehabt hat.

Indeß war alle Hoffnung zur Wiederherſtellung des Friedens in Deutſchland verſchwunden. Die proteſtantiſchen Länder waren größtentheils von der triumphirenden katholiſchen Partey unterdrückt, die bis dahin noch verſchonten ſahen einem unvermeidlichen ähnlichen Schickſal entgegen; ein hinlänglicher Beweggrund für Opitzen, ſeinen däniſchen Freund nach Jütland zu begleiten. Von dieſer Ferne aus ſah er den Jammer ſeines vorhin ſo glücklichen Vaterlandes. Das Verlangen, ſeinen geängſteten Landesleuten ein Wort des Troſtes zu ſagen, gab ihm den Gedanken ein, ein großes Gedicht zu ſchreiben, worin er alle die Gründe ausführte, von welchen er glaubte, daß ſie die ſchmerzhaften Empfindungen eines von Kriegesgewalt unterdrückten Volkes mildern und beſänftigen könnten. In dem erſten Entwurf betitelte er es: von der Beſtändigkeit. Man weiß nicht, welche Hinderniſſe ſich in den Weg legten, daß es nicht gleich gedruckt wurde, ob es gleich für die augenblickliche Gegenwart beſtimmt war, wie ſich ſowohl aus dem Zwecke, den er dabey hatte, als aus der Eile ergiebt, womit er das Gedicht zu Stande brachte. Es wurde erſt zwölf Jahre nachher, 1633 gedruckt unter dem Titel: Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges. Es war aber in der That, wenn das Gedicht die beabſichtete Wirkung thun konnte, wenn es wirklich Balſam für die verwundeten Gemüther enthielt, nicht zu ſpät damit, denn der Krieg hatte immer fortgewüthet, und ſchien je länger er währte, deſto wüthender zu werden.

So gut indeſſen Opitz von ſeinem Freunde in Jütland aufgenommen war, und ſo ſehr dieſer, ohne Zweifel ſich beeiferte, ihn bey dem reichen jütiſchen ſchleswigholſteiniſchen Adel einzuführen, ſo fand doch Opitz ſeine Lage nicht behaglich. Das rauhe Klima, der Mangel einer fröhlichen Vegetation, die Seltenheit wohlhabender volkreicher Städte, und zum verfeinerten Lebensgenuß ſich verſammelnder Geſellſchaften, mußten den Aufenthalt daſelbſt einem Jünglinge peinlich machen, der in dem ſchönen Schleſien erwachſen war, und in der noch ſchönern Pfalz ſeine beyden letzten Jugendjahre verlebt hatte. Jütland mit jenen Ländern verglichen, ſchien ihm ein Scythenland. Nach ſieben Monaten kehrte er in ſein Vaterland zurück. In einer lateiniſchen Elegie geſtand er die Motive, die ihn zu dieſer Rückkehr bewogen.

Bey ſeiner Ankunft fand Opitz, daß das Schickſal ſeines Vaterlandes viel milder ausgefallen war, als die Theilnahme der Schleſier an dem böhmiſchen Unternehmen, und die Strenge, womit der Sieger Ferdinand dieſes an den Böhmen rächte, hatten erwarten laſſen. Böhmen, nachdem es durch die Waffen wieder unter Ferdinands Herrſchaft gebracht war, hatte er als ein erobertes Land behandelt, hatte die Verfaſſung deſſelben in wichtigen Stücken abgeändert, und insbeſondere die katholiſche Religion für die einzige Landesreligion erklärt, alle andere Parteyen, Huſſiten, Lutheraner, Reformirte unterdrückt, vertrieben. Den Schleſiern ließ Ferdinand ihre Verfaſſung, ließ den Proteſtanten freye Religionsübung nicht nur, ſondern alle Rechte und Freyheiten, die ihnen von Ferdinand I. und Maximilian II. waren bewilliget worden. War es aus Achtung gegen das Andenken dieſer ſeiner beyden weiſen und gütigen Vorgänger, daß Ferdinand II. ihre Milde gegen die Schleſier nachahmte? Dieſer Beweggrund konnte es nicht ſeyn, denn, wenn er ſich durch ihn hätte beſtimmen laſſen, ſo müßte er ſie auch gegen die Proteſtanten in ſeinen andern Provinzen, in Oeſterreich, Steyermark und Kärnthen bewieſen haben, wo er ſie vielmehr mit der unſchonendſten Härte verfolgte, ob ſie gleich daſelbſt auch freye Religionsübung von Ferdinand I. und Maximilian II. erhalten hatten. Daß Ferdinand II. ſeine Intoleranz in Anſehung der ſchleſiſchen Proteſtanten ſo ganz zurückhielt, war ſeiner Redlichkeit zuzuſchreiben, welche Tugend er unſtreitig beſaß. Er hatte dem Churfürſten von Sachſen, der die

Beruhigung Schleſiens entweder durch die Waffen, oder durch Vermittlung übernahm, gegen die Bedingung, daß in dem Religionszuſtande des Landes nichts geändert werden ſollte, dieſes Verſprechen gegeben, und er hielt es. (Khevenhüller T. IX. p. 311. 1318. T. X. p. 663.)

Man könnte einwenden, die nehmliche Redlichkeit würde ihn ebenfalls abgehalten haben, die Zuſicherungen, die von ſeinen Vorgängern den Proteſtanten in andern öſterreichiſchen Ländern gegeben waren, zurückzunehmen; allein hier half ſich ſeine Caſuiſtik mit der Ausflucht, daß jene Zuſicherungen theils abgetrotzt, theils in der Folge ungebührlich gemißbraucht wären; eine Rechtfertigung oder Entſchuldigung, deren Grund oder Ungrund wir hier nicht zu unterſuchen haben. Daß er aber ſein eigenes Verſprechen dem Churfürſten von Sachſen ganz freywillig gegeben hatte, und von Mißbrauch ſeiner Bewilligungen noch gar nicht die Rede ſeyn konnte, war ſich Ferdinand zu ſehr bewußt, als daß er die Erfüllung deſſelben nicht für eine heilige Pflicht hätte halten ſollen.

In ſein Vaterland zurückgekehrt, war es Zeit, daß Opitz, wie man es nennt, eine Lebensart erwählte, d. i. daß er ſeine Thätigkeit ſolchen Geſchäften widmete, oder ſich um ſolche Aemter bewarb, die ihm Ehre und Auskommen verſchaffen konnten. Denn obgleich die Virtuoſen in den ſchönen Künſten, die Bildhauer, die Architekten, die Maler, die Muſiker in der Ausübung ihrer Kunſt eine ſichere, beſtändig fließende Nahrungsquelle finden, ſo verhält es ſich doch mit den Virtuoſen in den ſchönen Wiſſenſchaften, mit den Dichtern ganz anders, indem es für dieſe mehr ein ſeltener Zufall, als ein gewöhnliches Loos iſt, durch bloſſe Dichterwerke zu einem reichlichen Auskommen zu gelangen. Opitz hatte in dieſer Abſicht die Rechte ſtudiert; er hatte ſich auch Geſchicklichkeiten zu den Geſchäften des bürgerlichen Lebens erworben. Zwey von ſeinen bunzlauiſchen Schulfreunden waren in dem Dienſte des Herzoges Georg Rudolf von Liegnitz zu den angeſehenſten Poſten emporgeſtiegen; der eine, Kirchner, hatte mit der Stelle eines fürſtlichen Bibliothekars angefangen, war Rath geworden, in Geſchäften am kaiſerlichen Hofe gebraucht, und zum kaiſerlichen Rath ernannt. Der andere, Nüßler, war anfangs Sekretair des Herzogs, jetzt ebenfalls Rath deſſelben. Mit keinem ſeiner andern Freunde harmonirte Opitz ſo ſehr an Denkungsart und Neigungen, als mit dieſem Nüßler, der auch glückliche Anlagen zum Dichter hatte. Dieſe beyden Männer zogen ihren zurückgekommenen Jugendfreund an den Hof ihres Herzoges.

Bevor ein ſeiner Denkungsart angemeſſenes, und mit ſeiner Neigung zu litterariſchen Beſchäftigungen verträgliches Amt für ihn gefunden wurde, bekam Opitz einen Ruf nach Siebenbürgen. Gabriel Bethlen, oder wie er nach Art der Ungarn genannt wird, Bethlen Gabor, Fürſt von Siebenbürgen, Proteſtant, hatte ein neues Gymnaſium in ſeiner Reſidenz zu Weiſſenburg errichtet, er berief unſern Opitz als Lehrer der alten Litteratur dahin. Bethlen Gabor hatte eine große Meinung von ſich erregt, man hielt ihn damals für einen an perſönlichen Eigenſchaften großen Fürſten. Die Litteratur in einem beträchtlichen Lande, wie Siebenbürgen, deſſen Einwohner großentheils als deutſche Colonien zu betrachten waren, in Aufnahme zu bringen, ſchien ein erwünſchter Weg ſich großes Verdienſt und großen Ruhm zu erwerben. Der Aufenthalt in der Reſidenz, und die wahrſcheinliche Ausſicht eines häufigen Zutritts an dem Hofe, und zu der Perſon eines Fürſten, deſſen Charakter das Gerücht zu ſehr verſchönert hatte, waren hinlängliche Lockungen für Opitz, die angetragene Stelle anzunehmen. Aber er fand die Wirklichkeit ſeinen Hoffnungen nicht entſprechend. Bethlen Gabor war ruhmgierig genug, aber er hatte weder Geiſteskräfte, noch kannte er die Mittel, ſich wahren Ruhm zu erwerben. In der Politik war er kühn ohne Verſtand, wankelmüthig, übereilt im Entſchluſſe, leicht abgeſchreckt bey vorkommenden Hinderniſſen, leicht ermüdet, wo Beharrlichkeit und Anſtrengung erfordert wurden. Aus dieſem ſeinem öffentlichen Charakter iſt zu vermuthen, daß auch ſein Privatcharakter nicht viel Achtung verdiente, und dieſe Vermuthung ſcheint durch Opitzens gänzliches Stillſchweigen über ihn beſtätiget zu werden. Opitz war ſonſt nicht karg mit ſeinem Lobe gegen ſeine Gönner und Freunde. Aber auch in andern Stücken waren ſeine Erwartungen getäuſcht. Er vermißte in Siebenbürgen den Umgang mit gebildeten Männern von Geiſt, Kenntniſſen und Geſchmack; er vermißte jene feineren Vergnügen, an denen der Geiſt noch mehr Theil nimmt, als die Sinne, und an die er in ſeinem Vaterlande und zu Heidelberg gewöhnt war. Opitz verſank in Hypochondrie; er ergriff das einzige Mittel, das ihm von dieſem peinlichen Uebel heilen konnte; er bath um ſeinen Abſchied, und kehrte, nachdem er ihn erhalten, in ſein Vaterland zurück. Er war ungefähr ein Jahr in Siebenbürgen geweſen.

Oeffentlich erklärte er ſich über die Beweggründe ſeines Entſchluſſes mit der Klugheit und Beſcheidenheit, die vorzüglich zu ſeinem Charakter gehörten; er ſagte nichts, was die Siebenbürger hätte kränken können; er geſtand vielmehr, er habe dort manches gefunden, »was er an anderen Orten vergebens geſucht habe.«

Der Aufenthalt in Siebenbürgen hatte ihn auf zwey Ideen zu neuen Werken geleitet. Die erſte war vielleicht ſchon noch vor ſeiner Ankunft daſelbſt, durch die bloße Berufung dahin entſtanden. Siebenbürgen iſt das Dacien der Römer. Opitz wollte in einem gelehrten Werke in lateiniſcher Sprache die Geſchichte und den Zuſtand Daciens in der Römer Zeiten beſchrieben. Antiquariſche Gelehrſamkeit war die geachtetſte in Opitzens Zeiten. Es war natürlich, daß ein junger ruhmgieriger Mann auch in dieſem Felde etwas Ausgezeichnetes leiſten wollte. Opitz hat in ſeinem ganzen folgenden Leben an dieſem Werke gearbeitet, aber wahrſcheinlich nicht con amore. Er wollte es Dacia antiqua betiteln; er hat es zu unvollendet hinterlaſſen, als daß ſeine Freunde rathſam fanden, es nach ſeinem

Tode herauszugeben. Wie glücklich war Opitz, ſo uneigennützige, redliche, für ſeinen wahren Ruhm beſorgte Freunde zu haben, die über die Verſuchung erhaben waren, ſich ſelbſt durch Herausgabe eines ſeiner nicht vollkommen würdigen Nachlaſſes einen ephemeren Namen, oder wohl gar nur Geldvortheile zu verſchaffen.

Die andere Idee, wozu Siebenbürgen unſerm Dichter Anlaß gab, kam ihm, nachdem er die Rückreiſe in ſein Vaterland beſchloſſen, oder auch ſchon ausgeführt hatte. Das Bergwerk Zlatna in einer romantiſchen Gegend hatte ihm die angenehmſten Tage in Siebenbürgen verſchafft; hier hatte er einen Mann nach ſeinen Sinn und Herzen gefunden, einen gebornen Niederländer, deſſen Eltern zur Zeit des Alba ausgewandert waren. Dieſer intereſſante Mann und die Naturſchönheiten jener Gegend hatten ſo angenehme Eindrücke auf Opitz gemacht, daß er ſie gerne lebendig bey ſich erhalten wollte. Es iſt hoher Lebensgenuß, Genüße, die man einſt hatte, durch Erinnerung, durch den Zauber der Fantaſie, zu wiederhohlen, von neuem zu genießen. Opitz verſchaffte ſich dieſen erneueten Genuß durch eines ſeiner größern Gedichte, das er nach der Scene, wo ſie ihm zuerſt gewährt wurde, Zlatna betitelt hat. Es iſt von der moraliſirenden Gattung, die Horaz ſo ſehr liebte, und der er ſo bezaubernde Anmuth zu ertheilen wußte; Opitz hat in demſelben ſeinen Charakter, als Denker und Empfinder, abgedruckt, und das ungekünſtelte, unverſchönernde, naive Gemählde ſeines Geiſtes und Herzens giebt dieſem Gedichte, nach meinem Gefühl, ein ſanft anziehendes Intereſſe.

In ſeinem Vaterlande wurde Opitz von allen ſeinen Verehrern, Gönnern und Freunden mit eben der Liebe und Achtung wieder aufgenommen, die er vor der Siebenbürger Reiſe genoſſen hatte, und er genoß dieſe Liebe und Achtung von ihnen bis an ſeinen Tod, und nicht bloß von ihnen, ſondern von allen auch in andern Ländern, mit denen er in nähere freundſchaftliche Verhältniſſe gekommen war. In der That findet man keine Spur, daß irgend einer ſeiner Freunde aufgehört hätte, ſein Freund zu ſeyn, Klagen über ihn geführt oder Streit mit ihm bekommen hätte. Dieſes ſcheinet uns zu beweiſen, daß ſo viel Achtung und Liebe, die ihm allenthalben und ſo beſtändig fort erwieſen wurde, nicht bloß ſeinen Dichtertalenten, ſondern mehr noch den Eigenſchaften ſeines perſönlichen Charakters zuzuſchreiben waren. Nach ſeiner Rückkunft lebte er wieder am Liegnitzer Hofe von 1623 bis 1626, dann und wann mit Geſchäften beauftragt, und daran gefeſſelt; vielleicht nur zu oft zu ſogenannten Gelegenheitsgedichten (ſie waren, möchte ich ſagen, ein Frohndienſt, der den Dichtern faſt bis in die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auferlegt war,) auch wohl zu oft zu Gedichten religiöſen Inhaltes (der Liegnitzer Hof war ſehr religiös) aufgefordert. Indeſſen fehlte es ihm weder an Muſſe zu freywilligen poetiſchen Arbeiten, noch zu kleineren Reiſen, die er gern machte, bald nach ſeiner geliebten Vaterſtadt, bald zu ihm gleichgeſinnten Freunden auf dem Lande. Eine etwas längere Reiſe machte er nach Sachſen.

Zu Wittenberg vermehrte ſich die Zahl ſeiner Freunde mit einem neuen, der von der Zeit an unveränderlich zu ſeinen treueſten und zärtlichſten gehörte; es war Auguſt Büchner, bey dem er während ſeines halbjährigen Aufenthaltes daſelbſt wohnte. Ihr beſtändig fortgeſetzter Briefwechſel bis zu Opitzens Tode beweiſet die nie unterbrochene Fortdauer ihrer Freundſchaft. Die Ausdrücke der Liebe und Freundſchaft in Büchners Briefen ſind oft übertrieben, geſucht und ſpielend, wie es das Geſuchte immer iſt. Zu ſeiner Entſchuldigung bemerken wir, daß er in lateiniſcher Sprache ſchrieb, und wenn man ſeine Empfindungen in einer fremden Sprache recht ſtark ausdrücken will, ſtößt man leicht an dieſe Klippen, wiewohl auch einige unſerer berühmteſten Männer in neuern Zeiten, ob ſie gleich deutſch ſchrieben, dieſe Klippen nicht vermieden haben; ihre gedruckten freundſchaftlichen Briefe (man könnte ſie verliebte Briefe nennen) ſind ſo voll des Geſuchten, Uebertriebenen und Spielenden, daß man, je nachdem man geſtimmt iſt, darüber lachen, oder ſich darüber ärgern möchte. Opitz iſt, auch in ſeinen lateiniſchen Briefen, zwar immer geiſtvoll, munter, oft witzig, aber immer auch natürlich, männlich, frey von allem Affectirten.

Nach einem kurzen Aufenthalte zu Dresden ging Opitz nach dem zwar kleinen, aber damals für die Freunde der Litteratur und Kunſt eben ſo merkwürdigen Hofe, als es der Weimariſche und Gothaiſche in unſeren Tagen geweſen ſind. Ludwig von Anhalt war damals derjenige unter den deutſchen Fürſten, der am meiſten Sinn und Eifer für deutſche Litteratur und Sprache hatte. Er war der Stifter der **fruchtbringenden Geſellſchaft**, die, ihrer Abſicht nach, eine Vereinigung, eine Verbrüderung aller Deutſchen von Geiſt und patriotiſcher Geſinnung ſeyn ſollte, die aber, in ihrer äußern Einrichtung, die pedantiſche Form der Akademieen in Italien nachahmte; zu den Pedantereyen jener italieniſchen Akademieen, die auch von dieſer deutſchen Geſellſchaft angenommen wurden, gehörte die feyerliche Beylegung eines, wie man glaubte, bedeutungsvollen Namens, mit dem ein neu aufgenommenes Mitglied benannt wurde. Opitz bekam den Titel: **der Gekrönte.**

An dieſem Hofe lebten zwey Männer, der eine Staatsmann, der andere Staats- und Kriegsmann zugleich, die ſich auch in der litterariſchen Sphäre Ruhm zu erwerben ſuchten; beyde wurden Opitzens Freunde. Der eine war der Rath Tobias Hübner, der die lateiniſche Dichtkunſt übte; der andere, der Oberſt, Friederich von Werder, welcher letzte es wagte, Taſſos Jeruſalem zu überſetzen. Wenn er gleich dieſes Unternehmen mehr mit unermüdetem Fleiße, als glücklichem Genie ausführte, ſo ehrte doch Opitz ſeinen Muth, ſeine Beharrlichkeit, und liebte noch mehr ſeinen edeln, altritterlichen und zugleich ſanften Charakter.

Als Opitz nach Liegnitz zurückkam, wurde eben ſein Freund, der Rath Kirchner, in ſchleſiſchen Landesangelegenheiten nach Wien geſandt. Opitz begleitete ihn, um ihm in der Verrichtung ſeiner Geſchäfte beyzuſtehen. Obgleich Proteſtant wurde er doch von vielen der dortigen Großen mit einer Achtung, die ihr Verlangen den Dichter der Deutſchen perſönlich zu kennen bezeugten, aufgenommen; er wurde den Erzherzogen, er wurde dem Kaiſer ſelbſt vorgeſtellt. Man kannte die Vorurtheile Ferdinands II. wider die Proteſtanten. Die Eindrücke alſo, welche die Schriften unſers Dichters oder doch ſein Ruhm bey Perſonen des kaiſerlichen Hofes gemacht hatte, mußten ſtark genug ſeyn, jene Vorurtheile zu Opitzens Gunſten ſchweigen zu machen. Ferdinand ehrte in ihm den erſten Dichter der Deutſchen.

Es ſcheint mir zwar nicht hinlänglich bezeugt, daß Ferdinand ihm mit eigner Hand den poetiſchen Lorbeer aufgeſetzt habe, obgleich Lindner in ſeinen umſtändlichen Nachrichten von dem Leben unſers Dichters irgendwo geleſen haben will, daß er dieſe Auszeichnung vom Kaiſer erhalten habe *). Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Opitz ſelbſt dieſe Ehre gewünſcht habe. So ruhmgierig er war, ſo enthalten doch ſeine Schriften Beweiſe genug, daß er Pedantereyen dieſer Art nicht liebte. Wäre dieſe Krönung wirklich geſchehen, ſo würde ſich wohl eine Spur davon, eine Anſpielung darauf in ſeinen Gedichten oder Briefen finden; es finden ſich keine. Aber eine Ehre erwies ihm der Kaiſer, als dieſer aus ſeinen Händen ein Gedicht auf den Erzherzog Karl, der eben damals ſtarb, annahm. Auf Verlangen einiger Großen überſetzte es Opitz in lateiniſche Verſe.

Opitz war ſchon zwey Jahre wieder von Wien zu-

---

*) Th. 1. S. 105. in der Note.

rück, als er einer andern Ehre vom Kaiſer gewürdigt, als er von demſelben unter dem Namen Opitz von Boberfeld in den Adel erhoben wurde. Man weiß nicht ob dieß geſchah am Ende des Jahres 1627, oder am Anfange des folgenden. Opitz redet von dieſer ihm wiederfahrenen Ehre nur zweymal in ſeinen Briefen an ſeine Freunde, und beydemal ſo kurz und auf eine ſolche Art, daß man ſieht, er habe ſich weder nach Art eitler Menſchen, ſehr darüber gefreut, noch ſtoiſche Gleichgültigkeit dagegen affectirt. In dem einen dieſer Briefe an Venator theilet er dieſem Freunde dieſe Neuigkeit ſeiner Standeserhöhung bloß dadurch mit, daß er am Ende des Briefes ſich ſcherzend unterſchreibt: Martin Opitz von Boberfeld; denn, weil es der Kaiſer ſo will, bin ich jetzt Ritter, aber ohne Pferd; und Edelmann, aber ohne Bauern. Ohne Zweifel wäre ihm ein Gütchen, wo er, wie Horaz, unabhängig hätte leben können — ſo leben, wie er in ſeinem Gedichte Zlatna zu leben wünſcht, ein angenehmeres Geſchenk geweſen.

Nach ſeiner Rückkunft von Wien lebte Opitz auf eben dem Fuß, wie vor der Reiſe; bald am Liegnitzer, bald an einem andern der damaligen kleinern ſchleſiſchen Höfe; bald zu Breslau; bald in ſeiner Vaterſtadt; bald auf den Landgütern ſeiner Gönner und Freunde unter dem ſchleſiſchen Adel. Ob er gleich das Verdienſt, ein guter Geſchäftsmann zu ſeyn, keinesweges gering achtete, vielmehr ſich auch in dieſer Eigenſchaft Ehre und Beyfall zu erwerben ſuchte; ſo hatte er doch ein mächtig überwiegendes Verlangen nach höherem Ruhm ſowohl als nach denjenigen Vergnügen des Geiſtes, welchen er hätte entſagen müſſen, wenn er ſich an ein untergeordnetes Amt oder an einen kleinen dunkeln Ort hätte feſſeln laſſen. Es währte nicht lange nach ſeiner Wiener-Reiſe, daß ihm eine Stelle angebothen wurde, wo er alle dieſe Neigungen zugleich befriedigen konnte. Karl Hannibal Burggraf von Dhona, Freyherr auf Wartenberg, vormals kaiſerlicher Landvogt in der Oberlauſitz, in der Folge kaiſerlicher Kammerpräſident, einer der ausgezeichneteſten Männer in Oeſterreich, von großem Verdienſte in der politiſchen ſowohl als in der militäriſchen Sphäre, von mannigfaltigen Kenntniſſen und Talenten, die er früh und anhaltend durch Studien und Reiſen kultivirt hatte, von hoher Geſinnung, lebte damals zu Breslau. Er machte unſerm Dichter einen Antrag, der ſowohl ſeine große Achtung gegen Geiſtestalente überhaupt, als gegen die Perſon des Dichters insbeſondere bewies, und — was viel hohe Gönner der Talente nicht immer gethan haben, — er erfüllte alle die Bedingungen, womit er den Antrag begleitet hatte. Er brauchte ſeinen Clienten nicht zu jeder Arbeit, die jeder andere Sekretair verrichten konnte; er brauchte ihn nur zu ſeinen wichtigern Correſpondenzen mit dem kaiſerlichen Hofe, mit anderen Höfen, ſelbſt mit dem päbſtlichen. Obgleich ſelbſt Katholik, und von einem bigotten Vater *) in Bigotterie erzogen, hatte er ſich doch durch

---

*) Abraham von Dhona, erſter Erwerber der Herrſchaft Wartenberg, war ſogar ein Verfolger der Proteſtanten.

die Stärke ſeines Geiſtes von den ihm eingeflößten Vorurtheilen gegen die Proteſtanten losgemacht; Opitz war ſein Vertrauter. Opitz wurde von ihm in Sendungen an die bedeutendſten ſchleſiſchen Fürſten und Männer des Adels gebraucht. Man ſieht, Klugheit, Treue, Verſchwiegenheit und Gewandtheit mußte derjenige beſitzen, auf den der große Staatsmann ſo vollkommenes Vertrauen ſetzte.

Das Verhältniß gegenſeitiger Achtung und gegenſeitigen Vertrauens zwiſchen dem Burggrafen und dem Dichter dauerte ununterbrochen neun Jahre lang, bis zum Tode des Burggrafen im Jahre 1633.

Einen überzeugenden Beweis ſeiner Achtung und ſeines Vertrauens zu dem erprobten Charakter ſeines Clienten gab der Burggraf im Jahre 1630, und zugleich einen Beweis des liberalen Gebrauches, den er von ſeinen Reichthümern machte. Paris war ſchon damals die von reichen und nach Vergnügen oder Kenntniſſen begierigen Fremden aus allen Ländern beſuchteſte Hauptſtadt in Europa; ſie war die reichſte an Anſtalten, an Bequemlichkeiten für den Gelehrten, für den Künſtler, für den Staatsmann, für den Weltmann; hier vereinigten ſich in freundſchaftlichen Zirkeln die gelehrteſten, die erfahrenſten Männer in allen Fächern; hier war es, wo man früher, als in andern großen Städten, allen pedantiſchen Zwang aus dem geſelligen Umgange verbannte, aber eine vernünftige und anmuthvolle Anſtändigkeit zu beobachten wußte. Längſt hatte Opitz dieſe berühmte Stadt zu ſehen gewünſcht; er machte die Reiſe dahin

1630 auf Koſten des Burggrafen. Zwar hatte der Burggraf auch eigne, ihm wichtige Abſichten, weswegen er unſern Dichter dieſe Reiſe machen ließ, und ſeine Wahl, daß er dieſen dazu auserſah, iſt ebenfalls ein Beweis des großen Vertrauens, das er auf ſeine Klugheit und Talente ſetzte.

Politiſche Kenntniſſe und Nachrichten von den Höfen und Staaten, von den bedeutendſten Männern, die auf die öffentlichen Angelegenheiten Einfluß haben, waren damals noch ſelten, waren an keinem Orte eher zu erlangen, als zu Paris, aber auch da nur in gewiſſen Zirkeln, in die den Zutritt nur große Empfehlungen oder eigenes perſönliches Verdienſt verſchaffen konnten. Die Verbindung, die Frankreich damals mit Schweden getroffen hatte, mußte die Aufmerkſamkeit der öſterreichiſchen Staatsmänner erregen. Opitzens Sendung nach Paris ſcheint in der Abſicht geſchehen zu ſeyn, dem Burggrafen die wichtigſten politiſchen Nachrichten aus dieſer damals faſt einzigen Quelle zu verſchaffen.

Unterwegens, auf der Reiſe zu Dresden, Leipzig, Frankfurt am Main und Strasburg beſuchte Opitz ſeine alten Freunde, und erwarb ſich neue an Goldaſt, Hortleder, Freinsheim und Böckler, rühmliche Namen in der deutſchen Litterärgeſchichte. Der Mann, dem er zu Paris vorzüglich wünſchte empfohlen zu werden, war damals der geachtetſte und verehrteſte Mann in Europa, Hugo Grotius, und dieſer wurde und blieb Opitzens beſtändiger Freund.

Grotius hielt ein Haus, das zwar nicht an Pracht und Aufwand, aber an Auserleſenheit der ſich daſelbſt verſammelnden Geſellſchaft für einen Fremden von Opitzens Denkungsart und Abſichten das anziehendſte war. Sein berühmter Name, als großer, aber durch eine ungerechte Parthey geſtürzter, und für eine gute Sache zum Märtyrer gewordener Staatsmann, als Gelehrter vom erſten Range, als Orakel und Gründer des Völkerrechts, zog alles hin, was ſich zu Paris an verdienſtvollen, oder nach Verdienſt ſtrebenden Einheimiſchen oder Ausländern befand. Opitz theilte, während ſeines Aufenthaltes in Paris, ſeine Zeit zwiſchen Beſuchen in dieſem Hauſe, und Beſuchen der öffentlichen und Privat-Bibliotheken, Kunſtſammlungen, öffentlicher Denkmäler und Anſtalten, einzelner achtungswürdiger Gelehrten und anderer intereſſanten Geſellſchaften, in denen einige Grotius ſelbſt ihn einführte.

Die gute Aufnahme, die Opitz bey Grotius gefunden hatte, veranlaßten zwey poetiſche Arbeiten von ihm: ein lateiniſches Gedicht an den damals funfzehnjährigen Sohn des Grotius, und die deutſche Ueberſetzung des Lehrgedichtes, das Grotius in holländiſcher Sprache über die Wahrheit der chriſtlichen Religion geſchrieben hat. In jenem ergießt ſich die Dankbarkeit und Verehrung, die der große und gute Mann unſerm Dichter eingeflößt hatte.

Opitz blieb zu Paris vom May 1630 an bis zu Ende dieſes Jahres. Nach ſeiner Rückkunft trat er in die vorigen Verhältniſſe mit dem Burggrafen zurück, und wir haben ſchon bemerkt, daß dieſe, beyden gleich ehrenvolle Verbindung, indem ſie aus gegenſeitiger Anerkennung großer Verdienſte und Talente, und auf gegenſeitiges Vertrauen zu dem Herzen des anderen gegründet war, ungeſtört fortdauerte bis zu dem Tode des Burggrafen, welcher 1633 zu Prag an einem hitzigen Fieber ſtarb.

Opitz, anfangs unſchlüſſig, ob er von nun an nicht lieber ganz für litterariſche Beſchäftigungen leben wollte, (welche Unſchlüſſigkeit zu beweiſen ſcheint, daß es ihm nicht an Mitteln zum nöthigen Auskommen fehlte,) trat endlich doch wieder, und zwar nun als Rath in die Dienſte der beyden Brüder, Herzogs Georg Rudolph von Liegnitz, und Johann Chriſtian von Brieg. Eigner Ehrgeiz vielleicht ſich auch auf der politiſchen Bahn auszuzeichnen, Dankbarkeit vielleicht gegen dieſe Fürſten, die immer ſo liberale Gönner gegen ihn geweſen waren, mögen zu ſeinem Entſchluſſe beygetragen haben. Wir können aber ſicher annehmen, daß ſeine Liebe zu ſeinem Vaterlande großen, vielleicht den größten Antheil daran hatte. Die Zeiten waren für Schleſien wieder ſehr unglücklich geworden, es war ſehr oft der Schauplatz des Krieges zwiſchen den Kaiſerlichen und Schweden, und was noch mehr iſt, von ſchwediſcher Seite wurden alle Mittel verſucht, den Schleſiern das Intereſſe der Proteſtanten als unverträglich mit der öſterreichiſchen Herrſchaft vorzuſtellen. Durch den unſichern Zuſtand des Landes bewogen, begab ſich der Herzog von Brieg 1634 nach Thorn in Preuſſen, Opitz in ſeinem Gefolge. Hier, wo ihm die Muſſe eines geflüchteten Hofes wenig Beſchäftigung gab, erhielt er von dem Herzoge die Erlaubniß, ſeinen Aufenthalt in Danzig zu nehmen, nicht nur einer viel größern und reichern Stadt, als Thorn, ſondern wo er auch mehr Umgang mit Gelehrten, mit erfahrnen Weltmännern, wo er Bibliotheken und Kunſtſammlungen erwarten konnte. In Danzig verſammelten ſich oft die Erſten, die Angeſehenſten des polniſchen und preuſſiſchen Adels. Auch bey dieſen konnte ſich Opitz eine achtungsvolle Aufnahme verſprechen. Sein großer Ruhm nicht nur als Dichter war längſt vor ihm hergegangen, ſondern er hatte ſich insbeſondere den pohlniſchen Magnaten durch eine in das pohlniſche Staatsrecht einſchlagende Schrift, die er für den Burggrafen von Dhona in lateiniſcher Sprache geſchrieben, vortheilhaft bekannt gemacht *).

Der Graf von Dönhof, der erſte an Anſehen und Ruhm unter dem preuſſiſchen Adel, Hofmarſchall am pohlniſchen Hofe, Schwiegerſohn des Herzogs von Brieg, ein verdienſtvoller Staats- und Kriegsmann, der ſich durch entſchloßne und glückliche Vertheidigung der Stadt Thorn gegen die Schweden ausgezeichnet hatte, wurde ſein eben ſo zutrauensvoller Gönner, oder Freund vielmehr, als es der Burggraf von Dhona geweſen war. Durch den Grafen von Dönhof wurde der König von Pohlen ſelbſt, Uladislav, dem es bloß die pohlniſche Verfaſſung unmöglich machte, ein ſo treffli-

---

*) De jure Civitatis Polonae impetrando, quod Indigenatum vocant.

cher König zu ſeyn, als er vielleicht in jedem andern Reiche geworden wäre, aufmerkſam auf Opitz, und bediente ſich ſeiner Feder in Staatsverhandlungen mit auswärtigen Höfen, noch ehe er ihm einen offiziellen Poſten ertheilte.

Dieſen beyden Gönnern entrichtete Opitz den Tribut der Dankbarkeit und Ergebenheit nach der damaligen allgemeinen Sitte. Dem Grafen von Dönhof dedicirte er in einer lateiniſchen panegyriſchen Epiſtel ſeine deutſche Ueberſetzung der Antigone des Sophokles. Die Tugenden und Thaten des Königs (Uladislav hatte wirklich in einem Kriege wider die Türken großen Ruhm erworben) beſang er in einem deutſchen Gedichte, und als der König ſich mit einer öſterreichiſchen Prinzeſſin, Tochter Kaiſer Ferdinands II. vermählte, feyerte Opitz dieſe Vermählung mit einer lateiniſchen Rede. Der König ernannte ihn dann zu ſeinem Secretair und zum pohlniſchen Hiſtoriographen mit einer anſehnlichen Beſoldung. Doch verließ Opitz wegen dieſer neuen Stelle ſeine ſchleſiſchen Fürſten nicht; er blieb Rath der Herzoge von Liegnitz und Brieg. Ohne Zweifel machten es die damaligen Verhältniſſe zwiſchen den ſchleſiſchen Fürſten und dem Könige von Pohlen möglich, ſo verſchiedene Stellen in Einer Perſon zu vereinigen.

Von dem pohlniſchen Großkanzler Thomas Zamosky wurde ihm eine, nach der damaligen Sitte, große Ehre erwieſen. Der Vater dieſes Thomas Zamosky, Johannes Zamosky, ein in der Litteratur rühmlich bekannter Name, der auch Großkanzler geweſen war, hatte zwey der größten Gelehrten ſeiner Zeit, den Muretus und den Joſeph Juſt Scaliger, mit goldenen Medaillen beſchenkt; ſie ſtellten ſein eignes Bildniß vor. Eitelkeit mochte dieſes Geſchenk mit veranlaßt haben. Thomas Zamosky ſchenkte unſerem Opitz auch eine goldene Medaille, aber nicht mit ſeinem eigenen, ſondern ſeines Vaters Bildniß. Vermuthlich war es noch eine von denen, die der Vater hatte ſchlagen laſſen. Der Sohn befriedigte dadurch auch vielleicht eigene Eitelkeit, bewies aber zugleich Verehrung gegen das Andenken ſeines Vaters und gegen Opitzens Verdienſte.

Mit wahrſcheinlichen Ausſichten einer an Ehre und Lebensannehmlichkeiten für ihn noch reicheren Zukunft vor Augen, und von Gönnern und Freunden umgeben, deren Zahl ſich vermehrte, widmete Opitz ſeine Muſſe theils neuen poetiſchen, theils auch eigentlich gelehrten, litterariſchen Arbeiten; er legte von neuem Hand an ſein Werk über das römiſche Dacien, er edirte das alte deutſche Lied auf den heiligen Anno mit Anmerkungen in lateiniſcher Sprache, und zwey Bücher deutſcher, aber meiſtens aus anderen Sprachen überſetzter oder nachgeahmter Sinngedichte; er arbeitete an der Vollendung ſeiner deutſchen Ueberſetzung der Pſalmen. Dieſe letzte Arbeit führte er unter heftigen Gichtſchmerzen aus, ſo daß ſie, wenn ſie auch ſonſt kein Verdienſt hätte, zum Denkmahl ſeiner Geiſtesthätigkeit unter großen körperlichen Leiden dient.

In dieſer, wenn man jene körperlichen Schmerzen abrechnet, glücklichen und noch mehr Glück verſprechenden Tage zu Danzig, überfiel ihn eine tödtliche Krankheit. Eine peſtartige Krankheit hatte ſich in der Stadt verbreitet. Am 17ten Auguſt 1639 wird er auf der Straße von einem Bettler angeſprochen; indem er dieſem ein Almoſen reicht, erſchrickt er über die ſcheußliche Geſtalt des mit Beulen bedeckten Menſchen, wird bey ſeiner Zuhauſekunft von einer fieberhaften Hitze überfallen, und findet ſich am folgenden Morgen außer Stande das Bette zu verlaſſen. Zu männlich denkend, um nicht lieber gelaſſen zu dulden, als ſeine Freunde zu beunruhigen, und ſtark durch religiöſe Reſignation, die Frucht ſeiner Meditationen und ſeiner wahren Frömmigkeit, erwartet er in ſeinem einſamen Zimmer den Ausgang ſeiner Krankheit. Aber das Gerücht davon verbreitet ſich. Der reformirte Prediger Niclaſius beſucht ihn, eben wie Opitz ſelbſt, ſein Ende nahe glaubend, an ihn geſandt und um ſeinen Beſuch hatte bitten laſſen. Opitz ſtarb am 20ten Auguſt des Morgens, alt ein und vierzig Jahr, ſieben Monate und vier und zwanzig Tage.

Sendſchreiben

an

Herrn Hofrath A. B. Müller,

durch

ſeine agronomiſchen Briefe veranlaßt.

Mit einer ungemeinen Befriedigung habe ich Ihre agronomiſchen Briefe geleſen. Ich ſehe darin die Richtung, welche man jetzt in Norddeutſchland ſich beeifert, der Agrikultur zu geben von einer Seite betrachtet, die bisher noch gar nicht zur Sprache gekommen, und von der aus ſie doch einer Beurtheilung und Beleuchtung ſo ſehr zu bedürfen ſcheint. Zwar hat das Schema einer auf gewiſſe Annahmen, Beobachtungen und daraus abſtrahirte Regeln beruhenden Wechſelwirthſchaft, die ſich zu einer faſt abſoluten Vollkommenheit erhoben, und ſich zu einem allgemein gültigen Modell machen will, gleich anfangs manche Widerſacher gefunden; aber dieſe Widerſacher haben ſie aus der Sache ſelbſt, dem Weſen der Landwirthſchaft, dieſe als etwas iſolirtes, das in keiner Verbindung mit einer Welt und dem Menſchengeſchlechte ſtehet, gedacht, widerlegen wollen, alſo faſt denſelben Fehler wieder begangen, welchen ſich ihre Verkündiger zu Schulden kommen laſſen, indem auch dieſe meinen, aus der Sache ſelbſt müſſe man nothwendig auf die von ihnen geprieſene Wechſelwirthſchaft kommen, welche nun einmal für die bis heute vollkommenſte Behandlungsart eines reinen Ackergefildes ausgegeben wird. Beide ſind in einer großen Einſeitigkeit befangen; daher der unfruchtbare Streit. Ihre Briefe gehen auf etwas Weſentliches und Wichtiges, ſie begegneten ſich mit einer verwandten Meinung in mir, und veranlaſſen mich ſo zu dieſer Mittheilung der mancherlei von mir über die Revolutionirung und Moderniſirung des Ackerbaues von mancher Seiten her angeſtellten Betrachtungen. Denn ſelbſt nicht unglücklicher Ausführer einer Wechſelwirthſchaft, wie ſie jetzt an die Tagesordnung gekommen, in einer ſandigen ſelbſt in der Kurmark als beſonders unfruchtbar anerkannten Gegend, für ihre Vortheile ſonach nicht blind, gleichzeitig aber bey einer Anſtalt, die ganz auf denjenigen Ackerbau ſich gründet und beziehet, welchen Sie den feudaliſtiſchen nennen, nämlich der kurmärkiſchen ritterſchaftlichen Kredit-Aſſociation praktiſch mit ihm beſchäftigt, und in dem Gebiete der Kunſt, Philoſophie und Geſchichte nicht ganz fremd, konnte ich vielleicht entfernter denn mancher andere bleiben, von einer einſeitigen Beobachtung des Feldbaues, und ſah ihn überhaupt, beſonders aber den rationellen, in ſo manchen Beziehungen ſich mir darſtellen.

Bevor ich aber über einige derſelben mich auslaſſe, muß ich einer meiner Eigenthümlichkeiten, der ich mir gar wohl bewußt bin, auch hier huldigen, gern geſtehend, daß es das Anſehen einer Beſchränktheit oder Unart haben mag, auch in dergleichen praktiſche Dinge

Philoſophie zu miſchen. Es iſt mir aber einmal eigen, daß wenn ich über irgend einen Gegenſtand meine Gedanken nicht gerade in dichteriſcher Darſtellung ausſprechen ſoll, ich darauf ausgehe, mich nicht blos über den gegebenen Gegenſtand einzeln, als etwas abgeſondert für ſich Beſtehendes, ſondern überhaupt mich und meine Anſicht der Dinge, dem innigſten Zuſammenhange nach in welchem ſie mir ſtehen und mir als ein Univerſum erſcheinen, damit zu erklären. Indem ich daher von dem Ackerbau ſpreche, wünſche ich, man möge in der Art und Weiſe wie ich es thue, mein ganzes Weſen und meine geſammte Denkungsweiſe, wenn auch nicht völlig durchſchauen, doch wenigſtens nicht verkennen; vielmehr daraus abzunehmen vermögen, was Gott und die Welt, die Philoſophie und die Kunſt, die Natur und der Staat mir ſind, und in welchem Zuſammenhange ſie ſich mir geſtalten, etwa eben ſo wie ich wünſche, daß man in dem Ackerbau eines Landes auch das Volk welches ihn treibt, und ſein eigenthümliches Weſen, wie es ſich in der Beſchaffenheit und Verfaſſung deſſelben ausſpricht, wieder erkennen möge. Auch hier kann ich alſo nicht darüber hinwegkommen, meine Bemerkungen über die Ackerbauſyſteme an etwas Höheres anzuknüpfen, an die einzig mögliche Art und Weiſe, wie wir zur Erkenntniß der Dinge gelangen; denn von dieſem Standpunkt aus wird am beſten die große Verwirrung, in welche der ſich rationell nennende Ackerbau gerathen muß, ſich zeigen und auch entwickeln laſſen, wie er, auf etwas urſprünglich Irrigem beruhend, mit einer ſich

als

als lebendig fortſchreitend darſtellenden Welt, ſchwerlich in die Uebereinſtimmung und Eintracht kommen wird, die er zu erzielen ſtrebt. Erfahre ich nun, daß es ein Intereſſe für Sie haben kann, auch von dieſer Seite die neuen Agrikulturſyſteme betrachtet zu ſehen, ſo würde ich, nur von dem Obigen ausgehend, meine Meinung darüber mittheilen können. Ich fange alſo wirklich an zu philoſophiren.

Nur der Menſch ſelbſt kann ſich auch aus ſich ſelbſt erkennen, darſtellen, entwickeln und ſeine unabänderlichen ewigen Geſetze in dem einen und demſelben Akt einſehen, und in dieſer Einſicht geben. Als dieſem, vom geſammten Menſchengeſchlecht auf gleiche nothwendige Weiſe zu erkennenden und auf etwas ewig als wahr und feſt beſtehendes zurückzubringendem Selbſt gegenüber liegend, empfindet und erkennt es in ſich ſeinen Gegenſatz, eine im Fortwachſen und in ihrer Veränderung unendliche Welt, endlos wie die nie zum Schluß kommende Erfahrung, fortlebend, und ſich immerwährend neu geſtaltend durch ein in ihr ſich entgegenſtrebendes Wechſelverhältniß, welches als beſtändiger nach Vereinigung ringender Zwieſpalt ſich geſtaltend, die Quelle ihres Lebens und ihrer Fortdauer iſt; eine Welt, in der alles zuſammenhängt, alles in einander greift, jedes ein anderes beſtimmt, und von einem andern beſtimmt wird, und in der nie ein Stillſtand Statt findet. Aus dieſer Welt irgend eine Einzelnheit herausheben, und ſie als etwas Abgeſondertes und Iſolirtes hinſtellen wollen, aufhebend dadurch ihre Beziehung ſowohl zu den andern Dingen, wie zu dem Weſen, deſſen Bewußtſeyn ſie erfüllen, iſt ein Werk der Unmöglichkeit. Wer es unternimmt, tödtet damit das Objekt ſeiner Betrachtung am Anfange, und nimmt jene von Ihnen oft gerügte Verwandlung des Lebens in den todten Begriff vor, auf mannigfache Weiſe nach der Hand wieder verſuchend dem Leichnam einen Schein des Lebens anzuheften, und in dieſe Scheinbelebtheit mancherley Wechſelbeziehungen hineinzutragen, die nur Verwirrungen und Mißverſtändniſſe entſtehen laſſen. Man ſuche daher ein Ackerbauſyſtem zu begründen, durch welches Prinzip man wolle; nie wird dieſes aus dem Feldbau, als aus einem ſich ſelbſt bewußtes Leben hervorbringenden Lebensquell, ſondern aus dem Individuum hervorgehen, welches ſich in den Betrieb oder die Betrachtung deſſelben verſenkt hat, und ſo lange verſchiedenartig ſeyn nach dem Weſen der Individuen, zu denen ich auch ganze Völker hier rechne, bis d[illegible] nicht etwa alle dereinſt aufgegangen, und eins geworden ſeyn mögten in dem Leben und der Idee der geſammten ungetheilten Menſchheit.

Dieſes eingeſehen iſt es leicht zu begreifen, warum es dermalen unmöglich bleibt, den Ackerbau auf ſolche Weiſe rationell zu behandeln, wie man es verſucht hat, ihn betrachtend als etwas, das auf gleiche Weiſe ſich zum Objekte der Anſchauung und Inſichbedingung nach nothwendig feſtſtehenden Geſetzen machen läßt, wie es die aus der Philoſophie urſprünglich hervorgehende Mathematik, der Gegenſatz aller Erfahrung und alles deſſen, was in einem Zuſammenhange mit, und in einer Abhängigkeit' von der Welt ſtehet, zu thun vermag. Daher behaupte ich denn, iſt es dem Ackerbau, wie allem was wir in der uns erſcheinenden Welt antreffen, eigen und nothwendig, betrachtet zu werden nach der Natur und dem Weſen der ihn betrachtenden und ausübenden Individuen, und den Standpunkten auf denen dieſe ſtehen, oder zu denen dieſe übergehen müſſen, bis es etwa deren keine verſchiedene mehr geben mögte.

Der Feldbau ließe ſich alſo z. B. betrachten von dem Markte aus, woſelbſt man wahrnimmt, Waare, Abſatz, Nachfrage, Preis und Umtauſch, alſo ganz natürlich geführt wird auf die Begriffe von Hervorbringung, Koſten der Hervorbringung, Profit, Kraftaufwendung, Krafterſparniß, Oekonomie u. ſ. w., alſo dieſe Beziehungen — über die klar geworden zu ſeyn ſehr löblich, mit deren Erkennung aber noch lange nicht die Wurzel aller Weisheit, am wenigſten der Quell des Lebens im Staate ſelbſt erreicht iſt — ſehr natürlich auf die Landwirthſchaft hinübergetragen werden, wogegen ſie ſich darſtellt, in ganz anderen Beziehungen zu dem Vaterlande, ein Wort, welches ich Sie bitten mögte, dem bey den neuern Schriftſtellern über die Staatswirthſchaft aufkommenden, der Geſellſchaft zu ſubſtituiren. Es paßt ſich nur für dieſe Autoren, die von Staat und Vaterland keine Ahnung haben, fern ſind von aller Idee, und in ihren Combinationen nichts Höheres kennen, denn eine Geſellſchaft, die zufällig zuſammen kommend nur ſo eben auf den Zeitraum ihres zufälligen Zuſammentritts geſichert werden ſoll, vor irgend einer unangenehmen

Störung, einem Aergerniß oder einer Unordnung. In dieſen nämlich lebt nie ein Staat oder ein Vaterland, wohingegen Ihre Schriften nur einem ſolchen gewidmet ſind, und ſein Heil, ſeine Wohlfarth und Erhaltung gründen und ſichern wollen. Dem alſo, welcher von dem Standpunkte des Vaterlandes und Staates aus den Landbau betrachtet, müſſen nothwendig alle die mannigfachen Seiten, von welchen Ihre agronomiſchen Briefe ihn entwickeln, wichtig werden, und es bleibt mir nach dieſem hierüber nichts weiter zu ſagen, es wäre dann, daß auch einmal ſein Zuſammenhang mit der Wehrhaftigkeit des ihn treibenden Volkes, und die Art und Weiſe wie er auf Abgabe-Einrichtungen, oder dieſe auf ihn influiren können und dürfen, einer Betrachtung gewürdigt werden ſollte.

Ferner demnächſt kann man ihn betrachten auch mit dem geiſtigen Auge, oder beſſer im geiſtlichen Sinn, in der Beziehung auf Gott, wo er erſcheint als die Lebensausfüllung für die Mehrzahl im Volke, als die Beſchäftigung in die ſich begiebt und worin ſich begränzt deſſen Seyn und deſſen Liebe, in deren Betrieb ſich abſpiegelt ſeine Religioſität, und an die ſich nicht bloß anknüpfet, ſondern in die verwachſen muß ſein geiſtiges Heil, alle ſeine Tugend.

Laſſen Sie mich einmal länger bey einem dieſer Standpunkte verweilen, und, wie wohl ich nicht abgeneigt bin, dem Ackerbau von mehrern derſelben aus eine Betrachtung zu widmen, doch für jetzt nur denjenigen betreten, den ich im Geiſte unſerer Zeit als den letzten aufgeführt habe, den ich aber für die in dem Kern von Europa getriebene Landwirthſchaft gern herausheben möchte, als den erſten, älteſten und urſprünglichſten, von dem aus aber das beſſere Weſen der Vorzeit zugleich recht einleuchten müßte. Zu ihm gelangend glaube ich würden wir finden, daß, nach dem der Dienſt der Ceres von der Erde verſchwand, uns namentlich in Deutſchland gegeben worden iſt, ein chriſtlich-feudaliſtiſcher Ackerbau, d. h. ein ſolcher, dem der chriſtlich-feudaliſtiſche Charakter nicht als eine Zugabe angeheftet war, ſondern der ſeinem Weſen nach in den Gemeinen und der Gemeinſchaft als die erſte und älteſte. von dem Chriſtenthum und Feudalismus ausgehende Stiftung betrachtet werden muß. Ausgegangen von der Religion, darſtellend alſo im ſchönſten und frömmſten Sinn zugleich die Kirche und den Staat, das Himmelreich und Weltreich, die göttliche und die körperliche Gemeinde, ward er reich und ergiebig; eben weil er hinweg ſah von dem Gewinn, der ihm nur etwas Ewigeres bezweckend, von ſelbſt zuwuchs. Laſſen Sie mich näher entwickeln wie ich dieſes meine, und wie ich hiernach den alten europäiſchen beſonders aber deutſchen Ackerbau betrachte.

Die Beförderer des Chriſtenthums, ganz von dem Geiſt und dem Zweck der römiſch-katholiſchen Kirche durchdrungen, vorzüglich aber vielleicht der heilige Bonifacius ſtrebten das Weſen dieſer Kirche überall ſichtbar zu machen, und in dem ganzen Leben des Menſchen als offenbar darzuſtellen. Alle Stiftungen für den Ackerbau und Einrichtungen der Landwirthſchaft entſprachen ſonach der Kirche, die ſelbſt in ihrem Weſen auf das innigſte mit Feudalweſen verflochten war. Wie nun die erſten chriſtlichen Gemeinden weniger um des zeitlichen Brodgewinns, als um ihres geiſtlichen Heils willen ſich zuſammen begaben, ſo mußte ſich auch in allen ihren Einrichtungen, wofern beides nicht innigſt zu verſchmelzen war, dieſes jenem unterordnen, und nur wenn eine Inſtitution nach dem Bilde des Ewigen gegründet war, und das geiſtige Leben ausdrückte und abſpiegelte, konnte ſie ihnen zuläßig und gedeihlich erſcheinen. Daher die Bildung der Ackergeſellſchaften in Deutſchland ganz nach dem Weſen des hierarchiſch-feudaliſtiſchen Kirchen- und Staatenſyſtems. Das unbebaute Land ward als ein Geſchenk Gottes angeſehen, verliehen der geſammten Menſchheit zu ihren ewigen Zwecken, durchaus nicht zum Eigenthum den erſten Beſitzergreifern, und konnte dieſer Eigenſchaft nach nichts anders ſeyn, denn ein Lehen, was es auch dereinſt wieder werden wird. Man erkannte ſchon damals, wie es für die ganze Folgezeit gehöre dem geſammten Geſchlecht, das ſich mit ihm vereinigen wollte, um in Worten und Werken ſich Gott zu nähern und ihn zu verherrlichen, belebend und verſchönernd die Erde, zugleich ihn ſuchend und darſtellend in dem gemeinſchaftlichen Leben. Darum ward zuvörderſt das übernommene Gefilde, ohne einen Rückblick auf die Theilnehmung der einzelnen Geſellſchaftsglieder, zu ſeinem *Hauptzweck*, der Beſtellung und Bebauung, abgetheilt nach der Dreyheit in Gott, in drey Felder. Vielleicht war man hierbey der Ueberzeugung gefolgt, daß wie nur in der Dreyheit und durch ſie ein fortdauerndes Leben beſtehen könne, eben ſo auch es ſeyn müſſe in dem Ackerbau, ohne die Natur deſſelben ſelbſt dabey vor Augen gehabt zu haben; vielleicht aber miſchte ſich dabey auch eben ſo ſehr eine aus Erfahrung und Ueberlieferung von den Römern, bey denen man die Regel von einem Wechſel der Früchte, und nothwendigen Ruhe des Landes antrifft, entſtandene tiefere Kunde von dem Weſen des Ackerbaues ſchon ein, und verband ſie mit dem erſteren Prinzip. Es mag nun aber das eine oder das andere der Fall ſeyn, immer war es, wie ſich nachweiſen läßt, eine überaus zweckmäßige Einrichtung auch in Beziehung auf die durch den Ackerbau beabſichtete mehrere Fruchthervorbringung.

Dieſer Eintheilung der Ackerflur in drey Felder, von der ich auch um deswillen glaube, daß ſie mit der Religion zuſammenhing, weil ſich in denjenigen Dörfern an der Oder und Spree, wo ſich wendiſche Sprache und Gebräuche erhalten haben, ja noch ſpät Spuren einer eigenthümlichen Gottesverehrung angetroffen werden, dieſe Eintheilung, die mit dem Chriſtenthum nach Deutſchland gekommen zu ſeyn ſcheint, weniger vorfindet, folgte ſodann die, welche mehr den zeitlichen Endzweck anging, die Vertheilung des Landes unter ſeine Bearbeiter. Man beſchloß nämlich, wie ich glaube, die in drey Felder abgetheilte Flur frommen Sinnes gemeinſam zu bearbeiten, und ſodann abzuwarten, wie Gott das Werk der Hände ſegnen würde. Da nun aber die Gemeinde ſowohl eines wehrhaften Anführers, wie eines Beſorgers ihres geiſtigen Heiles bedurfte, welche mit den ſämmtlichen Gliedern der Gemeinde eins waren, und einer für den andern lebten und wirkten, ſo theilte man die einzelnen Felder in einzelne Beete ab, die den Einzelnen in der Gemeinde zur Bearbeitung übergeben würden, welche von ihnen den Segen des Himmels einerndteten. Es war Abſicht, daß dieſe Beete nicht nach den Perſonen, denen ſie zur Bearbeitung übergeben wurden, beyſammen liegen ſollten, denn dieß hätte theils ſchon den Einzelnen, der nie ſich, vielmehr ſtets nur die Gemeinde vor Augen haben, und ihr leben ſollte, von derſelben iſoliren, theils ihn verleiten können mehr wie billig, und mehr wie es dem Chriſten geziemt, für ſich und ſeinen Gewinn, denn für den der chriſtlichen Gemeinde beſorgt und thätig zu ſeyn, in ſeinem Weinberg ſtatt in dem der geſammten Commune zu arbeiten. Daher iſt es mir jetzt ſchon wahrſcheinlich, und gebe ich es nicht auf, hiſtoriſche Data dafür aufzufinden, daß z. B. an einem und demſelben Tage alle Pflüge nicht nach der Willkühr ihrer Inhaber, ſondern nach der Lage und Folge der Beete oder Ackerſtücke zu einer beſtimmten Beſtellung die Feldflur bezogen, und ſie bearbeitet haben werden, ſo daß die Beete wahrſcheinlich immer in der Art eingetheilt worden ſind, daß ſie gewiſſe gleiche Tagewerke bildeten, etwa ſo, daß wenn die Gemeinde aus ſechs Gliedern beſtand, ſechs Beete für dieſe ſechs Gemeindeglieder neben einander lagen, und dieſe ſechs Gemeindeglieder jedesmal z. B.

drey Tage lang dieſe ſechs Beete beypflügten; dann nach drey Tagen aber eben ſo zu ſechs andern Beeten übergingen, und ſolchergeſtalt in der Bearbeitung des Feldes fortfuhren *); ferner, daß alle an demſelben Tage ſäeten, an demſelben Tage erndteten, und an demſelben Tage das Vieh austrieben, kurz alle landwirthſchaftlichen Verrichtungen an gewiſſen heiligen Tagen antraten. Die den Landwirthen von Alters her wichtigen Tage im Kalender, und die Vorſchriften welche ſich noch in den alten Acker-Feld- und Dorf-Ordnungen erhalten haben, auch ſtets mit Bezug auf jene Tage gegeben ſind, laſſen mich dieſes vermuthen, wie denn die Tage als Lichtmeſſe, grüne Marie, Walpurgis, Siebenſchläfer, Bartholomäus, Martinus Jakobus, auf welche ältere Landwirthe noch immer ſo aufmerkſam ſind, in Verbindung mit landwirthſchaftlichen Geſchäften ſtehen, und mir für den Ackerbau heilige Tage geweſen zu ſeyn ſcheinen, an denen irgend ein neues Geſchäft für die Gemeinde anhub.

Dieſer Darſtellung zufolge ſollte ſich der Einzelne

---

*) Es gehört hier nicht zu meinem Vorwurf, auch den politiſchen ſelbſt polizeylichen Nutzen dieſer Einrichtung — wenn ich mit dieſem Namen etwas benennen darf, das mehr iſt, denn Einrichtung — zu entwickeln; ſonſt könnte ich hier anführen, wie es in einer ſolchen Verfaſſung unmöglich war, daß ein Einzelner ſeinen Ackerbau vernachläſſigen, und ſeine Wirthſchaft in Verfall gerathen konnte. Heut aber klagt man, daß in den Gemeinden und ihrem Weſen der Quell aller Liederlichkeit im Ackerbau zu ſuchen ſey, und hebe ſie deshalb auf, aber man hat ſie lange nicht mehr begriffen.

über die Gemeinde vergeſſen, als ein Glied in derſelben arbeiten, und als ein ſolches Theil nehmen an dem ihr verliehenen Segen. Witterung, mehrere Erfahrung in dem Landbau, menſchliche Klugheit durften nicht dem Einzelnen, ſondern ſollten der ganzen Commune gleichen Vortheil bringen. Sich abzuſondern, und als Individuum zu fühlen, war ihm eigentlich nur in der Beſtellung ſeines entweder wirklich eingehegten Gartens oder mit Gartenrecht verſehenen Ackerſtückes erlaubt, in welchem er einen ganz freyen und willkührlichen Ackerbau zu treiben durch nichts verhindert war, und dieſer Umſtand iſt ſehr wichtig für den neuern Ackerbau, der ganz den Charakter des Gartenbaues eben ſo annehmen will, wie das gemeinſame Leben ſich in ein Privatleben zu beſchränken ſtrebt.

Nun aber war eine jede Commune, wie ich ſchon zuvor bemerkt habe, keine vollkommene und in ſich gehörig geſchloſſene Commune, ſobald ſie nicht einen Anführer beſaß, der wehrhaft, und einen geiſtlichen Schirmherrn, der für ihr geiſtiges Heil beſorgt und thätig war. Der Dienſt, den dieſe der Gemeinde zu leiſten hatten, machte ein anderes Verhältniß für ſie nöthig, wie das, in welchem ſich die übrigen Gemeindeglieder befanden, denn jene vermogten ſelbſt nicht im Acker zu arbeiten. Daher die Einrichtung, daß die übrigen Gemeindeglieder die dem wehrhaften Anführer zugefallenen Ackerbeete mit beſchicken mußten; denn da auch ſein Thun, obgleich der Gemeinde gewidmet, doch eine weltliche Handhabung war; ſo ließen ſich ihm, eben ſo füglich wie den übrigen in der Gemeinde, gewiſſe Beete nicht zur Bebauung, wohl aber zur Abnutzung überweiſen; für den Geiſtlichen jedoch, der nur nach dem Bilde des von Gott geſandten Heilandes auf Erden wandeln ſollte, wäre dieſes nicht geziemend geweſen. Ihm und der geſammten Kirche alſo gehörte der zehnte Theil von allen Früchten, welche Gott der Gemeinde beſcheerte, und auf dieſe Weiſe entſtanden die Zehnten für die Geiſtlichkeit zur Vollendung des Bildes der einzelnen die ganze Kirche und den feudaliſtiſchen Staat repräſentirenden Gemeinde. Denn wie der Lehensherr mit einem Theile des ganzen Landgebietes, ſo war in jeder Gemeinde ihr den Lehensherrn vorſtellender von ihm beliehener Schirmherr mit einem Theil des Gemeindegebietes und den zu ſeiner Bearbeitung erforderlichen Dienſten ausgeſtattet, während der Geiſtlichkeit, ihren Verhältniſſen höchſt anpaſſend, der Zehnte gebührte.

Auf die allerſchönſte Weiſe fand ſich demnach in einer jeden einzelnen Gemeinde das geſammte Leben von allen ſeinen Seiten und in allen den Verhältniſſen, in welchen es im ganzen Staat nur ſich äußern konnte, nicht nur wieder, ſondern es war auch durch das geheime unſichtbare Band, welches aller Mitglieder der Gemeinde Leben in Eins verflocht, ein fortdauerndes Leben der Gemeinſamkeit geworden, denn in jeder Commune lebte und war dargeſtellt die Kirche ſammt ihrem Verhältniß zum Volk und Menſchen, das Ritterthum in ſeinem Zuſammenhange mit der Kirche, als das was Schutz verlieh gegen jede Befehdung von Außen und von Innen, zugleich aber überflüßig machte jeden Aufwand der heutiges Tages ſo gewaltig wüthenden mechaniſchen Kräfte in blos polizeylichen und militäriſchen Mitteln, die hoffentlich einmal doch austoben müſſen, wenn in ihnen nicht dereinſt das Menſchengeſchlecht ſeinem Untergange entgegengeführt werden ſoll; nicht minder die arbeitenden Kräfte, in ihren beyden Aeußerungsweiſen, der Hervorbringung und Verarbeitung, ſo wie auch das individuelle abgeſonderte Leben in dem Gartenbau, ja ſelbſt noch das Freye der Vorzeit in dem Hirtenleben. Denn wenn gleich ein jeder in der Gemeinde ſein ihm eigenthümlich zugehöriges beſonderes Vieh beſaß, und es im Winter in ſeinem eigenen Stalle, nicht in einem gemeinſchaftlichen unterhielt; ſo bildete es im Sommer doch Eine Heerde, und die Spuren des alten Hirtenlebens waren erhalten in dem Dorfhirten, der kein Land, ſondern nur eine Hütte beſaß, auf Weiden und in Wäldern lebte, und von der Gemeinde zu ſeinem Lebensunterhalt mit einzelnen Produkten verſehen ward.

Daß aber auch die Gewerbe in dieſen Gemeinden wahrſcheinlich im Winter getrieben wurden, indem jener Ackerbau ſo beſchaffen war, daß im Herbſt die Arbeiten im Felde beendigt wurden, und vor der Mitte des Monat März wohl nicht wieder anhuben, halte ich für unbezweifelt, und erkläre mir daraus ſo manches, welches lehrt, daß die ältern Städte nichts anderes, dann größere Dörfer geweſen ſind, und beyde alſo eins und daſſelbe waren, auch die gleiche in nichts ſich unterſcheitende Form und Verfaſſung hatten. Noch gegenwärtig beſtehen in vielen Städten Hüfnerſchaften, welches die urſprünglichen Ackercommunen waren, die ſowohl die Feldmark bebauten wie Gewerbe trieben, denen aber nach und nach andere Anbauer ſich zugeſellten, welche nach der Verwandlung in Städte unter der Benennung von Pfahlbürgern an die Gemeinde ſich anſchloßen, und durch ihren Anbau die Dörfer erweiterten. Aus der in nichts veränderten Verfaſſung jener ehemaligen Dorfgemeinen und nachherigen Städte erklärt ſich es auch, daß in denſelben neben den Hüfnerſchaften noch Ritterſitze als die Beſitzungen der ehemaligen Schirmherrn ſich befinden; ferner daß ſie Feldordnungen haben ganz wie die Dörfer, denen gemäß auch hier noch abgebrachten Feldern an einem beſtimten Tage die ganze Feldmarkshütung eingetheilt, und durch eine Hegefahrt das beſondere Hütungsrevier für jede Art des Rindviehes bezeichnet wurde, welches ſodann der gewöhnlich zur Schafhaltung vorzugsweiſe berechtigte Wehrmann mit dieſer Viehart eine Zeit lang noch unbeweidet laſſen mußte. Daß aber die nach der Hand immer ausſchließlicher nur den Städten zugefallenen Gewerbe urſprünglich in den erſten Ackergemeinden getrieben worden ſind, daß folglich die obige Annahme keine bloße Conjektur iſt, läßt ſich wohl ſchon aus den bedeutenden Webereyen der wollenen Zeuge und der Färbereyen abnehmen, von deren Betrieb in den ſlawiſchen Dörfern wir noch Nachrichten beſitzen. Gewiß wurden in andern Gegenden andere Gewerbe und Fabrikationen geübt, und von den genannten hat nur wegen des erſten und älteſten Handels, welcher der der ſlaviſchen Völker an den öſtlichen Küſten Deutſchlands war, eine Kenntniß ſich erhalten. Erſt zu Heinrich des Voglers Zeiten ſcheinen mehrere Dorfgemeinden eine Zugabe zu der urſprünglichen Verfaſſung durch diejenigen Beſtimmungen erhalten zu haben, die ſie nunmehr zu von den Dörfern verſchiedenen Städten machten. Ich bin aber auch geneigt zu glauben, daß mit den Einrichtungen dieſes Kaiſers die urſprüngliche chriſtlich-feudaliſtiſche Communalverfaſſung der Ackergemeinden — wie ich ſie ihrer eigentlichſten und erſten Beſtimmung nach nennen muß — zuerſt alterirt ward, und die Zerſtörung des alten frommen ritterlichen Prinzips anhub, wie dann überhaupt in dem ganzen Reiche der Karolinger chriſtlicher und ritterlicher Sinn, Frömmigkeit und Heldentugend das vorwaltende Element ſelbſt noch unter den ſchwachen letzten Kaiſern geweſen zu ſeyn ſcheint, wogegen ſich offenbar mit der ſächſiſchen Kaiſerlinie ein mehr politiſches Prinzip jenem anzuſchließen begann, ſo daß mit ihr das Heroenzeitalter, welches von dergleichen noch keine Ahnung hegt, zu erſterben begann, und Theilungen, Abſonderungen und Unterſcheidungen gemacht werden mußten, die in der unauflöslichen Einheit, zu der die alten Dorfgemeinen verflochten waren, nicht Statt finden durften. Denn durch die Eintheilung der Flur in Felder, dieſer in Beete, durch die Gemeinſamkeit in der Viehhaltung, durch die Beſtellung der Felder in Gemeinſchaft, durch das Beginnen und Beſchließen jeder Arbeit an gewiſſen feſt beſtimmten Tagen, gleichſam den Feſttagen, welche den Ackerbau zur Feyer eines gemeinſamen Feſtes machten, durch das Verhältniß zum geiſtlichen Anwald und weltlichen Schirmherrn, zog ſich ein unauflösliches Band durch die Geſellſchaft, und gab ihr ein Leben, welches unzerſtörbar ſcheinend, und jeden vor Abſonderung ſeines Intereſſe bewahrend, auch der Tugend der Menſchen höchſt förderlich geweſen ſeyn muß, da ſich kaum Spuren eines rechtlichen Verhältniſſes, geſchweige denn gar eines polizeylichen während jener älteſten Zeiten in den Dorfgemeinden antreffen laſſen.

Eine Inſtitution wie die beſchriebene trug die Wurzel ihres Lebens in ſich, und dadurch war ihre Fortdauer geſichert; jedes von Außen derſelben hinzukommende Fremde und Gegebene ward ihr verderblich, und leicht mögen jene von mir erwähnten Einrichtungen der ſächſiſchen Kaiſer ihr ſchon Nachtheile gebracht haben. Dennoch hatten dieſe Regenten das was ſie anordneten gewiß nicht in der Intention der Neuerung und Abänderung eingeführt, ſondern zu dem was ſie thaten waren ſie genöthigt, weil durch den aus der dargeſtellten Verfaſſung hervorgehenden Reichthum der Handel überwiegend geworden war, und dieſer die neuen Einrichtungen erforderte. Der Fehler lag vielleicht nur darin, daß die ſchon in einem ſpäteren Jahrhundert lebenden Regenten, die Verfaſſung der Gemeinden zwar vor ſich ſehend, nicht aber die Art ihres Urſprunges und den Zweck ihrer Formation durchſchauend, zu wenig darauf bedacht waren, auch die nöthig gewordenen Abänderungen ganz dem Sinne entſprechend zu machen, in dem die Gemeinden ſelbſt und ihre Verfaſſung gebildet worden waren, ſo daß ſie eine Erweiterung dieſer, nicht aber eine Zugabe zu derſelben hätten werden müſſen. Ich berühre dieſes und begehe dieſe Abſchweifung blos, um mich vor einer Mißdeutung meiner obigen Bemerkung über die Einrichtung des großen Kaiſers Heinrich des Voglers zu verwahren, und kehre zurück zu dem Ackerbau, indem ich Sie befrage, ob auch Sie glauben, daß man ſich auf meine Weiſe in den deutſchen Ackerbau, der durchaus chriſtlich-feudaliſtiſch iſt, und der ewigen Wohlfarth des Menſchengeſchlechts förderlich zu ſeyn beſtimmt war, hineindenken müſſe, um ihn mit ſeinen Inſtitutionen, Geſetzen und Regeln zu begreifen. Pflichten Sie mir hierin bey, ſo werden Sie mir wahrſcheinlich auch zugeben, daß wenn bey einem ſolchen Ackerbau in den Communen auch weniger für die möglichſt höchſte Erzeugung von Produkten geſorgt ſeyn ſollte, er doch, ſeiner Beziehung auf den Urzweck der Gemeinden wegen, wie etwas Heiliges betrachtet werden müßte, und es unrecht iſt, ihn als eine Ausgeburt der Beſchränktheit früherer Jahrhunderte herabzuwürdigen, dieſe Herabwürdigung auch offenbar nur entſtehen konnte, weil man ihn nicht geſchichtlich einſah, und ſeinen Zweck nicht erkannte. Vielleicht ſind Sie mit mir ſelbſt darin einig, daß wenn die Einrichtungen dieſes Ackerbaues durch andere verdrängt werden ſollten, dieſe ein Doppeltes für ſich haben müßten, einen, wenn auch nicht höheren, doch nach dem Zuſtande der Verhältniſſe des Menſchenge-

ſchlech-

ſchlechtes nothwendigen Zweck, demnächſt eine überwiegend größere Angemeſſenheit für den untergeordneten Endzweck der mehreren und reicheren Fruchterzeugung. Ueber die geringe Berückſichtigung des erſteren Zweckes bey der neuen dem Ackerbau zugedachten Richtung enthalten wenigſtens Ihre Briefe nicht nur die treffendſten Betrachtungen, ſondern ſie erregen auch ſehr gegründete Zweifel darüber, ob ſelbſt die reichere Fruchterzeugung durch die neue Landwirthſchaft ſo wird befördert werden, wie man deſſen ſich ſchmeichelt.

Wie wahr Ihre Beſorgniſſe hierüber ſind, ließe ſich eben ſowohl hiſtoriſch, wie agrariſch techniſch ausführen, und darthun, daß ohne Berückſichtigung einer Verfaſſung, in welcher der Ackerbau ſeine ihrem Zweck entſprechende Stelle nothwendig einnehmen muß, derſelbe durch die Anwendungen der neuen Lehrſyſteme keinesweges reicher und ergiebiger werden kann. Es würde ſich dann die Nothwendigkeit davon zeigen laſſen, daß, wenn das Fundament einer Verfaſſung zur Begründung des Ackerbaues nöthig, dieſe nur durch Anknüpfen an eine vorhanden geweſene möglich iſt, demnächſt wie eine Anknüpfung an die geweſene Verfaſſung dem Landbau auch ſelbſt für den Zweck der höchſten Fruchtvermehrung und Bereicherung des ihn treibenden Volkes heilſam werden müßte, endlich auch wie vieles in den neuen Syſtemen von allen Seiten überſehen worden iſt, und welchen Gefahren bey einer allgemeinen Verbreitung derſelben, beſonders wenn ſie ſo recht eifrig betrieben, nicht aber ihr mehr oder minder glücklicher Fortgang abgewartet, und den

Bedingungen der Zeit überlaſſen werden ſollte, ſelbſt die Fruchtvermehrung ausgeſetzt ſeyn könnte.

Zu dieſem allen aber, ſo wie zur Entwickelung noch mancher anderen Betrachtung würde ich nöthig haben, mich in manche landwirthſchaftliche Details einzulaſſen, gegen die Sie vielleicht gleichgültig ſeyn mögten, und ein Gebiet betreten müſſen, in welchem ſich wenig Ihnen Intereſſantes antreffen laſſen dürfte. Ich ſchließe daher dieſesmal, um nicht Gefahr zu laufen, Ihnen etwas mitzutheilen, das Sie doch vielleicht nur ermüden mögte.

Den 26. April 1812.

Wilhelm von Schütz.

Der Abſchied.

Von A. W. Schlegel.

Alter Sänger zarter Minne!
Weibesſchöne, Güt' und Zucht,
Aller Wonne Blüth' und Frucht,
Spähteſt du mit Meiſterſinne.
Deines Spruches ward ich inne
Tief in meines Herzens Grund:
Weinende Augen haben ſüßen Mund.

Von der Holden mußt' ich ſcheiden,
Die mir neues Leben bot.
Es erblich der Wangen Roth,
Luſt verkehrte ſich in Leiden.
Doch als Troſt uns wollte weiden
Schloſſen enger unſern Bund
Weinende Augen und ein ſüßer Mund.

Trüb' umwölkte ſich mit Thränen,
Sonſt ſo licht, ihr Himmelsblick,
Weil der Liebe hart Geſchick
Uns entriß der Hoffnung Wähnen.
Da erbarmte ſie mein Sehnen,
Dem ſie ſtreng' oft widerſtund:
Weinende Augen boten ſüßen Mund.

Zwar verſtummten jetzt die Worte,
Die ſie lieblich ſonſt gekoſt,
Doch es kam mir andrer Troſt
Aus der Lippen Roſenpforte.
Meinem Gram zu Heil und Horte
That mir mildes Grüßen kund,
Weinende Augen haben ſüßen Mund.

Die ſich treu und innig meynen
Trennet weder Land noch Meer.
Drum verzage nicht ſo ſehr!
Einſt ja wird der Tag erſcheinen,
Wo ein ſeliges Vereinen
Macht von allem Weh geſund
Leuchtende Augen und den ſüßen Mund.

An die Schönheit.

Vom Grafen G. v. Thurn.

Reich' ihm die Schale, Liebling des Gottes!
Bis an den Rand gefüllet mit Nektar,
Ziehet ihr Götter alle des Himmels
Traulich in eure Mitte den Dichter,
Hüllt ihn in Lichtglanz.

Flechte dem Prieſter, Phöbus! die Locken
Mit Hyazinten herrlicher Blüthe,
Löſe ihm, Hermes! gütig die Lippen,
Säuſelt ihm, Lüfte! köſtlich aus Oſten
Indiens Wohlgeruch.

Kommet o Muſen! luſtige Grazien
Kommet, und kränzt mir duftend die Laute,
Hauchet mir Küſſe hoher Begeiſt'rung;
Damit ich trunken rühre die Saiten,
Wecke den Silberton.

Neige dich lieblich, göttliche Kypris!
Löſe den Gürtel jeglichen Reizes,
Stimmet ihr Götter! Jubelgeſänge,
Jubelt ihr Menſchen, jubelt ihr Welten
Eurer Gebieth'rin.

Ohne dich, Schönheit! giebt es kein Leben,
Alles Entzücken ſtammet von dir her,
Zieheſt die Götter liebend zur Erde,
Heißt oft die Menſchen, wenn du ſie ſchmückeſt,
Auf zum Olympos.

Huldigt der Schönheit, welche mit Reizen
Alles durchdringet, welche das Sternzelt
Schmückte mit Hoheit: deinem Geſtirne
Aber vor allen, himmliſche Venus!
Lieblich entſtrahlet.

Schönheit! du walteſt nicht nur in Formen,
Walteſt im Herzen, throneſt im Geiſte,
Schwingeſt dich fort im Reiche des Klanges,
Mahleſt der Roſe — färbſt der Viole
Duftende Kelche.

Wie im Gefieder wiegender Vögel,
So in des Leuchtwurms zitternden Flügeln,
Wie in der Sonne wärmenden Strahlen,
So in des Mondes ſanfterem Lichte
Herrſcheſt du wunderbar.

Ohne dich, Schönheit! giebt es kein Leben,
Alles Entzücken ſtammet von dir her:
Zieheſt die Götter flehend zur Erde,
Hebſt oft die Menſchen, wenn du ſie ſchmückeſt,
Auf zum Olympos.

Das Glück.

Du haſt es nie, und nur wenn du
Es ewig frey giebſt, rühret es dir
Mit leiſem Kranz die Schläfe wohl.

J. Erichſon.

Kunſtnachrichten
aus Rom.

An den Herausgeber.

Landſchafts-Mahlerey.

Die neuere Kunſtgeſchichte liefert nicht wenige Beyſpiele von Hiſtorienmahlern, die in den andern Fächern ihrer Kunſt, wie zum Beyſpiele in Vorſtellungen von Thieren, Landſchaften u.ſ.w. ſich gleichfalls mit meiſterhafter Stärke gezeigt haben! Ja augenſcheinlich liegt am Tage, daß aus der Hiſtorienmahlerey alle übrige Fächer, wie Aeſte aus einem Stamme hervorgedrungen, und erſt in der Folge beſonderer Neigung nach, ſich eigen entwickelt haben. Die ältern Mahler kannten keinen Unterſchied beym Vortrage, indem ſie unter ihrem Geſchäfte, das Abbilden von allem Sichtbaren, oder dem was ſie ſich als ſichtbar dachten, einſchloßen; ſie ſuchten daher bey ihrem Wirken, jedem Gegenſtande gleichſeitig das ſeinige zu leihen, und wo die Umſtände es erlaubten, genau die Wahrheit nachzuahmen. Wir ſehen daher in ihren Arbeiten die Wirkungen der Elemente ſammt den Gegenſtänden aus dem Thier- und Pflanzenreiche mit eben der Einfalt und Treue, wie die Perſonen behandelt; und bis auf die ſpätern Zeiten, da bereits die Kunſt durch eine ſchicklichere Ausbildung ihres Vermögens eine andere Geſtalt angenommen, glänzten wenige bedeutende Hiſtorienmahler unter den Italienern, welche nicht darauf Anſpruch machten, als Meiſter in jedem Fache zu erſcheinen. Diejenigen, welche einen mehr oder weniger ausgebreiteten Umfang im Vortrage beſaßen, waren Tizian, Raphael, Vinci, Correggio, Hanib. Carracci, Dominichino, Albano; bey den Deutſchen und Flammländern Dürer und Rubens, welcher letzterer mit dem Patriarchen Vecelli in der Allgemeinheit nach dieſer

Anſicht, wetteifern konnte. Dem Nic. Poußin käme in Betreff auf Landſchaften eine eigene Stelle zu, indem er den heroiſchen Styl in dieſem Fache, wozu der Saamen freylich ſchon in den Logen vom Raphael ausgeſtreuet lag, welchen Hanib. Carracci und Dominichino, mit Rückſicht auf das Tizianiſche Colorit zum Keim gebracht hatten, durch eine gelehrtere Betrachtung des Coſtums und des Klimas, beſonders in Rückſicht auf Architectur einen klaſſiſchen Ernſt ertheilte, und hiebey der Vater des Styls in Landſchaften geworden, den wir in ſeinem Schwager und Schüler Caſp. Dughet (gemeiniglich Caſp. Poußin) bewundern.

Wir dürfen dieſen Zeitpunkt als den annehmen, worin die Landſchaftsmahlerey in Rom zu ihrer glänzendſten Höhe, Claude Gelee (Lorrain), Hermann von Schwanenfeld und Salvator Roſa blüheten gleichfalls damals, geſtiegen, und wo ſie auch zugleich zur liberalen Abtheilung in ein eignes Fach, früher hatte Paul Brill hiezu ſchon den Weg gebahnt, gelangt ſey. Sie durfte im eignen Schmucke jetzt ihrer reichen Entwicklung um ſo ſichrer ſich erfreuen, da ſie friſch aus den Armen der Hiſtorienmahlerey hervortrat, von der bis dahin ſie eine Gefährtin geweſen, und in dieſem Dienſte als Mittlerinn für nicht gleichgültige Neben-Intereſſen, ja oft für die Bewirkung moraliſcher Abſichten, wie hievon wir ein Beyſpiel beym Attila in den Stanzen ſehen, ſich ſchon gewöhnt hatte, das Bedeutendſte und Angemeſſenſte für den Zweck zu wählen. Dieſe Rückſicht mußte damals ſchon ſie dem Niedrigen entreiſſen, und ſie ihrer Idealität näher führen; und wirklich erblicken wir die Landſchaftsmahlerey als Zögling der Hiſtorien-Mahlerey in dieſer edlen Geſtalt auftreten. Allein eben dieſe Freyheit die ſie ſich als Preis ihres Strebens ſo glorreich beygelegt, ſollte in der Folge ſie eines Theiles der gewonnenen Vorzüge wieder berauben, indem bald nachher ſchon bey dem Wirken der Nachkömmlinge, die höhern Anſichten verſchwanden, welche den Blick nur nach dem Betrachtungswürdigern für die Vorſtellung richteten, die Anſichten aber, die nun herrſchend wurden, den Geiſt nur durch allzuängſtliche Rückſicht auf beſchränkte Individualität ohne Wahl, vom Großen und Allgemeinen zum Einſeitigen, Unbedeutenden, Trivialen, hauptſächlich bey den Flamm- und Holländern (wobey die Camera Obſcura oder der Hohlſpiegel gleichſam zur Norm diente, woraus die Natur uns wie eine Pygmäin anblickt!) ablenkten, und ſo um den kurzen Genuß für das Auge bey einer koſtbaren Behandlung des Pinſels, und der genaueſten Abſpieglung des oft gemeinſten Wahren, die höheren und weit umfangenderen Ergötzungen der Phantaſie aufopferten.

So ſehr nun auch der Sinn für das Erhabne durch eine immer engere Abtheilung dieſes Faches in Nebenfächer geſunken, ſo erblicken wir doch von Zeit zu Zeit auch hier kräftige Geiſter, die von innerem Gefühle und tiefer Ueberzeugung angeregt, den Blick zurück nach jenen Urquellen richteten, um daraus für eine höhere Stärkung in ihrem Berufe friſche Kraft zu ſchöpfen. Unter denjenigen welche heut zu Tage mit gleichem Triebe auf dieſem Wege vorandringen, können wir den Hrn. Joſ. Ant. Koch, aus Aelbingalz im Lechthal in Tyrol gebürtig, zählen, welcher bey dem Eingeſtändniſſe von der Trefflichkeit und Würde jener erſten Stifter dieſes Faches, dennoch ſeine Ausbildung in der Landſchafts-Mahlerey, neben dem Studium der Natur mehr der reiflichen Betrachtung der Arbeiten des Tizian und Dominichino als andern verdanket. Die Ausſtellung hier von zweyen ſeiner Gemählde die er eben verfertigt, wird uns Gelegenheit geben, einiges weitere was ſeinen Künſtler-Charakter betrifft, nachher noch zu berühren.

Das erſte Stück ſtellt eine Gegend aus der Schweiz vor, wozu der Künſtler vor vielen Jahren ſchon, nach der Natur eine Skizze in Aquarell verfertigt hatte, von Lauterbrunn, mit dem Waſſerfalle vom Schmaderbach und den Gletſchern von Breitlauinen.

Die Zeit, worin dieſe majeſtätiſche Scene ſich uns vorſtellt, iſt gegen Mittag. Auf einer Seite erblickt man ſchwere Regenwolken, die wie Gebirge auf die tiefen Thäler ſich niederſenken, hinter welchen weiße Eisgebirge in die azurne Luft den Rieſennacken erheben, indeß den Fuß ſie auf kleinere hintereinander geſchichtete Schnee- und Eishügel, die wie Meereswogen auf den tieferen, bewachſenen Felsbergen ruhen, anſtemmen. Auf der andern Seite bedekt eine Donnerſchwangere Wolke völlig den Gipfel eines Gletſchers. Der Waſſerfall reißt in der Mitte ſich mit mächtiger Kraft aus den Eisſchachten hervor und ſtürzt ungeſtüm über die tieferen mit Moos bewachſenen Felſenwände herunter; Wolken von Waſſerſtaub ſteigen gleich Säulen aus ſeinem Falle auf. Von beyden Seiten rechts und links dem Strome, dringen durch die niedrigen Felſenbetten und Spaltungen reiche Waſſeradern hervor, die wie Bäche in mannigfaltigen Krümmungen niederrieſeln, und unzählige kleine Waſſerfälle, jeden nach eigener Lage modifizirt, bilden. Dieſe Parthien die in der Entfernung von einigen Meilen ſich befinden und dem Auge den mannigfaltigſten Genuß gewähren, indem zugleich hiebey ſich unſer Gefühl erhebt, werden nun durch nähere felſige Gebürggründe, die dicht mit Fichten und Tannen bewachſen ſind, und nach verſchiedenen Erhöhungen und Tiefen abwechſeln, geſchloſſen. Weiter unten erſcheint an einem immer näheren, gleichfalls mit Tannenwäldern beſchattetem Grunde, ein Theil von dem durch weite Thäler hergeeiltem Strome des Waſſerfalles, der mit der mächtigſten Gewalt immer weiter der Tiefe zueilt, allein näher vorſtehende bewachſene Gründe ſchneiden die Ausſicht plötzlich ab, und verhindern den Blick, deſſen Lauf weiter zu verfolgen. Zu unterſt faßt ein von der Sonne kräftig erleuchteter Wieſenanger dieſe Ausſicht näher ein, welcher durch ſein Licht die dunkeln von Wolkenſchatten bedeckten Wälder nur noch mehr zurück treibt, und für das Auge den Raum erweitert, deſſen Fuß nun dem mit aller Schnellkraft näher ſtürmenden Strome zum Ufer dient. Dieſe durch ſo viele Tiefen vorgeeilte und in Bewegung geſetzte Fluth, die beym Fortſchießen hier in gedrängten Wogen ſchäumend aufſiedet, ſchließt unten zu das Gemälde und dient mit einigen im Waſſer liegenden Felsblöcken dieſer Vorſtellung zum Vorgrunde.

Schwer iſt es die Vorzüge, welche dieſes Kunſtwerk ſchmücken, mit Worten anzuzeigen, den Reichthum der Details, den unbeſchadet größerer Maſſen man ſowohl in Felſen als Büſchen und Bäumen gewahr wird;

die feine Beobachtung vom Helldunkeln in der Beleuchtung, die bey dem wechſelnden Farbenſpiele der Luft und des Waſſers; die Friſchheit des Colorits, welches bey den Sonderbarkeiten dieſes Phänomens ſich doch durchaus im Blicke als wahr beſtätigt; alle dieſe ſchätzbaren Eigenheiten kündigen einen Künſtler von der lebhafteſten Einbildungskraft an, in deſſen Erinnerung ſich beym Wirken für jeden Anlaß im Augenblicke die reichhaltigſten Mittel darbieten. Obgleich Hr. Koch viele Gewandtheit in der Figur beſitzt, wie nicht wenige Proben die er in dieſem Betrachte geliefert, ſattſam an Tag legen, ſo muß man um ſo mehr denken, daß er ſich hier Schranken geſetzt, und im Hintergrunde nur einige, weniger für die weitere Belebung, als um der Imagination des Anſchauers zum Maßſtabe für die übrigen Gegenſtände zu dienen, anbringen wollte, weil auf andre Weiſe leicht ſonſt hätte können das Intereſſe, welches in dieſer Vorſtellung auf den Parthien in der Ferne ruhet, geſtöhrt werden. Dieſes Gemählde hat vier rheiniſche Fuß weniger einen Zoll in der Höhe, und drey Fuß weniger einen halben Zoll in der Breite.

Das zweyte Gemälde, das ungleich größer und eine Frucht von Hrn. Kochs reicher Phantaſie iſt, ſtellt eine Gegend vor, wie man ſolche ſich nach den Eclogen des Virgil oder den Idyllen des Theokrit in Großgriechenland denket. Die Ausſicht eröffnet ſich über verſchiedene mit Gebüſchen und Bäumen bewachſene Hügel, an deren Fuß auf einer Seite ein Fluß ſchleicht, weiter über der Meerbucht, auf höhere, in der Ferne liegende Gebirge hin, die in majeſtätiſchen Linien übereinander laufen, und endlich ſich dem niedern Horizonte, welchen das Meer bildet, anſchließen. Auf einem der näher ſtehenden Felſen im Mittelgrunde erblickt man eine Stadt, worin ein antiker Tempel von doriſcher Ordnung ſich befindet. Etwas weiter abwärts, nahe bey höheren Felskoppen, wird man eine Burg mit einer zerfallenen antiken Waſſerleitung gewahr; ſeitwärts dieſer ragt über die Stadt ein etwas weiter entlegener Flecken hervor, die alle drey gefällig für das Auge ſich hintereinander gruppiren. Die Stunde der Zeit iſt ſpät nach Mittag; ein ferner Gewitterregen hat eben ſich am Himmel verzogen, der Horizont iſt wieder helle, indeß in der höheren Luft ſich dichte Regenwolken noch ausſpannen, an denen ſich im großen Halbzirkel der Regenbogen ſpiegelt, der auf einer Seite von näher ſchwebenden Wolken durchbrochen, höher von ſich in das Dunkle einen leiſeren Schimmer zurückwirft. Dieſe reizende Ausſicht, die beym Anſchauen innig angreift, und das Herz für die Erinnerung genoſſener Freuden aufſchließt, wobey das Gefühl der Vergangenheit ſchwermüthig und ſüß an die Gegenwart knüpft, zeigt ſich bey dem Reichthume in den Vorgründen nur um ſo koſtbarer noch für den Genuß des Auges eingefaßt. Auf der rechten Seite von der Anſicht des Gemäldes ſteht ein alter Eichenſtrunk, deſſen Wurzeln neu ausgeſchlagen einen Buſch bilden, mit welchem im vollſten Lichte mancherley Hecken, Stauden und Kräuter ſich mahleriſch durcheinander winden, die den Blick des aufmerkſamen Beobachters anziehen und unterhalten. Auf der andern Seite etwas weiter weg ſteigt aus dichtem Gebüſche ein Kaſtanienbaum hoch in die Luft, an deſſen Fuß, der auf einem Felſen ruhet, ein junger Hirt im Schatten ſteht, der auf der Syrinx geſpielt hatte, und durch eine dem Anſchauer näher ſitzende Hirtinn, die ein Kind auf dem Arme hält, nun auf den Regenbogen aufmerkſam gemacht wird. Neben dieſer ſitzt die jüngere Schweſter welche ſpinnt und zugleich mit dem Kinde ſpielt. Ein alter Jäger ſitzt etwas weiter ab im Schatten, Bogen und Köcher liegen neben ihm, nebſt dem getreuen Phylax, deſſen Haupt auf ſeinem Knie ruhet. Schaafe und Ziegen weiden und liegen umher. Näher dem Vorgrunde ſieht man einen Knaben, der einen Bock mit der rechten Hand am Horne faßt, indeß er mit der Linken ihm Kräuter zum Freſſen darreicht. Liebenswürdige, holde Geſellſchaft! wer würde bey ſolch einer Ausſicht nicht gerne an ihrem unſchuldigen Vergnügen Theil nehmen! Dieſe Figuren ſind von bedeutender Größe (ohngefähr anderthalb Spannen hoch) ſo daß allerdings man die Stärke, welche der Künſtler auch hier beſitzt, daraus erkennen kann. Dieſes Gemälde hat ſechs rheiniſche Fuß und ein Viertel Zoll in der Höhe, und fünf Fuß vier Zoll in der Breite.

So verſchieden dieſe zwey Gegenſtände in ſich, nach jeder Hinſicht auch ſind, ſo herrſcht im Vortrage doch bey beyden gleiche Kraft und Belebung. Von den größeren Maſſen in der Ferne und den Mittelgründen an, bis zu den kleinſten Details im Vorgrunde, iſt alles mit einem Sinne für das Charakteriſtiſche und dabey mit einer Freyheit aufgefaßt, die den Künſtler als Meiſter ſeines Willens darſtellet. Die reiche und glückliche Ausrüſtung ſeiner Einbildungskraft, die ihn beym Wirken beſonders von ſolchen Gegenſtänden bey keiner Gelegenheit verläßt, mag mit eine Beute von ſeiner freyen Auferziehung ſeyn, (er brachte ſeine erſte Jugend, wie Giotto einſt mit Hüthung der Schaafe, mit Hüthen der Ziegen auf den Tyrolergebirgen zu) wo ſein Geiſt frühe auf die Erſcheinungen der ländlichen Natur aufmerkſam gemacht, und ſeine Phantaſie gereitzt wurde, einen ſtärkeren Vorrath von Bildern für die Zukunft einzuſammeln. Seine Studien nach der Natur ſind daher meiſtens nur leicht und geiſtig, mehr um die Wirkung des Ganzen aufzufaſſen, als bey dem Einzelnen abſichtlich aufmerkſam verweilen zu wollen, weil er die Details bey der Ausführung aus der Erinnerung für den Behuf ſeiner Phantaſie erſt hinzufügt, wobey, da die Geſtalt der Objekte zur zweifelloſeſten Evidenz in der geiſtigen Anſchauung bey ihm ausgereift, er ſeinem Wirken eine Freyheit ertheilt, die beym Betrachten um ſo ſtärker den Antheil faßt, indem wir dabey die Wahrheit nach ihrem Charakter im Ganzen (wie das bey dem erſteren Gemählde beſonders der Fall iſt) zugleich mit der höchſten Liberalität individualiſirt erblicken. Wird bey ſo vielen Vorzügen, die dieſer genialiſche Künſtler bereits auf ſeiner Laufbahn ſich erworben, bey ſo reicher Fülle der Einbildungskraft, deren Ader unverſiegbar quillet, er den Eindrücken welche die Ideen großer Künſtler, beſonders aus dem hiſtoriſchen Fache auf ihn erreget, engere Schranken ſetzen, welches zu ſo manchem Vorurtheil gegen ihn Anlaß geliehen; wird er darauf achten, damit in der Zukunft nicht ein allzu ſtarker Hang bey ihm nach Beſtimmtheit in der Form und nach Reichthum in der Farbe im Vortrage bey manchen Theilen in das

Knlcheriche und Bunte ausarte (der Scylla und Charybdis, welchen er auszuweichen hat!) ſo muß, beſonders in heroiſchen mit Figuren geſchmückten Landſchaften er ein Ziel erreichen, wohin bisher nur wenige gelangt ſind. Er beherzige, daß eine verſtändige Nachläſſigkeit in manchen Theilen, hauptſächlich bey Entfernungen, oft mehr als der genaueſte Fleiß zum Zwecke führet, und daß eine ſparſame mit ſicherem Gefühle bewirkte Austheilung der Farben (ich nehme ſeine Lieblingsführer Tizian und Dominichino zu Gewährsmännern) oft mehr Reichthum im Colorit hervorbringe, als überhäufter Pfauenſchmuck, der das ungelehrte Auge reitzt, ſelten aber das an Harmonie gewöhnte des Kenners, gleich ſtark zu befriedigen geeignet iſt.

Dieſer Künſtler hat beſchloſſen, künftiges Frühjahr von hier weg, nach einer der erſten Städte von Deutſchland zu reiſen. Der römiſche Künſtlerkranz, der an geſchickten Landſchaftern von mancher Nation heut zu Tage ſo reich glänzet, wird bey Hrn. Kochs Abſchied eine ſeiner intereſſanteſten Zierden einbüßen.

Rom den 19ten März 1812.

Friedrich Müller
königlich bayeriſcher Hofmahler.

Inhalt
des achten Heftes.

Olafs Ausfahrt, eine nordiſche Abentheuer, von Friedrich Freyherrn von Fouqué. . . . . . . Seite 97
Leben des Dichters, Martin Opitz von Boberfeld, nebſt Bemerkungen über ſeinen poetiſchen Charakter. Von H. . . . . — 116
Sendſchreiben an Herrn Hofrath A. H. Müller, durch ſeine agronomiſchen Briefe veranlaßt, von dem königl. Preußiſchen Landrathe Wilhelm von Schütz. . . . . — 158
Gedichte.
Der Abſchied, von A. W. Schlegel. . . . . — 179
An die Schönheit, vom Grafen G. von Thurn. — 181
Das Glück, von J. Erichſon. . . . . — 183
Kunſtnachrichten, vom Mahler Müller. . . . — 184

Ueber

das hiſtoriſche Schauſpiel.

Von Matthäus v. Collin.

Immer hat alle Poeſie in der Begeiſterung des Menſchen für die Herrlichkeit der Schöpfung ihren Urſprung. Der verſchiedene Charakter der Zeiten hat ihr bey mannichfaltigen Völkern eine ſtets wechſelnde Geſtalt gegeben, überall aber iſt ſie aus der ehrfurchtsvollen Bewunderung der Werke des Schöpfers hervorgequollen. Wenn nun dieſes Streben, die Erhabenheit und Schönheit der Welt würdig zu feyern, bey noch unverdorbener Kraft mächtig erwacht, ſo wird der bildende Geiſt das ganze Daſeyn, das ihn entzückt, zugleich darſtellen, und nirgends hinter ſeinen kühnen Wünſchen zurückbleiben wollen. Welche Form der Dichtung er auch immer ergreifen mag, er wird ſie nach ſeinem erhabenen Bedürfniſſe neu geſtalten, und den vollen Inhalt ſeines Weſens, das tiefſte Heiligthum ſeiner Gefühle darin zu entfalten ſuchen. So hat einſt Dante dem Epos eine der Tragödie befreundete Geſtalt gegeben, ſo finden wir Zeiträume der Dichtung, wo ein ganzes Volk die Fülle ſeiner Begeiſterung in Liedern austönt, und dieſen epiſchen und tragiſchen Gehalt giebt; ſo ſehen wir auf gleiche Weiſe durch Shakſpeare die dramatiſche Kunſt eine neue Geſtalt gewinnen, und mit epiſcher Kühnheit ſich großartig über das volle Daſeyn verbreiten.

Die dramatiſche Kunſt der Griechen hatte, mit Verſchmähung aller Ausbreitung, durchaus die Richtung in die Tiefe genommen, und, bey der ihr eigenthümlichen hohen Vollendung, den Glauben veranlaßt: daß das Schauſpiel überhaupt vielmehr den Gegenſatz einzelner menſchlicher Individuen mit dem Ganzen des Weltlebens, als dieſes letztere ſelbſt darſtelle. Wenn es nun aber gleich nicht geläugnet werden kann, daß dem Schauſpiele die Scheidung des individuellen menſchlichen Seyns von dem allgemeinen Naturleben, als Grundlage unentbehrlich iſt, ſo folgt daraus doch keineswegs, daß die dramatiſche Kunſt unfähig ſey, dieſen Widerſtreit aufzulöſen, oder daß ſie genöthigt wäre, ſich ſchlechterdings, wie größtentheils die Tragödie der Griechen, auf die bloße Aufſtellung des Gegenſatzes beyder zu beſchränken. Vielmehr ſcheint es, müſſe ſie in der großen Folge menſchlicher Ereigniſſe eine reichhaltige Welt mannigfaltiger Bildung auffinden, und — durch die Einheit menſchlicher Beſtrebungen, über das Daſeyn beruhigt — Werke hervorbringen können, die nur um ſo feſter das Bewußtſeyn einer großartigen Harmonie des Weltalls begründen, da ſie das Leiden, die Diſſonanz des Lebens, nicht vermeiden, ſondern vielmehr von dieſem Punkte ausgehen, um jeden Mißton in dem Einklange der unermeßnen Schöpfung verhallen zu laſſen.

Der alten Tragödie war ihre eigenthümliche Geſtalt darum nothwendig geworden, weil der Grundſtamm der helleniſchen Poeſie, das Epos, mit üppigem Wuchs ſeiner Zweige zu ſehr in die ſinnliche Fülle des äußern Daſeyns ſich verbreitet hatte. Wie überall, war auch bey den Griechen die Poeſie mit dem religiöſen Gefühle für Gott und das Daſeyn, und mit den erſten wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, die Geheimniſſe der Welt zu erklären, zugleich erwacht. Von dieſen beyden Führerinnen geleitet, tönte ſie einige Zeit Orakel über den Urſprung alles Seyns, und die Natur der Gottheit. Als aber die Prieſter mehr und mehr dieſen alten Stoff der Nationalpoeſie, als ihr Eigenthum, in die Verborgenheit einer geheimnißvollen Lehre zurückdrängten, und der, indeß überall rege gewordene Geiſt der Dichtung, nach einem würdigen Stoffe der Bildung rang, wandte ſich die nun populär gewordene Poeſie an die Herrlichkeit der Nationalkraft, an den raſchen, immer ſchönen Wechſel des Lebens, und da ihr nicht die Wurzel des Daſeyns zu ſchauen gegönnt war, pries ſie deſſen Frühling und ſeine heiteren Blüthen. Dieſe, alle Holdſeligkeit jugendlicher Gefühle athmenden Dichtungen, mußten um ſo mehr Innigkeit der Darſtellung gewinnen, da ſie aus der Unverdorbenheit eines noch kräftigen Volkscharakters hervorgingen; die eigentlichen tiefern Nationalanſichten über das Daſeyn mußten aber dieſen Dichtungen fremd bleiben, die von der Weisheit ihres Jahrhunderts verlaſſen, in ſorgloſer Ungebundenheit ſich ausbildeten. Die Götter, welche die orphiſche

Poeſie in ganz anderer Bedeutung betrachtet hatte, wurden den Menſchen näher gerückt, was einſt von dieſen Göttern nur ſymboliſch zur Erklärung und Deutung des Daſeyns ausgeſagt worden war, wurde von dem kindlichen Sinne der Dichter gläubig als Begebenheit aufgenommen; was aber die Freudenfülle des vorgeführten Lebens ſtören konnte, ward in eine wohlthätige Ferne zurück gedrängt.

Auf dieſe Weiſe konnte wohl das homeriſche Epos durch ſinnlichen Glanz, und allen Schmuck einer unverdorbenen Phantaſie, das Gemüth erfreuen, durch die Innigkeit und Unſchuld der Darſtellung rühren, nicht aber die tiefern Forderungen des Herzens befriedigen. Und ſo finden wir ſchon in den heſiodſchen Dichtungen ein Zurückkehren zu den urſprünglichen Keimen griechiſcher Poeſie, wiewohl ſelten mit poetiſchem Erfolge gekrönt, da die Aufgabe für die Kraft des Zeitalters noch zu groß war. Glücklicher hatte der Geiſt in der hierauf, bey gereifterer Bildung, erwachten lyriſchen Dichtung, die Tiefen ſeiner ſelbſt ergründet, und eine neue Welt der Gefühle zu Tage gefördert. Der große Gegenſatz des innern und äußern Daſeyns, den das Epos nur umgangen, nicht aber aufgelöſt hatte, ward dadurch nur greller und ſchreckender, die unerbittliche Gewalt des Schickſals aber, die rückſichtslos den Gang der Welt leitet, erſchien um ſo drückender, ſeit der Menſch, durch Beobachtung und Ergründung ſeiner ſelbſt, ſich achten, und die Heiligkeit ſeiner Gefühle ehren gelernt hatte. Wie man nun aber, je höher ein Unheil anwächſt, je deutlicher eine anfangs kaum geahnete Gefahr uns plötzlich vor das Auge rückt, ſich deſto ſchneller faßt, und mit geſammelter Kraft entſchloſſen zum Kampfe ſchreitet, ſo ſehen wir plötzlich die helleniſche Dichtung das Heiligthum des menſchlichen Daſeyns gegen die alles niederwerfende Macht des Schickſals vertheidigen, und wenigſtens die Würde des Lebens retten, da ihr deſſen Glück zu retten nicht gegönnt ſchien. Auf dieſen einen Punkt der Rettung menſchlicher Würde, und der Verherrlichung des individuellen menſchlichen Daſeyns im Gegenſatze der äußern Welt, und der ſie leitenden ewigen Urkraft, war das volle Streben der helleniſchen Tragödie gerichtet. Einer Ausbreitung in die Freudenfülle und Schönheit des geſammten Lebens bedurfte ſie nicht; denn alles, was dem Griechen überhaupt ſchön und herrlich erſchien, war in ſeinem Epos bereits befriedigend, und zum Entzücken der Nation, gefeyert worden. Sie hatte nur die Abſicht zu der dort einſeitig dargeſtellten Heiterkeit des Daſeyns auch deſſen Ernſt hinzuzufügen, die Idee der Menſchheit ſelbſt noch mehr zu verherrlichen, und auf dieſe Art das Mangelhafte der im homeriſchen Epos ausgeſprochenen Weltanſicht zu ergänzen.

Das durch Shakſpeare gegründete hiſtoriſche Schauſpiel konnte daher nicht, wie die Tragödie der Griechen, die Aufſtellung des Gegenſatzes menſchlicher Freyheit und der Naturnothwendigkeit zum Ziele der Beſtrebungen wählen, und ſo eine einzelne Seite des Lebens willkührlich herausgreifen; denn alle Kunſt, wenn ſie das Gemüth befriedigen ſoll, muß das volle ganze Seyn umfaſſen. Es kann hier keineswegs beabſichtigt werden, allgemein anerkannte Formen der Dichtung zu läugnen, das Epos, das Schauſpiel, und die lyriſche Kunſt durcheinander zu mengen, und ihre weſentliche Verſchiedenheit zu verdunkeln. Wenn aber die Poeſie überhaupt nur ein Streben nach Verherrlichung des Daſeyns iſt, ſo wird dieß Streben, wenn es bey einem Volke erwacht, wie geſagt, auch das ganze Daſeyn zu umfaſſen ſuchen; die Form aber, in der es ſich ausdrückt, kann nur die Folge der Richtung des Zeitgeiſtes ſelbſt ſeyn, und wird ſich genau dem Charakter des Volkes anſchließen müſſen. Von ihr in ein fremdes Gebieth hinüber zu ſchweifen, geſtattet nicht die einmal feſtgeſtellte Richtung der Beſtrebungen; andere Dichtungsarten, wenn ſie im Volke geübt werden, ſind dann entweder nur Vorbereitungen zu jener Höchſten, oder ſie zeigen bereits den Untergang der Kunſt ſelbſt an, welche von dem Mittelpunkte ihres Lebens ſich in Abwege verliert.

Daß ſolch eine giganteske Form der Dichtung überhaupt Bedürfniß, und im Character eines Volks bedingt ſeyn könnte, mochte man um ſo weniger in einem Zeitalter faſſen, wo man die Kunſt ſeit lange als ein Werk der menſchlichen Freyheit, oder vielmehr der Willkühr betrachtet hatte, und ihre nothwendige Begründung im Weſen der Menſchheit verläugnete. In dieſer Anſicht betrachtete man das Epos als die umfaſſendſte und reichhaltigſte jener von dem menſchlichen Geiſte nach freyer Willkühr gewählten Dichtungsformen, das Schauſpiel im Gegentheile mit ſeinen nothwendigen Unterabtheilungen des Luſt- und Trauerſpiels als die ſtrengſte, und geregeltſte, in einem engen Raume der Beſchränkung ſich bewegende Art der Dichtung, deren Vorzüglichkeit hauptſächlich in der Ueberwindung der Schwierigkeiten beſtehe, die dieſe Beſchränkung hervorbringe. Wenn man von dieſer Anſicht aus in noch größere Irrthümer ſich verlor, und, gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts, im Schauſpiele nichts weniger als Poeſie ſuchen zu müſſen glaubte, ſo iſt dieſe Erſcheinung aus der Eigenthümlichkeit der damaligen Bühne ſelbſt erklärbar. So ſieht man in unſeren Gärten die Gewäſſer zu Spiel und Ernſt mannichfaltig benützt, und denkt nicht mehr an die geweihte Stelle des Waldes, wo ſie, mit eigenthümlicher Kraft, melodiſchen Getöns hinrollten, und einen Frühling des herrlichſten Lebens um ſich erſchufen.

Billig ſchweige ich daher von den Werken und Anſichten derjenigen, welche, die Weſenheit der Dichtung überhaupt verkennend, ſie nach den Bedürfniſſen ihrer Laune, in ſelbſt erdachte Formen zu zwingen vermeinten, und ſich an der Unnatur erluſtigten. Ueberhaupt aber wäre die Poeſie ſelbſt jener Zeiten einem Strome zu vergleichen, der im Laufe ſeiner Wanderung in die Niederungen eines kraftloſen Bodens gerieth. Die Wogen der heiligen Gewäſſer, welche lange, mit einiger Stärke, im Felſenbette majeſtätiſch fortgefluthet, zertheilen ſich hier; zahlloſe Arme durch die Fläche ſendend, überall in neue Krümmungen ausbeugend; weit verbreitet, aber machtlos, und ohne Tiefe. Seit das, bey jugendlichen Völkern in erhabner Einheit ſich äußernde Vermögen, für Größe und Schönheit, Würde und Tugend begeiſtert zu fühlen, nach der Beſchränktheit ſpäterer Geſchlechter ſich allzu fein in Gattungen und Untergattungen ſonderte, haben wir faſt ſo viele Dichtungsarten erhalten, als wir ſogenannte Arten der Empfindungen aufzählen; allen aber mangelte die, als ſie noch vereint wirkten, einſt innwohnende urſprüngliche Kraft.

Durch dieſe gezähmten, in dürftige Formen eingehüllte Dichtungsarten verwöhnt, mußte der Rieſenſchritt des hiſtoriſchen Schauſpiels ein Zeitalter befremden, welches an der Erhabenheit ſich zu erwärmen überhaupt verlernt hatte; Dinge, die man nicht weit genug ſondern zu können glaubte, ſah man hier in unbegriffener Vereinigung gemeinſam auftreten; die Heiterkeit und der Scherz des Lebens ſchloß ſich an deſſen tiefen Ernſt, und an die Wehklage um vielfache Leiden. Mit der Größe zugleich trat die Gemeinheit ſelbſtzufrieden auf, und ſpottete des heiligſten, dem man ſich eben bewundernd hingeben wollte. Das Erhabne ſelbſt erſchien in einer ganz fremdartigen Natürlichkeit, und beleidigte oft mehr, als es entzückte. Vor allem zuwider aber war den Verehrern der alten Regel die großartige Eile des hiſtoriſchen Schauſpiels, die Kühnheit, mit welcher es über weite Zeiträume dahin ſchritt, mit welcher es, einzelner Individuen nicht achtend, ganze Generationen, und ihr freudiges oder unſeliges Loos in ſich aufnahm; dem Tode, wie dem Leben, wechſelnde Herrſchaft gönnte, und überhaupt, ganz gegen die gewohnte Eigenheit des Schauſpiels, bey dem Schickſale der Einzelnen nicht verweilte, ſondern vielmehr das Geſammtleben der Menſchheit, eine Welt ſich zerſtörender Begebenheiten, zu umfaſſen ſuchte.

Allein das Bedürfniß des Zeitalters ſelbſt, der Charakter des Jahrhunderts, welches dieſen Dichter zeugte, konnte nur, wie ich bereits an einem andern Orte zu entwickeln verſuchte, in einer ſo großen Form der Dichtung Befriedigung finden. Der alte romantiſche Geiſt fing damals, wenigſtens im Norden Europa's, bereits an ſich zu verflüchtigen. Der neuere europäiſche Volkscharakter war im Beginn ſeiner Bildung, und, wie mich dünkt, wenn gleich von der Wärme des Jünglingsalters verlaſſen, durch ein männliches Streben nach wirkſamer Thätigkeit, durch jene zwar kältern, aber dennoch treuen Bemühungen, überall das Antlitz der Wahrheit zu ſchauen, und dem Erkannten gemäß zu leben, herrlich und verehrenswerth. Die holden Träume der Jugend waren verſchwunden; der mildernde Schleyer einer alles liebevoll verhüllenden Einbildungskraft war, wie die Roſennebel des Morgens vor der höhern Sonne weichen, von der Klarheit des gereiftern Verſtandes zertheilt worden: das unermeßne Reich des Lebens lag unverhüllt vor dem Blicke des Zeitalters, auch ſeine Abgründe waren ihm nicht verborgen. Das öffentliche Leben ſelbſt hatte nicht mehr die Unſchuld der früheren Zeiten. Die Sehnſucht der Menſchen hatte ſich von den Regionen des höhern Daſeyns weg zu den Gütern der Erde gewendet; die Berührungen der Gegenwart waren rauh geworden, die Heiterkeit des Gemüths ging unter den raſtloſen Beſtrebungen ſich im Beſitze erkämpfter Güter gegen immer erneute Angriffe zu behaupten, zu Grunde; die raſchen Wechſel des Glückes, all jene großen Umwälzungen des Menſchenſchickſals, welche insbeſondere die Geſchichte Englands jener Zeiten merkwürdig machen, mußten im Gemüthe der Edlern, die nach Erkenntniß des Daſeyns, und der Einheit deſſelben ſtrebten, die Schönheit des Lebens ſelbſt verdunkeln, und den Glauben an die Beſtimmung des Menſchen zu edlern Zwecken, in ſeinen Grundfeſten erſchüttern.

In einem glücklichern Zeitalter hatte einſt die Poeſie von dem milden Geiſte des Chriſtenthums geleitet, das Leben dadurch zu verherrlichen geſucht, daß ſie daſſelbe der irrdiſchen Schwere entäußerte, durch frommen Glauben, holdſelige Liebe, und den ſüßen Reitz einer zutrauensvollen Hoffnung läuterte, und, die ſo verklärte Geſtalt, als dem ewigen Himmel verwandt, entzückt und begeiſtert der Bewunderung der Menſchen überlieferte; das Zeitalter Shakſpears aber verhinderte, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, durch ſeine körperliche Schwere dieſe leichten heiteren Aufflüge in die Regionen eines ungetrübten Glücks. Die Theilnahme damaliger Menſchen war auf That und Handlung, auf das Leben der Zeit und ihre großen Schickſale gerichtet; ein Dichter daher, welcher, ein Sohn ſeiner Zeit, ihren erhabnen Bedürfniſſen genügen wollte, konnte nicht anders als jenes große Intereſſe ſelbſt umfaſſen; er mußte die herben Zweifel des Daſeyns aufzulöſen ſuchen; zu verhüllen waren ſie nicht, da ſie jedem Blicke offen da lagen.

Eben darum aber, weil Zweifel aufzulöſen waren, weil von der geſtörten Harmonie ausgegangen werden mußte, konnte dieſe Dichtung nicht anders als dramatiſch ſeyn; denn das Epos gründet ſich auf das Gleichgewicht der dargeſtellten, in wechſelſeitige, wenn auch gewaltſame, Berührung gebrachten Kräfte. Dante vermochte es wohl, eine Welt des Jammers in ſein Epos einzuführen; er war aber in ſeiner Dichtung nicht von dieſem Jammer, ſondern von Gott ausgegangen; nicht vom Zweifel, ſondern vielmehr von dem demuthsvollſten, vor der Urquelle alles Seyns in anbethender Unterwerfung ſich beugenden Glauben. Shakſpear's Zeitalter, wie ſehr auch dort und mit welcher vollen Theilnahme des ganzen Menſchen auch dort Religion der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit geweſen, war vielmehr zweifelnd, als glaubend. Mit all ſeinen Wünſchen, mit ſeiner regſten Sehnſucht in der Wirklichkeit feſtgebannt, mußte auch ihre Erforſchung höchſte Luſt, und der Gegenſtand der Beſtrebungen edlerer Geiſter ſeyn; der Dichter vermochte keinen andern Weg einzuſchlagen. Die Gewalt des ſich überall aufdringenden Weltlebens weihte ihn mit religiöſem Gefühle für die Wahrheit der Begebenheit; die Dichtung wurde hiſtoriſch; die Poeſie der Wirklichkeit ward der Mittelpunkt ihres Lebens.

Man pflegt gewöhnlich Shakſpeare zu den romantiſchen Dichtern zu rechnen, weil er von der damals dem

Untergange ſich zuneigenden romantiſchen Poeſie manches für die äußere Form ſeiner Dichtung entlehnte, manchmal ganz von ihrem holden Geiſte durchdrungen ſcheint; bey näherer Betrachtung aber muß die Verſchiedenheit ſeiner Dichtungsweiſe und der romantiſchen jeden Zweifel über die fremdartige Natur beyder aufheben. Die romantiſche Dichtung zeigt ſich nirgends von der Wahrheit an ſich begeiſtert; ſie ſtrebt vielmehr die Herrlichkeit des Himmels in einer freyen Dichtung der Erde zuzuführen. Die Welt, welche ſie zwar mit jugendlicher Hingebung liebt, betrachtet ſie dennoch nur als eine reitzende Nachbildung einer jenſeits des Daſeyns allein befindlichen Vollkommenheit, wornach alles Sehnen des Menſchen ringt. Der Stoff, den ihr das Leben ſelbſt liefert, dünkt ihr daher an und für ſich zu gemein; um ihn zur Dichtung zu verarbeiten, ſucht ſie ihn zu vergeiſtigen; zu einem höhern Daſeyn empor ſtrebend, bieten ihr die Erde und ihre Freuden an und für ſich kein befriedigendes Glück. Shakſpeare im Gegentheile, kräftig auf der heimathlichen Erde ſtehend, die er mit ſicherem Blicke überſchaut, findet in ihr ſelbſt ſeine Befriedigung; nicht mit ungewiſſer Sehnſucht ſtrebt er in ein unbekanntes Land; was ihn begeiſtert, all ſein Glück hat er hienieden ſelbſt gefunden, und trachtet von dieſer Erde nicht weg, deren Freuden ihn erheitern, deren Weh und Trübſal ihn zwar oft erſchüttert, nie aber ängſtiget. So iſt es auch nie das Ideal einer fernen Vollendung, das ihn begeiſtert, ſondern die Wahrheit; die Sehnſucht das Leben würdig darzuſtellen iſt es, die ihn überall leitet.

So ſtark, ſo in ſich ſelbſt vollendet, ſo ſehr von einzelnen Eindrücken unabhängig war die Denk- und Gefühlsweiſe dieſes außerordentlichen Mannes, daß er es wagen durfte, ſich auf ſich ſelbſt zu verlaſſen, und daß er in ſeiner Anſicht der Welt eine Befriedigung fand, die frühere edle Geiſter nur jenſeits derſelben aufſuchten. Nicht das Unheil der Zeit, und der wehmüthige Untergang edler Geſchlechter; nicht der Sieg der Argliſt und Bosheit über die Tugend, die breite Selbſtzufriedenheit gemeiner Naturen; nicht die Klage der Unſchuld noch das Hohngelächter der Verworfenheit mochten ſeinen Genius von einer Welt zurückſchrecken, die er nicht nach einzelnen Erſcheinungen zu beurtheilen, ſondern im Ganzen zu überblicken pflegte. Das einzelne Uebel verſchwand ihm vor der Schönheit des geſammten Weltlebens, in welchem er es wieder aufgelöſt erblickte. Dieſe Schönheit des Lebens zu feyern, jede einzelne Erſcheinung durch Hinweiſung auf das Ganze zu verherrlichen, war das ernſte Streben ſeines Geiſtes. Mit Recht wohl gab der Sprachgebrauch dieſer Dichtung den Namen der hiſtoriſchen; denn ſie ſtellt die tiefſte Weſenheit des Menſchenlebens in jedem Augenblicke ganz, und vollendet dar.

Die Wirklichkeit iſt es daher, welche jenen Dichter begeiſterte, das Streben nach Wahrheit der Darſtellung unterſcheidet ihn von der früheren Romantik, und iſt der Mittelpunkt ſeiner Dichtung. Von dieſer Anſicht aus betrachtet, kann auch nicht eine der herrlichen Aeußerungen jenes erhabenen Geiſtes dunkel und unverſtanden bleiben; in ihr liegt das Geheimniß ſeiner durchaus einzigen Charakteriſtik; hierdurch nur wird die Wärme und Liebe klar, womit er auch das ſcheinbar Gemeinſte darſtellte, ihm war es im Ganzen des Daſeyns von hoher Bedeutung. Die tiefe Gründlichkeit, mit welcher er die Leidenſchaft behandelte, die Gewaltſamkeit der Zerſtörung, welche er, dem Bedürfniſſe ſeines ſtarken Gemüthes gemäß, oft rückſichtslos walten läßt, haben bey Unkundigen die Meinung erregt, als ringe dieſer Dichter einzig nur darnach, Schmerz und Mitleid auf eine bis dahin unerhörte Art aufzuregen, und das Gemüth gänzlich mit ſich ſelbſt zu entzweyen. Solch ein Geſchäft aber hat ſeit Beginn der Welt noch kein Künſtler auf ſich genommen. Vielmehr war die Ueberzeugung von der ewigen Harmonie der Welt und alles Lebens zur Zeit der gereiften Stärke ſeines Geiſtes in ihm ſo mächtig geworden, daß er, in einer, der Kühnheit des Dante verwandten Art, auch nicht den grellſten Mißklang ertönen zu laſſen ſich ſcheute, da er von deſſen Auflöſung im voraus verſichert war. Dieſe Anſicht des Daſeyns verbreitet bey aller Heftigkeit der Bewegung in den einzelnen Theilen ſeiner Werke, über das Ganze derſelben eine erhabene Ruhe, welche von Manchem als Kälte aufgefaßt wird; allein nur die Folge der im Gleichgewichte befindlichen Kraft ſeines Geiſtes iſt. Wie das Epos, ſtrebt ſeine Dichtung das volle Daſeyn zu umfaſſen; ſie ſtellt entweder eine Welt der Begebenheiten zugleich dar; oder, wenn ſie eine einzelne heraushebt, dieſe mit immerwährender Berückſichtigung des Ganzen, zu dem ſie gehört. Eben dadurch aber wird ſie hiſtoriſch, daß ſie den zweifelnden Geiſt auf die Welt ſelbſt beruhigend hinweiſt, und in dem großen, ſich immer neu geſtaltenden Gang des Lebens, in der immer neu ſich erzeugenden Herrlichkeit des Daſeyns, den Untergang einzelner edler Kräfte verſchmerzen lehrt. Eine kühne Rechtfertigung des Schöpfers, wendet ſie ſich mit Kraft und Liebe zur Schöpfung ſelbſt; die geebneteren Bahnen des Glaubens verlaſſend, erkennt ſie die ewige Vorſicht durch den ernſten Blick auf die ungeſchminkte Wahrheit.

Daß dieſe Anſichten ſich durch die eigentlich ſo genannten hiſtoriſchen Stücke Shakſpeares bewähren, wird vielleicht niemand in Abrede ſtellen wollen; denn die Art der hiſtoriſchen Kunſt, welche ſchon überhaupt darin eine Gattung der Befriedigung findet, wenn es ihr glückt, ein groſſes Bild des mannichfaltigen Daſeyn vor das Auge zu führen, erſcheint hier ganz klar und unzweydeutig. Die Darſtellung der Begebenheit ſelbſt iſt hier überall das Hauptſtreben; die Charaktere, groß gehalten, doch nur mit wenigen kühnen Umriſſen beſtimmt bezeichnet, treten nirgends aus dem Strome der Handlung zur Entwicklung eines einſeitigen, vom Ganzen des dargeſtellten Lebens ſich ſondernden Daſeyns hervor. Mit dem Streben der einzelnen Menſchenkräfte erſcheint zugleich ihre dem Dichter eben ſo wichtige Gegenwirkung, eine Vorliebe für einzelne der handelnd vorgeführten Individuen zeigt ſich nirgends, oder verbirgt ſich wenigſtens. Bey allen Stürmen der ſich in dieſen Dichtungen kraftvoll bewegenden Leidenſchaften der Menſchen, und obgleich Streit, Tod und Vernichtung die Grundlage derſelben ausmachen, ſind doch all dieſe feindſeligen Kräfte durch machtvolle Wechſelwirkungen ins Gleichgewicht gebracht, und der Charakter des Ganzen iſt eine von einſeitiger Leidenſchaftlichkeit durchaus entfernte großartige Ruhe. Die Handlung ſelbſt folgt der belehrenden Geſchichte, und wagt es nicht ohne wichtige Kunſt-Motive ſie zu verlaſſen, und ſich eine eigne Bahn zu brechen. Die Charakteriſtik iſt nicht bloß poetiſch ſchön oder erhaben, ſondern zugleich hiſtoriſch gründlich, und durch Wahrheit ehrwürdig; das Ganze iſt eine hohe Feyer des wirklichen Lebens.

Allein viele dramatiſche Werke ſind der Geſchichte getreu geſchrieben worden, ohne darum im hiſtoriſchen Style geſchrieben zu ſeyn; manche Werke der Franzoſen ſtreben ſich genau der Geſchichte anzuſchließen; dennoch aber wurde ſolcherley Wahrheit nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern um ihr ein Prachtgewand voll Flitter umzuhängen, in ihre Trauerſpiele aufgenommen. Der hiſtoriſche Dichter im Gegentheile ſtrebt ſelbſt ganz erdichtete Begebenheiten, ganz reine Erzeugungen der Einbildunskraft mit ſo hoher Wahrheit des Lebens auszuſtatten, daß ſie als Wirklichkeit erſcheinen; denn nur die Wahrheit begeiſtert ihn, und ſo muß auch die Erdichtung ihre Geſtalt tragen, wenn ſie ihn erfreuen ſoll. Es ſind daher auch jene erhabnen Werke nicht ſowohl wegen ängſtlicher geſchichtlichen Genauigkeit, als vielmehr wegen der großartigen Liebe, mit welcher ſie das gegebene Daſeyn bis in deſſen kleinſten Theile wahr und lebendig darſtellen, hiſtoriſch zu nennen; Shakſpear'n iſt aber

dieſe

dieſe Verfahrungsart ſo eigenthümlich, daß er ſelbſt romantiſchen Stoff hiſtoriſch behandelt. Er romantiſirt denſelben keineswegs, wie z. B. Calderon den Roman in ſeiner Brücke von Mantibel, und bleibt ſelbſt im Wunderbaren, durch die tiefere Wahrheit der Darſtellung von jedem Zögling der Romantik durchaus verſchieden: er pflegt einen ſolchen Stoff als etwas hiſtoriſch gegebenes aufzunehmen, und behandelt ihn, der Richtung ſeines Strebens getreu, mit eben der innigen Hingebung an den Inhalt, wie eine Begebenheit der Weltgeſchichte.

Die Milde ſeines Gemüthes, die Holdſeligkeit ſeines reinen Geiſtes hat ſich bey derley Bearbeitungen oft freyer und heiterer gezeigt, als in jenen mehr gefeyerten Werken ſeiner Muſe; die Größe ſeiner Weltanſicht aber verläugnet ſich auch in dieſen beſcheidneren Darſtellungen nirgends. Wie er im Trauerſpiele, auch wenn er ein einzelnes Menſchenſchickſal der Darſtellung würdigt, deſſen innigen Zuſammenhang mit dem Ganzen der Weltbegebenheiten anzudeuten nie verabſäumt, und im Othello, Hamlet, Lear, in Romeo und Julie und im Macbeth die Schrecken des einzeln vorgeführten Daſeyns dadurch beſänftigt, daß er über den Leichen der Gefallenen auf den ungeſtörten Fortgang des übrigen Lebens, in dem ſie zu Grunde gingen, hinweiſt, ſo hat er auch Mittel gefunden, ſelbſt dem fremdartigſten Stoff geſchichtliche Würde zu verleihen. Der erhabene Gang ſeiner Luſtſpiele, wodurch ſie ſich von jeder künſtleriſchen Erzeugung dieſer Art unterſcheiden, und eben ſo ſehr von dem antiken als romantiſchen Luſtſpiele ſondern, iſt einzig nur dem Geiſte des Weltlebens, der in ihnen weht, zuzuſchreiben. Welche vollendete Anſicht des Daſeyns iſt im Kaufmanne von Venedig ausgeſprochen! wie treten dort Schmerz und Freude, Haß und Liebe in gegenſeitige Wechſelwirkung, um ſich in ſelige Heiterkeit und ungetrübte Wonne aufzulöſen! Wie ſehr iſt die liebliche Dichtung: Wie es euch gefällt, durch die gehaltne Erhabenheit des Charakters eines würdevollen Fürſten, und durch ſeine Schickſale in eine höhere Region emporgehoben! wie iſt all das loſe Spiel der Thorheit in: Was ihr wollt, von dem edlen Ernſte der dort mitwirkenden höheren Naturen gleichſam gebändigt, und beherrſcht? Wer könnte endlich in: Der Liebe Müh iſt umſonſt; und in der reichen Dichtung: Viel Lärmen um Nichts, den erhabnen Sinn eines nur nach großen Verhältniſſen ſtrebenden Geiſtes verkennen? Selbſt in dem durchaus romantiſchen Sommernachtstraume, und in dem, mit dieſem zwar weder an Kühnheit noch Wärme zu vergleichenden Sturme, herrſcht bey aller Freyheit der Erfindung, bey allem Muthwillen der losgegebenen Einbildungskraft, eine Mäßigung und Erhabenheit, welche der romantiſchen Dichtung im Luſtſpiele keineswegs eigen zu ſeyn pflegt. Wer dürfte es läugnen, daß Shakſpeare, an der Neige des romantiſchen Zeitalters, oft mit Liebe zu dieſem hinüber geblickt? daß er von einigen Erzeugniſſen deſſelben geſtärkt und genährt, ſeinen Geiſt ſelbſt bereicherte? daß der Grundcharakter des größten Theils ſeiner gefeyerten Helden noch das Gepräge der romantiſchen Zeit und ihres Lebens an ſich trägt? Die Form ſeiner Kunſt ſelbſt aber, war keineswegs romantiſch, er hatte ſich hier eine neue Bahn gebrochen. Niemand dürfte wohl den Cervantes den hiſtoriſchen Dichtern beyzählen, weil er ſich in der Numancia von der Wahrheit des Stoffs begeiſtert zeigt, denn die Behandlung verräth den Sohn der Romantik; ſo kann auch Shakſpeare nicht darum ein romantiſcher Dichter genannt werden, weil er auch romantiſchen Stoff bearbeitet; denn eben die Bearbeitung beurkundet den hiſtoriſchen Dichter. Wie ein Weiſer auf die holden Träume, auf die Unbefangenheit und Wärme der Jugend nicht mit Verachtung zurückblickt, ſondern vielmehr mit Liebe eine Zeit in der Erinnerung zurückruft, die, wie in einer geheimnißvollen Knospe, ſein gegenwärtiges Daſeyn und auch ſeine noch ungewiſſe Zukunft in ſich enthielt; ſo ſucht auch Shakſpeare die Empfindungsweiſe der romantiſchen Vorwelt ſich zu vergegenwärtigen, ſchließt ſich gerne an die Erzeugungen ihrer Kunſt an, und ſucht die Zartheit und Schönheit ihrer Gefühle nochmals und inniger nachzuempfinden. So, auf der Wahrheit des Lebens ruhend, umfaßt dieſe Dichtung zugleich alles, was der Phantaſie reitzend und erfreulich ſeyn mag: der groſe Cirkel der Menſchendarſtellung mochte ohne Berückſichtigung dieſer Gründerinn der reineſten Freude nicht geſchloſſen werden.

Auf ſolche Weiſe ſehen wir das hiſtoriſche Schauſpiel jenes groſen Meiſters ſich, wie die erhabnen Erzeugungen des antiken und romantiſchen Zeitalters, als eine urſprüngliche Dichtung beurkunden. Es umfaßt das volle Intereſſe des Daſeyns, und begnügt ſich nicht mit der Darſtellung irgend einer einzelnen Empfindungsweiſe. Das Schickſal der Menſchheit, all ihre Zweifel und Hoffnungen, all ihr Mißgeſchick und ihr ſchönes Glück, wogt in jenen wechſelnden Fluthen des reichhaltigſten Lebens, das, gleich dem Weltmeere, wohl einzelne Stürme kennet, deſſen unermeſſene Fläche aber keine Gewalt aus der eigenthümlichen Ruhe zu ſchrecken vermag. Unendlich ausgedehnt, und, gleich dem Epos, nirgends ſtrenge abgeſchloſſen und geendet, iſt dieſe Dichtung durch ihre Gründlichkeit und Fülle des Inhalts überall tief und befriedigend. Bey aller Kunſtmäſſigkeit ihrer Geſtaltung, bey all ihrer Verſtändigkeit und Klarheit, überwiegt dennoch die bewußtloſe Kraft, die dunkel wirkende Begeiſterung für das Höchſte des Lebens, und verwehrt kleinlicher Künſtlichkeit den Eintritt in ihr heiliges Gebieth.

Daß dieſe Dichtung nicht von der Ruhe, ſondern vom Zweifel ausgegangen, iſt bereits oben bemerkt worden. Lokrin und Titus Andronikus ſchrecken durch das tiefe Weh eines von dem Unheil der Welt empörten Gemüthes. Ueber dieſe frühere Epoche ſeines Strebens, über ſeinen bald hierauf erfolgten Uebergang zu jenen Werken voll jugendlicher Unbefangenheit, wo er die Welt mit dem Auge eines ſchuldloſen Kindes betrachtet, und nur immer gleiche Schönheit in ihr gefunden zu haben ſcheint, iſt freylich ein Schleyer des Geheimniſſes verbreitet, doch liegt in dieſem Uebergange ſelbſt kein Widerſpruch. Vielmehr haben ſeit jener Zeit größtentheils alle Dichter, freylich aber nicht mit ſolcher Kraft des Gemüths, ihre Laufbahn mit einer trüben Klage über das Daſeyn begonnen, und ſind hierauf vor der Epoche ihrer vollendeten Reife zu einer plötzlichen Befriedigung und ſorgloſer Heiterkeit übergegangen. Tieks allgemein erwartete Unterſuchungen dürften wohl auch über dieſen Punkt befriedigende Reſultate ſchenken. Wenn wir aber Shakſpeare beym Beginne ſeines Strebens nicht mit der hohen Kraft ausgerüſtet finden, das Leid der Welt in muthiger Bruſt zu tragen, ſo zeigt uns im Gegentheile die Zeit der Reife ſeines Geiſtes die wandelloſe Stärke ſeines großen Gemüths; von dort an iſt ihm die Welt kein Geheimniß mehr: nirgends in Ungewißheit über ſeinen Glauben, ſchreitet er in unverrückter Bahn vorwärts. Ein ungetrübtes Glück iſt ihm, und jenen, die ſeine hohen Belehrungen faſſen, durch ſeine Dichtungen für immer zu Theil geworden.

Agronomiſche Briefe.

Von Adam Müller.

Dritter Brief.

Sie finden meine Diſtinktion der merkantiliſchen und feudaliſtiſchen Landwirthſchaft gegründet, aber ſcheinen noch immer anzunehmen, daß die ſogenannten rationellen Theorien der Landwirthſchaft beſtehen müßten, weil die Finanzſyſteme der meiſten Europäiſchen Staaten nun einmal auf der Vorausſetzung errichtet wären, daß der Landbau ein bloßes Gewerbe ſey, daß es dabey bloß auf die größtmögliche Maſſe verkäuflicher Produkte, alſo auf freyen Handel, Gelderwerb und unmittelbare Beſteuerbarkeit des Produkts ankomme. Der Staatswirth verlangt Geld von uns, ſagen Sie; die Dienſte werden abgeſchaft; Taglohn ſoll an die Stelle treten; alſo erfordert jede landwirthſchaftliche Operation Geld: wenn alſo der Staat in allen Wegen präſumirt, daß wir Kaufleute und beſtändig bey Kaſſe ſeyen, wie ſollten wir einzelne Wirthe, die wir noch obenein ſchwere Zinſen für die Kapitalien zu zahlen haben, welche uns bisher mit ſo unnatürlicher Leichtigkeit zugefloſſen ſind, — nach etwas anderem und höherem ſtreben, als nach Gelde.

Sie führen dieſe Sprache hoffentlich als Europäiſcher und nicht als Oeſterreichiſcher Landwirth, ſonſt würde ich Ihnen zu Gemüthe führen, wie kein Europäiſcher Staat von der Landwirthſchaftlichen Gewerbs-Wuth ſo verſchont geblieben iſt, als Oeſterreich. Von dem Boden dieſes beſonders geſegneten Landes habe ich eben die Diſtinktion der merkantiliſchen und feudaliſtiſchen Landwirthſchaft hergenommen, die Sie eine glückliche Entdeckung nennen wollen, während ſie weiter nichts als eine geſunde hiſtoriſche Bemerkung iſt, die ſich in Oeſterreich überall aufdrängt. Die feudaliſtiſche Landwirthſchaft ſteht in Oeſterreich unüberwunden da, und ſie iſt durch den Einfluß der Jahrhunderte ſo mächtig, daß eine ganze Generation von nichts als Geld, Induſtrie und Handel träumen könnte, ohne daß in dem innern agronomiſchen Verbande der Nation etwas weſentliches verloren ginge. Das Beſtreben einer erleuchteten Regierung den Kunſtfleiß zu erwecken, den Handel zu beleben, die Cirkulation zu befördern kann hier eigentlich nur wohlthätig und erfriſchend wirken, weil ein gewaltiges Gegengewicht ganz unabhängig von den Syſtemen der Zeit vorhanden iſt, und ſelbſt Creditſyſteme und Anglomanie und alle Prahlereyen vorgeblicher Wiſſenſchaftlichkeit und Nationalität über die felſenfeſten gegebenen Umſtände nichts vermögen würden. Es ſind hier nur einzelne Mißgriffe, vielmehr nur einzelne vergebliche Schritte zu verhüten: deßhalb habe ich mich gedrungen gefühlt, Ihre Freude über die Verbreitung des neuen Lichtes, ſo viel ich vermochte, zu dämpfen.

Nun aber bedaure ich, auch in Anſehung der übrigen Europäiſchen Staaten, die, nach Ihrer Meinung, für immer und ohne Rückkehr merkantiliſirt ſeyn ſollen, keine Ausnahme von dem ewigen Grundſatz der Verbindung des Feudalismus und des Merkantilismus in ökonomiſchen Angelegenheiten dulden zu können. Es iſt wahr, die geſammte Landwirthſchaft iſt an vielen Orten von Staatswegen auf den alleinigen Gelderwerb gerichtet, und demnach durchgreifend merkantiliſirt worden. Die unerhörten Geldbedürfniſſe der Regierungen haben den Anſtoß dazu gegeben, und das unvollkommen erwogene, und ungeſchickt angewendete Beyſpiel von England hat uns für die nothgedrungenen Operationen mit rationalen Motiven verſorgen müſſen. Man hat dergeſtalt, wie man zu ſagen pflegt, aus der Noth eine Tugend, oder zum üblen Spiel der Umſtände eine weiſe wiſſenſchaftliche Miene gemacht.

Die Noth lehrt beten, denken, vorkehren, verhüthen, das entbehrte oder verſäumte Glück ſchätzen: aber wahrlich es geſchieht in unſerm Jahrhundert zuerſt, daß ſie Theorien erzeugt, die um den ganz beſtimmten und augenblicklichen Forderungen der Noth Genüge zu leiſten, den ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand von Europa für immer aus ſeinen Fugen zu heben, unternehmen. — Was den einzelnen Landwirth in den Ländern, deren Regierungen den Ackerbau zu merkantiliſiren unternommen haben betrifft, ſo muß er freylich alles anwenden, um für ſeine Abgaben, Zinſen, täglichen natürlichen und künſtlichen Bedürfniſſe, das Geld zu ſchaffen. Er kann einmal nicht auf ſeine eigene Hand kurzweg umkehren zum Feudalismus. Jahrhunderte gehören dazu, die ganze Geſellſchaft, die

Geſetzgebung, und in unſern Tagen der verlornen Unſchuld, dann auch die Wiſſenſchaft, müſſen mitwirken ihn wieder herzuſtellen, die mobiliſirten Menſchen an ihre Scholle wieder zu befeſtigen, und den Staat wieder auf ſein Fundament zu ſtellen; während nur einzelne Jahre, ein geſunder Calcul und einige naturwiſſenſchaftliche, mechaniſche und ſtatiſtiſche Kenntniſſe erforderlich ſind, um die feſtbegründete feudaliſtiſche Landwirthſchaft mit ſo vielem Merkantilismus zu verſetzen, als ihm grade zuträglich iſt. Ich kann mich alſo nur an die Geſetzgebungen und an die Wiſſenſchaft ſelbſt wenden, und vorläufig dem einzelnen Landwirth mit nichts dienen, als mit einer gründlichen Aufklärung über ſein wahres und ewiges Intereſſe. Unfehlbar werden wenige Jahre fortgehender Noth erweiſen, daß auch kein Finanzſyſtem auf dem einſeitigen Grundſatz der Geldcontributionen beruhen kann, und daß Natural- und Perſonalpräſtationen von Seiten der Staatsbürger unvermeidlich ſind. Die Macht des Geldes iſt keinesweges eine abſolute, wie unſere ſtaatswirthſchaftlichen Syſteme annehmen, indem ſie alle perſönlichen Verpflichtungen der Staatsbürger untereinander und gegen den Staat auf Leiſtungen in Geld, und auf Taglohn zurückzuführen unternehmen. Neben den alten Europäiſchen Dienſtverhältniſſen, in Verbindung mit dem Perſonal-Credit — hat das Geld Wunder verrichtet: in dem Maaße als es allein gelten ſoll, wird es ohnmächtiger und für alle ſowohl Privat- als öffentliche Zwecke unbrauchbarer. Alſo die Verpflichtung für den Privatmann, ſein Gewerbe, wie wenig es auch mit den merkantiliſchen Geſchäften gemein habe, für den Geldfang einzurichten, um den Anſprüchen der Regierung, oder ſeiner Gläubiger, oder ſeiner Tagelöhner zu genügen, iſt eine bloß augenblickliche: eine vorübergehende Verwirrung der Europäiſchen Haushaltung, wie dieſe, weit entfernt einer eignen Geſetzgebung oder rationellen Theorie zur Grundlage, oder auch nur zum Motive dienen zu können, wird vielmehr eine glänzende Beſtätigung der in meinen Briefen aufgeſtellten agronomiſchen Grundſätze darbieten müſſen.

Alle jene ſchimmernden Experimente unſrer modernen Geld- und Induſtrieſyſteme, ſowohl im Gebiete der ländlichen als der ſtädtiſchen Oekonomie, alle jene glücklichen Verſuche eines merkantiliſirenden Ackerbaues, deren Beyſpiel ſo manchen denkenden Landwirth von dem Wege der alten Erfahrung abgeführt hat, ſind — was wir nie vergeſſen dürfen — nicht etwa im leeren Raume angeſtellt worden, ſo daß wir daraus reine und unbedingte Reſultate abſtrahiren könnten, ſondern auf einer breiten Baſis alter, noch immer fort beſtehender, und mit einwirkender feudaliſtiſcher Einrichtungen. So lange die Majorität der Landwirthe in dem alten Geleiſe beharrt, wird dem Einzelnen ſehr wohl geſtattet ſeyn können, davon abzuweichen: ſo lange das Hauptcapital der Nation naturgemäß angeheftet bleibt an den Boden, werden es einzelne Landwirthe ungeſtraft verſuchen dürfen, einen Theil jenes Capitals in den Welthandel zu werfen, und mit ihrem

Getreide, ihrer Wolle u. ſ. f. auf England zu ſpekuliren. Die Mittel ſowohl, welche dieſe einzelnen ſpekulativen Landwirthe in Bewegung ſetzen, als auch ihre Gewinnſte ſind relative Größen: wenn alle Landwirthe denſelben Weg einſchlagen wollten, ſo würden, auch abgeſehen von der allgemeinen Zerrüttung und Verſchuldung, die Mittel unbedingt mangeln, und die Gewinnſte in ein gemeinſchaftliches Niveau zurückſinken, das wenigſtens über dem bisherigen Niveau des Nationalwohlſtandes keineswegs erhoben ſeyn würde.

Demnach bin ich der erſte, der einer Nation zu dem wirklichen und dauerhaften Gedeihen der *merkantiliſchen* Landwirthſchaft Glück wünſcht: weil ich darin ein untrügliches Zeichen ſehe, daß ſie über ihre dringendſten Lebensbedürfniſſe, über ihre Erhaltung, über ihren Nationalverband durch ein altes agronomiſches Syſtem längſt ſicher geſtellt ſeyn muß. Und weil ich die ächten Fortſchritte der Landwirthſchaft und ſelbſt den Spekulationsgeiſt im Gebiete der ländlichen Oekonomie bis auf einen gewiſſen Grad will; ſo vertheidige ich die Hauptbedingung aller wahren Fortſchritte, und alles dauerhaften Merkantilismus, nemlich das alte agronomiſche Syſtem. — Bekanntlich kann kein Welthandel die Unabhängigkeit und die Nationalexiſtenz eines Volks, ja nicht einmal deſſen permanentes Getreidebedürfniß garantiren: poſitive Geſetze, lebendige Schranken aller Art, zumal des Eigenthums, müſſen überhaupt ſchon in die Geſinnung, in das Blut, in den Boden einer Nation ſehr feſt verwachſen ſeyn, bevor ein ſolider Welthandel in Gang gebracht werden kann; eben ſo, wie der einzelne Menſch alle ſeine körperlichen Glieder erſt in feſtem, regelmäßigem Verbande bey einander haben muß, bevor er einen Verkehr nach Außen mit ſeinem Nachbarmenſchen unternehmen kann. Die geſammte Landwirthſchaft eines Landes zu merkantiliſiren, wäre alſo ein eben ſo widerſinniges Beginnen, als wenn der einzelne Menſch aus Paſſion für den Handel, ſich ſelbſt und ſeine angewachſenen Glieder zugleich mit ſeinen übrigen Verkäuflichkeiten auf den Markt bringen wollte. Das Capital, welches die Bedingung alles Handels iſt, kann man unmöglich dem Handel zu gefallen fahren laſſen; es muß alſo ſchon ſehr feſtgewurzelt daſtehn, wenn ſich ein anderes Capital für den Welthandel erzeugen und auf entfernte, dem Wechſel der allgemeinen Weltumſtände unterworfene Unternehmungen gewendet werden ſoll.

Der Flor der merkantiliſchen Landwirthſchaft alſo, wenn er dauerhaft iſt, beweiſet, daß die feudaliſtiſche Landwirthſchaft feſt begründet iſt, wie auch, daß die Geſetzgebung weit davon entfernt iſt, die erſtere auf Koſten der letzteren begünſtigen zu wollen, wodurch ſie nothwendig beyde zu Grunde richten würde — wäre alſo, in wie fern jede Regel feſter wird durch die Ausnahme, eine höchſt beruhigende Erſcheinung.

Die merkantiliſche Landwirthſchaft iſt nichts anders als, unter den vielen Fabriken welche der feudaliſtiſche Boden des Vaterlandes nähren und tragen muß, eine der bedeutendſten. Nehmen Sie unſern Anglomanen dieſen Boden unter den Füßen weg; mit andern Worten:

merkantiliſiren Sie die geſammte Landwirthſchaft; heben Sie alle perſönlichen, unerkauften und unverkäuflichen Dienſtverhältniſſe auf; zerſtören Sie die alte, träge, erbliche und deßhalb unſterbliche Verbindung der Menſchen untereinander und mit der Scholle, dieſes einzig ſichere Capital der Landwirthſchaft — ſo ſtürzen Fabriken und Handel und Maſchinen und Freyheit und alles, was die leichtſinnige Vernunft unſerer Generation für Weſentlichkeiten des Nationalglücks geachtet hat, unfehlbar zuſammen. Der Baumeiſter eines bereits vollendeten und bewohnten Hauſes, entdeckt unter dem Fundament deſſelben treffliche Ziegelerde, und beſchließt ſelbige auszugraben und zu brennen, damit er ſein Haus um ein Stockwerk erhöhen könne: in dieſem treffenden Gleichniß werden Sie alle die vielgerühmten ſtaatswirthſchaftlichen Entdeckungen unſers Jahrhunderts wieder erkennen.

Sie ſind vorſetzlich ungerecht, mein Freund, wenn Sie in meinen Briefen, wie in meinen früheren Schriften den Antheil verkennen, womit ich jede Regung des Kunſtfleißes, jedes Aufſtreben des menſchlichen Geiſtes zur Herrſchaft über die Umſtände, und jede Spur der wahren bürgerlichen und politiſchen Freyheit, die ſich im ganzen Gebiete menſchlicher Thätigkeit zeigen mag, verfolge. Grade deßhalb aber finde ich es ſo natürlich, den Schranken das Wort zu reden, weil ich die Freyheit will; das Alte feſt zu halten, weil ich das Neue will; mein Capital zu vertheidigen, weil ich erwerben will. Vielleicht will ich daſſelbe, was alle unſere Staatsphiloſophen wollen, nur in etwas ſoliderer Manier, und ſo daß es bleiben und dauern könne.

Der Erwerb durch Kunſtfleiß unterſcheidet ſich von dem Erwerbe durch Raub, wenn wir einſtweilen von der Rechtsidee abſehen dürfen, nur dadurch, daß er ein gemeinſames Capital der Nation ſtatuirt; daß er ein großes unantaſtbares Gemeinde-Eigenthum, d. h. etwas abſolut unveräußerliches, von dem Markte eximirtes anerkennt; kurz daß er die Rechte der Vergangenheit und deſſen, was ſie erworben, oder feſtgeſetzt, reſpektirt. Wo es nur eignes und ausſchließendes Privat-Intereſſe; wo es nur Beſitz aber kein Eigenthum, im vollen Sinne des Wortes; wo es nur Augenblick aber keine Dauer, kein bleibendes Capital giebt, da iſt — man verſtecke ſich hinter Römiſche Rechtsformen wie man wolle — kein wahrer Kunſtfleiß, kein wahrer Erwerb, ſondern eitel Raub. Unternimmt es alſo die merkantiliſche Landwirthſchaft mit ihren vorgeblichen agronomiſchen Syſtemen und rationellen Theorien die feudaliſtiſche Landwirthſchaft von der Erde zu verdrängen; ſoll jeder Landwirth nur den größtmöglichen Produktenertrag, oder Geldgewinn im Auge haben, und ihm die Erhaltung des Ganzen, von dem alle Bürgſchaft des Eigenthums kommt, nicht wenigſtens eben ſo nahe gehn; ſoll das Capital der Nation unbedingt mobiliſirt, und in den Welthandel geſchleudert, d. h. vom Spiele des Augenblicks abhängig gemacht werden, — ſo folgt daraus, daß dieſe Art des Gewerbes, wenn auch nicht Raub, doch ſicherlich noch weniger Kunſtfleiß zu nennen ſey.

Die merkantiliſche Landwirthſchaft aber iſt wirklicher Raub an der bürgerlichen Geſellſchaft und ihrem Capital, ſo lange ſie allein gelten will, ſo lange ſie unbegränzten Erwerb und unbegränzte Freyheit verlangt, ſo lange ſie begehrt daß der Grundſatz der abſoluten Gewerbsfreyheit des Einzelnen auch in die Geſetzgebung der Völker an die Stelle der bisherigen agronomiſchen Schranken treten ſoll, ſo lange ſie die Bedingungen aufheben will, die den Raub zum Handel, und dieſen endlich zum wahren Nationalgewerbe veredelt haben.

Ob das Recht des Stärkern allein gilt, wie in einem Jahrhundert des Raubes, oder ob das Recht des Liſtigern allein gilt, wie in einem Jahrhundert der Induſtrie, kömmt völlig auf eins hinaus. Ob ich die Liſt, die ſpekulirende Klugheit, das heißt den nach Römiſchen Rechtsregeln organiſirten Raub freygebe, oder den nackten, unverdeckten Raub: in beyden Fällen hebe ich die bürgerliche Geſellſchaft und mit den Schranken der Freyheit, auch die Freyheit ſelbſt auf. — Sobald aber die merkantiliſche Landwirthſchaft anerkennt, daß ſie nur der feudaliſchen gegenüber möglich iſt, daß ein Theil der Oekonomie in Verkehr mit dem Weltmarkte treten kann, nur in wie fern ein andrer größerer Theil in den nationalen Schranken verharrt; kurz, ſobald ſie nur nicht Regel werden, nicht mit Nationalität und Wiſſenſchaftlichkeit prahlen, und ſich nicht in die Geſetzgebung des Ackerbaues miſchen, oder das agronomiſche Capital, das tief in den Boden verwachſene Netz von Eigenthum antaſten will, iſt ſie nicht bloß zu dulden, ſondern in allen erlaubten Wegen zu befördern, und für den lebendigen Fortſchritt der geſammten Staatshaushaltung kaum zu entbehren. Weit davon entfernt alſo, ein Feind der Freyheit und der Vernunft zu ſeyn, verdiene ich, indem ich die Unentbehrlichkeit der feudaliſtiſchen Landwirthſchaft erweiſe, für einen eifrigen und gründlichen Vertheidiger der Freyheit anerkannt zu werden, und für einen Wortredner der ewigen Vernunft in Staatsſachen zu gelten, wenn ich mich auch gerade nicht in die dermalen beliebte Vernunftform zu bequemen weiß.

Die Zeit iſt nicht mehr fern, wo man ſich von der Verblendung unſers Jahrhunderts über die alltäglichſten Gegenſtände des praktiſchen Lebens kaum einen Begriff wird machen können. Ich geſtehe, daß es mir ſchon jetzt ſchwer wird, die Exceſſe unſerer politiſchen und ökonomiſchen Theorien als Zeitgenoſſe hiſtoriſch zu verfolgen, geſchweige dieſe Verkehrungen aller Bedingungen unſers bürgerlichen Daſeyns als Menſchlichkeiten zu erklären und zu dulden, wie ich eigentlich ſollte. Wenn wir alſo nicht begreifen können, mein theuerſter Freund, wie einem ſolchen rationellen Landwirth, oder produktiven Staatswirth und Anglomanen, ich möchte ſagen, eigentlich in ſeiner Haut zu Muthe iſt, ſo laſſen Sie uns nur das Hauptmoment des ganzen Krankheitszuſtandes ins Auge faſſen.

Der anerkannte Grundſatz dieſer vorgeblichen Induſtrie- und Menſchenfreunde*) iſt, daß alles Heil und aller

---

*) Ich muß hierbey bemerken, daß ich mich nicht etwa bloß auf die

aller Reichthum der Staaten von der weiteſten Verbreitung des Privateigenthums und von der unbegränzteſten Herrſchaft des Privatintereſſe (Edinburgh Review. April 1809. p. 22.) abhänge. Daß der Egoismus produktiver ſey als die Liebe, von der doch die Natur alle Produktion abhängig gemacht zu haben ſcheint; daß der Menſch unfähig ſey, mit ſeinem Nächſten gemeinſchaftlich dieſelbe Sache zu beſitzen, zu genießen, zu bearbeiten; daß der Einzelne viel beſſer als der Staat, der Gegenwärtige viel beſſer als alle vergangenen Jahrhunderte verſtehe, was ihm und allem diene, daß alle ökonomiſchen Geſetze ohne Ausnahme überflüßig und ſchädlich ſeyen — dies ſind die Lieblingsvariationen jenes Hauptthemas. — Nichts deſto weniger können dieſelben Philoſophen nicht umhin, dem Staate unbedingte Rechte über alles dieß vorgeblich ausſchließende Privateigenthum einzugeſtehn, und ihm die Be-

---

unbedeutenden Verſuche der Deutſchen im Felde der Staats- und Landwirthſchaft beziehe, ſondern Adam Smith, Stewart, Lauderdale, Arthur Young, Brougham, Horner u. ſ. f., alſo die ſehr ehrenwerthen Urheber und eigentlichen Korypháen der ökonomiſchen Revolution unſrer Tage, von ganzem Herzen meine. Wenn von dem allerheiligſten Intereſſe der Menſchheit die Rede iſt, müſſen alle perſönlichen Rückſichten, und ſomit auch die Regungen der Dankbarkeit ſchweigen, die ich an keiner geringern Stelle gegen die genannten Schriftſteller unterdrücken möchte. Eine ſchlechte Sache mußte mit ſo vieler Gutmüthigkeit und Weisheit, aber auch mit ſo vieler Verſchlagenheit und Treuloſigkeit vertheidigt werden, wenn die abſolute Unhaltbarkeit aller Induſtrieſyſteme vollſtändig an den Tag kommen ſollte.

fugniß einzuräumen, jenes ſouveraine Privatintereſſe durch ſeine äußern politiſchen Operationen, Kriege, Traktaten u. ſ. f. zu ſtören: und ſo lehrt dann die Erfahrung, daß die Abgaben in demſelben Maße ſteigen, als ſich das Privateigenthum ſtreng abſchließt und der Privatbeſitz ſich mehr und mehr zertheilt, dismembrirt und arrondirt, weil eine Staatsverbindung die äußerlich durch Geld zuſammengehalten werden muß, nothwendig theurer zu ſtehen kommt, als eine andere die von innen heraus durch die Verſchlungenheit der Eigenthums- und Dienſtverhältniſſe ſchon feſt verwachſen iſt; **ferner**, daß die äußern Conflikte der Staaten, ihre Kriege und Bündniſſe, dem Privatintereſſe um ſo verderblicher werden müſſen, als ſie koſtbarer werden, und durch die Zerſetzung des Eigenthums, wie durch die Aufhebung aller perſönlichen Dienſtverpflichtungen die ganze negative Gewalt des Staates, die ſtille Kraft des Widerſtandes, die vis inertiae des Staatskörpers aufgehoben wird. Was alſo durch die Auseinanderſetzung des Eigenthums und des Intereſſes an Produktion gewonnen würde, wenn dergleichen Gewinnſt möglich wäre, ginge auf der andern Seite dreyfach durch die vermehrte Conſumtion verlohren; und das Gefühl der Unabhängigkeit im Privateigenthum, und in ungeſtörter Verfolgung des Privatintereſſe, anſtatt die verheißenen ökonomiſchen Wunder hervorzubringen, würde und müßte unmittelbar übergehen in ein Gefühl der bitterſten Abhängigkeit vom Steuereinnehmer und — vom *Gläubiger*. Die Macht der Umſtände und jenes

Princip der Geſundheit welches die bürgerliche Geſellſchaft im Ganzen nie verläßt, wie verderbt und verkehrt auch ihre einzelnen Intereſſenten ſeyn mögen, wird es verhindern, daß jener Grundſatz der ökonomiſchen Philoſophen je zu einer ähnlichen praktiſchen Souverainität gelange, als die iſt, welche ihm die Theorie zuſchreibt. Indeß haben wir bereits der Erfahrungen genug: die ältern Europäiſchen Verfaſſungen waren auf einer Religion der Liebe, der Gemeinſchaftlichkeit, alſo der ächten Nationalität gegründet. Daraus ergab ſich ein großes Syſtem der gegenſeitigen Schranken: unentbehrlich, wenn der ganze Zweck des Beyſammenſeyns und Miteinanderwirkens erreicht werden ſollte; wir nennen es Feudalismus. Der Grundſatz des Egoismus, der Grundſatz, daß jeder Einzelne ſeine Religion, ſeine Freyheit, ſein Eigenthum, ſein Intereſſe, ſeine Rechte für ſich ſtreng abgeſondert und iſolirt haben und verfolgen müſſe, daß Gott und Welt und Staat und Vorzeit nur um des Einzelnen, gegenwärtigen Menſchen willen vorhanden, alſo zu ſeiner unbedingten Dispoſition ſeyen, kam in die Welt, und hat zu unſrer Belehrung und Erbauung und Züchtigung ſchon hinreichende Früchte getragen. Wir nennen ihn im Gegenſatze des Feudalismus — Revolution, oder mit einem beſcheideneren Namen, Reform, Reformation. Ein Sproße dieſes weltverkehrenden Syſtems, aber wie jeder Einſichtsvolle zugeſtehen wird, gleichen Bluts und gleicher Abkunft mit allen andern Grundſätzen unſers Jahrhunderts, iſt dann auch der Satz: »Grund und

Boden, mit allen tauſendjährigen darin ruhenden Spuren des Fleißes unſerer Ahnherrn; Grund und Boden, der ungeachtet unſrer ſtrengen Abmarkungen und inclosures unzertrennlich verbunden bleibt mit dem Boden, der unſre Nachbarn trägt; derſelbe heilige Grund und Boden, der gemiſcht iſt mit der Aſche von beinahe zweyhundert Geſchlechtern die über dieſe Erde gewandelt ſind — gehört ſtückweis unbedingt den gegenwärtigen Einzelnen, und iſt ihren Dispoſitionen, augenblicklichen Einfällen, kaufmänniſchen Spekulationen und der verkümmerten Nationalität ihrer Tagesphiloſophen unbedingt Preis gegeben. «

Die natürlichen Bande der Liebe, der freyen Unterwerfung und Gemeinſchaft ſollen zerſchnitten werden; die Menſchen ſollen auseinandergeſetzt, ſollen frey ſeyn. Was erfolgt? die perſönlichen Verpflichtungen der Menſchen unter einander, wie ſie die Natur eingerichtet, ſind durch einen Akt philoſophiſcher Willkühr gottlob nicht zu zerſtören: die natürlichen Bande der Menſchen verwandeln ſich in unnatürliche, viel ſtrengere. An die Stelle des Feudalismus treten unermeßliche und unauflösliche Schuldenſyſteme.

Das iſt die große Alternative für die Landwirthſchaft überhaupt: entweder Feudalismus oder Schulden. Der Abhängigkeit entgeht ſie nicht; nur bleibt ihr die Wahl zwiſchen der vom Lehnsherrn und der vom Gläubiger. Entweder eine edle perſönliche Wechſelverpflichtung wie uns die chriſtlichen Geſetzgebungen gelehrt haben, oder eine Römiſche obligatio, d. h.

Sklaverey. Anſtatt des Feudalismus haben wir Schuldenverhältniſſe; wir wähnen das Eigenthum auseinanderzuſetzen, und nun verwickelt es ſich erſt recht; wir machen das Privatintereſſe frey und nun wird es von jeder Laune des Gläubigers, von jeder Conjunktur des Augenblicks erſt recht abhängig: das iſt das Erfahrungsreſultat aller ökonomiſchen Revolutionen unſrer Zeit. Ich kann unmöglich glauben, daß ich damit etwas Neues behaupte: alle wahren Land- und Staatswirthe, müſſen es längſt empfunden haben, wenn ſie auch dulden daß über dieſe großen Gegenſtände nur das aller abgeſchmackteſte und verkehrteſte geſagt und gedruckt wird.

Der Boden der Erde iſt ſeiner Natur nach unbeweglich; nur durch eine Art von Fiktion kann er mobiliſirt, veräußerlich gemacht und auf den Markt gebracht werden. Die Geſetzgebungen des Mittelalters hatten dieſe bleibende Natur des Grundeigenthums auf den Eigenthümer höchſt natürlich übertragen: Die Unveräußerlichkeit des Grundeigenthums war Regel geworden. »L'agriculture est bien moins un art, qu'une admirable réunion de plusieurs arts très distingués,« ſagt Don Jovellanos. Die jedem Lebensalter, jedem Geſchlecht beſonders eigenthümliche Kunſt der Haushaltung muß lebendig mitwirken, wenn die Landwirthſchaft beſtehen und gefördert werden ſoll. Die Aufgabe war alſo alle dieſe verſchiedenen Arten der Wirkſamkeit, ungeachtet der Vergänglichkeit der einzelnen Haushalter, auf eine unvergängliche Weiſe mit dem Boden zu verknüpfen: wie mochte ſie gelöſt werden als durch Feſtſetzung perſönlicher und erblicher Dienſtverhältniſſe, d. h. durch den Lehns- und Unterthänigkeitsnexus im weiteſten Sinne des Wortes? — Damit war der freyen Beweglichkeit der ſtädtiſchen Gewerbe und des Commerzes nichts vergeben: dem beweglichen Eigenthum war die freye Dispoſition des Eigenthümers, die Veräußerlichkeit und demnach auch die Ungebundenheit des Producenten ſehr angemeſſen; wiewohl, da die ganze Staatsverbindung bleiben, d. h. mit dem vaterländiſchen Boden unzertrennlich verbunden ſeyn ſollte, auch die übrigen Gewerbe nach Verhältniß beſchränkt werden mußten. — Sobald alſo ein leichtſinniges Geſchlecht dieſe Schranken anzutaſten und als Hinderniſſe der Privatfreyheit umzuwerfen wagte, ſo war damit jenes Naturgeſetz der Unbeweglichkeit des Grundeigenthums und der Staatskörper, die es formirte, nicht aufgehoben. Für den Lehns- und Dienſtnexus gab es nur ein einziges Surrogat: Geldpräſtationen; die neue Freyheit, die erſehnte Veräußerlichkeit ließ ſich nur realiſiren vermittelſt des Geldes; die Abſchaffung des Feudalismus blieb ein leeres Wort ohne die Errichtung einer entſprechenden Geldmacht. So entſtanden die ritterſchaftlichen Creditſyſteme, alle Mißbräuche der Hypothekenverfaſſung, und die ungeheuren imaginären Capitalien in den Schuldbüchern und Privatobligationen, ein chimäriſches Eigenthum zum Erſatz für den realen Reichthum der feudaliſtiſchen Zeiten. Kurz, an die Stelle des unerträglichen Lehnsnexus trat der freundliche Nexus zwiſchen Schuldner und Gläubiger. Je mehr ſich dieſes merkantiliſche Syſtem entwickelt, je mehr Dienſtverhältniſſe und Gemeinheiten auseinandergeſetzt werden, um ſo gründlicher wird die allgemeine Verſchuldung, um ſo tiefer der Verfall der Landwirthſchaft und der geſammten Staatshaushaltung. Das Geld ſogar verliert ſeinen Charakter und ſeine Macht genau in demſelben Verhältniſſe, als es allein den geſammten Nationalverband bis in ſeine geheimſten Geflechte aufrecht erhalten ſoll. Alles dieß ereignet ſich in einer Zeit, die von nichts als Fortſchritten träumte, der die vorhandene Cultur zu unvollkommen und roh, der angeerbte Reichthum viel zu ſchlecht und gering erſchien.

Träg iſt das Landvolk, auf Gewohnheit, auf das Hergebrachte, Angeerbte erpicht: es gleicht dem Erdreich mit dem es von Jugend an verkehrt. Andrerſeits wie die Räder und Trillinge der Maſchine, wie Waſſer und Feuer, das ſie treibt, ſo eilig, ſo unruhig, ſo weiterſtrebend iſt der Sinn der Fabrikanten; dem Handelsmann ſind alle Elemente zu träge, die ſeine Spekulationen, Waaren und Capitalien unter den Völkern der Erde umhertragen müſſen. Dieſen Charakter des Geſchäfts nehmen in der natürlichen Ordnung der Dinge, nothwendig auch die Geſetzgebungen des Ackerbaues, der Fabriken und des Handels an; Menſchen und Geſetzgebungen ſollen in allen Lagen des Lebens naturgemäß ſo und nicht anders ſeyn, als es der Zweck will: beharrlich wo die Beharrlichkeit, und beweglich wo die Beweglichkeit hingehört. — Wie aber wenn die Theorie die das Ganze umfaßt, die alſo dem Charakter des Ganzen gemäß agiren ſoll, ſich nach den Eigenheiten eines Theils richtete, und das Ganze in Bewegung zu ſetzen, zu mobiliſiren, zu merkantiliſiren unternähme, weil ein einzelner Theil, Fabrik oder Handlung am beſten in der Bewegung gedeiht? — ſo wäre die Unvernunft, die Irrationalität zur Geſetzgeberin erhoben. Handel und Fabrik können nicht ohne Ackerbau beſtehen: die Beweglichkeit nicht ohne das bleibende, hemmende, erhaltende, regulirende; die Munterkeit und Aufgewecktheit der ſtädtiſchen Induſtrie nicht ohne die Trägheit der ländlichen. Demnach iſt das erſte Problem der Staatswirthſchaft noch keineswegs die Frage: wie iſt das Ganze in Bewegung zu ſetzen, zum Fortſchreiten zu bringen? ſondern die andere: wie ſind die Fortſchritte des Einen Theils, nämlich der ſtädtiſchen Induſtrie, mit dem Beharren des Andern, nämlich des ländlichen Gewerbes zu vereinigen?

Welches bodenloſe Unheil hat dieſe Haupt- und Cardinalmetapher unſerer Zeitgenoſſen von dem Laufen, Fortſchreiten und Steigern der Cultur angerichtet? — Kein ökonomiſches Syſtem hat ſich lange bey der Frage aufgehalten: wie iſt der vorhandene Reichthum zu erhalten? — ſie wollen nichts als vermehren; erhalten hieße ſtillſtehn; ſtillſtehn wäre Rückſchritt, alſo giebt es nur Fortſchritt. Die ſtillen, unſichtbaren Bedingungen unſers politiſchen Daſeyns mußten wohl abhanden kommen für ein Geſchlecht, das ſich dergeſtalt geberdete, abarbeitete, außer Athem ſetzte.

Wozu dieſe Bewegung, wohin und wo umher? —

Freylich bewegt ſich auch das Ganze des Staates, mit den bleibenden und beweglichen Beſtandtheilen die er enthält, um einen heiligen Mittelpunkt, um eine Sonne von der alle Bewegung, alle Wärme, alles Licht über unſer irdiſches Gewerbe kommt: es könnte ſeyn, daß gerade in unſerm Jahrhundert und unter den Ausſchweifungen unſers Geſchlechts dieſe höhere Bewegung der politiſchen Weltkörper entdeckt, das heißt wiedergefunden wäre. Aber dieſe Bewegung meinen unſere Philoſophen nicht! Auch ſie haben eine Entdeckung gemacht: Alles politiſche Leben, Ackerbau, Manufaktur, Handlung gedeiht nur umlaufend um die Sonne des Privategoismus: von daher kommt die Wärme, die Kraft und das Licht in alle Staatshaushaltung. Wenn ich gedenke wie unſere Staatsökonomen dieſer großen Entdeckung zu gefallen alles Einzelne in wirkliche Bewegung zu ſetzen unternehmen, ſo erinnere ich mich jenes wilden Volkes, dem ein Miſſionar gelehrt hatte, die Erde bewege ſich um die Sonne, und das die Sache ſo verſtand, als müſſe ſich nunmehr alles was Füße habe in Bewegung ſetzen und mitlaufen, ſobald ſich die Sonne zeige.

Sie haben die Bewegung begriffen aber nicht die Ruhe; das Fortſchreiten aber nicht das Bleiben im Fortſchreiten. So ſind ſie aus der Schule des Adam Smith hervorgegangen, der bey aller Güte und Weisheit, doch, wie die meiſten ſeiner Landsleute, indem er von der erhabenen Bewegung der Brittiſchen Verfaſſung fortgetragen wurde, eigentlich nicht wußte, wie ihm geſchah. Vergeſſen wir nie, daß auch er keinen höhern Bewegungsgrund für das politiſche Leben kannte, als den Privategoismus, und keinen höheren Zweck, als das ſinnloſe Fortſchreiten ſelbſt.

Dieß ſind die beyden höchſten Grundſätze der neuen Lehre. Glauben Sie im Ernſt, mein Freund, daß über ſolchem Fundamente irgend eine Theorie errichtet werden könnte? —

Kaiſer Karl der Große.

Abſchnitt einer altdeutſchen poetiſchen Chronik.

Von B. J. Docen.

Wenn wir in dem Zeitalter Karls des Großen den erſten hellen Punkt in der deutſchen Geſchichte erblicken, (weil er, der erſte, Gelehrſamkeit und Litteratur unter ſeinen Franken ſowohl als den überwundenen Sachſen aufblühen machte) ſo ſehen wir, in umgekehrter Richtung, ihn ſelbſt und ſeine Thaten in den nachfolgenden Jahrhunderten, weil noch ein friſcher Quell der Poeſie ſich unter den Nationen bewegte, aus der hiſtoriſchen Wirklichkeit in eine Welt von Sagen und Fictionen hinübergezogen. Geblieben ſind nur die größeren Umriſſe; was in der Geſchichte nothwendige Ausfüllung iſt, als wär' es nie da geweſen, in der Erinnerung erloſchen, und dafür ſupplirte nun, allen Chroniken zum Spott, die Imagination durch ganz neue Erfindungen oder durch die willkührlichſten Aenderungen des in der Hiſtorie niedergelegten Stoffes.

Bey Dippolt's Leben Karls des Großen (Tüb. 1810) findet ſich S. 234—267 ein eigner Anhang. »Poeſien und Sagen von Karl dem Großen,« *) der ein ungleich

---

*) Da ich einer Anfrage Dippoldt's über etwaige Handſchriften der Wittechind'iſchen Annalen ꝛc. in der Münchner Bibliothek nicht

größeres Intereſſe gewähren würde, wenn nicht die meiſten hier angeführten Gedichte handſchriftlich und unbekannt wären. Eine neue Ausgabe des Werks mag zu ſeiner Zeit beweiſen, ob der näheren Erforſchung jener ſo lange verwahrloſten Productionen des menſchlichen Geiſtes unterdeſſen eine größere Aufmerkſamkeit geſchenkt worden. Von unſerer Seite hoffen wir einsweilen durch folgenden Auszug auf keine unwillkommene Art zu dieſem Zwecke mitzuwirken. Wie innig verweben ſich in dieſem Bruchſtück nicht Geſchichte und Fabel in einander, und um wie viel intereſſanter würde das mythiſch-hiſtoriſche Muſivgemählde ſich nicht darſtellen, wenn der Autor nicht manches bey ſeinen Zeitgenoſſen als bekannt vorausgeſetzt hätte, indem er bemerkt: »Karl habe noch ander Lied,« d. i. Gedichte, denn ſo wurden vor Wolfram von Eſchenbach ꝛc. die erzählenden Gedichte in kurzen Reimpaaren durchgängig genannt.

Die in der Aufſchrift erwähnte poetiſche Kaiſer Chronik — auch ſie iſt bisher völlig unbekannt geblieben —

---

genügen konnte, indem hier faſt nichts der Art, was den nördlichen Gegenden angehört, angetroffen wird: ſo glaubte ich, einigen Erſatz durch obigen Beytrag zu den Dichtungen und Sagen von Karl dem Großen, ihm gewähren zu können. Zugleich glaubte ich ſeiner kritiſchen Prüfung eine lateiniſche Idylle Angilbert's empfehlen zu müſſen, die im N. Literär. Anzeiger (1807, S. 82, vergl. v. Aretin's Beyträge 1806, II. 513.) von mir commentirt worden, nachdem ſie fälſchlich, wie ich glaube, unter Alcuin's Gedichte ſich verirrt hatte, deren vollſtändige Benutzung einem Geſchichtſchreiber jenes Zeitalters noch aufbehalten iſt. Aber kaum war dieſer Aufſatz geſchrieben, als die Zeitungen die Nachricht von Dippoldt's frühem Hingang überbrachten, den, in mehr als einer Beziehung, wir noch lange beklagen dürfen.

ſchließt mit dem König Liuther *) (Lothar II.), der 1139 geſtorben. Daß kurz nachher das Werk geſchrieben, iſt kaum zu bezweifeln; der Verfaſſer ermahnt den Leſer, (»wer immer des Liedes **) vernommen habe«) für des edlen Kaiſers und der »ſäligen« Königin Sele zu bitten, und zuletzt folgt noch der Wunſch: »nun begnadige Gott ihr' beider Seele.« Die Zeit ſelbſt, die hiemit genannt worden, mag die nähere Kennzeichnung unſrer Chronik liefern. Was damals ſchriftlich in der deutſchen Litteratur exiſtirte, war ausſchließlich in den Händen der Geiſtlichen; das Beſte, was vom Munde der wandernden Sänger an den Höfen der Edlen und unter dem Volke ertönte, wurde nicht aufgezeichnet, und iſt deſſen allermindeſter Theil nur in ſpäteren Nachklängen uns aufbewahrt. In den einengenden Mauern des gebundenen klöſterlichen Lebens nahm, wie leicht zu erachten, die deutſche Verskunſt eine ſo rauhe und unfreundliche Geſtalt an, daß wir, ohne auf ſolche für die Geſchichte damaliger Litteratur höchſt wichtige Differenz zu ſchauen, bisher die nachtheiligſten, aber eben auch die unbilligſten Urtheile über das ganze Zeitalter uns erlaubt haben, wiewohl es im Grunde hier gar nicht viel zu urtheilen giebt, weil von 880—1170 ſo äußerſt wenige Denkmäler der deutſchen Poeſie bis jetzt zu unſerer Kunde gekommen ſind. Alſo von Seiten der Menſur der Verſe, der Sprache zum Theil, der ungelenken Verbindung der Sätze aber durchgängig, iſt unſre Chronik ein Denkmal jener barbariſchen Mönchsbildung, die unter ſolchen Händen die deutſche Poeſie wohl annehmen mußte. Von dem feineren Kunſtſinn, der ſo klar aus den beſſeren erzählenden Dichtern der Minneſänger Zeit hervorleuchtet, iſt hier mithin keine Spur zu finden; aber unverdorben zeigt ſich dennoch der Stamm der Sprache, und die Geſinnung des Dichters tritt zum öftern, wie ſie dem Deutſchen eigenthümlich iſt, hervor; und dieſes wäre, wie ich glaube, nicht das letzte, was ſchon den älteren deutſchen Dichtern und den minder zahlreichen Proſaikern endlich einmal die ihnen gebührende Achtung bey den Deutſchen begründen ſollte. — Was den Inhalt unſerer Chronik betrifft: ſo iſt dieſe von Julius Cäſar bis zu Ende des hier folgenden Abſchnitts, mit fabelhaftem Stoff ſo durchwebt, wie grade jene Zeit es mit ſich bringen mochte, in welcher bey der Vernachläßigung und Ausartung der durch Karl den Großen errichteten Unterrichtsanſtalten, nun alle Elemente der hiſtoriſchen Kenntniß der Vergangenheit zu einem abentheuerlichen Chaos ſich miſchten; wobey ich in Beziehung auf unſere Chronik mir nicht zu ſagen getraue, wie vielen Antheil hier die Willkühr der Fiction an ſolchen Extravaganzen haben möchte. — Der Abſchnitt »von Kunich Karln« enthält ungefährt 812 Verſe, deren Abdruck an einem andern Orte Statt finden wird *); hier aber möge für die, welche dergleichen nicht leſen, nachſtehender für uns vorbereitende Auszug folgen, dem ich, um vor Weitläuftigkeiten geſichert zu ſeyn, keine weiteren Anmerkungen beyfügen werde.

---

*) Bey dieſer Gelegenheit erinnern wir, daß derley Namen, Luitgard, Luitprand ꝛc. bisher unzähligemal fälſchlich gedruckt werden; der Diphtong muß grade umgekehrt, Liutprand ꝛc. lauten. (Für unſre Hiſtoriker.)

**) Des Liedes. Dieſer originale Genitiv dürfte im Griechiſchen, und wo lateiniſche Poeten ihn nachahmten, zehnmal mehr, wie in der deutſchen Sprache, unter uns verſtanden werden. — In der Folge wird man zum öftern die alten Fügungen und Wörter, wie die Chronik ſelbſt ſie darbot, abſichtlich beybehalten finden. Vielleicht hätte auch den Reimen mitunter eben dieſes Recht zugeſtanden werden ſollen.

Nach dem Tode des K. Conſtantius, mit dem das Römiſche Reich von den Griechen ſich ſchied, ſetzten die Herren von Rom die Krone auf Sankt Peters Altar, ſintemalen das Reich leer ſtund; ſie ſchwuren aus dem eignen Geſchlecht ferner keinen König anzuerkennen. Damals wurden zu Rom aus allen Reichen junge Prinzen auferzogen; zur Zeit ihrer Schwerdtleite ſandte man ſie heim in ihr Land; ihre Anhänglichkeit aber an die Römer dauerte fort. Um ſelbe Zeit hatte König Pippinus von Kärlingen zween Söhne, Leo und Karl; jener der auf ſolche Art zu Rom auferzogen, ſaß jetzt auf St. Peters Stuhl, Karl aber war noch daheim. Einſt im Schlaf vernahm dieſer eine Stimme: »wol auf Karl,

---

*) Dieſer iſt eben jetzt im IX. Bande der v. Aretin'ſchen Beyträge erfolgt. Man verbinde damit S. 1076 unſern »Aufſchluß über eine angeblich von Wolfram von Eſchenbach verfaßte Kaiſergeſchichte in Reimen.« — Im übrigen kann zum Gegenbilde unſers Auszugs noch das Leben des h. Karl's in dem bey Koburger 1488. gedruckten Paſſional (handſchriftlich ſchon 1454) dienen; in der ſogenannten Hist. Lombardica des Jac. de Voragine fehlt Karl ganz.

lieber Mann, richte deine Fahrt gen Rom; es iſt Leo dein Bruder, der dich fodert.« Als ihm der Vater dieſe Reiſe, die er eigentlich bloß in Gottes Minne unternahm, erlaubt hatte, erſchien er in Rom; Alles drängte ſich zu ihm hin, Leo ſang eine Meſſe, und der gottſelige junge Karl empfing des Herren Leichnam. Die Römer wünſchten ihn zum Vogt des Reichs (einen Herrn des D. Reichs hat die alte Sprache nie ſtatuirt), aber Karl achtete deß wenig, bis nach ſechs Wochen, da er nur Kirchen beſuchte, Leo ſelbſt mit den Verſammelten ihm zu Füßen fielen *). Da nun ließ Karl »ſich überkommen,« er empfing die kaiſerlichen Inſignien, und überall war große Freude. Als oberſtem Richter klagt ihm ſodann der Pabſt, wie unter ſeinem Verfahren dem heil. Stuhl der Zehend und die Pfründen benommen; was den in dieſer Sache mitſchuldigen Römer-Herren gar nicht behagen wollte. Karl ſprach: daß, was einer durch Gott dargegeben (geſtiftet) habe, wenn es ein Anderer nähme, offener Raub ſey; mit St. Peter's Hülfe hoffe er dem Pabſt noch einſt ſeine Rechte wieder zu verſchaffen Hierauf kehrte er zurück nach Riflanden. Aber die Großen zu Rom, gegen welche jene Klage gerichtet war, fingen bald nachher den Pabſt in St. Peter's Münſter, brachen ihm die Augen aus, und vertrieben ihn. So eilt der geblendete Leo,

---

*) Hat man ſo viele andere Gräcismen im Deutſchen ſich erlaubt, ſo dürfen wohl auch wir einmal einen wagen. —

Leo, nur von zweyen Capellanen begleitet, und auf einem Eſel reitend, unter vielen Beſchwerden nach Riflande (dem Rheinlande?). Zu Ingelheim reitet er in den kaiſerlichen Hof, und läßt als armer Pilger bey Karln ſich ankündigen. Da dieſer von fern ihn weinen ſieht, »daß das Blut über den Bart rann,« und Beraubung muthmaßt, droht er den Thätern mit Beſtrafung; aber der Anmelder ſagt, es ſey ein Capellan des Kaiſers, der ihm ſeine Noth zu klagen habe. Somit eilt Karl hinzu, dem Pilger Aufnahme im Schloß anbietend; der Pabſt wendet mit Mühe ſein Haupt zu ihm: nur ſeine Gegenwart möge Gott ihm gönnen; es ſey noch nicht lange her, daß er dem Kaiſer zu Rom eine Meſſe geſungen. Bey welchem Wort Karl ihn erkannte, und vor großem Schrecken ohnmächtig wurde, ſo daß ſeine Diener hinzuſprangen, und ihn hielten. Wie er zu ſich gekommen, ſagt Leo, daß er, der kaiſerlichen Macht zu trotzen, der Augen beraubt worden, daß er aber deßhalb ſich nicht weiter betrüben ſolle. Alles iſt bewegt, und Karl ſelbſt »hebt den Pabſt ab,« und trägt ihn in ſein Privatzimmer. Hier erfährt er den ganzen Hergang; Leo meint, ob dieſer Unbilde ſolle man die Rache dort dem Himmel anheim ſtellen. Aber Karl erwiedert: »ſeyd ihr, als euch's Gott gebietet; wofür aber hieße ich Richter, und welchen Schaden hätte nicht die Chriſtenheit davon, wenn man der Mörder ſchonte? So ich dieſe Meinthat nicht räche, will ich von meinem Schwerte mich losſagen.«

Hierauf ſandte er Boten zu Pipin, und foderte die

Kärlinger-Fürſten zur Fahrt auf. Da waren keine zu finden, die daheim bleiben wollten, ſelbſt Kaufleute und Landbauer ließen ihre Habe ſtehen; ein großer Aufruhr verbreitete ſich in der Chriſtenheit,

„von Volke zu Volke,
Sie ſigen zu (eilten herbei,) ſam (gleichwie) die Wolken.“

So zog man durch das Trienter-Thal, und wie ſie nun nahe bey Rom kamen, wartete Karl drey Tage auf dem Mandelberge, weil einer ſeiner Braven noch fehlte. Jetzt mahnte ihn eine Stimme vom Himmel, nicht länger zu zögern, da vor Gott das Urtheil über die Römer geſchehen ſey; alſo wurde die große Fahne aufgerichtet, und der Aufbruch angekündigt; während deß nahte ſich der tapfere Gerolt, dem der Kaiſer den Helm aufrückt, und ihn mit einem Kuß empfängt, worüber die Uebrigen verwundert waren, wer doch der eine Schild ſeyn möge, dem Karl ſolche Ehre erzeige?

„Das was der küne Gerolt, (Dippolt. S. 146. 147. 294.)
Dem folgte alles Schwäbiſch Volk,“

abgetheilt in drey reich gekleidete Schaaren; bey dieſer Gelegenheit verordnet der Kaiſer, daß in jeder Angelegenheit des Reichs die Schwaben immer voran fechten ſollen. (Der Wiener Spruchdichter Suchenwirt führt dieſes noch 1386 bey Gelegenheit der Sempacher Schlacht an *). Sieben Tage wurden nun Rom und Lateran

---

*) In Ulrich Fürtrer's Lohengrin wird erzählt, wie Kaiſer Heinrich der Fidler gen Rom zog, und dort in einer großen Schlacht die Heiden überwand; dabey heißt es zu Anfange:

belagert; am achten öffnet man die Thore, mit der Bedingung, daß Alle, welche ihre Unſchuld beweiſen, Gnade fänden, die Uebrigen aber nach rechter Entſcheidung gerichtet würden.

Als darauf der Kaiſer zu Gericht ſaß, der Brief geleſen, und die als ſchuldig Angegebenen vorgefordert wurden, läugneten dieſe hartnäckig; Karl verlangte deßhalb die Entſcheidung durch einen Zweykampf. Allein die Römer ſprachen, daß ſolche Sitte (die Ordalien) ihnen fremd ſey; kein Kaiſer hätte je ſie zu ſo etwas gezwungen, bey ihnen ſey das Geſetz, »zu richten mit ihren Fingern zweyn;« worauf dann mehrere ihre Eide

---

Die kaiſerinne zegte
Gen Rom ein in die ſtatt;
Heinrich der Römer vogte
Den von Brabant das her verlieren hat;
Er ſprach: der herzog Eberhart von Swaben
Der ſol von altem rechte
Um's reiches not das erſt vorvechten haben;
Der ward nie widerſpänig,
Wo er durch Got ſolt vechten;
Iſt dann ſeins volks zu wenig,
So iſt ein manlich ſchar von rittern, knechten,
Von Baiern und auch Franken mit uns kommen,
Die ſoll'n durch hilfe ſteure
Dann werden auch zu ſeiner ſchar genomen.
Der andern ſchar ſol pflegen
Der kunig von Burgund, u. ſ. f.

Die fünfte Schaar führt König Philipp von Frankreich an; der Kaiſer ſelbſt die ſechſte, bey der der Markgraf Friederich von Meiſſen, die Sachſen und Thüringer.

boten. Der Kaiſer, in ſolcher Verlegenheit, erwiederte, bey ihren Rechten wolle er ſie laſſen, er begehre aber, daß ſie in der Kirche des heiligen Kindes Pankratius durch den Eid ſich reinigen ſollten, und nur, im Fall der Heilige dieß vertrüge, werde er ihnen glauben. Die Römer, denen hiebey gar nicht wohl zu Muthe ward, kamen nun zum Stift des h. Pankratius; der Erſte, der den Finger auf ſein Grabmal legte, fiel ohnmächtig hin, worüber Alle erſchrocken zurückwichen, und zum Theil nach St. Peters Dom zurückkehrten. Erzürnt reitet der Kaiſer ihnen nach, und drey Tage wüthete das Racheſchwert. Alſo wurde der Pabſt mit Gewalt wieder eingeſetzt; Karl aber fiel vor St. Peters Grabmal nieder, bittend zu Chriſto, daß er die üblen Römer doch in etwa ſeinen Willen wolle erkennen laſſen; ſodann ein anderes Gebet zu dem heil. Apoſtel: »Ein Wächter biſt du der Chriſtenheit, darum ſchaue an deinen Pabſt; geſund ließ ich ihn dir, und mußte ihn blind wieder finden; und machſt du heute nicht den Blinden wieder geſund: ſo zerſtöre ich dir deinen Tempel ſammt all deinen Heilthümern, laſſe ihn dir alſo blinden *) zurück, und kehre wieder nach Kiſlanden.« Leo erſchien unterdeſſen im prieſterlichen Anzuge, um die offene Schuld (allgemeine Beichte) zu ſprechen; kaum war er zu Ende,

---

*) »Alſo blinden.« Wie im Original. Leider hat die deutſche Schriftſprache dieſe Conſtruction verloren; in Bayern hört man ſie noch häufig, wiewohl zu wenig folgerecht. Hätte Adelung hierum gewußt: ſo würde ſeine verderbliche Lehre von dem deutſchen Adjectiv ganz anders ausgefallen ſeyn.

als er ein himmliſch Licht erblickte; da kehrte er ſich um, und ſprach: »nun, lieben Kinder, die ihr weither verſammelt ſeyd, gehabt euch fröhlich, denn euch hat Gott gehört; ein großes Zeichen ließ er geſchehen; ich ſehe ſo gut, wie irgend jemals, mit beiden meinen Augen.« Wie Karl dieſes vernahm, fiel er in's Gebet in Kreuzes Stellung, ſo that ingleichen alles Volk, und der Klerus ſang: Te Deum laudamus.

Jetzt weihte der Pabſt Karl'n zum Kaiſer, und ſprach über alle ſeine Mitreiſen (Gefährten) Ablaß; worauf jener die kaiſerlichen Rechte einſetzte wie ein Engel ſie ihm vorher heimlich gelehrt hatte, und alle Landherren gelobten, ſie unverbrüchlich zu bewahren. Von dem Tage an befliß jeder ſich eines rechten Lebens aus Furcht der Schande und der Strafen. Auch wurde durch ihn die Kirchenzucht, ſammt den Vortheilen der Geiſtlichkeit wieder hergeſtellt, denn »der Privilegien Conſtantini war ſehr vergeſſen worden.« Wozu noch eine Stelle kömmt von dem Recht, das Karl dem Landmann ſetzte, wie er ſich kleiden, wie in der Kirche erſcheinen ſolle ꝛc. — Sobald Karl, der erſte deutſche Kaiſer, ſeine Geſetzgebung vollendet, kehrte er gen Apulien, wo er Adelharten, einen Feind des Reichs enthaupten ließ, und ſeine Anhänger gefangen nahm. Auf ſeiner Rückkehr bezwang er den Fürſten von Soſynnia, Deſiderius, der eine Empörung herbeyzuführen geſucht hatte. Nur durch die Minne ſeiner Tochter entzog er ſich der Rache; ſie hieß Ava, und Karl nahm ſie mit ſich an den Rhein. — Weiter unterwarf er ſich die Weſtphalen, Frieſen und Sachſen; gegen letztere ward Karl anfangs ſieglos, aber nachmals, beſonders durch Gerold's Tapferkeit, verloren die Sächſiſchen Fürſten alle ihre Macht. Zu Bremen ſtiftet er ſodann ein Bisthum; St. Willebolt (Willibrodus) bekehrt zugleich die Dänen.

Karl wandte ſich hierauf nach Spanien, und machte die Einwohner Gott gehorſam; in Navarra kam es zu einer Schlacht, die drey Tage dauerte, wo die Chriſten die Walſtatt behabten *). Nachmals begab ſich ein Streit vor des Kaiſers Burg Arel; auf beyden Seiten war die Zahl der Getödteten unglaublich groß; man konnte Chriſten und Heiden nicht unterſcheiden. Auf Karls Gebet eräugnet ſich das Wunder, daß man darauf die Chriſten alle in wohlgezierten Särgen begraben fand. Ferner ward die Burg (Stadt) Garundo (Corunna?) durch Hunger gewonnen, worauf die Einwohner ſich taufen ließen. Von dannen kehrte der Kaiſer nach Galicien (Galathyam iſt wohl Schreibfehler); hier ward er von dem heidniſchen Könige ſchwer bedrängt, und entrann mit Noth ſelbſt, als das chriſtliche Heer erſchlagen worden. Der Stein auf dem damals der Kaiſer weinend geſeſſen, iſt bis auf den heutigen Tag naß. Er wünſcht, nicht länger zu leben, als ein Engel ihm tröſtend erſchien: »heiße, o Karl, Gott' lieber Mann, deine Beten eilen, daß ſie alle Jungfrauen zu dir la-

---

*) Das nachmalige behaupten führt, wie man ſieht, auf eine ganz unrichtige Etymologie.

den,« die Geminneten *) laß daheim; »Jene, wenn du Vertrauen zu Gott haſt, werden dir deine Ehre wieder gewinnen.« Somit ſendet er Boten aus in alle Reiche; ſie werben die Jungfrauen, und führen ſie zu des Kaiſers Aufenthaltsort. Fünftauſend und ſiebenzig an der Zahl, rüſteten die edlen Jungfrauen ſich im Karls-Thal; über ſolche Erſcheinung wunderten ſich nicht wenig die heidniſchen Wartmänner; ſie eilen zu dem König, zu berichten: »Da wir die Alten erſchlagen, ſind jetzt die Jungen nachgekommen, ihren Zorn an uns auszulaſſen; ſie ſind groß um die Bruſt, und ſcheinen tapfere Kämpfer zu ſeyn, ihr Haar iſt ihnen lang, und wohl ſteht ihnen ihr Gang; mit unſerm Fechten werden wir nichts gegen ein ſo vermeſſenliches Volk gewinnen, und wären unſrer auch noch weit mehr.« Nach dem Rath der Verſtändigen gab der heidniſche König dem Kaiſer Geißeln, und ließ ſich mit allen den Seinen taufen. Auf ſolche Weiſe wurde Karl durch Gottes Hülfe ohne Stich und Schlag ſieghaft. Er kehrte nun zurück in ſein Reich; zunächſt kamen ſie auf eine grüne Wieſe, wo die »heermüden Helden« der Gottes Güte dankten; ihre Speere in die Erde geſteckt, übernachteten ſie hier; da geſchah ein großes Zeichen, denn die Schäfte begannen zu grünen, »zu lauben und zu blumen,« und noch bis

---

*) »Die Geminneten.« Später, um 1470 hatte minnen (wenigſtens in einigen Gegenden) ausſchließlich einen unzüchtigen Sinn; die Herausgeber oder Verleger älterer deutſcher Bücher änderten es deßhalb meiſt in lieben.

jetzt heißt jene Gegend der Schäften-Wald. Wegen des durch die Jungfrauen erfochtenen Sieges baute Karl Mariä zu Ehren eine ſchöne Kirche, die er Domini Sanctitas benannte.

Zuletzt noch die Erzählung: wie Karl eine einzige Sünde nie habe beichten wollen, — ſie wird auch nicht genannt, die Sage davon aber dauert noch in den Rheingegenden fort *) —; wie er derowegen den frommen Egidius beſucht, und dieſer ſodann während des Meßopfers einen nicht von Menſchenhänden geſchriebenen Brief überkommen, worin der Kaiſer las; Er ſey in Gottes Huld; wer immer ſeine Schuld inniglich bereue, dem erlaſſe ſie der Herr. Alles dieſes auf des heiligen Egidius Fürbitte. Um mehr von des Kaiſers Thaten zu erzählen, ſey jetzt nicht Zeit; »Karl habe auch andre Lied.« Er war ein Kämpfer Gottes; kühn, ſchön, ſälig und gnädig; ihn lobt man billich in der Chriſtenheit vor allen andern Königen. Dem Reich ſtand er vor 46 Jahre 9 Monat, und wurde zu Achen begraben. (Aus dem Ganzen geht hervor, daß Karl damals, als dieſes geſchrieben worden, noch nicht unter die Zahl der Heiligen verſetzt war, was erſt nach 1165 geſchah.) —

---

*) Man vergleiche Fr. Schlegels Gedichte S. 300. »Frankenberg bey Achen«; der Nachdruck liegt hier auf folgenden Zeilen:

Auch todt noch will er ſich von ihr nicht trennen, — —
Und brünſtig noch zu lieben
Den ſüßen Körper, fühlt er ſich getrieben.

So weit dieſer Theil unſerer Chronik, der vielleicht beſſer, als umſtändliche Demonſtrationen, uns das Weſen der antiken (Götter- und) Heroen-Mythologien enthüllen könnte. In den Dichtungen und Feſten der Alten das menſchliche, unbefangen ſich ſelbſt täuſchende Gefühl (ohne welches die Menſchheit bald in ſich ſelbſt verdorren würde) zu erkennen, iſt gar vieler Beſtreben, worunter nicht Zehne dem ſinnigen Moritz *) gleichen; daß aber ſo Manche das, was in unſrer Heimath angetroffen wird und ganz aus dieſem nämlichen Sinne entſprungen iſt, für nicht bemerkenswerth halten, und es, zuſammt aller verkehrten Nachäfferey, dem Spott und Verlachen dahin geben möchten, dieſes iſt in der That ſehr zu verwundern, da ſie in thörichter Bewußtloſigkeit damit ſich zunächſt das Urtheil ſprechen, Eigenes nichts ſelbſt zu beſitzen, und deßhalb mit Geiſteshunger ſich auf Dinge werfen, die andere Zonen geſchaffen, die großentheils, dem Deutſchen immerdar fremd bleiben werden, und die, was kein Geheimniß ſeyn ſollte, bey ihrer viel zu großen Ausdehnung (denn an ihrem Platz achte ich ſolche Studien ſo hoch,

---

*) Seiner Anthuſa gab Moritz den Beyſatz, »ein Buch für die Menſchheit.« Ein anderer ſetzte das Werk fort, es zu einem gemeinen Compendium der Romiſchen Alterthümer erniedrigend; jenen Zuſatz ließ er weg, »indem er ihn nicht anerkennen, auch nicht begreifen konne (der Stumpfſinnige) was Moritz damit möge gemeint haben.« Dieſer empfand das Antike, und was das moderne Italien ihm darbot, ganz auf dieſelbe Art, was freylich der Weiſe unſrer meiſten Philologen gewaltig entgegen iſt.

wie irgend Jemand) ſchon gegenwärtig in die deutſche Sinnesart ſo viel Falſches und Verwirrendes gebracht, (wegen der heterogenen Beſtandtheile), daß am Ende wohl alle Einheit der Ideen, Anſichten und Gefühle, kurz alle jene Fundamente verſchwinden müſſen, ohne welche überall die innere nationale Exiſtenz in ein loſes Auseinander ſich verlieren muß, das bey einem ſtärkeren Sturm von Außen, oder bey allmähligem eignem Erſchlaffen unmöglich ſich ſelbſt überleben würde. Dieß iſt das Schickſal der Römiſchen ſchnell erloſchenen Cultur geweſen, weil das Gräciſiren ſchon zu Cicero's Zeiten an der Tagsordnung war. Was aber verdammt die deutſche Cultur zu ſolcher Unmündigkeit und Unſelbſtſtändigkeit? Können wir unter den neueren Völkern nicht ſchon um 870 größere ſchriftliche Werke aufweiſen, wo von den übrigen kaum Wörter überliefert worden? Und hat, trotz des Zurückdrängens von Seiten der Lateinſchreiber des ſechszehnten, — — Jahrhunderts, der deutſche Geiſt nicht durch eigne Kraft zu großen und ſchönen Werken ſich mächtig genug gefühlt? Soll kein Selbſtvertrauen in uns rege werden durch Erinnerung an den großen, kaum mehr zu berechnenden Einfluß, den die germaniſche Eigenthümlichkeit auf alle andere cultivirte Nationen der ſpäteren Zeit gewonnen? — Daß daher unter den höheren, und mehr noch, unter den mittleren Ständen die Elemente der deutſchen Grundbildung in ſich geſammelt, und durch die beſten Mittel belebt und genährt werden mögen, dieß iſt ſeit manchen Jahren der Wunſch Vieler, worunter der Beſte, Johann von Müller, weil er das jenſeitige Alterthum nicht weniger liebte, und ſo ein freyes Urtheil hatte, dahin gegangen. Aber ohne über eben jene Mittel im Klaren zu ſeyn, wie das zu machen, und ohne die Mitwirkung der Regierungen, werden dieß immer nur fruchtloſe Wünſche bleiben. Habe ich der Beyhülfe der Regierungen erwähnt, ſo geſchah es nicht, wie Viele es thun, die nur für ihr eignes Selbſt oder ihre Schützlinge eine Stütze ſuchen, ſondern, weil ſolche Beziehung jetzt nothwendig iſt, indem gerade das Mißlichſte unſrer elenden Zeit ſich dadurch kund giebt, daß beynahe kein Einzelner, und kein gemeinſamer Bürgerſinn mehr für den öffentlichen Unterricht etwas beginnt, was noch in ſpäten Zeiten grünen und Früchte bringen möchte.

Ueber
die deutſche Litteratur.
Aus einem Briefe
an den Herausgeber des deutſchen Muſeums.

Befremden mußte es allerdings, daß ein Mann, dem wir ein ſo treffliches Gedicht über die Sprache verdanken, die deutſche Litteratur ſo tief herabſetzen konnte, wie im dritten Stücke Ihrer Zeitſchrift geſchehen iſt. Aber eben durch das Perſönliche des Verfaſſers ſo wie ich mir ihn denke, wird ein ſolcher Aufſatz begreiflich und ſein Eindruck gemildert. Nach geendigter Fehde iſt der deutſche Ritter geneigt, den geweſenen Feind und alles was ihm angehört, ſelbſt bis zur Uebertreibung zu ehren. Er will nur gerecht ſeyn, will nur ſich durch Partheylichkeit nicht blenden laſſen, und verfällt dabey leicht in das entgegengeſetzte Extrem. Die Seinigen hören unfreundliche Worte von ihm, während er den Fremden herrlich bewirthet.

Aber Sie möchte ich fragen, wie Sie bey einem ſolchen Angriff ſo ruhig bleiben konnten, und ob Sie denn gar keinen Drang fühlten, für den verkannten Werth deutſcher Geiſtesprodukte Ihre Stimme zu erheben? Zur Strafe Ihrs Stillſchweigens will ich Sie ſelbſt für den Gegner anſehen, und Sie ſollen von mir leſen müſſen, was Sie ſelbſt längſt gedacht, aber bey dieſer Gelegenheit auszuſprechen verſäumt haben.

Sollte es Ihnen wohl jemals eingefallen ſeyn, über die Urtheile des Auslands von unſerer Sprache und Litteratur zu klagen? Sollten Sie es nicht rathſamer finden, auf einen an ſich ſchätzbaren Beyfall Verzicht zu leiſten, als ihn durch zu große Aufopferungen zu erwerben? Und wären Ihnen die Opfer wohl unbekannt, die für den deutſchen Schriftſteller unerläßlich ſeyn würden, um in der fremden Hauptſtadt ſich geltend zu machen?

Der Gelehrte in Deutſchland, wie Sie und ich ihn wünſchen, ſchreibt aus reinem Eifer für den Fortſchritt der Wiſſenſchaft, nicht um irgend ein Publikum durch eine glänzende Außenſeite zu gewinnen. Er tritt nicht mit der Anmaßung auf, durch ein *vollendetes Buch* den ganzen Reichthum ſeines Stoffs in gedrungenſter Kürze erſchöpft zu haben. Das Feld der Wiſſenſchaft iſt für ihn unendlich, und er hält es für verdienſtlich genug, bloß Beyträge zu dem großen Werke zu liefern, das nur durch vereinte Bemühungen mehrerer Zeitalter und Nationen ſeiner Vollendung ſich nähern kann. Er ſchreibt für Leſer von gleicher Denkart. Es kann ihm daher begegnen, daß er ſich in der *Form* vernachläßigt, weil er bey denjenigen auf Nachſicht rechnet, die den Werth des Inhalts zu ſchätzen wiſſen. Der Gebrauch eines übelklingenden Worts iſt für ihn oft Bedürfniß, weil ihm für den Begriff, den er feſt zu halten hat, kein anderes beſtimmtes Zeichen in der Sprache ſich darbietet. Vielleicht hätte er eine beſſere Wahl treffen können, aber ſobald das wiſſenſchaftliche Zeichen einmal erklärt iſt, ſo gilt es für ſeine Leſer im Fortgange der Unterſuchung, und befördert die Kürze des Vortrags.

Zu einer gewiſſen Weitſchweifigkeit kann er leicht durch Liebe zu ſeinem Stoffe verleitet werden. Was ihm ſelbſt höchſt intereſſant war, will er dem Leſer nicht vorenthalten. Manche Umſtände ſcheinen der Genauigkeit wegen Erwähnung zu verdienen, manches iſt bloß beſtimmt, einen Mißverſtand zu verhüten. Solche Dilettanten der Gelehrſamkeit, die über einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand nicht gern etwas mehr leſen wollen, als was in einer Geſellſchaft von gutem Ton darüber ſich ſprechen läßt, ſind freylich diejenigen nicht, auf deren Beyfall er Anſpruch machen darf.

Wer ſich bewußt iſt, nur durch Anſtrengung aller Geiſteskräfte und vieljähriges Studium in ſeinem Fache eine gewiſſe Meiſterſchaft errungen zu haben, kann ſich für die bequemen Freunde der Gelehrſamkeit nicht intereſſiren, die von allem Wiſſenswürdigen gern die ſchönſten Blüthen und köſtlichſten Früchte bloß im Spazierengehen einſammeln möchten. Er überläßt es andern für das Bedürfniß dieſer Klaſſe zu ſorgen. Ihm ſind nur ſolche Leſer willkommen, denen es ein Ernſt iſt, ins innere Heiligthum der Wiſſenſchaft zu dringen, und die für dieſen Zweck keine Schwierigkeit ſcheuen. Er darf ihnen gewiſſe Vorkenntniſſe zutrauen, und hofft Dank von ihnen zu verdienen, wenn er auf dem kürzeſten Wege ſie weiter zu führen ſich bemüht. Es entſteht daraus allerdings eine Dunkelheit für denjenigen, dem der Gegenſtand der Unterſuchung ganz fremd iſt. Aber das edle Metall aus den Tiefen der Erde hervorzuarbeiten, und es zum allgemeinen Umlauf auszuprägen, ſind zwey ſehr verſchiedene Geſchäfte, die nicht füglich von Einer Perſon betrieben werden können.

Was die Wiſſenſchaft für praktiſche Zwecke leiſtet, erhöht ihren relativen Werth, iſt aber nicht der Grund ihres Werths überhaupt. Wohl uns, wenn wir nach der Erkenntniß nicht bloß wegen des Nutzens ſtreben, den wir zu irgend einem politiſchen, militäriſchen, merkantiliſchen oder techniſchen Gebrauche von ihr erwarten! Wohl uns, wenn Philoſophie und Theologie uns noch ehrwürdig bleiben, und unſere Aufmerkſamkeit feſſeln, ob ſie uns gleich weder irdiſche Macht, noch irdiſche Schätze verſprechen! Erkenntniß iſt überhaupt Zweck an ſich ſelbſt, als Erweiterung der Schranken unſeres innern geiſtigen Lebens. Und dieſes geiſtige Leben hat eine höhere Beſtimmung, als bloß den Bedürfniſſen der Furcht, der Sinnlichkeit und der Eitelkeit zu dienen. Der Menſch ſoll aufrecht ſtehen in ſeiner Welt, und den Blick zu den Sternen erheben. Der Theorie ſoll er eine beruhigende und ſeelenerhebende Anſicht des Univerſums verdanken, und die praktiſche Weisheit ſoll ſein Leben zu einem ſchönen Ganzen veredlen. Ein Schriftſteller, der zu ſolchen Zwecken das Seinige beyträgt, darf glücklicher Weiſe unter uns noch ohne weitere Empfehlung auftreten.

Daß das Feld der Geſchichte in Deutſchland »nur ſparſam angebaut ſey,“ iſt wohl bloß von den Geſchichtſchreibern gemeint. Denn daß wir eine beträchtliche Anzahl verdienſtvoller Geſchichtforſcher aufweiſen können, wird wohl Niemand im Ernſte bezweifeln. Und eben ſo wenig wird man dieſen Männern vorzuwerfen wagen, daß ſie ihren eiſernen Fleiß und ihre ſtrenge Kritik bloß an kleinliche Nebenumſtände verſchwendet hätten. Haß und Verachtung gegen alles Seichte und Oberflächliche verleitet indeſſen den deutſchen Gelehrten zu unbilligen Urtheilen in den Fällen, wo die Mühe der Vorarbeit unter einer ſchönen Form verſchwunden iſt. Das Verdienſt, einen geſchichtlichen Stoff durch Anordnung, Gruppirung, Beleuchtung, Haltung des Tons und würdige Sprache zu einem Werke der Kunſt zu bilden, wird ſelten hinlänglich geſchätzt, und erregt bey Vielen den Verdacht der Ungründlichkeit. Gleichwohl iſt bey weniger äußern Aufmunterung von mehrern Hiſtorikern, die ich Ihnen nicht zu nennen brauche, auch in der Darſtellung manches Vorzügliche geleiſtet worden.

Der Styl des Verfaſſers der Schweizergeſchichte war, ich geſtehe es, auch für mich anfänglich abſchreckend. Durch das Anziehende des Inhalts aber wurde ich nach und nach immer mehr mit dieſer Eigenheit ausgeſöhnt, und kaum war ich bis zum zweyten Bande, als mir ein ſolcher Stoff eine gewiſſe Alterthümlichkeit der Form ſogar zu erfordern ſchien. Fand ich zuweilen einige Nahmen mehr, als ein Fremder in der Geſchichte eines fremden Volks erwähnt haben würde, ſo durfte ich nicht vergeſſen, daß hier ein Schweizer zunächſt für Schweizer geſchrieben hatte, und daß es ihm ſchwer werden mußte, nicht bey jeder Gelegenheit die Altvordern ſeiner Freunde zu nennen, ſelbſt wenn der Nahme mehr die Begebenheit ſchmückte, als durch das Ereigniß eine Wichtigkeit erhielt. Und wenn ich alsdann die hochherzigen Thaten der Vorzeit eben ſo tief aufgefaßt, als lebendig und mit einfacher Würde dargeſtellt fand, ſo überließ ich mich ganz dem Genuß, und an alles, was etwa eine ſtrenge Kritik an der Manier des Verfaſſers ausſetzen könnte, blieb kein Gedanke mehr übrig.

Schriften, die zu einer witzigen und geiſtreichen Unterhaltung beſtimmt ſind, können ihre Wirkung nicht verfehlen, wenn der Verfaſſer ein beſonderes Publikum ſtudiert hat, und nun alle Kunſtgriffe aufbietet, dieß Publikum für ſich zu gewinnen. In Deutſchland aber haben ſolche Produkte gewöhnlicher Weiſe eine ganz andere Art von Entſtehung. Ein vorzüglicher Kopf fühlt das Bedürfniß durch Spiele des Witzes und der Phantaſie ſich ſelbſt zu unterhalten. Oder er wird durch einen Umſtand gereizt, wider einen Gegner die Waffen eines jovialen Muthwillens zu brauchen. Was auf dieſe Art entſteht, trägt ein eignes Gepräge von Individualität, die nicht Allen willkommen ſeyn kann, die aber bey den Wenigen, deren Sinn und Anſichten dem Verfaſſer näher verwandt ſind, eine deſto günſtigere Aufnahme findet. Der gute Geſchmack verbietet allerdings das Ueberwürzte eben ſo ſehr, als das Fade und Leere. Aber ich möchte es der Nation nicht verargen, wenn ſie gegen die Vergehungen der üppigen Kraft nachſichtiger iſt, als gegen die mißlungenen Verſuche des Unvermögens. Weitſchweifigkeit iſt übrigens keinesweges der allgemeine Fehler der witzigen deutſchen Schriftſteller, wenn anders Lichtenberg, Hippel, Muſäus und von Knigge auch in dieſe Klaſſe gehören.

Es mag ſeyn, daß ein glänzender Witz ſich mehr durch das geſellige Leben entwickelt, aber die Einſamkeit des deutſchen Schriftſtellers ſchützte und nährte dagegen ſeine Begeiſterung. Daher überraſcht er uns oft mitten unter ſeinen ernſten Arbeiten durch eine mächtig ergreifende Stimme, die wir aus einer höhern ätheriſchen Region zu vernehmen glauben. Es war ihm nicht eingefallen ſeinem Werke einen Schmuck geben zu wollen, aber er hatte auf ſeiner Bahn irgend einen Gipfel erſtiegen, es öffnete ſich ihm der Blick in eine Welt voll Pracht und Leben, und in der ſchönſten Beleuchtung, und er überließ ſich bloß dem Eindruck eines ſolchen Schauſpiels. Stellen dieſer Art können Ihnen nicht fremd ſeyn, und ich darf mich auf Ihr Zeugniß berufen, ob Sie dergleichen nicht etwa bloß bey Winkelmann, Leſſing und Herder, ſondern auch ſelbſt bey Kant gefunden haben, den doch ſein abgeſagteſter Feind ſchwerlich der Koketterie beſchuldigen wird.

Laſſen Sie uns nun endlich auch den deutſchen Parnaß betreten. Wir finden hier allerdings ein buntes Gewühl, ein wildes Treiben, und einen gänzlichen Mangel einer Polizey, wie ſie der Wohlſtand zu erfodern ſcheint. Aber Kräfte ſind doch vorhanden, mannichfaltige Talente werden entwickelt, es zeigt ſich ein vielſeitiges Streben, wenigſtens hier und da nach einem würdigen Ziele, wenn auch nicht immer mit gleichem Erfolg. Aus einem ſolchen Zuſtande kann aber noch manches Treffliche hervorgehen, und die excentriſchen Richtungen einiger genialen Köpfe dürfen uns nicht mißmuthig machen.

Wer für Poeſie überhaupt empfänglich iſt, behält eine gewiſſe Vorliebe für die erſten Eindrücke einer ſchönern Jugendzeit. Seinen damaligen Lieblingen bleibt er in der Regel getreu durch das ganze Leben. Er verlangt nach etwas Aehnlichem, und es giebt ihm ein unbehagliches Gefühl, wenn er unter den Werken ſeiner Zeitgenoſſen vergebens darnach ſich umſieht. Ein Schritt weiter, und es entſteht Geringſchätzung gegen alles, was mit der Theorie nicht übereinſtimmt, die er nach ſeiner individuellen Neigung ſich bildete.

Aber das unermeßliche Reich der Kunſt darf nicht durch einſeitige Anſichten beſchränkt werden. Nicht Autoritäten ſind es, denen ſich der freye Geiſt unterwerfen ſoll, ſondern Geſetze, die die Bedingungen enthalten, unter denen allein ſeiner Aufgabe Genüge geſchehen kann. Und dieſe Geſetze — ſollen noch erſt gefunden werden. Bis dahin wollen wir uns doch nicht über jedes Kunſtwerk ereifern, das anders ausfällt, als wir es beſtellt haben würden. Wir wollen jedes einzelne Kunſtvermögen ehren, auch wenn es nicht mit allen übrigen denkbaren Vorzügen verbunden iſt, und den Sinn für jede Art von Verdienſt immer rege in uns zu erhalten ſuchen, damit keine von den freundlichen Gaben die der Dichter uns darbietet, für uns verloren ſey.

Zu einer ſchlaffen Toleranz kann dieß nicht führen, ſo lange wir ſtreng darüber wachen, daß dem Unvermögen und der Trägheit, die ſich als feinern Geſchmack geltend zu machen ſuchen, die Larve abgeriſſen werde, und das auf der andern Seite die höchſte Kraftfülle dem Geſetze des Ebenmaaßes ſich nicht entziehe.

Hätte der deutſche Schriftſteller auch bloß von ſeiner Nation die Anerkennung ſeines Werths zu erwarten, ſo darf man nicht fürchten, daß er dadurch zu einem Stillſtand auf ſeiner Laufbahn verleitet werden würde. Der innere Trieb, der zeither ſo manches Treffliche hervorbrachte, ohne durch äußere Aufmunterungen begünſtigt zu werden, wird auch ferner das Seinige leiſten. Und an Vergleichungen mit den Verdienſten des Auslandes wird es auch nicht fehlen, da der Deutſche mehr, als jeder andere, von fremden Vorzügen unterrichtet iſt, und ihnen gern Gerechtigkeit widerfahren läßt. —

Dr. C. G. Körner.

Antwort des Herausgebers.

Es iſt mir ſehr willkommen, daß Sie einen Gegenſtand zwiſchen uns haben in Anregung bringen wollen, von dem ich ſchon lange gewünſcht hätte, daß er zur Sprache kommen möchte.

Das gegenſeitige Verhältniß der franzöſiſchen und der deutſchen Litteratur, ſo viel auch darüber hin und her geſtritten worden, iſt keineswegs ſchon ganz klar beſtimmt, und es herrſchen darüber immer noch die verſchiedenſten Anſichten und Meinungen.

Unter unſeren höheren Ständen iſt die Zahl derjenigen auch jetzt noch ſehr groß, welche zunächſt in der franzöſiſchen Sprache und Litteratur aufgewachſen und erzogen, dieſer vorzüglich ihre Geiſtesbildung verdanken. Es giebt unter dieſer Claſſe gewiß nicht wenige, welche als vollkommne Kenner der franzöſiſchen Litteratur gelten können. Doch geht dieſe Kenntniß und geübte Beurtheilung meiſtens nur auf die Sprache ſelbſt, die Feinheiten des Ausdrucks, und den Werth der Dichter und Schriftſteller bloß als ſolcher. Seltner dürfte der Fall ſeyn, daß die franzöſiſche Litteratur auch nach ihrem Urſprunge, in allen ihren politiſchen Verhältniſſen und moraliſchen Folgen, mit einem Worte nach ihrem ganzen großen Einfluß auf den Geiſt der Zeit und das Schickſal der Menſchheit, als eine der merkwürdigen Erſcheinungen der neuern Weltgeſchichte, von dieſen ihren Freunden und Verehrern ganz verſtanden und richtig beurtheilt wird. Die deutſche Litteratur, ja ſelbſt die Sprache kennen ſie meiſtens nur ſehr unvollkommen, weshalb es ihnen denn auch nicht wohl gelingen kann, den Geiſt beyder Nationen treffend mit einander zu vergleichen, und das wechſelſeitige Verhältniß nach der Wahrheit zu beſtimmen. Ich darf es wohl nicht erſt erinnern, wie viele aus unſern höheren Ständen, ungeachter dieſer größtentheils franzöſiſchen Geiſtesbildung, es durch die That bewährt haben, daß ſie an Denkart und Geſinnung, wo es darauf ankommt, dennoch wahrhaft Deutſche ſind. Um ſo weniger dürfen ſie von der gemeinſchaftlichen Betrachtung ausgeſchloſſen bleiben.

Ganz anders iſt die Anſicht von dem franzöſiſchen Weſen bey den Wiederherſtellern und Stiftern unſrer neuern deutſchen Litteratur. Schon ſeit Klopſtock haben ſie über franzöſiſche Sprache und Kunſt überall wo es die Gelegenheit gab, Urtheile gefällt, die größtentheils feindſelig und herabſetzend waren, und von denen man doch nicht durchaus behaupten kann, daß ſie immer mit vollkommner Gerechtigkeit, oder auch nur mit zureichender Sachkenntniß verbunden geweſen wären.

Eine gewiſſe Einſeitigkeit fällt allerdings dieſen Männern zur Laſt, denen Klopſtock als der Erſte unter ihnen voranging, und die wir ſonſt als die Wiederherſteller der deutſchen Sprache, Kunſt und Denkart mit ſo großem Rechte verehren. Unſere neueſte, weltweiſe Jugend aber, die alles in Allem ſeyn, umfaſſen und wiſſen möchte, und auch alles in Allem zu finden gewohnt iſt, ſcheut gerade nichts ſo ſehr als den Vorwurf einer ſolchen Einſeitigkeit. Aus dieſem Beſtreben und in dieſem Sinne, im Gegenſatz gegen die Einſeitigkeit der ältern Schriftſteller, ſind denn auch einige unter ihnen als Lobredner und Vertheidiger für die Verdienſte der franzöſiſchen Dicht- und Redekunſt aufgetreten. Da es ihnen aber überall nur um ſich ſelbſt, und um den Schein zu thun iſt, ſo kommt bey dieſer angeblichen Vielſeitigkeit meiſtens nichts heraus, als höchſtens ein oberflächliches Gedankenſpiel; es bleibt bey allgemeinen Redensarten, ohne tiefer in die Natur der Sache einzudringen. Dieß kann uns alſo eben ſo wenig zum Ziel und zur Wahrheit führen. Was jene erſten deutſchen Männer bey dem Anblicke des franzöſiſchen Weſens empfanden, und wie ihnen bey der damals allgemeinen Herabſetzung des deutſchen Geiſtes zu Muthe war, das wird von dieſer jetzigen Generation überhaupt ſelten noch mitempfunden; und es iſt den meiſten auch nicht ſo zu Muthe, aus dem einfachen Grunde, weil ihnen überhaupt gar nicht zu Muthe iſt. Formen, Worte, ja ſogar Gedanken haben ſie im Ueberfluß, denn die kann man aufgreifen und ſich zu eigen machen; nur an einer Geſinnung fehlt es, weil ſich die nicht lernen läßt.

Mit dieſen Lobrednern der Franzoſen hat der Verfaſſer des Aufſatzes im dritten Hefte des Muſeums nichts gemein. Vielmehr gehört er wohl, was ſeine frühere Bildung anbetrifft, zur erſtern Claſſe; durch ſeine Liebe für die deutſche Sache und Sprache aber ſchließt er ſich entſchieden an die Denkart der zweyten an. Je ſeltner der Fall iſt, daß die welche auf ähnliche Art urtheilen und denken, an der deutſchen Sprache und Litteratur genug Antheil nehmen, um ſelbſt dafür durch ein öffentliches Urtheil mitwirken zu wollen, je mehr ſchien mir die Stimme und Meinung des Verfaſſers, in dieſer Kürze vorgetragen, ein aufmerkſames Gehör zu verdienen. Es iſt überhaupt nicht die Meinung geweſen, daß unſer Muſeum wie eine enge Schulſtube ſeyn ſollte, wo Einer allein auf dem Thron ſitzt und von oben herab docirt, ohne daß man ihm drein reden darf. Ich wünſchte vielmehr es gliche einer freyen Geſellſchaft und Verſammlung von Männern, die wenn auch in einigen Hauptpunkten nicht unähnlich geſinnt, doch über vieles Aeußere ſehr verſchiedner Meinung ſeyn könnten.

Man redet oft von einer Gelehrten-Republik, ohne ſich recht deutlich zu ſagen, was in dieſem Ausdrucke eigentlich liegt, und was man alles damit zugiebt und fodert. Es ſey uns vergönnt, für dieſen kleinen geiſtigen Staat, von dem großen bürgerlichen ein Bild zu entlehnen. — Müſſen nicht auch in einem Parlamente Stimmen von ganz verſchiedenem Sinn und Geiſt gehört werden, damit aus dem Streit eine gemeinſame und wahrhaft öffentliche Meinung hervorgehe, oder der bleibende Zwieſpalt wenigſtens klar ans Licht trete? — Sollte jemals auch für Litteratur und Kunſt ein ähnlicher freyer Verein ſich bilden können, ſo wäre eine Zeitſchrift wie die unſrige vielleicht der ſchicklichſte Ort dazu. Da müßten denn freylich verſchiedene Stimmen und ſelbſt Partheyen vernommen werden, und auch die Oppoſition dürfte nicht ausgeſchloſſen bleiben. Daß Sie nun gerade für jetzt dieſe Rolle übernehmen wollen, dafür weiß ich Ihnen den lebhafteſten Dank, und fahre alſo fort in der Beantwortung.

Von allen denen, welche ungefähr eben ſo wie der Verfaſſer über Deutſche und Franzöſiſche Litteratur denken und urtheilen, haben ſich doch einige auch zu den Tadlern geſellt. Sey es nun, daß ſie an ihrer Ueberzeugung, nachdem ſie dieſelbe gedruckt vor ſich ſahen, wieder irre wurden; oder weil überhaupt viele Menſchen ihre eigne Meinung doch nicht mehr recht für die ihrige halten, ſobald ein andrer ſie vorträgt, wenigſtens nicht mehr daſſelbe vollkommne Wohlgefallen daran haben. Am allgemeinſten iſt der Aufſatz getadelt worden als undeutſch und unpatriotiſch, wegen der ungerechten Herabſetzung der vaterländiſchen Produkte. Urtheile dieſer Art ſind mir von mehrern Seiten und von vielen Orten her zugeſchrieben worden.

Was mich ſelbſt betrifft, weil ſie mich doch auch zum Mitreden auffordern, ſo ſehe ich wohl ein, daß ich den Weg welcher mir vorgezeichnet iſt, in der Erforſchung und Mittheilung der Wahrheit, als Deutſcher und als Schriftſteller größtentheils allein wandle, und ich fühle es, je mehr und mehr, daß diejenige Ueberzeugung welche die meinige iſt, auch ſelbſt in Sachen der Kunſt und Sprache ſchwerlich die ganz allgemeine werden kann. So abweichend aber auch im Ganzen meine Anſicht ſeyn mag, ſo muß ich doch in vielen einzelnen Punkten dem Verfaſſer vollkommen beyſtimmen, auch in ſolchen wo ich ihm nur ungern und nothgedrungen Recht gebe. Ich will nur einiges anführen. Selten wiederfährt es mir, das deutſche Theater zu beſuchen, ohne daß ich dabey an das franzöſiſche zurückdenken muß, und zwar nicht durchaus zum Vortheil des unſrigen. Die innere Regel unſrer dramatiſchen Dichtkunſt von den Franzoſen entlehnen zu wollen, das wird jetzt wohl niemanden mehr einfallen. Wenn ich mich aber an die

Anſtrengung der talentvollſten Schauſpieler erinnere, an dieſe faſt ängſtliche Sorgfalt verbunden mit einer durch viele Uebung bis zur größten Sicherheit und Meiſterſchaft ausgebildeten Kunſtfertigkeit in ihrem Fache, ferner an die geſpannte Aufmerkſamkeit und lebendige Theilnahme des Publikums, beſonders bey den großen Nationalwerken ihrer tragiſchen Dichtkunſt, an die ſchickliche Zuſammenwirkung und ſtrenge Disciplin in allem, ſo kann ich nicht umhin, eine ſo ungleich vollkommnere, äußere und mechaniſche Einrichtung des Ganzen auch für unſere Bühne ſehr wünſchenswerth zu finden. Ja für unentbehrlich, wenn anders unſre Bühne nicht ewig in dem Zuſtande von Kindheit und Verworrenheit ſtehen bleiben ſoll, worin ſie ſich gegenwärtig noch befindet.

Eben ſo finde ich die Sorgfalt, welche in Frankreich bey der Erziehung und zum Theil ſelbſt in öffentlichen Geſchäften auf die Sprache und die Richtigkeit und Klarheit des Ausdrucks gewandt wird, die allgemeine Strenge des Urtheils die darinnen obwaltet, ſehr lobenswerth. Es mag ſeyn, daß gerade der Reichthum unſerer Sprache Urſache iſt, daß die eigenthümliche Regel des Schicklichen, ja ſelbſt des Richtigen, in ihr ungleich ſchwerer feſt zu ſtellen und allgemein herrſchend zu machen iſt. Um ſo mehr ſollten wir es aber anerkennen, wie nothwendig es iſt, mit verdoppelter und gemeinſchaftlicher Anſtrengung auf dieſes Ziel hinzuwirken. Kann man aber wohl läugnen, daß die gränzenloſeſte Vernachläſſigung der Sprache bey uns faſt allgemein herrſchend iſt? —

Welche Stelle nimmt bey uns der Unterricht in der eignen Sprache ein, der bey den Griechen die Grundlage und faſt auch der letzte Endzweck der ganzen Erziehung war? — Die Antwort darf ich mir leider erſparen. —

Es iſt leicht möglich, daß unſre deutſche Sprache, ehe noch ein halbes Jahrhundert vergeht, die allgemeine wiſſenſchaftliche Sprache für ganz Europa ſeyn wird, ſo wie die franzöſiſche es für die Geſellſchaft und Staatsgeſchäfte, die italiäniſche für den Geſang geworden ſind. Ich halte dieß ſogar für ſehr wahrſcheinlich. Wenn es aber geſchieht, ſo wird es bloß durch die Gewalt des Geiſtes bewirkt ſeyn. Wenigſtens thun wir von Seiten der Sprache alles nur Erſinnliche, um es zu verhindern oder gar unmöglich zu machen.

Ich würde über dieſen Punkt noch ganz anders reden wie der Verfaſſer, wenn ich einmal ſprechen ſollte, wie mirs ums Herz iſt. Auch die Schriftſteller haben ihren guten und vollen Antheil an dieſer furchtbaren Sprachverwilderung. Wenn ich die Dichter ausnehme, was iſt jetzt überhaupt ſeltner als eine deutſche Rede, die wirklich Deutſch wäre, wie es doch ſeyn ſollte, nach alter Art, ſo wie es ehedem war und wie es auch jetzt noch jederzeit ſeyn könnte? Das Ding oder Weſen, wie man es ſonſt nennen will, was viele unſerer Schriftſteller ſchreiben, ich meyne auch ſolche die ich ſelbſt an Geiſt und Gehalt zu den Beſſern und Beſten zähle; das kann ich wenigſtens für Deutſch gar nicht anerkennen. Ein unnatürliches Zwitterweſen iſt es, ein widerartiger Miſchling, aus dem Abfall aller andern Sprachen, beſonders der franzöſiſchen, durch einander gerührt. Andere haben wohl den guten Willen, rein Deutſch zu reden und zu ſchreiben. Aber jene ſchon in der Geburt verunglückten Wortungeheuer, welche ſie uns zu Tage fördern, will ich auch nicht in Schutz nehmen. So fällt man, indem man einen Fehler vermeiden will, oft nur in den entgegengeſetzten. Auf den Periodenbau und die Anordnung der Worte und ſelbſt der Gedanken wendet faſt niemand einige Sorgfalt. Oder man ſtolpert in ellenlangen unermeßlich verwickelten Wortverflechtungen den Griechiſchen Rednerkünſten und Künſteleyen nach, halb unverſtändlich und doch vergeblich. Die Philoſophen glaubten noch vor kurzem gar nicht anders reden und ihre Weisheit von ſich geben zu können, als in einer eigenthümlichen Art von Roth- und Kauderwelſch, welches man in tiefſter Ehrfurcht Terminologie nannte. Einige der Beſſern und Erſten haben dieſen buntſcheckichten, aus den Lappen aller andern Wiſſenſchaften zuſammengeflickten Philoſophen-Mantel nun endlich bey Seite gelegt. Sie haben ein ruhmvolles und nachahmungswürdiges Beyſpiel gegeben, wie man klar und kraftvoll in deutſcher Sprache von den Gegenſtänden der innern Welt und von der Natur, von Gott und vom Menſchen ſchreiben kann. Im Ganzen aber fruchtet das wenig oder nichts; unzählige andere fallen immer wieder in die alte Gewohnheit zurück und wollen ſich dieſes ihnen einmal beliebte philoſophiſche Zigeunerdeutſch durchaus nicht nehmen zu laſſen, welches ſie als den wahren Stempel ächter Wiſſenſchaft und Weisheit betrachten.

Von allen denen welche das Büchermachen als ein ehrſames und redliches Handwerk betreiben, will ich gar nicht einmal reden. Was aus der edlen Gottesgabe der Sprache unter ſolchen Händen werden muß, bedarf keiner Erinnerung. Die Zahl ſolcher Werke iſt verhältnißmäßig groß in Deutſchland, und kann nicht ohne die nachtheiligſten Folgen auf das Ganze bleiben.

Selbſt die Dichter ſind nicht frey von Tadel. Oder ſoll ich Sie erſt erinnern an die ſtarrſinnigen Vorurtheile, an die gewaltſamen Sprachverrenkungen einiger alten Meiſter, an die ſchnöden Spielereyen unſrer dichtenden Jugend? An die mit und ohne Abſicht gehäuften Nachläſſigkeiten, denen ſich andre im wohlbeſtätigten Gefühl ihrer hohen altgewohnten Vortrefflichkeit allzu liebenswürdig überlaſſen? An ſo viele Irrungen und Verwirrungen auch in der Sprache und Sprachform, in Grundſätzen wie in der Ausführung? —

Nachdem ich mich etwas hierüber erleichtert habe, kehre ich zu unſerm Gegenſtande zurück. Der Vorwurf, daß eine tadelnde Würdigung der deutſchen Litteratur bloß darum und ſchon an und für ſich unpatriotiſch ſey, ſcheint mir ſonderbar. Wie, wenn nun ein Volksredner in einem freyen Staate ſeinen Mitbürgern die überlegene Anzahl, die vortreffliche Kriegszucht, die zweckmäßige Führung des feindlichen Heeres mit den lebhafteſten Farben vor Augen ſtellte, ſo wie den Reichthum des Feindes an Waffen, an Geld, an äußern Hülfsmitteln aller Art, wäre er darum ſchon ein ſchlechter Patriot, oder könnte er nicht die Macht des Feindes ſo groß, vielleicht im Eifer der Rede auch allzu groß ſchildern, eben darum weil er ſein Vaterland liebte? —

Doch von dieſer Seite laſſen Sie wenigſtens dem Verfaſſer vollkommne Gerechtigkeit wiederfahren. Nur in einem Punkte ſcheint es mir, Sie thäten uns zu nahe. Sie fragen inſonderheit mich, wie ich dazu komme, ſo ängſtlich auf das Urtheil der Ausländer und den Beyfall der fremden Hauptſtadt Rückſicht nehmen zu wollen. Freylich, wenn bloß die Rede davon wäre, was dieſer oder jener Einzelne von uns urtheilte; was dort gefiele oder mißfiele! Findet ſich irgend ein Ausdruck, welcher ſcheinen könnte, dieſen Sinn zu haben, ſo ſollte dieß wohl billig auf die Lebhaftigkeit des Vortrags gerechnet, und nicht ſo buchſtäblich genau genommen werden. Bey einer Sache von ſo unbeſtimmter Gränze und Natur, wie die Vergleichung zweyer Litteraturen und Nationen iſt, wird überhaupt kaum möglich ſeyn, jedes Wort ſo genau auf die Wagſchale zu legen, daß nicht irgendwo eine falſche Folgerung daraus gezogen werden könnte.

Es kömmt allerdings wohl gar nichts darauf an, was dieſer oder jener Franzoſe über uns zu urtheilen beliebt; aber das iſt die Frage, ob wir durch Vergleichung mit einer ausländiſchen Litteratur uns das Urtheil über die unſrige und über die Stufe auf der ſie ſteht, näher beſtimmen ſollen, und uns dadurch die Mängel, an denen ſie noch leidet, ſo wie die Mittel, dieſen Mängeln abzuhelfen, deutlicher machen; oder ob ſolche Vergleichungen in jedem Falle für fruchtlos zu halten ſind.

Hier bin ich nun ganz entſchieden für die Vergleichungen; ſchon aus dem Grunde, weil ſie bey dem vielfachen bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verkehr mit dem Auslande doch nicht unterbleiben können. Geſchieht es nun doch, wird verglichen, wir mögen es gut heißen oder nicht, ſo muß uns daran liegen, daß es wenigſtens auf die rechte Art geſchehe. Es giebt allerdings auch noch einen ganz andern Weg, auf welchem man es verſuchen könnte, den Mängeln der deutſchen Litteratur abzuhelfen, und Ordnung und Einheit in das Ganze zu bringen. Sieht man zunächſt auf die Entwickelung des Geiſtes und der nationalen Denkart, ſo iſt die Philoſophie in jeder Litteratur die Hauptſache; beſonders aber in der unſrigen, wie Sie es ſo richtig anerkennen, iſt ſie der eigentliche Mittelpunkt. Wenn wir für unſern Theil nun aber auch gern den beſten Theil unſrer Kräfte daran wenden wollen, auf dieſem Wege der höhern, innern Erkenntniß, die deutſche Litteratur ihrem Ziele näher zu führen, wo denn die tauben Früchte, und fehlerhaften Auswüchſe von ſelbſt mehr und mehr verſchwinden würden; ſo darf ich Sie nicht erſt erinnern, wie wenige Theilnehmer und Mithelfer wir fürs erſte bey dieſem Geſchäfte erwarten dürfen. — Am allgemeinſten und entſcheidendſten für das Ganze würde vielleicht wirken, wenn man einmal alle Kräfte und Aufmerkſamkeit auf die Sprache richtete, ihre Verbeſſerung oder Erhaltung und Wiederherſtellung. Aber was kann hier Einer allein ausrichten? — Oeffentliche Anſtalten ſind dazu nöthig, und durchgehendes Eingreifen in die Erzie-

hung, greße Unternehmungen und Allgemeinwerke. De
einzelne Schriftſteller vermag nichts als höchſtens, da
er ſich ſelbſt einigermaßen rein und frey erhält von dem
allgemeinen Verderben. Aber auch das nur bis auf einen
gewiſſen Grad, keineswegs ganz und vollkommen Den
Sie werden mir doch nicht zugetraut haben, daß ich be
meinen obigen Klagen über die Verwilderung und Miß
handlung der Sprache für mich ſelbſt allein, oder einig
wenige andre, eine vortheilhafte Ausnahme mir vorbehal
ten wolle. Nein, zu groß iſt das Verderben, als da
irgend ein Einzelner von aller üblen Einwirkung un
Anſteckung ſich völlig rein erhalten könnte. — Ve
dienſtlich und heilſam vielleicht möchte es ſeyn für d
Erhaltung und Rettung der Sprache, grade an unſer
größten Schriftſtellern und Dichtern einmal ſtreng all
aufzuzeigen, was ſie in der Sprache bloß Willkühr
ches,. und entſchieden Tadelnswerthes oder auch gera
zu Fehlerhaftes enthalten. Aber wer würde es uns da
ken ? Von dieſer Seite iſt das allgemeine Urtheil b
uns noch etwas zurück und ſehr befangen. Es würde do
nur ſo genommen und mißverſtanden werden, als wol
man die getadelten Schriftſteller, gerade weil man
der Sichtung würdig hielt, ganz herunter ſetzen und ſ
gar nichts mehr gelten laſſen. — Das Rathſamſte vi
leicht alſo wäre, ſich darauf zu beſchränken, daß m
die vielfachen Schätze unſrer alten Sprache, Geſchich
und Kunſt immer mehr zu Tage fördern helfe; nicht bl
für die Gelehrten und einige Liebhaber, ſondern all
mein zugänglich und verſtändlich für alle, damit e

neu

neue Belebung der geſammten deutſchen Sprache, Kunſt und Erkenntniß aus der urſprünglichen Quelle erfolge. Dieſes iſt einer meiner vornehmſten Zwecke bey unſerm Muſeum, welches eben dadurch ein deutſches zu heißen verdienen ſoll.

So von innen heraus durch die Entwickelung des Geiſtes ſelbſt, durch die immer mehr verbreitete Erkenntniß der Wahrheit, und dann von außen durch eine zweckmäßige Behandlung und Anbauung der Sprache auf die Verbeſſerung der deutſchen Litteratur zu wirken; das iſt und bleibt freylich die Hauptſache. Bey dem einen Geſchäft aber können wir nur die Theilnahme der Wenigen erwarten, zu dem andern iſt die öffentliche und allgemeine Mitwirkung nothwendig, beydes kann nur langſam fortrücken. In der mittleren Gegend der in der Geſellſchaft verbreiteten, vielfach wechſelnden und wirkenden Anſichten ſind beſonders auch die über das Verhältniß zum Auslande nicht zu vernachläſſigen.

Wohl! könnte man ſagen, ſind ſolche Vergleichungen mit andern Nationen, unvermeidlich und recht angeſehen, auch heilſam und fruchtbringend, warum vergleicht man unſere deutſche Litteratur gerade immer nur mit der franzöſiſchen, die unter allen andern unſerm Gefühl am meiſten ewig fremd bleibt? — Sieht unſer Vergleicher insbeſondere, würde ich hierauf erwiedern, weniger auf die engliſche und vorzüglich nur auf die franzöſiſche Litteratur, ſo könnte man hierin ſogar eine abſichtliche Schonung finden. Wir können weit eher noch gegen die Franzoſen als gegen die Engländer litterariſch auftreten und beſtehen. — Wie viel Vorzüge man auch den Franzoſen von Seiten der äußern Form zuerkennen mag, wir können dagegen jederzeit eben ſo entſchiedene Vorzüge von Seiten des innern Gehalts, des Geiſtes und der Geſinnung anführen, die jenen vollkommen das Gegenwicht halten. Ich erkenne auch die Schwäche der Engliſchen Litteratur, beſonders von Seiten der Philoſophie gar wohl. Wenn man nun aber den hohen Begriff des Vaterlandes im Auge, dieſes unſer Chaos von allen möglichen Gedanken und Gefühlen vergleichen wollte mit der nationalen Einheit und Kraft, der nationalen Würde und Wirkſamkeit, wodurch auch die Litteratur jenes ſelbſtſtändigen Landes ſich in ſo hohem Grade auszeichnet? Welch ein Bild würde das geben, bey der unverhohlnen Zuſammenſtellung, und um wie viel ungünſtiger würde der Vergleich für uns ausfallen!

Man könnte es vielleicht überhaupt als Grundſatz aufſtellen, daß, je verſchiedner, je mehr gerade entgegengeſetzt die beyden zu vergleichenden Größen ſeyn, um ſo fruchtbarer oftmals der Vergleich ausfalle. Und das trifft hier in vollem Maaße ein, denn nicht bloß von heute und geſtern, ſondern uralt iſt der Gegenſatz zwiſchen dem franzöſiſchen Weſen und dem deutſchen Geiſte. — In einem alten Buche, welches ſchon vor mehreren Jahrhunderten abgefaßt worden, finde ich wörtlich folgende Stelle: »Eine anmuthige Zunge wird »eben ſo wenig von einem liebloſen Herzen, als ein »Teutſcher von einem Franzoſen verſtanden.« — Sie werden freylich lachen über die treuherzige alte Art, wie hier die anerkannte Verſchiedenheit des gegenſeitigen

Nationalgeſchmacks ausgedrückt worden. Indeſſen die Verſchiedenheit ſelbſt bleibt doch auch vor der ernſthafteſten Betrachtung als eine große und durchgehende ſtehen, und verdient gewiß die aufmerkſamſte Erwägung.

In dieſem Stücke nun, wo die Rede iſt von den einzelnen Eigenſchaften, durch welche die franzöſiſchen und die deutſchen Schriftſteller ſich auszeichnen, und von einander unterſcheiden, finde ich, daß Sie unſerm Verfaſſer faſt zu viel nachgeben. Kunſtfleiß, Gelehrſamkeit und tiefen Forſchergeiſt hatte er den Deutſchen gar nicht abgeſprochen; dagegen aber hatte er uns Mangel an Klarheit vorgeworfen, und den Hang zur Weitſchweifigkeit, das feine Gefühl des Schicklichen faſt überall vermißt. — Es läßt ſich vieles Scheinbare für dieſe Meinung anführen, es liegt wohl unſtreitig einiges Wahre darin, aber dennoch kann ich dieß alles nicht ohne große Einſchränkung zugeben, und ich finde daß Sie viel zu ſchnell hier vor der Anklage das Feld räumen.

Jede Nation und jede Sprache hat ihre eigene Regel des Schicklichen. Ich will zugeben, daß dieſe bey uns noch nicht ſo für alle Verhältniſſe aufgefunden, daß ſie nicht ſo deutlich ausgeſprochen und anerkannt iſt, daß ſie nicht ſo durchgreifend wirkt, und allgemein herrſcht, wie bey den Franzoſen, wo ihr faſt alles andre aufgeopfert wird. Aber daran halte ich feſt, daß wir ein eignes und anderes Geſetz des Schicklichen haben und haben müſſen, als das franzöſiſche. So wie ihnen in unſern Reden und Werken manches als nicht angemeſſen, als ſeltſam, ja lächerlich auffällt; eben ſo geht es auch uns, ſobald wir nur darauf merken wollen, wie uns bey den franzöſiſchen Redensarten eigentlich zu Muthe iſt.

Ein Beyſpiel mag ſtatt aller dienen. Ich wähle die Alzire, nach meinem Bedünken Voltaire's Meiſterwerk, und zwar gleich den erſten Vers deſſelben:

Du conseil de Madrid l'autorité suprême — —

So viel ich weiß, iſt dieſer Vers von franzöſiſchen Kunſtkennern noch nie getadelt worden. Für das deutſche Ohr und Gefühl aber lautet dieſer ſteife Anfang gar fremd und höchſt verwunderlich. Was meinen Sie wenn unſer Wallenſtein ſo anfinge:

»Der Hofkriegsrath zu Wien, Kraft ſeiner Vollgewalt? —«

Doch das bedarf keiner weitern Auseinanderſetzung, daß ein Trauerſpiel nicht anfangen ſollte wie ein Urtheil. Ich getraue mir, aus den beſten franzöſiſchen Dichtern eine ganze Sammlung von Beyſpielen der Art auszuheben; von Wendungen und Ausdrücken, die unſerm Gefühl als entſchieden unſchicklich auffallen, für die Franzoſen ſelbſt aber demungeachtet gar nichts Lächerliches haben.

So viel iſt indeſſen wahr, daß der Deutſche zunächſt und am meiſten auf die Sache ſieht, den Gehalt, den Sinn und Geiſt, oft mit Vernachläſſigung der Sprache oder verübter Gewalt an ihr. Wie ein berühmter Dichter ſagt:

Stille, Liebchen, mein Herz;
Krachts gleich, brichts doch nicht —

Dieſes »Krachts gleich, brichts doch nicht,« was nicht jedem Ausländer auszuſprechen oder melodiſch zu ſingen ganz leicht fallen möchte, ſcheint für viele unſerer Schriftſteller die rechte Grund- und Hauptregel ihrer Redeweiſe zu ſeyn. Bey den Franzoſen hingegen habe ich oft bemerkt, daß, wenn ſie auch einmal einen deutſchen Gedanken recht wohl und vollkommen gefaßt hatten, ja ſich lebhaft dafür interſſirten und den neuen Fund gern auch den andern Landsleuten mitgetheilt hätten, die Sprache ihnen doch unüberſteigliche Hinderniſſe legte. Cela ne se dit pas, cela n'est pas françois, iſt dann die gewöhnliche Antwort, die oft ganz redlich gemeint iſt.

Noch eine andere Spracheigenthümlichkeit, die beyden Nationen gemein iſt, verdient als ſehr charakteriſtiſch bemerkt zu werden. So wie wir andern Allemands, wie die Franzoſen uns zu nennen belieben, in ihrer feyerlichen Dichterſprache nicht leicht vorkommen dürfen, ſondern ſie ſtatt deſſen, wo es der Gegenſtand nun einmal herbey führt, lieber zu dem Germaniſchen oder dem veralteten Teutoniſchen ihre Zuflucht nehmen, ſo klebt auch für unſer Ohr dem Nahmen der Franzoſen etwas an, was in der ernſten und höhern Poeſie als ſtörend auffällt und beleidigt, und wo es ja von einem deutſchen Dichter einmal gewagt wird, doch nur als glückliche Kühnheit und überwundene Schwierigkeit gilt. Deutlicher und anſchaulicher konnte ſich wohl die Antipathie und tiefe Verſchiedenheit des beyderſeitigen Nationalgefühls nicht ausſprechen. —

Wenn unſer Verfaſſer Klarheit des Ausdrucks, beſonders auch des wiſſenſchaftlichen, unter diejenigen Eigenſchaften zählt, welche bey den deutſchen Schriftſtellern ſehr ſelten gefunden werden, ſo muß ich ihm darin leider vollkommen Recht geben. Nicht ſo durchaus gegründet finde ich den Vorwurf der Weitläufigkeit. Ich gebe ihn zu in der Geſchichte, da wo es auf Darſtellung ankommt; aber ich weiß nicht, ob es gerade ein Tadel iſt. Wie kann eine Geſchichte darſtellend ſeyn, wenn ſie nicht ausführlich iſt, ja Chronikenmäßig ausmahlend? Das iſt nun die uns eigenthümliche Gattung der Hiſtorie; darſtellende Chroniken, im rechten Sinne des Worts. Doch muß ich hier gegen Sie bemerken, daß unſern guten alten Chroniken Unrecht geſchieht, wenn man Johann Müllers für jedes Ohr mörderlichen Periodenbau dadurch entſchuldigen, oder gar Chronikenmäßig finden will. Unſere guten Chroniken ſind viel beſſer geſchrieben, und ein geſchichtlicher Styl der auf die rechte Art alterthümlich ſeyn ſollte, müßte ganz anders abgefaßt ſeyn, als er jemals geſchrieben hat; er der weder von Geſinnung noch in der Sprache eigentlich ein Deutſcher war. — Die den Franzoſen eigenthümliche hiſtoriſche Gattung ſehen wir dagegen in jenen Denkwürdigkeiten, Memoiren, die ſich ſo leicht leſen laſſen, und durch die ſo viele Unwahrheiten in die Geſchichte und in die Welt gekommen ſind. Uns wird die Geſchichte eines beſondern Landes, ja einer einzelnen merkwürdigen Stadt zur weltumfaſſenden Chronik; den Franzoſen auch die Weltgeſchichte zur Anekdote. In dieſer Mittelgattung zwiſchen der Geſchichte und dem Roman müſſen wir ihnen den Vorrang ein für allemal überlaſſen. Wo es aber nicht auf Darſtellung der Thatſachen, ſondern auf allgemeine Gedanken und Betrachtungen ankommt, da können wir Werke der Welt- und Staatengeſchichte aufweiſen, denen keine neuere Nation etwas Beſſeres oder

Gleiches entgegen zu ſtellen hat. Ich könnte mehrere und vielleicht größere nennen: aber Spittler iſt hinreichend, denn auch den erreichen ſie nicht. —

So iſt es in der Geſchichte. Es haben aber außerdem die Franzoſen ihr beſonderes Gebiet, wo auch ſie der Vorwurf der Weitſchweifigkeit, ja ſelbſt der Verworrenheit mit vollem Recht trifft. In dem Fache der Philoſophie nämlich, ſo oft ſie ſich in daſſelbe wagen. Daß Helvetius gut ſchreibe, wird niemand behaupten wollen, in Frankreich wenigſtens iſt man dieſer Meinung durchaus nicht. Schwer würde es werden, bey uns einen einigermaßen bedeutenden Schriftſteller aufzutreiben, der als trocken, weitſchweifig und langweilig dem Condillac ganz gleich käme. Wir müßten denn zu den ehemaligen Kantianern unſere Zuflucht nehmen wollen. Dieß wäre aber unbillig, da Condillac dort doch als der Erſte und Beſte gilt für die ganze nachfolgende Schaar ihrer ſogenannten Ideologen. Sollte ich nach meinem Gefühl von der franzöſiſchen Sprache, einem Schriftſteller, wenn es eigentliche Metaphyſik gilt, den Vorzug geben, ſo würde ich einen nennen, der von Geburt kein Franzoſe war: den Hemſterhuys. Hier finde ich die wiſſenſchaftliche Strenge und Kürze des Ausdrucks, vereint mit Klarheit, Leben und Anmuth, ja mit einer oft Platoniſchen Schönheit des Styls. Selbſt franzöſiſche Kenner werden mir darin im Weſentlichen beyſtimmen, wenn gleich mit ihrem gewöhnlichen Zuſatze: »für einen Ausländer.« —

Ich kann aber noch ein anderes Beyſpiel anführen, was ungleich entſcheidender iſt. Die beyden größten Denker, welche Frankreich in den letzten vierzig oder funfzig Jahren hervorgebracht hat, St. Martin und Bonald; beyde ſchreiben, wenn wir es gerade ſagen dürfen, eben ſo ſchlecht wie Malebranche um ein oder anderthalb Jahrhunderte früher. Faſt ſcheint es, als ob der franzöſiſche Geiſt, ſo oft er ſich in das ihm eigentlich fremde Gebiet der Wahrheit und höhern Wiſſenſchaft hineinwagt, die Gabe der ſonſt ſo geläufigen Sprache alſogleich verliert. Bonald, im vollen Gefühl ſeines innern Gehalts, bekennt es ſelbſt, wie mangelhaft, trocken und ſchwerfällig ſeine Schreibart ſey; mit einer Art und Geſinnung, welche bey einem franzöſiſchen Schriftſteller ſelten ſind, ſtellt er ſich in Hinſicht der Darſtellung weit hinter den eiteln Chateaubriand, der doch eigentlich nur ein Redner und Phraſenmacher iſt. Beyde Schriftſteller, den St. Martin und Bonald, trift nicht bloß der Vorwurf der Trockenheit, ſondern auch verworren ſind ſie bisweilen; wie es denen ſo leicht widerfährt, welche in noch unbetretenen Gegenden der Forſchung, zuerſt aus dem Dunkel emporſtrebend, neue Wege des Lichtes bahnen. Da man es uns Deutſchen nun aber einmal zum Vorwurfe macht, daß wir über die Tiefe des Gehalts und den Geiſt, den Ausdruck und Vortrag weniger beachten; ſo wollen wir uns denn auch als wahre Deutſche dieſe tiefen Denker unter den Franzoſen in Ehren halten, und für dieſe großen Beyden gern ein halbes Hundert von jenen ſogenannten claſſiſchen, in den Redensarten meiſterlichen, übrigens aber geſinnungsloſen und gedankenleeren

leeren

leeren Schriftſtellern hingeben, und ſie denen, die ſie lieben, überlaſſen.

Sollte ich nun nach meiner Weiſe unſere Litteratur mit der ausländiſchen vergleichen, ſo würde ich etwa von folgenden Bemerkungen ausgehen.

In den letzten hundert oder anderthalb hundert Jahren ſind für das Ganze von Europa, beſonders drey Litteraturen bedeutend geworden, die franzöſiſche, die engliſche und die deutſche. Die Italiener haben in dieſem Zeitraume meiſtens auf ihren alten Lorbeeren ausgeruht, oder was ſie hervorbrachten, war nur nachgebildet und von Außen erregt. Die Spanier haben auch aus dem letzten Jahrhundert bedeutende geſchichtliche Werke aufzuweiſen; an einer männlichen Beredſamkeit hat es ihnen, ſo oft ſie erfordert wurde, niemals gemangelt; aber die eigentliche Epoche ihrer Litteratur und Poeſie fällt doch in frühere Zeiten. Die Dänen haben ihre eigenthümliche, gerade jetzt hochaufblühende, nordiſche Dichtkunſt; auch für den Anbau der öſtlichſten Sprachen in Europa, der ungariſchen, ruſſiſchen und pohlniſchen iſt im achtzehnten Jahrhundert vieles Ruhmwürdige geleiſtet worden. Aber alles dieß hat doch nicht ſo großen Einfluß auf das Ganze gehabt, kann für die Weltgeſchichte nicht ſo wichtig erſcheinen, als die Geiſtesbildung jener drey Hauptnationen.

Nun giebt es aber mehrere ganz verſchiedene Geſichts- und Beurtheilungspunkte für Litteratur. Man kann von einer Sprache und Litteratur fordern, daß ſie wie ein wohlgeordnetes Kunſtwerk auf das zweckmäßigſte zuſammenſtimme, und bis in alle Theile gleichförmig ausgearbeitet ſey. Wenn auch nicht gerade in dem idealiſchen Sinne eines Kunſtwerkes, den wir jetzigen Deutſchen von den Griechen angenommen haben, und vielleicht allzu oft auch da anwenden, wo er eigentlich nicht hingehört, und gar nicht anwendbar iſt, ſondern ſo wie wir ein künſtliches Werkzeug nach dem Maaße ſchätzen, wie es leicht und bequem eingerichtet iſt für den äußern Gebrauch und Zweck. Es kann wohl niemand in Abrede ſeyn, daß in dieſer bloß äußern mechaniſchen Vollkommenheit, und gerade zum Zwecke, wenn gleich zu einem ſehr beſchränkten Zwecke führenden Bequemlichkeit, die franzöſiſche Sprache und Litteratur den Vorrang vor allen andern europäiſchen behauptet. Dahin gehört denn auch die geprieſene Abgeſchliffenheit, oder die ſorgfältige Entfernung von allem was zu innerlich wäre für die äußere Erſcheinung, oder überflüßig zu dem beſtimmten Zweck, der erreicht werden ſoll.

Sehen wir nun aber auf den Begriff einer Nation, deren Denkart ſich doch in der Sprache, Kunſt und in allen Geiſteswerken abſpiegeln ſoll; ſehen wir auf die Eigenſchaften, Geſinnungen und Grundſätze, durch welche die Einheit und die Würde einer Nation am beſten erhalten werden können; ſo iſt in dieſer Hinſicht, was die nationale Kraft und Einheit betrifft, außer der ſpaniſchen, wohl keine andere Litteratur der engliſchen gleich zu ſtellen, am allerwenigſten die unſrige.

Die Nation aber iſt nicht das Höchſte, noch iſt ſie um ihrer ſelbſt willen da. Dieß zu glauben, wäre patriotiſche Abgötterey und nur eine andere Art von Egoismus. Der innere Menſch und die Entwickelung des Menſchengeiſtes iſt das, worauf alles andre abzweckt und ſich beziehen ſoll. Dieſer groſse Kampf der innern geiſtigen Entwickelung, dieſes Ringen und Streben nach Wahrheit, das iſt die eigentliche Seele und Triebfeder der deutſchen Litteratur. —

Die franzöſiſche Litteratur iſt, nach dem eigenen Urtheil der ſtrengeren Kunſtkenner in Frankreich, als eine beynah ſchon ausgeſtorbene zu betrachten. Die engliſche Litteratur iſt entſchieden im Sinken. Daß die deutſche im Steigen ſey, möchte ich eben nicht behaupten. Sie iſt vielmehr im Zuſtande der vollkommenſten Gährung, aber noch wenigſtens lebt ſie. Aus dieſer noch ganz unentſchiednen Gährung kann ſich vielleicht etwas ſehr Vortreffliches und Groſses entwickeln. Möglich iſt aber auch, daß ſich alles zum Schlechtern neige. Um deſto mehr iſt Strenge und Schärfe gerade jetzt heilſam und empfehlungswerth, um die nothwendige Scheidung der gährenden Elemente, des Guten und des Böſen, zu befördern und zu beſchleunigen.

Doch dieſes, ſo wie die nähere Betrachtung jenes allgemeinen innern Kampfes nach Wahrheit und Erkenntniß, welcher das eigentliche Weſen unſrer Litteratur ausmacht, erfordert wohl eine nähere und eigene Betrachtung, die ich mir für das nächſtemal vorbehalte.

Friedrich Schlegel.

Inhalt
des neunten Heftes.

Ueber das hiſtoriſche Schauſpiel, von Matthäus von Collin. . . . . Seite 194
Agronomiſche Briefe, von Adam Müller. Dritter Brief. . . . . — 213
Kaiſer Karl der Große. Abſchnitt einer altdeutſchen poetiſchen Chronik, von B. J. Docen. . — 236
Ueber die deutſche Litteratur, aus einem Briefe vom Appellationsrath Körner in Dreſden, nebſt der Antwort des Herausgebers. . . — 252

Leben des Dichters,
Martin Opitz v. Boberfeld.
Nebſt
Bemerkungen über ſeinen poetiſchen Charakter.

(Siehe Deutſches Muſeum VIII. Heft.)

Opitz war von kleiner Statur, dem Anſehen nach von ſchwacher Conſtitution. Aber entweder war ſie es wirklich nicht, oder er hatte ſie durch ſeine vielen Reiſen, durch viel körperliche Bewegung, und durch weiſe Mäßigung ſowohl in Studien als ſinnlichen Genüſſen geſtärkt.

Er war ein Mann von mannichfaltigen, großen und ſchönen Talenten, aber jenes faſt inſtinktartige Genie, das ausſchließlich auf einen gewiſſen Punkt gerichtet iſt, beſaß er nicht. Die Triebfeder ſeiner Beſtrebungen war nicht jene Ruhmgier, die, das Gegenwärtige wenig achtend, nur die künftige Ewigkeit ſeines Nahmens zum Ziele hat, ſondern das Verlangen von achtungswürdigen Zeitgenoſſen ſelbſt geachtet und geliebt zu werden; er wünſchte mehr zu gefallen, als angeſtaunt zu werden. Er ſcheint die horaziſche Maxime vorgezogen zu haben:

Principibus placuisse viris, non ultima laus est, wohingegen Genies von ſtolzerem Charakter lieber auf ſich angewandt ſehen wollten, was von einem großen Manne des Alterthums geſagt wird: Omnibus admirationem sui injiciebat. Opitz war nicht bloß Dichter, er war auch Gelehrter. Früh hatte er ſich mit den Schätzen der griechiſchen und römiſchen Litteratur bereichert, wozu ihm die guten Schulen in ſeiner Vaterſtadt und zu Breslau, ſo zu ſagen, die Schlüſſel verſchafft hatten, welches die eigentliche wahre Beſtimmung gelehrter Schulen ſeyn ſoll. In ſeinem ganzen Leben fuhr Opitz fort aus dieſen reichen und geſunden Quellen zu ſchöpfen. Sodann las er alles was die Litteratur der Italiener, Franzoſen und Holländer (denn damals waren auch dieſe eine in der Litteratur ſehr geachtete Nation: die Engliſche Litteratur war auf dem Continente noch nicht bekannt) Neues hervorgebracht hatte. Vieles Leſen erſtickt den Geiſt, der mit ſchwerfälligem Gange durch die verſchiedenen Felder der Litteratur ſich durcharbeitet, und mehr ſich der überwundenen Schwierigkeiten, als wirklich empfundener Genüſſe rühmen kann. Ein glücklicher Geiſt fliegt über die Schwierigkeiten hinweg, und entdeckt mit ſchnellem Blick die Blumen und Früchte, die des Einſammelns, und die Ausſichten, die des Verweilens bey ihnen werth ſind.

Opitz war ein Weltmann in dem guten Sinne des Worts; daß er durch das Beſtreben ſowohl als durch das Talent zu gefallen, durch angenehme Manieren, durch Vermeidung alles deſſen, was die Eitelkeit oder

Eigenliebe anderer verwunden konnte, und durch die Geſchicklichkeit jeden, mit dem er zu thun hatte, mit ſich ſelbſt zufrieden zu machen, ſich aller Orten und in allen Ständen Freunde erwarb, die ihn liebten und es ſich zur Ehre rechneten, ſeine Freunde zu ſeyn.

Er war ein guter Geſchäftsmann. Der Burggraf von Dhona, ein erfahrner Staatsmann, brauchte ihn in wichtigen Angelegenheiten als ſeinen vertrauteſten Gehülfen.

Durch die Art ſeines Genies, und durch ſeinen Gemüthscharakter wurden die Gattungen der Dichtkunſt beſtimmt, in welchen er etwas Vortreffliches leiſten konnte. Zu anhaltender, weiterer Meditation nicht geduldig genug, zu begierig die Frucht ſeiner Arbeit, Lob und Beyfall, bald zu ernten, durfte er in der Epopöe und im Drama nichts Großes unternehmen. Aber in didaktiſchen Gedichten, wo ſeine reife und ihm jeden Augenblick zu Gebot ſtehende Gelehrſamkeit, wo ſeine Welt- und Menſchenkenntniß, wo ſein Witz und guter Humor, wo ſeine heitere Phantaſie ihm immerfort einen großen Vorrath von Ideen darbot, und wo ſein Talent des glücklichſten Ausdrucks es leicht machte, dieſe Ideen in der gefallendſten Geſtalt, reich und geſchmackvoll geſchmückt, dem Ohr und Verſtande gleich angenehm darzuſtellen, in moraliſchen und fein ſatiriſchen Gedichten, konnte viel Vortreffliches von ihm erwartet werden. Und in jeder kleinen Gattung, die den augenblicklichen intereſſanten Gemüthszuſtand, es ſey eines Fröhlichen oder Traurigen, eines Liebenden, eines Freundes u. ſ. w.

darſtellt, in Liedern, Elegieen, poetiſchen Epiſteln, in allen dieſen kleinern Gattungen wußte Opitz alles zu leiſten, was man von einem Dichter fordern kann.

Opitz war nicht original; er ſcheint nie den Ehrgeiz gehabt zu haben, es ſeyn zu wollen; er ging den beſcheidenen Weg, den auch Virgil und Horaz vorzogen, die beſten Muſter zu ſtudieren und nachzuahmen. Wahre Originalgenies ſind dieſes ohne Vorſatz, ohne einmal eine Ahnung davon zu haben, daß ſie es ſind. Wer original ſeyn will, iſt in Gefahr affectirt zu werden.

Opitzens Gedichte ſind von ihm ſelbſt, oder von dem Herausgeber in zwey Hauptabtheilungen, in die weltlichen und geiſtlichen eingetheilet worden.

Von den weltlichen, größern Gedichten ſcheinen es mir folgende vier zu ſeyn, aus welchen wir den Umfang, die Stärke und das Eigenthümliche ſeines Genies beurtheilen müſſen: Vielgut, Zlatna, Lob des Kriegsgottes, und Veſuvius.

Von jener ſchöpferiſchen Phantaſie, die ganz andere Welten und Weſen hervorzaubert, als mit denen wir umgeben ſind, finden wir in allen dieſen Gedichten keine Spuren; aber ſehr ſchöne, ſehr intereſſante Gemählde, theils der ſichtbaren Natur, theils menſchlicher Charaktere, Sitten, Leidenſchaften, Tugenden und Laſter, Thorheiten und — Bewerbungen um Weisheit (denn Weisheiten, als das Gegentheil von Thorheiten, können wir nicht ſagen). Wer nur das Talent, Naturgegenſtände in melodiſchen Verſen ſo zu beſchreiben, daß die Beſchreibung ungefähr eben die Eindrücke auf uns macht, als die Gegenſtände ſelbſt, Eindrücke der Größe, der Bewunderung, des Schreckens, oder der Anmuth, der Lieblichkeit, der Zartheit, der Freude u. ſ. w. für ein poetiſches Talent anerkennt, dem wird Opitz in den genannten Stücken ein wahrer Dichter ſeyn, zwar kein erhabner, aber ein lieblicher. Dieſes wird er auch demjenigen ſeyn, dem die lebendige Darſtellung menſchlicher Charakter und Leidenſchaften den Namen poetiſcher Darſtellung zu verdienen ſcheint. Ein liebenswürdiger Dichter wird er denen ſeyn, die in dieſen ſeinen Darſtellungen zwar ſcharfe Blicke in das menſchliche Herz, aber auch milde, ſchonende Toleranz gegen ſeine Schwachheiten, und mehr freundlichen Scherz, als bitteren Unwillen darüber finden.

Die beyden Gedichte Vielgut und Zlatna haben einerley Zweck und einen ähnlichen Inhalt. In jenem beſchreibt er einen angenehmen Landſitz des Herzogs zu Münſterberg und Oels; in den andern die Gegenden bey dem oben ſchon erwähnten Bergwerke Zlatna, wo er, während ſeines Aufenthals in Siebenbürgen, ſeine angenehmſten Tage zugebracht hatte. In beiden Gedichten zeigt er, daß, ſowohl für die phyſiſche als moraliſche Exiſtenz eines Menſchen keine andere Lebensart ſo erſprießlich ſey, als die eines (es verſteht ſich, begüterten oder durch ſeine Beſitzungen unabhängigen) Landmanns: eine praktiſche Wahrheit, von der man es kaum annehmen ſollte, daß ſie verkannt werden könnte, und die doch von ſo vielen, zu allen Zeiten verkannt wurde, weil ſie ſich von Neigungen und Leidenſchaften, die mit dieſem Glück unvereinbar ſind, beherrſchen ließen. Aber eben daher iſt dieſes eine von den Wahrheiten, die, obgleich bekannt genug, gleichwohl es nöthig haben, immer von neuem ſo in Erinnerung gebracht zu werden, daß ſie nicht bloß unwirkſam gewußt, ſondern auch eindringend in den Willen, feſte Entſchlüſſe faſſen, und bey dieſen Entſchlüſſen beharren machen. Es iſt eine gegründete Vermuthung, daß Virgil in ſeinem Gedichte vom Landbau und Horaz ebenfalls in ſeinen Oden und Satiren, das Glück des Landlebens preiſe, nicht bloß, um als Dichter zu glänzen, ſondern auch ihren Zeitgenoſſen nützlich zu werden, indem ſie ihnen zeigen, wie ſehr ſie es in ihrer Macht hätten, nach der Wiederherſtellung der Ruhe unter dem August, ein vollkommenes glückliches Leben zu führen, wenn ſie ſich mit den Anbau ihrer Güter begnügen und allem jenen Ehrgeiz entſagen wollten, der in den letzten ſtürmiſchen Zeiten der Republik ſo viel Unglück über ſie gebracht hatte.

Der Landſitz des Herzogs von Münſterberg hieß Vielgut, und mit dieſem Nahmen betitelte Opitz das Gedicht, worin er es beſchrieb. Es war zwar eine ſpielende Idee, daß er von dieſem Nahmen Anlaß nahm, die vielen falſchen Güter, nach welchen die Leidenſchaften der Menſchen ſtreben, oder in deren Beſitz der Wahn ſich glücklich glaubt, Reichthum, hoher Stand, vornehme Geburt, Ruhm, ſinnliche Vergnügungen, körperliche Schönheit u. ſ. w., in ihr wahres Licht zu ſtellen, und zu zeigen, daß ſie manches Glück oft eher zerſtören als befördern. Aber er hat die Idee glücklich und auf eine intereſſante Art ausgeführt. Den mächtigen Reitz, womit das Gold, ſobald es erfunden war, die Begierden der Menſchen nach ſeinem Beſitz erregte, beſchrieb er in einem humoriſtiſchen Gemählde der Götter ſelbſt, wie ſie durch den Anblick des erſten Goldes in eilige Bewegung gerathen, um ſich mit Gold zu ſchmücken.

Alsbald nimmt Jupiter ſchon Gold zu ſeinem Throne,
Zum Scepter, den er trägt, die Juno ihr zur Krone,
Merkur um ſeinen Stab, der vor nur hölzern war,
Und Pallas um den Schild; der Gott der Kriegesſchaar,
Mars, läßt ihm Helm und Schwert, der Titan ſeinen Wagen,
Saturn das Sichelheft mit Golde ganz beſchlagen:
Ja, der Gerechtigkeit, die nie geliebt den Schein,
Muß ihre Waageſchaal itzt ſelbſt vergüldet ſeyn;
So iſt das arge Gold, ein Gott der Götter worden.

Es iſt wahr, ſein Gemählde des Landlebens, insbeſondere ländlicher Sitten, in den beyden Gedichten Vielgut und Zlatna, ſind faſt vollkommen in der Manier der holländiſchen Mahler; und ſie ſtellen die ländlichen Sitten faſt zu natürlich, zu unverfeinert dar; z. E. die Schilderung des Landmannes, der ſeine Abendmahlzeit hält (Zlatna V. 400 und folg.). Die Arbeit hat ihm den Appetit geſchärft; die Frau ſelbſt trägt das Eſſen auf:

ſie ſetzt den Tiſch bald voll
Mit Speiſen, die ſein Hof und Landgut ſelber träget.
Ein Eyer oder drey, die jetzt erſt ſind geleget,
Die Henne ſelbſt dazu, ein friſches Haſelhuhn u. ſ. w.

Er ſelbſt

Legt ſein ſich ſelber vor, darf ſich mit nichten ſcheuen,
Obgleich er auf den Tiſch die Ellenbogen ſtützt.

Und nicht mit ſteifer Bruſt, wie eine Jungfrau ſitzt.
Dann faßet er den Krug mit ſeinen beiden Händen
Trinkt ſeinen Fernewein, bis daß er auf den Lenden
Drauf Othem holen muß.

Ich denke, dieſe unverfeinerte Natur, dieſe holländiſche Manier wird doch immer ihre Liebhaber behalten. Ich denke ſo, weil ich ſehe, daß auch Virgil und Horaz ſie liebten.

O quando faba Pythagorae cognata, simulque
Uncta satis pingui parentur oluscula lardo?
(Horat. Serm. II. 6.)

Ich verkenne gewiß den Werth der Gemählde nicht, worin ein platoniſcher Dichter die zarte Weiblichkeit mit allen ihren **Tugenden idealiſirt**; aber ich geſtehe es, recht viel Vergnügen macht mir auch ein Gemählde, worin das brave Weib in Perſon, lebendig und handelnd dargeſtellt wird, ſollten auch Züge mit unterkommen, die einem ekeln Geſchmack anſtößig ſeyn könnten, z. E. die Landfrau in dem Gedichte Zlatna V. 420:

Dann macht der Wirth ſich erſt aus Müdigkeit zu Bette,
Sie ſpinnt mit dem Geſind' indeſſen in die Wette,
Und netzt die Finger wohl, bis ſie auch allgemach
Das Haupt legt auf die Bruſt, und ſchleicht dem Manne nach,
Den ſie, wie ſehr er ſchnarcht, aus herzlichem Verlangen
Der keuſchen Wolluſt küßt auf ſeine braunen Wangen.

Das Bewußtſeyn der Unabhängigkeit mit Genügſamkeit verbunden, bewahrt den Landmann eben ſo wohl vor beleidigendem Stolz, als knechtiſcher Demuth. Der Höfling hingegen iſt ſtolz gegen diejenigen, die er für niedriger hält, und ſclaviſch demüthig gegen die Höhern. Man ſehe wie Opitz einen ſolchen Höfling ſchildert: (Zlatna V. 329.) Er, der Landmann,

— darf ſein Hütlein nicht ſtets in der Hand behalten,
Wenn er nach Hofe kommt, und vor der Thür erkalten,
Eh als er Audienz (Gehör iſt viel zu ſchlecht)
Zuwege bringen kann, und ungerechtes Recht.
Da prahlet einer her mit großen weiten Schritten,
Der, wenn ein guter Mann ihn hat um was zu bitten,
Der beſſer iſt, als er, und viel mehr weiß und kann,
So ſiehet er ihn kaum halb über Achſel an,
Und fertigt ihn kahl ab.

Der Seitenhieb, den hier Opitz denen giebt, die ſchon damals es für vornehm hielten, fremde Wörter ſtatt deutſcher zu brauchen, und z. E. Audienz, ſtatt Gehör zu ſagen, war indeſſen ohne Frucht. Vielmehr verbreitete ſich dieſe Seuche immer weiter, ſtatt durch Opitzens Satire geheilt zu werden.

Die ernſthaften Hymnen der griechiſchen Dichter auf ihre Götter und Göttinnen ſcherzend nachzuahmen, war, ohne Zweifel eine originale Idee. Aber der Holländer Daniel Heinſius, hatte ſie zuerſt. Dieſer berühmte Kritiker ſchrieb in holländiſcher Sprache eine Hymne auf den Bacchus. Opitz überſetzte ſie ins Deutſche und ſchrieb dann, aus eigener Erfindung, das Lob des Kriegsgottes. Es hat mit dem Gedicht des Holländers den Fehler gemein, daß es mit mythologiſcher Gelehrſamkeit überladen iſt; aber es übertrifft daſſelbe an muntern, natürlichem Humor, leichtem Scherze, und mannigfaltiger feiner Satire.

Wer den Kriegsgott lobt, muß auch die Kriegsleute loben; das thut denn auch Opitz, aber mit vielen ſatiriſchen, oft recht glücklichen Wendungen. Satiriſch macht er es ihnen auch zum Verdienſt, daß manche von ihnen auch wohl, ſtatt dem Feinde keck entgegen zu gehen, ſich dem Vaterlande durch eine kluge Flucht zu erhalten wiſſen, und er geſteht, daß er einſt ſelbſt einer dieſer klugen Reißausnehmer geweſen ſey. Er entſchuldigt ſich ſcherzend:

Denn der iſt auch ein Mann,
Der ſeinem Lande ſich zu gut erhalten kann,
Damit er öftermal zur Schlacht mag wieder kommen.
Daß aber ich auch ſelbſt den ſichern Weg genommen
Und aus dem letzten, Mars, der erſte worden bin,
Mein Roß dazu gezählt, ſo wiſſe, daß mein Sinn
Gar nie geweſen ſey, dem Feinde Stand zu halten;
Wer jung erſchoſſen wird, der pfleget nicht zu alten.
Sollt ich, o Marſpiter *), ins Gras gebiſſen haben,
Wer würde doch ein Lied von dir und deinen Gaben
Erdenken, ſo wie ich? — —
Dem einen iſt zu thun; zu ſchreiben mir gegeben,
Und konnt' ich, wie geſchicht, nicht in den Büchern leben,
Ich lebte gar nicht mehr.

Man hat eine Tradition, daß Opitz wirklich einmal einer Expedition des Burggrafen von Dhona beywohnen wollte, aber nicht viel Muth bewieſen habe. Vielleicht aber ließ er es auch nur gern geſchehen, daß ſeine ſcherzenden Freunde ihm unverdienterweiſe Mangel an Muth vorwarfen, um ihm auf der andern Seite das Compliment zu machen, daß er eben dadurch ſeine Beſtimmung zum Dichter und die Verwandtſchaft ſeines Geiſtes mit dem des Horaz, der bey Philippi auch geflohen ſey, deſto offenbarer dargethan habe.

---

*) Marſpiter, eine Benennung des Kriegsgottes bey einigen alten Poeten.

Der dreyßigjährige Krieg war, was alle Kriege ſind, ein goldnes Zeitalter für den Kriegsſtand, ein eiſernes, ein bleyernes für alle übrigen Stände. Opitz beſchreibt mit dem beſten Humor von der Welt die Seligkeiten, die den Kriegsleuten damals beſchieden waren, und das Götterleben, das ſie führten. Er redet von ihrem Kleiderprunke:

> Zwar eine ſtolze Feder,
> Ein Ring, ein goldnes Schwert, und auch ein goldnes Leder
> Schmeißt keinen Feind zwar nicht; doch der, ſo Kriege führet,
> Und für die andern fleucht, wird recht und wohl geziert
> Mit etwas, das der Welt, die äußerlichen Sachen
> Nicht ſelten Glauben giebt, die Augen auf kann machen,
> Damit ſie ſagen mag; »ſchaut, ſchaut, da geht der Mann,
> Der auf dem weißen Berg, hat Wunderding gethan.«

Auf dem weiſſen Berge bey Prag wurde die Schlacht geliefert, die für den Churfürſten Friedrich von der Pfalz ſo unglückliche Folgen hatte.

Veſuvius iſt ein Lehrgedicht nach dem Muſter des Lucretius von der Natur der Dinge. Opitz beſchreibt darin den Ausbruch dieſes Vulkans 1632. Er führt die verſchiedenen Meinungen über die Urſache dieſer Naturbegebenheit an; er ſchildert den ſchönen, glücklichen Zuſtand, worin ſich die umliegenden Gegenden vor dem Ausbruch befanden; er beſchreibt den ſchrecklichen Ausbruch ſelbſt und die Verwüſtungen, die er über das Land, und den Jammer, den er über die Menſchen brachte. Von dem damals herrſchenden Wahn, daß Erderſchütterungen, ſo wie Kometen, Vorzeichen bevorſtehender böſer Zeiten wären, nimmt er Anlaß eine Anwendung dieſes Wahns auf das damals durch den grauſamſten Krieg ſo unglückliche Deutſchland zu machen und ſchließt mit frommen Wünſchen für dieſes ihm, eben durch ſein Unglück, noch theurer gewordene Vaterland.

Vielgut und Zlatna ſcheinen mehr augenblickliche Eingebungen des Genies; Veſuvius ſcheint mehr das Werk planmäßiger Arbeit zu ſeyn. Der Dichter hat ſich dazu vorbereitet, indem er ſich vorher alle die naturhiſtoriſchen Kenntniſſe, die zur Ausführung ſeines Plans nöthig waren, geſammelt hatte. Der Ton im ganzen Gedicht iſt ernſt und feyerlich. In der Ausarbeitung hat er mehr Fleiß bewieſen, als gewöhnlich. Man merkt hier keine Spur von Eile, die ihn ſonſt nicht ſelten zu Nachläßigkeiten, zum Stehenlaſſen matter Verſe, und zu unnützen Einſchiebungen des Reimes wegen verleiteten. Er kündigt ſein Vorhaben folgendermaßen an:

Natur, von deren Kraft, Luft, Erd' und Himmel ſind,
Des Höchſten Meiſterrecht und Erſtgebornes Kind,
Du, Schweſter aller Zeit, du, Mutter aller Dinge,
O Gottin, gönne mir, daß mein Gemüthe dringe
In deiner Werke Reich, und etwas ſagen mag,
Davon kein deutſcher Mund noch bis auf dieſen Tag
Poetiſch nie geredt. Ich will mit Wahrheit ſchreiben,
Warum Veſuvius kann Steine von ſich treiben,
Woher ſein Brennen rühret, und was es etwan ſey,
Davon die Glut ſich nähret. Apollo komm herbey
Mit deiner Muſen Schaar, laß ihre Hand mich leiten
Auf dieſer neuen Bahn; ſo will ich ſicher ſchreiten
Wohin mein Geiſt mich trägt.

Das geſuchte und zu ſinnreiche Prädikat: des Höchſten Meiſterrecht abgerechnet, würde, glaub' ich, ein alter Kunſtrichter aus Horazens Schule in dieſem Eingang eine beſcheidene Würde und angemeſſene Feyerlichkeit gefunden haben.

Sein Vorhaben zu rechtfertigen, fängt er mit der Bemerkung an: zu den Vorzügen des Menſchen vor dem Thiere gehöre insbeſondere, daß ihm gegeben ſey, die Natur zu erforſchen:

Der Menſch, das kluge Thier, pflegt zwar mit vielen Dingen
Die Zeit, das kurze Pfand des Lebens, zu vollbringen,
Und leget allen Witz bey ſchönen Künſten an,
Doch beſſers weiß er nichts, womit er zeigen kann,
Daß er, die kleine Welt, zum Herren ſey geſetzet
Der großen die ihn nährt, als wann er ſich ergötzet
Mit ſeiner Sinnen Kraft, beſchaut dieß weite Haus
Vom höchſten Giebel an zu allen Seiten aus
Mit Augen der Vernunft, verſchicket das Gemüthe
In ſeines Schöpfers Werk, wo alles reich an Güte
Und voller Weisheit iſt, und macht ihm aus dem Grund
Die Sitten der Natur ſammt ihrem Weſen kund.

Den Ausdruck: Sitten der Natur, hat er vom Properz entlehnt. Er bemerkt dieſes ſelbſt in einer Note und führt den Vers des Römers an:

Tum mihi naturae liceat perdiscere mores.

Nachdem er das Land und die Städte um den Veſuvius her beſchrieben, ſchildert er den plötzlichen Ausbruch deſſelben:

Die Welt liegt unbeſorgt mit ſanfter Ruh umgeben,
Als alles Land umher beginnet zu erheben
Sich ſelbſt und was es trägt, es giebt der großen Laſt
Mit Furcht und Zittern nach; das arme Volk erblaßt;

Der Häuſer Rücken bebt; die See wird auch erreget,
Bis daß Aurora kommt, viel bleicher als ſie pfleget,
Und ihren weißen Zug faſt hinter ſich läßt gehn,
Dieweil ſie um den Berg ſieht eine Wolke ſtehn,
Durch die ihr heller Glanz mit allen ſeinen Strahlen
Zu dringen nicht vermag, noch weiter weiß zu mahlen
Das ganz betrübte Feld. Der Nächte Mittag macht
Die Wieſen nie ſo ſchwarz, wenn des Geſtirnes Pracht
In dickem Nebel ſteht, als dieſer Dampf ſich zeiget,
Der wie ein Fichtenbaum hoch von der Wurzel ſteiget
Und ſpreitet ſich alsdann mehr weit, als höher, faſt
Mit dicken Aeſten aus, dieweil der Aſchen Laſt
Sich in die Breite giebt. Bald kommt ein ſolches Krachen
Als wenn der Jupiter mit Donner in die Sachen
Der ſchnöden Menſchen ſchlägt, daß aller Grund der Welt
Erzittert, oder auch ſo wie ein kühner Held,
Der für die Freyheit ſteht, und ſeine großen Thaten
Auf gute Sache pflanzt, mit feurigen Granaten
Ergrimmet um ſich wirft. — —

Die harte Figur im eilften Verſe, die tiefe Mitternacht den Mittag der Nächte zu nennen, iſt ohn Zweifel ein Fehler, und ſchwächt vielmehr die Wirkung, die das Gemälde machen ſoll, ſtatt ſie zu verſtärken. Opitz hat dieſe Figur vom Varro geborgt, der auch i einem der Verſe, die ſich von ſeinen poetiſchen Arbeiten erhalten haben, den Ausdruck braucht:

Repente noctis circiter meridiem.

Die Redensart: große Thaten auf eine gute Sache pflanzen ſoll ſoviel ſagen: große Thaten nicht z Befriedigung eigner Herrſchſucht oder Ruhmgier, ſondern zur Vertheidigung einer gerechten Sache verrichte

Es folgt ein lebendiges, rührendes Gemälde, thei von den in Flammen ſtehenden oder dahin ſtürzend

Oertern und Gebäuden, theils von dem Schrecken und der Angſt der Menſchen, von der Betäubung der Fliehenden, die in der Angſt oft dahin ſich zu retten glaubten, wo die Gefahr noch größer iſt, als von wo ſie fliehen, von ihren verſchiedenen Beſtrebungen, der eine ſein Gut, der andere ſeine Verwandten, Kinder oder Eltern zu retten.

Das Volk, ſo nicht erſtickt, von Schrecken fortgerafft,
Kommt athemlos daher, beraubet aller Kraft
Lahm, nackend und halb todt, und fällt mit Wehklagen
Den ganzen Himmel an — — —
Von Angſt und Aſche blind. Der giebet ſeinen Wänden,
So brennen, gute Nacht; der reißt mit beyden Händen
Den armen Vater fort, der nunmehr alt und ſchwach
Kaum noch zu folgen weiß, und zieht den Stab kaum nach;
Der kann ſein treues Weib und Kinder nicht verlaſſen,
Und jeglicher bemüht mit ſich etwas zu faſſen,
Das ihm vor allen lieb, doch folgt der Raub nicht gar;
Und mancher kommt durch Geiz in Jammer, in Gefahr,
Bleibt ſelber wo ſein Geld. — —
Der klagt der Seinigen, und jener Fremden Noth,
Viel wünſchen ſich auch ſelbſt, aus Todesangſt, den Tod,
Und ſehen was nicht iſt. Der allermeiſte Haufen
Kommt auf die Tempel zu mit heißer Brunſt gelaufen,
Sagt ſeine Sünden auf, ſpricht Theiles etwas an
Das ſelbſt in Feuer ſteht, und wenig rathen kann,
Und Theiles weiß den Sinn doch beſſer zu erhoben
Zu dem, der einig hilft. — —

Der Gedanken in den vier letzten Verſen, macht unſerm Dichter, meines Erachtens, viel Ehre. Man ſieht, daß er das Abergläubige in der Religion richtiger beurtheilte, als die meiſten ſeiner proteſtantiſchen Zeitgenoſſen. Dieſe ſahen in der Richtung der Andacht auf äuſerliche Gegenſtände nichts weiter, als Wahn und Aberglauben. Opitz erkannte das Mittel, das darin liegt, das Gemüth zu dem Ewigen zu erheben.

Opitz iſt ſehr reich an wahrhaft philoſophiſchen Gedanken ſowohl als an wahrhaft poetiſchen Darſtellungen, und ſollte daher mehr geleſen werden, obgleich ſeine Sprache veraltet iſt. Sie iſt es aber nicht mehr, als es die franzöſiſche Sprache im Malherbe und Corneille, und die engliſche im Shakſpeare iſt. Aber kein Franzoſe, kein Engländer, der die Litteratur ſeiner Nation liebt, läßt jene alten Dichter ungeleſen, obgleich ihre Sprache veraltet iſt. Ein Franzoſe, ein Engländer, der auf Bildung Anſpruch macht, muß wenigſtens das Vortreffliche in den Werken jener alten Dichter kennen. Auch Opitz hat nicht wenige Stellen, die noch jetzt jedem gebildeten Deutſchen bekannt ſeyn ſollten.

Nachdem er das Gemälde von den Verwüſtungen des Landes und von den Leiden der Menſchen beym Ausbruch des Veſuvius vollendet, erklärt er den Urſprung und die Urſachen der Vulkane nach den verſchiedenen Meinungen, die von den damaligen Naturforſchern darüber angenommen waren; alles dieß wenigſtens in einer eben ſo poetiſchen Sprache, als die des Lucrez. Er widerlegt den Wahn, daß Feuerausbrüche eines Berges, und Erſchütterungen der Erde und dergl. übernatürliche, unmittelbare Wirkungen der göttlichen Allmacht wären. Zwar geſteht er, daß das Plötzliche ſolcher fürchterlichen Zerſtörungen die Gemüther der Menſchen wohl aller Faſſung berauben könne; indeß erinnert er ſie daran, daß

doch

doch der Tod jeden Augenblick, durch die zufälligſten Urſachen einen Menſchen treffen könne.

Der Menſch, des Glückes Ball, die Phantaſie der Zeit,
Darf nicht erwarten erſt, bis Aetna Feuer ſpeit,
Bis Blitz und Donner kommt, bis Stadt und Land verſinken.
Was ſcheuen wir die See? Ein Tropfen, wenn wir trinken
Der nicht die Kehle trifft, kann unſer Mörder ſeyn.

Er bemerkt ferner, daß Tod durch Erdbeben, ſo wie jede andere Art des Todes doch nur im Grunde einerley ſind, und er äußert wahrhaft philoſophiſche Geſinnungen darüber, die nur in einem etwas leichtſinnigen, für das Feyerliche des Ganzen nicht völlig paſſendem Ton ausgedrückt ſind:

Jedoch was iſt es mehr, ob mich ein Menſch begräbt,
Er, oder die Natur? ob ich in wenig Erde
Geleget, oder auch in viel verſcharret werde?
Meinſt du, Campanien ſey nur ein Ort der Noth,
So weit du ſehen kannſt, mein Freund, da wohnt der Tod!

Ein Mann von dieſer Denkungsart mußte natürlicher Weiſe den albernen Wahn verachten, der noch in Opitzens Zeiten herrſchte, nach welchem Erdbeben, Kometen und dergleichen Naturbegebenheiten nur Vorboten noch größern, kommenden Unglücks ſeyn ſollten. Die Träume-Weiſen (ſo nennt er ſie) fragten, was doch dieſer Ausbruch des Veſuves wohl verkündige? Was für Unglück, antwortet Opitz, könnte er verkündigen, das wir nicht ſchon gegenwärtig erlebten. Krieg ſollte es ſeyn? Krieg iſt ſchon da;

Das bürgerliche Schwert
Hat Deutſchland durch und durch nunmehr ſchon aufgezehrt.

Man hat den ſchönen Rhein gelehrt gefangen fließen,
Die ſtrenge Donau ſelbſt in neues Joch geriſſen;
Die Elbe roth gefärbt (wer iſt der nicht bereut
Die arme Stadt dabey *)?) dem Ocean gedräut,
Der alten Freyheit Band und Ketten angeleget,
Der Freyheit, welche ſich ein wenig kaum noch reget
Und doch um Hülfe ruft. Oſt, Weſt und Mitternacht
Hat für und wider uns, die Waffen aufgebracht.

Man laſſe ſich die große Menge der kleinen Gedichte nicht abſchrecken, ſie zu durchblättern; man wird bey manchem Stücke gern verweilen; man wird es gern zweymal leſen. Man wird poetiſche Epiſteln finden, dem Anſchein nach leicht und flüchtig hingeſchrieben, aber voll, bald von kleinen netten Gemälden entweder aus der Natur oder aus dem menſchlichen Leben, bald von intereſſanten, oft auch ſatyriſchen Bemerkungen; in den meiſten einen muntern, ſcherzenden Humor; in einigen eine ernſte Stimmung, insbeſondere, wenn er von den Leiden ſeines Vaterlandes redet.

In einer Epiſtel an Zinkgrefen lehnt er den Titel eines Poeten von ſich ab, nicht aus angenommener Beſcheidenheit, ſondern weil er ſich bewußt zu ſeyn verſichert, noch weit von dem Ideale entfernt zu ſeyn, das er ſich von einem Poeten dachte. Er zürnet mit denen die ihn ſo nannten und fährt fort.

Ich wollte, daß ichs wäre;
Weil ich nun nicht kann ſeyn, was ich zu ſeyn begehre,
So kränkt mich, daß ich nicht des Lobes würdig bin,
Das jemand mir zum Spott gedenket anzuziehn.

---

*) Magdeburg, das ſo grauſam zerſtört wurde.

Es iſt hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die Sinnen*) über Hals und Kopf in Reime bringen,
Der Wörter Henker ſeyn. Wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht ſcharf und geiſtig iſt, nicht auf die Alten zielt,
Nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner,
Als ſeine Finger ſelbſt, und ſchaut, daß ihm kaum einer
Von ihnen außen bleibt; wer die gemeine Bahn
Nicht zu verlaſſen weiß, iſt wohl ein guter Mann,
Doch noch nicht ein Poet. Es iſt ſich zu beſorgen,
Weil allbereit bey uns faſt jeden neuen Morgen
Ein neuer Dichter wächſt, daß dieſe Schreibeſucht
Der Sprache Zierlichkeit wird wieder in die Flucht
Verjagen, wie zuvor.

Man leſe die Epiſteln an Johann Hermann, an den Mahler Strobel, an den Muſiker Nauwach, an den Arithmetiker Hindenberg, an Johann Weſſel, an den Daniel Heinſius. Sollte ich irren, wenn ich glaube, daß ſie den poetiſchen Epiſteln berühmter franzöſiſcher und engliſcher Dichter nicht können nachgeſetzt werden, ohne ſich einer blinder Vorliebe für das Ausländiſche ſchuldig zu machen?

Unter den kleinern Oden und Liedern, deren eine große Menge iſt, wird ſich kein Stück finden, das nicht entweder durch die Empfindungen, die darin herrſchen, oder durch lebhafte Bilder, oder durch intereſſante Ideen einige Aufmerkſamkeit erregte. In allen iſt leichte, dem Inhalt angemeſſene Melodie.

Eine Abtheilung enthält lauter Trauergedichte. In einem Kriege, wie der dreyßigjährige, hatte man wohl

---

*) Die Sinnen ſtatt die Gedanken.

Urſache, Geſtorbenen Glück zu wünſchen. In einem dieſer Gedichte auf den Tod der Herzogin von Münſterberg redet der Dichter die Verſtorbene an:

Du darfſt nun nicht mehr fragen,
Was um den ſchönen Rhein
Sich etwa zugetragen?
Der muß jezt dienſtbar ſeyn;
Ob deinem Vaterlande
Was neues iſt beſtimmt?
Ob an der Moſel Strande
Ein neues Feuer glimmt?
Du darfſt nicht weiter ſehen,
Wie auf dieß arme Land
So wilde Stürme wehen
Und dräuen Mord und Brand;
Wie ſo viel edle Fürſten
Im Streite untergehn.

In einem Gedichte auf den Tod eines kleinen Kindes kommen folgende rührende Züge vor:

Wo iſt die ſchöne Weiſe,
Wenn nach des Vaters Reiſe
Ein kleines liebes Kind
Kommt auf ihn zugeriſſen,
Und will die Augen küſſen,
Die ſeine Nährer ſind?
Wo iſt das treue Lachen?
Der Will', ein Wort zu machen
Das noch gelähmet iſt?
Das angenehme Zanken?
Die Kindheit der Gedanken,
Die Obſt für Gold erkieſ't?

Der Will ein Wort zu machen, d. i. das Beſtreben ein Wort hervorzubringen; das angenehme

Zanken; iſt es nicht wirklich ein großes Vergnügen nicht bloß der Eltern, ſondern der Erwachſenen überhaupt, mit einem Kinde, wenn es anfängt, ſeine eignen Gedanken auszudrücken, einen kleinen Streit zu führen, um es ſowohl im Denken als in der Sprache zu üben?

In den Liedern, deren Inhalt Wein und Liebe iſt, herrſcht allenthalben ein ſo fröhlicher und zugleich anſtändiger Humor, daß ich nicht weiß, ob irgend ein andrer Opitzen daran übertroffen hat.

Vermuthlich wird manchem meiner Leſer die Strophe nicht unbekannt ſeyn, worin er, das Glas in der Hand, einen künftigen größern deutſchen Dichter, als er ſelbſt, vorher ſagt. Käſtner wandte ſie auf Hallern an. Sie iſt von Opitz an ſeinen Freund, Nüßler, gerichtet:

Hola, gebt mir ein Glas Wein;
Waſſer hab' ich nicht vonnöthen.
Nun, es gilt dir, Bruder mein,
Auf Geſundheit des Poeten,
Welcher künftig Dich und mich
Weit ſoll laſſen hinter ſich.

Unter den kleinen Liedern iſt aber auch eines von ernſthaftem Inhalt, aber von einem Inhalt, der künftig wohl keinen deutſchen Dichter mehr begeiſtern darf. Es fängt an mit den Worten:

Auf, auf, wer deutſche Freyheit liebt!

Es enthält Vorwürfe gegen diejenigen, die von der guten Sache abgefallen waren. Aber damals waren es nur wenige, die abfielen, und es waren die ſchwächern.

Opitz hat auch einige Sonnette geſchrieben, mehr, ſcheint es, um zu zeigen, daß er auch dergleichen zu machen verſtand, als daß er ſelbſt großen Werth darauf gelegt hätte. So viel ich urtheilen kann, hat er alle Regeln dabey beobachtet, die von den Sonnettkünſtlern vorgeſchrieben werden. Die meiſten ſind Nachahmungen. Von denen, die des Dichters eigene Erfindungen ſcheinen geweſen zu ſeyn, wollen wir eines herſetzen; es iſt von einem Inhalt, der wohl ſonſt nie der Inhalt eines Sonnetts geweſen. Der Dichter macht ſich einen Vorwurf, den ſich auch mancher neue Dichter machen könnte.

Inmitten Weh und Angſt, in ſolchen ſchweren Zügen,
Dergleichen nie gehört; in einer ſolchen Zeit,
Da Treu und Glauben ſtirbt, der Zwietracht, Grimm und Neid
Voll blutiger Begier gehäuft zu Felde liegen;
Da unverfänglich iſt, Gericht und Recht zu biegen,
Da Laſter Tugend ſind, wie bin ich doch ſo weit
In Thorheit eingeſenkt? der Liebſten Freundlichkeit,
Ihr blühendes Geſicht, ihr angenehmes Kriegen,
Ihr Weſen, Thun und Art, das iſt es, was ich mir
Bloß eingebildet hab' *), und rühme für und für.
Dieß Leid, dieß Jammer ſehn! und dennoch nichts als lieben?
Die klüger ſind, als ich, ſchließt man in Klauſen ein.
Ihr Muſen, laßt mich gehn; es muß doch endlich ſeyn
Was anders, oder ja gar nichts nicht mehr geſchrieben!

Opitz hat zwey Trauerſpiele der Alten überſetzt, die Trojanerinnen, die dem Seneca zugeſchrieben werden,

---

*) Das iſt es, was ich mir bloß eingebildet habe, ſoll hier ſo viel bedeuten, das iſt der einzige Gegenſtand meiner Gedanken, das Einzige wovon mir Bilder vorſchweben, womit meine Einbildungskraft ſich beſchäftigt.

und die Antigone des Sophokles. Aus der Vorrede zur Antigone ſieht man, daß er einen richtigen Begriff vom Trauerſpiele hatte. Aus ſeinen Ueberſetzungen ſelbſt ſieht man, daß er nicht nur den Sinn ſeiner Autoren richtig verſtand, ſondern auch die Kraft jedes einzelnen Ausdrucks vollkommen fühlte, und insbeſondere auch die Macht des Rhythmus im Ausdruck der Affekten. Man ſieht wie er arbeitete, das was er ſelbſt im Leſen der Originale empfunten hatte, auch ſeine Leſer in der Ueberſetzung empfinden zu laſſen. Vielleicht hatte er ſein Ziel erreicht, wenn ihm der glückliche Gedanke gekommen wäre, die Feſſeln des Reimes abzuwerfen.

Will man anſchaulich ſehen, wie viel unſere Sprache gewonnen hat, ſeitdem Klopſtock uns überzeugte, daß der Rhythmus der Alten (in der That der Rhythmus der Natur) auch unſrer Sprache eigen ſey, ſo vergleiche man Stollbergs Antigone mit der unſers Opitz.

Unter den geiſtlichen Gedichten iſt das Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges das größte. Vielleicht Opitz ſelbſt, oder auch die Herausgeber haben es zu der geiſtlichen Abtheilung gerechnet, weil die Haupttroſtgründe aus der Religion genommen ſind. Der Plan des Gedichtes iſt ganz der Plan einer philoſophiſchen Abhandlung, die Ausführung aber iſt poetiſch, nicht bloß weil es Verſe ſind, ſondern weil es ganz die Sprache des lebhafteſten Gefühls, und der von dem gegenwärtigen Jammer des Kriegs getroffenen Einbildungskraft iſt; eine Sprache, die dem bloßen Moraliſten nicht geziemen würde. Opitz ſchrieb dieß Gedicht ſehr jung, im dritten Jahre des ausgebrochenen Krieges, als er ſich von Heidelberg, wo er ſtudierte, nach Jütland geflüchtet hatte. Das Verlangen, ſeinen beſtürzten, geängſtigten Landsleuten, insbeſondere den Proteſtanten, etwas Tröſtliches zu ſagen, ihnen Muth einzuſprechen, machte ihn die Ausarbeitung zu ſehr beeilen. Er hat alles in der erſten Begeiſterung leicht und unbekümmert um ſorgfältigere Ausbildung hingeſchrieben. Was das Gedicht vorzüglich charakteriſirt, iſt die darin allenthalben gelehrte, auf richtige Ideen von einer göttlichen Weltregierung gegründete fromme, demüthige Reſignation, die auch in dem perſönlichen Charakter des Dichters ein Hauptzug ſcheint geweſen zu ſeyn. Dieſe Reſignation iſt aber, nach ſeiner Lehre, keineswegs paſſiv; mithin erfordert ſie Thätigkeit, Muth zum Kampf wider das Unglück, und Feſtigkeit, Beharrlichkeit zu einer guten Sache.

Die Freyheit will gedrückt, gepreßt, beſtritten werden
— — — — ſie fordert Widerſtand;
Ihr Schutz, ihr Leben iſt der Degen in der Hand
Sie trinkt nicht Muttermilch; Blut, Blut muß ſie ernähren;
Nicht Heulen, nicht Geſchrey, nicht weiche Kinderzähren,
Die Fauſt gehört dazu.
(Im [illegible]ten Buche S. [illegible]86 der Amſterdamer Ausgabe.)

Außer dieſer Standhaftigkeit empfiehlt er ſeinen Deutſchen auch noch, was ihnen eben ſo nöthig war: Einigkeit, und um Freyheit zu erhalten, bittet er ſie jene gegenſeitige Eiferſucht, die wahre Urſache alles ihres Unglücks, abzulegen.

O flieht des Neides Gift, reicht doch die treuen Hände
Einander brüderlich, und ſteht, als feſte Wände,
Die kein Gewitter fällt.

(Im 4ten Buche, S. 313.)

Der geiſtlichen Gedichte unſers Autors iſt eine große Menge. Vorzüglich zeichnen ſich die Ueberſetzungen oder Nachahmungen der Pſalmen aus. Es iſt keine darunter, die nicht irgend ein Verdienſt hätte, entweder wahrer und inniger Empfindung, oder bald großer, bald angenehmer und lebhafter Bilder, oder intereſſanter Gedanken, oder einer dem Inhalt angemeſſenen Melodie. Opitz hat dieſe Pſalmen dem Oberſten von Werder, dem Ueberſetzer des Taſſo zugeſchrieben in einem Gedichte von fünffüßigen Jamben. Wenn mich mein Ohr nicht trügt, ſo iſt die Melodie darin ſo ſchön, als man ſie von dieſer Versart fordern kann.

Wir haben bisher von Opitz bloß als Dichter geredet. Aber auch als Proſaiſt hat er große Verdienſte um unſere Sprache. Sein Styl iſt klar, fließend, elegant und harmoniſch, und Opitz iſt der erſte, der ſeiner deutſchen Proſa dieſe Vorzüge zu geben wußte. Mir iſt wenigſtens kein Autor vor ihm bekannt, der ihm in dieſen Stücken hätte dienen können.

Zwar ſcheint er in dem Bau ſeiner Perioden die Ciceronianiſchen vor Augen gehabt und nachgeahmt zu haben, aber nie ſo, daß er dem natürlichen Gange der deutſchen Sprache Zwang angethan hätte. Seine Abweichungen von der hergebrachten Folge der Wörter und Sätze ſind ſo ungezwungen und dem Ohr ſo wenig anſtößig, daß man wünſchen möchte, ſie wären beybehalten und in unſerer Sprache naturaliſirt worden.

Seine größern proſaiſchen Schriften ſind der Dialog Herzinia; ein Troſtſchreiben an ſeinen Freund, David Müller, worin er den Seneca ſcheint vor Augen gehabt zu haben, und auch daher in den Fehler verfällt, oft zu ſinnreich zu ſeyn; und die Betrachtungen über das Leiden und Sterben des Heilandes.

Zu dieſen Betrachtungen hat er ſich ebenfalls von dem damals herrſchenden verdorbenen Geſchmack der Italiener verleiten laſſen, zu viel mit ſinnreichen Gedanken zu ſpielen.

Kleinere Aufſätze ſind die Zuſchriften und Vorreden von einzelnen ſeiner Gedichte. Keiner dieſer Aufſätze iſt leer an Inhalt; in allen findet man Beweiſe, daß er ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen, ſcharfem Urtheil und richtigem Gefühle war.

Opitzens Schriften verdienen noch immer von den Freunden der deutſchen Litteratur in eben der Abſicht geleſen und ſtudiert zu werden, in welcher die Kunſtkenner und Liebhaber die Werke der alten deutſchen Maler immer wiederhohlter und aufmerkſamer Betrachtung würdig finden, in der Abſicht nämlich, das wahre und große Vergnügen zu genießen, zu ſehen, wie die erſten Genies, die in den verſchiedenen Sphären der Kunſt auftraten, durch die ungebahnteſten Gegenden den Weg zu manchem Schönen, durch inneres Gefühl geleitet, zu finden wußten. Opitzens Gefühl war zwar durch die Alten und beſten Ausländer, die er las, entwickelt; aber er fand die Sprache unvorbereitet, ſeine Gedanken und Gefühle auszudrücken. Durch ihn gewann die Sprache an Reichthum, Biegſamkeit, Politur und Harmonie.

Doctor Fauſt.

Die Volksbücher der Deutſchen, die aus dem Mittelalter ſich erhalten haben, ſind ſchöne Ueberbleibſel jener Zeiten, wo in Deutſchland die Phantaſie mit der Wirklichkeit ſich vereinigte und dieſe verſchönerte. Sie waren aus Volksſagen, Volksgeſängen und Rittergedichten hervorgegangen, und im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert in ſchlichter Proſa aufgeſtellet worden, wozu auch neue ſich geſellten, im Tone der Alten gedichtet, aber urſprünglich in Proſa geſchrieben. Dieſe Bücher dienten nicht bloß zur Unterhaltung des Volkes aus allen Ständen, ſie hatten auch die Belehrung des Volkes zur Abſicht, das dabey ſich wohl befand. Sie beförderten die Bildung des Volkes indem ſie die Einbildungskraft erweckten und ihr Nahrung gaben, indem ſie, als national, den Nationalgeiſt unterhielten, und deutſche Kraft und Treuherzigkeit zeigten, bald auch zur Lehre und Unterricht des Lebens und der Sitten beytrugen, bald fromme Geſinnungen verbreiteten.

Von dieſer Seite darf man ſie jedoch jetzt nicht mehr anſehen, da in der Bildung mehrere Fortſchritte gethan ſind, welche dieſe alten Volksbücher in den Hintergrund ſtellen. Aber zugleich mit ihnen tritt auch der deutſche National-Charakter zurück, und erſcheint nur in dunkler Ferne. Freylich zeigten ſich dieſe Bücher in den Zeiten des ſiebzehnten Jahrhunderts nicht mehr im urſprünglichen angenehmen Gewande, ſondern nur in gemeinen Umarbeitungen, wie noch jetzt die Jahrmärkte ſie darbieten, und es konnte daher nicht anders ſeyn, als daß die fortſchreitende Bildung jene Bücher dem Volke zu entrücken ſuchte, ſie ſogar als ſchädlich, wenigſtens der feineren Bildung nachtheilig, verbannte; allein man gab dafür keinen gültigen Erſatz, nur wäſſerige Kinderſchriften erſchienen, die zur Erziehung zu Männern nicht taugen, nur Romane, die keinen Charakter zu bilden vermögend ſind, die nur augenblicklichen Sinnenreiz gewähren und oft eben ſo geſchwind wieder vergeſſen werden, als ſie entſtehen.

Von dieſen Volksbüchern gab es eine bedeutende Anzahl und nicht wenige ſind bis auf unſere Zeiten gekommen, die gleich den altdeutſchen Volksliedern und romantiſchen Dichtungen, als ein Nachhall des phantaſiereichen Mittelalters ertönen. Sie erzählen die Thaten der Helden in Krieg und Frieden, ſie führen ins häusliche Leben unſerer Altvordern ein, ſie verkünden das ſtrenge, ernſte Leben des deutſchen Ritters, ſo wie ſeltſame Unternehmungen, wunderbare Dinge und Zaubereyen.

Unter dieſen letztern hebt ſich die Sage von Fauſts Schwarzkünſteleyen hervor. Nicht nur in ältern Zeiten war ſie allgemein beliebt und rauſchte wunderlich daher, wie der alte Erzähler von Fauſts Abentheuern, Widmann, ſich ausdrückt, auch nachher, mehr als irgend ein anderes Volksbuch erregte ſie Theilnahme und gab zu Schriften und Dichtungen Anlaß.

Fauſt und ſeine Begebenheiten wurden auf verſchiedene Art behandelt. Wir finden ſie als Volksbuch, als Gegenſtand gelehrter Unterſuchung, im poetiſchen Gewande. Die Volksbücher dienten zur Unterhaltung, hatten aber zugleich die Abſicht zu belehren, und damahls, als der Glaube an Zauberey, an Umgang mit Geiſtern noch geltend war, als man den Pferdefuß noch ſcheute, die Neigung zu verbothenen Künſten bey dem Volke zu unterdrücken. Das Aufſehen, welches Fauſt erregte, beförderte mancherley Schriften über ihn, zur Unterſuchung, ob es einen ſolchen Mann wirklich gegeben, und was an den Erzählungen von ihm wahr ſey, oder ungegründet. Die Phantaſie der Dichter wurde durch ihn ergriffen, ſie fand im Charakter des Fauſt, ſeines Famulus Wagner, des Mephiſtopheles, ein weites Feld ſich aufzuſchwingen, einen reichen Stoff zur dichteriſchen Darſtellung, hauptſächlich zur theatraliſchen, und Fauſt wurde bald der Held der Romane, bald als Marionetten-Spiel, als Pantomime, als Ballet, als Schauſpiel auf das Theater gebracht.

Zu verwundern iſt es, daß nicht auch die bildende Kunſt ſich dieſes Gegenſtandes bemächtigte, der ſo viel für Phantaſie und Kunſt darbietet. Zwar ſollen in einem der Volksbücher von Fauſt ſich Holzſchnitte befinden, die aber ohne Zweifel eben ſo wenig als Kunſtwerke zu betrachten ſeyn mögen, wie das Bildniß Fauſts im Holzſchnitt, das den Geſchichten von Fauſt eingedruckt iſt, welche noch jetzt auf den Jahrmärkten verkauft werden. Aus ältern Zeiten iſt uns keine Vorſtellung irgend einer Scene aus Fauſts Leben bekannt, zwey mittelmäßige Bilder ausgenommen, die in dem Keller unter Auerbachs Hofe in Leipzig aufbewahret werden *). Hat die darauf bemerkte Jahrzahl, 1525, auf die Zeit ihrer Entſtehung Bezug, ſo ſind ſie deßwegen merkwürdig, weil ſie mit Fauſt gleichzeitig ſind, der damahls ſich berühmt machte. Sie ſtellen Scenen vor, die in Auerbachs Keller ſich ſollen zugetragen haben. Auf dem einen zecht Doctor Fauſt, bey Muſik mit Studenten, auf dem andern reitet er auf einem Weinfaſſe aus dem Keller. Auf beyden befindet ſich Fauſts merkwürdiger Begleiter, der ſchwarze Hund, jedoch nicht als Pudel vorgeſtellt. So viel auch in neuern Zeiten vom Fauſt geſchrieben und gedichtet wurde, ſo ſah man doch nie ein Bild aus ſeinem Leben genommen; erſt Göthe's Meiſterwerk vermochte die Phantaſie der Künſtler zu erregen, und es iſt im Deutſchen wohl nie ein Werk erſchienen, das ſo mahleriſch gedichtet, ſo reich an bildlicher Darſtellung iſt, das dem Künſtler ſo ſehr entgegen kommt, und ihm einen ſo großen Schatz von herrlichen Bildern darbietet.

Da Fauſt noch jetzt ein Gegenſtand iſt, über den geſprochen wird, der dem Dichter Gelegenheit giebt, Talent und Genie zu zeigen, ſo wird es nicht unintereſ-

---

*) Eine Nachbildung findet man im Muſeum des Wundervollen. Band VIII. St. 1.

ſam ſeyn, was von Fauſt bekannt iſt, zuſammen zu ſtellen, und, obgleich bey den vielen Schriften über ihn nichts neues kann geſagt werden, doch alles, was wir von ihm wiſſen, in ein Bild zu vereinigen, das ihn, wie und was er war, darſtellet.

Wenn auch einige Schriftſteller Fauſts Exiſtenz nicht zugeben wollen, wenn andere den Nahmen Fauſt für erdichtet halten, der einem Magier beygelegt wurde, ob faustum in rebus peractu difficilimis successum, ſo iſt doch keinem Zweifel unterworfen, daß es einen Fauſt gab, der als Schwarzkünſtler berühmt war, und daß er zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts und im Anfange des ſechszehnten lebte. Der glaubwürdigſte Zeuge iſt Manlius, der in ſeinen Collectaneen erwähnt, einen Fauſt gekannt zu haben, aus Kündlingen gebürtig, einem Städtchen im Würtembergiſchen, der in Krakau die Magie ſtudierte, die daſelbſt öffentlich von einem Profeſſor der Magie gelehret wurde, der hernach viel umher ſtreifte und ſich geheimer Künſte rühmte. Hiermit ſtimmen auch Wier, ebenfalls ein Zeitgenoſſe Fauſts, und Delrio überein, von dem der letztere, Fauſt als einen Freund und Begleiter des Cornelius Agrippa aufführt, der damahls im Ruf eines Zauberers ſtand, wovon jedoch Wier, ein Schüler Agrippa's, nichts gedenkt. Auch Conrad Gesner giebt ein Zeugniß von Fauſts Wirklichkeit, indem er von ihm als von einem ſpricht, der vor kurzem geſtorben und ihn dem Paracelſus gleichſtellt.

Wir können wohl als gewiß annehmen, daß unſer

Fauſt derjenige iſt, von dem Manlius ſpricht. Wenn daher die ältern Geſchichten von Fauſt und nach ihnen Widmann, in ſeinen Hiſtorien des Doctor Fauſt, Roda, einen weimariſchen Flecken bey Jena, und Pfitzer, in Fauſts Leben, Soltwedel, ein Städtchen im Anhaltiſchen, als Fauſts Geburtsort nennen, ſo iſt dieſen Angaben nicht zu trauen. Was noch ſonſt von Fauſts Eltern und ſeinen frühern Jahren erzählt wird, die Sage, daß ſein Vetter in Wittenberg ihn als Knaben zu ſich genommen, ihn erzogen, auch ihm ein anſehnliches Vermögen hinterlaſſen habe, daß er zu Ingolſtadt die Doctorwürde erhalten; dieß alles iſt zu ſehr in Märchen eingehüllt, um darin zu einiger Gewißheit kommen zu können.

Eben ſo ſchwer würde es ſeyn, zu ergründen, was von denen dem Doctor Fauſt zugeſchriebenen Unternehmungen und Zaubereyen ihm angehört, oder von andern auf ihn übergetragen wurde. Wir wollen vor allem nur des Hundes erwähnen, der als treuer Begleiter von Fauſt erſcheint, und in dem, der Sage nach, ein böſer Geiſt verborgen war. * Ein ähnlicher Hund wird dem Cornelius Agrippa zugegeben, was aber ſein Freund und Schüler, Wier, widerlegt, der verſichert, daß es ein gewöhnlicher Hund geweſen, den ſein Lehrer jedoch kindiſch geliebt habe, daher jene Fabel entſtanden ſeyn könne. So wird ebenfalls vom Pabſt Sylveſter dem Zweyten erzählt, er habe ſtets einen ſchwarzen zottigen Hund um ſich gehabt, in dem der Teufel geſteckt. Man hatte ſchon früher die Wunderthaten der Schwarzkünſtler in

Schriften und mündlichen Erzählungen erhoben, und faſt jedes Zeitalter pries einen ſolchen Mann, von dem übernatürliche Dinge und Zaubereyen berichtet wurden. Je mehr dieſe Erzählungen ſich anhäuften, deſto mehr wurden diejenigen, denen man ſie beylegte, miteinander verwechſelt, und mehrern wurde eine und dieſelbe That zugeſchrieben. Und da man jetzt, als vor vielen andern Dingen ſolche Zaubermährchen intereſſirten und begierig hervorgezogen wurden, den Doctor Fauſt vor Augen hatte, den in dieſem Fache berühmten Helden der Zeit, ſo konnte es nicht anders ſeyn, als daß noch und noch viele jener Wunderthaten, als von ihm unternommen, geprieſen wurden, daß man alles in ihm vereinigte, was ſonſt von mehrern war erzählt werden. Was vor ihm, was zu ſeiner Zeit geſchehen ſeyn ſollte, ſchrieb man ihm zu, nebſt dem was ihm eigen war, man verſetzte ihn in Länder und Gegenden, wo er wahrſcheinlich nie geweſen, und ſtellte ihn gleichſam als Muſter eines den böſen Künſten Ergebenen auf. Oft verwechſelte man ihn auch mit andern ſeines Nahmens, die vor ihm und mit ihm lebten, wie mit dem Buchdrucker Fauſt oder Fuſt, der faſt ein Jahrhundert älter war, mit dem Fauſtus Socinus und andern. Einige halten Fauſt für denſelben Nekromanten, den Trithem unter dem Nahmen Georg Sabellicus anführet, der ſich auch Faustus junior nannte, welches jedoch einigen Zweifel unterworfen ſeyn möchte, weil die Benennung junior einen ältern Fauſt vorausſetzt, daher es nicht unwahrſcheinlich wird, daß Sabellicus den Fauſt, mit dem er zu gleicher Zeit lebte, nachahmte, und um mehr Anſehen zu erhalten, deſſen Nahmen annahm.

Auch mögen wir keine Unterſuchung anſtellen über die vielen Reiſen, die dem Fauſt zugeſchrieben werden. Es liegt darin nichts Unwahrſcheinliches, daß ein Abentheurer, dem es darum zu thun iſt, in der Welt Aufſehen zu erregen, mehrere Länder beſucht. Neumann, in ſeiner Diſputation über Fauſt, will zwar nicht zugeben, daß Fauſt in Wittenberg ſey erzogen worden, ſich auch daſelbſt aufgehalten habe, und glaubt, daß man Wittenberg mit Würtemberg verwechſele. Allein er kann doch wider das Zeugniß des Manlius nichts einwenden, welcher verſichert, daß Fauſt aus Wittenberg ſich habe flüchten müſſen, weil der Churfürſt Johann der Beſtändige, ihn zu greifen und feſtzuſetzen anbefohlen. Und wenn es wahr iſt, daß Fauſt einige Zeit ſich in Leipzig aufgehalten, wo er unter andern die berühmte Fahrt aus Auerbachs Keller unternahm, ſo kann er von da leicht nach Wittenberg gegangen ſeyn. Außer Zweifel ſcheint es auch, daß Fauſt an mehrern fürſtlichen Höfen ſein Glück verſuchte.

Ein ſo berüchtigter Mann wie Fauſt, mußte auch auf eine ausgezeichnete Art aus dieſer Welt gehen. Die Erzählung der Volksbücher iſt grauſend. Aber dieſes lag in ihrem Plane, andere recht nachdrücklich abzuſchrecken, ſich nicht mit böſen Künſten abzugeben. Der Zeitpunkt, der in Fauſts mit dem Teufel errichteten Bündniſſe feſtgeſetzt war, um ihn in die unterirrdiſchen Reiche abzuholen, nahte heran. Satan erſchien in der fürchterlichſten Geſtalt, führte den Doctor durch die Luft hinweg, und ſchleuderte ſeine zermalmten Glieder auf einen Miſthaufen herab. Die Schriftſteller ſeiner Zeit hingegen laſſen ihn in ſeinem Geburtsorte Kundling ſterben; aber auch nach ihnen entging er der Rache nicht, ſondern wurde mit umgedrehtem Halſe todt gefunden.

Dieſes ſind die Nachrichten, die wir über Fauſt haben, bey denen das Wahre auf mannigfaltige Weiſe ausgeſchmückt, in Mährchen eingehüllt und mit wunderbaren Dingen vermiſcht wurde, um den Mann empor zu heben, der damahls als Meiſter in böſen Künſten überall in großem Rufe ſtand, und um ſeine Geſchichte zur Belehrung des Volkes aufſtellen zu können. Alles was wir von ihm erfahren, von ſeiner herumſchweifenden Lebensart, ſeinen magiſchen Kunſtſtücken, wird uns weniger ſonderbar erſcheinen, wenn wir von den Schriftſtellern ſeiner Zeit hören, daß er den fahrenden Schülern beygezählt wurde, die wir aus Jacob Thomaſius Diſputation de vagantibus scholasticis, und vorzüglich aus Ruhkopfs Geſchichte des Schul- und Erziehungsweſens in Deutſchland kennen lernen.

Im Mittelalter herrſchte in Deutſchland die Sitte, daß junge Geiſtliche, die keine Mönche waren, die Welt durchzogen, um dadurch ihren Unterhalt zu ſuchen. Hauptſächlich indem ſie auf einige Zeit in den Schulen ſich als Lehrer anſtellen ließen, oder bey den Kirchen als Sänger und Vicarien dienten. Mit ihnen vereinigten ſich andere Abentheurer, die als Aſtrologen, Wahrſager, Zauberer, Schatzgräber auftraten, und theils durch phyſikaliſche und chemiſche Experimente das Volk in Erſtaunen ſetzten, theils die Unwiſſenden und Abergläubiſchen durch ihre Künſte hintergingen. Sie hatten den Nahmen Scholastici vagantes, Scolares vagantes, fahrende Schüler. Sie nahmen jede Gelegenheit wahr, um ihre Künſte geltend zu machen, und daß ſie auch da ſich einfanden, wo Fürſten ſich verſammelten, bezeugt die Limburger Chronik *). Sie erzählt, daß auf dem Reichstage zu Frankfurt, im May des Jahres 1397, die Zahl der anweſenden Fürſten, Grafen und Herren, Ritter und Edelknechte auf 5182 betragen habe, und ſetzt hinzu: »darneben ahn fahrenden Schüleren, Fechtern, Spielleuten, Sprengern und Trumpetern 450 Perſchonen.«

Es war eine geraume Zeit hindurch, daß dieſe ſeltſame Gewohnheit dauerte; ſchon im dreyzehnten Jahrhundert trifft man ſolche herumziehende Abentheurer, und noch im funfzehnten Jahrhundert, bis zur Zeit der Reformation, findet man ihrer gedacht. Die mannigfaltige Unordnung und Störung, die durch ſie entſtand, vermochte die deutſchen Concilien, ihnen das Herumwandern zu unterſagen und ſie ſogar in den Bann zu thun. Allein demungeachtet waren ſie nicht auszurotten. Die Verbeſſerung der Schulen, die im vierzehnten Jahrhundert begann, gab Gelegenheit, daß dieſe Wanderungen noch weiter ſich ausdehnten, daß viele Schüler

---

*) Hontheim, Prodrom. Hist. Trevir. pag 1012. Col. 1.

von Schule zu Schule zogen, unter dem Vorwande, in der einen ſich mehr Kenntniſſe erwerben zu können, als in der andern. Bey dieſer Richtung gewannen die fahrenden Schüler den Vortheil, daß ſelbſt die Kirche ihnen nachſah, und in ihren Wanderungen nichts tadelhaftes fand. Sie theilten ſich in die größern, welche ſich **Bachanten** nannten, und in die kleinern, die **Schützen**. Ein ſolcher fahrender Schüler war **Burkhard Zengg** von Memmingen, der im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts lebte und ſein Leben ſelbſt beſchrieb *). Er zog in ſeiner Jugend theils allein, theils in Geſellſchaft von einer Schule zur andern, um ſich Unterhalt zu verſchaffen. Unter andern erzählt er: »Es ſagt mir ain Schueler, wie das gar eine gutte Schuel zu Ehingen war, und wolt ich mit im ziehen, das ichs tatt; alſo ging ich mit im nach Ehingen, da waren groß Bachanten, die lieſſen all in di ſtatt nach prott, da ich das ſah, das die alten und groſſen Schueler nach dem prott lieſſen und ſungen, da lieſf ich mit in und kam an, ich wolt mir ſelb viert gnug gebettelt han, und ſchämet mich fürbas nit mer.« Ob nun gleich dieſe Schüler mehr Anſehen hatten, als die der ältern Zeiten und daher geduldet wurden, ſo mögen ſie doch nicht viel beſſer,

---

*) A. F. **Oefelius**, Rerum Boicarum Script. Tom. I. pag. 245. ſeqq. Nachdem Zengg eine geraume Zeit umhergezogen, begab er ſich endlich im Jahre 1420 in Augsburg bey einem Kaufmanne in Dienſte und verheirathete ſich viermahl nacheinander.

als ihre Vorgänger geweſen ſeyn, indem ſie ebenfalls nur durch die Wohlthaten anderer, und der Kirche unterhalten würden, und viele von ihnen, ſo wie jene, durch magiſche Künſte und dergleichen Dinge ſich bemerkbar mögen gemacht haben.

Daß Fauſt ein ſolcher fahrender Schüler geweſen, geht nicht nur aus allem hervor, was wir von ſeiner Lebensweiſe wiſſen, und wird durch ſein Umherziehn in ſo verſchiedene Orte und Gegenden noch mehr beſtätigt; auch Conrad Gesner ſetzt ihn ausdrücklich unter ihre Zahl, als einen ſolchen, der vorzüglich wäre gerühmt worden.

Das große Aufſehen, das Fauſt zu ſeiner Zeit erregte, welches auch der Grund zu dem Rufe war, den er bey der Nachwelt erlangte, läßt ſich nur aus dem Geiſte ſeiner Zeit erklären. Dieſer Zeitgeiſt iſt ſteten Veränderungen unterworfen, und faſt jedes Zeitalter hat ſeinen eigenen Ton, ſeine eigene herrſchende Denkart unter dem Volke. Doch geſchehen dieſe Veränderungen nicht auf eine Weiſe: bald durch allmähligen Uebergang, wenn das Neue aus dem Vergangenen ſich erzeugt; bald plötzlich, wenn das Neue dem Alten widerſprechend und faſt entgegen geſetzt erſcheint. Das Wunderbare, was im Mittelalter das Gemüth durchdrang, brachte das Romantiſche hervor; aber es artete nach und nach aus, und ging in den Wohlgefallen an übernatürliche Dinge über, an magiſche Künſte, eine Neigung die in der neueren Welt nie ſo ſtark, ſo allgemein gefunden wurde, als in jenen Zeiten, in denen man allgemein an geheime Künſte glaubte, wovon ſelbſt gelehrte Männer nicht frey waren, wie Cornelius Agrippa, Paracelſus, Cardanus, Thomas Campanella, und andere.

Der Verfall der Philoſophie, die im vierzehnten Jahrhundert in Schwärmerey ausartete, brachte dieſe Neigung vorzüglich hervor. Durch die Kreuzzüge hatten die Abendländer von den Arabern größere Kenntniß in der Medicin und Aſtronomie erlangt, die aber, da ſie noch nicht genug geläutert waren, zur Aſtrologie und Magie hinführten, und zum Aberglauben verleiteten. Männer, die meherere Kenntniſſe der Naturkräfte beſaſſen als der große Hauſe, konnten leicht ſich empor heben; um ſo weniger konnte es denen fehlen, Anſehn zu erlangen, welche durch Betrug darauf ausgingen. Sie wußten die Stimmung des Volkes zu ihrem Vortheile zu benutzen, durch Täuſchungskünſte Aufſehn zu erregen, und beſtärkten das Volk um ſo mehr in der Meinung, daß übernatürliche Dinge auf den Lauf der Natur Einwirkung hätten. Das Glück, das man in der wirklichen Welt entweder nicht zu finden glaubte, oder nicht anders, als durch Anſtrengung und Ausdauer finden konnte, das ſuchte man in der Welt der Geiſter, um ohne Mühe und auf die geſchwindeſte Art das zu erhalten, was dem großen Hauſen das Wünſchenswertheſte und Höchſte iſt, Reichthum und ſinnliches Vergnügen. Und darum konnten auch nur böſe Geiſter hierbey eine Rolle ſpielen, weil der Durſt nach ſolchen vergänglichen Dingen durch gute Geiſter nicht zu ſtillen war, die nur geiſtige Freuden gewähren, die auf die Zukunft, auf eine andere Welt verweiſen, indeß jene mit Wirklichkeit in der Gegenwart ſättigen, was der bloß ſinnliche Menſch allem vorzieht.

Bey dieſem Wohlgefallen an übernatürlichen und magiſchen Künſten, die jetzt vorzüglich Bewunderung erhielten, und die Aufmerkſamkeit feſſelten, war es nicht anders möglich, als daß ein Abentheurer wie Fauſt, jetzt mehr Aufmerkſamkeit erregen konnte, als andere berüchtigte Schwarzkünſtler vor ihm. Und wenn er mehr galt als andere Magiker ſeiner Zeit, ſo iſt dieſes theils dem Zufalle zuzuſchreiben, theils daher zu leiten, weil er ſich vorzüglich geltend zu machen wußte, weil er an Schlauheit vielen ſeiner Zeitgenoſſen überlegen war, und mit vielen bedeutenden Männern in Verbindung ſtand.

Wenn wir uns nun einen Mann denken, der an Gewandtheit, an aſtrologiſchen und phyſiſchen Kenntniſſen andere ſeines gleichen übertraf, der es verſtand, die Stimmung ſeiner Zeit zu benutzen, um durch magiſche Kunſtſtücke, durch wunderſame Dinge ſich hervorzuthun, ſo haben wir eine richtige Vorſtellung vom Doctor Fauſt, die wir noch erhöhen können, wenn wir ihm ein bedeutendes, imponirendes Aeußere geben.

Iſt es gleich ein eben ſo unangenehmes Geſchäft, Büchertitel aufzuzählen, als es dem Leſer läſtig wird, nur Namen und Titel zu leſen, ſo wird doch vielleicht mancher zufrieden ſeyn, wenn wir anführen, was uns von Schriften von und über Fauſt bekannt geworden iſt, da es zugleich nicht unintereſſant ſeyn kann, zu ſehen, wie viel über dieſen Gegenſtand geſchrieben, und wie mannigfaltig dieſe Volksſage iſt behandelt worden.

Volksbücher.

1. Hiſtoria von Doctor Johann Fauſti, des ausbundigen Zäuberers und Schwarzkünſtlers Teufeliſcher Verſchreibung, vnchriſtlichen Leben und Wandel, ſeltzamen Abenthewern, auch vberaus gräwlichem vnd erſchrecklichem Ende. Jetzt auffs newe vberſehen, vnd mit vielen Stücken gemehret. M. D. LXXXIX. 8. Ohne Benennung des Druckortes. Nach den Worten, jetzt aufs neue überſehn, muß es alſo ein noch älteres Volksbuch vom Fauſt als dieſes, gegeben haben, und es iſt dieſes nicht das erſte, ſo wie der Zuſatz, mit vielen Stücken vermehrt, beurkundet, was wir ſchon bemerkt haben, daß viele Sachen auf Fauſt mögen übergetragen werden ſeyn, woran er keinen Antheil hatte.

2. Erſter Theil der wahrhaftigen Hiſtorien von den greulichen und abſcheulichen Sünden und Laſtern, auch von vielen wunderbarlichen und ſeltſamen Ebenteuern ſo D. Johannes Faustus, ein weltberuffener Schwarzkünſtler und Erzzauberer, durch ſeine Schwarzkunſt bis an ſein ſchreckliches End hat getrieben; mit nothwendigen Erinnerungen und ſchönen Exempeln, menniglichen zur Lehr und Warnung außgeſtrichen und erklärt, durch Georg Rudolf Widmann. Gedruckt zu Hamburg, Anno 1599. 4. — Es ſollen davon noch frühere

Ausgaben vorhanden ſeyn, ſo wie auch ein zweyter und dritter Theil hinzu kam, wobey aber zu bemerken, daß ſchon das zuvor angeführte Volksbuch in drey Theile oder vielmehr Abſchnitte eingetheilt iſt. In der Vorrede ſoll der Verfaſſer bemerken, daß ſchon vorher die Hiſtorie von Doctor Fauſt im Druck erſchienen ſey, die er aber, weil die ganze Hiſtorie nicht darin begriffen wäre, neu zu ſchreiben entſchloſſen ſey. Alſo unſtreitig wieder neue Zuſätze zu Fauſts Geſchichte.

3. Das ärgerliche Leben und ſchreckliche Ende des vielberüchtigten Erzſchwarzkünſtlers D. Johannis Fausti, erſtlich vor vielen Jahren fleißig beſchrieben durch G. R. Widmann, jetzo aufs neue überſehn, und ſowohl mit neuen Erinnerungen, als nachdenklichen Fragen und Geſchichten der heutigen böſen Welt zur Warnung vermehrt, durch Jo. Nicolaum Pfitzerum, Med. Doct. etc. Nürnberg 1681. 1685. 1711. 1726. 8.

4. Chriſtoph Wagners Zauberkünſte und Leben D. Fausti. Berlin 1712. 1714. Dieſes Buch ſoll Fauſts Famulus Wagner geſchrieben haben, es ſoll aber eine Abkürzung von Widmanns Schrift ſeyn.

5. Des durch die ganze Welt beruffenen Erz-Schwarz-Künſtlers und Zauberers D. Johann Fauſts mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abentheuerlicher Lebens-Wandel, und mit Schrecken genommenes Ende. Aufs neue überſehn, in eine beliebte Kürze zuſammen gezogen, und allen vorſetzlichen Sündern zu einer herzlichen Vermahnung und Warnung zum Druck befördert von einem Chriſtlich Meynenden. Frankfurt und Leipzig. 8., ohne

Angabe des Jahres. Dieſes Buch iſt auch unter dem Ort, Cöln am Rhein und Nürnberg herausgekommen. Es iſt eine Abkürzung der ältern Volksbücher, und iſt jetzt noch auf den Jahrmärkten zu verkaufen. Ein Auszug davon ſteht im erſten Bande von **Reinhards** Bibliothek der Romane.

Eine franzöſiſche Ueberſetzung des deutſchen Volksbuches erſchien 12. Paris 1614. Cöln, 1712.

Schriften, die Fauſt erwähnen, und über Fauſt.

1. **Jo. Manlius**, Collectanea locorum communium. Basil. 1600. pag. 38. Hierin findet ſich die älteſte beſtimmte Nachricht von Fauſt.

2. **Jo. Wierius**, de Praestigiis daemonum. Lib. II. pag. 145. seq.

3. **Conrad. Gesner**, Onomasticon und Epist. Medicinal.

4. **Philippus Camerarius** in ſeinen Horis subsecivis.

5. **Martinus Delrio**. Disquisit. Magicae, Lib. II. qu. 11.

6. **Samuel Meigerus**, Nucleus historicus, Lib. 7. Cap. 18.

7. **Gabriel Naudäus**. Apologia.

8. **Andreas Hondorf**, Promtuarium exemplorum.

9. **Jacob Thomasius**, Discursus de vagantibus Scholaticis. §. 28. 131. 134. 135.

10. **Bierling**, Diss. de Phyrrhonismo historico, pag. 158. seq.

11. **Jo. Conrad Dürr**, Diss. epistolica de Johanne Fausto. Altdorf. 1676. in **Schellhorn** Amoenitat. Literar. Tom. V. pag. 50. seqq. Der Verfaſſer hält die Geſchichte Fauſts für ein Mährchen, und ſucht zu beweiſen, daß alles, was von Dr. Fauſt erzählt wird, auf den Buchdrucker Fauſt gehe.

12. **Joh. Georg Neumann**, Disquisitio historica de Fausto praestigiatore. Wittenb. 1683. 4. Dieß iſt die erſte kritiſche Behandlung der Geſchichte Fauſts. Es ſind davon mehrere Auflagen erſchienen. 1742, 1743, 1746. Eine deutſche Ueberſetzung davon findet ſich in dem Buche: Deliciarum Manipulus, das iſt: Annehmliche und rare Discurſe von mancherley nützlichen und curiöſen Dingen. Erſter Theil, 1703. Dieſe Ueberſetzung führt den Titel: Curiöſe akademiſche Catheder-Luſt, oder hiſtoriſche Betrachtung des ſogenannten D. Fauſtens, auf der Univerſität Wittenberg, den 23. May 1683 herausgegeben von M. Johann Georg Neumann. In dieſer Ueberſetzung fehlt der §. 8 des zweyten Capitels des lateiniſchen Originals, und es iſt nach dem §. 5 des dritten Capitels ein neuer Paragraph hinzugekommen, der eine Widerlegung der Meinung enthält, daß D. Fauſt und der Buchdrucker Fauſt einerley Perſon wäre.

13. **Tenzel**, Supplem. Hist. Gothanae. Jenae, 1701. Tom. I. pag. 95. deſſen monatliche Unterhaltung, 1704. S. 746. Tenzels Nachrichten ſind aus den Briefen des Mutianus Rufus, der als Canonicus in Gotha lebte, und daſelbſt im Jahre 1526 ſtarb. Mutianus giebt Fauſt den Vornamen, Georg.

14. Chriſtoph Auguſt Heumanns Nachrichten vom Dr. Fauſt, in Haubers Bibliotheca Magica. St. 27. S. 195.

15. Bocks und Badmanns Nachrichten von Fauſt, im Hannöverſchen Magazin v. J. 1758, S. 1463, und v. J. 1759, S. 609.

16. Hiſtoriſche Remarquen über Dr. Johann Fauſtens Leben, nebſt andern hierbey ereigneten Begebenheiten, auch was ſonſt von Fauſts Büchern ohne Grund ausgeſtreut werden. Zwickau. s. a. 8.

17. Hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung über das Leben und die Thaten des als Schwarzkünſtler verſchrieenen Landfahrers Doctor Johann Fauſts, des Caglioſtro ſeiner Zeiten. Leipzig. 1791. 8.

18. Ueber Fauſt als Volksbuch, ſiehe die deutſchen Volksbücher von J. Görres, S. 207. f. *)

---

*) In dieſem geiſtreichen Werke iſt nicht nur der Charakter, unter welchem der fabelhafte Magier in der deutſchen Volksſage auftritt, im Allgemeinen treffend und anſchaulich geſchildert; ſondern auch mehreres beygebracht, was für die Entſcheidung der hiſtoriſchen Streitfrage von Fauſt das weſentlichſte iſt. Von dem größten Gewicht iſt die daſelbſt angeführte Stelle des Trithemius; und ich meines Theils bin der Meynung, daß der in dieſer Stelle von Trithemius geſchilderte Sabellicus, der ſich auch den jüngern Fauſt nannte, und durch Franz von Sickingens Begünſtigung, indem der große Held der Magie ſehr ergeben war, öffentlicher Lehrer in Kreutznach wurde, der eigentliche hiſtoriſche Fauſt ſey. Hiſtoriſch nenne ich ihn, weil er wenigſtens nach des Trithemius Zeugniß für keine fabelhafte Perſon gehalten werden kann, und ſo iſt wohl die Geſchichte und Kunde von ihm, der Mittelpunkt geworden, an den ſich vieles aus älterer Sage, manches nach dem allgemeinen Begriff von einem Magier ganz Erdichtetes ange-

19. Ueber die verſchiedenen poetiſchen Behandlungen der National-Legende vom Doctor Fauſt in deutſcher Sprache, ſ. im Journal von und für Deutſchland, 1792. St. 8. S. 657. f.

20. Einige litterariſche Nachrichten über Fauſt, ſtehn in Kochs Compendium der deutſchen Litteratur-Geſchichte, Th. II. unter den Romanen S. 238. Auch Bouterwek in der Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, Band IX. S. 422, erwähnt Fauſt und ſeinen Zauberroman.

21. Ueber Doctor Fauſt: die älteſten Nachrichten von ihm, ſ. in der Berliner Monatsſchrift v. J. 1810, Julius, S. 17. f.

ſchloſſen zu haben ſcheint. Merkwürdig iſt, wie nach deſſelben Trithemius Zeugniß jener Gottesläſterer behauptete, Chriſti Wunder ſeyen, obwohl wirklich, doch gar nicht wunderbar. Er könne dergleichen auch bewirken; unſtreitig in derſelben Meynung, wie auch jetzt Einige im gleichen aftermagiſchen Frevelwahne anzudeuten ſcheinen, Chriſtus habe ſeine Wunder durch den Magnetismus bewirkt. — Die größte Aufmerkſamkeit verdient übrigens, was unſer Verf. über die Menſchengattung, welcher Fauſt angehörte, im Allgemeinen beybringt; jene fahrenden Schüler nämlich, welche im 15ten Jahrhundert dergleichen Weſen und Unweſen trieben. Ich glaube nicht, daß es bloß einzelne Abentheurer waren. Es mag ein gewiſſer wenn gleich geheimer Zuſammenhang unter ihnen Statt gefunden haben; zur Fortpflanzung und verborgenen Mittheilung ihrer wahren, oder angeblichen Naturgeheimniſſe und Zauber- oder Täuſchungskünſte. Es war überhaupt damals das Zeitalter der öffentlichen und geheimen Verbündungen und Verbrüderungen, zu weltlichem oder auch geiſtigem Zweck. Man erinnere ſich nur an die Vehmgerichte und ſo manche andere, ſeit der Aufhebung der Tempelherren entſtandene Verbindungen. — Anmerk. des Herausgebers.

Dichteriſche Behandlungen.

1. Im Jahre 1746 gab die Schuchiſche Geſellſchaft in Maynz ein extemporirtes Stück von Fauſt, ſ. Theaterjournal für Deutſchland I, 64. Zu dieſen Zeiten wurde Fauſt mehrmahl als tragiſche Poſſe auf das Theater gebracht, vorzüglich auf Marionetten-Theater, die ſie auch jetzt noch häufig geben, wo Kaſperle eine Hauptrolle ſpielt.

2. Als Pantomime kam Fauſt häufig auf das Theater. Im Jahre 1770 gab die Wäſerſche Schauſpieler-Geſellſchaft in Leipzig eine Pantomime, Doctor Fauſt, ſ. über die Leipziger Bühne, an Herrn J. F. Löwen zu Roſtock. Erſtes Schreiben 1770. S. 96. Zweytes Schreiben, S. 200. Im Jahre 1809 ſah man in Leipzig eine ähnliche Pantomime von der Nuthiſchen Geſellſchaft. Im Jahre 1779 wurde in Wien eine Pantomime, Doctor Fauſt aufgeführt, wozu ein Programm in deutſcher und franzöſiſcher Sprache ausgegeben wurde: **Dernier jour du Docteur Faust**, Pantomime dressé sur le Plan allemand d'un de nos Amateurs du Théatre, representé par des Enfants au Théatre Imp. et Royal, d. i. Doctor Fauſts letzter Tag, eine Pantomime nach dem Entwurf eines hieſigen Theater-Freundes, aufgeführt durch Kinder auf dem K. K. Theater.

3. Leſſing hatte die Abſicht, den Fauſt als Schauſpiel zu bearbeiten, er hat davon aber nur eine Scene bekannt gemacht; in den Briefen die neueſte Litteratur betref-

betreffend, Th. I. S. 103. In dieſer Scene verlangt Fauſt den ſchnellſten Geiſt der Hölle zu ſeiner Bedienung, und erwählt unter ſieben Geiſtern den, der als ſo ſchnell ſich ankündet, wie der Uebergang vom Guten zum Böſen.

4. Johann Fauſt, ein allegoriſches Drama von fünf Aufzügen. München, 1775. 8.

5. Die Höllenrichter von Lenz. Ein Fragment, das im deutſchen Muſeum vom Jahre 1777, May, S. 254 ſteht, worin Fauſts abgeſchiedener Geiſt wieder auf die Erde zurückgeführt wird.

6. Situationen aus Fauſts Leben, vom Mahler Müller. Mannheim, 1776. 8.

7. Fauſts Leben, dramatiſirt vom Mahler Müller, Th. I. Mannheim, 1778. 8.

8. Doctor Fauſt, eine Erzählung von Hamilton, frey überſetzt von Mylius, im zweyten Band der Bibliothek der Romane. Das franzöſiſche Original führt den Titel: L'enchanteur Faustus.

9. Doctor Fauſts Leibgürtel, Poſſe in einem Akt nach Rouſſeau, von Mylius und Schink. Gotha 1781. Es iſt eine freye Ueberſetzung von Rouſſeau's: Devin de village. Sie ſteht auch im Theater der Ausländer von Reichard. B. III.

10. Der neue Fauſt, ein Duodrama von Schink, ſt. in dem Buche: zum Behuf des deutſchen Theaters. Vorher ſtand eine Probe davon im ſechſten Bande von Reichards Theater-Journal für Deutſchland.

11. Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt, in fünf Büchern, von Klinger. Petersburg, 1791. 8.

12. Scenen aus Fauſts Leben von Schreiber. Offenbach, 1792. 8.

13. Fauſt von Mainz, Gemählde aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts von J. M. Komarok. Leipzig, 1794. 8.

14. Der Färberhof, oder die Buchdruckerey in Mainz von Nic. Votg. In den Ruinen am Rhein, Th. I. Frankfurt a. M. 1809. 8. Dieſes Schauſpiel enthält Fauſts Geſchichte, mit der des Don Juan vermiſcht.

15. Fauſt, eine romantiſche Tragödie vom Dr. K. Schöne. Berlin 1809. 8.

16. Fauſt, ein Trauerſpiel nach der alten Volksſage bearbeitet, von Auguſt Klingmann. Iſt noch nicht gedruckt.

17. Fauſt, eine Tragödie von Göthe. Tübingen, 12. 1808, und im achten Bande von Göthe's, bey Cotta in Tübingen herausgekommenen Werken. Göthe hatte ſchon im ſiebenten Bande ſeiner zu Leipzig 1790 bey Göſchen gedruckten Schriften ein Fragment ſeines Fauſt bekannt gemacht, welches hier vermehrt, aber nicht vollendet erſcheint. Wir erwähnen dieſen Fauſt zuletzt, weil er über alle vorhergehende ſich erhebt, denn ſo wie er Göthe's eigenthümlichſte Schöpfung iſt, ſo verdient er ungezweifelt auch das Höchſte der deutſchen Dichtkunſt genannt zu werden.

18. Engliſche Schauſpiele von Fauſt. Doctor Faustus, tragical History, by Christ. Marlow, London. 1604, 1663. — Life and Death of Doctor Faustus, with the humours of Harlequin and Scara-

mouche. Lond. 1697. — A dramatic Entertainment, call'd the Necromancer, or Harlequin Doctor Faustus. Lond. 1768

Wir dürfen nicht unbemerkt laſſen, daß Fauſt ſelbſt als Schriftſteller auftritt, in einem Syſtem der Magie unter dem Titel: Fauſts Höllen- und Geiſter-Zwang, welches auf Fauſts Geheiß, nach ſeinem Tode, ſein Famulus Wagner ſoll bekannt gemacht haben. Mit Grunde wird an der Wahrheit dieſes Vorgebens gezweifelt, und unſtreitig iſt das Buch aus andern Zauberbüchern, unter Fauſts Namen, zuſammen geſchrieben worden. Es exiſtirt ſo viel uns bekannt, nur im Manuſcript.

Es würde ſo anziehend als lehrreich ſeyn, die verſchiedenen Darſtellungen des Fauſt in den hier angeführten Romanen und Schauſpielen gegen einander zu ſtellen, und das Eigenthümliche einer jeden zu bemerken. Fauſts Geſchichte iſt reich genug, um auf mannigfaltige Art und Weiſe behandelt zu werden; die Charaktere des Fauſt, des Mephiſtopheles und Wagners, geben ihr noch jetzt großes Intereſſe, und laden die Dichter ein, ihre Kräfte zu verſuchen. Einige ſind dem Volksmährchen treuer geblieben als andere, je nachdem dieß der Plan der Bearbeitung und der Augenpunkt zuließ, aus dem das Ganze angeſehn wurde. Und ſo finden ſich bald mehr, bald weniger von Fauſts Geſchichten mit andern Situationen vermiſcht, welche der Zweck des Dichters erforderte; ſo iſt bisweilen nur der Hauptcharakter beybehalten, und der Geſchichte ein eigner Gang gegeben.

Wir finden bald ernſtes Trauerſpiel, bald nur die komiſche Seite herausgehoben, bald eine tragiſche Poſſe, wo ſchauderhafte Scenen mit niedrig komiſchen abwechſeln. Wenn hier eine moraliſche Tendenz obwaltet, zuweilen vermiſcht mit Satire auf Sitten neuerer Zeiten, ſo iſt dort Allegorie ſichtbar. Bey dem einen erſcheint Fauſt als Ehrgeiziger, bey dem andern von unerſättlichem Durſt nach Kenntniſſen angetrieben, gemeiniglich vom Geiſt der Sinnlichkeit beherrſcht, der Magie ergeben, um ſeinen Zweck zu erreichen.

Berichtigung einer Stelle
in
Dampmartins Geſchichte von Frankreich.
Paris 1810:
(La France sous les Rois, essai historique, tome cinquième, pag. 171.)

Von J. W. Ridler.

»Les troubles du Brabant (1781!?)« heißt es: »reclamèrent la présence de Joseph et il profita de cette circonstance pour revoir une soeur chérie. Le second voyage de l'empereur fit fermenter avec une nouvelle force, les soupçons et la défiance que le premier avoit produits. Monarque ambitieux et absolu, il sollicita vivement la reine de ne pas restreindre ses vues à la parure, aux amusemens et aux succès d'une femme aimable: il lui présenta comme l'unique but de ses projets et de son ambition, une influence sans rivalité sur l'esprit de son époux: il lui persuada que l'honneur de régler les destinées du royaume devoit lui appartenir tout entier.«

Wäre dieſe Behauptung Dampmartins gegründet, ſo würde Joſeph als einer der Urheber der mannigfaltigen Leiden der unglücklichen Königin erſcheinen; wir ſind es daher den Manen des erhabenen Fürſten ſchuldig, dieſe Aeußerung eines geachteten Schriftſtellers zu berichtigen, damit ſie nicht als eine für wahr gehaltene Thatſache auf die Nachwelt übergehe, und Joſephs Charakter da in Schatten geſtellet werde, wo er vielmehr als ein die Zukunft durchdringender Forſcher, als ein liebevoller Bruder, und höchſt edler Menſch erſcheinet. Wahrſcheinlich ſtützet Dampmartin ſeine Angabe auf die allgemeinen Gerüchte, die man in ganz Frankreich über Joſeph verbreitete. Es war das Schickſal dieſes Fürſten, während ſeines erſten Aufenthalts in jenem Lande von der Mehrheit des franzöſiſchen Volkes vergöttert, und bald nach ſeiner Abreiſe von einer großen Parthey eben ſo ſehr verläumdet zu werden; man legte ihm Aeußerungen in den Mund, die nie über ſeine Lippen gekommen, mit ſeinen übrigen Grundſätzen im furchtbarſten Widerſpruche ſtehen; man ſchrieb ihm ehrgeitzige Plane zu, an die er nie gedacht, und als ein weiſer Regent nie denken konnte; die aber, ſobald man daran glaubte, auch ganz geeignet waren, die hohe Begeiſterung des ganzen franzöſiſchen Volkes für Joſeph in den bitterſten Haß zu verwandeln *).

---

*) So muthete ihm Friedrich II. Plane auf den Erwerb von Elſaß und Lothringen zu; als ſolcher Länder, die ſeine Ahnen beſeſſen. Der königliche Geſchichtſchreiber, dem unendlich viel daran liegen mußte, das Bündniß zwiſchen Frankreich und Oeſterreich zu zerreiſſen, vergißt freylich anzugeben, aus welcher Quelle er ſeine Behauptung geſchöpft. Joſeph II., in der Politik Kaunitzens Zögling, lernte auf

Ein höchſt merkwürdiger Zug aus Joſephs Leben, den wir hier erzählen wollen, wird die obige Behauptung Dampmartins hinreichend widerlegen; wir verdanken deſſen Mittheilung einem Manne, der das unbegränzte Zutrauen Joſephs beſaß, und in die wichtigſten Staatsgeheimniſſe eingeweihet war: dem Kabinetsſekretär **Anton Knecht** *), welcher Joſeph auf allen ſeinen Reiſen begleitete.

Schon während ſeines erſten Aufenthalts in Frankreich war dem Kaiſer manches aufgefallen, das ihn für die Zukunft nichts Gutes ahnen ließ, und für das künftige Loos der Königin Beſorgniſſe erweckte. Durch die Berichte ſeines Bothſchafters in mehreren ſeiner Anſichten bekräftiget, beſchloß Joſeph, da die Angelegenheiten der Niederlande dort ſeine Gegenwart erheiſchten (1781), dieſe Gelegenheit zu benützen, um eine geliebte Schweſter wieder zu ſehen, und ihr, da es den Großen ſo oft an einem aufrichtigen Freunde fehlet, einige Winke über ihre Lage zu geben.

Bey dem erſten Beſuche, den er der Königin machte,

ſeiner erſten Reiſe durch Frankreich die großen Hülfsquellen dieſes Landes, ſo wie den Charakter des franzöſiſchen Volkes kennen, und fällte über daſſelbe ein ganz anderes Urtheil, als damahls die Mehrzahl der deutſchen Schriftſteller gefället hat; er bewies auch durch ſeine ganze Regierung, wie hoch er das Bündniß mit Frankreich ſchätze und wie gern er es, ſelbſt mit Opfern beyzubehalten wünſche.

*) Dieſer Mann, von einem feſten Charakter und unbeſcholtenem Rufe, von unerſchütterlicher Treue und inniger Anhänglichkeit an ſeinen Fürſten — ſtarb *arm*. Ein einfacher Leichenſtein mit dieſer Inſchrift würde die paſſendſte Lobrede auf dieſen Biedermann ſeyn.

bat er ſie um ihr Taſchenbuch, ließ ſich nach deſſen Format einige Bogen Papier zuſchneiden, und ſchrieb darauf alle ſeine Anſichten und Beſorgniſſe über die damahligen Zeitumſtände und Verhältniſſe der Königin nieder. Dieſe Denkſchrift führte den Titel: »Mein Vermächtniß an meine geliebte Schweſter Antoinette.« Der Kaiſer bat darin die Königin, zu vergeſſen daß ſie eine geborne Erzherzogin von Oeſterreich, aber ſich ſtets zu erinnern, daß ſie die Königin von Frankreich ſey; bey jeder ſchicklichen Gelegenheit dem Ehrgefühl und dem Nationalſtolze des franzöſiſchen Volkes zu ſchmeicheln; ſich auf keine Weiſe in die Staatsangelegenheiten zu miſchen, weil ſie ſonſt die Grafen Maurepas und Vergennes, keine Freunde Oeſterreichs, ja das ganze Miniſterium, über ihren Einfluß höchſt eiferſüchtig, und ſich zu unverſöhnlichen Gegnern machen werde; er bat ſie, ihre Ausgaben zu beſchränken und dem übrigen Hofe und den Prinzen vom Geblüte mit einem erhabenen Beyſpiele voranzugehen, ohne jedoch dabey ihrer hohen Würde etwas zu vergeben. Ihr Benehmen gegen die Prinzen vom Geblüt und den hohen Adel, gegen Gelehrte und andere Männer von Verdienſt wurde gleichfalls berührt; ja ſelbſt der Veteranen des franzöſiſchen Heeres und der Wittwen und Waiſen der vor dem Feinde gefallenen Krieger nicht vergeſſen und gegen ſie eine königliche Freygebigkeit anempfohlen; kurz dieſe kleine Denkſchrift konnte als ein wahrer goldener Spiegel angeſehen werden.

Am Tage des Abſchiedes bat Joſeph die Königin, ihm eine Bitte nicht zu verſagen; Sie verſprach es. Der Kaiſer gab ihr nun ihr Taſchenbuch wieder zurück, und bat ſie in den rührendſten Ausdrücken, das darin aufbewahrte Denkmahl der brüderlichen Liebe mit eben den herzlichen Gefühlen aufzunehmen, als es niedergeſchrieben worden ſey; in einer ruhigen heitern Stunde es zu leſen, und darüber reiflich nachzudenken. — Die Königin war erſchüttert, und weinte heftig; auch Joſeph war innigſt bewegt; mit Gewalt riß er ſich aus ihren Armen, und verließ ſie mit bangen, ja düſtern Gefühlen. — Dieſe beyden Geſchwiſter hatten ſich damahls zum letztenmahl geſehen. —

Es iſt Schade, daß auch dieſe höchſt merkwürdige Denkſchrift im Strome der Zeiten untergegangen, ſie wäre ein herrlicher Gewinn für den künftigen Biographen Joſephs, deſſen hellſehender Geiſt und edler Charakter darin im ſchönſten Glanze erſcheinen würden. Allein wir zweifeln ſehr, ob auch die ſtrengſte Befolgung aller dieſer trefflichen Rathſchläge, welche Weisheit und brüderliche Liebe niedergeſchrieben, das ſchreckliche Loos, das die Königin in der Folge getroffen, in dieſen verhängnißvollen Zeiten abgewendet haben würde.

Ueber ein öſterreichiſches Idiotikon.

An den Herausgeber.

Die S. 6. des Julyheftes Ihres Muſeums hat meinen ſchon anderswo geäußerten Wunſch, daß doch jemand (Landgeiſtliche und Landwirthe, die mit dem Volke viel Verkehr haben, wären am meiſten dazu geeignet) ein öſterreichiſches Idiotikon, etwa nach dem Muſter des ſchweizeriſchen von Stalder, unternähme, lebhaft wieder aufgeregt. Ein wackerer Gelehrter, mit L. K. unterzeichnet, hatte unlängſt in den Vaterländiſchen Blättern gründliche Prolegomena dazu geliefert, aber nicht geſagt, ob er auch die Materialien bereits geſammelt habe. Selbſt des vortrefflichen Popowitſch Sammlung iſt Manuſcript geblieben. — Vielleicht, wenn man uns nachdrücklich aufmerkſam macht auf unſere Schätze, ſetzen wir uns doch in Bewegung ſie zu heben! Gewiß wird dann der dort aufgeſtellte Satz, daß die Schweizerſprache bis auf wenige Eigenheiten, die allgemeine ſüddeutſche ſey, auf jeder Blattſeite factiſch beſtätiget werden. — Ich weiß nicht, ob die Wörter flet, Unterpfat in Steyermark noch jetzt üblich ſind: aber einmahl waren ſie es gewiß, weil die dortigen Slaven ihr flétni (hübſch) und ihr jinterſat (ein leinenes Unterkleid) daraus gemacht haben. — Wenn der Sammler indeß auch kein Slaviſch verſtünde, aber nur getreu referirte, was er gehört, ſo würden dann ſchon ſlaviſche Gelehrte kommen, die ihm den Grund von dieſer und jener Wortform ſagten; z. B. von Kalbize (ein weibliches Kalb). — Nicht allein das Verſtehen des Nibelungenliedes wird durch ſolch ein Idiotikon gewinnen, ſondern ſelbſt die jetzige hochdeutſche Schriftſprache könnte daraus vielfach bereichert werden, wie Popowitſch gezeigt hat, und wie z. B. unſer ſo viel belachtes aber unentbehrliches halt beweiſet, das Göthe u. a. am Ende doch aufgenommen haben. — Ich wiederhole den Wunſch, daß auch Sie als ein geachteter Sprachkenner uns die Abfaſſung eines ſolchen Idiotikons ans Herz legen wollen.

K.

Anmerkung des Herausgebers.

So ſchmeichelhaft mir das Zutrauen und die Aufforderung des gelehrten Herrn Einſenders ſeyn muß; ſo glaube ich doch kaum, daß es nöthig ſeyn dürfte, ein Unternehmen, deſſen Nutzen und unentbehrliche Nothwendigkeit ſo einleuchtend iſt, erſt noch ausdrücklich empfehlen zu wollen. Allgemein verbreitet iſt in Oeſterreich die Liebe zu dem Vaterländiſchen, und wird ein Unternehmen dieſer Art nur zweckmäßig eingeleitet, ſo findet es gewiß Gedeihen.

Ein öſterreichiſches Idiotikon dürfte vielleicht am beſten zu Stande kommen, nicht durch einen Einzelnen ſondern durch eine Geſellſchaft von Freunden und Kennern der allgemeinen deutſchen, und von Beobtern der beſondern öſterreichiſchen Sprache und Mundart. Denn zu weit verbreitet iſt dieſe Mundart, zu ſehr verzweigt in mancherley untergeordnete Abarten und Abweichungen, als daß es Einem Gelehrten allein leicht ſeyn dürfte, alles zu umfaſſen. Manche der ſchon beſtehenden wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften, wie das hoffnungsvolle Johanneum zu Grätz, könnten am beſten, und würden gewiß auch gerne dazu mitwirken. In Prag würden der, jede ſchöne Kunſt und dem Vaterlande nützliche Kenntniß gern befördernde Graf Czernin, Meinert, Poſſelt, und ſo manche andere auch ſlaviſch gelehrte Erforſcher und Freunde der Sprache, ihre Mitwirkung gewiß gern darbieten und eine reiche Ausbeute verſprechen. Auch die alten deutſchen Colonien in Ungarn, beſonders die nichtſächſiſchen in den weſtlichen und nördlichen Comitaten, dürften nicht ausgeſchloſſen bleiben. Die altſächſiſchen und niederländiſchen in Siebenbürgen oder in den Karpathiſchen Gebirgen haben ſchon ohnehin Bearbeiter gefunden, auch liegen ſie außerhalb dieſes Plans. Als offenbar dazu gehörend würden ſich aber wohl die Colonien oberdeutſchen Urſprungs, alle jene, welche der gute Windiſch als Abkömmlinge der alten Gothen angiebt, bey vollendeter Unterſuchung bewähren.

Einen gemeinſchaftlichen Centralpunct müßte die

Geſellſchaft der vaterländiſchen Sprachforſcher allerdings haben; und die letzte nach allen gefertigten Vorarbeiten und Specialſammlungen zu beginnende Redaction des Ganzen müßte wohl von Einer Hand kommen und Einem Gelehrten übertragen bleiben, wozu gewiß der gelehrte Herr Einſender, wenn ſeine anderen Geſchäfte es ihm erlauben, beſonders geeignet wäre.

Es müßte eine vollſtändige und gute Inſtruction für die einzelnen Sammler und Mitarbeiter aufgeſetzt werden. Vor allen Dingen wäre hier der Fehler zu vermeiden, den ſo viele Idiotika begehen, und den ich in den beyden freylich ſehr unvollkommenen Verſuchen zu einem öſterreichiſchen Idiotikon, die mir bis jetzt zu Geſichte gekommen ſind, ebenfalls bemerkt habe. Es müſſen nähmlich durchaus keine Wörter aufgenommen werden, welche ſich bloß durch den beſondern Ton, die abweichende oberdeutſche oder öſterreichiſche Ausſprache unterſcheiden. Wollte man nach dieſem Grundſatze verfahren, ſo könnte man nur gleich den ganzen Adelung und Campe nach der üblichen Landesſprache umſchreiben und mit in das Idiotikon aufnehmen, wodurch denn das Ganze nicht bloß unnütz angeſchwellt, ſondern eben dadurch auch ganz zwecklos eingerichtet werden würde; wie wir es ſchon ſo oft geſehen haben. Ich wäre ſehr dafür, daß alle grammatiſchen Beſonderheiten in einer ſyſtematiſchen Abhandlung dargeſtellt würden, und das ganze vollſtändige Idiotikon außer dem Wörterbuch, für die im allgemeinen Deutſchen gar nicht üblichen Wörter, oder für die zwar üblichen, die aber in der beſonderen Provinz eine andere und eigenthümliche Bedeutung haben, auch noch eine ſpezielle Sprachlehre für die abweichenden und beſondern Formen der Wortbildung, Biegung und Verbindung enthalten möchte. — Ob Ein Wörterbuch für alle in den öſterreichiſchen Staaten herrſchende deutſche Mundarten hinreichend, oder ob es nicht zweckmäßiger ſeyn würde, nach den hauptſächlichen Verzweigungen der Mundart ſelbſt auch mehrere alphabetiſche Verzeichniſſe zu entwerfen oder nach polyglottiſcher Art zu verbinden, dieß könnte wohl erſt, wenn die ſpeciellen Vorarbeiten vollendet wären, bey der letzten redigirenden Arbeit und Anordnung des Ganzen entſchieden werden.

Wie nahe, nach des Herrn Einſenders ſehr gegründeter Vorausſetzung, der ſüdweſtliche, oder ſchwäbiſch-ſchweizeriſche und der ſüdöſtliche oder bayriſch-öſterreichiſche Dialekt ſich einander ſtehen, davon könnte man auch folgendes zur Beſtätigung anführen. Viele von den alten Rittergedichten, welche man bisher den Hohenſtaufiſchen Kaiſern und ihrer Zeit zu Ehren, ſammt und ſonders ſchwäbiſch nannte, ſind vielmehr in den öſtlichen Gegenden des ſüdlichen Deutſchlands gedichtet, wie König Rother in Bayern, desgleichen das Heldenbuch und Wolfram von Eſchenbachs Werke; das Nibelungen Lied aber, wie aus dem Gedichte ſelber klar hervorgeht, in Oeſterreich. — Einige Verſchiedenheit in der altſueviſchen, und der bayriſch-gothiſchen, oder öſtlichen deutſchen Mundart dürfte ſich indeſſen wohl als urſprünglich bewähren, wie ſie auch noch jetzt einigermaßen fühlbar iſt.

Mittheilungen und Anforderungen, wie die des

Herrn Einſenders ſind gerade diejenigen, welche ich von Oeſterreich und von Deutſchland aus unſerm Muſeum recht häufig wünſche, damit daſſelbe immer mehr ein allgemeiner Verein werden möge für alle Angelegenheiten deutſcher Sprache und Erkenntniß, ſo wie auch für die Kunſt und Geſchichte des Vaterlandes.

Friedrich Schlegel.

Ueber
ein neues deutſches Sprachwerk,
das 1813 erſcheinen ſoll.

Ein Vorbeugungs-Verſuch von B. J. Docen.

Nicht aus Tadelſucht, noch um eignes Vortheils wegen das Werk eines Andern verdächtigen zu wollen, übernehme ich's, ein noch nicht erſchienenes Buch zu beurtheilen; einzig wünſchend, daß die große Anzahl verfehlter Schriften über deutſche Sprachkunde nicht durch neue Mißverſuche vermehrt werden möge. Auf ſolche Art vielleicht der künftigen Unbefriedigtheit eines gutwilligen Publikums vorbeugend, hoffe ich durch dieſe Kritik eben ſo viel Dank zu verdienen, als durch ſpätere Aufdeckung aller Schwächen eines Zeit- und Geldſchwendenden Unternehmens, welches fertig gedruckt, nunmehr ſeinen Abſatz erwartete. —

Eine Ankündigung, eigentlich Subſcriptionsanzeige, gedruckt bey Braunes in Berlin, erſcheint unter folgendem Titel: »Grammatiſch-Orthographiſches Wörterbuch der deutſchen Sprache für das gemeine Leben und die Geſchäftsführung; zur Beförderung einer allgemeinen Sprachrichtigkeit in Briefen und Aufſätzen. Von Th. Heinſius.« Unter den Leſern dieſer Blätter vermuthe ich Viele, die zwar in keinem der im Titel noch umſtändlich genug erwähnten Aemter, als Konſulenten, Kan-

zeliſten,

zliſten, Gerichtsperſonen u.ſ.w. ſtehen, die aber doch, weil ihnen nicht gleichgültig iſt, was für unſre edle Sprache im Großen unternommen wird, (Heinſius verſpricht über 144 Bogen) Minutenlang für eine ſolche Ankündigung als Perſonen von gebildetem Geiſte, oder als Gelehrte ſich intereſſiren werden. Man wähne doch ja nicht, als ob je einer unſrer vorzüglichſten Schriftſteller ungeahndet und ohne eignen großen Nachtheil die ächte Kunde ſeiner Sprache verſäumt habe, wie müßte es alſo bey ſolcher Vernachläſſigung um uns übrige Autoren oder Leſer ſtehen! Alſo für einige Augenblicke williges Gehör.

Den Preußen, vorzüglich den Märkern, gebührt das unbeſtreitbare, nicht zu verſcherzende Lob, ſeit hundert Jahren für deutſche Sprachkunde ihrem Allumfang nach, das Meiſte und zum Theil auch Vorzüglichſte geleiſtet zu haben. Friſch, ſpäter Stoſch, Heynatz, Moritz, Stutz u. a. haben der Literatur ſo viel gute und tüchtige Werke, über deutſche Sprachkunde geliefert, daß dieſen Männern nur durch die Anerkennung einer ſpäteren Zeit, der ihrem Verdienſt gebührende Dank wird abgetragen werden. Adelung ſelbſt darf ihnen beygezählt werden, ſowohl wegen ſeines Geburtslandes, als wegen ſeiner Sprachlehre, der Folge eines Auftrages von Seiten des preußiſchen Miniſteriums. Derjenige, dem man in dieſer Reihe nur entfernte Anſprüche zugeſtehen kann, iſt Th. Heinſius, deſſen Vielthätigkeit im deutſchen Sprachfach nirgends verdecken konnte, daß Erfindung, Kritik und gebildeter Geſchmack ihm mit keinem Rechte beyzulegen ſind. Weshalb auch keines ſeiner Werke zu allgemeinerem Anſehen gelangt iſt; meiſt aus andern Werk. zuſammen geleſen, mögen ſie praktiſche Brauchbarkeit haben, die der Beruf des Autors, als öffentlichen Lehrers, noch ungemein erhöhen kann. Die Worte der Ankündigung und die beygefügte Probe haben dieſe Anſicht keineswegs zu widerlegen vermocht. Jene hebt ſo an: »Obgleich die Deutſche Sprache durch ſorgfältigen Anbau derſelben (;) und ein ehrenwerthes Streben der Deutſchen nach Volksthümlichkeit ein Gegenſtand allgemeiner Beachtung geworden iſt, ſo ſteht doch das (von —?) gefühlte Bedürfniß, ſie richtig ſprechen und ſchreiben zu können, mit der darin erlangten Fertigkeit in einem ſehr ungleichen Verhältniß.« Um für das Verſäumte in dem grammatiſchen Unterricht zu entſchädigen, bietet nun der Verfaſſer dieſes Wörterbuch Kaufleuten und Geſchäftsmännern an, wohl nicht bedenkend, daß diejenigen, welche den gewöhnlichen, ärmlichen Unterricht unſerer Lehranſtalten im deutſchen Sprachweſen ganz und gar nicht verſäumt, doch ſo überaus Vieles, was ein Wörterbuch enthalten ſoll, hiebey nie kennen gelernt haben, daß ihnen mit einem bequemen deutſchen Handwörterbuch eben ſo wohl gedient wäre. Das angekündigte Werk ſoll dieſe Bedürfniſſe »nach den Geſetzen des zeitigen Sprach- und Schreibgebrauchs« befriedigen; aber bey der Verſchiedenheit, und dem ewigen Wankeln des letztern, wie kann da ſchon von Geſetz die Rede ſeyn! Welchem Geſetz folgt wohl der Verfaſſer, wenn er Kanzel(l)iſten, Officianten, und Subſcription ſchreibt, wo ihm aus dem latein. c, ſo ausgeſprochen, ſonſt immer ein ſchwerfälliges K wird? Wir, denen es unerträglich ſeyn würde, in franzöſiſchen Büchern reposer, rezeption, du reste, je m'apperçus zu leſen, ſind mit ſo großer Blindheit geſchlagen, daß wir es gar nicht einmal ahnen, über hunderterley dergleichen Uebelſtände, und ärgere noch, täglich in den Originalausgaben unſerer erſten Schriftſteller hinwegzuleſen. — Heinſius verheißt ferner, ſein Werk ſolle, was Grammatik, Wörterbuch, Styliſtik und Briefſteller enthalten, alphabetiſch geordnet in ein Ganzes vereinigen; wie dieß thunlich ſey, begreife ich nicht wohl; unter den Hauptpunkten z. B. ſtehen 5) Namen und Muſter der verſchiedenen Geſchäftsaufſätze, und 6) die üblichen Titulaturen, was alles doch Jeder lieber aus einem deßfalſigen kleinen Handbuch wird kennen lernen wollen, ſtatt es zerſtreut aus einem ſolchen Lexikon ſich herauszuholen.

Der übrige Inhalt iſt kürzlich folgender: 1) das Werk enthält die in die Schrift und Umgangsſprache aufgenommenen deutſchen Wörter, — alle?? Dieß gewiß ſehr wünſchenswerth, aber dabey käm' es nicht darauf an, die Reihe Adelungs und die Unzahl werthloſer Wörter und Zuſammenſetzungen aus Campe kurz zuſammen zu ſtellen; um ein ſolches Wörterbuch zu liefern, müßte Heinſius viele Jahre lang mit kritiſchen Vorarbeiten und Sammlungen ſich beſchäftigt haben, ungeachtet hier alles, was ſich ſelbſt erklärt, nicht umſchrieben werden ſoll. Möge doch H. jedes bey Campe noch fehlende gute Wort, wenn er deren viele geben kann, mit einem Sternchen bezeichnen, und mit eivern ÷ alle jene Fremdlinge, die wir (wenn wir wollten) recht gut entbehren könnten *). In Jahn's deutſchem Volksthum liegt der Verſuch einer edlen, nicht pedantiſchen Sprachreinigkeit uns vor Augen, aber ſo entartet ſind die Meiſten, daß ſie nicht einmal inne werden, daß es eben jene gehegten Fremdlinge ſind, an deren Statt Jahn oder Radlof ihnen ein edles, aus reiner Quelle des heimiſchen Bodens entnommenes Gebilde darbieten. Je öfter wir dergleichen deutſche Wörter gebrauchen, deſto ſchneller erhalten ſie die Kraft der Bedeutung jener fremden, deſto mehr grünt unſre Hoffnung, in den jetzigen Zeiten nicht unvermerkt immer mehr unſre Sprache durch die Miſchlingsbrut verkebſt (adulterirt) zu ſehen. Ein ſolcher Miſchling iſt z. B. ungenirt; wie übel berathen iſt der Autor, der im edleren Styl des Romans auf keine angemeſſene Art es zu erſetzen weiß. Göthe hat es uns vor kurzem durch »unbewunden« (Ital. disinvolto) verdeutſcht. — Weiter verſpricht der Verf. die »dem Kanzeley- und kaufmänniſchen Geſchäft« angehörenden Wörter, die grammatiſchen und rhetoriſchen Kunſtausdrücke.

2) So oft es nöthig, ſoll geſagt werden, was auf die Abänderung und Schreibung Bezug hat, z. B. ob des Felſen oder Felſens, ob die Mädchen oder Mädchens!

---

*) Ich bitte, gegen das hier Geäußerte mein eignes Beyſpiel nicht eher abwägen zu wollen, bis ein größerer Aufſatz »Prüfung des Purismus« mitgetheilt worden iſt, zu dem ein unlängſt gedruckter Scherz »Beweiß, daß Hr. von Göthe zu den Sprachverderbern gehört«, (in Beziehung auf die Farbenlehre) den Eingang bildet.

3) die regierenden Redetheile ſollen mit vielen Beyſpielen ausgeſtattet, und die gewöhnlichen Fehler angemerkt werden; z. B. er trat mir auf den Fuß. 4) Bey ſchwierigen Wörtern wird die Bedeutung näher beſtimmt, z. B. wie empfindſam zu empfindend ſich verhalte und umgekehrt. Alſo wird es auch an etwas Synonymik nicht fehlen. »Die grammatiſchen, Geſchäfts- und kaufmänniſchen Kunſtausdrücke (?) werden erklärt und durch Beyſpiele erläutert,« was ſchon vorhin 1) b, c, war geſagt werden; oder war dort etwa bloß von der Namhaftmachung ſolcher Bezeichnungen die Rede?! — Nach dieſer Ankündigung könnte es faſt ſcheinen, Heinſius, der ſo oft den Sprach- und Schreibzubehör in Lehrbüchern bearbeitet, habe ſich entſchloſſen, nun zuletzt noch dieß Alles zuſammt einer großen Wörterreihe in alphabetiſcher Form der Welt vor Augen zu legen. Möge denn nur Vielen damit geholfen ſeyn. Ob es aber nicht beſſer wäre, den kaufmänniſchen, kanzelliſtiſchen, grammatiſchen und rhetoriſchen Theil, jeden beſonders, alphabetiſch zu behandeln, bleibe der Berückſichtigung des Verfaſſers empfohlen. Für das allgemeine Wörterbuch möchten ſodann die drey lexikaliſchen Werke Adelungs zu Grunde gelegt werden, die abgekürzt, verbeſſert und mit neuen Artikeln erweitert würden. —

Als Probe ſind dieſer Ankündigung zwölf Artikel von Aa—Ab beygefügt; unter dieſen ſechs, deren ſogenannte grammatiſche Behandlung grade der Grund iſt, weshalb wir ſchon jetzt unſern entſchiedenen Tadel über eine ſolche Methode auszuſprechen, kein Bedenken getragen haben.

Wir wollen zwey Artikel herſetzen, und der Leſer urtheile ſelbſt. — »Abänderlich, was abgeändert werden kann, kommt nur mit der verneinenden Vorſylbe un vor, und iſt zuſammengeſetzt aus ab, ändern und der Endſylbe lich«. Demnach haben wir zu gewärtigen, daß bey unveränderlich, ungebührlich, unſchicklich und tauſend andern das geduldige Papier ſtets wiederholen werde: »iſt zuſammengeſetzt aus un, einer verneinenden Vorſylbe, verändern u. ſ. w. und der Endſylbe lich«. Eine Sache die Jedem, der ſie nicht wüßte, auf einer halben Seite ein für allemal geſagt werden kann, ſoll hier zu entſchiedener Nutzloſigkeit ohne Aufhören wiederholt werden; jeder andern Form, ſam, bar, haft u. a. wird daſſelbe widerfahren, wenn anders der Verfaſſer ſich folgegleich bleiben will. Auf eine eben ſo unausſtehliche Weitläufigkeit deutet folgende Probe: »Abängſten und abängſtigen, letzteres gewöhnlicher. — Ich ängſtige mich, ihn, ſie ab, habe mich abgeängſtiget, ängſtige dich nicht ab.« Nun müßte es einem doch eingehen, daß hier nicht mir dir ꝛc. ſtehen darf! aber dieſe Verkehrtheit erzielt noch ein anderes, ſie will zeigen, daß dieſes ab, keine untrennliche Bindung zu ängſtigen hat, daß es im Imperativ ꝛc. ſich losreißt. So vorbuchſtäbelnd behandelt H, hier außerdem noch abändern, abbeſtellen, abbitten, abbrechen. Wie iſt es möglich, mit ſo fruchtloſen, geiſttödtenden Ungebührlichkeiten das gute Papier zu vernützen, die ſchöne Erfindung der Buchdruckerkunſt ſo zu mißbrauchen! Könnte denn der Verfaſſer nicht durch einen einzigen Strich all dieſes ärmliche Vorbuchſtabiren ſich erſparen? Er dürfte ja nur bey Erklärung der Abkürzungen erinnern, daß bey Zeitwörtern mit Präpoſitionen zuſammengeſetzt, der Bindungsſtrich ‿ Untrennbarkeit anzeige, über‿fallen, um‿fahren ꝛc., der Trennungsſtrich ⁀ aber, daß dergleichen Zeitwörter, ſobald die Natur des Satzes es will, die Präpoſition von ſich ablöſen, z. B. ab⁀fallen, ab⁀arten, ab⁀ändern.

Würde jenen Proben gleich ſtimmend, das ganze Werk ausfallen: ſo iſt klar, daß den Käufern vielleicht um 40 Bogen mehr zu zahlen auferlegt iſt, als es bey einer angemeſſeneren Behandlung der Fall ſeyn würde. Eine geheime Ahnung, daß das Vorgelegte durchaus nicht probehaltig ſeyn könne, ſcheint den Verfaſſer zu der Note vermocht zu haben, die ganze Seite möge mehr für eine Schrift- als Sprachprobe gehalten werden. Dennoch giebt er das Recht zu unſerm Urtheil uns ſelbſt hin: »einige ausgehobene Wörter werden einen ungefähren Blick in die Behandlungsweiſe thun laſſen,« zieht aber augenblicklich ſich vorſorgend wieder zurück, »ohne jedoch zu einem Urtheil über das Ganze zu berechtigen!« Wer mit einem Werke noch ſo weit nicht iſt, um eine, gute Hoffnung gewährende Probe daraus vorlegen zu können, ſollte doch ſeinem Verleger noch zu keiner Subſcriptions Anzeige behülflich ſeyn. Zum Glücke iſt ein Urtheil über das Ganze von unſrer Seite noch gar nicht denkbar, da, gedruckt, dermalen kein ſolches exiſtirt; allein was würde man von einem Strumpffabrikanten denken, der einem ſeiner neuen Kunden ein halb Dutzend Proben überſchickte, mit dem Anſinnen, ſich hienach keineswegs zu einer beſtimmten Idee über die nachherige vollſtändige Lieferung berechtiget halten zu wollen! —

Mögen obige Rügen ſo viel bewirken, daß *Hr. Heinſius* ſeinem Wörterbuche eine ſolidere, und beſſer angelegte Einrichtung ertheile; es wäre Schade, wenn bey dem Willen des Verlegers, der Schönheit des Drucks und Papiers, die deutſche Litteratur nach den warnenden Beyſpielen unſrer Zeit von neuem ein Sprachwerk in ſo wenig ausgebildeter Form entſtehen ſähe. Gelingt es *Heinſius*, dieſe unſere Beſorgniſſe zu beſeitigen: ſo bin ich zu ſeiner Zeit der erſte, die Brauchbarkeit und individuellen Vorzüge jenes neuen ſprach- und ſchriftkundlichen Wörterbuchs anzuerkennen.

Schloß Karlſtein bey Prag.

Einige Stunden entfernt von der alten Königsſtadt Böhmens liegt in einer einſamen Gegend das Schloß Karlſtein. Aus einem tiefen Waldesthale erhebt ſich die Felſenburg, rings von andern umgrünten Hügeln und waldigem Gebirge bekränzt. Es iſt ein Denkmahl jenes Karl, der als Kaiſer der Vierte ſeines Nahmens, gegen das Reich allerdings ſtiefväterlich geſinnt, für ſein Böhmen aber ein wahrer und liebevoll ſorgender Vater und ſegenreicher König war, deſſen Nahmen und Andenken noch lebendig iſt in Böhmen, wie die Sage von einer goldenen und glücklichen oder doch glorreichen Zeit.

Da die Burg, obwohl noch ganz daſtehend, durch keine Erneuerungen verändert worden, ſo verſetzt ſie uns in ihrer halb verfallenen Geſtalt deſto lebhafter in die alte Zeit und erregt in dem Betrachter eine Fülle großer hiſtoriſcher Erinnerungen: an Karl, an die Huſſitenzeit, an alte Fehden, an ſo manche im Verborgenen geſchehene furchtbare That der Gerechtigkeit oder grauſamer Rache; aber auch an die Frömmigkeit jener vergangenen Zeit, ihre ſchöne Kircheneinrichtung und an die damahls auch in dieſen nordiſchen Ländern erwachende Kunſt.

Es enthält das Schloß Karlſtein in der That außer vielen andern Merkwürdigkeiten auch einen reichen und ſeltnen Schatz für die Geſchichte der älteſten Mahlerey.

Es ſchließen ſich dieſe Denkmahle der Mahlerkunſt in Böhmen auf der einen Seite an die altdeutſche Schule, auf der andern an die älteſten chriſtlich griechiſchen Bilder. Denn der eine von den beyden Meiſtern welche die dortigen Kapellen durch ihre Kunſt vorzüglich verziert und verherrlicht haben, war ein Deutſcher, Wurmſer aus Straßburg. Die Heiligenbilder des Theodorich von Prag aber ſind ganz in dem Styl, welchen man in Italien und Deutſchland in der früheſten Epoche der chriſtlichen Kunſtgeſchichte den neugriechiſchen zu nennen pflegt.

Die Wandgemählde von Wurmſer in der Marienkapelle ſind ſehr zerſtört und verdorben. Größtentheils vortrefflich erhalten aber ſind die Heiligenbilder von Theodorich von Prag in der Kreuz- oder Kronkapelle im Thurme. Auch von den Plafonds in den Fenſtergewölben ſind einige beſſer erhalten, als die in der Marienkapelle; als beſonders gut erhalten bemerkte ich mir einen engliſchen Gruß und eine Anbetung der heiligen drey Könige. Eines dieſer Wandgemählde ſtellt das apokalyptiſche Lamm mit ſieben Hörnern dar, welches die ſieben Churfürſten anbetend verehren. Es wird ebenfalls Wurmſern zugeſchrieben.

Für das Auge am anziehendſten und für die Kunſtgeſchichte unſtreitig am wichtigſten ſind die Heiligenköpfe von Theodorich. Es ſind derer etwa noch 120, alle meiſtens in einem Format, Bruſtbilder etwas über Lebensgröße; was mir auffiel, da die meiſten von den altchriſtlichen Heiligengemählden im griechiſchen Styl, die ich wohl ſonſt in Kölln, den Niederlanden oder zu Paris geſehen, vielmehr etwas kleiner als die natürliche Gröſse waren.

Theodorichs Bilder ſind ſämmtlich auf geblümten Goldgrunde, die Gewänder theils einfarbig, meiſtens blau und roth, theils mit goldenen Blumen und Sternen beſäet. Die ganze Kapelle muß überhaupt ehedem, da alles noch friſch war, einen prachtvollen und faſt blendenden Eindruck vom höchſten Farbenglanze gemacht haben, da überall, Wände und Gewölbe, von Gold und hellen Farben ſchimmernd, auch mit Sinnbildern und bedeutenden Zierrathen reichlich geſchmückt waren, unter denen beſonders die gevierten deutſchen Kreutze häufig angebracht ſind.

Die Köpfe ſind durchgehends ausdrucksvoll, weich von Blick und Farbe, viele von hoher Schönheit; wie man es ſchon weiß, daß die Köpfe auf den älteſten Gemählden zu ſeyn pflegen; ſinnvoll und edel geſtaltet, tief gefühlt und ſo glücklich und leicht hingemahlt, daß der neuere Künſtler es wohl beneiden möchte. Dieß findet ſich oft ſelbſt da, wo andere Theile noch fehlerhaft, künſtliche und ſchwerere Stellungen, wenn der Mahler ſie verſuchte, mißlungen und verzeichnet ſind. Fehler dieſer Art wird der gelehrte Zeichner indeſſen ſeltner an Theodorichs Bildern zu bemerken Gelegenheit finden, weil es eben nur Bruſtbilder ſind, in der einfachſten Stellung. Mit andern Köpfen der älteſten Gemählde verglichen, dürften ſie nach meinen Gefühl zu den vorzüglichen dieſer Gattung gehören. Als ein Bildniß von beſonders hoher Schönheit bemerkte ich das der heiligen Ludmilla. Es iſt gerade ausſchauend, der Hals mit einem Tuche umwunden, die Hände zum Beten emporhaltend. Der heilige Siegmund könnte als Beyſpiel eines ſchönen alten Kopfes gelten, wie St. Vitus eines jugendlichen. Ferner Johannes der Evangeliſt; Jakobus, der aber ſehr gelitten hat, unter den Apoſteln; ein heiliger Einſiedler, oben am Guckfenſter, wo auch der heilige Hieronymus befindlich, mit einem Pilgerſtabe in der Hand; viele halten ein Buch. Alle dieſe, auch die heilige Eliſabeth und Barbara fielen mir auf, als vorzüglich ſchön. Ein heiliger Thomas auf der Prager, Univerſitäts-Bibliothek kann den Freunden der Kunſt wenigſtens einen vorläufigen Begriff geben. Doch muß man mehrere dieſer Bilder geſehen haben, um die Idee davon ganz zu faſſen.

Obwohl nun die durchaus ähnliche und gleiche Behandlung einer ſo großen Anzahl von Bildniſſen etwas Einförmiges hat, ſo muß man dagegen geſtehen, daß die Köpfe faſt durchgehends groß gedacht und in einem hohen Style ſind.

Den Altar zierte ein Ecce Homo, wenn ich nicht irre, von Thomas von Mutina; aber ganz verſtümmelt, der Kopf fehlt.

Die ganze Verzierung der Kirche und ihrer Wände durch eine ſo große Menge gleichförmiger und gleich großer Heiligenbilder erinnert noch einigermaßen an die Einrichtung der griechiſchen Kirchen, welche von der der katholiſchen ſo ſehr verſchieden iſt. Eine Verſchiedenheit, welche auch auf die Anwendung der Mahlerey einen ſehr großen und weſentlichen Einfluß gehabt hat. Da die Meſſe in der griechiſchen Kirche im Verborgenen gefeyert wird, ſo entſteht das Bedürfniß, die Wand, hinter welcher dieſes geſchieht, und aus deren Mittelthüre der Priſter zu beſtimmten Zeiten mit dem Heiligthume hervortritt, mit Bildern zu verzieren und anzufüllen, weil die Augen der Andächtigen, welche an der heiligen Handlung Theil nehmen, ſtets dahin gerichtet ſind. Es ſoll dieſe Wand gleichſam als ein reichgezierter Teppich und mit ſchönen Sinnbildern bedeckter Vorhang vor dem verborgenen Allerheiligſten erſcheinen, und das Auge und Gemüth der Frommen immerwährend mit heiligen Gedanken und Bildern erfüllen. Ein einziges großes Alfresco-Gemählde würde für dieſen Zweck und für die ſtete und anhaltende Betrachtung nicht ſo dienlich und anwendbar ſeyn; man wählte alſo, den ganzen Raum mit einer Menge kleiner und durchaus gleichförmiger Bilder anzufüllen. — In der katholiſchen Kirche aber, welche das Myſterium nicht im Verborgnen feyert, und den Altar dem Auge nicht entzieht, wird eben dadurch der Hochaltar nun auch für den Architekten und Mahler das Hauptziel und der Mittelpunkt des Ganzen, welchen herauszuheben, und auf jede Weiſe zu verherrlichen, alle Kräfte der Kunſt aufgeboten werden müſſen.

Die groſſen Hauptaltar-Gemählde, welche hierzu erfordert wurden,. ſind mit eine von den Veranlaſſungen geweſen, welche der Mahlerey in der abendländiſchen

Kirche einen ganz neuen Spielraum, und einen höheren Schwung gaben.

Aber es erforderte lange Zeit, ehe die abendländiſche Kunſt dieſe höheren Stufen einer freyen Bewegung und umfaſſenden Größe erreichte; und erſt ſehr allmählig überſchritt man die engen Gränzen, jener obwohl ſinnvollen und geiſtig ſchönen, doch beſchränkten und einförmigen älteſten chriſtlichen Mahlerey. Einen dieſer merkwürdigen Anfangspunkte der neuern Kunſt, und ehrwürdigen Reſte des chriſtlichen Alterthums zeigt uns der böhmiſche Theodorich in den Denkmahlen des Karlſtein. Nur einen Tag konnte ich auf einer Durchreiſe im Jahre 1808 der Betrachtung dieſer Kunſtſchätze widmen. Das Wenige, was ich aus der Erinnerung und nach dem was ich mir darüber aufgezeichnet, hier mittheile, ſoll nur dazu dienen, die Aufmerkſamkeit allgemeiner darauf hinzuwenden; vorzüglich auch die Aufmerkſamkeit ſolcher, welche nähere Gelegenheit und den Beruf haben, dieſe merkwürdigen Alterthümer noch genauer zu unterſuchen.

In den letzten Jahren hat man nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in Italien eingeſehen, wie wichtig für die Kunſtgeſchichte auch die ältere Epoche der Mahlerey iſt; man hat angefangen, das ſchöne Emporkeimen und die erſten Blüthen der neuern Kunſt, aus denen alles Nachherige doch erſt entſtanden iſt, beſſer zu beachten und zu würdigen. Möchten doch auch Böhmens Kunſtfreunde und Patrioten ſich vereinigen, und den Karlſtein, der es gewiß verdient mit ſeinen Schätzen, zum Gegenſtande eines künſtleriſchen Nationalwerks machen! — Als Vorbild dafür würde ich das vortreffliche Werk über das Campo Santo zu Piſa (ebend. 1810 folg.) vorſchlagen. Hier ſieht man den rohen Anfang eines noch ganz unbeholfenen Kunſtſtrebens im Buffalmacco; die kühnen und ſeltſamen Fantaſieen, in denen Orgagna dem Dante zu vergleichen iſt; jene Fülle von edlen Geſtalten, den Reichthum und das Großgedachte in den Compoſitionen des Benozzo de Gozzoli, durch welche dieſer herrliche Mahlergeiſt es wohl verdient, wenn die Herausgeber jener Denkmahle ihn den Raphael unter den alten Mahlern nennen.

Möchte nur nicht ſo manche Klage, welche in jenem Werke über die Vernachläſſigung dieſer alten Gemählde und Kunſtdenkmahle in Italien erhoben wird, auch unter uns anwendbar ſeyn. Die zerſtörenden Wirkungen der Zeit verurſachen ohnehin ſchon an den Hervorbringungen der Kunſt manchen nie zu erſetzenden Schaden. Möchte dieſer unvermeidliche Verluſt nur nicht ſo oft abſichtlich durch den Unverſtand der Menſchen noch vermehrt werden, durch den herrſchenden Stumpfſinn und ein gedankenloſes Verderben der Alterthümer. So wurden zwey Meiſterwerke von Giotto, in jenem mit Alfresco-Gemählden der erſten Meiſter verzierten Umgange zu Piſa, zum Theil zerſtört, um dem Herrn Algarotti an ſelber Stelle ein Denkmahl zu errichten. Zwey andere Gemählde von Gozzoli wurden gleichfalls durch Inſchriften und Büſten faſt ganz verdorben. So wie jede Zeit ihre eigene Art von Barbarey hat, ſo zeichnete ſich unſere neueſte beſonders durch die aus, daß ſie, obwohl ſonſt in jedem noch ſo entfernten Weltalter bewandert, nur ihre eigne nächſte Vorzeit und das vaterländiſche Alterthum ganz verkannte, und unter dem Nahmen des finſtern Mittelalters dieſe wichtige Epoche der Menſchheit unverſtändig zu ſchmähen gewohnt war, worüber denn manche merkwürdige Denkmahle der einheimiſchen Kunſt und Geſchichte bis jetzt unbeachtet, und der Vergeſſenheit oder gar der Zerſtörung überlaſſen geblieben ſind.

Ich bin weit entfernt, den Theodorich von Prag als Mahler mit einem Giotto oder Gozzoli vergleichen zu wollen. Allein daß Theodorichs Bilder keineswegs gering zu ſchätzen ſind, und ein ſehr merkwürdiges Glied in der Entwicklung der fortſchreitenden Kunſt ausmachen, darin werden mir wohl alle Sachkundigen beyſtimmen, wenn dieſe Alterthümer erſt allgemeiner bekannt ſeyn werden.

Das Schloß Karlſtein iſt nicht bloß artiſtiſch merkwürdig, ſondern auch ein hiſtoriſches Denkmahl alter Nationalerinnerung für ganz Böhmen. Wollte man daher unſerm Wunſche gemäß, der ausführlichen Darſtellung deſſelben, ein dem Gegenſtande angemeſſenes künſtleriſches Werk widmen, ſo würden einige landſchaftliche Anſichten von der Gegend und der Lage der Burg ſelbſt, ſo wie architektoniſche Zeichnungen von dem Gebäude und ſeinen Merkwürdigkeiten, mit in den Plan gehören. Was die Gemählde betrifft, ſo würde es vielleicht möglich ſeyn, ſelbſt von den halberloſchnen Wandgemählden durch Anſprengung und das in dieſem Falle übli-

übliche Verfahren, einige ſo weit wieder anzufriſchen, daß ein geſchickter Zeichner wenigſtens die Umriſſe davon nehmen, und uns mit der Compoſition bekannt machen könnte. Von Theodorichs Heiligenbildern würde es freylich, um eine Idee davon zu geben, zureichend ſeyn, nur eine Auswahl und nicht eben alle mitzutheilen. Doch dieß müßte nur dann geſchehen, wenn die Schranken des Werks es durchaus nicht anders verſtatteten. Der Kunſtfreund, der ſich nicht ſelbſt an Ort und Stelle begeben kann, wird doch immer gern alle vor ſich ſehen wollen. Verdienen dürften ſie es auch wohl alle, gekannt zu werden; und es iſt in einem ſolchen Falle ungleich beſſer, zu vollſtändig als mangelhaft zu ſeyn.

F. S.

Ankündigung.

Seit mehreren Jahren habe ich mich zu einer vollſtändigen ſowohl kritiſchen als Wort- und Sacherklärenden Ausgabe des Liedes der Nibelungen vorbereitet, und weder Mühe noch Koſten geſpart, um das hiezu nöthige zu ſammeln. Die Münchner Handſchrift habe ich ſelbſt verglichen, die Leſearten der übrigen bis jetzt bekannten Handſchriften beſitze ich von der Hand fleißiger Gelehrten. Von einer bereits weit vorgerückten einleitenden Unterſuchung über den Urſprung und Inhalt des Gedichtes, über deſſen mannigfaltige Beziehungen auf einheimiſche und fremde Sage und Geſchichte hat das deutſche Muſeum im erſten, ſechſten und ſiebenten Heft einige Proben geliefert. Da eine Reiſe in das Ausland, die ich ſo eben anzutreten im Begriffe bin, die Meynung veranlaſſen könnte, als hätte ich für jetzt die Ausführung meines Entwurfes bey Seite geſchoben, ſo zeige ich hierdurch den wohlwollenden Leſern an, daß ich vielmehr unaufhörlich mit Förderung dieſer Arbeit beſchäftiget bin, und ſie, wenn die Vorſehung mir Leben und Geſundheit gewährt, ſobald als möglich werde ans Licht treten laſſen. Was irgend in meinen Kräften ſteht, um den großen Gegenſtand zu erſchöpfen, werde ich zu leiſten mich beſtreben; dieß uralte Denkmal deutſchen Sinnes und Ruhmes ſoll ohne Schaden ſeiner Aechtheit allen zugänglich gemacht werden, deren Gemüth nicht dafür verſchloſſen iſt. Wir wollen der Nachkommenſchaft beweiſen, daß wir in dieſem Zeitalter allgemeinen Verfalls und hoffnungsloſen Unglaubens die erhabene Vorzeit mit tiefer Verehrung erkannt haben, und mit Ernſt bemüht geweſen ſind, ihr heilbringendes Andenken zu erneuern.

Wien im Junius, 1812.

A. W. Schlegel.

Inhalt
des zehnten Heftes.

Leben des Dichters, Martin Opitz von Boberfeld, nebſt Bemerkungen über ſeinen poetiſchen Charakter. Von Hegewiſch. . . . . Seite 285
Doctor Fauſt. Von Herrn Dr. Stieglitz. . . . — 312
Berichtigung einer Stelle in Dampmartins Geſchichte von Frankreich, v. J. W. Ridler. . . . . — 337
Ueber ein öſterreichiſches Idiotikon. An den Herausgeber, von K. . . . . — 342
Anmerkung des Herausgebers. . . . . — 343
Ueber ein neues deutſches Sprachwerk, das 1813 erſcheinen ſoll. Ein Vorbeugungs-Verſuch, von B. J. Docen. . . . . — 348
Schloß Karlſtein bey Prag, vom Herausgeber. — 357
Ankündigung, von A. W. Schlegel. . . . . — 366

Berichtigung.

Das im achten Hefte eingerückte Gedicht an die Schönheit hat nicht den Herrn Grafen Georg von Thurn, ſondern den Herrn Grafen Heinrich Lariſch zum Verfaſſer; welchen Irrthum in der Inhaltsanzeige jenes Heftes man zu verbeſſern bittet.

Beſchreibung altdeutſcher Gemählde.

Fragmente aus einem Briefwechſel.

Lebhaft hatten mich Heidelbergs romantiſche Umgebungen angezogen, die ich gleich in den erſten Tagen meines Aufenthaltes nach allen Richtungen durchſtrich, und ſo mich überzeugte, daß der Ruf bey weitem nicht zu viel, ja kaum genug von dieſen Gegenden ſagt, die in ihrem eigenthümlich großen und faſt wilden Charakter zugleich alle Lieblichkeit reich angebauter Ebenen, mit der Fülle ſüdlicher Natur verbunden darſtellen.

Aber die werth gewordene Gewohnheit, ſich an Werken der Kunſt zu erfreuen, kann zu einer unerläßlichen Bedingung innern Wohlbehagens werden; dieß empfanden wir auch bald im Schooße des heitern Thales, über welches der milde Herbſt allen Reichthum ſeines Segens ausgeſchüttet hatte.

So vernahmen wir mit Vergnügen, daß zwey Brüder Boiſſeree, und Herr Bertram von Kölln ſich hier ſeit kurzem aufhielten, die im Beſitz einiger altdeutſchen Bilder ſeyen, welche ſie mit bereitwilliger Gefälligkeit den Fremden zu zeigen pflegten. Ungeſäumt ließen wir uns daher zu ihnen führen. Stelle Dir aber, wenn es möglich iſt, meine freudige Ueberraſchung vor, als wir dort nicht allein mehrere äuſſerſt anziehende Gemählde fanden, ſondern ſolche die ſowohl meine Erwartung als alles übertrafen, was ich je in dieſer Art gekannt zu haben mich erinnere. Eine ganz neue Welt ſchien ſich mir in dieſer ſinnig-anmuthigen Bilder-Reihe aufzuthun, mit welcher ich nichts von dem vergleichen kann, was ich zuvor in den verſchiedenen Gallerien Deutſchlands geſehen, noch in der ausgedehnten Sammlung guter Kupferſtiche, die wir ſelbſt beſitzen, eine Stelle dafür anzuweiſen wagen mögte.

Dieſe an Zahl der Gegenſtände, vielleicht einigen Cabineten reicher Privatmänner nachſtehende Sammlung, ſteht durch die Auswahl entſchieden über die meiſten, die jemals von einem ſolchen gegründet worden, indem die Sammler ſich mit Strenge darauf beſchränkt haben, nur deutſche beſonders niederländiſche Werke hier zu vereinigen, welche von dem Zeitalter Albert Dürer's, Lucas von Leyden und ihrer nächſten Nachfolger bis zu den früheren Zeiten hinaufſteigen, wo in der deutſchen wie in der italiäniſchen Mahlerey jederſeits auf eine (mehr oder weniger) verſchiedene Weiſe, neugriechiſcher Styl vorherrſchte.

Laß mich nur gleich von dem Herrlichſten zuerſt ſprechen, wie es mir die ganze Seele eingenommen, und ſtets bey neuer Anſchauung ſeine wunderbare innere Vortrefflichkeit an mir bewährt hat. Es iſt der Tod Maria's, Mutter des Heilandes; ein großes 4 1/2 Schuh hohes und 5 1/2 Schuh breites Gemählde nach köllniſchem Maß mit Figuren von halber Lebensgröße. In einem ſorgfältig und mit Geſchmack ausgeziertem Zimmer liegt im hohen Himmelbette, deſſen rothe Vorhänge reich und frey über den Baldachin zurückgeſchlagen ſind, recht im Mittelpunkte der Tafel die Sterbende, und feſſelt ſogleich den Blick des Beſchauers. Der alte Glaube, daß Maria in ihren letzten Augenblicken ſich wunderbar verjüngt, und in der Blüthe früheſter jungfräulicher Schönheit geſtrahlt habe, wurde hier glücklich von dem Künſtler benutzt, der allen Zauber des zarten Alters über das mit ſchön gefaltetem Schleyer umgebene Angeſicht ausgegoſſen.

Das Haupt der Heiligen iſt, als das im Hintergrund des Gemähldes am weiteſten zurücktretende, kleiner doch in vollkommen richtigem Verhältniß zu den ſie umgebenden Apoſteln gehalten, die mit Eifer und Rührung die letzten Pflichten für Sterbende bey ihr verwalten. Johannes, der weiche Liebling Jeſu, rechts zu ihrem Haupte ſtehend, ſegnet Maria ein, indeß häufige Thränen über ſeine Wangen herabſtürzen. Zugleich faßt er die brennende Kerze welche die Verſcheidende hielt. Im Vordergrund, an ihren Füßen, zur Linken knieet Petrus der Erzvater der Päbſte im goldnen Pluviale, in der Rechten ein Kreuz emporhaltend, die andere Hand geſenkt mit dem Weihquaſt. Ganz mit ſeinem Amt beſchäftigt, hebt er in andächtiger Begeiſterung das ausdruckvolle Geſicht von ſeinem Silberhaar umkränzt. Ihm gegenüber kniet Andreas die gefalteten Hände über den auf dem Bette liegenden Roſenkranze. Höher hinauf zunächſt an Johannes ſteht mit aufgehobenen Händen ein weinender Greis. Von dieſen beiden ſind nur Haupt und Arme ſichtbar, indem auf dem Vordergrunde zwey Jünger mit dem Weihkeſſel beſchäftigt, jene größtentheils verdecken. Der Eine, zu dem Gefäß gebückt das er eben herbeybringt, ſcheint in trauriger Eile ganz darnieder gebeugt, indeß der Andere mit der linken nach dem Henkel greifend, den grünen Mantel der ihm zur Bekleidung dient, über die Schulter zurückgeſchlagen, mit ſtarker Wendung des Hauptes, und wie in ängſtlicher Beſorgniß aufſchaut, um nicht den letzten Anblick der ſterbenden Heiligen zu verlieren.

Im Gegenſatz mit dieſer Gruppe ſieht man, dem Beſchauer rechts, hinter dem knienden Petrus einen der Jünger bemüht, die Kohlen des Weihrauchfaſſes ſtärker anzufachen, welches der andere, mit röthlichem Gewande bekleidet, in raſcher Bewegung rückwärts geſehen, emporhält. Weiter hinauf dem Johannes gegenüber, allein durch den herabhangenden Vorhang von der Sterbenden getrennt, ſteht ein Apoſtel, gleichſam in jenes Gebet fromm einſtimmend. Tiefer zurück aber, und wie in unnennbarem Schmerz vom Sterbelager abgewendet, faltet ein grauer Alter ſeine zitternden Hände mit unausſprechlicher Wahrheit und Einfalt. Das Bild des Todes ſcheint ihn lebhafter ergriffen zu haben, ſein eignes nahes Ende ihm vergegenwärtigend. — Zugleich iſt es die menſchliche Natur als Klage, über dieſe letzte, unvermeidliche Bitterkeit, welcher die heiligſte der Weiber mit unterwerfen erſcheint. —

Die Bewegung des tiefern Affektes zeigt ſich in den von Wehmuth gleichſam erweichten Zügen, und man glaubt das Leben der in leiſes Schluchzen aufgelöſten Stimme zu vernehmen. Unmöglich iſt es, ohne die innigſte Rührung dieſe den reinſten menſchlichen Schmerz, ſo treu als naiv ausſprechende Geſtalt zu betrachten. So von frommen Dienſt und heiliger Trauer umgeben, liegt Maria ſelbſt in himmliſcher Verklärung ſtill verſcheidend da. Die linke Hand ſtreckt ſich eben im Tode aus, leiſe öffnet ſich ihre Rechte, die Kerze loslaſſend; die Füſſe ziehen ſich im letzten Krampf aufwärts, und von dieſer Bewegung ſinkt die herrlich gefaltete rothe Decke ſachte herab.

Alles iſt Tod und alles iſt Leben an dieſem Sterbelager, über welchem eine heilige Wehmuth weht, wie der Schauer davon entnommen iſt. Dem Betrachtenden zur Linken zeigt ein geöffnetes Fenſter den freundlich blauen Himmel, und Vögel flattern leicht von den nachbarlichen Dächern auf. Ein reiner Luftſtrom ſcheint das Gemach zu durchwallen, und man ahndet wie die entfliehende Seele ſich im klaren Aether hinanſchwingt. — Ein leiſer Seufzer, ſcheint das Leben von den ſanft geöffneten Lippen zu entſchweben.

Der Legende nach ſtellte hier der Mahler alle Jünger Chriſti vor, wie die weit entfernten ſich in dieſer feyerlichen Stunde zuſammen, um die Mutter ihres Herrn gefunden. Zwey derſelben ſtehen auch noch im Pilgergewande, den Wanderſtab in der Hand, den Rücken gegen das Fenſter gekehrt, andächtig mit einander leſend, und ſo im ſtillen Gebet mit den übrigen vereint.

An derſelben Seite in der Tiefe des Gemaches brennen zwey Kerzen auf dem Hausaltar; zur rechten Hand des Betrachtenden aber öffnet ſich durch die gewölbte Vorhalle dem Blick die Anſicht auf den von heitern Gebäuden umgebenen Platz, und einzelne Gruppen erſcheinen aus der klaren Ferne.

Die Würde womit der Künſtler ſeinen Gegenſtand behandelt hat, erregt im gleichen Maße Bewunderung, wie die Anmuth und Vollendung des Ganzen unſer Wohlgefallen gewinnt. Ein Lichtſtrahl ſcheint von dem Antlitz der Sterbenden auszugehen, und ſich nach den vielfarbigen Erſcheinungen des Prisma über das Bild zu verbreiten. Die rothe Farbe welche an Bett und Decke angebracht, als die herrſchende in das Auge fällt, ſchwächt doch keineswegs die Wirkung der überaus zart gehaltenen Hauptfigur, deren Angeſicht vom weißen Schleyer umgeben, auf hohen weißen Kiſſen ruhend wie der liebliche Kelch der weißen Roſe im röslichten Lichte glänzt — und ſowohl in mahleriſcher als poetiſcher Hinſicht den Mittelpunkt bildet, von welchem durchaus alles auszugehen ſcheint, wie alles um ſie her den Blick in immer neuer ſüßer Sehnſucht zu ihr zurückführt. — Wie arm erſcheinen mir in dieſem Augenblick die Worte, da ich es verſuchen möchte, Dir einen vollen Begriff von der eigentlich dramatiſchen Wirkung dieſes einzigen Gemähldes zu geben, wie es zugleich mit aller Magie der lebhafteſten Farbengebung in harmoniſcher Glut ſtrahlt, und ſeinen Zauber mächtig auf Gemüth und Sinne ausübt. So konnte nur liebeflammende Andacht im Bunde mit der Kunſt dichten und mahlen; aber die Sprache bleibt dürftig und kalt hinter dieſer Schöpfung doppelter Begeiſterung zurück.

So wie dieß Bild allen Geſetzen der Kunſt, in Gruppirung und Correktheit der Zeichnung entſpricht, erſcheint es als eines der merkwürdigſten aus dieſer Zeit (dem Jahr 1515) und läßt auch dem ſtrengen Beobachter nichts zu wünſchen übrig.

Die beiden Flügelthüren 2 1/2 Fuß breit, ſtimmen in Würde und Anmuth der Behandlung mit dem Hauptbilde vollkommen überein.

Man erblickt darauf die Familie des Donatarius in großer Wahrheit und Eigenthümlichkeit, zugleich mit ſchöner Anordnung und reicher Zier abgebildet.

Auf dem Flügel zur Linken des Beſchauers, kniet Vater und Sohn in voller Stahlrüſtung, jedoch mit entblößtem Haupte, vor dem mit köſtlichem Teppich behangenen Bethſtuhl; ein edles Bild männlich ruhigen Selbſtbewußtſeyns mit Frömmigkeit und Milde verbunden.

Hinter ihnen ſtehen beider Schutzheilige, die, wie es bey der Ceremonie der Firmelung gebräuchlich, ſanft die Hand auf die Schulter des Pathen legen. Der heilige Georg in kunſtvoller aus Erz getriebenen Rüſtung, den bunten Drachen zu ſeinen Füßen erlegt, die rothbekreuzte Fahne ſchwebend über ſeinem Haupte. Neben dieſem ſteht St. Dionyſius im biſchöflichen Schmuck; hinter dem ältern Ritter im Hintergrunde erhebt ſich eine feſte Burg auf ſchroffen Felſen, an deren Fuß ſich grüne Schatten des Eichenhaines lagern, den die ſtattlichen Männer vielleicht bey fröhlicher Waidluſt zu durchziehen pflegten. Ernſt und Stille herrſchen in dieſer Landſchaft, da hingegen auf dem andern Flügel die weite Meeresgegend, mit lachenden Ufern und blauen Bergen umfaßt, ſich dem erfreuten Blick aufthut, aus welcher die Frauen wie herrliche Blumen, roſig und hold hervorſtrahlen.

Die ernſte Hausfrau, ihre Schwiegertochter zur Seite knieend, ebenfalls im Vordergrunde; hinter dieſen ſteht die heilige Chriſtina und die wohlthätige Gudula, die erſte auf dem Mühlſtein (das Zeichen ihrer Marter), leiſe zu ihrer Schutzbefohlenen vorgeneigt; die andere, eine Leuchte in der Hand tragend, mit welcher ſie in frommer Verborgenheit die Armen aufzuſuchen pflegte, woran ſie der Sage nach oft der Satan vergebens zu hindern geſucht, der auch hier in kleiner Fledermausartiger Ungeſtalt an der Laterne feſtgeklammert erſcheint.

Man ſieht die Ritterfrauen in ernſter Kleidung, doch in alter Pracht jener Zeit, mit goldenen Ketten und Gürteln, das Haupt in goldſtoffnen Hauben prangend, an denen ein dünner Schleyer das Angeſicht, wie duftiger Nebel umgiebt. Beſonders trefflich nimmt ſich hierbey das ſchwarzſammtene mit köſtlichem Pelz breit verbrämte Gewand der Matrone aus, wie es in täuſchender Wahrheit und herrlichem Faltenwurf ſich um die Kniende verbreitet. Die heiligen Jungfrauen erſcheinen dagegen in mehr fantaſtiſcher höchſt anmuthiger Tracht. So glänzt die unausſprechlich ſüß lächelnde Chriſtina vor dem hellen Waſſerſpiegel in wunderbarer Heiterkeit uns entgegen, deren ſammtnes Gewand im grünlichen Blau des Pfauenhalſes ſchillert; mit ſcharlachrothem goldgeſtickten Mantel, und blondgekräuſeltem Haar, das unter dem mit Perlen geſäumten ſchwarzen Sammthäubchen auf Buſen und Schultern herabwallt. In reicher Zier und holdſeliger Zucht angethan, ſtellt ſie uns eine jener erfreulichen Erſcheinungen dar, wie ſie aus der alten deutſchen Zeit in der Minneſänger ſüßen Liedern leuchtend wiederſtrahlen.

In Rückſicht auf techniſche Behandlung gehört das beſchriebene Gemählde vollkommen zur ältern niederländiſchen Schule, und giebt uns einen Begriff von ihrer höchſten Blüthe. Das Kolorit iſt lebhaft, die Schatten klar und durchſichtig, die Geſichter, beſonders bey den Portraits, durchaus im Lichte genommen; hierbey iſt es vielleicht nicht überflüßig zu bemerken, daß die Farben ſo dünn aufgetragen ſind, daß bey genauer Aufmerkſamkeit die verſchiedenen kleinen Abweichungen vom Contour ſichtbar werden, wie auch die Schraffirungen auf dem Kreidegrund in den Schattenparthien ſich zeigen. Alle Beywerke ſind mit einer Genauigkeit ausgeführt, wie man ſie in den Stillleben der ſpäteren Niederländer allein wieder findet; ſo lieſt man z. B. bey dem Hauptbilde in dem Buche, das neben Roſenkranz und Kerze auf einem Schemel im Vorgrund dicht an dem Bette abgebildet, das Credo ſehr deutlich in altdeutſcher Schrift mit gemahlten Anfangsbuchſtaben. Eben ſo erſcheint der ſchön gearbeitete Weihkeſſel mit größtem Fleiß und Geſchmack gemahlt, in welchem das leiſe bewegte Waſſer leichte Blaſen am Rande wirft. — Dieſelbe Vollendung iſt in dem von der Glut der angeblaſenen Kohlen erhellten Geſichte des einen Jüngers zu bewundern, welches an die Meiſterwerke derſelben Schule erinnert, da ſie ſpäter auf die Ausführung ſolcher Lichteffecte ſich bey ihren Kunſtvorwürfen beſchränkt.

Dieſer Meiſter ſcheint ſein Zeitalter überſprungen, und in reicher Vielſeitigkeit die einzelnen Schönheiten jüngerer Werke gleichſam prophetiſch ergriffen zu haben; — ſo erinnert der im Hintergrund weinende Greis ſehr beſtimmt an Rembrands ausgezeichnetes Verdienſt, wie man in Ausführung des Hausgeräthes Gerhard Dow vor Augen hat; ja es heben ſich die vielfärbigen Teppiche der Bethſtühle auf den Flügeln gleichſam aus der Tafel hervor, und ſcheinen wirklich in reichen Falten über den Rahm der Bilder heraus zu fallen, wie die äußerſten Säume derſelben darauf gemahlt ſind.

Gar herzlich iſt es zu bedauern, daß der beſcheidne Künſtler, wie ſo viele ſeiner Zeit, es nicht der Mühe werth geachtet, ſeinen Namen auf irgend eine Weiſe anzudeuten; und ſo müſſen wir uns begnügen, die herrliche Kunſt anzuſtaunen, die ſeine reiche Schöpfung uns nach Jahrhunderten unbeſchädigt, und in friſcher Farbenglut darſtellt.

Der Zufall begünſtigte die verſtändigen Sammler ſo freundlich, daß mehrere ſchöne Gemählde in ihren Beſitz kamen, die aus dieſer Schule, ja wovon einige höchſt wahrſcheinlich von demſelben Meiſter ſind, welche ſie der Reihe nach vor uns aufſtellten. Man bemerkt in allen die gleiche Wärme und Zartheit des Kolorits, ähnliche Ausführung und Anmuth der Geſtalten, wobey zugleich es mir angenehm auffiel, daß die Figuren ſtets in ſchöner, dem Gegenſtande angemeſſener Landſchaft, und gehörig von dieſer hervorſtehen.

Zu den vorzüglichſten in dieſer bedeutenden Reihe gehört ein Chriſtus am Kreuz verſcheidend, nur von ſeinen Lieben umgeben. Johannes und Maria drücken ihren Schmerz in einfachen Gebärden aus, Petrus ſteht hinter der letzten, ein kräftiger Kopf, der ſogleich an jenen auf dem großen Gemählde erinnert; Maria Magdalena hält heftig weinend das Kreuz umfaßt. —

Die Behandlung ihres goldſtoffenen Kleides, wie des in bleichem Lila ſchattirten Mantels, der ſich von der Hüfte herab zu ihren Füßen reich verbreitet, ſtimmt eben ſo mit der beym erſten Bilde beſchriebenen überein. Vielleicht iſt es nicht unnöthig hierbey anzumerken, daß bey dem Tod der Maria, wie in den übrigen Werken dieſer Schule, der Effekt des Goldes ſowohl an Gewand als Schmuck, allein durch die bis zur höchſten Täuſchung getriebene Ausführung der gelben Farbe hervorgebracht wird, wodurch ſich dieſe Gemählde beſtimmt von denen unterſcheiden, die aus einer früheren Periode der Kunſt ſtammen. Die heilige Barbara in anmuthiger Blüthe und ſittſam köſtlichem Schmuck dargeſtellt, den goldenen Thurm im Arm haltend, ſteht neben Johannes zur Rechten des Beſchauers; ſie wird halb durch einen jungen Karthäuſer verdeckt, der zu der Familie des Donatarius gehörend, in freudiger Andacht dieſem gegenüber kniet, welcher einen Jüngling hinter ſich, in ſchwarzer pelzbebrämter Kleidung den Vorgrund uns zur Linken einnimmt. Im Hintergrund erblickt man, wie aus weiter Ferne, die Kreuztragung Chriſti vor den Mauern Jeruſalems, bey welcher in Vergleichung mit den Hauptfiguren die Zeichnung ſchwächer und fehlerhaft im Beſtreben, die Perſpektive anzudeuten, erſcheint. Die übrige Landſchaft heiter und geiſtvoll ausgeführt, ruht dagegen in idylliſchem Frieden. Sorglos ziehen Wanderer die Straße längs dem Walde hin, und zu der ſtill umſchirmten Hütte kehrt der müde Pilger heim. Faſt ſcheint es, als haben jene alten Meiſter die Welt dadurch bezeichnen wollen, wie in ihr das Große, Ungewöhnliche unbeachtet von den meiſten geſchieht, und die Menge ſtets ihr Weſen darneben forttreibt, ohne die bedeutenden Zeichen der Zeit zu bemerken. Vielleicht auch war es die Abſicht der tiefſinnigen Künſtler, eben durch dieſen gleichgültigen, ja heiteren Hintergrund den Eindruck des Leidens für den Beſchauer zu erhöhen, wie wir im Leben uns mit tieferer Wehmuth mit unſerm Schmerz allein fühlen, indeß die Welt ſich in Luſt und Streben rings umher, oder vielmehr abwärts von uns bewegt, die wir vom Kummer auf einen Fleck gefeſſelt erſtarren.

Auf den beiden zu dieſer Kreuzigung gehörenden Flügeln erblickt man rechts die heilige Agnes wie ſie leſend im Freyen wandelt, mit goldenem Häubchen und dergleichen mit reichen Quaſten verziertem Oberkleide. Das ſie bezeichnende Lamm ſchaut unter den weiten Falten ihres Mantels, als des gewohnten Schutzes ſich erfreuend, hervor. Zur Linken des Beſchauers ſteht Sankt Lambertus in biſchöflicher Kleidung, der als Stifter des Doms von Lüttich bekannt, eine Kirche auf der Hand trägt. — Sein männlich friſches Angeſicht erſcheint in höchſter Wahrheit und Eigenthümlichkeit. Eben ſo treu und wie ein Abdruck der Natur ſind die beiden vor dieſen zwey Heiligen knieenden Frauen abgebildet, die ohne Zweifel zu der Familie des Stifters gehören. Dieſes Gemählde hat 3 Fuß 3 Zoll Höhe, und 2 1/2 Fuß Breite, wie es ſich von ſelbſt verſteht, ohne die Flügel gerechnet, mit denen es eine Breite von 5 Fuß einnimmt.

Ohngefähr von der Größe des Mittelbildes gehört eine Kreuztragung in dieſe Reihe. Die Figur des Erlöſers, wie der Ausdruck ſeines Antlitzes, verdient zu den beſten in dieſer Schule gezählt zu werden; im Vorgrund kniet die heilige Veronika; ein zart roſenrothes Gewand legt ſich in reichlichen Falten um ihre Füße, das grün und goldſtoffne Oberkleid erinnert nach ſeinem ſeitwärts offenen Schnitt an die griechiſche Tunika, doch übrigens verſchieden von dieſer, iſt es im Rücken von den Schultern zum Gürtel geſchnürt, und hat lang herabhängende breitgefaltete Aermel; gleich fantaſtiſch als zierlich iſt der goldene Hauptſchmuck. Die ſchön gewandte Geſtalt zeigt ſich mehr rückwärts, und ihr Profil, in holdſeliger Jugend blühend, drückt Wehmuth und innigen Antheil aus. Von geringerem Werth iſt die Bedeutung der übrigen Geſtalten, und das Gemählde im Ganzen ſchwächer an Farbe und Haltung. Dahingegen ſcheint der Künſtler die liebevollſte Sorgfalt auf ein kleines 2 1/2 Schuh hoch, 1 1/2 Schuh breites Bild verwendet zu haben. Maria ſitzt, die Krone auf dem Haupte, unter einem roth damaſtenen Thronhimmel, das Kind auf dem Schooße, dem die heilige Margaretha zur Linken des Beſchauers ſitzend in zarten Händen einen Apfel darreicht. Zur Rechten ſieht man eben ſo die heilige Dorothea mit Roſen gekrönt, das Blumenkörbchen neben ſich, ſtill geſammelt in einem Buche leſend. Hinter dieſer anmuthigen Gruppe, die als Knieſtück behandelt iſt, aber von ihr durch ein hinter dem Thronhimmel laufendes Geländer getrennt, erſcheint ein lieblicher Engelchor, mit muſikaliſchen Inſtrumenten und Geſang, die ſelige Mutterfreude feyernd. Umſonſt verſuchte ich dir eine Vorſtellung von der Klarheit und holden Stille dieſes Bildes zu geben, deſſen kleinſte Beywerke mit größter Sorgfalt vollendet ſind, ſo wie die Compoſition ſelbſt nur ein ſchöner Gedanke in liebevoller Andacht erblüht zu ſeyn ſcheint.

Faſt möchte ich die Vermuthung wagen, daß ſich in den Hauptfiguren lauter Portraits uns zeigen; ſogar das Chriſtuskind trägt beſtimmt den Stempel der Individualität, und iſt in andern Kinderköpfen, nur hier mit geſteigerter Bedeutſamkeit wieder zu erkennen. Die beiden jungfräulichen Heiligen aber ſtellen wahrſcheinlich zwey Schweſtern dar, und der Pinſel ſcheint auf ihren Zügen recht liebevoll die zarte Aehnlichkeit feſtgehalten zu haben, welche vielleicht einſt ein Hauptverdienſt des frommen Bildes ausmachte. Deutlicher als bey irgend einem der übrigen, läßt ſich auf dieſem Gemählde die Manier des Mahlers vom Tod der Maria erkennen, und beſtimmt nachweiſen. Dieſelbe leichte lichtvolle Behandlung der Geſichter, dieſelben leiſen Wendungen der Hände, die gleiche techniſche Fertigkeit bey der Ausführung der Gewänder und des Schmuckes ſind darauf ſichtbar; ſogar derſelbe Geſchmack in dem Coſtum, wie auch der gleiche Faltenwurf und Baumſchlag in den Gründen wird hier wieder gefunden; doch ſteht es in Wärme des Colorits jenem gleichſam in allem unerreichbaren Bilde nach.

Faſt noch ähnlicher aber auch immer noch zurückſtehend, ſieht man auf einem 3 1/4 Schuh hoch, und 1 1/2 Schuh breitem Flügel eine heilige Katharina vollendet, die im romantiſchen, für die Beſchreibung zu reichem Schmuck, eine hohe blühende Geſtalt in Mitte ſchöngedachter Landſchaft, wie ein Juwel aus köſtlicher Umfaſſung ſtrahlt. Vor derſelben kniet am Bethſtuhl eine junge Edelfrau mit ausdrucksvollen Zügen, über welche jedoch ſchon die irdiſche Sorge wie eine trübe Wolke hinſchwebt.

Sie iſt in ſchwarzem Damaſt gekleidet, — vielfacher Ketten-Schmuck umſchlingt die züchtig verhüllte Bruſt. Eine goldene Haube bedeckt ihr Haar, an welcher ein durchſichtiger rings abſtehender Streif das beſcheidene Angeſicht gar gefällig umgiebt.

Ich kann mich hierbey nicht enthalten dir eine Bemerkung mitzutheilen, die ſich mir aufgedrungen hat, und die ich zur Erkenntniß jener Zeit nicht ganz gleichgültig glaube. In dieſen Gemählden nähmlich unterſcheiden ſich die Bildniſſe der Frauen durch die Tracht ſcharf von den meiſt romantiſch gekleideten Heiligen, faſt als hätten die Künſtler in ihrem heitern fantaſtiſchen Schmuck die Freyheit des jungfräulichen Standes ausdrücken wollen, da im Gegenſatze auch junge Frauen ſich in Schnitt und beſcheidner Farbenwahl den Matronen gleich halten; alle ohne Ausnahme das Haupt bedeckt, die Arme im weiten Faltenwurf der lang herabhängenden Aermel, bis auf die Fingerſpitzen verhüllt tragend. Eine Beſtätigung dieſer meiner vorgefaßten Meinung fand ich in zwey Flügelbildern von 2 1/2 Schuh Höhe gegen 10 Zoll breit, deren eines Sankt Barbara, das andere Sankt Katharina darſtellt. Die erſte, den jungfräulichen Kranz blühender Roſen auf dem in lichten Wellen herabfließenden Haar, hält das eben zugeſchlagene Buch in der ſanft über der Rechten ruhenden linken Hand.

Nur weniges erſcheint von dem goldſtoffenem Gewand, da ein hellrother Mantel, die Schultern leicht umgebend, unter den Armen mit dichten im feurigſten Karmin ſchattirten Falten zuſammenfällt. Die Aermel ſelbſt zwar weich, doch um die Hand ſchließend ſchillern aus hellem Blau in bräunliches Gelb.

Die Wendung des Hauptes erſcheint ſo natürlich und ruhig, das Angeſicht mehr als Dreyviertel gegen die rechte Seite gekehrt, ſo harmoniſch zu der wie im ruhigen Wandeln ſchwebenden Stellung des Körpers, daß man mit innigem Behagen auf dieſer jugendlichen Geſtalt verweilt, die in ſich geſammelt und erkräftigt, dem

Kampf

Kampf des Lebens mit ſinniger Entſchloſſenheit entgegen zu gehen ſcheint. Nur wenig wird im Hintergrund von dem grün bewachſenen Hügel ſichtbar; uns zur Linken ſieht man den Thurm, welcher dieſe Heilige bezeichnet.

Das Gegenſtück ſtellt beym erſten Anblick die der frommen Kunſt gelungnere Auflöſung eines ſchweren Problems, nämlich in weiblich ſchöner Form, den Ausdruck tief ſinnigen Wiſſens dar. Die königliche Jungfrau, der Krone Schmuck auf hoch gewölbter Stirne, ſcheint aufmerkſam leſend, von einem vielumfaſſenden Gedanken ergriffen, ſtill zu ſtehen.

Ihre jugendlichen doch ſtrengen Züge ſcheinen ſich nie zu nichtigem Lächeln entwürdigt zu haben, wie die Heiterkeit edler Wiſſenſchaft aus ihnen widerſtrahlt. In ihr erkennt man die ſieghafte Streiterin Chriſti gegen das ſtolze Reich der Lügen. Ein weißer Mantel umgiebt in einfachen Falten die ſchlanke Geſtalt, an welcher das goldſtoffene Unterkleid, gegen die Hoheit ihres Weſens zur dürftigen Hülle wird; ſanft rückwärts an das breite Schwert gelehnt, deſſen Griff ſie in der Rechten hält, ſieht man ſie ſich gleichſam auf dieß Zeichen ihres Martyrthums ſtützen, freudig die Unwandelbarkeit ihres ganzen Seyns damit zu beſiegeln.

Düſter drohen die Wolken im Hintergrund, und auf der fernen Höhe entdeckt man in ſehr kleinen Figuren die Zubereitungen ihrer Martern. Dieſe beyden Geſtalten zogen mich gleich wunderbar an, und behaupten ſeitdem ſtets ihre Stelle in meiner Meinung. Mit Wohlgefallen ruht gewiß jeder Blick auf dem Bilde der heiligen Barbara, ſie erweckt ein ſo inniges Gefühl, daß man ſie belebt als Freundin und Vertraute ſehen möchte. Die heilige Katharina dagegen ſetzt uns in Erſtaunen, und wir betrachten ſie als eine Erſcheinung aus der Geiſterwelt, nur durch Form und Farbe in die unſrige herabgebannt, über welcher ſie furcht- und bedürfnißlos zu ſchweben ſcheint.

Nach ſo verſchiedenen Schilderungen edler frommer Frauen, wird es Dir gewiß willkommen ſeyn, einen trefflichen Kriegshelden im Geiſte zu ſchauen, der wohl ſich ein Recht erwarb, der Schutzpatron aller Streiter für Gott und die gute Sache zu heißen. Auf einem Flügelſtück von gleicher Größe wie die eben beſchriebenen ſteht Sanct Mauritius, mit entblößtem braungelocktem Haupte, übrigens in voller Stahlrüſtung. Der Waffenrock von ſchöner röthlich grauer Seide mit Streifen ſchwarzen Sammtes beſetzt, ſein gutes Schwert das nicht auf römiſche Weiſe, ſondern nach deutſcher Form und Art um die Lende gegürtet zur Linken herabhängt, ſtellt uns einen Krieger aus dem Mittelalter in Portraitähnlicher Eigenthümlichkeit dar. Der leuchtend ſcharlachrothe Mantel, welcher ihm um die Schultern liegt, das hohe erzfarbige Schild mit dem goldnen Adlerbilde, worauf er die ſtarke Rechte wie verweilend legt, indeß er in kräftiger Linken die bis an den obern Rand der Tafel ragende bläuliche Fahne faßt, aus der abermals der Adler im goldnen Glanze ſchillernd herabſtrahlt; dieſe der Geſtalt geliehenen Abzeichen römiſcher Herkunft, zieren den edlen Helden mehr als ſie denſelben uns entfremden.

Unmöglich ſcheint es mir ein edler männliches Antlitz zu denken, unerreichbar aber bleibt der ſchwermüthige, doch unausſprechlich ſinnig feſte Ausdruck im Blick. Nur das Profil der Figur iſt ſichtbar, und noch weniges erſcheint vom rechten Auge durch eine leiſe Wendung des Hauptes, welche den ſonſt ſcharfen Zügen eine anmuthige Rundung leiht. Der edle Trotz dieſer breiten hochgewölbten Stirne, um die ſich die ſanften Augenbrauen wie ein leiſer Saum ſchließen, der ſeine milde Schatten über das ſinnende Auge legt, — die kühne doch äußerſt reine Linie der Naſe, der jugendlich feſte ſo treue Mund, um den, wie um das ſanft gerundete Kinn, die leichten Schatten des männlich gekräuſelten Bartes ſchweben; die vollkommene Uebereinſtimmung aller einzelnen Schönheiten erhebt dieß Gemählde zu einem Ideal männlicher Hoheit und reiner geiſtiger Kraft, welche nur in einer Zeit ſo gedacht und ausgeführt werden konnten, wo Manneskraft und Würde ſich frey entwickelnd, mit Sittlichkeit und frommen Sinn noch im ungeſtörten Verein beſtand, und alſo lebensvoll aus der Wirklichkeit den Mahler anſprach. Kenner haben das Kolorit dieſes Gemähldes mit dem des Titian verglichen; mehrere fanden darin die Züge Karl des V. wieder; ich ſelbſt ſah noch kein Bildniß deſſelben: beſaß aber dieſer Fürſt nur einiges von den äußern Vortheilen dieſer in das Gebiet geiſtiger Schönheit geſteigerten Züge, ſo hatte die Natur ſelbſt ihn zum Herrſcher geſtempelt. Noch muß ich bemerken, daß ein goldſtoffener Vorhang der Figur zum Hintergrunde dient, wie man es oft bey alten

Gemählden findet. Daß bey jenen Mahlern die gelbe Farbe als Gold angewendet, auf Ehre, Adel und Hoheit gedeutet, verdient noch die Erwähnung, wie ſolche hier dazu dient, die Heldengeſtalt wo möglich mehr zu verherrlichen.

Wahrſcheinlich iſt Dir ſchon die Erklärung bekannt, welche jene tiefſinnigen Künſtler den verſchiedenen Farben gaben, — vielleicht aber füge ich zum Schluß dieſer Beſchreibung Dir ſie hinzu, indem es zur Erläuterung und Kenntniß der Bilder ſelbſt ſehr intereſſant iſt, die geiſtige Bezeichnung dieſer ſcheinbar gleichgültigen Farbenwahl zu erfahren, welche damals mit großer Ueberlegung, und oft myſtiſcher Bedeutſamkeit begleitet war.

Noch ein größeres Flügelgemählde von 2 3/4 Schuh Höhe, und 1 Schuh Breite zog mich lebhaft an. Johannes der Evangeliſt, eine ſchlanke Geſtalt, die beynahe die Höhe der Tafel einnimmt, wandelt wie in offner mit gemauerter Bruſtwehr umgebenen Halle, aus der das Auge in heitere Bergesgegend ſchaut, die in bebaute Hügel ſich verliert, an deren Fuß eine Mühle im Erlen umkränzten Wieſengrunde liegt.

Das von lichten Locken umwölbte Antlitz des Apoſtels, drückt milde Frömmigkeit aus. Eben ſegnet er den Pokal ein, worin ihm der Haß tödtliches Gift miſchte, das ſich auf ſein Geboth als grünlich geflügelte Schlange geſtaltet, aus dem gereinigten Becher emporhebt. Die ſanfte Schwingung der ſchlanken ſegnenden Hand, iſt von ſo hoher Einfalt und Wahrheit, daß der feſtgehaltene Blick darin die leiſe Bewegung zu belauſchen glaubt. Der Heilige erſcheint wie gewöhnlich in Scharlach gekleidet, auch der Mantel iſt von rother Farbe, die von kälterem Ton und ſchwärzlichten Schatten ſich vom Untergewande angenehm hervorhebt. Die Einfachheit aber des geſammten Faltenwurfs iſt hier beſonders zu bemerken, und der beſten italieniſchen Meiſter würdig. Leider hat dieſes treffliche Bild durch frühere Verwahrloſung viel gelitten. Das Gegenſtück zu demſelben, die heilige Agnes, voll zarter Naivität und Andacht ſchien mir dagegen nach meinem Gefühl, weit an Werth zurückſtehend. Die Jungfrau wandelt leſend gleichſam in derſelben Halle, jedoch mit verſchieden charakteriſirter Ausſicht, in ein von Baumesſchatten eng begränztes Wieſenthal. Ihr Unterkleid iſt blumigter Goldbrokat, ein weißer ins Bläulichte ſchattirter Mantel bedeckt ihre rechte Schulter, und ſinkt von der linken Hüfte in wohlgedachten Falten über das vorſtehende Knie zur Erde. In der rechten Hand, die nur wenig unter dem Mantel ſichtbar wird, leitet ſie das Lamm am Bande, welches hier keine gute Wirkung thut, und den Ausdruck ihrer Aufmerkſamkeit ſchwächt. Beſſer iſt in dem früher erwähnten Bilde dieß Abzeichen der unſchuldsvollen Heiligen angebracht.

Von ganz eigenthümlichen, beym erſten Blick befremdenden Ausſehen fielen mir die zwey äußeren Flügelgemählde der früher erwähnten Kreuzigung ins Auge, worauf im röthlichen, mit bunten Marmorpilaſtern an den Seiten gezierten Niſchen, die Statuen Kaiſer Heinrichs II. und der heiligen Helena, wie in weißen Stein gehauen dargeſtellt ſind. Der Kaiſer ſteht im vollen Harniſch mit dem Fürſtenmantel, die Krone auf dem Haupte, das große Schwert entblößt in der Linken, als Stifter des Doms von Bamberg aber eine Kirche auf der Rechten tragend. Haupt und Hände haben die natürliche Farbe, und der Kopf iſt von ſo ſchöner Ausführung und charaktervollen Eigenthümlichkeit, daß ich mich nie etwas mehr Vollendetes geſehen zu haben erinnere, welches zugleich mehr Freyheit und Leichtigkeit in techniſcher Hinſicht verbindet. Die Umriſſe ſind von der geiſtreichſten Zeichnung, und man glaubt die Muskelbewegung in den ältlichen Zügen zu bemerken. Das Gegenſtück, die heilige Helena, ſteht als ideale Vorſtellung jenem an individueller Lebendigkeit nach, dahingegen ihre Stellung, mit dem hohen Kreuz im rechten Arm, wie der Styl in den Falten der ernſten Matronenkleidung nach meinem Urtheil vortrefflich, und mit den beſten plaſtiſchen Werken der chriſtlichen Kunſt zu vergleichen iſt.

Noch verdient hier ein Bild ſeine Stelle zu finden, das ſich ſowohl dem Charakter der Compoſition, als der Ausführung nach mehr an die ſpätere Zeit anſchließt, in welcher die Kunſt ſchon zu der das Gefühl minder anſprechenden Manier überging, das aber in Rückſicht der Haltung, wie auch der Behandlung des landſchaftlichen Theils ſehr lobenswerth, und mit großer Wahrheit der Farbe vollendet erſcheint. Dieſes ſtellt abermals Jeſus am Kreuz, nur von ſeinen Getreueſten beweint, vor. Maria uns zur Linken, ſteht in verſtummtem Schmerz zurückgeſunken mit gefalteten Händen vor ſich hinſtarrend, gleichſam bewegungslos im übergroßen Leid. Dagegen drückt Johannes ſeinen Jammer mit lebhaft gerungenen Händen aus. Zwiſchen beyden kniet Magdalena, den Stamm des Kreuzes in anmuthiger, doch geſuchter Stellung mit der Linken umſchlingend, indeß ſie in der Rechten das fein gefaltete Thränentuch gegen die Augen erhebt. Drey Engel umſchweben den verſcheidenden Erlöſer, und fangen mit ſchmerzvollen Gebärden das ſtrömende Blut ſeiner Wunden in goldenen Kelchen auf. Das Ganze iſt mit wahrhaft niederländiſcher Genauigkeit ausgeführt, dagegen von gemeineren Formen und manierirtem Ausdruck; faſt ſcheint es, als habe der Künſtler die Wärme ſo ſeinem Gefühl abging, durch Demonſtrationen und äußern Glanz erſetzen wollen. Das blaue Gewand Maria's iſt mit goldner Stickerey umſäumt, desgleichen der rothe Mantel des heiligen Johannes, der wie von heftigem Wind ergriffen in kunſtreichen Falten ihn umflattert. Im grün und goldnen Oberkleide erblickt man die büßende Magdalena, unter welchem das blasgelbe Gewand in lichtem Blau ſchattirt weichlich herabwallt, ein hoher Pelzkragen umgiebt den zarten Hals, ohne ihn zu verhüllen, und der rothſammtne Bruſtlatz erhebt den unter zart gefaltetem Flor ſchimmernden Buſen; aus den purpurſammtenen Aermeln dringen weiße Puffen hervor, und ein Netz von gleicher Farbe ſcheint mehr beſtimmt das lichte Haar zu ſchmücken, als zu umfaſſen.

Bäume, Moos und Geſtein, ja die Schädel zwiſchen verwitterten Felsſtücken, alles ſcheint dem Leben nachgebildet und iſt von warmer ſaftiger Färbung. Links in der Tiefe ſieht man die Beerdigung Jeſu in kleinen Figuren, wobey durch eine Leuchte im Grab ein Lichteffect hervorgebracht wird, der als ein Bild im Bilde, dem Ganzen nicht ſchadet und ſchon etwas von der Meiſterſchaft verräth, welche die niederländiſche Schule in der Wahl ähnlicher Gegenſtände ſpäter erreichte.

So vollendet und zierlich wie es iſt, geht dieß Bild nicht zum Herzen, und ich möchte es jenen kalt rhetoriſchen Gedichten vergleichen, worin einzeln hervorgehobene Schönheiten Antheil und Totaleindruck zerſtören.

Noch einmal, beſter Freund, will ich dich in eine heitere Welt der Liebe blicken laſſen, eh ich dir das letzte ernſte Bild voll irdiſchen Schmerzes ausmahle.

Maria, das Kind an ihrer Bruſt, ſitzt in Mitte des Vordergrundes neben einer rieſelnden Felſenquelle, von grünſchattender Waldesgegend umgeben, hinter der ſich die Ausſicht in weite Ferne öffnet, die ein Strom zwiſchen Bergesufern durchſchlängelt. Unausſprechlich hold lächelt die jugendliche Mutter den Säugling an, der im erſten ſüßen Genuß an ihr hinaufblickt. Ihr ſchlichtes Haupthaar fließt kunſtlos längs der freyen Stirn auf die Schultern. Seliges Selbſtvergeſſen in dem Kinde athmet die ganze Geſtalt. Der rothe Mantel ſinkt vor dem Schooß reich um ihre Füße nieder. Man erkennt daſſelbe Faltenſyſtem ſammt der Farbengebung, wie bey dem erſtbeſchriebenen großen Gemählde, auf dieſer 2 1/2 Schuh hohen und 1 1/2 Schuh breiten Tafel. Rechts von uns in der Waldesdämmerung zeigt ſich Joſeph mit dem Eſel, im Mittelgrunde ſieht man Landleute die friedlichen Arbeiten des Ackerbaues treiben. — Ein hohes Kornfeld wird geſchnitten, und zur andern Seite wieder beſäet. Schaafheerden weiden auf den Hügeln, und Reiter ziehen des Weges vor der alterthümlichen Stadt, die mit gethürmten Mauern längs dem Fluße ſich erhebt. Von der darüber ragenden Ritterburg aber nahen gewappnete Reiſige, und überfallen das friedliche Dörflein im Thal, wo man in ſehr kleinen Figuren fliehende Mütter, und andere im Ringen um ihre Kinder ſieht — wahrſcheinlich eine Anſpielung auf den Bethlehemiſchen Kindermord. Fern ab aber und gleichſam unſichtbar der heiligen Mutter, ſchwebt die Gefahr in geſtaltloſer Form, indeß Sicherheit und Friede dieſe ſammt ihrem Kindlein umfängt; eine unendliche Kluft liegt zwiſchen dem Haß und der Liebe befeſtigt, welche gute Geiſter unſichtbar bewachen. In dieſer naiven anmuthigen Compoſition glaubt man erfreut eine frühere Arbeit jenes unbekannten großen Meiſters zu erkennen, und blickt gerne von dieſem lieblichen Bilde abermals zu dem Triumph ſeiner vollendeten Bildung hinüber.

Noch einmal führe ich Dir jetzt den frommen Helden Mauritius vor das Auge, aber in trüberer Umgebung. Ein 4 1/2 Fuß hohes und 3 1/2 Fuß breites Bild, ſtellt deſſen Martyrthum vor. Dieß an ſich bedeutende Gemählde gehört als Flügel zu einer doppelt ſo großen Kreuzigung, welche ſich ſammt dem zweyten Flügel deſſelben noch im Beſitze der Brüder Boiſſeree zu Kölln befindet, und worauf der bisher in der Kunſtgeſchichte unbekannte Name des Künſtlers Pierre de Mares nebſt dem Jahr 1517 zu leſen. — Mauritius, Anführer der Thebaiſchen Legion, wie er mit ſeinen Schaaren ſich des Götzendienſtes geweigert, (welches den Gegenſtand des andern Flügels ausmacht) kniet hier, der Erſte den tödtlichen Streich zu empfangen, auf purpurnem mit Hermelin verbrämten Rittermantel, den ſein edles Blut beſpritzen ſoll. Er ſelbſt in himmelblau und goldner Rüſtung, des Adlers Fittige leuchtend über der breiten Bruſt, zeigt ſich recht als ein Fürſt der Helden, feſtlich geſchmückt zum höchſten Ziel chriſtlicher Streiter, für den Glauben zu bluten. Sein Geiſt ſcheint bereits dem Leibe entrückt, ſich auf den Flügeln des Gebethes aufwärts zu ſchwingen. Todtenbläße bedeckt das ſanft geneigte Antlitz, und man fühlt daß der Streich, welcher das Leben endigen ſoll, nur der Augenblick erſehnter Befreyung für die himmelwärts ſtrebende Seele bezeichnet. Empört ſieht man den Henker uns zur Rechten, mit geübtem Blick und ausgeſtreckter Hand das herrliche Haupt, wie ein gemeines Ziel berührend, richten, indeß er hinter ſich das breite Mordſchwert niederhält. Dem Beſchauer links harren die Blutrichter zu Pferde, auf die Vollziehung der That.

Der Tyrann auf weißem prächtig geſchmückten Zelter, den ein Neger am Zaum hält, ſchien mir als phyſiognomiſches Problem hochbedeutend, und erinnerte mich (ob mit Recht weiß ich ſelbſt nicht) an jene grauſame Maria von England, wie ich ihr Bild nach Holbein in dem

Gedächtniß bewahrt zu haben glaube. Eben ſo dumpf fanatiſch, ſo ſinnlich blutgierig, ſtarrt der greiſe Wütherich wie gedankenlos vor ſich hin. Mit beſonnener Grauſamkeit ſieht man dagegen den Richter, den eine Rolle in der Hand bezeichnet, hinter jenem, voll Selbſtzufriedenheit den Todesſpruch erkräftigend, indeß ein anderer mit roher Strenge ſich auf dem abgewandten Roſſe vorbeugt, um die Vollſtreckung zu beſchleunigen.

Recht mit Bedacht ſcheint der Künſtler Farbe und Form zur Bezeichnung böſer feindlicher Geſinnung an den heidniſchen Kriegsknechten gewählt zu haben. Aus nächtlichem Grau in dunkles Schwefelgelb ſchillernd, erſcheint hier ein Gewaffneter, wie im Balg eines giftigen Drachen gehüllt. Ein anderer, Haupt und Leib mit breiten Schuppen bedeckt, ſchleicht gleich einer Meeresungeſtalt zu der bedrängten Chriſtenſchaar heran, indeß mit Greifenſchnabel überm Helm, im Stahl bis an die Zähne, ein dritter mit verbiſſener Wuth ſich von dem Gott ergebnen Helden wendet. Links ſieht man, den Drachen im feuerfarbenen Felde, die Fahne flattern, da zur Rechten der Chriſten himmelblaues Banner mit goldenem Adlerbilde weht. Um dieß verſammelt ſteht der kleine Haufe, ein blühendes Jünglingsangeſicht voran, daß ſich in begeiſtertem Gebeth gen Himmel wendet. Nur einzelne Häupter erſcheinen hinter dieſem, alle ſchon mit der Marterglorie umgeben, wie ſie von Ungeheuern umringt, dem zeitlichen Untergang geweiht, ſtehn. Ueber wilder Bergesgegend erblickt man einen goldenen Himmel, und die Anordnung des ganzes Bildes iſt zu tief gedacht, um nicht auch hierzu den Grund in der nahen Verklärung ſo vieler Gerechten ſuchen zu dürfen, denen die Herrlichkeit des geöffneten Himmels ſchon von dorther entgegen leuchtet.

Der Künſtler ſcheint in dem Gemählde die Idee des Contraſtes ſo weit verfolgt zu haben, daß er die bis ins Abgeſchmakte übergegangene Bosheit darin darſtellte. So ſieht man ganz im Vorgrunde hinter dem Scharfrichter einen der Kriegsknechte, mit der ſelbſtzufriedenen Miene eines Gecken, und ſeltſam aufgeputzt, der jenen bethenden Jüngling am Arm hält: eine Geſtalt die ſich zu dieſem rein tragiſchen Gegenſtande ungefähr verhält, wie der Narr neben Lears Wahnſinn, — wie man überhaupt verſucht wird, die Schöpfungen der alten Mahler mit ihren naiven oft humoriſtiſchen Motiven, ihren faſt gefliſſentlich angebrachten Anachronismen jenem unerreichbaren Dichter zu vergleichen, welcher ſtets aus der nächſten Umgebung ein paſſendes Gleichniß aufgreifend, unſer Herz zugleich mit ſinnlicher und moraliſcher Gewalt trifft, ſtatt daß nur zu oft die allzu treue Bewachung des Coſtums in Zeit und Form, die neuern Schöpfungen des Pinſels wie der Dichtung mit fremdartigem Firniß überziehen, der dem Colorit alle Wärme der Darſtellung oder die poetiſche Wahrheit raubt, welche doch wohl über alles beachtet werden ſollte. Mauritius Enthauptung, durch die Vortrefflichkeit der Compoſition und der Ausführung, ein Hauptbild aus der Schule jenes unſchätzbaren Meiſters, dem wir den Tod der Maria verdanken, ſteht dieſem jedoch an Farbe ſowohl als Reinheit des Geſchmacks nach. Beide Bilder aber eignen ſich eine ſonderbare Gewalt über das Gemüth des Betrachtenden an. Innige Rührung ergreift uns an dem Sterbebette der ſchon lieblich Verklärten, wie ſie durch des Lebens Schmerzen geläutert, in Mitte heiliger Freunde, ſelig hinüberſchlummert. Dahingegen ſehn wir bey Mauritius Martyrthum alles Bittere zuſammengedrängt, was den Tod erſchweren kann. Feindſelig hämiſche Uebermacht, rund um ihn her, und das Jammergefühl, die Treuen gleicher Marter hülflos preis gegeben, zurückzulaſſen. Wie viel Kunſt gehörte dazu, um über dieſe Scene die Strahlen einer beſſeren Morgenröthe in der heiligen Ruhe des frommen Helden herauf zu führen! — Dort ſehen wir den Himmel in Liebe ſich zur Erde herabneigen — hier die Erde durch den Glauben mit dem Himmel ſich vermählen.

Abendunterhaltungen der Wiedergekehrten.

Der Krieg, mit allem was ihn bedingt und begleitet, hatte unzählige Verbindungen aufgelöſt, Pläne durchkreuzt, Lebenswege gehemmt, alles bis dahin Beſtandene in ſeiner Wurzel angegriffen, ſo, daß es wohl wenige Menſchen gab, die in der allgemeinen Verwirrung unangefochten blieben. Ganz beſonders hart traf dieſe zwey Familien, deren treue Anhänglichkeit ſich durch viele Jahre nur enger zuſammen gezogen hatte. Alle Beziehungen ihres Lebens waren in nachbarlichen Verhältniſſen, gegenſeitigem Intereſſe, Gewohnheit und Liebe innig und feſt in einander verwachſen. Das Glück oder Unglück des einen Hauſes traf um ſo unvermeidlicher das Andere, als beider geſelliger Verkehr, auf gegenſeitige Theilnahme gegründet, keine Trennung der Gefühle zuließ. Jetzt wurden ſie plötzlich von ihren Wohnſitzen vertrieben, durch die herbſten Schickſale, in Folge manichfach bürgerlicher Verhältniſſe auseinander geriſſen, in fremde Gegenden verſtreut. Jahre gingen ſo hin, in denen ſie weder ihres Eigenthumes nach ihrer wahrhaften Freyheit mächtig, mit allen Beeinträchtigungen perſönlicher Selbſtſtändigkeit und Ehre zu ringen hatten.

In Manchen ſtarb der Muth mit den wachſenden Drangſalen, ſie erlagen der Zeit, die hin und her ein Glied von dem ehemahligen friſchen Lebenskreiſe ablöſte.

Andere verſuchten ſich mit vielem, aber es wollte nichts recht Stand halten; jeder Augenblick brachte etwas Neues, das unruhige Leben verrückte immer wieder Stand- und Zielpunkt.

Endlich ward Friede. Aber das rechte friedliche Leben war und blieb unter tauſend Sorgen begraben. So kehrten denn auch beyde Familien erſchöpft, mit gebrochenem Herzen, ohne Hoffnung und Vertrauen, zur Heimath zurück. Der älteſte Sohn des einen Hauſes war im Kriege geblieben, der jüngere, Friedrich, ein edler ſtolzer Jüngling, der Gefangenſchaft endlich frey geworden, fand ſein Regiment aufgelöſt, die Kameraden zerſtreut, das väterliche Haus als letzte Zuflucht für ein kaum begonnenes Leben. Er trat in die früheſten Kindesverhältniſſe zurück, ohne gleichwohl den kindlich friſchen Lebensblick gerettet zu haben, der ehemahls ſeinen Geſichtskreis ſo weit auseinander hielt, und ſo großartige Bilder hineinzog. Sein Vater, der Baron, aus Grundſatz Feind alles Neuen, durch den Druck des Augenblickes gänzlich in der Gegenwart befangen, nährte ſeinen und des Sohnes Unmuth auf eine Weiſe, daß ſich beyde ein beſchränktes, faſt dürftig gewordenes Leben durch ſtete Anreizungen gegen das Geſchick und den Fluch einer Gott verlaſſenen Zeit gänzlich verbitterten, und es der armen Charlotte, des Barons Schweſter, unmöglich machten, ihre Zufriedenheit auch nur augenblicklich zu erregen. Sie ſelbſt hatte in einem frühen Witwenſtande und einer beſchränkten Lage Wünſche und Anſprüche, zuerſt der Nothwendigkeit, und bey wachſen der Sorge für das Wohl ihrer Kinder, höherer Führung unterordnen lernen. Für ſie enthielten die jetzigen Erfahrungen keine neue Schmerzen. Sie ſtand in einer Art vertraulichem Verkehr mit allem Widerſtrebenden; ſie hatte es dem Leben vielfach abgemerkt, daß es ſich Zeitenweiſe unſern Wünſchen und Erwartungen beſonders unfügſam zeige, ſie wußte es daher von allen Seiten geſchickt anzufaſſen, und ſo geduldig als zuverſichtlich darin auszuharren.

In dieſer gemäßigten, in ſich ſelbſt beruhigten Stimmung, ſtand Charlotte der jungen Gräfin Marianne, Tochter jenes andern Hauſes, faſt ganz entgegen. Mit leidenſchaftlicher Regſamkeit gab ſich dieſe jedem Eindrucke hin, der ihre, mehr geſpannte als warme Phantaſie traf. Gänzlich auf das Ungewohnte gerichtet, ſchmerzte ſie das Schmerzliche wohl, aber ſie fand doch eine Art geiſtiger Nahrung in dem Märtyrerthum einer ſo vom Schickſal Geweiheten, über die alles Erdenleiden zugleich ausgeſchüttet ſchien; denn ſie hatte nicht allein Vater und Mutter, ſie hatte den Verlobten, jede Hoffnung auf Liebesglück, alle beſtechliche Träume halb befriedigter Sehnſucht, wie den wahrhaften Glanz und die freudige Anmuth eines bequemen Lebens in dieſem unglückſeligen Kriege eingebüßt. Faſt verarmt und verlaſſen war ſie jetzt nur noch auf den Schutz einer alten Großmutter angewieſen, mit welcher ſie bald allein zurückbleiben ſollte, indem ſich beyde Brüder anſchickten, die verſäumte Zeit auf einer auswärtigen Univerſität einzubringen, und jetzt das väterliche Haus und die alten

Freunde nur flüchtig begrüßten. Aber grade dieſe gänzliche Ausgeſchiedenheit aus allem geſelligen Verkehr, die trübe Umgeſtaltung ihrer Verhältniſſe, und vor allem die katholiſche Großmutter gaben ihrer Fantaſie einen neuen fremdartigen Aufſchwung, der durch mannigfache poetiſche Mittheilungen ihres jüngern Bruders Bernhard beſonders erhöhet ward. Bis dahin hatte ſie wenig darauf geachtet, daß die fromme Frau in einer proteſtantiſchen Ehe den einzigen Sohn zwar der lutheriſchen Kirche überlaſſend, dennoch ihrem Glauben getreu blieb, und in ſtrenger Pflichtübung den einfachen Gang ſtets ununterbrochen fortging. Marianne war von Kindheit daran gewöhnt, ſie wußte es nicht anders, es fiel ihr nichts dabey auf. Jetzt führte ſie Bernhard, von manchem äußern Aufruf angeſtoßen, mit ſchwärmeriſcher Bewunderung auf die Gewalt ſolcher Glaubenskraft zurück, und ihr bewegliches Gemüth faßte das Neue um ſo begieriger, je aufgelöſter das alte Leben hinter ihr zuſammenbrach.

Beyde Geſchwiſter waren ſich in vielem, ſelbſt in der zarten faſt kränklichen Geſichtsbildung ähnlich, worin ſie ſich von dem ältern Kurd ſehr auffallend unterſchieden, der überaus rüſtig, kernhaft und geſund in das Leben hineinſah, und wenn ſich Bernhard einer geheimen Behaglichkeit bey der gänzlichen Verwilderung des früher Beſtandenen nicht erwehren konnte, indem er ſich aller beſtimmt bürgerlichen Beziehung dadurch überhoben ſah, ſo fand Kurd hingegen einzig Troſt in der Zuverſicht, das Verfallene feſt und tüchtig wieder aufbauen zu helfen. Ihn ſtörte eigentlich nichts, ſein Blick ſuchte und fand im Gegentheil in dem vielfach Beſchädigtem ſogleich die taugliche Seite; darauf bauete er weiter und verſchönerte ſeine Gegenwart in der Zukunft. Er konnte nichts fallen laſſen, nichts unverſucht aufgeben, ſein Herz hing mit ſtarker Kraft an dem Lebendigſten im Leben, und ſeiner Treue und Liebe in jedem Menſchenverkehr war weniges zu vergleichen.

Deßhalb war er auch nicht ſo bald im Schloße angekommen, als er ſeine liebſten Nachbarn aufſuchte. Der Baron war früher mit den Seinigen zurückgekehrt. Er fühlte keinen ſonderlichen Trieb, die ehemahlige und durch den Tod ziemlich aufgelöſte Verbindung mit einer jugendlich entwachſenen Familie in dem Maße wieder anzuknüpfen, und Friedrich hätte ſich lieber in ſich ſelbſt vergraben als ſein Unglück, wie er ſagte, Anderen zur Schau geſtellt. Doch Kurds treuherzige Seele hatte davon keine Ahndung.

Mit liebevoller Haſt kam er in den Hof geſprengt; raſch ſprang er vom Pferde als er Charlottens Kinder ſah, die ſehr gewachſen, doch etwas kränklich im Grünen ſpielten. Er herzte und küßte die Kleinen tauſendmahl, ſetzte den Knaben auf das Pferd, behielt dieſes mit einer Hand am Zügel, während er die andere dem Mädchen gab, und beyde den Lindengang hinauf führend, ließ er ſich erzählen, wie es der Mutter gehe, was der Onkel und der gute Vetter Friedrich mache? Alles erfahrne Ungemach der Zeit klang nun überaus rührend, in abgeriſſenen Schilderungen aus den kleinen

Stimmchen herauf. Kurd blieb in großer Bewegung ſtehen, und ſah die armen Geſchöpfchen mit der peinlichen Unſicherheit an, die nicht ſogleich wußte, was in der Folge aus ihnen werden ſolle? Worauf die Kinder betheuernd ſagten: Es iſt gewiß wahr, Onkel, Du kannſt glauben, wir haben nicht gelogen. Er ſtreichelte ihnen die blaßen Bäckchen, und ſagte vergnügt: Ich glaubs ſchon ihr Kinder, ihr ſeyd ja brav, und werdet ſchon noch einmahl helfen, daß es beſſer in der Welt werde, und wir uns wieder freuen können. Das meint die Mutter auch, rief der Knabe, aber Vetter Friedrich ſagt täglich: uns ſey nicht beſſer, als wären wir längſt begraben! Charlotte, welche Kurd aus dem obern Schloßfenſter geſehen hatte, trat bey dieſen Worten ſehr gerührt auf ihn zu. Seine hellen Augen blickten ihr Troſt und Zuverſicht ins Herz. Lieber Gott, ſagte ſie, könnten Sie doch einmahl wieder Freude in unſer armes Haus bringen! Aber da ſieht es wirklich recht betrübt aus. Das Beſte im Leben, der Glaube an Glückſeligkeit, iſt ganz daraus verſchwunden. Laſſen Sie das nur, liebe Charlotte, erwiederte Kurd, das wird nicht immer ſo bleiben, das Unglück iſt noch ſo neu, es hat alles übereinander geworfen, die Meiſten können ſich noch nicht finden, ſie ſind nirgend zu Haus, das kommt aber. Ach! ſeufzte Charlotte, das iſt es nicht; der Bruder iſt wohl zu Haus in der Gegenwart, er ſieht alle Verhältniſſe in ihr durch und durch, und eben deßhalb, meint er, könne er ſich nicht mit Träumen hinhalten. Oft fragt er mich, von welcher Seite ich denn das Glück auf uns zukommen ſähe? Der menſchliche Verſtand giebt darüber freylich keine Auskunft, und höre ich recht ſcharf auf dieſe Stimme, ſo ſteht es ſchwach mit der Zuverſicht auf beſſere Tage. Aber die Hoffnung kehrt ſich daran nicht, ſie lebt ganz heimlich wieder auf, und läßt ſich auch wahrhaftig bey Niemanden erſticken, auch bey dem Bruder nicht. Gewiß nicht, denn ich weiß es, ſeine tägliche Verdroſſenheit kommt großentheils davon her, daß es nicht ſo geht wie er es dachte. Er denkt alſo doch darauf, daß es beſſer werden ſolle, aber nur das wie? das kann er nicht begreifen, und darum bildet er ſich ein, nicht daran zu glauben.

Sie waren unter dieſen Worten in das Haus getreten. Charlotte öffnete ein großes Zimmer, das ehemahls unbewohnt mit Vorräthen und veraltetem Hausrath angefüllt, niemahls zur Kenntniß der Gäſte gekommen war. Jetzt gehörte es zu denen, welche die wenigſten Spuren der Verwüſtung zeigten, und deßhalb vorzugsweiſe von der Familie bewohnt ward. Es war gewölbt, von länglich runder Form, mit hohen Fenſtern. Mehrere Familienbilder hingen darin umher, im Hintergrunde ſah man zwiſchen hervorſpringenden Pfeilern Vertiefungen in der Wand. In einer derſelben ſaß Friedrich auf einem runden Seſſel, ein Tiſchchen mit einem aufgeſchlagenen Buche vor ſich. Er hatte den Kopf zurück gebeugt, und mochte ſo über etwas nachſinnend eingeſchlafen ſeyn. Kurd erſchrack über ſein verfallenes Anſehen. Es ging ihm durchs Herz, den Jugendfreund ſo zuſammengeſunken, recht vom Schickſal zerbrochen, wieder zu ſehen, er konnte den Eindruck nicht ſogleich überwältigen, und wandte ſich ab, zu dem offenen Fenſter hin, aber er wäre hier faſt noch mehr erſchrocken, ſo überraſchte ihn der Anblick einer ſeltſamen Geſtalt, die nicht Knabe nicht Mann, zuſammengekauert in den Zweigen eines alten Fliederbaumes ſaß, und ſingend auf ein Bienenſchauer ſah, das an dem Baume lehnte. Wer iſt das mißgeſchaffene Weſen? fragte Kurd Charlotten. Ein blödſinniger Zwerg, erwiederte ſie, den Gott wohl zu etwas Beſſerm beſtimmte, denn er ſoll ein ſelten kluges Kind geweſen ſeyn, bis ihm ein bösartiger Ausſchlag alle Sinne wie gefangen nahm, und den weitern Wachsthum ſeines Körpers hemmte. Er iſt zur Arbeit untauglich, und nur durch lange Uebung hat er gelernt, die Bienen warten. Dieſe ſummten an dem Unglücklichen vorbey, er ließ ſichs aber nicht ſonderlich anfechten, ſondern ſang mit eintöniger Stimme geruhig einzelne abgeriſſene Strophen aus geiſtlichen Liedern. Unbeſchreiblich erſchütternd klangen Kurd folgende Worte aus dem blöden Munde:

»Erneue mich, o ewig's Licht!
»Und laß von deinem Angeſicht
»Mein Herz und Seel — — —

Hier ſtockte er, und widerhohlte lange, um ſich hinein zu finden, die letzten Worte, bis er in ein neues Lied verfiel, und hell aufſang :

»Ich ſchwing' ins Himmelszelt
»Die Flügel meiner Sinnen.

Jetzt regte ſich Friedrich, und da Kurd ſchnell auf ihn zuſtürzte, ſo lag er halb erwacht in des Freundes Arme, ohne ſich recht beſinnen zu können. Kurd war durch und durch erſchüttert, er hatte keine Worte, faßte und ſchüttelte nur des guten Jünglings Hand. Friedrich ward es auch enge um die Bruſt, aber er drückte die Bewegung, der er ſich mehr ſchämte als freute, nieder, und ſagte nach augenblicklichem Schweigen: Du biſt wohl zu Pferde gekommen? Kurd winkte bejahend, indem er unvermerkt eine Thräne aus den Augen wiſchte. Was ritteſt du für ein Pferd? fragte jener. Kurd erinnerte ſich hier der frühern Liebhaberey Friedrichs, und daß er jetzt kein Pferd mehr habe, deßhalb eilte er ihm zu erwiedern, daß er von dem wohlbeſetzten Stalle ſeines Vaters nichts, als den alten Fuchsengländer vorgefunden habe, mit dem er zur Noth wohl noch ſo einen kleinen Ritt machen könne; bald wird es aber auch damit vorbey ſeyn, ſetzte er hinzu, und ſah vergnügt in Friedrichs Auge, ſich in dieſem Augenblick der gleichen Armuth mit ihm freuend. Friedrich ſchwieg, und ſagte erſt nach verlegnem Hin- und Herſtreifen der Gedanken: Du warſt wohl nie in dieſem Zimmer? Kurd erinnerte ſich nicht, es früher gekannt zu haben. Das glaube ich, fuhr jener fort, es ward als Vorrathsgewölbe benutzt. Vormahls iſt es die Hauskapelle geweſen, da hängen auch noch einige Bilder geiſtlicher Frauen und Herren aus der Familie. Nachdem hat es der Feind zum Lazareth gemacht, du ſiehſt noch Spuren der Lagerſtätten, gerade wo vordem die Bethſtühle ſtanden. Kurd ſah ernſthaft an den ehrwürdigen Wänden hinan. Unter den Bildern fiel ihm beſonders das klare Geſicht einer bräutlich geſchmückten Dame auf. Ihr hellblondes Haar war ſehr reich gelockt, die kleine Myrthenkrone mit vielen Perlen und Edelſteinen mitten auf der Stirn befeſtigt, ein goldgeſtreiftes Kleid zwiſchen der jungen Bruſt und den ſchlanken Hüften anſchließend, hob den zarten Wuchs heraus, dem faſt der ſchwere, auf beyden Schultern eingehäckelte Hermelin-Mantel zu gewichtig ſchien. Hinter ihr dämmerte eine bläuliche Landſchaft, die weite ferne Welt andeutend. In der einen Hand trug ſie das Bild des Erlöſers, mit dem länglich geformten Zeigefinger der andern bezeichnete ſie folgende Stelle der Schrift:

„Komm, folge mir nach, und nimm das Kreuz auf dich.“

Das heiterſte Genügen, die volleſte, niemals angefochtene Zuverſicht lag auf dem kindlich gerundeten Geſichtchen. Keine Spur leidenſchaftlicher Verzückung, alles klar und ruhig, wie die hingegebene Liebe. Der Kopf neigte ſich etwas ſeitwärts nach dem Jeſusbilde hin, wie ſich wohl eine Blume nach der Sonne wendet; man fühlte daß alle Wärme und Sehnſucht des jungen Herzens willenlos in des Welterlöſers Daſeyn zerfloß. Eine bewußtloſe Vermählung zwiſchen Seele und Leib, ein unwillkührliches Hinüberflüchten in die Heimath des Friedens offenbarte ſich hier ganz unverkennbar. Kurd ward immer gedankenvoller, je länger er das Bild anſah. Friedrich war ſeinen Blicken gefolgt. Man hat jetzt Mühe, ſagte dieſer nach kurzem Schweigen, ſich von dem, was wir hier vor uns ſehen, eine richtige Vorſtellung zu machen. Es liegt außerhalb unſeres Geſichtskreiſes, wir haben kein Bild dafür in uns, man läuft ſtets Gefahr etwas ganz andres, von der Gegenwart Aufgedrungenes, dahinter zu ſuchen. — Sage das nicht, erwiederte Kurd, ich kann mir ſehr wohl ſolche zärtlich fromme Seelen denken, mich dünkt ich ſehe ſie, auch in unſern Tagen noch, ihr ſtilles ſeliges Leben ſo Geräuſch- und Anſpruchslos fortleben! — So nicht, unterbrach ihn Friedrich, ſo nicht! wie müßte das Leben ſolch Weſen anfaſſen! wie würde ſie die Welt, die geſunkene elende Welt verletzen! — Die Heiligen, entgegnete Kurd, hatten auch was ehrliches mit dem Erdenleben zu kämpfen! Dem jungen Kinde hier war vielleicht noch manches aufgeſpart, woran ſie ſich prüfen und erkennen ſollte. Ich ſehe nicht wohl ein, fuhr er fort, warum wir uns die Menſchen jetzt als ganz andere Geſchöpfe denken wollen, wie in jener Zeit, da ſie doch heute wie damals nach dem Bilde Gottes geſchaffen, in die Welt der Freyheit und Nothwendigkeit auf gleiche Weiſe gegeben ſind, und durch Gott und ſich werden ſollen, was ſie werden können. Was iſt denn darin anders, wenn auch die Richtungen verſchieden ſind? — Sieh hieher, ſagte Friedrich etwas heftig, auf ein großes Bild zeigend, und frage dich ſelbſt, was anders iſt? Kurd ſah einen gewaltigen Mann mit tiefliegenden dunkelglühenden Augen, und einer Stirn, deren Hoheit und Adel einer ganzen Welt Trotz geboten zu haben ſchien; die Zeit hatte tiefe Furchen hineingezogen, und gleichſam einen trüben Schatten über den früheren Reichthum und die Kraft des Lebens geworfen. Er war in geiſtlicher Kleidung, und trug das Modell eines Kloſters in ſeiner Hand; zu ſeinen Füßen lagen todte und gefangene Sarazenen; tief im Grunde ſah man hinter Palmen das Meer, vor ihm lag eine dornige Wüſte, die er mit nackten Füßen betrat. Erkennſt du den gebundenen Löwen? rief Friedrich, der Glaube hat ihn gebunden, der Berge verſetzt, der alles vermag, der uns fehlt, fehlen muß, und mit ihm die Zuverſicht und die Kraft! Vormals war dieſer ſtarke Held ein rüſtiger Widerſacher der Päbſte, er ſtritt mit dem letzten Friedrich gegen Gregor den Neunten, und Innozenz den Vierten. Mancher Frevel laſtete nach damaliger Meynung auf ihn, er ſprach keck allem Hohn; da ward Gericht gehalten zu Lyon über Friedrich. Die Geiſtlichkeit ſprach den Fluch über ihm, löſchte ihre Fackeln, und trat mit Füßen darauf. Auch meinem Ahnherrn Bodo traf der Bann, und er, den nichts beugen konnte, ward wie vom Blitze getroffen, zitternd empfing er die Nachricht, mußte ſich niederſetzen, wie die Urkunde ſagt, und recht wie ein gezüchtigt Kind weinen. Darauf that er ſich alles Erdenſchmuckes ab, wanderte nach Paläſtina, kämpfte rüſtig und friſch gegen die Chriſtenfeinde, ſtiftete bey ſeiner Rückkehr in das Vaterland das Minoritenkloſter im Walde, und ſtarb als Mönch darin. Sieh' hier ſeinen Siegelring, den ich mit mehrern andern, bey jenem alten Buche das Familien-Nachrichten enthält, im Archiv fand.

Friedrich holte das Buch, welches bey Kurts Eintritt aufgeſchlagen vor ihm lag. Beyde blätterten eine Zeitlang ſchweigend darin. Es iſt, hub jetzt Kurd an, ein wackeres, menſchenfreundliches Geſchäft, ſo die Geſchichte einer fortlebenden Familie aufzuzeichnen. Ich kenne kaum noch etwas Anziehenderes, als die verſchiedenartigen Ereigniſſe zu durchlaufen, welche ſowohl die Individualität gewiſſer Zeitmomente, als den durchgehenden Charakterzug eines ganzen Stammes abſpiegeln. Nicht ſelten lernt man hieraus Perſonen in der Gegenwart verſtehen, deren Art und Weiſe uns in keinem nothwendigen Verhältniſſe zu dieſer zu ſtehen ſcheint, und nur im Zuſammenhange begriffen wird. Es wäre gut, wenn ein jeder ſein Thun und Treiben, ſein Wollen und Vollbringen in allgemeinen Umriſſen den Nachkommen aufbewahrte! Es befördert dieß das eigene Verſtändniß mit ſich ſelbſt, und wird, indem es die Richtung befreundeter Naturen im Ganzen bezeichnet, ein Wegweiſer für viele andere. So erkenne ich zum Beyſpiel in dem, was ich hier über jenen alten Herrn Bodo las, manchen verwandten Zug mit Dir und deinem Vater, und vielleicht werden ſpätere Nachkommen — Sprich es nicht aus, unterbrach ihn Friedrich ungeduldig, ſpinne, ich bitte dich, den Faden nicht weiter in die Zukunft hinein, der iſt abgeriſſen, muß abgeriſſen ſeyn! Mein Gott! ſetzte er unwillig hinzu, ſo ſind wir doch wieder auf uns ſelbſt zurückgekommen, auf dieß durch und durch zerleſene und auswendig gelernte Kapitel der Gegenwart! die iſt todt geſprochen und liegt mit uns allen begraben! — Lieber Friedrich, ſagte Kurd freundlich, wo nehmen wir denn eine Zukunft her, wenn die Gegenwart ſo ab und herausgefallen iſt aus dem Leben? Eine Zukunft? entgegnete Friedrich, weißt du von einer? Ich denke doch, ſagte Kurd, wir glauben wohl Alle an eine nächſte Zukunft, wenigſtens für Morgen und ſo fort. — Glauben — glauben! wiederholte Friedrich, ja wer das könnte. Sieh', alles was ich je wünſchen möchte, gäbe ich darum, könnte ich glauben wie dieſe hier! er zeigte auf die Bilder im Zimmer. Weshalb auch! fragte Kurd, du biſt mit allem in dir und um dich fertig, was verſchlägt es dir, ob du ſo oder anders über das zerſtückelte Weſen denkſt! — Zerſtücktes Weſen! ſeufzte jener, ja wohl, das iſt das Wort. Du guter Junge! fiel Kurd bewegt ein, du fühlſt es anders, deine Seelenangſt ringt nach irgend etwas, an dem du dich halten möchteſt. Aber ſey nur getroſt, es wird ſich auch ſchon finden laſſen! Ach nein, nein! rief Friedrich, du weißt es nicht, wie trotzig und wild es in mir iſt, wie ich das nicht finden kann, was mich verſöhnen ſollte; ich kann es wahrhaftig nicht, es iſt nicht meine Schuld. Aber du haſt recht, eine Seelenangſt iſt es, die mich noch umbringt! Er ſtützte den Kopf in die Hand, beyde ſchwiegen, Kurd ſah traurig zu ihm hin, es war todtenſtill um ſie, da rauſchte aus dem Fliederbaum des blödſinnigen Knaben Stimme, er ſang:

»Befiehl du deine Wege,
»Und was dich, Seele, kränkt,
»Des treuſten Vaters Pflege,
»Des, der den Himmel lenkt.

»Der Wolken, Fluth und Winden
»Beſtimmte Ziel und Bahn,
»Der wird auch Wege finden,
»Die dein Fuß gehen kann.«

Friedrich war während dem in großer Bewegung aufgeſtanden. Gedankenvoll ſtarrte er zum Fenſter hinaus, nach dem Knaben hin, als dieſer plötzlich ſchwieg, ſeine Mütze abzog, und mit äffiſcher Freundlichkeit dem jungen Herrn viele Diener machte. Friedrich wandte ſich lächelnd zu Kurd: ſiehſt du, rief er, wie fratzenhaft jetzt alles in der Welt zuſammengeſtellt iſt? Und ſolche aberwitzige Thorheit nehmen wir denn für etwas! laſſen uns von ihr ergreifen, halten ſie wohl gar für heilig. — Kurd ſchwieg. Kannſt du es läugnen, fuhr er fort, daß alle ſogenannten großherzigen Gefühle der Zeit ſich ohngefähr arten, wie in dem Knaben dort? Dumpfer Nachhall veralteter Gewohnheit, Bilder die ohne Zuſammenhang verworren in das Gedächtniß fallen, abgeriſſen durch das Neue hineinſchreyen, und den ruhigen Gedanken, den verklärenden Gott in der Menſchenbruſt überſchreien! kannſt du es läugnen? wenn du wahr ſeyn willſt vor dir ſelbſt? — Was hilft es, erwiederte jener, ſage ich dir auch wie ich es empfinde und einſehe! Mich rührt die fortlebende Offenbarung Gottes in der verſtümmelten Creatur unbeſchreiblich! Ohne alles Zuthun macht ſie ſich Bahn durch den verſchloßnen Sinn, und bringt bewußtlos zu einer Stelle in deiner Seele, zu der dir alle Verſtandesverklärung nicht den Weg zeigt. Ich frage jetzt auch, kannſt du das läugnen, wenn du wahr ſeyn willſt vor dir ſelbſt? — Hüten wir uns, ſagte

Friedrich, zufälliger Erſchütterung, die wohl mehr leiblich als geiſtig iſt, ſo umfaſſende Deutung zu geben, und vor allem mit tiefſinnigen Worten zu ſpielen. Offenbarung! — Es iſt etwas Großes um eine Offenbarung! und jenes Gedanken- und Empfindungsloſe Lallen! Kurd! Kurd! — Nun, fiel dieſer ein, was iſt es anders als das Brechen des einen Tones, der durch die ganze Schöpfung geht? Der Ton war es, der dir das Herz traf, und wider deinen Willen Thränen aus den Augen preßte! Das iſt der Troſt und die Hoffnung des Lebens, das Gott ſeine Werkzeuge nicht nach Menſchenbeſtimmung wählt. Deßhalb, — hier trat der Baron, durch Charlotte von Kurds Anweſenheit unterrichtet, herein. Er bewillkommte ſeinen Gaſt höflich, wenn gleich etwas geſpannt. Auch Kurd konnte den alten Ton nicht ſogleich finden. Er war warm geworden im Geſpräch, und hatte noch ſo manches auf dem Herzen, was er gern heruntergeſprochen hätte. Jetzt redeten ſie aneinander hin, ohne etwas Rechtes zu ſagen. Der Baron konnte zudem einen gewiſſen Stolz niemals niederzwingen, der aus dem Gefühl eigen erworbener, freygeiſteriſcher Selbſtſtändigkeit entſprang, und ſeinem Weſen eine kalte Härte gab, welche ſtets die Meynungen ſpaltete, wo ſie ſolche durch ein abſolutes Machtwort ein für allemal feſtſtellen wollte. Kurd hatte davon keine beſtimmte Erinnerung behalten. Er war daher höchſt unbefangen, als die Rede von ſeinen Familienverhältniſſen und ſeinen Planen für die Zukunft war. Die frey und tüchtig geäußerten Gedanken wurden lange vor dem Erfahrungsſyſtem des

Barons abgewogen, darauf ſagte dieſer lächelnd: ich wünſche Ihnen Glück zu dem kräftigen Willen, mit welchem Sie ſich in jugendlicher Thätigkeit der Welt anſchließen wollen; ohnerachtet ich nicht wohl begreife, mit welcher Zuverſicht Sie auf das Ganze zu wirken hoffen, ja was Sie von dieſem diſſolutem Ganzen, bey nothwendiger Conſequenz der Ideen zu erwarten berechtigt ſind? — Bis jetzt, erwiederte Curd beſcheiden, habe ich wohl nur zu prüfen was ich ſelbſt vermag? Was Welt und Menſchen leiſten können, werden ſie mir ja im Verfolg lebendigen Verkehrs mit beyden von ſelbſt zeigen. Meinen eignen Platz muß ich vor allen finden, weiß ich mich ſelbſt zu ſtellen, ſo ſtellt ſich alles andere auch wohl in ſeiner Ordnung um mich her. — Junger Mann, fiel der Baron heftig ein, ohne das Ganze zu überſehen, wie wollen Sie Ihren Platz finden? Wo iſt der Maßſtab an dem Sie ſich, an dem Sie die Idee Ihres Wollens prüfen? An der Idee des Rechten und Tüchtigen im Allgemeinen, entgegnete Kurd, an der Strenge des individuell Geſetzlichen, meines Berufes im Beſondern; alles andere verwirrt mich zur Zeit noch. — So werden Sie das Nützliche, das Gute ſchaffen, ſagte der Baron, allein nie das Große, Umfaſſende, was jedem Jüngling Ziel ſeyn muß. Das Große leiſten können, nahm Kurd nach kurzem Schweigen das Wort, iſt ſehr ſchön; es leiſten wollen, dürfen nur wenige laut werden laſſen; gewöhnlich ſtehen hier Wille und Erfolg im Fortgang des Lebens im Widerſpruch. — Friedrich erröthete bey dieſen Worten, und wandte ſich verlegen ab.

Kurd bemerkte es nicht und fuhr fort: Was man uns auch in der Kindheit glauben läßt, ſelten iſt einer mit ungewöhnlichen Gaben ausgerüſtet, noch weniger auserſehen, ſeiner Zeit einen Umſchwung zu geben. Das Ungewöhnliche können nur Ungewöhnliche, das Gute aber alle Guten vollbringen. Eine Umſicht des Ganzen gewinnt man leicht, aber in die Einſicht reift man erſt hinein. Die erſte ſcheue ich, weil ſolch allgemeines Ueberfliegen nicht ſelten ein Verlieren ſeines eignen Standpunktes iſt. Man täuſcht ſich durch das viele, was mit Hülfe aneinander gereiheter Jahrhunderte ganz mühelos zu unſerer Erkenntniß gekommen iſt, man ſteht in der Mitte einer ganzen Welt, die man ſelbſt erobert zu haben meint, man vergißt daß man in ihr geworden iſt, und ihr Verſtändniß auch nur ein werdendes ſeyn kann. Das zeigt ſich dann aber auch bald genug, denn man träumt ſich nie ungeſtraft zum Gott!

Sehr möglich! entgegnete der Baron, mit nachläßig überhörender Miene. Doch bleibt es unausgemittelt, was Sie bey der Vielſeitigkeit der Anſichten, bey der nothwendigen Verſchiedenheit individueller wie örtlicher Beziehungen als allgemeines Recht anerkennen wollen, wenn Sie nicht eine göttliche Intelligenz im Menſchen annehmen, die ſich ſelbſt Geſetz wird, mit Bewußtſeyn vorherbeſtimmt, und dem gemäß die Richtung wie das Ziel jedesmaliger Wirkſamkeit von ſelbſt findet? Und nehmen Sie ſolche an, ſo werden Sie mir wohl einräumen müſſen, daß ſie vor allem andern erkenne und ſchaue, folglich in Mitten des Ganzen, dieſes erleuchte, nicht aber ihre Kraft von Außen empfange, da ſie ſelbſt ein unendliches Haben alles Erkannten iſt. — Er ſah triumphirend auf Kurd, der beſcheiden zuhörte, überall, auch im Widerſpruch Belehrung ſuchend. Niemand, Herr Baron, ſagte er darauf, zweifelt weniger als ich an einem ſo wahrhaftem Innenwohnen Gottes im Menſchen. Ich weiß ihn in dem tiefſten Grunde meiner Seele. Aber ich ſuche und finde ihn nur ſo recht wahrhaft da, wenn ich ſein lebendiges Daſeyn außer mir ſchaue, wenn ein Hauch liebender Beſeelung meine Bruſt aufthut, wenn alle Strömungen des Natur- und Menſchenlebens, in Freude und Schmerz darin zu einem Brennpunkt zuſammenſchießen, der alles verklärt und die Worte der Schrift: Wie könnet ihr Gott lieben, den ihr nicht ſehet, wenn ihr euren Nächſten nicht liebet, den ihr ſehet; mir plötzlich im unendlichen Gefühl verſtändlich macht. Dann iſt es, als erblicke ich den leuchtenden Richterſtuhl des Herrn, vor dem ſich Böſes und Gutes ſcheidet; er wird mir das Gewiſſeſte meines Lebens, und Recht und Geſetz und Ordnung gehen von hier in That und Wirkſamkeit über. Ohne dieſen lebendigen Ruf der Liebe erſtarrt mir das Bewußtſeyn Gottes zum todten Begriff, zu dem ich auch nur gelangen kann, wenn ich mich ihm zweifelnd gegenüber ſtelle, und aus dem Nichts das Alles ſchaffe. Dann aber gebe ich mir ſelbſt den Gott, der ſich weit ſicherer mir gegeben hat, den ich weit reiner, weit abgeſehener von meiner Selbſtheit außer mir empfinde, und nur im Innern liebend verſtehe. — So hängt denn bey Ihnen, unterbrach ihn der Baron, die Erkenntniß Gottes

tes von äußern Zufälligkeiten ab? Die unſichern Ströhmungen des Lebens müſſen Ihnen erſt das dunkle Gegenbild deſſelben zuführen, der innere Gott bleibt todt, ziehen dieſe an ihnen vorüber. Wie ganz anders ſtellt eine ſtrenge Verſtandes Conſequenz in jedem Augenblick die Nothwendigkeit eingebohrener, abſoluter Intelligenz im Menſchen wieder her, und erkennt nur ein Willensgebot als Geſetz der Welt. — Der Wille iſt ſtrenge, ſagte Kurd bedeutend, er zieht alles in ſich hinein, und wird zuletzt ein dunkler Punkt, der in ſich ſelbſt zehrt, und wie Bley in der Menſchenbruſt laſtet, wenn nicht die Sonne der Verklärung hindurchbricht, und die wird nur durch Liebe gerufen. Daß aber der Ruf nicht an mir vorüber klinge, dafür iſt mir Gott ſelbſt Bürge geworden, der menſchlich vertraut, brüderlich nahe zu uns trat in der Perſon des Herrn. Ah! — rief der Baron lächelnd, wir ſtreiten mit ungleichen Waffen; Sie haben den Glauben und die Offenbarung für ſich, da kann ich nicht mit! So fällt denn natürlich bey Ihnen jener freywillige Akt der Gotterzeugung von ſelbſt weg, Sie empfangen leidend, was Sie ſich zu geben ſcheuen, das Recht muß Ihnen durch äußeres Gebot beſtimmt werden, und ſo iſt denn nur zu wünſchen, daß dieß Beſtimmende immer ein reines Medium zwiſchen Ihnen und der Gottheit bleibe. Gewiß iſt das zu wünſchen! ſagte Kurd herzlich, ich denke aber dazu ſoll ein ſtete Verkehr mit dem Ewigen helfen, der am verſtändlichſten und ergreifendſten aus der Bibel zu uns redet.

Der Baron ſprang ungeduldig auf, ſchob den Stuhl von der Seite, und ging einigemal mit ſichtlichem Unwillen im Zimmer auf und ab. Seine Blicke, welche Kurd vermieden, ſielen zufällig auf den armen Knaben vor dem Fenſter. Mein Gott, Charlotte, rief er ärgerlich, ich habe dich ſchon ſo oft gebeten, mich des ängſtigenden Anblicks dieſer dürftigen, verſchloſſenen Natur zu überheben; ſchafft mir doch endlich den Burſchen vom Hofe, ſeine Nähe klemmt mir die Bruſt zuſammen, und fängt er gar an, die alten Tröſter abzuleyern, ſo iſt mir bey meiner Ehre, als tret' ich in eine verfallene vermoderte Kirche; der Athem bleibt mir ſtehn. — Ich möchte doch ein gutes Wort für ihn einlegen, ſagte Charlotte, er iſt ſo achtſam und genau in dem einzigen Geſchäft, das man ihm bis dahin anvertrauete. Es rührt mich oft, wie er doch auch gern etwas in der Welt ſeyn möchte, und jetzt ordentlich mit andern Menſchen in Reihe und Glied zu ſtehn meint, ſeit er ſeine kleine Handthierung treibt, wie ſo viele. — Juſt dieſer mechaniſche Thierdienſt, rief der Baron, iſt mir ja das Widrige! wo keine Freyheit iſt, da iſt auch keine Thätigkeit. Solch leidendes Machwerk aber ſchiebt mir ſelbſt unwillkührlich einen Riegel vor die Seele, es kann kein Gedanke heraus. — Es iſt auch nicht ganz ſo wie du dirs denkſt, nahm hier Charlotte das Wort; in dem armen Geſchöpf iſt Dankbarkeit und Liebe, das ſieht man aus ſeinem verſtörten Auge, das, ſo oft ich komme, freundlich lacht. Liebe! Liebe! ſagte der Baron, die iſt ein müſſig nüchtern Ding, wenn ſie ſo willenlos in die Breite ausläuft, und inſtinktartig bald hier bald da angezogen wird. Es bleibt doch Liebe, entgegnete Charlotte, und dieſe hat ihre Gewalt wie jede andere. — Thorheiten! ſeufzte der Baron achſelzuckend; es iſt auch jetzt eine Zeit über ſo etwas Worte zu verlieren! Nur wünſche ich doch vor der Hand, weder ein Narren- noch ein Bethhaus hier etablirt zu ſehen. Ich bin nun einmal ſo ein armer verlorner Sünder, der die wache Vernunft nicht wieder in den Schlaf ſingen kann, und deshalb ihr Daſeyn anerkennen und über alles ſchätzen muß.

Er verließ mit dieſen Worten das Zimmer. Charlotte folgte ihm, den augenblicklichen Unwillen für den armen Knaben unſchädlich zu machen. Beyde Jünglinge blieben allein, Kurd ſah mit Betrübniß wie gerade dasjenige, was das Herz des Lebens trifft, die Menſchen jetzt auseinander reißt, ſtatt ſie zu vereinen. Er mußte es ſich eingeſtehen, daß die Worte Chriſtus und Bibel verfehmt waren, daß man ſie nicht wohl nennen konnte, ohne Aergerniß zu geben, ja, daß ein recht wahrhafter, unumwundener Glaube einen Riß mache zwiſchen allem geſelligen Verkehr, und diejenigen feindlich entzünde, die mit unbegreiflicher Nachſicht andererſeits Fehler und Schwächen überſahen! Es that ihm ſolch Mißverſtehn mit den Freunden ſeines Hauſes in der Seele wehe! Friedrich fühlte ſich ebenfalls durch des Barons höhnende Worte um Kurds willen verletzt, ſeine Theilnahme zu dieſem hingezogen, er hätte ſich ſo gern mit ihm verſtändigt, das Geſpräch begütigend geendet. Er trat hin zu ihm, und fragte dringend: ſage mir, ehrlicher Kurd, glaubſt du wahr und wahrhaftig an die leibliche Erſcheinung Chriſti? Ja, antwortete jener, feſt, wahr und wahrhaftig. — Ich bitte dich, rief Friedrich faſt erſchrocken, wie iſt das möglich? Ich könnte, entgegnete Kurd lächelnd, mit eben dem Rechte fragen, wie iſt es möglich daß du an die geſchichtliche Wahrheit deines eignen Daſeyns glaubſt? — Geſchichtliche Wahrheit, wiederholte Friedrich, wie meinſt du das? Nun, ſagte Kurd, daß du nicht eben durch einen Zauberſchlag plötzlich entſtanden ſeyeſt, daß dein Leben mit der ganzen Vergangenheit eben ſo wie mit der Gegenwart und Zukunft zuſammenhänge und gerade dieſe nothwendige Perſönlichkeit habe. — Wie paßt das auf meine Frage, rief Friedrich, aufs neue ungeduldig. — Lieber, entgegnete Kurd, alles beruhet für mich auf dem nothwendigen Zuſammenhang des ganzen Lebensorganismus, der nichts anders iſt, als ein in That und Erſcheinung ſich fort entwickelndes Verſöhnungsgeſchäft mit Gott. Könnte hier eine Lücke ſeyn, ſo zerſtiebte das ganze Univerſum in Nichts. — Wie, unterbrach ihn Friedrich, ſo wäre alles gerade wie es iſt, nothwendig, und Begebenheit reihete ſich an Begebenheit, und Eines wäre in das Andere eingefugt und eingeſchachtelt, und wickelte ſich ſo von ſelbſt heraus? Unmöglich! unmöglich! wo bliebe denn die göttliche Freyheit des Gedanken und Willens? Du haſt recht, erwiederte Kurd, die Freyheit göttlich zu nennen, ſie iſt wie die Liebe nur eine, daher in Gott, und als ſein Erbtheil, der Welt in ſtrenger Nothwendigkeit eingebildet; das heißt mit andern Worten, alles Lebendige will nothwendig

Gott, daher ringt es in geſetzlicher Entwickelung nach göttlicher Freyheit und Liebe. Hier iſt Gebot und Erfüllung, Nothwendigkeit und Freyheit. Es giebt aber kein anderes Gebot, als ſich frey zu machen von allem, was uns in knechtiſchen Banden entfernt hält von Gott, und keine andere Freyheit als die welche das Göttliche will. Du ſiehſt, wie Eins das Andere bedingt, und wie alles darauf ankommt die Nothwendigkeit des Geſetzlichen einzuſehen. Verſteh mich ja recht, fuhr er lebhaft fort, die Freyheit ſoll und kann nichts als das Ewige wollen, richtet ſie ſich abwärts ſo wird ſie Willkühr, welche die Ordnung des Geſetzes durchbricht, und ſich ſelbſt verſtrickend tödtet. — So ſpalteſt du, ſagte Friedrich, die Idee in ihrem Mittelpunkte, und giebſt von Hauſe aus zweyen Richtungen Raum, welche beide Thaten erzeugen, die nicht in der Ordnung der Dinge vorher beſtimmt waren. Ich bitte dich, flehete Kurd, höre mich geduldig, recht geduldig an; es gilt mir das Heiligſte meines, wie deines Lebens. Sie ſetzten ſich neben einander an ein Fenſter. Kurd ſagte weiter: du haſt recht, die zwey Richtungen aller Thätigkeit vom Anfang herauszuheben, eine führt zum Tode, die andere zum Leben. Vergiß es aber nicht, daß der Tod erſt in die Welt gekommen iſt, durch die Sünde. Friedrich ſprang ärgerlich vom Stuhl auf; ich denke, ſagte er, wir reden wie Männer, und nun bringſt du Ammen-Mährchen von der Erbſünde zum Vorſchein. Laß uns, erwiederte Kurd gelaſſen, wegen eines veralteten Ausdruckes nicht von der ſtets erneuerten Sache ſelbſt abkommen. Ohne ſonderlichen Aufſchwung der Phantaſie, ohne weiter von dem Sichtbaren zu abſtrahiren, wird dir ein Fallen und Steigen in der Weltordnung ziemlich fühlbar ſeyn. Der Uebergang von dem Einem zum Andern iſt nur durch einen Umſchwung möglich, der Punkt aber wo ſich beide durchſchneiden, iſt der des Gleichgewichtes innerer Harmonie. In dieſem Abriß wirſt du die Grundzüge jeder Lebensbewegung wieder erkennen, in denen aller Wechſel des Entſtehens und Vergehens bedingt iſt. Nimm nun einen Augenblick an, jener Punkt harmoniſcher Durchdringung, der jetzt nur ein Wiedervereinen iſt, ſey urſprünglich ein ungetrenntes Ineinanderleben geweſen, ſo daß die Materie ungehindert im Lichte fortbildete, und die Freyheit ihres Schaffens darin beſtand, dem göttlichen Gedanken Bildung zu geben, im Lichte liebender Verklärung, ſo haſt du des Paradieſes Frieden; laß aber jene Bildensfreyheit ſich abwärts in der finſtern Materie ſelbſt verlieren, und ſie über ſich hinaus zur Gottheit bilden wollen, ſo haſt du den Abfall, der ſich ängſtigend genug in der ſchrägen, ſchief abſchattenden Richtung der Ekliptik offenbart. Die unruhige Willkühr ward erſt nach langem Kampf dem Geſetz unterthan, Abhängigkeit erzeugte Ordnung. Von da ward ſtetes Ringen, augenblickliches Haben und Verlieren, im gemeſſenen Wechſel, Lebensbedingung. Dieſer Akt des Naturlebens wiederholt ſich geſetzlich im einzelnen, wie im allgemeinen Menſchenleben. Betrachte die Welthiſtorie, merke auf den Geiſt der durch ſie hingeht, erwäge den verſchiedenen Ausdruck dieſes Geiſtes durch alle Zeitmomente. Zuerſt iſt Friede und Freyheit der früheſten kindlichen Menſchen, ruhiges Einverſtändniß mit der Natur; dann regt ſich der eigene Wille, Trennung durch alle Zweige des Daſeyns, Krieg, langer harter Kampf im Aeußern und Innern, endlicher Friede mit Gott und der Welt durch den Menſch gebohrnen Gott! Wie das Licht der Sonne bricht der verklärte Jeſus durch die Nacht der Verwirrung, er bringt den Menſchen Liebe und Freyheit, und zeigt in demüthiger Selbſtverläugnung den Weg zum Himmel. Ein Augenblick wahrhafter Glückſeligkeit folgt, Glaube und Zuverſicht über das Grab hinaus. Doch eben weil Chriſtus die Freyheit wiederbrachte, ſoll der Menſch durch ſich ſelbſt haben, was ihm gegeben war. Der Zweifel ſtachelt und treibt ihn, freywillig ſoll ſeine Rückkehr zu Gott ſeyn, und wie der Natur die Geſetzes-Ordnung eingebildet iſt, ſo ſoll ſie der Menſch aus ſich heraus bilden, und in höchſter Liebe und Freyheit ſich und ſeine Welt verklären. Frage dich nun, ob Chriſti Erſcheinung nicht bedingt iſt, in der Fortentwicklung des Lebens? ob ſein Daſeyn weniger nothwendig war, als das jener Erdengewaltigen, von denen wir einſehen, daß ſie der Weltthätigkeit Anſtoß und Richtung, wie Maaß und Schranke geben? Friedrich, begreifſt du wie Gott Menſch ward? Fühlſt du nicht in dir den leibhaften Durchbruch des Lichtes, den Umſchwung der Richtung? Erkennſt du noch eine andere Freyheit als ſolche, die ſich ſelbſt Geſetz des Höchſten iſt? und iſt ihr Wollen und Vollbringen nicht in abſoluter Nothwendigkeit bedingt? — Du meinſt, ſagte Friedrich, eine Zeitlang vor ſich hinſehend, daß eine Idee allem zum Grunde liege, daß jedes in nothwendiger Verknüpfung zu dieſer führe, und daß die einzige Freyheit darin beſtehe, durch eigene Selbſtbeſtimmung die Richtung zu wählen, welche die Nothwendigkeit in allgemeiner Verkettung uns zu gehen zwingt. So hebſt du denn ſelbſt den Willen und die freye That, durch klare Erkenntniß beſtimmt, als die eigentliche Seele des Lebens vor allem andern heraus, und ſchlägſt dadurch jene leidende Glaubensliebeley und hingebende Selbſtvernichtung vom Grunde aus in den Staub. — Sagteſt du nicht eben, entgegnete Kurd, die klarſte Erkenntniß ſolle den Willen beſtimmen? die Kenntniß alſo des Hellſten und Lichtvollſten, das Bewußtſeyn des einzig Höchſten! Geſetzt auch, du habeſt und könnteſt dieß durch die Kraft des Verſtandes allein ſchon haben, was trieb dich, es zu ſuchen, wenn es nicht die liebende Sehnſucht aller Creatur war? Du hatteſt den Gott, du liebteſt ihn, als du ihn dir zweifelnd vergewiſſern wollteſt. Wie die Richtung aufwärts geht, wird ſie durch Liebe gezogen; und der Wille, der von hieraus gebohren in die That übergeht, erzeugt nur demüthiges Thun. Sage mir, kannſt du von ganzer Seele etwas wollen, ohne es zu lieben, ohne Gut und Blut daran zu ſetzen? Wie können wir denn zu Gott wollen, wenn wir nicht jeden Augenblick bereit ſind, alles was uns von ihm fern hält, hinter uns zu werfen? Sieh nun ob jener liebende Glaube, deſſen du faſt höhnend erwähnteſt, nicht berechtigt iſt ein freyes Opfer zu fodern? Schließt Hingebung Freyheit aus?

Wußte Chriſtus etwa nicht, was er that? und gab er ſich nicht freywillig denen in die Hände, von denen er wußte, daß ſie thun mußten, zum Heile der Welt thun mußten, was ſie thaten! Welch ein Akt der Freyheit war jemals freyer, als dieſe Selbſtvernichtung?

Abgerechnet, ſagte Friedrich, daß die Geſchichte Aehnliches aufweiſt, zu welchen ſinnverwirrenden Folgerungen hat dieſe That nicht Anlaß gegeben! Wie lange hat der trübe Streit zwiſchen Geiſt- und Leiblichem jede freudige Wirkſamkeit gehemmt, und die Ertödtung des Lebendigſten im Leben als Pflichtgeboth erheiſcht? — Was du von ähnlichen Beyſpielen der Geſchichte erwähnſt, entgegnete Kurd, ſo ſind ſie mir ſo fremd wie jene ſchwankenden, ephemeren Pflichtgebothe, von denen das Evangelium ſo wenig als die Welthiſtorie etwas weiß. Die chriſtliche Religion iſt die geſundeſte und vollſtändigſte, weil ihre Elemente zugleich die des ganzen Lebens ſind. Glaube mir, die Wenigſten kennen ſie noch. Sie iſt ein Gemeingut geworden, für das ſie zu vornehm ſind. Unter fremdem Putz oder von erbitterten Widerſachern läßt man ſie ſich zuweilen vorführen, der eigenen Klugheit in dem Spott über die Dumpfheit der Väter ein Feſt zu geben. Die Geſchichte aber ſtraft den groben Wahn Lügen. Reicher an wahrhaften Ereigniſſen iſt keine Zeit als das Mittelalter, und niemahls ward das Leben in ſeiner reichſten Fülle weltkundiger, als gerade damals, wo Religion, Ehre, Liebe, Poeſie, Handel, Kunſtfleiß und Betriebſamkeit alle Seiten des innern und äußern Lebensverkehrs berührten. Wir mögen wohl zuſehen, ehe wir richten. Doch noch ein Wort über die vorerwähnten Beyſpiele freywilliger Aufopferung. Wo, ich bitte dich, kannſt du mir ein einziges aufweiſen, in welchem das ganze Leben eine bewußte Vorbereitung und Verkündigung dieſes letzten, höchſten Gipfelpunktes war? Schritt vor Schritt, achtſam und genau nahet ſich Chriſtus ſeinem Ziele. In der Heimath wie in der Fremde, unter ſeinen liebſten Jüngern bleibt es ihm ſtets gegenwärtig: daß des Menſchen Sohn noch viel leiden ſolle, verworfen werden, von den Aelteſten im Volke, Hohenprieſtern und Schriftgelehrten den Tod leiden, und am dritten Tage auferſtehen müſſe. Alles war zu vermeiden, er führt alles herbey. Wo iſt irgendwo in jenen taumelartigen Ausbrüchen leidenſchaftlicher Exaltation dieſe ſtrenge Nothwendigkeit mit der edelſten Freyheit, der rührendſten Selbſtverläugnung gepaart?

Friedrich ſah ihn nachdenklich an. Seine Seele arbeitete unter den rührendſten Erinnerungen jenes großen Vorbildes. Kurds warme Liebe drang auch zu ihm hin, das herbe Gefühl einer ſtets an ihm nagenden und zerrenden Gegenwart ſänftigte ſich zum erſtenmahl. Er wollte antworten, als Charlotte mit Kurds Geſchwiſtern und der Großmutter in das Zimmer trat.

Nach den erſten Begrüßungen ſagte Marianne dem Bruder, der ſie hier nicht erwartete, daß ſie das Minoritenkloſter beſucht, und an dem ſchönen Abend, den Freunden ſo nahe, den kurzen Weg zu dieſen noch vollends gemacht hätten.

Das Geſpräch wandte ſich anfänglich, ängſtlich bedacht, an dem äußern Rande des heutigen Abends, der milden Witterung und der anmuthigen Fahrt hin. Jeder wollte den andern ſchonen. Man konnte nicht leicht dem Intereſſe der Perſonen nahe treten, ohne nicht auch das Elend der Zeit mit ſeinem erdrückenden Gewicht mit in das Geſpräch zu ziehen. Charlotte beſonders ſcheuete dieß, je wehmüthiger ſie Mariannens bleiches Geſicht, den dicht anſchließenden Krepp, die Trauer und Entſagung des jungen, gebrochenen Lebens betrachtete. Deßhalb kam ſie in ihrer Herzensangſt immer wieder auf das eben beſuchte Kloſter, deſſen herrliche Lage und den friedlichen, wohlthuenden Verkehr der Mönche zurück. Es iſt gewiß, ſagte hierauf Marianne, es giebt Lebens- wie Tageszeiten, die uns die Gegenſtände unter ganz verſchiedener Beleuchtung zeigen. Ich habe das uralte Gebäude viel hundertmahl in meinem Leben geſehen, doch den Eindruck hat es nie auf mich gemacht, wie heute. Ich zitterte, als ich eintrat, und mein wankender Fuß unter den hohen, ſpitz zulaufenden Kreuzgewölben, wie unter dem Schutz der feſten, ſichern Vergangenheit vorſchritt. Das Große, Gewaltige ewig unerfüllter Sehnſucht, was den Himmel hinan ſtürmen möchte, und dann plötzlich in Demuth eine Scheidewand zwiſchen Gott und der Creatur zieht, übermannte mich, mein Herz bebte und brach faſt bey dem Gruß der Väter: Gelobt ſey Jeſus Chriſt! Ich hätte in die Knie ſinken, und die unverſehens klar gewordene Beſtimmung meines Lebens gleich aus voller Seele ergreifen mögen! — In ein Kloſter zu gehn? fragte Charlotte wehmüthig, indem ſie ihr kleines Mädchen liebkoſend auf den Schooß nahm; mein Gott, Liebe, wie kämen Sie ſchon jetzt dazu? — Schon jetzt? wiederholte Marianne: wollte Gott, ich hätte mich ſchon damahls verſtanden, wie ich die Großmutter als Kind auf ihren Kloſtergängen begleitete, und mir vor der großen dunklen Eiſenpforte ſchauerte, ich im Hineintreten wankte und ſchwindelte, und doch nicht zurückbleiben konnte. Es war der Kampf meines Lebens, damahls wie heute ſiegte das Kloſter. Gewiß! rief Bernhard, verſtänden wir immer die dunkeln Schauer, die durch uns hinziehen, wir würden große Prophezeihungen über unſer Leben erfahren! — Nicht doch, nahm hier die Großmutter das Wort, Marianne würde ſich und den Weltheiland betrügen, wollte ſie der Welt entſagen. Entſagen! rief Marianne. Nennt man der Welt entſagen, wenn man ſie mit glühender Liebe an des Erlöſers Herz legt? Iſt bethen nicht leben, und im Geiſte arbeiten nicht der Welt dienen? Bin ich ausgeſtoßen aus dem Kreiſe menſchlicher Wirkſamkeit, wenn ich Leidende tröſte, Kranke pflege, und wo meine Kraft nicht hinreicht, die Barmherzigkeit meines himmliſchen Vaters erflehe? — Wohl gut, erwiederte die Großmutter, dazu gehört ein ſtill einfach Gemüth; du haſt zu viel und zu wenig von der Welt geſehen! du paſſeſt nicht dahin! Grade darum, grade darum, ſagte Marianne halb träumend; wo ſoll ich denn hinflüchten mit meinen Gedanken; das Leben iſt zugeſchloſſen, das Schickſal hat mich geweiht, mir bleibt keine Wahl! — Das iſt doch die

Frage, unterbrach ſie Charlotte, es wickelt ſich ſo manches ganz anders aus der Verwirrung heraus, man ſieht es nur nicht immer kommen, aber es überraſcht uns zuweilen recht in ſeiner Erſcheinung. — Im Guten wie im Böſen, entgegnete Bernhard, doch wer ſagt uns, welches von Beyden unſer Loos ſeyn würde? Sind wir, iſt die Welt nicht vielleicht zum Untergange reif? und ſollen wir die nicht ſelig preiſen, die ſich dahin flüchteten, wohin wir alle kommen ſollen? wozu in müßigen Verſuchen das zerbröckelte Stückwerk zuſammen halten wollen! — Ich unterſcheide, ſagte Kurd ernſt, jenes ſcheue Flüchten zu Gott, jenes nicht Aus noch Ein wiſſen, das müheloſe Erretten aus der Gefahr, ſehr ſcharf von der feſten Beachtung nothwendiger Erſchütterung, und treuem Verharren im Beruf. Im Leben giebt es keine Verſchanzungen und Abſchläge. Es gilt Gott haben oder nicht haben. Wo ich ihn aber finde, da finde ich auch die Welt in der er ſich mir gegeben hat. Ueber dieſes Weltverhältniß hinaus reicht der Verſtand nicht, und deßhalb iſt es ein weit müßigeres Geſchäft, dieſe überfliegen wollen, als unter den Trümmern nach einem geſund gebliebenem Fundament zu ſuchen. Das Kloſterleben iſt nur ein anderes Weltverhältniß, das man indeß kennen muß, um es wahrhaft zu lieben. Wer ſich unter falſchen Vorſtellungen hineinſchwärmt, der büßt es mit dem Tode der Seele. — Friedrich drückte ihm ſchweigend die Hand, Marianne aber ſchlug in großer Bewegung die Augen gen Himmel. Du weißt es nicht, ſagte ſie betheuernd; Du weißt es nicht, Kurd, was in meiner Seele vorgeht, was ſich mir jetzt ſo gewiß, ſo zuverläßig offenbart! — Zufällig ſah die Großmutter, von ihr auf das Bild der jungen Himmelsbraut. Hier ſagte ſie, heißt es wohl recht: laßt die Kindlein zu mir kommen! Jetzt giebt es ſolche Kinder nicht mehr! Ihr Proteſtanten, ſetzte ſie ſeufzend hinzu, ſeyd alle überwachſen; ihr müßt wieder zurück, das fühlt ihr auch wohl, darum wollt Ihr mit einemmahl die Kinderſchuhe wieder anziehen; das paßt ſich nicht für euch, ihr nehmt euch ängſtlich aus, und torkelt hin und her!

Marianne ſchwieg verletzt. Die Großmutter ſtand auf, den Baron im Garten zu ſuchen. Die andern folgten, Kurd und Friedrich! blieben allein zurück. — Sie hat recht! rief dieſer, ſie hat wahrhaftig recht! Es paßt ſich nicht für uns! es iſt vorbey, wir haben zu viel und zu wenig geſehen! es iſt vorbey! — Was paßt ſich nicht? fragte Kurd, Friedrich was paßt ſich nicht? Gott über alles lieben? Sage, an welchen Zeitmoment iſt ſeine Offenbarung gebunden? O täuſche du dich nicht auch, wie ſo viele Beſſere in der Zeit, fühle es doch, gerade in der trüben Verzweiflung deiner Seele, wie lebendig du den Gott haſt, den du ſuchſt! — Mein Glaube iſt nicht rein, ſagte Friedrich, kann nicht rein ſeyn, meine Ueberzeugung ſelbſt iſt widerſtrebend! Und darum, erwiederte Kurd, weil du nicht plötzlich alles umfaſſen kannſt, willſt du das Viele wegwerfen! — O! ich ſehe es ja, rief jener, wie bettelhaft ſie ſich mit dem Wenigen herausputzen, was ihnen blieb! Verzeih, es iſt deine Schweſter, aber, wie gefällt ſich Marianne in den kränklichen Schauern, die ihr die verwitterte Vergangenheit anweht. Solch äußerer Anflug, was iſt er anders als ein Luftzug. — Laß dich doch nicht ſtören, ſagte Kurd, das muß auch ſeyn, es ſpielt ein Weilchen auf der Oberfläche, und dringt denn doch wohl durch! — Wer aber, unterbrach ihn Friedrich, bürgt mir, daß ich mich nicht ähnlichen Spielen hingebe? Dein ehrlicher Zweifel, ſagte Curd. Wer einmahl die Augen aufmachte, der ſoll ſie nicht wieder kleinmüthig ſchließen; er ſoll aber auch nicht überhinfahrende Blicke hierhin und dorthin ſchicken. Sieh du nur recht zu, du wirſt es wohl inne werden, daß du nicht vergeblich ſuchſt. — Und wenn ich dennoch irre, fragte jener, was ſchützt mich? Lieber, erwiederte Kurd, denke an die Bitte des Herrn: Führe mich nicht in Verſuchung! So lehrte uns der bethen, der es wohl wußte, daß er verſucht werden müſſe! und ſchließe dann: doch Dein Wille geſchehe, nicht der meine! —

Beyde ſchwiegen. Der Abend war heraufgezogen. Der Mond ſchien durch die vielen Fenſterſcheiben. Es war als ſey die Kapelle zu ſtiller Feyer erhellt. Fernab hörte man den nach Hauſe gehenden Knaben ſingen. Im Traume, dachte Friedrich, befreyt Gott vielleicht die arme Seele. Ihm ſelbſt war wie im Traume. Er fühlte die Schwingen der eignen Seele ſich regen. Gerührt ſah er um ſich her. Auf Kurds Geſicht lag das ſtille Mondenlicht. Du treue Seele! rief er, ich werde dich, ich werde dieſe Stunde nie vergeſſen. O Gott! du biſt doch ewig der alte Gott!

Ueber das Mittelalter.

Eine Vorleſung, gehalten 1803,

von

A. W. Schlegel.

Es iſt eine gemeine Angabe, die ſogenannte Völkerwanderung ſey diejenige Begebenheit, welche durch Zerſtörung des abendländiſchen römiſchen Reiches die Staatenrepublik des neueren Europa zuerſt geſtiftet. Ueber der Geſchichte der Völkerwanderung ruht aber ein großes vielleicht nie aufzuhellendes Dunkel. Verſchiedene Geſchichtſchreiber haben die Urſachen derſelben tief im innern öſtlichen Aſien geſucht, welches nämlich von uralter Zeit her der Sitz nomadiſcher Völker war, bey welchen allein, behaupten ſie, die Nothwendigkeit eintreten könne, aus Mangel an Nahrung in großen Horden auszuwandern. So hätten dann die öſtlichſten ihre Nachbarn aus den bisherigen Gränzen verdrängt, dieſe wieder die ihrigen, und endlich wären die am kaspiſchen und ſchwarzen Meere ſitzenden deutſchen Stämme in Bewegung geſetzt worden. Was dieſer Meinung vielen Schein giebt, iſt der Umſtand, daß ſogleich im Gefolge der germaniſchen Eroberer die Hunnen, ein allem Anſehen nach oſtaſiatiſches Volk, im Herzen von Europa erſchienen. Wie dem auch ſey, die Völkerſchaften, welche bisher nördlich von der Donau, und oſtwärts vom Rheine gewohnt hatten, wurden durch neue Ankömmlinge

linge von Südoſt, die ſich längs der Römiſchen Gränze hinzogen, zum Theil über ſie hereinbrachen, vervielfältigt, und nunmehr nahm der Strom der Völker zwey Richtungen: die eine nach Süden, nämlich nach Italien, Gallien, Spanien, und bis nach Afrika hinüber; die andere nordwärts, nämlich nach Britannien, welches damals zuerſt bis hoch nach Schottland hinein, von deutſchen Eroberern bevölkert ward, und nach Skandinavien, welches vermuthlich urſprünglich ganz von den nun weggedrängten und unterjochten Lappen und Finnen beſetzt war; falls die ſüdliche Einwanderung, deren Andenken ſich in der Sage von Odins Flucht erhalten hat, nicht weit früher zu ſetzen iſt. Jornandes ſpricht allerdings von einer Auswanderung der Gothen aus Skandinavien, lange vor der Völkerwanderung. Indeſſen haben die nordiſchen Gothen anfangs auf dem europäiſchen Schauplatze keine ſo bedeutende Rolle geſpielt, als die ſüdwärts wandernden Stämme. Nachher erſchienen ſie feindlich unter dem Namen der Normänner und Dänen, bis ſie durch Annahme des Chriſtenthums, deſſen Einführung in ihren Ländern vergleichungsweiſe ſehr jung iſt, befriedigt und dem europäiſchen Gemeinweſen einverleibt wurden. Jene Völkerſchaften: die Oſt- und Weſtgothen, Sueven, Vandalen, Longobarden, Burgunder, Franken, hatten zum Theil das Chriſtenthum angenommen, ſchon ehe ſie an und in römiſchen Provinzen ihre Sitze aufſchlugen, und man ſieht, daß die Religion faſt ein ſtärkeres Band zwiſchen ihnen knüpfte, als die Stammverwandtſchaft. So ſehen wir die Sachſen feindſelig gegen die Burgunder und Franken, bis ſie Karl der Große auf ſeine Weiſe bekehrte. So früh ſchon bewährt ſich das Chriſtenthum als eine der Grundlagen der Einheit Europa's; die andere war die deutſche Stammesart. Aus dieſen beyden zuſammen genommen mit den Trümmern des klaſſiſchen Alterthums, muß die neuere Geſchichte und Bildung begriffen werden.

Wir können hieraus einige charakteriſtiſche Erſcheinungen des Mittelalters gleich in der Kürze ableiten. Aus der Verbindung der kernigen und redlichen Tapferkeit des deutſchen Nordens, mit einer aus dem Orient gekommenen ganz geiſtigen Religion, dem Chriſtenthum, ging der ritterliche Geiſt hervor, eine mehr als glänzende, wahrhaft entzückende, und bisher in der Geſchichte beyſpielloſe Erſcheinung. Dem Ritterthum ſtand das Mönchthum gegenüber, und wie jenes aus der Vereinigung des Chriſtlichen mit etwas Lebendigem und Einheimiſchem entſprungen war, ſo hatte dieſes durch die Vereinigung deſſelben mit etwas Altem ja Veraltetem, nämlich der nicht mehr verſtandnen, nur in Bruchſtücken bekannten, dennoch unbedingt verehrten Autorität des klaſſiſchen Alterthums ſeinen Geiſt als Scholaſtik fixirt. Man enthalte ſich nur einſtweilen, bis wir dieſe Dinge näher kennen lernen, nach dem Beyſpiele der neumodigen Geſchichts-Entſteller, das Ritterthum für eine Fratze, und die mönchiſche Myſtik und Scholaſtik für eine dunkle unverſtändliche Barbarey zu halten. Die letztere Erwähnung gehört allerdings auch mit zu unſerem Zwecke: die Scholaſtik hat bedeutende Einflüſſe auf die romantiſche Poeſie gehabt, und andere nicht zu nennen, ſo ſteht Dante als der große Scholaſtiker unter den neuen Dichtern da.

Um noch eine allgemeine Bemerkung vorauszuſenden: die klaſſiſche Bildung iſt durchgehends gleichartig und einfach, hingegen Fremdartigkeit der Miſchungen bezeichnet die neuere urſprünglich, und ſo ſuchte ſie auch in ihrem Fortſchritte immer das Entgegengeſetzte zu verbinden. Die Vereinigung des Ritterlichen und Mönchiſchen ſehen wir in der Geſchichte in den geiſtlichen Ritterorden, und in der entſprechenden Mythologie ſchon weit früher in einigen Legenden von tapfern Heiligen; die Verſchmelzung der Ritterfabel und Legende überhaupt in einigen Ritterromanen, wo das aufgegebene Abenteuer, um welches ſich alles dreht, ein myſtiſches iſt, wie im Parcival und Titurell.

Man kann aber die Erſcheinungen der neueren Geſchichte nicht vollſtändig begreifen, wenn man innerhalb des von uns enger beſtimmten Europa ſtehen bleibt. Sie hat eben ſowohl wie die alte Hiſtorie ihren Occident und ihren Orient, die hier wie dort ſich in beſtändigem Widerſtreit mit einander zeigen. In der alten Geſchichte wollte eine politiſche Weltherrſchaft vom Orient ausgehen, welcher eine andere vom Occident her entgegenſtrebte; in der neueren knüpft ſich der orientaliſche Theil wie der occidentaliſche an die Verbreitung einer alles umbildenden Religion, nämlich dort der mahomedaniſchen, wie hier der chriſtlichen. Das Chriſtenthum war zwar eben ſowohl wie der Mahomedanismus im Orient entſtanden, es hat aber ſeine weſentlichſten und auffallendſten Wirkungen durchaus im Abendlande geäußert, wiewohl es im Morgenlande mit Leichtigkeit einheimiſch ward, und ſich zum Theil noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat, jedoch nicht als energiſches und bildendes Prinzip. Dieſe Unwirkſamkeit ſcheint eben von der Gleichartigkeit mit dem Boden, dem es dort eingepflanzt ward, herzurühren. Denn ich darf behaupten, Keime der chriſtlichen Anſicht der Dinge waren im Orient von jeher vorhanden, wenigſtens lange vor dem Zeitpunkte, von welchem wir ihre Verbreitung an rechnen. Zum Beweiſe läßt ſich auch dieß anführen, daß das Chriſtenthum zum Theil ſeinen morgenländiſchen Bekennern in ſeiner einfachen Geſtalt nicht genügte, daß es dort in den Bußübungen der ägyptiſchen Anachoreten und den Lehren der Gnoſtiker die wildeſten Wucherſprößlinge trieb, und ſeitdem in Unbedeutſamkeit verſank. Im Abendlande hingegen, wo es mit weit nüchternerem Sinne aufgefaßt wurde, bewies es dennoch eine tiefer durchgreifende Wirkſamkeit.

Der Mahomedanismus war in ſo fern gleichartig mit dem Chriſtenthum, als beyde gegen das Heidenthum, das heißt nationale Mythologie und ſymboliſche Naturreligion, gerichtet waren. Innerhalb dieſer Gleichartigkeit bildeten ſie aber wieder den vollkommenſten Gegenſatz. Beyde lehrten die Verehrung eines einzigen Gottes: aber das Chriſtenthum auf überirdiſche, der Mahomedanismus auf irdiſche Weiſe. Der Gegenſatz offenbart ſich am deutlichſten in der Lehre von der Vorſehung und der Fatalität, in den Gelübden der Keuſchheit, und der Verſtattung ja Empfehlung der Vielweiberey, in den Bildern der Seligkeit, und wie man ſonſt die Charakteriſtik beyder Religionen weiter durchführen mag. Und aus eben dem Grunde, warum das Chriſtenthum nur im Abendlande, war, wie ich einzuſehen glaube, der Mahomedanismus nur im Morgenlande vorzugsweiſe wirkſam: wegen der ihm inwohnenden Fremdartigkeit. Von jeher war nämlich im Orient der Idealismus, im Occident der Realismus einheimiſch. In Indien war vielleicht in einem gemeinſchaftlichen Keime, der nachher verſchiedenartige Sprößlinge getrieben, beydes vereinigt. An den alten Perſern ſehen wir aber ſchon eine geiſtige unſinnliche Religion. In Aegypten wurden allem Anſchein nach, während der öffentliche Gottesdienſt durchaus phyſiſcher Art war, den Geweihten ähnliche höhere Lehren mitgetheilt. In Griechenland hatten die Myſterien, und ſelbſt die idealiſtiſchen Lehren der Philoſophen, eines Pythagoras und Plato, durchaus einen orientaliſchen Anſtrich.

Genug, die Anhänger Mohameds wollten eine religiöſe Univerſal-Monarchie gründen, deren Hauptſitz ungefähr eben da war, von wo die älteſten Monarchien der alten Welt ſich zuerſt verbreitet hatten. Ihre Eroberungen gingen nach allen Seiten fort: indem ſie ſich der öſtlichen und ſüdlichen Küſtenländer des mittelländiſchen Meeres bemächtigten, (zu derſelben Zeit als ſich die germaniſchen Reiche im Occident aus den Trümmern des römiſchen Reichs conſolidirt hatten,) ſtanden ſie dem chriſtlichen Europa gegenüber, gerade wie die orientaliſche Macht im Alterthum den Griechen; und es that ſich nun der hartnäckigſte Antagonismus zwiſchen dieſen beyden Weltnationen, der Deutſchen und Arabiſchen hervor. Den Sarazenen gegenüber fühlte ſich die abendländiſche Chriſtenheit als eins; die Feindſchaft konnte, ſo lange das Prinzip beyder in ſeiner Energie blieb, nicht anders als eine tödtliche auf Vernichtung ausgehende ſeyn. Die Entgegenſetzung der Religionen war freylich in der Erſcheinung oben auf, mit derſelben verband ſich aber eine politiſche: in Europa waren die Maximen republikaniſch unter der Form der Feudalität, im Orient deſpotiſch. Es iſt merkwürdig wie ſich die Erſcheinung der alten Geſchichte, daß ſich im Occident das politiſche Leben auf das mannichfaltigſte zu individualiſiren ſtrebte, während vom Orient aus auf eine univerſelle aber ertödtende Einheit gedrungen ward, in der neuern wiederholte; und damit ſie ein vollkommnes Gegenbild jener ſey, ſo ſtellen uns die Eroberungen der Sarazenen in Spanien und bis nach Frankreich hinein, die Unternehmungen des Darius und Xerxes gegen Griechenland vor, ſo wie die Kreuzzüge der Eroberung Perſiens durch Alexander den Großen entſprechen. Dieß wird hinreichen die ſeichte Art, wie neuere Geſchichtſchreiber aus vermeinter Aufklärung jene glorreichſte Begebenheit des Mittelalters, oder auch die ſpaniſchen Mohrenkriege beurtheilen, in ihrer Blöße zu zeigen. Europa focht gegen die Sarazenen, in denen es mit Wahrheit ſeine Erbfeinde erkannte, nicht nur für ſeine religiöſe, ſondern auch für ſeine politiſche Exiſtenz. Zum Beweiſe daß die Kreuzzüge nothwendig geweſen waren, bekam Europa, nachdem ſie aufgehört hatten, und ihre Wirkung verſchwunden war, ſtatt der Araber an den Türken einen neuen, aber in Anſehung der Maximen gleichgeſinnten Feind, den es, ſtatt den Krieg auf das morgenländiſche Gebiet hinübertragen zu können, kaum im Innern von ſich abzuwehren vermochte.

Die Chriſtenheit wurde zu einer neuen Art von Kreuzzügen aufgefordert, allein auch dieſer Eifer erloſch: und man hat dieſen ſchlechthin unbildſamen Barbaren, wiewohl ſie ſich nie dem europäiſchen Völkerrecht haben fügen wollen, feſtgeſetzte Verhältniſſe in dem diplomatiſchen Körper unſerer Staaten eingeräumt. Zum Glück ſind die Türken erſchlafft und geſchwächt, ſie haben an einem ehemals eigentlich Nichteuropäiſchen Reiche, dem Ruſſiſchen, einen furchtbaren Gegner bekommen; ſonſt würde der gänzlich verſchwundene europäiſch-chriſtliche Patriotiſmus (ſo wenig als er den afrikaniſchen Raubſtaaten ein Ende zu machen weiß, deren Frechheit doch ſonſt durch die Ordensritter in Schranken gehalten wurde,) den verwüſtenden Einbrüchen der Türken wenig Widerſtand bieten.

Dieſer Gegenſatz zwiſchen chriſtlich und ſarazeniſch ſpielt in der ganzen Ritter-Mythologie eine große Rolle; es iſt einer von den Angeln, um die ſich viele Begebenheiten drehen. Wo noch gar keine Spur davon in einer Rittergeſchichte zu merken iſt, kann man ziemlich ſicher ſchließen, daß ſie vor den Einbrüchen der Araber in Frankreich unter Karl Martell, und Karl dem Großen, oder wenigſtens vor den erſten Kreuzzügen gedichtet worden. In der pyrenäiſchen Halbinſel dauerten die Kriege mit den Arabern noch weit über dieſe Periode hinaus, ja ich darf behaupten, Caſtilien und Portugall waren urſprünglich Mohren bekriegende Staaten, und ſo wie dieſes Streben, das anfangs Nothwehr und nachher freyer Heroismus wurde, nachgelaſſen, hatten ſie ihre Rolle in der Weltgeſchichte ziemlich ausgeſpielt. Noch Karl der Fünfte that einen ruhmvollen Feldzug nach Afrika, und der unſterbliche König Sebaſtian begrub dort ſeine großen Entwürfe. In den ſpaniſchen Dichtern findet man den Contraſt zwiſchen dem ſüdlich Occidentaliſchen, und dem Orientaliſchen, welches ſich aber dort vorzüglich ſchön ausgebildet, und in einem gewiſſen Grade europäiſirt hatte, ſowohl in geſchichtlichen als erfundenen Darſtellungen wunderwürdig benutzt, in vielen Novellen, Romanzen und Dramen; und dieſe nahe Gegenwart des beſtändigen Widerſachers erhöht das nationale Bewußtſeyn.

Auch unter Menſchenmaſſen herrſchen dieſelben Grundgeſetze des Verähnlichens, der Einheit und des Gegenſatzes wie in der elementariſchen und organiſchen Natur; und wie der Menſch ein körperliches und ein geiſtiges Theil hat, ſo müſſen ſich jene auch theils materiell in äußerlichen gewaltſamen Revolutionen, theils intellectuell in innern Umgeſtaltungen offenbaren, und bey der innigen Wechſelwirkung des Körperlichen und Geiſtigen beydes vielfältig in einander greifen. Aus dieſem Geſichtspunkte hat man die Religionskriege zu betrachten, über die es hier am rechten Orte ſeyn wird, etwas zu ſagen, da die ganze Geſchichte des neueren Europa von ihnen voll iſt. Die unhiſtoriſchen Deklamatoren unſerer Zeiten ſtellen dieſe vollends als den Gipfel der Widerſinnigkeit vor. Mir ſcheinen ſie, ich ſcheue mich nicht es zu ſagen, gerade die rechten Kriege zu ſeyn, und die der Menſchheit am meiſten Ehre machen. Für den Krieg überhaupt haben ſchon manche Philoſophen ein Fürwort eingelegt. Es iſt in der That einleuchtend, daß die Unmöglichkeit deſſelben (nicht die Vermeidung durch allgemeine Gerechtigkeit und Eintracht, ſondern wenn ſich jeder lieber alles gefallen ließe, als ſein Leben zu wagen) eine höchſt feige und knechtiſche Geſinnung vorausſetzen, und verewigen würde. Sehen wir doch, daß ſelbſt Thiere derſelben Gattung ſich auf Tod und Leben bekämpfen, und zwar um ein Vergnügen, das nur unter der Bedingung des Lebens genoſſen werden kann. Allein gewöhnliche Kriege um irdiſche Beſitzthümer ſetzen doch eine ungerechte Handlung von einer Seite voraus. Wenn aber beyde Partheyen für ihre Ueberzeugungen ſtreiten, wenn dieſe von der Art ſind, daß ſie auf etwas Unſichtbares, Geiſtiges, ganz über alle irdiſche Triebfedern hinausliegendes ſich beziehen, wovon in der Wirklichkeit niemals eine unmittelbare Erfahrung gegeben werden kann, und dennoch ſo feſt, und von ſolch einem Gefühle ihres überſchwenglichen Werthes begleitet, daß jeder mit Freuden dafür ſtirbt: ſo iſt dieß der ſtärkſte Beweis von der

Gewalt der Ideen, ein glorreicher Sieg der Freyheit über den thieriſchen Naturtrieb, die Beſiegelung des überſinnlichen himmliſchen Berufs des Menſchen, gleichſam die Ahnenprobe ſeiner Unſterblichkeit. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier weder die unter religiöſem Eifer verlarvte Politik, noch die verfolgenden Leidenſchaften der Einzelnen, noch die Verwilderung ins unmenſchliche welche der Krieg faſt unvermeidlich in ſeinem Gefolge mit ſich führt, in Schutz genommen werden ſoll, ſondern von der Erſcheinung überhaupt, in ihrer Reinheit gedacht, iſt die Rede. Man wird einwenden, Lanzenſtiche, Schwerthiebe und Kanonenſchüſſe ſeyen ja keine Beweisgründe, womit man den Gegner eines Beſſern belehren könne, aber das iſt ja auch gar nicht der Sinn des Unternehmens; die religiöſe Begeiſterung, welche Religionskriege zu erzeugen vermag, iſt ſo mächtig, ſie hat den Gegenſtand ihrer Ueberzeugungen ſo klar vor Augen, daß ſie die Nichtanerkennung durchaus bloß für einen Fehler der Geſinnung, für Verſtocktheit halten muß. Eben weil das Unſichtbare nicht ſelbſt erblickt werden kann, ſoll die wirkliche Welt durch Uebereinſtimmung mit der überſinnlichen Ordnung eine ſinnbildliche Beglaubigung dafür gewähren, und eine Religion, die ſich bis zur Einheit der Weltregierung erſchwingt, fodert auch unfehlbar den Beytritt des ganzen Menſchengeſchlechts. Man lobt die große politiſche Toleranz des alten Roms, welches alle fremden Gottheiten in ſeinen Schooß aufnahm, und ihnen Herberge gab; aber jene polytheiſtiſchen Religionen waren eins im Princip, der

Unterſchied lag nur in nationalen und klimatiſchen Beſtimmungen: ihre Götterverſammlungen waren nur verſchieden projectirte Bilder der Naturkräfte. Dieß finden wir auch darin anerkannt, daß die Griechen und Römer die Götter aller andern heidniſchen Völker, welche ſie kennen lernten, der Aegyptier wie der Thracier, Scythen und anderer Barbaren, mit den ihrigen verglichen, und mit deren Namen belegten. Gegen eine Religion die ganz aus dieſer Sphäre hinaustrat, wie die chriſtliche, hat ſich Rom feindſelig genug bewieſen; wohl in der Vorahndung, daß dieſe dem verdorbenen Staate den Untergang bringen werde. In allen Zeitaltern und Welttheilen hat, wenn Religionen erſchienen, die über den natürlichen Realismus hinaus auf das Intelligible gingen, die Verſchiedenheit der Grundſätze Religionskriege erzeugt. Die Toleranz des neueren Europa, was iſt ſie anders als verkleidete Gleichgültigkeit, ſelbſtgefälliges Rühmen der Erſchlaffung? Man hat das Chriſtenthum ſo ſüßlich ſchildern wollen, als ob aller Grimm gegen das Schlechte daraus verbannt wäre; hält man ſich aber an die Aeußerungen des göttlichen Stifters, ſo findet man ſehr ſtrenge darunter, und die allerdings auf die Nothwendigkeit eines Religionskrieges ſich deuten laſſen: wenigſtens erklärt er deutlich, daß ſeine Sendung eine entſchiednere Sonderung des guten und böſen Princips bewerkſtelligen werde. Alles obige iſt unſerm Gegenſtande nicht fremd, denn um die romantiſchen Dichter gehörig zu fühlen, muß man ſich in ihre chriſtlichen Anſichten wenigſtens verſetzen können, und in dieſem Sinne reden über Religionskriege die größten ja auch die tugendhafteſten Dichter der Vorzeit: ein Dante, Petrarca, Camoens, Taſſo, Calderon und andere.

Ich kehre zurück zu dem Urſprunge der europäiſchen Verfaſſung von den Zeiten der Völkerwanderung an. Den germaniſchen Eroberern waren viele Bedürfniſſe fremd, Waffen und ein freyes Leben ihr Eins und Alles. Um einen ſo ſchlechten Preis wollten ſie nicht gekämpft haben, daß ſie ſich nun zum Anbau des Landes, oder gar zum Gewerbsfleiß und Handel hätten bequemen mögen. Noch weniger verſtanden ſie ſich auf Finanzkünſte, ſie wußten alſo von den Eroberungen keinen andern Vortheil zu ziehen, als durch den Oberbeſitz der Ländereyen ſelbſt. Unter ſich gleich, geſtanden ſie ihren Königen, zum Theil Wahlfürſten, keinen andern Vorrang zu, als den Anführern im Kriege gebührt. Dieſe mußten alſo die Dienſte der nächſten Befehlshaber unter ihnen durch einen verhältnißmäßigen Antheil an der Beute von Rechtswegen vergelten; außer den baaren Koſtbarkeiten geſchah dieß durch Vergebungen von Ländereyen, wie man weiß, anfangs auf gewiſſe Jahre, dann auf lebenslang und zuletzt erblich. Jeder untergeordnete Anführer machte es dann wieder ſo mit den ſeinigen, und auf dieſe Weiſe entſtand die Stufenfolge von Lehnsherrn, Lehnsmann und Afterlehnsmann. Man verwundert ſich, wie die damaligen Fürſten und Herren ſo alles wegſchenken konnten, daß ſie zuletzt gar nichts mehr übrig behielten: allein man vergißt, daß ſie wenig nach Geldeigenthum fragten, und ihren größten Reichthum in die

Geſinnungen treuer Bundesgenoſſen ſetzten. Manchen Luxus kannten ſie damals nicht, wiewohl die feſtliche Pracht der Kleidungen ſchon ſehr frühe geliebt ward; aber ein großes Bedürfniß hatten ſie, das in andern Zeiten ſchwer zu befriedigen ſeyn dürfte: ſie brauchten nicht etwa gemiethete Soldaten zu ihrem Schutz, ſondern Waffenbrüder, Männer, Helden, die in Tod und Leben für Einen Mann ſtanden. Es war alſo an den Beſitz der Länder, Verbindlichkeit zu gewiſſen kriegeriſchen Leiſtungen geknüpft: ein ſolcher Staat war durchaus eine militäriſche Republik. Freylich erſtreckte ſich dieß nur auf die Eroberer deutſchen Stammes, die weit zahlreicheren Landeseinwohner waren Leibeigene, das heiſt an das Land gebunden gingen ſie mit demſelben, von einem Beſitzer zum andern über. Man muß aber nicht vergeſſen, daß ſie doch eigentlich nur den Finanz-Deſpotismus des römiſchen Reichs mit einer roheren, aber weit billigeren Herrſchaft vertauſchten; und dann, welch ein ausgearteter Haufe waren dieſe aus römiſcher und einheimiſcher Abkunft gemiſchten Provinzialen! Das iſt der natürliche Lauf der Dinge: der Schwache und Feige iſt ein geborner Knecht, dem Tapfern gehört die Welt. Dafür daß ſie arbeiten, und ihre Herrn von dem Ertrage reichlich erhalten mußten, wurden ſie beſchützt, und waren von Kriegsdienſten beynahe ganz frey. Es wurden zwar auch Knechte geſtellt, aber es kam wenig auf ſie an, alles ward durch die Schwergerüſteten entſchieden, deren Bewaffnung jenes ſchwache Geſchlecht gar nicht zu führen im Stande war. Dieß iſt nun auch die urſprünglich auf das Weſen der Sache gegründete Entſtehung der Begriffe vom Adel. Die Eroberer waren nicht bloß an Rang und politiſchen Vorrechten über die Unterjochten willkührlich erhoben: ſie waren ihnen in Wahrheit durch Muth, wackere Geſinnungen, Stärke, ja ſelbſt an edler ſchöner Geſtalt und Leibesgröße weit überlegen. Dieß Verhältniß finden wir auch in andern Zeitaltern und Nationen; beym Homer ſind die Könige ein ſchon äußerlich zu unterſcheidendes Geſchlecht. Daher in den neueren Sprachen, daß die Benennung des Bauern, villano, zugleich Niedrigkeit der Geſinnungen bezeichnet.

Die Germanier werden uns frühzeitig von den Römiſchen Geſchichtſchreibern als ein Rieſenſtamm geſchildert, und wenn wir auch etwas darauf abrechnen, daß die Römer ſelbſt eher klein als groß von Natur waren, ſo bleibt immer noch genug übrig. In den altdeutſchen Gedichten werden die damaligen Helden mit einem Namen ausgezeichnet, der von der geſtreckten Leibesgeſtalt und über das gewöhnliche Maaß hinausragenden Größe abgeleitet zu ſeyn ſcheint. Was uns nicht nur von den Romandichtern, ſondern den Geſchichtſchreibern über die Stärke der alten Ritter berichtet wird, dieß würde der heutige Unglaube an die Vorzeit geradezu für eine Fabel erklären, wenn die in den Zeughäuſern aufbewahrten Rüſtungen und Waffen nicht den augenſcheinlichſten Beweis für deren Wahrheit führten. Ja auch die Pferde der Ritter müſſen von einer kräftigeren Zucht geweſen ſeyn, als die heutigen, um ſelbſt gepanzert, den ſchweren geharniſchten Ritter im vollſten Laufe zu tragen. Jedoch ſind die ritterlichen Vorräthe der Zeughäuſer meiſtens aus den Zeiten der Kreuzzüge, man hat Urſache zu glauben, daß das ältere Geſchlecht des fünften und ſechſten Jahrhunderts noch weit ſtärker und rieſenhafter geweſen, freylich nicht die geſammten Völker, ſondern die Häupter: der Vorrang in der Geſellſchaft war ſchon körperlich bezeichnet. Dieß und die ganze damalige Art Krieg zu führen, gab der ritterlichen Tapferkeit ihren eigenen Charakter. Dieſe Eigenſchaft iſt gewiß unter jeder Geſtalt zu verehren, aber wo die perſönliche Stärke und Gewandtheit faſt gar nichts ausmacht, da wird der Krieg zu einem wahren Glücksſpiel mit dem Leben, und es gehört eine Art von Leichtſinn oder Gleichgültigkeit dazu, es daran zu ſetzen. Damals waren die Waffen der Vertheidigung denen des Angriffs gleich, Stärke und Gewandtheit entſchied in der Führung beyder, jeder konnte wiſſen wie weit er ſich wagen dürfe, und wo der Muth Tollkühnheit werde; die Tapferkeit war beſonnenes Selbſtvertrauen, ein richtiges Gefühl des Vermögens, und Mann gegen Mann ſich meſſend, genoſſen ſie auch die Luſt der Kämpfe. Schon Homer ſagt, das Eiſen reiße den Mann fort, und vielleicht nie iſt die kriegeriſche Gewalt dieſes Metalls, das gleichſam Mark und Kern der Helden wurde, mächtiger empfunden worden. Daß ein Einziger im damaligen Kriege zuweilen tauſend aufwog, iſt keinesweges abentheuerliche Erdichtung, ſondern ſtrenge Wahrheit.

Das Gefühl der Gleichheit war dem freyen Deutſchen tief eingeprägt, er opferte der geſelligen Ordnung ſo wenig davon auf als möglich, und ſo behielten ſich die Mitglieder eines Waffenbundes, wie jedes gemeine Weſen es damals war, auch das im Naturſtande geltende Recht vor, ſelbſt Richter der ihnen wiederfahrnen Beleidigungen zu ſeyn, woher denn die beſtändigen Privatfehden entſtanden. Dieſe hätten natürlich bis zu gegenſeitiger Aufreibung gehen können, aber da ſchlug ſich dann der deutſche Biederſinn mildernd ins Mittel. Bey Kriegen gegen ein fremdes feindſeliges Volk, mochte jedes Stratagem erlaubt ſeyn, allein da man durch die Fehde gegen verwandte Waffenbrüder doch eigentlich nur ſein Recht ſuchte, wollte man es auch auf eine rechtmäßige Art thun, die Hinterliſt wurde ausgeſchloſſen, man kämpfte offen, mit gleichen Waffen und Mitteln. So wurde die Fehde allmählich auf den Zweykampf zurückgeführt, dieſer bekam eine geſetzliche Sanction, und ward unter Vorſitz des Lehnsherrn nach gewiſſen Veranſtaltungen gehalten. Man lacht über die Einfalt der damaligen Richter, daß ſie unfähig in eine verwickelte Rechtsfrage einzudringen, den Knoten durch jenes Mittel zerhieben. Allein es ſchien weit heilſamer, ſein Leben daran zu wagen, als ſeine Geſinnung durch die Gewohnheit der Rechtskniffe und Practiken zu gefährden. Nicht das Anſehen der Prieſter, ſondern der Glaube der Menſchen erhob die Zweykämpfe zu Gottesurtheilen, wo der verhängte Ausgang erklärte, auf weſſen Seite das Recht ſey; und in der That mußte zwiſchen ſo geübten, und an Stärke ſich ungefähr glei-

chen

chen Gegnern das Bewußtſeyn der Wahrheit oder Lüge, das gute und böſe Gewiſſen häufig den Ausſchlag geben.

Da auf den Waffen der ſichere Beſitz der eroberten Länder, der Vorrang in der Geſellſchaft, (und dieß Princip war republikaniſch, daß mit den Rechten die Verpflichtungen in gleichem Grade ſtiegen, da umgekehrt in deſpotiſchen Staaten die Laſten ausſchließend auf die Claſſe gehäuft ſind, welche keines Vorrechtes genießt) ſelbſt die Behauptung der Rechte unter Privatperſonen beruhte, ſo waren ſie das beſtändige und einzige Geſchäft der Fürſten und ihrer Vaſallen, und die Friedenszeit wurde mit der Jagd und Waffenübungen hingebracht. Die ſtrengen Forſt- und Jagdgeſetze ſchreiben ſich von jener Leidenſchaft her, und ſie waren in den Umſtänden worunter ſie entſtanden, auch bey weitem nicht ſo unbillig als nachher. In den durch mancherley Urſachen entvölkerten Ländern blieben weit größere wüſte und bewaldete Strecken übrig, oder ſie waren noch nie urbar gemacht; das in ſeinen urſprünglichen Wohnungen gehegte Wild fiel alſo dem angebauten Lande weit weniger zur Laſt. Dieſes, eine bloße Sache des Bedürfniſſes, konnte das Gemüth des Ritters wenig ergötzen, ſie bedurften zur freyen Erhohlung den Wald mit ſeinen wilden Bewohnern, ſo wie zu ihren Wohnungen überſchauende Berg- und Felſengipfel. Billig verlangten ſie alſo, daß der Knecht, der ohne einen höheren Gedanken an der ihn nährenden Scholle haftete, ihnen dieſe Schönheit der Natur nicht verderben ſollte. Ueberdieß war die Jagd wieder ein gefährliches, und gewiß von jenem nicht beneidetes Vorrecht: außer den häufigen Bären und Wölfen gab es andere zum Theil nun faſt ausgeſtorbene Gattungen kriegeriſcher Thiere: Auerochſen, Wiſande, Elken oder Elendthiere, u. ſ. w. Ja in den allerälteſten poetiſchen Berichten wird von Löwen in den germaniſchen Wäldern geſprochen, und vielleicht darf man dieß nicht ſo ſchlechthin als Dichtung verwerfen. Redet doch auch die griechiſche Mythologie von Löwen in Europa, und Homer an der Vorderküſte Kleinaſiens iſt ſo vertraut mit dieſem Thier, wie es jetzt nur die Bewohner des innern Afrika ſeyn können. Man kann wohl nicht annehmen, daß es erſt ſeit den Zügen nach dem Orient aufgekommen, dieß königliche Thier als heraldiſches Zeichen zu gebrauchen, und ſchwerlich würde man etwas dazu gewählt haben, wovon man bloß unbeſtimmte Nachrichten aus entfernten Welttheilen, und keine ſinnliche Vorſtellung gehabt hätte. — Allein auch die Jagd auf das friedlichere Wild wurde auf eine gefährliche Art ausgeübt, durch das gewaltſame Reiten bey allen Hinderniſſen des Bodens; und da der Ritter in der Schlacht mit ſeinem Pferde ganz eins ſeyn mußte, war dieß gewiß eine ſehr nützliche Uebung, und die ſelbſt noch bey dem verfeinertſten und ſinnreichſten Jagdſpiele Statt fand, das, wie es ſcheint, erſt ſpäter aus den Norden in die ſüdlicheren Gegenden gebracht, leidenſchaftlich geliebt wurde: die Reiherbeize mit Falken, an welcher auch Frauen Antheil nehmen konnten. Die romantiſchen Dichter ſind voll von ſchönen Bildern dieſes jetzt ganz aus dem Leben verſchwundenen Vergnügens;

einige, wie Dante und Shakſpeare, zeigen eine ganz beſondere Vorliebe dafür.

Die ſonſtigen Waffenübungen ſtellten das Bild wirklicher Kämpfe dar, und es mußte nur das Mittel gefunden werden, zu machen, daß ſie nicht auf Tod und Leben gingen, was denn durch Lanzen bloß von hölzernen Schäften ohne eiſerne Spitze, und ſtumpfe Degenklingen geſchah. Immer konnten dabey durch den Sturz vom Pferde und ſonſt, bedeutende Quetſchungen und Verwundungen vorfallen, die man aber nicht achtete. Die Lanze war die Hauptwaffe, weil man damit zu Pferde ſeinen Gegner am beſten traf. Es war ein natürlicher Gedanke, den Wetteifer dadurch noch mehr zu erregen, daß man dergleichen tägliche Uebungen von Zeit zu Zeit zum öffentlichen Schauſpiele machte. Dieß war der Urſprung der Turniere, die mit der Entwickelung des Ritterthums immer feyerlicher und kunſtgemäßer wurden. Die Ritter zeigten dabey ihre Stärke und Gewandtheit, die Frauen ihre ſittſame Schönheit, die Fürſten ihre freygebige Gaſtfreyheit im glänzendſten Lichte; alle entfalteten die höchſte Pracht, die in ihrem Vermögen war. Man prahlt mit dem heutigen Luxus, aber er iſt kleinlich, in tauſenderley gemachte Bequemlichkeiten verſplittert, die großen Maſſen ſind aus dem Leben verſchwunden. Die Altvordern unſerer Zeit bedurften königlicher Feſte, wo alle Herrlichkeiten auf Einen Schauplatz und wenige Tage zuſammengedrängt waren. Die Turniere ſind die olympiſchen Spiele des Ritterthums, und man könnte darnach allerdings die

Nationen (auch die Römer nach den Spielen des Circus) charakteriſiren. Der auffallendſte Unterſchied iſt der, daß bey den olympiſchen Spielen bey Lebensſtrafe keine Frau gegenwärtig ſeyn durfte, und hingegen bey den Turnieren die edlen Frauen und Fräulein den Ehrenſitz einnahmen, und den Dank (ſo hießen die Preiſe) perſönlich zutheilten. Dieß bezeichnet das ganz verſchieden beſtimmte Verhältniß der beyden Geſchlechter, wovon ich noch bey der Charakteriſtik der ritterlichen Liebe reden werde, um für jetzt das auf die kriegeriſche Seite Bezug habende zu beendigen.

Wie die Waffen das theuerſte Beſitzthum der Ritter, ihre Freude und ihr Stolz waren, ſo ſuchte man ſie natürlich zu ſchmücken, außerdem hatte man bey der ganz verhüllten Geſtalt Abzeichen nöthig, um ſeine Waffenbrüder wieder zu kennen. Dieſe wurden denn an Helmbüſchen und ſonſt angebracht, hauptſächlich aber beſtanden ſie in gemahlten Figuren auf den Schilden. Die Sitte iſt uralt, wir finden etwas ähnliches beym Aeſchylus erwähnt. Ueberall wird es bey einer ähnlichen Bewaffnung vorkommen. Wann aber die Figuren auf den Schilden erblich, theils ein Zeichen der Abſtammung, theils des Beſitzes gewiſſer Lehen wurden, dieß iſt eine antiquariſche Frage, die wir hier nicht näher erörtern wollen. Genug daß es geſchah: die Heraldik hat ſich zwar gewiſſermaßen ſelbſt überlebt, da die Bewaffnung abgekommen, zu der ſie gehörte; aber welche politiſche Verfolgungen ſie auch in den letzten Zeiten hat ausſtehen müſſen, ſo wage ich es doch in poetiſcher

Hinſicht eine dringende Fürbitte für ſie einzulegen. Sie athmet nicht nur überhaupt den kriegeriſchen Geiſt der Zeiten, in ſo fern die Waffen (das bedeutet ja Wappen) den Mann ſelbſt vorſtellten; — in der That iſt das Wappen mit ſeinem Schild, Helm, Krone, Helmbuſch und Helmdecke ein verkürztes Bild des Ritters, und in eben dieſer Geſtalt wurden bey den Turnieren die Ehrenzeichen der Mitbewerber ausgeſtellt; — ſondern die ritterliche Fantaſie hat ſich in ihrer Eigenheit gegen andere Zeitalter charakteriſtiſch darin ausgeſprochen. Die Wappen enthalten nicht ſelten eine ſchöne und ſinnreiche Hieroglyphik, in Bezug auf ſprechende Namen, auf Eigenſchaften der Länder, oder ſie verewigen auch mit kurzen treffenden Zügen das Andenken irgend einer glorreichen That, oder wundervollen Begebenheit. Ich bin überzeugt, man würde dieß durchgängig finden, wenn der Sinn von ſo vielen nicht verlohren gegangen wäre. Merkwürdig iſt die in der Heraldik liegende Natur-Anſicht, wie ſie immer auf gewiſſe Hauptbilder, als aus der thieriſchen Schöpfung der Löwen und Adler, zurückkommt, wie ſie gleich der romantiſchen Poeſie das Entfernteſte paart, z. B. Sterne und Blumen. Dann iſt es bedeutend, was von Werken menſchlicher Kunſt vorzugsweiſe aufgenommen wurde, (meiſtens doch was auf den Krieg Bezug hat) ſelbſt die Willkühr, womit man die Natur-Gegenſtände umgeſtaltete. Auch die Blaſonirung, das heißt die Färbung der Figuren und Felder, und die dabey einzig gültigen Farben, ſtimmt ſehr gut zu dem übrigen. Daß Gold und Silber mit zu den Farden gerechnet werden, zeigt, wie mächtig der metalliſche Glanz, dieß unterirdiſche Sonnen- und Sternenlicht, auf die Sinne wirkte; das Schwarze ſoll vielleicht Eiſen bedeuten, das Rothe zuweilen wohl Purpur, aber nicht ſelten auch Blut. In die Ritter-Mythologie greift die Heraldik häufig ein: wie die Geſchichte der Meluſine überhaupt genealogiſch, ſo hatte ſie auch einen heraldiſchen Anlaß, nämlich ein Meerweib welches die Familie Luſignan im Wappen führte; in der Geſchichte der Magelone glaube ich in dem Hauptmoment, wie der Vogel mit dem Ringe davon fliegt, eine ähnliche Anſpielung zu erkennen. Sehr oft mochte umgekehrt das Wappen von einer fabelhaften Sage entlehnt ſeyn. An chriſtlichen Sinnbildern fehlte es auch nicht; der vielfältige Gebrauch des Kreuzes, dieſer myſtiſchen Figur, iſt auffallend. Das Wappen der Könige von Portugall ſoll ſich auf eine Viſion gründen, und ſie bekannten ſich dadurch ſchon als Streiter für die Chriſtenheit. Endlich bis auf die Schildhalter verräth alles eine heroiſche Fantaſie, und einen fantaſtiſchen Heroismus: nicht nur nackte Wilde, Löwen, Adler, Drachen, ſondern die unbekannten nie geſehenen Thiere der Wüſte, Einhorn und Greif, mußten im Bilde dienſtbar das Amt des Waffenträgers verrichten, zum Zeichen daß dem Heldenmuthe die ganze Natur gehorcht. — Darin, daß man das, was anfänglich Sache der Willkühr, nachher des Herkommens war, unabänderlich feſtſetzte, und zu einem Syſtem von Regeln erhob, offenbarte ſich nun wieder der Geiſt der Scholaſtik. Die Wappenkunſt wurde eine eigne Wiſſenſchaft, die Herolds-Wiſſenſchaft; es durfte ohne Zuziehung der kundigen Meiſter kein Wappen erfunden, oder verändert werden. Die Kunſtſprache der Heraldik iſt großentheils franzöſiſchen Urſprungs, (wie umgekehrt viele Benennungen ritterlicher Waffenſtücke in der franzöſiſchen Sprache von deutſcher Ableitung ſind) weil das Ritterthum in Frankreich am ſorgfältigſten ausgebildet wurde, deswegen läßt ſich bey uns in der poetiſchen Sprache weniges aus der Blaſonirung, edel und allgemein verſtändlich anbringen, da manche große Dichter, unter andern Shakſpeare, dergleichen Ausdrücke häufig gebrauchen, und eine entſchiedne Vorliebe für heraldiſche Bilder und Vergleichungen haben. Wie uns die Heraldik die Uebereinſtimmung zu einem einzigen Nationalcharakter im ritterlichen Europa darſtellt, ſo zweifle ich nicht, daß man bey aufmerkſamer Prüfung der Wappen bey verſchiedenen Völkern wiederum unterſcheidende Züge darin entdecken würde.

Wir ſind jetzt bis zur letzten Aeußerlichkeit des Ritterthums hingeſtreift, und wollen nun zu ſeinem innerſten Geiſte, ſeiner Sittlichkeit, zurückkehren. Das Wort Tugend kommt von Taugen her, es war in den älteſten Zeiten gleichbedeutend mit Tapferkeit, als der Tüchtigkeit des Mannes. Zu dieſem erſten Erfoderniß geſellte ſich dann das zweyte: Treue und Redlichkeit, wenn der Menſch in dem Bunde freyer Brüder ſeinen vollen Werth haben ſollte. Ein Wort ein Mann, iſt wohl das älteſte deutſche Sprichwort. Dieß war die Grundlage der Ehre. Da aber, wie wir geſehen haben, dem Krieger nach der alten Verfaſſung ſelbſt geſetzmäßig das Recht zugeſtanden war, gegen jeden Beeinträchtiger ſich der ſtarken Hand zu bedienen, ſo wurde es nun auch von ihm erwartet, daß er keine Beleidigung ungeahndet laſſe. Denn wie durfte man erwarten, daß der ſein Leben für das Land, den Fürſten und die Gefährten tapfer daran wagen würde, der nicht einmal durch einen perſönlichen Antrieb dazu aufgeregt werden konnte? Dieſe Denkart hat ſich nun in den Begriffen vom außergerichtlichen Zweykampf, freylich im Widerſpruch mit unſern bürgerlichen Verfaſſungen, aber doch zu Aufrechthaltung einiger Energie, bis auf den heutigen Tag erhalten. Ueberhaupt ſind manche Geſetze der Ehre eine unſchätzbare Ueberlieferung der Vorzeit, die uns in weit mehr Stücken lenkt und beſtimmt, als wir anzuerkennen geneigt ſind. Auf die Entwickelung dieſer großen Idee, welche damals die ganze Sittlichkeit umfaßte, hatte unſtreitig das Chriſtenthum viel Einfluß, zum Theil aber hat ſie ihre Unabhängigkeit neben der Religion behauptet. Eben weil ſich das Chriſtenthum nicht mit äußerlichen Leiſtungen begnügte, ſondern den ganzen inneren Menſchen in Anſpruch nahm, hat ſich, wie es ſcheint, das Bewußtſeyn der Freyheit in ein neben der Frömmigkeit beſtehendes, zuweilen mit ihr im Widerſpruch begriffenes weltliches Sittengeſetz hinübergerettet, und in der Ehre gleichſam eine ritterliche Religion geſtiftet. Das Chriſtenthum lehrt, dem Menſchen klebe eine urſprüngliche Verderbniß an, und vor Gott werde niemand rein erfunden; vor den Augen der Welt wurde aber äußerdings vollkommene Reinheit, unverletzte Unſchuld, in dem was die natürliche Tugend jedes Geſchlechtes ausmacht, behauptet. Man erzählt von dem Hermelin, er liebe die Weiße ſeines Felles ſo ſehr, daß er, falls er den Jägern nicht ohne es zu beſchmutzen, entrinnen könne, ſich lieber fangen und umbringen laſſe. Dieß iſt das treffendſte Sinnbild für jene heilige Scheu ſich auf irgend eine Weiſe zu beflecken, wo der Tod auch der geringſten Einbuße an der Ehre vorgezogen wurde. Nächſt der furchtloſen Unerſchrockenheit, der kräftigen Ahndung angethaner Beleidigungen, der unverbrüchlichen Wahrheit und Treue in Worten und Thaten, endlich der Verzichtleiſtung auf alle hinterliſtigen Vortheile beym offenen Kampf, wurde nun noch Gerechtigkeit, Milde und Höflichkeit von den Geſetzen der Ehre vorgeſchrieben, und hier glaube ich eben den wohlthätigen religiöſen Einfluß zu erkennen. Stärke führt ſo leicht zum Uebermuth, ihr Mißbrauch in der Mißhandlung der Schwachen und Wehrloſen iſt ein empörendes, aber leider in der Geſchichte der Kriege immer wiederhohltes Schauſpiel. Die ritterliche Geſinnung erklärte es für ſchändlich, ſich mit dem Wehrloſen zu meſſen, und wer nicht die gleiche Bewaffnung und die gleiche Stärke beſaß, galt für wehrlos. Die Unterwürfigen ſollten geſchont, die Unterdrückten beſchützt werden. Die Tapferkeit ſollte nur der Arm der Gerechtigkeit ſeyn: in dieſem würdigen Beruf konnte ſie nie in unmenſchliche Wuth und Grauſamkeit ausarten. Der Ritter ſollte vor allen Dingen bereit ſtehen, Kränkungen von denen abzuwenden, die von Natur, oder durch ihren Stand nicht geſchickt waren, ſelbſt ihre Sache zu führen; alſo Frauen, Geiſtliche, Waiſen u. ſ. w. Weil ein rauhes Betragen an einem Mächtigen ſo leicht als Trotz und Drohung erſcheint, gehörte Ehrerbietung gegen die Geiſtlichkeit, freywillige Huldigung vor Höheren, Leutſeligkeit gegen Geringere, beſonders aber die ſorgfältigſte, zarteſte Höflichkeit gegen die Frauen zu den Pflichten der Ehre.

Wir wollen nicht verſchweigen, daß es nicht durchgängig ſo beobachtet worden. Es iſt ein bekannter Gemeinplatz, bey ſtarkem Licht finde ſich auch tiefer Schatten. Von den Gewaltthätigkeiten vieler Ritter zeugen noch die Ruinen der Raubſchlöſſer, die Geſchichte erzählt viele Gräuel, und ſelbſt in den Romanen geht der Gegenſatz guter und böſer Ritter durch. Aber eben bey der Möglichkeit, und dem Beyſpiel der Ausſchweifung war die Enthaltung davon um ſo verdienſtlicher; und wir ſehen daß noch in Zeitaltern, wo aller Verdacht fabelhafter Ausſchmückung wegfällt, Ritter lebten, welche, wie z. B. Bayard, dem aufgeſtellten Urbilde vollkommen entſprachen.

Nicht blos äußerliche Ehrerbietung vor der Religion, ſondern eine ungeſchmückte innige Frömmigkeit gehörte zu den Tugenden der Ritter. Nur da fand die prieſterliche Lehre kein Gehör, wo ſie im Widerſpruche mit den Neigungen und Grundſätzen des Ritterthums ſtand, z. B. wenn ſie gegen die Turniere und Zweykämpfe eiferte. Den Frieden Gottes, welcher die Fehden zu gewiſſen Zeiten unterbrach, ließ man ſich jedoch gefallen.

Sonſt iſt es rührend zu ſehen, wie ſich dieſe ſtarken Gemüther ſo willig an dem Zügel des Unſichtbaren lenken ließen. Daß ſie bereit waren für den Glauben zu ſtreiten, war wohl das geringſte; allein ſie unterzogen ſich andern Pflichten, die weit demüthiger in ihrer äußern Geſtalt, und ſelbſt nach den weltlichen Verhältniſſen der ritterlichen Würde entgegen ſcheinen mußten, wie z. B. die perſönliche Verpflegung der Kranken und Verwundeten, was doch anfangs die Hoſpitaliter bey den Kreuzzügen leiſteten. Sie konnten ohne Heucheley ihren Stolz und tapfern Muth mit der innerlichen Zerknirſchung vertauſchen, welche das Chriſtenthum als Zeichen ächter Reue foderte. Es iſt eine der erhabenſten und rührendſten Schilderungen, und keinesweges durch den Schmuck der Worte, ſondern durch die Sache ſelbſt, wie in Taſſo's befreytem Jeruſalem nach Vollendung blutiger Kämpfe das Heer der Kreuzfahrer auf Pilgerimsweiſe unter unendlichen Thränen auf den Berg Golgatha wallfahrtet. Ueberall lag kriegeriſche und Andachtsübung ſich ſo nahe, wie der Ritter ſein Schwert nur umwenden durfte, nach ſich zu, um es zum Kreuz zu machen, wovor er betete und bey dem er ſchwur."

Den Charakter der ritterlichen Liebe zu entwickeln, werden wir bey der Poeſie der Minneſinger und Provenzalen die beſte Gelegenheit haben: hier alſo nur wenige allgemeine Bemerkungen. Manche haben es für eine urſprüngliche Eigenſchaft der Germaniſchen Völker gehalten, die Frauen nicht als Sklavinnen zu unterjochen, ſondern zu ehren und zu achten. Sie führen dabey Zeugniſſe des Tacitus an, auch von den weiſen und weißagenden Frauen; jedoch möchten dieſe Angaben wohl nicht ſo weit reichen, es ſcheint wenigſtens, daß die müßigen Krieger ihre Weiber das Feld bauen, und harte Arbeit verrichten ließen. Etwas that für ein freyeres Verhältniß der Ehe wohl die nordiſche Stammesart, und das ruhigere Blut, indem von der einen Seite weit weniger Urſache zum Mißtrauen gegen weibliche Treue da war, von der andern die Eiferſucht auf den ſichern Alleinbeſitz körperlicher Reize nicht bis zu einer ſo ſinnreichen Leidenſchaftlichkeit ging, wie im ſüdlichen Orient, wo dieß immer eine Haupturſache von der Knechtſchaft der Frauen geweſen iſt. Dann kam der Einfluß des Chriſtenthumes hinzu, in welchem eine ganz andere Sittenlehre über das Verhältniß der beyden Geſchlechter vorgetragen ward, als die das Alterthum kannte. Die Griechen ſchämten ſich nicht, eine Göttin der anmuthigen Lüſternheit zu verehren, und zuweilen durch einen ſehr ausſchweifenden Dienſt; ihre Sittenlehrer ſahen darin hauptſächlich nur die Anordnung der Natur, für die Fortpflanzung der Gattung zu ſorgen. Die Geſetze als der Ausdruck der öffentlichen Sittlichkeit, begnügten ſich damit, die Rechte der Ehe in dieſer Hinſicht, und die unverfälſchte Abſtammung der Kinder zu ſichern: außerhalb der bürgerlichen Rückſichten ſchien faſt alles erlaubt. Ganz andere Begriffe über den Werth ſtrenger Zucht und Sittſamkeit machte eine durchaus geiſtige Religion zu den herrſchenden, es wurde für verdienſtlich erklärt, dem Triebe der Natur zu entſagen, und myſtiſche Segnungen knüpften ſich an dieſe Herrſchaft über ſie. In der ritterlichen Zeit verſuchte die Liebe nun gleichſam ſich mit dieſen Geſinnungen zu vereinigen. Wenn man die claſſiſche Bildung mit einem Worte ſchildern will, ſo war ſie vollendete Naturerziehung. Jetzt, da aus den Trümmern jener und einem Chaos verſchiedenartiger Elemente eine neue Welt hervorging, konnte Freyheit mehr das herrſchende Prinzip werden, welche denn auch nicht unterließ, die Natur in manchen Punkten zu unterdrücken. Die Natur machte aber ihre Rechte geltend, und dieſer Zwiſt beſtimmte den Charakter der modernen Bildung, in welcher die unauflöslichen Widerſprüche unſers Daſeyns, des Endlichen und Unendlichen in uns, mehr hervortreten, aber wieder verſchmolzen werden. Da eine ausſchließende perſönliche Neigung unſtreitig die freyeſte Huldigung des Gefühls iſt, ſo empfand man eine gewiſſe Scheu, in derſelben der Natur noch dienen zu müſſen. Alle Sinnlichkeit ward verkleidet, und man beſtrebte ſich, die Schönheit rein zu vergöttern. Ein unendlich reizender Widerſpruch iſt in dieſem Geiſt der Liebe, aber zugleich die Anlage zur Ironie, welche aus dem Bewußtſeyn des Unerreichbaren, ſtatt zu niederſchlagendem Ernſt überzugehen, einen leiſen Scherz macht.

Dieſes Beſtreben nach Verbindung des Unvereinbaren offenbart ſich ſchon in dem Ideal der Weiblichkeit, welches in ſo manchen Liebesgedichten der Neuern im Hintergrunde ſteht: Dem Bilde der Madonna, das zugleich Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit, und die höchſte Liebe im himmliſcher Verklärung ohne alle irdiſche Beymiſchung darſtellen ſoll. Man vergleiche damit die antiken Ideale einer Diana, Pallas, Juno, Venus, wo die Charaktere jugendlicher Sprödigkeit, beſonnener Jungfräulichkeit, ernſter Matronenwürde, und verführeriſcher Reize getrennt, und aus Furcht ſie ſonſt gegenſeitig zu neutraliſiren, ſtrenge auseinander gehalten ſind. Ihre Bedeutung iſt allerdings in den Darſtellungen der alten Künſtler vollkommner erſchöpft; und dieſes finden wir durchaus das Verhältniß der neueren Bildung zur Antiken, daß in jener eine höhere Anfoderung liegt, die aber eben deswegen unvollkommner zur Darſtellung gebracht iſt.

Deutſches Muſeum.

Zweyter Jahrgang 1813.

Es könnte ein gewagtes Unternehmen ſcheinen, in unſern jetzigen Zeiten noch ein *Deutſches* Muſeum zu Stande bringen zu wollen; eine wiſſenſchaftliche Zeitſchrift, welche dieſem Nahmen durch die That entſpräche, die wirklich eine *allgemeine* für alle *Deutſchen* wäre, und dem angekündigten umfaſſenden Endzwecke Genüge leiſtete. Denn ſo lebhaft und allgemein auch jetzt noch die Theilnahme an der vaterländiſchen Geſchichte und Dichtkunſt ſeyn mag, ſo ſtellen ſich doch einem ſolchen Unternehmen mancherley Hinderniſſe entgegen.

Indeſſen iſt es mir durch die Mitwirkung vieler der geachtetſten Deutſchen Schriftſteller gelungen, wenigſtens einen glücklichen Anfang zu machen. Der Theilnahme mehrerer anderen, die zu unſeren Vorzüglichſten gehören, bin ich für die Folge verſichert.

Der Plan bleibt im Weſentlichen unverändert. Die Geſinnungen und Grundſätze, welche den Herausgeber bey der Anordnung des Ganzen leiteten, liegen in dem, was bisher geliefert worden, vor Augen. Ich bemerke nur, daß kürzere *hiſtoriſche Abhandlungen* und Beurtheilungen hiſtoriſcher Werke im zweyten Jahrgange einen größern Raum einnehmen werden, als es bis jetzt geſchehen. Eine Ueberſicht der *merkwürdigſten neuen Erſcheinungen der Litteratur und Philoſophie*, wird künftig einen ſtehenden Artikel bilden.

Der Zweck dieſer Zeitſchrift iſt im Allgemeinen der: *Deutſche Sprache und Geſchichte, deutſche Kunſt und Erkenntniß* nach unſern beſten Kräften zu befördern, und alles Vorzügliche, dahin Wirkende zur allgemeinen Kunde und Anerkennung zu bringen. Wir möchten für ſo vieles *Einzelne* Gute und Schöne, was in deutſcher Art und Sprache gedacht und hervorgebracht worden, oder noch gedacht und hervorgebracht wird, einen *gemeinſchaftlichen Mittelpunkt* aufſtellen, die zerſtreuten geiſtigen Kräfte des Vaterlandes immer mehr vereinigen, und eben dadurch auch den Geiſt und ſelbſt die Geſinnung der Nation aufrecht erhalten und befeſtigen.

Friedrich Schlegel.

Inhalt

des eilften Heftes.

Beſchreibung altdeutſcher Gemählde. Fragmente aus einem Briefwechſel. Von Amalia von Hellwig, gebornen von Imhoff .... Seite 369
Abendunterhaltungen der Wiedergekehrten. Von Karoline Baronin de la Motte Fouqué .... — 390
Ueber das Mittelalter. Eine Vorleſung gehalten 1803, von A. W. Schlegel. .... — 431
Deutſches Muſeum. Ankündigung des zweyten Jahrganges .... — 463

Der

Werth der poſitiven Offenbarung,

aus

der Unhaltbarkeit der bisherigen philoſophiſchen Bemühungen.

Schon ſeit langer Zeit ſcheinen die Menſchen, wenigſtens die Philoſophen, die Wahrheit verloren zu haben; denn wie ſollte man ſich ſonſt ihr langwieriges Forſchen nach derſelben, und ihre zwar vielen, aber immer fehlgeſchlagenen Verſuche anders erklären?

Ich war ſelbſt auch viele Jahre lang unter der Zahl jener unglücklichen Forſcher und Verſuchmacher. Jedoch durch die Betrachtungen, die ich hier mittheile, überzeugte ich mich endlich, daß die ewig beſtehende Wahrheit und ihre eigentliche Quelle bisher nicht für uns verloren, ſondern nur von uns mißkannt geweſen ſey.

Alle Irrwege, die man bisher unnütz durchwanderte, gingen nach meiner Ueberzeugung, von dem einzigen Vorurtheile aus, daß die Wahrheit nur im bloßen Menſchen zu ſuchen, und anzutreffen ſey. Wer ſich über ihn erheben kann und will, der wird ſie finden.

Dieſe Betrachtungen lege ich hier in einer einfachen und ungeſchmückten Schreibart vor, indem ich vorausſetze, daß es den Freunden der Wahrheit nur um dieſe ſelbſt, und nicht um die Schminke zu thun ſey.

Sollte es mir gelingen, auf die bisher verkannte Wahrheit aufmerkſam zu machen, ſo habe ich meine Abſicht erreicht, und ich darf dann hoffen, daß dieſelbe noch mehrere Schutzredner bekommen werde, welche ihr noch wichtigere und wirkſamere Dienſte leiſten können.

I.

Ueber die

bisherigen Beſtimmungen der Vernunft.

Vernunft! dich hört man zu allen Zeiten in aller Menſchen Munde. Die Sophiſten bauen vorgeblich eben ſowohl als die Philoſophen ihre, wiewohl ganz entgegengeſetzte Lehrgebäude auf dich, als ihren einzigen Grund; der muthwillige und ausſchweifende Vernünftler beruft ſich mit der nämlichen Zuverſicht auf dich, wie der weiſe und tugendhafte Mann. Du höchſt wichtiges und dabey doch ganz zweydeutiges Ding! wie viele Nachforſchung haſt du mich, — wie viele jedem Freunde der Wahrheit ſeit Jahrtauſenden gekoſtet! Sey nun auch jetzt wieder der Gegenſtand meiner Betrachtung.

Hier will ich indeſſen nur die Verſchiedenheit der bisherigen Vernunftbeſtimmungen in Erwägung ziehen.

Man nahm bisher das Wort Vernunft bald in weiter, bald in enger Bedeutung. In der erſten verſtand man darunter überhaupt das ganze obere

Erkenntnißvermögen, das Vermögen zu denken, im Gegenſatze des empiriſchen oder der Sinnlichkeit. Hier wurde zwiſchen Vernunft und Verſtand kein Unterſchied gemacht; wer denken —, nämlich aus Begriffen Urtheile und Schlüße bilden konnte, der machte Anſpruch auf den Beſitz der Vernunft. Hieraus entſtand das Unweſen, welches nicht nur in verfloſſenen Jahrhunderten, ſondern auch noch jetzt bey den meiſten Menſchen obwaltet: jeder, der nur urtheilen und folgern —, d. h. bloß ſchwatzen kann, brüſtet ſich mit ſeiner Vernunft.

Die Nachtheile welche aus dieſem Unweſen gegen die Wahrheit hervorgehen, haben einzelne tiefdenkende Männer ſchon ſeit ſehr langer Zeit eingeſehen. Sie hielten demnach für nothwendig, den Unterſchied zwiſchen Verſtand und Vernunft feſtzuſetzen, und von der letzten eine *engere Bedeutung* anzugeben. Schon in *Platon's* Schriften entdeckte Hr. *Tennemann* *) eine ſolche Unterſcheidung. Ich will hievon das Weſentliche mit ſeinen Worten anführen: »Das Denken iſt überhaupt das Verfahren mit Begriffen, dieſes iſt aber doppelt. Man geht nämlich entweder nicht über die Begriffe hinaus, ſondern entwickelt nur dieſe, ziehet Folgerungen daraus, und verbindet dieſe nach gewiſſen Regeln; oder man geht über die Begriffe hinaus, forſchet nach dem Grunde derſelben, bis man an dasjenige kommt, was nichts weiter vorausſetzt, das letzte Unbedingte, Abſolute. Jenes iſt Verſtandeserkenntniß (διανοια), dieſes Vernunftwiſſenſchaft (επιστημη). Der Charakter der Vernunft iſt alſo die abſolute Einheit und das ſyſtematiſche Verfahren. — Das Ziel, worauf die Denkkraft hinarbeitet, iſt die Einheit des Erkenntniſſes, das Abſolute. Dieſes findet aber die Vernunft in ſich ſelbſt, in den Ideen, welche das Weſen der Vernunft ausmachen.«

---

*) D. G. W. Tennemanns Geſchichte der Philoſophie. Leipzig 1799. B. II. S. 155. f.

In dem langwierigen Zeitraume, wo die ariſtoteliſche Philoſophie herrſchte, wurde die weſentliche Unterſcheidung zwiſchen Verſtand und Vernunft gemeiniglich außer Augen geſetzt. Auch ſpäterhin Carteſius, Leibnitz, Locke und Wolf verwechſelten ſelbe gewöhnlich. Wann ſich auch Leibnitz beſtimmter erklärte, ſo hielt er den Verſtand für das Vermögen, das Mögliche zu erkennen; und unter der Vernunft verſtand er den Zuſammenhang, die Kette der allgemeinen Wahrheiten; und Wolf nahm letztere in engerer ſubjektiver Bedeutung, für das Vermögen, Schlüße zu machen, und den Zuſammenhang allgemeiner Wahrheiten einzuſehen. In dieſer Hinſicht nannte er ſie die reine Vernunft, und unterſchied davon die empiriſche, die ſich nur mit Erfahrungskenntniſſen abgiebt.

Nachher wurde der Begriff der Vernunft ſo ſchwankend, daß man anfing ſich denſelben nach Umſtänden, Veranlaſſungen und beſonderen Abſichten verſchiedentlich zu geſtalten. So erklärte David Hume die Vernunft für einen Inſtinkt, Vorſtellungen die oft beyſammen geweſen ſind, uns wieder zuſammen zu ſtellen *); und nach Joh. Gottfried Herder iſt ſie die Wirkung der aufrechten Stellung, ſie iſt etwas Vernommenes, gelernte Proportion und Richtung der Ideen und Kräfte **).

Andere enthielten ſich von einer eigentlichen Beſtimmung der Vernunft, und begnügten ſich dafür mit weitläuftigen, — dabey aber auch ſehr willkührlichen Beſchreibungen derſelben. Unter dieſen war der Abbé Bremont mit ſeiner in fünf Bänden beſtehenden Schrift, betitelt: De la raison dans l'homme, à Paris 1785 — 1787. Nachdem er die Vernunft zuvor theilweiſe von der Sinnlichkeit, vom Verſtande, von dem ſchönen Geiſte, dem Genie, der Einbildungskraft, dem Gedächtniſſe, der Wiſſenſchaft und der Weisheit unterſchieden hatte; ſo gab er dann die beſondern und vorzüglichſten Aeußerungen und Wirkungen derſelben an, indem er B. I. S. 53 ff. ſchrieb: »Sie iſt dem Menſchen als Leiterinn und Führerinn aller ſeiner Handlungen gegeben. Alle ſeine geiſtige und körperliche Kräfte »ſind ihr untergeordnet, und müſſen ihr folgſam ſeyn. »Dieſe ſind beſtimmt ihr Gegenſtände zu verſchaffen, »womit ſie ſich beſchäftige, — Erkenntniſſe die ſie er-

---

*) Dav. Hume. A Treatise on human Nature. Being an Attempt to introduce the experimental method of Reasoning into Moral Subjects. Ueberſetzt und mit kritiſchen Verſuchen begleitet von L. Heinrich Jakob. Halle 1790.

**) J. G. Herder. Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit. Riga und Leipzig 1784. Th. I.

»leuchten, — Gefühle die ſie leiten, — Kräfte die ſie beſtimmen. Der Geiſt huldiget ihr mit ſeinen Geſinnungen, der Verſtand mit ſeinen Begriffen, der Wille und das Herz mit ſeinen Neigungen, die äußeren Sinne mit ihren Eindrücken, die Empfindungen anderer Menſchen mit ihren Offenbarungen und Zeugniſſen. Das Gedächtniß ruft nach Belieben alle Eindrücke der übrigen Vermögen hervor, um ſie ihr vorzuſtellen. Der Vernunft ſteht es zu, ſich aller dieſer Materialien zu gebrauchen. Ihre vorzügliche Verrichtungen beſtehen darin, daß ſie ihr Augenmerk auf alle dieſe Gegenſtände nach Verhältniß ihrer Nothwendigkeit oder Wichtigkeit richte, — daß ſie den Werth und die Gegenſtände der Berichte und der Zeugniſſe abwäge und unterſcheide, — daß ſie dem Willen die Neigungen anbefehle, die derſelbe hervorbringen und unterhalten, — die Handlungen, die er ausüben oder unterlaſſen ſoll, u. ſ. w.«

Bey ſo geſtalten Dingen, bey dieſer ſo großen Verſchiedenheit des Begriffes, den man ſich von der Vernunft machte, welche für die Philoſophie äußerſt nachtheilig ſeyn mußte, war es ganz natürlich, daß J. Kant auf den Entſchluß verfiel, die Vernunft mit aller ihm eigenen Einſicht und Geiſtesſchärfe zu unterſuchen. In ſeiner Kritik der reinen Vernunft nahm er das Wort Vernunft bald in weiter Bedeutung, wie es ſchon vorlängſt geſchah, und verſtand darunter das ganze obere Erkenntnißvermögen im Gegenſatze zum empiriſchen *);

---

*) Kritik der reinen Vernunft. 5te Auflage Leipzig 1799. S. 863.

bald in enger Bedeutung als das Vermögen, aus Prinzipien zu erkennen, welches ſich durch das Schließen äußert, — oder das Vermögen von dem Allgemeinen das Beſondere abzuleiten, und dieſes letztere nach Prinzipien und als nothwendig vorzuſtellen *). In Anſehung ihres Gebrauches erhielt ſie von ihm verſchiedene Eintheilungen, wovon ich hier nur der logiſchen, und transcendentalen, der realen, reinen und praktiſchen erwähnen will.

Bey der logiſchen oder formalen, als dem Vermögen mittelbar zu ſchließen, bemerkte er zwar, daß ſie trachte, zu den bedingten Erkenntniſſen des Verſtandes, vermittelſt der ſo lang als möglich fortgeſetzten Proſyllogismen, das Unbedingte, das Ueberſinnliche zu finden; daß aber durch dieſes Verfahren allein noch keine reale Erkenntniß deſſelben erlangt werde. Er wollte alſo durch transcendentalen und reinen Vernunftgebrauch dieſe Realiſirung zu Stande bringen; allein auch dieſer leiſtete dieſelbe nicht. Endlich verſuchte er es mit dem praktiſchen Gebrauche derſelben; und damit konnte er es nicht weiter, als blos zu Poſtulaten der Realität des Ueberſinnlichen bringen.

Der Beyfall, mit welchem Kants Kritik der Vernunft aufgenommen wurde, dauerte nicht lange; es ſtand Fichte auf, und charakteriſirte die Vernunft als abſolute Ichheit, und als autonomiſches, ſelbſtſtändiges Prinzip des philoſophiſchen Wiſſens. Die Fichteſche Ich-

---

*) Eben da S. 171. 356. 674. 700.

heit war aber als theoretiſche Intelligenz, vom NichtIch beſtimmt; nur als praktiſche war ſie unabhängig.

Schelling ſteigerte den Begriff der Vernunft noch mehr, indem er ſie für die abſolute Identität, für die totale Indifferenz des Subjektiven und Objektiven, — oder die abſolute Einheit beyder ausgab.

Ich übergehe hier die vielen Abänderungen, welche ſelbſt die Anhänger der letzthin genannten drey Philoſophen, z. B. L. H. Jakob, J. G. E. C. Kieſewetter, G. G. L. Wieſen, Hr. v. Rochow, J. K. Wezel, Fr. Bouterwek, K. Chr. Fr. Krauſe, W. Tr. Krug, Reinhold u. m. a., in der Beſtimmung der Vernunft vornahmen, und hefte mein Augenmerk endlich noch auf die Beſtimmungen ihrer Gegner,

J. H. Jacobi ſchrieb ſchon in ſeinem bekannten Briefe an Fichte, Hamburg 1799: »Von Vernunft iſt die Wurzel vernehmen. Reine Vernunft iſt ein Vernehmen, das nur ſich ſelbſt vernimmt. — Ich verſtehe unter dem Wahren etwas, was vor und außer dem Wiſſen iſt, — was dem Wiſſen und dem Vermögen des Wiſſens (der Vernunft) erſt einen Werth giebt. Vernehmen ſetzt ein Vernehmbares, — Vernunft das Wahre zum voraus. Sie iſt das Vermögen der Vorausſetzung des Wahren. Mit der Vernunft iſt dem Menſchen nicht das Vermögen einer Wiſſenſchaft des Wahren, ſondern nur das Gefühl und Bewußtſeyn ſeiner Unwiſſenheit deſſelben, Ahndung des Wahren gegeben.« In ſeiner letzten Schrift (von göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung, Leipzig 1811) nennt er die Vernunft das Vermögen der Vorausſetzung des Wahren, und mit und in ihm des Guten und Schönen, S. 91. 202, — den Sinn für das Ueberſinnliche, S. 199. f., — Geiſtesbewußtſeyn; der Geiſt könne aber nur ſeyn unmittelbar aus Gott. Darum ſey Vernunft haben, und von Gott wiſſen Eins; ſo wie es Eines iſt, von Gott nicht wiſſen, und Thier ſeyn, S. 166. — Was den Menſchen zum Menſchen macht, d. i. zum Ebenbilde Gottes, heiße Vernunft, S. 102.

Kaj. Weiller (Anleitung zur freyen Anſicht der Philoſophie, München 1804) ſchrieb im poſ. Th. n. 111: »Es iſt ein Princip in uns, welches ſelbſt zu geben, »ſelbſt zu afficiren, welches das, was das Gegebene, »die Affektionen, bearbeitet und leitet, d. i. das Denken »ſelbſt wieder in einem höheren Sinne zu bearbeiten und »zu leiten im Stande iſt. Dieſes höhere Princip »heißt Vernunft.« In einer beſondern Schrift (Verſtand und Vernunft, München 1806) bemüht er ſich den weſentlichen Unterſchied zwiſchen Verſtand und Vernunft anzugeben. Das weſentliche Reſultat dieſer ſeiner Bemühung iſt aus dem abzunehmen, was ich von N. XX hier anführen will: »Der Verſtand kann nichts als »denken, d. i. er kann weiter nichts als Anſchauungen in »Begriffe, Urtheile und Schlüſſe verwandeln. Er kann »nur bearbeiten, nur erkennen, was ihm zu erkennen »gegeben wird. Bey der Bearbeitung kann er alles nur »verändern, dadurch, daß er immer etwas fallen läßt

»(durch Abſtraktion), und immer etwas zurückbehält, — er kann nur verallgemeinen. Die Allgemeinheiten ſind nichts Reelles, ſondern nur eine gewiſſe Modifikation an dem Reellen. Der Verſtand kann an dem Wirklichen nur ſein Selbſtgemachtes, an dem Beſonderen ſein Allgemeines vorzeigen; er kann ſich nie auf ſich ſelbſt ſtützen, und bedarf zuletzt immer einer fremden Stütze; er kann nicht weiſen, nur beweiſen; — er ſpricht unmittelbar nur unſern Kopf, nicht aber auch unſer Herz an. Hingegen die Vernunft kann mehr als bloß denken; ſie kann vernehmen, d. i. unmittelbare Ueberzeugungen hervor bringen; ſie kann unmittelbare Kunde geben vom Höheren, vom Schönen, Guten, Heiligen, u. ſ. w. — ſie kann ein höheres Leben in uns urſprünglich erwecken, — eine ganz neue Welt zu erkennen geben. Sie ändert das, was ſie uns vorzeigt, nicht erſt zuvor. Sie macht uns zunächſt mit dem Reellen und Wirklichen ſelbſt bekannt. Sie giebt uns die Ueberzeugung aus der erſten Hand. Ihre Regungen ſind inhaltvoll, und ſie ſprechen nicht nur den Kopf, ſondern auch das Herz an.«

J. Fr. Fries (Neue Kritik der Vernunft, Heidelberg 1807) ſchrieb B. II. S. 35. f: »Unſre Vernunft iſt keine ſelbſtthätige Spontaneität, welche ihre Erkenntniß unmittelbar hervor brächte, wie die Materie ihre Anziehungen und Abſtoßungen; ſondern ſie ſteht unter der Bedingung einer äußern Anregung zum Erkennen, wie der Organismus in ſeinen Lebensäußerungen. Wir unterſcheiden deßhalb unſre

»*Vernunft als eine erregbare Spontaneität*, als endliche Vernunft, von einer abſoluten Vernunft, welche ſchlechthin als Spontaneität der Anſchauung gedacht würde, von der wir uns aber keine poſitive Vorſtellung machen können. Eine ſolche Vernunft, welche unmittelbar durch ſich ſelbſt ihre vollſtändige Erkenntniß beſäße (und nicht nur, wie die unſrige eine Form derſelben) würde ein Vermögen der intellektuellen Anſchauung ſeyn, vor deſſen Blick ſein ganzes Univerſum unveränderlich ohne Bewegung entfaltet läge. In ihrer Erkenntniß wäre alles unmittelbar vollendete Apodikticität und Nothwendigkeit. Reflexion fände für ſie ſo wenig ſtatt, als Sinn. *In unſerer endlichen Vernunft* hingegen *findet ſich nur eine formale urſprüngliche Beſtimmung ihrer Thätigkeit*, durch welche das Geſetz der Nothwendigkeit für unſre Erkenntniß entſteht; jede einzelne Aeußerung des Erkennens muß aber erſt zufällig durch den Sinn beſtimmt werden. Daher kann unſre Erkenntniß nur durch eine Vereinigung ſinnlicher Anſchauungen unter formale nothwendige Geſetze zu Stande kommen, wie wir ſie in unſerer Erkenntniß der Natur auffinden. Eben deßhalb ſteht denn auch unſre Selbſterkenntniß unter der nämlichen Bedingung des Sinnes, es wird für uns innerer Sinn unentbehrlich, und dieſer muß erſt durch Reflexion ergänzt werden, ehe nothwendige und apodiktiſche Beſtimmungen unſrer eignen Natur uns zum Bewußtſeyn kommen; folglich erkennen wir ſelbſt die urſprünglichen formalen und beharrlichen Thätigkeiten unſrer Vernunft zuletzt nur durch Reflexion, und nicht in der Anſchauung.«

Der *Verſtand* iſt, nach *Fries*, das Reflexionsvermögen (S. im angeführten Werke, B. I. S. 190). »Die logiſchen Formen (Begriff, Urtheil, Schluß und Syſtem) gehören dem Reflexionsvermögen, und ihre mittelbare Erkenntniß bedeutet nur die Wiederbeobachtung der Geſetze in unſerm Innern. Das Reflexionsvermögen muß von der *Vernunft*, als der *urſprünglichen Selbſtthätigkeit der Erkenntnißkraft*, genau unterſchieden werden, weil es nur dem innern Sinn *) entſpricht, und die innere Wahrnehmung deſſelben zur vollſtändigen Selbſterkenntniß ergänzt, indem es dieſe zu einem Ganzen der innern Erfahrung erweitert. Wir müſſen daher *Form* und *Inhalt des logiſchen Gedankenlaufes* **)

---

*) Den inneren Sinn erklärt Fries auf folgende Weiſe: »So wie wir in der äußeren Erfahrung nur von einzelnen Wahrnehmungen der Farbe, Töne u. ſ. w. ausgehen, uns daraus aber eine ganze Erkenntniß der Welt in Raum und Zeit bilden; ſo geht auch *innerlich* unſre Erkenntniß von dem, was wir erkennen, nur von *einzelnen Wahrnehmungen* aus, und muß erſt zu einem *Ganzen der inneren Erfahrung* erhoben werden. Dieſe erſten Wahrnehmungen liefert uns der innere Sinn, die weitere Erhebung zur Erfahrung hingegen geſchieht durch Reflexion.« (Daſelbſt, S. 70.) Es darf alſo der innere Sinn nicht mit der Reflexion verwechſelt werden. (S. 47.), auch nicht mit dem inneren Gefühl, nicht mit dem Wahrheits- —, äſthetiſchen und moraliſchen Gefühl. (S. 75. f.)

**) Nach dem Unterſchiede des Verſtandes und der Einbildungskraft theilt Fries den *Gedankenlauf* in den *logiſchen* und gedächtnißmäßigen. Zum letzten gehört das Gedächtniß, die innere Wahrneh-

»unterſcheiden; ſeine Form gehört der Reflexion an, ſein Inhalt aber der Vernunft. (Ebendort, S. 188.)

Weil **Fries** bis auf uns die letzte Hand zur Kritik der Vernunft anlegte, und Kants Kritik und jede vorherige Philoſophie zu berichtigen ſtrebte, ſo lohnet es der Mühe und iſt meiner Abſicht gemäß, daß ich von ihm noch folgende Stelle herſetze: »Der Verſtand, als oberes Erkenntnißvermögen iſt die Vernunft ſelbſt in ihrer urſprünglichen Aeußerung, welche ihr als erregbarer Erkenntnißkraft unmittelbar zukömmt; ſo werden ihr die allgemeinen und nothwendigen Erkenntniſſe der Philoſophie und Mathematik zugeſchrieben, welche ein unveränderliches Eigenthum jedes menſchlichen Gemüthes ſind. Dieſer beharrlichen Thätigkeiten können wir uns aber erſt mittelbar im logiſchen Gedankenlauf durch Reflexion bewußt werden. Das Reflexionsvermögen iſt alſo nur ein Vermögen der innern Selbſtbeobachtung der Vernunft, und nicht ihre urſprüngliche Spontaneität ſelbſt. Mit allem Reflektiren thun wir nichts Neues zur Erkenntniß hinzu; wir beobachten nur, was in

---

mung der Vorſtellungen, die Rückerinnerung und die eigentlichen Geſetze der Einbildungskraft. Das Unterſcheidende des erſtern iſt die willkührliche Beſtimmung der Vorſtellungen, der durch den Willen auf ſie einwirkende Verſtand (Eben da S. 94). Er unterſcheidet dieſen von jenem durch die willkührliche Vorſtellungsart der Reflexion, und dann durch die mittelbare logiſche Erkenntnißweiſe, wozu wir Begriffe, Urtheile, Schlüſſe und Wiſſenſchaft brauchen. (Daſelbſt. S. 150).

»unſrer Erkenntniß liegt, und müſſen alſo dieſes Beobachtungsvermögen genau von dem erſten unterſcheiden, was hier beobachtet werden ſoll. Der beobachtenden Reflexion gehört das willkührliche und das mittelbar logiſche Vorſtellen in Begriff, Urtheil, Schluß und Wiſſenſchaft. Aber eben dieſe Willkührlichkeit der Reflexion wird gewöhnlich nicht von der Spontaneität der Vernunft unterſchieden, und daher alle Dunkelheiten in dieſem Gebiete. Durch unſern Willen machen wir indeß doch offenbar Wahrheit und Erkenntniß nicht, ſondern wir leiten nur unſre innere Selbſtbeobachtung. Letzterer liegt dann erſt die *Spontaneität der Vernunft, als das Vermögen mit Nothwendigkeit zu erkennen*, zu Grunde. Das Verhältniß zwiſchen dem Reflexionsvermögen und der Spontaneität der Vernunft iſt daſſelbe, was wir beym innern Sinn und der produktiven Einbildungskraft *) fanden.«

»Das Vorhandenſeyn der innern Thätigkeiten iſt vom Bewußtſeyn um dieſelben noch verſchieden, ſie müſſen von der Dunkelheit erſt zur Klarheit erhoben werden, damit wir uns ihrer bewußt werden. Hier iſt nun die will-

---

*) Fries unterſcheidet zwiſchen *produktiver* und *reproduktiver Einbildungskraft*. Dieſe giebt uns nur Vorſtellungen wieder, welche wir ſchon gehabt haben, u. ſ. w. Jene hingegen geht auf ganz neue Vorſtellungen, welche von andern im Gemüthe ſchon vorhandenen erſt beſtimmt werden. Sie iſt das Vermögen der anſchaulichen Verbindung, der mathematiſchen oder formalen Anſchauung. Ihr gehören z. B. die Vorſtellungen von der Gröſſe, Lage und Geſtalt der Dinge im Raum. (Daſelbſt S. 103.) Ihr Gebiet liegt zwiſchen dem Sinne und dem Verſtande mitten inne. (Eben da. S. 116.)

»*willkührliche Reflexion das Vermögen des Wiederbewußtſeyns*, welches den innern Sinn zur vollſtändigen Selbſterkenntniß ergänzt; *die Spontaneität der Vernunft liefert hingegen jene unmittelbaren Erkenntniſſe*, deren die Reflexion ſich wieder bewußt werden will. *In unſerer Vernunft liegt, als das Geſetz ihrer Wahrheit über allen Irrthum erhaben, eine unmittelbare Erkenntniß*, die aber für ſich unausſprechlich bleibt, welche nicht zur Anſchauung erhoben werden kann, deren wir uns nie im Ganzen, ſondern nur in zerſtreuten Einzelnheiten oder allgemeinen Formen durch Reflexion bey Gelegenheit ſinnlicher Anſchauungen bewußt werden. Durch dieſe *unmittelbare Erkenntniß*, welche eigentlich der *Vernunft als ſelbſtthätiger Erkenntnißkraft* gehört, kommt erſt über die Empfindung alles *Mathematiſche* in unſre Erkenntniß, ſo wie es die produktive Einbildungskraft liefert, mit dem Raume und der Zeit; dann aber auch alle allgemeinen Geſetze, und vorzüglich die Verbindungen, welche wir durch die *Kategorien* denken, wodurch wir etwas als groß, oder nach Qualitäten denken, wodurch wir uns Subſtanzen und den Wechſel der Begebenheiten als durch Urſachen bewirkt vorſtellen, wodurch wir endlich Mögliches und Nothwendiges neben dem Wirklichen zu denken vermögen.«

»Ferner liegt in dieſer Erkenntniß das Grundbewußtſeyn alles *Glaubens*, von dem unſre Ueberzeugung der höchſten Realität ausgeht, wodurch wir überzeugt ſind, daß in der ewigen Ordnung der Dinge das höchſte Gut und ſein Ideal das Geſetz des Daſeyns der Dinge ſey, wodurch endlich uns die Ideen der Schönheit, der Tugend und des Rechtes Realität erhalten. Dieſe unmittelbare Erkenntniß liegt verborgen in dem innern Weſen der Vernunft; ſie kann ſie nicht unmittelbar in ſich wahrnehmen, ſie iſt an den innern Sinn gebunden, durch welchen ſich die Reflexion einleitet, die uns allmählich auf ein künſtliches Wiederbewußtſeyn führt, anfangs in poſitiven Begriffen und Urtheilen über die Erfahrung, zuletzt aber nur in negativen Formen der Ideen; und dadurch erſt wird uns mittelbar unſer ganzes Inneres hell. In dieſem Verhältniß liegt das ganze Geheimniß der Philoſophie verborgen.« (Im nämlichen Werke, Band I. S. 198—200.)

Vergleicht man nun die bisher angeführten Vernunftbeſtimmungen mit einander, welche große Verſchiedenheit und Willkührlichkeit erblickt man an ihnen! Bald ſetzte man die Vernunft, auch in weiterer Bedeutung genommen, dem Empiriſchen ganz entgegen; bald nahm man mit Wolf, nebſt der reinen Vernunft, auch eine empiriſche an; — Carteſius, Leibnitz, Locke u. a. verwechſelten ſie gemeiniglich mit dem Verſtande; hingegen Bremont, Jacobi, Weiller, Fries u. a. unterſchieden ſie weſentlich von demſelben; — auch bey dieſer Unterſcheidung ſelbſt gaben ſie eben ſo verſchiedene Merkmale und Prädikate an, als weit jene von einander abſtehen, welche Hume und Herder ihr beylegten. Kant räumte ihr das Vermögen zu ſchlieſſen ein, und zwar ihr ganz allein; hingegen Weiller, Fries u. a. legten dieſes Vermögen nur dem Verſtande bey. Fichte erkannte ihr die Abſolutheit nur in praktiſcher —, Schelling aber in aller Hinſicht zu. Die mehreſten hielten ſie für das Erkenntnißvermögen; Jacobi hingegen für Etwas, das dem Denken und Erkennen voraus geht.

So auffallende Verſchiedenheiten der Vernunft-Beſtimmungen zeigen ſich nicht bloß bey verſchiedenen philoſophiſchen Schriftſtellern, ſondern auch bey manchem einzelnen ſelbſt; ſo z. B. erſieht man aus den von Fries angeführten Stellen, daß er von der menſchlichen Vernunft eines Orts behaupte, daß ſie keine ſelbſtthätige Spontaneität, ſondern nur eine erregbare ſey, und daß ſich in ihr nur eine formale urſprüngliche Beſtimmung ihrer Thätigkeit finde; hingegen andern Orts iſt ſie ihm eine ſelbſtthätige Erkenntnißkraft, welche unmittelbare Erkenntniſſe liefert, und das Vermögen iſt, mit Nothwendigkeit zu erkennen.

Nun ſage mir, ſtolzer Menſch! der du dich mit deiner Vernunft brüſteſt, was ſie ſey. Da die gelehrteſten, geſchickteſten und thätigſten Köpfe, von Platon an bis auf uns in einem Zeitraume von mehr als zweytauſend Jahren, ſich über die Beſtimmung derſelben nicht vereinigen konnten, wie wirſt du allein alle Unbeſtimmtheit hierüber aufheben können? Du hätteſt bey dieſem Geſchäfte nur zwiſchen zwey Mitteln zu wählen: Entweder müßteſt du aus den vorherigen, meiſtens ganz verſchiedenen Vernunftbeſtimmungen nur eine wählen; oder eine ganz neue und allen übrigen entgegengeſetzte aufſtellen. Keines von beyden würde fruchten. Denn im erſten Falle könnteſt du für die gewählte keine ſtärkere Begründung verſchaffen, als es ſchon vor dir geſchah, weil du hierzu nur einzig und allein die innere Erfahrung und dein eigenes Raiſonnement, wie andere Philoſophen, vorſchützen könnteſt; und im zweyten Falle würdeſt du nur die Verſchiedenheiten noch um eine neue vermehren.

Laß dieſe unnütze Mühe fahren, denn es iſt uns Menſchen gar nicht möglich, eine Sacherklärung (Realdefinition) von der Vernunft zu geben, weil wir ihre innern Merkmale, die zu ihrer Weſenheit, zu ihrer Möglichkeit gehören, niemals erkennen und angeben können. Du wirſt von ihr, als einem bloß inneren Erfahrungs-Gegenſtande, nur eine Namenerklärung, wie die bisherigen, zu Stande bringen, bey der die Syntheſis der Begriffe niemals vollſtändig ſeyn kann, und womit du nur andeuten kannſt, durch welche Kennzeichen du ſie von andern Dingen unterſcheideſt.

Die Philoſophen ſind in ihren langwierigen Vernunftdeutungen ſo weit gekommen, daß ſie nicht einmal in der Benennung derſelben mehr übereinkommen. Ich übergehe hier die Verſchiedenheiten, welche hierüber ſchon in den vorher angeführten Stellen vorkommen, und will nur noch eine Stelle von Fr. Schlegels Recenſion über Jacobi's Schrift von den göttlichen Dingen *)

---

*) S. Deutſches Muſeum. Wien 1812, Jänner. S. 96.

in Erinnerung bringen: »In der babyloniſchen Sprachverwirrung, welche ſeit Kant in der deutſchen Philoſophie herrſchend geworden, hat man beſonders auch mit dieſen beyden Worten, Verſtand und Vernunft, eine ſeltſame Umkehrung getrieben. So wie ich nun der ältern Denkart anhänge, welche unter göttlichen Dingen ſolche verſteht, welche höher ſind, als alle Vernunft, ſo kann ich nicht umhin auch den älteren Sprachgebrauch für dieſe Gegenſtände wieder zurück zu fordern. Zufolge dieſes älteren Sprachgebrauchs iſt nicht die Vernunft (ratio), welche allen gemein und überall die gleiche und ſelbe iſt, ſondern der Verſtand (intellectus) derjenige Ort im menſchlichen Erkenntnißvermögen, in welchem eine höhere Erleuchtung Statt findet. Auch wird, wer ſorgfältig redet, ſich von Gott nicht des Ausdrucks Vernunft bedienen; Alle aber, die Gott als einen Geiſt erkennen, reden von dem göttlichen Verſtande. Wiederum wird in der Unterſuchung über die erſten Gründe der Erkenntniß nicht der Verſtand, wohl aber die Vernunft der Offenbarung entgegen geſetzt. Die oben gegebene Erklärung von dem, was ich Verſtand nenne, wird für jeden, der nicht abſichtlich mißverſtehen will, hinreichend deutlich ſeyn. Der Verſtand alſo iſt uns das Höhere, das Frühere und Urſprüngliche; die Vernunft nichts als der in der Ichheit befangene, in den leeren Ungrund verirrte Verſtand. Die Vernunft muß erſt im Glauben völlig untergehen, und ſich ſelbſt abſterben, ehe ſie aus dem Geiſte der Liebe als Erkenntniß der Offenbarung und

»göttlichen Wahrheit wieder hervorgehen, und von »neuem aufleben kann.«

Die Ueberzeugung, mit welcher Fr. Schlegel dieſe letzten Worte ſchrieb, iſt auch die meinige. Wenn die Menſchheit von ihren bisherigen Verirrungen zur Wahrheit zurückkommen will, ſo muß ſie zuerſt fahren laſſen ihre ſtolzen Anmaßungen, durch das Erkenntnißvermögen allein das Ueberſinnliche zu ergründen, und feſtzuſetzen, — ſich ſelbſt ohne andere Beyhülfe, zum Lehrer, Geſetzgeber und Richter über alles aufzuwerfen. Sie muß ihr Erkenntnißvermögen nur für das halten, was es iſt, nämlich das Vermögen jeden gegebenen Stoff zu denken, und zwar nur nach ſeinen natürlichen Anlagen, nach den ihm eigenen Formen, — nicht aber für eine ſchöpferiſche Kraft, welche ſich den Denkſtoff ſelbſt geben —, welche die Wahrheit und das Recht aus ſich ſelbſt hervorbringen könnte. Sie muß anerkennen jene höhere und einzige Wahrheit, die uns nicht durch unſer Erkenntnißvermögen, ſondern allein durch den Glauben an ihre unläugbare Offenbarung zu Theil werden kann. Sie muß ſich den Ausſprüchen dieſer ewigen Wahrheit mit jener Unterwerfung hingeben, die ſie verdient; ſie muß trachten, durch Liebe ſich mit ihr immer mehr und mehr zu vereinigen, und dadurch das Reich der Kinder des Lichtes zu erweitern.

Wer jenes höhere Licht verſchmäht, und ſich zur Erkenntniß des Höheren mit ſeiner Vernunft allein begnügen will, der gleicht dem Thoren, der das Sehen nur ſeinem Auge, und nicht auch dem Lichte verdankt.

Ankündigung einer Schrift über die Vaskiſche Sprache und Nation, nebſt Angabe des Geſichtspunktes und Inhalts derſelben.

Von Wilh. Freyh. v. Humboldt.

Bey dem Entſchluß, einen einzelnen abgeſonderten Volksſtamm, wie der Vaskiſche iſt, mit aller Ausführlichkeit und Genauigkeit zu beſchreiben, welche die vorhandenen Hülfsmittel erlauben, habe ich vorzüglich die Forderungen vor Augen gehabt, welche, meiner Ueberzeugung nach, an eine gewiſſe und höchſt nothwendige Bearbeitung der Weltgeſchichte (da dieſelbe unläugbar mehrere, von verſchiedenen Geſichtspunkten aus, erlaubt und fordert), gemacht werden müſſen.

Das Menſchengeſchlecht iſt in Nationen, Stämme und Racen getheilt; wie ſelbſtſtändig und frey das Individuum überall da iſt, wo es ſich ſeines Willens und ſeiner ſittlichen Unabhängigkeit bewußt wird, ſo gehört doch das ganze Geſchlecht auch auf eine ähnliche Weiſe, als die Geſchlechter der Pflanzen und Thiere, der Natur an. Sowohl auf ſeine urſprünglichen Anlagen, als auf die Entwickelung derſelben wirkt die Race, von welcher der Menſch abſtammt, der Boden, auf dem er entſteht, die Luft, die er einathmet, die Gegend, die ihn umgiebt, der Himmel, zu dem er emporblickt. Ein Stamm iſt vor dem andern beglückt, und das Höchſte und Schönſte, was die ältere und neuere Geſchichte von nationeller Entwickelung darbietet, iſt nicht ſowohl Frucht der Anſtrengung, des Fleißes, der Bildung, als Erzeugniß einer von Natur glücklichen Spannung, Stimmung und Miſchung der Kräfte des Geiſtes und Gemüths. In welchem Zeitpunkt man nun die neben einander beſtehenden Nationen in ihrem ununterbrochen forteilenden Laufe betrachten mag, wandern, trennen, vereinigen, miſchen ſie ſich, ſterben aus, körperlich durch wirklichen Untergang, oder geiſtig durch Ausartung, machen neuen Platz, oder treten ſelbſt, in veränderter Geſtalt, wieder auf. Allein jeder von irgend einer Seite her errungene Vorzug wirkt weiter fort, und iſt gleichſam eine Eroberung in dem Gebiete desjenigen, was ſich in der Menſchheit durch die That darſtellen läßt, und ſo entſtehen immer andre und andre, mehr oder minder vollkommene, aber einander gegenſeitig unterſtützende und durch einander gewinnende Formen der Menſchheit.

Dieſen Geſichtspunkt, von welchem aus das Menſchengeſchlecht gleichſam in ſeiner, urſprünglich hauptſächlich durch die phyſiſche Natur (Gebirge, Meere, Flüße) veranlaßten Trennung betrachtet wird, zu ergreifen, iſt nicht weniger Pflicht der Weltgeſchichte, als die einzelnen großen Begebenheiten und moraliſchen Umwälzungen zu verfolgen, die auf Vereinigung der kleineren Maſſen gerichtet ſind, und das moraliſche Daſeyn der ganzen Menſchheit Einem immer höher geſteckten Ziele zuzuführen ſtreben. Wie aber dieß gewiſſermaßen zwiefache Bemühen fruchtbar in einander greifen muß, iſt hier nicht der Ort, auseinander zu ſetzen. Hier iſt nur von dem einen Geſchäfte der Weltgeſchichte die Rede, der mannigfaltigen Verwandtſchaft der Nationen und Racen, ihrem vielfachen Einwirken auf einander, ihrer Veredlung und Ausartung, und ſomit der Thätigkeit der Natur ſelbſt, die aus nie ruhender Werkſtatt neue und neue Geſtalten hervor führt, nachzuſpüren; unmittelbar den Menſchen und die Größe der ſich in ihm ausprägenden Idee ins Auge zu faſſen; das Menſchengeſchlecht wie eine ungeheure Pflanze zu betrachten, die ſich in wechſelnden Richtungen, paraſitiſch wuchernd, über den Erdboden hin erſtreckt, wo Boden und Himmel ihr lächeln, freudig empor ſprießt, ſonſt niedrig hinkriecht, ihre Wurzeln zwar der Erde vertraut, aber vom Thau und der Sonne einer andern höhern Welt erfriſcht und erwärmt wird; und auf dieſe Weiſe daſſelbe unmittelbar an die Natur, und dieſe an die Ideen zu knüpfen, in deren Herrſchaft das organiſche Leben beider beſteht, — wodurch nothwendig in jeder Bruſt der Gedanke rege, und fruchtbar bis zur That erhalten wird: von welchen Vätern entſproſſen, welche Kinder und Enkel der Jetztlebende hinterlaſſen muß.

In dieſem Geſchäfte aber muß der Weltgeſchichte auf mannigfaltige Weiſe, und vor allem durch genaue, ausführliche und treue Beſchreibungen einzelner Stämme vorgearbeitet werden, an welchen es bis jetzt noch faſt ganz fehlt. Denn da der Unterſchied der Nationen ſich am beſtimmteſten und reinſten in ihren Sprachen ausdruckt, ſo muß in einer ſolchen Beſchreibung das Studium der Sprache mit dem der Sitten und der Geſchichte zuſammen ſtoßen; und — ſo ſchätzbare Beyträge auch hierzu in neuern Zeiten geliefert worden ſind — ſo iſt doch das vereinte Sprach- und Geſchichtsſtudium noch lange nicht zu einem befriedigenden Grade der Vollkommenheit gediehen; ja es iſt nicht einmal dahin gelangt, daß es die Bearbeitung irgend eines einzelnen Theils in dieſem Gebiete durch leitende allgemeine Anſichten beträchtlich erleichtern könnte. Es fehlt noch an feſten Grundſätzen, die Verwandtſchaftsgrade der Sprachen zu beſtimmen; man iſt noch zu wenig einig über die Zeichen, welche die Abſtammung verſchiedener Völker von einander beurkunden; man begnügt ſich noch viel zu häufig mit der fragmentariſchen Vergleichung einzelner Sitten, und ein paar Dutzend auf gut Glück aus einer Sprache herausgeriſſener Wörter; es ſtehen noch in dieſem gränzenlos weiten Gebiete zu wenige Thatſachen, als ſichere Anhaltungs- und Vergleichungspunkte feſt; man hat ſelbſt noch zu ſchwankende Begriffe über die Art, wie die Sprache einer Nation zugleich Maßſtab und Mittel ihrer Bildung iſt, um nicht die Vereinigung des Sprach-, Geſchichts- und Völkerſtudiums zur Kenntniß und Würdigung des Menſchengeſchlechts — als eines großen, in Racen, Stämme und Nationen getheilten, Naturgeſetzen und unabänderlich gegebenen Bedingungen unterworfenen, aber auch zugleich ſich ſelbſt durch Freyheit beſtimmenden Ganzen — für ein neues, wohl von fern geſehenes, allenfalls flüchtig durchſtreiftes, aber erſt jetzt wahrhaft zu bearbeitendes Feld anerkennen zu müſſen.

Ich erwähne indeß hier dieſer Mängel nicht zu einem Vorwurf für andere, ſondern nur zu einer vorläufigen Entſchuldigung der Arbeit, die ich ſelbſt unternommen habe. Denn wo alles auf das engſte zuſammen hängt, da iſt es unmöglich, einen einzelnen Volksſtamm, ich ſage nicht, richtig in ſeine wahre Stelle zu ſetzen, ſondern auch nur genau zu beſchreiben, ohne ihn mit andern zu vergleichen. Wie ſehr aber wird dieſe Vergleichung erſchwert, da es, ſo viel mir bekannt iſt, noch über keinen einzigen Volksſtamm vollſtändige, zu einem ähnlichen Zweck angeſtellte Unterſuchungen giebt, da nicht einmal Bearbeitungen der Sprachen vorhanden ſind, welche dieſelben, zu allgemeinen Vergleichungen gehörig vorgerichtet, in die Hand lieferten, ſondern man überall an den rohen Stoff, an zu ganz anderen Zweck gemachte Sprachlehren und Wörterbücher, Verſuche allgemeiner Sprachgeſchichten, welche in das Einzelne nicht ſo ausführlich eingehen können, an etymologiſche Werke, deren Verfaſſer oft, ohne feſte Grundſätze arbeitend, nur den größern oder geringeren Vorrath an Sprachkenntniſſen, den ſie beſaßen, mit großer Willkühr benutzt haben, oder an einzelne, in geſchichtlichen Unterſuchungen zerſtreute, wenn gleich ſchätzbare und ſelbſt treffliche Bemerkungen, Hypotheſen und Syſteme verwieſen wird.

Indem ich nun verſuche, eine einzelne, aber vollſtändige Beſchreibung, eine wahre Monographie des

Baskiſchen Volksſtammes zu liefern, werde ich dahin ſtreben, dieſe Hinderniſſe zu überwinden, und ſo viel zu leiſten, als bey den noch viel gröſſeren, in mir ſelbſt liegenden, in deren Bemerkung es unnütz ſeyn würde, dem Leſer vorzugreifen, möglich iſt. Ich werde mich bemühen, die Basken nach ihren Sitten, ihrer Sprache und ihrer Geſchichte, zu welcher natürlich die ganze Unterſuchung über die Urbewohner der Spaniſchen Halbinſel gehört, hinlänglich zu ſchildern, um darnach die Frage entſcheiden zu können, ob ſie ein abgeſonderter Volksſtamm, oder nur Theil eines andern gröſſeren ſind? und ſie in der einen, oder andern Eigenſchaft in der Geſchlechtstafel aller Völkerſtämme, in ſo fern eine ſolche möglich iſt, richtig zu claſſificiren.

Mein vorzüglichſtes Augenmerk aber wird dahin gehen, die Materialien ſo vollſtändig zu liefern, und ſo wenig einer vorgefaßten Meinung gemäß, ſondern ſo allgemein zu ordnen, daß die Claſſificirung, wenn die meinige Zweifel erregen ſollte, mit Hülfe der gelieferten Thatſachen, auch von andern anders angeſtellt werden kann. Auf dieſe Weiſe darf ich mir ſchmeicheln, daß dieſe Schrift wenigſtens immer das Verdienſt haben wird, Hülfsmittel an die Hand zu geben, welche, bey der Unzulänglichkeit der gedruckten, ſonſt ſchwer zu erhalten ſind, und es unnütz zu machen, eine ſchon gemachte Arbeit noch einmal von neuem vorzunehmen, wie ſonſt ſo oft bey Sprachunterſuchungen der Fall iſt, mit denen ſich mehrere nacheinander beſchäftigen.

Daß ich mir gerade die Basken zum Gegenſtande gewählt habe, war zunächſt Werk des Zufalls. Meine Reiſe nach Spanien hatte mich für die Nation und das Land intereſſirt, beyde wurden mir im eigentlichſten Verſtande theuer, als ich eine eigene Reiſe nach Biscaya und den Baskiſchen Diſtrikten unternahm, und mich einige Wochen in den abgelegenſten Gebirgsgegenden daſelbſt aufhielt. Nachher aber, als ich mein Studium mit todten *Hülfsmitteln* fortſetzte, zog mich die Eigenthümlichkeit der Sprache, des Volks und des Landes fortdauernd an. In der That bieten die Basken, zu einem wie kleinen *Häuflein* ſie auch zuſammen geſchmolzen ſind, und obgleich ſie ſich auch ehemals nicht (wie die Germanen, Slaven und andere) ſo verbreitet und in verſchiedene Zweige getheilt zu haben ſcheinen, daß ich es wagen möchte, ſie einen Völker- nicht bloßen Volksſtamm zu nennen, doch für eine in der hier angegebenen Abſicht anzuſtellende Unterſuchung einen ſehr intereſſanten Gegenſtand dar. Geographiſch und hiſtoriſch bilden ſie ein faſt geſchloſſenes, abgeſondertes Ganzes. Gewiß mächtig und weit verbreitet innerhalb der Pyrenäen, hat man, meines Erachtens, keine ſicheren Spuren, wie ſie außerhalb derſelben, vielleicht gleichfalls eine wichtige Rolle geſpielt haben. Alles was ſie je groß und intereſſant gemacht hat, hinter ſich erblickend, iſt der Untergang ihrer Nationalität, und ſelbſt ihrer Sprache in kurzem beynahe mit Sicherheit voraus zu ſehen. Der jetzigen Kleinheit des Völkchens ungeachtet, hat ſich die Sprache faſt in eben dem Umfange von Wörtern und Formenverſchiedenheiten erhalten, den ſie ehemals beſeſſen haben mag. Schon die in wunderbarer Reinheit unverändert gebliebenen und größtentheils leicht verſtändlichen Ort- und Familiennamen haben viele, dem jetzigen Sprachgebrauch mehr oder weniger fremde Wurzeln aufbewahrt. Denn da jeder einzelne Meyerhof ſeine eigne, von ſeiner Lage, oder den ihn umgebenden Bäumen und Pflanzen hergenommene Benennung trägt, ſo wird dadurch das ganze Land zu einer lebendigen Sprachurkunde. Es finden daher faſt alle Fragen, welche man über den Bau und die Natur der reichſten und vollſtändigſten Sprachen aufwerfen kann, auch in der Vaskiſchen ihre Beantwortung. Es giebt auch über dieſe Sprache gerade genug, und doch noch wieder zu wenig erſchöpfende Vorarbeiten, um eine neue Bearbeitung möglich und nothwendig zu machen. In ſich ſelbſt aber iſt die Vaskiſche Sprache von einem ſo wunderbaren und eigenthümlichen Bau, daß die meiſten ihrer früheren Bearbeiter alle Aehnlichkeit mit irgend einer andern gänzlich abläugnen; ſie trägt offenbar das Gepräge an ſich, daß ſie ſich in den früheſten Zeiten von ihren Schweſtern ſchied, nachher in dem Munde vieler und zahlreicher Völkerſchaften war, und endlich nach und nach ſo ſehr in wenige einſame Gebirgsthäler zuſammen gedrängt wurde, daß die große Zahl ihrer mannigfaltigen Formen und Zeichen außer allem Verhältniß mit der geringen der Familien ſteht, welche ſich ihrer bedienen. In der doppelten Rückſicht alſo des Studiums der Sprache im Allgemeinen, und der Urgeſchichte Europas iſt ſie in hohem Grade merkwürdig. Die ſchwierige Frage, welche Völker zuerſt Spanien und Portugall bewohnt haben? auf welchem Wege ſie dahin gekommen? welche Vermiſchungen oder Trennungen ſie darin erfahren haben? deren Beantwortung nothwendig auch zugleich über die urſprüngliche Bevölkerung Frankreichs und eines Theils von Italien Licht verbreiten muß; die dunklen und noch immer nicht zur Genüge gelöſten Aufgaben über den Celtiſchen Völkerſtamm, ſeine Sitze, Wanderungen und Ueberbleibſel; die Verwandtſchaft des Vaskiſchen mit dem Gaeliſchen und ſogenannten Kymriſchen, und mehrere andere zweifelhafte Punkte dieſer Art ſind mit der gegenwärtigen Unterſuchung nahe verwandt, und können zum Theil nur durch die genauere Erörterung der Vaskiſchen Sprache aufgeklärt werden. Endlich dient das Vaskiſche zur *Herleitung* vieler Wörter in den abendländiſchen Europäiſchen Sprachen, und iſt für das Studium der Quellen der Spaniſchen ein ſo unentbehrliches *Hülfsmittel*, daß, ohne genaue Kenntniß deſſelben, eine etymologiſche Arbeit über dieſe ſchlechterdings unmöglich ſeyn würde.

Um nun den Zweck, den ich mir, von dem hier angegebenen Geſichtspunkt aus, bey meiner Schrift vorſetze, vollſtändig zu erreichen, werde ich ſie in folgende drey Abſchnitte zerlegen.

1.

In dem erſten werde ich die Bemerkungen mittheilen, die ich bey meinem Aufenthalte in dem Spaniſchen und Franzöſiſchen Vaskenlande niedergeſchrieben habe, und mich bemühen, dem Leſer dadurch einen anſchaulichen

Begriff des Ländchens und ſeiner Bewohner zu verſchaffen. Dieß iſt durchaus nöthig, um vieles ſelbſt in der Sprache, in welche natürlich die Sitten der Nation, und die Localität des Landes verwebt ſind, richtig zu verſtehen; es iſt aber auch an ſich intereſſant, ſich in die Mitte einer emſigen muth- und talentvollen Nation zu verſetzen, die den Norden eines ſüdlichen Landes, und Gebirge an einer Küſte bewohnt, mithin zugleich Berg- und Seevolk iſt, und vieles in ihrem Charakter vereinigt, was man ſonſt nur einzeln antrifft; die ferner zu der Zeit, als ich ſie ſah, noch eine freye Verfaſſung beſaß, einen in viele kleine, wieder durch einzelne Localgebräuche getrennte Ortſchaften getheilten Föderativſtaat bildete, und ſo durch Lage, Verfaſſung und Lebendigkeit des Charakters mich nicht ſelten an die kleinen Freyſtaaten des alten Griechenlands erinnerte. Um nun hiebey der Form und Anſchaulichkeit der Darſtellung keinen Eintrag zu thun, werde ich dieſem Theil die Form einer, aber ſehr kurzen und der Kleinheit des Landes und geringen Dauer meiner Wanderung angemeſſene Reiſebeſchreibung laſſen.

2.

Der zweyte Abſchnitt wird eine Analyſe, oder Zergliederung der Vaskiſchen Sprache liefern, begleitet von einem Anhange Vaskiſcher Sprachproben von den älteſten Zeiten, aus welchen Denkmale übrig ſind, bis auf uns herab.

Ich werde hierbey eine, ſo viel möglich, kurze, aber ſyſtematiſche und erſchöpfende Methode zu wählen ſuchen,

um

um ſo weit es geſchehen kann, keine Seite unberührt zu laſſen, welche zum Vergleichungspunkte dienen kann, und einen vollſtändigen Begriff nicht nur von dem grammatikaliſchen, ſondern auch lexikaliſchen Bau des Vaskiſchen zu geben; erſt das Verhältniß aller Theile der Sprache zu einander, und dann der ganzen Sprache, als Darſtellungsmittel, zu ihrem Gegenſtande, demjenigen was dargeſtellt werden ſoll (obgleich dieß nie von ihr ſelbſt geſchieden werden kann) auseinander zu ſetzen. Ich werde aber dabey auch immer ſo viele andere Sprachen, als möglich, vor Augen haben, um der gewählten Methode zugleich allgemeinere Anwendbarkeit zu geben, und auf dieſe Weiſe einen Verſuch anzuſtellen, wie man nach und nach ähnliche Zergliederungen aller Sprachen zu allgemeiner Vergleichung anfertigen, und in einer großen allgemeinen Sprach-Encyclopädie zuſammen faſſen könnte.

Denn die Idee eines ſolchen, freylich nur von Vielen gemeinſchaftlich auszuführenden Werks, zu dem aber doch Einer mit dem nachher zu verbeſſernden Plan auftreten müßte, habe ich ſeit vielen Jahren bey mir herumgetragen, und werde daher auch die Schrift über die Vaskiſche Sprache mit Rückſicht darauf, und als einen Beytrag dazu im Voraus bearbeiten.

Dieſer allgemeinen Beziehung auf das geſammte Sprachſtudium wegen ſey es mir erlaubt, hier über die Art der Sprachzergliederung, die ich im Sinn habe, noch einige Worte hinzu zu fügen.

Man kann es als einen feſten Grundſatz annehmen, daß Alles in einer Sprache auf Analogie beruht, und ihr Bau, bis in ſeine feinſten Theile hinein, ein organiſcher Bau iſt. Nur wo die Sprachbildung bey einer Nation Störungen erleidet, wo ein Volk Sprachelemente von einem andern entlehnt, oder gezwungen wird, ſich einer fremden Sprache ganz oder zum Theil zu bedienen, finden Ausnahmen von dieſer Regel Statt. Dieſer Fall tritt nun zwar wohl bey allen, uns jetzt bekannten Sprachen ein — da wir von den Urſprachen und Urſtämmen durch Klüfte getrennt ſind, über die keine Ueberlieferung mehr hinüber hilft — und ſelbſt in den tiefſten Wäldern Amerikas dürfte man ſchwerlich ein Beyſpiel eines, durch keine vor Erlernung einer andern Sprache geſchehene Abſonderung entſtandenen, und durchaus unvermiſcht gebliebenen Stammes antreffen. Allein wo eine Sprache ein fremdes Element in ſich aufnimmt, oder ſich mit einer andern vermiſcht, da beginnt auch ſogleich ihre aſſimilirende Thätigkeit, und ihr Bemühen, nach und nach denjenigen Stoff, welcher in der Vermiſchung den kürzern zieht, ſo viel als möglich, in die, dem andern eigenthümliche analogiſche Bildung zu verwandeln, ſo daß durch dieſe Miſchungen zwar kürzere und längere analogiſche Reihen entſtehen; nicht leicht aber ganz unorganiſche Maſſe zurück bleibt.

Auch die wirklich vorhandene Analogie läßt ſich indeß nicht immer mit Glück bis in ihre feinſten Zweige verfolgen. Die Zeit verwiſcht ihre Spuren; Mittelglieder der Reihen gehen, da die Elemente der Sprache auch in ihrem wechſelnden Entſtehen und Untergehen lebendige

Individuen gleichen, verloren; ja der Menſch ſelbſt, welcher die Sprache mit bilden geholfen hat, und noch hilft, iſt ſich nicht immer der Analogie, welcher er inſtinktmäßig folgt, bewußt, und das in ihren einzelnen Gliedern zertrennte Bewußtſeyn der Nation läßt ſich nicht in Einen Vereinpunct lebendig vereinigen. Zu dem eigentlichen Weſen der Sprache kommt man überdieß durch keine, auch noch ſo vollſtändige Zergliederung. Es gleicht einem Hauche, der das Ganze umgiebt, aber, zu fein, an dem einzelnen Element ſeine Form für das Auge verliert, wie der Nebel des Gebirgs nur aus der Ferne Geſtalt hat, ſo wie man aber in ihn hinein tritt, formlos umherfließt. Man nähert ſich dieſem ihrem Weſen aber, je mehr verſchiedene Sprachen man genauer betrachtet, dadurch in das allgemeine Geſchäft der Sprachbildung der geſammten Menſchheit eindringend; je mehr man jede einzelne — und dazu ſind die Zergliederungen unentbehrliche Vorarbeiten — als den individuell beſtimmten Ausdruck einer gewiſſen nationellen Charakterform zu erkennen bemüht iſt. Wenn man dieſen Weg richtig verfolgt, gelangt man indeß freylich ſelbſt über die Gränzen des bloßen Sprachſtudiums hinaus. Denn die Sprache iſt überall Vermittlerinn, erſt zwiſchen der unendlichen und endlichen Natur, dann zwiſchen einem und dem andern Individuum; zugleich und durch denſelben Act macht ſie die Vereinigung möglich, und entſteht aus derſelben; nie liegt ihr ganzes Weſen in einem Einzelnen, ſondern muß immer zugleich aus dem andern errathen, oder erahndet werden; ſie läßt ſich aber auch nicht aus beyden erklären, ſondern iſt (wie überall dasjenige, bey dem wahre Vermittelung Statt findet) etwas Eignes, Unbegreifliches, aber nur durch die Idee der Vereinigung des, für uns und unſre Vorſtellungsart, durchaus Geſchiedenen Gegebenes, und nur innerhalb dieſer Idee Befangenes. Ihre Betrachtung, die jedoch, um nicht chimäriſch zu werden, von der ganz trocknen, ſogar mechaniſchen Zergliederung des Körperlichen und Conſtruirbaren in ihr anfangen muß, führt alſo bis in die letzten Tiefen der Menſchheit. Man muß ſich nur durchaus von der Idee los machen, daß ſie ſich ſo von demjenigen, was ſie bezeichnet, abſondern laſſe, wie z. B. der Name eines Menſchen von ſeiner Perſon, und daß ſie, gleich einem verabredeten Chiffre, ein Erzeugniß der Reflexion und der Uebereinkunft, oder überhaupt das Werk der Menſchen (wie man den Begriff in der Erfahrung nimmt) oder gar des Einzelnen ſey. Als ein wahres, unerklärliches Wunder bricht ſie aus dem Munde einer Nation, und als ein nicht minder ſtaunenswerthes, wenn gleich täglich unter uns wiederholtes, und mit Gleichgültigkeit überſehenes, aus dem Lallen jedes Kindes hervor, und iſt (um jetzt nicht der überirdiſchen Verwandtſchaft des Menſchen zu gedenken) die leuchtendſte Spur und der ſicherſte Beweis, daß der Menſch nicht eine an ſich abgeſonderte Individualität beſitzt, daß Ich und Du nicht bloß ſich wechſelſeitig fordernde, ſondern, wenn man bis zu dem Puncte der Trennung zurück gehen könnte, wahrhaft identiſche Begriffe ſind, und daß es in dieſem Sinn Kreiſe der Individualität giebt, von dem ſchwachen, hülfsbedürftigen und hinfälligen Einzelnen hin bis zum uralten Stamme der Menſchheit, weil ſonſt alles Verſtehen bis in alle Ewigkeit hin unmöglich ſeyn würde. Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Sätze weiter auszuführen, ich glaubte ſie aber andeuten zu müſſen, weil, meiner Meinung nach, auf ihnen die richtige Anſicht des organiſchen Lebens des Menſchengeſchlechts in ſeinen Stämmen und Nationen, und mithin größtentheils auch der Weltgeſchichte beruht, und weil es wichtig war, den Gedanken zu verhüten, als wähnte ich, durch trockne und immer dürftige Zergliederung das wundervolle Weſen der Sprache ſelbſt zu ergründen. Die erſte Pflicht des Schriftſtellers iſt, Achtung für ſeinen Gegenſtand auszudrücken.

Da folglich nach dem Vorigen, die Analogie durch keine Sprache ganz durchgeht, und die vorhandene (ſowohl die der Laute unter einander, als derſelben mit den durch ſie bezeichneten Begriffen) nicht immer erkannt werden kann; ſo beſteht jede Sprache, auf der einen Seite aus einer großen Menge analogiſch gebildeter Reihen, auf der andern aus Grundſtoffen, von denen ſich weiter keine Rechenſchaft geben läßt.

Dieſen zwiefachen Beſtandtheil der Sprache nun muß eine gelungene Zergliederung derſelben vollſtändig und genau nachweiſen, jede Spur ſyſtematiſcher Regelmäßigkeit verfolgend, die Sprache nach allen Richtungen hin unterſuchen, und ſich nur in Acht nehmen, nicht aus Begierde des Suchens Gefundenes mit Erdichtetem zu verwechſeln. Eine ſolche Zergliederung dient zugleich auch zur Erleichterung der Erlernung einer Sprache. Nur wird ſie bey dieſem Zwecke ein wenig anders verfahren müſſen, als wenn ſie auf die Beförderung des allgemeinen wiſſenſchaftlichen Sprachſtudiums ausgeht. In der erſteren Hinſicht braucht ſie nur die ganz ſicheren und wirklich durchgreifenden Analogien aufzuſtellen; in der letzteren muß ſie, ſelbſt auf die Gefahr, daß die fernere Forſchung keine reichere Ausbeute gebe, auf jeden Punct aufmerkſam machen, auf dem ſich, auch nur von fern, eine Spur der Analogie ahnden läßt, der es ihre Pflicht iſt, bis in ihre feinſten Fäſerchen nachzugehen. Ihr letztes Reſultat iſt alsdann ein zwiefaches: ein Syſtem mehr, oder weniger allgemeiner und ſicherer Regeln, Grundſätze und Analogien, der eigentliche Organismus der Sprache, und eine gleichſam unorganiſche Maſſe von nicht weiter zerlegbaren Sprachelementen.

In einer ſolchen Zergliederung iſt natürlich die Auseinanderſetzung des Syſtems der Redefügung, oder des grammatiſchen, bey weitem leichter als die des Syſtems der Wortbildung; oder des lexikaliſchen, und ich beſcheide mich natürlich, die analogiſche Wortbildung des Vaskiſchen nicht vollſtändig darlegen zu können. Allein man kann auf der andern Seite unmöglich die klaren, ſichern, ſich gleichſam aufdringenden Analogien zurück weiſen, und es iſt auch gut, andre Sprachforſcher auf die weiter zu unterſuchenden Puncte aufmerkſam zu machen. Ich dürfte überdieß ſchon darum dieſe Seite nicht unberührt laſſen, weil gerade der von mir am meiſten benutzte Vaskiſche Sprachforſcher ſich hierüber ſelbſt ein Syſtem gebildet hat, das, falſch oder richtig, auf jeden Fall erwähnt und beurtheilt werden muß.

Zum Beſchluße dieſes Abſchnitts werde ich eine allgemeine Vergleichung der Vaskiſchen Sprache mit andern Sprachen anſtellen, um, wo möglich, nach ihren allgemeinen Beſchaffenheiten, die Claße, und, nach ihrer Verwandtſchaft, die Familie zu beſtimmen, in welche ſie gehört. Ich trenne dieſe raiſonnirende Vergleichung, bey welcher ich veranlaßt ſeyn werde, eine Claßificirung der bekannten Sprachen zu verſuchen, abſichtlich von der Darſtellung der Eigenthümlichkeiten der Sprache ſelbſt, weil es wichtig iſt, derſelben keinen Einfluß auf dieſe zu verſtatten, und weil es doch jedem unter den Leſern überlaßen bleiben muß, ſie, je nachdem er wieder mit andern Sprachen vertraut iſt, zu berichtigen und zu erweitern.

3.

Der dritte Abſchnitt wird endlich, nach der Schilderung des Landes und ſeiner Bewohner, und nach der Zergliederung der Sprache, hiſtoriſche und philoſophiſche Unterſuchungen über die Vaskiſche Nation und Sprache, als Reſultate der beyden erſten Abſchnitte enthalten; und es wird darauf ankommen, hier, mit Zuſammennehmung aller einwirkenden Umſtände, die Stelle zu beſtimmen, welche beyde unter den Nationen und Sprachen, ſowohl nach ihrer Abkunft, als nach ihrem Werth und ihrer Wichtigkeit in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts und für die Kenntniß und die Erweiterung des Begriffs der Sprache überhaupt einnehmen. Dieſer letzte Theil wird nothwendig die Reſultate meiner eigenen Ideen und Ueberzeugungen enthalten müßen; ich ſchmeichle mir aber, daß die beyden erſten ſo beſchaffen ſeyn ſollen, daß jeder Sachkundige darnach den dritten auf ſeine Weiſe ſelbſt an- oder umbilden könne.

Auf dieſe Art wünſche ich die Bearbeitung meines Gegenſtandes, ſo viel als möglich, in ſich abzurunden und zu vollenden, und dieſen kleinen Winkel Europens dergeſtalt zu behandeln, daß, indem von allen Puncten her Licht auf ihn zuſtrömt, auch er wieder Helligkeit auf einige zurück ſtrahle.

Da indeß auch die ausführlichſte Schrift über denſelben nicht gerade ſtark an Bogenzahl zu ſeyn braucht, ſo hoffe ich, die meinige binnen einem, längſtens anderthalb Jahren dem Publikum übergeben zu können. (*

---

*) Für die Freunde der Sprachforſchung, denen das angekündigte Werk eine lang erwartete, erwünſchte Erſcheinung ſeyn wird, bemerken wir, daß einige Lettiſche Sprach-Proben von dem Verf. im Königsberger Archiv für Philoſophie, Theologie, Sprachkunde und Geſchichte, im 4ten St. 1812 zu finden ſind. Ein Verzeichniß nebſt einigen [illegible] Bedeutungen wird im 4ten Theile des Mithridates erſcheinen. Anmerk. d. Herausg.

Bemerkungen
auf einer
Reiſe durch Deutſchland.

Aus einer franzöſiſchen Handſchrift.

Man könnte mit Grund von den Franzoſen und den Deutſchen ſagen, daß ſie ſich beyde an den entgegengeſetzten Enden der Menſchheit befinden; für jene ſind die äußeren Gegenſtände die Triebfeder alles Denkens, dieſen werden die Gedanken Triebfeder aller äußern Eindrücke. In geſellſchaftlicher Hinſicht ſtimmen beyde ziemlich zuſammen, was aber ihre litterariſchen und philoſophiſchen Syſteme betrifft, ſo giebt es nicht noch andere zwey Nationen, die ſich darin ſo entgegengeſetzt wären. Das intellektuelle Deutſchland wird in Frankreich faſt gar nicht gekannt; nur wenige unſrer Litteratoren haben ſich damit beſchäftigt; deſto größer iſt die Anzahl derer, die darüber urtheilen. Der angenehme Leichtſinn, mit welchem man über Dinge abſpricht, die man nicht kennt, hat vielleicht viel Anmuthiges im Geſpräch, keinesweges aber im Schreiben. Die Deutſchen haben den Fehler, oft über Gegenſtände zu reden, über welche man nur ſchreiben ſollte, wir hingegen haben dergeſtalt alles erſchöpft, was oberflächlich iſt, daß wir, dünkt mich, ſowohl der Anmuth, als auch hauptſächlich der Abwechslung halber, etwas mehr Tiefe verſuchen müßten.

Nachdem man im Namen des guten Geſchmacks die Litteratur der Deutſchen zurückgeſtoßen, glaubt man im Namen der geſunden Vernunft ſich die deutſche Philoſophie vom Halſe ſchaffen zu können! Der gute Geſchmack und die geſunde Vernunft ſind Worte, die man ſehr gern ausſprechen mag, wenn auch aufs Gerathewohl; kann man ſich aber wohl im vollen Ernſt einbilden, daß Schriftſteller von unermeßlicher Gelehrſamkeit, denen alle franzöſiſche Schriften ſo gut als uns ſelbſt bekannt ſind, daß dieſe ſeit zwanzig Jahren ſich mit leerem Unſinn beſchäftigen?

Da es keine deutſche Hauptſtadt giebt, die der Nation als Mittelpunkt der geſammten gebildeten Geſellſchaft gelten könnte, ſo übt der Geſellſchaftston in Deutſchland nur geringe Macht aus. Die Regierung des anerkannten Geſchmacks ſo wie die Waffe des Spotts, ſind hier ohne Einfluß. Die meiſten Denker und Schriftſteller arbeiten in der Einſamkeit, oder doch umgeben von einem kleinen Kreis, den ſie beherrſchen. In vollkommner Abgeſchiedenheit überläßt jeder ſich ganz ohne Einſchränkung ſeiner Fantaſie. Wären irgend Spuren eines Einfluſſes der Mode in Deutſchland ſichtbar, ſo möchte dies allenfalls in dem ganz allgemeinen Verlangen eines jeden Statt haben, ſich völlig verſchieden von allen andern zeigen zu wollen; da hingegen in Frankreich jeder das für ſich zu verdienen ſtrebt, was Montesquieu von Voltaire ſagte: *Er beſitzt mehr als irgend einer den Geiſt, den jedermann hat.* Die Deutſchen Schriftſteller würden eher noch die Ausländer als die eignen Landsleute nachahmen.

Die Deutſchen nehmen in der Litteratur wie in der Politik zu viel Rückſicht auf das Ausland, und haben zu wenig nationale Vorurtheile. Im Einzelnen iſt die Selbſtentäuſerung, und die Hochachtung für andre, eine Tugend, der Patriotismus der Nationen aber muß egoiſtiſch ſeyn. Der Engländer hohes Selbſtgefühl verhalf ihnen mächtig zu ihrer politiſchen Würde; zu allen Zeiten trug die vortheilhafte Meinung der Franzoſen von ſich ſelber, zu ihrem Uebergewicht in Europa ſehr viel bey; der edle Stolz der Spanier unterwarf ehemahls ihnen einen Theil der Welt. Die Deutſchen ſind getheilt in Sachſen, Preuſſen, Bayern, Oeſterreicher; der Charakter der Deutſchheit aber, auf welchen die Kraft Aller ſich gründen ſollte, iſt zerſtückelt wie der Boden ſelbſt.

Die Deutſchen ſind treuherzig und rechtſchaffen; ihr gegebenes Wort iſt ihnen heilig, und der Trug ihnen fremd. Könnte dieſes Laſter je üblich in Deutſchland werden, ſo geſchähe es blos aus Begierde die Ausländer nachzuahmen, ihnen in der Geſchicklichkeit nichts nachzugeben, vorzüglich aber um nicht von ihnen hintergangen zu werden, und dann würde ihr gerader Sinn und ihr richtiges Gefühl ſie ſehr bald wieder zu der Einſicht führen, daß man nur ſtark ſeyn kann durch eigne Kraft, und daß die Gewohnheit der Rechtlichkeit unfähig macht zum Trug; auch wenn man die Abſicht hätte, ſich ſeiner zu bedienen. Will man Vortheil ziehen aus der Unſittlichkeit, ſo muß man leicht geſchürzt ſeyn, und keinen Reizungen des Gewiſſens Raum geben, die uns in den Weg treten und uns empfindlich bereuen laſſen, die gewohnte Bahn verlaſſen zu haben, während wir auf der neuen, ungewöhnlichen, nicht feſten Schritts vorzudringen im Stande ſind.

Nur mit Mühe gewöhnt man ſich, wenn man aus Frankreich kömmt, an die Langſamkeit und Unthätigkeit des deutſchen Volks. Nie ſind ſie eilig, allenthalben finden ſie Schwierigkeiten. Hundertmal hört man in Deutſchland ſagen: *es iſt nicht möglich*, wo man es in Frankreich kaum einmal hören wird. Sobald es darauf ankommt thätig zu ſeyn, wiſſen ſie nicht gegen die Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie haben Ehrfurcht vor der Macht, aber nicht aus Eigennutz, ſondern weil ſie dem Schickſal ähnlich iſt.

Die Deutſchen bezeigen ihr Wohlwollen gern durch ehrerbiethige Verbeugungen und höfliche Förmlichkeiten. Die Ausländer haben ſie oft deswegen verhöhnt; man ſollte ſie ihnen vielmehr Dank wiſſen. Sehr leicht hätten ſie den Mangel an Anſtand und Eleganz, den man ihnen ſo oft zum Vorwurf macht, durch ein kaltes zurückgehaltenes Weſen erſetzen können. Vor der Nichtachtung verſtummet der Spott; die vergeblichen Beſtrebungen nähren ihn. Wohlwollende Gemüther aber mögen ſich lieber den Spöttereyen ausſetzen, als ſich durch ein hochmüthiges zurückſtoßendes Anſehen, das jedermann ſich ſo leicht giebt, davor ſchützen.

In Deutſchland ſind die Stände viel entſchiedener geſondert als ſie es in Frankreich waren, wodurch der militäriſche Geiſt beym Bürgerſtande nothwendig vernichtet werden muß. Im Grunde hat dieſe Sonderung nichts Beleidigendes, denn ich muß es wiederholen: Die Gutmüthigkeit der Deutſchen bleibt allenthalben ſichtbar, ſogar im Stolz des Adels. Die ganze Verſchiedenheit des Ranges beſchränkt ſich auf einige Vorrechte bey Hofe, einige Geſellſchafts-Verſammlungen, die nicht ergötzlich genug ſind, um ihre Entbehrung ſehr zu bedauern. Nirgend kann Bitterkeit fühlbar ſeyn, wo die Geſellſchaft und durch dieſe der Spott, wenig Einfluß verbreitet. Falſchheit oder Verſpottung ſind die einzigen Seelenleiden, welche die Menſchen ſich einander zufügen können; in einem Lande des Ernſtes und der Wahrheit, wird ſicherlich Gerechtigkeit und Glück gefunden werden.

Die deutſche Nation iſt beſtändig und gerecht; ihr gerader Sinn und ihre Rechtlichkeit verhindern, daß irgend eine, wenn auch fehlerhafte Einrichtung ſchädlich werden könnte. Als Ludwig von Bayern in den Krieg zog, vertraute er das Regiment in ſeinem Lande, ſeinem Gegner Friedrich dem Schönen an, der damals ſein Gefangener war, und dieſes Vertrauen, worüber damals kein Menſch ſich wunderte, fand er nie Urſache zu bereuen. Bey ſolchen Tugenden durfte man weder die Hinderungen der Schwäche, noch die Verkünſtelung der Geſetze befürchten, die Redlichkeit der Individuen trat an die Stelle.

Die Deutſchen ſind, einige Ausnahmen abgerechnet, wenig geſchickt zu Dingen, zu welchen Fertigkeit und Gewandtheit gehört. Alles beunruhigt ſie, alles ſetzt ſie in Verlegenheit. Zu den Ideen verlangen ſie Unbeſchränktheit, zum Handeln bedürfen ſie der Methode. Die Franzoſen hingegen ſind künſtleriſch frey in ihren Handlungen, und unterwerfen die Ideen dem Herkommen. Die Deutſchen dulden in ihrer Litteratur keine Regel, haben aber zu ihrem Thun und Laſſen gern Alles vorher beſtimmt. Sie wiſſen nicht mit den Menſchen zu unterhandeln; jemehr man in dieſer Hinſicht ihnen Gelegenheit verſchafft ſich nicht durch ſich ſelbſt zu entſcheiden, je zufriedener ſind ſie.

Unter Ludwig dem XIV. glimmte der ritterliche Geiſt noch in einzelnen Funken, nach ihm aber erloſch er völlig, und an ſeine Stelle trat, wie ein geiſtreicher anziehender Geſchichtſchreiber (La Cretelle) ſagt, der Geiſt der Geckerey, der jenem Geiſt in allen Stücken entgegengeſetzt iſt. Wie der Rittergeiſt die Frauen beſchützte, ſucht davon weit entfernt, die Geckerey ſie vielmehr zu verderben; anſtatt jede betrügeriſche Liſt zu verachten, bedient ſie ſich ihrer gegen das ſchwächere Geſchlecht, und iſt ſtolz darauf dieſes zu hintergehen. An die Stelle des Dienſtes der Liebe trat ihre Entweihung.

Die Tapferkeit ſelber, ehedem ein Bürge des Edelmuths, ward zu einem bloßen Mittel ſich von dieſem auf eine glänzende Weiſe loszumachen; denn es kam nun nicht mehr darauf an, wahrhaft zu ſeyn, ſondern es war hinreichend nur den im Duell zu tödten, der da behaupten würde man ſey es nicht, und ſo verſchwanden die meiſten ritterlichen Tugenden vor dem herrſchenden Ton der Welt.

Deutſchland, mit Ausnahme einiger Höfe, die Frankreich nachzuahmen Begierde trugen, Deutſchland blieb frey von der Geckerey, von der Ruchloſigkeit und vom Unglauben, durch welchen der Charakter der Franzoſen ſeit der Zeit der Regentſchaft umgeſchaffen worden war. Der Feudalismus hat viele ritterliche Grundſätze bey den Deutſchen erhalten; Duelle gab es freylich weniger als in Frankreich, weil die deutſche Nation weniger heftig iſt als die franzöſiſche, und weil dort nicht wie in Frankreich, alle Volksklaſſen Anſprüche auf Tapferkeit machen. Aber über alles, was die Rechtſchaffenheit betrifft, war das öffentliche Urtheil ſtrenger; zehn Duelle alle Tage hätten jemanden, der gegen dieſe geſündigt, in keines Menſchen Augen rechtfertigen können. Viele Perſonen aus der großen Welt ſah man in Frankreich, die auf die Anklage einer ſchlechten Handlung zur Antwort gaben: Möglich, daß es eine ſchlechte Handlung iſt, ins Geſicht darf mir aber das niemand ſagen. Eine ſolche Aeußerung iſt doch wohl Zeugniß des tiefſten Verderbens; was würde aus der menſchlichen Geſellſchaft werden, wenn es, um das Recht zu erlangen, ſich gegenſeitig jedes Leiden zuzufügen, hinreichend wäre, nur einander das Leben zu nehmen? wenn man wortbrüchig, unwahr ſeyn darf, nur daß niemand zu ſagen wage: »Du haſt gelogen?« wenn man den Edelmuth von der Tapferkeit trennt, und die Herzhaftigkeit zu einem Mittel macht, ſich der Ahndung der bürgerlichen Geſellſchaft zu entziehen?

Nichts iſt grauſamer als die Eitelkeit, und da die Geſellſchaft der feinen Welt, der gute Ton, der öffentliche Beyfall, dieſe Eitelkeit ganz beſonders in Thätigkeit ſetzen, ſo iſt das Glück der Frauen nirgend in größerer Gefahr, als in dem Lande, wo alles auf die ſogenannte öffentliche Meynung ankömmt, wo jeder erſt von einem andern zu lernen hat, was noch die Tagesherrſchaft des guten Tons zu fühlen erlaubt iſt.

Der Rittergeiſt herrſcht noch jetzt bey den Deutſchen, aber gleichſam paſſiv. Sie ſind des Trugs unfähig, und in jedem innigern Verhältniß wird man ſie edel finden. Die ſtrenge Kraft aber, die den Männern ſo große Aufopferungen, den Frauen ſo viele Tugenden gebot, durch welche das ganze Leben zu einer heiligen, von einem einzigen Gedanken erregten That wurde, dieſe ritterliche Kraft von ehedem, hat nur noch erloſchne Denkmale in Deutſchland zurückgelaſſen. Von nun an wird nichts Großes mehr dort geſchehen, als vermittelſt der Einwirkung der freyen Bildung, die in Europa auf den Rittergeiſt folgte.

Durch den Untergang des Feudalismus, und des durch ihn nothwendigen Lebens auf den Burgen, behält

hält der Adel ſehr viel Muße; durch dieſe werden ihnen die geſellſchaftlichen Ergötzlichkeiten zum Bedürfniß. Da nun die Franzoſen als Muſter in der Kunſt der Unterhaltung anerkannt wurden, ſo haben ſie ſich der öffentlichen Meinung bemeiſtert, oder vielmehr der Mode, an der Stelle der öffentlichen Meinung. Seit Ludwig dem XIV. ſetzte die große Welt des feſten Landes, Spanien und Italien ausgenommen, ihren Ehrgeiz darin, die Franzoſen nachzuahmen. In England wird die Politik, welche jedem Einzelnen wie Allen insgeſammt von der höchſten Wichtigkeit iſt, zum beſtändigen Gegenſtand der Unterhaltung. In den ſüdlichen Ländern giebt es keine Geſellſchaften, dort wird das Leben vom Klima, von der Liebe, und den Künſten erfüllt. In Paris wendet ſich die Unterhaltung gewöhnlich auf Gegenſtände der Litteratur; die immer abwechſelnden Schauſpiele geben beſtändig zu geiſtreichen und neuen ſcharfſinnigen Bemerkungen Anlaß. In den meiſten übrigen großen Städten aber ſind Anekdoten und Tags-Neuigkeiten von Perſonen aus dem Geſellſchaftskreiſe die einzigen Gegenſtände des Geſprächs. Es iſt eine durch die großen Namen, die darin vorkommen, geadelte Klatſcherey, die im Grunde denn doch nichts anders iſt, als jede andre des geringen Volks; mit dem Unterſchied der etwas veränderten Ausdrücke wird bey den einen wie bey den andern alle Tage über die Nachbarn geredet.

In der Nachahmung der Franzoſen übertreiben die Ausländer gewöhnlich die Ruchloſigkeit und das loſe Weſen derſelben, aus Beſorgniß, daß der Ernſt nicht etwa der Anmuth hinderlich ſey, oder daß die Gefühle und Gedanken nicht den Pariſer Accent haben möchten.

Im Ganzen ſind die Oeſterreicher zu treuherzig um das Weſen des Auslandes nachzuahmen. Sie ſind aber auch wieder nicht genug deutſch; ſie kennen die deutſche Litteratur nicht genug; es wird in Wien zu ſehr für guten Ton gehalten, nichts als franzöſiſch zu ſprechen, da doch der Ruhm und ſogar das Angenehme jedes Landes nur in ſeinem eigenthümlichen Geiſt und Charakter beſteht.

Die Geſchicklichkeit der Franzoſen, das Lächerliche zu ergreifen und bloß zu ſtellen, hat über ganz Europa, beſonders aber bey den Deutſchen Schrecken verbreitet. In den Worten Anmuth und Anſtand liegt eine magiſche Kraft, die auf eine eigne Weiſe die Eigenliebe erregt. Gefühle, Handlungen, kurz das Leben ſelbſt möchte man ſagen, müſſen vor allen Dingen der ſo ſehr luftigen Geſetzgebung der feinen Welt unterworfen werden, die wie eine Art von Uebereinkunft zwiſchen der Eigenliebe der Einzelnen, und der der Geſellſchaft überhaupt Statt findet; eine Uebereinkunft, in welcher die gegenſeitigen Eitelkeiten ſich eine republikaniſche Verfaſſung gegeben haben, wo der Oſtracismus ausgeübt wird gegen alles Kräftige und Eigenthümliche. Dieſe äußere Form, dieſer ſcheinbar ſo leichte, im Grunde aber ſehr despotiſche Anſtand, macht die Beſtimmung des Daſeyns aus; er hat Liebe, Begeiſterung, Glauben, kurz alles untergraben, ausgenommen den Egoismus, der nicht erreichbar für die

Ironie iſt; er iſt bles dem Tadel ausgeſetzt, nicht dem Spott.

Der deutſche Geiſt verträgt ſich weniger als jeder andre mit dieſem abſichtlichen und doch lockern Weſen; ihm gilt die Oberfläche nichts, er muß tief eindringen, um zu faſſen. Etwas wie auf dem Fluge zu erhaſchen verſteht er nicht. Würden je die Deutſchen — und gewiß das wäre ſehr Schade — ihre ihnen verliehenen Gefühle und Eigenſchaften einbüßen, ſie würden durch dieſen Verluſt nicht mehr an äußerer Leichtigkeit gewinnen. Eher würden ſie verdienſtloſe Deutſche, als liebenswürdige Franzoſen.

Verſtändige Franzoſen begegnen im Auslande nicht gern dem franzöſiſchen Geiſt, ſie ſuchen vielmehr gern die Menſchen auf, die mit der perſönlichen Eigenthümlichkeit, auch noch die ihrer Nation verbinden. In Frankreich ſenden die Modehändlerinnen, die ſogenannten Ladenhüter nach den Kolonieen, nach Deutſchland, und nach dem Norden, und ſuchen mit großem Fleiß dieſer Länder nationale Kleidungen auf, die ſie mit Recht als ſehr anziehende Muſter betrachten. Daſſelbe was für den Putz, gilt auch für den Geiſt. Wir beſitzen ganze Schiffsladungen von Liedern, Calembours und Gaſſenhauern, die ins Ausland gehen, wenn man in Frankreich nichts mehr von ihnen wiſſen will; von den ausländiſchen Litteraturen ſchätzt man in Frankreich aber nur die einheimiſchen Vorzüge. Es iſt keine Wahrheit, kein Leben in der Nachahmung; auf alle dergleichen

Bildungen und Werke, die den franzöſiſchen nachgeahmt ſind, könnte man das Lob anwenden, welches Roland beym Arioſt ſeinem Pferde giebt, welches er hinter ſich her ſchleppt: Es vereinigt alle erſinnliche gute Eigenſchaften, ſagt er; nur einen einzigen Fehler hat es, es iſt todt.

Scenen aus dem Trauerſpiele
Zrini,
von Theodor Körner.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Zimmer im Pallaſte des Großherrn zu Belgrad.)

Solyman ſitzt tiefſinnig den Kopf auf die Hände geſtützt, im Vordergrunde. Levi kommt durch den Haupteingang.

Levi.

Mein kaiſerlicher Herr hat mein verlangt? —
Ihr habt mich rufen laſſen, großer Sultan?
Der Sclave harrt auf ſeines Herrſchers Wink.
(v. ſ.) Noch immer keine Antwort! (laut) Herr und Kaiſer.
Verzeiht's dem treuen Knechte! — Seyd ihr krank? —
Herr, ihr ſeyd krank! —

Solyman.

Wär ich's, du hilfſt mir nicht! —

Levi.

Doch großer Herr, doch! — traut dem alten Diener,
Wenn's einer kann, ich kanns, ich gab euch Proben
Von meiner Treue, wie von meiner Kunſt.
Seit vierzig Jahren ſchleicht mein ſcharfes Auge
Dem Wandeln eures Lebens forſchend nach;
Was ich von hohen Meiſtern früh erlernte,
Was die Natur mir ſpäter ſelbſt bekannt,
Auf euch begränzt' ich alles Wiſſens Ende,

Ich kenne eures Lebens tiefſten Bau,
Vertraut mit ſeinen Kräften, ſeinen Wünſchen.
Des Arztes Kunſt ſey allgemeines Gut,
Wohl weiß ich das, und möcht' es treu erfüllen,
Denn euer Wohl war nur der Menſchheit Leben,
Ein Held und Kaiſer gilt ein ganzes Volk.
Solyman.
Ich kenne dich, und kenne deine Treue,
Und deine Kunſt hat ſich mir oft bewährt,
Drum hab' ich dein verlangt. — Sprich unverhohlen,
Wie weit ſteckſt du noch meines Lebens Ziel? —
Zeig dich, wie ich dich immerdar gefunden,
Als treuen Knecht mit offnem graden Sinn!
Wie lange ſoll ich leben? — Ich will Wahrheit!
Levi.
Herr! dieſe Frage kann nur Der dort löſen,
An dieſen Räthſeln ſcheitert meine Kunſt.
Solyman.
O Stümperey des armen Menſchenwitzes! —
Des Lebens innern Bau wollt ihr verſtehn,
Der Räder heimlichſtes Getrieb berechnen,
Und wißt doch nicht wie lang das Uhrwerk geht,
Wißt nicht, wenn dieſe Räder ſtocken ſollen! —
Levi.
Mein großer Herr! ſchmäht nicht die edle Kunſt!
Die enge Gränze ward von Gott gezogen,
Und in die ſtille Werkſtatt der Natur
Hat keines Menſchen Auge noch geſehn.
Erklären mögen wir des Lebens Weiſe,

Sein Keimen, ſeine Blüthen, ſeinen Tod,
Doch in das Chaos ferner Möglichkeiten
Verliert ſich traurig der bedrängte Geiſt,
Wenn er's verſucht, dem Räthſel abzulauſchen,
Was ſechs Jahrtauſende noch keinem Ohr vertraut. —
Ich kann euch ſagen, dieſer Nerven Stärke,
Dieß Feuer, das im Heldenauge glüht,
Und eurer Seele rüſtige Begeiſterung,
Sie deuten mir auf manches volle Jahr,
Das Euch der güt'ge Gott noch zugemeſſen,
Doch nicht beſtimmen mag ich's mit Gewißheit,
Und nur ein Gaukler rühmt ſich dieſer Kunſt. —

Solyman.

Noch manches volle Jahr? — war's nicht ſo, Levi?

Levi.

Wenn ihr euch ſchont, und mit verwegner Hand
Nicht eigenmächtig eures Lebens Fäden,
Nicht eigenmächtig eure Kraft zerſtört,
So darf ich gern zehn Jahre euch verſprechen.
Doch ſchonen müßt ihr euch! Euch war's vergönnt,
Bis an des Greiſenalters dürre Schwelle,
Was Gott nur wenig Herrlichen verhieß,
Die Kraft, den Ruhm, das Glück euch treu zu feſſeln,
Und noch des Lorbeers friſchen Blüthenkranz;
Durch eurer Locken Silber zu verflechten.
Nun ruhet aus, mein großer Held und Kaiſer! —
Ruht aus auf euern Siegen! — Was ein Gott
Noch euern Tagen zugezählt, die kleine Weile
Genießt im kühlen Schatten eures Ruhm's.

Euch gab der Himmel mehr als Menſchenleben,
Ihr habt für eine Ewigkeit gelebt! —

Solyman.

Still, Alter, ſtill! — Nicht weiter ging mein Wünſchen!
Zehn Jahre giebt mir deine Kunſt, wenn ich
In laſſer Ruhe mich begraben wollte; —
Mein Leben iſt der rüſt'gen That gewohnt,
So wird's doch noch ein Jahr des Kriegs ertragen.
Mehr brauch' ich nicht! Geh! rufe mir den Mahomed! —
(Levi ab.)

Zweyter Auftritt.

Solyman, allein.

Solyman.

Ich ſoll mich ſchonen? — ſoll den Funken Kraft,
Der in den alten Heldengliedern ſchlummert,
Im müß'gen Leben langſam ſterben ſehn? —
Wie ich auftrat, da hat die Welt gezittert,
Die Welt ſoll zittern, muß ich untergehn. —
Das iſt das große Götterloos des Helden! —
Gebohren wird der Wurm, und wird zertreten,
Und nichts bezeichnet ſeines Lebens Spur:
Das Volk verjüngt in kriechenden Geſchlechtern
Sein armes Daſeyn, und der Niedre ſchleicht
Unangemeldet, in und aus dem Leben: —
Doch wo ein Held, ein Herrſcher kommen ſoll,
Da ruft's ein Gott in ſeiner Sterne Flammen,
Er tritt verkündigt in die ſtarre Welt,
Das Leben iſt auf ſeine That bereitet. —
Wenn dann der Tod den Siegenden bezwingt,

So weckt Natur tauſend geheime Stimmen,
Und läßt es ahndend ſeiner Zeit verkünden,
Daß ſich der Phönix in die Flammen ſtürzt. —
Ich hab gelebt, ich fühl's, für alle Zeiten,
Und an die Sterne knüpft' ich meinen Ruhm. —
Die Welt, die flammende, hätt' ich bezwungen,
Wär' ich der einz'ge Held in meiner Zeit;
Doch große Männer lebten mein Jahrhundert,
Und große Helden ſtanden wider mich.
Ich darf mich nicht des Glückes Liebling ſchelten,
Ich hab's mit Kraft dem Schickſal abgetrotzt,
Was es dem Bittenden verweigern wollte.
Was hat die Alexander groß gemacht,
Was hat die Welt den Römern unterworfen?
Kein Kaiſer Karl ſtand ihnen gegenüber,
Kein La Valette wehrte ihren Sieg.
Karl! Karl! du hätteſt jetzt nicht leben ſollen,
Und dein Europa läg' zu meinen Füßen! —
Drum ruf' ich dich zum letzten großen Kampf,
Haus Oeſterreich! — jetzt rüſte deine Fahnen,
Held Solyman will ſiegend untergehn!
Auf den erſtürmten Mauern deines Wiens,
Die alte Schmach in deinem Blute tilgend,
Verkünd' ich dem Jahrhundert mein Geſetz. —
Auf, Deutſchland, auf! verſammle deine Helden,
Du fällſt für deine Freyheit, deinen Gott! —
Die Welt ſoll's wiſſen, daß der Löwe ſtirbt,
Und Wien ſoll ſeine Todesfackel brennen! —

Monolog des Zrini,

im fünften Aufzuge, wie er zum Ausfall gerüſtet iſt.

So ſtänd ich denn im letzten Glühn des Lebens,
Die nächſte Stunde bringt mir Nacht und Tod.
So ſtänd ich denn am Ziele meines Strebens,
Stolz auf die Blüthen, die das Glück mir bot.
Ich fühl' es klar, ich kämpfte nicht vergebens,
Durch Todesnacht bricht ew'ges Morgenroth,
Und muß ich hier mit meinem Blut bezahlen,
Ein Gott vergilt mit ſeines Lichtes Strahlen.

Die Stimme des Jahrhunderts wird verhallen,
Und das Geſchlecht verſinken, das mich kennt,
Doch Enkel werden zu den Trümmern wallen,
Wo dankbar dann mich manche Lippe nennt.
Wer muthig für ſein Vaterland gefallen,
Der baut ſich ſelbſt ein ewig Monument
Im treuen Herzen ſeiner Landesbrüder,
Und dieß Gebäude ſtürzt kein Sturmwind nieder!

Ich folgte unbewußt dem dunklen Drange,
Der mit des Jünglings frühſter That erwacht! —
Von edlem Feuer lodert mir die Wange,
Der Sturm der Weihe hat es angefacht.
So waffn' ich mich zu meinem letzten Gange,
Und was mein kühnſter Traum ſich nicht gedacht,
Um aller Kronen ſchönſte darf ich werben,
Darf für mein Volk und meinen Glauben ſterben.

Was thaten ſie, die wir im Lied vergöttern,
Von denen noch der Nachwelt Hymne ſpricht?
Sie hielten aus in Kampf und Sturmeswetter
Und ſtanden treu bey Tugend, Recht und Pflicht.
Das Schickſal kann die Heldenbruſt zerſchmettern,
Doch einen Heldenwillen beugt es nicht.
Gemächlich mag der Wurm im Staube liegen,
Ein edles Herz muß kämpfen, aber ſiegen.

Scenen aus dem Schauſpiele
Rudolf von Habsburg.
Von M. H. Mynart.

Ende des vierten Aufzugs.

* * *

Ottokar tritt auf.

Ottokar.

'S iſt alles aus. Vom ungezählten Heer,
Das noch vor wenig Stunden meinem Wink
Gehorſam, wie die Hand, wenn der Gedanke
Zum Dienſt ſie ruft, mit vielen tauſend Händen
In einem Schlag viel tauſend Todte ſchuf,
Bin ich allein der ſchwache Ueberreſt.
Die Freunde ſind Verräther, oder todt,
Oder geflohn. Der König iſt allein!
Ein König, einſam, iſt dem Bettler gleich,
Und wie ein Bettler auch von Thür zu Thür
Schleppt hier ein König auf dem heißen Sand
Die müden Füße. Nicht einmal ein Pferd
Iſt mir geblieben von dem Königreich.
Aus heißem Kampfe riß der Freunde Flucht
Mich wider Willen fort. Das falſche Roß
Stürzt unter mir zuſammen. Feinde ſprengten
In ſolcher Eile nach den Fliehenden,
Daß ſie die reichſte Beute blind vergaſſen.

Da ſucht ich einen, der willkommnen Tod
Mir gäbe, lang umſonſt. Sogar der Tod
Verläßt mich treulos nun. — In dieſem Schatten
Der ſpärlich den verſengten Boden trifft,
Such' ich für meine Wunden kurze Labung,
Bis Nacht vom Himmel ſinkt. — Und dann? Und dann?
Dann will ich fliehen. Doch wohin? Nein, ſterben
Will ich. Wer tödtet mich? Es naht vielleicht
Ein Feind. Und blieb mir nicht der letzte Freund,
Mein Schwerdt? Ich glaube faſt, ich könnte zaudern,
Um Tod zu bitten dieſen Freund. Doch fürcht' ich
Den Tod? Nein, ich hab ihn oft gehöhnt. Nein,
'S iſt etwas mehr als Tod, das meinen Blick
So ſcheu macht vor dem Tod.

(Er tritt vor, und erblickt Kuenring.)

Da liegt ein Mann,
Deß wohlbekannte Rüſtung mich erſchreckt.
Was zögr' ich noch? Ich weiß es, Kuenring iſt's,
Doch fürcht' ich mich, von dem erblaßten Antlitz
Den Helm zu löſen. Hoffnung ſchmeichelt uns,
So lange nicht Gewißheit allzu laut
Sie Lügen ſtraft.

(Er öffnet das Viſier.)

Er iſt es! dieſer Freund
Blieb treu bis in den Tod! Doch warum blieb er
Bis in den Tod getreu dem Könige,
Als weil ſein eignes Heil mit meinem ſtarb?
Hätt' er an jener Seite beſſeres Glück
Für ſich geſehn, er wäre dem gefolgt;

Denn Lug und Trug, verdammte Gleißnerey
Iſt jedes Wort, das einem Könige
Von Freundſchaft ſpricht.

(Er nimmt den Helm ab, und betrachtet ihn.)

Biſt du noch immer da,
Du lügneriſch Symbol der Königsmacht?
Ich glaube dieſe Krone ſpottet mein. Da lieg;

(er wirft den Helm hin.)

Bis dich der Sieger auf ſein Kaiſerhaupt
In neuem trügeriſchen Glanze ſetzt.

(Er ſetzt ſich auf einen Stein.)

Hadamar und Berchtold von Merenburg treten auf.

Hadamar.

Hier muß er ſeyn. Er war nicht unter denen,
Die von der Flucht gefangen eingebracht,
Noch fand man auf der Wahlſtatt ihn. Er floh
Hieher gewiß.

Berchtold.

Siehſt du ihn nicht? Er ſitzt
Auf jenem Stein.

Hadamar.

So naht Blutrachezeit;
Spät, doch erwünſcht. Laß uns nicht zaudern, Bruder.

Ottokar.

Dort ſeh ich zwey, die mich zu fangen denken.
Die Beyden, hoff' ich, ſollen ihre Luſt
Noch büßen mit dem Tod.

(Er ſteht auf und greift nach ſeinem Helm.)

Berchtold.

König, du irrſt:
Zu fangen denken dieſe zwey dich nicht,
Zu tödten nur.

Ottokar (beyſeite.)

Die Stimme kenn' ich, doch
Sie ſchallt ſo unerwünſcht, daß ich nicht wage
Mir ſelbſt zu nennen ihren Herrn. — (laut.)
Wer ſeyd Ihr?

Berchtold.

Erfahr es, wenn du ſtirbſt.

Hadamar.

Nein wiſſ' es, ehe
Der Kampf beginnt, daß bloßer Schrecken dich
Entwaffnet hin zu unſern Füßen wirft,
Bevor noch unſer Schwert in deinem Buſen
Dein Leben ſucht. Wir ſind die Merenburger!
Weißt du für welche That wir hergekommen,
Zur Hölle dich zu ſenden? — Er vergaß es!
Königsgedächtniß iſt für eigne Sünde
So eng, als das Gewiſſen weit. Du haſt
Den Bruder uns ohn' alle Schuld, Tyrann,
Grauſam gemordet, dem Verbrecher gleich.
Sein blutig Antlitz rief mit ſtummer Bitte
Um Rache laut; und noch aus jener Welt,
Die mühſam nur ein kaum vernehmlich Wort
Herauf zu ſenden weiß, rief er um Rache,
Am Richtplatz ſahen wir durch viele Nächte
Nicht wir allein, es ſah's das ganze Volk —

Seltſam bewegte Lichtlein, hin und her
Schwebend uns winken: ſolchem Wort und Wink
Folgen wir jetzt.

Ottokar (beyſeite.)

Euch hab' ich lang gefürchtet.
Ihr ſeyd entgangen meinen Händen, ich
Entgehe drum nicht mehr den eurigen.
(laut) Und beyde wollt ihr den Verwundeten
Wie Meuchelmörder ſchimpflich überfallen?
(zieht.)

Hadamar.

So feig iſt nicht die Rache ſolcher That. (zieht.)
Dem älteſten gebührt der erſte Kampf.

Berchtold.

(zieht.) Nein, Bruder, mir gewähre dieſen Preis.

Hadamar.

Mit welchem Grunde forderſt du ſo viel?

Berchtold.

Mit Ueberredung. Fordern kann ich nicht.

Hadamar.

Du überredeſt nicht zu ſolcher Gabe.

Ottokar (auf Berchtold eindringend.)

Ich richte dieſen
Wettſtreit mit dem Schwert.

Hadamar.

Es ſey. Das Opfer wählt den Prieſter ſelbſt.
(Ottokar und Berchtold fechten.)

Du trafſt ihn, Bruder! Triff noch einmal ſo,
Und ſeine Seele flieht erſchreckt hinweg.

Otto-

Ottokar (indem er Berchtold erſticht.)

Nein, ſtirb und ſage deinem Bruder, daß
Der letzte bald denſelben Pfad betritt.

Hadamar.

Zwey Brüder räch' ich nun, du blut'ger Würger,
Zwey Schatten faſſen meines Schwertes Heft,
Ich fühl's, mit unſichtbaren Armen an,
Drey Hände treffen ſo dein Mörderhaupt.
O brächten ſie dreyfache Todesnoth
In jedem Schlage deiner Seele mit!

(Sie fechten.)

Ottokar.

Siehſt du den Löwen auf des Königs Schild?
Der tödtet viele Jäger, viele Hunde
Bevor er ſtirbt.

(Sie fechten, Ottokar fällt.)

Hadamar.

Doch ſtirbt er endlich auch.
Da lieg' und ſieh nun mit ohnmächt'gem Grimme
Wie dir das Leben mit dem Blut entſtrömt.

(Er nimmt den Helm auf, welcher Ottokarn entfallen iſt.)

Gieb her die Krone! die gebühret nun
Für meines Kaiſers ruhmbekränztes Haupt.

(ab.)

Ottokar (ſich ein wenig aufrichtend.)

Ich kann nicht ſterben: wie ein alter Held
Aus Nibelungen Zeit. He, Merenberg
Ich lebe noch! Er ging ſchon fort. — Ha, Durſt!
Ich glaube jede Wunde ward ein Gaum

Der nun nach Waſſer lechzt. Gebt Waſſer her
Für euern König! — Niemand kommt? — 'S iſt wahr!
Ich hatte ganz vergeſſen, daß ich nur
Ein Bettler bin. Mir träumte lange Zeit
Ich ſey ein König. — Mich verzehrt die Gluth.
Und dennoch ſterb' ich nicht. O einen Trunk
Armſel'gen Waſſers nur! Was brennt mich ſo?
S iſt mehr als Durſt.

Graf Rudolph tritt auf.

Rudolf.

Hier war es. Ich vergaß
Des Feindes Schild als Zeichen mitzunehmen,
Daß ich ihn umgebracht.

Ottokar.

Wer du auch ſeyſt
Gieb einen Labetrunk dem alten Mann
Der hier verſchmachten muß.

Rudolf.

Wer biſt denn du?
(näher tretend.) Gerechter Gott! der König! wartet nur
'nen Augenblick, und Waſſer bring ich Euch.
(er geht, und bringt ſeinen Helm mit Waſſer gefüllt zurück.)
Da trinkt!

Ottokar (trinkt.)

Hab Dank. Die Sonn' iſt heiß. Leg' mir
Das Haupt auf jenen Stein.

Rudolf (ihn in die Arme faſſend.)

Nein allzuhart
Iſt ſolch ein Pfuhl für eines Königs Haupt.

Die Sonne brennt in Euern Wunden, nehmt
Den Mantel Herr.

(Er bedeckt ihn mit ſeinem Mantel.)

Ottokar.

Hab' Dank. Jetzt nenne dich
Damit ich weiß, wer mir die letzte Labung
In dieſer heißen Todesſtunde reichte:
Dann will ich ſterben, denn ich hoffe nun
Auf Gottes Gnade, weil ſie mich im Tode
Nicht ganz verlaſſen hat.

Rudolf.

Mein Nam' iſt dunkel,
Und ihn zu wiſſen, wenig frommt es Euch.

Ottokar.

Biſt du nicht Rudolf? Ja du biſt's, ich hör es.
Reich mir die Hand. Nimm Agnes. O mein Gott!

(ſtirbt.)

Rudolf.

Er ſtirbt. Sein letztes Heldenblut verrinnt
Und ſeines Athems Uhr iſt abgelaufen.

(Indem er ihn mit dem Mantel ganz bedeckt.)

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

Nachdem Bernhard von Seckau ihn aufgemuntert, die böhmiſche Krone ſelbſt an ſich zu nehmen.

Kaiſer Rudolf allein.

Mit dieſem Worte nimmſt du mir die Ruhe
Die du gewünſcht, hinweg. Wer eine Krone
Nach eigner Luſt ergreifen, oder ſie
Verſchmähen ſoll, der ſchlummert nicht, ſo lang
Noch unentſchieden ihm der Buſen pocht.
(Ottokars Helm betrachtend.)
Dort liegt die Krone. Leicht wie meine Hand
Sie faßt und zu der Kaiſerkrone legt,
Vermag ich die Gewalt, die ſie verleiht
An mich zu knüpfen, denn des Reiches Fürſten
Sind mir geneigt, mehr noch der heil'ge Vater,
So daß ich wohl den Fürſten trotzen könnte,
Wenn ſie ſich ſchwier'ger finden ließen, als
Vermuthung mir verſprechen will.
Wenn ich
Habsburg vertauſche mit dem Wiſcherad,
Die armen Alpen mit der reichen Prag,
Dies ſchlichte Kleid, das unterm Purpurmantel
Des Kaiſerthums beſcheiden ſich verbirgt,
Mit aller Pracht des ſtolzen Ottokar:
So ſchmück' ich mir die Kaiſerwürde mehr
Des Kaiſers würdig aus; ſo ſchaff ich leicht
Im ganzen Reich aus eigner Macht den Frieden,
Den alle wünſchen, keiner halten will;

So laß' ich meinen Söhnen reiches Erbe
Zu ſicherem erfreulichen Beſitz.
Und Wenzeslaf
Der zarte Knabe, dem ich ſelbſt die Tochter
Verſprach? Soll dieſe Waiſe mich verklagen
Daß ich, der Kaiſer, Gottgeſetzte Vogt
Verlaßner Wittwen, ſchwacher Waiſen, ihm
Das Erbe ſelbſt geraubt? Wird er, gereift
Zum Manne nicht, ſo laut dies Erbe fordern,
Als wenn aus ſeinem Mund Gerechtigkeit
Des Himmels ſpräche, ſo daß alles Volk
Empört ſich waffnet für den letzten Sproß
Des alten eingebornen Königsſtammes?
Ich müßte dieſen Mund verſtummen machen,
Um ruhig zu genießen, was ich ihm
So ungerecht entzog. Ein Herrſcher
Findet dienſtfert'ge Freunde leicht, die einen Mord
Nicht höher achten, als die glatten Worte
Mit denen ſie demüthig uns begrüßen,
Weil es ſo hergebracht.
Mord? Ich ein Mörder?
Wohin gerieth ich in dem Labyrinth
Des irren Geiſtes? Nein, du teufliſch Blendwerk
Von irrd'ſchem Glanze, mich verführſt du nicht!
War ich es ſelbſt, der mich verſuchte? War es
Ein böſer Geiſt, der ſo verdammtes Wort
Bezaubernd mir ins Ohr geraunt? Ich weiß nicht:
Doch wer es war, er flieht beſchämt hinweg,
Und ich bin wieder ich.

(die Krone betrachtend.)

Was war es denn
Das mir ſo werth erſchien, daß ich mich ſelbſt
Um dieſen Preis verkaufen wollte?

(Ottokars Helm ergreifend.)

Du?
Was biſt denn du? Ein armer Reif von Gold,
Der wünſchenswerth den blöden Augen ſcheint,
Wie dort der Mücke dieſer Kerze Licht:
Sie will ihn haben, dieſen hellen Schein
Und ſie verbrennt. So faſſen wir die Krone
Und ſeufzen bald, daß dieſer luſt'ge Glanz
Zu Feuer wird, das heiß die Seele brennt.
Du biſt ſo leicht zu haben! Wüßtet Ihr
Die Ihr nach Kronen greift, wie ſchwer ſie laſten,
Verachtend ſtießt ihr ſie, wie falſche Freunde,
Wie Kindertand zurück. Nein, nein du biſt
Kaum einen Wunſch, viel wen'ger eine Sünde,
Die ſo zum Himmel ſchreyen müßte, werth!
Und fließe denn, wenn dieſer neue Krieg
Nicht ohne Blut ſich endet, fließe Blut!
Weit beſſer iſt es im gerechten Krieg
Ströme von Blut unſchuldig zu vergießen,
Als daß in ſchuld'gem ungerechten Frieden
Ein einz'ger Tropfen Bluts verſchüttet wird!
Nun will ich ſchlafen; und ich glaub', ich kann's.

Ueber die

unmuſikaliſche Beſchaffenheit der deutſchen Sprache.

An den Herausgeber.

Die Preisaufgabe der Operndirektion im Nr. 82 des Oeſterreichiſchen Beobachters, und die Bemerkungen eines Ungenannten darüber im Nr. 101, endlich gar die Friſterſtreckung im Nr. 152, haben in mir folgende alte Betrachtungen wieder aufgeregt, die ich der Beſprechung des größern Publikums anheimſtellen möchte.

Nicht 100, ſondern 1000 und vielleicht 10,000 Golddukaten ſollte man zum Preiſe ausſetzen für die deutſche Oper, die ſich nur mit einer mittelmäßigen italieniſchen ſoll meſſen können. So groß ſind die Hinderniſſe, die die unſingbare Sprache dem deutſchen Dichter in den Weg legt. Dieß mag Göthe gefühlt haben, als er den Ausſpruch that:

> Ein Dichter wär' ich geworden,
> Hätte die Sprache ſich nicht unüberwindlich gezeigt.

Sie iſt aber unſingbar deßwegen, weil ſie ihre Worte meiſt auf Conſonanten endigt, und noch dazu meiſt auf ſtumme Conſenanten, wobey die Stimme immer des rechten Anlehnpunktes entbehren muß. »Denkende Sänger wiſſen, (ſagt die treffliche Verfaſſerin der Briefe an Natalie über den Geſang, Leipz. 1803), wie viel ſchwerer gute Töne auf die Wörter »Eiferſucht, Nebenbuhler, ſuchen, rufen, »machen, Mädchen, Geſchwiſter (und dieſe Wörter gehören nicht einmal zu den harten deutſchen), als »auf die gleichbedeutenden italieniſchen gelosia, rivale, »cercare, chiamare, fare, figlia, fratelli zu ſingen »ſind, und wie ſehr die Kehle bey den Wendungen und »Quetſchungen der ch's und ſch's ermüdet.« (In Weſt-Europa dürfte daher die italieniſche Sprache wohl ewig die Singſprache bleiben; in Oſt-Europa die Slaviſche und Griechiſche es werden!)

Dieß iſt auch die Urſache, warum man den deutſchen Operiſten nie verſteht; er muß auf dem Vocal verweilen, und die zwey, auch drey Conſonanten, die zum Worte noch gehören, ſo zu ſagen verſchlucken: während der Wälſche, deſſen Worte bey weitem meiſt auf Vocale, nie aber auf einen ſtummen Conſonanten ſich enden, ſie eben deswegen deutlich bis zu Ende ſingen kann. (Dieß hat vielleicht den deutſchen Wieland veranlaßt, in ſeinem Agathodämon einen Geſang mit bloßen unartikulirten Tönen vorzuſchlagen; ein Italiener wäre ſchwerlich auf einen ſolchen Gedanken verfallen.)

Die oberwähnte Verfaſſerinn verſpricht ſich zwar viel von einer »Durcharbeitung der deutſchen Sprache, wobey aus ihrem großen Reichthum die Wohllaute von den Uebellauten abgeſondert würden.« Die ſonſt ſo herrliche Sprache verdient es wohl, daß man alles verſucht, um ihr, wo möglich, auch noch dieſen Vorzug zu verſchaffen. Unglücklicherweiſe iſt aber gerade die deutſche Bücherſprache mit dergleichen Unmuſikalitäten am reichlichſten ausgeſtattet; die Volksſprache hat ihrer ungleich weniger, z. B. J für ich (engl. I) mi für mich (engl. me, welches auch mi geſprochen wird) Nit für nicht (engliſch not) à für auch, luſti für luſtig u. ſ. w. Der Tyroler Baſtl iſt viel ſingbarer als die Zauberflöte. — Wenn aber ein Metaſtaſio von den 44,000 Wörtern der ſingbarſten aller Sprachen nur 7000 für ſeine Lieder brauchbar fand, wie gering, fürcht' ich, wird, ſelbſt nach der genaueſten »Durcharbeitung« die disponible Macht des deutſchen Dichters ſeyn! — Indeſſen wiederhohle ich noch einmal: Die herrliche Sprache verdient es, daß man alles verſuche. Was ein Göthe nicht überwinden konnte, kann vielleicht zehn, zwanzig, dreyßig Göthen (wofern der Welt ſo viele beſtimmt ſind) endlich doch gelingen.

2) Der Verfaſſer der Bemerkungen meint, »daß, weil unſre chriſtlichen Fracks ſchlechten Effekt auf der Bühne machten, man ewig zu den Chineſen, Indianern, Türken und Bergſchotten werde Zuflucht nehmen müſſen.« Als gäbe es, außer den Bergſchotten, nicht noch andere Chriſten genug, die keine Fracks tragen! Die Griechen, die Serbier und andere Südſlaven, die Madjaren, die Polen und Ruſſen ſind lauter ſolche Nichtfracks, und ihre Geſchichte voll von Opernſujets (wenigſtens für die Opera Seria: für die Buffa ſtehen dieſe Nationen freylich noch zu nahe an dem Anfang der Civiliſation)! Warum nimmt man nicht auch einmal zu dieſen ſeine Zuflucht?

J.

Antwort des Herausgebers.

Erlauben Sie mir, indem ich Ihnen für die mitgetheilten Bemerkungen meinen aufrichtigen und lebhafteſten Dank ſage, zugleich das Bekenntniß abzulegen, daß ich Ihnen im Ganzen, wie ſehr Sie auch im Einzelnen Recht haben mögen, durchaus nicht beyſtimmen kann. Die ſo oft erhobene Klage über die unmuſikaliſche Härte der deutſchen Sprache, welche auch Sie nun mit beredtem Scharfſinn erneuern, ſcheint mir auf einer Vorausſetzung zu beruhen, die ich durchaus nicht für gegründet halte.

Sie und die andern Klagenden gehen augenſcheinlich von dem Grundſatze aus, daß in einer Sprache, wenn ſie muſikaliſch heißen und als wohllautend geprieſen werden ſoll, Weichheit die hervorſtechende, wo nicht die allein herrſchende Eigenſchaft ſeyn müſſe. Wie vieles aber ließe ſich nicht hiegegen einwenden! Ich will Sie nur an Eines erinnern, was ſich mir gleich zunächſt darbietet. Unſtreitig iſt die lateiniſche Sprache viel härter als ihre Tochter, die italieniſche; ja manche dieſer mit Conſonanten beladenen, ſchwerklingenden ſogar einſylbigen Worte, könnten recht wohl mit den uns vorgeworfenen deutſchen Härten verglichen werden. Gleichwohl haben viele und zwar ſehr große Componiſten, wie es Ihnen bekannt ſeyn wird, der lateiniſchen Sprache für den muſikaliſchen Gebrauch bey weitem den Vorzug vor der italieniſchen gegeben.

Bedarf doch die Muſik ſelbſt der harten wie der weichen Tonart; ſollte es nicht neben den ſchmelzenden Mollſprachen, auch eine männlich wohltönende, muſikaliſche Durſprache geben können und geben müſſen? —

Wenn ich indeſſen unſre deutſche als eine ſolche muſikaliſche Durſprache bezeichne, ſo will ich damit keineswegs zugeben, daß die gewöhnlichen Vorwürfe, die man ihr der Härte wegen zu machen pflegt, durchaus gegründet wären. Vielmehr iſt die gewöhnliche Schilderung dieſer Härte meiſtens übertrieben und partheyiſch, beſonders aber ohne die nöthige Kenntniß unſerer Sprache entworfen. Ich getraue mir aus dem wahrhaft unermeßlichen Reichthum derſelben, Hunderte und Tauſende von Wörtern und Wendungen anzuführen, die ſich gerade durch ihre Weichheit und Lieblichkeit auszeichnen. Allerdings mag auch hierauf frühe Angewöhnung einigen Einfluß haben. Ich wenigſtens geſtehe Ihnen gern, daß die Worte »Geliebtes Kind« mir weit angenehmer tönen, leichter und gefälliger in das Ohr und von der Lippe zu gleiten ſcheinen, als das ſchönſte idol mio, wie es nur immer der ausgezeichnetſte und zärtlichſte Caſtrate noch ſo ſchmelzend aus der Kehle hervortrillern mag.

Sie berufen ſich auf die bekannten Verſe von Göthe, in denen er behauptet, daß er kein Dichter ſey, und ein ſolcher zu werden, durch die Sprache verhindert worden. Wie viel ihm darin Glauben beyzumeſſen ſey, überlaſſe ich Ihnen ſelbſt zu beurtheilen. Dennoch iſt jene Aeußerung gleich anfangs Klopſtocken und vielen andern, wie auch noch jetzt auffallend erſchienen, da ſich nicht läugnen läßt, daß die Sprache gerade dieſem Dichter ſich im Liede wie in der Erzählung und im Schauſpiele meiſtens biegſam und mehr als andern gefällig erwieſen hat. Aber Sie wiſſen ja wohl, die Gefälligkeit iſt nicht immer der Maßſtab einer dankbaren Erwiederung, vielmehr reizt, was allzu gefällig ihm entgegen kommt, den Mann nicht ſelten zu allerley Uebermuth und Willkühr. In jedem Fall aber würde ich mich auf das alte Sprichwort berufen: *daß eine Schwalbe keinen Sommer macht*; alſo ein Epigramm auch noch keinen Winter und eine Laune bey weitem kein Urtheil.

Wie ſollte es auch wohl zugehen, daß die Sprache einer Nation durchaus unmuſikaliſch wäre, deren Geiſt es in ſo hohem Grade iſt und immer war? — Eine Nation, die ſo weit nur die Nachrichten von derſelben ſeit Jahrtauſenden hinaufreichen, Lied und Geſang über alles liebte, in der Poeſie immer ausgezeichnet, in der Muſik aber auch noch im letzten achtzehnten Jahrhundert ſo groß war? Den gebildetſten Nationen Europas, England und Frankreich, gab ſie aus ihrem Reichthum, durch ihren *Händel* und *Gluck* eine Muſik, deren ſie ſonſt wohl entbehren möchten, und übertraf ſelbſt die italieniſche Nation, die einzige die ſich ihr im Gebiete der Muſik noch an die Seite ſtellen darf, wenigſtens durch die Fülle und die Tiefe der Erfindung, indem ſie der Kunſt ganz neue Schranken und Sphären eröffnete.

Doch ich kehre zu der Sprache ſelbſt zurück, um ſo mehr da ich als Laye in der Muſik, mich ganz auf einige Bemerkungen über dieſe beſchränken muß.

Urſprünglich und angeboren iſt die Härte, die man ihr ſo oft vorwirft, in ſo fern dieſelbe wirklich Statt findet, der deutſchen Sprache keineswegs. Dieß können uns die ſkandinaviſchen Sprachen beweiſen, welche der Wurzel näher geblieben, auch den Klang der altgermaniſchen in vielem wohl treuer bewahren mögen, als unſre jüngere hochdeutſche Sprache. Die ſchwediſche Sprache inſonderheit hörte ich wegen ihres muſikaliſchen Wohllauts, von einem großen Componiſten hoch loben, ja ſelbſt der italieniſchen vorziehen.

Die Härte, welche in der hochdeutſchen Sprache zum Theil wirklich gefunden wird, geht hervor aus dem Streben nach Kürze, und aus der Vernachläßigung aller der Sylben und Buchſtaben, die nur ausfüllend und nicht eigentlich bedeutend und an ſich wichtig ſind. Es gibt expanſive Sprachen, wenn ich ſo ſagen darf, d. h. ſolche, die ſich vielſylbig und reich zu entfalten und auszudehnen ſtreben, und neben den bedeutenden auch den bedeutenden Tönen, Sylben und Worten ihr Recht laſſen; dergleichen Sprachen ſind die griechiſche und die indiſche. Andere aber befinden ſich in einem Zuſtande der Contraction, oder äußern doch eine fortgehende Neigung zum Zuſammenziehen und Abkürzen. Dahin gehört nebſt der deutſchen auch ihre aſiatiſche Schweſterſprache, die perſiſche. Auch hier iſt der Hang zum Verſchlingen der nichtbedeutenden Töne und Sylben, zur Abkürzung ja zur Einſylbigkeit vorherrſchend; und grade wie im Deutſchen läßt es ſich etymologiſch und hiſtoriſch leicht nachweiſen, daß viele, ja die meiſten Worte ehedem vielſylbiger waren, und nur erſt im Laufe der Zeit ſo in Eins gedrängt worden. — Auch im Perſiſchen wie im Engliſchen findet ſich eine große Zahl von einſylbigen Subſtantiven oder Beywörtern, die zum Theil reich an Conſonanten ſind. Die dritte Perſon des Zeitwortes in der Gegenwart, endet grade wie im Deutſchen, jederzeit mit einem Conſonanten, oder je nachdem die Wurzel iſt, mit mehreren oft ziemlich hart zuſammengedrängten. Gleichwohl iſt die perſiſche Sprache nicht bloß gleich der franzöſiſchen, wie eine leichte und bequeme Geſchäftsſprache in Aſien verbreitet, ſondern auch als die Sprache des Geſanges in einem viel weitern Erdraume herrſchend, als die italieniſche bey uns Europäern. Von Seringapatnam bis Conſtantinopel, von Samarkand bis Marokko ertönen überall die Lieder Ferduſis, und die Geſänge des Hafyz; verſteht ſich, von der dazu gehörenden Muſik begleitet.

Ich kann indeſſen noch ein anderes Beyſpiel, was uns näher liegt, anführen, zum Beweiſe, daß eine Sprache, durch die Fülle zuſammengedrängter Conſonanten beſonders in den Schlußſylben, oder in einſylbigen Worten, nicht ſogleich übellautend und zur Muſik unfähig wird. Von welcher Sprache hat denn die italieniſche ihre ſchöne Bildung und Harmonie zuerſt erhalten, und ſich vorzüglich nach ihr geformt? Nach der provenzaliſchen. Die alten Gedichte in dieſer Sprache aber haben die ſonderbare Eigenthümlichkeit, daß ſie durchaus nur männliche Reime kennen, d. h. der Schluß eines jeden muſikaliſchen Abſchnitts fällt auf eine ſtarke Sylbe, die faſt ohne Ausnahme nicht nur mit einem Conſonanten, ſondern ſehr oft mit mehreren endet; ganz im Gegenſatze mit der neuern italieniſchen Weichlichkeit, die meiſtens lauter weibliche Reime, nicht ohne Monotonie auf einander folgen läßt. — Gleichwohl wurde die provenzaliſche Sprache damals für die ſchönſte und wohllautendſte in Europa gehalten, und daß alle jene Gedichte von Muſik begleitet und für die Muſik gedichtet waren, daran darf ich Sie nicht erſt erinnern. Der Schluß auf unſre deutſche Sprache, der man eben jene Eigenſchaften zum Vorwurf macht, ergiebt ſich von ſelbſt.

Wenn gleichwohl Muſikfreunde und ſelbſt Muſiker in die oft wiederholte Klage über die Härte der deutſchen Sprache einſtimmen, und ſie als unmuſikaliſch tadeln, ſo hat dieß wohl einzig und allein ſeinen Grund darin: daß wir zu deutſchen Liedern und Gedichten eine italieniſche Muſik haben wollen; woraus denn nothwendig ein nie zu löſendes Mißverhältniß und wahrer Uebellaut, ja Diſſonanzen ohne Ende für Ohr und Gefühl entſtehen müſſen. Hier erlauben Sie mir indeſſen meine Bemerkungen zu ſchließen. An dieſe eine Thatſache, »daß wir zu unſern deutſchen Gefühlen und Liedern widerſinniger Weiſe und in verkehrter Geſinnung eine fremde und wälſche Muſik verlangen und ſuchen, reihen ſich gar zu viele andre Thatſachen von verwandter und ganz ähnlicher Art. Uebernahm ich es bis hieher, unſre Sprache gegen Sie zu vertheidigen, ſo möchte ich mich da vielmehr geſtimmt fühlen, als Ankläger, nicht zwar gegen die Sprache, wohl aber gegen die Perſonen und gegen uns ſelbſt aufzutreten. — Das übrige, was zur Beantwortung der Frage dienen könnte, muß ich philoſophiſchen Muſikern überlaſſen, ſolchen denkenden Künſtlern, die ſelbſt Erfinder und nicht bloß in dem italieniſchen Geſchmack befangen ſind. Genau zu beſtimmen, nämlich: wie eine Sprache, die keinesweges ausſchließend weich und weichlich iſt, gleich der unſern, dennoch muſikaliſch ſeyn und es immer mehr werden könne. — Noch in einer andern Hinſicht finde ich mich außer Stande, Ihrer Aufforderung Genüge zu leiſten. Vielleicht mögen meine Gründe ſo viel bey Ihnen gelten, daß Sie im Allgemeinen zugeben, die deutſche Sprache ſey zum Geſange von Liedern wohl muſikaliſch genug; überhaupt zur höhern und ernſtern Muſik geeignet; nur zur Oper tauge ſie nicht, was ſich vielleicht ſehr ſcheinbar machen ließe. Da wäre es nun die Frage, ob nicht ſchon unſerm Begriff von einer Oper zu viel Italieniſches und Fremdartiges beygemiſcht iſt. Muſiker von Geiſt und Tiefe, ein Beethoven, Weigl, Zelter, Reichard, die würdigen Nachfolger von Gluck und Mozart, müßten uns erſt darüber belehren, was wir denn eigentlich von einer deutſchen Oper erwarten, und wie wir ſie uns denken ſollen.

Nur an Eins möchte ich Sie noch erinnern. Sind Ihnen wohl je ſolche Lieder, die auf ſehr alte Melodieen geſungen werden, es mögen nun geiſtliche oder auch altdeutſche Volkslieder ſeyn, als ſehr hart oder übellautend aufgefallen? Mir ſcheint, wenn man die Worte allein vor ſich nimmt, und analytiſch nach ihren grammatiſchen Beſtandtheilen betrachtet, ſo möchten ſie einem oft wohl hart dünken. Im Geſange fühlt man es aber nicht, und es geht auch für den Sänger alles recht leicht von Statten. Dieß kommt unſtreitig daher, weil Muſik und Worte hier in vollkommnem Einklange ſind. Dieſer Einklang geht verloren, ſobald man nach einem unſrer Natur und Sprache fremden Wohllaute haſcht. Jede Sprache, die muſikaliſch iſt, hat eine andere und ihr eigne Regel des Wohllauts, ſo wie jedes Volk, welches ſich durch einen beſtimmten Charakter der Gefühlsweiſe auszeichnet, auch eine eigenthümliche Muſik haben wird.

Die gemeine Mundart tritt hie und da zur glücklichen Stunde im Volksliede ohne weitere Kunſt und von ſelbſt veredelt hervor. An und für ſich und im gemeinen Gebrauch aber, hat ſie oft viel Rohes und Uebellautendes. Für den höhern muſikaliſchen Wohllaut bedarf es wohl in jeder Sprache einer ſehr ſorgfältigen Auswahl und vielfältigen Bildung, ganz auf dieſen Zweck gerichtet. Beſonders iſt dieß der Fall auch mit der italieniſchen Sprache geweſen, die ihren Wohllaut nur durch Kunſt, durch lange Uebung und Abglättung erreicht hat. Denn das gellende Geſchrey der gemeinen Neapolitaner wird keinesweges als melodiſch geprieſen, die toskaniſche Mundart iſt mit den härteſten Aſpirationen überhäuft, und die Ausſprache von Bologna, ja ſelbſt die der Lombarden iſt eben nicht als vollkommen wohllautend bekannt. Nicht genug zu loben iſt die Sorgfalt und die Kunſt, welche die italieniſchen Dichter auf den muſikaliſchen Wohllaut gewendet haben. Sie mögen darin leicht die Dichter aller andern Nationen übertreffen. Gern gebe ich Ihnen dagegen zu, daß unter unſern Dichtern die meiſten, auch ſonſt ſehr vorzügliche, dieß ganz vernachläßigen und oft vom muſikaliſchen Wohllaut gar keinen Begriff zu haben ſcheinen, weil ſie entweder als Gedankendichter allein auf den Inhalt ſehen, oder auch weil ſie den Wohllaut auf ganz falſchem Wege in der Nachahmung der alten Rhythmen ſuchen.

Wie viel aber auch von dieſer Seite in der deutſchen Sprache noch zu thun übrig ſeyn mag, ſo viel iſt mir klar: daß es durchaus nicht auf die Art geſchehen darf, wie es die neuern Italiener gemacht haben, indem ſie wie Metaſtaſio der Sprache alle etwas harten, und zu männlichen Theile ausrupften. Daher denn auch die Mannheit in Metaſtaſio's Gedichten überall vermißt wird. Dieß iſt nicht in unſerer Art, und feyerlich muß ich gegen einen deutſchen Metaſtaſio proteſtiren, wenn ein ſolcher ſich etwa unſerm Dichterhaine nahen, und unter der großen Bevölkerung, welche Sie demſelben auch für die Zukunft verſprechen, mit einſchleichen ſollte.

Weit entfernt alſo, eine ſo übermäßige Belohnung nöthig zu finden, wie Sie in Vorſchlag bringen für den Dichter, deſſen Oper auch nur einer mittelmäßigen italieniſchen an Wohllaut gleich käme, würde ich vielmehr auf eine nahmhafte und empfindliche Beſtrafung antragen, wenn ſein Werk nur auf die Art wie eine italieniſche Oper, wenn auch die beſte, muſikaliſch wäre, wenn es nicht einen eigenthümlich deutſchen Wohllaut, und den angemeſſenen muſikaliſchen Geiſt athmete.

Indem ich Ihnen nochmals für das Mitgetheilte Dank ſage, erlauben Sie mir den Wunſch hinzu zu fügen, daß Sie mir doch öfter Gelegenheit geben möchten, dergleichen flüchtige Bemerkungen der Prüfung Ihres Scharfſinns zu unterwerfen.

F. S.

Timotheus,

oder

die Gewalt der Muſik

von Händel.

Der 29. November und der 3. December dieſes Jahrs wurden zu Wien durch eine große muſikaliſche Kunſtdarſtellung verherrlicht, welche durch ihre Erhabenheit und die Gewalt der Ausführung alles mit ſich fortriß, und allgemeine Bewunderung erregte.

Die Verherrlichung der Kunſt war hier zugleich mit der ſchönſten Abſicht der Wohlthätigkeit vereint. Die Geſellſchaft der adelichen Frauen, immer für edle Zwecke bemüht, hat es ſich ganz vorzüglich angelegen ſeyn laſſen, dieſes große Unternehmen zu befördern, und zur Ausführung zu bringen. Se. Majeſtät gaben Ihre Zufriedenheit darüber zu erkennen, und geruhten nebſt einem Geſchenke von 1000 fl. die k. k. Reitſchule für die Aufführung zu verwilligen, und dieſes herrliche Lokal zweckmäßig dafür einrichten zu laſſen. Sechshundert und vierzig Muſikfreunde widmeten ihre Talente, um dieſen Triumph der muſikaliſchen Kunſt würdig darzuſtellen, und zu feyern. Nebſt der Anweſenheit des Allerhöchſten Hofes trug die Gegenwart von etwa 5000 Zuhörern dazu bey, die Darſtellung noch glänzender zu machen; der Betrag der Einnahme, den man zuſammen auf 30000 fl. W. W. ſchätzt, iſt den erwähnten wohlthätigen Zwecken gewidmet.

Die Vortrefflichkeit der Ausführung überlaſſen wir den Kennern im Einzelnen zu beurtheilen, und nach ihrem ganzen Verdienſt zu würdigen. Herrn Streicher verdankt man die erſte Idee des ganzen Unternehmens, ſo wie die Vorbereitung und das Einſtudieren der Chöre. Die Leitung des Ganzen führten die Herren von Moſel, Steinacker, Streicher und von Toſt; wir dürfen verſichern, daß die Ausführung ſelbſt die größten Kenner vollkommen befriedigt hat. Weibliche und männliche Soloſtimmen von ausgezeichneter Vortrefflichkeit, der volle Einklang der Chöre, die eben ſo reiche als harmoniſche Inſtrumentalbegleitung, ließen dem Gefühl nichts zu wünſchen übrig.

Uns ſey es vergönnt, noch einige Worte über das große Werk ſelbſt hinzuzufügen. Zuerſt über das Gedicht. Bloß als ſolches betrachtet, möchte es wohl zu manchem Tadel oder doch Zweifel Anlaß geben. Zum Theil beſchreibend und dann in wirkliche Darſtellung dramatiſch übergehend, gehört es zu einer Zwittergattung von Gedichten, welche als Poeſie allein nur eine ſehr getheilte Befriedigung hervorbringen können. Für die Muſik iſt aber dieſe Miſchung nicht ſo ungünſtig. Dieſe halb erzählende, halb lyriſche Darſtellung von dem Siegesfeſte Alexanders in der überwundenen Perſepolis, gewährt der Muſik einen günſtigen Stoff, ihre Gewalt zu zeigen, und ihren ganzen Reichthum zu entfalten. Wenn man die Veranlaſſung nicht weiß, möchte es dunkel ſcheinen, und ſonderbar auffallen, wie in dem Gedichte die heilige Cäcilia mit einemmale nach Perſepolis und zum Alexander kommt. Es war in England üblich, den Tag der Cäcilia, wenn auch nicht als ein religiöſes, doch als ein muſikaliſches Feſt zu feyern, und daraus erklärt ſich denn der etwas gewaltſame Schluß des Gedichts hinreichend, da es eben auf dieſe Gelegenheit gedichtet worden. Daran hat nun der Muſiker den Hauptgedanken ſeines ganzen Werks geknüpft, welches ſich beſonders auch durch ſeine hohe Einheit auszeichnet. Alles in demſelben wirkt auf Ein Ziel, und in Einem Geiſte entworfen, ſpricht ſich auch Ein Gedanke in demſelben deutlich aus. *Mozart*, welcher die Inſtrumentalbegleitung in mehreren Parthien reicher machte und neu redigirte, hat gewiß des erſten großen Meiſters würdig und ganz im Geiſte deſſelben hinzugethan, was er anzufügen für gut fand; wenn anders Zuſatz genannt werden kann, was nach der Verſicherung der Kenner nur eine reichere Entfaltung iſt, ohne alle weſentliche Veränderung des innern muſikaliſchen Ganges und Geiſtes.

Gleich in der Einleitung erhebt ſich die alles beſiegende Gewalt der Muſik in Melodien, welche wie Meereswogen emporſchwellen, und das Gefühl wie im Sturme in ferne Regionen mit ſich fortreiſſen. Neben ſolchen muſikaliſchen Gängen aber, welche die ganze Naturgewalt der Muſik ausdrücken, ertönen andere, in denen menſchliche Stimmen ſich vernehmlich kund geben, und gleichſam zu reden ſcheinen. Mitten unter die brauſenden Melodien hinein erklingen volle Accorde, wie im voraus den Sieg der Harmonie verkündend. — Aber vergeblich iſt das Bemühen, den Eindruck einer großen

Muſik durch Worte wieder geben zu wollen. Wir begnügen uns daher, nur noch den Hauptgedanken des Ganzen mehr hervor zu heben. Dieſelbe Frage, welche die Theoretiker ſo oft entzweyt hat, der Streit nämlich über den Vorzug der Harmonie oder der Melodie, der ruhig harmoniſchen und gedankenreichen, oder der leidenſchaftlich ausdrucksvollen Muſik: dieſe Gegeneinanderſtellung hat ſich hier auch der Künſtler zum Gegenſtande ſeiner Darſtellung gewählt, um die alte Streitfrage durch die Allgewalt ſeines Genies freylich auf eine ganz andere, und nur ihm mögliche Art zu löſen. Dem Theoretiker mag es erlaubt ſeyn, je nachdem ſeine Neigung oder ſein Syſtem ihn beſtimmen, ſich mehr für eines von den Elementen zu entſcheiden, auf denen beyden die Kunſt beruht. Ungeachtet auch der große Muſiker der Harmonie entſchieden den Sieg zuerkennt und zuerkennen muß, ſo geſchieht dieß doch nicht, ohne daß er zugleich auch die Allgewalt der Gefühle und Leidenſchaften anerkennt und entfaltet, welche die Muſik durch den magiſchen Zauber ihrer Melodieen zu erregen vermag.

Den Anfang in der Darſtellung der großen Siegesfeyer, macht der Ausbruch triumphirender Freude, der Muth und Jubel der fröhlichen Kriegerſchaar, der ſchwellende Stolz des vom Siege trunkenen Helden. Wunderſchön iſt von da der Uebergang zum Mitleiden mit dem großen Beſiegten, und dann aus der tiefſten Rührung zum zärtlichen und faſt tändelnden Gefühl der Liebe, in deſſen reizende Lockungen der Sieger nun verſinkt.

Wieder ſchließt die Darſtellung mit triumphirender

Freude der ganzen Heldenſchaar, und wenn es erlaubt wäre, in einem Werke, welches ſo ſehr wie dieſes ein Ganzes iſt, etwas einzeln zu loben und auszuzeichnen, ſo würde dieſer Schlußchor des erſten Theils:

»Heil, Liebe, Dir! Dir Tonkunſt Ehr und Dank!«

gewiß als eines der ſchönſten Stücke genannt zu werden verdienen.

Nachdem nun ſo der ganze Reichthum der Muſik in Darſtellung der mannichfaltigſten Gefühle im erſten Theile entfaltet worden, ſteigt in dem ungleich kürzern zweyten Theile, Gefühl und Leidenſchaft bis auf die äußerſte Höhe, mit einer Kraft und Gewalt, die alles niederwirft, und in Erſtaunen fortreißt. Beſonders gilt dieß von dem erſten gewaltigen Chor:

»Brich die Bande ſeines Schlummers!« —

Die begeiſternde Wirkung deſſelben hat, ſo ſchien es uns, hie und da einige Zuhörer ſogar ungerecht, und weniger empfänglich gemacht für die nachfolgenden Theile. Nach einem ſolchen Eindrucke ſind freylich ruhigere Gänge nothwendig für Ohr und Gefühl, um ſich wieder zu faſſen. Die Darſtellung des Rache ſchreyenden Heeres indeſſen und der klagenden Geiſter, die nach dem Umſturz der aufflammenden Feindesſtadt verlangen, gehört gewiß zu den ausdrucksvollſten und eigenthümlichſten Theilen des Ganzen, und wenn ſich hier nachher einiges finden ſollte, was nur zur Ausfüllung und zum Uebergange dient, ſo iſt dann wieder die Flöthenparthie kurz vor dem Ende überraſchend lieblich und wunderbar. Das Letzte von der Cäcilia ſelbſt aber würde nicht nur einzeln betrachtet, zu den reichhaltigſten und volltönendſten Stücken des Ganzen gehören, ſondern es iſt auch recht eigentlich der Schlußſtein des Ganzen, wo der Hauptgedanke und die eigentliche Einheit deſſelben nun von neuem mit der vollſten Klarheit hervortritt.

Es iſt in Wahrheit der höchſte Triumph der Muſik, als einer alles beſiegenden und allumfaſſenden Kunſt; Cäcilia erhält den Preis, aber ſie theilt ihn mit dem Timotheus. Es iſt die Ausſöhnung der ernſten chriſtlichen ſtreng harmoniſchen Kunſt, mit der freyern und wildern Naturmuſik des Alterthums; es iſt der Sieg der Harmonie, zugleich aber die Verherrlichung jener magiſchen Kraft, welche in den Melodieen ruht, unſer Herz zu lenken, wohin der Künſtler will, alle Gefühle hervorzurufen und zu beherrſchen.

Eben deswegen weil der Künſtler, um den Triumph ſeiner Kunſt zu feyern, hier ihr ganzes Gebiet und alle ihre Kräfte umfaſſen wollte, gehört denn auch dieſes Wunderwerk der muſikaliſchen Kunſt eigentlich keiner von den gewöhnlichen Gattungen derſelben an, ſondern es umfaßt ſie alle; die zärtliche und die kriegeriſche Muſik ſo gut wie die heilige. Denn ungeachtet alle menſchlichen Leidenſchaften hier in ihrer ganzen Stärke geſchildert ſind, ſo hat das Ganze durch die Hoheit und den Ernſt unſtreitig viel von dem Kirchenſtyl; das Leidenſchaftliche ſelbſt iſt ſo ausdrucksvoll wie man es nur immer in der höchſten ernſten Oper finden oder wünſchen mag; ſelbſt das Zarte und Zärtliche iſt nicht ausgeſchloſſen. Doch iſt in dem Ganzen der kriegeriſche Charakter wohl der vorherrſchende.

So wie in allen Künſten das durchaus Vortreffliche und Höchſte unmittelbar an dasjenige gränzt, wo der Mißbrauch und das Verderben zunächſt einreißt, ſo iſt es auch in der Muſik. In einigen Stellen dieſes Werks iſt ein Ausdruck, der zwar noch nicht muſikaliſche Mahlerey genannt werden kann, aber doch nahe daran ſtreift; ich erwähne nur die Art, wie die Rache der Griechen und das flammende Perſepolis dargeſtellt ſind. Ich weiß nicht, ob der ſtrenge Harmoniker in dieſer Hinſicht vielleicht hie und da Einiges wird tadeln wollen; das Gefühl wenigſtens wird nirgends beleidigt. Es iſt noch nicht eigentlich gemahlt, es iſt alles allgemein und erhaben gehalten; auf jeden Fall in einem unermeßlichen Abſtande von dem Geſchmacke der neuern Zeit, wo man ſelbſt in der höhern Muſikgattung die Stimmen einzelner Thiere nachzuahmen nicht verſchmähte.

Größer als in jeder andern Kunſt iſt in der Muſik die Veränderlichkeit des Geſchmacks und ſchneller der Uebergang von dem, was das Rechte und das Beſte iſt, zur Entartung und Uebertreibung, zur Spielerey und dem gemeinen Geſchmack. In der Mahlerey, um das Beyſpiel einer andern Kunſt anzuführen, kann man ſich doch durch den Anblick einer einzigen größern Sammlung einen Begriff verſchaffen, von dem was die Kunſt in den letzten drey oder vier Jahrhunderten geweſen iſt; und damit iſt denn auch ein großer und bleibender Maßſtab für die Hervorbringungen der Gegenwart gegeben. In der Muſik hingegen wird man gar zu leicht ganz von den Gefühlen der Gegenwart, und dem herrſchenden

Zeitgeiſte mit fortgeriſſen; ſchnell veraltet auch die vortrefflichſte Muſik, und das Alte bleibt faſt allen unbekannt, wird endlich gar vergeſſen. Dieſe Lücke auszufüllen, und jenem Hange einigermaßen entgegen zu wirken, das wäre wohl die eigentliche Beſtimmung einer muſikaliſchen Akademie, die durchaus auf das Große in der Kunſt gerichtet ſeyn, und beſonders auch dahin ſtreben müßte, uns von Zeit zu Zeit die vortrefflichſten ältern Meiſterwerke durch lebendige Darſtellung wieder zu vergegenwärtigen.

Es iſt den Freunden der Kunſt nicht unbekannt, wie viel Lobenswerthes die von dem verdienſtvollen Faſch und Zelter zu Berlin geſtiftete Singakademie für dieſen Zweck geleiſtet hat. Wer aber immer Gelegenheit hatte, dieſes vortreffliche Inſtitut kennen zu lernen, entweder wie es in früherer Zeit unter vielen Hinderniſſen empor kam, oder auch in der Geſtalt wie es noch neuerdings fortblühte, der wird dem Reichthum von muſikaliſchen Kräften und Talenten, welche hier in Wien in ſo kurzer Zeit ſich zuſammen fanden, und vereint zu einem ſo würdigen Zwecke wirkten, ſeine Bewunderung nicht verſagen können. Möchte nun dieſe erſte Kunſtdarſtellung des muſikaliſchen Vereins zu Wien, eine Darſtellung die in jedem Sinne des Worts groß genannt zu werden verdient, noch andere ähnliche zur Folge haben!

Inhalt

des zwölften Heftes.

Der Werth der poſitiven Offenbarung, aus der Unhaltbarkeit der bisherigen philoſophiſchen Bemühungen. Von E—r. . . . . Seite 46[illegible]

Ankündigung einer Schrift über die Vaskiſche Sprache und Nation, nebſt Angabe des Geſichtspunktes und Inhalts derſelben. Von Wilhelm Freyherrn von Humboldt. . . . . — 485

Bemerkungen auf einer Reiſe durch Deutſchland, aus einer franzöſiſchen Handſchrift.. . . . — 503

Scenen aus dem Trauerſpiele Zrini. Von Theodor Körner. — 516

Scenen aus dem Schauſpiele Rudolph von Habsburg. Von M. H. Mynart. . . . . — [illegible]

Ueber die unmuſikaliſche Beſchaffenheit der deutſchen Sprache. Von J. An den Herausgeber. — 533

Antwort des Herausgebers. . . . . — 536

Timotheus, oder die Gewalt der Muſik. . . . . — 546

Verbeſſerung.

Seite 539, Zeile 18 und 19 ſtatt neben den bedeutenden auch den bedeutenden; iſt zu leſen: neben den bedeutenden auch den nicht bedeutenden.

Inhalt

des zweyten Bandes.

Siebentes Heft.

Ueber das Nibelungen-Lied. Von A. W. Schlegel. Seite 1
Einfälle eines Dilettanten über hiſtoriſche Gegenſtände. — 14
Nachricht von der Breslauer Gemähldeſammlung, ein Beytrag zur ſchleſiſchen Kunſtgeſchichte, von Dr. Büſching. . . . . — 39
Aus dem romantiſchen Schauſpiele Kunegunde, Römiſch-Deutſche Kaiſerin. Von F. L. Zacharias Werner. . . . . — 60
Nachricht von Philipp Otto Runge. . . . . — 92

Achtes Heft.

Olafs Ausfahrt, eine nordiſche Abentheure, Von Friedrich Freyherrn von Fouqué. . . . . — 97
Leben des Dichters, Martin Opitz von Boberfeld, nebſt Bemerkungen über ſeinen poetiſchen Charakter. Von Hegewiſch. . . . . — 116

Sendſchreiben an Herrn Hofrath A. B. Müller, durch ſeine agronomiſchen Briefe veranlaßt, von dem königlichen Preußiſchen Landrathe Wilhelm von Schütz. . . . . Seite 158

Gedichte:

Der Abſchied. Von A. W. Schlegel. . . . . — 179
An die Schönheit. Vom Grafen Heinrich von Lariſch. — 181
Das Gluck. Von J. Erichſon. . . . . — 183
Kunſtnachrichten. Vom Mahler Müller. . . . . — 184

Neuntes Heft.

Ueber das hiſtoriſche Schauſpiel. Von Matthäus von Collin. . . . . — 194
Agronomiſche Briefe. Von Adam Müller, dritter Brief. — 223
Kaiſer Karl der Große. Abſchnitt einer altdeutſchen poetiſchen Chronik. Von B. J. Docen. . . . . — 235
Ueber die deutſche Litteratur, aus einem Briefe vom Apellationsrath Körner in Dresden, nebſt der Antwort des Herausgebers. . . . . — 251

Zehntes Heft.

Leben des Dichters, Martin Opitz von Boberfeld, nebſt Bemerkungen über ſeinen poetiſchen Charakter. Von Hegewiſch. . . . . — 288
Doctor Fauſt. Vom Herren Doctor und Baumeiſter Stieglitz. . . . . — 311
Berichtigung einer Stelle in Dampmartins Geſchichte von Frankreich. Von J. W. Ridler. . . . . — 337
Ueber ein öſterreichiſches Idiotikon. An den Herausgeber. Von K. . . . . — 340

Anmerkung des Herausgebers. . . . . Seite 343
Ueber ein neues deutſches Sprachwerk, das 1813 erſcheinen ſoll. Ein Vorbeugungs-Verſuch. Von B. J. Docen. . . . . — 348
Schloß Karlſtein bey Prag. Vom Herausgeber. . . . — 357
Ankündigung. Von A. W. Schlegel. . . . . — 366

Eilftes Heft.

Beſchreibung altdeutſcher Gemählde. Fragmente aus einem Briefwechſel. Von Amalia von Hellwig, gebornen von Imhoff. . . . . — 369
Abendunterhaltungen der Wiedergekehrten. Von Karoline Baronin de la Motte Fouqué . . . . — 390
Ueber das Mittelalter. Eine Vorleſung gehalten 1803. Von A. W. Schlegel. . . . . — 432
Deutſches Muſeum. Ankündigung des zweyten Jahrgangs. . . . . — 463

Zwölftes Heft.

Der Werth der poſitiven Offenbarung, aus der Unhaltbarkeit der bisherigen philoſophiſchen Bemühungen. Von E—r. . . . . — 465
Ankündigung einer Schrift über die Vaskiſche Sprache und Nation, nebſt Angabe des Geſichtspunktes und Inhalts derſelben. Von Wilhelm Freyherrn von Humboldt. . . . . — 485
Bemerkungen auf einer Reiſe durch Deutſchland, aus einer franzöſiſchen Handſchrift. . . . . — 503
Scenen aus dem Trauerſpiele Zrini. Von Theodor Körner. . . . . — 515
Scenen aus dem Schauſpiele Rudolf von Habsburg. Von M. H. Mynart. . . . . — 522

Ueber die unmuſikaliſche Beſchaffenheit der deutſchen Sprache. Von J. An den Herausgeber. . . Seite 533
Antwort des Herausgebers. . . . . — 536
Timotheus, oder die Gewalt der Muſik. . . . . — 546

Deutſches Muſeum

herausgegeben

von

Friedrich Schlegel.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Band.

Wien.
In der Cameſinaſchen Buchhandlung.
1813.

Vorrede.

Indem wir einen neuen Jahrgang des Muſeums beginnen, ergreifen wir dieſe ſchickliche Gelegenheit mit unſern Leſern über einige Punkte uns näher zu verſtändigen, und gemeinſchaftlich mit ihnen einen Blick zu werfen auf das, was bisher in dieſer Zeitſchrift geleiſtet worden, und was wir überhaupt zu leiſten wünſchten.

Unter den verſchiedenen Fächern, welche in dem Umkreiſe unſeres Planes liegen, machen wir den Anfang mit der Philoſophie. Von ihr muß unſtreitig alles übrige ausgehen; denn hier iſt der eigentliche Sitz der Verwirrung und des Irrthums, und hier muß auch, wenn jene zuvor gelöſt, und dieſer weggeräumt worden, zuerſt der feſte Grund gelegt werden, auf welchem das ganze Gebäude einer neuen deutſchen Geiſtesbildung, einer beſſern Erkenntniß und Geſinnung, einer wahrhaft deutſchen Kunſt und Rede ſich erheben und emporwachſen kann. — Die Theilnahme welche man für die eignen philoſophiſchen Arbeiten des Herausgebers von mehreren Seiten her bezeugte, war für ihn beſonders in Einer Hinſicht aufmunternd. Er hegte ſchon lange den Glauben, daß die höhere Philoſophie nicht eben in den Nebel der üblichen Schulformeln eingehüllt ſeyn dürfe, ſondern daß ſie ſich, wenn man ſie nur klar erfaßt hat, auch vollkommen klar, und was die Sprache betrifft, allen verſtändlich vortragen laſſe. Der Erfolg hat ihn in ſeiner Ueberzeugung noch mehr beſtätigt.

Gern würde der Herausgeber den gemachten Anfang fortführen, und mehrere in ähnlichem Geiſte abgefaßte Aufſätze vorlegen, wenn er nicht beſorgen müßte, dadurch vielleicht nur dem Wunſche *einer* Claſſe von Leſern zu entſprechen.

In Beziehung auf Andre und auf das Allgemeine kann unſer Beſtreben in der Philoſophie nur das ſeyn, die Stimme des tiefern ſittlichen Gefühls und des religiöſen Glaubens in Schutz zu nehmen gegen den Despotismus der Vernunftſyſteme, vor deren anmaßendem Geräuſch jene bisher ſelten zu Worte kommen konnten.

Philoſophie des Lebens. Daß die wahre Philoſophie auf das Leben ſich beziehen müſſe, das wird jetzt nicht nur überall anerkannt und zugeſtanden, ſondern ſogar gefordert. Allgemeine Betrachtungen indeſſen über ſittliche Gegenſtände werden leicht ermüdend, weil man auf dieſem Wege meiſtens nur an der Oberfläche ſtehen bleibt. Eine wahre Philoſophie des Lebens, wenn ſie dieſen Nahmen verdienen ſoll, muß wirklich in die innerſten Fugen und Triebfedern des einzelnen wie des öffentlichen Lebens eingreifen. In dieſer Ueberzeugung und nicht aus dem falſchen Streben nach einer unbeſtimmten Mannichfaltigkeit geſchah es, daß wir die Gedanken eines ſehr ausgezeichneten Schriftſtellers über den Ackerbau mittheilten; den Ackerbau, dieſe heilige Grundfeſte auf der alle Staaten ruhen. Selbſt einige mit Geiſt und Klarheit abgefaßte Betrachtungen über die Kriegskunſt ſchienen uns nicht außer dem Plane unſrer Zeitſchrift zu liegen. Bisher haben ſich faſt nur Leute vom Metier mit Gegenſtänden dieſer Art beſchäftigt. Soll eine Nation aber wirklich das ſeyn, was in dieſem großen Worte liegt, ſo iſt es nothwendig, daß leitende und entſcheidende Ideen auch darüber allgemeiner verbreitet werden, daß wir über dieſe und andre ihnen verwandte Gegenſtände eine beſſere, neue und nationale Anſicht gewinnen.

Daß in dieſem Geiſte behandelt, auch die Erziehung unter die Gegenſtände gehören würde, die von einer allgemeinen Zeitſchrift nicht ausgeſchloſſen ſeyn können, darf wohl nicht erſt erinnert werden.

Sollten wir aber mit einen gemeinſchaftlichen Nahmen umfaſſen, was wir als den Hauptgegenſtand einer wahren Philoſophie des Lebens, einer ſolchen die national genannt werden dürfte, betrachten, ſo würden wir dieß germaniſches Recht in einem philoſophiſchen Sinne des Worts benennen; wenn es anders vergönnt iſt mit dieſem Ausdruck eine geſchichtlich genaue, zugleich aber tief in den Geiſt eindringende Anſicht und Darſtellung von der urſprünglichen Deutſchen Staatseinrichtung, Rechtsverfaſſung und dem geſammten ſittlichen und bürgerlichen Leben unſrer Vorfahren zu bezeichnen. — Beyträge dieſer Art würden uns ganz vorzüglich willkommen ſeyn. Nachdem die künſtlichern Staatsverhältniſſe und Staatsverträge des 17ten ja ſelbſt des 18ten Jahrhunderts ſehr verändert worden ſind oder ganz aufgehört haben, tritt um ſo mehr unſer eignes vaterländiſches Recht in ſeine alte Stelle und volle Gültigkeit ein. Möchte es nur erſt wieder ſo beredte und gelehrte Vertheidiger und Erklärer wie ehedem finden, ſo würde es bald auch wieder nach ſeinem ganzen Werthe als die wahre Nationalphiloſophie und der lenkende Geiſt des öffentlichen Lebens anerkannt werden.

Dieſe Betrachtung leitet uns von ſelbſt zur Geſchichte. Seit dieſe ſo lebendig in die geſammte übrige deutſche Literatur eingreift, hat eine ganz neue Epoche derſelben begonnen. Ich muß hier gleich mit dem Geſtändniſſe anfangen, daß, was wir in dieſer Hinſicht im erſten Jahrgange geliefert haben, bey weitem weniger war, als ich gewünſcht hätte, geben zu können. Zu kürzern hiſtoriſchen Abhandlungen oder Darſtellungen bietet die Geſchichte unſers Vaterlandes Stoff im Ueberfluß, und ein faſt unermeßliches Feld zu neuen Entdeckungen dar. Es fehlt jetzt auch gewiß in Deutſchland nicht an talentvollen Bearbeitern dieſes Feldes. Einige aber, deren Theilnahme vorzüglich erwünſcht geweſen wäre, waren ausſchließend mit größern Werken beſchäftigt. Von andern haben ſich die verſprochenen Beyträge, welche wir früher zu geben hofften, verſpätet; denn freylich ſind gerade in dieſem Gebiete die vorzüglichſten Arbeiter nicht eben immer die ſchnellſten. Der Herausgeber befand ſich ſelbſt eigentlich in dem gleichen Falle. Einige der von ihm begonnenen hiſtoriſchen Arbeiten ſchienen für das Muſeum von zu großem Umfang, andre, kürzere nach Wunſch zu vollenden, fehlte es ihm noch an Muße, da ſeine ergänzende Mitwirkung auch von ſo manchen andern Seiten für Kunſt und Literatur in Anſpruch genommen ward. — Gewiß aber wird mit dem Fortgange des Ganzen, dieſer hiſtoriſche Theil unſerer Zeitſchrift ganz den Umfang gewinnen, und die Stelle einnehmen, welche ſeine Wichtigkeit erfordert.

Mag es bis dahin als ein Erſatz gelten, daß die über altdeutſche Poeſie und Sage mitgetheilten Aufſätze, wie die von A. W. Schlegel über das Nibelungen-Lied angeſtellten Unterſuchungen, ſo vielfältig in die Geſchichte eingreifen, und auch dem Geſchichtsforſcher manche merkwürdige Seite darbieten. In dieſem Fache wurden wir durch reiche Beyträge von bewährtem und verdienten Kennern und Bearbeitern deſſelben unterſtützt. Wir dürfen noch auf andre Beyträge dieſer Art rechnen, die von ſehr allgemeinem Intereſſe ſeyn werden.

Wohl mit Recht iſt die altdeutſche Literatur ein Hauptaugenmerk des Muſeums. Eine Zeitſchrift welche einen allgemeinen Geiſt und ſelbſtſtändigen Charakter behauptet, und nicht bloß Zeitung ſeyn ſoll, darf eben nicht immer den vorübergehenden Erſcheinungen des Tages Schritt vor Schritt eilend nachfolgen. Sie muß vielmehr vorzüglich aus der Vergangenheit herbeyführen, was grade jetzt zur Stelle und für den Augenblick das nothwendigſte und am gedeihlichſten iſt, oder auch Saamen ausſtreuen, aus dem erſt in der Zukunft eine neue Zeit hervorgehen ſoll.

Bildende Kunſt. Iſt die jetzige Kunſt auf dem rechten Wege? Welchen andern ſoll ſie einſchlagen? Wird das Zeitalter, wird Deutſchland insbeſondere noch eine neue Kunſt erhalten? Das ſind die Fragen welche jetzt jeden Künſtler und jeden Kunſtfreund angelegentlich beſchäftigen. Uns war es vergönnt für dieſen Endzweck die Neu eröffneten Ausſichten in dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaate mitzutheilen; ferner, ausführliche Kunſtberichte eines bewährten Kenners, der ſelbſt Künſtler iſt, aus Rom, immer noch der alten Hauptſtadt für Mahler und Bildner; Beſchreibungen altdeutſcher Gemählde von der Hand einer geiſtvollen deutſchen Frau, die als Dichterin rühmlich bekannt iſt. In Paris fanden wir noch keinen Correſpondenten, welcher dem, was unſer Ziel iſt, hätte entſprechen können. Die unbekannten Regionen in der ältern Geſchichte der vaterländiſchen Kunſt mehr zu erhellen; das gehört vorzugsweiſe in den Plan unſrer Zeitſchrift.

Gedichte und Theater. Um keine Art von Mannichfaltigkeit auszuſchließen, haben wir auch einzelne Gedichte hier und da mitgetheilt, obwohl ſie dem entworfenen Plane gemäß, nur eine ſehr untergeordnete Stelle in dem Ganzen einnehmen dürfen. Ueberhaupt hat der Herausgeber bey weitem nicht alle poetiſche Beyträge die er erhielt, aufnehmen können, obwohl manche derſelben an ſich ſehr ausgezeichnet waren, und jeder poetiſchen Sammlung zur Zierde gereichen würden.

Die Bühne aber iſt zu wichtig für die Geiſtesbildung einer Nation, als daß eine Zeitſchrift, welche alle Fortſchritte derſelben zu umfaſſen ſtrebt, ſie ganz außer Acht laſſen dürfte. Wenn es auch nur eben ſo leicht und ausführbar wäre, als es wünſchenswerth und ſogar nothwendig iſt, bey ſo unſäglichen Hinderniſſen zur allmähligen Veredlung derſelben etwas beyzutragen! — Auf das deutſche Theater inſonderheit läßt ſich ſchwerlich durch Kritik grade zu einwirken, indem daſſelbe eines Theils über alle Kritik erhaben, in ſeinem Beginnen und Gedeihen unabhängig von ihr, andern Theils auch tief unter derſelben gelegen, ſein Weſen ganz für ſich forttreibt und nur ſelten eine Gelegenheit darbeut, die Idee von dem was eine Nationalbühne eigentlich ſeyn ſollte, auf die Wirklichkeit anzuwenden. — Wir begnügten uns daher im erſten Jahrgange nur von ferne auf dieſes Ziel hinzuwirken; durch einige theoretiſche Abhandlungen und durch die mitgetheilten Proben neuer Verſuche in der höhern dramatiſchen Gattung. Mit abſichtlicher Mannichfaltigkeit theilten wir Stücke mit von dem berühmten Meiſter wie von dem aufblühenden Talent, von dem Dichter der unbekümmert um die Bühne, die dramatiſche Form für die Spiele ſeiner Fantaſie als die angemeſſenſte gebraucht, von Männern welche ihre Begeiſterung für Vaterland und Seelengröße in einem einzelnen dramatiſchen Werke ausſprechen wollten, und von ſolchen, welche die theatraliſche Laufbahn zum Geſchäft und zur Kunſt ihres Lebens erwählten. Wir übergaben dieſe Ausſtellung dramatiſcher Gemählde und Scenen dem Leſer, ihm ſelbſt das Urtheil für jetzt anheimſtellend, bis ſich vielleicht in der Folge einmal Gelegenheit findet, auch das unſrige auf den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Bühne hin zu lenken.

In der Literatur überhaupt war es unſre vornehmſte Sorge, den engen Secten- und Formelgeiſt zu entfernen. Zu lange vielleicht iſt die deutſche Literatur faſt ausſchließend durch Gelehrte von Profeßion bearbeitet worden. Männer von allgemeiner Geiſtesbildung, die aber nicht eigentliche Schriftgelehrte ſind, ſonden dem thätigen und bürgerlichen Leben angehören, und es kennen, ſind am meiſten vermögend dieſer Einförmigkeit entgegen zu wirken. Wir erfreuten uns im erſten Jahrgange mancher anregenden Mitwirkung dieſer Art, und hoffen das gegebene Beyſpiel wird noch ferner gute Nachfolge finden.

Dieſe kurze Ueberſicht wird zureichend ſeyn, einigen Begriff zu geben von der Mannichfaltigkeit welche der Plan des Muſeums umfaßt, und welche unſers Dafürhaltens eine Zeitſchrift, welche eine allgemeine für ganz Deutſchland ſeyn will, umfaſſen muß und ſoll,

Ueber die Behandlungsweiſe und die Art wie dieſer Plan bisher ausgeführt worden, dürfen wir auf keine Weiſe dem Urtheile des Leſers vorgreifen. Nur das erfolgt ſchon aus dem dargelegten Plan, daß der Herausgeber ſelbſt ihn nicht ganz ausfüllen, noch allein und ohne Mithülfe ſeinen Zweck erreichen kann.

In dem erſten Jahrgange erfreute er ſich der aufmunternden Theilnahme mehrerer ihm ſchon länger befreundeten Talente, anderer, die ihm perſönlich unbekannt, doch für den gemeinſchaftlichen Zweck mitzuwirken, bereitwillig waren. Auch iſt ſein Plan von der Art, daß er ihm ohne ſolche allgemeine Mitwirkung gar nicht würde entſprechen können. Es ſollte nach ſeiner Abſicht kein abgeſondertes Muſeum bloß für ſeine Perſon ſeyn, ſondern als ein allgemeines Deutſches ſich ankündigen und dieſem Anfang immer mehr entſprechen, ſo ſehr nur immer die Zeitumſtände es erlauben. Nach dem Begriffe von dem, was eine Zeitſchrift, welche die geſammte deutſche Geiſtesbildung umfaßt, ſeyn ſoll, und in den jetzigen Verhältniſſen der Dinge ſeyn kann, prüfe der beurtheilende Leſer das Ganze. Das Einzelne kann nicht immer den Forderungen eines Jeden entſprechen, wenn bey der Aufnahme auch noch ſo ſtreng und gewiſſenhaft verfahren wird.

Auch darf eine wiſſenſchaftliche Zeitſchrift welche eine allgemeine für ganz Deutſchland ſeyn ſoll, deßhalb den Boden, auf welchem ſie zunächſt hervorgeht, nicht ganz verläugnen. In dieſer Hinſicht ſchmeichelt ſich der Herausgeber wohl den rechten Mittelweg getroffen zu haben. Mehrere von den lokalen Aufſätzen, die ſich zunächſt auf Wien und Oeſterreich beziehen, wurden im übrigen Deutſchlande mit allgemeiner Theilnahme und vorzüglich gern geſehen. Dagegen hofft der Herausgeber, daß ſeine öſterreichiſchen Leſer auch ſolchen Aufſätzen, welche in Geiſt und Ton ihren norddeutſchen Urſprung nicht verläugnen, nach ihrem Werthe volle Gerechtigkeit werden widerfahren laſſen. Es wäre wohl überhaupt Zeit, daß dieſer Unterſchied in der Literatur allmählig ganz aufhörte, und wir in der Geiſtesbildung ungetrennt, mehr und mehr eine Nation wären und würden, wozu nach allen Kräften beyzutragen der vornehmſte Zweck des Muſeums iſt. Und dieſe Rückſicht allein iſt es auch, welche den Herausgeber bewog, ſich einem ſonſt ſo mühſamen Geſchäft zu unterziehen; worin er, falls ſein Wunſch nur erreicht wird, hinreichenden Lohn für ſich findet.

Wien den 1. Januar 1813.

Friedrich Schlegel.

II.

Ueber die Erkenntnißquellen

(Siehe Deutſches Muſeum, 1. Jahrg. XII. Heft.)

Die Frage über die eigentlichen Quellen unſerer Erkenntniſſe war bisher immer eine der erſten und wichtigſten in der Philoſophie. Gleichwie man drey an ſich ganz verſchiedene Arten der Gegenſtände, nämlich die außer uns, in uns und über uns, zu unterſcheiden ſich veranlaßt fand, ſo ſah man ſich auch genöthiget, drey verſchiedene Quellen der Erkenntniß derſelben anzugeben.

Die Erkenntniß äußerer Gegenſtände ließ man zwar alle aus äußerer Erfahrung entſpringen, wozu die Sinne den Stoff lieferten. Weil aber der bloße Erkenntnißſtoff noch nicht Erkenntniß ſelbſt iſt, indem dieſe ein Ganzes verglichener Vorſtellungen ſeyn ſoll; und weil die Sinne nicht vergleichen, verbinden und denken können, ſo nahm man hierzu ein beſonderes Denkvermögen an, und räumte dieſem eigene Formen ein, nach welchen allein es den gegebenen Stoff denken kann. Dieſe Formen ließ man nicht durch oder mit den Merkmalen unſerer Vorſtellungen, oder der Erfahrung entſtehen; ſondern man ſah die Erfahrung nur an als eine Veranlaſſung, daß die bereits im Denkvermögen ſchon vorhandenen Formen angewandt, und wir uns ihrer als ſolcher bewußt werden. Sie müßten alſo aller unſerer Erkenntniß vorausgehen, und ohne ſie vorauszuſetzen, würden wir den Urſprung unſerer Erkenntniß gar nicht erklären können. Man unterſchied alſo Veranlaſſung zur Erkenntniß von der Erkenntniß ſelbſt, als der Folge jener Bedingung. Nur beydes zuſammen könne uns über den Urſprung derſelben belehren.

Nebſt den äußeren Sinnen nahm man auch einen inneren an. Darunter verſtand Kant das Selbſtbewußtſeyn der Apprehenſion, die empiriſche Apperception, d. i. den Sinn der Seelenempfindung, wo der menſchliche Körper durch's Gemüth afficirt wird *), oder der ſich auf innere Empfindung bezieht. Vermittelſt deſſen ſchaut das Gemüth ſich ſelbſt, oder ſeinen inneren Zuſtand an **). Man verſtand darunter nicht die reine Apperception, nämlich das Bewußtſeyn deſſen, was der Menſch thut; denn dieß gehört zum Denkvermögen; ſondern das Bewußtſeyn deſſen, was der Menſch leidet, wie er nämlich durch ſein eigenes Gedankenſpiel afficirt wird ***). Man legte ihm alſo die innere Anſchauung zum Grunde. So verſtand auch Fries unter dem inneren Sinne, nur die innere Selbſtanſchauung des Gemüthes in ſeinen veränderlichen Thätigkeiten und Affektionen ****).

Noch

---

*) Kants Anthropologie. 46.

**) Deſſelben Kritik der Vern. 37.

***) Kants Anthropol. 18.

****) Fries neue Krit. der Vern. B. I. S. 74.

Nach dieſen Angaben liefern uns alſo zu den Erkenntniſſen der Gegenſtände *außer* uns den Stoff die äußern Sinne, die Form aber unſer eigenes Denkvermögen; und zu der Erkenntniß deſſen, was *in uns* vorgeht, haben wir den Stoff und die Form in uns ſelbſt. Woher ſollen wir aber den Erkenntnißſtoff von jenen Gegenſtänden hernehmen, die *über* uns ſind? — Vom Ueberſinnlichen, wovon uns ein ſolcher weder durch äußern noch innern Sinn zufließen kann? Dieß iſt die große philoſophiſche Frage, welche alle übrigen an Intereſſe weit übertrifft, und worüber *Kant* ſchon in ſeiner Einleitung zur Krit. d. r. Vern. S. 6. f. ſchrieb: »Gerade in dieſen letzteren *Erkenntniſſen, welche über die Sinnenwelt hinausgehen,* wo Erfahrung gar keinen Leitfaden, noch Berichtigung geben kann, liegen die Nachforſchungen unſerer Vernunft, die wir der Wichtigkeit nach, für weit vorzüglicher, und ihre Endabſicht für viel erhabener halten, als alles, was der Verſtand im Felde der Erſcheinungen lernen kann; wobey wir ſogar auf die Gefahr zu irren, eher alles wagen, als daß wir ſo angelegene Unterſuchungen aus irgend einem Grunde der Bedenklichkeit, oder aus Geringſchätzung und Gleichgültigkeit aufgeben ſollten. Dieſe unvermeidlichen Aufgaben der reinen Vernunft ſelbſt ſind Gott, Freyheit und Unſterblichkeit. Die Wiſſenſchaft aber, deren Endabſicht mit allen ihren Zurüſtungen eigentlich nur auf die Auflöſung derſelben gerichtet iſt, heißt Metaphyſik.«

Seitdem die Menſchen auf den ſtolzen und unſeligen Einfall kamen, das, was über ihnen iſt, durch eigene Geiſteskraft, durch ihre Vernunft, zu erforſchen und feſtzuſetzen, waren bisher alle nur immer erdenkliche Verſuche unbefriedigend.

Lohnt es ſich wohl noch der Mühe, ſich dieſer vielen Verſuche wieder zu erinnern? dieſer Verſuche, bey denen man alle Geiſteskräfte und allen möglichen Gebrauch derſelben unnütz erſchöpfte? Größtentheils geſchahen ſie zwar durch Spekulation oder Theoretizism; da man aber damit nicht ausreichte, — auch durch's Gefühl, — bald durch leidenden, bald durch aktiven Myſtizism. In Rückſicht der daraus hervorgehenden Reſultate war dabey die Philoſophie bald Dogmatism, bald Skeptizism, und jener bald kritiſch, bald unkritiſch. Damit der Dogmatism die geſuchte philoſophiſche Einheit erreichen könnte, wurden alle ſeine Gegenſätze auf die des Seyns und Vorſtellens, des Realen und Idealen reducirt; und zu Vereinigung dieſer beyden das erſte vom zweyten — oder das zweyte vom erſten abgeleitet. Im erſten Falle entſtand der Idealism, im zweyten der Realism. Dieſer wurde wieder bald als Materialism —, bald als Spiritualism behandelt. Der eigentliche Idealism ſollte das Seyn und Vorſtellen zugleich von einer Idee ableiten. Nun ſah man aber ein, daß dieſe eine Idee, dieſes Höhere, entweder von der Art ſeyn müſſe, daß das Seyn und Vorſtellen darin Eins ſind, und aus ihm entſtehen; — oder — daß ſie darin nicht Eins ſind, aber doch daraus entſtehen. Im erſten Falle hielt man's für eine Verſchmelzung in Eins, und abermalige

Trennung; im zweyten Falle ſah man das Höhere an als verſchieden von allem, darüber erhaben, für ſich ſelbſtſtändig, und allem übrigen, um etwas ſeyn zu können, nothwendig. Dieſer eigentliche Idealiſm wurde nun wieder bald im phyſiſchen Sinne als abſoluter Verſtandes-Idealiſm, bald im höheren Sinne als abſoluter Vernunft-Idealiſm genommen.

Alle dieſe und noch mehr andere Verſuche, hoben immer gegenſeitig einander ſelbſt auf; und überdieß zeigte Hr. Pr. Fries *) ſo ausführlich als gründlich, daß von ſpekulativen Ideen eine Theorie nicht einmal möglich ſey; daß in der Vermengung und Verwechſelung von Theorie und Idee der Grund aller Irrthümer über die Ideen und die Religion liege, u. ſ. w. Deſſen ungeachtet wagte Hr. Jacobi in ſeiner letzten Schrift **) einen neuen Verſuch, bloß aus der Vernunft das Ueberſinnliche (Gott und göttliche Dinge) herzuleiten, und durch ſelbe zu bewähren; zu welcher Abſicht er aber eine ganz beſondere Beſtimmung der Vernunft aufſtellte, wie in der I. Betrachtung vorkam. Allein auch dieſer Verſuch konnte tiefdenkende Männer nicht befriedigen, die darin angegebene Quelle des Ueberſinnlichen, die Offenbarung durch bloße Vernunft, konnten ſie nicht für die eigentliche anerkennen. Hierüber äußerte ſich ausführlich Fr. Schlegel in ſeiner Recenſion *) über Jacobi's vorgedachte Schrift, und, weil dieſer über die Art der von ihm gemeinten Offenbarung ſich nicht beſtimmt genug erklärte, ſo ſetzte jener alle bisher angegebene Arten derſelben ſammt ihrem Werthe auf folgende Weiſe an:

---

*) Fries i. a. Schr. B. II. S. 300—301, und anderorts.

**) Jacobi von göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Leipzig, 1811.

»Zufolge der chriſtlichen Philoſophie findet eine drey-
»fache Art der Offenbarung Statt. Die erſte
»iſt die allgemeine, vermöge welcher Gott ſich in
»der geſammten Schöpfung und in allen Creaturen ver-
»herrlicht, indem nach der Idee der Dreyeinigkeit das
»ewige Wort, durch welches alle Dinge erſchaffen ſind,
»als eine Selbſtoffenbarung und Manifeſtation der Gott-
»heit betrachtet wird. Dieſes iſt der Punkt, in welchem
»die Platoniſche und beſſere orientaliſche Philoſophie mit
»dem Chriſtenthum einigermaßen übereinſtimmt. Eini-
»germaßen: denn bey aller anſcheinenden Aehnlichkeit
»bleibt immer ein großer und weſentlicher Unterſchied.
»Keineswegs aber iſt dieſe Anſicht von der Gottheit allen
»metaphyſiſchen Syſtemen gemein; vielleicht kann die-
»ſelbe da, wo die Vernunft zur Alleinherrſchaft in der Phi-
»loſophie gelangt, ſtreng genommen, nicht Statt haben.
»Auch haben alle jene Philoſophen, welche die Drey-
»einigkeit und die Lehre vom ewigen Wort anerkennen,
»nicht aus der Vernunft allein geſchöpft, ſondern außer
»der Vernunft immer noch eine andere übernatür-
»liche Erkenntnißquelle aufgeſtellt und anerkannt,
»ſie mögen ſelbe nun als eigentliche Eingebung, künſt-

---

*) Im Deutſchen Muſeum. 1812. Jänner.

»leriſche Begeiſterung, Platoniſche Erinnerung, geiſtige
»Anſchauung, oder wie ſonſt immer charakteriſirt haben.«

»Die zweyte Art der Offenbarung iſt die innere,
»welche man auch die moraliſche nennen könnte,
»die ſich in der Stimme des Gewiſſens und im ſittlichen
»Gefühl kund giebt.«

»Die dritte Art der Offenbarung endlich iſt
»die poſitive, im Chriſtenthum gegebene, oder um
»es beſtimmter auszudrücken, diejenige, welche durch
»den Erlöſer der Menſchheit zugetheilt, und durch die
»vom Geiſte Gottes beſeelten Propheten und Apoſtel in
»Schrift und Rede verkündigt worden iſt, und in der
»Kirche aufbewahrt und fortgepflanzt wurde und wird.
»Man kann ſie im Gegenſatz der erſten metaphyſiſchen,
»und der innern moraliſchen, auch die geſchichtliche
»nennen, weil ſie auf der geſchichtlichen
»Thatſache der Erlöſung beruht, welche Thatſache nicht
»nur der Mittelpunkt aller Menſchengeſchichte iſt, ſondern
»überhaupt auch den Anfang und das Ende derſelben
»erklärend, erſt einen Zuſammenhang und Sinn in
»das Ganze bringt, was keine andere noch ſo künſtliche
»Geſchichte vermag, die von jenem Mittelpunkt nicht
»ausgeht.«

»Nun iſt meine Ueberzeugung, daß ſowohl jene metaphyſiſche
»Offenbarung, als die innere des
»Gefühls, erſt durch die dritte poſitive Offenbarung,
»und den Glauben an ſie, Haltung, Feſtigkeit
»und Zuſammenhang gewinnen. Oder mit andern
»Worten: die Platoniſche Philoſophie wird, wenn ſie

»nicht mit dem Chriſtenthum verbunden, und durch daſſelbe berichtigt iſt, ſtatt die Fülle der Wahrheit ſelbſt zu ergreifen, nur einem mehr oder minder weſenloſen geiſtigen Schatten von Halbwahrheit nachgehen, und dabey noch von allen Seiten ſich in die Abwege jeder denkbaren Schwärmerey zu verirren - in ſteter Gefahr ſeyn. Die Religion des *innern Gefühls* aber bleibt ohne jenen göttlichen Anhalt auch von ſehr ſchwankender, unreifer und ſchwacher Beſchaffenheit, und man kann es nur als eine Verblendung beklagen, wenn ſo viele geiſtvolle Menſchen von dem tiefſten und beſten Gefühl dasjenige als ſtörendes oder doch überflüßiges Außenwerk verkennen, worin ſie doch gerade die herrlichſte Beſtätigung, Erweiterung und Erfüllung alles deſſen, was ſie wünſchen und ſuchen, finden würden.«

Dieſe Ueberzeugung Schlegel's iſt auch meine innigſte. Ja ich nehme mit ihm die *poſitive Offenbarung* nicht nur bloß für ein Mittel an, der metaphyſiſchen und inneren dermalen mehr Haltung, Feſtigkeit und Zuſammenhang zu verſchaffen; ſondern ich halte ſelbe auch für die erſte, ja einzige Quelle, aus welcher uns der Erkenntniß-Stoff des Ueberſinnlichen zufloß. Ohne höhere Anregung und Veranlaſſung wären die Menſchen eben ſo wenig zu überſinnlichen Kenntniſſen jemals gelangt, als wenig ſie ohne Einwirkung der ſichtbaren Natur zu phyſiſchen —, und ohne innere Erfahrung der Thätigkeiten ihres Geiſtes zu pſychologiſchen hätten gelangen können. Es iſt dieß keine bloße Vermuthung, ſondern ſowohl hiſtoriſch als aus der Natur des menſchlichen Geiſtes erwieſen, wie dieß, nebſt andern Hr. **Weiller** in ſeinen Ideen zur Geſchichte der Entwickelung des religiöſen Glaubens (München 1808) gründlichſt gethan hat. So ſchrieb er z. B. Th. I. S. 137: »Wundervoll ergreift uns die Natur und erweckt uns zu unſerm phyſiſchen Daſeyn, ehe wir es zu wiſſen und zu verlangen — und deßwegen auch ohne daß wir es jemals zu begreifen im Stande ſind. — Wundervoll mußte uns alſo zuerſt auch die höhere Macht berühren, um uns zu unſerm höhern Daſeyn aufſtehen zu machen. Auch dazu mußten wir geweckt werden, ehe wir davon wiſſen, und darnach verlangen konnten.«

Selbſt jene Heiden, welche wenigſtens einige Funken vom Göttlichen hatten, konnten dieſe nicht von ſich ſelbſt, ſondern nur theils durch den Umgang mit den Juden, theils durch uralte, wenigſtens mündliche Ueberlieferung von einer Offenbarung in der Urzeit her erhalten haben. Sie hätten nicht einmal gebildete Menſchen werden können, wenn ſie nicht durch andere ſchon gebildete zur Menſchheit wären erzogen worden; um deſto weniger hätten ſie vom Göttlichen auch nur eine Ahndung haben können, wenn ihnen die Veranlaſſung dazu nicht durch andere ſchon erleuchtete Menſchen zugekommen wäre, wie dieß alles Hr. **Weiller** im angeführten Werke aus der Geſchichte der Wilden, der bloßen Naturmenſchen, erwieſen hat. Deßwegen ſchrieb er S. 146: »Erziehen kann nur der, welcher ſelbſt ſchon eine Erziehung genoß, und der Anfang aller Erziehung überhaupt kann, wie wir fanden, nicht von der bloßen Erde —, er kann nur

»in dem nähern Einfluße einer höhern Macht angetroffen werden. Die erſte Anregung zu aller Bildung »überhaupt konnte nur vom Himmel ſelbſt kommen. — »Die erſte Erziehungs-Anſtalt des Menſchengeſchlechtes »mußte von Gott ſelbſt kommen. Wir haben dafür einen eigenen Ausdruck: Offenbarung.« Und S. 148: »Glaubſt du an eine Erziehung? nun! dann mußt du »auch an eine Offenbarung glauben. — Glaubſt du an »eine Offenbarung von Menſchen an Menſchen? nun! »dann mußt du auch an eine Offenbarung von Gott an »Menſchen glauben.«

Es konnte uns alſo der Erkenntnißſtoff vom Ueberſinnlichen nur durch eine poſitive Offenbarung zufließen.

Zur Ueberzeugung von der Wahrheit dieſes Schlußſatzes ſind die edleren Menſchen auch dadurch wieder gekommen, daß ſie, einerſeits durch das lebhafte und dringende Intereſſe für's Ueberſinnliche angetrieben, und andererſeits von der Fruchtloſigkeit aller anderweitigen Verſuche überzeugt, zur beſcheidenen Anerkennung jener ächten Quelle zurückkehrten, welche ſie zuvor, übertrieben ſtolz auf die vermeintliche Allmacht ihrer Vernunft, hintangeſetzt hatten.

Worin beſteht nun aber die eigentliche Form der Erkenntniß des Ueberſinnlichen? Liegt ſie auch, wie zu den übrigen Erkenntniſſen ſchon in unſerm Denkvermögen? Läßt ſich das Ueberſinnliche auch nach den Formen der Sinnlichkeit und den Kategorien denken? Auch dieſe Fragen hat die Philoſophie ſich allein überlaſſen, bisher noch niemals befriedigend beantwortet. Die Kantiſche Schule lehrte zwar, daß zu ſolcher Erkenntniß die Formen der Sinnlichkeit, und die Kategorien nicht angewandt werden können; ſie beſtimmte aber dafür keine andere poſitive Form. Nachdem man ſich lange herum geſtritten hatte, nach welcher Form man ſich z. B. Gott vorſtellen ſoll, ob wir ihn als ſchlechthin nothwendige Welturſache (als abſolut nothwendiges Weſen), oder als das allervollkommenſte Weſen (das transſcendentale Ideal), oder als Welturheber (Welturſache durch Verſtand und Willen) denken ſollen; ſo hielt man eine Zeit lang die letztgenannte Vorſtellungsart für die vorzüglichere, weil ſie aus dem moraliſchen Beweiſe für's Daſeyn Gottes, den man für den gültigſten anſah, hervorging. Ich merke hier indeſſen nur an, daß dieſe letzte Vorſtellungsart doch wieder durch eine Kategorie (die der Urſache) geſchah, da doch dieſe Schule anderorts den Gebrauch der Kategorien bey ſolchen Vorſtellungen verwarf.

Die Anhänger der Schelling'ſchen Schule (z. B. P. B. Zimmer; Philoſophiſche Religions-Lehre, Landshut 1801) unterſchieden bey ihrer Idee von Gott, vom Abſoluten, drey Formen: zwey relative, oder zwey Erſcheinungsformen, nämlich die Form der Objektivität, und die der Subjektivität, — dann die abſolute Form, d. i. die Indifferenz oder den Einheitspunkt der zwey relativen (daſelbſt S. 69. 93.) Den Vorſtellungsakt dabey, beſonders bey der letzten Form, ließen ſie geſchehen durch rein intellektuelle Anſchauung, und dieſe ſollte ſeyn gleichſam ein identiſcher Strahl, von und durch ſich ſelbſt reflektirt. Einen ſolchen könne man haben bey der identiſchen Auffaſſung der Idee: »In Gott iſt Möglichkeit und Wirklichkeit Eins.« Dabey dürfe aber die Anſchauung vom Denken, das Objektive vom Subjektiven, das Seyn vom Denken nicht getrennt werden, u. ſ. w. (Daſelbſt S. 54—57.)

Auch mit dieſen Formen war man nicht lange zufrieden, beſonders da das Schelling'ſche Syſtem vielen gar zu naturaliſtiſch ausſah. Unter dieſen war vorzüglich Jacobi, welcher die Form der Erkenntniß des Abſoluten im angeführten Werke (S. 202 f.) auf folgende Weiſe angab: »Myſtiſch, durchaus geheimnißvoll iſt der Beginn unſerer Erkenntniß, die unbegreifliche Vorausſetzung eines, alles Wahre, Gute, Schöne in ſich faſſenden und außer ſich erzeugenden Urweſens. Nur nach Vorausſetzung dieſes verborgenen Grundes ſind wir des Begriffes der Wahrheit überhaupt fähig. Das Vermögen dieſer Vorausſetzung nennen wir Vernunft. — Die Quelle dieſer Vorausſetzung iſt ein über alle objektive und ſubjektive Natur, über alle Begriffe, Anſchauungen und Gefühle hinausſtrebendes unergründliches Verlangen, womit ſich unſere Natur, im höchſten Sinne des Worts, an ein Allerhöchſtes, ein ſchlechthin Unvergleichbares hängt. Kraft dieſes Verlangens ſchwebt der Vernunft das Abſolute idealiſch vor, wird von ihr geſucht, als ein Objekt fixirt, aber nie als ein wirklich Seyendes, und außer ihr, von ihrer Vorſtellung unabhängig Vorhandenes anerkannt.«

Hr. Pr. Fries, nachdem er im angeführten Werke (B. II. von §. 146 an) — eine lange Deduktion über die Idee der Gottheit geſchrieben hatte, zog dann (§. 149) daraus folgenden Schluß: »Das todte Wort unſerer »ſpekulativen Idee iſt alſo einzig, daß wir die »Gottheit als höchſte Urſache im ewigen Seyn »der Dinge denken, durch welche die höhere Ordnung »der Dinge beſteht, Leben und Wärme wird ihm erſt »aus dem Innerſten unſers handelnden Weſens. In der »Spekulation iſt dieſe Idee die letzte, die wir ausſprechen können; für den lebendigen Glauben, »hingegen iſt ſie das Erſte und Innerſte in unſerm Weſen, als der Glaube an die Realität des höchſten Gutes, von dem alles ideelle Leben ausgeht, und zu dem »es wieder zurückkehrt, nachdem es ſich in dem lebendigen Spiele der Schönheit über die Natur und das vereinzelte Leben in der Geſchichte der Menſchheit verbreitet hat.«

Alle dieſe, und alle bisher übliche Vorſtellungs-Formen von Gott und andern überſinnlichen Gegenſtänden ſind an ſich doch wieder nur nach den gewöhnlichen Kategorien des Verſtandes gebildet, nämlich nach denen der Urſache, Einheit, Weſen u. ſ. w. Ja, es können auch Erkenntniſſe, welche bloß im Denken beſtehen, gemäß der natürlichen Beſchaffenheit unſers Denkvermögens, nie anders als durch Kategorien zu Stande kommen. Woher können wir nun aber die Verſicherung haben, daß wir recht daran ſind, wenn wir auch das Ueberſinnliche nach den Kategorien denken? und woher die

Anleitung, nach welchen Kategorien wir ſelbes denken ſollen? Soll vielleicht unſere Vernunft uns dieſe Verſicherung und dieſe Anleitung verſchaffen können? O ſchwache und allerſeits begränzte Menſchenvernunft! Da du dich ſelbſt nicht kennſt, wie wirſt du uns das Ueberſinnliche, das Göttliche aufweiſen können? Beſtimme zuvor, wenn du kannſt, das unendliche Weſen der Gottheit; und dann lehre erſt, ob und wie eine endliche Intelligenz ſich ſelbes vorſtellen könne. Sieh, wie in dieſem Unternehmen ſelbſt ſchon ein Widerſpruch, eine auffallende Unmöglichkeit läge! Kehre doch nach ſo langwierigen unnützen Bemühungen von deinem Wahne zurück, daß du das, was über dir iſt, in dir finden könnteſt. Erkenne doch einmal, daß dir hierzu ein höheres Licht leuchten müſſe. »Das Weſen der Gottheit (ſchreibt Schlegel in der angef. Recenſ. S. 91) kann nur in Offenbarungen ſich mittheilen, nur im Glauben erfaßt, und nur im Geiſte der Liebe erkannt werden, ſo weit es erkennbar iſt. Ohne das Weſen aber iſt auch in dieſem Falle, wie in jedem andern, die Erkenntniß der Form nur eine todte und nichtige Erkenntniß, eine leere Beſchäftigung und bloßes Spiel mit Formeln, wie deren jetzt jeder Tag andere hervor bringt, andere wieder hinweg nimmt. Iſt dem alſo, iſt, nach den Worten des Propheten, der Herr Gott, iſt die Offenbarung das Erſte und Höchſte, dem die Vernunft unterthan ſeyn und dienen ſoll, ſo wandle der Philoſoph mit feſtem Glauben auf dieſem Wege vorwärts, und laſſe ſich durch Ungewißheit und Zwei-

»fel nicht ſo gar leicht und immer wieder von neuem »irre machen, und im beſtändigen Schwanken erhalten.«

Ich ſetze noch hinzu: Iſt die Offenbarung hiſtoriſch gewiß (wie ſie denn auch wirklich die größte und unverwerflichſte hiſtoriſche Gewißheit für ſich hat), ſo ſind wir durch ſie belehrt und verſichert, daß wir von Gott und von allen überſinnlichen Gegenſtänden alles das denken und für gewiß halten dürfen, was und wie ſie es uns vorträgt. Die ſymboliſchen und analogiſchen Ausdrücke, derer ſich die Offenbarung hierzu bedient, ſind die einzigen, die wir zu gebrauchen durch ſie berechtiget ſind; alle übrigen, bloß durch unſer Denkvermögen erfundenen, ſind nur gewagt.

Wer ſich mit dieſer Erkenntnißquelle des Ueberſinnlichen nicht begnügt, der befolgt den Rath des weiſen Mannes nicht: »Was dir zu hoch iſt, das ſuche nicht, und was deine Kräfte überſteigt, dem forſche nicht nach.« Eccleſ. III. 22. Er wird, »indem er die Majeſtät erforſchen will, von der Herrlichkeit erdrückt werden.« Buch d. Sprüche Salom. XXV. 27. Dieß war das bisherige Schickſal aller dergleichen philoſophiſcher Spekulationen!

Der Siebente November 1812.

An meinen Bruder.

Ode.

Spartacum si qua potuit vagantem fallere testa.
Horat. L. III. 14.

Hervor aus innerm Schatze, Bewährteſter,
Du ächter Achtundvierziger! unentweiht
Wie Tiburs Nektar, unumleuchtet
Du, von des Spartacus Mordbrands-Fackel.

Längſt glomm ihr Zunder, mählig emporgefacht,
Flammt Glutenlohe, tanzet auf Trümmerſchutt,
Im Saturnal-Gelage, trotzend
Heiligen Maalen, die freche Rotte!

Hervor! was ſäumſt du? Auf! du Gebanneter
Nun fünf und ſechzig Herbſte, du Lebenshauch,
In ſchwachen Scherben, doch ſelbſt dieſer
Saugt aus dem Gaſte ſich Kraft und Wärme.

Wißt heut' iſt's Feyer! Kränzet das Heiligthum
Der frommen Freude, zündet ihr Flämmchen, ſchließt
Der Halle Thore, nur das Pförtchen
Oeffne ſich leiſe den Auserkohrnen.

Heil, Bruder, Heil Dir! Fülle des Segens — O
Du ruhſt an ſeiner Quelle! — beſtröme Dich,
    Empor aus hochgehob'nem Kelchglaſ'
    Athmet das Opfer der Herzenswünſche.

Klingt an, ihr Söhn' und Töchter und Eidame,
Mit Jedem leer' ich's! Enkel und Enkelin,
    Und's Hännschen dort im Keller! — Ha! zur
    Schaar iſt erwachſen der Hochgefeyrte!

Auch meine Baucis bringet ihr Schärflein dar,
Im Fingerhütchen, klinget ertönend an,
    Ein Tröpfchen, traun Gutedel! köſtlich
    Mehr als Kleopatra's ſtolzer Perl-Trunk.

Hör', Jahrgenoße! brüſteſt dich, feuriger
Und reger ſtets erglühe dein Traubenblut,
    Erſt Enkels-Enkel ſchlürf' aus deiner
    Flaſche den duftenden Götterbalſam.

So ich! Es wallt mir immer und immerdar
Für meinen Pollux höher noch, flammender
    Die Kaſtor-Bruſt! der Jahre Neige
    Ebbet, doch freyer und freyer ſchwingt ſich

Der Liebe Fittig, höhnet die ſchmählige,
Des Raumes Feſſel! — Doch, o was netzet mir
    Die Wange, hemmt des Sanges Flug? iſt's,
    Was mir die Saiten beſchleicht, iſt's Wehmuth?

In deinen Schleyer hüll' ich, Sophia, mich,
Verzeih den Zähren die ich an Deinem Feſt
Verbannte. — Ach, ſie ſchaut das Sonnen-
Auge, ſie rinnen, der Sterne Reigen!

Erſtumme heut' o Klage! des Wiederſehns,
Des oft erneuten Bilder, umſchwebet mich!
Wenn nun der Wonne Stunde hertanzt,
Wir in die offenen Arm' uns ſtürzen.

Die Leyer ſchwieg. Da ſäuſelt' es, gaukelt' es
Auf zarten Zehen, nahte mir, flüſterte:
»Grüß' Seine« — neigt' ein Köpfchen — »hohe
»Muſe, von deinem Camönen-Mädchen.«

Christian Graf zu Stolberg.

Der

Der Philoſoph Hamann.

Vom Herausgeber.

Nebſt Hamanns früheſter Schrift.

Mitgetheilt
von Friedr. Heinrich Jacobi.

So wie der Irrthum nur dadurch in die Welt gekommen iſt, daß die Neigung und der Wille von ihrem urſprünglichen Gegenſtande ſich ablenkten und in eine niedere Region herunterſanken; ſo beginnt auch alle Wiederherſtellung und Auferſtehung der Wahrheit damit, daß der Menſch die verirrte Neigung wieder zurücklenkt zu dem urſprünglichen Gegenſtande ſeiner Liebe, daß er aus allen Kräften nach der Wahrheit ſtrebt, daß er von ganzem Herzen Gott und deſſen Erkenntniß ſucht.

Dieſes tiefe Streben nach der Wahrheit, dieſes innere Suchen Gottes und ſeiner Erkenntniß iſt das eigentliche Weſen der Philoſophie, welche nach dem urſprünglichen Sinne des Worts ja eine freye Liebe der Weisheit, nicht aber ein Lehrgebäude der Wiſſenſchaft bedeutet.

Mitten unter einer zweyten Sündfluth von Irrthum und einem Labyrinth von hochmüthigen Vorurtheilen hat das achtzehnte Jahrhundert doch mehrere merkwürdige und vortreffliche *Suchende* dieſer Art beſonders auch in Deutſchland hervorgebracht, wie einzelne wegweiſende

Sterne in der Nacht des Wahns. Ich nenne ſtatt aller andern nur Leſſing, Lavater, und Hamann. Leſſing an den Ort zu ſtellen, wohin er gehört, verſuchte ich ſchon vor mehreren Jahren (Leſſings Gedanken und Meinungen III. Th. 8. 1804); wie es ſcheint nicht ganz ohne Erfolg. Da man ihn früherhin nur als einen Theaterdichter und ſcharfſinnigen Kritiker zu betrachten und zu bewundern gewohnt war, ſo fängt man doch nun an, hier und da gewahr zu werden, daß er als Wahrheitsforſcher und Philoſoph bey weitem merkwürdiger war als in jenen Beziehungen, und daß er eben als Philoſoph höher ſteht und tiefer eingedrungen iſt als viele berühmte Syſtemerbauer und Sectenſtifter. Lavatern, von dem man faſt nur ſeine phyſiognomiſchen und andern litterariſchen Schwächen kennt, als chriſtlichen Denker und Seher nach ſeinem ganzen Werthe und Tiefblicke darzuſtellen, wie ich es lange wünſchte, dazu wird ſich ſchon noch eine günſtige Gelegenheit finden. Hamann iſt weniger berühmt geworden als Beyde. Es war ihm um den Ruhm des Schriftſtellers durchaus nicht zu thun. Ganz nur beſchäftigt, die Wahrheit und die wahre Weisheit zu erkunden und auszuſpähen, theilte er was ſein ahndender Geiſt erforſcht und gefunden hatte, meiſtens in einzelnen witzigen Flugſchriften ohne Namen mit, wie in zerſtreuten ſybilliniſchen Blättern, die hier und da dunkel waren durch die Fülle der Gelehrſamkeit und des Witzes, und durch die Tiefe der Bedeutung. Mit Lavatern ſtimmte er ſo weit wohl am meiſten überein, daß auch ihm, das Chriſtenthum zu verſtehen, für die einzige Philoſophie galt. Sonſt hat die ganze Art und Manier ſeines Geiſtes, und ſelbſt ſeines Ausdrucks eine auffallende Verwandtſchaft mit Leſſings Weſen und Eigenthümlichkeit. Dieſe Aehnlichkeit entſpringt daraus, daß Witz und Tiefſinn, Scharfſinn und Gelehrſamkeit in den Schriften beyder innigſt vereint und gemiſcht ſind. Der Geiſt und die grade Kraft, mit welcher Leſſing nach der Wahrheit hinſtrebte, ſind bewundernswerth; indeſſen iſt er weit vom Ziele entfernt geblieben. Darin ſteht Hamann über ihn, wie er dann überhaupt an eigentlichem metaphyſiſchen Tiefſinn beyde genannten wohl weit übertrifft. Selbſt Kant darf ihm, glaube ich, hierin nicht gleich geſtellt werden. Ueberhaupt zeigt ſich der wahre und reine Charakter des Philoſophen viel deutlicher an ſolchen, die zunächſt nur die Wahrheit ſelbſt und ihre eigene Befriedigung im Auge haben, daher auch ſich mehr rhapſodiſch mitzutheilen, als eigentliche Syſteme aufzuſtellen pflegen. Man kann wohl ohne Ungerechtigkeit nicht in Abrede ſeyn, daß auch Kant die Wahrheit redlich geſucht, daß er wenigſtens in dem dämmernden Raum zwiſchen der unerleuchteten Vernunft und der gemeinen Erfahrung mühevoll nach ihr herumgetappt habe. Aber ehe er noch ſelbſt zur Auflöſung und zu irgend einer Befriedigung gelangt, ehe er den Quellen der Wahrheit auch nur nahe gekommen war, wollte er ſchon meiſtern was er noch kaum verſtanden hatte, und ein alles beherrſchendes Lehrgebäude anmaßend aufſtellen. Schon in dieſem widerſtreitenden Verfahren liegt ein zureichender Grund warum ſein übrigens gutgemeintes Unternehmen ſo ganz mißrathen iſt; indem er, ſtatt uns von der alles ergreifenden und zerſtörenden Sophiſterey für immer zu befreyen, ſeine Anhänger faſt noch tiefer hinein geſtürzt hat. —

Einen ganz andern, als dieſen breiten Vernunfttappenden Syſtemweg, auf welchem Kant ſeine große Geiſteskraft verſchwendet hat, ſchlug Hamann ein. Aber freylich iſt der einſame Felſenpfad des Forſchers grade zur Quelle hinauf, ſelten geeignet, auch zur allgemeinen Heer- und Landſtraße für jedermann zu dienen. Was in die Tiefe eindringt, oder grade aufwärts ſtrebt, das kann nur ſelten einer ſo allgemeinen Wirkung ſich erfreuen, wie das was in die Breite ſich ausdehnt, und auf der Oberfläche herrſcht. Nur von ſehr wenigen daher ward Hamanns Geiſt ganz nach ſeinem Werth verſtanden und benutzt. Seine Schriften ſogar blieben zum Theil unbekannt, und eine vollſtändige Sammlung derſelben gehört unter die litterariſchen Seltenheiten. In der letzten Zeit jedoch iſt der Wunſch mehrmals kund gegeben worden, eine neue Ausgabe derſelben zu beſitzen.

Kaum ſollte man glauben, daß es dazu einer beſondere Aufforderung bedürfte für Hamann, Kants ſiegreichen Mitkämpfer um die Wahrheit, Herders Lehrer, der mit Jacobi, Lavater und Claudius befreundet, auch von Leſſingen in der Ferne verehrt ward; für einen Schriftſteller, der vielleicht der originellſte, unſtreitig aber einer der tiefſinnigſten und gelehrteſten war, welche das achtzehnte Jahrhundert in Deutſchland hervorgebracht hat! — Aber man kennt ja den Strom der deutſchen Litteratur und ſein Treiben; wie da alles Leichte obenauf ſchwimmt, das Beſte und Edelſte ſo leicht vergeſſen und heruntergeriſſen wird in den Strudel der allgemeinen Gedankenloſigkeit.

Mag ein wichtiger Beytrag zur Sammlung der Hamannſchen Werke, zugleich auch als Aufforderung dienen, eine ſolche zu beſchleunigen.

Die nachſtehende früheſte Schrift von Hamann verdanken wir der Mittheilung des mit ihm befreundeten Philoſophen, Friedrich Heinrich Jacobi. Sie iſt abgefaßt zu London, im Jahre 1758. Hamann, geboren 1730 zu Königsberg in Preußen, befand ſich damals auf einer Reiſe in England. Nachdem er von derſelben zurückgekehrt, lebte er von 1762—1787 in ſeiner Vaterſtadt, wo er ein öffentliches Amt bekleidete, und ſtarb 1788.

Bibliſche Betrachtungen eines Chriſten.

London, den 19. März, am Palmſonntage 1758.

Ich habe heute mit Gott den Anfang gemacht, zum zweytenmal die heil. Schrift zu leſen. Da mich meine Umſtände zu der großen Einöde nöthigen, worin ich, wie ein Sperling auf der Spitze des Daches ſitze und wache, ſo finde ich gegen die Bitterkeit mancher traurigen Betrachtungen über meine vergangene Thorheiten, über den Mißbrauch der Wohlthaten und Umſtände, womit mich die Verſehung ſo gnädig unterſcheiden wollen, ein Gegengift in der Geſellſchaft meiner Bücher, in der

Beſchäftigung und Uebung, die ſie meinen Gedanken geben. Die Ausſicht einer leeren Wüſte, worin ich mich von Waſſer und Aehren verlaſſe ſehe, iſt mir jetzt näher als jemals. Die Wiſſenſchaften und jene Freunde meiner Vernunft, ſcheinen gleich Hiobs, mehr meine Geduld auf die Probe zu ſtellen, anſtatt mich zu tröſten, und mehr die Wunden meiner Erfahrung blutend zu machen, als ihren Schmerz zu lindern. Die Natur hat in alle Körper ein Salz gelegt, das die Scheidekünſtler auszuziehen wiſſen, und die Vorſehung, ſcheint es, desgleichen in alle Widerwärtigkeiten einen moraliſchen Urſtoff, den wir aufzulöſen und abzuſondern haben, und den wir mit Nutzen als ein Hülfsmittel gegen die Krankheiten unſerer Natur und gegen unſere Gemüthsübel anwenden können. Wenn wir Gott bey Sonnenſchein in der Wolkenſäule überſehen, ſo erſcheint uns ſeine Gegenwart des Nachts in der Feuerſäule ſichtbarer und nachdrücklicher.

Ich will einige allgemeine Anmerkungen über die göttliche Offenbarung machen, die mir einfallen werden. Gott hat ſich geoffenbaret dem Menſchen in der Natur und in ſeinem Wort. Man hat die Aehnlichkeiten und die Beziehungen dieſer beyden Offenbarungen noch nicht ſo weit auseinander geſetzt, und ſo deutlich erklärt, noch auf dieſe Harmonie gedrungen, worin eine geſunde Philoſophie, ſich ein weites Feld öffnen könnte. Beyde Offenbarungen müſſen auf eine gleiche Art in unzähligen Fällen gegen die größten Einwürfe gerettet werden, beyde Offenbarungen erklären, unterſtützen ſich einander, und können ſich nicht widerſprechen, ſo ſehr es auch die Auslegungen thun mögen, die unſre Vernunft darüber macht. Es iſt vielmehr der größte Widerſpruch und Mißbrauch derſelben, wenn ſie ſelbſt offenbaren will. Ein Philoſoph, welcher der Vernunft zu gefallen das göttliche Wort aus den Augen ſetzt, iſt in dem Fall der Juden, die deſto hartnäckiger das neue Teſtament verwerfen, je feſter ſie an dem alten zu hangen ſcheinen. An dieſen wird die Prophezeihung erfüllt, daß dasjenige ein Aergerniß und eine Thorheit in ihren Augen iſt, was zur Beſtätigung und zur Erfüllung ihrer übrigen Einſichten dienen ſollte. Die Naturkunde und Geſchichte, ſind die zwey Pfeiler, auf welchen die wahre Religion beruht. Der Unglaube und der Aberglaube gründen ſich auf eine ſeichte Phyſik und ſeichte Hiſtorie. Die Natur iſt ſo wenig einem blinden Ungefähr oder ewigen Geſetzen unterworfen, als ſich alle Begebenheiten durch Charaktere und Staatsgründe aufſchließen laſſen. Ein Newton wird als Naturkundiger von der weiſen Allmacht Gottes, wie ein Geſchichſchreiber von der weiſen Regierung Gottes, gleich ſtark gerührt werden.

Gott offenbart ſich: — Der Schöpfer der Welt iſt ein Schriftſteller — was für ein Schickſal werden ſeine Bücher erfahren müſſen, was für ſtrengen Urtheilen, was für ſcharfſinnigen Kunſtrichtern werden ſeine Bücher unterworfen ſeyn? Wie viele armſelige Religionsſpötter haben ihr täglich Brod von ſeiner Hand genoſſen, wie viele ſtarke Geiſter, wie Heroſtratus, in der Verwegenheit ihrer Schande eine Unſterblichkeit geſucht, deren Todesangſt um eine beſſere gefleht hat.

Gott iſt gewohnt ſeine Weisheit von den Kindern der Menſchen getadelt zu ſehn. Moſes Stab war in keiner Gefahr, ungeachtet ihn die Zauberſtäbe der weiſen Aegyptier umzingelt anziſchten. Dieſe Tauſendkünſtler waren endlich genöthigt, den Finger Gottes in dem verächtlichſten Ungeziefer zu erkennen, und dem Propheten des wahren Gottes auszuweichen. Der Begriff, daß das höchſte Weſen ſelbſt die Menſchen einer beſondern Offenbarung gewürdigt hat, ſcheint dem Witzling ſo fremd und außerordentlich zu ſeyn, daß er mit Pharao fragt: was dieſer Gott haben will und worin ſein Geſuch beſteht? Mit dieſem Begriff ſollte man aber nothwendiger Weiſe eine Betrachtung derjenigen verbinden, denen dieſe Offenbarung zu gut geſchehen. Gott hat ſich Menſchen offenbaren wollen, er hat ſich durch Menſchen offenbart. Er hat die Mittel, dieſe Offenbarung den Menſchen nützlich zu machen, ſie für ſolche einzunehmen, ſie unter den Menſchen auszubreiten, fortzupflanzen und zu erhalten, auf die Natur der Menſchen ſeiner Weisheit am gemäßeſten gründen müſſen. Ein Philoſoph, der Gott in der Wahl aller dieſer Umſtände und Wege, in welchen Gott ſeine Offenbarung hat mittheilen wollen, tadeln oder verbeſſern wollte, würde immer vernünftiger handeln, wenn er ſeinem Urtheil hierin zu wenig zutraute, damit er nicht Gefahr ließe, wie jener gekrönte Sternkundige, das Ptolemäiſche Syſtem oder ſeine Erklärung des Sternlaufes für den wahren Himmelsbau anzuſehen. Hat Gott ſich den Menſchen und dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zu offenbaren die Abſicht gehabt, ſo fällt die Thorheit derjenigen deſto mehr in die Augen, die einen eingeſchränkten Geſchmack und ihr eigenes Urtheil zum Probeſtein des göttlichen Worts machen wollen. Die Rede iſt nicht von einer Offenbarung die ein Voltaire, ein Bollingbroke, ein Shaftesbury annehmungswerth finden würden, die ihren Vorurtheilen, ihrem Witze, ihren moraliſchen, politiſchen und epiſchen Grillen, am meiſten ein Genüge thun würde: ſondern von einer Entdeckung ſolcher Wahrheiten, an deren Gewißheit, Glaubwürdigkeit und Wichtigkeit dem ganzen menſchlichen Geſchlechte gelegen wäre. Leute die ſich Einſicht genug zutrauen, um eines göttlichen Unterrichtes entbehren zu können, würden in jeder andern Offenbarung Fehler gefunden haben, und halten keine nöthig. Sie ſind (nach ihrem Wahn) die Geſunden, die des Arztes nicht bedürfen.

Gott hat es unſtreitig ſeiner Weisheit am gemäßeſten gefunden, dieſe nähe Offenbarung ſeiner ſelbſt, erſt an einen einzigen Menſchen, hierauf an ſein Geſchlecht, und endlich an ein beſonderes Volk zu binden, ehe er erlauben wollte, ſelbige allgemein zu machen. Die Gründe dieſer Wahl laſſen ſich eben ſo wenig von uns erforſchen, als warum es ihm gefallen in ſechs Tagen zu ſchaffen, was ſein Wille eben ſo füglich in einem einzigen Zeitpunkte hätte wirklich machen können.

Ferner, Gott hat ſich ſo viel möglich bequemt und zu der Menſchen Neigungen und Begriffen, ja ſelbſt Vorurtheilen und Schwachheiten herunter gelaſſen. Dieſes vorzügliche Merkmal ſeiner Menſchenliebe, davon die ganze heilige Schrift voll iſt, dient den ſchwachen Köpfen zum Spott, die eine menſchliche Weisheit oder eine Genugthuung ihrer Neugierde, ihres Vorwitzes, eine Uebereinſtimmung mit dem Geſchmack der Zeit, in der ſie leben, oder der Secte, zu der ſie ſich bekennen, im göttlichen Worte zum voraus ſetzen. Kein Wunder wenn ſie in ihrer Vorſtellung ſich hintergangen ſehen, und wenn der Geiſt der Schrift mit eben der Gleichgültigkeit zurück gewieſen wird, ja wenn dieſer Geiſt eben ſo ſtumm und unnütz ſcheint, als der Heiland dem Herodes, der ihn ungeachtet ſeiner groſſen Neugierde und Erwartung zu ſehen, mit mehr als Kaltſinn zu Pilatus bald zurück ſchickte.

Wer ſollte ſich einbilden, daß man in den Büchern Moſis eine Geſchichte der Welt hat ſuchen wollen? Viele ſcheinen ihn bloß deßwegen zu läſtern, daß er ihnen nicht Mittel giebt, die Fabeln eines Herodotus zu erklären, zu ergänzen oder zu widerlegen. Wie lächerlich, wie unglaublich würde ihnen vielleicht dieſe Geſchichte der erſten Welt vorkommen, wenn wir ſie ſo vollkommen hätten, als ſie ſelbige wünſchen!

Dieſe Bücher ſollten von den Juden erhalten werden. Es mußten alſo viele beſondere Umſtände dieß Volk ſo nahe angehen, wodurch ſie für den Inhalt derſelben eingenommen werden konnten. Die Geſchichte dieſes Volks iſt an ſich ſelbſt von größerer Wichtigkeit in Anſehung unſerer Religion, als aller andern Völker ihre, weil Gott in der Hartnäckigkeit dieſer Nation das traurigſte Bild unſerer verdorbenen Natur, und in ſeiner

Führung und Regierung deſſelben, die größten Proben ſeiner Langmuth, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, kurz die ſinnlichſten Offenbarungen ſeiner Eigenſchaften zu erkennen gegeben.

Warum Gott dieß Volk gewählt? Nicht ſeiner Vorzüge wegen. Die Freygeiſter mögen ſeine Dummheit und Bosheit in Vergleichung anderer Völker, ſo ſtark auszeichnen als ſie wollen: hat Gott das Evangelium nicht gleichfalls durch unwiſſende und unanſehnliche Werkzeuge in den Augen der Welt fortpflanzen wollen? Wer kann ſeinen Rath hierin erforſchen?

So wenig alſo auch ein Voltaire und Bollingbroke in den fünf erſten Abſchnitten des 1. Buch Moſis finden, um die erſte Hiſtorie der Völker zu ergänzen und aufzuklären, von ſo großer Wichtigkeit ſind die Entdeckungen deſſelben für das menſchliche Geſchlecht überhaupt.

Es hat an dem guten Willen der Philoſophen nicht gefehlt, die Schöpfung als eine natürliche Begebenheit zu erklären. Es iſt daher kein Wunder, daß ſie Moſes einen gleichen Einfall zugetraut haben, und dieſes ſtatt einer Erzählung von ihm erwarten: ich ſage, eine Erzählung die nach dem Begriff der Menſchen abgemeſſen, und gewiſſermaßen mit den Begriffen der Zeit in denen er ſchrieb, in Verwandtſchaft ſtehen mußte, kann Köpfen wenig Zufriedenheit gewähren, die eine Erklärung fordern, die die Begreiflichkeit einer Sache der Wahrheit vorziehen. Man weiß in wie viel Thorheiten die Neigung, künftige Dinge zu erforſchen, verleitet hat; daß dieſe Neigung dem Menſchen das Vertrauen gegeben, ſich hierzu fähig zu halten; daß ſie die Mittel dazu in Sternen, im Vogelfluge u. ſ. w. für füglich und hinlänglich angeſehen, um ihrem Vorwitz ein Genüge zu thun. Die Begierde Dinge zu wiſſen, die uns zu hoch, über unſern Geſichtskreis ſind, die uns unerforſchlich ſind, aus eben der Schwäche, die uns die Zukunft ſo dunkel macht, hat die Menſchen in eben ſolche lächerliche Methoden und Irrthümer geführt. Solche Leute verdienen mit eben ſo viel Recht Weltweiſe und Philoſophen zu heißen, als man die Zigeuner, Aſtrologen u. ſ. w., Wahrſager genannt hat.

Laßt uns natürliche Begebenheiten mit natürlichen, und Wunder mit Wundern vergleichen, wenn wir von ſelbigen urtheilen wollen.

Daß Moſes von der Natur nach Ariſtoteliſchen, Carteſiſchen, oder Newtoniſchen Begriffen ſich hätte erklären ſollen, würde eine eben ſo lächerliche Forderung ſeyn, als daß Gott ſich in der allgemeinen philoſophiſchen Sprache hätte offenbaren ſollen, die der Stein der Weiſen in ſo manchen gelehrten Köpfen geweſen.

Daß Moſes nur für den Pöbel allein geſchrieben, iſt entweder ohne allen Sinn, oder eine lächerliche Art zu urtheilen. Geht die Sonne im Sommer für den Bauer allein ſo früh auf, weil der faule Bürger und wollüſtige Höfling ihres Scheins ſo manche Stunde länger entbehren können, oder denſelben unnöthig finden?

Paulus wurde entzückt. Er fand keine Worte um ſeine Begriffe die er vom dritten Himmel mit ſich brachte, erzählen und deutlich machen zu können. So wie unſre Ohren ohne vom Schall der Luft gerührt zu werden, nicht hören können, und alles verſtändliche Gehör von einer weder zu ſtarken noch zu ſchwachen Zitterung der Luft abhängt; ſo iſt es mit unſern Vorſtellungen. Sie hangen von körperlichen Bildern ab, und mangeln und laſſen ſich nicht mittheilen, wo uns dieſe fehlen, und wo wir ſolche nicht in andern erwecken können, die unſern eignen gleichförmig ſind. Man ſieht, wie ſchwer es iſt, die Figuren und Idiotismen einer Sprache in die andere überzutragen, und jemehr die Denkungsart der Völker verſchieden iſt, zu deſto mehr Abweichungen und Erſetzungen oder Aequationen, daß ich ſo rede, iſt man gezwungen. Wie ſoll daher eine Erzählung beſchaffen ſeyn, in der uns Dinge verſtändlich und vernehmlich gemacht werden ſollen, die ſo weit auſer dem ganzen Umfang unſerer Begriffe abgeſondert liegen?

Mit was für Demuth, mit was für ſtummer Aufmerkſamkeit und tiefer Ehrfurcht müſſen wir dasjenige annehmen, was uns der Schöpfer der Welt von dem Geheimniß der groſen Woche, worin er an unſerer Erde gearbeitet hat, kund machen will. So kurz die Erzählung von der Hervorbringung eines Werkes iſt, das ſeinen Beyfall fand, da es da war, das er würdig gefunden, ſo lange zu erhalten, und das er als ein bloßes Gerüſte eines höhern Gebäudes auf die feyerlichſte Art zu vernichten ſich vorbehalten hat, ſo wichtig muß ſie in unſern Augen ſeyn. So ſehr er ſich herunter gelaſſen, uns das wenige, was uns davon zu verſtehn möglich, nöthig und nützlich iſt, zu offenbaren: ſo weit überſteigt es gleichwohl unſere Denkungskräfte.

⁂

So weit die mitgetheilte früheſte Schrift Hamanns. Im erſten Theile der Werke von Friedrich Heinrich Jacobi (Leipzig, 1812) ſind einige ſehr merkwürdige und gehaltreiche Briefe von Hamann an Jacobi enthalten. Der größere Theil ihres philoſophiſchen Briefwechſels wird als Zugabe zu dem Werke Ueber die Lehre des Spinoſa erſcheinen. Möchte doch Jacobi, wenn er die Sammlung ſeiner eigenen Werke vollendet, noch Muße finden, auch die ſeines Freundes von neuem herauszugeben, oder wenigſtens andre zu einer ſolchen Ausgabe veranlaſſen und in Stand ſetzen! Wer immer dazu beytragen kann, der erwirbt ſich ein großes Verdienſt um die deutſche Philoſophie und deren Wiederherſtellung.

Unter den jüngern Zeitgenoſſen und berühmten Schriftſtellern iſt unſer beliebter Jean Paul, Friedrich Richter einer, der Hamanns Geiſt, mit dem er ſich wohl von der Seite des Witzes verwandt fühlt, als eine reiche Quelle origineller Gedanken am meiſten erkennt und wohl zu ſchätzen weiß. Er ſchrieb mir auf eine von mir deßfalls an ihn ergangene Anfrage: »Das Beſte, Erlaubteſte und Leichteſte wäre, mit einer bloßen Anthologie aus Hamanns Werken das Publikum auf dieſes über- und unterirdiſche Ophir hinzuweiſen. Und doch wird wieder dieſe Ausleſe ſchwer, da alles bey ihm Ausleſe iſt. Ich wüßte aus ſeinem erſten Buche (über Sokrates) nichts auszuziehn, als das ganze Buch ſelber. — Indeß warte man nur; dieſer Polarſtern geht uns nicht unter.«

Eine ſolche Anthologie und Auswahl einzelner Gedanken wäre wohl wünſchenswerth als Vorbereitung einer Ausgabe und Sammlung, nicht als Erſatz derſelben. Denn ſo weit iſt doch wohl der Deutſche Geiſt noch nicht heruntergekommen, daß die Schriften und Sprüche dieſes großen Lehrers, der ſeinen Zeitgenoſſen freylich allzuweit vorgeeilt war, auch jetzt an der Nation ganz verloren gehen ſollten.

Um Hamanns Geiſt und Philoſophie näher zu charakteriſiren, mögen einige Stellen aus jenen Briefen an Jacobi dienen.

Urtheil über Johannes Müller.

»Die Reiſen der Päbſte haben mich mit dem erſten Theil der Schweizergeſchichte ausgeſöhnt, worin zu viel Achilliſches für mich war, und dem Gott Mavors zu viel geräuchert werden. Die Reiſen ſtimmen mehr mit meinem Geſchmack an der — Odyſſee, und mit meinen übrigen Grillen über die jüdiſche und Kirchengeſchichte, als die älteſten, fruchtbarſten, unerkannten Quellen einer tranſcendentalen Philoſophie und Politik.« —

Hamanns eigene Gefühlsweiſe.

»Meine geläufigſten und ergiebigſten Thränenquellen aus Wolluſt und Freude; Ungeduld und erſtickter Zorn arten deſto leichter bey mir in ein Lachen aus. Nach

»dieſer Idioſynkraſie habe ich mir einen etwas abwei»chenden Charakter jener beyden übelberüchtigten Philo»ſophen gemacht. — —

»Ich weiß genug, indem ich mich im Empfinden übe, »und bey wenigem Wiſſen kann man deſto mehr thun. »Wiſſen bläht auf, aber die Liebe beſſert.« —

Gegen den Pantheismus.

»To be or not to be, that is the question. Seyn »iſt freylich das Ein und Alles jedes Dings. Aber »das το ον der alten Metaphyſik hat ſich leider! in ein »Ideal der reinen Vernunft verwandelt, deſſen Seyn »und Nichtſeyn von ihr nicht ausgemacht werden kann. »Urſprüngliches Seyn iſt Wahrheit, mitge»theiltes iſt Gnade. Nichtſeyn ein Mangel, auch »wohl ein Schein von beyden, über deſſen mannichfal»tiges Nichts ſich Einheit und Mittelpunkt aus dem Ge»ſicht verliert. So ging es Spinoſa und vielleicht Leſ»ſing.«

»Die Metaphyſik hat ihre Schul- und Hofſprache; »beyde ſind mir verdächtig und ich bin weder im Stande, »ſie zu verſtehen, noch ſelbſt mich ihrer zu bedienen. »Daher ich beynahe vermuthe, daß unſre ganze Philo»ſophie mehr aus Sprache als aus Vernunft beſteht.«

Dem bekannten Wahlſpruche der Pantheiſten ἑν και παν, von ihrem Einem und All ſetzte er den andern entgegen: το και Αυτος, ER iſt Alles in Allem. Mit fühlbarer Achtung und Liebe redet er von Leſſing,

wo

wo er nur immer ſeiner erwähnt. Er glaubt ihn 1757 da er auf Reiſen war, an einem öffentlichen Orte geſehen zu haben. »Ich hatte eine Unruhe, den Mann »anzureden, daß ich ihn nicht aus den Augen ließ, und »beym Ausgange noch einige Straßen verfolgte, aber »zu blöde war, auf eine bloße Ahndung ihn und mich »in Verlegenheit zu ſetzen.« —

Gegen Leſſings philoſophiſche Denkart indeſſen hegte er Mißtrauen. »Läßt ſich wohl,« fragt er in Beziehung auf die bekannte Leſſingſche Streitſache; »läßt ſich wohl »mit dem paniſchen Syſtem im Kopf ein chriſtlich Vater-»Unſer beten?« — Daran that er jedoch Leſſingen unläugbar unrecht, wenn er befürchtet, Feindſchaft gegen das Chriſtenthum habe ihn angetrieben, die berüchtigten Fragmente aus Reimarus Werke gegen die Religion bekannt zu machen. Nicht das, nicht Feindſchaft war es, ſondern der Drang und Durſt nach Wißbegier, die Unruhe des nie befriedigten Forſchens, was ihn dazu antrieb. Er wollte, daß die Sache ganz zur Sprache käme, damit er einmal zur Gewißheit und vollen Wahrheit gelangen möchte. Er hat ſie nicht erreicht, ſo weit wir ihn kennen; denn was wir von ihm ſehen, iſt nur das Wandeln auf einer unterbrochenen Laufbahn, mitten auf dem Wege zum Ziele ward er unſerm Auge entrückt; wir wollen aber deßfalls keinen Stein auf ihn werfen.

Das damals ſchon mit neuer Gewalt einreiſſende eitle Vernunftweſen und Wiſſen war der Sinnesart Hamanns ganz entgegen. »Alle metaphyſiſchen Unterſuchungen ſind »mir durch die Kritik der reinen Vernunft jüngſt faſt ſo

»verekelt worden, wie ehemals durch Wolfens lateiniſche Ontologie.« —

»Die Vernunft,« ſagt er ſehr ausdrucksvoll, »treffe der Fluch des dürren Holzes.« — Er traue ihr nur Erkenntniß des Irrthums zu, halte ſie aber für keinen Weg zur Wahrheit und zum Leben. —

Hamanns eigenthümliche Philoſophie zu bezeichnen, dienen dieſe Gedanken

über Vernunft und Offenbarung

am beſten, die freylich ſeltſam mit der neuerdings üblichen Vernunftvergötterung contraſtiren.

»Werdet wie die Kinder um glücklich zu ſeyn, heißt ſchwerlich ſo viel, als: habt Vernunft, deutliche Begriffe! Geſetz und Propheten gehn auf Leidenſchaft von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften, auf Liebe. — Doch Sie wiſſen es ſchon, daß ich eben ſo von der Vernunft denke, wie St. Paulus vom ganzen Geſetz und ſeiner Schulgerechtigkeit.« —

Dagegen richtet er ſeinen Blick, auf das Wunder der Sprache. »Ohne Wort keine Vernunft, — keine Welt. Hier iſt die Quelle der Schöpfung und Regierung.« — »Dieſer Schlüſſel verwandelt unſre wüſten Weltweiſen in ſinnloſe Schwärmer, die einfältigſten Galiläer und Fiſcher in die tiefſinnigſten Forſcher und Herolde einer Weisheit, die nicht irdiſch, menſchlich und teufliſch iſt, ſondern einer heimlichen verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt. — Dieſe Philoſophie läßt keinen Rechtſchaffenen, der an

»öde Stellen und Wüſten hingeängſtigt wird, ohne Hülfe »und Troſt. — Kein Genuß ergrübelt ſich — und alle »Dinge, folglich auch das Ens Entium iſt zum Genuß »da, und nicht zur Spekulation. Durch den Baum der »Erkenntniß wird uns der Baum des Lebens entzogen — »wollen wir denn immer dem Exempel des alten Adams »vielmehr folgen, als uns an ſeinem Beyſpiel ſpiegeln? »u. ſ. w. Alle Terminologie der Metaphyſik läuft auf »dieß hiſtoriſche Factum hinaus, und sensus iſt »das Principium alles intellectus.«

Ich darf wohl nicht erſt auseinander ſetzen, wie ganz verſchieden dieſe Anſicht von Gott, Vernunft und Offenbarung von dem Kantiſchen Vernunftglauben iſt. Richtiger als Kant, tiefer und wahrhaft metaphyſiſcher erfaßte Hamann in dieſem Gegenſatz von Vernunft und Offenbarung den Anfangspunkt aller Philoſophie. »Der »Sinn iſt Grundlage und Quelle aller Erkenntniß.« — Hamann iſt, um es mit einem Worte zu bezeichnen, kein Vernünftler oder Vernunftphiloſoph, ſondern entſchieſchiedener Supernaturaliſt. Er gehört jener ältern Art der Philoſophie an, welche im 18ten Jahrhundert, dem Zeitalter der Vernunft, nur noch wenige einzelne Anhänger zählte, und endlich ſo ſelten geworden iſt, daß unſre Vernunftweiſen ſie nicht einmal mehr recht verſtehen.

Mit der Kantiſchen Verwirrung haben wir Jahre, die für Deutſchland unwiederbringlich wichtig waren, verſchwendet. Dieſen großen, weiſen Tiefdenker, den Hellſehenden haben wir nicht gekannt und beachtet.

»Erfahrung,« ſagt Hamann, »Erfahrung und Offenbarung ſind einerley, und unentbehrliche Flügel oder Krücken unſerer Vernunft, wenn ſie nicht lahm bleiben oder kriechen ſoll. Sinn und Geſchichte iſt das Fundament und der Boden. Jene mögen noch ſo trügen und dieſe noch ſo einfältig ſeyn, ſo zieh' ich ſie allen Luftſchlöſſern vor.« —

Gedanken
über
Mythos, Epos und Geſchichte.

Mit altdeutſchen Beyſpielen.

Das erſte, was ein aufrichtiges Gemüth aus der Betrachtung alter Fabel und Sage lernen kann, iſt, daß hinter ihnen kein eitler Grund, keine Erdichtung, ſondern wahrhafte Dichtung liegt; wenn ich mich, in der Hoffnung klarer zu werden, ſo ausdrücken darf: objective Begeiſterung. Bald aber wird die tiefer ſchreitende Unterſuchung auf den Punkt bringen, wo man zu fragen hat: wie ſich Sagenwahrheit verhalte zu der hiſtoriſchen Wahrheit, gleichſam zu einer greiflichen eine fühlbare.

Bewußt oder unbewußt ſind alle Mythologen, welche ihren Gegenſtand ehrten, auf irgend eine Antwort für dieſe Frage bedacht geweſen, die ſie nach ihrem beſonderen Sinn allgemeiner faßten, oder auch auf Entſcheidung einzelner Fälle einſchränkten. Was ihnen gelang und worin ſie fehlten, wird meiſtentheils von dem Grade der Klarheit abhängig geweſen ſeyn, unter dem es ihnen jene Aufgabe in Geſichtspunkt zu faßen und zu löſen verliehen war.

Es ſcheint mir, als ſey hier eigentlich blos zweyerley zu antworten möglich: entweder müßte die mythiſche Wahrheit eine himmliſche oder eine irdiſche genannt werden.

Löſen ſich alle Sagen in einfache, immer einfachere Offenbarungen des Heiligſten auf? ſind ſie nur ein wechſelndes für das Unendliche, Unfaßliche, ſich neuverſuchendes Wort und fließen ſie, im Schein wandelbar, im Grund unwandelbar, endlich in dem Urgedicht zuſammen, von dem ſie ausgegangen waren? Oder aber haben ſie ſich, wie Gebirgsduft über Fernen tritt, an die vergangene Menſchenzeit geſetzt, gehören ſie zu unſerer Geſchichte mit, und ſind ſie gleich dieſer ewig hin etwas neues, verſchiedenes, höchſtens ähnliches?

Zu der letzten Meinung führt und gewöhnt die Geſchichte ſelbſt, die überall aus dem Schoos der Fabel aufgetaucht iſt, und ſich weder früher ſo rein von dieſem mütterlichen Element losreißen will, noch ſpäterhin es kann, wenn ſie gleich wollte, ohne daß dort ein Stück des Mythus, hier ein Stück der Geſchichte preisgegeben werden müßte.

Allein es vermag dieſe natürliche hiſtoriſche Anſicht der Tradition mit Recht denen nicht auszureichen, welche durch wundervolle, aber unleugbare Uebereinſtimmungen unter nach Zeiten und Ländern getrennten Völkern bemerkbar nicht bloß in der Sache, ſondern bis in die feinſten Faſern der Sprache und Form dahin bewegen werden, daß ſie hier durchgehends Gottes Finger zu erblicken, und nur ſo zu einem würdigen Schlüßel einer unausſprechlichen That zu gelangen glauben.

Dieſe erſte Meinung hat etwas erhebendes und großes, weil ſie Menſchen und Helden gen Himmel rückt, ſie in Sterne und Götter verwandelt und dem Forſcher ein ſo weites Feld öffnet, das auf das vielſeitigſte gebaut werden kann, ohne an Ergiebigkeit zu verlieren. Und wie unzweifelhaft und überzeugend ſie mir auch in vielen Fällen vorgekommen ſey, geſtehe ich doch, das ſie andremale etwas niederſchlagendes mit ſich zu führen ſcheint, darum, weil ſie uns eigentlich ein Stück unſeres Troſtes der Geſchichte wegſchneidet. Aller Troſt aber, den wir aus der Geſchichte ſchöpfen, beruht eben auf unſerer Genoßenſchaft und Gleichheit mit den geweſenen Menſchen, da wir Gott nie gleich werden können; wird alſo die alte Geſchichte für eine übermenſchliche erklärt, ſo ſteht ſie uns ſchon gewißermaßen entfremdeter. Im Gegentheil regt ſich ein ſicheres Gefühl, daß unſere Vorfahren ſelbſt zu jenen alten Handlungen beygetragen hätten, und wir würden das Andenken daran, das wir als ein Erbe und Eigenthum betrachten, uns mit Schmerzen entriſſen ſehen. Würde nicht die Freude an unſern altdeutſchen Liedern abnehmen dadurch, daß uns jemand ſagte, der Rhein, der in ihnen fließe, ſey nicht unſer geliebter Fluß, oder Brunhild nicht auf deutſchem Boden geſtorben, ſondern vielleicht auf dem Gipfel des Caucaſus, und ſo immer weiter zurückführend. Und ſelbſt wenn wir bey einer mit uns eingewanderten Sage ſtehen blieben, ſo hat doch der nahe Grund und Boden der langen Heimath noch viel größere Kraft über uns.

Nur dadurch wird der Widerſpruch verſöhnt und gehoben werden, daß man beyde Meinungen vereinbart,

d. h. dem Volksepos weder eine reinmythiſche (göttliche) noch reinhiſtoriſche (factiſche) Wahrheit zuſchreibt, ſondern ganz eigentlich ſein Weſen in die Durchdringung beyder ſetzt. Gottähnlich ſind alle Menſchen, allein Gottes Ebenbild wurde erſt durch die That des Menſchen, der ſeines Gleichen zeugt, gleichſam zu jedem gebornen Menſchen herzugerufen, und neuerdings mit wiedergeboren; ſo iſt auch zu dem Epos eine hiſtoriſche That nöthig, von der das Volk lebendig erfüllt ſey, daß ſich die göttliche Sage daran ſetzen könne, und beyde ſind durch einander bedingt geweſen. An einigen Beyſpielen wird dieß deutlicher werden, die ich aus der vaterländiſchen Tradition zur Bewegung der mehr ungerechten als gegründeten Klage wähle, daß uns eine Mythologie fehle, da man nur die vorhandenen Sagen und Gedichte mythiſch zu faßen braucht, um in ihnen ganz ähnliche Elemente und Beſtandtheile wie in der griechiſchen Religion zu entdecken.

Das erſte möge die berühmte Fabel von Wilhelm Tell, dem Schweizerhelden ſeyn. Auf des grauſamen Vogts Geßler Geheiß ſoll er ſeinem liebſten Söhnlein glücklich den Apfel vom Haupt geſchoßen, und im Fehlfall die übrigen Pfeile dem hartherzigen Feinde freymüthig zugedacht haben. Dieſen Mythus, den kein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber, unter den Chroniſten *) zuerſt Etterlin von Luzern be-

---

*) Dieſes Wort hat neulich einmal Docen ohne Noth angefochten, als ob die Sprache nicht das Recht hätte, Wörter zu ändern, ſon-

richtet, hat ſogar Johann v. Müller viel zu hiſtoriſch genommen*), entweder weil ihm das Gewicht bloß der einen Seitenſage aus Saxo nicht genugſam ſchien, oder er die epiſche Wahrheit zu herzlich fühlte, um dem theuern Vaterland dieſen ſeinen Stolz nehmen zu können. So gewiß aber ein kühner Mann gelebt hat, der den Vogt ſchlug und das Land rettete, ſo gewiß haben ſich die Nebenumſtände der That damals nicht zugetragen, aber das gerührte Volk übertrug fortan, unſchuldig uralte Sagen auf den, der nun ſeiner Liebe zunächſt lag. Man prüfe folgende Parallelen:

1. Saxo erzählt von Toko, der auf König Haralds Befehl zur Prüfung in ſeiner Bogenkunſt von ſeines Kindes Haupt einen Apfel ſchießen mußte, und nach vollbrachter That um die übrigen Geſchoße vom König, gerade wie Tell, gefragt wurde, es wird ſelbſt noch hinzugefügt, wie auch Toko hernach gefährliche Schiffahrt beſtanden. Doch aber iſt des Abweichenden genug, um

---

derlich fremde und auf Gefahr von Zweydeutigkeit ſelbſt! Chroniker klingt ſchlechter, auch die Spanier ſagen ruhig coronista und cronista, und warum ſollen wir uns vor dem auf manche ſolcher Schreiber anwendbaren Nebenſinn χρονίζειν fürchten, das doch auch ſelbſt von χρόνος abſtammt? —

*) Seinem Satz 1, 645: »Es zeigt geringe Erfahrung in der Geſchichte von zwey Begebenheiten eine zu leugnen, weil in einem andern Land und Jahrhundert die eine andere ähnlich war« möchte ich nicht ſo flugs unterſchreiben, zumal für die hier daraus gemachte Anwendung. Auf den erſten Druck des Saxo und das wahre Band zwiſchen Schweizern und Norden kam hingegen hier wenig an.

ſagenmäßige Einſtimmung nicht für Entlehnung zu halten.

2. Wilkinaſaga meldet ähnliches von **Eigill**, Velents Bruder, den König Nidungr gleichfalls nach dem Knaben zielen heißt, und jhm nachher dieſelbe Frage ſtellt.

3. Im altengl. Wildräuberlied (Percy Band I. Buch II. n°. 1) ſind drey ausbündige Schützen und Brüder, **Adam Bell**, **Clym of the Clough** und **Wyllyam of Cloudeslye**; der letzte wird gefangen und ſoll, nachdem er ſchon mit Reiſerſpalten Proben ſeiner Kunſt gethan (wie Robin Hood und Triſtan Proſa 133, 134) auch den Apfel vom Kind ſchießen.

4. Des Bellerophontes Söhne (nach Euſtathius) ſtritten um die Erbſchaft, und derjenige ſollte ſie erhalten, wer von des Kindes Bruſt, ohne es zu verſehren, einen Ring abſchießen *) würde. Laodamia oder Deidamia, die Schweſter, gab ihr Söhnlein Sarpedon, (griech. Karpedon) dazu her, welches nachher König wurde. Einiges iſt dunkel, vermuthlich zielte ihr Gemahl, deſſen Nahme ungewiß, mit, wurde erſt ſelbſt König und hatte Sarpedon zum Nachfolger.

In den drey letzten Erzählungen mangelt der Umſtand von der Schifffahrt, den die beyden erſten, in den zwey letzten der von der Frage nach den Pfeilen, den die drey erſten hatten. Was aber der Hauptſache nach ſich fünfmal mythiſch erneuert, kann ſich nicht fünfmahl factiſch wiederholt haben. Dieſe mythiſche Natur der Sage wird ſich gleich noch auf andere Art hervorthun.

---

*) Dieß erinnert an ein anderes gangbares Märchen des Mittelalters, von drey Söhnen, die nach dem Leichnam ihres Vaters bogenſchießen.

Schon einer oberflächlichen Betrachtung der Eigennahmen kann die Aehnlichkeit von Tell, Bell, Velent, Bellerophon kaum entgehen. Denn daß im altengl. Lied nicht Bell ſondern Cloudesly den Schuß thut, wird ſo wenig Einwand abgeben, als daß es in der griech. Fabel der Großvater Bellerophontes iſt, der Erwägung auf ſich zieht. Aeltern und Kinder, Brüder wechſeln Nahmen und Fabeln gegenſeitig, dazu paßt der Vornahme Tells wieder ausdrücklich auf Wyllyam von Cloudesly, und ein ähnliches Verhältniß gilt zwiſchen den Brüdern Velent und Egill. Allein letzterer Nahme ſelbſt gehört ganz eigentlich hieher, ſobald man ihn auflöſt; das g dehnt die Wurzel, ohne ihr nothwendig zu ſeyn, aus Segel, Nagel, Zagel u. a. machen die Engländer sail, nail, tail, wie auch deutſche Provinzialausſprache häufig über den Mittelconſonant hingleitet, Nähl, Zähl. Wir erhalten folglich Eill, Ell, welches mit Tell und Bell zu einem Stamme gehört.

Je mehr wir uns aber nun der inneren Bedeutung aller dieſer Formen nähern, deſto überraſchender entwickelt ſich wirklich ihre Identität. Tell wird deutlicher durch telum, Pfeil, Bell durch βελος Pfeil, und auf einmahl löſt ſich der Nahme Toko durch τοξον Bogen, Pfeil, zur völligen Uebereinſtimmung auf. Wie bedeutend zeigen ſie ſich nicht ſämmtlich für den kühnſten und glücklichſten Bogenſchützen unter der Sonne, der von ſeines Kindes Haupt den Apfel, von der Bruſt den Ring ohne Schaden gezielt! Nun aber kann der im nordiſchen häufige Nahme Egill, Eigill kaum anders verſtanden werden, als ſehr paßend von dem Stachelthier Igel*), wofür im Angelſächſ. igel, igl, ül und ill vorkommt, da Stachel, Strahl und Pfeil gleichviel ſind, ſagt alſo Egill ſchon in dieſer Form und ohne der Zuſammenziehung in Ell zu bedürfen, genau daſſelbe, was Tell und Bell aus. Noch mehr, Clym und Cloudesly, ſammt Clough verlangen eine Wurzel, clom, clam iſt auch ſo, eine Klamme, Klemme, ein Nagel, (weil dieſer zuſammenhält) clou, Nagel, Klaue, auch ſo, clo, claw, Hacken. Nagel, wie Nadel, iſt urſprünglich das ſpitze, ſtachelige und wird häufig, auch in andern Formen gleichbedeutend mit Pfeil.

Dadurch daß ich deutſche Wörter mit griechiſchen und lateiniſchen zuſammenſtellte, will ich lange nicht jene aus dieſen unmittelbar herleiten, oder umgekehrt, ſondern nur erläutern, weil ſich in der deutſchen Sprache gerade ſo vollſtändige Beyſpiele der Formen erhalten hatten. Aber daß ſie ſich doch alle irgend verwandt liegen, behaupte ich und es wird ſich aus der allgemeinen Sprachbildung weiſen, daß von der Grundform all oder ell (welche das ſchnelle, eilende, geſchnellte, ſcharfe ausdrückt, und noch in Ahle, ſubula, isländ. alr, angelſ. äle, engl. awl, und dem isländ. aull, öl Pfeil über iſt,) die unzähligen Bildungen: Pfeil, Pil, Edda: Bilda, βελος, Ziel, Tel, telum, τηλε (fern) rail, Strahl, nail, Nagel, Nadel, Stachel, Achel, Egel, Igel u. ſ. w. herſtammen *). Daher Blutigel, die Schlange, der Blutſauger, zugleich ein poetiſches Wort für Pfeil. Redet hiemit der nordiſche Nahme Egill für das Alterthum der germaniſchen Sage, ſo greift gerade auch ſie in dieſer Geſtalt am lebendigſten in den großen Cyclus ein. Velent (Vaulundr, Völund, Wieland) lebt bey König Nidudr oder Nidungr (wie madr und mann) und Eigill ſein Bruder ſchießt nach ihm, als er in der Luft fliegt, wie Hipponoos ſeinen Bruder Belleros, von andern Deliades genannt, (die Form Tell) tödtet, und Bellerophontes nachher auf das Luftpferd ſteigt. Mit einem wieder daſſelbe ausſagenden Beywort heißt Egill auch ausdrücklich: ölrunar Eigill (sagittarius).

---

*) Nachdem dieß ſchon geſchrieben war, fand ich zur Beſtätigung, daß der gelehrte Thorlacius (IV. 74. 75) den Nahmen Egill aus egel, und igel, vermis leitet, (Schlange und Pfeil ſind wieder eins) und auf ganz anderm Wege gleichfalls die Verwandtſchaft der Nahmen Egill und Velent findet.

---

*) Man pflegt mancherley Uebergänge verwandter, ſonderlich anhebender Conſonanten anzunehmen, (wie bellum in duellum, telum in Pil) welches vielleicht nur ein unſchicklicher Ausdruck iſt, da niemand mehr weiß, was bey Bildung und Austheilung der Sprachen im Anfang oder der Mitte gelegen. Am richtigſten betrachtet man die meiſten Anfangsconſonanten als gleichgültige Vorſätze vor den Wurzelvocal, und jede Sprache hat ſie aus ihrem Eigenen, Inneren getrieben, lieber als daß man ſie für Uebergänge aus fremden halte. Aber die Beyſpiele aus fremden Sprachen ſind ſehr förderlich.

Ein anderes, leicht noch merkwürdigeres Beyſpiel ſey es mir erlaubt auf die vor einiger Zeit erſchienene Abhandlung des Lieds vom alten Hildebrand zu beziehen und durch freyere Ausſchweifung in das mythiſche Gebieth (die dort abſichtlich vermieden wurde) die Anſicht auszudehnen. S. 75 wurde darauf hingedeutet, daß die beyden Hausfrauen Ute, als Hildebrands Gemahlin und Stammfrau der Burgunder, zuſammenfallen, wie die Etymologie ſchon die Begriffe und Worte gut und Mutter zu einander weiſt. Gehört nun aber Ute ins Geſchlecht treurathender Meiſter, ſo iſt es kein Wunder, daß ſich gleich noch ein anderer Uebergang ergibt, und die männlichen Nahmen (wie ſonſt häufig) auch auf die Frau gewendet werden. Nämlich wie wir in Berter (braht, brand) den frommen weiſen Stammvater ſahen, iſt auch die ſagenberühmte Berta, keine andere, als Frau Uta, mythiſch genau dieſelbe.

Das ganze Mittelalter hat wenig Traditionen ſo lebendig gehegt und bewahrt, als die von der ſpinnenden Frau Berta, die bald ein guter Geiſt, Jungfrauen ein Muſter der Häuslichkeit geltend; bald ein böſer, ſtrafend erſcheint, Nachts unruhige Kinder ſchreckt und quält. In Franken und Schwaben pflegt man ſie mit den Worten zu warnen: »ſtill, die eiſerne Berta kommt!« Ihr Nahme zeigt an ſoviel als: weiße, glänzende, altdeutſch: brehende, isländ. biart, die verſchiedenen Formen Berahta, Berachta, Berichte, Brehte, Breide, Prechta, Bredeling (nach bloßem

Auswuchs der Endigung, wie in franzöſiſchen Berte, alt. Bertain, nonne und nonnain etc.) ſind ſtets daſſelbe Wort, aber mannichfaltig hat ſich die Geſchichte dieſes fabelhafte Weſen zugeeignet und immer wieder neu aufgeſtellt.

Am würdigſten und gründlichſten mit der Mutter Karls des Großen, deren Spinnen und Weben lebendig in ihre Sage eingreift und die auch Berthe au grand pied heißt, Platſchfuß, möglich Anſpielung auf ein deutſches Mährlein von Spinnerinnen. Pipins*) Gemahlin wird bald zu einer griechiſchen Kaiſers-, bald ungariſchen Königstochter, bald zu der eines Grafen von Laon Charibert gemacht; andere nennen ihren Vater König von Bretagne (vielleicht Spiel mit ihrem Nahmen Breta) oder gar von Kerlingen, da ſie doch ſelber erſt die Ahnmutter des Kerlingerſtammes wurde. Hiermit fällt ein neues Licht auf die ſonſther (aus König Rother) bekannte Anknüpfung des Geſchlechts der Dietriche an die Kerlinger; nämlich ſie zeigt ſich als eine vollkommen mythiſche und gründliche, nicht aus Dichterlocalitäten zu erklärende.

Ob länger, als die Sagen ſelbſt, im Mund des Volks, zumeiſt im Frankreich und Italien gängbar gebliebene Redensarten von der Reine Berthe fileuse, und der guten alten Zeit, ove la reina Berta filava ſich auf dieſe kerlingiſche, oder näher auf eine ſpätere burgundiſche Bertha beziehen (da ſogar auf burgundiſchen Siegeln die Frau mit der Spindel vorkommt, Joh. v. Müller Schweitzergeſch. 1. 255.) kann eben ſo wenig angenommen werden, als ſich zuverläßig ſelbſt erſtere auf eine noch ältere gründet. Hängen nicht Nahmen und Sagen der jüngeren Frankenkönigin Brunechild durch unverkennbare Fäden auch an der alten Brunhild des großen Cyclus?

---

*) Ueber das Etymon des Nahmens Pipin anderswo

Wieder genau iſt dieſe Berta die reine blanche, oder weiße Frau, die als Urältermutter in Schlößern umwandert, ein Schlüßelgebund zu alten Kiſten, Kaſten und Thüren häuslich trägt, und bevorſtehende wichtige Familienfälle ſtillſchweigend weiſſagt. Hiſtoriſch aber hat man ſie an eine Berta oder Prechta von Roſenberg ſelbſt aus verſchiedenen Häuſern gebunden, ſo das der ſcheinbare Vornahme überall Hauptſache geblieben, und hier eigentlich die urſprüngliche Idee am reinſten herausgetreten iſt; ſie bedeutet hier blos die ſtrahlende, weiße, lichte, wie himmliſche Erſcheinungen dieſe Farbe an ſich nehmen. Darin liegt nun zugleich das Verſtändniß des ganz nahen Uebergangs in die Idee von Spinnen. Mythen und Sprachen nämlich ſtellen Strahlen den Haaren und dem Flachs völlig gleich*). Maria, die glänzende iſt nur nach andern Ausdrücken: die mit langen Haa-

ren

---

*) Schon Kanne hat hierzu im Pantheum viel treffendes geſagt.

ren bis zu den Fußſohlen eingehüllte, oder: die ſpinnende und webende; nach Werners Marienleben webt und ſpinnt die heil. Jungfrau mit S. Helena. Name und Fabel von Berta ſagt alſo bald die ſtrahlende, bald die ſtrahlen-haare-ſpinnende, bald einfach: die ſpinnende aus, und wird damit in den hehren Kreis ſpinnender und webender Nornen und Parzen erhoben. Ein weiterer Schritt iſt hiermit ſchon gethan, der unſere altdeutſche Hausmutter einer ſpinnenden Artemis, Minerva, Arachne, Leucothea, Lucretia, und ſonderlich Penelope vergleicht; und führt uns die letztere nicht wieder zu Ulyſſes, der dem alten Hildebrand auch ſonſt ſo ähnlich erſchien *).

---

*) Auch iſt folgendes nicht zu überſehen, was hier nur berührt werden kann. Wie Berter durch Berchter in Berker fiel (Hildebrands Lied S. 69) ſo Berta in Berka, mit aufgelöſtem Labialverſatz (vergl. Oberlin voc. Erker, Erkfried, Berkfried, berfridus, belfredus, altfranz. berfroi, ſpäter beffroi; armherzig, barmherzig.) alſo Erka, der Name einer nicht weniger geprieſenen altdeutſchen Hausfrau, Attilas erſter Gemahlin und Verwandtin Dieterichs und Hildebrands, wofür man auch Cerca und Recca, (wie Berchta) einmal ſelbſt Eſca (vergl. Oſpirn) findet, am gewöhnl. mit dem Hochlaut: Herka, Herkia, und nach einem andern häufigſten Umlaut Helche. Erkas Schweſter (d. i. ſie ſelbſt) heißt aber in der Wilkinaſaga bedeutend Berta. Und da wir doch einmal das Geſchlecht der Budlungen mit dem der Wolfungen (Hildinger) vergleichen, würde ſelbſt Attila an Attenus und Atta, Vater; Budli, Botelung an pater und Ute im allgemeinen erinnern. Im beſondern aber ergiebt ſich noch folgender wichtiger Aufſchluß: Berter oder Bechtung heißt im Dresdner Gedicht Puntung und einigemal Botelung. Dieß letztere würde ſich durchaus nicht aufklären und als Schreibfehler erſcheinen, außer auf dieſem mythiſchen Weg, der uns die Identität der Namen Botelung, Budli,

Ja, fällt mit dieſem nicht unmittelbar zuſammen, daß Berta (als jene Kinderſchreckerin) Hildeberta (auch Bildeberta) namentlich heißt, die Schutzfrau des Hauſes, und es öffnet ſich eine neue fruchtbare Ausſicht. Wie in Hildebrand die Begriffe Hild und Brant (Krieg und Glanz) vereint liegen, in andern ſeines Stammes aber einzeln vertreten, iſt dieſe Hildeberta ohne Zweifel auch die nordiſche ſpinnende Norne (Möre) Hildur; (Kriegsgöttin) Spinnen des Schickſals aber zugleich Spinnen des Kriegs, was ich allein ſchon mit dem doppelſinnigen Wort Orlog hinreichend beweiſe. Daher auch noch jetzt die Redensart: Unheil ſpinnen und ähnliche. Hildur ſelbſt, die Zauberin, muß in Wort und Sache innig verwandt ſeyn mit dem in ſo viel nordiſchen Sagen auftretenden Zauberweib Hulda, noch mehr mit unſerer deutſchen Frau Holle, Holde, Hulde, von der das Volk noch ſehr lebendig zu erzählen weiß, die es aber wohl zu merken, hauptſächlich wieder als Spinnerin *) darſtellt, als Lohnerin der Flei-

---

Bute, und mit einfließendem n, Puntung lehrt; darum konnte Botelung in zwey ſich nah berührenden Geſchlechtern auf gleiche Art vorkommen.

*) Durchaus gründlich, ja herrlich erſcheint die Fabel, wo ſie den gewöhnlichen Sinn des gemeinen Lebens nicht ausſchließend, höheren, geheimeren in ſich einſchließt, oder mit andern Worten, den tüchtigen Grund menſchlicher Sitte, den die Meiſten nicht ahnen, bewahrt. Frauenarbeit iſt Spinnen, ihr Werkzeug die Spindel; Männerarbeit der Krieg, ihr Werkzeug das Schwert, und die Altdeutſchen pflegten den Männern Schwert, den Frauen Spindel mit ins Grab zu legen. Die Nornen und Parzen haben den Krieg zu ſpinnen, in den Namen

ßigen, Haushältigen, dagegen ſie Faulenzerinnen, die ihren Rocken nicht abſpinnen, dieſen beſudelt und ihnen alles gebrannte Herzeleid anthut. Worauf uns alſo die wörtliche Bedeutung leitete, Identität zwiſchen Frau Berta und Frau Holle *), das wird durch die Sache überführend beſtätigt.

Der Idee von dem gnädigen und ungnädigen Gott, von dem Guten und Böſen, begegnen wir auch allerwärts in dieſen Spuren germaniſcher Mythologie. Mütterliche, gütige Weſen kehren ſich um in ſchreckliche, grauſame; wie Hecate, die Furien, Lamien, Larven nur der Gegenſatz guter Göttinnen in denſelben Perſonen ſind, die herben Parzen ſich an die lieblichen Grazien ſchließen, ſo ſehen wir Berta und Holle bald als holde, bald als unholde, unheimliche, hexenhafte Erſcheinungen. In

---

Hildur und Bertha, hat das die Mythe bedeutend ausgedrückt, ihnen ſelbſt eingelegt, und manchmal in Hildebrand und Hildeberta vereinigt. Wiederum heißt das Schwert brand, das leuchtende. Treffend, war auch die Eintheilung in Krieger und Spinnerinnen (Schwert- und Spill-magen) und in den Kindermärchen ſpielen die ſpinnenden Königstöchter eine mannichfaltige Rolle.

*) Nach einer ganz leichten Metatheſe (Milch Mlek, falb flavus) iſt Holle, Hulde einerley mit Hluda, Hludana, die den alten Deutſchen die Erde, die nordiſche Hlödyn war. (Vergl. die engliſche Volks-Sage von Mutter Ludlam.) Wie aber Holle die Erde, war es auch Berta, nach abgeworfenem Vorſatz (wie vorhin Erka, Berka, Herka) Erta, Hertha, Mutter Erde (De-meter, d. i. Ga-mäter). Thorlacius (Sp. III.) hat über das ſchon muthgemaßt, daß Hlod, Lud, Lod, Lodin (nordiſch und oſſianiſch) mit Odin zuſammenfallen, welches ich hier ebenfalls auf Hluda, Ute, und Oda anwende.

einer tyroler Sage aber heißt Frau Holle Frau Hutte, welches eben dahin lenkt, von wo ich ausging, Ute und Mutter, ſo, daß der Uebertritt der Buchſtaben auf mehr denn eine Art nachgewieſen wäre.

Es iſt Zeit wieder einmal auf die Männernamen überzugehen, denn da Berter und ſelbſt Hilder, wie wir geſehen, auf die weiblichen, auf die Stammmutter hinüberfielen, ſo ſteht zu erwarten, daß ſich auch in jenen die Form Ute wirkſam erzeigt. Ich erblicke ſie nicht nur in dem häufigen nordiſchen Namen Hodur, Hother (ein deutſcher Spuckgeiſt heißt Hütchen, hildesheimiſch Hödeken, gerade der engliſche Robin Hood) ſondern für unſere Fabel in Otnit und mit einem liquiden Vorſatz in Rother, Ruther. Wie aber Berther zu Berker, Bercher wurde, heißt Rother in den Handſchriften des Renners ungemein bedeutſam für uns ſtets Rucker, Rucker, Rucher, und hiermit iſt wieder die Verwandtſchaft zu einem andern Helden, der auf eine ſonſt ſchwerlich zu erörternde Weiſe in den däniſchen Volksliedern mit den Dieterichen verbunden wird, gefunden. Ogier, Augier, dän. Olger und Holger berührt demnach mythiſch ſowohl Otnit als auch Rother, und wie dieſer im italien. Ruggieri heißt (der Liſpel des g und d Lautes begegnet ſich) ſo jener Uggieri, Uggiero. Dieſes alles könnte noch weiter verfolget werden, gegenwärtig erlaube ich mir dafür einen Abſprung auf Ulyſſes, an den uns ſchon das Wort Holle, Hulle an und für ſich erinnert. Man hat die griechiſche Form Odyſſeus von ὀδύσσομαι geleitet, und könnte ihn in ſo fern, wie Ute zu

Gudrun, zu Grimhild halten. Indeſſen ſcheint mir eigentlich weder Odyſſeus der zürnende, noch Grimhild die grimmige geheißen zu haben. Bey letzterm Namen denke man an Grimur, was wieder ganz gleichbedeutig iſt mit Gramur, und beyde ſagen aus: König oder Herr. Der Könige Zürnen iſt erſt das Abgeleitete, wie Grimm und Gram im Sinn von Zorn und Unmuth. Hiernach möchte eher ὀδύσσομαι von Ὀδυσσεύς oder deſſen Stamm rühren, der freylich im Griechiſchen verloren iſt; auf die richtige Spur leitet, die gleichſam daraus ſpielende Fabel und Benennung von οὖτις (IX. 366) οὐδεὶς oder οὐθεὶς, wofür ſich der Held bey Polyphem ausgiebt, und was die deutſche Ueberſetzung durch Niemand nur halb richtig ausdrückt. Nicht wörtlich, aber ſagenmäßig recht iſt es übertragen in unſerm Lied von Wolfdieterich, der in ſo manchen Stücken *) dem griechiſchen König gleich ſteht, als ihn der Heide (Nr. 257 der Dresdener Recenſ.) fragt: wie er hies gemeit?

Wolf Dieterich ſprach: »nit anders dan ein frumer man« **).

Aus Odyſſeus wurde Ulyſſes (wie aus ἔδαφος ἔλαφος, aus Ida, Ila, Olymp ꝛc.) in der Mitte läge Uldyſſes, Oldyſſes, welches nah an Hullebrand, Hiller-Hildebrandt liegt. Wie aber Rolands des Kerlingers Mutter, die obige Berta, ſeine Frau hingegen Oda (Aude, Alda) heißt, beyde nur eine ſind, ſo ergeben ſich die Uebergänge auf Ute (nord. Oda) die Mutter, und Hadubrand, Alebrand, Ollebrand den Sohn gleicherweiſe.

---

*) Wolf Dieterich kommt zur Rauchels (Calypſo), zur Marpaly (Circe), wird vom Engel abgerufen und der Zauberin abgefordert (Hermes), verſtopft ſich gleich Ulyß die Ohren u. a. m.

**) Auch in der Blomſturvallaſaga will ein Held ſeinen Namen nicht nennen und heißt ſich verſteckt Trieman.

Deſto unbedenklicher wird auch die ſchon verſuchte Zuſammenſtellung dieſes letzteren, mit Telemachos, da T hier ein bloßer Vorſatz, (Atta, Tatta) μαχος aber höchſt paſſend einen Streiter, Krieger (Hilder) bezeichnet. Der fernſtreitende, pfeilſendende Held erſcheint bloß als ſpätere aus der Sprache herauskeimende mythiſche, wiewohl fügliche Erklärungsart. Ich will zum Beſchluß einen andern gewagteren Ueberſprung machen: in die Thierfabel. Wie Ulyſſes der Fuchs oder Wolf iſt, der ſich bald von der guten, bald von der ſchlimmen Seite zeigt, und Sibich (Hund, Fuchs) auch mit Hildebrand umtauſcht, ſo iſt mir Reinharts oder Reinekes Sohn, der altfranz. Malebranche heißt, kein anderer als unſer Alebrand, (m bloßer Zuſatz, wie μονος unus, Mamma, Amme, Munarheim, Unarheim u. v. a.) Die weitere Ausführung dieſes und anderer ihm zur Seite ſtehender Sätze *) bleibt aber zur bevorſtehenden Ausgabe und Abhandlung dieſer trefflichen, insgemein tüchtigen Thierfabel verſpart. —

Iſt das Reſultat aus dieſen Unterſuchungen über Fabel und Sprache nicht unfruchtbar und ungünſtig geblie-

---

*) Nur noch ein Beyſpiel: Nobel, Noblon der König der Thiere gehört zu Nobelung, Nibelung, Imelung und Amelung.

ben, ſo wird zuerſt Unbefangenen einleuchten, daß ſich die meiſten ſcheinbaren Verſchiedenheiten zurückſehnen nach einer urſprünglichen Einfachheit, (wie wir nach Gott), daß alle Formen einen reineren oder verhüllteren Gedanken *), der von ſolchem Reichthum und einer Stärke iſt, daß er in Sprachen und Sagen unendliche Strahlen wirft, wir wir z. B. im obigen einige Beleuchtung der Wörter hold und brehend empfangen haben (eben dahin gehört gut ἀγαθος). Auf ähnliche Art könnten wir auch unſern Tell wenigſtens vergleichen mit Abel, (der wie Belleros vom Bruder erſchlagen wurde,) mit Belus und Apollon (Abelus) den pfeilſendenden, und Sibich das böſe Princip deutſcher Fabel würde aus Typhon, Schiwen, Siva vielfach erläutert werden.

Wer wird die vielſinnigen, unergründlichen Wörter der Menſchenſprache aus einer todten, kalten Mechanik, aus einer bloßen Schallnachahmung (obſchon auch der Schall verwandt iſt) ableiten mögen, und wer nicht gern dem Tiefſinn der Hieroglyphen, aber auch der nordiſchen Kenningar huldigen! Das Scheinunſinnige iſt es nur, weil wir es nicht durchſchauen und vielmehr ſelbſt den Sinn verloren, wenigſtens geſtumpft haben, ver-

---

*) Folgende Wörter ſind eins und das nämliche: Ute, Utys, Oduß, Ulyß (hieraus Iſis wie ſchon Aventin wußte, daher Hildebrands Bruder Ilſan, Mutter Eiſen, Iſis) Hulde, Hilde, Odin, Wodan (in Waltend, Weldan tritt auch das l vor) Beg, Gott, Vater, Atta, Tatta, Abba, Papa, die engliſche Frau Mab, Ahn, Tante, ama, amita, Amme, Mamme, Mutter, Juno, [Di]ana und unzählige andere mehr.

möge deſſen ſich fremdartige Sachen und Wörter nahe liegen und unſichtbar umfaſſen. Beynahe hat man es zur Sitte gemacht, Wortunterſuchungen zu verdammen, ſobald ſie ſich über eine gewiſſe Weite, die denn doch niemand abſtecken kann, hinaus einlaſſen, während dem man den Mythologien ſchon größeren Spielraum zuläßt. Aber die Richtungen und Streifen in beyden Fächern ſind ſich höchſt analog, und gewähren ſich wechſelſeitige Beſtärkung. In der That wäre nichts leichter, als Etymologien zu parodiren, indem die Parodie ganz nahe der Wahrheit liegt, und die ächte auch niemals verfehlt; in jeder Uebertreibung iſt zugleich etwas wahres und falſches gelegen, da ſie aus dem Wahren ſpringend, es bloß abſeits läßt, aber durchaus nicht bodenlos ſeyn darf. Obige meiſtentheils neue Verſuche verlangen in dieſer Hinſicht eine milde Beurtheilung, wie ſie durch eine ſcharfe nicht vernichtet werden könnten.

Betrachten wir aber nun auch das Weſen der Poeſie, welche Fülle von Sprachlebendigkeit hat ſich zwiſchen der Urſprache (der offenbarten) und den heutigen Mundarten bewegt; welch ein Wachsthum des epiſchen Lebens liegt zwiſchen der göttlichen Idee und folgenden Zeiten, worin ſie ſich tauſendmal wiedergeboren an menſchliche Geſchichten anknüpfte! Die Poeſie, das Epos iſt nun gerade dieſe nährende Mitte, dieſe irdiſche Glückſeligkeit, worin wir weben und athmen, dieſes Brod des Lebens; weiter und freyer als die Gegenwart, (die Geſchichte, eine vergangene Gegenwart) enger und eingeſchränkter als die Offenbarung (der zeitloſe Urſprung). In der algemeinen Sprache *) würde kein Dichter ſingen können, durch eine allgemeine Mythologie würden wir uns um unſere Lieder, ſo zu ſagen um unſere weibliche Freude am Leben bringen, und ſollen daher, wenn wir das Allgemeine und Ewige ergründen wollen, das beſondere, vaterländiſche, häusliche in der That unangetaſtet ruhen laſſen. Wenn Homer und die Nibelungen uns das Herz bewegen, ſo iſt gewiß, daß eine mythiſch bewährte gelehrte Miſchung beyder es kalt laſſen müßte, oder doch nicht ſo erfüllen könnte. Verſtand und Geiſt werden ſich der Wiſſenſchaft nie erwehren, aber auch das andere erweiſt ſeine Rechte und Anſprüche, wie weiche lebensfrohe Gemüther den Gedanken an Grab und Jenſeits gern von ſich abwenden. Nur iſt das naheliegende, die Poeſie ſo ſicher keine Täuſchung und kein Traum, als unſer Leben ſelbſt, ſondern ein wirkliches, ewig junges und nachwachſendes; wäre die Verwandtſchaft mit Aeltern und Großältern nicht etwas, das in Wahrheit zwiſchen uns und Adam liegt, ſo würden wir den Unterſchied nicht begreifen, warum uns jene etwas angeht, während Adam unſerm Schmerz, wie unſerer Freude entrückt iſt. In ähnlichem Sinn wünſche ich verſtanden,

---

*) Die Möglichkeit iſt undenkbar, daß aller Sprachſchatz zuſammt mit der Kraft ſeines Urſprungs und der Würde ſeiner Entfaltung in eins gefaßt würde; dann aber würde ihn auch keine Seele faſſen und in dem Meere von Reden verſinken. Jede Sprache verlangt alſo ihre Gränze, keine Gränze aber iſt unerfreuender als die gerad und feſt gezogene, dieß verurtheilt alle unerſättliche, trockene Sprachneuerungen.

was ich über den Unterſchied der mythiſchen, epiſchen und hiſtoriſchen Wahrheit geſagt, und dunkler oder deutlicher mehr als einmal empfunden habe; die Beweisarten ſind das verſchiedene in allen dreyen *). Nach meiner Meinung wird es feſt ſtehen, daß das Epos, ja jeder rechte Menſch einen doppelten Theil an ſich trage, einen göttlichen und menſchlichen. Jener hebt die Poeſie über die bloße Geſchichte, (in der oft alle Luſt niedergebrannt iſt und nur kahle Mauern ſtehen,) dieſer nähert es letzter wieder, indem er ſie nie ohne hiſtoriſchen Hintergrund läßt, und ihr einen friſchen Erdgeruch verleihet, der nichts eingebildetes, ſondern etwas wahrhaftes **) iſt. Darum ſoll der Chriſt Gott höher halten, als den heidniſchen Wodan, den er abgeworfen hat; darum mag der Schweizer ſeinen Tell als ein Eigenthum betrachten, das ihm weder durch Toko, noch Bell und Egill entzogen werden kann. Dieſes Verhältniß des Mythus zur Geſchichte iſt mit andern Worten das des Schickſals zu der Freyheit. Wer nun das menſchliche im Epos läugnet, der würde alles auf eine laſtende Nothwendigkeit zurückführen, da doch vielmehr das Nothwendige und Freye durch ein ebenfalls unauszugründendes Wunder in unſerm Leben, wie himmliſche und irdiſche Wahrheit in derjenigen, welche ich die epiſche genannt habe, unabtrennlich gebunden ſind, ſich beyde untereinander erquicken und tränken.

---

*) Vollkommen ausgleichen und meſſen läßt ſich aber hier nichts. Was mit zu dem ſchwerſten und wunderwürdigſten gehört iſt, daß oft ſogar die eigentliche Hiſtorie eine mythiſche Bedeutung bekennt. So laſſen ſich an den Nibelungen die ſpät angeſetzten Ringe, als immer hiſtoriſcher werdende leicht erkennen, wiewohl Attilas und eben Tells Namen noch bedeutſam ſcheinen; nicht Pelegrins von Paßau z. B., aber Rüdiger könnte an Rother erinnern.

**) Die Geſtalten, die wir vorher vereinten, ſind in dem deutſchen Epos daher etwas gründlich und wahrhaftig verſchiedenes.

Jacob Grimm.

Wie ſteht es um die deutſche Bühne?

Brief am Schluße des Jahrs 1812,

an den Herausgeber des Deutſchen Muſeums gerichtet.

Nun ja mein Herr, warum ſollte ich läugnen, daß ich mich ſeit einigen Wochen mit Abfaſſung eines Opern-Textes beſchäftigt habe. Die Hoffnung ſich von Nachtigallenkehlen geſungen zu hören, iſt ſüß. — Auch zwingt uns die Eitelkeit bloß für die Muſik zu componiren — denn bey der Ueberſättigung des Publikums an lyriſchen Produkten und andern Werken der Phantaſie (mit Ausnahme von Epopöen und Tragödien, wozu nicht jeder Beruf fühlt,) können nur Kapellmeiſter das Daſeyn des Dichters verlängern, oder gar uns zur Unſterblichkeit mit hinüberſchleppen, wie ein Held den Namen des Gefangenen verewigt, den er mit eigner Hand an den Schweif ſeines Roſſes band.

Wir Deutſche ſind den Italienern jetzt in der Vorliebe für das muſikaliſche Drama oder die Oper völlig ähnlich, — und daß der Dichter bey dieſer Gattung Poeſie ſich blindlings dem Tonkünſtler zu unterwerfen habe, iſt, ich weiß nicht vor welchem Tribunale, entſchieden, und leider vom Publiko ratificirt worden. — Wahr iſt es, daß auch hierdurch den Textfabrikanten, denn als ſolche behandelt man uns, eine wichtige Verantwortlichkeit von den Schultern gehoben wurde, und Originalität als überflüſſig betrachtet werden darf. — Ob man einen oder denſelben Gegenſtand, etwa Nina oder Wahnſinn aus Liebe, zehnmal oder zweymal unter verändertem Namen zeigt, gilt gleich; — wenn man nur weiß, daß die Zuſchauer weder herzlich weinen noch lachen wollen, ſondern ſich in dem Zuſtande dauernder Rührung gefallen, wo man die Thräne ungern aus dem Auge läßt, und die Züge ſich ungefähr wie bey denjenigen Unglücklichen verzerren, die ein grauſamer Arzt zu einer Eckelkur verurtheilt hat.

Dazu muß man ärgerlicher Weiſe vernehmen, das Parterre habe Geſchmack und Liebe für das Romantiſche. — Aber laſſen Sie ſich nicht irreführen, man ſpricht nicht von dem romantiſchen Style und der Art eines Arioſto oder Taſſo, ſondern von den Romanen der Damen Genlis und Cottin, wobey man freylich ein wenig von Kräften fällt, — indeſſen, wie im siège de la Rochelle, recht niedliche Gräuel, und wie in der Mathilde recht erbauliche Türken kennen lernt. Doch ſchweige Mund: — ſonſt droht ein Bergſturz in Worten und Muſik, dich auf ewig zu verſchließen, und ein hochtrabender Schauſpieler declamirt dir die Leichenrede voll philoſophiſcher und naturhiſtoriſcher Seufzer in Melodramaform.

Gern hätte ich ſtatt meiner Oper ein Luſtſpiel geſchrieben — wenn ich nur bey dieſer Gelegenheit hätte erfahren können, — wie eigentlich ein Luſtſpiel für unſere Zeit und Welt angethan ſeyn müſſe. — Charakterſtücke ſind wider die Mode — einfältig, eintönig und langweilig; der Geizigen, Zärtlichen, Hageſtolzen, Spieler und Eiferſüchtigen gibt es zu viele. — Wird doch der Deutſche ohne Charakter außer der Bühne fertig — warum ſoll er ſich auf derſelben dergleichen aufdringen laſſen.

Durch den Gegenſatz, die Unähnlichkeit, und da die Extreme ſich berühren, möchte man faſt verführt werden, bitterböſe Ariſtophaniſche Sachen, wie die Wolken und Vögel zu verfertigen. Aber die Philoſophen wollen ſich nicht mehr an Bäume hängen laſſen, wenn gleich das Publikum ſie zuweilen gern daſelbſt ſähe, und die Staats-Projectmacher verſchmähen die Republik der Vögel, außer man ſetzte ihnen dieſe gerupften Bürger auf die Tafel, oder gekrönt in die Wappen. — Es heißt in den Theater-Annalen und Chroniken, die Furcht vor den dreyßig Tyrannen zu Athen, habe die Urbanität der Komödien des Menander erzwungen. So würden auch unſere Cenſoren und Kritiker, die Ariſtophaniſchen Späße bald in ſo feine, behutſame, verſteckte Anſpielungen verwandeln, daß ſie mit dem Mikroſcope noch unſichtbar blieben. — Vom höchſten bis niedrigſten Stande iſt jetzt alles reitzbar und empfindlicher gegen jeden Tadel als weiland die Griechen und unſere Vorfahren. Der Grafen-, Muſiklehrer-, Richter- und Gerichtsdienerſtand, würden Beaumarchais geſteiniget haben, wenn er heut zu Tage die Hochzeit des Figaro zum erſtenmale hätte aufführen laſſen. — Wird doch des guten Helbergs Don Ranudo de Colibrados von gewiſſen Leuten als ein jacobiniſcher Sauerteig verleumdet, — denn — ſagen ſie — im Grunde liegt in der Aufopferung Ranudos und ſeiner würdigen Olympia etwas Erhabenes, und es iſt ſtandhaft, zu Ehren des Stammbaums ſiebenmal in der Woche Kartoffeln zu eſſen, oder gar zu verhungern. — Dieß erinnert mich an eine geiſtreiche Frau, die den Pourceaugnac tragiſch fand, weil ſie ſich von der Ungerechtigkeit gekränkt fühlte, einen armen Gascogner durch Proscenium und Logen von Aerzten und Apothekern, bloß deßhalb verfolgt zu ſehen — weil ſeine Ausſprache zu Paris lächerlich klingt, und er daſelbſt ein Mädchen zu heirathen gedenkt, die bereits einen andern Galan hat.

Verwickelte und verſchlungene Intriguenſtücke gerathen beynahe noch weniger als Charakterſtücke. — Jeder im Parterre iſt ein Oedip und erräth bey der erſten Scene die Auflöſung der letzten — und auflöſen muß man klar und vollſtändig, denn wehe dem Autor, der den Zuſchauer unbefriedigt über die Ehe, das Fortkommen, und die Beſtrafung der reſpektiven Perſonen zur Nachtruhe entließe. — Was die phantaſtiſchen und launigen Gewebe betrifft, zu denen Shakespeare und mehr als ein Spanier, Muſter geliefert haben, ſo verſprechen wir ihnen ebenfalls keinen Erfolg, ſie ſind unſerer Sinnesort zu fremd. — Kein Theater-Director würde es wagen, etwa ein Werk von Tieck ganz oder bearbeitet darzuſtellen, — oder es mit Bartholdy's Luftgewebe der Liebe zu verſuchen, der höchſt abentheuerlich und barock die Masken der italieniſchen Commedia dell' Arte vorführt, um mit dem Arlechino und Brighella als Puppen ſpielen zu können. — Alſo? — Alſo? —

wir bleiben vor der Hand bey Kotzebue. Er kennt als Garkoch ſeinen Profit und ſeine Gäſte — und ſchneidert und näht nach Herzensluſt, mit fleißiger Benutzung alter Lappen und Flicken, und dreymaligem Umwenden der Röcke. Freylich ſind die ſpaniſchen und römiſchen Trachten zierlicher als die modernen franzöſiſchen. Aber das Auge iſt an dreyſpitzige Hüte und gepudertes Haar gewöhnt, — und was geht es den Kleidermacher und Haarkräusler an, ob ihre Schöpfungen den Künſtler und Freund des Schönen zur Verzweiflung bringen? Verdrießlicher iſt der Mißbrauch der dramatiſchen Tändeleyen und Schnitzwaare, die alles andere auf dem Markt Thaliens zu verdrängen ſtreben — die Almanach-Komödien in Proſa oder Verſen, zu einer, zwey, und höchſtens drey Perſonen, wo man die Poeſie tropfenweiſe auf unſere Scheitel fallen läßt. Was ſoll man ſagen, wenn wir dergleichen Moſchuspulver zum Abſpannen der Nerven zu drey bis vier an einem kurzen Sommerabende verſchlucken müſſen, und das Publikum dergleichen Schwänke ſo nachſichtsvoll aufnimmt, daß es bey dieſen Kleinigkeiten nicht einmal gediegne, runde, klingende Verſe und Perioden erheiſcht. —

Ein Grundgeſetz deutſcher Komödienſchreiber verlangt nicht zu luſtig zu ſeyn, ſonſt werden ſie unverzüglich nach den Vorſtädten, oder zu den Marionetten verwieſen. Als Vorbild diene ihnen Emmeline in der Schweizerfamilie, der, während ſie ſingt: Ich bin ja ſo ſelig — ſo fröhlich, das Herz vor Wehmuth zerſpringen möchte. — Hermanns Enkel iſt empfindſam und erha-

ben

ben über derbe Munterkeit. Der Herrliche ſagt mit dem Hausmeiſter im Neuſonntagskinde. — »Ich will nicht, »ich mag nicht, ich kann nicht, ich darf nicht — wer »wird mich denn zwingen?« — Ja ſogar vernünftiges Zureden iſt verloren, — denn der Hausmeiſter iſt taub, ſtocktaub!

Das Schauſpiel endlich, — da ſind wir auf eigenthümlichen Boden, und haben eine Theorie, die Sie in Lenore, Romanze von Bürger, ohne Mühe auffinden können, und an welche wir uns ſtrenger halten, als die Logiker des 17ten Jahrhunderts an ihre barbariſchen Formeln. — Liebhaber die nicht gemeldet, ob ſie geſund geblieben — Mütter und Töchter die ſich darüber im Zwieſprach verlieren, Verwünſchungen gegen Natur und Schöpfer und immer vorwärts hop! hop! hop! — Alles dunkel und kalt — nur daß die Schauſpieldichter die im Kavalleriſten-Hain perſonificirt ſind, nicht immer die Höflichkeit haben zu fragen: Graut Liebchen auch vor Todten? Luftiges Geſindel fehlt nicht, und weicht nicht von der Seite, bis der Reuter mit der Gerte, — figürlich der Autor mit der Feder, den Begräbnißplatz erreicht, wo das Stück fällt und verſinkt, und die Erwähnung der Bretter und Brettchen die Allegorie vollendet. Hier nun iſt es Sitte einzulenken: Lenorens Brautkammer verwandelt ſich in eine wirkliche, und der Liebſte, mit dem ſie glücklich vor Galgen und Rabenſtein vorbeygehuſcht, wird vom Gerippe Fleiſch, und der wahre Wilhelm. — Der feuerſpeyende Rappe hingegen, Maſchinerie und Flugwerk, die das Meiſte zu tragen haben, der Rappe ſcharrt und ſchnaubt in demſelben Stalle, in welchem ſonſt Pegaſus gefüttert wurde. — Ich wittre bey dem allem keine Morgenluft!

Nun zum Trauerſpiele, jedoch mit derjenigen Ehrfurcht die uns unwillkührlich ergreift, wenn wir einem Heiligthume nahen. — Hier glänzen wir, hier brüſten wir uns, hier reden wir geringſchätzig von Racine, Corneille und Voltaire, und tadeln ihre Kälte, Titulaturen, oder citiren gar Verſe aus Phädra und Cinna, die uns lächerlich erſcheinen. Wahrlich ihr leget das Schwert an Männer, die beſſer ſind als ihr! —

Warum indeſſen ſollten wir nicht ſtolz auf unſere tragiſchen Habſeligkeiten ſeyn, zu denen unſere Götter und Halbgötter Leſſing, Göthe, Schiller, beyde Schlegel, Kotzebue, Werner beygetragen haben? — — dem Leſſing zwar möchten die Kritiker gern zu verſtehen geben, nur wegen vieler geleiſteten Dienſte des Verfaſſers, verſchonten ſie Emilie Galotti, — eine Roſe, die der Zeitgeſchmack entblättert, — da ſie dieſelbe nicht gebrochen. — Göthe aber, hält dieſen Leuten ſchwereren Stand. — Nichts iſt reicher, harmoniſcher, vortrefflicher als Iphigenia, Taſſo, Götz von Berlichingen. — Und warum finden wir dieſe reichen, harmoniſchen, vortrefflichen Meiſterſtücke ſo ſelten oder gar nicht auf den Reperterien? Weil Göthe ein Mahler und kein Bildhauer iſt; weil er die Figuren nicht von der Leinwand hervorheben kann; weil Iphigenia und Taſſo keine theatraliſche Wirkung, und Götz ſo wie Egmont und Clavigo kein Ganzes machen, ſondern nur neben einander geſtellte Scenen ſind! —

Der Deutſche hat Tempel, aber er beſucht ſie nicht. Er züchtigt ſeine Götzen, nicht wenn ſie ihn im Stiche laſſen, ſondern wenn er ſündigt. — Zu Schlegels Jon ſagt er: »Du biſt ein Grieche, ich mag dich nicht!« Zum Bruder Alarcos, ich will dich nicht kennen lernen. Julius von Tarent und Otto von Wittelsbach und die Ritterſchaaren ſind moosbewachſen. — Schon will der Ritter ohne Furcht, wieder zu ſeinem Kotzebue eilen, um Bayard die Hand zu ſchütteln und in Octavia die Hühner freſſen zu ſehen: da treiben ihn die Jungfrau von Orleans und Wallenſtein unter ihre Fahnen, Tell gewinnt den Apfel; er beichtet mit Maria Stuart und macht Chorus in der Braut von Meſſina. Nun zerfleiſcht er die früheren Arbeiten des neuen Lieblings, den gedehnten Don Carlos, und die Räuber, und Kabale und Liebe, und die Spiegelfechterey des Fiesco.

Und hoffen Sie gar, der Deutſche werde ſeinem Schiller den e[illegible] geflochtenen Kranz unangetaſtet laſſen? — Ich fürchte das Gegentheil, — ich höre ſchon das Säuſeln des Windes, der bald zum Sturme anſchwellen kann. — Schon erſcheint der ſchwarze Ritter der Jungfrau, der Johann Parricida gegen den Tell; — Mortimer empört ſich gegen ſeine Königin, in dem Augenblicke wo er ihr ſchön thun will; der letzte Act der ſicilianiſchen Braut mißfällt: — Bald iſt Schiller zu lyriſch, bald gefällt er ſich in philoſophiſchen Gegenſätzen, die ſeinem Nachdenken mehr Ehre bringen als ſeiner Begeiſterung. — Kurz, er iſt der geprieſene Dichter, aber noch kein Klaſſiker. — Wehe ihm, wenn er den Traum des Nebucadnezar geträumt hätte.

Es hat einen Moment in Norddeutſchland gegeben, wo man uns weiß machen wollte, das Wernerſche Nebelgeſtirn werde die Schilleriſche Feuerkugel überſtrahlen, eine Prophezeihung eben ſo unerklärlich und unerfüllt, als die der Aſtralis in den Söhnen des Thales. Die Weihe der Kraft und Attila raubten uns den ſüßen Glauben. Deßwegen iſt der 24. Februar vielleicht des Dichters Apell ans Schickſal, das an dem verhängnißvollen Wintertage alle ſeine Gräuel erſchöpft hat. — Die Nemeſis der Alten war verhüllt und bekleidet, die Wernerſche iſt nackt und bloß, vom Scheitel bis zur Ferſe. Unſer Geiſt liebt eignen ſtarken Willen im Kampfe mit den Spinnerinnen zu ſchauen, ſollten dieſe auch wie immer triumphiren, aber wen ergötzt das Umherwerfen eines gebrechlichen Nachens im empörten Ocean? Was aber thun wir — wo weihen wir fromme Gelübde, wenn Schiller uns entſchlüpft? Aengſtlich ſehe ich alle Blicke umherſchweifen, unter den Jünglingen und Männern, unter den Weibern und Mädchen; wo iſt der Kühne, und wo die Unerſchrockene, die den Cothurn beſteigen wollen? — So wie ein neues Trauerſpiel verkündet wird, erwartet man die Geburt des Vollkommenen, — aber ſo wenig das Fiſchlein Remora mitten in den Fluthen ein beladenes Frachtſchiff aufzuhalten vermochte, wenn ſchon Plinius der Naturhiſtoriker es glaubte, ſo wenig reift euch über Nacht das Vollendete. — Muntert immerhin eure Jugend auf — aber ſprecht nicht im Voraus von dem Schatze den ihr noch nicht erhoben, und von dem errungenen Uebergewicht über die Nachbarn. Vor allen aber entfernt wir die Weiber von den Olympiſchen Spielen, daß ihr nicht weichlich werdet, und ihr, die ihr wiſſet, wie fühlend der Himmel mein Herz ſchuf, ihr begreifet was dieſer Rath mich koſtet. —

Zum Schluße und das iſt am gefährlichſten, das Reſultat meiner Zeilen: —

1) Wir Deutſche beſitzen bis jetzt keine dramatiſche Claſſiker, d. h. wir erkennen keinen an. 2) Es iſt nicht entſchieden ob wir je dergleichen beſitzen werden, denn nicht alles gab die Natur allen, und ſo wie eine Nation mehr oder weniger Anlage zur Muſik, Mahlerey, Architectur hat, als andere, eben ſo iſt dieſes bey den verſchiedenen Fächern der Poeſie der Fall. Eine genauere Unterſuchung hierüber würde mich zu weit führen. Auch die Römer liefen aus dem Theater ſo bald man das Amphitheater eröffnete, aber dafür blieb das Römiſche Theater nachahmend, und erhob ſich nie zu dem Range des griechiſchen. — Ein übles Zeichen für uns iſt es, daß die Kritik der Kunſt ſo weit voranſchreitet. — Mit nichts kann ich mich bey unſerer Bühne freuen; die Art der Schauſpieler gegen das Publikum und des Publikums gegen die Schauſpieler: die Verachtung reiner Sprache und Ausſprache; die Trägheit nicht auswendig lernen zu wollen, und der Hang nach Pferden und brennenden Decorationen; die Sucht zu pfeifen in einer, und vaterländiſche Monumente für nichts und wieder nichts erbauen zu wollen, in der andern Stadt, — der ſchlechte Lohn der lebenden Dichter, und die geringe Achtung der-

ſelben in der Geſellſchaft. Der fühlbare Einfluß angeſehener Perſonen auf einer, und die Vernachläſſigung auf der andern Seite. Habe ich ein ſchneidendes Wort ausgeſprochen, ſo mag man mirs vergeben. Des Recenſenten Gottheit iſt die Wahrheit, — ein wenig Galle ſchadet fürwahr den Deutſchen nicht. — Die Spartaner geißelten ihre Kinder, damit ſie männlicher würden, und nur in der Litteratur fremde Rückſichten können uns bewegen — Rudolph von Habsburg und Nero, auf den Brettern, ſo ſchonend zu behandeln als wären ſie wahrhaft Cäſaren.

—y.

Inhalt

des erſten Heftes.

Vorrede. . . . . Seite 3
Ueber die Erkenntnißquellen. Von E—r. . . — 15
Ode an den Grafen Fried. Leopold Stolberg von deſſen Bruder, Gr. Chriſtian Stolberg. — 30
Der Philoſoph Hamann. Vom Herausgeber. Nebſt Hamanns früheſter Schrift. Mitgetheilt von Fried. Heinr. Jacobi. . . . . — 33
Gedanken über Mythos, Epos und Geſchichte. Mit altdeutſchen Beyſpielen. Von Jacob Grimm. — 53
Wie ſteht es um die deutſche Bühne? Brief am Schluße des Jahres 1812, an den Herausgeber des Deutſchen Muſeums gerichtet. . . . . . — 76

Druckfehler

im zwölften Hefte des erſten Jahrgangs.

S. 522. Z. 11. für Todte l. Tode.
S. 528. Z. 1. v. u. für Pfuhl l. Pfühl.
S. 532. Z. 18. für haben l. heben.

Der

Werth der poſitiven Offenbarung,

aus

der Unhaltbarkeit der bisherigen philoſophiſchen Bemühungen.

III.

Von der Wahrheit.

(Siehe Deutſches Muſeum, I. Jahrg. 10. Heft.)

Es zeigt ſich an den Menſchen, wenigſtens an den meiſten, ein lebhaftes und vorzügliches Intereſſe für die *Wahrheit*. Daher ſo viele Anſtrengungen derſelben, um ſie zu erringen, beſonders in der Philoſophie; daher ſo viele Eintheilungen der Wahrheit, als in die *logiſche* oder *formale*, und *objektive* oder *materiale*, in die *empiriſche*, *transſcendentale*, *nothwendige* und *ewige*. Dieſer Zerſtückelungen bediente ſich der Menſchenverſtand nach ſeiner Art, um die Wahrheit, wie ein andres zum denken gegebenes Objekt, ſtückweis leichter überſchauen zu können. Allein dadurch ward doch noch ſehr wenig ausgerichtet. Wer immer die Philoſophie in ihrem ganzen Umfange kennt, der weiß auch, wie wenig und wie unſicher ſie uns etwas von Wahrheit zu ſagen wiſſe.

Die **logiſche Wahrheit** iſt beynahe die einzige, von der die Philoſophie etwas mit Grund angeben kann. Sie iſt bekanntlich die Uebereinſtimmung unſerer Gedanken mit ſich ſelbſt, oder mit den allgemeinen Geſetzen des Denkens. Dieſe betreffen aber bloß die Form der Erkenntniß, und es wird dabey von allem Inhalte, oder von aller Materie der Erkenntniß abſtrahirt. Dieſe Uebereinſtimmung iſt nur eine negative Bedingung der Wahrheit, und es kann eine Erkenntniß der logiſchen Form vollkommen gemäß ſeyn, d. i. ſich ſelbſt nicht widerſprechen, ob ſie gleich immer den gedachten Gegenſtänden ſelbſt widerſprechend ſeyn kann. Man hat die einzigen zwey formalen Kriterien der Wahrheit: 1) den Satz des Widerſpruches, nämlich daß die Erkenntniß ſich nicht widerſpreche; und 2) den Satz des zureichenden Grundes, nämlich daß die Erkenntniß logiſche Gründe, und keine falſche Folgen habe.

Fragt man den Philoſophen um das Kriterium der **objektiven** oder **materialen Wahrheit**, nämlich der Uebereinſtimmung des Erkenntniſſes mit dem Gegenſtande, ſo weiß er nicht nur keines anzugeben, ſondern er behauptet noch darüber, daß es ein ſolches **allgemeines** gar nicht einmal geben könne, indem es an ſich ſelbſt widerſprechend wäre, weil es 1) als ein allgemeines, für alle Gegenſtände überhaupt gültiges Kennzeichen von allem Unterſchiede derſelben völlig abſtrahiren, und 2) doch auch zugleich als ein materiales Kriterium eben auf dieſen Unterſchied gehen, und folglich jedem Gegenſtande eigenthümlich ſeyn müßte.

Die objektive Wahrheit erfordert, daß ihr Gegenſtand gegeben ſey. Iſt es ein ſinnlicher Gegenſtand, ſo nennt man es *empiriſche Wahrheit*. Darunter verſteht man das, was nach den Geſetzen der Sinnlichkeit und des Verſtandes zuſammen Wahrheit iſt, oder auch die objektive Gültigkeit der *Erfahrungsurtheile*. Ein ſolches Urtheil iſt, nach Kant, ein empiriſches, ſo fern es *objektive* Gültigkeit hat; ein empiriſches Urtheil hingegen, das nur *ſubjektiv* gültig iſt, nennt er ein bloßes *Wahrnehmungsurtheil*. Der Unterſchied zwiſchen einem ſolchen, und einem Erfahrungsurtheile wird durch folgende Beyſpiele erklärt: »Wenn die Sonne den Stein beſcheint, ſo wird er warm,« dieß heißt man ein *Wahrnehmungsurtheil*. In dieſem ſind bloß zwey Wahrnehmungen zuſammengeſtellt, und es iſt zwiſchen beyden keine nothwendige, ſondern bloß *logiſche Verbindung*. Hingegen wenn man ſagt: »Die Sonne erwärmt den Stein,« ſo ſey dieß ein *Erfahrungsurtheil*, und in dieſem ſey eine *nothwendige Verknüpfung*, die durch die Kategorie *Urſache* geſchieht, indem es ſo viel ſagt als: Die Sonne iſt die Urſache, daß der Stein warm wird. Durch dieſe nothwendige Verknüpfung werde das Urtheil allgemein gültig für jedermann; und dieſe allgemeine Gültigkeit ſey der objectiven gleich, ſo daß man ſie als Wechſelbegriffe brauchen könne. Daraus entſtehe die *empiriſche Wahrheit*, und *dieſe ſey die einzig gewiſſe objective Wahrheit für uns*.

Allein, obwohl zwiſchen den Begriffen *Urſache* und

Wirkung eine nothwendige Verbindung iſt, ſo daß wir uns den einen ohne den andern nicht denken können, ſo folgt daraus noch nicht, daß auch bey der objectiven Anwendung dieſer Begriffe zwiſchen der Sonne als Urſache, und der Erwärmung des Steins als Wirkung, eine eben ſo nothwendige Verbindung ſeyn müſſe; denn dieſe Wirkung erfolgt nicht jederzeit, nicht an den ſteinichten Gipfeln der höchſten Berge, — nicht dann, wenn die Sonnenſtrahlen unter einem ſpitzigen Winkel auf den Stein auffallen, u. ſ. w., ſondern nur unter gewiſſen Umſtänden. Und wenn auch dieſe Wirkung unter gewiſſen Umſtänden jederzeit erfolgt, ſo kann man das darüber gefällte Urtheil zwar als allgemein gültig, aber deßwegen doch noch nicht als nothwendig anſehen, — als allgemein gültig, ſo lange man keine entgegengeſetzte Wirkung wahrnimmt, — nicht als nothwendig, weil die Kenntniß der objectiven Verbindung nicht auf Begriffen, ſondern nur auf Wahrnehmungen ſolcher uns erſcheinenden Gegenſtände beruht, von denen wir nicht wiſſen, was ſie an ſich, ihrer Weſenheit nach, ſind. Wie viele Urtheile, die man ehemals in der Phyſik, Chemie und Medizin für allgemeingültig hielt, hat man ſchon zurück nehmen müſſen! Ich habe bereits in einer beſonderen Abhandlung gezeigt, daß alle naturwiſſenſchaftliche Sätze, welche Kant für nothwendige, — für Sätze a priori, ausgab, nur eine logiſche Nothwendigkeit haben, nämlich daß in jedem derſelben in den Begriff des Subjects, bey ſeiner Bildung, ſchon alles hinein gelegt iſt, was im Prädikate ausgeſagt wird; daß ſie ſich alſo alle bloß auf den Satz des Widerſpruches gründen *). Es giebt alſo für uns, in Rückſicht auf empiriſche Wahrheit, nur Wahrnehmungsurtheile.

Schon in dieſem Betracht wird die ſogenannte transſcendentale Wahrheit bedeutungslos. Dieſe iſt nämlich (nach Kants Kritik d. r. Vern. S. 185) die allgemeine Beziehung auf mögliche Erfahrung. Für eine ſolche Wahrheit hält man z. B. den Satz: »Alles, was geſchieht, muß eine Urſache haben;« denn ohne ſie ſey keine Erfahrung und kein Erfahrungsgegenſtand möglich, weil ſie in der Vernunft vor aller empiriſchen Wahrheit, als einer der Gründe derſelben, vorhanden ſeyn müſſe.

---

*) Zum Beyſpiel und zum Beweis mag hier der naturwiſſenſchaftliche Satz dienen: »Alle Veränderung muß eine Urſache haben.« In dieſem Satze iſt der Begriff Veränderung überhaupt das Subject, und die Worte: muß eine Urſache haben, das Prädikat. Nun aber haben wir bey der Bildung des Begriffes Veränderung die Vorſtellung vom Anderswerden eines Dinges. Dabey ſtellen wir uns etwas Beharrliches (das Ding an ſich), und etwas anders gewordenes (das Wechſelnde, das Zufällige des Dinges, ſeine Accidenzen) vor. Wenn nichts beharrliches vorhanden wäre, ſo würde das Ding nicht bloß verändert werden, ſondern gar aufhören, ein Ding zu ſeyn. Das Wechſelnde hingegen hört ganz auf zu ſeyn, und es tritt an ſeine Stelle etwas ganz anders. Dieſe Subſtituirung, dieſe Hervorbringung eines ganz andern, als zuvor war, nennen wir Veränderung, Wirkung, und wir können ſie nicht denken, ohne daß wir dabey zugleich auch etwas Hervorbringendes, etwas Wirkendes denken, welches wir mit dem Worte Urſache bezeichnen. Es liegt alſo im Subject des gedachten Satzes das Prädikat deſſelben ſchon enthalten. Wir müſſen alſo dieſes von jenem ausſagen, um uns nicht ſelbſt zu widerſprechen.

Allein der ganze Werth dieſer transſcendentalen Wahrheit hängt von der Richtigkeit der Kantiſchen Lehre über die Kategorien und ſogenannten Erkenntniſſe a priori ab. Alle dieſe ſind in unſerm Verſtande nur als Denkformen vorhanden, nicht aber als vollſtändige, vor aller Erfahrung ſchon gebildete Begriffe und Kenntniſſe, wie ich mit andern Philoſophen in meiner vorgedachten Abhandlung gezeigt habe. Es ſind alſo auch von den ſogenannten transſcendentalen Wahrheiten nur die Formen, nach welchen ſie von uns gedacht werden können, ſchon vor den Erfahrungen und ihren Gegenſtänden in uns vorhanden, nicht aber der Inhalt davon ſelbſt. Aus dieſem Grunde ſollte man ſie jederzeit nur Denkformen, niemals aber Wahrheiten genannt haben, die als ſolche einen nothwendigen und immer bleibenden Inhalt haben müßten.

Das nämliche läßt ſich auch von der Wahrheit ſagen, welche die Kantiſche Schule die nothwendige und ewige nannte. Denn dieſe beruht auf dem nämlichen, vorgeblich aprioriſtiſchen, Grunde, wie die transſcendentale.

Es iſt auch der Sinn, in welchem die Philoſophen den Ausdruck transſcendentale Wahrheit bisher genommen haben, ſehr verſchieden: So nennt z. B. Pr. Fries, welcher bekanntlich Kant's Kritik d. r. Vern. in vielen Stücken umgeſtaltete, in ſeiner neuen Kritik der Vernunft, B. I. S. 287, die Wahrheit, welche nach Uebereinſtimmung mit dem Gegenſtande fragt, die transſcendentale; und jene, welche nur nach dem Vorhandenſeyn im Gemüthe fragt, die empiriſche. Die Begründung der Erkenntniß nach der erſten Regel nennt er die objective, weil hier der Gegenſtand als Grund angeſehen wird; die nach der zweyten Regel heißt er die ſubjective, weil nur nach der innern Geſchichte unſers Erkennens gefragt wird.

Vergleiche ich dieſe Beſtimmungen der transſcendentalen und empiriſchen Wahrheit mit den Kantiſchen, ſo wandelt mich ein äußerſt unbehaglicher Eckel vor allen menſchlichen Spekulationen nach Wahrheit an. Das Widerſprechende, ſo ich unter ihnen bemerke, und das Unzureichende zur Befriedigung meiner höheren Bedürfniſſe ſagt mir in meinem Innerſten, daß im Menſchen allein das nicht vorhanden ſey, was ſeinen heißen Durſt nach Wahrheit ganz ſtillen könnte.

Man laſſe den bisher genannten Arten der Wahrheit ſo viel Werth, als man ihnen auch immer einräumen kann, ſo werden wir doch bey keiner eine gänzliche Befriedigung unſerer Forderungen antreffen. In dieſen Forderungen liegt vieles wichtige, wovon der Grund in uns allein nicht liegen kann, z. B. bey der logiſchen und kantiſch-transſcendentalen Wahrheit finden wir nur die Exiſtenz der unſerm Verſtande eigenen Denkformen, nicht aber den Grund ihrer Entſtehung und abſoluten Gültigkeit; — bey der objectiven Wahrheit fehlt es uns an einem Kriterium; — in Rückſicht auf empiriſche Wahrheit giebt es für uns eigentlich nur Wahrnehmungsurtheile, und auch in Betreff dieſer finden wir in uns allein weder den Grund, ob wir die Gegenſtände ſo wahrnehmen, wie ſie an ſich ſelbſt ſind, noch auch, warum wir ſelbe ſo, und nicht anders wahrnehmen.

Dieſe Unbefriedigung nöthigte die Menſchen, den erſten und allzureichenden Grund der Wahrheit in dem, was über ihnen iſt, in Gott, zu ſuchen und anzunehmen. Dieß that z. B. der große **Boſſuet**, der ſich an des **Descartes** Philoſophie gehalten hatte: Er dachte in ſeinem Traité de la connoissance de Dieu et de soi-même, Ch. I. par. 17. Ch. IV. par. 5, der allgemeinen und immerwährenden Gültigkeit der Axiomen nach, (als welche alle Menſchen für wahr annehmen, ohne ſie beweiſen, — ohne davon einen Grund angeben zu können, — welche ſie nicht zu Wahrheiten machen, ſondern als ſolche finden,) und folgerte dann Ch. V. art. 14 daraus, daß es ein Weſen geben müſſe, in welchem die Wahrheit ewig beſteht, welches die Wahrheit ſelbſt und alle Wahrheit iſt, und von welchem Weſen alle Wahrheit ausgeht. Die Sinne allein ſeyen nicht vermögend, der Seele die Kenntniß davon zu verſchaffen; ſie können die Seele nur anregen, erwecken, nur Kunde geben von gewiſſen Wirkungen, nur antreiben zur Aufſuchung der Urſachen; allein die Seele könne ſie nicht ſelbſt erwecken, nicht einſehen ihre Grundprincipien, außer nur vermöge eines höheren Lichtes, das von Gott kommt, oder Gott ſelbſt iſt.

Der große **Leibnitz** unterſchied zwiſchen erfahrbaren und nicht erfahrbaren Wahrheiten. Dieſe nannte er die abſtrakten, und behauptete, daß ſie ihren Realgrund in Gott haben. (Oper. Tom. I. p. 265.)

Es fühlten zwar auch die neueren Philoſophen die Nothwendigkeit, zur Auffindung des erſten Grundes der Wahrheit ſich über die ſinnliche Natur und ſich ſelbſt zu erheben. Daher ſchrieb z. B. Schelling in ſeinem Bruno: »Wahrheit kommt keiner ſinnlich beſtimmten, irgend unvollkommenen, oder einer ſolchen Erkenntniß zu, welche »nur für eine ſubjektive Betrachtungsweiſe gilt; ſondern »die wahre Erkenntniß iſt gänzlich von aller Zeit und »ihren Begriffen unabhängig; ſie geht auf die ewigen »Begriffe der Dinge, die bey Gott ſind. Bey Gott in »der urbildlichen Natur ſind nämlich die ewigen Vorbilder aller Dinge, in denen auch jedes einzelne vorgebildet iſt; zeitlich iſt aber nur das Nachbild der geſchaffenen unvollkommenen Natur. Nur die Erkenntniß jener »ewigen Vorbilder iſt wahr.« Allein, dieß ſchrieb Schelling nur in ſeinem Beweiſe, daß Wahrheit und Schönheit Eins ſeye, und zur Beſtätigung ſeines Identitätsſyſtems, wie aus ſeinen folgenden Worten erhellet: »Außer dem haben wir aber noch eine untergeordnete trügeriſche Wahrheit in zeitlichen Erkenntniſſen, welche der »Verknüpfung von Urſache und Wirkung unterworfen »iſt. Nichts iſt aber an ſich irrig, verkehrt und unvollkommen; denn der Irrthum und die Unvollkommenheit des »Einzelnen folgen nothwendig aus ſeinem Weſen; nach »der höhern Anſicht iſt das Unvollkommene von Ewigkeit her bey dem Vollkommenen, d. h. ſelbſt als Vollkommenheit, geſetzt. Nun iſt Schönheit die höchſte Vollkommenheit; ſie fällt alſo mit der Wahrheit im Weſen des Abſoluten zuſammen; Schönheit und Wahrheit ſind Eins.«

Schon ſein Recenſent in der Allgem. Lit. Zeitung, Halle 1804, B. IV. S. 33, bemerkte die Widerſprüche, welche aus einer ſolchen Lehre hervorgehen, z. B. daß dadurch alle und jede Differenz aufgehoben wäre, daß, wenn der Thörichte thöricht, der Irrende irrig, der Böſe böſe handelt, ſo thue dieß der Vollkommenheit der Welt keinen Abbruch; vielmehr ſey Thorheit, Irrthum und Bosheit von Ewigkeit her bey dem Vollkommenen, und die einzige wahre Unvollkommenheit wäre, wenn der Böſe gut, der Gute aber böſe handle.

Ich übergehe hier viele andere Einwendungen, welche *Köpper*, *Weiller*, *Jakobi* dagegen machten, und bringe nur in Erinnerung, was der Letztgenannte in ſeiner Schrift: von göttlichen Dingen 2c. S. 89—93 für eine andere Wahrheitsquelle vorgab, indem er ſchrieb: »Erkenntniß des Wahren iſt auf bisherigem philoſophiſchen Wege, durch das bloße Erkenntnißvermögen des Menſchen, nicht möglich. *Man gelangt dazu nur durch das Gefühl* eines über alles ſinnliche zufällige Intereſſe ſich erhebenden Triebes, *durch das ſittliche* oder *Wahrheitsgefühl*. Was jener Trieb als Gegenſtände des Erkenntniſſes oder des Wollens anſtrebt, haben die Menſchen von jeher überhaupt *göttliche Dinge*, — und ſeine erſten ſich darſtellenden Wirkungen, tugendhafte Empfindungen, Geſinnungen,

»Handlungen genannt. In jenem Gefühl offenbaren ſich, ohne Anſchauung, ohne Begriff, unergründlich und unausſprechlich, das an ſich Wahre, Gute und Schöne.«

Durch dieſe Worte iſt zwar der Philoſophie, welche alle ihre Erkenntniſſe aus dem Denkvermögen allein ſchöpfen will, die Möglichkeit abgeſprochen, zur Wahrheit zu gelangen; allein, kann man ſich wohl mit der dafür von Jacobi vorgeſchlagenen Aushülfe allein begnügen? Kann man annehmen, daß das ſittliche oder Wahrheitsgefühl allein ſchon hinreichend ſey, unſern Durſt nach Wahrheit ganz zu ſtillen? Analogiſch betrachtet, in Vergleichung mit der Art der Befriedigung unſerer körperlichen Bedürfniſſe, ſcheint auch dieſe Aushülfe nicht zuzureichen: denn gleichwie das körperliche Gefühl allein den Körper noch nicht ſättiget, ſondern hierzu erfordert wird, 1) daß es eine Speiſe gebe, welche nicht der Körper ſelbſt, ſondern außer demſelben vorhanden iſt; 2) daß ein Mittel an der Hand ſey, ſich derſelben habhaft zu machen; und 3) daß der Menſch für dieſelbe Gefühl und Luſt habe; eben ſo ſollen wir analogiſch annehmen, daß zur Befriedigung unſers geiſtigen Wahrheitsbedürfniſſes 1) die Wahrheit außer und über uns ſey, weil wir dieſelbe, ungeachtet ſo langwieriger und raſtloſer Bemühungen, in uns ſelbſt nicht finden können; 2) daß es ein von unſerm Gefühl verſchiedenes Mittel geben müſſe, dieſelbe zu erkennen; und 3) daß wir für die Wahrheit doch auch Gefühl, Luſt und Intereſſe haben müſſen, weil wir außerdem ſie nicht achten, ſie uns nicht aneignen würden.

Jedoch man ſollte der Jacobiſchen Lehre noch tiefer auf den Grund ſehen; man ſollte beſtimmt wiſſen, was er unter dem gedachten *Gefühle* eigentlich verſtehe. Da ich aber hierüber keinen genügenden Aufſchluß in ſeinen Schriften finde, und nebenbey weiß, daß *Jacobi* ſich zur Bekräftigung ſeiner Lehre in der letzten Schrift auf des Pr. *Fries* neue Kritik der Vernunft berufe, und daß hinwieder *Fries* die Lehre deſſelben in einer beſondern Schrift (von deutſcher Philoſophie, Art und Kunſt) in Schutz genommen habe, ſo mag nun *Fries* hierüber zur Aufklärung dienen. Er ſchrieb in gedachter Kritik, B. I. S. 342, folgendes: »Wir finden oft unmittelbar etwas wahr oder falſch, ohne es ganz einzuſehen, ohne uns auf Beweis einzulaſſen, ohne uns genaue Rechenſchaft geben zu können, warum wir es ſo finden. Dieß ſchreiben wir dem Gefühle zu. Wir haben dem gemäß ein *Wahrheitsgefühl*, ein *Schönheits*- und ein *ſittliches Gefühl*.

»*Worin beſteht nun dieſes Gefühl?* Die Hauptſache iſt, es vom Sinne gehörig zu trennen. Fühlen ſetzen wir dem Schließen entgegen. Der Schluß enthält die Erzeugung eines Urtheils mittelbar aus andern, und zwar ſo, daß wir uns des Akts dieſer mittelbaren Vorſtellung wieder bewußt ſind. Das Gefühl hingegen erzeugt ſeine Urtheile unmittelbar. Gefühl gehört alſo dem nämlichen Vermögen, welchem das Urtheilen und Schließen zukömmt, nur daß ſich hier ſeine Thätigkeit ohne Vermittelung äußert. *Gefühl nennen wir die unmittelbare Selbſtthätigkeit* des Reflexionsvermögens *). Das Gefühlsvermögen iſt alſo keineswegs Sinn und Empfindung, ſondern willkührliche Reflexion nur in ihrer, dem vermittelnden Schließen entgegengeſetzten, unmittelbaren Thätigkeit.«

Nimmt Jacobi den Ausdruck Wahrheitsgefühl in dem Sinne ſeines Gewährsmannes Fries, ſo trifft ihn der nämliche Vorwurf, welchen Fried. Schlegel Kanten gemacht hat: Gleichwie dieſer die ſpekulative Vernunft wegen ihrer übertriebenen Anmaßungen bey der Vorderthüre hinauswarf; dieſelbe aber in einem andern Kleide, als praktiſche, bey der Hinterthüre wieder mit allen Ehren hereinführte; ſo kann man in dieſem Falle auch von Jacobi ſagen, daß er dem Denkvermögen, als mittelbarer Selbſtthätigkeit genommen, alle Wahrheitserkenntniß abgeſprochen, hingegen eben demſelben, als unmittelbarer Selbſtthätigkeit, als Gefühl, ſelbe im vollen Maße eingeräumt habe.

Auf ſolche Verirrungen müſſen auch die übrigens gelehrteſten und geſchickteſten Männer verfallen, ſo lange ſie nicht nachlaſſen wollen, die Wahrheit dort aufzuſuchen und vorzuweiſen, wo ſie nicht iſt. Weil ſie die Wahrheit, die etwas Ueberſinnliches iſt, nur allein in ihnen ſelbſt antreffen wollen, ſo finden ſie dazu kein andres Organ, als das Erkenntnißvermögen. Dieſes theilen ſie

---

*) Die logiſchen Formen (Begriff, Urtheil, Schluß, Syſtem) gehören, nach Fries, dem Reflexionsvermögen, a. a. O. B. I. S. 188. Der Verſtand iſt das Reflexionsvermögen. Ebendaſ. S. 190.

in ſo viel verſchiedene Kräfte ein, als ſie an ihm verſchiedene Thätigkeiten wahrnehmen, und belegen jede von dieſen Kräften mit einem beſonderen Namen. Was ſie nun dem Erkenntnißvermögen unter einem Namen abſprechen, das räumen ſie ihm unter einem andern wieder ein, und vergeſſen dabey, daß es immer ein und das nämliche Vermögen iſt. Dieſes unnütze Ab- und Zuſprechen, dieſes vergebliche und immer wechſelnde Abbrechen und Aufbauen wird ſo lange fortdauern, bis die Menſchen wieder- zugeben wollen, daß ihr Erkenntnißvermögen nur im Stande ſey, einen gegebenen Stoff zu denken, nicht aber den Denkſtoff ſelbſt zu ſchaffen, — bis ſie wieder zugeben, daß uns, ſo wie vom Sinnlichen, *alſo auch vom Ueberſinnlichen eine Offenbarung nöthig ſey*, und bis ſie die ſchon *beſtehende*, über allen Zweifel erhabene *Offenbarung der Wahrheit* und des Ueberſinnlichen überhaupt wieder zu ſchätzen und zu gebrauchen anfangen.

Dieſe Schätzung und dieſer Gebrauch ſind allein vermögend, den nach Wahrheit ſtrebenden Menſchen zu beruhigen, und zwar

1) In Rückſicht der *logiſchen* Wahrheit: denn obgleich der Menſch die ihm eigenen Denkformen durch innere Erfahrung gewahr werden kann, und obwohl er dabey einſieht, daß er jeden gegebenen Stoff nicht anders, als nach dieſen Formen, denken kann; ſo kann er doch aus ſich ſelbſt weder angeben, woher er ſie urſprünglich bekommen habe, noch auch, ob und wie weit er ſelbe gebrauchen dürfe, ohne dabey von einer höheren, ewig

beſtehenden Wahrheit abzuweichen, und ob die bloß logiſche Wahrheit an und für ſich ſelbſt, abſolut, einen Werth habe. Hierüber wird ſich der Menſch ſo lange keinen befriedigenden Aufſchluß geben können, als bis er die Principien dazu aus der Offenbarung erhalten hat. Nur aus dieſer allein kann er die völlige Verſicherung erhalten, daß er als ein Geſchöpf Gottes *) eine ſolche Einrichtung ſeines Denkvermögens, ſolche Denkformen erhalten habe, die dem weiſeſten Plane des Schöpfers, als der einzigen und ewigen Wahrheit ſelbſt, angemeſſen ſind; nur durch dieſe allein wird er ſicher belehrt, daß und wie weit er ſein Denkvermögen gebrauchen ſoll; daß ein ordentlicher Gebrauch deſſelben eben deßwegen einen wahren Werth habe, weil ein ſolcher dem abſoluten Zwecke der Schöpfung angemeſſen iſt.

2) In Betreff der objektiven Wahrheit, verſchafft die Offenbarung auch für dieſe ein Kriterium: denn da uns die Offenbarung mit Gott als Schöpfer bekannt macht, der zugleich der Urſprung aller Wahrheit iſt, ſo ſind wir dadurch ſo ſehr, als durch logiſche Kriterien, berechtiget und genöthiget, anzunehmen: Er habe das menſchliche Erkenntnißvermögen ſo eingerichtet, daß der Menſch durch ordentlichen Gebrauch deſſelben die Gegen-

---

*) Bekanntlich haben die ſogenannten Beweiſe vom Daſeyn Gottes und ſeiner Schöpfung, die man aus bloßer Vernunft führte, ſich bisher nicht als haltbar bewähren können. Nicht nur die Materialiſten, ſondern auch ſelbſt ihre Gegner gebrauchten die nämliche Vernunft, um ſie zu entkräften.

ſtände ſo erkenne, wie es der Wahrheit und dem Schöpfungszwecke angemeſſen iſt; außerdem müßten wir von Gott einen Widerſpruch denken, wir müßten ihn, als die Quelle aller Wahrheit, auch zugleich für die Quelle alles Irrthums halten. Das objektive Kriterium iſt alſo die Wahrheit Gottes als Schöpfers der materialen und intelligibeln Welt zugleich und zu einem Zwecke. Dieſes Kriterium müſſen wir auch für die empiriſche Wahrheit aus dem nämlichen Grunde annehmen.

3) In Abſicht auf die transſcendentale, nothwendige und ewige Wahrheit. Die poſitive Offenbarung leiſtet uns in dieſer Abſicht weit mehr, als das ſich allein überlaſſene menſchliche Denkvermögen: denn, indem dieſes nur die Formen angeben kann, nach welchen uns die Erkenntniſſe möglich werden, und uns daher an unſre Beſchränktheit feſſelt, erhebt uns jene über uns ſelbſt, und deckt uns ſogar den erſten Grund des Daſeyns und der Zweckmäßigkeit jener Formen auf. Das Denkvermögen findet keinen andern Grund der Nothwendigkeit und Ewigkeit ſeiner Erkenntniſſe, als den ſeiner Beſchränktheit; es hält ſelbe nur deßwegen für nothwendig und ewig, weil es über ſich ſelbſt nicht hinaus kann, weil es nicht anders, als nach ſeinen beſchränkten Anlagen denken kann. Hingegen die Offenbarung lehrt uns Wahrheiten, welche vom menſchlichen Denkvermögen eben ſo unabhängig, als über ſelbes erhaben ſind, und die ihren einzigen Grund in Gott, in dem Ewigen, haben.

Wer

Wer ſich mit dieſem allzureichenden Grunde, und mit dieſer eigentlichen Quelle der Wahrheit nicht begnügt, ſondern dieſe nur durch eigene Denkkraft erringen will, der mag es auf ſeine Gefahr thun. Er wird ſeinen Stolz und Eigenſinn, wie die bisherige Erfahrung lehrt, durch unfruchtbare Arbeit büßen müſſen.

Es mag Fries, mit andern Philoſophen, immer ſchreiben (wie er es in der angeführten Schutzſchrift für Jacobi S. 87 that): »Was ich fordere, iſt blank und baar die reine Wahrheit zu ſuchen und hinzugeben.« Er und alle, die ihm folgen, werden ſelbe auf den vorgeſchlagenen Wegen eben ſo wenig finden, als ihre Vorgänger. Unter dieſen von ihm angerühmten Wegen zur Wahrheit iſt der erſte die Wiſſenſchaft, oder, was noch mehr iſt, Wiſſenſchaft und Wahrheit ſind ihm identiſch, denn er ſchreibt ebendaſelbſt, S. 87, gegen Fr. Schlegel: »Die Tugend iſt eben die Tugend der Wiſſenſchaft, die Tugend der Wahrheit.« Wer ſieht nun aber nicht die ganz unphiloſophiſche Willkührlichkeit und Unbeſtimmtheit in Worten, die ſich hier Pr. Fries ſelbſt erlaubt, obwohl er ſie an andern, z. B. an Schelling, ſchon oft getadelt hat? Bisher verſtand man unter der Tugend die Stärke des Vorſatzes in Erfüllung der Pflicht, und hielt ſie allein für das Werk eines guten Willens. Das Wiſſen der Pflichtgeſetze ſah man noch nicht für Tugend an, ſondern nur den ſtandhaften Willen ſie zu beobachten. Pr. Fries ſelbſt nennt in ſ. Krit. d. Vern. B. III. S. 206, die Tugend eine ſittliche Kraft des menſchlichen Willens. In der vorher angeführten Stelle hingegen iſt ſie ihm die Tugend der Wiſſenſchaft, mithin eine Kraft des Wiſſens, des Erkenntnißvermögens!

Eben ſo unrichtig gebraucht er Wiſſenſchaft und Wahrheit als Wechſelbegriffe, da doch die Sphäre der einen weit beſchränkter iſt, als die der andern, da die Erfahrung aller Jahrhunderte uns überzeugt, daß die Wiſſenſchaft allein uns nicht zu aller Wahrheit führe, und da eben deßwegen Fries ſelbſt, ſo wie Jacobi, einen zweyten Weg zur Wahrheit, nämlich den philoſophiſchen Glauben, die innere Offenbarung, in Vorſchlag brachte. Liegt nicht ſchon in dieſer Hinſicht ein offenbarer Widerſpruch in der Fries'ſchen Lehre?

Wollte ſich Fries wider dieſen Vorwurf dadurch rechtfertigen, daß er vorgäbe: nach ihm ſey die Wiſſenſchaft der Weg zur Wahrheit in Betreff des Sinnlichen, und der Glaube, oder die innere Offenbarung, in Betreff des Ueberſinnlichen; ſo erinnere ich ihn an ſeine Behauptung, welche in ſeiner gedachten Schutzſchrift für Jacobi S. 88 vorkömmt: »Wir verlangen — — die »reine Wahrheit, welche wir, von der Vorzeit erzogen, »nun ſelbſt zu finden vermögen.« Daſelbſt iſt die Rede von poſitiver Offenbarung, vom hiſtoriſchen Glauben an religiöſe Wahrheiten u. d. gl., folglich von Mitteln, zur Kenntniß überſinnlicher Gegenſtände zu gelangen; und da Fries (wie aus den Context abzunehmen iſt) daſelbſt die Wiſſenſchaft, zu der wir von der Vorzeit erzogen ſind, als das Mittel vorſchlägt, wodurch wir die Wahrheit nun ſelbſt zu finden vermögen, ſo ſteht eben dieß mit ſeiner vorerwähnten Rechtfertigung abermals im Widerſpruche. Und über dieß, wie kann man doch wohl vorgeben, daß wir von der Vorzeit zu einer Wiſſenſchaft erzogen ſind, wodurch wir die Wahrheit nun ſelbſt zu finden vermögen? Da die bisherige Erfahrung zeigt, daß immer ein wiſſenſchaftliches Syſtem das andere vernichtet, — daß immer ein Philoſoph dem andern ſeine Irrthümer aufdeckt, — und daß Fries ſelbſt das nämliche in Rückſicht ſeiner Vorgänger gethan habe. Eben dieſes Schickſal widerfährt auch den Fries'ſchen Schriften, indem das Urtheil der Gelehrten über ſeine Logik, auf welche ſich alle ſeine übrigen philoſophiſchen Schriften gründen, gar nicht günſtig ausgefallen iſt *).

So ſteht es nun nach ſo vielen Jahrhunderten mit der langen Reihe philoſophiſcher Forſcher der Wahrheit bis auf Fries, als den letzten, den ich kenne. Ich finde bey der Vergleichung ihrer Behauptungen größtentheils nichts als Widerſprüche; und es hat mich nichts mehr, als dieſe Vergleichung von der Richtigkeit und Gründlichkeit des Satzes des heil. Paulus (Röm. III. 4.) überführt: daß Gott allein wahrhaft iſt

---

*) So ſchrieb z. B. Ge. Wilh. Fr. Hegel in ſ. Wiſſenſchaft der Logik, Nürnberg, 1812. B. I. Einleit. S. XVII. *) »Eine ſo eben erſchienene neueſte Bearbeitung dieſer Wiſſenſchaft, Syſtem der Logik von Fries, kehrt zu den anthropologiſchen Grundſätzen zurück. Die Seichtigkeit der dabey zu Grunde liegenden Vorſtellung oder Meinung an und für ſich, und der Ausführung, überhebt mich der Mühe, irgend eine Rückſicht auf dieſe bedeutungsloſe Erſcheinung zu nehmen.« Ich übergehe hier die Ausſtellungen, welche auch ſeine Recenſenten dagegen gemacht haben.

und bleibt, alle Menſchen aber Lügner ſind. Alle Menſchen, die ſich anmaßen, durch ſich allein, durch eigene Denkkraft, in Betreff des Ueberſinnlichen (davon redet Paulus, indem er daſelbſt von göttlicher Offenbarung und dem Glauben an dieſelbe handelt) die Wahrheit aufzufinden, verirren ſich in Irrthum, und ſprechen Lüge, wenn ſie dieſen für jene ausgeben. Gleichwie der, welcher in der Sinnenwelt ſeine Augen von der Sonne wegwendet, dieſe anderorts nicht finden wird; eben ſo giebt es in der überſinnlichen Welt nur ein wahres Licht, nämlich jenes, das von oben her leuchtet; alle übrige ſind Irrlichter, die nach ihrer Erſcheinung bald wieder in ihr Nichts verſchwinden. Jenes wahre Licht ward uns offenbar durch das Wort des Herrn, welches bleibt in Ewigkeit; und dieſes iſt das Wort, welches unter uns durch das Evangeliun verkündet wurde.

Ein teutſches Wort

gegen

die unteutſchen, widerſinnigen, oder willkührlich neugeſchaffenen ſinn- und gehaltloſen Kunſtausdrücke in heuttagigen Schriftverhandlungen;

beſonders

nach philoſophiſcher und heilkundiger Beziehung.

Von

Dr. G. Schwarzott zu Wien.

Dir, teutſcher Vaterlandsgenoſſe! aus jenen Zeiten, wo Kraft und Gewandtheit ſich vorzüglich in reger Körperlichkeit ausſprachen, wo der zarte Keim geiſtiger Blüthe noch unter ſtämmiger Keulen, Kolben und Fauſtſchwere darnieder lag, dir vergebe ich gerne, wenn dir das Wort raſch und ungewählt vom Munde und Herzen, und nicht ſo recht eigentlich aus dem Kopfe kam. Auch wundere ich mich nicht, wenn der unbeholfene Lehrling fremder Kunſt und Weisheit, oder der im Kampfe gegen römiſche Adlerhorden erwachſene Krieger, oder die nach italiſchen Geſetz- und Kirchenbüchern gerabbrechten Rechts- und Schriftgelehrten der dämmernden Vorzeit nach dem nächſten beſten Zeichen aus welcher Sprache nur immer griffen, um ſich zu verſtändigen.

Wenn aber in ſpätern Jahrhunderten, ja wenn heut zu Tage noch, wo der Deutſche mit allem Rechte einen Ehrenplatz unter den gebildetſten Völkern in Anſprache nimmt, wenn, ſage ich, da noch Behufs Verſtändigung fremden oder teutſchen Sinnes, Worte aus fremden Sprachen erborgt, oder an die Stellen verjährter Kraftausdrücke neugebackene markloſe Lüftlinge, ſelbſt in Schriftverhandlungen von entſchiedenem Verdienſte und Werthe eingeführt werden; ſo geräth man in Verſuchung zu glauben, als ſey es in Betreff der Hochbildung des heuttagigen Teutſchen, und in Bezug auf den Werth jener Werke noch keine ſo ganz ausgemachte Sache.

Aergern muß man ſich aber noch überdieß, wenn man beſonders in den täglich, gleich Mückenſchwärmen gezeugten, und erſterbenden modiſchen Flugſchriften, beſonders philoſophiſchen Inhaltes, den teutſchen Sinn im teutſchen, halb teutſchen oder fremden Worte durch Widerſinn genothzüchtiget und verkrüppelt, oder wohl gar durch Unſinn getödtet erblickt.

Ueber dieſe Sache wurde zwar ſchon von viel bedeutenden Männern manches kräftige Wort geſprochen; aber immer fruchtlos. Bis zum Tage vermochte noch nichts, die teutſche Volkseigenthümlichkeit aus den Feſſeln aufzurütteln, in welche ſie Vorliebe für Fremdes, blinde Nachahmungsſucht, und Mißtrauen auf eigene Kraft ſchmiedete. Die erſte Forderung, welche an ein, übrigens gebildetes Volk gemacht werden kann und muß, iſt gewiß Läuterung und Veredlung ſeiner Mutterſprache. Unter dem Volke ermächtige ſich aber vorzüglich der Gelehrte und Künſtler der Sprache ſeines Vaterlandes, und eigne ſich jene Gewandtheit, Kraft und Sicherheit an, welche ſchnell, kräftig und beſtimmt dem Sinne das bezeichnende Wort anpaßt, und nicht im ängſtlichen Suchen oder launigen Haſchen nach fremden, neuen oder ſelbſtgeſchaffenen Worten Sinn und Bedeutung verliert. Hat der Teutſche nur einmal Geſammteinigung und Selbſtſtändigkeit in ſeiner Sprache errungen, ſo wird derſelbe auch bald allenthalben ſeine Volkseigenthümlichkeit nicht bloß im Worte, ſondern auch durch die That zu bewähren, ſich ermuthigen.

So löblich und edel indeſſen der beabſichtete Zweck einer Geſammtumbildung und Veredlung der teutſchen Sprache und des teutſchen Sinnes iſt, eben ſo wenig verſpricht die Anmaſung eines Einzelnen, eine ſolche Rieſenarbeit zu unternehmen, und vollenden zu wollen. Die Geſchichte des Menſchen und der Völker lehrt uns, welch mühſamen und langſamen Ganges die Bildung und Entwicklung der Sprachen vorſchritt; aber ich zweifle, ob nicht die Umbildung und Läuterung einer ſchon entwickelten Sprache mit ähnlichen Schwierigkeiten verbunden iſt. Eine Sprache, zumal die teutſche von ſo kräftiger Zeugung, durch mehr als ein Jahrtauſend der jugendlichen Zucht- und Beſſerungsruthe entwachſen, bedarf meines Erachtens bey dem kernigſten Durchgreifen, der zarteſten Schonung, um die längſtens ſchon Mündige nicht durch raſche Neuerungen zu beleidigen, oder durch willkührliche Bildungsvorſchläge noch mehr zu verbilden, und zu verwirren.

Nicht einzelne Gewalten, nicht Machtausſprüche oder

Anſehen der Perſon, ſondern nur der kräftigſte Verein teutſcher Männer aus allen Zweigen gegenwärtigen Wiſſens und Wirkens, und in dieſem Vereine jeder Einzelne vertraut mit dem Geiſte der Sprache, wie mit den Gegenſtänden ſeines Faches, vermögen bey öffentlicher Verhandlung und bey höchſter Achtung des verjährten oder gewohnten Sprachgebrauches, jene glänzende Wiedergeburt der ächten Mutterſprache und Teutſchheit herbey zu führen, in der wir den Zeugungskeim von allgemeiner Volkseigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit ahnen müſſen.

In dieſer Beziehung wage ich es, den Sprachläuterungs- und Bildungsverſuch eines wiſſenſchaftlichen Zweiges aufzugreifen, der mir vom Schickſale als Broderwerb zur Bearbeitung zugetheilt iſt: nämlich die Heilkunde, und die unzertrennlich mit ihr, ſo wie mit jedem anderen Zweige menſchlichen Wiſſens, verbundene Philoſophie. Doch auch an dieſes Werk von ſo hoher Bedeutung und Ausdehnung würde ich nur ſchüchtern die Hand legen, wenn ich nicht im vorhinein von der thätigſten Unterſtützung mehrerer Männer überzeugt wäre, welche meine Blöße in dieſen Fächern durch ihre ausgebreitete Kenntniſſe decken, und meine Unkunde durch ihre größere Erfahrenheit belehren werden.

Vorliegende kleine Abhandlung ſoll die vorzüglichſten mir bekannten Hinderniſſe, welche zeither der Läuterung unſerer Landesſprache vorzüglich nach philoſophiſcher und heilkundiger Beziehung im Wege ſtanden, aufzählen und beleuchten, um Mittel, oder wenigſtens Winke zu ihrer

Beſeitigung darin aufzufinden. — Sie ſoll, wenn ſie von der Mehrzahl teutſcher Gelehrten beyfällig und ſchonend aufgenommen wird, als Ankündigung einem vereinzelten aber mühſameren Unternehmen vorhergehen.

Eines der vorzüglichſten Hinderniſſe iſt der verjährte Gebrauch fremder Kunſtausdrücke, welche ſich in der jugendlichen Sprache und Geiſtesarmuth des teutſchen Volkes einſchlichen. Der teutſche Mann, dem das höhere Weſen noch in Eichen thronte, einfach und genügſam im Wunſche und Bedarf, fremd in jeder edleren und feineren Kunſt, in Waldungen erwachſen, erzogen und verwildert im Kampfe mit Menſchen und Thieren, plötzlich bloßgeſtellt einer halben Welt, die mit Rieſenſchritten um Jahrtauſende in Sprach- und Geiſtesbildung über ihn hinausgeeilt war, beſtand zwar ehrenvoll und hochherzig den Körperkampf gegen römiſche Weltenbezwinger, beugte aber auch ſchon im erſten Augenblicke, als er dieſen Kampf begann, bewußtlos den freyen kräftigen Nacken, um für künftige Zeiten das Joch zu empfangen, unter dem er den beſſeren Sinn für ſeines Volkes Eigenthümlichkeit und Selbſtbeſtand, ſowohl im Worte als in der That abgeſchworen zu haben ſcheint. Sein Geiſt konnte ſich nicht zur Kraft des Körpers emporarbeiten, indem ſich dem ſtaunenden lehrbegierigen Blicke, des Neuen und Fremden auf einmal zu viel zur Beachtung und Würdigung darbot, als daß er im Stande geweſen wäre, im langſamen Beſchauen und Beachten des Einzelnen, zu allmähliger Abſtufung in Sprach- und Geiſtesbildung vorzuſchreiten. Wäre die geiſtige Entwickelung und Bildung des teutſchen Volkes aus eigener ſtets wachſender Kraft an der Hand der Zeiten herbeygeführt, und nicht ſo plötzlich der üppige Keim fremder Hochbildung auf den noch ſo äußerſt verwilderten Stamm gewaltſam gepfropft worden; ſo würde es mit der Bildung deſſelben zwar noch nicht ſo weit gediehen, allein ſeine Selbſtſtändigkeit auch noch für Jahrtauſende bewährt ſeyn. Dieß war aber vorzüglich der Fall mit den Zweigen höheren menſchlichen Wiſſens und Wirkens: nämlich mit Philoſophie und Heilkunde. Die römiſche Kunſtſprache, ohnehin ſchon mit einem Heere fremder vorzüglich griechiſcher Kunſtausdrücke überladen, wurzelte feſt im teutſchen Boden und Kopfe. Hierzu kam noch eine zahlloſe Menge arabiſcher, fränkiſcher, angelſächſiſcher, lateiniſcher aus dem barbariſchen Mittelalter, und in den neueren Zeiten italiſcher und franzöſiſcher Kunſtworte. Der Schüler marterte und martert ſich noch mit der Erlernung dieſer fremden barbariſchen Bezeichnungen und mit Entzifferung ihres Sinnes, da doch im teutſchen Worte der Sinn ſo leicht zu Kopf und Herzen Zugang gefunden hätte. Laßt uns jedoch die unverdiente Schmach unſeres Volkes mit Schonung bedecken, taſten wir jene Worte nicht an, welche aus jener Zeit der Armuth und Gewaltbildung, als willkommene Fremdlinge (ſeyen ſie aus welchem Winkel der Erde immer) ihr Bürgerrecht verjährten, laßt uns aber die Beglaubigungsurkunden ihrer Verjährung genauer wie zeither unterſuchen, und alle jene aus unſeren Sprach- und Schriftverhandlungen verbannen, welche dieſe (wenn gleich auch nicht ſehr verdienſtliche) Ahnenprobe nicht beſtehen, ſondern als Mißgeburten ſpäterer Zeiten ohne Noth in unſere Teutſchheit eingeſchwärzt wurden.

Allerdings wird der Freund des Guten hier auf ein neues mächtiges Hinderniß ſtoſſen, nämlich auf den Eigendünkel und Eigenſinn vieler heuttagigen Schriftenerzeuger. Man wage es aber ja nicht, dieſen allzeit fertigen Heerſchaaren von Geſchwind- und Vielſchreibern den Schmähnamen der Eigendünkler und Eigenſinnigen zuzulegen. Man beehre ſie hohnlächelnd mit dem Titel originelle Köpfe, und ſie begrüßen dieſes lateiniſche Hohnwort mit ſelbſtgefälliger Salbung. Originell (urſprünglich) wollen dieſe Kraftmänner ſeyn und heißen, und wenn ſie ſich zu unmächtig fühlen, es im lebendigen Sinne, und in kräftiger That zu werden, ſo müſſen ſie es im todten Worte, oder im Reiche des Ueber- und Unſinnes ſeyn. Man durchblättere nur das nächſte beſte Heft der modernen Schriften, beſonders hoch und überphiloſophiſchen Inhaltes; ſo wird man allenthalben einen Schwulſt fremder, neugeſchaffener, widerſinniger und ſinnloſer Worte finden, die als der ſprechendſte Beweis von Originalität (Urſprünglichkeit) der Verfaſſer, dem Leſer die lebhafteſte Erinnerung an die Bibelerzählung des Thurmbaues zu Babel zurückrufen. Die Keckheit und Unverſtändlichkeit ſolcher All- und Nichtswiſſer verſchafft ihnen nicht ſelten einen behaglichen Platz auf der ſchriftſtelleriſchen Ehrenbahn, und dieſen ſo lange, bis ſie unter der Geißel kräftiger Wahrheit und Satire aus derſelben entweichen müſſen.

Ein anderes nicht minder bedeutendes Hinderniß bey

Läuterung und Veredlung unſerer Landesſprache iſt Bequemlichkeit. — Von jenen, die das Büchermachen als Handwerk treiben, und die jede, auch die nach allen Beziehungen ausgedroſchenen Dinge gierig aufgreifen, um ſie mit einer griechiſch-lateiniſchen oder wohl gar chineſiſch-teutſchen Wortbrühe vom neuen aufzutiſchen, von dieſen ſage ich, kann hier nicht die Rede ſeyn, indem nicht Mahnungsworte, ſondern nur Züchtigungen im Stande ſind, ihnen das Handwerk zu legen. Meine beſcheidene Rüge ſoll nur jene Ehrenmänner aufmerkſam machen, welche überzeugt von dem innern Werthe ihrer Arbeiten, Wort und Ausdrücke aus Bequemlichkeit für Nebenſache halten, und ſich ſo nicht ſelten bedeutend an der Sprache ihres Vaterlandes verſündigen. Sie greifen vom Sinne ihrer Ausarbeitungen ganz durchdrungen zum nächſten beſten Worte, unbekümmert ob es den Sinn ganz ausſpreche, ob es ein heimiſches dem Leſer ſogleich verſtändliches ſey. Einem ſchon beſtehenden beziehungsweiſe gebräuchlichen Worte einen neuen Sinn, oder eine neue Beziehung anzupaſſen, kann nur von der Oeffentlichkeit und Geſammtheit des teutſchen Volkes mit deſſen Gemeineinſtimmung gewagt werden; aber dem kräftigſten Sinne das beſtimmteſte kräftigſte Wort anzupaſſen iſt ein ſchönes Verdienſt der Einzelnheit, gleich dem des Künſtlers, der zur Formung ſeines Gedankenbildes den tauglichſten Stoff zu wählen verſteht. Manche, übrigens gehaltvolle und gediegene philoſophiſche oder heilkundige Schriftverhandlung würde, wenn in demſelben das erſt Geſagte beherziget würde, unendlich viel an Schätzung und Gemeinnützigkeit gewinnen.

Ein dem vorigen an Bedeutung gleichkommendes Hinderniß iſt der gewohnte Schulſchlendrian. Gewohnheit ſo wie Vorurtheile ſind Zaubergewalten, die nicht ſelten den kräftigſten willigſten Geiſt niederbeugen und feſſeln. Der Schlendrian auf den meiſten teutſchen Sprachſchulen martert den jugendlichen Geiſt, bevor er noch Feſtigkeit, Gewandtheit und Sicherheit in ſeiner Landesſprache erlangt hat, mit Erlernung der lateiniſchen, franzöſiſchen, griechiſchen und anderer Sprachen. Dem Schüler genüget, beſonders in höheren wiſſenſchaftlichen Verhandlungen, das fremde Kunſtwort zu kennen, weil man ihn nicht eben ſo dringend auffordert, im weiten teutſchen Sprachgebiethe ein paſſendes Wort aufzuſuchen, und dem fremden Kunſtworte an die Seite zu ſtellen. Er ſchlendert des gemächlichen Ganges fort, hängt höchſtens dem griechiſchen Lateiner eine teutſche Endung an, und führt ihn ſo ausgerüſtet in die gekränkte Teutſchheit ein. Das hier von mir gegen die Erlernung fremder Sprachen ausgeſprochene mißdeute man nicht; indem ich auch das Bedürfniß anerkenne und fühle, Behufs der Höherbildung mit dem Geiſte fremder Sprachen vertraut zu werden. Allein bey ihrer Erlernung verſäume man nie die Läuterung und Fortbildung der heimiſchen. Jedes Volk zählt in ſeiner Mitte ausgezeichnete Sprachenkundige, auch Teutſchland wetteifert hierin ehrenvoll mit den gebildetſten Völkern, und vorzüglich darf Oeſterreich auf die Vielzahl und Auszeichnung ſolcher Männer, und einiger Bildungsanſtalten ſtolz ſeyn. Dieſen ſey es vorbehalten, uns, die wir anderwärts beſchäftiget ſind, den Geiſt erſtorbener Sprachen zu bewahren, und den Geiſt der noch lebenden fernen oder nahen mit dem teutſchen Sinne zu vermählen, damit aus dieſer Bewahrung und innigen Vereinung in vorkommenden Fällen ſtets eine lebendige treue Ueberſetzung des Schönen, Guten und Nützlichen möglich und wirklich werde.

Ein neues nicht unbedeutendes Hinderniß iſt der rohe und feine Geſellſchaftston, aus welchem ſich theils durch Angewöhnung und Nachläſſigkeit bewußtlos, theils aus vorgefaßter Meinung abſichtlich Worte und Redensarten in Schriftverhandlungen einſchleichen, die obgleich Fremdlinge in der leider ſogenannten beſſeren teutſchen Geſellſchaft hochgeachtet werden. Ich übergehe dieſen Punkt, weil man ohne vielen, in mancher Beziehung achtungswerthen Gliedern des teutſchen Volkes wehe zu thun, ihn nur äußerſt leiſe und mit der größten Schonung berühren darf. Ich müßte, um durchzugreifen, nur die bitteren Ausfälle wiederholen, welche ſo oft zwar und mit allem Rechte, aber immer fruchtlos auf die mehr franzöſiſche als teutſche Erziehung der Jugend aus höheren Ständen gemacht wurden. Nebſtbey finden wir in philoſophiſchen und heilkundigen Schriftverhandlungen wenige franzöſiſchteutſche Kunſtausdrücke.

Bedeutender iſt das Hinderniß des eingebildeten Wohllautes fremder Kunſtworte, und nur zu häufig opfert der Eigenſinn mancher Gelehrten dem vermeinten Beſſerlauts des fremden Wortes den ungewohnten kräftigen ungefälligeren Laut des teutſchen Abkömmlings. Es iſt hier nicht meine Aufgabe zu entſcheiden, ob der teutſche Laut im Allgemeinen oder in der Mehrzahl ein ſchärferer und ungefälligerer ſey, als der franzöſiſchen, italiſchen, lateiniſchen oder griechiſchen Sprache. Teutſchfranzöſiſche Damen, die bey Nennung eines krachenden Donners in Ohnmacht, und düftende Stutzer, die bey kräftigem Händedruck vor Jammer zu Boden ſinken, mögen wahrſcheinlich ſich für das Letztere erklären. Ich aber halte meines Erachtens dafür, daß der wahre, ſein Vaterland, ſeine Sprache liebende Teutſche durch Uebung und Bildung ſeiner Sprachwerkzeuge leicht es dahin bringt, daß das, jenen hart und ungefällig lautende Wort, weich und gefällig zum teutſchen Herzen bringe.

Am ſchwerſten möchte wohl das Hinderniß zu überwältigen ſeyn, welches in allgemein beliebter Kürze fremder Kunſtausdrücke, der längeren Bezeichnung, der oft nicht zu umgehenden Umſchreibung durch teutſche Worte ſich entgegenſtemmt. Und gewiß iſt Kürze die erſte Forderung, welche an Schriftverhandlungen gemacht werden muß. Jede Kraft erlähmt und verliert durch Vertheilung und Ausdehnung, ſo auch die des Ausdruckes durch Vervielfältigung und Umſchreibung.

Manchmal trüben auch Provinzialausdrücke die Reinheit gediegener Schriftverhandlungen. In ſo ferne dieſelben nicht das Gepräge der Geſammtverſtändigung an ſich tragen, müſſen wir ihnen das Recht abſprechen, in allgemeinen Schriftverhandlungen aufzutreten, und ſie können höchſtens nur in Volksſchriften geduldet werden, die ſich einzig auf eine gewiſſe (die niedere) Klaſſe im Volke, und auf einzelne Provinzen beſchränken. Philoſophiſche und ärztliche Schriftverhandlungen ſollen aber nur in den ſeltenſten, nämlich in polizeylichen Fällen, als Sache der Gemeinen oder der Uneingeweihten im Volke öffentlich werden.

Nach Aufzählung der Hinderniſſe werde ich verſuchen, Mittel und Winke zu ihrer Beſeitigung zu geben. Das ſicherſte und durchgreifendſte Mittel iſt meines Dafürhaltens, ein Wörterbuch worin 1) alle fremden oder neugeſchaffenen Kunſtausdrücke jedes Zweiges menſchlichen Wiſſens und Wirkens, a) nach ihrer Verjährung, b) nach ihrem Inhalte, und c) nach ihrem Verhältniſſe zur Teutſchheit alphabetiſch aufgeführt und gewürdigt werden, und 2) den überflüßigen, ſinn- und gehaltloſen fremden Kunſtausdrücken, oder den neugeſchaffenen willkührlichen oder widerſinnigen teutſchen Kunſtworten ein ächter teutſcher, kräftiger, den Sinn wenn nicht ganz, doch größtentheils ausfüllender Ausdruck zur Seite geſtellt iſt. Ein ſolches Wörterbuch kann aber vor der Hand, wie ich ſchon oben im Allgemeinen erwähnte, nicht Aufgabe eines Einzelnen, ſondern der Mehrzahl mehrerer Männer aus allen Zweigen menſchlichen Wiſſens und Wirkens werden, die mit inniger Vorliebe zur Sache, zugleich Vertrautſeyn mit ihrem Fache und mit dem Geiſte der teutſchen Sprache verbinden. Ich werde mir, wenn anders mein gegenwärtiges Wort eben ſo herzlich und ſinnig aufgenommen wird, als es mir rein und wahr vom Herzen und Geiſte ausging, die Würdigung fremder und neugeſchaffener Kunſtausdrücke aus dem Felde der Philoſophie und Heilkunde erwählen. In dieſer Vor-

aus-

ausſetzung und im Vertrauen auf die belehrende Unterſtützung achtungswerther Männer aus dieſen Fächern, wage ich es, den Plan zum Verſuche eines ſolchen philoſophiſch heilkundigen Kunſtwörterbuches der öffentlichen und ſchonenden Beurtheilung vorzulegen. Die von mir beabſichtete Durchführung deſſelben zerfällt in drey Abtheilungen: a) Würdigung der Verjährung fremder philoſophiſch heilkundiger Kunſtausdrücke. In dieſer Abtheilung werde ich mich mühen, in der Geſchichte der teutſchen Sprache, in der Geſchichte Teutſchlands überhaupt, und vorzüglich in den Meiſterwerken teutſcher Schriftſteller die Urkunden ihrer mehr oder minder bedeutenden Verjährung aufzuſuchen, und die Ahnenzahl oder Verdienſtlichkeit der Ahnen zu erweiſen. Den erprobten werden wir das ſchon verjährte Bürgerrecht öffentlich erneuern, und ſie als rechtliche Inſaſſen auf teutſchem Sprachboden in ihrem Beſitzthume nicht behelligen. Sollte es uns jedoch hier und da gelingen, ein teutſches Wort zu finden, welches denſelben Sinn, dieſelbe Sache ganz, rein und wahr ausfüllt, und allgemein verſtändlich zur geſammten Oeffentlichkeit des teutſchen Volkes ſpricht, ſo ſtellen wir es dem verjährten Fremdlinge nachbarlich zur Seite, und der Oeffentlichkeit frey, für die Zukunft den fremden oder heimiſchen Ausdruck zu gebrauchen. Alle jene Kunſtausdrücke aber, die ſich nur als Machwerk ſpäterer Zeiten erweiſen, wo die teutſche Sprache und Geiſtesbildung ſchon auf einer höheren Stufe ſtand, bemühen wir uns entweder durch heimiſche ältere, oder neuere beſſere zu verbannen. Allerdings iſt die Ziehung einer ſtrengen Gränzlinie hier eine äußerſt ſchwierige oft nur willkührliche Aufgabe, allein da ſolche Ueberſetzung fremder Worte und Bildung neuer, oder Wiederbelebung alter getödteter vor der Hand nur Verſuch iſt, und es jedem einſichtsvollen teutſchen Manne frey ſteht, ihn zu beſſern und fortzubilden, ſo kann man es auch dem Erſtlingsverſuche nicht verargen, wenn er hier und da auf der einen oder anderen Seite dieſe Gränzen überſchreitet. Die zweyte Beachtung iſt b) Würdigung des Gehaltes fremder oder neugeſchaffener teutſcher Kunſtworte. Hier muß vor allem die Grundbedeutung (etymologia) des Wortes unterſucht werden. So ſchwierig auch dieſe Aufgabe iſt, ſo viele Mittel biethen ſich hier in einer gebildeten Hauptſtadt, die, wie ich ſchon oben erwähnte, ſo reich an ſprachkundigen Männern und öffentlichen Sprachanſtalten iſt, zur Benutzung dar. Iſt zwiſchen der Grund- oder Wurzelbedeutung des Kunſtwortes, und dem ihm unterſchobenen Sinn nicht das gehörige Verſtändigungsverhältniß, ſo ermächtigen wir uns ohne Bedenken des Rechtes, das fremde oder heimiſche Wort ohne Rückſicht auf Verjährung und Gebrauch, aus der Reihe teutſcher Kunſtworte zu entfernen, und mühen uns an ihre Stelle ein teutſches neues Wort zu ſetzen. Sollte mancher teutſche Abkömmling nicht ſogleich die Stelle, den Sinn ausfüllen, die ein Fremdling oder neugebackener Lüftling zeithero ganz widerrechtlich behauptete, ſo empfangen wir ihn denn doch mit freundlichem Gruße, ſchonen ſeiner Blöße, und bedenken, daß nicht eigentlich urſprünglich das Wort den Sinn ſchaffe, ſondern daß der Sinn das Wort erſt zu dem machen müſſe, was es iſt und ſeyn ſoll. Finden wir den vollen Sinn nicht im Worte, aber denn doch eine nahe innige Verwandtſchaft des letzteren zu erſterem, ſo ermächtigen wir uns auch hier durch gemeinſchaftliche öffentliche Uebereinkunft des Rechtes, das Fehlende zu ergänzen und zuzulegen, und gewiß wird bald der volle Sinn im Worte haften, und auf künftige Zeugungen rein und vollendet übergehen. Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die aus fremden Sprachen entlehnten oder eingeſchlichenen Kunſtausdrücke, ſo finden wir, daß viele den teutſchen Sinn nicht nur nicht ausfüllen, ſondern ſogar etwas Anderes, dem wahren Sinne nicht ſelten geradezu Widerſprechendes, ja nicht ſelten Unſinn bezeichnen. — Dulden wir nun Fremdlinge mit dieſen Mängeln und Verbrechen am teutſchen Sinne bloß aus dem eigenſinnigen Vorwande ihrer Verjährung und ihres gewohnten Gebrauches, warum ſollten wir dann nicht den teutſchen Abkömmling mit leichter Verſündigung nachſichtsvoll aufnehmen, und ſein ungewohntes Neues mit Aufmerkſamkeit und ſorgfältiger Pflege in öfters wiederholten öffentlichen Verhandlungen uns als gewohntes verjährtes aneignen. Bey ſolchen Neuerungen wird man allerdings auf einen neuen Stein des Anſtoßes treffen, nämlich auf den Eigenſinn und die Tadelſucht mancher, Wunder wie gelehrt ſich dünkender Wortkrämer, die alles mit ihrem ſchmutzigen Schimpfgeifer beſudeln, und mit Hohnworten ſchmähen, ohne daß ſie im Stande ſind, etwas Beſſeres an die Stelle zu ſetzen. Empfangen wir immer mit genügſamen Wünſchen fürs Beſſere das minder Gute in der Bemühung anderer, ſo lange wir nicht im Stande ſind, durch gründliche Belehrung und Verbeſſerung etwas Vorzüglicheres und Gemeinnützigeres zu finden, oder zu ſchaffen. Wenn wir gleich im vorhinein überzeugt ſind, daß das, was bis jetzt beſteht, nicht das Beſſere und Beſte iſt, ſondern, daß gewiß an die Stelle deſſelben bald etwas Vollkommneres treten müſſe, ſo ſind wir denn doch nicht berechtiget zu tadeln, oder wohl gar zu höhnen, wenn nicht unſerem Tadel ſogleich Beſſerung oder Belehrung folgt. Ich glaube es nicht bloß mir, ſondern dem Gedeihen der guten Sache ſchuldig zu ſeyn, ſie durch ein kräftiges Vorwort gegen ſolche Tadel- und Hohnausfälle ſchützen zu müſſen, indem es nicht zu vermeiden iſt, bey Neuerung oder Beſſerung einer verjährten Sache (in häufigen Fällen) einerſeits lächerlich und auffallend, andererſeits belehrungsſüchtig zu erſcheinen. Der Unverſtändige, oder auch der gemüthlich Verdorbene wird in jeder auch der achtungswertheſten, gemeinnützigſten Sache, Stoff zum Lächerlichmachen oder Schmähen finden.

c) Die dritte Würdigung fremder oder neugeſchaffener teutſcher Kunſtausdrücke in Bezug auf ihr Verhältniß zur Teutſchheit iſt im Grunde nichts anderes, als die Einigung beyder unter a und b erwähnten Beachtungen, und das Endurtheil über den künftigen Beſtand oder Nichtbeſtand des fremden oder neugeſchaffenen Kunſtwortes.

Sollten in dem hier vorgelegten Plane eines teutſchen Kunſtwörterbuches nicht alle Forderungen ausgeſprochen ſeyn, welche an ein ſolches zu ſtellen ſind; ſo werde ich mit Dank jede beſcheidene Aeußerung und Berichtigung annehmen. Ein ſolches Wörterbuch entſpricht auch einem anderen höchſt bedeutenden, eben nicht geradezu, ſondern nebenbey beabſichtigten Zwecke: nämlich der Läuterung und Feſtſtellung des Verwirrten und Schwankenden in den den Kunſtworten unterliegenden Begriffen. Man erwarte aber keineswegs von mir die Anmaßung, durch eigene Machtſprüche dieß bewerkſtelligen zu wollen, ſondern man vertraue auch hier dem beſcheidenen Streben, welches jede meiner Verhandlungen bezeichnen ſoll. Ich werde die Erörterung ſolcher Begriffe, über die ſich die gelehrte Welt noch nicht geeiniget hat, vergleichungsweiſe durch die Nebeneinanderſtellung der Begriffsbeſtimmungen aus den gediegenſten Schriftſtellern, theils ſelbſt verſuchen, oder wo meine Kraft nicht einmal zum Verſuche zureichen ſollte, dem Leſer zum Verſuche anheimſtellen.

Ein anderes kräftiges und ſchnellwirkendes Mittel zur Verbannung fremder, oder widerſinniger teutſcher Kunſtausdrücke, und zur Einführung reiner und ſinniger teutſcher Worte iſt einerſeits der kräftige Vorſatz und Wille der Gelehrten und Künſtler, ſo viel möglich teutſch zu ſchreiben, andererſeits ſtrafender Tadel neu erſcheinender Werke in Beziehung auf ihre Kunſtſprache. Mächtig iſt die Gewalt guter, ſo wie böſer Beyſpiele auf die Denk- und Handlungsweiſe des Menſchen. Hat ſich nur einmal die Mehrzahl geachteter Gelehrten und Künſtler entſchloſſen, jeder, die in ſein Fach einſchlagenden Schriftverhandlungen ſo viel möglich teutſch zu liefern, ſo wird durch dieſe Beyſpielwiederholung bald im Allgemeinen der ſchlummernde teutſche Sinn geweckt, und vielleicht noch im Verlaufe eines Jahrzehndes befeſtiget werden. Straft im Gegentheile die kräftige Geißel der Satire alle muthwilligen, bewußtloſen, oder wohl gar vorſätzlichen Verſündigungen am teutſchen Worte in jeder künftigen Schriftverhandlung; ſo wird auf entgegengeſetzte Weiſe dieſelbe Reinigung und Läuterung erzweckt. Ein geſellſchaftlicher Verein teutſcher Männer möchte beyden Forderungen am ſicherſten und ſchnellſten entſprechen. Dieſer kann aber nur von allgemein gekannten, mit öffentlichem Anſehen begabten Männern unter dem Schutze teutſcher Regierung, keineswegs aber von meiner Wenigkeit eröffnet und begründet werden, und wird hier nur als frommer Wunſch ausgeſprochen.

Der Bequemlichkeit ſolcher Männer, denen es Dienſt und andere dringende Geſchäfte nicht erlauben, mit Wortewählung die Zeit zu verſplittern, (wiewohl ſie bey dem Hinblicke auf den Verfall der Teutſchheit und teutſchen Sinnes ſehr gut verwendet würde,) dieſen ſage ich, mögen dann die, von mir vorgeſchlagenen Kunſtwörterbücher, als Laſtenträger dienen, indem ſie bey zweifelhaften Fällen, ſtatt mühſamen Nachdenkens nur die unbedeutendere Mühe des Nachſchlagens haben werden.

Den aus dem Schulſchlendrian und Geſellſchaftstone entwachſenden Nachtheilen mag vor der Hand am ſchwerſten zu begegnen ſeyn, indem hier von Entwöhnung ſehr wenig zu erwarten ſteht. Jedoch läßt ſich auf der anderen Seite von der geweckten Teutſchheit künftiger Lehrer und Erzieher, auf erfreuliche Verhütung der Angewöhnung ihrer Schüler und Zöglinge rechnen.

Die Schwierigkeit, welche der Verteutſchung fremder Worte in Kürze der letzteren entgegen ſteht, iſt nicht von ſolcher Bedeutung, als ſie es beym erſten Ueberblicke ſcheint. Bey Zergliederung der Wurzel fremder Kunſtausdrücke, finden wir allenthalben eine große Anzahl ſolcher, welche oft den unterliegenden Sinn nur halb ausfüllen, ja ihn wie ſchon oben erwähnt wurde, gar nicht berühren. Kommen uns nun in der Verteutſchung fremder Worte ſolche Sinnbegriffe vor, die wir ſchlechterdings ohne eckelhafte Wortvervielfältigung oder Umſchreibung ſogleich allgemein verſtändlich und begreiflich teutſch zu bezeichnen, nicht vermögen; ſo laſſen wir Worte fallen, und verſtändigen uns vor der öffentlichen Geſammtheit des Volkes über den Sinn, der von nun an im Worte haften und übergehen ſoll.

In Bezug auf Provinzialausdrücke bedarf es wohl bey dem gebildeten Teutſchen keiner vorzüglichen Rüge und Mahnung, indem von ihm zu erwarten ſteht, daß er nie zur Gemeinheit pöbelhafter oder provinzialer Ausdrücke vorſätzlich herabſinken werde, und daß, wenn er ſich denn doch einmal ſo weit vergeſſen könnte, er keiner zweyten Erinnerung benöthige.

Am Schluße kann ich nicht umhin, auch ein Wort gegen die täglich ſich vervielfältigende und beliebter werdende Mode, teutſche Schriftverhandlungen mit lateiniſchen Buchſtaben zu ſchreiben, und abzudrucken, zu ſprechen. Gerne gebe ich zu, daß die Form des lateiniſchen Buchſtabens eine gefälligere mehr wellenförmige, und die der teutſchen Schriftzeichen weniger gefällig, mehr eckicht und winklicht ſeye; allein, dem ſtimme ich nicht bey, daß dieſes einzigen Grundes wegen, vielleicht einſtens der teutſche Buchſtabe ganz erſterbe. Im Weibe ſpricht ſich die angenehmſte Wellenlinienbildung aus, ſo wie im Manne die mehr eckichte und winklichte. Der Name des Weibes iſt Schwäche, der des Mannes Kraft. Sollten wir Teutſche denn ſchon in ſo hohem Grade Weichlinge ſeyn, daß unſer Auge ſich an den Ecken des teutſchen Buchſtabens verwundet? — Doch ſo wie der harte ungefällige Laut des teutſchen Wortes auf den Lippen des Gebildeten weich und gefällig wird, eben ſo iſt dem teutſchen Buchſtaben die Beugſamkeit und Gewandtheit gegeben, unter dem Griffel des geübten Künſtlers geründet und gefällig dem Auge zu erſcheinen. Möge jedoch der Teutſche der Rundung und Gefälligkeit nie ſeine Kraft und ſelbſtſtändige Volkseigenthümlichkeit, weder im Buchſtaben, noch im Worte, noch in That opfern.

Zuſätze des Herausgebers.

Indem ich den vorſtehenden Aufſatz, der wohl ein Wort zu ſeiner Zeit iſt, unſern Leſern übergebe, benutze ich dieſe Gelegenheit für mich ſelbſt, um über einige einzelne die deutſche Sprache betreffende Punkte, was grade am nöthigſten ſcheint, hier anzufügen.

Ueber deutſche und lateiniſche Lettern.

Auf den erſten Anblick möchte wohl die Vorliebe für das Vaterländiſche und Einheimiſche nirgends ſo willkührlich und eigentlich übel begründet erſcheinen, als in dem Vorzug, welchen mit Klopſtock viele andere, zu denen auch ich mich zähle, den deutſchen Lettern vor den ſogenannten franzöſiſchen oder lateiniſchen geben. Denn wer weiß nicht, daß beyde aus derſelben Quelle, den Handſchriften des Mittelalters, entſprungen ſeyen, daß beyde urſprünglich ein und daſſelbe Alphabet bildeten, und erſt ſpäter ſich in zwey verſchiedene Syſteme von Lettern getrennt haben? Es iſt wahr, die deutſchen Buchſtaben weichen von denen der Handſchriften weniger ab als die franzöſiſchen, würden alſo ſchon nach demſelben Grundſatze den Vorzug verdienen, welchen man ſeit einiger Zeit bey der Verbeſſerung der griechiſchen Lettern befolgt hat. Aber hierauf wollen wir kein großes Gewicht legen; denn durchaus treu ſind ſie den Handſchriften doch keineswegs. Dieß ſind noch am meiſten die in altengliſchen Drucken üblichen Lettern, deren man ſich auch wohl jetzt noch zur Unterſcheidung einer andern Schriftart in engliſchen Werken bedient.

Ein andrer Grund, der ungleich wichtiger, iſt folgender. Der Gebrauch der lateiniſchen Lettern ſtreitet mit einem unabänderlichen Grundgeſetze unſrer Rechtſchreibung. Ich meyne jenen uns ganz eigenthümlichen Gebrauch, den Anfangsbuchſtaben aller Hauptworte und Subſtantive groß zu bilden. Darauf ſind die jetzigen franzöſiſchen Lettern gar nicht eingerichtet, und eben durch die häufige Wiederhohlung dieſer meiſtens gradlinichten Kapitalbuchſtaben fällt ein deutſches Buch in lateiniſchen Lettern ſo häßlich und dem Auge jederzeit widerwärtig auf.

Wollte man aber den Lettern zu Liebe unſre Rechtſchreibung ſelbſt ändern, und die Hauptwörter mit kleinen Anfangsbuchſtaben ſchreiben und drucken, wie Einige hie und da verſucht haben, ſo würde dieß nicht ohne die höchſte Verletzung und eine wahre Verſtümmelung unſrer Sprache geſchehen können. Denn jene uns eigenthümliche Rechtſchreibung hängt genau zuſammen mit der innerſten Natur und dem bekannten Grundgeſetz unſrer Sprache: der durchgehenden Hervorhebung nähmlich der bedeutendſten Sylben, auf welche alles Gewicht gelegt wird, während man die minder bedeutenden vernachläßigt oder fallen läßt. In den Zeitwörtern hebt ſich die Stamm- und Hauptſylbe von ſelbſt heraus, auch wäre hier die Bezeichnung durch den großen Anfangsbuchſtaben um ſo weniger angebracht, da vielfältig das Zeitwort grade mit der unbedeutenden Biegungsſylbe beginnt, welche in allen dieſelbe iſt, und nichts Eigenthümliches und Charaktervolles enthält. In den Hauptwörtern iſt dieß ſeltner der Fall. Wie ſehr überhaupt in der deutſchen Rede die Subſtantive als das Wichtigſte, gleichſam als die handelnden Perſonen im Drama des Vortrags betrachtet werden, das beweiſt ſchon die ihnen ertheilte Benennung der Hauptwörter. Daher die großen Anfangsbuchſtaben und ihre für unſre Sprache ſo weſentliche Wichtigkeit. Denn auch das iſt unſrer Rechtſchreibung eigenthümlich, alles durch die Buchſtaben ſelbſt auszudrücken, ohne weitere Nebenzeichen zu gebrauchen. Selbſt die Dehnung der Vocale bezeichnen wir lieber durch einen hinzugefügten Buchſtaben, ein H oder E, um nur nicht der Accente zu bedürfen. Die deutſche Orthographie iſt überhaupt, wenn man die Gründe, auf denen ſie beruht, recht verſteht, eine der vortreflichſten; einzelne Fälle, die zweifelhaft oder bloß willkührlich ſcheinen können, giebt es in allen Sprachen.

Der Grund, weshalb die lateiniſchen großen Anfangsbuchſtaben, ſehr häufig wiederhohlt, dem Auge widerwärtig erſcheinen, liegt wohl darin, daß ihre Formen größtentheils gradlinicht, ſchroff und ſcharfwinklicht ausfallen. Man vergleiche nur das lateiniſche H, M, W, mit dem deutſchen H, M, W. Daher erklärt ſich auch wohl die bekannte Bemerkung, daß die lateiniſchen Lettern, viel geleſen, ſchwachen Augen weher thun als deutſche. Es gilt dieß wahrſcheinlich aber nur von deutſchen Schriften in lateiniſchen Lettern, der häufigen großen Anfangsbuchſtaben wegen.

Die möglichſte Vereinfachung ſcheint überhaupt das Ziel der neuern lateiniſchen oder franzöſiſchen Lettern zu ſeyn; daher alle Züge und Formen grade, ganz rund oder einfach gebogen ſind. In den gewöhnlichen deutſchen Lettern ſind mehrere kleine Ecken, die ganze Form iſt ſchärfer, aber auch mannichfaltiger. Noch weit mehr giebt ſich dieſe Eigenthümlichkeit an den großen Anfangsbuchſtaben kund. Hier iſt, im Vergleich mit der aus den einfachſten graden oder runden Linien beſtehenden Form der lateiniſchen Lettern, ein Streben nach der höchſten Mannichfaltigkeit und Fülle der Form ſichtbar, nach jener kunſtreichen Verzierung, durch welche altdeutſche Werkzeuge und Geräthſchaften der früheren Kunſtzeit ſich von unſern neumodigen Möbeln unterſcheiden.

Man darf alſo ſagen, daß auch in den Lettern ein deutſcher Styl und Kunſtgeiſt herrſcht, um ſo mehr, da es wohl bekannt iſt, daß wahre Künſtler, und unter dieſen ſehr große und berühmte, ſich mit der Ausbildung der Form, und mit der Verſchönerung unſrer deutſchen Buchſtaben beſchäftigt haben. Nun dürfen wir noch einen Schritt weiter gehn. Wenn es unbezweifelt iſt, daß alle Verzierung, von Seiten der Kunſt und Schönheit betrachtet, auf architektoniſchen Grundſätzen beruht; ſo dürfen wir ſagen, jener in den deutſchen Lettern, beſonders in den großen Anfangsbuchſtaben, vorherrſchende Verzierungsgeſchmack hat eine entſchiedne Aehnlichkeit und Verwandtſchaft mit der Art und Weiſe der altdeutſchen oder ſogenannten gothiſchen Baukunſt. Wie die Zierrathen an einem gothiſchen Spitzthurm, an Thüre und Fenſter oder dem blättrigen Säulenknauf ſich zu den gleichen Dingen und einfachen Formen in unſern modernen Gebäuden, ſo verhalten ſich die deutſchen Lettern zu den ausländiſchen. Wir dürfen ſie mit Recht als einen ſchätzenswerthen Ueberreſt altdeutſcher Kunſt und Art betrachten. Es war daher wohl kein unrichtiges Gefühl, was Klopſtocken *) und

---

*) Es iſt bekannt, daß Klopſtock nur ungern und nach langen Un-

ſo viele Andre bewog, ungeachtet aller verſuchten Neuerungen, ihnen treu zu bleiben und den Vorzug zu geben.

Der Grund für die franzöſiſchen Lettern, welchen man von der Bequemlichkeit der Ausländer hernimmt, daß ihnen dadurch die Erlernung unſrer Sprache und das Leſen deutſcher Bücher erleichtert werden ſoll, iſt nicht von Gewicht. Es könnte dieß höchſtens etwa für deutſche Schulbücher in ſolchen Ländern, wo für die Landesſprache lateiniſche Lettern im Gebrauch ſind, wie in Ungarn, in Betracht kommen. Der höher Gebildete muß ſich doch, wenn er vollſtändig Deutſch lernen will, der kleinen Unbequemlichkeit unterziehen, ſich an dieſe Lettern zu gewöhnen, in denen nun einmahl die bey weitem größere Anzahl deutſcher Werke gedruckt vorhanden ſind.

Ich will jedoch durch dieſe Rechtfertigung keineswegs behaupten, daß unſre Lettern nicht mancher Verſchönerung fähig, ja derſelben bedürftig wären. Nur muß eine ſolche Verſchönerung dem eigentlichen Charakter und der Grundform derſelben angemeſſen ſeyn. Der verſtorbene Unger, der für den Holzſchnitt das entſchiedenſte Kunſttalent beſaß, wäre dazu gewiß vorzüglich im Stande geweſen, wenn er nur das ganze Syſtem ſeiner neuen Lettern hätte vollenden und ſie durch alle Stufen der Größe hindurchführen können. Da ihm dieß nicht

---

terhandlungen darein willigte, in der von Göſchen beſorgten Ausgabe ſeiner Werke, ſich die fremden Lettern gefallen zu laſſen.

vergönnt wurde, ſo erwartet das rühmliche Werk der Verſchönerung unſrer Lettern noch die Hand eines Künſtlers, dem wir ein vollſtändigeres Gelingen wünſchen. Für jeden aber, der es unternimmt, unſern, oder wie ſie mit ſo vielem Rechte genannt werden, den deutſchen Lettern die letzte typographiſche Vollendung zu geben, wird der von Unger gemachte Anfang, ungeachtet einiger Mängel, beſonders der früheren Verſuche, immer ſehr lehrreich bleiben, und die ſorgfältigſte Berückſichtigung verdienen.

Teutſch oder Deutſch?

Da der vorſtehende Aufſatz ſich ganz auf Sprache bezieht, und den eignen ſehr bemerkenswerthen Weg darſtellt, welchen der Verfaſſer für dieſe einſchlagen möchte, ſo habe ich mir nicht erlauben wollen, ſeine eigenthümliche Rechtſchreibung unſres Volksnahmens zu verändern. Der billige Leſer wird ſich die kleine Abweichung gefallen laſſen. Ich benutze dagegen dieſe Gelegenheit, um die Gründe anzugeben, weshalb unſer Muſeum ſich übrigens ein deutſches, keineswegs aber ein teutſches nennt; um ſo mehr, da ſich auch für die letztere Schreibart hie und da immer noch einzelne, nicht ganz unbedeutende, Stimmen erheben.

Unſre hochdeutſche Sprache iſt bekanntlich aus den beyden Mundarten, der niederdeutſchen und der oberdeutſchen, gebildet und entſtanden. Sie vereint in ſich den Reichthum und die Schönheit beyder, indem ſie dieſelben bald mit einander verſchmilzt, bald von den entgegenſtehenden Formen die edlere und ſchönere auswählt, bald den mittleren Weg zwiſchen beyden wandelnd, von beyden Beſtandtheilen, Wurzeln ihres Stammes, eine dritte noch verſchiedene Wendung ergreift.

Wo zwey Formen eines Wortes, die niederdeutſche und die oberdeutſche, noch im allgemeinen Gebrauch ſind, da bleibt die Wahl und ſelbſt der Wechſel zwiſchen beyden einem jeden nach freyem Belieben anheim geſtellt. So darf billigerweiſe den Dichtern und Sängern aller Art wohl die Freyheit nicht benommen werden, entweder ihr Mädel oder ihr Mädchen, wie es ihnen am gerathenſten ſcheint, zu beſingen, zu lieben und zu preiſen. Indeſſen der Sprachgebrauch entſcheidet hier alles. Wir nehmen einen Eigennahmen, weil doch von einem ſolchen hier die Rede iſt, zum Beyſpiel. Wer Dieterich heißt, mag ſich, wenn er dieß für wohllautender hält, ohne Bedenken Theodorich nennen, da es der gleiche Nahme, und auch dieſe Form noch üblich iſt. Anders aber iſt es ſchon bey dem figürlichen Gebrauche des Wortes Dieterich, wo man darunter ein Werkzeug verſteht, um Schlöſſer aufzubrechen. Denn wenn jemand ſagen wollte, es fehle an dem rechten Theodorich, um die Thüre zu öffnen, ſo würde dieß jedem mißfällig klingen; von welchem Mißfallen der Grund doch nur in dem einmal herrſchenden Sprachgebrauche liegt.

In dem gleichen Falle ſcheinen ſich diejenigen zu befinden, welche uns Deutſche mit Gewalt wieder zu Teutſchen machen wollen. Freylich werden die Anhänger des Te ſagen, daß der Sprachgebrauch in dieſem Falle nicht allgemein ſey, ſondern in vielen Gegenden wirklich Teutſch geſprochen werde. Wollte man ſich aber auf die übliche Ausſprache jener Gegenden berufen, ſo fürchte ich, daß es mit dem Te allein nicht gethan ſey; denn wo dieſes wirklich gehört wird, da ſpricht man auch nicht ſo wohl Teutſch als vielmehr Teitſch, welches auf dieſe Weiſe zu ſchreiben ſich unſre Gegner doch ſchwerlich werden entſchlieſſen wollen.

Wie ſehr die Mehrzahl des Sprachgebrauchs für das De entſcheide, erhellt unter andern aus folgendem Umſtande. In den Schweizer-Alpen heißt es Düdſch, wie in Holland Duytſch; die äußerſten Enden der beyden entgegengeſetzten Mundarten treffen alſo hier einſtimmig für die Form zuſammen, welche auch der Sprachgebrauch vorgezogen und zur herrſchenden gemacht hat.

Wollte man aber den herrſchenden Sprachgebrauch nicht als eine hinreichende Entſcheidung gelten laſſen, ſo bleibt im ſtreitigen Falle zwiſchen zwey oder mehreren Sprachformen nichts andres übrig, als auf die altdeutſche Wurzel zurückzugehen. Auch ſcheinen wenigſtens die Beſſern von der Te Parthey wohl die Ueberzeugung zu hegen, daß ihre Form der altdeutſchen mehr gemäß ſey und dieſe für ſie entſcheide; wogegen ſich aber große Zweifel erheben. Auf die Teutonen darf man ſich hier nicht berufen; allzu häufig und zu ſtark ſind die römiſchen Verſtümmelungen deutſcher Nahmen, als daß wir dieſen Herren der Welt in einem ſo verwickelten Falle die Entſcheidung zwiſchen dem Te oder De überlaſſen

könn-

könnten. Auch die Schreibart der alten Dichter aus der ſchwäbiſchen Kaiſerzeit entſcheidet nicht. Die Minneſinger ſind eine reiche Quelle für unſre Sprache überhaupt, keineswegs aber die Regel hochdeutſcher Sprachrichtigkeit. Und warum ſollten wir grade in dieſem einen Falle die oberdeutſche Form von ihnen annehmen wollen, da wir es in ſo unzählig vielen andern nicht thun? Man könnte für das T ferner das däniſche Tydſk (ſprich: tüdsk) anführen, womit tudesque und tedesco übereinkommen. Dann müßte man doch wenigſtens teudſch ſchreiben, was mit der Ausſprache nicht übereinſtimmen würde. Ueberhaupt aber ſind alle dieſe Formen theils halbfremde, theils ſchon ſehr ſpäte und abgeleitete. Das D vor dem Ziſchlaut iſt alt, das T zu Anfang aber nicht. Die eigentliche alte Form, nicht bloß in der ſächſiſchen, ſondern auch in unſrer allemanniſchen oder oftmals ſogenannten fränkiſchen Sprache iſt Theodisk eine Form, welche ſich auch in dem barbariſchen Latein jener Zeiten erhalten hat. Die Wurzel des Wortes iſt gothiſch Thiuda, ſächſiſch Theod, welches zugleich Volk und König bedeutet; eine Wurzel, die auch in ſo vielen altdeutſchen Eigennahmen ſich findet, als Theodorich, Theodebert, Theudelinde und andern *). Es iſt weder D noch

---

*) Zu dieſen gehört auch der Nahme von Herrmanns Gemahlin, Thusnelda. A. W. Schlegel erregte Zweifel gegen denſelben, ob auch nicht vielleicht die Lesart verfälſcht ſey, da nelda keiner deutſchen Endung gleich ſieht. Ich glaube ihn wohl erklären zu können. Wachter meynt, es ſey derſelbe Nahme wie Theudelinda; ich ſtimme bey, was die Hindeutung der erſten Hälfte des Nahmens

T, ſondern Th, welches im Sächſiſchen ohne Zweifel ſo wie noch das jetzige engliſche th gelautet hat; im Gothiſchen iſt das gleiche wenigſtens wahrſcheinlich *). Dieſer Laut iſt in unſerer Sprache, vermuthlich ſchon ſehr frühe, verloren gegangen. Theils aber geht er ſeiner Natur nach wohl leichter in D über als in T, theils läßt es ſich, daß dieß bey weitem in den meiſten Fällen wirklich geſchehen ſey, aus der Zuſammenſtellung mehrerer gothiſchen Wörter mit unſern jetzigen nachwei-

---

auf die Wurzel Theodo oder Theude betrifft. Es finden ſich auch andere Beyſpiele, daß der weiche Endlaut in jener Wurzel beſonders im Niederdeutſchen in s übergangen ſey, z. B. in Duysburg. Die Aenderung von linda in nelda aber gehört beſonders in dieſem Falle zu jenen Gewaltſamkeiten, denen man nicht wohl beyſtimmen kann, und welche die Etymologie überhaupt in üblen Ruf gebracht haben. Ich möchte eher die ſo gewöhnliche Endung childa, hilda, helda hier vermuthen. In der gothiſchen Mundart würde nach dieſer Vorausſetzung der Nahme gelautet haben, Thiudanskiltha, d. h. die von königlichem Stamme, die königliche Mazd; ganz nach der Art wie Amalaſvintha, (das Amaler Mädchen) und ſo viele andere deutſche Eigennahmen beſonders der fürſtlichen Geſchlechter. Wie aber jener Nahme in einer weicheren Mundart ſich zu Thusnelda geſtaltet habe, kann man ſich durch den Uebergang Theudens oder Theudneshelda deutlich machen.

*) Ich ſage nur wahrſcheinlich, weil Ulphilas doch für dieſen Laut nicht das griechiſche Θ wählte, ſondern einen fremdartigen, vermuthlich runiſchen Buchſtaben. Vielleicht fand alſo noch eine kleine Verſchiedenheit von dem griechiſchen Θ Statt; auf keinen Fall aber war es d oder t, ſonſt würde er ſich mit dieſen Buchſtaben begnügt haben. Und wer weiß überhaupt, welche Gründe ihn in der Beybehaltung einiger wenigen runiſchen Buchſtaben beſtimmt haben mögen? Hat er ja doch ſelbſt für das O einen ſolchen nicht griechiſchen Buchſtaben gewählt. —

ſen. Ich führe nur einige an und füge gleich die engliſchen hinzu, weil dieſe das th noch mehrentheils beybehalten haben. Thankjan, denken, Engl. think; Thunkjan, dünken. Thu, du, Engl. thou; that, das, Engl. that, mehrere andere Artikel desgleichen; thein, dein, Engl. thine; thri, drey, Engl. three. Thaurnus, Dorn, Engl. thorn. Thiubs, Dieb, Engl. thief. Seltner iſt ein t an die Stelle des th getreten. Thuſundi, tauſend, Engl. thousand; Thraſtjan, tröſten. Ganz der übrigen Analogie der Sprache gemäß iſt alſo in dem Nahmen unſers Volks an die Stelle des verlornen Th ein D getreten, das zweyte D vor dem Ziſchlaut hat ſich, um dem Uebellaut der zwey D zu entgehen, in den harten Laut in ein T verwandelt, wie ſchon in der ſogenannten fränkiſchen Mundart Thiot und Diet, in ſo manchen Eigennahmen wie Dietlieb; ja auch als Wort (nur noch in der Bedeutung von Volk) im ſchwäbiſchen Zeitalter.

Dieſes ſind die Gründe, welche uns bewegen, dem bisherigen Sprachgebrauche treu, und wie bisher ſo auch fernerhin Deutſche zu bleiben.

Friedrich Schlegel.

Scenen aus dem Trauerſpiel
Germanicus,
von
Caroline Pichler, gebornen von Greiner.

Fünfte Scene des zweyten Acts.

Hortenſius, Germanicus.

Germanicus.
Wir ſind allein. Was haſt du mir zu ſagen?
Hortenſius.
Sind wir auch unbehorcht? Ich ſag' dir's, Cäſar!
Du haſt beſtochne Sclaven in dem Hauſe.
Germanicus.
Wohl möglich! Siebenhundert ſind's, die mir
Hier in der Stadt, und auf den Villen dienen.
Kein großes Haus, verglichen mit ſo manchem
Reichen Senator! Doch ſo klein es iſt,
Wie könnt' ich hoffen, unter *ſiebenhundert*
Sollt' auch nicht *Einer* der Verführung offen,
Nicht *Einer* ſeinen Pflichten untreu ſeyn?
Im Uebrigen mag mich ein Feind beſpähen,
Mag der Proconſul, mag mein Oheim wiſſen,
Was ich beginne, rede! Mir iſt's gleich.
Ich würde auch in ihrer Gegenwart
Nicht anders handeln.

Hortenſius.

Wahrlich, das iſt viel!
Sollt' auch nicht Ein Gedank' in dir ſich regen,
Den eben dieſer Oheim nicht zu wiſſen
Bedürfte?

Germanicus.

Keiner; denn er kennt mich längſt,
Er weiß, wie er zu denken mich gezwungen.

Hortenſius.

Das iſt's. Er haßt dich, er verfolget dich,
Und du mußt über blut'ger Rache brüten.

Germanicus.

Woher das Muß? Daß ich Tiber nicht liebe,
Das weiß die Welt.

Hortenſius.

Und alſo?

Germanicus.

Muß ich wachen,
Daß mich kein bitteres Gefühl verleite,
Unrecht zu thun, und Rache für erlaubte
Vergeltung anzuſehn.

Hortenſius.

Auch dann nicht, wenn
Die Rache Nothwehr wäre, — wenn Tiber
Dir heimlich nach dem Leben ſtünde?

Germanicus.

Nein,
Das thut er nicht.

Hortenſius.

Er hat's gethan. Hier — lies!

(Er giebt ihm den Brief, den er von Camillus erhalten.)

Germanicus.

Wie kommt dieß Blatt in deine Hand?

Hortenſius.

Gleichviel!

Du kennſt des Kaiſers Schrift? (beyſeite) Ha! er entfärbt ſich!
Sein Auge ſtarrt — die Lippe bebt! (laut) — Nun Cäſar!
— Was denkſt du nun davon?

Germanicus

(legt den geleſenen Brief zuſammen, und giebt ihn zurück.)

Das geht ſehr weit!

Der Bruder meines Vaters giebt mein Leben
In eines — Piſo Hand! Gerechte Vorſicht!

Hortenſius.

Germanicus! Es iſt nicht Zeit zu langen
Erörterungen über Pflicht und Recht.
— Dein Leben iſt bedroht — Du oder Er!
Sonſt bleibt dir keine Wahl. — Drum höre mich!

(Er faßt ihn bey der Hand und führt ihn einige Schritte vorwärts; dann etwas leiſer.)

Ich weiß, ich kann dir trau'n. — Und ſollt' ich auch
Vergebens dir mein Innerſtes enthüllen,
Vergebens einen großen, klug entworf'nen,
Langſam gereiften Plan zu deiner Rettung,
Zum Wohl des Ganzen dir entdecken, — ſollteſt
Du wirklich nicht in unſre Abſicht ſtimmen,
— Das weiß ich ſicher — du verräthſt uns nicht.

Germanicus.

Mich ehret dein Vertrau'n. Ich danke dir.
Und alſo ſprich!

Hortenſius.

Seit vielen Jahren ſchon,
Seit unter dem Tyrannenjoch Tibers
Die hohe Rom in Staub getreten ſeufzt,
Ertragen ihre beſſern Söhne zürnend
Der Mutter Schmach, und ſtreben raſtlos ſinnend,
Sie zu befrey'n. Es hat ſeit Langem ſich
Ein Männerbund geheim zuſammgethan,
Weit um ſich greifend, feſt und treu verknüpft.
Es ſteht ihm Gold, es ſtehn ihm fremde Söldner,
Und mächt'ger Männer Einfluß zu Geboth.
— Auf dich, o Cäſar! wenden ſeine Blicke
Sich ſehnſuchtsvoll und glühend, nur von dir
Des hohen Zwecks Erfüllung ſich erwartend.

Germanicus.

Von mir? Was kann ich —

Hortenſius.

Was du kannſt? — O Alles!
Du biſt der Einzige, der Rom die Freyheit,
Die alte Größe wieder geben kann.
Vergebens iſt der Väter Blut gefloſſen,
Vergebens ſeufzte unter Bürgerkriegen
Der Erdkreis, und vergebens tauchte Brutus
Den freyen Dolch in ſeines Freundes Bruſt. —
All dieſer Aufwand ungeheurer Kraft,
Wozu hat er geführt? Ein ſchlecht'rer Mann

Als Jene, die der Freyheit Opfer ſanken,
Beherrſcht despotiſch die geſunk'ne Welt.
Ein Cäſar fiel — und ein Tiber regiert!

Germanicus.

Was aber iſt's, das ihr von mir verlangt?

Hortenſius.

Du ſollſt das Haupt des Bundes ſeyn! Das Volk,
Die Legionen hängen heiß an dir.
Ein Wink von dir, und ſie begrüßen dich
Als Imperator, als Auguſt. Es führt
Dein Bruder dir die Legionen zu,
Die aus Illyrien ihm freudig folgen.
Du nah'ſt Italien. In ſeinen Hallen
Erzittert der Tyrann, und wagt es nicht,
Dem Strom, der reißend ſchwillt, zu widerſtehen;
Denn Alles fällt dir zu, es öffnen jauchzend
Der Städte Thore ſich, und im Triumph
Unwiderſtehlich ziehſt du ein in Rom.

Germanicus.

Was mutheſt du mir zu? Ich ſoll das Schwert
Mit Bürgerblut beflecken? ſoll den Thron,
Das Leben mir durch ein Verbrechen ſichern?
Um dieſen Preis begehr' ich Beydes nicht.

Hortenſius.

Du haſt mich nicht vollenden laſſen! — Nein,
Nicht um zu herrſchen, um die Allgewalt
Aus deines Oheims Hand an dich zu reißen,
Begehr' ich deines Arms. Es iſt ein Thron
Des Strebens beſſ'rer Geiſter nimmer werth!

Du ſollſt nicht herrſchen, und du willſt es nicht.
Frey ſeyn ſoll Rom, und dir dieß Glück verdanken!
Du legeſt großgeſinnt den Purpur ab,
Erhebſt das Volk zu ſeinen alten Rechten,
Und —

Germanicus.

Welch ein Traum, o Freund! verwirret dich?
Wie kannſt du wohl dich mit dem Wunſche täuſchen,
Rom, dieſes Rom als Republik zu ſehn?
Wo ſind die alten, hochgeſinnten Geiſter,
Die in der Strenge väterlicher Sitten,
In Einfalt und Enthaltſamkeit ſich ſelbſt
Und einen Erdkreis zu beherrſchen wußten?
Erſchlafft in Ueppigkeit, untergegangen
In Schwelgerey und Pracht, kann dieß Geſchlecht
Zu keinem kräftigen Entſchluſſe mehr
Sich heben; keines Opfers fähig, zittert's
Bey jeder Aend'rung nur für ſeine Freuden.
Sind die in Ordnung, wechſeln Tag für Tag
Nur Schauſpiel, Gaſtmahl, Thierkampf, Fechterkünſte,
Dann mag die Welt beherrſchen, wer da will.

Hortenſius.

Halt ein Germanicus! und ſchmähe nicht
Ein ganzes Volk. Noch lebt in Römerbuſen
Auch Römerſinn, und Kraft zu Kampf und Sieg.
Ha! Laß uns nur die Freyheit erſt erringen.

Germanicus.

Erringen? Wohl! Du wählſt das rechte Wort.
Wer Kraft zum Kampfe hat, wer für ein ſchönes,

Erhab'nes Ziel nicht Schmerz, nicht Opfer ſcheu't,
Der wird des Sieges Frucht mit weiſem Muth
Bewahren, und mit kluger Umſicht nützen.
Doch *ihr* wollt eure Freyheit nur geſchenkt.
Im Schlafe ſoll der guten Götter Gunſt
Ohn' euer Zuthun eure Ketten löſen!
— Auf mich zählt nicht bey dieſem Plane.

Hortenſius.

Wie?
Du weigerſt dich nach dem, was du gehört?
Dich reizt die heit're Zukunft nicht? Du willſt
Das Sclavenjoch nicht brechen? — Sollt' ich mich
In Druſus edlem Sohn geirret haben?

Germanicus.

Du irreſt nicht, wenn du mir Muth und Willen
Zum Guten zugetrau't; doch nimmer werd' ich
Zum edlen Ziel auf ſchlechten Wegen gehn.

Hortenſius.

Das heißt: Du willſt die Herrſchaft dir bewahren?
O nun enthüllt ſich mir dein falſch Gemüth!
Des Purpurs Glanz verblendet dich — du willſt
Der Hoffnung nicht auf Thron und Macht entſagen.

Germanicus.

Ich will den Dolch in Knaben Hand nicht legen.

Hortenſius.

Das iſt der alte Spruch der Tyranney.

Germanicus.

Es iſt ein wahrer Spruch in jedem Munde.

Hortenſius.

Die Herrſchſucht flüchtet feig ſich hinter ihn.

Germanicus.

Oft iſt die Freyheitsluſt verkappte Herrſchſucht.

Hortenſius.

Wer darf dieß heiligſte Gefühl ſo läſtern?

Germanicus.

Wer Menſchenherzen und Geſchichte kennt.

Hortenſius.

Nur Großes kann der Freyheitsſinn bezwecken.

Germanicus.

Dem Ruheſtörer dient er oft zum Schild.

Hortenſius.

Unruh'ge Freyheit geht vor ruh'ger Knechtſchaft.

Germanicus.

Du ſprichſt dein Urtheil ſelbſt mit dieſem Wort.
Unruh, Verwirrung iſt's, was ihr bezweckt,
Nicht Freyheit ſucht ihr, die das tiefgeſunk'ne,
Entmannte Volk nicht mehr ertragen kann.
Ihr ſucht nur in anarchiſch wilder Gährung
Die Macht, zu thun, zu ſchalten, wie ihr wollt.

Hortenſius.

Beym Jupiter! Das iſt zu viel! Ich wende
Mit Abſcheu mich von dir. — So habe denn
Dein Schickſal, du Despotenenkel! Siegreich
Geht die Entſcheidung ihren Rieſengang,
Und — was nicht folgt, was ſich zu widerſetzen
Tollkühn vermißt — zertritt ihr eh'rner Fuß.

(Hortenſius geht ab.)

Vierter Act.

(Nacht mit ſchwachem Mondſchein. Eine freye Gegend hinter dem Pallaſt des Germanicus, mit zerſtreuten Baumen und Gebüſch bewachſen. Im Hintergrunde iſt ein Theil der Stadt ſichtbar, rechts der Ausgang eines Porticus, der zum Pallaſt führt, in der Tiefe von einer Lampe erleuchtet.)

Erſte Scene.

Plancina, in männlichen Sclavenkleidern, in Mantel und Kappe verhüllt, tritt ſchüchtern von der linken Seite ein. Ihr folgt in der Entfernung ein bejahrter Freygelaſſener, dem ſie, wie ſie hervorkommt, zurückzubleiben winkt.

Hier bin ich endlich! Gute Götter! Nehmt
O nehmet meinen warmen Dank dafür,
Daß ihr bis hierher ſicher mich geleitet! —
Hier iſt das Haus, und hier der Porticus,
Der Eingang dort; wie mir's beſchrieben worden!
— Ach wie war dieſer kurze Weg ſo lang,
So mühevoll! Mit welcher Centnerlaſt
Muß das Bewußtſeyn auf den Schuld'gen drücken,
Wenn ſchon die Furcht vor ungerechtem Argwohn
Ein reines Herz ſo laſtend preſſen kann!
— Und will ich denn was Böſes? — O ich will
Ja eine blutig ſchwarze That nur hindern,
Ein Leben retten, das die Luſt der Welt iſt,
Der helle Punkt, auf den aus ihrem Elend
Sie hoffend ſchau't! — O möcht' es mir gelingen!
Dann ſteig' ich fröhlich zu den Schatten nieder;
Denn nicht vergebens floß mein Leben hin! —

—— Er kommt noch nicht! Schon ſinket immer dunkler
Die Nacht herab, des Mondes Sichel hebet
In Oſten ſich empor, kein blaſſer Schimmer
Des längſtverſchwund'nen Tages hellet mehr
Das Waldgebirge. Leiſer ſtets verhallet
Der Stadt Geräuſch dem lauſchend bangen Ohr.
— Kein Leben regt ſich — nur ein ſterbend Lüftchen
Das in den Wipfeln dieſer Bäume ſeufzt!
— Wie grauenvoll, wie furchtbar iſt die Stille,
Die todte Einſamkeit, die mich umfängt!
(Sie geht gegen den Porticus, und ſieht hinein.)
Umſonſt! So weit mein Auge dringen kann
In dieſen Säulengang, ſo weit mein Ohr
Vernimmt — nichts zeiget ſich — kein Laut — kein Tritt,
Der mitleidsvoll die todte Stille ſtörte!
— Und wenn es ſchon zu ſpät? — O fort, du banger
Gedanke, der ſeit wenigen Minuten
Wie der Erinnyen Eine mir im Buſen
Erwacht iſt, und ſo grauſam mich verfolgt!
— Es kann nicht ſeyn! Mit allzureger Sorgfalt
Hab' ich nach jeder Kleinigkeit geforſcht,
Nach Ort und Stunde! — Nein! Er muß noch kommen!
Er iſt nicht fort noch! — Nein! — O gute Götter!
Erbarmt euch meiner Angſt! Um meines reinen
Vorhabens willen, und der Tugenden
Des edlen Freundes, den ich retten will,
O laßt es nicht zu ſpät ſeyn! Laßt nur heute
Ihn nicht zu früh das Haus verlaſſen haben!
(Man hört ein fernes Geräuſch. Sie ſieht ſich um.)

Ein ferner, ſchneller Tritt! — Es nah't! — Er iſt's!
(Sie tritt hinter das Gebüſch zurück, indeß Germanicus in ſeinen Mantel eingeſchlagen, aus dem Porticus kommt.)
Er iſt's! — O gute Götter, jetzt regiert
Mein Herz und meine Zunge! Legt mir Worte
Der mächt'gen Ueberredung auf die Lippen,
Daß meine Angſt in ſeinen Buſen ſtröme,
Sein Heldenmuth die Warnung nicht verſchmähe!
— O großer Augenblick! — Wohlan! — Es ſey!
(Sie zieht die Kappe über das Geſicht.)

Zweyte Scene.

Germanicus, Plancina.

Plancina
(ruft leiſe, mit verſtellter Stimme.)
Germanicus!

Germanicus.
Wer ruft?

Plancina.
Ein treuer Sclave,
Den Liebe zu dem gütigen Gebiether
Verleitet hat, ſich kühner ihm zu nah'n,
Und eine Bitte ſchüchtern vorzutragen.

Germanicus.
Bin ich denn ſonſt ſo ſtreng, ſo unzugänglich,
Daß man in dieſer Zeit, an dieſem Orte
Mir aufzulauern braucht, um eine Bitte
Zu wagen? Seltſam in der That! Wer biſt
Du, Knabe?

Plancina.

Deines treuen Hausverwalters
Eumenes jüngſter Sohn.

Germanicus.

Von meiner Villa?

Plancina.

Ja, Herr!

Germanicus.

Und was verlangſt du? Sprich nur ſchnell!
Ich habe Eile.

Plancina.

Das iſt's, güt'ger Herr!
Was ich zu bitten komme. Laß, o laß
Von deinem treu'ſten Diener dich erflehen!
Geh heut nicht zu Athenodor!

Germanicus.

Wie ſo?
Nicht zu Athenodor? Was ſoll das heißen?
Woher kommt dir die Kühnheit, Knabe! mir
Den altgewohnten Gang heut zu mißrathen?

Plancina.

— Weil — eine Ahndung mich — ein Traum erſchreckt
hat —
Um deinetwillen! — Herr! Laß dich erbitten!
Geh in dein Haus zurück! Nur dieſe Nacht!

Germanicus.

Seltſamer Knabe! Glaubſt du wirklich denn,
Daß eines Kindes Traum mich ſchrecken werde
Und hindern, das zu thun, was ich beſchloſſen?
(Er will gehn.)

Plancina

(tritt ihm in den Weg, und wirft ſich ihm zu Füßen.)

Nein! Nein! Du darfſt nicht fort! Zu deinen Füßen
Will ich hier liegen, bis du mich erhört!
Verſchmäh' die Warnung nicht aus niederm Munde —
Und denke, wie's dem großen Cäſar ging!
Denk' an den Märzen Idus!

Germanicus (für ſich.)

Was iſt das?
Wie kommt dieß Wort in eines Kindes Mund?
Und was bedeutet dieſe Warnung? (zu Plancina) Knabe!
Wer biſt du? Wer hat dich hierhergeſandt?

Plancina.

Wer ich bin, hab' ich dir geſagt. — Geſandt
Hat Niemand mich, bey den Unſterblichen!
Es iſt die Sorge für dein Leben nur,
Die ganz allein zu dieſer That mich trieb.

Germanicus.

(faßt Plancinen beym Arm und will ihr ins Geſicht ſehen, das ſie zu verbergen ſucht.)

Steh auf! Das kann nicht ſeyn! Du biſt ein Werkzeug
In einer fremden Hand! — Arglos vielleicht —
Das iſt das Beſte, was ich glauben will!

Plancina.

Wie ſehr verkennſt du mich! — Ich muß es tragen,
Und will mich glücklich preiſen, wenn der Ausgang
All meine Furcht und Sorge Lügen ſtraft.

Germanicus (für ſich.)

Welch eine Sprache! Drückt ein Hirtenknabe

Sich alſo aus? — Gewiß, hier liegt was tiefer's, —
Vielleicht ein ſchändlich ſchwarzer Plan verborgen!
(Zu Plancina) Zum letztenmale, Knabe! frag' ich dich:
Wer biſt du? Spiele nicht mit meiner Langmuth!
Du biſt in meiner Macht —

Plancina.

Ich fürchte nichts!
Germanicus kann niemals grauſam handeln.

Germanicus.

Willſt du mit Schmeichelworten mich beſtechen?
O hoffe nichts! Mit dieſer eignen Hand
Durchbohr' ich dich, find' ich dich als Verräther!
(Er zieht das Schwert.)
Bekenne ſchnell — wo nicht, ſo —

Plancina

(mit ihrer natürlichen Stimme.)

Tödte mich!
Mein Leben iſt in deiner Hand — Nur geh nicht!

Germanicus

(läßt das Schwert ſinken.)

Was hör' ich? Welche Stimme! Große Götter!
Plancina! —

Plancina

(ſchlägt die Kappe zurück.)

Ja! ich bin's!

Germanicus.

Du hier? — Du ſelbſt? —
In dieſer Stunde — dieſer Kleidung?

Plancina.

Cäſar!

Dir droht Gefahr! Es forſchen deine Feinde
Nach deinem Thun. Man hat ſich um die Stunde,
Wann du Athenodor beſucheſt, um den Weg
Genau erkundigt, Alles ſich beſtimmt
Bezeichnen laſſen. Menſchen, die ſich ſonſt
Geflohen und gehaßt, ſind nun verbunden
— Zu etwas Böſem, Ungeheurem — denn
Es giebt kein andres Band für *ſolche* Seelen.
— Erlaß es mir, mich näher zu erklären!
Die Schonung darf ich von dir fordern. — Denk'
An meine Warnung! — Geh nicht — oder geh
Nicht unbewaffnet — nicht allein! — Dein Leben
Iſt in Gefahr —

Germanicus.

— Und das bekümmert dich? —
Iſt's möglich? — Lebt der alten ſchönen Zeit
Erinnerung in deiner Seele noch?
Haſt den Geſpielen deiner Jugend du
Nicht ganz vergeſſen?

(Er faßt ihre Hand. Ohne ſie ihm zu entziehen, wendet ſie ſich von ihm ab. Pauſe.)

Plancina.

Mit dem halben Erdkreis
Theil' ich die Achtung für Germanicus,
Von dem die Menſchheit ſchön're, beſſre Tage,
Und Heilung ihrer Wunden ſich verſpricht. —
Dieß Leben zu erhalten, dieſe Hoffnung

Nicht zu verlieren, hab' ich einen Schritt
Gewagt, der kühn und ſeltſam ſcheinen mag.
— Er, dem er galt, wird ihn nicht mißverſtehn.
Ihm wird ſein Zartgefühl den Standpunkt zeigen,
Aus dem er ihn betrachten — richten ſoll!
— Und nun leb wohl!

Germanicus.

So willſt du von mir ſcheiden?
So kalt, ſo ſchnell?

Plancina.

Ich darf nicht länger weilen,
Und fürchte, daß ich ſchon zu viel gethan!

Germanicus.

Und ſoll von dieſer theuren Stunde mir
Kein Angedenken bleiben? — Spurlos ſoll
Der einzig ſchöne Augenblick in einem trüben,
Verworrnen Leben mir entfliehn? — Plancina!
— Geh nicht ſo ſchnell! — Laß mir auf Augenblicke
Das Glück, dich einmahl ungeſtört zu ſprechen,
Der Stimme Klang zu hören, der allmächtig
Zurück mich zaubert in die goldne Zeit,
Wo wir uns täglich ſah'n, wo kein Verhältniß
Sich feindlich trennend zwiſchen uns geſtellt,
Wo ich dir ſagen durfte, was mein Herz
Bewegte, wo du freundlich Wohl und Weh,
Gedanken und Gefühle mit mir theilteſt,
Wo unſre Seelen eng verbunden waren,
Vor keiner Trennung zitternd als dem Tod!
O ſchöne Tage! Kehrt dir wohl zuweilen
Ihr Bild zurück?

Plancina.

Germanicus! Was ſoll'
Uns die Erinn'rung an verlornes Glück,
Das niemahls wiederkehren kann — und darf?
Laß mich — laß jetzt mich ſcheiden! Beſſer iſt's
Für dich und mich!
(Sie will ſich losreißen.)

Germanicus.

O ſage, was du willſt!
Sey ſtreng und kalt! — Ich fühle doch mein Glück!
Ich fühl's am Zittern deiner Hand, ich fühl's
An dieſer Thräne, die dir wider Willen
Vom Auge ſtürzt! Das Band, das unſre Seelen
Verbunden, reißt nicht durch des Schickſals Macht.
Mein Leben iſt dir werth — du liebſt mich noch!

Plancina.

Germanicus!

Germanicus.

Plancina!
(Sie ſinkt in ſeine Arme. Pauſe. Germanicus richtet ſich empor.)
Welche Stunde!
Habt Dank, ihr Götter! daß ihr ſie geſchenkt!
Nun fort in jeden Kampf! Das Schickſal mag
Verhängen, was ihm gut dünkt! Feſt gewaffnet
Tret' ich nach dieſer Stunde ihm entgegen.
Jetzt kann ich nicht mehr ganz unglücklich ſeyn;
Denn ſtärkend wird mich das Bewußtſeyn heben:
Du liebſt mich noch! — Wir ſind nicht ganz getrennt!

Plancina.

Wir ſind nicht ganz getrennt! — Und wenn auch hier
Kein glücklicher Moment uns mehr vereint,
Es giebt ein and'res und ein beſſ'res Seyn!
Dorthin beſcheid' ich dich, Germanicus!
Dort finden wir uns wieder! — Jetzt — leb wohl!

Germanicus.

Leb wohl, Plancina! — Wir ſind nicht getrennt!

(Sie eilt mit verhülltem Geſicht ab. Der Freygelaſſene folgt ihr.)

Apologie des Krieges.

Beſonders
gegen Kant.

Vom
Oberſten von Rühl.

Wollen wir zu einem Urtheile gelangen über den Krieg, ſo iſt es vor allem nöthig, daß wir uns zur Idee einer Kunſt des Krieges erheben; und iſt dieß geſchehen, und wir wollen inne werden, wie ſich dieſe Kunſt verhalte zu andern verwandten Künſten, und zur Staatskunſt inſonderheit, als der erhabenen Mutter oder Fürſtin aller übrigen praktiſchen Künſte *), ſo iſt es unvermeidlich, daß wir nicht auf die Frage zurückkämen: Was iſt der Krieg?

Wie aber immer dieſe Frage direkt beantwortet werden mag; nämlich: Krieg iſt die Art und Weiſe, durch das Glück und den Gebrauch der Waffen die Zwiſte der Völker zu ſchlichten; oder: er iſt das gewaltſame Be-

---

*) Iſt Staatskunſt in weiteſter Bedeutung: Kunſt die Idee des Staates zu realiſiren, und iſt der Staat nichts anders, als die unendlich erweiterte Familie, ſo ſind auch alle Arten der Lebenskunſt nichts anders, als untergeordnete Elemente, oder verſchiedene Theile der Staatskunſt ſelbſt.

ſtreben der Staaten nach dem Frieden, und nach rechtlicher Uebereinkunft; oder er iſt die Unterbrechung des Friedens, der Krebs der am Heil und an der Wohlfahrt der Staaten und der Menſchheit nagt; — oder wie man ſonſt immer wolle, ſo iſt zum vollſtändigen Verſtändniſſe jeglicher Antwort durchaus eine nähere Erörterung nöthig: wie verhalten ſich Krieg und Frieden zum Staate? wie unter einander? in welcher Beziehung ſtehen ſie zum ſittlichen und zum religiöſen Beſtreben der Menſchheit?

Daß Krieg und Friede entgegengeſetzte Zuſtände im Leben und im Verkehr der Staaten unter einander ſeyn müſſen, leuchtet von ſelber ein. Daß der Friede großen Segen bringe, und viel Unheil der Krieg, predigt jedes alte Weib hinter dem Zaune, und ſelbſt viele große Denker unſerer und früherer Zeit haben kein anderes Urtheil ausgeſprochen. Höchſtens weichen ſie darin von einander ab, in wie fern ſie den Krieg für einen unnatürlichen Zuſtand überhaupt, oder bloß für unſittlich und vernunftwidrig achten. Krieg iſt das größte Uebel, meinen Einige, das einem Staate widerfahren mag; er iſt ein Schandfleck unſerer durch chriſtliche Lehre und vielfache Aufklärung erleuchteten Zeit; das barbariſche Erbtheil eines wilden Nomadenlebens, eines geſetzloſen Naturzuſtondes, deſſen ſich nur Hunnen und Irokeſen rühmen mögen, aber vor dem die gebildete Vernunft erröthet und die Religion zurückſchaudert. An die Stelle des mit kurzen Unterbrechungen ſtetig fortdauernden Krieges, der das große Hauptthema der bisherigen

Weltgeſchichte ausmache, das paradieſiſche Zeitalter eines ewigen Friedens zu ſetzen, und die Weiſſagung der Propheten wenn ſie ſagen: »Es werden die Völker ihre Schwerter zu Pflugſchaaren und ihr Spieße zu Sicheln machen, denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden ſie fortan nicht mehr kriegen lernen, ſondern ein jeglicher unter ſeinem Weinſtock und Feigenbaum wohnen ohne Scheu;« — in Erfüllung zu bringen, dieß ſey einzig der Wille Gottes, und ein der wahren Menſchheitswürde angemeſſenes erreichbares Ziel. — Andere geſtehen mißmüthig ein: Der Krieg ſey die größte Zuchtruthe der Völker, ein verhaßtes, aber nothwendiges Uebel, eine mit der ewigen Einrichtung der menſchlichen Natur und Geſellſchaft eng verbundene peſtartige Krankheit, die gänzlich auszurotten zwar vergebliches Bemühen bleibe, deren heftiges Wüthen man aber durch eine Art politiſcher Schutzblattern oder Gewitterableiter, — zu welchem Ende ſie bald permanente Völkerkongreſſe und Gleichwägungstribunale, bald ſtehende Heere und mit Feſtungsgürteln gepanzerte Gränzen, in Vorſchlag bringen — allmählig beſänftigen könne. Sey demnach zwar die Idee des ewigen Friedens im buchſtäblichen Sinne eine Seifenblaſe gutmüthiger Schwärmer, ſo dürfe man doch nicht verzweifeln, auf dem Wege höchſtverfeinerter Cultur und Induſtrie dereinſt die Kriege ſeltner zu machen, oder wenigſtens die größere Maſſe der Menſchheit dadurch gegen die allgemeine Heimſuchung zu ſchützen, daß man eine unbedeutende Portion des Pöbels, unter der Anführung einiger ruhmdürſtiger Thoren, von Zeit zu Zeit dem Kriegsteufel opfere. —

Gäbe es in der That keine andere würdigere Anſicht des Krieges, ſo wäre freylich für den rechtlichen Mann kein anderer Ausweg, als ſich lieber an die Galeerenbank ſchmieden zu laſſen, denn in den Krieg zu ziehen. — Glücklicherweiſe aber für den Kriegsſtand, und ſomit für die Menſchheit, giebt es in der menſchlichen Bruſt noch eine heldenmüthige Ader, deren lebendiges Klopfen laut und vernehmlich widerſpricht, wenn feiges Verlangen oder ſchlaffe Sehnſucht des Menſchen Herz beſchleichen will. Auch der Krieg hat unter denen, die mit reinem Gemüthe nach der Tugend ſtreben, ſeine Verfechter gefunden, und es mag uns erlaubt ſeyn, uns ihrer Worte zu bedienen, oder aus eigenem Bewußtſeyn zu reden, um an die Stelle des unglücklichen Wahnes, »daß der immerwährende todte Friedenszuſtand als der einzig natürliche Zuſtand civiliſirter Nationen — Armeen und Waffen demnach nur als ein unumgänglicher, unmoraliſcher Nothbehelf zur Abwehrung einer fortwährenden Kriegsbarbarey zu betrachten ſeyen,« — an die Stelle dieſes allergefährlichſten politiſchen Irrthumes, dieſer verderblichen Ausgeburt des allerentartetſten Privatlebens, das ſich nie über den eignen Küchenſchrank, die eigne Scheuer und die Sicherheit der eignen Haut zu etwas Höherem und Göttlichem erhoben, — die ewige Wahrheit von der Unentbehrlichkeit des Krieges, und ſeiner innern ſittlichen Erhabenheit und Würde zu verkündigen.

Allerdings iſt nicht zu läugnen, daß die Idee eines fortwährenden rechtlichen Zuſtandes unter den Menſchen und unter den Völkern, durch ihre ehrwürdige Außenſeite, ſehr viel Verführeriſches hat. Allein hätte man ſich das Recht nur ſelbſt als eine ewig lebendige Idee gedacht, die immer wachſen und fort und fort mit neu aufglühender freyer Selbſtſtändigkeit erobert und wiedergeboren werden muß, (gleichwie die Flamme verliſcht, wenn ihr nicht fortwährend neues Brennmaterial zu verſtärktem Auflodern hinzugereicht wird) ſo würden nicht ſo viele, ſelbſt muthige Seelen, zu jener Scheu vor dem Kriege, als etwas abſolut Unnatürlichem und Unrechtmäßigen, als einer mit Hunger und Peſt in gleicher Linie ſtehenden Nationalkalamität, gekommen ſeyn. Man würde empfunden haben, daß die ungeheure Bewegung, welche wir Krieg nennen, dem Gedeihen und der ſchönſten Blüthe des wahren Rechtes eben ſo zuträglich ſey, wie alle jene künſtlichen Friedensinſtitute, welche wir Rechtsanſtalten nennen; daß weder der Kriegszuſtand an und für ſich ſo abſcheulich, als der Friedenszuſtand an und für ſich ſo liebenswürdig genannt zu werden verdiene, als einſeitiger Mißverſtand zu behaupten gewohnt iſt; und daß jene Afterlehre vom Heil des ewigen Friedens den Untergang aller politiſchen Würde und alles bürgerlichen Glücks herbeyführen müßte, wenn nicht ohnehin das verkehrte ohnmächtige Streben nach dieſem vermeintlichen höchſten Gute an dem erhabenen Gange des über die Entwickelung unſeres Geſchlechtes waltenden Verhängniſſes zu nichte würde. Aber es iſt oft ſo ſchwer, die allereinfachſten und bekannteſten Wahrheiten in dem einzelnen Falle wieder zu erkennen, oder anzuwenden. Wer wüßte nicht, daß über jewelche Sache an und für ſich überhaupt kein abſolutes Verdammungsurtheil ausgeſprochen werden kann, ſondern ſtets nur ein relatives, in Beziehung auf irgend ein anderes Ding; daß die Beſtimmung, ob, wie und was eine Kraft wirken oder nicht wirken ſolle, nicht von dieſer Kraft ſelbſt, ſondern von der ihr mitgetheilten Direktion, und von dem Widerſtande oder der Gegenkraft abhange, die ihr von irgend einem Dinge entgegengeſtellt wird; — daß es ſtets auf die Doſis eines Stoffes und auf die pathologiſche oder phyſiologiſche Beſchaffenheit des Weſens, dem der Stoff eingeflößt wird, ankomme, ob es ſich als Gift oder als Arzney äußern ſolle; und daß bey der Beſtimmung des ſittlichen Werths oder Unwerths einer Handlung nie das Was allein entſcheiden dürfe, ſondern erſt durch das Wie, und durch den Geiſt, in dem das Was vollbracht worden, die Befugniß gegeben werde, ſich ſo oder ſo darüber zu erklären; — wer wüßte dieß alles nicht, und dennoch will es niemand beyfallen, daß im Urtheil über Krieg und Frieden eine gleiche Gerechtigkeit beobachtet werden müſſe? — »Wenn derje»nige,« — ſo beginnt der Graf Türpin ſeine Verſuche über die Kriegskunſt — »welcher zuerſt die Kunſt, ſeine

»Mitgeſchöpfe zu vernichten, in Regeln gebracht, keinen andern Zweck gehabt hätte, als den Leidenſchaften großer Herren zu ſchmeicheln, ſo wäre er ein Ungeheuer geweſen, welches verdient hätte, gleich bey ſeiner Geburt von der Erde vertilgt zu werden. Wenn er aber dabey die Abſicht gehabt, der gekränkten Tugend aufzuhelfen, das ſiegende Laſter zu ſtrafen, der Ehrſucht Gränzen zu ſetzen, oder die ungerechten Forderungen eines Stärkern abzulehnen, ſo iſt die Menſchheit verpflichtet, ihm Ehrenſäulen zu errichten.«

Unter denen, welche die Zuläſſigkeit des Krieges aus Gründen der Vernunft beſtritten haben, iſt **Kant** als derjenige zu betrachten, der die Sache des ewigen Friedens, als einer ſittlichen Aufgabe, mit dem meiſten Glück und Anſehn verfochten hat, und gegen ihn werden wir uns demnach zu wenden haben.

Bey einer aufmerkſamen Betrachtung der berühmten Kantiſchen Deduktion der Idee des ewigen Friedens (die wir hier als hinreichend bekannt vorausſetzen) kann es nicht unbemerkbar bleiben, daß es ihr durchaus an innerm Zuſammenhange und anſchaulicher Conſequenz gebricht, wenn man auch gleich wegen der Verwickelung ſich nicht augenblicklich ſollte Rechenſchaft geben können, wo der Schlüſſel zu den einzelnen Trugſchlüſſen liegen möge. Durch eine ſucceſſive Zergliederung der Kantiſchen Behauptungen hoffen wir indeſſen, nicht nur dieſe betrüglichen Konſequenzen, die zum Theil von ganz unhaltbaren Vorausſetzungen entnommen ſind, vollſtändig aufzudecken, ſondern zu gleicher Zeit auch Reſultate herbeyzuführen, die eben ſo übereinſtimmend mit den Ausſprüchen und Poſtulaten einer geſunden Vernunft, als verträglich mit den naturgemäßen Beſtrebungen der Staaten und der Menſchheit ſind.

Die erſte Illuſion, die wir bemerkbar machen müſſen, iſt der überall vorherrſchende Wahn von einem *Naturzuſtande* und mit demſelben in Gegenſatz ſtehenden *Geſellſchaftszuſtande* der Menſchen. Ein ſolches vermeintliches Exiſtiren der Menſchen außerhalb dem Staate hat entweder niemals Statt gefunden, oder aber es dauert bis auf die heutige Stunde und bis in die ſpäteſten Jahrhunderte fort. Wenn von der Idee des Staates und ihrem Daſeyn auf der Welt die Rede iſt, ſo kann weder die Menge der in den geſelligen Verein zuſammengetretenen Individuen, noch der Grad der reſpektiven Ausbildung dieſes Vereins, dabey in Erwägung kommen. Wir möchten ſonſt auch jetzt noch kein Recht haben, von Staaten als beſtehenden Dingen zu reden, denn gleichwie alle der Menſchheit weſentlich angehörige Beziehungen, ſo iſt auch die Idee des Staates in nie beendigter ſtets fortſchreitender Entwickelung begriffen. Kein einzelner Moment der Weltgeſchichte vermag die vollendete Realiſation der Idee des Staates und des Rechtes darzuſtellen. Denn eben die Welthiſtorie iſt ja nichts anders als die Erzählung des ewig erweiterten nie ganz beendigten Strebens, dieſe Ideen zu realiſiren. Wann einzelne Inſtitutionen zu öffentlicher Wirkſamkeit und förmlicher Anerkennung gelangt ſind, das läßt ſich hiſtoriſch nachweiſen; der Anfang des göttlichen Inſtituts aber, das wir Staat nennen, fällt mit dem Anfange des menſchlichen Geſchlechts genau in eine Zeit *). Jeder vergangene Zuſtand des menſchlichen Geſchlechts iſt, in Hinſicht auf den bürgerlichen Verein, von jedem dereinſt zukünftigen, nicht der Art, ſondern einzig dem Grade nach, unterſchieden. Seltſam genug iſt die Behauptung der philoſophiſchen Schule, daß das urſprünglich natürliche Verhalten der Menſchen zu einander ein durchaus feindſeliges ſeyn ſolle, da man doch ſelbſt bey allen rohen Naturkräften nicht bloß ein ſich abſtoßendes, ſondern unter entgegengeſetzten Verhältniſſen und Verknüpfungsarten auch ein gegenſeitig ſich anziehendes Princip bemerkt, und da alle Grundverhältniſſe der Familie das Gegentheil ganz augenſcheinlich bezeugen. Die Menſchen wurden freylich nicht wie die Bienen und Ameiſen, als inſtinktmäßig vereinigte Kolonien in die Welt geſetzt, aber auch nicht wie die Spinnen und Schlangen zu einſiedleriſchem Leben verdammt, noch ward es bey ihnen, wie bey den Pflanzen, dem Zufall überlaſſen, ob ſie vereinzelt oder in Haufen beyſammen ſtehen ſollten. In-

---

*) So möchte man daher auch anzunehmen berechtigt ſeyn, die endliche Realiſation der Idee des Staates und Rechts, und aller Ideen überhaupt, müſſe mit dem Ende des menſchlichen Geſchlechts wiederum zuſammen fallen.

dem die Natur zwey Geſchlechter, zu gleicher Zeit Ein ſchwaches und Ein ſtarkes ſchuf, indem ſie jedes Individuum zum vollſtändigen Kreislaufe aus dem Zuſtande der urſprünglichen Ohnmacht in den der allmähligen Erſtarkung und endlich zur Rückkehr in abermalige Hülfsloſigkeit verdammte, und um die Glieder der Familie das Band der Liebe und Blutsverwandtſchaft ſchlang, und indem ſie dem Menſchen mit ſeinem erſten Lebenshauche auch die Vernunft einblies, um ihm eine Einſicht in die Möglichkeit und Nützlichkeit gegenſeitiger Unterſtützung zu geben, ſo konnte ihre Abſicht keine andere ſeyn, als das natürliche gegenſeitige Verlangen des Menſchen nach dem Menſchen zu einem doppelt und dreyfach heftigen Bedürfniß zu erhöhen. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, ob der Geſelligkeitstrieb dem Menſchen urſprünglich in die Bruſt gepflanzt ſey; viele Thiere, ſelbſt reiſſende Beſtien, haben ihn auch, und er iſt alſo an und für ſich weder unnatürlich, noch unverträglich mit animaliſcher Natur. Vor allen andern Thieren aber mußte er ſich bey dem Menſchen vorzugsweiſe in erhöhetem Grade finden, weil der Menſch ungleich reichlicher, als die übrige Thierwelt, mit der Fähigkeit, ſich gegenſeitig zu unterſtützen, begabt und ausgerüſtet worden war. Statt alſo einen urſprünglich feindſeligen Zuſtand der Menſchen unter einander anzunehmen, möchte man ſich vielmehr verwundern, wie ein ſo augenſcheinlich zum Frieden und zu freundſchaftlicher Eintracht berufenes Geſchlecht vermochte, in Zwietracht zu gerathen. Man iſt genöthigt, ſich nach einem anderweitigen Urverhältniſſe der Menſchheit umzuſehn, in welchem dieſe Erſcheinung gegründet ſeyn möge, und da findet es ſich denn freylich, daß zu beyden Richtungen, zum Frieden wie zum Kriege, zur Eintracht wie zum Zwiſte, die Veranlaſſung mit dem Menſchen zugleich geſchaffen worden, und daß es die ausdrückliche Abſicht der Natur geweſen zu ſeyn ſcheint, die menſchliche Geſellſchaft in zwiefacher Schule auszubilden. — So wie allen Thieren, ſo flößte ſie auch dem Menſchen den Durſt nach befriedigter Luſt ein, und gewährte ihm in der Befriedigung dieſer Luſt den Genuß ſeines phyſiſchen Glückes auf doppelte Weiſe, indem ſie ihm zu gleicher Zeit, mit dem Streben nach Freyheit, oder nach thätiger ungehinderter Kraftäußerung einerſeits, und mit dem Streben nach ungeſtörtem, ruhigen Beſitz andererſeits zu beſchenken für gut fand. —

Mit dieſem unerſättlichen Verlangen nach befriedigter Luſt, und ihrer unabläßigen Erweiterung, welches noch jetzt zum größern Theile die Haupttriebfeder alles menſchlichen Thuns iſt, mit einer Menge von Kräften ausgeſtattet, die ihm inſtinktmäßig für die Erreichung ſeiner Wünſche die Hände bothen, ſtellte die Natur den Menſchen mitten in eine reich verſehene Welt, die ihm eine unendliche Befriedigung ſeines Verlangens verſprach, in wie fern er Kraft, Luſt und Verſtand bezeige, ſie ſich gehörig anzueignen. Dieſe Aneignung aber ward nur möglich durch einen Kampf mit den Kräften der Natur, durch eine Beſiegung des Widerſtandes, den jede todte Sache äußert, wenn wir uns ihrer bemächtigen wollen, und wodurch ſie gewiſſermaßen eine Art von Perſönlichkeit gegen uns geltend macht. Es bewährte ſich als allgemeines Naturgeſetz: kein Genuß ohne vorangegangene oder damit verbundene Kraftäußerung; kein Beſitz ohne die Mühe der Erwerbung; aber es war auch jede Erwerbung mit doppelter Belohnung verbunden, nämlich mit dem Genuß des Erworbenen, und mit dem Gefühl des Befugniſſes zu ſolchem Genuſſe. Das ganze Leben, oder der ganze Verkehr des Menſchen mit der Natur, zerfällt demnach in Erwerben und in Genießen. Urſprünglich iſt gar kein Genuß und kein Recht; bloß Begier und Daſeyn der Kraft; Genuß, Beſitz und Befugniß, gehen erſt aus dem Kampfe der Kraft mit der Gegenkraft hervor. —

Vermöge des geſelligen Beyſammenſeyns mehrerer mit gleichzeitiger Kraft und gleichartiger Begier ausgerüſteter Weſen mußte natürlich bald Streit entſtehen um den alleinigen Beſitz, oder die freye Erwerbung einzelner Objekte des Genuſſes. Jeder fühlte einen gleichen Trieb, ein gleiches Streben nach Kraftäußerung, kurz eine gleiche innere oder ſubjektive Befugniß. Es kam nur darauf an, ſie auch äußerlich, oder objektiv, geltend zu machen. Es maß ſich von nun an die Freyheit mit der Gegenfreyheit, und jeder Genuß war erſt die Frucht eines doppelten Kampfes: das Beſitzthum mußte kraft der eigenen Freyheit erworben, und ſodann noch die anderweitige Beſitzergreifung deſſelben Gegenſtandes ſtreitig gemacht werden; d. h. es mußte der Beſitz und die Befugniß zu ſeiner Erwerbung gegen die Anforderung einer jeden Nebenfreyheit vertheidigt werden, und dieß war nur möglich durch die Behauptung des Beſitzthums, vermittelſt neuer Kraftäußerung, und ſo erzeugte ſich im Kampfe der Freyheit mit der Gegenfreyheit die zweyte Art des Rechtes, oder der zu gleicher Zeit ſubjektiven und objektiven Befugniß, nämlich das geſellige bürgerliche Recht, zu dem die gegenſeitige Anerkennung, zweyer freyen Weſen wenigſtens, vorausgeſetzt wird. — Es iſt nicht ſchwer, auf dieſem Wege, ſo ausführlich und vollſtändig es verlangt wird, nachzuweiſen, wie alles Recht dieſer Art (nicht etwa bloß die Idee oder der erſte Anfang ſeiner Exiſtenz) und jedes einzelne Recht aus dieſem erneuerten und erweiterten Streite einander entgegengeſetzter Freyheiten hervorgegangen ſey, und daß daher Streit, Kampf oder Krieg irgend einer Art, zur Erweckung, Erzeugung und Behauptung des Rechts, unumgängliches Erforderniß iſt.

Alles vollſtändige Leben aber iſt zuſammengeſetzt aus Erwerben und Genießen. Der Streit allein vermochte dem doppelten Streben nach Luſt keine hinlängliche Befriedigung zu gewähren. Erſt in der Ruhe nach dem Streite blüht der Genuß, die Früchte des Krieges müſſen im Frieden geerntet werden. Doch im Genuſſe ſelbſt, eben in der Ruhe des Friedens, erzeugt die erweiterte

Kenntniß des Genuſſes neuerwachendes Bedürfniß nach erweitertem Beſitze. So wird im Frieden, in der ungeſtörten Ausübung der Freyheit, die Begierde nach erhöhter Freyheit (nach wiederholter oder vervielfältigter Kraftäußerung) rege, es entſteht ein Verlangen, das Vermögen der Freyheit geltend zu machen; aller Friede gebiert aufs neue den Krieg. Dieſer wieder im Kampfe neues Recht, neuen Frieden, neue Begier, und ſo ins Unendliche fort der nämliche Kreislauf. — Eins nur iſt noch zu erwähnen.

Es fand ſich bald, daß die Menſchen geeignet ſeyen, ſowohl im Kriege mit der Natur, als im Kriege unter ſich, einander hülfreich beyzuſpringen, und daß vereinigte Kraft zu leichterm Siege, größern und dauerhaftern Reſultaten führe. Sonach bildeten ſich Gruppen; mehrere traten aus freyem Antriebe, oder in Folge des Zwanges, zuſammen; der Schwache ſchloß ſich dem Starken an, der Ueberwundene ward genöthigt, dem Sieger zu dienen. Gemeinſamer Erwerb und gemeinſame Bedrängniß ſchloß die Glieder eines jeden verbündeten Haufens immer enger an einander; das einſtweilig und auf kurze Zeit loſe geſchürzte Band verwandelte ſich allmählig in einen feſten und beſtändigen Bund. Sollte die ganze gemeinſame Kraft nach außen gerichtet werden können, ſo mußte man ſie nicht nach innen zerſplittern; man kam überein, alle blutige Zwietracht zu verbannen, zwiſchen der Freyheit und Gegenfreyheit der einzelnen Glieder des Bundes, ſo vielſeitig als möglich, beſtimmte Grenzen feſtzuſetzen, und ſo oft eine neue Veranlaſſung zum Streite entſtände, ohne wirklichen Kampf, unter dem Vorſitze eines Dritten; nach vernünftiger Abwägung und Ausmittelung der, durch frühern Erwerb oder vorhandene Kraft begründeten gegenſeitigen Befugniß, und dadurch nothwendigen reſpektiven Aufopferung des alleinigen Anſpruches, irgend einen gegenſeitig erſprießlichen Ausweg zu ſuchen. Das Reſultat dieſes idealen Streites war wiederum ein Recht, das in förmlich und genau verfaßten Verträgen ausgeſprochen und niedergeſchrieben, als Richtſchnur künftiger Handlung anerkannt, und bey fortſchreitender Verwickelung, Ineinanderſchlingung der vervielfältigten Rechtsverhältniſſe, in ſyſtematiſche Ordnung und unter gemeinſame Principien gebracht, unter dem Nahmen der Geſetze, Maßſtab für alle Gleichwägung bürgerlicher Anſprüche und Verhältniſſe innerhalb jedes einzelnen bürgerlichen Vereins oder Staates wurde. Dieſe dritte Art des Rechtes, welche eine dreyfache Anerkenntniß der ſubjektiv-objektiven Befugniß zu irgend einem Beſitze oder einer freyen Kraftäußerung vorausſetzt *), ward zwar allerdings im Frieden und vermittelſt des Friedens hervorgebracht, (wie denn überhaupt bey jeder Realiſation der Rechtsidee, oder bey jeder einzelnen Erzeugung des Rechts, der letzte Akt je-

---

*) Das beyder Partheyen nämlich und das des Richters oder des lebendigen Repräſentanten einer über den obwaltenden Verhältniſſen ſchwebende Rechtsidee.

derzeit ein friedfertiger ſeyn muß,) nichts deſtoweniger aber ward auch hier die Veranlaſſung zuförderſt durch den Krieg gegeben, und eben ſo findet auch hier die fortdauernde Nöthigung ſtatt, es gegen die Beeinträchtigung anderer Staaten durch den Krieg in ſeiner Integrität geltend zu machen, und ſich in der ruhigen Ausübung deſſelben ſiegreich zu behaupten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wielands Begräbniß.

Mehrere Umſtände änderten den Anfangs beſchloſſenen Plan, die irdiſche Hülle, der Pſyche entflohen war, in einem Saal eines fürſtlichen Palais in Weimar aufzuſtellen. Statt deſſen wurde die Leiche aus der eben nicht geräumigen Wohnung des Alten in den ſchönen Saal des Hauſes gebracht, welches der Legationsrath Bertuch, einer der älteſten und unzertrennlichſten Freunde des Greiſes, mit dem er viele Jahre den deutſchen Merkur beſorgt, und ſonſt viele litterariſche Unternehmungen gemacht hatte, zugleich für die großen typographiſchen und chalkographiſchen Geſchäfte ſeiner Handlung erbaut hat. Dort ward die Leiche am 24. Januar Abends feyerlich aufgeſtellt. Auf einer Eſtrade ruhte der Sarg in welchem der Todte mit ganz unveränderten Zügen, mit jener ihm eigenen Freundlichkeit, die ſelbſt den Ernſt der Todesſtunde gemildert hatte, in ein weißmuſſelinenes Sterbekleid gehüllt, einen von der Hand ſeiner jüngſten Tochter geflochtenen Lorbeerkranz auf dem Haupte, ſanft ruhete. Die blauſeidene Drapperie, womit der Unterkörper bedeckt war, floß auch auf den in der Verlängerung des Sarges liegenden Deckel herab. Da lag zunächſt auf einem rothatlaſſenen Kiſſen ſein Oberon und ſein Muſarion. Erſtrer nach der ſchönſten Ausgabe von Göſchen, letzteres Gedicht nach der bey Herrn von Degen in Wien 1808 erſchienenen wahrhaft vollendeten Prachtausgabe, die dem ehrwürdigen Greis um ſo mehr Freude gemacht hatte, als er auf Muſarion ſtets den höchſten Werth legte, und als man einſt ſeine dichteriſche Originalität beſtritt, auf dieß Gedicht vorzüglich hinwies, wünſchend, daß man doch darin die aus Fremden zuſammengefügte Moſaik anzeigen möchte. Ein Lorbeergeflechte umarmte dieſe unſterblichen Erzeugniſſe ſeines Geiſtes, und unter ihnen lagen auf einem weißen Atlaskiſſen das franzöſiſche Ehrenzeichen der Legion und der St. Annenorden, zwölf Candelabers ergoſſen ihr Licht auf dieß angemeſſene Leichenbette. Aus allen Klaſſen kamen die Einwohner Weimars, dem Ehrwürdigen, der 40 Jahre unter ihnen gelebt und Weimars Nahmen verherrlicht hatte, die letzte Pflicht zu bezahlen. Die Nacht darauf wurde die Leiche ſeiner frühern Anordnung gemäß in das zwey Stunden von Weimar gelegene Landhaus nach Osmanſtädt gebracht, wo ſie den 25ten Nachmittags um zwey Uhr im Garten, da wo die Ilm vorbeyfließt, auf einem traulichen Plätzchen beygeſetzt wurde, wo er oft am Hügel, der ſeine geliebte Sophie Brentano, und ſeine 33 Jahr mit ihm vereinte treue Gattin umfaßte, geſeſſen, und ſich die Ruheſtätte neben ihnen bereitet hatte. Engverbundene Freunde, die ſeit vier Jahren Ein geweihter Kreis mit ihm umſchloß, trugen ſelbſt den Sarg von der Wohnung den langen Gang im Garten bis an die Gruft hinab. Zunächſt hinter dem Sarge ging Ludewig Wieland, der Erſtgeborne, der ſeit vorigem Spätſommer aus Wien, wo er Bibliothekar beym Fürſten Eſterhazy geweſen, zum Vater zurückgekehrt war. Die zahlreichen Freunde folgten paarweis. Im Kreiſe, der ſich um die Gruft ſchloß, ward eine zweckmäßige Rede gehalten und der Segen geſprochen. Am folgenden Tage war die Todtenfeyer in der herzogl. Schloßkirche, der die Großfürſtin Maria Paulowna, die den guten Alten wöchentlich bey ſich ſah, der Erbprinz und Alles was in Weimar dieſen Verluſt ermeſſen konnte, beywohnten. Die vom General-Superintendent Vogt bey dieſer Gelegenheit gehaltene Rede wird gedruckt. Ludewig Wieland wird ſeinem verewigten Vater ein würdiges biographiſches Denkmal ſetzen. Vieles andere, auch ein zu errichtendes Denkmal im Garten zu Osmanſtädt iſt ſchon beſprochen. Das getroffenſte Portrait befindet ſich auf der Münze, die Facius gravirte und die ihm bey ſeinem 80ten Geburtstage am 5. September 1812 in Jena von erwählten Freunden übergeben wurde.

Inhalt

des zweyten Heftes.

Der Werth der poſitiven Offenbarnng, aus der Unhaltbarkeit der bisherigen philoſophiſchen Bemühungen. III. Von der Wahrheit. Von E—r. Seite 89

Ein teutſches Wort gegen die unteutſchen, widerſinnigen, oder willkührlich neugeſchaffenen ſinn- und gehaltloſen Kunſtausdrücke in heuttagigen Schriftverhandlungen; beſonders in philoſophiſcher und heilkundiger Beziehung. Von Dr. G. Schwarzott zu Wien . . . . — 109

Zuſätze des Herausgebers. . . . . — 128

Scenen aus dem Trauerſpiele: Germanicus. Von Caroline Pichler gebornen von Greiner. — 140

Apologie des Krieges. Beſonders gegen Kant. Von dem kön. ſächſ. Oberſten Hrn. v. Rühl. . — 158

Wielands Begräbniß. . . . . — 174

Apologie des Krieges.

Beſonders gegen Kant.

Vom

Oberſten von Rühl.

(Beſchluß.)

Gleichwie aber jeder einzelne Streit entweder im Kampfe beſeitigt, oder in gemeinſamer Uebereinkunft ohne Kampf ausgeglichen wird, und mithin ſich jede einzelne Rechtserwerbung in der Anerkennung und Feſtſtellung des Rechtes endigt, ſelbſt jeder einzelne, noch ſo hartnäckige Krieg, über kurz oder lang im endlichen Frieden zu Grabe getragen wird, — ja, da, von einer Seite betrachtet, bey dem langen Beharren im vielſeitigen Genuße der Friedens- und Rechtswohlthat, der Menſch leicht für das erweiterte Freyheitsſtreben abgeſtumpft wird, da ſich auf dem Wege der Intrigue und Rechtsverdrehung für ihn im Friedenszuſtande mannichfaltige neue und bequeme Erwerbszweige zu eröffnen pflegen, da der Einzelne, durch die große Erweiterung ſeines Beſitzthums, am Ende beym Kriege an phyſiſchen Gütern mehr zu verlieren als zu gewinnen hat, kurz der Friede ungleich lockender iſt als der Krieg, ſo iſt nichts natürlicher, als daß das Verlangen der Mehrzahl im menſchlichen Geſchlechte auf die Dauer immer mehr und mehr dem Frieden zugewendet werden, und am Ende der Accent gänzlich auf die Seite des Friedens hinüberrücken muß. Auf dieſe Weiſe entſteht eine faſt allgemeine Sehnſucht nach der Realiſation eines immerwährenden Friedens, und da ſich durch eine einfache Schlußfolge darthun läßt, wie ſowohl auf dem Wege fortgeſetzten und ſtets erweiterten Freyheitsſtrebens, durch die allmählige gewaltſame Unterwerfung aller Gegenfreyheit unter die übermäßig angeſchwollene Macht einer einzelnen Parthey, oder aber auf dem entgegengeſetzten Wege der freyen Unterordnung aller Individuen unter ein gemeinſames Geſetz, alſo in der Form eines Univerſalſtaats und in der einer kosmopolitiſchen Verbrüderung auf ganz natürlichem Wege die Idee eines ſolchen allgemeinen und immerwährenden Friedenszuſtandes endlich realiſirbar ſey, — da alſo alle Umſtände ſich zu Gunſten des ewigen Friedens dergeſtalt vereinigen, daß ſeine dereinſtige wirkliche Exiſtenz faſt unvermeidlich ſcheint, ſo iſt abermals die Verwunderung begreiflich: warum dieſer Friede dennoch nicht zu Stande komme? — Der einzige vernünftige, aus dem bis jetzt in unſerer Unterſuchung betrachteten Prämiſſen herzuleitende Grund, warum dieß nicht iſt und nicht ſeyn kann, liegt in dem ausdrücklichen, unabänderlichen Willen der Natur, daß weder Krieg noch Friede auf der Erde allein vorhanden ſeyn, ſondern daß aus dem Wechſel beyder gemeinſchaftlich ein ewig reges und friſches Leben erzeugt werden ſolle. Wie die Natur durch mancherley höchſt weiſe Veranſtaltungen, und inſonderheit durch den Bau und die Beſchaffenheit der Erdoberfläche, als des gemeinſamen Tummelplatzes der Menſchheit, unabänderlich dagegen vorgebeugt habe, ſoll weiter unten ſogleich entwickelt werden. Hier mag es uns einſtweilen vergönnt ſeyn, aus dem ſo eben Beygebrachten einige Folgerungen zu ziehen.

So weit die Geſchichte reicht, finden wir die Menſchen in dem dreyfachen Rechtsverhältniſſe, das wir auseinandergeſetzt haben. Jeden Einzelnen in der freyen Beſitzergreifung der ihn umgebenden todten Natur, nach Maßgabe der ihm zu Theil gewordenen phyſiſchen und geiſtigen Kraft; jede einzelne Korporation unter ſich, einem gemeinſam entworfenen, mehr oder minder ausgebildeten, konventionellen Geſetze unterthan; je zwey oder mehrere Korporationen in längern oder kürzern Pauſen wechſelſeitig beſchäftigt mit der lebendigen Gleichwägung gegenſeitiger Kraft. Wahrſcheinlich datirt ſich dieſes dreyfache Rechtsverhältniß von demſelben Augenblicke, wo die erſte Menſchenfamilie zahlreich genug geworden war, um eine Spaltung in mehrere Gruppen zuzulaſſen. Alle drey ſind das Reſultat geſelligen Verkehrs, das Produkt aus der gegenſeitigen Indifferenzirung feindſelig agirender Kräfte, alle drey ſind auf Naturverhältniſſe gegründet, und ſchließen die Mitwirkung der Vernunft nicht aus. Es ſcheint mithin kein Grund vorhanden zu ſeyn, eines von ihnen als Wirkung des bloßen Naturzuſtandes, oder des bloßen geſelligen Zuſtandes anzunehmen. Beyde Zuſtände ſind überhaupt weder hiſtoriſch noch wiſſenſchaftlich unterſchieden; es giebt keinen Naturzuſtand der Menſchen ohne geſelligen Verein, und keine andere Art der Geſellſchaft, als die, welche von der Natur im Weſen der Familie vorbildlich geſchaffen worden. Beyde exiſtiren unaufhörlich zugleich, und durch alle Zeiten offenbart ſich ein gleichmäßiges Streben nach beyderley Richtung, nach thätiger Erweiterung der Freyheit, und nach gelaſſener Unterwerfung unter das Geſetz. Bloß die Sucht, nach Maßgabe einſeitiger Begriffe, ohne weitere Berückſichtigung der wirklich vorhandenen und Statt gefundenen Verhältniſſe, zu ſyſtematiſiren und zu klaſſifiziren, hat jenen Irrwahn herbeygeführt. — Eben ſo zeigt die weiteſte Verfolgung der Geſchichte bis ins mythiſche Zeitalter hinauf, ewigen Wechſel von Frieden und Krieg; erſt urſprüngliche Eintracht, dann vielfältige Entzweyung und Verſöhnung in buntem Gemiſch. Das eine Grundverlangen des menſchlichen Gemüths nach Freyheit wird Urſach des Krieges, das andere nach ruhigem Beſitze veranlaßt den Frieden. Beyde zuſammen erzeugen das Recht. Welches den erſten Schritt dazu gethan, iſt hiſtoriſch nicht auszumachen, und für die Wiſſenſchaft gleichgültig; wenn es aber auf unendlich erweiterte Ausbildung der Rechtsidee ankommt, iſt eins ſo unentbehrliches Element als das andere. Dieſelbe Saat, welche im einen Zuſtande ausgeſtreut ward, wird im andern als Ernte gewonnen. Der Friede gebiert das Verlangen nach Freyheit, das im

Kriege befriedigt wird; der Krieg führt das Recht herbey, das im Frieden genoſſen wird. Aus dem Standpunkte einſeitigen, unruhigen Freyheitsſchwindels erſcheint der Friede, als unwillig eingegangener Vergleich, als verdrießliche Hemmniß und Unterbrechung erweiterter Kraftäußerung, — und aus dem Standpunkte einſeitiger träger Genußluſt erſcheint der Krieg als beſchwerliche Störung der ruhigen Kultur und des gemächlichen Verbrauchs der Beſitzthümer — beyde alſo unter dem Bilde eines nothwendigen (eines den Umſtänden nach unvermeidlichen) Uebels. Weſſen Herz aber naturgemäß nach vollſtändigem Glücke ſtrebt, wem die erhabene Freyheit ſo lieb iſt als das freundliche Beſitzthum, der begehrt einzig das Recht im Krieg wie im Frieden, der erwirbt es ſo gern, als er es beſitzt, der iſt eben ſo bereit, zweydeutiges Beſitzthum fremdem Rechte auszuliefern, als das rechtmäßig erworbene mit Gut und Blut zu behaupten, eben ſo bereit, die Gegenfreyheit Anderer anzuerkennen, als die eigene geltend zu machen; für den giebt es kein Uebel, als Unrecht und Sklaverey, ein nothwendiges gar nicht.

Kant ſelbſt geſteht ein, die Natur wolle *unwiderſtehlich* *), daß die geſammte Menſchheit nicht in Ein ungeheures Ganze zuſammenſchmelze, ſondern daß mehrere Staaten nebeneinander beſtehen ſollen, damit durch die Mißhelligkeit und das gegenſeitige Drängen unter ihnen und durch die Nothwendigkeit, als Macht gerüſtet zu ſeyn, jeder ſich innerlich zu einem deſto vollkommenern Rechtsinſtitute ausbilden könne. In der That, wenn man die Geſtalt der Erdoberfläche und das Verhältniß der Kräfte des einzelnen Menſchen zu dieſem ungeheuer ausgedehnten Flächenraume erwägt; wie jene durch große Naturgränzen, Meere, Gebirge, Eis- und Sandwüſten in mehrere zu ſelbſtſtändiger Centraliſirung deutlich abgeſonderte kleine Welten zerfällt iſt, und wie dieſe einzelnen Räume phyſiſch, klimatiſch, und mit Rückſicht auf alle natürlichen, künſtlichen und ſittlichen Bedingungen der geſellſchaftlichen Exiſtenz, dergeſtalt verſchieden ausgeſtattet ſind, daß eine allgemeine gleichzeitige Ausbildung des geſelligen Weſens der Menſchheit an und für ſich unmöglich wird; — ja wie die Natur ſelbſt mehrere in Farbe, Geſtalt, Sitten und Beſtrebungen gänzlich abweichende Menſchenracen erſchaffen, und es ſo gefügt hat, daß dieſe wiederum ſich bey ihrer beſchleunigten Vervielfältigung dergeſtalt nach allen Weltgegenden zerſtreuen, und in der Abgeſchiedenheit von einander zu ſo eigenthümlicher Nationalität ausbilden mußten, daß ſie nach Jahrhunderten beym endlichen Wiederzuſammentreffen in Völkergeſtalt ſich faſt nicht anders als feindſelig berühren konnten, — wenn man dieß alles erwägt, ſo kann kein Zweifel übrig bleiben, ob eine Vielheit der Staaten, wie wir ſie ſeit Jahrtauſenden wahrnehmen, ein bloß zufälliger vorübergehender Zuſtand, oder eine im geſammten Verhältniſſe des Menſchen zu ſeinem Planeten ewig und weſentlich gegründete Welteinrichtung ſey. Wäre es ſelbſt möglich, daß je auf einen Augenblick durch wunderbare politiſche Conjuncturen, durch allmählige Verwiſchung der Nationalitäten oder auf ſonſt irgend eine Weiſe alle Staaten in einen einzigen koloſſalen Verein zuſammenſchmölzen, ſo würden die entlegenern Ländergruppen ſchon wegen der übergroßen Entfernung von jedem möglichen gemeinſamen Centralpunkte, und überhaupt alle wegen der zu großen Zahl und Mannichfaltigkeit der geſelligen Angelegenheiten, ſo wenig ihre Rechnung dabey finden, daß dieſe widernatürliche Verbindung, die durch keine Gewaltsmaßregel zuſammengehalten werden könnte, ſehr bald von ſelbſt zerfallen müßte. Und ſollte dennoch wider alles Erwarten und zum eigenen Nachtheil der menſchliche Eigenſinn über die Tendenz der Natur triumphiren, ſo hat ſich dieſe in der Möglichkeit großer kosmiſcher und Erdrevolutionen jederzeit noch einen Ausweg vorbehalten, der über alles menſchliche Widerſtreben weit erhaben iſt. —

---

*) »Fata volentem ducunt, nolentem trahunt« d. i., was die Natur will, das führt ſie aus, wir mögen wollen oder nicht. Kant. Z. e. F. 18.

Der vermeintliche innere Anſpruch auf den Beſitz oder Genuß der ganzen ihn umgebenden Welt, mit dem jeder einzelne Menſch ſich beym Eintritt in dieſelbe ausgeſtattet glaubt, konnte einzig dadurch realiſirt werden, daß dieſes allgemeine Gut unter eine große Maſſe mannichfach ausgetheilt, und ſodann ein gemeinſamer Verkehr eröffnet wurde, vermittelſt deſſen jedem Individuum nach Maßgabe ſeiner eigenen Produktivität und Betriebſamkeit der Mitgenuß am Beſitzthume und der unendlich vervielfältigten Produktivität aller Uebrigen geſtattet ward. Durch dieſe Möglichkeit und das dem Menſchen angeborne Verlangen, von dieſer Möglichkeit den vollſtändigſten Gebrauch zu machen; durch die ausſchließliche Vertheilung gewiſſer Produkte und Erzeugniſſe, die einen ſo hohen Reiz für Alle zeigen, daß ihr Genuß oder Beſitz zum allgemeinen quälenden Bedürfniſſe wird, an einzelne Klimate und Weltgegenden; durch die vielſeitige unmittelbare Berührung der einzelnen Staaten unter einander; durch das bey zunehmendem Wachsthume der Volksmenge oft unausweichlich entſtehende Mißverhältniß zwiſchen Bedürfniß und eigener Produktion; durch das unverhältnißmäßige Streben der Völker nach ſtets erweiterter Freyheit und vervollſtändigtem Genuſſe; — kurz, durch tauſenderley bald ſich kreuzende bald parallel laufende Intereſſen und Begierden, hat wiederum die Natur ſo unerſchöpflichen Stoff zum Zwiſt und zur Eintracht, zu Krieg und Frieden, zwiſchen die Staaten geworfen, daß keine von beyden Formen des geſelligen Verkehrs je ausſterben, noch dieſer Verkehr ſelbſt gänzlich abgebrochen werden kann. Die Natur hat demnach wahrhaft unwiderſtehlich dafür geſorgt, daß auf der Erde weder Univerſalſtaaten, noch völlig in ſich abgeſchloſſene Privatwelten *) entſtehen können, und ſomit iſt jede

---

*) Japan, an dem ſelbſt die ungemeſſene Begier des Welteroberers Kanghi ſcheiterte, ſcheint in ſeiner verſteinerten armſeligen Geſtalt bloß als ein lebendiges Warnungszeichen vom Schickſal gebildet zu werden, damit die übrige Welt ſich daran ſpiegle, welche Früchte die Abgeſchiedenheit der Völker trage.

Möglichkeit abgeſchnitten, daß die auf unendliches Fortſchreiten berechnete Entwickelung der Menſchheit und ihres geſelligen Weſens irgend einmal plötzlich ſtillſtehen, daß das Leben der Staaten in den Todeszuſtand ewigen Friedens übergehen könne, oder wie Kant ſich ausdrückt: es iſt dieſes vermeintlich letzte und höchſte Ziel des Völkerrechts eine unausführbare Idee. —

Nichts deſtoweniger haben wir geſehen, daß Kant die Begründung des ewigen Friedens als eine rein ſittliche Aufgabe, als ein mit unbedingter Nöthigung ausgeſprochenes Gebot der höchſten geſetzgebenden Vernunft charakteriſirt. Bliebe die völlige Erreichung auch für immer ein frommer Wunſch, ſagt er, ſo iſt die Maxime, unabläſſig nach einer fortſchreitenden Annäherung zu ſtreben, dennoch unnachläßliche Pflicht; denn die Vernunft gebietet: es ſoll kein Krieg ſeyn. — Dieß verlangt eine nähere Erörterung.

Daß der Menſch, in wie fern er die Würde ſeines Weſens behaupten will, weder das innere Verlangen nach Glückſeligkeit, noch den äußern Zwang der Naturgeſetze, als letzten Beſtimmungsgrund ſeiner Handlungen anerkennen dürfe; — daß er grade in dem Maaße ſeine ſittliche Freyheit bewähre, als es ihm gelingt, die Erfüllung ſeiner ihm durch die eigne Vernunft als höchſter Zweck der Menſchheit gebotenen Pflichten, gegen alle Macht der Natur, gegen alle Verführung ſinnlicher Neigung, glücklich durchzuſetzen; — daß er bey jeder ſittlichen Aufgabe eine unendliche Idee als Zielpunkt ſeines Strebens vor Augen habe, deren vollendete Erreichung ihm wegen ſeiner endlich begränzten Kraft und Zeitdauer ein für allemal unerreichbar bleibe, während er nichtsdeſtoweniger im Streben darnach nie nachlaſſen dürfe, und jeden annähernden Schritt als hohe Genugthuung betrachten müſſe; mit allen dieſen Anſichten, welche jener Behauptung zum Grunde liegen, ſind wir einverſtanden. Daß es aber der Vernunft zuwider ſey, Krieg zu führen, daß ſie einzig den Frieden wollen müſſe, das ſehen wir nicht ein.

Der Krieg, ſagt Kant, iſt ein Unterfangen des Staats, ſein Recht mit Gewalt zu verfolgen. In wie fern aber ein jedes Recht die Befugniß zu zwingen mit ſich führt, ſo kann ja auch dem Staate dieſe Befugniß nicht abgeſprochen werden. In wie fern es überhaupt Rechte giebt, ſo muß ja auch die Erwerbung und Behauptung derſelben geſtattet ſeyn. Aus dieſem Geſichtspunkte alſo kann der Krieg nicht gegen die Vernunft ſeyn.

Aber, erwiedert Kant, er iſt bloß das traurige Nothmittel des Naturzuſtandes, wo ein Gerichtshof fehlt, der rechtskräftig entſcheiden könnte; der Zuſtand, in welchem die Menſchen ohne Obrigkeit leben, iſt geſetzwidrig, denn dort entſcheidet der Stärkere über das Recht; dort maßt ſich die Parthey an, in ihrer eigenen Sache Richter zu ſeyn, und deßhalb verdammt die Vernunft den Krieg als Rechtsgang. Auch iſt augenſcheinlich Kants Abſicht mit ſeinem Staatenkongreß keine andere, als einen ſolchen permanenten Gerichtshof zu gründen, vor dem die Streitigkeiten der

Völker auf civile Art durch einen förmlichen Prozeß entſchieden werden könnten.

In wie fern der Krieg als Nothmittel erlaubt iſt, geht hervor, daß es der Vernunft in letzter Inſtanz vor allem auf die Realiſation der Rechtsidee ankomme, und daß ſie lieber dieſes gewaltſame Mittel geſtatte, als den Zweck aufgebe. Untergang des Rechts iſt ihr das größere, der Krieg das kleinere Uebel. Da es aber ihrer Klugheitsmaxime gemäß iſt, ſich auch bey dem kleineren Uebel nicht zu beruhigen, ſondern das kleinſte zu wählen, ſo zieht ſie es vor, daß die Menſchen auf dem friedlichen Wege der Entſcheidung durch das Urtheil eines Dritten, oder auf dem der ruhigen Ueberlegung die Entwickelung der Rechtsidee zu Stande bringen. Wäre das Recht nichts weiter als ein in wenig Worten darzuſtellender Begriff, eine längſt ausgemachte, allen Menſchen klar vor Augen liegende Sache, und läge es in der menſchlichen Natur, dem bekannten Rechte jederzeit, ohne geheime oder öffentliche Widerſetzlichkeit, Folge zu leiſten, ſo wäre auch kein Richter und keine Obrigkeit nöthig. Auch ſie ſind traurige Nothbehelfe gegen die Unvollkommenheit und Bösartigkeit unſers Geſchlechts. Auch der Richter muß das Recht gegen die Partheyen mit Gewalt, und oft mit der Schärfe des Schwerts durchſetzen, und eben weil es keinen Staat in höherer Potenz, keinen ſolchen Gerichtshof giebt, welcher dermaßen mit äußerer Macht bekleidet wäre, um durch Furcht oder Execution die Staaten zum Rechte zu zwingen, darum iſt die Idee eines Völkerprozeſſes ein Unding. —

Wollen wir einmal dieſe Saite berühren, ſo läßt ſichs leicht darthun, daß es der Vernunft am Ende überhaupt nicht um ſklaviſche Unterwerfung irgend einer Art zu thun ſey. Sie will freye Unterordnung unter die Rechtsidee. Kein phyſiſch Stärkerer, das bloße Anſehn der Vernunft ſoll den Ausſchlag geben. Ob der Zwang mittelſt Armeen oder durch einen Polizeybedienten durchgeſetzt wird, ob die Furcht vor der richterlichen Strafe oder die Furcht vor ausbrechendem Kriege den Partheyen äußeren Frieden aufdringe, das läuft im Ganzen auf Eins hinaus. Ob das Recht durch einen dritten Mann oder durch eine der Partheyen ausgeſprochen werde, das thut ſeiner Gültigkeit keinen Eintrag, denn am vernünftigſten iſt es ohnehin, wenn die Partheyen ihren Streit ganz unter ſich in der Güte abthun, ohne ſich erſt deßhalb vor Gericht zu zanken. Laſſen ſie ihre Angelegenheit zum Prozeſſe kommen, ſo iſts um die freye Unterwerfung eo ipso geſchehen. —

Zweck und Mittel ſollen allerdings in einem gewiſſen Verhältniſſe ſtehn. Der Hader um das nichtswürdige armſelige Beſitzthum der einzelnen Menſchen iſt freylich zu geringfügig, als daß um ſeinetwillen Menſchenblut vergoſſen würde. In wie fern ſich die Privatſtreitigkeiten meiſt auf Fälle zurückführen laſſen, für die das Recht längſt durch Herkommen und Uebereinkunft entſchieden iſt; in wie fern durch das Anſehn des Richters der Schwächere in unzähligen Fällen gegen den Uebermuth des Stärkern geſchützt wird, in wie fern durch höhere Einſicht dem Unverſtande der Sinn des Geſetzes gedeutet, und mittelſt der Geſetze und des richterlichen Ausſpruches die Möglichkeit begründet wird, daß viele Tauſende ruhig das erworbene Recht und Beſitzthum genießen, ſich ihrer Freyheit in angemeſſenen Kreiſen ungeſtört erfreuen können, — in dieſer und vieler andern Rückſicht wird niemand leugnen, daß die Rechtsanſtalten im Staate höchſt nützlich und ehrwürdig ſind. Aber wer begreift nicht, daß es dennoch ganz außer ihrer Macht liegt, alles Unrecht zu verhüten, und jeglichen Zwiſt im Staate friedlich abzuthun? Es giebt Angelegenheiten, die durch menſchliche Klugheit nicht ausgeglichen werden können, andere die ſich ohne Blut nicht abthun laſſen. Wenn ſich Nationen vergebens um ihr eigenes Wohl berathen, wenn nicht Einzelne ſondern Millionen mit einander rechten, dann überwachſen die Partheyen den Richter, und ſelbſt wenn es im Zwiſte der Einzelnen etwas höheres gilt, als Mein und Dein, ſo hindert kein Geſetz, daß nicht die Partheyen ihre Kräfte prüfen und in perſönlichem Kampfe die Genugthuung ſuchen, die kein Geſetzesausſpruch geben kann. Welche Verblendung gehört demnach dazu, ſich einzubilden, es werde der erhabene chevalereske Umgang der Staaten ſich geduldig modeln laſſen nach der kurzſichtigen pedantiſchen Weisheit einer Handvoll Völkeradvokaten!

Die Staaten ſowohl als die einzelnen Menſchen ſollen ſtreben nach Eintracht unter ſich zum gemeinſamen Kriege gegen die Erde, d. h. um der vollendeten Erwerbung und Beſitzergreifung alles Reichthums des

Planeten willen: das iſt der gemeinſame Fingerzeig der Natur wie der Vernunft. Auch die Staaten ſollen mit Freyheit der Idee des Rechts ſich unterwerfen; es wäre thöricht, durch Krieg erringen zu wollen, was ſich leichter auf dem Wege gemeinſamer Ueberlegung darbeut. Ihr freyer Verkehr hindert nicht, mittelſt freundlicher Unterhandlung oder unter dem Vorſitze und der Vermittlung eines ſelbſtgewählten Dritten ihre Streite abzuthun, und ſollte ja ein Tribunal Statt finden können zur möglichſt friedlichen Schlichtung der Staatenhändel, (wie ein ſolches im Mittelalter die Kirche für die chriſtlichen Reiche allerdings geweſen iſt,) ſo möchte man ausdrücklich wünſchen, daß es ohne alle äußere Macht beſtehe, damit blos die Ehrfurcht vor dem Geſetz, keine ſklaviſche Furcht vor dem Zwange eines möglichen Exekutionskrieges, die Staaten zur Erkenntniß führe. In wie fern die Staaten Prozeſſe führen, wird kein noch ſo mächtiger Gerichtshof, der für ſie errichtet werden möchte, die Partheyen durch ſein bloßes Anſehn zu unbedingtem Gehorſam zwingen, und ſtatt daß er geeignet ſeyn ſollte, allem Kriegführen ein Ende zu machen, würde er Stoff werden für zwey neue Arten des Krieges, für Revolutionskriege einer Seits, und Exekutionskriege andrer Seits, die ihrer Natur nach grade im Kantiſchen Sinne die vernunftwidrigſten ſeyn müßten.

Nicht genug, daß die Gerichtshöfe in mancher Hinſicht unzureichend ſind, die Realiſation der Rechtsidee ins Werk zu ſetzen, ſo ſind ſie, wie alles andere Erzeugniß endlicher Zeit, auch darin den ewigen Naturgeſetzen und der allgemeinen Welteinrichtung unterworfen, daß alles Todte allmählig in Fäulniß oder Verwitterung übergeht, daß aller Stillſtand Tod iſt, und der Zahn der Zeit an allen Formen, die nicht durch ſtete Bewegung und den Geiſt des Wachsthums angefriſcht werden, ſo lange unabläßig nagt, bis ſie in ſich ſelbſt zuſammenſtürzen, oder das Prinzip ihrer eignen Verderbniß erzeugen. Wenn in der Sorgloſigkeit eines langen Friedens, unter dem Drucke eines mechaniſchen Geſchäftsganges, durch die Beſeitigung und Ertödtung alles Kampfes der Freyheit mit der Gegenfreyheit, die Erinnerung an Krieg und der Glaube an ſeine Gegenwart erliſcht, wenn die Idee des Rechts und ſeiner lebendigen Erweiterung zu einem todten abgeſchloſſenen Begriffe herabſinkt, dann artet der Friede aus, ſeine Segnungen verkehren ſich in Plagen, die ſtrenge Form des methodiſchen Rechtsganges, der Buchſtabe des Geſetzes wird ein Vehikel der Intrigue; Rechtsverdrehung, Beſtechlichkeit der Richter, falſche Auslegung des Geſetzes und künſtliche Umgehung ſeiner Autorität kommen an die Tagesordnung, und gänzliche Auflöſung aller nationalen Bande durch totale Sittenverderbniß iſt das unvermeidliche Loos des unglücklichen Volks, wenn nicht das Schickſal ſich erbarmt, und zu ſeiner Errettung die Wohlthat auswärtigen Krieges herbeyführt. Dann rächt ſich die Natur wegen der Verſündigung an ihrem Willen, und unter bitterm Schmerz muß nachgeholt werden, was muthwillig verſäumt worden.

Da nun weder Krieg noch Friede das Unrecht und ſein Gedeihen auf die Dauer abſolut verhindern können, da einer wie der andere Beförderer des Rechts werden kann, und augenſcheinlich hervorgeht, daß die Idee und die Ausübung des Rechts wechſelſeitig durch den Geiſt des Krieges und des Friedens genährt und geläutert werden, der letzte Zweck der Vernunft aber fortſchreitendes Daſeyn, oder lebendiges Wachsthum des Rechtszuſtandes ſeyn muß, zu welchem Frieden und Krieg bloß die gleich förderſamen Mittel ſind, ſo ergiebt ſich daraus das Reſultat: daß weder Krieg noch Friede an und für ſich vernunftwidrig oder vernunftgemäß ſeyn können, ſondern daß ſich ein ſolches Urtheil blos bedingungsweiſe ausſprechen laſſe, nach Maßgabe der Geſinnung und des Prinzips, welches in dem einen oder andern vorherrſcht. Die Vernunft kann weder kategoriſch gebieten: es ſoll überhaupt kein Krieg, noch: es ſoll überhaupt kein Friede ſeyn, ſondern bloß hypothetiſch: es ſoll kein anderer Krieg und kein anderer Friede ſeyn, als ſolche, die vom ächten Geiſte rechtlichen Strebens durchdrungen ſind — *).

---

*) In genauem Zuſammenhange mit dem vorſtehenden Aufſatze ſteht die Abhandlung vom Kriege und von der Kriegskunſt im erſten Hefte der neuen militäriſchen Zeitſchrift 1813, auf welche wir deßfalls unſre Leſer verweiſen.

Anm. des Herausgebers.

Betrachtungen über die Geſchichte.

1. Die Menſchengeſchichte hat ein großes Gebiet, und einen weiten Umfang. Alle Erſcheinungen und Aeußerungen der Menſchheit, vom ſtillen Auftreten des erſten Menſchenpaars in Edens Gefilden an, bis auf die heutige geräuſchvolle Bildung großer Reiche und mächtiger Kaiſerthümer mit allen dazwiſchen liegenden Schickſalen und Umwälzungen der Völker und Reiche, faßt ſie in ihre weiten Arme. Sie gehet den Nationen nach, ſucht ſie in ihrem erſten Entſtehen auf, und begleitet ſie von dem Anfange ihres Daſeyns durch alle Stufen ihrer wachſenden Größe, bis auf ihre Auflöſung und ihr endliches Verſchwinden in die ſchwellende Größe eines neuen Volkes. Welche Mannigfaltigkeit und welcher Reichthum in allen den wechſelnden Begebenheiten, die der Zeiten weite Räume ausfüllen; ja, wenn es erlaubt wäre, Ereigniſſe der Zeit mit dem Ewigen zu vergleichen, welche Unendlichkeit! Der Anfänger möchte vor der Schwelle zurückbeben!

2. Es giebt kein Wort, keine That noch Erfindung menſchlicher Weisheit oder Klugheit, keine Ausübung menſchlicher Geſchicklichkeit, denen nicht ihre Stelle in der Geſchichte angewieſen wäre. Alle Produkte phyſiſcher oder intellektueller Kräfte des Menſchen, gehören in die Geſchichte, treten in die Reihe der Begebenheiten als wirkende Beſtandtheile, wahrhaft integrirende Theile

hinein. Wollten wir aber die Geſchichte in ſo weitläuftigem Verſtande nehmen, ſo würde ſie einerſeits für uns Menſchen wirklich unendlich, andrerſeits unmöglich. So wie die Anatomie des menſchlichen Körpers, die durch den zergliedernden Fleiß, und die forſchende Begierde der Naturkündiger bereits zu einer weitläuftigen Wiſſenſchaft angewachſen iſt, wahrhaft unendlich und unmöglich werden würde, wenn ſie alle Faſern der Muskeln oder alle Kügelchen des Blutes, kurz alle die nothwendigen Beſtandtheile, die in die Bildung der menſchlichen Geſtalt eingehen, aufzählen wollte. Für eine ſo ausgedehnte Erkenntniß iſt nur der unendliche Verſtand des Ewigen hinreichend.

3. Wiewohl denn alles, was menſchlicher Verkehr oder Betriebſamkeit zu Stande bringen, zur Geſchichte ſelbſt gehört, ſo gehört es doch nicht zur Geſchichte als menſchlicher Wiſſenſchaft; denn wie all unſer Wiſſen Stückwerk iſt, und auf allen Seiten von Finſterniß dicht umlagert, ſo auch unſere Geſchichtskunde, und wir müſſen froh ſeyn, wenn wir in der Fülle und Menge der Begebenheiten, die größern charakteriſirenden und ſchwunggebenden Thaten, die entſcheidenden Momente im Laufe der Zeiten auffinden können, und dieſelben in ihrem Urſprunge und in ihren Wirkungen verfolgen.

4. Die Deutſchen haben mit dem, dieſem Volke eigenen Scharfſinn und Neigung zur Gründlichkeit, vielleicht mehr als irgend ein anderes Volk die Geſchichte zergliedert, und ſo viel möglich in ihre einfachen Beſtandtheile zerlegt. Sobald man dieſe Trennung und

Zergliederung anhebt, ſo theilt ſich die vorhin Eine Geſchichte in viele untergeordnete Geſchichten, die zwar in Rückſicht auf ſich ſelbſt, als ſelbſtſtändig betrachtet werden können, die aber doch nur im Inbegriffe der ganzen Geſchichte ihren rechten Verſtand und volle Bedeutung erhalten, wie das einzelne Glied nur im Zuſammenhange mit, und im Verhältniß zu dem Ganzen begriffen werden kann. Von dieſer gewiß nicht unbedingt zu verwerfenden Zergliederungsluſt und Kunſt, zeugen viele treffliche deutſche Lehrbücher. So ſind ferner entſtanden und bearbeitet worden die Geſchichten der Wiſſenſchaften, der Sitten, des Handels, der Handwerke, der Poeſie, der Muſik und viele andere. Ja es kann ohne Zweifel die Geſchichte eines jeden Zweiges des menſchlichen Wiſſens oder menſchlicher Betriebſamkeit geſchrieben werden, von dem höchſten und erhabenſten Erguſſe der tiefſinnigſten Weisheit oder der geiſtigſten Kunſt, bis auf die geringſte und einfachſte Fertigkeit des mechaniſchen Handwerkers; denn keine Kunſt oder Wiſſenſchaft, keine Geſchicklichkeit oder Fertigkeit tritt ſogleich in ihrer ganzen Vollkommenheit hervor, eine jegliche hat ihre Geburt, Wachsthum, Reife und Abſterben. Alle dieſe Geſchichten können dem allgemeinen Geſchichtsforſcher die größten Dienſte leiſten, und ſind ihm zum Theil unentbehrlich.

5. Aber dieſe Zerſpaltung und Trennung iſt nicht das Ziel des allgemeinen Geſchichtsforſchers; dieß iſt nicht der Weg, den er betritt, um zu einer großen hiſtoriſchen Ueberſicht und Anſchauung zu gelangen, dahin

führt ihn nicht die beſchränkte Betrachtung abgeſonderter Theile, ſondern das durch alle dieſe Theile ausgedrückte Ganze. Das Zuſammenfaſſen aller dieſer Erſcheinungen und ihr Totalausdruck in jedem Volke, und in jeder Periode eines Volkes giebt uns den Charakter ſowohl der einzelnen Völker, als der beſondern Perioden der Völker, und der durch ſie gebildeten Menſchheit. Dieſe umfaſſende Anſchauung des aus der lebendigen Wechſelwirkung aller beſondern Theile entſpringenden Ganzen, dieſe Fähigkeit alle die mannigfaltigen Erſcheinungen in ihrem Mittelpunkt aufzufaſſen, oder die vielen Strahlen menſchlicher Kräfte in ihrem gemeinſchaftlichen Brennpunkte zu verſammeln, bildet das wahre hiſtoriſche Genie, den eigentlichen Geſchichtskünſtler, deren Menge nicht ſehr groß und wohl zu zählen ſeyn mag, und in dieſer Rückſicht mögen bis jetzt andere Völker mit den Deutſchen wetteifern, und die Neuern im Ganzen genommen von den Alten übertroffen werden.

6. Unſere weiſen Vorfahren haben, und zwar mit Recht die Geographie und Chronologie, die beyden Augen der Geſchichte genannt, und um in dieſem Bilde fortzufahren, könnte man alle die beſondern Geſchichten, als die der Künſte, des Handels, oder irgend eines Zweiges der allgemeinen Geſchichte, Arme und Hände, Beine und Füſſe der Univerſalgeſchichte nennen, die alle von der Chronologie, die ihre Stelle in der Reihe der Begebenheiten ordnet, und der Geographie, die ihre klimatiſchen Verhältniſſe beſtimmt, Licht borgen. Aber, ſo wenig wie es im menſchlichen Körper die Augen

ſind, die da ſehen, oder die Beine die da gehen, oder die Arme ſich ſelbſt ihre Bewegung geben können, welche alle ihr Leben und ihre Bewegung von der einen, dem ganzen Körper einwohnenden Seele empfangen, eben ſo wenig ſind Geographie und Chronologie, die Geſchichte der Künſte, der Kriegeskunſt u. ſ. w., die Seele der Univerſalgeſchichte: ſie ſind nur die Glieder derſelben.

7. Es entflieht uns zuweilen, indem wir die Geſchichte der Völker oder Staaten leſen, daß dieſe keine wahrhaft exiſtirende Weſen ſind, ſondern nur Völkervereine, Inbegriffe vieler einzelner Menſchen, die durch gemeinſchaftliche Sprache, Geſetze und Sitten vereiniget, mit dem gemeinſchaftlichen Namen einer Nation bezeichnet werden. Die Geſchichte einer Nation, die wie eben bemerkt worden, nur in ihrem Verhältniß zu der Geſchichte anderer Völker, mithin nur in der Univerſalgeſchichte ihre richtige Bedeutung erhält, unterſcheidet ſich alſo nur darin von der Biographie des Einzelnen, daß ein beſtimmter Charakter dort durch mehrere Individuen ausgedrückt wird, hier im Einzelnen hervortritt. Man hat darum, und wohl nicht mit Unrecht, von der Kindheit, Jugend, männlichem Alter und Ableben der Nationen geſprochen; weil, was auf jeden Einzelnen anwendbar iſt, nothwendig auf das Ganze oder den Inbegriff aller Einzelnen anzuwenden iſt. Wenn dieſer Satz wahr iſt, ſo ſcheint mir die Folgerung nicht weniger wahr, daß wir von dem, was die Seele der Biographie iſt, zu dem, was der Kern und die Seele der Univerſalgeſchichte iſt, hinaufſteigen können.

8. Nachdem das Zeitalter die wahre, einfache und gerade Richtung auf Gott verloren hatte, ſo iſt dem Menſchen mancherley als das höchſte Ziel ſeines Strebens, und das Heil ſeiner Seele angeprieſen worden. Die Chemie, Mineralogie oder überhaupt Naturwiſſenſchaft, Oekonomie und Kameraliſtik, republikaniſche Regierungsform und politiſche Freyheit, und dergleichen mehr, ſind eins nach dem andern an die Ordnung gekommen, oder ſtehen noch an der Spitze. In Deutſchland ſcheint aber zuletzt die Kunſt den übrigen die Palme abgelaufen zu haben, und Lobeserhebungen der Kunſt, eine Menge Kunſtverſuche und Bemühungen die Kunſt zu fördern, wiederhallen von allen Seiten. So wird denn auch in unſern Tagen vielfältig behauptet, daß Kunſt und Religion in genauer und unzertrennlicher Verbindung ſtehen; und wenn dieſer Satz wirklich allgemein gültig wäre, ſo würde ich ohne Gefahr zu irren von dem erkannten Künſtlertalent eines Menſchen auf ſeinen religiöſen Charakter, und auf die äußere Erſcheinung desſelben, auf die Moralität, ſchließen dürfen. Einen ſolchen Schluß auf die Heiligkeit der Künſtler wird wohl niemand, der in der Künſtlergeſchichte nicht ganz unerfahren iſt, wagen wollen.

9. Es iſt wohl der Mühe werth, eine Behauptung ſeiner Aufmerkſamkeit zu würdigen, die ins Leben eingreifend, auf eine Wichtigkeit Anſpruch macht, die ihr nicht gebührt. Und dieſe Behauptung von der nahen Verwandtſchaft der Kunſt mit des Menſchen höchſter Würde, Religion und Sittlichkeit, greift wirklich in unſern Ta-

gen ins Leben und in die Erziehung ſo tief hinein, daß die Ausbildung künſtleriſcher Fertigkeit für ein weſentliches, ja die Religion und Sittlichkeit faſt übertreffendes Stück der Erziehung betrachtet, und dem Kunſtgenie ein unbedingter Anſpruch auf Achtung eingeräumt wird; hiedurch wird denn die unerfahrne Jugend angelockt, einem gleißenden Scheine nachzuirren, und das hohe Ziel ihrer Beſtimmung wird ihr aus den Augen gerückt.

10. Seitdem uns über die Eitelkeit aprioriſchen und abſoluten Menſchenwiſſens die Augen hinlänglich ſind geöffnet worden, weiß ich nur zwey Zeugen, wodurch man einen für die Menſchheit allgemein gültigen Satz wird begründen können, die Offenbarung und die Geſchichte. Jene, als die ewige Sonne der Wahrheit, trügt nie, und verbreitet ihr großes Licht auch über die Geſchichte; und will man dieſer letzteren als bloßer Erfahrungs-Wiſſenſchaft keine allgemeine Gültigkeit einräumen, ſo hat ſie wenigſtens die Kraft, einen mit allgemeiner Gültigkeit aufgeſtellten Satz umzuſtoſſen. Was nun die heilige Schrift betrift, wiewohl ſie ſelbſt ein unendliches von keinem menſchlichen Verſtande ganz zu durchdringendes Kunſtwerk iſt, legt ſie doch nirgends den Künſten hohen Werth bey; ja indem ſie uns über den Urſprung der Künſte belehrt, und dieſelbe als Erfindungen und Beluſtigungen der von Gott, der ewigen Quelle des Friedens und der Freude abgewichenen Menſchenkinder, oder der Nachkommen Kains, erwähnt, giebt ſie denſelben weder großes Lob noch hohe Würde; was

aber die Geſchichte betrifft, ſo will ich mich nicht einmal auf die Geſchichte vieler und großer Künſtler berufen, deren religiöſe und moraliſche Seite oft großen Zweydeutigkeiten unterworfen iſt, aber ſelbſt in größerer Anſicht finden wir bey ganzen Nationen faſt niemals, daß die Blüthezeit der Künſte mit dem Gipfel ihrer Gottesfurcht und Sittlichkeit coincidire, denn das Zeitalter des Perikles, dieſe Blüthe athenienſiſcher Kunſt, war nicht zugleich der Gipfel athenienſiſcher Tugend, deren wahre Größe in die Zeit des Miltiades, Ariſtides und Cimons fällt; und das Zeitalter des Auguſtus, die goldene Zeit der Künſte in Rom, iſt ſicherlich nicht die Periode höchſter römiſcher Tugend, die wir in dem Alter des Numa und den erſten Zeiten der Republik ſuchen müſſen. Auch in der neuern Geſchichte wird wohl niemand beweiſen können, daß die Periode der italieniſchen Kunſtblüthe diejenige geweſen, die uns als Muſter des religiöſen und tugendhaften Wandels vorgeſtellt werden könne.

11. Ich möchte nicht gern von meinem Leſer mißverſtanden werden, als ob ich das Gegentheil von der jetzt ſo gewöhnlichen Meinung annähme, oder daß ich Kunſt und Tugend für unverträglich hielte; als wollte ich alle Kunſtbildung aus den Erziehungs-Anſtalten verbannen. Nein, ich glaube vielmehr, daß die Bildung zur Erkenntniß des wahrhaft Schönen, der ernſten hehren Schönheit, die man nicht ſuchen darf in den eitlen ſchönthuenden Tändeleyen und oberflächlichen Nachahmun- einer kalten ſinnlichen Zeit, daß, ſage ich, eine ſolch-

Erkenntniß und tiefes Gefühl des Schönen, die Seele zu Gott erheben kann, und zufolge dem bekannten Dichterſpruche:

— didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros,

die rohen Sitten mildern und ſänftigen, wie die wilden ſtürmiſchen Lebensgeiſter Sauls von der Harfe Davids zur Ruhe geſungen wurden; doch werden die Künſte in dieſer Rückſicht ſchwerlich mehr vermögen, als die Lüſte und Leidenſchaften in einen vorübergehenden Schlummer einzuwiegen, wie die dem Cerberus vorgeworfenen Honigkuchen: und leider dienen ſie nur zu oft dazu, dieſelben zu wecken, zu nähren und zu ſtärken.

12. Weder Kunſt oder Genie, noch Geſchicklichkeit iſt das wahrhaft Menſchliche am Menſchen; dasjenige, was zwiſchen Menſch und Menſch einen Vergleichungspunkt abgiebt. Oder welchen Maßſtab will man anlegen, um den mechaniſchen Handwerker mit dem ſpekulirenden Kaufmann, oder den mühebeladenen Pflüger mit dem umſtreifenden Befahrer der Meere zu vergleichen, auf welcher Wage will man den Werth der mancherley Künſte, der tauſendfachen Geſtalten abwägen worin ſich menſchliche Erfindungen und menſchliche Kräfte offenbaren? Sie ſind ſichtbar alle ohne eigenen innern Werth, nur das Aeußerliche, Weltliche, Vergängliche am Menſchen. Was iſt denn das wahrhaft Menſchliche am Menſchen, der innerſte Kern und die verborgene Wurzel aller Menſchengeiſter? Iſt es nicht ſein moraliſcher Charakter; die in des Menſchen freyem, und von allem, ſelbſt den blin-

den Trieben ſeiner Natur unabhängigen Willen wohnenden Tugenden und Laſter? Ja durch jene wird er erſt wahrhaft frey, durch dieſe aber zu einem gefeſſelten leibeigenen Sklaven — **glebae adscriptus.**

13. Es wird dieſe unwandelbare Wahrheit ſtets von der Welt verkannt. Das ſinnliche Auge des weltgeſinnten Menſchen klebt am Scheine, lebt anbetend Verſtand, Genie, Kunſt und Geſchicklichkeit, und überſieht den ſtillen den plumpen Sinnen verborgenen Himmelsglanz der Tugend. Laſſet uns mit unbeſtochenem Urtheil einen in der Weltgeſchichte unſterblichen Mann, den großen Kolumbus betrachten. Nicht die Idee von dem im weſtlichen Ocean verborgenen Lande; eine ſolche konnte auch in die Seele eines andern, irgend eines ſtillen Forſchers fallen; auch nicht der heiße Durſt dieſes zu entdecken, von der auch eine ſchwache und eitle Seele vorübergehend ergriffen werden mochte; nicht dieſe ſcheinen mir das wahrhaft Große im unſterblichen Weltentdecker; nein, in der ſtets ungeſchwächten Beharrlichkeit, in der unermüdeten und wahrhaft rührenden Ausdauer, die durch keine Hinderniſſe zu beſiegen war, lerne ich des Mannes Seele kennen, und ſein von einem edlen Unternehmen beſeeltes Herz. Da er von allen ſeinen Gefährten verlaſſen ward, die ſogar gegen ihn auftraten, und ihm widerſtrebten; da er einſam auf dem großen Weltmeere ein Einzelner ſtand gegen Viele, und ſein Herz und Kraft noch ungebrochen ſeinem großen Ziele entgegenſtrebten, ja in dieſen in ſeiner Geſchichte unvergeßlichen Stunden, trat der Mann in ſeiner gan-

zen Größe, als das von Gott zu einem großen Berufe mit Kraft ausgerüſtete Werkzeug auf; und er blieb darum unſterblich, wenn auch Amerika in dem Augenblicke von den Wellen wäre verſchlungen worden. — Doch es ſey zur Entſcheidung der Wahrheit genug zu erinnern, daß vor dem Richterſtuhl des Ewigen weder Verſtand oder Klugheit oder Geſchicklichkeit etwas gelte, ſondern einzig Wille und Herz.

14. Aber woher hat die Tugend ihre Quelle? Sprudelt ſie ſelbſtſtändig und lauter aus dem Felſengrunde des menſchlichen Herzens hervor? Hat alles Irdiſche den Grund ſeines Daſeyns außer ſich und Tugend, dieſes geiſtige, geheimnißvolle Weſen, woraus alles Gute im menſchlichen Leben wächſt und hervorgeht, ſtammt ſelbſt auf unbegreifliche Weiſe von dem Irdiſchen ab? Kann der aus Staub gebildete ſterbliche Menſch, aus ſich ſelbſt eine Güte und Vollkommenheit ſchöpfen, die nicht von der ewigen Güte und Vollkommenheit ihren Urſprung nahm? Welcher Wahn, und welche Thorheit! Vermag doch dieſer träge, kalte Klumpen, den wir Erde nennen, aus ſich ſelbſt nichts lebendiges und ſchönes hervorzubringen, wenn er nicht von der allbelebenden Kraft der Sonne berührt wird; und wo dieſe nur ſchwach hinreicht, geht das matte Leben allmählig unter, das ſtarre Reich der Kälte beginnt, es erheben ſich die unzugänglichen Eispalläſte des Todes. Laſſen wir indeß menſchliche Weisheit und menſchliches Klügeln, gegen welches uns eine verjährte Erfahrung, und die unvollendeten Thürme neuerer Syſteme hinlänglich gelehrt haben

mißtrauiſch zu ſeyn; wenden wir uns an das untrügliche Wort Gottes, und hören wir die Stimme deſſelben. »Irret nicht, lieben Brüder!« ſagt der Apoſtel, »alle gute Gabe, und alle vollkommene Gabe, kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts.«

15. Das an Mißgeburten mancherley Art fruchtbare Zeitalter, hat auch unter andern Moralſyſteme, Sittenbücher und pragmatiſche Vernunftkritiken ohne Gott und Religion hervorgebracht, und ein trübſeliges Lämpchen menſchlicher Weisheit in der Nacht einer geprieſenen Aufklärung angeſteckt, um deſſen Schimmer ſich die Jünger lobend verſammelten; oder wohl den armſeligen Nothanker einer »Religion innerhalb der engen Grenzen der bloßen Vernunft« fabricirt. Es lohnt der Mühe nicht, viel gegen dergleichen Verſuche und Luftfahrten zu ſprechen; denn wie die Blendlinge unter den Thieren, verrathen ſie ihre eigene Untüchtigkeit, indem ſie nichts Gutes erzeugt haben, und zu erzeugen unfähig ſind. Es ſcheint auch, als ob der Zeitpunkt nicht mehr ferne ſey, wo man aufhören werde das dürre Stroh zu dreſchen, um ſich an Offenbarung und Erfahrung zu halten.

Anmerk. Es wäre zu weitläuftig hier zu zeigen, daß das wenige Wahre an der vermeintlichen Vernunftweisheit der Philoſophie, nur mit der Brunnenkette der Demonſtration aus der Vernunft geſchöpft zu ſeyn ſcheint, und ganz auf Offenbarung und Tradition beruht; denn theils haben die philoſophiſchen Sittenlehrer unmittelbar aus der Schrift geſchöpft, theils mittelbar aus den

Religionslehrern des Mittelalters, theils die zerſtreuten Wahrheiten aus den Schriften heidniſcher Philoſophen der Griechen und Römer geſammelt. Aber auch dieſe haben, was bey ihnen Wahres iſt, aus einer höhern Quelle; denn die Griechen ſind die Lehrer der Römer geweſen, ſie ſelbſt aber haben alle ihre Kenntniſſe und Weisheit aus dem Orient, theils durch die frühern Kolonien eines Inachus, Cecrops, Danaus, Kadmus; und insbeſondere ihre Weisheit aus den überlieferten Geheimniſſen des Orpheus und anderer; theils ſind die ſpätern Väter der eigentlichen Philoſophie der Griechen, Thales und Pythagoras ſelbſt nach dem Orient gegangen, wie ſpäterhin Plato nach Aegypten, und haben aus jener Quelle geſchöpft, wo ſich die Tradition am längſten und reinſten erhalten hat. Von Descartes an hat die neuere Philoſophie angefangen, das was ſie gelernt hatte, in Deductionen und Demonſtration zu ſchmieden, wodurch ſelbſt das Wahre daran zweifelhaft geworden; da es als ein auf menſchliche Autorität geſtütztes menſchliches Räſonnement, weit entfernt eine lebendige Ueberzeugung zu wirken, ſogleich in der menſchlichen Bruſt Zweifel gegen ſich erregt, die es nicht zu entfernen vermag. In der neuern wie in der alten Zeit, und bey den verſchiedenen Völkern, verdient es bemerkt zu werden, daß die Philoſophie da anfängt, wo die Religion aufhört; wann der Glaube und die Anhänglichkeit an die höhere Weisheit zu Ende gehen, baut ſich der menſchliche Verſtand aus den Trümmern jener eine hinfällige Hütte, die weder Schatten gewährt gegen die Hitze des Tages noch Obdach vor dem Wetter und Regen. Indeſſen ſey es zum Ruhme der deutſchen Philoſophie geſagt, daß ſie bis dahin nicht zu der aller Religion und Sittlichkeit hohnſprechenden Frechheit der franzöſiſchen Naturaliſten, Encyklopädiſten und Atheiſten geſtiegen iſt.

16. Wir haben geſehen, daß Religion und Tugend die zwey unzertrennbaren Säulen der Menſchheit ſind; ich ſage unzertrennbar; denn eine Tugend, die nicht von Gott herſtammt, iſt nur eine Scheintugend und Menſchentand; Religion aber ohne Sittlichkeit iſt leere Heucheley. Dieſes iſt eine ewige und unumſtößliche Wahrheit, die unabhängig von aller Geſchichte beſteht, weil aus der Offenbarung geſchöpft; die aber über die ganze Geſchichte Licht verbreitet, indem wir die Herrlichkeit der Reiche mit den Tugenden der Völker wachſen, und mit denſelben bald zu Grabe gehen ſehen, dieſe aber mit ihrem religiöſen Charakter in geradem Verhältniſſe und unzertrennlichem Zuſammenhange ſtehen; und ich wüßte in der That keine Wahrheit, die in der Geſchichte beſtimmter ausgeſprochen wäre.

17. Das Einzige, was uns in der Erkenntniß dieſer Wahrheit zweifelhaft oder irre machen kann, iſt die fehlerhafte Abſtraction und Trennung, daß wir unſern Blick an einzelne Perioden oder temporäre Uebergänge heften, wo allerdings ein Sieg des Böſen über das Gute, eine vorübergehende Sonnenverfinſterung Statt findet; aber wer ſich hieran halten wollte, dem möchte es leicht ergehen, wie jenen Gottesläugnern, welche die

Güte Gottes aus der Natur wegdemonſtriren wollen, weil es Raupen, oder anderes Ungeziefer giebt, oder weil ihr beſchränkter Verſtand den Nutzen des Sandes oder der dürren Felſen nicht einſieht, welches eben ſo thöricht iſt, als wollte man um der kaum ſichtbaren Sonnenflecken wegen der Sonne ihren Schein abſprechen. Wer ſich an die intermediären und vermittelnden Zeitmomente hängt, der wird ſich weder zur Ueberſicht noch zum Verſtande des Ganzen erheben; und alle Widerſprüche, die man aus einzelnen Stellen der Geſchichte dagegen herhohlen könnte, verſchwinden in der ganzen Geſchichte, wie die höchſten Berge zu unmerklichen Erhabenheiten auf der Rundung der Erde herunterſinken, wenn ſie in ihrer ganzen Größe und Umfang betrachtet wird. Zu dieſen größern und umfaſſenden Anſichten von der Univerſalgeſchichte wenden ſich die folgenden Betrachtungen, die der günſtige Leſer, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, mit Nachſicht beherzigen wolle.

18. Wenden wir uns denn zuerſt zu der Geſchichte jenes Volkes, das von den Völkern abgeſondert liegt, und von ihnen umgeben iſt, wie ein von wilden Wogen umrauſchtes Eiland: der Geſchichte Iſraels. Was lehrt ſie uns? Was iſt das immer wiederkehrende, nie zu vergeſſende Thema, das durch alle Variationen dieſes hiſtoriſchen Geſangs durchgeht? Daß Gottesfurcht und Sittlichkeit den Völkern Ruhe, Friede und Glück gewähren; Gottloſigkeit hingegen, und Sittenverderb, Jammer und Elend über ſie herabziehen. Sie überzeugt

uns mit zwiefacher Kraft, als Geſchichte und Offenbarung zugleich, von dieſer ewigen Wahrheit, daß Religion und Moralität die zwey großen, unzertrennlichen Lichter am Himmel der Völker ſind; jene, das große Licht, das am Tage leuchtet; dieſe, der kleinere Mond, der mit geborgtem Lichte in den nächtlichen Tiefen des Lebens über dunkeln Abgründen leuchtet. Möchten doch viele Geſchichtsforſcher von ihrer eitlen Pragmatik, und dem grundloſen ökonomiſchen und kameraliſtiſchen Wahne zurückkehrend, ſich zu dieſer Geſchichte, und zu der heiligen Schrift, die jetzt für ſo viele ungläubige Herzen einen Vorhang trägt, wenden, und hier die zwey ewig ſprudelnden Quellen des Völkerglücks entdecken, und nicht ferner wähnen, aus jenen Dunſtbildern über die Geſchichte Licht, oder wahrhaftes, dauerndes Glück über die Völker und Reiche hervorzaubern zu können. Ohne Gottesfurcht und Sittlichkeit ſind alle Menſchenkünſte vergeblich; Archimed mochte eine Weile Syrakuſens Untergang verzögern: aber keine Mechanik, noch irgend eine menſchliche Kunſt, vermag das Verderben vom entarteten Volke abzuwenden.

19. Aber nicht nur in der Geſchichte Iſraels hat die heilige Schrift allen Geſchichtsforſchern einen Stern gewieſen, der ſie führen kann, um die wahren, dem einfältigen und unbefangenem Auge freylich nicht tief verborgenen Urſachen der Größe und des Falls der Staaten aufzufinden.

Welch eine lange Reihe von Königen und Fürſten, von Reichen und Ländern müſſen in Babylons

Rieſen

Rieſenkörper eingehen, und die erſte große Monarchie, das glänzende Vorbild der kommenden Monarchien bilden helfen. Wie mächtig zur Lehre und zur Warnung ſteht dieſer babyloniſche Koloß im Vorgrunde der Geſchichte, und belehrt die künftigen Reiche, woher ſie ihre Größe haben, und welches Ende ihnen droht.

Es würden dieſe allgemeine Betrachtungen über die Geſchichte zur Geſchichte ſelbſt anwachſen, wenn ich die von den Propheten mit ſtarken Zügen geſchilderte Gottloſigkeit und Verdorbenheit der vielen Völker, wodurch ſie dem Gerichte ihrer Unterwürfigkeit unter Babylons herrſchenden Scepter herangereift waren, wieder darſtellen wollte. In hohen Bildern wechſeln in ihren Schriften, Götzendienſt, Hochmuth, Geiz, Grauſamkeit, Wolluſt und Ueppigkeit der Völker, und ziehen wie ſchwarze Wolken vor unſerm Geiſte vorüber, und wir erfahren, daß Nebukadnezars Größe auf das tiefe Verderben der von ihm unterjochten Reiche gegründet ward, er ſelbſt in ſeiner erhabenen Pracht, das Beyſpiel einer Demüthigung ohne Gleichen.

20. Babel, ein Bild weltlicher Pracht, Hochmuths und Ueppigkeit, konnte keinen langen Beſtand haben, und der kühne babyloniſche Thurm ſtürzte ein, und zerfiel, wie ſo viele ſpätere Thürme, die mit ihren Gipfeln den Wolken zu drohen ſchienen. Es ſcheint als könnten die Propheten nicht ermüden, wenn ſie auf Babels himmelbeſtürmenden Hochmuth, und den Sinnenzauber ihrer Künſte zu reden kommen, wiewohl ſich oft ihre

Rede auf Adlersflügeln erhebt, und weiſſagend ſchwebt über höheren und fern liegenden Gegenden.

21. Auf den Trümmern Babels ward die zweyte medoperſiſche Monarchie gegründet von Cyrus, einem der edelſten Helden und Fürſten des Alterthums, deſſen Reich zwar nicht bis an die goldene Pracht und Größe Babylons hinanreichte, aber doch noch im morgenländiſchen Schimmer glänzte. Wer wird hier läugnen können, daß nicht der Unedlere dem Edlern Preis gegeben ward, daß nicht Cyrus, und die ihm folgenden Perſer männlicher, freyer, unverdorbener waren, als Balthaſar, und ſein in Wolluſt verſunkenes Volk. Wie ſtrenge war nicht zu Cyrus Zeit die Erziehung der Perſer, wie ſorgfältig wurden ſie von Jugend an zur Mäßigkeit, Thätigkeit, Gehorſam und allen Tugenden, und vor allem zur Gottesfurcht, der Quelle alles Guten angehalten, und welche Beyſpiele gab nicht Cyrus, dieſer von Gott ſelbſt gelobte Held von allen dieſen Tugenden! Denn es ſcheint mir unmöglich, daß Xenophon ein bloßes Gedicht ſollte geſchrieben haben, und daſſelbe auf Cyrus und die Perſer angewandt, ſeinen Landsleuten habe aufbürden wollen, zu einer Zeit, da Griechenland mit Perſien in ſo vielfältiger Berührung ſtand, und Gelegenheit genug hatte, dieſen ihm ſo wichtigen Staat kennen zu lernen, wiewohl ich nicht leugnen will, daß Xenophon manche menſchliche Flecken im Leben des Cyrus ausgelöſcht haben möge, um ihn der Idee hoher Vollkommenheit näher zu bringen, welche der perſiſchen Erziehung zum Grunde lag.

22. Aber auch die Perſer entarteten bald in dem genußreichen Morgenlande, und es regte ſich ein kleines Volk, deſſen künftiger Beherrſcher, das ihm von Anfang an mit kühner und feſter Stirn Wiederſtand bot. Der zwiſchen beyden Völkern, den Perſern und Griechen obwaltende Haß kann auf die griechiſche Schilderung perſiſcher Fürſten einen Einfluß gehabt haben, indeſſen ſcheint doch die perſiſche Geſchichte mehr Tyrannen als große Fürſten aufzuweiſen. Und Volk mit Volk verglichen, ſcheinen mir die Griechen zu Anfange der perſiſchen Kriege ein edleres, gerechteres, der Aufopferung und Selbſtbeherrſchung fähigeres Volk, als die bald in orientaliſche Weichlichkeit eingeſchlummerten Perſer, und ſteht nicht vom Anfange an, dieß kleine Volk gegen die auf ſie eindringenden perſiſchen Heere, die ganz Aſien ſchienen entvölkern zu wollen, wie ein kleiner Fels gegen die anſtürmenden Fluthen des Meeres? denn ſo groß iſt die Gewalt der Tugend über das Laſter.

23. Wer mit der griechiſchen Geſchichte bekannt iſt, der kennt die vielen und großen Züge, womit dieſes Volk vielleicht mehr als irgend ein anderes ſeinen Nationalcharakter verewigt hat. Aus der Maſſe des Volks gehen gewöhnlich auf den verſchiedenen Stufen ihrer Bildung oder Ausartung, Männer hervor, die mit der ganzen Geſinnung und Denkart der Nation ausgerüſtet, den Lokalcharakter des Volks im Einzelnen und Kleinen ausprägen. Solche Männer, die zu ihrer Zeit Repräſentanten des ganzen Volkscharakters waren, gingen hervor in Miltiades, Leonidas, Themiſtokles, Ariſti-

des, Cimon; ſpäterhin, als die Athenienſer ſich ſchon zum Verderben neigten, erſchienen als Bilder und Schaumünzen ihrer Zeit, ein Perikles und Alcibiades. Als aber in Athen Luxus und Sittenverderb, in Sparta Geiz, Grauſamkeit und Herrſchſucht überhand nahmen, da wurden dieſe beyden Angeln des ſüdlichen Griechenlands zerbrochen, und aus dem weniger verdorbenen Theile, dem nördlichen Macedonien, wo die Sitten noch ſtrenger, die Einfalt des Lebens größer, mehr Muth und Thätigkeit war, ging der kühne Sieger hervor, der dem ſchon wankenden perſiſchen Koloß den äußern Stoß geben, und ihn umſtürzen ſollte.

24. Man hat den letzten Darius gerühmt, und vielleicht nicht ohne Grund; aber es gibt Tugenden, die auf dem Throne glänzen ſollen; andere, die dazu geeignet ſind, den Kriegesheeren voranzugehen, und ſie zu führen; wiederum andere, die den ſtillen und einfachen Kreis des häuslichen Lebens zu ſchmücken beſtimmt ſind; und Fürſt gegen Fürſt gehalten, zweifle ich ſehr, ob Darius Codomannus mit dem in ſeiner Art vielleicht einzigem Alexander gemeſſen werden könne. Ohnedem vermag nicht ein guter aber ſchwacher König, das ſchon lange drohende Wetter der Staatsumwälzung abzuleiten. Vergleichen wir aber Volk mit Volk, ſo waren, wi mir ſcheint, die Sitten der Macedonier, als der groſ Kampf anging, einfacher, ſtrenger und reiner, als di Sitten der ausgearteten Perſer und Meder.

25. Viele Beyſpiele nicht bloß von kriegeriſcher Tapferkeit, die wir oft bey ſonſt rohen Eroberern antreffen

ſondern von wahrer Großmuth und von Edelſinn, gibt Alexander im Aufgange ſeines glänzenden Laufes; aber er durchlief ſchnell ſeine große Bahn, und eben ſo geſchwind bog er auf den, der Tugend naheliegenden, Abweg des Laſters. Sein Ende iſt ein wahrhafter Niedergang und Untergang, und es ſcheint, als vollbrachte er in eigener Perſon den gewöhnlichen Charakter der Dynaſtien, die mehrentheils mit einem ſtolzen Eroberer angehen, und mit einem ſchwachen Wollüſtling endigen. Der Untergang Alexanders zog den Untergang ſeiner ganzen Familie nach ſich, und man hat es als ein Beyſpiel von der Nichtigkeit irdiſcher Größe bemerkt, daß die um ſeine Staaten ſich reiſſenden Feldherrn in der erſten Hitze, Alexanders Körper vergaßen, und ihn lange unbegraben liegen ließen. So ging dieſer ſtürmende Eroberer plötzlich unter, und erloſch wie ein glänzendes Meteor, das in ſeiner Auflöſung einen übelriechenden Dunſt aushauchte.

26. Mit Alexanders Tode ſcheinen alle Bande der Menſchlichkeit aufgelöſt, und alle Laſter wie Aeols losgelaſſene Winde gegen und durcheinander zu ſtürmen. Eine aneinanderhangende Reihe von Herrſchſucht mit ſchwarzer Grauſamkeit gepaart, von Treuloſigkeit und Niederträchtigkeit, Schwäche und Wankelmuth, Blutſchande und Wolluſt, iſt die Geſchichte der Seleuciden, Lagiden und der andern Herrſcher, die aus dem Heere Alexanders hervorgingen, und das Gute, was ſparſam und ſelten durchbricht, iſt wie einzelne flüchtige Sonnenblicke durch die zerriſſenen Wolken eines ſtürmiſchen

Tages. Es gehört nicht in meinen Plan, den Verfall aller Ordnung und Zucht zu ſchildern, alle die Laſter, und alle das Elend, womit von nun an Griechenland und das ganze Morgenland bedeckt war, aufzuzählen; es geziemte dieſes der Geſchichte ſelbſt, welche Begebenheiten erzählt, und nicht bey allgemeinen Bemerkungen ſtehen bleibt. Wer dürfte aber dieſen mit Blut und allen Laſtern befleckten Thronen langen Beſtand und Dauer verheiſſen? mir ſcheinen ſie, wie die kanaitiſchen Völker nur ſo lange beſtanden zu haben, bis ſie das Maß ihrer Ungerechtigkeit voll gemacht hatten. Sollte aber noch in die tief zerrütteten, von allem innern Gehalt und Würde entblößten Reiche von außen Einheit und Beſtand kommen, ſo ſcheint dieſes nur von einem Volke kommen zu können, das über die ganze widerwärtige Maſſe ein eiſernes Scepter ausſtreckte; und als der macedoniſche Sieger ſeine große Bahn mit geflügelten Schritten durchlief, war ſchon das noch kleine eherne Volk, das beſtimmt war, dieſen eiſernen Scepter zu führen, mit ſich ſelbſt in Fehde, und mit allem, was es berühren konnte, in Krieg.

27. Eine ſtarre, beyſpielloſe Feſtigkeit des Charakters, ſtrenge Enthaltſamkeit, ſcharfe Kriegszucht, die keine Schonung und kein Mitleid kennt, und alle ſanftern Gefühle der Natur unterdrückt, bahnt den Römern den Weg zur Alleinherrſchaft der Welt. Krieg war auch von Anfang an die Loſung des Volks; und einen raſtloſen, nimmer ruhenden Krieg führte dieß eiſerne, eine laſterhafte Welt zermalmende und niedertretende Volk,

von Anfang an gegen auswärtige Feinde oder gegen ſich ſelbſt, von innerer Zwietracht zerriſſen. Eine unbändige Herrſchſucht, die ohne äußern Gegenſtand, die Spitze gegen ſich ſelbſt kehrte, und verheerend in den Eingeweiden des Staats wüthete, ſtiftet vom Anbeginn Roms an, feindſelige Zwietracht zwiſchen Adel und Volk, und geht wachſeud fort durch die ganze Geſchichte Roms. Die auswärtigen Feinde vermitteln eine ſcheinbare und momentane Verſöhnung der ſtreitenden Partheyen. Aber von dieſen befreyt, und von äußerm Widerſtand entbunden, löſt der römiſche Geiſt ſeine Feſſel, und kühlt in grauſamen Bürgerkriegen ſeine raſende Wuth in Strömen von Bürgerblut.

28. Wir haben das Geſetz Gottes, und des Chriſtenthums milde Lehre, als eine untrügliche Richtſchnur, und feſte Norm für alle menſchliche Geſinnungen und Handlungen; und ohne Zweifel ſcheinen faſt alle Handlungen der Römer in dieſem Lichte betrachtet dunkel und ſchwarz. Indeſſen geben ſie uns im Anfange oft das tröſtende Schauſpiel wahren Edelmuths; auch blieben bis zur Zerſtörung Karthagos, und der Eroberung Korinths, die wechſelnden Kämpfe um die Obermacht zwiſchen Patriciern und Plebejern von beyden Seiten noch innerhalb der Schranken einer gewiſſen Mäßigkeit; und brachen faſt nie aus in das ſpäterhin ſo gewöhnliche Blutvergießen; und waren vom Anfang an die Gläubiger hart und unerbittlich, ſo war dafür das Volk ein müſſiger Pöbel, der er auch fortan blieb, und als ſolcher nothwendig verarmen mußte. Bis dahin zeigten

auch die Römer gegen auswärtige Völker eine gewiſſe Rechtſchaffenheit, und den Schein der Gerechtigkeit, der ihnen Achtung verſchaffte. Es iſt wahr, die unbiegſame Härte dieſes Volkes, welche weder Mitleiden noch Vergebung kennt, die Väter gegen ihre eigene Kinder unerbittlich macht, und in den Herzen vertriebener Bürger durſtende Rachſucht zündet, dieſe düſtere Gemüthsart, die überall in der römiſchen Geſchichte hervorblickt, und das welterobernde und weltverſchlingende Volk andeutet, verdient gewiß kein unbedingtes Lob; aber ich frage, ob ſie nicht bis dahin edler ſcheinen, als die aus der macedoniſchen Monarchie hervorgegangenen, tief in Sinnlichkeit und Grauſamkeit verſunkenen Staaten? War nicht Rom tapferer, muthiger, thätiger als ihre Nebenbuhlerin Karthago, ja auch wirklich edler und großmüthiger? Dem Löwen gleich ſteht Rom dem karthagiſchen Krieger entgegen. Wer Karthago in dem ſicilianiſchen Kriege kennen gelernt, ihre unmäßige Grauſamkeit und Blutvergießen, wovon Rom ſich bis dahin, wenn nicht ganz rein, doch weniger befleckt erhalten, der wird kaum anſtehen können, unter zwey Böſen Rom den Vorzug zu geben. Die Römer bewieſen doch oft gegen die überwundenen oder bezwungenen Völker einen Schein von Großmuth, und ließen denſelben, wenn ſie freywillig ihr Joch aufnahmen, die eigene Verfaſſung, Geſetze und Religion, und ließen ſich den Werth ihrer Herrſchaft mit Geld und mit Menſchen bezahlen.

29. Es iſt ein ſchöner Zug des menſchlichen Herzens, daß es ſtets ſein Mitleid und ſeine Theilnahme dem

Schwächern zuneigt, um ihn gegen ſeinen mächtigern Unterdrücker in Schutz zu nehmen, und ſo gewinnt Karthago, die unter Hannibal ein gewaltiges Feuer ſchon geſunkner Kraft, wieder auflodern läßt, billig die Theilnahme aller Zuſchauer. Bey ihrem letzten ſchmähligen Untergange im dritten puniſchen Kriege aber, (auf daß wir die Wege der Vorſehung nicht verkennen mögen) laſſet uns der vormals mächtigen Karthago, der ſicilianiſchen Blutbade, ihrer Treuloſigkeit gegen ihre Hülfsvölker, und anderer Ungerechtigkeiten gedenken, die von der ſcheinbar nachhinkenden Strafe zuletzt erreicht werden, und wir werden bewogen den Untergang Karthagos mit in die ſchauderhafte, warnende Reihe ſo vieler untergegangenen laſterhaften Städte, von Sodom und Gomorrha an bis auf den heutigen Tag, hineinzutragen.

30. Als nun Karthago zerſtört, das reiche Korinth erobert, als aus dieſen Städten, aus dem ganzen Morgenlande, ja, von allen Enden der Erde, unermeßliche Reichthümer in die römiſche Schatzkammer eingeſtrömet waren; als alle Bande, wodurch mächtige Widerſacher vordem den römiſchen Geiſt in Schranken gehalten hatten, gelöſt waren, als Beſtechungen und Druck der Bundesgenoſſen, Ausſaugung der Provinzen, hinterliſtige, betrügeriſche Staatsklugheit und Länderſucht überhand nahmen; ja, da erſtieg die Ungerechtigkeit ihren höchſten Gipfel, und die römiſche Herrſchſucht mit einer bis dahin unerhörten Schwelgerey und Mordluſt gepaart, wachte mit blutigen gierigen Augen über

eine ganze in ihren Klauen zitternde Welt; wie ein ſcharfer Sturm fuhr der römiſche Geiſt durch alle Lande und riß noch die letzten am Stängel welkenden Blüthen, und Früchte, die vor der Reife ſchrumpften, dahin.

31. Von jetzt an wandert unſer Auge trauernd über die Ruinen der Vergangenheit, den ſtummen Zeugen einer beſſern Vorwelt. Gerechtigkeit und Güte, Eintracht und Edelmuth, alle Genien der Menſchheit ſind von der Erde entwichen, und das Böſe ſcheint endlich den ſo lange ihm beſtrittenen Sieg über das Gute davon getragen zu haben. »Die Völker ſind alle zumahl »mit einerley Kette der Finſterniß gefangen;« Orion ſcheint nicht mehr helle und die Sterne haben ihren Schein verloren. Es iſt die tiefe dunkle ſchauerliche Stunde der hiſtoriſchen Mitternacht.

32. Woher ſoll uns Rettung kommen? Wer will die erſtorbene Welt aus dem ſtarrenden Schlummer erwecken? Wer darf hoffen der alles verſchlingenden Bosheit ſiegreich zu begegnen? Oder welche menſchliche Kraft vermögte eine ganze ſündenbeladene Welt aus dem tiefen Schlunde ihres Verderbens herauszuheben? Wohin wollen wir unſere müden Blicke wenden, die ſpähend von Volk zu Volk umherirren, und auf dem ganzen Erdkreis von keinem hoffnungsreichen belebenden Strahl berührt werden? Wohin ſie wenden, als zu der nie verſiegenden Quelle alles Guten, zum Himmel?

33. Da nun unter Auguſtus alles ſtille war und ruhete, und die Nacht recht in der Mitte ihres Laufes;

ſiehe, da fuhr »Dein allmächtiges Wort vom Himmel herab als ein feuriger Kriegsmann ſeine Bahn zu laufen.« Von nun an grauet ein neuer Tag, ein junger Frühling bricht an, die Geſchichte und die Menſchheit beginnen einen neuen Lauf, den wachſenden Sieg des Guten über das Böſe, des Lichts über die Finſterniß.

34. Die alte Geſchichte iſt eine beſtändiges Untergehen des Lichts, das von einem Volk zum andern fortgepflanzt, immer matter und ſchwächer wird, vom Orient an bis Rom: wo ein dunkleres Volk ſtets die Stelle eines heller ſcheinenden vertritt, wo der Schlechtere ſtets den Platz des Beſſern ausfüllt, und niemand hinaufreicht ſich mit ſeinen Vätern zu meſſen. Nicht als ob Weisheit und Tugend, Kunſt und Wiſſenſchaft gleichmäßig abnehme und von der Erde verſchwinde. Ein jedes Volk der alten Zeit hat ſeinen Tag und ſeine Nacht, aber wie mit ſcheidender Sonne und herannahendem Winter die Tage kürzer, flüchtiger, kälter werden, ſo ſind auch die Tageszeiten der Völker vom Orient an immer kürzer, ihre Strahlen ſparſamer und kühler.

Anm. Wer in der Culturgeſchichte nicht ganz fremd iſt, wird einräumen müſſen, daß alle Bildung vom Orient ausgehend, immer die Schüler hinter ihren Lehrern zurückließ, und daß der Gipfel römiſcher Herrlichkeit nicht die Höhe der Griechen zu ihrer beſten Zeit erreicht; ſo wie dieſe hinter den Morgenländern zurückſtehen. Es iſt wahr, die Griechen mögen in einigen Rückſichten, beſonders in allem was zur plaſtiſchen Kunſt gehört, die Orientaler übertreffen; aber weit über ſie erhaben waren dieſe in dem, wogegen alle Kunſt und Wiſſenſchaft nur Tand iſt, in der religiöſen Denkart, und der beſtändigen Beziehung auf Gott, die mit ihrem ganzen Leben innigſt verwebt war. So wie die griechiſche Sprache die lateiniſche übertreffend in Rückſicht auf Fülle, Kraft und Rundung nach Herder und Schlegel ſowohl hinter der hebräiſchen als Zend und Samſkritſprache zurückſteht, ſo glaube ich ſchwerlich, daß die griechiſche Poeſie, in Rückſicht auf Zartheit, Reichthum und Erhabenheit, mit der arabiſchen, perſiſchen und der übrigen orientaliſchen Dichtung den Vergleich aushalten könne; welches ich indeß den einſichtsvollen Kennern zu entſcheiden überlaſſe. Die heilige Schrift hat höhere Zwecke als die der kunſtvollen, reizenden Dichtung; jedoch bloß in dieſer äußern Beziehung, wie weit iſt ſie über den erſten der griechiſchen Dichter, den Homer erhaben *)! Mir ſcheint der ſonſt liebliche und lebensvolle Homer matt und kleinlich gegen Hiob, die Pſalmen und Propheten; worin die Kraft des ewigen Lebens athmet.

35. Es ſcheint indeſſen, als wolle die alte Nacht nicht weichen; denn ſcheinbar ſiegen die ſchwarzeſten

---

*) Es wäre zu wünſchen, daß irgend ein Orientaliſt, der mit Sprachkunde, Empfindung und Unpartheylichkeit verbände, prüfen wollte, ob nicht die hebräiſche Sprache, höchſt wahrſcheinlich die älteſte in der Welt, (Siehe Dissertation sur la première langue par Calmet, Bible de Rondet Tome I.) alle orientaliſche Sprachen an Einfalt, Kraft und Erhabenheit übertreffe ſo wie die heil. Schrift gewiß alle ſogenannten heiligen Bücher der Parſen, Brahminen und Bonzen auch in dieſer Rückſicht übertrifft.

Laſter über die höchſte Tugend und ewige Heiligkeit; aber nach kurzem Schlummer ging der ſcheinbar Beſiegte ſiegreich hervor, und hat ſeitdem mit ſtarkem Arm und unzerbrechlichem Scepter ſeine Widerſacher, wie der Töpfer die misrathenen Gefäße ſeiner Hände zerbrochen; und ſein Königreich, der vom Felſen geriſſene Kieſel, iſt ein wachſender Berg geworden, der die ganze Welt erfüllet.

36. Es mag verkannt werden und vielen verborgen bleiben, daß die ganze neuere Geſchichte nichts iſt, als die Bildung und Begründung des neuen Königreichs des himmliſchen Königs, dem ſelbſt ſeine größten Feinde zu Erbauung ſeines Throns dienen müſſen, wäre es auch nur als Schemel ſeiner Füße. Es iſt aber dieſe von allen Propheten verkündigte Wahrheit der Schlüſſel zu der ganzen neuern Geſchichte, die von allen Politikern ſo lange wird verkannt und misverſtanden werden, bis ſie dieß hohe Ziel, die Begründung eines ewigen Königreichs, ins Auge gefaßt haben. Sie werden dieſe Geſchichte entweder zu einem zweckloſen Spiel eines dunkeln Schickſals, des jetzt beliebten Undings, oder zu einem blos äußerlichen politiſchen Maſchinenwerk, und andern dergleichen theils nichtigen, theils untergeordneten Zwecken machen, bis der unſichtbare König erkannt wird, der mit ſtiller, durchdringender, allvermögender Gewalt, ſein Reich ausbreitet, und befeſtiget, das zum ewigen Frieden hinzielt.

37. Zwar bietet auch die neuere Geſchichte denſelben Wechſel des Lichts mit der Finſterniß, denſelben Kampf

des Böſen mit dem Guten dar, den wir in der alten Geſchichte gewahr werden. So zog, zum Beyſpiel, ſchon im 4ten Jahrhundert, die Dunkelheit auf im Arianismus, und drohete das ſo eben über die Nacht des Heidenthums durch kraftvolle Kämpfe ſiegende Licht des Chriſtenthums zu verſchlingen; und die im Muhamedanismus aufgeſtiegene Finſterniß hängt noch dunkel und ſchwarz am öſtlichen Himmel.

38. Woran können wir das Reich des himmliſchen Königs, des Sohnes Gottes erkennen, den Geiſt ſeines Mundes empfinden? Forſchet die neuere Geſchichte mit Einfalt und ohne Vorurtheil durch! Allmählich ſehen wir die Sitten ſanfter und milder werden, die Rohheit und Wildheit der Völker wie Eis vor der Sonne zergehen. Mit den groben Verbrechen werden die blutigen ſchauderhaften Strafen ſeltener, und Marter, Blutgerüſte und Scheiterhaufen verſchwinden unmerklich von der Erde. Langſam und ſtill ſinkt der vermodernde Thron alten Hochmuths ein, die Unterdrücker werden ſeltener, und die Unterdrückung geringer. Das ſchwere Joch der Knechtſchaft, das vor dem in allen Ländern Europens auf den ſchweißbeladenen Bauernſtand laſtete, wird ihm allgemach von den Schultern genommen, und langſam windet ſich dieſer ehrwürdige und älteſte Stand der Menſchheit aus dem Staube hervor; wie es vom Propheten geſagt ward: »Alle Thale »ſollen erhöhet, und alle Berge und Hügel ſollen erniedriget werden, und was ungleich iſt, ſoll eben, »und was höckricht iſt, ſoll ſchlicht werden.« — »Sie

»werden ihre Schwerdter zu Pflugſchaaren, und ihre »Spieße zu Sicheln machen.«

39. »Ja dereinſt,« ſo verheißt uns die göttliche Urkunde: »dereinſt werden die Wölfe bey den Lämmern wohnen, und die Pardel liegen bey den Widdern. Stiere, »Löwen und Schaafe werden beyſammen gehen, und »ein kleiner Knabe wird ſie mit einander treiben. Niemand wird den andern verletzen noch tödten auf meinem »heiligen Berge; denn das Land iſt voll Erkenntniß des »Herrn, wie wenn es mit dem Waſſer des Meeres bedeckt wäre.«

40. Zwar hat die Verheißung noch lange nicht ihre ganze Reife erreicht, und das Reich Chriſti leuchtet noch lange nicht in ſeiner ganzen Klarheit von einem Ende der Erde zum andern. Von Zeit zu Zeit ſehen wir das Heidenthum ſein graues Haupt emporrichten, und iſt nicht die Stimme des Unglaubens in unſern Tagen lauter und allgemeiner worden als ſeit Jahrhunderten? jedoch neigt ſich das hundertköpfige Ungeheuer, ein brennender Strahl hat des Drachen altes Haupt getroffen, und wird es verſengen, bis es den letzten giftſpeyenden Krampf anhebt, um für ewig ausgeſtoßen zu werden. »Aber das Reich, und die Macht unter dem ganzen Himmel wird dem heiligen Volk des »Höchſten gegeben werden, deß Reich ewig iſt, und alle »Gewalt wird Ihm dienen und gehorchen.«

Fragmente
einer
Geſchichte der Baukunſt
im Mittelalter

von

K. Friedrich Rumohr.

Zu keiner Zeit war ein reges Streben die vaterländiſche Vorzeit kennen zu lernen ſichtbarer und allgemein verbreiteter, als in der unſrigen. Ueberall wird munter und rüſtig Hand ans Werk gelegt, unſerer ſo lang und ſo ſchmählich verkannten Vorzeit ihr Recht widerfahren zu laſſen, das herrliche Gebäu derſelben von dem Schutte, womit es die Zeit bedeckt und dem Unrath, womit Unkenntniß oder Beſchränktheit es verunzierte, zu reinigen und es in alter, eigenthümlicher Pracht und Herrlichkeit wieder herzuſtellen. Zu einer ſolchen Zeit, wo Aller Geiſt und Thätigkeit auf einen beſondern Zweck hingerichtet iſt, muß Jeder zur Förderung deſſelben beytragen; Jeder, der Luſt und Kraft fühlt, muß unverdroſſen in die Tiefen unſerer vaterländiſchen Vorwelt ſich begraben und aus verſteckten, unbekannten Klüften oder verlaſſenen Gängen, was edlen oder nützlichen Metalles er findet, wohlgemuth zu Tage fördern. Auch das Unvollendete, das Fragmentariſche erhält in ſolcher

Zeit einen Werth, wenn es ſich durch forſchenden Fleiß oder geiſtreiche Ideen und Anſichten auszeichnet. Der Augenblick bleibt nicht aus, wo ein Beglückter das Einzelne, Zerſtreute zuſammenfügt, an Ort und Stelle einpaßt, oder durch daſſelbe auf etwas Beſſeres und Vortreflicheres geleitet, endlich ein Ganzes erſchafft, deſſen Wunderwürdigkeit uns um ſo mehr entzückt, je mehr der einzelne Beſtandtheil entrückt und mit dem Ganzen verwebt iſt; wie an einem ſchönen Körper in der höchſten Blüthe ſeiner Bildung, wo alle Theile friſch und kräftig in einander fließen, und noch nicht von Alter, Unglück oder Schuld verunſtaltet und gleichſam vereinzelt ſind.

Dieſe Betrachtungen mögen nachſtehende *Fragmente einer Geſchichte der Baukunſt im Mittelalter* bey unſern Leſern einführen. Mehrere in unſern Tagen erſchienene litterariſche Werke über den genannten Gegenſtand beweiſen, wie ſehr die Aufmerkſamkeit und Forſchungsluſt auf dieſen Punkt geſpannt iſt, und dem Sprichworte folgend: »Schmiede das Eiſen, ſo lang es warm iſt,« eilen wir, dieſe Fragmente mitzutheilen, die freylich nur Materialien enthalten, welche größtentheils noch der letzten bearbeitenden Hand entbehren, und ſelbſt in Rückſicht auf Vollſtändigkeit noch nicht ganz erſchöpfend ſind, aber dennoch dem Alterthumsforſcher des Mittelalters durch manche neue oder auf neue Weiſe bemerkte Anſicht, manche richtige Wahrnehmung, und vielerley darin enthaltene Data, nützlich werden können, und um ſo mehr bedauern laſſen, daß der Verfaſſer auf eine vollſtändige Bearbeitung der Aufgabe Verzicht geleiſtet zu haben ſcheint.

Fragmente einer Geſchichte der Künſte des zehnten Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung.

Einleitung.

Der Titel dieſer Schrift möchte, von verſchiedenen Seiten angeſehen, zu viel und zu wenig verſprechen; zu viel, weil uns nicht möglich geweſen, alles Gegebene bis auf den Grund zu erſchöpfen, indem Vieles durch die Zeit unſern Augen entrückt iſt, welches zur Deutlichkeit der Darſtellung beytragen würde, manches aber in verborgenen oder wenig bekannten Oertern der Vergeſſenheit übergeben und nur die Straßen durchkreuzend aufzufinden iſt. Zu wenig aber, weil die Meinung von dieſem wichtigſten Theile unſerer Hiſtorie, deſſen politiſche und litterariſche Seite bereits die beſten Köpfe in Thätigkeit geſetzt, im Ganzen zu dunkel, und in Rückſicht auf die bildenden Künſte ganz unaufgeklärt iſt. Ausgenommen in der Diplomatik giebt es noch gar keinen Stützpunkt und ſichern Grundſatz der Kritik der Kunſtreſte dieſes zehnten Jahrhunderts. Bey den Umſtänden leiſten wir in dieſen Zeiten immer noch ziemlich viel. Unter andern Verhältniſſen würden wir es nicht wagen, aus Büchernachrichten eine Kunſtgeſchichte zuſammenzufügen, in welcher ſo wenig Inedita vorkommen.

Uebrigens dürfte die Unterſuchung jedes hiſtoriſchen Stoffs, in ſo fern ſie mit Sorgfalt und Scharfſinn angeſtellt iſt, auf den Beyfall der Unterrichteten zählen. Es iſt aber nach früher zu weit getriebner Geringſchätzung nunmehr in der Bewunderung der Kunſt der mittleren Zeiten ſo weit gekommen, daß von einem jüngeren Schriftſteller über dieſen Gegenſtand ſchwerlich etwas anders erwartet wird, als Ausdruck ſchwärmeriſcher Empfindung ohne umfaſſende Sachkenntniß und ohne alle Reife der Prüfung.

Indem wir uns einerſeits gegen dieſe Vorausſetzung verwahren wollen, halten wir uns auf der andern Seite um ſo mehr gedrungen, jene einſeitige Geſchichtsforſchung zu bekämpfen, welche allein in Geſetzen und in dem Erfolge öffentlicher Begebenheiten erſprießliche Quellen der Völker- und Staatengeſchichte entdeckt. Denn ob es gleich von den Hiſtorikern der Neuern dunkel empfunden worden, daß der Charakter der Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften in wenig oder ſehr gebildeten Völkern die Natur ihres Lebens bezeichne; ob man gleich angefangen, ſich in Kunſt- und Litterargeſchichte hervorzuthun, und daraus einige Anwendungen auf die Staatengeſchichte zu machen, ſo iſt doch die innige Verknüpfung derſelben mit der politiſchen Hiſtorie, wie uns ſcheint, noch immer viel zu wenig gewürdigt worden.

Freylich geht dieſe Trennung vorzüglich die neuern Zeiten an, da hingegen alle Bearbeiter der Geſchichte des klaſſiſchen Alterthums ſich bemühet haben, Kunſt und Litteratur, ſo viel ihnen davon zu Gebote ſtand, in den

Kreis der Thatſachen und Begebenheiten zu ziehen. Aber es war ihnen ſchon in den Schriften der Alten und ihrer Ausleger trefflich vorgearbeitet, und ſie konnten demnach dieſe wichtigen Aeußerungen der ſittlichen Bildung der Völker nicht gänzlich übergehen. Doch iſt davon ſchon auszunehmen die Geſchichte des alten republikaniſchen Roms, deſſen Schriftſteller über den reißenden Lauf von Eroberungen, Niederlagen und Siegen, und den blutigen Kämpfen der Factionen, die Bildung vergeſſen, welche das ältere beſcheidne Rom mit ſeinen nachbarlichen Städten tuſciſcher und griechiſcher Abkunft, getheilt zu haben ſcheint. Die Künſtler welche zu Rom gearbeitet, mochten alle in den nächſten Städten umher geboren ſeyn *). Ihre Arbeit erfüllte den Sinn des römiſchen Volkes und war ihm alſo auf gewiſſe Art eigen geworden, wie jedem, der ein Kunſtwerk verfertigen läßt. Selbſt auf den älteſten römiſchen Gußmünzen iſt bey aller Rohigkeit des Handwerks ein Charakter wahrzunehmen, der auf einen gewiſſen Grad der Bildung zurückſchließen läßt. Später geſchlagene, vorzüglich ſogenannte Conſularmünzen nähern ſich oft dem ſchönen Charakter des Gepräges der großgriechiſchen Städte. Die Cloaca maxima und der Emiſſarius des Albanerſee's ſind Werke von gründlichem Verdienſt der Conſtruction, wenn gleich die Beſchreibungen einiger alten Schriftſteller **) bey vielen Gelehrten übertriebne Vorſtellungen von ihrem Umfange veranlaßt haben. Alles dieß läßt bey den ältern Römern eine Kunſtgeſchichte vorausſetzen, ohne zu deren Bildung hinzureichen.

---

*) Siehe Winkelmann's Geſch. d. Kunſt, Theil I. Kap. 5.

**) Vorzüglich des Dionys. Halicarnaſs. — Caſsiodor. Variar. lib.

Was die neuern Hiſtorien betrifft, wollen wir ebenfalls nicht behauptet haben, daß ein jeglicher Zeitraum jeder Weltgegend derſelben gleich ſehr vernachläßigt worden. Aber wird man uns zugeben, daß unter den Hiſtorikern der Neuern die klaſſiſchen Italiener, vorzüglich Machiavelli, einzig in politiſchen Verhältniſſen geforſcht; die gründlichen Hiſtoriker der Deutſchen, Gundling, Maskov und andere derſelben Schule, ihren Blick unverwandt auf Recht und Staatsrecht geheftet hatten? Was in Hume und Robertſon und andern Staatenhiſtorien der Engländer angetroffen wird, iſt nicht der Rede werth, oft falſch; wie Hume's Andeutungen von Baureſten aus des Eroberers Zeiten, die vieler Einſchränkung und näherer Beſtimmungen bedürfen. Gibbon, den ſeine Aufgabe dringend zur Bearbeitung der Kunſtgeſchichte aufforderte, ſetzte ſich Rügen aus, wie in Eckhels Doctrin. Num. vet. T. VIII. Endlich durften Ge-

---

III. ep. XXX. ed. Paris. 1579. Splendidas Romanae civitatis cloacas, quae tantum visentibus conferunt stuporem ut aliarum civitatum possint miracula superare. Videas illic fluvios, quasi montibus concavis clausos per ingentia signa (stagna ?) decurrere. Videas structis navibus per aquas rapidas non minima solicitudine navigari, ne praecipitato torrenti marina possint naufragia sustinere. Hinc, Roma singularis, quanta in te sit, potest colligi magnitudo! Quae enim urbium audeat tuis culminibus contendere, quando nec ima tua possunt similitudinem reperire.

lehrte wagen, Monumente ans Licht zu ſtellen, in deren Abbildung auf nichts weniger, als den artiſtiſchen Charakter Rückſicht genommen war.

Gehen wir aber mehr in die beſondern Theile der Alterthumsforſchung, ſo ſehen wir, daß die Hiſtoriker, wenn ſie ihre Anſichten zu erweitern anfangen, früher und lieber aus den Litterargeſchichten Nutzen ziehen, als aus den Kunſthiſtorien. Wir vermuthen, daß wem die Feder ſeine Kunſt iſt, alles geſchriebene Dokument eben deßhalb näher liege; daß Gelehrte von übrigens ausgezeichneten Fähigkeiten oft der göttlichen Gabe des Geſichts entbehren und ſich, wenn ſie auch wünſchten, nur durch das Medium immer nicht gänzlich zuverläßiger Beſchreibungen *) den Alterthümern der bildenden Künſte annähern können.

Dieſes im Allgemeinen vom Verhältniſſe der Kunſtgeſchichte zu den Hiſtorien neuerer Völker und Staaten. Gehen wir aber auf die Geſchichten der Kunſt in Deutſchland über, ſo nehmen wir mit Betrübniß wahr, daß alle Nationen im Weſten von Europa in der Unterſu-

---

*) Seroux d'Agincourt Hist. de l'art. Discours préliminaire: »Les productions des arts, fils du dessin, l'architecture, la sculpture et la peinture consistent en objets sensibles à la vue sous des formes propres à chacun d'eux — d'où il résulte qu'on ne doit en écrire ou en étudier l'histoire qu'en ayant leurs diverses productions sous les yeux.« Von dem angeführten Werke iſt Verbreitung allgemeiner Anſichten der verſchiedenen Epochen des Geſchmacks im Mittelalter zu hoffen, die noch ſehr abgehen; aber freylich kein tieferes Eindringen, warum es dem achtbaren Verf. ſelbſt nicht zu thun war, wie Böttiger treffend bemerkt. Zeitung f. d. eleg. Welt. 1810. S. 1660.

chung ihrer einheimiſchen Alterthümer, ſo weit auch ſie von einer vollſtändigen Kunſthiſtorie ihrer Gegenden entfernt ſeyn mögen, uns weit zurückgelaſſen haben. Die Alterthumsforſchung iſt in Deutſchland ein ungebautes Land, von wenigen Liebhabern hier und da der nächſte Acker beſtellt, keine Ueberſicht des Vorhandenen, wenig Bilderwerke von gründlichem Werth, wie Frankreich, Italien, England und Spanien deren zu unſrer Beſchämung aufzuweiſen haben. Deutſchland allein angeſehen, können wir ohne Einſchränkung behaupten, daß der geſchichtliche Werth der Alterthümer der bildenden Künſte niemals noch gewürdigt worden. Daß unter den Neuern verſchiedene, mehr auf Methode abſehende Schriftſteller in beſondern Abſchnitten von den Gewerben, Künſten und Wiſſenſchaften ſich mit unglaublich ſpärlichen Daten beholfen, dient nur zur Bekräftigung unſrer Behauptung. So giebt Schmidt's Geſch. d. Deutſchen, Buch 4. Cap. 7. für die Kunſtgeſchichte eines ganzen Zeitraums folgende meiſt ſchon von Maſkov (Comment. de reb. Imp. R. G. Pars I.) angezogene Stellen: Miniaturen als Bücherverzierung aus Hist. litt. de France Tom. VI. pag. 66; aus Luitprand das Schlachtgemälde zu Merſeburg; aus Vita Bernardi cap. 5.; aus Dithmar S. 416 bey Leibniz; Verſchiedenes aus Aventini Annales lib. V. Seine Unkenntniß der Sache verleitete ihn zu mehreren verkehrten Schlüſſen, z. B. bey Gelegenheit der Anführung von Goldarbeiten aus Dithmar: »Dieß mag wohl die Urſache geweſen ſeyn, daß man ſo wenig von Bildhauern findet; weil man ſich mehr auf das Gießen verlegte, obſchon auch die erſtern unter den Steinhauern mögen verſteckt ſeyn;« und im 9ten Capitel: »In dieſe Zeiten fällt auch das berühmte Münſter zu Straßburg, das man 1015 angefangen und in 13 Jahren unter das Dach gebracht hat,« u. ſ. w. Schmidt war es unbekannt, daß dieſes zu unſern Zeiten berühmte Münſter erſt zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts zu bauen angefangen, und daß von dem ältern nur ein kleiner, unbeachteter Theil übrig geblieben.

Was bleibt uns endlich zu bemerken übrig, wenn ſelbſt der ernſthafte Maskov, der in der Geſchichte der Deutſchen römiſche Denkmäler mit kritiſchem Scharfſinn überall anzuwenden weiß, dahingegen ſeinen gänzlichen Mangel an Kenntniß der Geſchmacksarten der mittleren Zeit kund thut, wie in folgender Stelle (Buch 11. §. 41. 2ter Band, S. 62. 63.)» Man kann vielleicht den Anfang der Bauart, welche man die gothiſche nennt, in dieſe Zeit ſetzen, inſonderheit was die Kirchen betrifft. Man wollte dieſelbigen auch in dem äußerlichen Gebäude von den Tempeln der Heiden unterſcheiden, und glaubte wenn ſie an ſich dunkel wären, ſo ſtellten ſie gleichſam noch die unterirdiſchen Gewölbe vor, in welchen die erſten Chriſten ihre Verſammlungen gehalten; und das Licht, ſo durch Kerzen und Lampen angezündet wurde, erwecke zugleich mehr Andacht. Man wollte ſie lieber in Figur des Kreutzes bauen, als nach derjenigen, welche ſonſt die Römer in ihren Baſilicis beobachtet. Die Zierrathen der alten Baukunſt aber waren wegen der heidniſchen Erfindung ſo verhaßt, als die Künſtler allmählig ungeſchickt wurden, ſie ins Werk zu richten«. Eben derſelbe ſagt am nämlichen Orte: »Die Weltlichen bauten nichts als Schlöſſer und Burgen, oder ſuchten jene ihrer Nachbarn niederzureiſſen. Dicke Mauern waren ihnen lieber als alle Zierde und Gemächlichkeit.« Freylich wenn die Feſtigkeit die Hauptabſicht war. Aber ſelbſt die Feſtigkeit läßt die Schönheit zu, und iſt ſogar die Grundlage aller architektoniſchen Schönheit. Viele dieſer Veſten, die aber in eine ſpätere Zeit fallen, wie das Aufkommen der Privatmacht, ſind noch jetzt bewunderte Gegenſtände.

Heinrichs deutſche Reichsgeſchichte im zweyten Bande, enthält nicht viel mehr zur Kulturgeſchichte der Epoche der ſächſiſchen Könige, als Schmidt ſchon geliefert.

Ziemlich luſtig ſind die Mißgriffe vieler Provinzialhiſtoriker, die immer erheblich, weil ſie ihren Gegenſtand näher in die Augen faſſen konnten, doch unvorſichtiger in allgemeine Irrthümer ſtürzen, als Geſchichtſchreiber von weiteren Vorſätzen. So wiederholt Roppelt in der Beſchreibung von Bamberg S. 80 in der Note: »Warum aber die meiſten alten Kirchen (aus Bonifacius Zeiten) dieſem Heiligen (Martin) gewidmet worden, davon giebt ein altes Manuſcript zur Urſache an: daß die Inwohner ſolcher Orte als neue Chriſten ihres Abgottes Martis eher vergeſſen und an ſeiner Statt den heil. Martin verehren möchten.« Herrn Roppelt mußte alſo die hohe Achtung des heil. Martin von Tours unter den beyden erſten Dynaſtieen von Frankreich gänzlich unbekannt ſeyn, die ſich übrigens aus den fränkiſchen Schriftſtellern *) leicht abnehmen läßt.

Indeſſen von dem Intereſſe gänzlich abgeſehen, welches die Kunſthiſtorie dem Freunde der bildenden Kunſt abgewinnen muß, möchten die Alterthümer derſelben noch unter die wichtigſten Quellen der Geſchichte zu zählen ſeyn. Als Zeugniſſe von diplomatiſcher Natur, von Perſonen und Begebenheiten; als Zeugniſſe von Geſchmack und Bildung, relativem Sinne für das Gute und Schöne. Wenn wir aber die ſtrengen Pflichten des Geſchichtſchreibers betrachten, und die Nothwendigkeit einſehen, die zur Evidenz erhobenen Begebenheiten aus Charakteren einzelner Menſchen und ganzer Völker abzuleiten, und die Verlegenheit der Gewiſſenhaften, aus undeutlichen und ſeltnen Thatſachen auf jene zu ſchließen: ſo muß jegliche Spur, welche der richtigen Beurtheilung derſelben Charaktere näher führt, dem redlichen Geſchichtsforſcher willkommen ſeyn. Ein einzelner, allgemeiner Begriff von einem ungeheuren Zeitraume, in ſtetem Widerſtreit mit wechſelnden Begebenheiten, wird

---

*) Walafrid. Strabo l. de rebus Eccl. c. 31. (Durand. lib. 2. c. 10. B. Rhenan. ex MS.) »Dicti autem sunt primitus Capellani a Cappa B. Martini, quam reges Francorum ob adjutorium victoriae in proeliis solebant secum habere, quam ferentes et custodientes, cum ceteris Sanctorum reliquiis, Clerici Cappellani coeperunt vocari.

Die Stammſylbe Mers in verſchiednen deutſchen Ortsnamen hatte auch auf die Vermuthung eines irgendwo verborgnen Mars geführt. Selbſt Maſkov ließ ſich durch eine Stelle des Dithmar verleiten, Merſeburg für Marsburg zu halten.

eine willkührliche und romanhafte Entwicklung der Ereigniſſe zur Folge haben, von der wir manche Beyſpiele beſitzen.

Es bleibt uns noch übrig, die Nachſicht unſrer Leſer anzuſprechen. Daß wir nicht bloß geſammelt, was uns zu Gebothe ſtand, ſondern auch geprüft, und vorläufige Andeutungen nicht mit ausgemachten Thatſachen vermengt haben, dieß wird Niemand leicht verkennen. Ueberdieß hoffen wir alle auffallende Unrichtigkeiten vermieden zu haben. Dennoch erwarten wir manche wohlgemeinte und wohlgegründete Berichtigung, durch welche wir ſelbſt an Kenntniß gewinnen werden, deren Begierde allein uns zu dieſer mühvollen Arbeit bewogen.

Den Mangel vieler Thatſachen, die zur Erläuterung deſſelben Zeitraumes der deutſchen Kunſtgeſchichte dienen mögen, und die uns nicht bekannt geworden, wird der billige Forſcher mit der Mangelhaftigkeit öffentlicher Vorarbeiten entſchuldigen. Wir rechnen auf einen reichen Zuwachs von Sachkenntniß auch durch briefliche Mittheilungen, vorzüglich aus ſolchen Orten, welche lehrreiche Denkmäler beſitzen, von denen gelehrte Einwohner gute Kenntniß haben.

* * *

Fragmente der Kunſtgeſchichte des Zeitalters der deutſchen Könige aus dem Hauſe Sachſen.

Wir ſind nunmehr an die Schwelle des Zeitalters gelangt, deſſen künſtleriſche Bildung der Gegenſtand dieſer Darſtellung iſt. Das zehnte Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung, in welches großentheils unſre Epoche fällt, ſtand lange Zeit in dem Rufe der tiefſten Finſterniß und gänzlichen Entfremdung aller Künſte und Wiſſenſchaften. Je weniger bis jetzt ſo trefflichen Vertheidigern gelungen iſt, den alten Makel gänzlich auszulöſchen, um ſo mehr ſind wir aufgefordert, das Für und Wider zuſammenzuſtellen; woraus der Leſer, indem er das dagegen hält, was wir ſelbſt herbeygeſchafft, folgern mag, was ihm beliebt.

Allem Anſchein nach haben die Italiener, und vornämlich Baronius dieſe Anſicht zuerſt aufgeſtellt, die ihnen dann, wie häufig geſchieht, von Vielen munter nachgeſchrieben worden. Das Motiv iſt bey jenem lebendigen und leidenſchaftlichen Volke nicht ſchwer aufzufinden. Die Italiener hatten in jenem Jahrhunderte großen Hoffnungen entſagen müſſen, welche auch ſpäterhin, wenigſtens von den Geſchichtſchreibern, nicht vergeſſen wurden. Baronius *) ſtützte ſich überdieß auf einige Data, welche, wenn ſie mit allen übrigen gänzlich übereinſtimmten, den Glauben erregen möchten, daß ſein allgemeiner Ausſpruch für Italien insbeſondre gegolten. Aber ſelbſt für Italien gilt kein Vorwurf, der dem zehnten Jahrhunderte vorzugsweiſe vor allen übrigen des Mittelalters gemacht werden könnte.

Der ruhige Blick, den Leibnitz auf alles ihm Er-

---

*) Baronius (Caes. Card) Annales ecclesiastici. Antv. 1670. Fol. XII. vol.

reichbare heftete, die beſonnene, klare Beſchauung dieſes großen Mannes, entdeckte leicht das Seichte einer ſo allgemeinen Behauptung. Als er die Quellen der Geſchichte des Hauſes Braunſchweig bearbeitete, erſchien ihm manche Tugend der hiſtoriſchen Darſtellungsart in einem Wittekind *), Dithmar **) und andern, und mit den ſchriftſtelleriſchen Verdienſten zugleich jene von Aberglauben abgehende Betrachtung der Natur ***), deren

---

*) Witekindii Annales Saxoniae per Henr. Meibomium. Francof. 1621. Fol.

**) Dithmari Chronicon c. not. Joach. Maderi. Helmst. 1667. 4to.

***) Es hat Mehreren gefallen, dieſelben Vorſtellungsarten bey den alten Völkerſchaften zu ehren, bey den neuern als eine aus dem Chriſtenthum hervorgehende Verkehrtheit aufzufaſſen. So iſt gegen die unphiloſophiſchen Vorſtellungen der alten Völker, welche einzelne Bewegungen der Natur perſonifizirten, niemals; vielfältig jedoch gegen allen Glauben an Genien, an perſönliche Geiſter der Elemente unter den Neuern geſtritten worden. Gänzlich unüberlegt iſt es gewiß, dem Chriſtenthum nicht allein dieſen Glauben, ſondern auch deſſen Entſtellung durch Unwiſſenheit und groben Sinn beyzumeſſen, da er doch, wie es ſcheint, ein uraltes, und von der Form abgeſehen, unveräußerliches Eigenthum der Menſchheit iſt. Gegen ſeine grobe Form, den Aberglauben, wie er unter den ſpätern Heiden ausgewachſen, haben jederzeit eifrige Prieſter geſtritten. Zu Karls Zeiten erhob ſich Agobard, Erzbiſchof von Lyon. (Opuscul. Tom. I. ed Baluzii. Paris 1566); ſeine Schrift gegen die abergläubigen Naturanſichten iſt ſelbſt mit Heftigkeit abgefaßt. In unſerm Zeitalter erneuerten ſich die Demonſtrationen gelehrterer Prieſter gegen die irreligiöſe Furcht der Naturmächte, (Abbo, Dithmar, u. a. m.) Wir kennen übrigens, was vorzüglich im V. Bande der Hist. litt. de la France, von Seite [illegible] an, über die abergläubiſchen Vorſtellungsarten des Volkes in Frankreich, und ſelbſt in Deutſchland, iſt zuſammengetragen worden, und beſtreiten es

Spuren noch nicht genug verfolgt worden ſind. Auch möchte ihm die Urbanität der größern Geiſter jener Zeiten auffallen, und um ſo mehr, je weniger ſie der vorausſetzt, welcher ganz friſch und neu an das Studium dieſer Zeiten geht. Von Gründen dieſer Art bewogen ſchrieb Leibnitz: *mit dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte verglichen, verdiene das zehnte ein goldnes genannt zu werden.*

Wir können nicht umhin hierbey die Bemerkung zu machen, daß alle Litterargeſchichten, und mit ihnen unſer Leibnitz, vorzüglich auf die Beſchaffenheit des lateiniſchen Styles hindeuten, wenn ſie von der Barbarey, deren Maaß oder Uebermaaß in irgend einem Abſchnitte des Mittelalters reden. Denn das zehnte Jahrhundert hat noch keine National-Litteratur aufzuweiſen, wie die meiſten europäiſchen Länder im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte; Italien feyerte in demſelben ſein goldnes Zeitalter der Dichtkunſt, und nahm bereits den kühnen Schwung der Kunſt, welcher Florenz und Rom aller Bildung heiligte. Spekulative und empiriſche Naturforſchung, und von ihr unzertrennliche Mathematik, hatte überall in Europa gefußt, um ein Jahrhun-

---

nicht. Wer aber daraus zu allgemeine Folgen ziehen wollte, den erinnern wir an den Eindruck, den noch in unſern Zeiten Wahrſagungen ſelbſt des Weltendes bey Chriſten verſchiedener Confeſſionen gemacht, und den wir verſchiedentlich zu beobachten Gelegenheit gefunden. Welches Zeitalter nämlich könnte ſich einer prüfenden Forſchung des Glaubens an einen weiſen Gang der Dinge rühmen, wäre es nicht das heutige? Und dennoch Aberglauben!

dert ſpäter den kühnen Umſchwung der Naturanſichten zu bewirken, der eins der größten Ereigniſſe der Weltgeſchichte bleibt, wie ſeicht auch die augenblicklich darauf erfolgte Verſandung der Gedanken iſt.

Uebrigens ſey uns vergönnt, im Allgemeinen hin die ſchlechte Latinität der meiſten Schriftſteller des Mittelalters zu entſchuldigen, oder den Nachdruck anzugreifen, den man auf das hin und wieder hervorleuchtende Beſtreben zu einem zierlichen Latein gelegt. Zu großem Vortheil der Wiſſenſchaften hatte die allmählig ſich ausdehnende Autorität des römiſchen Stuhles die lateiniſche Sprache ſelbſt über die Gränzen des alten römiſchen Reichs hinaus, zur Geſchäfts- und Gelehrtenſprache erhalten; erſt ſeit dem zwölften Jahrhunderte verliert ſich allmählig der Gebrauch und die Achtung derſelben, bis er in unſern Tagen gänzlich zu erlöſchen droht. Bey allenthalben germaniſirten Sitten mußte dieſe Sprache im Geſchäfte mit dem Leben, in der Religion aber mit den neuen Ideen des Chriſtenthums in einen ſchwer auszugleichenden Widerſpruch gerathen. Die lateiniſche Sprache war ein Mittelding zwiſchen todter und lebendiger Sprache geworden, mußte alſo den klaſſiſchen Schriftſtellern unähnlich werden. Deſſen ungeachtet bleibt die große Menge der Perſonen, die das Mittelalter hindurch ein verſtändliches, oft ein erträglich reines Latein geſchrieben, ein merkwürdiges Beyſpiel des lebendigen Beſtrebens nach Wiſſenſchaft und wiſſenſchaftlicher Mittheilung. Es bleibt immerhin bewunderungswürdig, daß dieſe einzige Brücke zu den

Wiſſenſchaften hinüber von ſo vielen zu betreten unternommen worden; doppelt, weil Grammatiken und Lexika nicht, wie unter uns, faßlich, und dem Studium der Nationalſprache gegenüber, ſondern dunkel, und aus den Lehrverſuchen der ſpätern Römer gegeben würden. Denn die meiſten Nationalſprachen begannen erſt ſpät ſich grammatiſch zu begreifen, wenn auch, wie wir vermuthen, mehr Leben und Anſchaulichkeit in ihnen war, als in dem erlernten Latein.

Doch es iſt Zeit zu unſerm Hauptvorwurfe zurückzukehren! So feſt und ſicher — wie wir es oben angaben — hatte Leibnitz ſich ausgeſprochen; und wie es ſcheint, beſtimmte er viele ſeiner Zeitgenoſſen und nächſten Folgemänner zu ähnlichen Anſichten. Unter denen welche ſie in Schriften niedergelegt, zeichnet ſich der berühmte Heumann aus.

Doch wirkte auf den größten Theil der Vertheidiger dieſes zehnten Jahrhunderts das Anſehen einer verjährten Meynung ſo mächtig, daß ſie ſich darauf beſchränkten, davon die geographiſche oder wiſſenſchaftliche Seite, welche ſie vorzugsweiſe unterſucht hatten, von der allgemeinen Verdammniß zu erretten, und ſich gegen die Einwürfe, welche man ihnen gegen allgemeines Lob hätte machen können, durch allgemeinen Tadel zu verwahren.

Noch als Jüngling verfaßte Gatterer eine ſchätzbare Diſſertation über den Brief eines gewiſſen Gunzo*), den

---

*) Gatterer (J. Chr.) Progr. de Gunzone, Italo qui saec. X. ob-

den Otto der Große an ſeinen Hof berufen, und den die deutſche Schule zu St. Gallen, vielleicht aus Amtsneid, angefeindet hatte. Dieſer Brief iſt eine Vertheidigungsſchrift gegen die Angriffe, die man auf ſeinen Priscian gemacht, und wenn ſonſt nichts gegen deſſen Aechtheit einzuwenden iſt, ein merkwürdiges Denkmal der Lateinwuth der deutſchen Schulen dieſer Zeit, und der Beleſenheit jenes Italiäners, wenn dieſelbe nicht etwa von irgend einem encyklopädiſchen Werke ausfließt. Seine Zergliederung und Betrachtung im Einzelnen veranlaßte Gatterern zu weiteren Folgerungen auf die Cultur dieſes Zeitalters, die dann im Vergleich zur alten Meynung von ewiger Nacht des zehnten Jahrhunderts für Deutſchland ſehr vortheilhaft ausgefallen. Aber Italien konnte nach ſeiner Meynung, wenn es je aller Wiſſenſchaften entbehrte, damals vielleicht in dem Falle geweſen ſeyn. Doch der Grund für dieſe Meynung, das Urtheil vom Hörenſagen eines Concilii zu Rheims iſt, wie Gatterer ſich ſelbſt einwendet, nicht gänzlich zuverläſſig, weil es ſich auf nichts Beſtimmtes bezieht.

Von beſondrer Furchtſamkeit iſt Frommann's *) Abhandlung, deren Titel etwas Erſchöpfenderes verſpricht. Als Compilation von denen zu benutzen, die nicht alle Schriftſteller über dieſe Controverſe ſelbſt durchleſen wol-

---

aevo in Germania pariter atque in Italia eruditionis laude floruit ad illustrandum rei lit. statum saec. X. Norimberg. 1756. 4to.

*) Frommann (Ch. Andr.) Pr. IV. Saeculum decimum prae ceteris medii aevi nomine obscuri insigniendum non esse. Coburgi, 1770. 4to. S. auch Museum Casimirianum p. 332—357

len, darf man das ſchwache und ſchwankende Urtheil des Verfaſſers doch nicht ohne große Vorſicht anwenden.

Nach Heeren's *) vortreflicher Entwicklung iſt der Zeitraum der byzantiniſchen Geſchichte von Baſilius bis Conſtantinus Porphyrogennitus (867—959) von unermeßlicher Wichtigkeit in der Geſchichte des Studiums der klaſſiſchen Litteratur. Aber der ganze Occident muß der verjährten Meynung den Tribut bezahlen, und Heeren ſcheint, wie wir mit aller Achtung gegen ſeine großen Verdienſte hinzuſetzen, bey dem großen Umfange ſeiner Litterargeſchichte den Occident im zehnten Jahrhundert weniger durchforſcht zu haben, als das ergiebigere Byzanz.

Auf eine ähnliche Weiſe urtheilt Hr. Fiorillo **) in ſeiner Kunſtgeſchichte der Lombardey: »Man kann nicht ſagen, daß im zehnten Jahrhunderte der Baukunſt und Malerey ein gleich trauriges Schickſal mit den Wiſſenſchaften zu Theil wurde,« und man darf es dem gelehrten Kunſthiſtoriker nicht ſo hoch anrechnen, daß er, was in mancher Hinſicht außer ſeinem Wege lag, und was in den Litterarhiſtorien über die litterariſche Nacht des zehnten Jahrhundetrs war angemerkt worden, ſtehn ließ.

Da nun verſchiedene Gelehrte in den verſchiedenen Gegenden der Geſchichte dieſes Jahrhunderts, welche ihnen durch Forſchung vertrauter geworden waren, Thatſachen entdeckt haben, welche ſie zu günſtigen Urtheilen beſtimmten, ſo ſcheinen wir folgern zu dürfen, daß ſich auch im Allgemeinen angeſehen, die litterariſche und künſtleriſche Bildung jenes Jahrhunderts merklich über die der vorhergehenden erhoben habe.

---

*) Heerens Geſchichte des Studiums der klaſſiſchen Literatur ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften. Göttingen 1802.

**) Fiorillo (J. D.) Geſchichte der zeichnenden Künſte von ihrer Wiederauflebung bis auf die neueſten Zeiten. Zweyter Band.

Unter verſchiedenen, zufällig veranlaßten Aeußerungen denkender Geſchichtsforſcher ſcheint uns auch Rößler's mehr auf das 10te, als auf das 9te Jahrhundert zu deuten. In der That nehmen wir unter den frühern Jahrhunderten des Mittelalters zuerſt wieder in dieſem zehnten eine beſſere Entwickelung mathematiſcher Kenntniſſe und einige Anſichten der Natur wahr. Dieſe Wendung in der wiſſenſchaftlichen Betriebſamkeit iſt vielleicht geſchichtlich entſcheidender, als das Leſen einer gewiſſen Auswahl lateiniſcher Autoren ſchlechthin in grammatiſcher, oder doch nur hiſtoriſcher Hinſicht, welches, wie in den angeführten Schriften nachgewieſen worden, dieſem wie einem jeden Jahrhunderte des Mittelalters, gemein war. Uebrigens gilt noch, was Gatterer bemerkt, daß die Litterargeſchichte dieſer früheren Zeiten des deutſchen Staates nichts weniger, als gänzlich ausgebildet ſey. Auch ſind Hontheim's und Heumann's *) Klagen neuerdings auf die traurige Erfahrung gegründet, daß ſeit faſt einem Jahrhunderte dem ſchon gedruckten Vorrathe von Schriften des Mittelal-

---

*) Heumann, Conspectus historiae Literariae seu via ad historiam literariam. 8vo. Hannoverae, 1763.

ters nichts zugewachſen, mehr weil nichts geſucht *), als weil nichts gefunden worden. Noch inniger durchdrungen ſind wir von den Klagen des gelehrten Sollier, daß die bis jetzt bekannt gemachten Schriften derſelben Zeit ohne Wahl oder kritiſche Würdigung des Werthes ihrer Abſchriften in die bekannten Sammlungen aufgenommen worden. Zu gutmüthig verließ ſich ſelbſt der ſcharfſinnige Käſtner auf den Petziſchen **) Abdruck der Schriften Gerberts und Adelbolds. Wir wünſchen, daß dieſe Erinnerungen hinreichen mögen, und daß eine Abhandlung von der Kunſtgeſchichte des 10ten Jahrhunderts nunmehr für den bis dahin einſeitig unterrichteten Leſer nichts Auffallendes mehr habe. Indeſſen müſſen wir eingeſtehen, daß uns die erſten Regierungen deutſcher Wahlkönige nur ſpärliche Fragmente äußerſt roher Bild- und Bauwerke darbieten, und das Nachwirken alles Guten, welches von Deutſchlands Bildung insbeſondre in dieſem Zeitalter geſagt werden kann, erſt unter den ſpätern Regierungen Otto des Dritten und Heinrich des Heiligen recht deutlich wird. Arnulph's große Geiſtesgaben konnten wohl nicht über die Gränzen des alten Bayern hinauswirken, und Konrad den Erſten empfing ein zu unruhvolles Regiment. Das gewaltige Hervorbrechen der ſeltſamen Verſchiedenheit der drey deutſchen Hauptſtämme hielt ſein ganzes Herrſcherleben hin. Da die Geiſtlichkeit in Achtung ſtand, einige Schulen blühten und Spuren verſchiedener Kenntniſſe vorkommen, ſo wurden auch zweifelsohne die Künſte geübt, welche das römiſche Ritual vorausſetzte, als Bildnerey, Baukunſt, Geſang. Wie niedrig aber die Stufe der Ausbildung in den Werken der zeichnenden Kunſte geweſen, zeigen die wenigen, aber nicht unwichtigen Fragmente, welche wenigſtens im Allgemeinen in dieſe Zeit gehören, wenn ſie auch nicht immer beſtimmt einer der früheren deutſchen Regierungen zugeſchrieben werden können.

---

*) Allein aus dem, was in der Hist. litér. de la France an Mspt. angezogen worden, kann man auf den großen Vorrath noch ungedruckter Schriften aus dieſer Zeit ſchließen.

**) Petz (Hieron.) Scriptores Rerum Austriac. veteres et genuini edidit et necessariis notis observationibus illustravit. Tom. I. Lips. 1720. Tom. II. ib. 1725. Tom. III. Ratisb. 1745. fol.

Unter dieſen Alterthümern iſt die gedoppelte Burgkapelle zu Nürnberg vielleicht das merkwürdigſte, deſſen Erbauung, wo möglich näher beſtimmt zu werden verdiente. Sie iſt mit ihrer äußern gegen die Stadt hingekehrten Wand der einzige lehrreiche Reſt aus einer ältern Epoche, welcher ſich auf dem Wege der Beſichtigung in derſelben Burg entdecken läßt. Beyde Kapellen ſtehen über einander in verſchiedenen Plänen, welches vorauszuſetzen ſcheint, daß auch die alte, dazu gehörige Pfalz aus wenigſtens zweyen Planen, außer dem Bodengeſchoſſe, beſtanden. Die ganze Conſtruction iſt von dem älteſten Charakter; jede der beyden Kapellen ruht auf vier Säulen von pentheliſchem Marmor; für die damalige Zeit ein wahrhaft kaiſerlicher Luxus, der uns von dem Gedanken entfernet hat, als könnte dieſes Werk von Konrad dem Erſten erbaut worden ſeyn. Aus dieſem Grunde und weil die Kunſt an den Köpfen und Verzierungen von der äußerſten Rohigkeit, deren Charakter in Vergleich mit der ſchmächtigen Zierlichkeit der Bildhauerey aus den Zeiten Heinrich des Zweyten rauh genannt werden könnte: meynen wir vorerſt dieſes Werk dem Arnulph zuſchreiben zu dürfen. Säulen von griechiſchem Marmor, die, wie man ſieht, einmal einem andern, wahrſcheinlich italieniſchen Gebäude gedient hatten, laſſen ſich, wenn nicht andre geſchichtliche Ueberzeugungen davon abführen, zunächſt nur von Königen erwarten, die zugleich in Italien geherrſcht, und ſelbſt für Otto den Großen iſt die Bildnerey an dem Bogen der kleinen Vorhalle, in der Niſche und auf einem Conſole außerhalb an der Wand wohl noch zu roh. Damit wollen wir aber künftigen Entdeckungen in der Geſchichte dieſes Werkes nicht vorgegriffen haben; denn Beweiſe der Art, wie die angeführten, ſind nur annähernd und überzeugen uns ſelbſt bey dem Mangel hiſtoriſcher Gründe nicht gänzlich.

In der alten Reſidenz bayeriſcher Könige, in Regensburg ward vor mehr als einem Jahrhunderte ein Denkmahl aufgedeckt, das von dem einfachen Kunſtſinn jener Zeiten ein ſicheres Zeugniß giebt, nämlich der Sarg Arnulphs. — —

(Ein größeres Bruchſtück über den *Urſprung der gothiſchen Baukunſt*, wird in einem der nächſten Hefte erfolgen.)

Ueber
das deutſche Luſtſpiel.

An
den Herausgeber des deutſchen Muſeums
von
A. Freyh. v. Steigenteſch.

Sie wollen, daß ich Ihnen meine Bemerkungen über das Luſtſpiel mittheile? Ueber das Luſtſpiel? Die erſte Bemerkung, die ſich mir dabey aufdrängt iſt, daß der Deutſche keines mehr hat, und daß der ungetrübte Geiſt der Fröhlichkeit ſelbſt von unſerer Bühne verſchwunden iſt.

Zählen Sie unſere dramatiſchen Schöpfungen und ſagen Sie mir dann, wie viel Luſtſpiele Sie in unſerer Sprache gefunden haben. Als die deutſche Sprache, viel ſpäter als ihre Schweſtern, aus ihrem langen Schlaf erwachte, wurde ihre Kindheit noch durch den Frohſinn ihrer Nachbarn erheitert. Aber ihre Ausbildung ſchien die heiteren Züge ihrer Jugend zu verwiſchen, und Ernſt, Dunkelheit, Weitläuftigkeit und Härte verdrängten zuweilen den Scherz, und mit ihm — nur zu oft — die Weichheit und den Wohllaut der Sprache.

Mit Großmann ungefähr ſchließt ſich die Reihe unſerer Luſtſpieldichter. Was nach ihm entſtand, gehörte mit wenig Ausnahmen in das Gebieth der Rührung, wo der Frohſinn in den Thränen der Wehmuth unterging. Von jenem Zeitpunkte an war es um die fröhliche Kunſt und ihre Ausübung geſchehen. Ein gebeugter Hausvater mit hängendem Kopf und hängenden Armen; eine troſtloſe Familie, die der Dichter wie eine Gruppe von alten und jungen Trauerweiden auf die Bühne pflanzt; ein armer Mann, der verzweifelt; ein Sohn, der raſt; ein anderer, der brüllt; ein Verwandter, der die Hände ringt; eine Mutter, die jammert; eine Tochter, die weint; ein Kammermädchen, das ſchluchzt; ein Mädchen, das hungert; ein Kind, das betet; ein Greis, der friert, und drey oder vier Nebenperſonen, die ſeufzen, das ſind die Stereotypen, durch welche die neueren Erſcheinungen unſerer Bühne ihr Leben erhalten.

Der große Zweck der Bühne iſt, zu erheben, oder zu erheitern. Der Kampf mit dem Schickſal; die Rieſenbilder der Vergangenheit; der ſtolze Gang der Sprache, der, rauſchend wie ein Strom, hinreißt und erſchüttert, oder ſich wie der Adler aufſchwingt, erheben den Menſchen über das Gewöhnliche und wecken die ſchlummernde Kraft für das Große und Gute.

Nach den Rieſen der Vergangenheit trat das Luſtſpiel auf die Bühne. Sein Schickſal bey den verſchiedenen Völkern, was es iſt, war und ſeyn ſollte, habe ich an einem andern Orte geſchildert *), und mir bleiben

---

*) In der Einleitung zu meinen Luſtſpielen, die zur Oſter-Meſſe bey Göſchen in Leipzig erſcheinen.

nur wenig Bemerkungen übrig, die ich Ihnen darüber mittheilen kann.

Seine Bilder ſind aus dem gewöhnlichen Leben genommen; aber ihre Zuſammenſtellung und die Sprache müſſen ſie veredeln. Die Dichtkunſt braucht den Kieſel zu ihren Naturgemälden, aber die Kunſt ſchleift ihn und er gleicht in ihrer Hand einem Edelſteine. So muß das Gemeine veredelt werden, und wiewohl ich nicht glaube, daß die Bedienten und Kammermädchen ſprechen müſſen, wie ſie Marivaux ſprechen läßt, ſo glaube ich, daß man ſie gar nicht oder ſehr ſelten auf die Bühne bringen ſoll. Die Poſſe kann ſich ihrer bemächtigen; aber dieſes Erbübel der ältern franzöſiſchen Bühne, die Bedienten, die meiſtens mehr als ihre Herrn, ſelbſt in ihrer Gegenwart, ſprechen, ſind Erſcheinungen, die unſern Empfindungen und Gebräuchen widerſprechen, und das Vertrauen und die Freundſchaft in die Bedienteſtube verweiſen. Fragen Sie Ihre Leſer, wer von ihnen den deutſchen oder franzöſiſchen Skapin zu ſeinem Freunde oder ſeinem Vertrauten haben möchte.

Die Thorheit in ihren tauſend Geſtalten bietet dem Dichter immer neue Farben an. Wer hat das Verzeichniß der menſchlichen Thorheiten ſchon ganz durchblättert? Aber dieſe Thorheit, die der Witz verfolgt und neckt, darf durch nichts getrübt werden, das unſer Mitleid erregt, ſonſt entſteht das Gefühl, das ſich mir gewöhnlich in unſern neuern Luſtſpielen aufdringt, daß heißt: man ärgert ſich über den Witz, der die unglückliche Thorheit neckt, wenn man ſich über die Thorheit ärgern und über ſie lachen ſollte. Darum glaube ich auch, daß das höhere Luſtſpiel ſich nur im Kreiſe der höhern Stände bewegen muß; denn aus dieſen ſind die kranken Kinder des Mangels verbannt, die unmöglich dem Luſtſpiel angehören können, wiewohl ſie in den neueſten das Bürgerrecht erhalten haben.

Ein altes Geſetz beſtimmt die Einheit des Ortes. Das Beyſpiel der Engländer hat uns verführt, dieß Geſetz zu übertreten, und alle Gebrechen unſerer neuern Stücke ſind eben ſo viel Strafen, die dieſer Sünde folgen. Jede Verwandlung der Bühne, die vor unſern Augen vorgeht, ſtört unſern Genuß. Dieſe weglaufenden Thüren, Wände die in die Luft fliegen, Tiſche Stühle, die weggeſchleppt und durch andere erſetzt werden, vernichten die Täuſchung. Bey jeder neuen Verwandlung entſteht in dem Zuſeher das unfreundliche Gefühl eines Menſchen, der eine neue Wohnung bezieht und einige Zeit braucht, bis er in ihr einheimiſch wird. Und wie drückend muß dieß Gefühl ſeyn, das in jedem Aufzuge drey oder viermahl erneuert wird! Wie dringend iſt daher das Bedürfniß geſchloſſener Dekorationen. Die Zuſeher auf beyden Seiten ſehen in die offenen Seitenwände (Kuliſſen), wo gewöhnlich Handlungen anderer Art die Handlung des Stücks unterbrechen; dann ſtreckt die Neugierde gewöhnlich ein halb dutzend Köpfe aus den Zwiſchenräumen, und der arme Menſch, der in einem Selbſtgeſpräche ſein Verbrechen oder ſeine Thorheit geſteht, wird von einem Dutzend Ohren belauſcht, die zu groß ſind, um zu den unſichtbaren zu gehören; dann wird der Schauſpieler, ſobald er abgetreten iſt, wieder er ſelbſt, und es thut dem Auge weh, den raſenden Ajax, der unſere Bruſt mit Schrecken füllte, hinter der Kuliſſe zu ſehen, wie er ſeine Wuth in einem Glaſe Limonade abkühlt. Aber dieſe geſchloſſenen Dekorationen können nur Statt haben, wenn die Einheit des Orts genau beobachtet wird, da ihre Veränderung zu viel Zeit erfodert. Höchſtens nach jedem Akte darf die Bühne verwandelt werden, und das nur ſelten: denn das ewige Verſetzen von einem Hauſe, oder gar von einem Lande in das andere, mag in den Zauber-Opern an ſeiner Stelle ſeyn, aber darf ſich die höhere Kunſt zu dieſen Hülfsmitteln erniedrigen? Wir fodern Wahrheit in den Gemählden und ihrer Darſtellung auf der Bühne; jede Handlung muß im Reiche der Möglichkeit liegen: werden dieſe gerechten Foderungen an die Kunſt nicht ſelbſt durch ihre Ausführung auf dieſe Art vernichtet?

Die Thorheit und der Witz haben hinlänglichen Raum in einem Zimmer, oder in einem Garten, oder auf einer Wieſe, oder auf einer Treppe, wo ihr den Schauplatz hinlegen wollt, auf dem ſie erheitern. Aber zeigt mir nicht alle Zimmer des Hauſes, oder nicht alle Theile des Gartens, und laßt mich ruhig auf einer Stelle, ohne den Faden der Handlung einige Meilen weit auszudehnen. Ich will erheitert und nicht ermüdet werden.

Dann laßt die Liebe — dieſe Seele des Luſtſpiels — nicht vor meinen Augen entſtehn. Ihr habt nur vier und zwanzig Stunden, die zwiſchen dem aufkeimenden Wunſche und ſeiner Erfüllung liegen. Ich denke immer dabey an das Unglück des armen Menſchen in der nächſten Woche, den die Liebe auf der Bühne, wie ein Fieber überfällt; der kommt, ſieht und heirathet, ohne mehr von ſeiner künftigen Gefährtin zu kennen, als ein Paar Augen und ein Paar Worte. Es koſtet euch nur ein Paar Federſtriche, und die Liebenden haben ſich ſchon vor einigen Monaten geſehn, gekannt, geſprochen oder geſchrieben, und dann macht mit ihnen, was ihr wollt. Aber es beleidigt Gefühl und Erfahrung, im erſten Aufzuge die Leidenſchaft in der Wiege und im letzten ſchon ſo erwachſen zu ſehen, um mit einem Unbekannten an den Altar zu treten. Das heißt den Geiſt der alten ſpaniſchen Bühne aus ſeinem Grabe wecken, auf welcher der Held im erſten Aufzuge gebohren wird und vier Akte durch wächſt, um im fünften zu ſterben.

Jede Kunſt hat ihre beſtimmten Geſetze; ſie ſind leichter zu verletzen, als zu befolgen, aber es ſind keine Feſſeln, die den Flug des Genius binden. Die Dichtkunſt zieht ihre magiſchen Kreiſe um die Geweihten; ſie bewegen ſich frey und ungehindert in ihnen, ohne die heiligen Schranken zu durchbrechen, über die hinaus ſich nur der Wahnſinn verirrt oder die Mittelmäßigkeit flüchtet.

Dieſe Geſetze herrſchten auch in Deutſchland, als Leſſing noch die Reinheit des Geſchmacks und der Bühne bewachte. Aber die Augen dieſes Wächters ſind geſchloſſen, und gleich nach ihm verirrte ſich eine Erſcheinung auf unſere Bühne, die nicht erhob und nicht erheiterte, und bey der eben ſo oft von den Schauſpielern als den

Zuhörern geweint wurde. Es war das Schauſpiel und ich habe oben ſeine Beſtandtheile geſchildert.

Indeſſen bin ich weit entfernt, alles von der Bühne zu verbannen, was zu unſerm Gefühle ſpricht, ohne zu erſchüttern oder zu erheitern. Verſöhnung, Wiederſehen, Vaterfreude, Mutterzärtlichkeit, Liebe, Wohlthun, Dankbarkeit, alle beſſeren und weicheren Gefühle können und dürfen den Menſchen auch auf der Bühne nicht fremd bleiben. Aber es dürfen nur Augenblicke ſeyn, die ihnen angehören, wohlthuende Augenblicke, die um ſo wohlthätiger auf uns wirken, je ſeltener ſie erſcheinen. Dieſe Zerrbilder des Jammers, die ſich in fünf langen Akten über die Bühne ſchleppen, in fünf langen Akten ſeufzen, in fünf langen Akten weinen, in fünf langen Akten verzweifeln — heißt das nicht das Gefühl auf die Folter ſpannen, um an einem Abende den ganzen Vorrath von Thränen und Seufzern auszupreſſen, den der Zuhörer in einer Woche geſammelt hat?

Denken Sie Sich einen Unglücklichen, dem ſeine Frau zu Hauſe das Leben nicht erheitert, den eine Schuld quält, den häusliche Sorgen drücken, und der ſich mißmuthig ſeinen vier Wänden entreißt, um Zerſtreuung und Erholung zu ſuchen.

Vor ſeinem Hauſe wirft er ſich in den Menſchenſtrom, der in das Theater fließt. Seine Blicke ſind ſtarr auf den Vorhang gerichtet, auf dem Melpomene zum Himmel zeigt und ihm die komiſche Muſe ihre Larve entgegen hält. Sein Auge erhebt ſich andächtig zum Himmel, von dem er Beruhigung erwartet, oder ruht freundlich auf den Larven, die ihn erheitern ſollen. Da verſchwindet der Vorhang, und ein Menſch, der über häusliche Sorgen jammert, ſitzt vor ihm auf der Bühne. Der arme Menſch im Parterre kann ſeinen Augen kaum trauen; er hat ſich ſelbſt und ſeinem Kummer entfliehen wollen, und er ſcheint ſich verdoppelt zu haben; denn ein gebeugter Menſch, wie er, ſteht vor ihm. Zu dem Jammerbilde auf der Bühne tritt eine Frau, die ihn mit unverdienten Vorwürfen erbittert, und die Hände des armen Menſchen, der ſich erheitern will, ziehen ſich unwillkührlich an ſeine Ohren hinauf; denn er glaubt ſeine Frau zu hören, der er kaum vor wenig Minuten mit Mühe entſprungen iſt. Nun kommt der brüllende Sohn oder das hungrige Kind, kurz, alle Sorgen des häuslichen Lebens treten verkörpert auf die Bühne, und der arme unglückliche Menſch, der für ſein Geld Troſt oder Heiterkeit kaufen wollte, ſtürzt mit zerriſſenem Herzen aus dem Theater, um in ſeinem Hauſe umſonſt zu finden, wofür er an der Theaterkaſſe bezahlen mußte.

Die Schilderung des Einzelnen kann — mehr oder weniger — auf Alle angewendet werden. Wo iſt der Menſch, den nicht eine Sorge drückt und dem das Leben nicht zuweilen hinter trüben Wolken erſcheint? Und iſt die Kunſt nicht wohlthätiger und größer, die mich über das gewöhnliche Leben erhebt oder mein Daſeyn erheitert, und mich, wenigſtens auf Augenblicke, vergeſſen läßt, was mich quält, als diejenige, die mich grauſam daran erinnert? Wie fürchterlich hat dieſe weinende Kunſt, — wenn es eine iſt — auf die Dichter und ihre Darſteller gewirkt! Selbſt die Stimmen unſerer Schauſpieler verliehren nach und nach den leichten, frohen, gefälligen Ton, um auf der Tonleiter des Grams und der Verzweiflung auf und nieder zu klettern. Daraus entſtehen dieſe krähenden, weinenden Mitteltöne, die für das Trauerſpiel nicht Würde genug haben und im Luſtſpiele den leichten, vorübereilenden Witz in langen, gedehnten Perioden feſthalten. Die Leichtigkeit, mit dieſen traurigen Geſtalten die Bühne zu bevölkern, hat auch das Gebieth des geſunkenen Geſchmacks mit ihnen übervölkert. Der Geiſt der Fröhlichkeit iſt vor dieſen neuen Erſcheinungen geflohen, um die ſich das Publikum ſammelt, und durch die lange Gewohnheit, ſich die Augen zu trocknen und ſie auf der Bühne trocknen zu ſehen, hat es längſt das Beſſere vergeſſen, das ihm die Morgenröthe unſerer Literatur zu verkündigen ſchien.

Zu den großen Zwecken der Bühne gehört auch dieſer, die Sprache zu bilden. Jeder gemeine oder niedrige Ausdruck muß aus dem Trauerſpiele und dem höhern Luſtſpiele verbannt ſeyn. Der Bühne ſollte das Richteramt über die Sprache angehören, um in ihr jeden Ausdruck genau zu beſtimmen, das Schwankende, das noch in ihr herrſcht, daraus zu entfernen, ihre Reinheit und ihren Wohlklang zu bewahren, und ſie von den Schlacken der verſchiedenen Mundarten zu läutern. Aber die blaſſen Geſtalten mit ihren zerriſſenen Herzen ſprechen auch nur in zerriſſenen Worten und Reden. Für den gedruckten Schmerz in fünf Akten hat der Buchdrucker kaum Ausrufungszeichen und Gedankenſtriche genug. Der Kummer ſpricht in Seufzern, die jede Rede in hundert kleine Stücke brechen und dieſe Sprache zerreißt das Ohr noch mehr als das Herz. Nur für die Verwünſchungen und die Moral werden gewöhnlich einige Reden aufbewahrt, die dafür auf drey oder vier Seiten die Kraft aller menſchlichen Lungen erſchöpfen.

Verſuche, die im Trauerſpiele, oder im Luſtſpiele gelingen, können nur beſſern Köpfen angehören, die mit dem Rhythmus und dem Reichthum der Sprache bekannt ſind. Aber die Leichtigkeit, durch Thränen und Seufzer zu ſprechen und zu rühren, lockt die mittelmäßigſten Köpfe an den Schreibtiſch, und wie zerſtörend dieſe Lockung für die Sprache iſt, beweiſen die meiſten dieſer Schöpfungen, die den Kummer des gewöhnlichen Lebens ſchildern und von der reichſten Sprache nur das Wörterbuch des Elends entlehnen.

Sie ſehen, daß meine Bemerkungen nicht erheiternd ſind. Ob das eigentliche Luſtſpiel je wieder auf unſerer Bühne erſcheinen wird, das hängt von dem Geiſte der Zeit und den Aufmunterungen ab, die unſere Schriftſteller erhalten. Bis jetzt hat es noch keine deutſche Regierung für nöthig gehalten, ſich der Bühne und der Sprache anzunehmen, um das letzte Eigenthum ihres Volkes zu bewahren und zu vermehren. Andre Sorgen beſchäftigen ſie und das Zeitalter eines Riche-

lieu

lieu und **Louis** XIV, das der franzöſiſchen Sprache beſtimmte Geſetze gab, und ihre Herrſchaft von der Seine bis an die Ufer der Newa ausdehnte, iſt noch nicht für Deutſchland erſchienen, das für ſeinen Ruhm und ſeine Sprache bald ſolcher Retter bedarf.

Antiquariſche Anfrage.

Wenn es Jemand unternimmt, von einem ſchon längſt bekannten altem Kunſtwerk, eine andere als die bekannte Erklärung zu geben, ſo kann dieß nicht als Anmaßung angeſehen werden, weil, nach der Ausſage ſelbſt berühmter Antiquare, es dabey oft mehr auf einen glücklichen Zufall als weiten Umfang von Kenntniſſen ankömmt. Noch Winkelmann erklärt ein Relief des Pallaſtes Barberini (Monumenti inediti) als die Ermordung des Agamemnon und der Kaſſandra durch den Aegiſth, obgleich er ſelbſt ſagt, daß einige weibliche Figuren der Darſtellung, Schlangen in den Händen tragen, welche auf dieſelbe Art bewegt ſeyen, wie die alten Künſtler ſolche den Furien in die Hände zu geben pflegten. Dieſes nämliche Relief iſt erſt in unſern Tagen richtig erklärt, als die Ermordung des Aegiſth und der Klytemnäſtra, die Verfolgung des Oreſt durch die Furien, und ſeine Flucht vom Altar des Apollo, während ſie entſchlafen. Von der Statue des ſogenannten Antinous, ehmals im Belvedere zu Rom, bemerkte ſchon Winkelmann, daß ſolche kein Antinous ſey, er hielt ſolche für einen Heros, etwa einen Meleager, und viele haben auf dieß ungefähre Wort hin ſolche Meleager genannt, bis Visconti vor wenigen Jahren in ihr einen Merkur erkannte. Dieß mag zu meiner Entſchuldigung genug ſeyn, wenn auch ich es wage, von einem längſt bekannten Kunſtwerk eine andre Erklärung zu geben.

Zu San Ildefonſo in Spanien befand ſich eine Gruppe in Marmor, welche ſeit Mengs Zeiten durch Gypsabgüſſe bekannt iſt, und gewöhnlich Kaſtor und Pollux genannt wird, obgleich die Figuren kleiner als die Natur, nicht in dem Styl gearbeitet ſind, in welchem wir gewohnt ſind Heroen dargeſtellt zu ſehen, beſonders wenn die Koloſſe auf Monte Cavallo mit Recht den Namen jener Zwillingsbrüder führen. Die beyden Fackeln, welche eine der Figuren hält, haben andre veranlaßt, ſolche die Genien des Schlafs und Todes zu nennen, und dieſe Meynung ſcheint beynahe beſtätigt durch das kleine weibliche Götterbild, welches der einen Figur zur Stütze dient, und durch den Scheffel auf dem Haupte als eine Gottheit der Unterwelt bezeichnet iſt.

Bey genauer Betrachtung bemerkt man aber auch in den Formen der beyden Figuren ſelbſt einen beträchtlichen Unterſchied im Charakter; die kleinere Figur, welche die Fackeln hält, nähert ſich mehr dem Heroiſchen, die andre größere iſt zärtlicher gearbeitet, ſchlanker und individueller in den Verhältniſſen. Ja, der Kopf ſcheint mir unwiderleglich ein Portrait zu ſeyn, und zwar ein Antinous Kopf. Man vergleiche die gradgezogenen ſtarken Augenbraunen, welche beynahe zuſammen gewachſen ſcheinen, die ſtark abgerundeten Augäpfel, den aufgeworfenen Mund, mit andern Antinous Köpfen, und beſonders den charakteriſtiſchen Wuchs der Haare, welche in den gleichen Parthien Ohren und Nacken bedeckend, ſich an allen ſeinen Bildniſſen wieder finden. Auch die breite Bruſt andrer Antinous Statuen wird man nicht vermiſſen, wenn man abrechnet, was ſolche durch die gebogene Stellung, eingeengter erſcheinet.

Habe ich recht geſehen, ſo bleibt nun übrig die dargeſtellte Handlung zu erklären, und was die andre Figur bedeute? Ob ich hierin irre, wünſche ich von andern Kunſtkennern zu erfahren.

Ich weiß nicht mehr wo ich es geleſen habe, daß Antinous ſich freywillig den Tod gab, als Opfer der Unterirdiſchen bey einer ſchweren Krankheit ſeines Herrn des Kaiſers Hadrian, und daß nicht ſowohl ſeine Schönheit und die Trauer über ſeinen frühen Tod, als Dankbarkeit des Kaiſers, die zahlloſen Abbildungen deſſelben, ja ſelbſt Vergötterung hervorgebracht. Wir wiſſen, daß es öfter bey den Alten verkömmt, ſich als Opfer den Unterirdiſchen zu weihen, ohne in die Fabelzeit des Admet und der Alceſte zurückzuſehen. Wien bewahrt eine Reihe von Bildern auf, welche zu den beſten Werken des Rubens gehören, und das Leben des Conſul Decius Mus darſtellen, welcher ebenfalls, nach dem Ausſpruch eines Orakels, der Unterwelt ſein Leben für den Sieg weihte, und ſiegend in der Schlacht blieb.

Opfer und Weihe des Antinous glaube ich in dieſer Gruppe zu ſehen. Ich kenne kein jugendliches Bildniß des Kaiſers Hadrian, um entſcheiden zu können, ob die zweyte Figur den Genius dieſes Kaiſers darſtellen ſolle, oder den des Todes ſelbſt. Durch dieß letztere werden die beyden Fackeln am ſchicklichſten erklärt; er erhebt die, welche dem Leben des Kaiſers leuchtet, und erlöſcht geſenkt auf den Altar die des Antinous. Der Altar iſt der Proſerpina geweiht, deren Bildſäule daneben ſteht, und durch den Scheffel auf dem Haupte, und vielleicht im Granat Apfel in der einen Hand bezeichnet iſt. Die kleine runde Scheibe in der rechten Hand des Antinous kann, wenn ſolche alt, die Tafel ſeyn, worauf das Gelübde geſchrieben iſt. Sehr paſſend iſt ſeine hingelehnte Stellung, deſſen Leben gleichſam mit der Fackel verliſcht, und wollte man ganz im Sinne der Neuern erklären, könnte man ſagen daß er gleichſam dem Tod in die Arme ſinkt.

Den Einwurf, den man machen könnte, daß die Figur, welche ich für den Genius halte, zu ſtark und heroenartig für einen Genius ſey, glaube ich dadurch begegnen zu können, daß die alten Künſtler nicht immer ſo folgerecht in ihren Vorſtellungen waren, als wir glauben: und wir haben geſehen, daß ſelbſt Winkelmann ſich irrte, indem die Rede vom ehemals genannten Antinous vom Belvedere war. Da er ſeine Charakteriſtik des Merkur wahrſcheinlich von der Statue in Florenz und der Bronze aus Herkulanum abzog, und doch Wisconti's Meynung, daß jene Statue ebenfalls ein Merkur ſey, durch mehrere andere Statuen unwiderleglich bewieſen ſcheint. Am beſten durch eine von gleicher Größe wie jene zu Paris, welche ich im gleichen Zimmer aufgeſtellt ſah, beynahe ganz in gleicher Stellung, noch größer und ſtärker von Formen und Gliedern, und an welchen ſich die Flügel am Kopfe, und der Caduceus erhalten haben.

Will man aber lieber die zweyte Figur unſerer Gruppe für den Genius des Kaiſers Hadrian halten, ſo fällt auch dieſer Vorwurf ſchon dadurch von ſelbſt weg, daß es nothwendig ſcheint, dem Genius einige Aehnlichkeit mit der Geſtalt des Kaiſers zu geben, und wirklich wird man mancherley Eigenthümlichkeiten nicht vermiſſen. Die ganze Figur, ſchon kleiner als die andern, bezeichnet auch in ihren Verhältniſſen einen Mann von mittlerer Größe; ſeine Glieder ſind ſchon etwas mehr, ausgebildet, nicht mehr ganz ſo jugendlich als die der erſten Figur; die Augen liegen nicht ſo tief in den Augenhöhlen, als wir ſolche bey den Idealköpfen der Alten zu ſehen gewohnt ſind, und das Haar iſt beynahe nach römiſcher Art kurz abgeſchnitten.

Die Vermuthung anderer Kunſtkenner als ob das ganze Kunſtwerk nicht zuſammen gehöre, ſondern aus zwey verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzt ſey, welches die Aehnlichkeit der Stellung der größeren Figur mit dem Apollo Eidechſentödter beweiſen ſoll; dieſem Einwurf bin ich ſchon zum Theil begegnet, indem ich auf die breite Bruſt aufmerkſam machte, welche hier ein ſo beſtimmtes Kennzeichen des Antinous iſt, bey dem übrigens mehr zarten Gliederbau. Außerdem ſchon könnte die bloße Aehnlichkeit der Stellung jenes nicht beweiſen, da dergleichen von den Künſtlern der ſpätern Jahrhunderte unter andern Bedingungen öfters älteren berühmten Kunſtwerken nachgebildet worden. Noch wird jeder Zweifel gehoben durch das Zeugniß von Augenzeugen, welche dieß Werk noch vor wenigen Jahren zu San Ildefonſo ſahen, und verſichern, die Platte, auf welcher die Figuren ſtehen, ſey alt, mit den Füßen beyder Figuren, dem größten Theil des Altars, und dem Fußgeſtelle des Götzenbildes aus einem Stück.

Friedr. Tieck.

Inhalt
des dritten Heftes.

Apologie des Krieges, besonders gegen Kant, von dem kön. ſächſ. Oberſten Hrn. v. Rühl. Seite 177
Betrachtungen über die Geſchichte, von M. — 193
Fragmente einer Geſchichte der Baukunſt im Mittelalter, von K. Fr. Rumohr. .... — 224
Ueber das deutſche Luſtſpiel, an den Herausgeber des deutſchen Muſeums, von A. Freyherrn v. Steigenteſch. .... — 247
Antiquariſche Anfrage, von dem Bildhauer Friedrich Tieck zu Carrara. .... — 258

Bitte des Herausgebers
an die
Herren Mitarbeiter.

Um nicht eine und dieſelbe Bitte ſo vielemahl und gegen jeden einzeln wiederhohlen zu müſſen; erlaubt es ſich der Herausgeber, einen allgemeinen Wunſch für das Deutſche Muſeum als Bitte an Alle hier in Anregung zu bringen. Es betrifft eine leſerliche Abſchrift der mitgetheilten Aufſätze, da durch das Gegentheil das Geſchäft der Redaction nicht nur erſchwert wird, ſondern auch oft ein ſehr weſentlicher Nachtheil für den Fortgang des Ganzen entſteht. Bey Einſendungen, welche von weit her kommen, wählt man natürlich ein feines Papier. Oft aber geſchieht es, daß dieß feine Papier durchſchlägt; dadurch wird auch eine ſonſt ſehr gute Handſchrift unleſerlich, wo ſich dann leicht ſinnſtörende Druckfehler einſchleichen. Wir tragen gern die Koſten für ein etwas höheres Porto, um nur Handſchriften auf ſtärkerem Papier, welche durchaus leſerlich ſind, zu beſitzen. Mehrmahls ſchon hat bey Aufſätzen, die wir gern recht ſchnell mitgetheilt hätten, das nothwendig befundene Abſchreiben eine unangenehme Verſpätung veranlaßt. Sollten wir außer der leſerlichen Handſchrift noch einen Wunſch für die äußere Einrichtung der Manuſcripte hinzufügen, ſo wäre es, daß dieſelben wo möglich in Quartformat auf jeden Fall aber mit einem ſchmalen freygelaſſenem Rande zu beyden Seiten verſehen wären.

S.

Verbeſſerungen

der im Novemberhefte 1812 abgedruckten Beſchreibung alter Gemählde.

Seite 870. Z. 13, ſtatt: die lies: den.
— 871. — 16, — ſeinen l. feinen.
— 872. — 26, — iſt es die menſchliche Natur als Klage, l. iſt es als Klage die menſchliche Natur u. ſ. w.
— 873. — 2, — Leben l. Beben.
— 875. — 16, — hinter dem ältern Ritter ein . zu ſetzen, das; hinter Schmuck weg.
— 876. — 19, — älter l. aller.
— 884. — 10, — weich l. reich.
— 885. — 6, — gelungenere l. gelungenſte.
— 891. — 21, — weichlich l. reichlich.
— 892. — 15, — vor l. von.
— 896. — 23, nach: Wärme kommt ein Komma.
— 897. — 4, — lieblich l. leiblich.

Beſchreibung altdeutſcher Gemählde.

Fortſetzung.

(Siehe das Novemberheft des erſten Jahrgangs).

Von

Amalia v. Hellwig, gebornen v. Imhoff.

Es iſt eine erfreuliche Bemerkung, daß in einer Zeit die ſowohl durch ungeheure und gedrängte Ereigniſſe, als auch durch Umwandlung aller beſtehenden Verhältniſſe jedes Denkmahl voriger Zeit zu zerſtören, und mehr noch im Gedächtniß der Menſchen zu verwiſchen droht, daß gerade zu dieſer Zeit die Neigung und Ehrfurcht für jene große Vergangenheit allgemein aufwacht; daß gleichſam an dem rauchenden Schutte, welcher die ruhmvollen Ueberreſte alter Herrlichkeit verzehrend bedecket, ſich die innere Liebe zu dieſen, als ein Phönix in erneueter Jugendkraft entzündet, und ſo, indeß Stoff und Form ſich wandeln, das Unſterbliche, der Geiſt jenes Vergangenen, auf friſch bewegten Schwingen dem ewigen Sonnenſtrahl entgegen ſteigt.

Dieß iſt der einzige, aber auch der herrlichſte Troſt für das treue Gemüth, wenn es mit Wehmuth ſo vieles verſchwinden ſieht, was ihm von jeher leuchtend, wie der Stern des Pols, und unverrückbar, wie dieſer erſchienen; wenn uns die Vaterſtadt fremd wird, und wir die Thürme nicht mehr ſehen, deren feyerlich tönendes Geläute ſo oft einen feſtlichen Tag verkündet, die mit blinkenden Kuppeln und Fahnen im vergoldenden Abendrothe.ſo heiter dem ſpielenden Kinde zum Veſperbrote winkten! Glücklich achtet ſich daher ein jeder, der von den ſinkenden Burgen etwa eine alte Waffe, einen Pokal oder ſonſt ein buntes Deckelglas erbeuten kann, das ihn an die Eindrücke früheſter Kindheit heiter erinnert. — Glücklicher, wer von den umgeſtürzten Altären ein frommes Bild gerettet, das vor Jahren, im Schimmer hoher Kerzen ihn von heiliger Stelle angeſtrahlt und das kindiſche Herz zur Andacht entzündet hatte. Wie ſorgſam wird er daran die Spuren der Vernachläſſigung zu verwiſchen bemüht ſeyn, um das verehrte Kunſtgebilde in erneueter Schönheit an würdiger Stelle, ſich und andern zu erfreulicher Anſchauung, aufzurichten.

So darf man hoffen, daß manches Treffliche neu entdeckt, und von edler Liebe gepflegt, dem langſam nagenden Zahn der Zeit für eine lange Reihe von Jahren entzogen werde; zum ſprechenden Denkmahl alter, unſern Enkeln vielleicht mährchenhaft ſcheinender Kunſt und Herrlichkeit.

In dieſer ſo frommen, als für die Geſchichte deutſcher Kunſt erſprießlichen Liebhaberey unterſtützte die Umwandlung Köllns unſere Sammler, wie ihr Eifer es verdiente, indem ſie die, aus aufgehobenen Klöſtern und abgetragenen Kirchen durch Unwiſſenheit verſchleuderten, und der Zerſtörung preisgegebenen Kunſtſchätze nach und nach entdeckten und an ſich kauften, wie dieſe ſeit länger als einem Jahrhundert durch den damahls verkehrten Kunſtgeſchmack bereits von den Kapellen und Altären durch andere Arbeiten verdrängt, auf Böden und Gängen der Klöſter angehäuft ſtanden, wo hundertjähriger Staub eine ſchützende Decke über ſie breitete, die, geſchickt und vorſichtig weggehoben, die Gemählde in allem Zauber friſcher Farbengluth hervorgehen ließ.

Es fand ſich unter denſelben eine große mannigfaltige Reihe hohen und verſchiedenen Alters, welche unverkennbar die Einwirkung eines idealen griechiſchen Typus verrathen, und den offenbaren Beweis liefern, daß die Mahlerey bey den Deutſchen, nicht minder als bey den Italienern, jedoch auf eine eigenthümliche Weiſe, der neugriechiſchen Kunſt gefolgt iſt, die mit ſo vielen andern Zweigen der Bildung ſchon früh, am wirkſamſten aber durch den lebhaften Verkehr der Kreuzzüge, von Byzanz herüber gekommen, dem Abendland eine herrliche Quelle jener ſchönen Begeiſterung ward, deren das deutſche Herz ſo fähig iſt, und die in Werken alter Meiſter dieſer Nation funkenſprühend aus innerſter Seele heraufglüht.

Der glückliche Umſtand, daß Kölln von allen großen deutſchen Städten vielleicht die einzige, ſeit fünf Jahrhunderten keinen Krieg in ihren Mauern geſehen, begünſtigte die wichtige Entdeckung dieſer bey uns bisher unbekannten älteren Kunſtweiſe, die man, um ſie von der ſpätern zu unterſcheiden, obſchon ſie von Deutſchen geübt, ihren weſentlichen Grundzügen nach die neugriechiſche nennen muß. — Die Sammler überzeugten ſich durch Ueberreſte alter Fresko- und Glasmahlereyen, Bildhauereyen und einzelne wenige Tafelgemählde in den verſchiedenſten Gegenden, daß dieſer Styl allgemein in Deutſchland verbreitet war; aber außer dem merkwürdigen Schloſſe Karlſtein bey Prag gelang es ihnen noch nicht, ein Denkmahl aufzufinden, welches, wie dieſes, eine bedeutende Anſchauung, auch nur der mittleren Ausbildung der neugriechiſch deutſchen Mahlerey, geben könnte; indeſſen ſetzen ſie ihre Nachſuchungen und geſchichtlichen Forſchungen fort, und werden dieſe, wenn ſie zu einer genügenden Vollſtändigkeit gediehen, mit einem ausführlichen Verzeichniſſe ihrer Sammlung bekannt machen; — einſtweilen kann ich Dich auf eine hiſtoriſche Abhandlung und Zuſammenſtellung jener Mahlereyen, mit denen noch heut zu Tage in der griechiſchen Kirche üblichen verweiſen, die wir zunächſt von dem Herausgeber des Muſeums in der Sammlung ſeiner Schriften, als letzten Nachtrag zu ſeinen Kunſtbeſchreibungen, zu erwarten haben. —

Das erſte, was mich in der Reihe dieſer alten Bilder lebhaft anſprach, war eine heilige Veronika, das Schweißtuch gerade vor ſich haltend, zu deſſen Enden an beyden Ecken lobſingende Engel knien. Das jugendliche Haupt der Jungfrau, beynahe ganz von vorn genommen, hebt ſich anmuthig aus dem goldnen Grunde hervor, wie es mit dunkelrothem Gewand umgeben iſt, welches, lichtgrün gefüttert, Schultern und Arme bedeckt. Ein feiner Schleyer verhüllt zur Hälfte die hohe Stirn, und fällt, unter dem Kinn mit goldner Nadel befeſtigt, in einfachen Falten um die zarten Wangen über den Hals herab. Nur Kopf und Arme ſind von der Geſtalt ſichtbar, die man ſich knieend denken muß, indem das Schweißtuch den übrigen Theil der 1 3/4 Fuß breiten, 2 3/4 Fuß hohen Tafel einnimmt, auf welchem das Haupt Jeſu in natürlichem Verhältniß abgebildet, da hingegen das der Veronika nur in halber Lebensgröße erſcheint, die Engel unten am Gemählde aber weit kleiner dargeſtellt ſind.

Das Angeſicht des Erlöſers, in tiefen Schattentönen gehalten, ſtellt gleichſam den aus Schweiß und Blut gebildeten Abdruck der göttlichen Züge vor. Die Formen deſſelben erinnern nicht allein ſehr beſtimmt an die Antike, ſondern zeigen anſchaulich und in höchſter Vollendung einen bereits ausgebildeten Typus für dieſe Darſtellung, wie man in heidniſcher Kunſt einen ſolchen für Apollo und Minerva beſaß. Nichts willkührliches erblickt man in denſelben, ſondern eine durch Regeln beſtimmte hohe Schönheit und einen Schmerz, der göttlich zürnt.

Die beyden Engelgruppen, in leiſer Abwechslung, wie ein melodiſcher Rhythmus ſymmetriſch geordnet, lächeln uns tröſtlich und verſöhnend entgegen, wie ſie mit himmliſchem Halleluja den Sieg des Heilandes über Angſt und Schmerz feyern. In bunten Gewanden, mit farbig ſchillernden Schwingen, ſieht man ſie wie vom Licht einer unſterblichen Morgenröthe angeſtrahlt, indeß die düſtern Schatten irrdiſchen Leidens noch mit nächtlichem Schleyer das göttliche Haupt überziehen, aus welchem, zwiſchen den dunkel ſcharfen Stacheln der gewundenen Dornenkrone, goldne in Blumen ausgehende Strahlen hervorbrechen.

Das Bild, von ſo einfacher, als ſchöner Compoſition, trägt durchaus ein ideales Gepräge, und iſt in der Behandlung des Gegenſtandes der beſten altitalieniſchen Meiſter würdig; die techniſche Ausführung ſcheint leicht, ja beynahe ſkizzenhaft, die Falten in verfließenden Umriſſen ſind der Antike nachgebildet, die Lichter z. B. an Fingern und Nägeln aufgeſetzt, das Haar wenig vollendet, und überhaupt in der Manier, die man im Einzelnen noch bey den Werken des ältern Holbein auffindet. Merkwürdig bleibt vor allen die treffliche Haltung des Chriſtus-Kopfes, der, als der ſchwierigſte Theil des Gemähldes, von ſo guter Zeichnung als Ausführung des Pinſels iſt.

Aus derſelben Zeit, nähmlich der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, ſteht ein kleines 1 1/4 Fuß breites und 1 3/4 Fuß hohes Madonnen-Bild, an Zartheit der Form und Ausdruck jener Veronika nicht nach; auch ſtimmt der Goldgrund, wie das rothe grün gefütterte Gewand, mit dem erſt beſchriebenen überein, jedoch iſt an dieſem, übrigens ſorgfältiger ausgeführten Bilde, die Carnation blaſſer, und die Zeichnung unvollkommen, ja das Kind liegt in krüppelhafter Geſtalt in den auch verzeichneten Händen der Maria.

Es ſcheint mir hier paſſend, zugleich eines Werkes zu gedenken, welches in doppelter Hinſicht Aufmerkſamkeit verdient. Die Sammler beſitzen nähmlich einen künſtlich gearbeiteten Heiligenſchrein, vermuthlich vormals der Schmuck einer einſamen Kloſterzelle, deſſen oberer Theil zwey gothiſche Thürmchen aus Holz geſchnitzt und vergoldet darſtellt. Die durchbrochne Arbeit daran iſt auf das genaueſte vollendet und zugleich mit freyer Zierlichkeit behandelt, wie ſich an den in mannichfachem Wechſel aufſteigenden Blättern und Knäufen zeigt. Inwendig ſieht man die Verkündigung in freyſtehenden Figuren, die bis auf Geſicht und Hände vergoldet ſind; deßgleichen ſind es die inneren Wände des Schreins, worauf die Geburt Chriſti, die Vorſtellung im Tempel, das Opfer der drey Könige und die Flucht nach Aegypten, nebſt den Apoſteln Petrus und Paulus, der heiligen Agnes und Klara, gemahlt ſind; über dieſen aber Engel auf verſchiedenen Inſtrumenten ſpielend.

Dieſe Bildchen ſind nicht ohne Anmuth und naiven Reiz, jedoch zeigt ſich an dem Werke anſchaulich, welche Vollkommenheit die gothiſche oder beſſer geſagt, deutſche Baukunſt bereits erreicht hatte, als die Mahlerey ſich noch dürftig mit den angenommen Typen neugriechiſcher Kunſt behalf. Denn von unläugbarer Aehnlichkeit ſind hier die Geſtalten mit denen, die ich auf einem großen mit vierfachen Flügelthüren höchſt künſtlich zuſammengefalteten Altar geſehen, der zu Kölln in einer der Kapellen des Doms aufgeſtellt iſt. Dieſer aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, faßt eine große Anzahl kleiner Darſtellungen in ſich, die Geſchichte Jeſu in Compartimenten enthaltend. Jedoch behaupten dieſe Gemählde einen entſchiedenen Vorzug und ſind beſonders an zierlichen Köpfen reich, wie es bey einem bedeutenden Werke, das von ausgezeichneten Künſtlern ſeiner Zeit vollendet wird, leicht erklärbar iſt.

Aus ſpätern Jahren, aber noch ganz rein in gräciſirendem Style, ſind auf zwey großen Flügeln, von 4 3/4 Fuß Höhe zu 2 3/4 Fuß Breite, ſechs Apoſtel auf gleiche Weiſe, wie P. Perugino's Propheten und Sibyllen, ſammt den Helden des Alterthums, die wir im Kupferſtich beſitzen, nämlich in einfacher Reihe neben einander ſtehend, vorgeſtellt. Der Grund beyder Tafeln iſt hier ebenfalls Gold. Hinter den Apoſteln halten Engelchen einen dunkelblau und goldnen Teppich empor. Die Gewänder der Apoſtel ſind einfarbig in hellen Tönen, meiſt grün, roth und blau. Der Faltenwurf hat durchgehends Aehnlichkeit mit der Antike; auch die Ausführung der Geſichter in dem allgemeinen Beſtreben nach charaktervoll würdigem Ernſt bleibt ohne den beſondern Ausdruck individueller Züge. Schwerter, Bücher u. dgl. ſind meiſt verſilbert; das hiezu gehörige Mittelbild, die Kreuzigung Chriſti, worauf eine Mater doloroſa von großer Schönheit, ſammt den übrigen ſechs Apoſteln, welche an lebendiger Bewegung und Bedeutſamkeit die, ſo auf den Flügelbildern dargeſtellt ſind, übertreffen, iſt wie mehrere größere Gemählde der Sammlung in Kölln zurückgeblieben.

Eben ſo findet ſich hier nur das einzige aus einem dort aufbewahrten Cyklus von zwölf bis ſechszehn Vorſtellungen, die Verkündigung Maria abbildend, welches höchſt anmuthige Gemählde ich, ohnerachtet es 3 1/2 Fuß Höhe zu 2 1/2 Fuß Breite hat, und nach Art großer Gegenſtände frey und leicht, ja in der Behandlung, der Veronika gleich gemahlt iſt, der Zierlichkeit des Ausdrucks und Weichheit des Charakters nach, ein Miniaturbild zu nennen verſucht bin. —

Maria kniet auf einem Kiſſen im lichtblauen, reich um ſie hernieder wallenden Mantel vor dem ſchön geſchnitzten Bethſtuhl. Das hellbraune Haar fließt über der hohen Stirn geſcheitelt längs den Schultern in vollen Wellen hinab. Sie lächelt demuthsvoll und wie in kindiſcher Unſchuld vor ſich hin, da der Engel etwas hinter ihr knieend, das Scepter gegen ſie neigt. — Dieſer erſcheint, wie auf den meiſten alten Vorſtellungen, im Pluviale, welches hier aus dunkelm Purpur mit goldenen Blumen durchwirkt mit reicher Borte beſetzt iſt, und vom großen in Gold getriebenen Schloß auf der Bruſt zuſammen gefaßt wird. Ein ſchmales Purpurband hält die leicht gekräuſelten Locken des Himmelsbothen, deſſen Schwingen von grüner Farbe hoch über das liebliche Haupt in den Goldgrund hinaufſteigen. Ganz oben erſcheint in einem Wolkenkreis Gott Vater bis auf den Gürtel von Engeln unterſtützt; die Taube ſchwebt über der Gebenedeyten Haupt, welches, wie das des Engels, mit einem auf der Tafel erhöhten Doppelkreis umgeben iſt.

Hierbey ſcheint es mir in techniſcher Hinſicht bemerkenswerth, daß bey allen Bildern jener Zeit die Ornamente in dem Goldgrund gleichſam eingepreßt erſcheinen, und vermuthlich mit hiezu geeigneten Werkzeugen nach der Vergoldung in den, auf Holz ziemlich dick aufgetragenen Kreidengrund, gedrückt worden. So ſind in den meiſten Scheinen die Nahmen der Heiligen ſammt mehreren Blumenzierrathen zu erkennen, ja kleinere Bilder haben rings eine ſolche Einfaſſung.

Wie gern aber reichte ich Dir die Hand, um Dich vor zwey Bilder zu führen, die, wie aus einer unbekannten Welt herüber leuchtend, eine beſondere Anziehungskraft ausüben, und das Höchſte, gleichſam den Gipfel von den Werken gräciſirenden Styls bilden, welche dieſe Sammlung enthält.

Auf beyden 4 1/4 Fuß hohen, und 2 3/4 Fuß breiten Tafeln ſind auf einfarbig dunkelm Grunde drey Geſtalten heiliger Männer und Frauen vorgeſtellt. Könnte ich doch vor Dein geiſtiges Auge einen ſchwachen Abdruck dieſer zugleich hohen und reizenden Erſcheinung heben! Wie ſie aus göttlicher Umgebung tretend ſich mit der herrlichen Kunſt ſelbſt vergleicht, die aus einer fernen dunkeln Zeit uns heraufſtrahlt, von keinem prangenden Lobe verkündigt, ja nicht einmal durch bekannte Nahmen begleitet, recht als ein Denkmahl jener Tage ſteht, wo man lieber handelte als ſprach, ehe die Zeugniſſe ſeines Schaffens, als den eitlen Nahmen zurück ließ. Als in der reich aufquellenden Jugend der Kunſt, wie des Lebens, das Höchſte geleiſtet wurde in bewußtloſer Fülle des Gemüths, da jedes Wahre und Schöne dem frommen freyen Sinne ſo nahe lag, wie der Weg zu den Höhen der Begeiſterung noch durch die heiligen Kammern des Herzens ging.

Sanct Quirinus, Hubertus und Katharina nehmen die erſte Tafel ein. Die Königstochter, jugendlich, doch blaſſen Angeſichts, im hellrothen Gewande, den gleichfarbigen Mantel mit lichtgrünem Futter über der Bruſt durch ein koſtbares Kleinod zuſammen gehalten, ſteht, die linke Hand am Schwert, in höchſt anmuthiger Stellung, daran zurück gelehnt. Unter der hohen Palmenkrone bleibt die rein gewölbte Stirne frey, wie das gelbliche Haar längs den Schläfen tief zu beyden Seiten des Mantels herabwallt. Neben ihr ſteht Sanct Hubertus mit Biſchofsſtab und Mitra. Auf dem zugemachten Buche, welches er in der Linken hält, ſieht man den ihn bezeichnenden Hirſch, das Kruzifix zwiſchen den Geweihen, in bronzartiger Manier, ruhend vorgeſtellt. Das lang gefaltete ſaftiggrüne Gewand des Biſchofs bildet einen ſchönen Gegenſatz zu dem in blanker Silberrüſtung leicht vorſchreitenden kriegeriſchen Quirinus, deſſen kurzer blauſammtner Waffenrock mit Pelzwerk verbrämt, einen männlich würdigen Schmuck darſtellt. Ein Barett mit gleicher Beſetzung und einem Kleinod von Perlen und Edelſteinen geziert, bedeckt das ritterliche Haupt; ſeine Rechte hält die hohe Fahne, aus deren zinnoberrothem Felde goldne Kugeln mit täuſchender Rundung herableuchten.

In dieſem Gemählde vereinigt ſich die durchſichtige Farbe, welche man bey den Werken des Correggio bemerkt, mit der gewählteſten Schönheit des gräciſirenden Styls, womit ſich eine Genauigkeit in der Ausführung einzelner Theile verbindet, welche die Vollkommenheit der niederländiſchen Schule erreicht. Wenn aber ſo ſeltene Kunſt uns aus verſunkener Zeit ihr Licht herauſſendet, ſo darf ich der Schatten nicht vergeſſen, welche daneben die frühſte Jugend deutſcher Mahlerey andeuten, indem bey allen oben beſchriebenen Gemählden neben dem Ideal reiner Geſichtsformen manche Verzeichnung, bey einfach edler Anordnung öfter Steifheit und Monotonie ſteht, die Stellungen manchmahl eckicht und einzelne Glieder, beſonders Hände und Füße, hin und wieder übel verkürzt ſind, wobey es jedoch bemerkenswerth iſt, daß dieſe Werke ſammt ihren Fehlern über denen italieniſcher Kunſt ſtehen, die uns von Cimabue und Giotto aufbehalten worden. Die nähmlichen Vorzüge und Mängel biethet das Gegenſtück dem Blick des Beſchauers dar, worauf die heilige Magdalena, Sanct Cornelius und Antonius der Einſiedler vorgeſtellt ſind. Die blühende Heilige im hellgrünen Gewande, ſchaut, die Balſambüchſe in beyden Händen, anmuthsvoll lächelnd aus dem Bilde heraus; ein weißes Tuch bedeckt ihr Haupt und ihre Schultern, worunter der zarteſte Schleyer wie ein ätheriſcher Hauch das jugendlich weiche Kinn in vielfach dünnen Falten umfaßt, dem ſchlanken rundlichen Hals eine reizende Verhüllung.

Neben dieſer gefälligen Geſtalt ſteht Pabſt Cornelius im dunkelrothen Gewande, das Salbungshorn haltend, der von mehr individuellem Ausdruck als die vorher beſchriebenen, eine beſtimmte Aehnlichkeit zu bezeichnen ſcheint. Der Aeußerſte, dem Beſchauer links, ſchreitet Antonius mit Einſiedlerglocke und Stab mehr ſeitwärts gewendet. Eine dunkelrothe Mütze bedeckt den grauen Scheitel, von welchem die Haare mit dem ſilberwallenden Barte vereint, eine rührende Zierde des feſten Angeſichts, herabwogen. Als beſonders gelungen muß man das Gewand dieſes Heiligen preiſen, welches, der Wolle vergleichbar, hellbraun mit purpurnen Schatten und weißlichen Lichtern in herrlicher Simplizität und Großheit der Parthien ausgeführt iſt. Man glaubt hier einen Faltenwurf aus den reinſten Compoſitionen der alt-italieniſchen Schule wieder zu erkennen, und muß gewaltſam die Idee feſthalten, daß dieſe anmuthreichen Bilder aus den erſten Jahren des funfzehnten Jahrhunderts herſtammen; denn keiner, der das herrliche Rathhausbild in Kölln geſehen, welches ſich jetzt dort im Dom befindet, wird beym Anſchauen der eben beſchriebenen Flügel daran zweifeln, daß dieſe von demſelben Meiſter herrühren. Jenes von dem Herausgeber d. M. in der Europa ſo wahr geſchilderte Wunderbild, (ſiehe Kölln) ſtimmt in allen Hauptſachen ſo ſehr mit denen überein, die ich vor Augen habe, und dieſe weiſen wieder ſo erfreulich auf das andere hin, daß jedes neue Anſchauen ein beſtätigendes Reſultat liefert. Ich habe von den neugriechiſchen Bildern hier nur die bedeutendſten herausgehoben, um Dir, wo möglich, in ihnen ein Ganzes anſchaulich vorzuſtellen. — Dürfte man es überhaupt wagen, dieſe in ihrer Art einzige Mahlerey durch Vergleichungen den damit Unbekannten ſinnlich klar zu machen: ſo wären die Hauptmerkzeichen zuerſt das faſt gänzliche Verſchmelzen der Umriſſe mit dennoch genauer

Beybehaltung der Formen, das in den Köpfen ſowohl als Drapperien bemerkbare Streben nach Schönheit, wodurch das Ganze reizend und poetiſch erſcheint, ohne von ſeiner Einfachheit zu verlieren — eben ſo die meiſtens einfarbig hellen Gewänder, die oft ſogar weißlich mit farbigen Schatten ſind. Endlich das durchſichtige Colorit, welches, wie ich ſchon oben erwähnte, den grünlichen Tönen des Correggio am nächſten, oft deſſen wunderbare Effekte hervorbringt. Dieß alles, verbunden mit einer techniſchen Fertigkeit, wie ſie die moderne Mahlerey des ſechszehnten Jahrhunderts darbiethet, macht dieſe Werke zu einer ehemals unbekannten Erſcheinung in der Kunſtwelt, und weiſet ihnen einen bedeutenden Platz an. Aber umſonſt, wohl iſt mir's bewußt, verſuche ich es, Dir einen vollkommen richtigen Begriff hiervon zu geben, wie ich vergebens nach Gleichniſſen in dem bekannten Gebiete der Kunſt ringe. Hier muß man ſehen, um zu glauben.

Was ſich in Darſtellung dieſer Bilder ohne den ihnen eigenen Zauber der Farbe thun läßt, dieſes hat Herr Mosler, ein junger Künſtler aus Koblenz gebürtig, geleiſtet, welcher in einer gut gewählten Sammlung kölniſcher Gemählde, die bey Wenner in Frankfurt a. M. herauskommt, den Freunden vaterländiſcher Kunſt ein ſchönes mit frommen Sinn vollendetes Geſchenk bereitet. Auch das zuletzt beſchriebene Flügelgemählde gehört in die Reihe ſeiner Zeichnungen, aus welchen, wenn ſie dem Publikum vorgelegt werden, denen, welche in der Kunſtgeſchichte nur auf die letztverfloſſenen Jahrhunderte hinzublicken pflegten, anſchaulich hervorgehen wird, wie früh deutſche Kunſtbildung ſchon ſich entwickelt, ja in jener Zeit näher mit der italieniſchen verwandt geweſen ſey, und ſich in ihren erſten Werken mehr jenen Künſtlern anneigte, als den andern allgemein bekannten ihnen unmittelbar folgenden ſpätern Meiſtern, wie Johann von Eyck, Albrecht Dürer u. a. m.

Dort ſchöpfte der Genius aus gleicher Quelle, in welcher ſich ihm das Urbild ewiger Schönheit ſpiegelte. Auffallend geht dieſe Betrachtung aus einem Gemählde von Franceſko Francia Bologneſe hervor, das in dieſer Sammlung ſich befindet, gedacht in aller Simplizität und Innigkeit jenes frommen alten Meiſters, der da ſtarb im Anſchauen von Raphaels Cäcilia verloren.

Maria, das Kind vor ſich auf einem grauen, mit Arabeſken gezierten Poſtament haltend, ſchaut in ſinniger Anmuth aus dem Bilde heraus, und trifft mit dem Strahl ihres Blickes das Herz des Betrachtenden mit allmächtiger Rührung. Eine Welt von Ahndung, Liebe und Wehmuth liegt in den Tiefen des braunen Auges, wie es unter ſchattenden Wimpern ſich doch ſo freundlich hebt, als wolle es den umgetriebenen Pilger einladen zu dem Frieden einer beſſern Heimath. Der goldbeſäumte blaugrüne Mantel fließt vom Haupte über Schultern und Arme nieder; ein feiner Schleyer fällt längs Stirn und Wangen über das ſchlicht geſcheitelte Haar. Das dunkelrothe Kleid der Madonna hebt die friſche, doch äußerſt zarte Carnation des Kindes, wie es auf rothem goldverzierten Kiſſen vor der Mutter ſitzend, von dieſer leiſe und weich gehalten, die Rechte ſegnend erhebt, indeß die Linke in kindiſcher Luſt röthliche Kirſchen feſthält. Spielend ruht das linke Füßchen in der Mutter Hand; hold und bedeutungsvoll lächelt das von zarten Strahlen umgebene Angeſicht. Mutter und Kind ſcheinen, obſchon durch Blick und Segen mit der Welt verbunden, doch ſo innig begnügt, von allem äußern Leben getrennt, auf einer ſeligen Inſel der Liebe und Andacht zu weilen, wie ſich über dem hinter ihnen ruhenden Gefilde ein himmliſcher Frühlingsglanz aus der in Gold zart aufgehöhten Landſchaft entfaltet, gleichſam eine feſtliche Natur im heiligen Weben der reinſten Liebe anzudeuten. An die heitern Lüfte ſchließt ſich die aufſteigende Bergkette leis beſchränkend an.

Auch ein Gemählde wahrſcheinlich von Garofalo, mehr eine ſchöne Mutter, die mit ihrem Kinde tändelt, als Madonna zu nennen, iſt, ohngeachtet der kalten Carnation der florentiniſchen Schule, von bedeutendem Werth, und verdient in Hinſicht der idealen Schönheit, wie durch den Zauber eigenthümlicher Farbengebung, großes Lob. Es wäre zu wünſchen, daß ein günſtiger Zufall den Sammlern noch mehrere Werke aus der frühen Zeit italieniſcher Kunſt zuführte. Man wäre dann vielleicht im Stande, bey Vergleichung der alten Meiſter beyder Nationen, manche neue Anſicht zu faſſen, die ſich vor dem erfahrnen feſten Blick eines unpartheyiſchen Forſchers zu einem erfreulich belehrenden Ganzen geſtalten würde.

Von

Von dieſen tiefſinnig anmuthsreichen Räthſeln einer idealen Welt, führe ich Dich in einem raſchen Gegenſatze zum Anſchauen individueller Darſtellung, wie dieſe in einigen Porträten aus der deutſchen und niederländiſchen Schule hier in höchſter Vollendung uns entgegentritt. Eines der vorzüglichſten, dem Herrn Rektor Fochem in Kölln zugehörend, ſtellt einen Mann mittlern Alters, in Lebensgröße mit den Armen gemahlt, vor. Die Klarheit und Strenge, welche man in Holbeins Bildniſſen bemerkt, findet ſich hier, aber wo möglich mehr Natur mit der ungeſuchteſten Einfalt und großer techniſcher Vollendung verbunden. Ein freymüthig biederer Charakter, aus feſten Zügen als von treuem Spiegel wiederſtrahlend ſteht vor uns, wie das Urbild einſt als Staatsmann vor ſeinem Fürſten mag geſtanden haben — in milder, doch unerſchütterlicher Kraft. Es iſt das Leben ſelbſt, welches uns, Ehrfurcht und Zutrauen heiſchend, aus dem im vollen Licht ſtehenden nur leiſe gewendetem Antlitz anſpricht. Hier zeigt ſich kein Streben nach Effekt, noch Glanz; die Kunſt hat darin ein Höchſtes ſeiner Art, prunkloſe Wahrheit erreicht. Voll gerundet ſteigt die freye Stirn unter dem ſammtnen Barett hervor, das Haar zu beyden Seiten liegt ganz natürlich in leiſer Schwingung gekräuſelt. Den Hals umgibt ein goldgeſticktes Colleret, an dem eine beſcheidene Spitzenkrauſe den ſchwärzlichen Bart rundend einfaßt. Unter den breitem, bis zur Täuſchung weichem Marderkragen fallen ſehr weite bräunlich rothe Sammtärmel bis über die in kräftiger Verkürzung hervortretenden Hände, die, mit bedeutendem Siegelring geziert, eine goldene Kapſel und Papierrolle halten, welches, die Geſchäfte eines hohen Amtes bezeichnend, dem Ganzen gleichſam jene ſichere Haltung gibt, die auch an ausgezeichneten Menſchen, wenn ſie uns im Leben erſcheinen, ſo wohl thut, ja Blick und Antheil immer mit Behagen dahin zieht, wo uns die vollbefriedigende Ruhe würdig beſtimmter Thätigkeit anſchaulich wird.

Das Gegenſtück, ohne Zweifel die Hausfrau des ehrenfeſten Mannes, gleich dieſem auf ſaftig grünem als Vorhang behandeltem Hintergrunde gemahlt, und in techniſcher Hinſicht von nicht geringem Verdienſt, ſcheint den Künſtler, in ihrer flamändiſchen Behaglichkeit ein minder erfreulicher Vorwurf des Pinſels, nicht erhebend angeregt zu haben, und auch der Beſchauer findet Zeit, den koſtbaren mit Perlen geſtickten Sammtlatz zu bewundern, an welchen der ungenannte Mahler einen heitern Fleiß gewandt hat.

Von vortrefflichem Ausdruck und leichter geiſtvoller Ausführung zeigt ſich das lebensgroße Bruſtbildniß Kaiſers Maximilian I., der im goldenen Harniſch, grün ſammtnen Mantel mit goldner, Perlen durchwirkter Borte, ſammt Krone, Scepter und goldnem Vließ abgebildet, zugleich die Würde und ritterliche Pracht jener Zeit beurkundet. Dieſes Bild vom Herausgeber d. M. in der Europa mit großer Vorliebe beſchrieben, erſcheint zwiſchen ſo vielen, damals noch unentdeckten Schätzen alter Kunſt, vielleicht weniger glänzend, ohne jedoch von ſeinem gediegenen Werthe zu verlieren. Mit war es als Porträt in einer beſondern Rückſicht merkwürdig, indem es eine Vorſtellung rechtfertigte, die ſich mir beym Leſen der mannichfachen, ja mährchenhaften Thaten des edlen Maximilians, von deſſen mehr leichtem und geſchmeidigem, als phyſiſch gewaltigem Gliederbau aufgedrungen. Mit augenſcheinlicher Treue von alter Meiſterhand abgebildet, erſcheint der treffliche Held uns hier durchaus in dieſem Sinn. Stark im harmoniſchen Gleichgewicht ſeines ganzen Weſens; durch feurigen Willen und frühe ritterliche Gewöhnung zu Wundern der Kühnheit in Ernſt und Schimpf von der Natur ausgerüſtet, die dem herrſchenden Geiſte ſtets den Körper als Knecht unterwirft, wo die heilige Flamme innerer Seelenkraft entzündend und wiederbelebend heraufweht und den irdiſchen Gefährten abwechſelnd zähmt und befeuert.

Wenn wir in dieſem ſchönen Fürſtenbilde alle Herrlichkeit anſtaunen, die den alten Kaiſerthron umgab, ſo erfreut uns der Anblick häuslich-bürgerlichen Glückes um ſo mehr, wie es unter deſſen mächtigen Schutz in den treuen Städten des Reichs blühte, der den Diener des Staats und ämſigen Bürger gedeihlich in ſeinem Amt und Geſchäft ſicherte.

Dieſen Charakter ruhig ehrbaren Wohlſtandes ſtellen zwey Porträte von halber Lebensgröße dar, worauf Mann und Frau in heiterer vom Strom durchſchlungener Landſchaft, einander gegenüber ſitzend, dargeſtellt ſind, von erfreulicher Wahrheit und guter Behandlung, obſchon etwas gelblich gehalten. Der Mann, im Samtbarett und weitem Mantel hat die Hände behaglich gefaltet, wie nach würdiger Arbeit heiterer Raſt pflegend; ihm gegenüber ſitzt das ſinnige Weib, ſo ruhig dreinſchauend, als ſey auch ihre Sorge um das Haus für heute beſchloſſen. — Der reiche Kettenſchmuck aber, die Anzahl köſtlicher Ringe an den rundlichen Fingern, laſſen uns die mit zeitlichen Gütern geſegnete, ſtandesmäßig geſchmückte Edelfrau ſehen; leider hat der letzteren Kopf vermuthlich durch unvorſichtiges Abwaſchen ziemlich gelitten. Beym Zuſammenfügen beyder Tafeln ſieht man den landſchaftlichen Hintergrund als ein Ganzes erfreulich hergeſtellt — gleichſam das Bild einer glücklichen Ehe, worin die einzelnſtehenden Kräfte des Daſeyns ſich verbinden, zu Erhöhung der erweiterten Lebensanſicht.

Ich übergehe einige minder wichtige Gegenſtände, um Dich endlich vor zwey bedeutende Bilder unſers deutſchen Meiſters zu führen, deſſen tiefſinniger Geiſt ſo rein die Individualität auffaſſen und in charaktervoller Verherrlichung darzuſtellen wußte.

Zwey Flügel von 3 1/2 Fuß Höhe und 2 Fuß Breite, aus dem Jahre 1523 nach der Zeit, da Albrecht Dürer in den Niederlanden geweſen, ſtellen die auf Goldgrund gemahlten Geſtalten von Joſeph, Joachim, Simeon und Lazarus in halber Lebensgröße vor. Das dazu gehörige Mittelbild in der Hauskapelle eines köllniſchen Patriziers ging allem Vermuthen nach ſeitdem verloren. Sanct Joachim, Vater der Maria, ſteht mit aufwärts gerichtetem Haupte. Worte der Begeiſterung ſcheinen den geöffneten Lippen zu entſtrömen, die ſeine aufgehobene Rechte mit ſprechender Bewegung begleitet. Die kraftvolle Linke greift in den feinen reich gefalteten gelben Gürtel, welcher um die Hüften geknüpft herabhängt, wie von innerm Feuer aufgeregt, ſich ſelbſt feſthaltend. Die viereckig aufgeſchlagene, pelzverbrämte Mütze gibt dem Kopf etwas Phantaſtiſches; getheilt ſtrebt der ſilberne reiche Bart, wie vom Hauch lebendigen Odems bewegt, abwärts. Das Oberkleid, ein Talar ohne Aermel, mit brauner Farbe auf den Grund laſirt, erſcheint wie dieſer durchſchimmert von Goldſtoff. Die dunkelrothen Aermel des auch tiefer und an den Seiten ſichtbaren Unterkleides, ſind mit Pelz beſetzt.

Neben Joachim erſcheint Joſeph, kahlen Hauptes, demuthsvoll gebückt, wie im Glauben und Gehorſam ruhend; er trägt einen hellgrünen Mantel über das braune Gewand, deſſen an den Aermeln ſichtbares ſtark gelbes Futter in ſcharf gebrochenen bräunlichen Falten wieder recht beſtimmt Albrecht Dürers Manier vor Augen ſtellt, die ſich bey der übrigens einfach idealiſchen Haltung der geſammten Geſtalten nur wie im Hintergrunde dem Beobachter entdeckt. Denn von ſeltner Kraft und Würde ſieht man auf dem zweyten Flügel Sanct Lazarus, den vom Tode erſtandenen Bruder der Martha und Maria. Er iſt im biſchöflichen Ornate vorgeſtellt, da ihn die Legende als einen der erſten chriſtlichen Hirten an fernen Ufern, angeblich zu Marſeille, nennt. Pluviale und Mitra, wie bey Joachim auf den Goldgrund gemahlt, nd mit bedeutenden Zierathen und köſtlichen Juwelen eingefaßt. Die Linke hält das gleichfalls goldene Evangelienbuch, die Rechte den in ſchöner Blätterfülle ſich krümmenden Biſchofsſtab. Unter dem grün gefütterten Pluviale fällt das lange weiße Gewand in wenigen grandioſen Falten über die Füße nieder. Das tiefſinnige Angeſicht, wie vom Strahl unſterblichen Lichtes in bedeutſamer Individualität verklärt, verräth eine herrliche zum höchſten Gipfel geiſtigen Daſeyns geſteigerte Natur, ringend in den Feſſeln irdiſcher Beſchränkung, zu der ſie ein höherer Wille zurück rief. Ein Zug ſchmerzlicher Wehmuth bebt auf den fein gezeichneten Lippen. Rührende Melancholie ruht auf den ſchwergedrückten Augenliedern, indeß der Blick ſich, in ſeliger Ahndung hebt, als habe er die Freuden des Himmels geſchaut, um die er traure. Dieſe ehrfurchtgebiethende Geſtalt zieht zugleich das Gemüth wunderbar an, als fände man in jenen Lineamenten vielgeliebte Züge wieder und dieſelben Schmerzen, die unſer Inneres ewig ſtreitend bewegen. Neben Sanct Lazarus faltet der Greis Simeon in ſchöner Senkung die Hände gegen das Mittelbild, worauf ohne Zweifel ſich die heiligen Frauen mit dem Chriſtuskinde befanden; ſein zinnoberrothes, reich gefaltetes Gewand iſt mit Pelz gefüttert, der an den weit herabhangenden Aermeln ſichtbar zur behaglichen Zierde des erkaltenden Greiſes ſich paſſend eignet. Ein kapuzenartiger Kragen von lackrother Färbung umgiebt die Schultern; von gleicher Farbe, doch in dunklerem Ton umſchließt die knappe Mütze Scheitel und Schläfe wie dem kahlen Haupte zum Schutz, von dem die ſparſamen Silberlocken ſich mit dem Bart vereinen, der in glänzend weichen Wellen auf die Bruſt herabfließt.

Betrachtet man mit Aufmerkſamkeit dieſe Gemählde, ſo muß man eben ſo ſehr die Leichtigkeit und große Sicherheit des techniſchen Theils anſtaunen, als die Darſtellung durch Größe und Schönheit unſere Bewunderung erregt hat. Mit feſter Meiſterhand ſind die Umriſſe wie gewohnte Schriftzüge der geiſtreichen Feder entfloſſen, von einem Genius regiert, der ſich das Reich der Formen unterthan gemacht. Wie mit einemmahl aufgetragen, erſcheinen die Farben zugleich vollgeſättigt und durchſichtig, und erinnern an die Gluth der trefflichen Glasgemählde jener Zeit, welche gar oft kunſtreiche Compoſitionen verherrlichen helfen, wie ein in dieſer Sammlung befindliches Glasgemählde beurkundet, welches von 2 Fuß Höhe und 2 Fuß 9 Zoll Breite, vormals das Fenſter einer Hauskapelle und allem Vermuthen nach von Lukas von Leyden, die Hand des Meiſters in Darſtellung und techniſcher Ausführung offenbart. Sanct Matthäus und Sanct Stephanus ſind darauf einander gegenüberſitzend abgebildet. Der erſte im dunkelrothen Unterkleide, das gleich geſchmolzenen Rubinen glüht. Ein weißer Mantel fällt über das rechte Knie in ſchönen Falten herab. Das bärtige mit gelocktem Haupthaar umwallte Geſicht iſt von äußerſt kräftigem ins grelle fallendem Ausdruck, dahingegen die mildeſte Frömmigkeit auf den ſanften Zügen des heil. Stephanus ruht, der im langen weißen Gewande die gefalteteten Hände in Gottergebner Andacht erhebt. Ein Buch liegt auf ſeinem linken Knie. Dieſe Figuren ſind wie mit der Feder in ſchwarzbrauner Farbe kühn und feſt auf das Glas gezeichnet. Beyde umſchließt ein Kreis worauf im dunkeln Grunde die Nahmen der Märtyrer mit goldgelben Lettern erſcheinen. Die vier Ecken aber aus durchſichtigem Glas ſind mit ſchönem Laubwerk von anmuthig reicher Zeichnung ausgefüllt. Bey Anſchauung der oben beſchriebenen Tafeln, aus A. Dürers beſter Zeit und Manier, beugen wir uns vor dem Geiſte, der die Materie ſo kühn beherrſchte und in den Tiefen eines frommen Gemüthes, wie aus reinem Born ſtets das edelſte, keuſcheſte Bild zur Verkörperung der Idee ſchöpfte — unbeſtochen durch ſeinen eigenen Reichthum — nie abweichend von Wahrheit und Natur.

Auch beſitzen die Sammler zwey Gemählde von Lukas Kranach, der gleichzeitig mit Albrecht Dürer, ihn überlebend, ſich eines hohen Alters erfreute.

Das erſte iſt ein Bruſtbild der Herodias in Lebensgröße, von welchem das darauf befindliche Haupt Johannis wegen allzugroßer Beſchädigung abgeſägt worden. Man findet darin Lukas Kranach bekanntes Vorbild ganz wieder, das hier in heiterer Jugendblüthe mit phantaſtiſchem Schmuck, beſonders anmuthig und reitzend erſcheint, obſchon die durchaus unregelmäßigen Züge des idealiſchen Charakters entbehren, welchen italieniſche Meiſter mit dieſer Darſtellung verbunden haben.

Ein zweytes Bild von demſelben Meiſter, Loth und ſeine beyden Töchter vorſtellend, iſt nur von 2 Fuß Höhe zu 1 1/4 Breite, beſonders ſorgfältig und wie in Miniatur gemahlt. Ganz überein mit dem größern Gemählde ſind die Kleidungen auch hier braun mit feuerfarbenen Beywerken. Goldne Colleretchen umgeben den Hals der Mädchen, und reich verſchlungene Ketten durchkreuzen ſich über dem Buſen. Lieblich ſteht die jüngere Tochter, eben die Trinkſchaale füllend, leiſe geneigt, indeß vom Weſt ergriffen, ihr blondes Haar in leichten Wellen vorwärts weht. Im Hintergrunde ſieht man das brennende Sodom aus düſterer Nacht ahndungsvoll hervorleuchtend, und die Flammen, als vom Himmel geſandte Rächer des Frevels, umzingeln in ſeltſamer Geſtaltung die dem Verderben geweihte Mauern. Uebrigens ſind die Hintergründe, wie man es meiſtens bey dieſem Meiſter findet, ſchwer gehalten, und ſtehen nicht beſtimmt genug von den Figuren zurück. Der wackre Kranach leitet uns nun zu dem ihm gleichzeitigen Lukas von Leyden, Albrecht Dürers tief und zart empfindenden Freund.

Nur wenige Sammlungen möchten ein ſo wohl erhaltenes, durch Ernſt und Größe der Compoſition ausgezeichnetes Gemählde von Lukas von Leyden aufzuweiſen haben, als dieß Cabinet.

Die mit Mittelbild und Flügeln 4 1/2 Fuß hohe und 8 1/4 Fuß breite Vorſtellung nimmt beynahe die ganze Länge eines geräumigen Zimmers ein, und die faſt lebensgroßen Geſtalten treten mit imponirender Wahrheit und Rundung von dem hinter denſelben ausgeſpannten Gold mit roth durchwirkten Teppich in höchſter optiſcher Täuſchung hervor. Ueber dieſem erblickt man Bergesgipfel und Thürme einer weitläufigen Stadt an der Mündung eines breiten Stroms, der in blauer Meeresferne ſich verliert. Am höchſten Rande der Tafeln aber läuft eine geſchmackvolle als wie von Bronce trefflich ausgeführte Arabeſke hin, die aus Diſteln gewundene Krone, in ſinnbildlicher Deutung die ernſte Reihe der Heiligen und Märtyrer kränzend.

Auf dem Flügel uns zur Linken ſteht St. Jakobus mit hellbraun lederfarbnem Mantel über lackrothem Gewand; der Kopf iſt von warmer Carnation und ſinnvollem Ausdruck. Er hält die Keule, das Zeichen ſeines Martyrthums in der Linken, die Finger der rechten Hand greifen in das zugeſchlagene Buch, welches er unter dem Arm gegen die Bruſt gedrückt hält. Ihm gegenüber erſcheint St. Chriſtina, zwey Pfeile in der aufgehobenen Rechten, indeß ſie verſchreitend mit der andern Hand ihr langes Gewand aufhebt, das, von köſtlichem Stoff, mit weißem Pelzwerk hoch hinauf beſetzt iſt. Ein hellgrüner Mantel fällt von der rechten Schulter auf den Mühlſtein herab, der aus der Tafel wirklich hervor zu treten ſcheint. Das ſtarke blonde Haar ſchwillt, von Perlagraffen an den Schläfen zurückgenommen, kraus und voll zu beyden Seiten ſeltſam empor, wie man es, obſchon ſelten, auch in der Natur zuweilen ſchaut. In der Geſichtsfarbe der Jungfrau herrſcht eine geiſtige Bläſſe, die Züge ſind, wie man es faſt durchgehends in Werken dieſes Meiſters findet, zu klein und ſcharf gegen den ziemlich breiten Durchſchnitt des Ovals, mit hoher Stirn und gegen einander geneigten Augenwinkeln. Daſſelbe gilt von der heiligen Margaretha, die auf dem rechten Flügel in den gefaltet aufgehobenen Händen ein kleines Kreuz, über den Drachen hinſchreitend, übrigens ſehr ſchön und charaktervoll dargeſtellt iſt. Sie hebt den Blick heiter betend empor, und ſcheint in ruhig vorwärts ſchwebender Stellung gleichſam des leichten Sieges unbewußt, ſich zu bewegen. Das weiß und azurblau brokatene Gewand ſinkt in reichen Falten vor ihr auf den Drachen nieder, deſſen rieſenhaft weit geöffneter Rachen kleine Funken, gleich dem letzten Aufſprüh'n einer verlöſchenden Flamme ausſpeyt, indeß der gewundene Schweif ſich hoch um das reichgelockte, lang herabwallende Haar der Jungfrau hinan ringelt; die glühenden Augen drücken, aus ihren Kreiſen getrieben, zugleich Noth und Wuth aus, und bey genauerm Anſchauen erſchrickt man faſt, in der dunkeln Pupille das Bild der Heiligen, gleich dem innern Gedanken des Haſſes aus den Tiefen des ohnmächtigen Feindes herausleuchtend, zu entdecken. — Ein tiefſinniges Spiel des Künſtlers, beſtimmt nur dem geſchärften Blick des Beſchauers ſichtbar zu werden.

Gegen das Mittelbild zu ſteht Sanct Johannes, Margarethen gegenüber. — Er ſegnet auch hier den Giftbecher mit gläubig frommer Geberde, und erſcheint wie üblich, in ſcharlachrothem, reichgefaltetem Mantel, das Haupt mit glänzender Lockenfülle geſchmückt.

Die Farbe iſt bey dieſer Geſtalt, wie auch bey Jakobus, ſowohl am Fleiſch als in der Draperie, beſonders warm und kräftig, die Töne ſind lebhaft und weich verſchmolzen, und es zeigt ſich im kleinſten Detail eine Vollendung, die frey von Aengſtlichkeit wahre Bewunderung über den Fleiß jener alten Meiſter erregt, welcher der Gründlichkeit ihrer Compoſitionen geſellt, jene Wunder der Kunſt hervorbrachte, welche die ſpäte Nachwelt in Erſtaunen ſetzen.

Nun trittſt du mit mir vor das Mittelbild, worauf Sanct Bartholomäus zwiſchen der heiligen Agnes und Cäcilia abgebildet. Die erſte wandelt, in einem Andachtbuche leſend, mit auserleſener Zier angethan daher. Unſchuldsvoll und holdſelig iſt der Ausdruck ihres Antlitzes, deſſen Grundzüge die vorher erwähnten Eigenheiten abermals in geringer Abweichung darſtellen. Ihr Putz, mehr mühſam als angenehm geordnet, thut jedoch keine gefällige Wirkung, und eine gewiſſe zierliche Verrenkung der mit Handſchuhe verſehenen Finger fiel mir beſonders bey dieſer jugendlichen Heiligen peinlich auf; beſonders da dieſes Bild bey der unverkennbaren Manier Lukas von Leyden neben dem tiefen Sinn ſeiner Geſtalten das Verdienſt einfacher Stellungen und grandioſer Draperien vor den meiſten ſeiner von mir zuvor geſehenen Werke entſchieden voraus hat.

Einfacher, und obſchon als Matrone, nach meinem Gefühl die angenehmſte Geſtalt unter dieſen vier Frauen, erſcheint Cäcilia.

Ihr weites Obergewand, ein blaſſes, in Violet ſpielendes Grau fällt, unter dem rechten Arm aufgefaßt, in reichen einfachen Falten herab. Aus lichtblauen offenen Aermeln heben ſich die zarten Hände zum Spiel der kleinen Orgel, die ein Engelchen ihr tragen hilft. Unter einem Geflechte von Juwelen, das über der hohen Stirn hinläuft, dringt ihr reiches Haar in ſanften Schwingungen hervor, und fällt längs den ſchlanken Schultern abwärts. Kein blühender Reiz hebt dieſe Geſtalt; aber eine himmliſche Heiterkeit gießt den Zauber höherer, unvergänglicher Jugend über die ſanft beſeelten Züge.

Wie aber zwiſchen zartgefärbtem Amethyſt und lieblich hellem Chryſolith der ſchwärzlich funkelnde Diamant, ſo leuchtet in Mitte beyder weiblicher Geſtalten Sanct Bartholomäus in ernſter Herrlichkeit hervor; der Triumph des rein melancholiſchen Gemüthes, das allen Schmerz des Lebens in ſeine Tiefen aufnehmend, zugleich über dieſen und jeden Tand des Glückes in heiterer kontemplativer Ruhe ſchwebt. Dieſen Charakter hat der ſinnvolle Künſtler uns in Sanct Bartholomäus verkörpert dargeſtellt. —

Tiefſinnig neigt er das bleiche, von ſchwarz gedrängten Locken umſchattete Angeſicht; ein gekräuſelt kurzer Bart umgiebt den ſcharf gezeichneten Mund, der Blick iſt auf die blutige Schärfe des Meſſers, das Werkzeug ſeiner Marter geheftet, das ſeine Rechte langſam der Betrachtung entgegenhebt. So, in einem Punkt geſchärften Anſchauens vereinigt, ſtehn die Augenſterne bis zum Schielen feſtgehalten von dem ſchauderhaften Bilde der Qual, indeß es wie leiſer Spott um die feinen Lippen zu ſpielen ſcheint, da die Seele ſiegreich über Schmerz und Tod in ungetrübter Ruhe thront.

Ueber das dunkelblaue Unterkleid iſt der weiße warmſchattirte Mantel in grandioſem Faltenwurf geſchlagen, den eine goldene, mit Juwelen durchwirkte Borte umſäumt. Die linke Hand hält ein geſchloſſenes Buch.

Nicht ohne leiſes Grauen kann man dieſe Geſtalt betrachten, die doch immer den Blick wieder nach ſich zieht, wie wir etwa eine Erſcheinung aus der Geiſterwelt, die ſich uns aus den Schatten der Nacht entfaltete, mit ſcheuer Begier immer von neuem aufſuchen würden, um dieß ernſte Räthſel zu entziffern, das eine andere Welt uns aufgibt.

Möchte Dir aus dieſen Schilderungen, theurer Freund, die Herrlichkeit und Tiefe niederländiſcher und der ihr verwandten deutſchen Kunſt doch anſchaulich werden, wie ſich dieſelbe in früheſter Zeit entwickelt und gleichzeitig mit Raphael ihre höchſte Blüthe erreicht hat, welche wir in dem Tode der Maria zu bezeichnen wagen dürfen; ein Werk, daß ſich mit Albrecht Dürers beſten Bildern nicht allein gleich ſtellen darf, ſondern in Hinſicht der Carnation und Schönheit der Formen ihn übertrifft.

Nachdem ich Dir alſo in dieſen das Trefflichſte gezeigt, was jene Schule hervorgebracht, und zugleich in den Gemählden des gräciſirenden Styls das früheſt gelungene Streben der chriſtlichen Kunſt auf deutſchem Boden dargeſtellt, ſo bleibt mir noch übrig, Dir in meinem nächſten Briefe den einfach ernſten Johann von Eyck vorzuführen, welcher als Begründer deutſcher Mahlerey angeſehen wird, und der mit ſeiner anſehnlichen Schule eine Reihe bedeutender Werke hinterließ, die ſich durch ſtrenge Zeichnung und einfache Großheit der Compoſition auszeichnen, und, gleich entfernt von den bis jetzt geſchilderten äußerſten Gipfeln, unſerm Blick ein neues reiches Gefilde der Kunſt öffnen, in welchen ungeborgte Fülle tiefen Lebens wie ein breiter Strom ruhig ernſt dahin fließt, indeß liebliche Blumen ſeine Ufer ſchmücken, und ſtiller Schatten auf fruchtbarer Aue dem Wanderer erquickende Ruhe im Anſchauen deutſcher Landſchaft und deutſchen Lebens bietet.

Betrachtungen
über
das Trauerſpiel Hamlet.

Von

Wilhelm von Schütz.

„Ueber den Hamlet Shakſpeare's iſt ſchon ſo viel geſagt und geſchrieben worden, und kein denkender Kopf, der von neuem darüber ſpricht, wird in ſeiner Einſicht des Zuſammenhanges, und der Bedeutung aller Theile ganz mit ſeinem Vorgänger übereinſtimmen,“ ſagt Wilhelm Schlegel in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Dichtung. Dadurch gibt er auch mir den Muth zur Mittheilung nachſtehender Betrachtungen über jenes von ihm „ein zum Nachſinnen aufforderndes Trauerſpiel“ genannte Drama.

Shakſpeare's Hamlet ſcheint mir darſtellen zu ſollen, das troſtloſe Bild des unſelig ausgehenden Lebens, in dem, was zum Leben beſtimmt iſt; zugleich aber, wie dann das noch übrigbleibende Gerüſt der Maſchine, indem nur durch Erlöſchung der ehemahls es tragenden Lebenskraft ſein Bau zuſammenfällt, äußerlich den Anblick der Zertrümmerung durch Schickſal und fremde Macht darbiethet. Nicht dieſe ſind es, welche in der Dichtung des Hamlet zerſtören, ſondern jene Ueberwältigungen des innern Todes, in denen das Zuſammentreffen mit äußerer Verfallenheit, anſtatt der alten Kraft einen neuen Schwung zu geben, ſie ganz über den Haufen wirft.

Dieſe Intention beſtimmt den Grundton des Stückes, und die Welt von Menſchen, Begebenheiten und Gefühlen, in der es ſich bewegt. Ueberall jene Abſpannung der Seele, die nicht in den mit dem Uebertritt zum beſſern Leben verbundenen Kampf, ſondern in Auflöſung ausgeht. Es iſt das Grauſen vor dem allein todt zu nennenden die Seele mit geſpenſtiſchem Schauer erfüllenden Erſterben und Hinfallen des eigenen Weſens, was uns ſo bangend ergreift. Denn wohin wir uns wenden, überall iſt erquickungsloſe Gleichgültigkeit und düſtere Erſchlaffung, alles bereitet nur vor das Bild des Kirchhofes, der kein Sitz ſtiller Ruhe, ſondern traurigerVerweſung iſt. Es feyert das Werk wirklich in dieſem Sinne dem Tode ein Feſt in ſeiner ewigen Zelle, wie Fortinbras ſagt.

Ein jedes Drama, beſonders das neuere, zerfällt aber in gewiſſe Hauptmaſſen, die, gleich den Hauptpartien eines Gemähldes, gegenſeitig zur Verbildlichung der Intention des Künſtlers, wie zur Wiedererregung ſeines Gefühles im Allgemeinen aufeinander einwirken; und dann in die einzelnen organiſch zuſammenhängenden Beſtandtheile, an denen, indem ſie das Leben der innern Abſicht des Werkes darſtellen, dieſe ſich im Einzelnen ausſpricht. Das eine wie das andere in der Tragödie Hamlets wird zu betrachten ſeyn, um obige Anſicht davon näher auszuführen.

Zuerſt ſondert ſich in derſelben anders wie in Shakſpear's ſonſtigen Compoſitionen die Perſon des Hamlet von den übrigen das Stück bildenden Charakteren ab. Letztere machen nicht eine ihm verwandte und befreundete Welt aus, in der er mitlebt, ſondern ſie ſtehen ihm gegenüber, während er außerhalb derſelben iſt, geben aber doch alle nur einen Spiegel ſeines eigenen Weſens ab, und hallen zum Theil dieſelben Töne nach, die in ihm ſelbſt erklingen. Keiner derſelben ſchlägt ſelbſt einen in ihm an, höchſtens dem Geiſt des Vaters iſt dieß vorbehalten. So formiren Hamlet und der Geiſt, ſodann aber die übrigen handelnden Perſonen die beyden Hauptmaſſen. Hamlets Weſen, weil in ihm eine Stimmung ertönt, die in der modernen Zeit eine faſt allgemeine menſchliche von jedem beynahe einmal empfundene geworden, iſt weniger unbegriffen geblieben, wie das ſeiner Umgebung. Dadurch wurde vielleicht der Blick zu ſehr abgelenkt von dieſer, die ihm gegenüber geſtellt, ſich nicht zu einem Leben mit dem ſeinigen verflechten will, und doch eben ſo, ohne vom Schickſal zertrümmert zu werden, in ein Nichts ausgehet, wie Hamlet ſelbſt. Ich glaube, ſie ſoll das erſterbene Vaterland, das ausgegangene Leben in der Geſammtheit des Volks bedeuten, bey welcher der eines beſſern Lebens ſonſt wohl werth und fähig Geweſene nothwendig mit erlieget. Ging gleich Shakſpear zunächſt vielleicht von ſich aus, und von ſeinem Mißmuth über ein Leben, dem Ziel und Bedeutung genommen war, indem er den Hamlet dichtete: ſo empfand er doch gewiß zugleich mit, daß nur einen, der ſich einzeln fühlt und nicht gehalten von einem vaterländiſchen Daſeyn, ſolch trübſeliges Loos mit ſich fortnehmen kann. Wo Religion und ein Vaterland die Menſchen zuſammenhält und belebt, ſtirbt keiner ſo aus, wie Hamlet, fällt keine liebende Seele ſo in Zunder und Aſche zuſammen. Ob Dänemark zu Grabe gebracht werde, weil alles Vaterländiſche in dieſem Reich aufgehört hat, ſich zu äußern: oder ob, weil dieſes längſt darin erloſchen iſt, und alle ſeine Wurzeln abgefault ſind, auch das Leben der Einzelnen erſtirbt? das kann leicht dem Betrachter erſcheinen als die unaufgelöſte Aufgabe, die mit Abſicht unbeantwortet gelaſſene Frage, um derentwillen die volksmäſſige Darſtellung nothwendig iſt, die nach Wilhelm Schlegel bey den tiefen Abſichten des Stückes ſo ſehr in Erſtaunen ſetzt, indem er den Hamlet ein Gedankentrauerſpiel nennt, durch anhaltendes, nie befriedigtes Nachſinnen über die menſchlichen Schickſale, über die düſtere Verworrenheit der Weltbegebenheiten eingegeben. Jenes grübelnde Nachſinnen, das ſich eigentlich doch nur im Hamlet vorfindet, und in den übrigen Perſonen nur, wenn er es anſchlägt, wiedertönt, nimmt ja dann erſt das menſchliche Gemüth gefangen, wenn im Volk und im Einzelnen das beyde ſtärkende und erquickende Geſammtleben erloſchen iſt. Keiner verſteht dann mehr den andern, und weil alles der Bedeutung und des Zuſammenhanges entbehrt mit dem hin und wieder noch ſich äußernden, aber nicht mehr Freude, ſondern geſpenſtiſche Schauer ahnen laſſenden Reſt von Leben, entſtehen eben ſo quälende wie verwirrende Zweifel über alles Thun und Daſeyn. Der, dem ſie erwachen, und den ſie quälen, iſt offenbar der Beſſere unter den andern ſchon gefühl- und lebenslos Hinſcheidenden, nur zum Schein, und aus langer Weile dieß und jenes noch treibend.

In dieſer Lage iſt Hamlet. Eine kümmernde Sehnſucht nach dem Beſſern erfüllt ihn. Er iſt in ſeiner Jugend wohl dem Vater ſehr nahe geweſen, und deſſen Charakter ſcheint in ſein Weſen übergegangen. Der Vater ſelbſt bleibt zwar im Ganzen dunkel; aber ahnen läßt das Stück doch wie er war. Tapferkeit und ein edles Gemüth ſind wohl ſein Theil geweſen, nur möchte er, wenn auch in ſpätern Jahren erſt, wo nicht gerade in Schwäche, doch in einen Hang zur Zurückgezogenheit und zum Nachſinnen verfallen ſeyn, der nur, wenn die Gegenſtände des Lebens ſelbſt ihm erblaſſen, den Edleren mit fortzunehmen pflegt. Die Neigung der Gemahlinn zu ſeinem Bruder iſt von ihm, unentdeckt geblieben, und die Art wie er als Erſcheinung auftretend von dem Leben nach dem Tode wollte Kunde geben können, wenn er dürfte, kündigt ſich nicht an wie die eines verklärten, ſondern eines auch dort noch im Dunkel gebliebenen Geiſtes. Ein Beſſerer jedoch in der anhebenden Verderbniß der Zeit war er wohl; aber mit dem Sohn lebend, hat er ihm mehr die ſpätere Stimmung ſeines Alters eingepflanzt, als Muth und Lebenskraft hervorgerufen. Der junge Hamlet, nicht ohne Anlagen und Tugenden, ſieht mit dem Tode dieſes Vaters ſich alles genommen, und hat ſo den Anhalt verloren, deſſen er gewohnt war, und in ſeiner Umgebung an dem Hofe ſo ſehr bedurfte. Zu gut, um ſich Ausſchweifungen hinzugeben und mit den andern an eiteln Dingen Befriedigung zu ſuchen, nichts aber findend, was ihn zu halten und zu ſtärken vermögte, iſt er nach dieſem Verluſt, dem ſich eine Ahnung von der Todesart des Vaters zugeſellt, jener Krankheit anheim gefallen, die eben ſo ſehr Melancholie über die freudenloſe Exiſtenz iſt, wie Unzufriedenheit mit der Welt und Unmuth über den eigenen getrübten und unklaren Blick in die erſtarrten Verhältniſſe der Menſchen, von denen keine Freude des Lebens mehr ihm kommen will.

Der Vater durch den er ſo geworden, jetzt ihm fehlend, tritt eben darum dem Jüngling beſtändig entgegen, aber nicht als ein die mangelhafte Kraft ihm einhauchender Genius, ſondern als eine, eben durch ihre Mahnung nur noch mehr ihn verwirrende Geiſtererſcheinung, und ſo iſt ſein Wahnſinn urſprünglich keineswegs Verſtellung, vielmehr ſieht man in dem erſten Theil des Stückes ihn oft unwillig darüber werden, daß die, mit denen er lebt, nicht die Zerrüttung aller Verhältniſſe und die Verwirrung in der Welt wahrnehmen, wie er, ſondern ſo ungetroffen davon gedankenlos fortleben. Späterhin erſt hat er ſich daran gewöhnt, für wahnſinnig genommen zu werden, und halb nun mit Vorſatz und Bewußtſeyn ſpielt er in der zweyten Hälfte des Stücks die Rolle des Verrückten fort, theils weil ſie ihm für ſeine Lage bequem und angenehm zu ſeyn ſcheint, theils weil er ſich darin gefällt.

Eine Natur ganz anderer Art iſt Claudius, ſein Oheim. Dieſer hat Kraft, aber nur ſo viel, um recht gründlich nach einem ſchwelgeriſchen Leben zu gelüſten, und um dafür ſo wie für die Erhaltung deſſelben zu handeln. Mehr freylich nicht. Einzig um den fortwährenden Genuß den er herzhaft mitnimmt, iſt es ihm zu thun, nicht um des Landes und Volkes Wohl, oder ſeinen Ruhm, vielleicht nicht einmahl um Erhaltung des Throns; den, ſcheint es, ſollte Hamlet demnächſt wieder erben. Er will die Freuden, welche die Krone und ſeine Gemahlinn ihm gewähren, ſo lange wie es geht, genießen. Er iſt am meiſten Menſch, am meiſten bey dem dabey, was er thut, und verſunken auch im Sinnengenuß, hat er doch ein Gefühl ſeiner Sündhaftigkeit, und könnte, wenn die rechte Reue erwachen wollte, vielleicht zum wahren Leben kommen. Er hat im Sterben noch Muth, und iſt nur träge zu allem, was nicht zu ſeiner Lüſte Befriedigung führt.

Polonius iſt nächſt dieſem der wichtigſte Charakter. Wie wir ihn ſehen, ſo mögte unter ähnlichen Verhältniſſen, und bey nicht ungünſtigern Umſtänden, nur minder rechtlich, mehr faktice, Hamlet geworden ſeyn; hinausgeſchwungen über ihn hätte er ſich ſchwerlich. Er zeigt Spuren ehemaliger beſſerer Anlagen, und nicht ohne Regſamkeit und Thätigkeit war ſein Leben, aber weil die lebendige Anwendung fehlte, iſt alles in ihm Gewohnheit und leere Form, nichtige Geſchäftigkeit, doch weniger falſches Spiel wie im Hamlet geworden. Dieß in allem Thun bloß Schaale ſeyn, und die Nichtigkeit des Hofes, an welchem er erſter Staatsdiener iſt, drückt er zugleich aus.

Horatio iſt der einzige, der ſich rettet, und dem Tode nicht erliegt wie die andern, ſondern mit hinübergeht in das neue Leben, zu welchem der junge norwegiſche Eroberer, der auf eine edle Weiſe von der Krone Beſitz nimmt, indem er ſogleich die edelſten des Landes zur Verſammlung berufen will, Hoffnung erregt. Leichtes Blut, Genügſamkeit, Beſcheidenheit der Wünſche, einige Neigung zu dem Wiſſenswürdigen, und Sinn für die Freundſchaft halten dieſen Freund Hamlets.

Ophelie iſt diejenige, über deren Charakter man ſeit einiger Zeit mehr einig iſt. Es regt ſich in ihr die weibliche Natur, die ſich geſicherter erhält gegen die Befeindungen eines verworrenen, ſich mit Unrecht Verſtand nennenden Sinnes, und mehr ſoll ſie nicht bedeuten. Aber auch ſie muß untergehen; denn ſie iſt eigentlich ein eben ſo ſchwaches Weſen, wie Hamlet. Ihr Wahnſinn bezeichnet gleich ſehr dieſe Schwäche, wie er das in ihr noch ringende Verlangen nach einem Leben ausdrückt. Er iſt ganz der der Modernen. Wo er einkehrt, iſt meiſtens das Gemüth und die Liebe die es bewältigt gleich ſchwach, und nicht ihm vergleichen läßt ſich die begeiſterte Raſerey der Liebenden bey den alten oder dem Naturſtande näheren Völkern. Gertrud iſt ſtärker wie Ophelie: offenbar hat ſie eine große Aehnlichkeit mit ihrem zweyten Gemahl Claudius, und es iſt ſehr erklärlich, wie dieſe beyden, der eine nach dem Beſitz des andern ſtreben mußten, ja es liegt hierin, und daß ſie ſich ihn verſchaffen, vielleicht am meiſten innere Nothwendigkeit.

Alle übrigen Perſonen, Fortinbras ausgenommen, der zum andern Geſchlechte eines wenig verbildeten Völkerſtamms gehört und gleichſam den Baum eines friſcheren Lebens auf den Boden der Verweſung pflanzt, bezeichnen nur die Schwäche und Leerheit, höchſtens, wie Laertes wohl ſich darſtellt, nach dem Schein ritterlicher Vorzüge, und adeligen Thuns ſtrebend.

Nun etwas vom Gange des Stückes. Nach der volksmäßigen Eröffnung deſſelben auf der Wache, welche die Abgelöſeten mit ſichtbarer Gleichgültigkeit thun, und die ſie froh ſind verrichtet zu haben, iſt es eine geſpenſtiſche Erſcheinung, welche die Gemüther anregt, und den Vorgang veranlaßt, von dem alles ausgeht. Kein Däne hat aus ſeiner eigenen Seele ein Gefühl über den Verluſt des dem Volke doch ſo augenſcheinlich und handgreiflich durch eine Frevelthat geraubten Königs, und die Krieger des Landes, mit Anſtalten und Zurüſtungen zu einem Kriege beſchäftigt, hegen auch nicht die entfernteſte Kunde davon, welch ein Feldzug wohl es ſeyn könne, zu dem man ſich rüſtet. Horatio allein vermag Aufſchluß darüber zu geben, erzählend, wie der junge König von Norwegen darauf ausgehe, eine Provinz wieder zu erobern, die ſein Vorfahr an Dänemark abtreten müſſen.

Die zweyte Scene führt in den königlichen Pallaſt ſelbſt ein, wo der neue Regent, nachdem er ſeine Verbindung mit der Wittwe des vorigen Königs angekündigt, den nach Norwegen beſtimmten Geſandten ihre Inſtruction gibt, der zu Folge ſie es bey dem Oheim des jungen Königs von Norwegen vermitteln ſollen, daß dieſer durch ſeinen Einfluß ihn bewegen möge, von den Rüſtungen abzuſtehen. Das Volk alſo kommt gar nicht in Betrachtung bey dem Kriege, und der König will des letzteren ſich wo möglich nur entledigen, deshalb greift er zu der allernachtheiligſten Maßregel. Darauf wird dem Laertes, der auch nur um bey der Krönung ſeiner Dienerpflicht Genüge zu leiſten nach Dänemark gekommen iſt, ohnerachtet des drohenden Krieges, der den Ritter doch wohl zurückhalten ſollte, die Erlaubniß gegeben, nach Frankreich zu kehren. Denn durch kein vaterländiſches Intereſſe zuſammengehalten, war die edle Jugend des Landes zerſtreut, Laertes mehr ritterlich und adelig, aber frivol in Paris, Hamlet und Horatio mehr dem Hange zum Studieren ergeben in Wittenberg. Dort halten ſich wahrſcheinlich Roſenkranz und Güldenſtern ebenfalls auf. Auch Hamlet will, ohnerachtet der Liebesintrigue die er während ſeines Aufenthalts in Helſingör angeknüpft hat, dorthin zurück, gibt jedoch nach des Königs und der Königin Aufforderung dieſen Vorſatz bald wieder auf, und bricht allein gelaſſen in einen Monolog aus, der ſeine ganze Gemüthsſtimmung ausdrückt, bis Horatio, von einem müßiggängeriſchen Hang nach Helſingör getrieben, ihm den Vorfall der Erſcheinung des Geiſtes berichtet, ſo den Prinzen zum Entſchluß bringend, da wo dieſe ſich zu zeigen pflegt, die nächſte Nacht ſie zu erwarten.

Nach dieſen Vorgängen werden wir in das häusliche Leben eingeführt, in das Haus des Polonius, eine Art von Familie, von der das Stück ſonſt keine Spur hat. Denn in der Regel gibt es ja, wenn kein Staat mehr iſt, auch keine Familie mehr. Wird ja auch ein ähnliches Verhältniß angetroffen, ſo gleicht es mehr anachoretiſchen Verbrüderungen beſſerer Menſchen, die ſich abſondern und in ſich ſelbſt begründen wollen, als den freudigen Folgen des beglückenden Lebens im gemeinen Weſen. Wie bedeutungslos iſt daher auch hier das Familienverhältniß, und wie ſehr vermißt man das lebendige die Glieder verknüpfende Band. Laertes nimmt einen kalten pflichtmäßigen Abſchied von ſeiner Schweſter, und gibt ihr gute Lehren, wie ſie ſich gegen Hamlet betragen, und wie ſie ſeine Liebesbewerbungen nehmen ſoll, während ſie dieſe mit Warnungen erwiedert, welche die Geſinnungen des Geſchwiſterpaares ſchwach empfehlen. Auch Polonius Ermahnungen an ſeinen Sohn ſind jene hohlen Lebensregeln, die dem wahrhaft Leben in ſich Tragenden überflüßig ſind, dem andern aber leer vorüberrauſchen. Zur Tochter ſpricht er von der Liebe nicht beſſer wie Laertes, nur noch angemeſſener dem Weſen eines abgelebten Staatsdieners.

Mit der vierten und fünften Scene kehrt die Handlung zu der Terraſſe zurück, wo ſich die Erſcheinung hat blicken laſſen, und der Geiſt des Vaters, wie er ſich zeigt, regt Leben und Liebe in dem Sohne auf. Der erſtorbene Muth erwacht ihm in dem Grade, daß er, das einzige Mal im ganzen Stück, ſeine Seele ein unſterbliches Weſen nennt, auch ſich vornimmt, alle thörichten Geſchichten aus Büchern, alle ſpruchvolle Bilder, alle Beobachtungen auszulöſchen, und nur im Gebot des Geiſtes zu leben. Aber kaum hat er dieß ausgeſprochen, ſo ſinkt er wieder zuſammen, und gleichſam ſeine Schwäche, die Leichtigkeit, mit der jeder große Eindruck in ihm auslöſcht, ahnend und fürchtend, ſchreibt er es ſich in die Schreibtafel, daß einer lächeln kann, und immer lächeln, und doch ein Schurke ſeyn.

So die Darſtellung des erſtes Aktes. Den zweyten füllt aus die Abſendung Reinolds, eines Dieners des Polonius, um dem Laertes Geld zu überbringen, und ſich zu erkundigen, ob dieſer auch mit dem gehörigen Anſtande das eitle Leben eines nichtsthuenden Edelmannes führe; der Bericht Ophelias an ihren Vater über Hamlets Benehmen nachdem ſie ſeine Briefe zurückgewieſen; die Audienz des Güldenſtern und Roſenkranz, der Jugendfreunde Hamlets, bey dem Könige, die zurückberufen ſind, um den Prinzen in Luſtbarkeit zu ziehen; die Rückkehr der Geſandten aus Norwegen mit der Nachricht, der alte Norweg habe ſeinen Neffen ermahnt, die Truppen nicht gegen Dänemark anzuführen, die der thatendürſtige junge Krieger nun gegen Polen brauchen will, wozu ihm der Durchzug durch Dänemark verſtattet werden muß; die Mittheilung, die Polonius dem König von der Entdeckung macht, daß Liebe zu ſeiner Tochter Urſache von Hamlets Gemüthszuſtande ſey, wodurch er ſich nur doppelt wichtig fühlt; ſein, ſo wie des Roſenkranz und Güldenſtern Verſuch auf Hamlet, welche letztere die Schauſpieler herbeyführen, mit denen Hamlet die Aufführung eines Stückes, welchem er einige Zuſätze zugedacht hat, verabredet.

Dieſer Akt, in welchem ſo wenig geſchieht, daß dieſes, wenn es die Idee und der Zweck des Ganzen mit ſich gebracht hätte, in einigen Scenen abzuthun geweſen wäre, gibt recht ein Bild davon, wie die in Gleichgültigkeit zerfloſſenen Menſchen ihre Zeit hinbringen, und einige Betrachtungen dringen ſich bey Einzelheiten aus demſelben auf. Daß Fortinbras von Norwegen durch Dänemark nach Polen ziehen will, iſt vielleicht nicht ohne Abſicht herausgehoben. Es war wohl, um das Bild eines bedeutungsloſen, aber europäiſch kultivirten Staates zu geben, keiner ſo günſtig wie Dänemark. Auf deſſen Ruinen ſollten aber, etwa wie in das erſtorbene Rom die nördlichen Völker thaten, ein durch die Cultur noch nicht heruntergekommenes Volk neues Leben pflanzen, und dazu waren die Norweger wieder am ſchickſichſten zu wählen. Endlich ſollte in Dänemark alles ſo träumen, daß niemand im Reiche die Gefahr der Lage zwiſchen zwey kriegeriſchen, dem Naturſtande noch näheren Reichen ahnte, und der König des Landes indolent genug iſt, dem norwegiſchen König einen Durchzug durch Dänemark zu geſtatten, um Polen zu erobern, ohne ſich dabey einfallen zu laſſen, was Dänemarks Schickſal ſeyn müſſe, wenn der thatendurſtige Fortinbras Polen erobert haben würde. Ihm dünkt die Bothſchaft gut, er will ſie bey gelegener Zeit bedenken, und einſtweilen tapfer mit den Geſandten ſchmauſen.

Betrachtenswerth iſt ſodann der Liebesbrief des Hamlet. Der Eingang eine in emphatiſchen Verſen ausgeſprochene Liebesbetheuerung, dann ein Spott über das Meſſen der Seufzer nach Verſen, endlich der Schluß: der Deinige, ſo lange dieſe Maſchine ihm zugehört. In dieſem Verſemachen und Spotten darüber, dieſer Unfähigkeit einen Ausdruck der Liebe hervorzubringen, die zu Verſen flüchtet, und dieſer Rückblick auf ſich als eine vergängliche Maſchine verrathen ſchon die Seite in Hamlets Charakter, die nach dem dritten Akte ſich erſt ganz enthüllt.

Endlich die Schauſpieler, und das in dem dritten Akt eintretende Schauſpiel. Die wunderbare Wirkung, die es hervorbringt, in dieſer Aufführung wie in einem Spiegel das Verbrechen wiederholt zu ſehen, iſt es wohl nicht allein, was dieſe Aufführung herbeyführt. Einem Gemüth, das, wie Hamlet, nicht nur alles verloren ſieht, ſondern obwohl zum Herrſcher beſtimmt, ſich nicht einmal als mitſproſſend in dem Baume des Geſammtlebens zu fühlen vermag, doch aber Anlagen zu ſo Manchem beſitzt, iſt es nicht möglich nach Horatio's Weiſe ſich zu beſchränken, ſondern es will ſich eine Welt gründen, frey von der Betrübniß und Verworrenheit im übrigen Weltleben, und fähig, nach der Anſicht und dem Weſen des eigenen Gemüths und Sinnes geſtaltet zu werden. Das vermag es vor allem in dem Gebiet des Schauſpiels, und ſo flüchtet es ſich in dieſes, ihm ſeinen beſſern Theil und alle Kraft widmend. Indem das Individuum ſich in dieſer Region aber am höchſten erhebt, um ſo mehr ſinkt es in der des unmittelbaren Lebens und Handelns, ſowohl durch Erſchlaffung dafür, als dadurch, daß das Eigenthümliche, Einſeitige, Charaktervolle in dem Menſchen auseinander gehet, und eine Verſalität, die ſich in Vieles hinein zu verſetzen, in nichts als recht hineinzuwachſen vermag, eintritt. Eine ſolche führt die Menſchen zuletzt in Doppelheit, Unwahrheit, Leichtſinn, Lug und Liebloſigkeit. Das Thun deſſelben nähert ſich dem Schauſpielerweſen, und ſo wird es ein Theaterſtreich, in den Hamlets Vorſatz ausgeht. Wie er erſt dahin gekommen iſt, hat ſich ſein ganzes Weſen umgeändert, und nun ſehen wir ihn lieblos, wortvergeſſen, falſch, ränkevoll. Das Theater, das ihn ſo umwandelte, mußte alſo mit aller ſeiner anlockenden Trefflichkeit und aller ſeiner Verderblichkeit in das Stück einſpielen, dem Hamlet das Bild des Beſſern vorhalten, ihm ſeine eigene Unwürdigkeit zeigen, und doch mit ſeiner gleißenden verführeriſchen Göttlichkeit alles was noch Wahrheit in ihm hatte untergraben, ohne daß er es gewahr ward. Dieſe Abſicht machte ein langes Verweilen bey dem Theater im Stücke natürlich, und um ſo mehr erforderlich, als es nun ſo wunderbar ſeinen Mittelpunct bildet, daß es eigentlich die Kataſtrophe veranlaßt; denn das Stück theilt ſich durch die Vorſtellung gleichſam in zwey Hälften. Alles wird nach derſelben eben ſo anders im vierten Akt, wie Hamlet ſelbſt. Verſchieden von der Art in den vorigen Aufzügen, iſt die, wie er jetzt den Wahnſinnigen ſpielt, und wie er ſich äußert gegen Roſenkranz und Güldenſtern ſowohl, wie gegen den König. Weit tückiſcher ſehen wir ihn: die wehmüthigen Töne, welche der troſtloſe Blick in das eigene Leben früher hervorbrachte, gehen aus; Ophelie iſt ihm ganz gleichgültig, er behandelt ſie grauſam; das Gebot des Geiſtes wird durchaus vergeſſen, und um ſich nur zu retten und zu erhalten, ſtürzt Hamlet recht arg und hinterliſtig Roſenkranz und Güldenſtern ins Verderben. So nur konnte es kommen nach einer ſolchen Kataſtrophe, und das Stück im Stück, dieſe Art zu ſpielen mit dem eignen Schickſal, ſtatt es tief zu empfinden, war fähig vorzubereiten die Darſtellungen, die ihm folgen. Jene Wiederbenutzung des Theaters im Drama iſt vielleicht ſo ſehr das Geheimnißvolle im Hamlet, der ſelbſt die geheimnißvollſte aller Compoſitionen Shakſpear's iſt, daß man Mühe haben könnte, ſich von den Betrachtungen zu trennen, die ſich darbieten und aufdringen, wenn der Blick ſich in die wunderbare Weisheit dieſer dramatiſchen Kühnheit zu verlieren beginnt. Ja, wie es einem Ereigniß und einer Wahrnehmung im menſchlichen Leben vor der andern eigen iſt, daß ſie uns ein Verſtändniß eröffnet, an welches ſich eine Reihe von Betrachtungen anknüpfen möchte, woraus Vieles ſich ableiten, deutlich machen und ausſprechen ließe: ſo könnte es mir mit dieſem Stück im Stück gehen. Schwerlich böte es mir eine ſo tiefe Quelle von Gedanken und Betrachtungen über die Welt und das Leben dar, wenn es nicht gefloſſen wäre aus etwas, das Shakſpear ſelbſt tiefer vielleicht wie vieles Andere in ſeinem Leben empfunden, und aus dem Grunde ſeines eignen Weſens, deſſen, was er erlebt, hervorgerufen hätte. Dabey aber entbehrt es der Bedeutung auch für dasjenige objektive Bild nicht, welches das Stück nicht bloß vom Hamlet, ſondern von dem Staate, deſſen Typus hier Dänemark iſt, geben ſoll.

Denn je nachdem in einem Volke, wenn es früherhin gewohnt war, in der Feyer der zur Ehre ſeiner Götter angeordneten Feſte ſich lyriſch zu verlieren, nach und nach das Verlangen entſteht, auch ſich und ſein Leben bildlich vor ſich hingeſtellt wieder anzuſchauen: ſchließen ſich jener Feyer Aufzüge und andre feſtliche Handlungen an, aus denen allmählig immer beſonderer und beſtimmter werdende Darſtellungen des eigenthümlichen Lebens des Volkes, ſeine Thaten, ſeine Geſchichte und ſeine Anſichten von der Gottheit und den Dingen enthaltend, hervorgehen. Dieſe bilden die wahrhaft belebenden und erquickenden Volksbücher, und ſind ein nothwendiger Beſtandtheil in dem Geſammtleben deſſelben, der öffentliche Spiegel und Vereinigungspunct ſeiner Volksindividualität. Auf dieſen iſt der Schauſpieler weniger ein techniſcher Künſtler wie ein begeiſterter Menſch, und jene Duplicität, die im Leben des modernen Schauſpielers unvermeidlich iſt, vernichtet hier den Menſchen nicht. Daſſelbe iſt der Fall mit dem Zuſchauer; ihm gibt die Volksbühne weder das Bild jenes Contraſtes in dem Leben, welches ſie darſtellt, mit dem ſchaalen austrocknenden Alltagsleben, über dem faſt ein jeder Beſſerer der heutigen Tage einmal in ſeinem Leben glaubt geklagt haben zu müſſen, noch eine ſolche Mannigfaltigkeit der aus den entgegengeſetzteſten Sphären hier zuſammentreffenden Vorſtellungen,

ſondern

ſondern nur die Verherrlichung ſeines eigenen Lebens, und des Glaubens ſeiner Väter, ganz ſo ſein Gemüth in ſich geſammelt auf dieſes wieder aus den Zerſtörungen des vielſeitigen Lebens zurückführend, wie die neue Bühne aus der Einförmigkeit der einſeitigen Tagesbeſchäftigungen ihn in die Zerſtreuung mit hinausträgt. Eine ſolche Bühne iſt dann auch wohl das Aſyl, zu dem ſich der Menſch, verlangend von Zeit zu Zeit ein Bild des Lebens wieder zu ſehen, hinflüchtet, und weil er es nach der Individualität ſeines Weſens geſtalten und einrichten will, er aber im Kampf ſtehet mit der Geſammtheit, bildet es ſich immer mehr zu einem Privat- und Hoftheater, und zu einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft, die für jeden Stand, jede Neigung eine eigene Gattung der Vorſtellungen beſitzet, mit allen ihren Hülfsmitteln aber wenig oder nichts mehr in den Gemüthern hervorzubringen vermag. Auch in dem Trauerſpiel Hamlet ſtellen ſo die Schauſpieler recht den Gegenſatz derjenigen volksmäßigen Seite dar, welche das Trauerſpiel entwickelt; und da ich ſchon ſo ausführlich über die theatraliſche Vorſtellung im Trauerſpiele Hamlet geweſen, werde ich um ſo weniger zu ſagen haben von dem dritten Akte ſelbſt, von welchem jene einen Theil einnimmt. Wie Hamlet in dem zweyten Akt eben noch mit rechter Wahrheit dem Roſenkranz und Güldenſtern ſeinen Gemüthszuſtand beſchrieben, indem er ihnen ſagt, der Menſch, das Ebenbild Gottes, ſey ihm eine Quinteſſenz von Staub, kündigen dieſe ihm die Schauſpieler an. Sogleich, wie nach einem Lebensbrunnen, greift er nach ihnen, ſich ganz in ſie verlierend, und wirklich die Anlagen und Eigenſchaften verrathend, welche Opheliens liebendes Auge in ihm entdeckt hatte. Wie die Erſcheinung des Geiſtes gethan, laſſen ſie ihn einen Blick in ſein thatenloſes Inneres thun, und regen ſeinen Sinn auf friſch ans Werk zu gehen. Aber was thut er? nichts als des Königs Gewiſſen in die Schlinge des Schauſpiels bringen, um dort es zu fangen.

In dieſem Akt, worin ſein Gemüth überhaupt am gewaltigſten kämpft, und ſeine melancholiſche Stimmung den Gipfel erreicht, hält er auch noch den berühmten Monolog über den Selbſtmord, kündigt grauſam Ophelien ſeine Liebe auf, ſie in ein Nonnenkloſter verweiſend, lebt dann wieder in den Uebungen mit den Schauſpielern auf, ſagt dabey recht treffliche Sachen, und läßt dann das Stück, die Ermordung Gonzaga's, ſo lange ſpielen, bis der König es unterbricht. Von nun an iſt er ein ganz anderer Menſch. Er hat die Befriedigung gehabt in Claudius das Erſchrecken hervorzubringen, welches die Folge iſt von dem Bewußtſeyn einer das Gewiſſen belaſtenden Schuld. Wenn ein frommes Gemüth bey ſolchem Anblick entweder in den eignen Buſen gegriffen, und ſich gefragt haben würde, ob auch ſein Gewiſſen ſich keines Vergehens bewußt ſey? oder nicht noch ihm der Verſucher nahen könne? und es dem Himmel dafür gedankt hätte, daß er es bis dahin vor Sünden bewahren wollen, ſo bricht Hamlet in ein höhniſches Triumphiren der Schadenfreude aus. Das Erſchrecken des Königs hat ihm Muth gegeben, und übermüthig iſt er nun gegen Roſenkranz und Güldenſtern, wie gegen Polonius, ja er wäre wohl fähig Blut zu trinken, und Dinge zu thun, die der Tag mit Schaudern ſähe. So will er nicht nur zur Mutter gehen; ſondern vorher noch auf den Oheim treffend, den jenes Schauſpiel zwar für Anſtalten zu Hamlets Entfernung entſchieden, aber auch Reue über ſeine That erweckt, daß er den Himmel um Vergebung anruft, iſt er grauſam und feindſelig genug, dieſem im Gebet begriffen, mit dem Schwerte zu nahen; jedoch nicht muthig genug ihn zu erſchlagen, entſchuldigt er dieß damit, daß er den Schuldigen nicht im Moment der Reue, ſondern der Sünde, damit er zur Hölle fahre, tödten wolle.

Mit derſelben Härte und Liebloſigkeit geht er zur Mutter, erſchlägt bey ihr mit kalter Gleichgültigkeit den Polonius, und mißhandelt ſie, die offenbar nicht Mitwiſſerin von Claudius That war, ſo mit Vorwürfen, welche ihr Gewiſſen aufregen, daß der Geiſt des Vaters, genöthigt ihm wieder zu erſcheinen, allein ihn von einem größern Frevel abzuhalten vermag, und den abgeſtumpften Vorſatz wieder ſchärfen muß. Hamlet wird, je mehr er den König und die Königin nach der Aufführung des Stückes in Momenten vom Gewiſſen gequält ſieht, frecher und unmenſchlicher gegen ſie, und brütet ſchon in der Scene mit der Mutter über den hinterliſtigen Plan, wie er den Roſenkranz und Güldenſtern, die ihn nach England bringen ſollen, vernichten will.

Wie eine unerfreuliche Steppe zieht ſich zwiſchen dem dritten und fünften Akt der vierte hin, der Hamlets

Entfernung von Dänemark und ſeine Wiederkunft, die Rückkehr des Laertes um den Tod des Vaters zu rächen, den Aufſtand des ſchon entzügelten Volkes, den Durchzug des Fortinbras, den Wahnſinn und Tod der Ophelia, und den Plan enthält, welchen der König und Laertes nach Hamlets Zurückkehr zu deſſen Untergang verabreden.

Dänemark iſt wie ein ausgeſtorbenes Gefilde, auf welchem die hohlen Geſtalten ſich bedeutungslos bewegen. Alles iſt ſchon aufgelöſet, Hamlet ſelbſt tritt ganz zurück in dieſem Aufzug und erſcheint nur widerwärtig. Es iſt als ob über die hinterliſtigen Pläne, die er mit rechter Feigheit ausſinnt und anlegt um ſich zu erhalten, ſeine melancholiſche Wehmuth erſtorben ſey; er ſpielt wirklich nur eine Rolle, während der König und Laertes gegen ihn handeln. Der Anblick eines Kirchhofs in aller ſeiner Gräßlichkeit vermag allein ihm die alte Stimmung noch einmal wieder zurückzurufen, und hier treſſen wir ihn zuerſt wieder im fünften Akt an. Dieſer Kirchhof, ein ähnlicher Beſtandtheil des Stückes wie das Schauſpiel, leitet nur auf eine Empfindung, nur eine Betrachtung den dort Verweilenden. Er zeigt in den Gebeinen und Schädeln nur die Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Weſens. Nicht weckt er das Gefühl und die Erinnerung des wahren Lebens, ſich als die Pforte zum Himmel ankündigend, ja nicht einmal die Schauer des Grabes flößt er der Seele ein. Wie über zerbrochene Gefäſſe wandeln die Todtengräber hin, und ſo gefühllos gehen ſie um mit den irdiſchen Ueberreſten unſterblicher Weſen.

Hamlet ſtimmt ganz ein in ihre Weiſen, er höhnt nur ſich und ſeine eigne Gefühlloſigkeit, indem er die Todtengräber ſchmähet, ja er überbietet ſie noch durch ſeine ſpitzfindigen Betrachtungen. Wie nun aber gar die Leiche der Ophelie zur Erde beſtattet werden ſoll, und Laertes ihr nach ſeiner Art die letzte Pflicht der Bruderliebe erweiſet, da ergreift dieß den Hamlet, und doch wieder nicht ſo daß er in ſich geht, der Geliebten eine Thräne zollet, und ſein Unrecht einſieht; ſondern wie ein Schauſpieler iſt er, der den Laertes in der Emphaſe des Schmerzens überbieten will, darunter ſeinen inneren Ingrimm gegen den Laertes verbergend, der hierin gegen ihn viel beſſer erſcheint. Bis ſo weit und nicht weiter bilden die Gemüther und Charaktere das Stück. Der Plan nehmlich zu Hamlets Untergang iſt bereits im vierten Akt gemacht geweſen, er ſoll nur noch ins Werk gerichtet werden. Wie nun aber alle noch übrig Gebliebenen, welche darin verwickelt werden, ſchwach und ſchlecht und nichtig ſind, der Plan ſelbſt aber die Ausgeburt träger Feigheit iſt, ſo tritt der Zufall ein, und macht allen das Ende. Er iſt Herrſcher in dieſem zweyten Theil des letzten Akts, und rafft die Königinn, Hamlet und Laertes dahin. Claudius allein fällt durch die Hand des ſelbſt ſchon vergifteten Hamlet, und Fortinbras nimmt lebensmuthig, edel und rechtlich den Thron des erloſchenen Königsſtammes in Beſitz.

Ohne Zweifel iſt es ein gewaltiges Schickſal, welches nach Claudius That die Königsfamilie, und die des Polonius und ſeiner Kinder dahin nimmt; aber auch nicht in einer der ihm erliegenden Seelen regt ſich eine Betrachtung über dieß Geſchick; denn ſo erſtorben ſind ſie alle, daß ſelbſt das Gefühl der Gewalt und Dunkelheit des ſie zertrümmernden Geſchickes in ihrer Seele nicht mehr aufwachen kann. Nur wie in einem Zufallsſpiel erliegen ſie dem Tode, einem bloßen Zerſtörer. Aber gleichſam zur Verſicherung dieſer herben Trübſeligkeit ſehen wir noch den jungen barbariſchen Stamm und ſeinen Anführer, der, ſo ſcheint es, die zerſtreuten Ueberbleibſel des ehemaligen Volkslebens nicht noch mehr verſtreuen und austilgen, oder ertödtenden Druck ihnen auflegen, ſondern ſie ſammeln und neu beleben will zu ſegensreichem, eigenthümlich waltendem Volksdaſeyn.

Hunibalds Chronik.

Ein

merkwürdiges Denkmal altdeutſcher Sagengeſchichte.

Vom Profeſſor Görres.

Die Deutſchen haben mit den Urkunden ihrer Vergangenheit gar übel hausgehalten. Mindeſtens tauſend Jahre mythiſche und fünfhundert aus der Heldenzeit, ungerechnet die alte Nacht, die außer aller Erinnerung liegt, ſind rein erloſchen, und die Geſchichte hat ihre eigene Jugend blöd vergeſſen, und geht beym Ausland um zweifelhafte Auskunft über ihren Urſprung betteln. So langes Leben frey und frank im friſchen Waldesgrün, das den Menſchenſtamm hoch und kräftig und dichtbelaubt hinaufgetrieben, muß auch eine gleiche Geſchichte getrieben haben; aber die Eiche iſt gefällt und in bürgerlichen Haushalt verbaut, nur in den fernſten Norden haben einige Erinnerungen mit den Ueberreſten der damaligen Thiergattungen ſich geflüchtet. Die neuere Geſchichte ſpielt um Kirche und Pallaſt, innerhalb der Ringmauer der Städte, und kennt nicht mehr den alten Hain, den ſie mit Hirſchgeſpann durchzogen; denn ſie hat ſich, wie es der Lauf der Zeiten mit ſich gebracht, zahmer Cultur ergeben. Die unbändige Jugend mußte vorübergehen, aber es war nicht nothwendig daß ſie vergeſſen wurde; ſträfliche Fahrläßigkeit und gleichgültige

Geringſchätzung hat dieſen Verluſt allein verſchuldet, und er kann mit nichts gerechtfertigt und beſchönigt werden. Dem Neid des Auslandes, das der Sage nach des Plinius Schrift von den germaniſchen Kriegen vernichtete, iſt der eigne Unverſtand und die Achtloſigkeit aufs Beſte entgegen gekommen, und was dieſe übrig gelaſſen, hat die neuere Kritik ſorgfältig aufgeräumt. Leider iſt kaum ein anderes Mittel übrig geblieben, den Verluſt wenigſtens zum Theil zu erſetzen, als der letztern auf ihren Wegen nachzugehen, und was ſie unter die Füße getreten in ihrem Uebermuth, wieder in Recht und Ehre einzuſetzen. Von einem innern Inſtinkt, und nicht von irgend einer Rechthaberey getrieben, ſind wir öfter auf dieſen Wegen ſchon gegangen, und immer hat ſich bewährt, was wir vorurtheilles und unbefangen dem Vorurtheile und der Befangenheit entgegenſetzten. So haben wir denn auch jetzt wieder, indem wir nach unſerm Grundſatz das Verworfenſte und ſchnöd Mißhandelte zuerſt betrachtet, die ungeahndete Wichtigkeit eines Denkmals entdeckt, das wir durch das Folgende gegen künftige Verunglimpfung zu ſichern hoffen.

Es handelt ſich nämlich hier von der Frankenchronik des alten **Hunibald**, die unſer wackrer Landsmann der Abt von Spanheim Trithemius unter dem Titel: De origine Francorum und compendium sive breviarum primi voluminis Chronicorum de origine regis et gentis Francorum in Frehers Ausgabe ſeiner hiſtoriſchen Schriften S. 63—99 und 1—63, im Auszuge herausgegeben, und wie es ſcheint von dem Untergange gerettet hat.

Es hatte dieſer Hunibald, ein Franke, wie er angiebt Zeitgenoſſe des Königs Klodwig, bey deſſen Taufe durch den heiligen Remigius im Jahre 500 er zugegen geweſen zu ſeyn verſichert, ſeines Volkes Geſchichte in achtzehn Büchern beſchrieben, und in den ſechs erſten die Ereigniſſe von der Zerſtörung Troja's bis zum Tode Antenors, den die Scandinaven oder Gothen 440 Jahre vor Chriſto an den Mündungen der Donau tödteten, dargeſtellt. Sechs andere Bücher führten die Geſchichte von da weiter bis Faramund den zwey und vierzigſten König um 378 fort; und die ſechs letzten ſchließen, von da weiter in der Erzählung fortſchreitend, mit dem Tode Klodwigs, der im Jahre 516 erfolgte. Ihm iſt der Abt in ſeinem Auszuge Schritt vor Schritt gefolgt; das Weſentlichſte und ihm Glaublichſte aus ihm anführend, manchmal mit ſeinen Worten, öfter nur den Inhalt derſelben kurz andeutend; bisweilen auch, beſonders in der letzten Abtheilung, aus andern Schriftſtellern, die er wohl auch nennt, einlegend; die ſechs erſten Bücher aber gänzlich übergehend. Den Herausgeber ſelbſt ſehen wir von der Aechtheit ſeines Schriftſtellers völlig überzeugt, nur bisweilen die wunderſamen Nachrichten, die er gegeben, anſtaunend, und unerklärbare Ereigniſſe übernatürlichen Einwirkungen zuſchreibend, überall ſelbſt durchaus ehrlicher Geſinnung, und von aller Argliſt und von allem Truge frey. Vernehmen wir aber neuere Geſchichtſchreiber, z. B. Struve in ſeiner Schrift: De doctis impostoribus, oder Pontanus in ſeinen originibus Francicis, Pirkheimer und Beatus Rhenanus, jeden in eigenthümlicher Art um die Geſchichte verdient, dann hören wir nur von nugis anilibus; wir ſehen ihn als völlig fabelhaft und unglaubwürdig angegeben, und als untergeſchoben erklärt, nicht zwar vom Herausgeber, deſſen Charakter man nicht anzutaſten wagte, ſondern in früherer Zeit, und das alles aus Widerſprüchen gegen die beglaubigte Geſchichte hergeleitet. Ohne uns auf die beſondern Einwürfe der Gegner einzulaſſen, werden wir hier zuerſt die innere Beglaubigung des Geſchichtſchreibers erwägen, und ſein Verhältniß zur allgemeinen Sagengeſchichte und dieſer zur poſitiven; wir werden dann im Allgemeinen ſeine Angaben, wo ſie in die bekannte Geſchichte eingreifen, mit dieſer vergleichen, und wenn wir hier keinen bedeutenden Widerſpruch entdecken, und ſonſt den Geiſt alter Ueberlieferung an ihm wiederfinden, kann wird es uns wohl erlaubt ſeyn, ihn in ſeiner Wichtigkeit anzuerkennen, und ihm auch in den Fällen Glauben beyzumeſſen, wo die gewöhnliche Geſchichte ſchweigt.

Wir vernehmen zuerſt auf welche Urkunden ſich Hunibald beruft, und laſſen die Reihe ſeiner Zeugen an uns vorübergehen. Als den erſten und älteſten von allen führt er Waſthald, den Sicamber oder Scythen auf, der ein Zeitgenoſſe Markomirs oder bald nach ihm lebend, ſeines Volkes Geſchichte durch etwa 758 Jahre von der Zerſtörung Troja's bis zum Tode dieſes Königs 412 Jahre vor Chriſto, in einem großen Werke von zwölf Büchern, woraus Hunibald ſeine ſechs erſten gezogen, dargeſtellt. Er beſchrieb darin die verſchiedenen Sitze dieſes Volkes, ſeine Kriege, Heerführer, Könige und ihre Thaten, und verbreitete ſich beſonders über den großen Zug der Nation von den Mündungen der Donau bis zu denen des Rheins, die Beſchwerden die ſie ertragen, die Gefahren die ihnen aufgeſtoßen, und wie ſie mit den ihnen feindſeligen Völkern gekämpft bis ſie zu ihren feſten Sitzen gelangt; das Alles ſo wunderbar in Vielem und ungewöhnlich, daß Tritheim den Bericht zum Theil als Fabel anerkennt. Waſthald's Werk war, wie nach dem Geſagten nicht zu zweifeln, ein Epos; er war der Homer ſeines Volkes, der deſſen Irrfahrten geſchildert; und die Möglichkeit eines ſolchen Organs, in dem ſich die Poeſie der germaniſchen Völker ausgeſprochen, zu einer Zeit wo ſchon Griechen und Römer ihren Arm gefühlt, wird uns wohl zugegeben werden, wenn wir dagegen Homer unter den barbariſchen Hellenen ſo viele Jahrhunderte früher glaublich finden. Sangen doch ſchon zu Tacitus Zeiten und alſo wohl auch zu der des Julius Cäſar und eben wohl auch im Cimbernkrieg die Deutſchen in allmählig anbrauſenden Chören vor der Schlacht die Thaten ihres Hercules, d. i. wahrſcheinlich Thors Abentheuer im Rieſenlande; wie ſollte dieſer Hercules kein Heldengeſchlecht ihnen hinterlaſſen, und die Dichtung keinen Laut für ſeine Verherrlichung gefunden haben. Kaum ein Menſchenalter nach ihm, zur Zeit Priams 372 Jahr vor Chriſto, blühte Theocal, der Sohn des Herzogs Markomir, erfahren in aller Weisheit der Griechen, Scythen und Deutſchen. Ihn hatte ſein

Volk zum Oberprieſter Wodans geſetzt, und er war Vorſteher, Vater, Wahrſager und Prophet. Lange aber bedienten ſich die Prieſter bey ihrem Dienſte der griechiſchen Sprache und erlaubten nicht die Beymiſchung einer andern; das Volk aber, das ſich ſchon im neuen Vaterlande eingewohnt, fing an ſeine ſcythiſche Sprache allmählig mit der ſächſiſchen zu vertauſchen, doch ſo, daß noch viele Wörter übrig blieben, die eher griechiſchen als deutſchen Urſprung verrathen. Tempel aber hatten ſie nicht bis zu dieſer Zeit, ſondern beriethen ſich und opferten unter dichtbelaubten Bäumen, nachdem die Prieſter ſie zuvor geweiht. Jetzt aber war eine weiſe Frau unter ihnen aufgeſtanden, Cambra, des Königs Mutter, Tochter des großen Belin von Brittanien, in ihrer Jugend ſchön über alle Frauen des Reichs, und ſo verſtändig, daß König und Heerführer ihrem Rathe wie dem eines Gottes folgten. Sie milderte die ſcythiſch rohen Sitten durch Geſetze, die man noch lange nach ihr ehrte; ſie lehrte Städte und Burgen bauen; Flachs gab ſie Anweiſung zu ſäen und Hanf der Erde anzuvertrauen, und unterwies die Frauen wie ſie zu Kleidern und ſonſtigem Gebrauche ihn verwebten. Sie ſprach Recht und war Wahrſagerin, Prieſterin der Diana uud Aliruna. Ihr männlich Thun veranlaßte ein Sprichwort unter ihrem Volke, und davon erhielt die Nation, die bisher im Gegenſatze mit den eingebornen Sachſen (Saſſen, Inſaſſen) Neue Magen (Ankömmlinge) genannt worden war, nach ihrem Tode den Namen Sicambern. Auf ihr Geheiß baute auch Priam ihr Sohn zwiſchen den Rheinmündungen zwey Städte Neumagen und Neuſtadt, beyde fortan auf lange hin der Könige Sitz. In Neumagen wurde dem Wodan der erſte Tempel errichtet, und in ihm Theocal zum Prieſter beſtellt, und er erzog die Söhne der Edeln, und unterrichtete ſie in den Wiſſenſchaften, weiſſagte dem Volk, ſchrieb die Thaten der Könige in Verſen, welche die Jugend an Feſttagen im Tempel herſang. Zu gewiſſen Zeiten aber weilte er mit den Prieſtern in der Wildniß, dort nahmen ſie nur ſpärliche Speiſe und übten ſich in Ergründung des Sternenlaufes, der Dichtkunſt und alten Geſchichte. Priams Nachfolger gründete auch der Pallas ein Heiligthum, und ſchlachtete ihr die Knaben unter den Gefangenen, wie es denn überhaupt Sitte war, die männlichen Kriegsgefangenen dem Wodan, die weiblichen der Frigga zu opfern. In der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts vor Chriſto finden wir den groſſen Baſan, zugleich König und Oberprieſter Wodans, dem ſeiner Weisheit und Thaten wegen die Nation nicht nur königliche, ſondern göttliche Ehre erwies. Keiner wagte ihm im geringſten zu widerſprechen; auf Raub, Diebſtahl, Ehebruch, Betrug ſetzte er die Todesſtrafe; wo er ging ließ er ein Schwert vor ſich hertragen, als Symbol der Gerechtigkeit, und ſchonte keines Standes, ja nicht des eigenen Sohnes, wenn ſie gegen die Geſetze, die er gegeben, ſich verſündigten. Darum nannten ihn die Prieſter, wenn ſie im Tempel die Söhne der Edeln unterrichteten Dikajo-Baſan, den gerechten Baſan, das Volk aber Baſangott, und es ging von ihm ein Sprichwort aus: Kennent gy die groten Vaſan nitt? Er erneuerte den Gottesdienſt, ordnete zu Prieſtern in Wodans Tempel die Gelehrteſten in griechiſcher und germaniſcher Weisheit, im Wahrſagen, Traumdeuten, in der Sternkunde, Ethik, Phyſik und Metaphyſik, die guten und heilſamen Rath, den ihnen die Götter eingegeben, den Fragenden in jeder Bedrängniß ertheilen möchten. In Abweſenheit des Königs, der Oberprieſter war, war die höchſte richterliche Entſcheidung bey den Prieſtern, nur die Perſon des Königs ausgenommen, über die ſie nicht richteten. In dem Tempel der Pallas Tritonia und Frigga ordnete er nur Jungfrauen zum Dienſte, zu denen in gewiſſen Zeiten der Zutritt allen Männern frey ſtand, daß ſie im Tempel übten, was der Nahme der Göttin ausſagt. Welche Prieſterin dabey empfing, opferte ihr Kind der Pallas, nicht zum Tode, ſondern zum ewigen Dienſt. Wer aus dieſen Tritoniſchen Prieſterinnen eine zur Gattin erhielt, wurde nach der Niederkunft als heilig und den Göttern verwandt geehrt. Nach dem erſten Gebähren war jede gehalten den Tempel zu verlaſſen, weil, nachdem die prieſterliche Mutter der Göttin ihre Keuſchheit geopfert, ſie nun jeden, wen ſie wollte, heirathen konnte. Von allem dem, ſagt der Abt, erzähle Hunibald gar vieles, was ihm die Schamhaftigkeit nachzuſagen verbiete. Unter den Prieſtern ſeiner Zeit war beſonders Heligaſt, Theocals Sohn, in Geiſt und Fertigkeit ausgezeichnet; er erzog die Söhne der Edlen, und war der Weiſſenſchaften nach der Weiſe der Alten kundig, und geübt Geſänge und Sagen von den alten Königen und Helden zu verfertigen und in beyden Sprachen abzuſingen. Auch von ihm ſchreibt **Hunibald** viel Wunderbares, ſagt **Tritheim**, das, wenn es nicht Dichtung iſt, allein vom Dämon kam. Viel Zukünftiges ſagte er ſeinem Volke vorher; den Prieſtern ließ er den Wodan erſcheinen; die geheimen Rathſchläge der Menſchen zog er ans Licht, und entdeckte **Baſan** die Anſchläge der Feinde; nichts ſchien ihm verborgen; der König wich nicht von ſeinem Rathe, noch die Großen; auf ſein Geheiß ging das Volk in den Krieg oder blieb friedlich zu Hauſe, und ſiegte, ſo oft er Sieg weiſſagte. So lange er lebte, war ſein Volk glücklich, denn er war der Schrecken aller ſeiner Feinde weit umher. Nach zwey und dreyßigjährigem Dienſte ſtand er einſt an einem Feſte in Mitte der Prieſter im Tempel, Blitze ſchleudernd und den Aether trübend durch ſeine Beſchwörungen, und raſete nach Art der Begeiſterten, da verſchwand er plötzlich und niemand erfuhr wo er hingekommen. Die **Sicambern** glaubten er ſey Gott und Gatte der Diana geworden, und ordneten ihm eine Jahresfeyer. Auch **Baſan**, nachdem er ſechs und dreyßig Jahre geherrſcht, verſammelte an ſeinem Geburtstage in Neuſtadt zwiſchen den Sümpfen des Rheins und Meeres ſeine Brüder und Söhne mit den Vornehmſten des Reichs zu einer Feyerlichkeit, wo er ſieben Tage mit heidniſchen Gebräuchen zubrachte, und über dem Tempel Wodan in den Wolken ſchwebend darſtellte. Am achten Tage bezeichnete er **Clodomir** ſeinen Sohn mit Einſtimmung aller Groſen zu ſeinem Nachfolger. Dann weiſſagte er ſeinem Volke dichtend eine wunderbare Zukunft, empfahl ſeine Söhne, gebot die Ausübung der Gerechtigkeit, und ward nicht mehr geſehn, ohne daß man bis auf dieſen Tag weiß wo er hingekommen. Sein Volk verſetzte ihn darum unter die Götter und feyerte ſein Andenken noch lange in heiligen Gedichten. Amerodag beſonders hat nach Hunibalds Angabe dieſe Berichte von ihm aufgezeichnet, und viel von ſeiner Gerechtigkeitsliebe und ſeinem Verlangen nach Vergötterung geſungen. Ein Jahrhundert ſpäter war Markomir König, und von Wodans Prieſtern von Jugend auf in aller Weisheit des Alterthums unterrichtet; Aſtrolog, Augur, Wahrſager, Traumdeuter, ließ er häufig die Thaten ſeiner Ahnen in Pallaſt und Tempel ſich vorſingen, und die Jugend zum Auswendiglernen dieſer Gedichte anhalten. Sein zweyter Nachfolger in der erſten Hälfte des zweyten Jahrhunderts vor Chriſto verboth die Söhne der im Krieg Gefangenen den Göttern zu opfern, was mehreren unter den Vornehmen mißfiel, weil ſie fürchteten es möge den Schrecken des Sicambriſchen Namens bey den benachbarten Völkern vermindern. Weil er aber das Geſetz auf den Rath und die Beyſtimmung der Prieſter gegeben, wurde es unverbrüchlich gehalten, denn immer hat bey dieſem Volke das Anſehen der Prieſter mehr als der Einfluß der Heerführer und Fürſten gegolten. Unter Frank, 28 Jahre vor Chriſti Geburt, von dem ſeit der groſen Gothenſchlacht mit Borbiſta, wie

Sala-

Salagaſtadt bezeugt, den Namen Franken, die Freyen angenommen, und ſelten mehr den alten Sicambern geführt, finden wir den Oberprieſter Clodomir, der die Kriege, Geſinnungen, Geſetze und Siege dieſes vielfach gefeyerten Fürſten in deutſchen Gedichten beſungen. Sein Nachfolger Clogio war Zauberer, Augur, Sterndeuter, und derſelbe Clodomir erzählt viel Erſtaunliches in Gedichten von ihm. Seine Mutter Lothildis, Tochter des Königs von Thüringen, war Oberprieſterin im Tempel der Pallas und magiſchen Künſten ergeben, durch die ſie viele Wunder verrichtete. Denn wie jener Dichter bey Hunibald ihr nachrühmt, vernichtete ſie ihres Sohnes Feinde, ſo fern ſie ſeyn mochten; Sieg gab ſie den Franken, Schrecken ihren Gegnern; Regen, Donner, Wetterleuchten und Stürme konnte ſie erregen. Zur Zeit König Rathers, im Jahre 68, lebte der Prophet Harebald, und beſchrieb ſeine Thaten in Verſen nach der Alten Weiſe. Des Königs Nachfolger Richimer war eifrig im Dienſte der Götter, deren Zahl er vermehrte, daß ſie gleich kam der bey den Römern; und darum wurde er nach Harebalds Tode zum Oberprieſter beſtellt. Ludwig der Prophet hat ſeine Thaten in Verſen beſchrieben. Odomar, nach 113, gründete Burgen und Städte, gab neue Geſetze und erweiterte die alten, und beförderte den Tempeldienſt. Jedem Gotte waren nicht bloß Altäre und Tempel, ſondern Städte und Flecken geweiht. Der Oberprieſter und Oberalte zu ſeiner Zeit war Wechtam aus altem Königsgeſchlechte, beredt in griechiſcher und lateiniſcher Sprache; in der Aſtronomie, Muſik, Medicin und Philoſophie der Griechen erfahren; denn er hatte wie Anacharſis mit einigen andern Gefährten lange in Rom und Athen ſeine Studien getrieben. Ins Vaterland zurückgekehrt, unterrichtete er die Söhne der Edeln nach alter Sitte unter der Eiche. Vieles ſchrieb er in heiligen den Göttern geweihten griechiſchen Gedichten, und die Geſchichten der alten Könige in deutſcher Sprache zum Beſten der Jugend. Im fünften Jahre Odemars kam er in einem kleinen Fluße um, der von ihm bis auf den heutigen Tag die Wecht heißt, und an ſeinem Grabeshügel gründete der König eine Stadt, die er nach ſeinem Namen Odemarsheim nannte, wo er auch unter einer Pyramide begraben liegt. Nach Wechtams Tode wurde des Königs Enkel Odemar, in aller heidniſchen Weisheit erfahren, Oberprieſter, und ihm folgte Dorak, einſt Schüler Wechtams, gleichfalls aus königlichem Geſchlechte. Ihn verehrten die Franken einem Gotte gleich, und er gebot nach Willkühr dem Volke, den Kriegern und Edeln. Die Geſchichte der Nation ſetzte er in der Dichtung fort. Sunnos Thaten am Anfange des dritten Jahrhunderts beſchrieb Hildegaſt, der unter ſeinem Nachfolger Hilderik blühte. Er war Rath des Königs und Prophet, unterrichtet vor allen ſeinen Zeitgenoſſen. Wunderbares that und ſprach er, und ihm gehorchten Alle. Er unterrichtete die Söhne der Edeln in der Cyther und andern muſikaliſchen Inſtrumenten, und beſang dabey die Thaten der

Vorfahren in vaterländiſcher Sprache, und lehrte mildere Sitten ſein Volk. Vor ihm hatten die Franken wenig auf ſeine Kleidung und die Bequemlichkeiten der Wohnung gehalten, jetzt aber wurden die Häuſer geräumiger, und in Abtheilungen geſondert. Wegen des öftern Wechſels der Wohnung hatten ſie mehr auf dem Lande als in Städten gelebt, darum war die Bauart einfach und bäuriſch. Darum iſt ſeither das Sprichwort entſtanden das von alten Gebäuden und Kunſtſachen ſagt: das iſt ein gut alt fränkiſch Werk! Faramund am Schluße des vierten Jahrhunderts wählte die vier weiſeſten Männer ſeines Volks Burſogaſt, Weeidogaſt, der Windesheim in Oſtfranken gegründet, und Baſagaſt, und die drey traten unter dem Vorſitz Salagaſts, Wodans Oberprieſter, aus altem Königsgeſchlechte, der Salagaſtadt gegründet, wo auch in einer Urne ſeine Aſche ruht, zuſammen, und entwarfen das berühmte Geſetz das man nach ſeinem Namen das Saliſche nannte. Ganz zu Ende finden wir noch die weiſe Traumdeuterin Baſina, des Königs Baſin von Thüringen Gattin, und zuletzt ſchließt Klodwigs Taufe die alte Heldenzeit, und die Formel mit welcher der heilige Remigius die Handlung begann: mitis depone colla Sicamber, adora quod incendisti, incende quod adorasti! war zugleich das Todesurtheil alter Dichtung, wie des Götterdienſtes, und Hunibald ſchließt, nun der Faden der Sage abgeriſſen, ſein Buch.

Eine ganze Gallerie von Weiſen, Dichtern und

Oberprieſtern, in die fernſten Jahrhunderte hinaufreichend, gleich jener die man Herodot in Aegypten zeigte, hat ſich in dieſen Angaben vor uns aufgethan, und ſie öffnen noch in dem matten Bilde, in dem ſie nach zweymaliger Spiegelung endlich zu uns gelangt, dem Blick eine neue Welt altgermaniſcher Sitte und Geſchichte ganz anders, als die kärglichen offiziellen, oft lügenhaften Berichte der Römer ſie uns vorſtellen, bey denen das Beſte die Beſchreibung Tacitus war, als eine Art von Cyropädie, wenn claſſiſche Dichtung jenen inländiſchen barbariſchen gegenüber betrachtet werden kann; (und Dichtung gegen Dichtung werden wir wohl nicht die eigene verwerfen wollen) auf ihnen aber ruht, wie aus dem bisher Vorgebrachten ſchon dem Unbefangenen klar geworden, Hunibalds ganze Geſchichtserzählung, und ſie verhält ſich zu ihren Quellen gerade, wie die gleichen Bücher des Gildas, Thomas von Britanien, Galfried von Monmuth, Jornandes, Snorro Sturleſon, und Saxo Grammaticus zu der lebendigen Ueberlieferung ihrer Völker. Es ſind dieſelben Heldenlieder, worauf ſie alle ſich berufen; die Geſänge alter Barden und Druiden vom Fuße heiliger Eichen durch die Wälder ſchallend, und in der Bruſt aller Edeln im Volke widertönend; dieſelben Ueberlieferungen, der Hort der Nation, von Mund zu Munde durch die Jahrhunderte fortgeerbt; das gleiche Berufen auf alte noch vorhandne Traditionen, geknüpft an große Naturformen, oder künſtliche Bauwerke; daſſelbe Belegen des Geſchichtlichen mit Geſetzesſammlungen und bürgerlichen Einrichtungen. Wir haben in der Einleitung zum Lohengrien die Würdigung des brittiſchen Galfried eingeleitet; Hunibald ruht mit ihm ganz auf gleichem, nur volksmäßig verſchiedenem Grunde; er hat aus demſelben friſchen Quellwaſſer geſchöpft, das durch die Adern der Erde fließt, und für jedes Land in eigenen Quellen herausquoll. Außer ihm aber ſteht insbeſondere Jornandes der Gothe mit den Franken in genauer Berührung. Wie Tritheim ihn zum Grunde gelegt, ſo hat der Biſchof von Ravenna die Getica des Griechen Dio unterlegt, deſſen Angaben auf alten Dichtungen der Nation, gleich als auf hiſtoriſchen Urkunden ruhen, und von Ablabius, oder wie Freculphus Lexovienſis (840) in ſeiner Chronik lieſt, Ablamus, einem trefflichen Beſchreiber des gothiſchen Volkes, in wahrhafter Geſchichte beſtätigt worden. Dieſer Dio, der fleißigſte Erforſcher des Alterthums, wie ihm Jornandes das Zeugniß gibt, hat aufgezeichnet wie die Gothen, als einen der früheſten Weiſen den Zeutas oder Zeutes, dann den Diceneus und den Zamolxis gehabt, und wie ihnen zu keiner Zeit ſolche gefehlt, die ſie in der Weisheit unterrichtet. Darum auch ſeyen die Gothen immer die unterrichtetſten aller Barbaren geweſen, und den Griechen beynahe gleich gekommen. Er ſetzt hinzu, die Vornehmern aus ihrer Mitte ſeyen zuerſt Zaraboſteren und dann Behutete (pileati) genannt worden, und aus ihnen habe man Könige und Prieſter gewählt. Vom Mars hätten ſie angegeben, er ſey bey ihnen geboren, und ihn mit grauſamen Dienſt verehrt; denn ſie hätten die Gefangenen ihm geſchlachtet, weil ſie geglaubt, der Gott des Krieges müßte Wohlgefallen an vergoßnem Menſchenblute haben. Immer hätten ſie die Thaten der Vorfahren mit Geſang und Cytharklang gefeyert, und ihre Helden, Ethespannar, Hanala, Fridiger, Widicula, über alle Heroen des Alterthumes erhoben. Zur Zeit des Königs Boroiſta, oder Boscurta nach Freculph, als Sylla in Rom die Oberherrſchaft an ſich geriſſen hatte, kam Diceneus nach Gothenland, und der König nahm ihn wohl auf, und gab ihm beynahe königliche Gewalt. Was er den Gothen rieth, das hielt das Volk für zuträglich und wohlgerathen, und ſtrebte es in Vollzug zu ſetzen; wie ſie denn auf ſeinen Rath das Land der Germanen verwüſteten, den Römern aber immer unbezwinglich blieben. Er war es, der ſie in aller Philoſophie, worin er Meiſter war, unterrichtete. Er lehrte ſie die Ethik, damit ſich ihre barbariſchen Sitten milderten; indem er ihnen den Zugang zu den Naturwiſſenſchaften eröffnete, machte er ſie naturgemäß nach eignen Geſetzen leben, die gegenwärtig aufgezeichnet ſind und Bellaginen heißen. Dadurch daß er ihnen die Logik mittheilte, bildete er ihren Verſtand vor allen andern Völkern. Wenn er ihnen die Ausübung zeigte, befeſtigte er ſie im Rechthandeln; indem er ihnen die Theorie mittheilte, machte er ſie aufmerkſam auf die zwölf Himmelszeichen, und den Lauf der Planeten durch ihre Folge; er lehrte ſie die Aſtronomie, und wie der Mond zunimmt und abnimmt; er zeigte ihnen wie die feurige Sonnenkugel die Erde an

Größe übertreffe, und mit welchen Namen und Bildern die dreyhundert vier und vierzig Sterne den Pol vom Aufgang zum Niedergang umkreiſen. Die muthigſten Männer, wenn ſie von den Waffen eine kurze Weile ruhten, drängten ſich um ihn, um den Unterricht zu empfangen, und der Lehrer erſchien ihnen als ein Wunderthäter, und gebot nicht blos den Geringeren, ſondern ſelbſt den Königen. Er wählte aus ihrer Mitte die edelſten und klügſten Männer, die er dann in der Theologie unterrichtete, und rieth ihnen, gewiſſe Gottheiten und Heiligthümer zu ehren, und weihte ſie zu Prieſtern, indem er ſie Behutete nannte, wahrſcheinlich weil ſie das Haupt mit Tiaren oder Hüten bedeckt, opferten. Das übrige Volk ließ er Behaarte (capillatos) nennen, welchen Namen die Gothen als etwas Großes anſehend, noch gegenwärtig in ihren Dichtungen im Andenken halten. Nach ſeinem Tode hielten ſie den Comoſik beynahe in gleicher Verehrung, weil er in gleicher Trefflichkeit ſich auszeichnete. Er war ihnen König und Oberprieſter ſeiner Erfahrung wegen, und urtheilte in ſeiner Gerechtigkeit über die Völker. Schon zur Zeit Philipps von Macedonien, als er das Heer gegen die Stadt Vidiſitana in Möſien ſandte, kamen ihm nach Dio jene göttlichen Prieſter, die Frommen genannt, in weißen Gewändern und mit Cythern entgegen und ſangen Hymnen zu den Göttern, damit ſie die Macedonier abtrieben. Alle dieſe Nachrichten des Dio beſtätigt aber Strabo im ſiebenten Buche, wie es ſcheint aus Poſidonius, aufs vollkommenſte. Er berichtet nämlich wie Zamolxis aus dem Getenvolke zu den Aegyptiern gewandert, mit Pythagoras verkehrt, und viele Kenntniß des Sternenlaufs ſich dort geſammelt. Er kam in ſein Vaterland zurück, und wurde von Volk und Fürſten werth gehalten, weil er ihnen die Zeichen deutete. Er bewog ſogar den König dazu, daß er ihn zum Theilnehmer in der Herrſchaft erwählte, weil er in die Geheimniſſe der Götter ihn eingeweiht erkannte, und vorläufig ihn zum Prieſter des Gottes, den ſie am meiſten verehrten, ordnete; bis er zuletzt ſogar die Benennung eines Gottes ſich erwarb. Er zog ſich in eine unterirdiſche Höhle zurück, wo er außer mit dem König und ſeinen Dienern, ſelten mit andern geredet, und von dort aus er, da die Verehrung der Menſchen für ihn, als einen ſolchen der ihnen Götterſprüche überbringe, immer zugenommen, den König in der Regierung vielfach unterſtützte. Von ihm, ſagt Strabo, iſt bis auf unſere Zeiten der Gebrauch bey dieſem Volk geblieben, daß immer jemand in dergleichen Kenntniſſen eingeweiht ſich findet, der als Rath dem Könige zur Seite ſteht, und bey ſeinem Volke den Namen eines Gottes erhält. Der Berg aber ward heilig gehalten, und ſie nennen ihn Coganon, eben wie den vorbeylaufenden Fluß. Beynahe daſſelbe erzählt ſchon Herodot von ihm im vierten Buche, nur daß er hinzuſetzt, wie er ihn älter als Pythagoras halte, und wie mehrere Scythen (ohne Zweifel die, denen man das griechiſche Märchen vom Samier erzählt) ihn für den Dämon Gebeleizin oder Bleiren erklärt. Strabo aber fährt fort: auch die Enthaltung von Fleiſchſpeiſen, wie Zamolxis ſie gelehrt, dauert noch in gewiſſem Sinne fort. Zur Zeit aber wie Borebiſtas die Herrſchaft über die Geten führte, gegen den Cäſar ſchon ein Heer ausgerüſtet hatte, verwaltete Decannas dieß Ehrenamt. Auch er war lange in Aegypten geweſen, und war der Magie ergeben und in der Zeichendeuterey erfahren, durch welche er die Entſcheidung der Götter kund that, und in kurzer Zeit wie Zamolxis unter die Götter gerechnet wurde. Ein Beweis der großen Folgſamkeit mit der man ihn geehrt, iſt, daß ſein Volk von ihm beredet ſich entſchloß, die Weinſtöcke auszurotten, und dem Genuß des Weins auf immer zu entſagen. Borebiſtas ſelbſt aber brachte es dadurch, daß er vielfach die Nation in Leibesbewegungen übte, und zur Mäßigkeit und Gehorſam anhielt, dahin, daß er zu großer Macht gelangte, und die meiſten benachbarten Völker den Geten unterwarf. Er ging über den Iſter, plünderte Thracien bis Macedonien und Illyricum, und ein Schrecken der Römer brachte er von den benachbarten Galliern unermeßliche Beute zurück. Die Boier aber, und die Tauriſker vertilgte er völlig. Durch innern Aufſtand ging er unter, ehe das römiſche Heer ihn erreichte, und die nach ihm vierfach getheilte Nation wurde ſo geſchwächt, daß ſie ſtatt wie vorhin 200000, kaum 40000 Krieger aufbringen konnte. Man ſieht wie Dio und Strabo durchaus in allen weſentlichen Thatſachen zuſammenſtimmen, und es war daher offenbar, daß in urkundlicher Beglaubigung durch Sage und Gedicht, der Franke und der Gothe ſich durchaus auf gleiche Linien ordnen, und daß ſie beyde miteinander angenommen oder verworfen werden müſſen.

Hunibald beginnt, dem alten Barden Waſthald folgend, ſein Buch mit der Erzählung von der trojaniſchen Abkunft der Franken, und wie ſpäter im Bewußtſeyn der gleichen Abſtammung die Sachſen ihnen die Rheinmündungen eingeräumt. Den ganzen Norden hat dieſer Glaube beherrſcht, aus den Bretoniſchen Sagen hat ihn Galfried aufgenommen, von den Avernern bezeugt ihn Lucanus und Sidonius Apollinaris, von den Galliern, Gothen, Burgundionen, Allemannen. Ammianus Marcellinus im fünfzehnten Buche. Othin kam nach der jüngern Edda von Asgard oder Troja, und die Gothen leiteten ihren Stamm von Wodan, wie die Thüringer von Thor, beydes Aſen, ab. Viele Städte knüpften ihren Urſprung gleichfalls mit Ilion zuſammen. Xanten, Dronegg, London, Tours, Toulouſe durch den Tholoſus, Forchheim nach Reuchlin durch Phorkys, Maynz durch Maguntius, Paris, Ofen und viele andere, ſo wie auch edle Familien, z. B. in Frankreich die Tournons in Auvergne und die Neuſchatels in Franchecomté ſich in ihren Hausſagen von den Trojanern herleiteten. Darum ſteht auch die Angabe von den Franken keineswegs allein nackt bey Hunibald. Ihr älteſter anerkannter Geſchichtſchreiber Gregorius Turonenſis am Ende des ſechſten Jahrhunderts hat ſchon die Sage aufgenommen, indem er im erſten Buche alſo ſpricht: »Viele berichten, die Franken ſeyen von Pannonien ausgegangen, und hätten zuerſt die Ufer des Rheins bewohnt, dann ſeyen ſie nach dem Uebergange über dieſen Strom durch Tongern (wie wir ſtatt Thüringen mit dem Morelliſchen Manuſcripte leſen müſſen, wenn wir nicht ſtatt Rhena, Rhegana, Regnitz, mit Leibnitz verbeſſern wollen) gezogen, und hätten dann je nach den Gauen Könige mit reichem Haarwuchs unter den erſten und edelſten Familien aus ihrer Mitte gewählt. Zur Zeit Pipins begegnet uns dieſelbe Angabe in dem Auszuge, den Fredegarius Scholaſticus aus ihm gemacht, jedoch ſo, daß die größere Ausführlichkeit beweiſt, wie er die Quellen ſelbſt vor ſich hatte, aus denen der Biſchof von Tours geſchöpft. Er erzählt, wie die Ahnen der Franken nach der Eroberung aus Troja entwichen, und wie ſie ſich nachher unter dem Könige Friga in zwey Haufen getheilt, wovon der eine nach Macedonien übergegangen, der andere aber unter dieſem König Aſien durchſtreift, und am Ufer der Donau und des Meers ſich niedergelaſſen. Dieſe hätten dann wieder ſich zweyfach getheilt, und die eine Hälfte ſey unter ihrem Könige Francion in Europa eingedrungen, hätte mit Weibern und Kindern dieſen Welttheil durchirrt, ſich am Ufer des Rheins niedergelaſſen, und ohnfern von ihm eine Stadt nach dem Namen von Troja zu bauen angefangen, die aber unvollendet geblieben. Der andere Theil, der an der Donau zurückgeblieben, hätte ſich einen Turchot zum König erwählt, von dem ſie Türken genannt werden, wie die andern von Francion, Franken; welche letztere noch lange Zeit hernach durch Herzoge ihre auswärtigen Beſitzthümer beherrſcht, bis auf Siumo Markomir und Genebald zur Zeit des Kaiſers Theodos. Aus dieſer Stelle beſtätigt ſich vollkommen die Angabe Hunibalds, wie Sachſen und Franken ſich als Stammverwandte von Troja her erkannt, und die ſpätere Verknüpfung dieſer Sage mit der Alexandersfabel bey Witekind und Ottfried, der ausdrücklich ſagt, wie er in Büchern geleſen, die Franken ſeyen in Sippe ja in Achte Alexanders Schlachte. Andererſeits erläutert ſich daraus das Verhältniß der Franken zu den Türken, und hier kommen der fränkiſchen Sage unabhängig für ſich beſtehende türkiſche entgegen. Theodor Gaza in ſeiner kleinen Schrift über den Urſprung der Türken in der Basler Sammlung der Script. Rer. Turc. p. 217 bringt bey: im Jahr 870 brachen die Türken unter ihrem tapfern Anführer Soliman, den ſie unter allen andern als Anführer ſich erwählt hatten, aus ihrem Vaterlande hervor und fielen in Perſien und Kleinaſien ein. Und weil ſich nun dieſer Soliman trojaniſchen Urſprungs rühmte, ſo halten einige dafür, von den Trukern, wie man die Trojaner nannte, hätten die Türken den Namen erhalten. Der alte Scylax zur Zeit des Iſak Comnenus ſetzt einen Stamm dieſer Türken an den Iſter in Europa, und Balderich, vom Anfang des zwölften Jahrhunderts, in ſeinen 4 Büchern historiae Hierosolymitanae ſagt: die Türken rühmten ſich aus dem Geſchlechte der Franken entſproſſen zu ſeyn, indem ihre Ahnen von dieſem Volke abgeſtammt, weßwegen auch eigentlich nur ſie und die Franken kämpfen dürften. Wieder aber beginnt oben im Norden die Hervararſaga*): So findet ſich geſchrieben in den alten Büchern, daß Jolunheimer genannt ward das Land, das nördlich lag bey Gandwyk und ſüdlich bey Lundzland, und ehe die Tirkiar (Türken) und Aſiaten nach Norden kamen, bewohnten dieſe nordiſchen Landſchaften Rieſen und Halbrieſen.« Das alles iſt nun aber weiter nichts als die uralte perſiſche Sage von Feridun, der die Welt unter ſeine drey Söhne getheilt, nachdem er Zohak überwunden. Dem Iradeh gab er Iran, dem Thur Turan, ganz Scythenland, dem dritten Selm aber Rûmi und alle Länder im Weſten. Feridun iſt hier Friga, Thur aber Turchot, Selm der Führer des zweyten Stamms nach Macedonien oder Rumi, Frank endlich ſtatt Iradeh, da die Orientalen alle Europäer Firenkan nennen. Was aber die von den Franken erbaute Stadt betrifft, ſo findet ſich ſchon am Anfange des achten Jahrhunderts (720) eine Abweichung bey dem anonymen Verfaſſer der Gesta regum Franc. bey Du Cheſne. Dieſer berichtet nämlich, Priamus und Antenor ſeyen mit 12000 Trojanern zu Schiffe bis zum Tanais und durch die mäotiſchen Sümpfe bis zu den Gränzen Pannoniens gekommen.

---

*) Nach der Ueberſetzung aus dem Isländiſchen, die mir die Brüder Grimm in der Handſchrift mitzutheilen die Gefälligkeit gehabt.

Dort hätten ſie zu ihrem Andenken eine Stadt erbaut, und ſie Sicambria genannt. Viele Jahre wären ſie dort geblieben und ſeyen zu einem großen Volke erwachſen, bis zur Zeit Valentinians, wo die Alanen gegen dieſen Kaiſer ſich empört, weil die mäotiſchen Sümpfe gegen jede Verfolgung ſie geſchützt. Die Sicambrer aber von ihrem Kaiſer aufgefordert, hätten bis in ihre Schlupfwinkel ſie verfolgt und ſie ausgerottet, und ſeyen darum auf zehen Jahre abgabenfrey erklärt worden; als man aber in der Folge wieder Auflagen abgefordert, hätten ſie ſich empört, und ſeyen darum vom Kaiſer Franken, d. i. Wilde genannt worden. Da der Nahme lange vor Valentinian ſchon in der Geſchichte erſchienen, ſo muß, wenn hier nicht von den zurückgebliebenen Franken Turchots die Rede iſt, der letzte Theil der Nachricht auf einem ähnlichen Mißverſtändniß beruhen, wie die Verwechslung Sicambrias am Mäotis mit Buda oder Etzelburg, das ehemals Sicambria geheißen, weil die Legio Sicambrorum, gebildet aus den von Druſus am Niederrhein beſiegten Sicambern, wie dort gefundene Innſchriften erweiſen, ſie gebaut. Freculphus Lexovienſis am Anfange des neunten Jahrhunderts ſagt: Von Phrygien ging ein Volk aus, das ſtreifend durch viele Lande unter ſeinem König Francio nach ſeinem Namen ſich benannte und nach vielen Kämpfen ſich in Europa zwiſchen Rhein und Iſter anſiedelte. Nach dem Tode dieſes Königs führten ſie viele Kriege, wodurch ſie ſo aufgerieben wurden, daß ihnen wenig Volk übrig blieb.

Darum wählten ſie ſich Herzoge, jedes fremde Joch verſchmähend. Andern zu Folge ſollen ſie jedoch von Scanzia ausgegangen ſeyn, und es iſt auf dieſer Inſel noch jetzt ein Land Fancia genannt. Der Mönch Aimon im eilften Jahrhundert (vor 1002) führt beyde Sagen, die des Anonymen zuerſt, dann die des Fredegar als zwey verſchiedene an; das Chronikon Bedani aber verwirrt beyde mit einander, indem es Sicambria an den Rhein ſetzt, und doch die Franken zu Valentinians Zeiten die Alanen vertreiben läßt. Der Mönch Roricon im eilften Jahrhundert bringt wieder das Frühere bey, nur mit ſeinen lateiniſchen Floskeln ausgeziert, doch fügt er bey, der Erdſtrich wo ſie Sicambria gebaut, ſey rund um vom Meere umfloſſen geweſen; er lag alſo vielleicht auf dem tauriſchen Cherſones. Hugo du St. Victore im Anfange des zwölften Jahrhunderts erzählt, wie er in einem Buche ausführlich geleſen, daß Helenus und Aeneas, jener nach Griechenland, dieſer nach Italien, Francio und Turcus aber nach Norden ausgewandert. Francio und ſein Volk ſeyen zur Zeit Davids an die Donau gezogen, hätten ſich dort ſehr vermehrt, und 230 Jahre nach ihrer Ankunft 23000 Mann ſtark einen tauglichen Ort zu ihrem Aufenthalt geſucht. Nachdem ſie ganz Germanien durchzogen, ſeyen ſie endlich auch an die Stelle des jetzigen Paris gekommen, und hätten dort eine Stadt gebaut 830 Jahre v. Chr. und 1290 vor Ankunft ihrer Brüder von jenſeits des Rheins, die ſie im Bewußtſeyn gleicher Abkunft freundlich aufgenommen *). Offenbar iſt hier eine Verwechslung der fränkiſchen Sage mit einer altceltiſchen vorgegangen. Nach der alten franzöſiſchen Chronik des Bucalus, die ſich in der Bücherſammlung Ludwigs XII. im Schloſſe zu Blois befand, baute Frank der Sohn Hektors Sicambria, nach dem Namen von Priams Schweſter. Ihm folgte ſein Sohn Sicamber, regierend 62 Jahre. Lange hernach, d. i. 280 Jahre nach der Zerſtörung von Troja zog eine Abtheilung dieſer Sicambern unter ihren Anführern Trojades und Torgotus den Rhein herab, gründete die Stadt Bonn, Baluka genannt, und dann Xanthen bey Cleve, nach dem Namen des Xanthus der durch Troja floß. In alten Büchern ward ſie Troya Francorum genannt, wie ſchon in der Legende des heiligen Viktors aus der Legion von Thebe, deſſen ſchönes Münſter von der Kaiſerin Helena in dieſer Stadt gegründet wurde. Von der Stadt Sicambria, ihrer Größe, Macht und ihrem Reichthum aber weiß Bucalus gar vieles zu erzählen. Man ſieht aus der ganzen Folge dieſer Zeugniſſe, wie ein Faden alle dieſe Sagen, die durch ſo viele Jahrhunderte auseinander liegen, und über ſo weite Räume von Brittanien bis Hinteraſien ſich verbreiten, in einen geſchloſſenen Kreis zuſammenknüpfe, der ſich ſelbſt trägt und bewährt. Es liegt auch

---

*) **Robert Haquin** in ſeiner historia Francorum verſetzt dieſe Erbauung 395 Jahre v. Chr., alſo in die Zeit der Anſiedelung der Franken am Rheine, aber nicht ſo zutreffend 1170 Jahre, nachdem ſie Sicambria verlaſſen. Nach Vincens von Beauvais kam Franko mit den Seinen zuerſt nach Celtenland, und ging von da aus über den Rhein.

klar vor Augen, wie die verſchiedenen Organe, in denen ſie ſich kund gegeben, keinesweges bloß eines dem andern nachgeſprochen, ſondern daß die Zeugen offenbar Dichtungen und geſchriebene Urkunden der Nation ſelbſt vor ſich hatten, aus denen der eine dieſe, der andere jene Seite aufgefaßt, manchmal verſchiedene Sagen durcheinander werfend, andere mißverſtehend, ſo daß ſie am reinſten und mindeſten verfälſcht bey unſerm Hunibald ſich aufbewahrt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Antwort

auf Herrn Docen's Beurtheilung

meines noch nicht erſchienenen

grammatiſch- orthographiſchen Wörterbuchs.

(Siehe Deutſches Muſeum 1812, 10tes Heft, S. 348.)

Nicht um zu tadeln, ſondern um einem Mißverſuch vorzubeugen, hat Herr Docen es übernommen, mein noch nicht erſchienenes Wörterbuch der deutſchen Sprache im Octoberheft dieſer Zeitſchrift zu beurtheilen, und nebenher über meinen literariſchen Charakter abzuſprechen. Wenn Hr. Docen gegen alle bisherige Sitte unternimmt, ein noch nicht erſchienenes Buch aus einer bloßen Anzeige zu beurtheilen, und zwar ein ſolches, das nicht aus Fleiß und Sprachbildung allein hervorgehen kann, ſondern deſſen mühevolle Bearbeitung vielmehr ſehr weſentlich eine genaue Kenntniß des geiſtigen Volksbedürfniſſes, und einen durch Lehrererfahrung und Geſchäftsverhältniſſe gebildeten Sinn erfordert: ſo erſcheint ſein richterlicher Ausſpruch voreilig und anmaßend. Ob ich dieſen Sinn beſitze, darüber mögen meine Spracharbeiten entſcheiden, denen Herr D. ſehr gefällig praktiſche Brauchbarkeit, das höchſte Lob für den Volks- und Jugendſchriftſteller, zugeſteht.

Herrn Docen's Kritik enthält folgende drey Hauptpunkte:

1) Ich habe geſagt: mein Wörterbuch ſolle, mit Beſeitigung aller gelehrten grammatiſchen Unterſuchungen und Begriffsbeſtimmungen, nach den Geſetzen des zeitigen Sprach- und Schreibegebrauchs das gefühlte Bedürfniß befriedigen. — Dagegen fragt nun Hr. D. (S. 350): »wie kann bey der Verſchiedenheit »und dem ewigen Wankeln (!) des letztern ſchon von Ge»ſetz die Rede ſeyn?« — Schon? frage ich; alſo glaubt doch Hr. D., daß zu irgend einer Zeit einmal von Geſetz die Rede ſeyn könnte? Ich denke entweder nie, oder immer. Nie, in ſo fern eine lebende Sprache, und ganz beſonders die deutſche, nie ohne Veränderung ſeyn kann, und für den Sprachgelehrten auch nicht ſeyn darf; immer, in ſo fern zu jeder Zeit unter den verſchiedenen Sprach- und Schreibformen eine immer die allgemeinere und überwiegende ſeyn wird; und dieſe kann und muß man als zeitiges Geſetz für die große Menge ſo lange anſehen, als ſie durch eine ſpätere Bildung noch nicht verdrängt worden iſt. Wollen wir aber ſolches zeitwiriges Sprach- und Schreibgeſetz (denn nur von einem ſolchen iſt die Rede) überall nicht annehmen: ſo kann auch nicht einmal von einer Sprachlehre die Rede ſeyn.

2) Ich habe geſagt: es werden alle Namen der verſchiedenen Geſchäftsaufſätze, mit Muſtern zu ihrer Abfaſſung begleitet, aufgeführt, und die in Deutſchland noch üblichen Titulaturen bemerkt werden. — Dagegen

bemerkt Hr. D.: »dies würde jeder lieber aus einem »deßfalſigen kleinen Handbuche kennen lernen wollen« (S. 351). Ein wichtiger Einwand gegen die Brauchbarkeit und Güte eines Werks, das alles, was in Bezug auf deutſche Sprache im Geſchäft vorkommt, vereint geben will. Darüber ſollte man das Publicum entſcheiden laſſen, das ſich in dieſer Hinſicht nichts vorſchreiben läßt.

3) Ich habe endlich geſagt: das Wörterbuch enthält die, in die Schrift- und Umgangsſprache aufgenommenen deutſchen und fremden Wörter. Hier fragt Hr. D. »alle??« und ſetzt hinzu: »das wäre ſehr wünſchenswerth; aber um ein ſolches Wörterbuch zu liefern, müßte Heinſius viele Jahre lang mit kritiſchen Vorarbeiten und Sammlungen ſich beſchäftigt haben« (S. 351). — Das alle iſt ein vielſagendes Wort, worauf die Vorrede meines Wörterbuchs umſtändlich antworten wird. Wer kann verſprechen, alle vorhandene Wörter einer Sprache zu geben, wer kann es verlangen! Weder Adelung noch Campe haben es gethan, und obwohl letzterer (der nebenher auch in Hrn. D's. Kritik hineingezogen wird) ſehr viel geleiſtet hat, ſo bleibt doch der Mit- und Nachwelt noch vieles zu thun übrig. Der Erfolg wird zeigen, daß ich, der ich nicht alle Wörter verſprochen habe, doch alles geben werde, was die bedingte und beziehliche Vollſtändigkeit eines Wörterbuchs fodert. Ob ich mich dazu mit kritiſchen Vorarbeiten verſehen habe, kann Hr. D. (der mich ſo wenig kennt als ich ihn) nicht wiſſen, wohl aber

könnte er von meiner Vielthätigkeit im deutſchen Sprachſache (wie er ſich ausdrückt) erwarten, daß ich nicht unvorbereitet zu einem ſolchen Werke geſchritten ſeyn werde. — Wenn aber Hr. D. hier verſchweigt, daß ich auch die, in die Schrift⸗ und Umgangsſprache eingedrungenen fremden Wörter mit ihrer Verdeutſchung liefern werde: ſo ſcheint es beinahe, als habe er abſichtlich ein Hauptverdienſt des Wörterbuches nicht anführen wollen, oder als habe er nicht eingeſehen, daß gerade dieſes Verfahren der ſicherſte Weg iſt, die überläſtigen Fremdlinge in ihrer Ruhe zu erſchüttern, und aus dem Umgang und dem Geſchäftsleben zu verdrängen. Auch darüber wird ſich die Vorrede näher erklären.

Nach dieſen vollwichtigen Rügen hebt Hr. D. aus den von mir gelieferten zwölf Proben einige Artikel heraus, und klagt, »daß das gute Papier mit ſo fruchtloſen und geiſttödtenden Wiederholungen vernützt werden ſolle, meinend, daß der Käufer 40 Bogen mehr werde bezahlen müſſen, als es bey einer angemeſſenen Behandlung der Fall ſeyn würde (S. 354).« — Dieß iſt der Hauptpunkt in der Docenſchen Kritik; denn er giebt die, nur als Schriftprobe gelieferten Beyſpiele als Grund an, weshalb er ſchon jetzt ſeinen Tadel über eine ſolche Methode auszuſprechen kein Bedenken getragen habe. — Aber gerade dieſe Methode, die ihn gegen mein Buch aufregt, iſt das Hauptverdienſt meiner Arbeit. Wenn ich einmal den Vorſatz faßte, ein Wörterbuch für das gemeine Leben und die Geſchäfts⸗

führung zu ſchreiben: ſo mußte gerade dieſe Methode gewählt werden, die hauptſächlich durch Beyſpiele belehrt, und bey der nichts als geſunder Verſtand und ein durch Umgang gebildetes Sprachgefühl, keinesweges wiſſenſchaftliche Bildung und ſprachlehrige Kenntniß vorausgeſetzt werden darf. Hrn. D. mag dieſe Methode weitläuftig und geiſttödtend erſcheinen, ſie wäre es einem jeden, der verurtheilt würde, ein Wörterbuch von Anfang bis zu Ende durchzuleſen: aber ein Wörterbuch iſt ja nur zum Nachſchlagen, und das meinige nicht für Sprachforſcher und Gelehrte, ſondern für Sprachunkundige und Geſchäftsmänner, die nicht die Sprache regelrecht erlernen, ſondern über einzelne Fälle, wie das gemeine Leben und das Geſchäft ſie herbeyführen, ſich Raths erholen, und überhaupt ganz anders als der Studierende belehrt ſeyn wollen. Was dieſe Männer ſuchen und bedürfen, habe ich ſeit zwanzig Jahren in meinen Lehr- und Geſchäftsverhältniſſen kennen gelernt, und weiß daher, wie wenig man bey der Menge mit ſo allgemeinen Erinnerungen und Regeln, als Hr. D. (S. 355) aufſtellt, ausrichten kann. Um Herrn D. davon einen Begriff zu geben, verweiſe ich ihn auf meinen deutſchen Rathgeber, deſſen zweyte Ausgabe Berlin 1806 erſchien. Dieſes nur 18 Bogen ſtarke Wörterbuch enthält bloß die regierenden Redetheile mit mehreren Beyſpielen. Bey der erſten Auflage hatte ich in der Vorrede beyſpielweiſe bemerkt, daß, wenn ich bey dem Worte behüten ſagte: der Himmel behüte dich, jeder wohl leicht einſehen würde, daß behüten den Accuſativ erfodere, wodurch ich mir die Anführung der übrigen Perſonal-Pronomina (mich, ihr, ſie) erſparen zu können meinte. — Ich hatte mich geirrt. Mehrere Urtheile, die bey der Verlagshandlung und mir, mündlich und ſchriftlich eingingen, enthielten den Wunſch, daß ich doch bey jedem regierenden Redetheile die Perſonal-Pronomina vollſtändig aufführen möchte, und ſo wurde denn in der zweyten Ausgabe bey allen vorkommenden Wörtern mich, dich, ihn, ſie, oder, mir, dir, ihm, ihr hingeſetzt, und jedes dieſer Pronomina noch beſonders mit Schwabacherſchrift gedruckt. Nun erſt wurde mein Rathgeber als ſolcher von Sprachkundigen anerkannt.

Dieſe und ähnliche Erfahrungen, die man in München und Wien ſo gut machen kann, als in Berlin und Dresden, dürfen dem nicht fremd ſeyn, der nicht Gefahr laufen will, wie Hr. D. ins Blaue hinein zu urtheilen; und dieſe und ähnliche Erfahrungen gehören denn auch weſentlich dazu, um ein Wörterbuch für das gemeine Leben zu bearbeiten, und das rechte Maß zu halten, und zu wiſſen, wo und wie man wiederholen, und Raum benutzen, und Raum erſparen ſoll. Herr D. hätte bedenken können und ſollen: daß ein Wörterbuch für's gemeine Leben, wie die Wiſſenſchaft in der Bearbeitung für Ungelehrte, einen eigenthümlichen Charakter annehmen muß, und daß nirgend mehr ſich die Wahrheit in dem Ausſpruche des ſcharfſinnigen Käſtner bewähre als hier:

Der Leſer, dem man ſchreibt, beſtimmt des Autors Pflicht;
Wenn Newton Lehrer lehret, lieſt ihn der Schüler nicht.

Möge Hr. D. aus dieſer vorläufigen Beantwortung lernen, daß ein Urtheil ohne Kenntniß der Sache kein Urtheil iſt, und daß ein verſtändiger Mann ſich hüten ſollte, in einen Fehler zu verfallen, der den Glauben an ſeine Reiſe und Einſicht ſchwächen könnte.

Berlin den 29. December 1812.

Theodor Heinſius.
Profeſſor.

Inhalt

des vierten Heftes.

Beſchreibung altdeutſcher Gemählde. Von Amalia von Hellwig, gebornen v. Imhoff. . . . . Seite 265
Betrachtungen über das Trauerſpiel Hamlet. Von Wilhelm v. Schütz . . . . — 296
Hunibalds Chronik. Ein merkwürdiges Denkmal altdeutſcher Sagengeſchichte. Von Görres . — 319
Antwort auf Herrn Docen's Beurtheilung meines noch nicht erſchienenen grammatiſch-orthographiſchen Wörterbuchs. Vom Profeſſor Theodor Heinſius. . . . . — 346

Vom
Urſprunge der gothiſchen Baukunſt.

Von Karl Friedrich Rumohr.

Die Vernachläßigung der Kunſtgeſchichte des Mittelalters hatte die unausbleibliche Folge, daß ſelbſt Gelehrte ſehr undeutliche Vorſtellungen von dem Charakter der verſchiedenen Abſchnitte hatten, in welche die Bildung dieſes großen Zeitraumes zerfällt. Noch in unſern Zeiten warfen unſre Landsleute unter dem Namen gothiſche Baukunſt Alterthümer von dem verſchiedenſten Charakter zuſammen [1]). Dieſer Umſtand nöthigt uns ſummariſch an eine Reihe von Thatſachen zu erinnern, aus denen ſich ergeben wird, daß in keinem Abſchnitte des erſten Jahrtauſends das Beyſpiel der Alten, vorzüglich der ſpätern Römer, unwirkſam geweſen iſt. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſelbſt aus den Vorſtellungen der älteſten Aegypter manches in den frühern Geſchmack der römiſch-chriſtlichen Länder übergegangen. Das Beginnen des Mönchthums iſt längſt in den Ebenen Aegyptens aufgeſucht worden. Wir möchten auch die Reliquienverehrung, ſelbſt die Form, welche man den Engeln des Lichts, und der Finſterniß gegeben, von daher ableiten [2]).

Auch gekuppelte Kapitäler 3) und eine im Mittelalter, vor Entwicklung des ſogenannten gothiſchen Styls ſehr gewöhnliche Verzierung, das von den Engländern ſogenannte Zickzak, kommt ſchon auf altägyptiſchen Monumenten vor, wenn gleich in einer beſtimmteren Bedeutung, als Waſſer. Dieſe Bemerkungen können um ſo weniger auffallen, da einerſeits der frühe Einfluß ägyptiſchen Geſchmacks zu Hadrians Zeiten, andrerſeits die wiſſenſchaftliche Bildung und die eifrige Cultur des Chriſtenthums in Aegypten, bis auf die Unterwerfung durch die Araber bekannt iſt 4).

Früh ſchon erregten die Trümmer römiſcher Größe, und der Prunk des neuen Griechenlands, bey den barbariſchen Nationen 5) Bewunderung und Nacheifer. Von den Königen der Vandalen in Afrika haben wir eine nicht ganz barbariſche Münze 6) übrig, und Genſerich plünderte 7) die Denkmähler Roms, um ſein Karthago mit Bildwerken zu ſchmücken. Ungleich ſtärker äußerte ſich noch die Achtung für das klaſſiſche Alterthum bey den Oſtgothen, vorzüglich bey ihrem großen Fürſten Theoderich. Dadurch, daß Beliſarius den Ehrgeitz der Gothen, unter humanen Völkern zu glänzen 8), anzureizen wußte, rettete er Rom, deſſen Zerſtörung aufgereitzte Krieger bereits beſchloſſen hatten. Schon früher waren in dem neuen Sitze des weſtlichen Reichs, zu Ravenna 9) große und dauerhafte Gebäude aufgeführt worden. Theodorich ließ alte 10) ausbeſſern oder neue erbauen, die an Tüchtigkeit mit alten Römerwerken wetteifernd, ſich bis auf unſre Zeit erhalten haben; wobey jedoch nicht zu vergeſſen iſt, daß dieſe Gebäude im verderbten römiſchen, [11]) nicht in dem ſogenannten gothiſchen Geſchmacke errichtet wurden. An dem merkwürdigen, wie man glaubt von Amalaſvintha [12]) erbauten Mauſoleum des genannten Fürſten, heut zu Tage S. Maria Rotunda, läßt ſich wahrnehmen, wie wenig Fremdes und Verſchiedenes die Architektur jener Zeit hatte. [13]) Der Eingang hat ganz römiſche Glieder, auch die Hauptform iſt aus runden Tempeln, und ſpätern Oktogonen genommen, nur die gedrückte Kuppel erſcheint fremd, wenn nicht der Umſtand, daß ſie aus einem Stück iſt [14]), auf die Veranlaſſung dieſer Form hindeutet.

Wir müſſen hierbey bemerken, daß außer der Baſilikenform [15]) und der Wiederholung der unterirdiſchen Tempel, über die ebenfalls d'Agincourt a. a. O. nachgeleſen werden kann, es noch ein drittes Object der Nachahmung gab, welches erſt zur Zeit des aufkommenden gothiſchen Geſchmacks im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte ganz verlaſſen wurde, nämlich die runden und achteckichten Kapellen, meiſt aus unbekannten Gründen als Taufſtätten hinter den Hauptkirchen angebracht. Unter den älteſten Tempeln dieſer Art verdienen Erwähnung die Kirche S. Conſtanza, gewöhnlich Tempel des Bacchus genannt, zu Rom und S. Maria maggiore de Pagani auf dem Wege von Neapel nach Salerno, die erſte vielfach abgebildet, beyde bey d'Agincourt a. a. O. pl. VIII. Der gemeinen Anſicht, daß ſie Tempel geweſen, widerſpricht der innerhalb angelegte Säulengang, der mehr für chriſtliche, als heidniſche Gebräuche geeignet iſt. Sie werden für Werke des vierten Jahrhunderts gehalten, am meiſten hat Maffei in der Verona illustrata (Tom. III. ed. 8. pag. 116—117) darüber zuſammengetragen. »Es iſt, ſagt er, eine merkwürdige Sache, daß die Baptiſterien insgemein achteckigt vorkommen, ſo wie auch die abgeſonderten neben den Hauptkirchen belegenen Bethhäuſer, innerhalb welcher, jene Taufſteine eingeſchloſſen wurden. Von dieſer Form ſehen wir zu Rom das lateranenſiſche Baptiſterium; ſo zu Ravenna den Taufſtein [16]), obgleich nicht verziert (wie der zu Verona, von dem die Rede) und ſo den Ort worin er aufbewahrt wird, mit ſeiner muſiviſch verzierten Kuppel [17]). Dieſelbe Geſtalt hat in Florenz die Kirche St. Giovanni ebenfalls beym Dome, welche noch zum Taufen dient. Ricordano ſagte zwar, nach der gemeinen Anſicht ſey dieſelbe zuerſt ein Tempel des Mars geweſen, aber manche architektoniſche Theile derſelben, die offenbar ſchon in der erſten Conſtruction mit angelegt worden ſind, verrathen chriſtliche Gebräuche, und in der Mitte des Fußbodens, wo die Moſaik fehlt, erkennt man, daß ehemals daſelbſt, nach Sidonius Apollinaris Ausdruck, die Piscina geweſen ſey, die ebenfalls acht Seiten hatte. Verſe, die Gruter in ſeine Sammlung aufgenommen, und die dem heil. Ambroſius zugeſchrieben werden, zeigen wie dieſer Gebrauch von den Chriſten der erſten Jahrhunderte herrührt, weil ihr Verfertiger den heiligen Brunnen der Taufe, Octagonum genannt. In Aquileja aber, wo für dieſen Gebrauch ein hohes und geräumiges Gebäude hinter dem Dome, iſt das Behältniß, welches innerhalb drey Staffeln, und im Grunde eine Oeffnung hat, ſechseckigt und zwar von ſechs großen freyſtehenden Säulen umgeben, auf welchen eine ſehr große ſteinerne Tafel ruht, welche daſſelbe bedecket; ſechseckigt habe ich ebenfalls das alte Baptiſterium zu Parenzo gefunden. Von unſerm S. Giovanni in Fonte (zu Verona) hat ſich die alte Form nicht erhalten.«

Maffei konnte in Italien noch die Baptiſterien zu Parma, Piſa, und Piſtoja anführen, die ebenfalls achteckigt ſind. Ein rundes Baptiſterium ſahen wir zu Bonn am Rhein hinter dem Dome, dem Anſcheine nach von hohem Alterthume; doch könnte es um ſo eher aus dem zehnten Jahrhunderte ſeyn, als nach Fiorillo (aus Ann. ordin. S. Benedicti P. IY. p. 151.) Guillaume, Abt von St. Benigne zu Dijon, zu Anfange des eilften Jahrhunderts eine Rotunde erbauet. Wir hatten ſelbſt Gelegenheit jenes merkwürdige Gebäude zu betrachten, von dem d'Agincourt einen ärmlichen Plan ohne Dimenſionen und Detail (am a. O. pl. VIII. Nr. 11. S. Martin près (?) de Bonn) liefert. Eine ähnliche Kapelle iſt auf der Feſtung zu Würzburg. Sie ſoll nach mündlichen Nachrichten ſehr erneuert ſeyn, doch giebt ſie der Pöbel für einen alten Dianentempel aus (vergl. Scharold Beſchreib. von Würzburg), welches vermuthen läßt, daß ſie die Meynung eines hohen Alterthums errege. Eine achteckige Taufkapelle beſtand noch bis zum Herbſte 1809 zu Worms; damals wurde ſie aus dem Vorurtheile, daß alt häßlich ſey, zerſtört. Als wir genauere Beſchreibungen und Abbildungen zu erhalten wünſchten, kamen wir um einige Monathe zu ſpät. St. Kilian neben dem Dome zu Würzburg, vielleicht zu ähnlicher Beſtimmung aufgerichtet, und ein ähnliches Gebäude zu Kölln, die Taufkapelle hinter der Kirche St. Gereon, welche nicht mit dem Octegen der Kirche zu verwechſeln iſt, und der Taufbrunnen ſind ebenfalls achteckigt. Auch in der Hauptkirche zu Andernach, und in der Marienkirche zu Lübeck entſinnen wir uns achteckige Taufſteine geſehen zu haben.

So theilt John Carter in dem Specimen of ancient painting and sculpture now remaining in the Kingdom etc. 1780. vol. I. p. 30 und der dazu gehörigen Kupferplatte einen achteckigen Taufſtein mit, der zu Blackwell in der Kirche aufbewahrt wird, nach der Abbildung zu urtheilen, von ſehr altem Styl iſt, und von dem Herausgeber ſelbſt mit der Kirche zugleich für ein Werk aus Eduard des Aeltern Zeit (etwa 924) gehalten wird. Derſelbe Schriftſteller liefert Vol. II. p. 1—2. ein neues Taufbecken von Stein, das in der Kirche zu Eaſt Dereham in Norfolk vorhanden, und 1468 verfertigt worden iſt. Auf den acht Seiten iſt das Kruzifix und die ſieben Sacramente der Kirche eingegraben.

Eine ſo alte, ſo ausgebreitete, und dauerhafte Gewohnheit ſcheint ſich auf irgend eine damit verbundene Vorſtellung zu gründen; ob dieſe aber in der Figur des Octogons oder in der darauf ruhenden Wölbung gelegen, das möchten wir nicht entſcheiden. Der Hauptaltar in den Baſiliken wurde in der halbrund überwölbten Niſche am Ende aufgeſtellt. Spätere Kirchen widerhohlen die Form des heil. Nazarius und Celſus zu Ravenna und nehmen eine Kuppel etwa in dem einen Drittheil ihrer Länge auf; ſo der Dom zu Piſa, St. Giovanni zu Parma. Dieſe Kuppel bleibt bisweilen bey Veränderung der übrigen Theile ſtehen, wie in den übrigens ganz erneuerten Münſterkirchen zu Freyburg und Straßburg. Auch gibt es größere Octogone, die nicht zu Taufkapellen beſtimmt geweſen, als St. Gereon zu Kölln, und St. Vitalis zu Ravenna. Wir möchten unmaßgeblich daraus ſchließen, daß die runde Wölbung überhaupt als etwas Heiliges, etwa als das Sinnbild des Himmels gedacht worden. Viel ſpäter wurden in gothiſchen Kirchen die Felder der Gewölbe mit Azur angeſtrichen, und vergoldete Sterne hineingemahlt. So könnte das Octogon aus der ſchwierigen Figur des Zirkels, und aus der Hauptform des Gebäudes die abhängige des Taufbeckens gefloſſen ſeyn. Dieß jedoch ſpäterer Deutungen unbeſchadet.

Doch wir kehren von dieſer hiſtoriſch-antiquariſchen Abſchweifung zurück, und bemerken, daß es überhaupt nicht zu begreifen ſey, wie Völker, die ſich mitten in der römiſchen Herrlichkeit niedergelaſſen, wie ein Fürſt, der an Caſſiodorus und Boethius einzig römiſches Wiſſen und Reden 18) ſchätzte, einen barbariſchen Styl im Bauen, von dem ſich in den früheren Sitzen jener Völker keine Spur findet, hätte einführen ſollen. Der dürftige Antheil kriegeriſcher Cultur der germaniſchen Völker war ebenfalls aus dem dreyhundertjährigen Verkehr an den Grenzen, in den Kriegen, in welchen die germaniſchen Völker bald Feinde, bald Hülfsvölker der Römer waren, hervorgegangen.

Aber der frühe Verfall des gothiſchen Reichs in Itaken, vielleicht die vollendete Beſtimmung der alten mittelländiſchen Welt, oder auch die Unheilbarkeit ihrer Verletzung ließ bald auch dieſen letzten Glanz erlöſchen. Was ſich unter byzantiniſchem Deſpotismus [9]) und longobardiſcher Rohheit [10]) in Italien erhalten, iſt, wie es ſcheint, ſo ſorgfältig geſammelt worden, um die Vermuthung in Gewißheit zu verkehren, daß dieſe Zeit den tiefſten Verfall des neuen Italiens herbeygeführt. Doch waren die longobardiſchen Herren in ihren Eroberungen heimiſch, und die Verzehrung ihres Raubes ging wieder in Landesſäfte über. Sie bauten mit Aufwand, und in feſten Stoffen, ſo daß uns in verſchiedenen Städten Italiens einige Reſte ihrer Werke [11]) verblieben: Kirchen und Bruchſtücke von Palläſten, an denen immer noch merklich iſt, daß Römerwerke [12]) ihrer Zeiten Vorbilder geweſen.

Eroberer von Gallien, durch Könige ihres Stammes erbliche Herrn von Burgund, und weit in das alte Germanien hin gebietend, wurden nun die Franken ein dem Weſten furchtbarer Nahme. Es läßt ſich annehmen, daß der Stamm der Merowinger, der ſich ſelbſt durch unerhörte Grauſamkeit [13]) zu Grunde richtete, wenig Empfänglichkeit für die Künſte und Kenntniſſe der alten Welt beſaß; doch zeigten wenigſtens einige von ihnen für den Glanz des römiſchen Namens Achtung, und empfingen, ſelbſt unbeſchränkte Herrſcher, von byzantiniſcher Hoheit willig den Schmuck und Titel des römiſchen Patriciates [14]). Von einem unter ihnen, dem Könige Chilperich, wird gemeldet, daß er eine Art cirrömiſcher Spiele [15]) eingeführt, einige Schriftſteller der Alten geleſen, auch den Claudius nachahmend neue Buchſtaben [16]) erfunden.

Bey allgemeiner Herrſchaft der römiſch-chriſtlichen Religion wurden Kirchen [17]), bald auch Klöſter, nach verderbter römiſcher Schule erbauet. Was Montfaucon an ſpärlichen Reſten plaſtiſcher und muſiviſcher Kunſt zuſammengetragen, zeigt, wo es die Prüfung aushält, ſogar ſpäte-römiſche Kleidertracht [18]). Dieſer Schriftſteller ſcheint aber überhaupt etwas zu leichtgläubig; denn ſo äußert er z. B. in den Monumens de la Monarchie française T. I. pag. 58. pl. XI. gar kein Bedenken über die beyden Grabſteine Chlotars, Bruder Hildeberts, welche man noch zu ſeiner Zeit in der unterirdiſchen Kirche zu Soiſſon, St. Medard, ſah. Dieſe haben bereits Eigenheiten der frühern Denkmähler der gothiſchen Baukunſt, die Figur mit der Inſchrift iſt überdieß ganz von dem manierirt graziöſen Styl, von dem wir ſpäter reden werden. Es hat an ſich nichts Befremdendes, daß man Fürſten und Herren, vorzüglich Stiftern von Kirchen, viele Jahrhunderte nach ihrem Sterben, Monumente ſetzte. Montfaucon führt verſchiedene derſelben an, die ihm ſelbſt, wenigſtens aus diplomatiſchen Gründen (denn an den Charakter der Kunſt hielt er ſich wenig), neuere oder mit den Perſonen, die ſie ehrten, ungleichzeitige Werke ſchienen; ſo zu pl. XII. fig. 1 und 2. Doch ſelbſt hier nimmt er den Anfang des eilften Jahrhunderts an, weil die Kirche unter Hugo Capet, und ſeinem Sohne Robert wieder hergeſtellt worden. Ein ſchwacher Grund gegen den viel neuern Charakter des Werkes gehalten. Dem Tombeau de Dagobert aber, jetzt aux petits Auguſtins in Paris **), weiſet er ſeine wahre Zeit, das dreyzehnte Jahrhundert an; welches zu bemerken iſt, weil viele Reiſende, die ſich nur flüchtig unterrichten, durch daſſelbe den Geſchmack der älteſten Zeiten der fränkiſchen Monarchie erkannt haben wollen.

Als darauf das Haus Pipins in unumſchränktem Beſitz der Gewalt über den größten Theil der germaniſch-römiſchen Völker das Gebäude vollendete, welches, wenn man will, ein geheimnißvoller Beruf, oder das verjährte Anſehen Roms, der Ehrgeitz ſeiner Geiſtlichkeit, und das Bedürfniß roher Halbchriſten gegründet hatte, da keimte der erſte geſunde Sproß aller Cultur der neuen Welt unter den Trümmern der Herrlichkeiten des alten Roms. Von dem Einfluſſe der chriſtlichen Hierarchie auf die Wiſſenſchaften iſt aus verſchiedenen Geſichtspuncten ſehr vieles geſagt worden. Heeren, der a. a. O. S. 178 dem Einfluſſe der Hierarchie grade nicht das Wort redet, vertheidigt ſie doch bey einer andern Gelegenheit gegen die Beſchuldigung eines offenen Angriffs, nämlich durch Gregor den Großen von deſſen Büchervernichtung eine ſpäte und unzuverläßige Erzählung vorhanden, die Hr. Fiorillo, in der Geſchichte der Mahlerey, nicht mehr hätte wiederholen ſollen. Aber auch den Worten Gregors ließe ſich nach unſerer Anſicht noch eine andere, als die von Heeren gewählte Auslegung geben. An ein lebendiges Latein war wohl zu ſeinen Zeiten nicht mehr zu denken, und deßhalb zielen ſeine Worte wahrſcheinlicher Weiſe, nur auf die grammatiſchen Grimaſſen ſeiner Zeitgenoſſen, welche noch ſo viel ſpäter fortwährten, und eigentlich das ſind, was die lateiniſchen Schriftſteller des Mittelalters beſchwerlich macht.

Uebrigens brauchte die Hierarchie nicht jederzeit in ihren oberſten Repräſentanten, den Päpſten, Liebe zu den Wiſſenſchaften zu zeigen, um in ihrem Einfluſſe auf dieſelben höchſt folgereich zu ſeyn. Die Verfaſſung dieſes geiſtlichen Vereins konnte, ſelbſt ohne ein ausgeſprochenes Geſetz, dahin wirken. Hume'n, dem heftigen Widerſacher des Papſtthums, entfiel doch einmal im Leben König Stephans: »es iſt die Frage, ob es in den Zeiten ſolcher Gewaltthätigkeit und Unruhe nicht vortheilhafter war, daß man die Gewalt des Schwertes etwas einſchränkte, und die Menſchen vor einigen Grundſätzen und Privilegien Achtung haben lehrte.« [30])

Vieles Vortreffliche von der Kunſt des Alterthums, wie die trajaniſche Säule, die Bögen des Titus und Conſtantin, und andere prächtige Gebäude, und an ihnen reiche Gebälke und Frieſe, blieben durch alle Jahrhunderte des Mittelalters vor aller Augen; bald zufällig, bald als Schmuck wurden plaſtiſche Fragmente, Reliefs, Sarkophage in Mauern befeſtigt [31]).

Vielleicht auch im Beſitze des größten Reichthums alter Handſchriften [32]) war Rom der Ort, aus dem mehr als ein fremder Pilger nebſt Erbauung und amtlicher Vorſchrift, neue Anſichten, oft Bücher, und Antrieb zum Lernen hinwegnahm. Daß die Größe und Schönheit der Baſiliken zu Rom, und überhaupt Italiens Bauwerke auf Fremde einen dauerhaften Eindruck gemacht, davon gibt es mehr als ein Zeugniß [33]), ſo wie es nicht geringern Einfluß auf das Gemüth der nördlichen Völker hatte, daß Ritus [34]) und Geſetze der Kirchenmuſik von Rom ausgingen, oder nach dem dortigen modificirt wurden.

Wie beſchränkt auch das war, was zu Karls des Großen Zeiten für die bildenden Künſte geſchah, ſo erſcheinen doch ſeine Beſtrebungen in der Baukunſt mehr eigenthümlich, weniger acceſſoriſch, als unter ſeinen Vorgängern. Aus den Schriften ſeines Freundes Alcuin [35]) geht hervor, daß Rom nicht allein Gegenſtand ſeiner Bewunderung, ſondern vielmehr eines gewiſſen Wetteifers [36]) war. In ſeinem geliebten Aufenthalte zu Aachen gab es Plätze und Gebäude [37]), die wenigſtens den Namen römiſcher Einrichtungen führten.

In der That, wenn es möglich wäre das Alterthum verſchiedner Gebäude diplomatiſch zu beweiſen, welche dieſen Zeiten zugeſchrieben werden, ſo möchte die Architektur derſelben, in Rückſicht auf Plan und Feſtigkeit, im Mittelalter einen bedeutenden Rang einnehmen. St. Apoſtolo zu Florenz, in alter Baſilikenform, wurde im funfzehnten Jahrhunderte von dem berühmten Brunelleschi [38]) zum Muſter der Kirche St. Spirito genommen.

In Aachen ſcheint der runde Theil [39]) in der Mitte der Domkirche aus Karls Zeiten zu ſeyn. Die Pfeiler, welche die Kuppel tragen, waren oberhalb mit einer Gallerie, und dieſe mit Säulen von ägyptiſcher Arbeit verziert, zweifelsohne denſelben, welche nach alten Berichlen, Karl von Rom und Ravenna hatte kommen laſſen. Dieſe Säulen, die von mäßiger Höhe ſind, wurden erſt im Jahr 1794—96 abgebrochen, und nach Paris geführet, wo ſie das kaiſerliche Muſeum **) ſchmücken. Doch iſt noch zu bemerken, daß die Kuppel und der obere Aufſatz der Rotunde ſich von dem alten untern Theile beſtimmt als neu unterſcheidet; denn die untere Mauer iſt von ſehr großen Steinen erbauet, und hat einen ſehr maſſiven Charakter. Anderes Gemäuer, das alle Kennzeichen hohen Alterthums an ſich trug, iſt in neuerer Zeit durch Ueberweißen oder ſonſt gänzlich untergegangen. An einigen Orten, in der Nähe der Kathedralkirche, die noch im Hof und das Karlsbad genannt werden, ſtößt man beym graben der Fundamente neuerer Häuſer auf altes Gemäuer. Die Stadtmauer ſelbſt in der Nähe des Domes ſcheint von hohem Alterthum zu ſeyn.

Einer mündlichen Mittheilung zu Folge, iſt der marmorne Thron, worauf Karls Leichnam im Gewölbe der Krypta geſeſſen haben ſoll, und worauf mehrere deutſche Könige, Krone und Huldigung empfingen, noch in der Eccleſia rotunda vorhanden. Es waren mehrere iſolirte Goldplatten daran, die ſpäter zu dem Haupt-Reliquiarium derſelben Kirche verwendet wurden. Der Styl der darauf vorgeſtellten Hiſtorien ſoll den Zeiten, das heißt dem ſpätrömiſchen Geſchmacke entſprechen, und man muß dieſe Platten ja nicht mit andern von vergoldetem Silberblech verwechſeln, die ſich an dem nämlichen Reliquiarium befinden. Karls Palläſte zu Ingelheim und

Nimwegen 40)), die früher ſchon die Aufmerkſamkeit der Schriftſteller auf ſich zogen, ſcheinen ſich ebenfalls in einigen ärmlichen Reſten bis auf unſere Zeit erhalten zu haben. Wie ſehr wäre zu wünſchen, daß dieſelben kritiſch unterſucht, und von ſpätern Zuſätzen, die gewiß nicht mangeln werden, da die Fürſten des Weſt- und Oſtfränkiſchen Staates noch lang nachher dieſe königlichen Pfalzen bewohnten, ſorgfältig unterſchieden würden.

Da wir aber bis jetzt nur von dem mittlern Runde des Domes zu Aachen, ſonſt aber von keinem der angeführten Monumente gänzlich überzeugt ſind, daß ihr Alter bis zu Karls Zeiten hinaufreiche, ſo ſind wir um deſto behutſamer, einer Aeußerung in der vortrefflichen Kunſtgeſchichte des Hrn. Profeſſor Fiorillo beyzupflichten, wo es heißt: »Wichtige Folgen für die Architektur hatten die Araber. Karl der für ihre Schönheit empfänglich war, bemühte ſich die chriſtliche Baukunſt mit ihr (der arabiſchen?) in Verbindung zu ſetzen, und gab in ſeinen Gebäuden zu Aachen die erſten Proben einer gemiſchten römiſch-gothiſchen, longobardiſchen, und arabiſchen Architektur, woraus in der Folge die gothiſche entſtanden iſt u. ſ. w.« 41)). Dieſer Gelehrte, dem wir in Deutſchland die erſten allgemeinen Anſichten der neuen Kunſtgeſchichte verdanken, und den wir größtentheils durch ſeine eignen Worte widerlegen werden, nennt alſo bey Gelegenheit des Einfluſſes der Araber auf die Architektur den Geſchmack in den Bauwerken Karls des Großen einen arabiſch-römiſch-gothiſch-longobardiſchen. Unter den vier integrirenden Theilen dieſes langen Namens laſſen ſich drey zugeben: nämlich römiſch, gothiſch, longobardiſch, das heißt: ein ſpäter römiſcher Styl, durch barbariſche Mißverſtändniſſe und Entſtellungen noch vollends aller urſprünglichen Schönheit entkleidet. Gothiſch und lombardiſch, weil Oſtgothen zu Ravenna und Longobarden zu Pavia und überhaupt, wo ſie herrſchten, der ſchon verderbten römiſchen Architektur durch Willkührlichkeiten vielleicht einen Anſtrich von Originalität gegeben. Hr. Fiorillo hat aber weiter nicht angedeutet, in welchen Werken [43]) Karls des Großen Spuren arabiſchen Geſchmacks vorkommen; auch iſt der Weg nicht bemerkt, auf welchem in dieſen Zeiten orientaliſche Vorſtellungen in Europa eingedrungen ſeyn möchten; denn ob die Araber zu Ende des achten Jahrhunderts in ihrem neuen Hauptſitze ſelbſt einen beſtimmten Styl im Bauen angenommen, iſt eine bis jetzt überhaupt noch unerörterte Frage. Vielleicht hielt Hr. Fiorillo die Geſandtſchaft des Chalifen Harun Al Raſchid für die zufällige Veranlaſſung dieſer bedeutenden Revolution in dem europäiſchen Geſchmacke. Allein dieſe erfolgte im Jahr 807, gegen das Lebensende des großen Karl, und nachdem er die wichtigſten Gebäude ſeiner Königsſtadt vollendet hatte.

Der Autor inc. bey Leibnitz Script. rerum Bruns. I. p. 260 gibt für die Erbauung der Baſilika St. Maria das Jahr 796 an, und ſein lateranenſiſcher Pallaſt (Chron. Musciavense ad an. 797) war ohne Zweifel ſchon früher erbaut, da Aachen, ſo ſehr es ſich thun ließ, Karls beſtändige Reſidenz war. Ueberhaupt iſt nicht einzuſehen, wie der durch Roms Glanz eingenommene Karl, wenn es auch ſchon einen arabiſchen Styl gegeben hätte, dieſen mit Liebe hätte ergreifen können, da er ihn doch nur aus den Kleinigkeiten, die ihm der Chalif überſchickte, oder in den Bauwerken der Araber in Oſtſpanien, deren Cultur ſpäter iſt, auffaſſen konnte. Oder nimmt Hr. Fiorillo an, daß man um dieſe Zeit ſchon in Spanien orientaliſch gebaut habe, und daß Karl bey ſeiner ſpaniſchen Expedition dergleichen geſehn, und ſeinen Sinn darnach gebildet habe? wogegen ſich einwenden läßt, daß Karl überhaupt nicht weit in das genannte Land vordrang, daß er kein dauerhaftes Glück dort hatte, und bis jetzt noch keine Stelle irgend eines gleichzeitigen Schriftſtellers bekannt iſt, welche dieſen Geſchmack Karls an der Architektur der Araber beurkundete.

Anmerkungen.

1) Hr. Prof Fiorillo bemerkt zwar in ſeiner ſo fleißig gearbeiteten Kunſtgeſchichte B. 1. S. 26, daß die Gothen nicht Urheber desjenigen Geſchmacks ſind, den man allgemein mit dem Namen des gothiſchen bezeichnet, und S. 39 macht er auf den Mißbrauch aufmerkſam »alle die fremden Arten zu bauen unter dem Namen der gothiſchen Architektur zu vermiſchen;« doch wird ſich weiter unten ergeben, daß er ſelbſt in der Geſchichte dieſes Styls Mißverſtändniſſe veranlaßt hat.

2) 3) Vergl. Description de l'Egypte

4) Chateaubriand dehnt dieß in ſeinem Itinéraire zu weit aus.

5) In die Grenzländer am Rhein hatte ſich römiſche Bauart fortgepflanzt. ſ. Ammianus Marcellinus lib. XVII. c. 1. Sehr an-

ſchaulich iſt die Einführung der römiſchen Cultur auf die barbariſchen Länder zuſammengefaßt in Joſ. Chr. Hoſchers Skizze einer Entſtehungsgeſchichte der deutſchen Städte. Kulmbach 1808. Drittes Kapitel S. 46 folg. Daher gehört auch der Gebrauch römiſcher Münzen bey einigen germaniſchen Völkern, ſ. Tacitus Germania c. 5.

6) D. Eckhel Doctrina numorum etc. T. VIII.

7) Procopii Hist. Vandalicor. lib. I. pag. 26—27 edit. C[illegible]. Vergleiche Prosper. Aquitan. Chron. und Idatius ad a. IV. Valesius in Labbei Bibl. Ms. T. I. pag. 60. Hist. Miscella. lib. XV. pag. 100 ap. Muratori Script. ital. T. I. P. 1. »Omnibus tamen opibus ablatis.« Vergl. Maskov Geſch. d. Deutſchen, 1. Band, 10. Buch, §. 3. und die Noten 6. 7. 8. 9.

8) Ein Mittel, das bey vielen nicht anſchlagen möchte. Der Gothenfürſt Totilas hörte darauf, als ihm Beliſarius ſchrieb: »Ut inventum virorum est cordatorum ac vitae civilis intelligentium ornamenta urbibus nova addere, sic ea quae exstant, abolere nota est propria stultorum, quos non pudeat ejus modi monumentum naturae suae posteritati relinquere. Huic demum consentanea de te erit apud mortales omnes opinio, quae jam tibi impendet in utramque parata partem. Etenim qualia sunt acta principum, tale ipsi nomen ex iis ferant, necesse est. Totilas bedachte ſich und gab ſeinen Handſchlag daß er Rom nicht zerſtören wolle, wie früher beſchloſſen war. Vergl. was Theodorich für die Erhaltung Roms gethan. Cassiod. Variar. L. I. ep. XXI.

9) Wir übergehn die antiken Werke dieſer alten Stadt, weil ſich davon nicht viel bis auf unſere Zeit erhalten hat; unter Theodorich waren deren jedoch vorhanden. Fabri sagre memorie di Ravenna. Venezia 1664 führt verſchiedene dieſer Kirchen an, die bis auf ſeine Zeiten und zum Theil noch in ihrem alten Glanze geblieben: pag. 7. die Cathedral-Kirche nach ſeiner Angabe An. Chr. 380 erbaut; pag. 61. f. St. Agata maggiore und pag. 66. St. Agneſe, die nicht lange nachher erbaut worden, und mehrere auf den folgenden Seiten. D'Agincourt gibt in ſeiner Hiſtorie de l'art par les monumens etc. pl. XV. l'Eglise de S. Nazaire et celle de Ravenne batie par Galla Placidia fille de l'empereur Theodose le grand.

10) Maskov Geſch. d. Deutſch. Buch. 11. §. 41 not. 7. ſ. früher zu §. 6. not. 5. Cassiodor. in Chr. Patritio et Hypat. Coss. (a. 500) »Hoc anno D. N. Rex Theodorich Romam cunctorum votis expetitus ad ve-

nit atque admirandis moenibus deputata per annos singulos maximam pecuniae quantitate subvenit. Sub cujus felici imperio plurimae renovantur urbes, munitissima castella conduntur, consurgunt admiranda palatia, ejus operibus antiqua miracula superantur. Der Anonymus Valesii: Post facta pace in urbe Ecclesiae ambulavit Rex Theodoricus Romam et occurrit B. Petro devotissimus ac si catholicus. Cui Papa Symmachus et totus Senatus vel populus Romanus communi gaudio intra urbem occurrentes; deinde veniens, ingressus urbem venit ad Senatum et ad Palmam (Es war in Rom ein Pallaſt ad palmam auream genannt, wovon es in der Vita B. Fulgentii heißt: »In loco, qui Palma aurea dicitur memorato Theodorico Rege concionem faciente« König Theoderich ſelbſt nennt ihn Domum palmatam. Cassiod. Var. IV, ep. 30) populum allocutus, se omnia Deo juvante, quae retro principes Romani ordinaverant, inviolabiliter servaturum promittit, und zu §. 41. Ennodius rühmt gleichfalls den Anbau von Italien pag. 307. Video insuperatum decorem urbium cineribus evenisse, et sub civitatis plenitudine ubique tecta rutilare. Video ante perfecta aedificia, quam videre contigisset disposita, illa ipsa civitatum mater juvenescit marcida senectutis membra resecando etc. Unter ſeinen Gebäuden ſoll auch das Schloß von Spoleto ſeyn.

11) Vaſari bemerkt in der Vorrede zu ſeinen Vite de pittori richtig: Finche la miglior forma, alquanto alla buona antica simile trovarono poi i migliori artifici, come si vedono per tutta l'Italia le più vecchie chiese e non antiche, che da essi furono edificati, come da Teodorico Re d'Italià un palazzo di Ravenna »und Fabri in den Sagre memorie di Ravenna Venez. 1664. p. 127: vedesi oggi solo un piccolo e rovinoso avanzo, che nelle stesse sue rovine dimostra adesso pure l'antica grandezza.«

12) Vergl. Fabri und d'Agincourt. Die alte Tradition muß uns hier für den Grund gelten. Maskov ſagt in der Geſch. d. D. B. II. 11tes Buch §. 38: »Aber dieſe Tradition iſt im Grunde falſch, wie aus Agnello, einem alten Scribenten aus Ravenna erhellt.« Es iſt undeutlich, ob die Sage von dem Urſprung des Gebäudes ſelbſt, oder der porphyrnen Vaſe, die auf demſelben ſoll geſtanden haben, redet. Als Gebäude, die während Theodorichs Herrſchaft aufgeführt worden, führt Fabri a. a. O. pag. 119 f. unter S. Apollinare nuovo an: La Basilica di Ercole, le chiese di St. Salvatore o Solutore e di Andrea detta

minore e Gotico l'aquedotto, il pallazzo und St. Apollinare nuovo ſelbſt. Vergl. Cassiod. Variar. lib. 1. epis. VI. wo eine merkwürdige Darſtellung der damals ſo beliebten muſikaliſchen Kunſt bey Veranlaſſung der Baſilica Herculis vorkommt.

13) Auch von dieſem Gebäude ſieht man bey d'Agincourt a. a. O. pl. XVIII. eine kleine Abbildung, die jedoch mit den beygefügten Einzelnheiten genügend iſt, um ſich eine Vorſtellung davon zu machen. Die breite Figur des Eingangs darf nicht auffallen, dieſe findet ſich ſchon an den Gebäuden des dritten und vierten Jahrhunderts, z. B. an den Palläſten des Diocletians zu Spalatro, ſ. Cassas Voyage pittoresque d'Istrie et de Dalmatie. Paris 1802 pl. 38 — 43. Eben ſo die kleinen Doppelfenſter mit einem Pilaſter in der Mitte, der die beyden Schlußbogen unterſtützt, a. a. O. pl. 40. Ich werde im Verlauf dieſer Abhandlung nachweiſen, daß die Pallaſte zu Spalatro und überhaupt die ihnen gleichzeitigen Werke bis ins eilfte Jahrhundert hin nachgewirkt.

14) Fabri a. a. O. p. 183. f. leitet den Riß, der dieſes große Solidum von einander theilt, von der Belagerung im Jahr 1509 her.

15) Am beſten bey Joan. Ciampini monum. vet. opp. P. I. p. 7 auch in Joan. Fabritii orat. de templis Christianorum tempore Constantini magni und Le Roi Hist. de la disposition que les Chrétiens ont donné à leurs temples, zu einiger Deutlichkeit entwickelt.

16) Vergl. Fabri Sagre memorie etc. p. 214 von S. Giovanni in fonte den Maffei ſtark benutzt hat. Ebend. a. a. O. p. 165 führt ein Oratorium bey St. Euſemia über den Taufbrunnen an, aus dem Apollinaris getauft haben ſoll. Wir wiſſen nicht welche Form man dieſem Oratorium gegeben.

17) Für Ravenna iſt noch S. Maria in Cosmedim nachzutragen, eine kleine achteckige Kapelle, in deren muſiviſchen Schildereyen S. Johann Baptiſta der den Erlöſer tauft, wahrzunehmen iſt, und dieſe Kapelle halten einige für die Taufſtätte der gothiſchen Arianer. Fabri sagre memorie pag. 244 f. und Lostri Raven. da D. Serafino Pasolino t. pag. 224.

18) Cassiod. Variar. Lib. 1. ep. 39. Roma — illa eloquentiae foecunda mater. Das Lob des Boethius iſt ebendaſelbſt an mehrern Orten ausgeſprochen, z. B. ep. XLX in demſelben Buche. Sein Exil und Tod wird einſtimmig nur den nicht gänzlich ungegründeten Beſorgniſſen der

arianiſchen Gothen zugeſchrieben. S. darüber Sartorius Preisſchrift: Verſuch über die Regierung der Oſtgothen in Italien. Hamburg 1811. Im 9. Capitel, und den dazu gehörigen Anmerkungen pflichtet der Verfaſſer ebenfalls dem Grundſatze bey und belegt, daß ſich die Oſtgothen römiſcher Künſte und Künſtler bedienet. Die in Anm. 19. angeführte Schrift (Nro 11. der Nuova raccolta d'opuscoli scientifici e filol. T. XVI. p. 25. Venezia 1768) iſt aber nichts weniger als eine Abhandlung ſondern ein kleiner Roman, zu dem die Thatſachen aus den lib. Variar. entlehnt ſind. Daß der Scultore Daniele jener Bücher dem gothiſchen Geſchmack gehuldigt, iſt eine um ſo einfälterige Vorausſetzung, als der Dichter von dem Grundſatz ausgeht, daß die römiſche Architektur keinen verderbten Geſchmack und keine ſchlechten Glieder haben könne. Die Bauwerke Diocletians können auch nicht auf Reinheit Anſpruch machen, und wie viel war nicht von dem bis auf Theodorich vorgegangen.

19) Unter dem eiſernen Scepter dieſer Griechen konnten keine Wiſſenſchaften, und keine Literatur gedeihen. ſ. Heeren's Einl. in die Geſchichte des Studiums der klaſſiſchen Litteratur S. 79 und vergl. Montesquieu Considérations sur la cause de la grandeur des Romains etc. — Doch hat, wenn wir Fabri a. a. O. p. 93 und 855 f. und Rubeus lib. 3. Hist. Rav. an. 549 trauen durfen, Juſtinian manches große Werk zu Ravenna errichtet.

20) Tiraboschi Storia della letteratura etc. T. III. p. 66. seq. — Siehe ihre Geſetze in Muratori Scriptores Italiae. T. I. part. II.

21) Sehr merkwürdig iſt immerhin die Kirche St. Johan Bapt. zu Monza unweit Mayland. Ueber die Erbauung dieſer Kirche ſiehe Paul. Diaconus de gest. Long. lib. IV. c. 22. bey Muratori Script. Ital. T. I. Part. I. pag. 459—60, und des Herausgebers Noten 77—79. Ebendaſelbſt gibt man uns die Abbildung eines Reliefs, ſo noch über der Hauptthüre der Baſilica befindlich, und in Idee und Stellung der Figuren nicht ſo barbariſch, als in der Ausführung iſt. Einige darin vorkommende Vorſtellungen, die ſich ſtandhaft bis ins zwölfte Jahrhundert erhalten, und ſchon von den frühſten chriſtlichen Bildnern angewendet worden, finden wir ſpäter zu berühren Gelegenheit. — Heeren ſagt in ſeiner Einleitung in die Geſchichte des Stud. der klaſſ. Litt. S. 78. »Vielleicht fehlte es dieſen — longobardiſchen Fürſten nur an Rathgebern, wie ein Caſſiodor und Boethius unter den oſtgothiſchen

Königen waren, und ſie würden nicht weniger als dieſe für die Literatur gethan haben, denn die vielen Gebäude, die ſie aufführten u. ſ. w. und ſtützt ſich auf Tiraboschi T. III. p. 66. seq.

22) Bey Muratori Script. Ital. T. I. P. I. tab. I. pl. 460 tragen, auf der Krone Agilulfs, gewundne Säulen mit einer Art korinthiſcher Kapitäler, Bogen von Lorbeer- und Palmzweigen. Die Abbildung iſt ſchlecht, kann aber nicht wohl ganz auf den Kopf geſtellt ſeyn. Sie haben die nächſte Verwandtſchaft mit denen Säulchen an Denkmählern, wie bey Cassas Voyage pittor. d'Istrie etc. pl. 61 im Brixenſ. und Montfaucon, auch auf Münzen Vaillant Select. num. in aere m. m. fig. 2. ad. pag. 98. 99.

23) Kurz und faßlich bey Maskov Geſch. d. Deutſch. Th. II. Dieſer groſe Geſchichtſchreiber, der über die Empfindungen und Anſichten der Menſchen und Zeiten, von denen er ſchrieb, die ſeinigen vergeſſen konnte, wird unter uns ſo wenig geleſen. Den Vorwurf ſchlechten Styls, und ſchlechter Methode, den ihm Sartorius macht, verdient er weniger, als die meiſten neuern Hiſtoriker. Die Sprache iſt nicht eben in ihm, aber ſtellenweiſe iſt auch dieſe muſterhaft.

24) 25) S. Maskov a. a. O. Gregorius von Tours iſt hier Gewährsmann, den Aimoin Mon. Floriac. ap. Du Chesne Hist. Francic. pag. 68 (edit. 1635.) ausſchreibt.

26) Gregorius Turonensis lib. V. c. 44. Vergl. über dieſe, wie es ſcheint, verdorbne Stelle. Aimoin a. a. O. lib. III. 41 (ap. du Chesne).

27) M. Tobias Eckhard theilt in den Mscr. Quedlinburgens. nro. X aus einem Codex, den J. G. Eckhard in das Zeitalter der Karolinger ſetzt, eine Beſchreibung der Kirche des heil. Martin zu Tours mit, aus der wir uns wenigſtens einen Begriff ihrer Größe machen können, und fügt hinzu: Quod si basilica describitur, in qua docuit B. Martinus ut veri videtur simile, et inscriptiones superius allatae confirmare hoc videntur, antiquitatem nostri Codicis hinc licet intelligamus, quia templum istud B. Martini incendio crematum est a Normannis. ao. 951. teste Chronographo Saxone ad h. a. Vergl. S. Odonis (Abts zu Clugny) Sermo de incendio basilicae S. Martini (in Cluniacensi bibl. p. 127—150 und Bibl. patrum p. 259—272). Hist. litt. de la France Tom. V. p. 244. ſetzt dieſen Brand ins Jahr 904. Damals ging ſchon die alte Martins-Kirche zu Grunde. Aimoin ſagt a. a. O. 41: Agricola (Episcopus) ecclesiam suae civitatis columnis fulcivit, marmore variavit, musivo depinxit.

Dalmatias (Episcopus) vero suam saepe deserendo, dum meliorare cupitur, imperfectam reliquit. Beyde waren Zeitgenoſſen Chilperichs.

28) Montfaucon a. a. O. p. 57. 58. pl. X. Statuen aus dem Theil von S. Denis, den Mabillon und Felibien lange vor Dagobert erbaut glaubten. Vielleicht iſt auch die Moſaik, die ebend. p. 160 — 162 beſchrieben, und daneben abgebildet iſt, von hohem Alterthume.

29) Lenoir Musée des Monumens françois T. I. p. 152 und eine kleinere Abbildung: La Decade philosophique etc. An. IX. II. Trimestre nro. 26. p. 708.

30) Vergl. Montesquieu und Joh. Müller Reiſen der Päbſte.

31) Wenn man eigentlich in Italien angefangen, antike Kunſtwerke zu ſammeln, iſt nicht wohl anzugeben; zu Petrarka's Zeiten war es nichts ungewöhnliches, daß man antike Münzen zuſammen zu bringen ſuchte. Ungleich früher bediente man ſich antiker Gemmen zu Siegeln; ſo hat Montfaucon a. a. O. Tom. I. p. 273 zu pl. XXI. aus Mabillon Traité de Diplom. ein Siegel Pipins mit einem indiſchen Bacchus darauf, obgleich der Abbildung nicht zu trauen iſt, und ebendaſelbſt das zweyte Siegel Karls des Großen mit dem Kopfe eines Jupiter Serapis.

Dahin gehören auch die, allem Anſcheine nach von Alters her mit geſchnittenen Steinen bedeckten Reliquiarien, wie das der h. drey Könige im Dom zu Kölln, der heiligen Eliſabeth zu Marburg in der Stiftskirche gleiches Namens.

Die Krone Heinrichs II. welche zu Bamberg im Domſchatze aufbewahrt wurde, und bey Auflöſung dieſes Schatzes in die Schatzkammer nach München gekommen ſeyn ſoll, können wir nur noch aus der Abbildung in Act. Sanct. Antwerp. die 14. Julii p. 718 beurtheilen. Alle in dieſem Werke gegebenen Abbildungen ſind ſchlecht, aber dieſe hat wenigſtens in der Austheilung der Edelſteine, und in der Form des Laubwerks etwas dem Zeitalter entſprechendes. Auch Murr (Merkwürdigkeiten von Bamberg, Nürnberg 1799. S. 100) trägt kein Bedenken, ſie für ächt zu halten, wie auch Blainville in ſeiner Reiſebeſchreibung thut, der indeß kein Urtheil über Gegenſtände dieſer Art beſitzt. Erſterer bemerkt a. a. O. »unten ſind auf einem Sapphir und Chalcedon erhabene Bruſtbilder der Pallas« wahrſcheinlich antike. Derſelbe zeigt ebendaſ. S. 98 an, daß an dem goldenen Kreuze, Heinrichs Morgengabe ſeiner Gemahlin, worin ein Partikel des heil. Kreuzes, auf der

Vorderſeite eine Goldmünze des Flavius Veſpaſianus angebracht geweſen. Auch von dieſem merkwürdigen Denkmale iſt uns unbekannt, wohin es gerathen.

Fiorillo giebt in ſeiner Geſch. der Kunſt, Theil III. S. 56—57 in der Note Nachricht von heil. Geräthen mit heidniſchen Vorſtellungen darauf, und aus Le Brun das Gebet, welches bey der Einweihung antiker Gefäße zu heiligen Gebrauchen geſprochen wurde.

32) Heeren's Einleitung u. ſ. w. S. 158: »Dieſem ungeachtet iſt es aber doch aus mehreren Spuren klar, daß Italien noch immer das Land blieb, welches im Occident den größten Vorrath von Abſchriften der Claſſiker enthielt.« Dieß vom 9ten Jahrhundert; im zehnten erwarb Gerbert wichtige Handſchriften aus Italien. S. ſeine Briefe.

33) Briefe Alcuins, Adam Bremens. In dem Bruchſtücke, was Hegewiſch daraus ins Deutſche übertragen in einem glücklichen und anziehenden Tone, ſ. hiſt. litt. Aufſätze deſſ. Kiel 1801, S. 237: daß Erzbiſchof Adelbert im Baue des Domes zu Bremen die Hauptkirche zu Benevent nachgeahmt habe.

34) Sieh Chronic. Gottwicense. T. I. p. 55 folg. Ueber die Fortdauer dieſer Schule des Geſanges zu Metz vergl. Hist. litt. de la France T. V. p. 27 (X. siècle) ſ. dieſelbe T. IV und V. vorzüglich p. 71 f.

35) Alcuini opera ed Frobenii. Schmidt's Geſch. der Deutſchen 3. Buch. 1. Cap. »Karl ſättigte daſelbſt ſeine wißbegierige Seele durch das Anſchaun der Denkmale, die noch immer die Bewunderung der Welt erregen.«

36) Dahin gehört vielleicht was Heeren aus Alcuini Op. ed. Frob. vita Alcuini Nr. LXIX und LXXV bemerkt, daß man zu Karls Zeiten die größte Aufmerkſamkeit auf die Abſchriften alter Codices verwendet.

37) S. Alcuin: »magnam et latam et excelsam urbem, altam Romam, secundam et venturam Romam« — Chron. vet. Moisciavense ad a. 796. ap. du Chesne a. a. O. T. III. p. 142. Redierunt ad regem Carolum ad Aquis palatium, nam ibi firmaverat sedem suam, atque ibi fabricavit ecclesiam mirae magnitudinis, cujus portas cancella (vielleicht cancellis, oder verdorben ſtatt caelatura) fecit aerea et cum magna diligentia et honore in caeteris ornamentis ipsam basilicam composuit. Dithmar. initio Lib. II. »In ecclesia S. Mariae — quam cum omni diligentia construxit Magnus Carolus — et palatium, quod nominavit Lateranis et fecit idem opera multa et magna in eodem.«

Auctor incertus de fundatione quarundam in Saxonia Eccles. ap. Leibnitz I. p. 260. Eodem anno idem Carolus (scil. 796) solennem Basilicam Aquisgrani in honorem Mariae fundavit, ad ejus aedificationem a Roma et Ravenna solempnas — columnas? — marmoreas devehi mandavit gravibus expensis et laboribus. Vergl. Schmidts Geſch. der Deutſchen Th. 1. S. 431. frühere Ausgabe.

38) Giorgio Vasari Vite de Pittori ed. di Siena. T. I. proem. p. 224. »In somma, l'architettura di questa chiesa è tale che Ser Pippo di Brunelleschi non si sdegnò di servirsene per modello nel fare la chiesa di S. Spirito e quella di S. Lorenzo nella medesima città.« Die Ruinen bey dem Orte Oſterwik gehören nach Abel (Halberſtädtiſche Stifts- und Landſchronik. ed. 1754. c. 1. §. 4. p. 21.) dem alten Sitze des Halberſtädtiſchen Bisthums: Saligenſtadt (nicht Heyligenſtadt, wie anonymi Verſion Chronici. Winnigstad. noch weniger Salmonſtadt, wie die centuria Magd. hat). Es verdiente eine eigne gründliche Unterſuchung, ob ſie den Zeiten der Karolinger zuzuſchreiben.

Aus denſelben Zeiten gibt es auch zu Kölln denkwürdige Bauwerke, deren bildliche Mittheilung wir vielleicht bald dem Fleiße einer Geſellſchaft warmer Alterthumsfreunde verdanken werden. Dieſes Unternehmen iſt noch in Deutſchland einzig, weil es die bey weitem wichtigſte, niedere Rheingegend umfaſſen wird.

39) Dieß machen uns mündliche Berichte und die Abbildung wahrſcheinlich. Auctor incertus de fundatione quarundam Saxoniae Ecclesiarum ap. Leibnitz. Script. R. Brunswic. I. p. 261. »Ao Dni 814. obiit praedictus Carolus et est sepultus in Basilica rotunda S. Mariae Aquisgrani.« — Vielleicht derſelbe Ort, wohin Otto III. beygeſetzt wurde. Bey Adelbold Vita S. Henrici heißt es: »in medio ecclesiae;« bey Dithmar in medio choro. Vielleicht iſt dieſes Gebäude daſſelbe, welches Wittechind lib. II. ap. Meibom. T. I. p. 642. nennt: — »Oddonem — in Sistorio, basilicae magni Caroli cohaerenti collocaverunt novum ducem, in solio ibidem constructo, und in der Gloſſe heißt es: nam erant deambulatoria infra supraque in illa basilica in rotundum facta quo ab omni populo cerni posset. Der marmorne Thron worauf Karl, der Sage zufolge, nach ſeinem Tode beygeſetzt wurde, möchte vielleicht derſelbe, und dann in Ottos Zeiten errichtet ſeyn.

40) S. Notice des statues, bustes et basreliefs de la Gallerie des Antiques du Musée Napoléon. Par. 1808. p. 184.

61) Der Plan dieſer Stadt in Merians Topographie, zeigt das Schloß als ein Gebäude, das vor dem Aufkommen der neuern Befeſtigungskunſt errichtet worden.

Nach mündlichen Berichten hat es noch für den Ununterrichteten das Anſehn hoher Alterthümlichkeit. Vergl. Du Chesne Script. Franc. ed. 1635. Tom. II. p. 691 und p. 250. die Verſe des poet. Saxon. anon. de gestis Caroli m. lib. V. p. 153. und ebendaſ. Chronic. Novalic. excerptum. p. 225 und Marquard Freher de Statura Caroli M. ib. p. 230 — 231.

62) Theil III. S. 15 und 16.

63) Die Domkirche zu Aachen z. B. hat ſehr verſchiedene Schickſale erlebt, und das meiſte daran iſt neuer, und gothiſch.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber
die Kleidung der alten Deutſchen.

Von Joſeph Koller,

nach

Paul Hachenbergs Germania media, diss. XI. *).

Vom Kopfputze.

Zu den Zeiten des Cäſar und Tacitus trugen die Deutſchen ganz beſondere Sorge für das Haupthaar. Sie ſuchten ſeinen Wachsthum zu befördern, nicht um damit zu prunken, ſondern ihren Feinden dadurch furchtbar zu ſeyn. Clemens Alexandrinus, indem er dieſe ihre Sitte berührt ſagt: Ein langes Haupthaar hat etwas Schreckbares in den Augen des Barbaren. Was Tacitus hierüber äußert, wenn er ihrer Haare erwähnt, ſtimmt damit überein. Dieſe Sorge, ſagt er, für Putz iſt unverfänglich. Denn es iſt nicht Zeichen der Liebe, oder Einladung dazu: ſondern ſie ſchmücken ſich damit, um, wenn ſie in den Krieg ziehen, größer und furchtbarer im Blick der Feinde zu erſcheinen. Aus demſelben Grunde banden ſich, nach dem Zeugniſſe des Tacitus, die Sueven die Haare auf, und

---

*) Die angeführten Stellen der alten Autoren, welche wir zur Erſparung des Raums nicht mit aufgenommen haben, kann wer genauer über das Einzelne unterrichtet ſeyn will, im Originale jener Diſſertation nachſehn.

ſchürzten ſie in einen Knoten. Auch liebten ſie vorzüglich rothe oder gelbe Haare, weil dieſe Farbe, als mit dem Blute verwandt, ihrer Meynung nach, den Krieger mehr auszeichnete. Was die Natur verſagte, ſuchten ſie durch Kunſt zu erzielen, daher wuſchen ſie die Haare öfters und wandten allerley Mittel an, ſie röthlich zu machen. Zu dieſen Mitteln zählt Diodor das Kalkwaſſer; Plinius Seife aus Talg und Aſche; Martial aber, einen ätzenden Schaum. Die Burgundionen, gleichfalls ein deutſches Volk, bedienten ſich zu eben dieſem Zwecke der Butter und des Eſſigs.

Die Pflege eines langen Haares ließen ſich noch in der Folgezeit die Franken angelegen ſeyn, deren Könige, und wer zur königlichen Familie gehörte, ſich ſtets durch lange Haare auszeichneten. So belehren uns der Grieche Agathias, und nach ihm die beyden Erzbiſchöfe, Ado zu Wienne, Gregor zur Tours, und Otto von Freyſingen. Die Art und Weiſe, ihr Haar zu tragen, gibt uns der Erzbiſchof von Tours an, indem er von Gundobald, einem Sohne des Königs Chlothar, ſich alſo ausdrückt: »Er war mit aller Sorgfalt erzogen, wie es an dieſem Hofe Sitte war; ſein Haar wallte ihm den Rücken hinab.« Abgeſchoren wurden die Haare denjenigen Prinzen, welche ihre königlichen Väter entweder verſtießen, oder unfähig zur Regierung erklärten. Wenn wir dem Trithemius Glauben beymeſſen, ſo war das Tragen langer Haare etwas allgemeines. Er behauptet nähmlich von dem Könige Clodius, »er habe gleich zu Anfange ſeiner Regierung allen Franken durch ein Edikt befohlen,

»ſich lange Haare zu ziehen, um ſie auf den erſten Blick von den Galliern, die ſie beſiegen wollten, oder die ſie ſchon zum Theil als Beſiegte um ſich herum wohnen lieſſen, unterſcheiden zu können. Daher es dann auch gekommen, daß König Clodius in der Folge Langhaar genannt wurde, weil er weder Kinn noch Kopf jemals ſcheeren laſſen. Den von ihm beſiegten Galliern hingegen habe er befohlen, zum Zeichen der Knechtſchaft die Haare abzuſchneiden.«

Daß ſich aber Trithemius von Hunibald, dem er dieſe Nachricht abgeborgt, habe täuſchen laſſen, iſt durch Zeugniſſe der glaubwürdigſten Schriftſteller erwieſen. Agathias ſagt ausdrücklich: »Die Unterthanen werden rund geſchoren, und nicht leicht bekommen ſie Erlaubniß, langes Haar tragen zu dürfen. Dieſe Sitte hat ſich auch, wie Rhenanus verſichert, bis auf Peters des Longobarden (Biſchofs zu Paris, 1159—1164) Zeiten erhalten, der ſie als unſchicklich und unanſtändig abzuſchaffen angerathen hat. So wundern ſich bey Wittichind die Franken über das lange Haar der Sachſen, weil ſie nämlich, den König und ſeine Familie ausgenommen, geſchorene Köpfe hatten. Eben ſo geht König Childebert, als er Clodomirs Söhne von der Regierung auszuſchließen Willens iſt, mit ſeinem Bruder zu Rathe, »ob er ſie gleich dem gemeinen Volke, wie geſchorene Köpfe anſehen ſoll?« Ein charakteriſtiſches Zeichen des Volkes war demnach abgeſchnittenes; langes Haar hingegen des Königs und ſeines Stammes.

Mehr verbreitet und allgemeiner war die Haarpflege bey den Sachſen, von deren Häuptern es über die Schultern herabwallte. Daher ſagt Wittichind: Die Franken ſtaunten über Männer von ſo vortrefflichem Schlage, von ſo herrlichem Geiſte; auch die ihnen fremde Kleidertracht, ihre Waffen und ihr über die Schultern ausgegoſſenes Haupthaar waren Gegenſtände ihrer Verwunderung.

Die Art, ihr Haar zu ordnen oder zu ſcheeren, beſchreibt Sidonius Apollinaris in einem Gedichte an Lampridius.

Die Sachſen trugen den Vorderkopf geſchoren; vom Hinterkopfe aber floßen die Haare den Rücken hinunter.

Das Haar war ſogar etwas Heiliges, welches ſie manchmahl weder mit der Scheere noch mit dem Kamme zu berühren für erlaubt hielten, wenn ſie nämlich das Gelübde gethan hatten, Bart und Haare ſo lange wachſen zu laſſen, bis ſie ihren Feind würden erlegt haben. »Die zurückgebliebenen Sachſen,« erzählt Gregor von Tours, »gelobten, keiner von ihnen wolle Bart oder Haare ſcheeren laſſen, bis ſie ſich an ihren Widerſachern gerächt haben würden.«

In nicht geringerem Anſehen ſtanden die Haare bey den Longobarden, bey denen ſie Sinnbild der Ankindesſtattannehmung und innigen Freundſchaft waren. So erzählt uns der Diakon Paulus: Karl, der Franken König, habe ſeinen Sohn Pipin an Luitprand, König der Longobarden, abgeſendet, um, nach hergebrachter Sitte, eine Haarlocke von ihm zu empfangen, und dadurch, daß er auch ſich eine Locke abſchneiden ließ, ihn zu ſeinem Vater zu erhalten. Eben die Longobarden waren es auch, welche diejenigen, welche ſich gegen das Vaterland verſchworen hatten, zum Zeichen der Entehrung ſcheren, wie wir uns aus ihren Geſetzen überzeugen können. Auch war es Sitte, daß ihre Jungfrauen entblößten Haupts, die Haare den Rücken herabhängend, einhergingen. Daher der Ausdruck in ihren Geſetzen mit behaartem Kopfe gehen, mit demjenigen, im Stande der Jungfräulichkeit ſich befinden, gleichbedeutend iſt; falſch iſt demnach die Erklärung der Feudiſten, welche ſagen, dieſer Ausdruck heiße weiter nichts, als im väterlichen Hauſe verbleiben.

Ich übergehe hier die übrigen Völkerſchaften Deutſchlands mit Stillſchweigen, bey denen die Haare dieſelbe oder auch noch größere Pflege und Verehrung genoßen. Nur dieſes will ich aus Jornandes noch hinzufügen, daß die Gothen ſich in Hutträger und Langhaarige abtheilten, deren erſtere die Kirchendienſte, letztere aber Staatsdienſte verſahen.

Vom Barte.

Nach dem Haupthaare noch etwas weniges vom Barte, den man nach Diodors und Tacitus Berichten ſchon in den älteſten Zeiten zu ſcheeren pflegte. Eben ſo hielt man es mit den Bärten kurz nach Tacitus Zeiten: denn nicht von ihren langen Bärten, wie der Diakon Paulus und Gottfried v. Viterbo irrig dafür halten, ſondern von ihren Helleparten (longis bartis) haben die Longobarden den Nahmen bekommen. Um dieſe Zeit waren Kinn und Wange ſchon geglättet, und die Knebelbärte allgemein an der Tagesordnung, die Sidonius cristas, Kämme nennt.

Beynahe eben ſo ſchildert er den Bart der Gothen, da er den König Theodorich und den Agricola alſo beſchreibt: Die Haare, welche in den Naſenlöchern wachſen, werden täglich abgeſchnitten. Der Backenbart ſteht dicht; der am untern Theile des Geſichtes aber bis zu den Wangen wird von dem fleißigem Bartſcheerer mit der Scheere aus der Wurzel herausgeholt.

So ließen auch die Sachſen geſchorenen Bartes ihr Geſicht ſchauen, indem ſie den unſäuberlichen Haarwuchs den Memmen und Schwächlingen überließen; dafür ſich aber einen Knebelbart zogen. Daher es Wittichind von Kaiſer Otto I. als etwas von der alten Sitte abweichendes anführt, daß er ſich ſpäter einen langen Bart wachſen ließ.

Ein groſer Bart kam daher unter Otto I zu großen Ehren, da, nach Cuſpinians Erzählung, dieſer Kaiſer ſo groſe Stücke auf ſeinen Bart hielt, daß er ſich bey demſelben ſchwören ließ und ſelber ſchwur. Von dieſer bärtigen Gewohnheit kamen indeſſen die hohen Herrſchaften zu Friedrichs I. Zeiten ab, indem ſie einen Eckel davor faßten. Radevicus drückt ſich über Friedrich I. alſo aus: Kaum werden ſeine Ohren von den herabhängenden Haaren bedeckt und fleißig ſtutzte der Bartſcheerer, zu Folge der Ehrfurcht für ſeine Würde, ihm Haupt und Backenhaare. Da viele geiſtliche Herren den Bart noch wachſen lieſſen, und durch ein haariges Ausſehen ſich eine gewiſſe Würde und Heiligkeit geben wollten, ſo wurde durch ein Geſetz den deutſchen Rittern die Bartpflege unterſagt. Bald darauf fanden ſich indeſſen viele, welche um abgelegter Gelübde Willen nach Paläſtina reiſen wollten. Dieſen wurde die beſondere Begünſtigung ertheilt, zum Beweiſe ihrer heiligen Wallfahrt einen ungekämmten herabhängenden Bart zu tragen. Alſo beruft ſich der Biſchof Eſchillus zum Beweiſe ſeiner weiten Reiſe aus dem gelobten Lande auf ſeinen langen Bart.

Kleidung.

Wir kommen nun auf die Kleider. Von den älteſten Deutſchen ſagt uns Mela dieſes: »Ehe ſie das männliche Alter erreichen, gehen ſie bey der größten Kälte nackt, und ſehr lange dauern bey ihnen die Jugendjahre.« Ihr Körper blieb demnach bis in's zwanzigſte Jahr unbedeckt, denn da erſt fing ſich das männliche Alter an. Der Mann deckte ſich mit der Saga, oder mit Baumbaſt, wie Mela bald hernach hinzufügt.

Cäſar hingegen legt den Erwachſenen keine andere Kleidung bey als die Thierhaut, die als nicht zureichend einen großen Theil des Leibes nackt ließ.

Dieſe Kraftmenſchen waren es gewohnt, bey grimmiger Kälte halb nackt, mit einem leichten Umwurf von einer Thierhaut einherzugehen, und ſich in Flüſſen zu baden. Daher ſagt Seneca: Wer iſt abgehärteter als der Deutſche, alles Ungemach zu ertragen? Kaum hat er eine Bedeckung für ſeinen Körper.

Doch um die Kleidung der alten und mittleren Zeit etwas genauer zu beleuchten, wollen wir die alten

Schriftſteller über Stoff, Farbe, Form, Gattung und Benennung derſelben zu Rathe ziehen.

Was den Stoff der Kleidung betrifft, ſo waren Thierfelle die älteſte Bedeckung. Außer dieſen kannte der Deutſche zu Cäſars Zeiten keine andere Kleidung, wie wir ſchon gehört haben. Von den Deutſchen ſeiner Zeit ſchreibt Tacitus: »Sie tragen auch Pelzwerk, einfacher die Rheinnachbarn, gekünſtelter die entferntern, deren Geſchmack durch Handel noch nicht verfeinert iſt.« —

Den Gebrauch der Thierfelle behielten nachmals die Gothen, ein deutſches Volk, bey, als ſie ſich Italiens und Spaniens bemeiſterten, daher ſie von den Schriftſtellern des Mittelalters Pelliten, d. i. Pelzträger, genannt werden.

Auch Sachſen nennt Luitprand aus eben dieſer Urſache Gunata, das fellbekleidete. Guna hieß nämlich im Mittelalter ein Kleid von Pelz, welches Wort die Sachſen den Engländern gegeben haben, bey welchen Gown noch heut zu Tage einen langen weiten Rock ausdrückt. Dieſes Pelzkleid kommt auch in den Geſetzen der Bajuvaren, bey Helmold in der Chronik der Slaven und anderwärts unter der Benennung filtrum, feltrum oder philtrum vor. Daß auch die Könige ſich nicht anders als in Pelz kleideten, zeigt uns der Biſchof Severinus bey Paul dem Diakon, wo er zum Odoaker, dem Könige der Heruler ſagt: »Zieh hin nach Italien, zieh hin vor der Hand mit den ſchlechteſten Thierfellen bedeckt, bald aber im Stande, Vielen etwas mehr zu geben.«

In den älteſten Zeiten bedienten ſie ſich der Felle von Bären, Ochſen, Hirſchen, Wölfen, Luchſen, Wildſchweinen, die ſie aber, wie uns Cluver belehrt, nicht mit einwärts, ſondern mit auswärts gekehrten Haaren trugen. Nach Tacitus waren auch Felle von Thieren jenſeits des Meeres bey ihnen im Gebrauche. Später hatten die Könige und Vornehmern ihre Freude an Fellen von Bibern, Fiſchottern, Mardern oder Wieſeln, die ſie ſämmtlich unter dem Nahmen Mures oder Martures begriffen. Eginhard ſagt im Leben Karls des Großen: Mit einem Latze von Fiſchottern oder murinis bedeckte er im Winter Schultern und Bruſt. Saxo Grammatikus ſchreibt von dem däniſchen Helden: ſein Mantel war mit Biberfell eingefaßt.

Gottfried von Menmouth heißt ein aus den Fellen des weißen Wieſels gemachtes Kleid Herminium. Hierher gehören auch alte Gemählde der ſieben Kurfürſten, deren Ehrenkleid vollkommen auf die erwähnte Art dargeſtellt iſt. Welch ein Gegenſtand des Luxus und von welchem Werthe in der Folge dieſe Felle waren, zeigt uns Helmold zu Anfange ſeiner Geſchichte der Preußen. Gold und Silber, ſchreibt er, achten ſie wenig. Aber ausländiſche Felle haben ſie die Menge, und ihr Geruch iſt es, der unſrer Welt das tödtliche Gift der Hoffart gereichet hat. Geitzen wie doch nach dieſem Marderkleide, als könnte es uns ſelig machen!

Außer den Thierfellen machten ſie ſich, wie wir von Mela vernommen haben, auch Kleider aus Baumbaſt. Eben dieſes ſollen auch die Indier und Maſſageten gethan haben, wie Solinus und Strabo bezeugen. Dieſer Baſt iſt, nach Cluver nicht die äußere harte, ſondern die innere zarte Rinde zunächſt am Baume. Denn es iſt bekannt, daß ſich aus dieſer flechtbaren Haut auch Decken verfertigen laſſen, welche in Niederdeutſchland Matten heißen. Mit dieſen bedeckten ſich auch die Knechte und Coloniſten.

Aber auch ſchon Kleider von Leinwand trugen die deutſchen Schönen zu Tacitus Zeiten, und etwas Schöneres kannten ſie nicht, wie uns Plinius verſichert. Bey den Longobarden kam die Leinwand nachmahls immer mehr in Gebrauch. Der Diakon Paulus ſchreibt von ihnen: Ihre Kleidung war weit, und meiſtens leinen, wie ſie die Angel-Sachſen zu tragen pflegen. Noch allgemeiner waren im Mittelalter die Wollenzeuge, die in den alten Geſetzen unter dem Nahmen Drapp vorkommen. Spät erſt bekamen wir die Seide aus Italien.

Welche Farbe an den Kleidern im Alterthume vorzüglich beliebt geweſen, ſagt uns Tacitus, nähmlich die bunte. Noch beſtimmter drückt ſich Diodor von Sicilien aus: »Ihre geſtreiften Leibröcke werden mit Heftelchen geſchloſſen. Im Winter tragen ſie dickere, im Sommer dünnere, ſie haben Streif an Streif, und ſehen einem bunten Strauße ähnlich.« Dieſe Streifen, wenn wir dem Cluver glauben, beſtehen aus zwey einfachen Farben, aus weiß und ſchwarz, oder weiß und braunroth, oder aus ſchwarz und dunkelroth, wovon ſich wahrſcheinlich die bayerſchen Wapen, und überhaupt die heraldiſchen Balken herſchreiben. Daß aber diejenigen, welche den römiſchen Provinzen am nächſten waren, auch gold- und ſilberverbrämte Kleider trugen, weil ſie dieſe Metalle durch den Handelsverkehr ſchätzen gelernt hatten, bezeugt Herodian.

Die bunte Kleidung behielten nachmahls die Longobarden gewiſſenhaft bey. Auch die Franken, wie Sidonius ſchreibt, und lange nach ihm Werimbert im Leben Karls des Großen beſtätiget, trugen bunte Kleider. Von Segismer, einem gothiſchen Fürſten, ſagt eben genannter Sidonius: »in ihrer Mitte geht er einher, flammend von Safran, ſchimmernd von Gold, und milchweiß von Seide.« Bald nachher von den andern Gothen, die in ſeinem Gefolge ſind: »Sie tragen grüne Leibröcke mit braunrother Einfaſſung.« Auch ein noch weit ſpäteres Zeitalter hielt ein buntes Kleid für ein ſolches, welches ſich für Ehren- und Feſttage, und für den Adel am beſten ſchicke. Merkwürdig iſt, was Trithemius erzählt: »Als im Jahre 1202 einige Edelleute den Würzburger Biſchof Konrad erſchlagen hatten, ſo wurde ihnen unter andern zur Buße auferlegt, ſie ſollten weder ein buntes, aſchgraues, noch ein Kleid von Hermelin, überhaupt keine farbigen Tücher tragen.«

Den Vorzug vor allen andern Farben gab man der weißen, beſonders nachdem die Franken das Chriſtenthum angenommen hatten; denn es war ein heiliges Geſetz, daß die Getauften weiß gekleidet gehen ſollten. Daher nennt Paullinus, Biſchof von Trier, die Kinder weiß, dem Herzen wie der Kleidung nach.

Von Erwachſenen ſagt Gregor von Tours daſſelbe: »zu Auvergne wurden 500 Juden getauft, welche nachher weiß gekleidet gingen.« Den Grund dieſer Sitte gibt Rabanus an: Nach der Taufe wird den Chriſten ein weißes Kleid gegeben zum Sinnbilde der Unſchuld und chriſtlichen Reinigkeit. — Dieſs Sitte dauerte noch im 14ten Jahrhunderte in der chriſtlichen Kirche fort. Uebrigens trugen, nach Römer Gebrauch, die Franken ein weißes Kleid bey freudigen Veranlaſſungen, wie von ſeiner Zeit Brito Armoricus berichtet. Doch wählten die Franken auch einen grauen und himmelblauen Mantel, weil dieſe Farbe der weißen nahe kam.

Wie nun die weiße Farbe für glückbringend galt, ſo wurde im Gegentheile die ſchwarze für verderblich und unheilbedeutend gehalten. Denn außer ihrer Trauerbeſtimmung war ſie auch denjenigen vorgeſchrieben, welche Kirchenbuße thun mußten, und von der chriſtlichen Gemeine ausgeſchloſſen waren.

Was die Form der Kleider betrifft, ſo war ſie in den älteſten Zeiten ſehr einfach. Die Thierhäute wurden nähmlich, ohne alle Kunſt, nur mit einem Heftelchen zuſammengefügt, um den Leib geworfen, ſo daß der Rachen den Kopf bedeckte, die übrige Haut über Schultern und Rücken hinabhing. Dennoch zeichneten ſich zu Tacitus Zeiten die Reichſten durch eine etwas zierlichere Kleiderform aus. »Die Reichſten, ſchreibt er, unterſcheiden ſich durch ein Kleid, das nicht pludert, wie bey den Sarmaten und Parthern, ſondern das knapp anliegt, und jedes Glied beſonders umſchließt.« Bald darauf redet er vom weiblichen Geſchlechte: »der Anzug der Weiber iſt kein anderer, als der der Männer: außer daß die Weiber häufiger leinene Kleider tragen, die ſie mit Purpur beſetzen, und daran ſie oben keine Aermel haben, weil ſie den ganzen Arm bloß tragen. Ja, auch der nächſte Theil der Bruſt iſt ſichtbar.«

Allein nach Tacitus Zeiten ging im Kleiderweſen eine große Aenderung vor. Die erſten Deutſchen, welche ſich an die römiſche Herrſchaft gewöhnten, und ihre Kleidertracht einführten, waren die Bewohner jenſeits des Rheines. Wie dieſe unter Conſtantin dem Großen beſchaffen geweſen, ſehen wir aus einer Statue des Rhetors Eumenius, deren Abbild zu Cleve am Stallthore gemahlt zu ſehen iſt.

Das Coſtum dieſes Zeitalters foderte der darunter befindlichen Inſchrift zufolge ein langes Unterkleid, abgeſchnittenes Haar, eine gebundene Mütze, einen mit Buckeln gezierten Gürtel, und gefenſterte (d. i. durchbrochene) Schuhe. Wie ſich nachmahls die blühendſten Völkerſchaften zu einzelnen Staaten bildeten, ſo nahm auch jede derſelben ihre eigene, von den andern verſchiedene, Nationaltracht an. So trugen ſich die Franken anders als die alten Sachſen; anders als dieſe die Longobarden und Gothen. Um daher einen deutlichen Begriff von den verſchiedenen Kleidertrachten zu geben, wollen wir die Völkerſchaften einzeln durchgehen.

Die vaterländiſche Tracht der Franken beſchreibt Eginhard im Leben Karls des Großen alſo: »Er trug ein Hemde und Beinkleider von Leinwand, darüber einen Leibrock, der mit Seide eingeſäumt war; ferner Strümpfe, Kniebänder und Schuhe, und im Winter über Schultern und Bruſt ein Wamms von Fiſchotterfell. Auch trug er einen venetianiſchen Ueberrock, und das Schwert kam ihm nicht von der Seite, ſein Griff und Gehenke war von Gold oder Silber.« — Noch weitläuftiger und beſtimmter gibt Werimbert im Leben dieſes Kaiſers die fränkiſche Kleidung an. Ich ſetze ſeine Beſchreibung um ſo lieber hierher, je mehr die Bildniſſe der Ottonen, Heinriche, und Friedriche, die ſich beym Eingange in die Kathedralkirche zu Speyer auf Heinrichs des Fünften und Friedrich Barbaroſſa's Befehl abgemahlt befinden, mit derſelben in Bezug auf Kleidung und Ornat übereinſtimmen. »Zum Ornate, oder Schmucke der alten Franken gehörten: Schuhe außerhalb mit Gold beſetzt, mit drey Ellen langen Riemen verſehen, geſtickte Kniebänder, darunter leinene Strümpfe und Beinkleider, wenn ſchon von einer Farbe, doch ſehr kunſtreich geziert; über dieſe Strümpfe und Beinkleider wurden jene langen Riemen von innen und außen vor- und rückwärts ins Kreuz geſchlungen; hierauf das Hemde von Leinwand, ſodann der Gürtel mit dem langen Schwerte. Dieſes Schwert hatte drey Scheiden; die erſte war von Leinwand, die zweyte von Leder, die dritte von ſehr weißem Zeuge, vom reinſten Wachs geſteift; in der Mitte war die Scheide mit erhöhten goldenen Kreuzchen beſetzt; zur Vernichtung der Ungläubigen. Ihr Oberkleid war ein Mantel, grau oder himmelblau. Er bildete ein doppeltes Viereck, und war ſo gemacht, daß er beym Wurfe über die Schultern vorn und hinten die Füße, von den Seiten aber kaum die Knie erreichte.«

Daß die Kleidung der Sachſen im abendländiſchen Germanien etwas zierlicher geweſen, zeigt uns der Dänenkönig Sueno, welcher die ſächſiſche Tracht, wegen Mißfallen an der geſchmackloſen vaterländiſchen, nicht nur ſelbſt annahm, ſondern auch bey ſeinem Heere einführte. Die Franken belehren uns aber ſelbſt, wie verſchieden dieſe Tracht von der altfränkiſchen geweſen. Witichind ſagt nämlich, wie wir oben ſchon erwähnten: »Die Franken erſtaunten beym Anblicke der Sachſen, über Männer von ſo trefflichem Schlage, von ſo herrlichem Geiſte. Auch die ihnen fremde Kleidertracht, ihre Waffen und ihr über die Schultern ausgegoſſenes Haupthaar waren Gegenſtände ihrer Verwunderung. Ganz vorzüglich aber bewunderten ſie ihren Gleichmuth. Sie trugen einen Leibrock (Saga) und geſtreckte Lanzen, ſtanden, ſich auf kleine Schilder ſtützend, mit großen Meſſern an den Lenden.«

Als nachher die Sachſen fränkiſches Bürgerrecht erhielten, ſo nahmen ſie auch die Kleidung ihrer Beſieger an, welche der Sachſe Witichind in Otto I. Lebensbeſchreibung bereits mit dem Nahmen der *vaterländiſchen* belegt. Daher ſind auch die Statuen der ſächſiſchen Ottone und Heinriche in dieſer Tracht abgebildet, die unter der Benennung der alt Fränkiſchen bis in's 16te Jahrhundert gebräuchlich geweſen.

Der älteſten deutſchen Kleidung am nächſten kommt die *gothiſche*; denn Sidonius Apollinaris ſagt von ihr: »das eng anſchließende Gewand umwindet die mächtigen Glieder und das Knie tritt aus der engen Bedeckung hervor.«

Das iſt, wie Tacitus ſich ausdrückt: »Die Reichſten unterſcheiden ſich durch ein Kleid, das nicht pludert, wie bey den Sarmaten und Parthern, ſondern das knapp anliegt, und jedes Glied beſonders umſchließt.«

Aber auch dies iſt alte Sitte, daß ſie Arm und Beine bloß trugen. Sidonius Apollinaris beſchreibt den Anzug er Gothen alſo: »Das Ausſehen ihrer Fürſten und ihres efolges iſt auch im Frieden furchtbar. Ihre Füße ſind is an die Knöchel mit einem borſtigen Halbſtiefel bedeckt; Knie, Schienbein und Waden bloß; dazu in enges buntes Kleid, kaum bis an die nackte Knie-ehle reichend, deſſen Aermel nur den Anfang des Armes edecken.«

Ganz hiervon verſchieden war die Kleidung der Longobarden, die nicht anliegend, ſondern weit war. Ihre Kleider, ſchreibt der Diakon Paulus waren weit, nd meiſtens von Leinwand, wie ſie die Angel-Sach-en zu tragen pflegen, mit groſſen bunt durchwirkten Fal-eln.«

Hüte.

Einen noch deutlichern Begriff von der Kleidung der lten wird es uns gewähren, wenn wir ihre Arten und enennungen einzeln in Erwägung ziehen. Um vom aupte anzufangen, ſo iſt es bekannt genug, daß die lteſten Deutſchen daſſelbe unbedeckt trugen, außer daß e zuweilen zum Schrecken der Feinde, verzerrte Thier-rven, aufgeſperrte Rachen darüber herzogen. Erſt ſpä-r, als ſie bey allmähliger Verzärtelung ihres Körpers ſich ſorgfältiger mit Tuch bedeckten, und einen etwas längern Wettermantel trugen, bedeckten ſie auch mit dem Obertheile deſſelben ihren Kopf. Dieſe Bedeckung nennt Iſidor einen Regenmantel (Birrum), der bey den nachmahligen Deutſchen meiſtens unter dem Nahmen eines Oberkleides (Amphibalum) vorkommt.

Ein anonymer Schriftſteller, im Leben des heiligen Bonitus, drückt ſich ſo aus: »Sage der Aebtiſſinn, daß ſie denjenigen Theil meiner Amphibale, womit der Kopf bedecket wird, bey ſich behalte.« — Es gab aber auch einzelne Kopfbedeckungen, die mit keinem Kleidungsſtücke zuſammenhängen. So kommen in den Geſchichtbüchern der Gothen Hüte vor von rothem Tuche, welche vorzüglich ihre Geiſtlichkeit trug, daher ſie bey Jornandes und Caſſiodor die Behuteten (Pileati) genannt werden. Und bald waren die Hüte allgemeine Mode bey den Deutſchen, die, Niemands Knechte, ſich gerne mit dieſem Zeichen der Freyheit ſehen ließen.

Verzierung verbreitete den Gebrauch der Hüte immer mehr. Denn als man ſich der Pelzwerke gegen die Kälte häufiger zu bedienen anfing, ſo ſuchten die Reichern ſcythiſche Pelze, mehr des Schmuckes wegen, als des Bedarfs. Der äußere Theil dieſer Pelze war mit Gold verbrämt. Als dieſer Luxus auch zur Geiſtlichkeit und ihren Vorſtehern überging, ſo ward auf dem Concilium zu Salzburg dagegen verordnet: An den Hüten ſollen ſie keine Verzierungen (Sulfuraturas) tragen, ausgenommen von ſchwarzer Seide oder Tuch, ſchwarzem Leder, oder von Pelzwerk.« — Allein dieſes Geſetz wurde von der Geiſtlichkeit bald überſchritten, indem ſie ihre Hüte ſogar mit Perlen und Edelſteinen ſchmückten. Hierüber erzählt Trithemius, in ſeinen Annalen, wo er des von Kaiſer Karl IV. ausgeſchriebenen Maynzer-Convents Erwähnung thut, eine artige Anekdote. »Es war daſelbſt auch ein Kanonicus der Maynzer Hauptkirche zugegen,« ſchreibt er, »Nahmens Kuno von Falkenſtein, der Coadjutor des Erzbiſchofes Heinrich geweſen war, und nachher Erzbiſchof zu Trier wurde. Dieſer hatte eine gar prächtige mit Gold und Edelſteinen geſchmückte Mütze auf dem Kopfe. Der Kaiſer nahm ſie ihm, ſetzte ſie auf und bedeckte Kunos Kopf dafür mit der ſeinigen von ſchlechtem Tuche, und ſagte, indem er ſich zu den Fürſten wendete: Was dünkt Euch? ſeh' ich in Kuno's Mütze nicht eher einem Soldaten ähnlich, als einem Kanonicus?«

So wie aber die Form der Hüte verſchieden war, bald rund, bald viereckigt, bald zugeſpitzt, eben ſo verſchieden waren auch ihre Gattungen und Nahmen. Die gewöhnlichſten darunter ſind die Kappe und das Biret, welche in den folgenden Zeiten auch Zeichen des Mönchthums und der Magiſterwürde geworden ſind. Daher Clemangis ſchreibt: Die Kappe, wie ſonſt das Sprichwort ſagt, macht eben ſo wenig den Mönch, als die Kappe, das Katheder oder das Biret den Magiſter machen. Iſidorus iſt irrig darin, daß er die Mönchskutte (cucullus) mit der Kappe für eins hält, da die erſtere allein von den Mönchen, die letztere aber auch von den Soldaten und andern Leuten getragen wurde.

Von der Kappe leiten ſich die Benennungen Capellus, Caparo, Caputium her, lauter Kopfbedeckungen.

Zu den Biret-Gattungen gehörte die Coſia, Cuphia, oder Coiſa, eine Mütze von Leinwand, oder Seide, dünn und enge, nach der Form des Kopfes ſelbſt, oder nach der Art eines Helmes.

Der berühmte engliſche Kanzler Fortescue nennt das Biret weiß, und fügt hinzu, daß die graduirten Rechtsgelehrten damit ausgezeichnet würden, und zwar mit dem Vorrechte, daſſelbe nicht einmahl in Gegenwart des Königs abnehmen zu dürfen. Aus der Lebensbeſchreibung der heiligen Radegunde bey Fortunat erhellet, daß ſich der leinenen Coſia auch die Frauen bedienten, daher wahrſcheinlich unſere Haube, und die niederländiſche Houe ihre Herleitung haben.

Wir kommen nun auf den Bruſtlatz zu ſprechen, der bey den älteſten Deutſchen beynahe das einzige Kleidungsſtück war. Eine allgemein gebräuchliche Kleidung war der Leibrock (Sagum), wovon Tacitus zu ſeiner Zeit ſagt:

»Die allgemeine Tracht iſt ein Feldkleid, das mit »einem Heft, oder in Ermanglung deſſen, mit einem »Dorn zuſammengeſteckt wird; weiter haben ſie nichts »an; und ſo ſind ſie den ganzen Tag am Feuer und »Heerd geſchäftig.«

Wie dieſer Leibrock beſchaffen geweſen, erklärt Cluver weitläuftiger. Er beweiſet, daß er von Wolle gemacht worden, vierſeitig, dicht, und von außen zotlicht geweſen. Aus Diodor wiſſen wir, daß ſie einen Winter- und einen Sommerrock hatten, deren erſter nur eigentlich Leibrock (Sagum), der letztere aber Linna hieß (Linnen). Beyde bedeckten kaum Schultern und Rücken, daher ſie, ihrer ungeachtet, Tacitus nackt nennt. Nach Werimbert waren ſie auch in der Folge weder länger noch weiter, und dieſe Sagula heißen auch pictatiola, weil ſie nach alter Sitte geſtreift waren. Ich ſetze Werimberts eigene Worte her: »Was nützen jene Täfelchen (pictatiola)? Zu Hauſe können wir uns nicht damit bedecken, zu Pferde ſchützen ſie nicht gegen Wind und Regen, und indem wir von der Natur in Betreff des Nothwendigen abweichen, gehen wir vor Kälte an den Knieen zu Grunde.«

Was übrigens Tacitus von den Deutſchen in Betreff der Zuſammenheftung des Leibrockes meldet, das beobachtete, nach Eginhards Verſicherung, auch Karl der Große noch zu ſeiner Zeit, weil er gar ſehr am alten Brauche hing; indeſſen war denn doch das Heftelchen von Gold.

Zu den Gattungen der Leibröcke gehören auch die Pelze (Rhenones) der Deutſchen, deren Cäſar erwähnt. Am deutlichſten erklärt Iſidor dieſes Kleidungsſtück. Dieſe Rhenonen ſind Schulter- und Bruſtdecken, ſagt er, und reichen bis an den Nabel; ſie halten, ihrer krauſen Haare wegen, allen Regen ab. Das Wort ſelber nennt Varro galliſchen Urſprungs; andere aber ſind der Meynung, es ſey urſprünglich Deutſch, und von denen zu verſtehen, die den Galliern nahe wohnen, weil dieſe ihre Rhein-Nachbaren dergleichen Kleidungsſtücke trugen.

Die Leibröcke (Saga) wurden noch im achten Jahrhundert getragen, und zwar von Geiſtlichen und Nichtgeiſtlichen, bis den erſtern vom Kaiſer die Caſula anbefohlen wurde. So heißt es in einem Synodal-Schluſſe unter Karlmann vom Jahre 742: »Wir haben auch beſchloſſen, daß die Prieſter oder Diakonen nicht nach Layen-Art der Saga, ſondern, wie es Dienern Gottes ziemt, ſich der Caſula bedienen ſollen.«

Dieſe Caſula aber iſt nichts anders, als der Mönchsrock, hergeleitet von Caſa, weil ſie den ganzen Menſchen wie in ein Häuschen einſchließt. Daher ſtammt denn auch das franzöſiſche casaque und das niederländiſche Caſacke (Jacke), dergleichen im 17^{ten} Jahrhunderte Männer und Frauen als Unterkleid trugen.

Von dem Leibrocke (Sagum) war im folgenden Zeitalter die Armilausa oder Armilausus, deren bey den Franken Paullinus erwähnt, nicht ſehr verſchieden. »Er möge, drückt er ſich aus, ſeine Armilausa, und ſeine Stiefel für ſich behalten.« — Das Wort iſt zuſammengeſetzt; ſeinen erſten Beſtandtheil hat es davon, weil dieſes Kleid die Schultern (Armos) bedeckte. Etwas ſchwieriger ſcheint die Enträthſelung des zweyten Beſtandtheiles zu ſeyn. Iſidor glaubt ſie gefunden zu haben. Er ſchreibt: Armolausa heißt das Kleid, weil es einen Vorder- und Hintertheil hat, offen iſt, und um die Schultern ſich ſchließt, ſo daß es armiclausa, Schulterſchluß bedeutet.

Noch allgemeiner war die Tunika, welche Eginhard beynahe unter die einzige Oberkleidung der Franken zählt. Seine Benennung war Rocus, Rochus, Roccus oder Rochetum, wovon wir unſer Rock gebildet haben.

Es gibt aber zweyerley Gattungen der Tunika: die eine davon hatte Aermel, die bis an die Hand reichten; die andere deckte die Schultern zum Theil, nicht aber die Arme, ja die Schultern nicht einmahl bis an den Ellenbogen, ſondern nur den Theil, der den Schultern der nächſte iſt, wie wir uns durch die Statuen der Alten überzeugen können.

Daß dieſe letztere Gattung Tunika kurz und knapp geweſen, beſtätiget Eginhard im Leben Karls des Großen. Er ſagt nähmlich von ihm, daß er einmahl auf Erſuchen des Pabſtes ausländiſche Kleider angezogen habe, und erwähnet unter denſelben einer Tunika. Nach eben dieſem Schriftſteller beſtand ihre vornehmſte Verzierung in einer Einſäumung von Seide.

Vornehmer war die zweyte Gattung der Tunika, die ſie Camiſol (Calobium) nannten. Anfangs trugen es nur Biſchöfe und Prieſter, bald aber auch Mönche, Soldaten und Bauern. Den Soldaten galt es für eine heilige Kleidung, indem ſie neben daſſelbe die Ehrenzeichen der Tapferkeit mahlten, wie wir auf alten Grabmählern, und an der Kleidung der Herolde ſehen, die man den Waffenrock (cotta armorum) nennt. Da ſie aber Jedermanns Tracht ward, ſo verwechſelten die Prieſter das Camiſol mit der Dalmatika, welche ein langes, weißes, ärmelloſes, mit Purpurſtreifen beſetztes Kleid war. Wenn wir einer Gloſſe zu Gratians Dekret Glauben beymeſſen, ſo war ſie mit der Alba eine und dieſelbe Kleidung.

Verſchieden von der Dalmatika war der Talar, eine königliche Kleidung, deren Siegebert vom Jahre 986 mit dieſen Worten gedenkt: »Kaiſer Karl der Kahle wurde nach dem Antritte ſeiner Regierung übermüthig, trachtete, mit Hintanſetzung der fränkiſchen Gewohnheiten, nach griechiſchem Glanze und ungewöhnlicher Kleidung, trug einen dalmatiſchen Talar, war mit einem Schwerte umgürtet, das bis zu den Füßen herabhing, und ging einher — das Haupt mit einem ſeidenen Tuche bedeckt, darüber ein Diadem.

Zur Tunika ſind auch die Mäntel der Franken zu rechnen, welche Werimbert im Leben Karls des Großen alſo beſchreibt: »Ihr Oberkleid war ein Mantel, grau oder himmelblau. Er bildete ein doppeltes Viereck, und war ſo gemacht, daß er beym Wurfe über die Schultern vorn und hinten die Füße, von den Seiten aber kaum die Knie erreichte.«

Dieſer Mantel war demnach ſehr lang, wie denn auch Werimbert bald darauf hinzuſetzt: der Kaiſer gab Befehl, daß man keine andern als jene großen ſehr weiten und langen Mäntel um den gewöhnlichen Preis kaufen ſolle.

Es gab auch noch andere Kleidungsarten, welche gleichfalls den ganzen Körper bedeckten. Eine ſolche war die **Scrobulla**, ein Weiber-Talar, wovon S. Odoricus aus Forum Julii ſchreibt: »Jene Weiber gehen barfuß und tragen bis auf den Boden herabhängende Skrobullen.«

Ein ähnliches Kleidungsſtück war die Scaramanga, die gegen Regen ſchützte, und deren der Diakon Paullus, und Luitprand von Pavia Meldung thun. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſich ſeine Benennung vom deutſchen Worte ſchirmen oder ſchermen herleite.

Hierher gehört auch die Casula, die, wie wir von Iſidor vernommen haben, den ganzen Menſchen bedeckte.

Mantum war gleichfalls ein Mantel, der von den Schultern bis auf die Füße herabhing.

Bey Leo Marſikanus, und bey Matthäus von Paris kommt das Dossale vor, welches ſie als einen großen Mantel (pallium) beſchreiben. Auch die Mastruca, ein deutſches Kleidungsſtück, das dem Iſidor zufolge aus Thierhäuten gemacht war, ging bis auf die Füße hernieder. Prudentius erwähnt ihrer.

Noch haben wir nichts von den Unterkleidern, die zunächſt am Leibe getragen wurden, gemeldet. Eginhard im Leben Karls des Großen, wo er von der Kleidung der Franken handelt, drückt ſich darüber mit folgenden Worten aus: »Auf dem Leibe trugen ſie ein Hemde, und Beinkleider, beyde von Leinwand.« Das erſte nennt er Camisia (chemise) welches häufig vorkommt. Bey Eginhard wird das Beywort linea, bey Werimbert hingegen glizzina hinzugefügt, welches beydes Leinwand bedeutet. Die Exkommunizirten, und mit Kirchenſtrafe

Belegten mußten ein wollenes Hemde tragen, wie wir aus den Capitularien wiſſen.

Die Form des Hemdes wurde dem bloßen Leibe angepaßt, an den es ſich eng anſchloß; bey fränkiſchen Jünglingen von edler Geburt mußten die Aermel nach Gascogner-Art etwas weit ſeyn und pludern. In der Lebensbeſchreibung Ludwigs kommt die Stelle vor: »Ihm begegnete, mit Jünglingen ſeines Alters, bey Paderborn ſein Sohn Ludwig in Gascogner-Tracht, mit rundem Oberkleide, weiten Hemde-Aermeln, hervorſtehenden Beinſchienen, Spornen an den Stiefeln, und einer Armbruſt in der Hand.«

Zu dem Hemde (Camisia) fügt Eginhard die Beinkleider (ſeminalia) hinzu. Werimbert heißt ſie Coxalia und ſagt, ſie ſeyen geſtreift und ſehr kunſtreich gemacht geweſen, wenn dieſes nicht etwa von den Beinſchienen zu verſtehen iſt. Die ältern Deutſchen nannten die Beinkleider Bracken (braccas), wie wir vom Diodor von Sicilien vernehmen. Daher auch unſer altdeutſches Bruch, Broock, Bruck.

Ihre Form war verſchieden. Iſidor macht ſie kurz: Lucan aber läßt die Vangionen (Völker um die Gegend von Worms, Oppenheim und Mainz) ſie weit und pluderig tragen.

Auch der Stoff war verſchieden. Daß die Beinkleider der Franken von Leinwand geweſen, bezeugen Eginhard und Werimbert; nach Agathias hingegen wurden ſie bey den Deutſchen dieſſeits des Rheins auch von Leder verfertiget. Nach einer Stelle des Sidonius zu urtheilen, trugen auch die Gothen ſie von Leder.

Vom Schwerte.

Ehe wir zu den tiefern Bedeckungen des Körpers übergehen, wollen wir zuvor unterſuchen, wie ihr Schwert, oder — wie ſie es nannten, ihre Spatha — beſchaffen geweſen, und wie ſie es getragen haben, zumahl da dieſes tapfere Volk, dem die Waffen heilig waren, auf ſeine Verzierung die größte Sorgfalt verwandte. Ueberdieß war das Schwert der Freyheit Rächer und Schutz, auf deſſen Entwendung die ſchwerſte Strafe geſetzt war. Daher war es auch in einem alten Geſetze verboten, »daß niemand gezwungen werden ſoll, ſein Schwert, nicht einmahl zur Einlöſung ſeines Lebens, hinzugeben.«

Von der Form des deutſchen Schwertes oder Spathens hat Cluver weitläufig geſchrieben. Wir berühren hier nur die Art ſeiner Verzierung und ſeines Tragens. Beydes ſetzt Werimbert im Leben Karls des Großen in ein deutliches Licht: »Hierauf das Hemde von Leinwand, ſodann der Gürtel mit dem langen Schwerte.« Dieſes Schwert hatte drey Scheiden; die erſte war von Leinwand, die zweyte von Leder, die dritte von ſehr weißem Zeuge, vom reinſten Wachs geſteift; in der Mitte war die Scheide mit erhöhten goldenen Kreuzchen beſetzt — zur Vernichtung der Ungläubigen. —

Aber auch Griff und Gehenke ſind von Gold oder Silber, wie Eginhard berichtet, da er Karl den Großen in ſeiner vaterländiſchen, d. i. fränkiſchen Tracht beſchreibt. »Auch trug er — heißt es da — einen venetianiſchen Ueberrock, und das Schwert kam ihm nicht von der Seite, ſein Griff und Gehenke war von Gold oder Silber.« — Was er gleich nachher hinzufügt, iſt ausländiſch und nur den Königen eigen: »Zuweilen trägt er auch ein mit Edelſteinen beſetztes Schwert, welches er doch nur bey beſondern Feyerlichkeiten, oder beym Erſcheinen auswärtiger Geſandten, that.«

Fußbedeckung.

Bisher haben wir von den Oberkleidern gehandelt, wir wenden uns nunmehr zu den Bein- und Fußbedeckungen.

Daß die älteſten Deutſchen weder Beine noch Füße bedeckten, verſichert uns Tacitus. Dieſe Gewohnheit, die Beine unbedeckt zu laſſen, behielten die Gothen größtentheils auch dann noch bey, als die Bedeckung der Beine und Füße durch den Umgang mit den Römern ſchon bekannt war. So ſchildert ſie Sidonius.

Die nachmahls eingeführten Beinbedeckungen nannten ſie, wie wir von Eginhard und Werimbert wiſſen, überhaupt Tibialia. Im Mittelalter kommt auch bey Longobardiſchen und Fränkiſchen Schriftſtellern das Wort Hosa vor, woher unſer Hoſe ſtammt. Paullus der Diakon ſchreibt: Nachmals fingen ſie an, ſich der Hoſen zu bedienen, worüber ſie beym Reiten tubragos birreos warfen. Doch was die einen Hosas nennen, das nennen die andern Caligas. Allgemein wird Caliga bey den Schriftſtellern des Mittelalters für Beinbedeckung genommen, ganz im Gegenſatze mit den Römern, denen es für Fußbedeckung galt.

Von den Caligis waren die Caligulae, da letztere kürzer waren, verſchieden. Dieſen Unterſchied finden wir in der Lebensbeſchreibung des Fulgentius beſtätiget, wo der Verfaſſer die Caligas für den Winter, die Caligulas aber für den Sommer beſtimmt.

Ueber die erwähnten Tubragos birreos gibt uns Iſidor Aufſchluß. »Den Namen Tubracos, ſagt er, haben ſie daher, weil ſie die Beine und die Hoſen zugleich bedeckten, indem ſie bis zu den Schienbeinen herabgingen. Die erſte Hälfte des Wortes leitet man von Tuco, einer Schienbein-Bedeckung her.

Hiervon waren die Bainbergae, deren das Ripuariſche Geſetz erwähnt, verſchieden.

Außer dieſen Bedeckungen gab es noch Kniebänder (fasciae crurales) die ſie nach Art der Römer trugen. Eginhard erwähnt ihrer im Leben Karls d. Gr.

Die Schuhe wurden aus mancherley Stoff verfertiget, aus Leder, Baſt, Binſen, Holz und Eiſen. Von den Gothen ſchreibt Sidonius a. a. O.: »Ihre Füße ſind bis an die Knöchel mit einem borſtigen Halbſtiefel bedeckt.« — Er nennt dieſen Halbſtiefel oder Schuh borſtig, weil das Leder ganz unbearbeitet war.

Die Schuhe von Roßleder wurden für die beſten gehalten. Solche legt Sidonius den gothiſchen Senatoren bey.

Schuhe aus Baſt verfertigen lernten ſie von den Spaniern, welche dieſes ſchon zu des Plinius Zeiten verſtanden. Cluver erwähnt auch der Baumrinden- und Binſenſchuhe; eher iſt dieſes aber von den ſpätern, als von den früheſten Deutſchen zu verſtehen. Irenicus ſpricht ſogar von eiſernen Schuhen; wenigſtens wurden ſie mit eiſernen Platten oder Nägeln beſchlagen, welches letzte ſich bey dem Landvolke bis auf unſere Zeiten erhalten hat.

Noch mannigfaltiger als der Stoff war die Form der Schuhe, welches die verſchiedenen Namen Perones, Sandalia, Tzangae, Tubuli, Campagia beweiſen.

Pero nannten die Alten denjenigen Schuh, der bis ans Schienbein heraufging, und der auch unter der Benennung bottina vorkommt. Die fränkiſchen Sandalen beſchreibt Alcuin alſo: »Die Sandalen ſind eine Gattung Schuhe, welche die Diener der Kirche gebrauchen, die nur von unten den Fuß durch eine Sohle gegen die Erde ſchützen, aber kein Ueberleder haben, ſondern offen ſind.« — Die Tzangae und Tubuli ſind, wie Salmaſius bezeugt, mit den Peronen einerley.

Die Campagia waren aber von eigner Art; ſie bedeckten nähmlich die Beine nicht mit der ganzen Haut, ſondern nur mit einzeln hin und wieder geſchlungenen Riemen.

Mehrere andere Formen geben andere Schriftſteller an, die meiſten davon ſind in ſpätern Zeiten von den Römern zu den Deutſchen übergegangen.

So wie die übrigen Kleidungsſtücke, alſo waren auch die Schuhe in den erſten Zeiten roh und unzierlich. Später kam bey den Deutſchen dieſſeits des Rheines eine Gattung Schuhe auf, welche fenestrati, gefenſterte hießen, weil ſie verſchieden durchbrochen waren.

Bey den Franken ſcheint die Gattung Schuhe, beſonders bey den Vornehmern, vorzüglich beliebt geweſen zu ſeyn, welche geſchnäbelt, d. i. vorn aufwärts gebogen waren. Dieſe nannten ſie uncinatos, rostratos, lunatos, und cornutos. Ihre Form ſehen wir an alten Statuen und Gemählden.

Dergleichen Schuhe trugen die Franzoſen, ſelbſt die Geiſtlichkeit ſo häufig, daß der Kanzler Gerſonius zu Paris nicht nur laut darüber klagte, ſondern ſogar durch das Concilium zu Sens geſetzlich feſtgeſetzt wurde, »die Geiſtlichkeit ſoll keine Mond-, Hörner- oder Fenſter-Schuhe tragen.«

Dieſer Gattung Schuhe glichen die Spitz-Schuhe der Angel-Sachſen, Galoches oder Galloches genannt, welche Wilhelm Rothhaar eingeführt haben ſoll.

Dieſe Spitzen an den Schuhen wurden ſpäter ſo vergrößert, daß ſie einige mit ſilbernen, andere mit goldenen Kettchen, die meiſten mit feinen Bändchen am Beine befeſtigen mußten. Daher Eduard IV in England gegen das Jahr 1446 das Geſetz gab, daß ſich bey Strafe von 20 Solidis und wie die Chroniken melden, bey Kirchenbann, niemand unterfangen ſoll, dergleichen Spitzen über zwey Daumen hoch zu tragen.

Wie Werimbert verſichert, ſo gehörten zum Ornate der alten Franken Schuhe außerhalb mit Gold beſetzt, mit drey Ellen langen Riemen verſehen. Die Schuhe waren demnach goldfärbig, und, wie Balduin will, mit goldenen Spangen überzogen. Karl der Große fügte noch Edelſteine hinzu, ſo oft er an feſtlichen Tagen im königlichen Glanze prunken wollte.

Die Riemen mußten ſehr lang ſeyn, wenn ſie, wie Werimbert weiter bemerkt, vor und rückwärts in's Kreutz geſchlungen werden ſollten.

Dieſer Luxus mit den Schuhen herrſchte übrigens nur bey den Fürſten und Vornehmern und nur an feſtlichen Tagen. Sonſt zeigte ſich bey ihnen, wie in allen andern Stücken, ſo auch in der Kleidung, ihre althergebrachte Sparſamkeit.

Und ſomit hätten wir die alten Deutſchen vom Kopfe bis zu den Füßen durchgemuſtert. Ob wir auf den Dank der Leſer, wenigſtens der Künſtler, beſonders aber der Schauſpieler dabey rechnen dürfen, ſteht dahin.

Briefe,

von

Wieland, Ramler, Leſſing u. a.

Von den Jahren 1770—1786.

Die nachſtehenden Briefe berühmter deutſcher Gelehrten ſind ſämmtlich gerichtet an den verſtorbenen k.k. öſterr. geh. Rath und Vicekanzler Freyherrn v. Gebler. Geboren 1726 im Reußiſchen Gebieth, trat er 1753 in die kaiſerlichen Dienſte, ſtieg ſtufenweiſe bis zu der Würde eines Staatsraths und Vicepräſidenten, ward auch in den Freyherrenſtand erhoben, und ſtarb 1786.

Er widmete die von den Staatsgeſchäften ihm übrig bleibende Muße dem deutſchen Theater. Seine dramatiſchen Arbeiten werden in der nachſtehenden Correſpondenz vielfältig erwähnt. Geſammelt erſchienen ſie unter dem Titel: Theatraliſche Werke, zu Dresden 1772 und 1773.

Wir verdanken dieſe Briefe der Mittheilung des Herrn Franz Gräffer. Sie rühren aus der von Geblerſchen Verlaſſenſchaft her, und die Originale befinden ſich ſämmtlich in unſeren Händen.

Man war ſo eben in Begriff, die Erlaubniß zum Abdruck dieſer Briefe von dem verehrten Wieland, als dem einzig noch lebenden Verfaſſer aus denen, welche dieſen Briefwechſel führten, einzuhohlen, als die Nachricht eintraf daß uns nun auch dieſer, der letzte aus der erſten Epoche unſerer neuen Litteratur, verlaſſen habe. Doch davon und was Wieland eigentlich als Dichter und als Schriftſteller für Deutſchland war, wird an einem andern Orte ausführlicher zu reden, Gelegenheit ſeyn.

Die nachſtehenden Briefe ſind nicht alle von gleichem Intereſſe, doch ſchienen ſie mir im Ganzen hinreichend belehrend, und der allgemeineren Bekanntmachung vollkommen werth zu ſeyn. Sie beziehen ſich größtentheils auf das deutſche Theater, und mit Befremden ſehen wir, daß ſich daſſelbe damals genau in demſelben oder doch in einem ganz ähnlichen Zuſtande der Kindheit befand, in welchem wir es auch gegenwärtig noch ſehen; aus Gründen, die zum Theil noch immer dieſelben ſind, und auch fernerhin das deutſche Theater wahrſcheinlich noch lange wo nicht für immer in jenem Zuſtande der Kindheit feſt zu halten drohen. Daß die dramatiſchen Arbeiten Geblers zum Theil nicht mehr gangbar noch überhaupt ſehr berühmt geworden ſind, kann dem Intereſſe dieſer Briefe wohl keinen Eintrag thun. Denn wer weiß, wie manchem der jetzt blühenden Schauſpieldichter ein gleiches Schickſal bevorſteht? Um ſo mehr ſticht die Wichtigkeit dagegen ab, welche ſeine gelehrten Freunde auf die dramatiſchen Hervorbringungen des Staatsraths Gebler damals legten!

Ueberhaupt aber verſetzen uns dieſe Briefe auf das lebhafteſte in die frühere Zeit unſerer Litteratur, und laſſen uns gleichſam einen Blick hinter die Couliſſen thun, indem ſie uns den inneren Zuſtand, die guten und auch die ſchwachen Seiten des damaligen Litteraturzuſtandes und Gelehrtenweſens deutlich vor Augen ſtellen. Und darin beſteht denn, nach unſerer Meinung, der eigenthümliche Reitz und Werth ſolcher Briefe und vorzüglich auch der nachſtehenden. Denn daß es in vieler Hinſicht nützlich und belehrend ſey, jene ältere Epoche unſerer neuen Litteratur, die man bis jetzt meiſtens nur im Ganzen als Muſter aufzuſtellen oder auch als untauglich geworden bey Seite zu werfen gewohnt war, nach ihrer wahren Beſchaffenheit recht deutlich und anſchaulich kennen zu lernen, wird niemand bezweifeln wollen.

F. S.

I.

Hochwohlgebohrner Reichsfreyherr,
Hochzuverehrender Herr Staatsrath.

Wenn etwas fähig wäre, das ungemeine Vergnügen zu ſchwächen, womit Eu. Hochwohlgebohren unendlich ſchätzbare Zuſchrift mich überraſcht hat, ſo wär' es der Gedanken, daß Eu. Hochwohlgebohren mir mit einem Schritte zuvorgekommen ſind, den ich von dem erſten Augenblick an, da ich mit ihrem Geiſt und Herzen Bekanntſchaft zu machen Gelegenheit bekam, zu thun begierig war. So ſelten oder vielmehr ſo neu in Deutſchland die Erſcheinung iſt, daß ein Staatsmann, mitten in den Zerſtreuungen der Geſchäfte und der groſſen Welt, den bloſſen Gedanken faſſe, ſeine Nebenſtunden den Muſen zu heiligen; ſo iſt doch gewiß etwas noch viel Bewundernswürdigeres, wenn es mit einem Erfolg geſchieht, auf den ſelbſt ein von allen Weltgeſchäften befreyter und den Muſen allein lebender Verfaſſer ſtolz zu ſeyn

Urſache hätte. Denke ich mir hiezu noch das wahre Verdienſt, das Ew. Hochwohlgebohren ſich durch das Beyſpiel ſo Sie gegeben, und durch dieſe öffentliche und thätige Mitwirkung zur Beſſerung und Aufnahme der vaterländichen Schaubühne, um die deutſche Litteratur und den Geſchmack, beſonders in der Kaiſerſtadt Wien, welche ſonſt in beyden ſo weit zurück war, gemacht haben: So hoffe ich Ew. Hochwohlgebohren werden, bey aller Beſcheidenheit, die dem wahren Verdienſt eigen iſt, es für keine Schmeicheley ſondern für die aufrichtige Empfindung meines Herzens halten, wenn ich Sie (mit einſtweiliger Abſtraction von allem andern Verhältniß als demjenigen von Schriftſteller gegen Schriftſteller) der wärmſten und lebhafteſten Verehrung verſichere, die jemals ein Freund der liebenswürdigen Künſte der Muſen für den andern empfunden hat. Und dieſes allein kann Ew. Hochwohlgebohren beſſer als alles was ich ſonſt ſagen könnte, zu erkennen geben, wie gerührt ich von der Ehre Ihrer Zuſchrift bin, und mit welchem Verlangen ich dem angenehmſten Geſchenke, womit ſie mich gütigſt beehren wollen, entgegen ſehe.

Schon vor acht Tagen habe ich meinen Verleger in Leipzig, die Weidmann und Reichiſche Buchhandlung, befehliget, Ew. Hochwohlgebohren, oder dem Hrn. Rath Riedel, zu Dero Handen ein Exemplar meines neueſten Verſuches des goldnen Spiegels, oder der Könige von Scheſchian, zu übermachen, welche in itziger Meſſe in vier Octavbändchen erſchienen ſind. Wenn ich jemals nach dem Beyfall von Principibus viris geſtredet habe, ſo geſchah es bey dieſem Werke, wodurch ich unter dem Vehiculo einer ergötzenden Erzählung, große, gemeinnützige, freymüthige, und zum Theil kühne Wahrheiten den Edeln und den Großen unſerer Nation unter die Augen geſtellt habe. Eu. Hochwohlgebohren werden zu Ende des dritten Theils eine Stelle finden, die nur auf einen Fürſten, unter allen die je geweſen ſind, paßt. Schon ſeit geraumer Zeit ſuchte die bewunderungsvolle Liebe, die mein Herz (welches ſonſt ziemlich Ikonoklaſtiſche Geſinnungen zu hegen gewohnt iſt) für dieſen wahrhaft großen Herrn erfüllet, irgend einen Ausgang; und immer hielt mich die Beſorgniß zurück, die Welt möchte das, was ein bloßes Ueberfließen eines gerührten Herzens geweſen wäre, irgend einer Nebenabſicht beymeſſen, wovon mich doch alles weit entfernt. Aber da ſich in dem Fortgang meines Buches für die Könige eine ſo natürliche Gelegenheit meinem Herzen den Lauf zu laſſen, und zugleich es auf eine von allem Verdacht einiger Prätenſion gänzlich freye Art zu thun, anbot, konnte ich nicht widerſtehen; und unendlich angenehm würde mir ſeyn, wenn Eu. Hochwohlgebohren dieſe Stelle des liebenswürdigſten Fürſten, den ſie ſchildert, nicht ganz unwürdig finden ſollten. Eu. Hochwohlgebohren legen mir eine neue Verbindlichkeit auf, durch die Beförderung womit Sie meine Subſcription auf den Neuen Agathon beehren. Man ſagt mir, dieſes Werk ſey in Wien unter den Libris prohibitis. Ich hoffe, dieſe Strenge erſtreckt ſich nicht auch auf die neue Ausgabe; oder, ſollte kein Mittel ſeyn, ein Verboth aufheben zu machen, welches, die Wahrheit zu ſagen, dem Genius von W. wenig Ehre, übrigens aber den Buchhändlern Vortheil, und nur dem Publico und mir Schaden bringt? denn der Succeß meiner Subſcription, welcher ſonſt in W. ſehr beträchtlich geweſen ſeyn würde, wird durch dieſen Umſtänd beynahe ganz vereitelt. — Der Herr Rath Riedel iſt den 7ten dieſes Monaths von hier abgegangen, und wird, da er ohne allen Zweifel bereits in Wien angelangt iſt, wann Eu. Hochwohlgebohren dieſe Zeilen erhalten, von den zufälligen Umſtänden welche ſeine Abreiſe ſo lange verzögert haben, ſelbſt den beſten Bericht erſtatten können. Meine guten Wünſche, mit Beſorgniſſen von mehr als einer Art untermiſcht, begleiten ihn in die neue Welt, die ihn vielleicht eben ſo, wie er ſie, anſtaunen wird!

Ich habe die Ehre mit unbegrenzter Verehrung zu ſeyn
Eu. Hochwohlgebohren

Erfurt den 19. May 1772.

unterthäniger und verbundenſter Diener.
Wieland.

II.

Erfurt, den 25. Auguſt 1772.

Wie vielen Dank bin ich Eu. Hochwohlgebohren für den warmen Beyfall ſchuldig, womit ſie den goldnen Spiegel beehren; und wie ſchmeichelhaft iſt für mich der Beyfall eines Mannes, der unter den eigentlich competenten Richtern dieſes Buches eine ſo vorzügliche Stimme hat! Nichts mangelt um meine Freude vollkommen zu machen als daß, wie Ew. Hochwohlgebohren mich hoffen heißen, der erhabene Monarch, welchen der ehrliche Daniſchmende im Geiſte vorherſah, und mit welchem unſere glücklichen Zeiten geſegnet worden ſind, dieſem Fürſtenſpiegel durch ſeine Zufriedenheit das Siegel der Unvergänglichkeit aufdrücke!

Daß dieß Buch inzwiſchen das unerwartete Glück gehabt hat, in Wien und Prag von der Bücher-Cenſur-Commiſſion gebilliget zu werden, ſcheint mir eine Begebenheit von guter Vorbedeutung zu ſeyn. Bald möchte ich, in prophetiſcher Begeiſterung mit Virgil ausrufen: Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna. Und billig erwarten wir auch von Joſephs Zeiten alles was ſchön und gut und groß und herrlich iſt. Glücklich wer gelebt hat, ſeine Lage zu ſehen, glücklich wer dazu erſehen iſt, in dem glorreichen Werke, ganze Nationen zu bilden, zu erleuchten, und glücklich zu machen, ſein Gehülfe zu ſeyn!

Ew. Hochwohlgebohren gebührt mit beſtem Rechte kein geringer Antheil an dem ruhmwürdigen Verdienſt, eine beſſere Denkart und einen feineren Geſchmack in W. befördert zu haben, als noch zu unſrer Väter Zeit, ja ſelbſt zur unſrigen, dort geherrſcht hat. Dasjenige was Sie für das daſige Theater gethan haben, iſt (wie mir nicht unbekannt iſt) vielleicht der kleinſte Theil Ihrer Verdienſte; aber auch dieſer iſt in meinen Augen ſchon ſehr groß. Deſto größer, je ausgebreiteter und wichtiger der Nutzen oder Schaden iſt, der in einer großen Stadt wo ein feſtes Theater etablirt iſt, durch die gute oder ſchlechte Beſchaffenheit der Schauſpiele, der Denkart, den Sitten und der Sprache zugeht. Aus dieſem Geſichtspunkt, aus dem wahren Nutzen den Eu. Hochwohlgebohren vornehmlich dem wieneriſchen Theater durch die Ehre, Ihre Nebenſtunden der Vervollkommnung deſſelben zu widmen, verſchaft haben, muß, wie mich dünkt, der Werth der Stücke, womit Sie uns beſchenkt, hauptſächlich beurtheilt werden; derjenigen inſonderheit, deren Lokal-Beziehung auf Wien zu ſtark iſt, als daß ſie in Sachſen oder andern Gegenden Deutſchlands mit gehöriger Wirkung aufgeführt werden könnten. Aber auch ohne dieſes Locale finde ich, daß wir Ihnen ohne Ungerechtigkeit unſern Dank und unſere Bewunderung für diejenigen Stücke nicht entziehen können, welche ihrem Inhalt und ihrer Behandlung nach aller Orten und zu allen Zeiten gefallen müſſen. Der Miniſter und die beyden neueſten Stücke, womit ſie mich durch Hrn. Rath Riedel beſchenkt haben, und wofür ich hiermit den verbundenſten Dank erſtatte, nehmen ſich unter dieſen ſo vorzüglich aus, daß ich ihnen nicht zu ſchmeicheln glaube, wenn ich ſie (ungeachtet deſſen was den Osmonden ſo wie in der Clementine) gegen die Wahrſcheinlichkeit der Entwicklung eingewendet werden könnte) unter das beſte was die Schaubühne aufzuweiſen hat, zähle. Mein Favoritſtück, Leichtſinn und gutes Herz, wird in kurzem vor der Herzogin zu Weimar von der daſigen Seileriſchen Geſellſchaft aufgeführt werden, und mich verlangt ſehr von dem unzweifelhaften Succeß ein Augenzeuge zu ſeyn. Daß ich ſelbſt nächſtens als weimariſcher

Hofrath

Hofrath, jedoch mit Beybehaltung des Charakters eines Chur-Maynziſchen Reg. Rathes nach Weimar abgehen werde, um in den bevorſtehenden drey Jahren einen Mitarbeiter an dem Erziehungsgeſchäfte der daſigen Prinzen, beſonders des Herrn Erbprinzen Durchl. abzugeben, werden Eu. Hochwohlgebohren von Hr. R. Riedel bereits vernommen haben. Die häufigen Abweſenheiten von hier, und andere Geſchäfte und Zerſtreuungen, womit dieſe Veränderung begleitet geweſen, ſind die Urſache warum ich ſo lange keine Zeit gewinnen konnte, Eu. Hochwohlgebohren verehrliche und angenehmſte Zuſchrift zu beantworten.

Inzwiſchen hat mir Hr. Riedel Hofnung gemacht, daß vielleicht noch etwas zum Beſten des armen unſchuldigen Agathon bey daſiger Cenſurcommiſſion ausgewirkt werden möchte. Ich ſchmeichle mir, Eu. Hochwohlgebohren werden von ſelbſt geneigt ſeyn, dieſen Verſuch, wo möglich, zu begünſtigen: aber ich wage es nicht, Sie darum zu bitten; da mir zuwohl bekannt iſt, was für Schranken die Klugheit dem guten Willen eines in Dero Poſten ſtehenden Muſenfreundes ſetzen muß. Zur Ehre Wiens möcht' es inzwiſchen doch zu wünſchen ſeyn, daß ein Buch wie Agathon, welches ſo offenbar die Sache der Weisheit und Tugend zu befördern geſchrieben iſt, je bälder je lieber, von der unverdienten Bannſtrafe abſolvirt, und den Liebhabern die Erlaubniß, auf die neue Ausgabe zu ſubſcribiren um ſo mehr ertheilt werden möchte, da die hinzukommenden Verbeſſerungen und Zuſätze vernünftigen und billigen Beurtheilern keinen Vorwand übrig laſſen werden, die ſittliche Güte dieſes Werkes zu bezweifeln. Da van Swieten (der wie ich ſchon lange weiß, ſo wenig als ſein Freund Haller günſtig von mir dachte) an ſeinen Ort gegangen iſt, ſo ſollte ein ſolcher dem aufgeklärtern Zuſtande von Wien ſo angemeſſener Actus justitiae keine ſonderliche Schwierigkeiten haben. Und nun, mein verehrenswerther Freund, darf ich es wohl wagen, Ihnen eine Neugierde zu zeigen, welche ihren Grund gleichwohl in einer untadelhaften Empfindung hat. Riedel iſt nun bereits einige Monathe bey ihnen. Noch immer ſchreibt er von Wien mit einem Enthuſiasmus, der mich nicht zweifeln läßt, wie ſehr es ihm dort gefalle. Aber ich intereſſire mich zu ſehr für ihn, um nicht auch begierig zu ſeyn zu erfahren, wie er ſelbſt zu Wien gefällt? Ich geſtehe, daß ich, bey allen ſeinen Talenten und Vorzügen, gleichwohl in Abſicht ſeiner nicht ohne Unruhe bin. Wien iſt für ihn eine andere Welt, und ich befürchte, er iſt nicht Alcibiades oder Ariſtipp genug, um ſogleich den Ton und die Manieren dieſer neuen Welt ſich eigen zu machen. Er hat ein gutes, aufrichtiges Herz; aber ſelbſt dieſes kann ihm ſchädlich ſeyn, da es an Leuten nicht fehlen wird, die ihm auflauern, und jede Gelegenheit, ihm heimlich zu ſchaden, begierig haſchen werden. Ich würde ihn, als meinen Freund, und als einen Mann, von deſſen Geſchicklichkeit zu W. gewiß guter Gebrauch gemacht werden könnte, Ew. Hochwohlgebohren empfehlen, wenn ich nicht wüßte, daß er deſſen bey Ihnen nicht bedarf. Ich begnüge mich alſo, Sie für mich ſelbſt um die Fortſetzung einer Freundſchaft zu bitten, die mir unendlich ſchätzbar iſt, und wozu mir wenigſtens die aufrichtige und vollkommne Verehrung einiges Recht giebt, womit ich allezeit ſeyn werde,

Ew. Hochwohlgebohren

ganz gehorſamſter Diener und ergebenſter Freund,

Wieland.

III.

Weimar, den 2. Nov. 1772.

Die Zerſtreuungen meiner neuen Einrichtung, welche gewiſſermaßen einer Emigration in eine neue Welt ähnlich ſieht, und tauſend andere Zufälligkeiten haben mich länger als ich hoffte des Vergnügens beraubt, Ew. Hochwohlgebohren an einen Verehrer und Freund zu erinnern, der ſtolz auf dieſen letzten Titel, den Sie ihm mit ſo vieler Güte zugeſtanden haben, unter allen möglichen Veränderungen in der aufrichtigſten und lebhafteſten Hochſchätzung Ihrer Verdienſte immer ſich ſelbſt gleich bleiben wird, und nichts eifriger wünſchet, als ſich Ihrer edeln Freundſchaft immer würdiger machen zu können.

Eine Urſache der Verzögerung meines Schreibens war, daß ich die Aufführung der Osmonden abwarten wollte, welche am Geburtstage unſerer Herzogin, den 24. verwichenen Monaths auf hieſigem Schauplatze zum erſten Mahl gegeben wurden. Ungeachtet die Rolle des böſen Statthalters durch Hrn. Brandes, und alſo gewiß nicht zum Vortheil des Stücks geſpielt wurde, erhielt daſſelbe doch von einem ſehr glänzenden Auditorio den vorzüglichſten Beyfall. Den alten Osmond ſpielte

Eckhof, einer der größeſten Schauſpieler Deutſchlands, in der Vollkommenheit. Mad. Brandes that als Emilia ihr möglichſtes. Sie iſt nicht ganz ohne Talent, und wenigſtens durch ihre Figur eine ſehr angenehme Schauſpielerinn. Die beyden erſten Aufzüge wurden etwas matt gefunden; etwas davon mag wohl in der Sache ſelbſt liegen, aber hauptſächlich lag doch die Schuld an Walmoren, der, in der Meynung ſeine Sachen recht gut zu machen, mit einem ungeduldigmachenden Phlegma ſpielte, und beſonders wenn er Briefe, Billets u. dgl. zu leſen hatte, unausſtehliche Pauſen machte. Die drey folgende Acte hingegen wurden deſto intereſſanter gefunden, und entſchieden den allgemeinen Beyfall. Wenige Tage zuvor wurde, den neu angekommenen Erfurtiſchen Statthalter, Hrn. von Dahlberg — einen der vortrefflichſten Sterblichen die ich kenne — zu regaliren, der Miniſter wieder aufgeführt. Dieß iſt das Lieblingsſtück unſers Hofes, beſonders unſers Erbprinzen, der mir zu wiederhohlten Mahlen aufgetragen hat, Eu. Hochwohlgebohren in ſeinem Namen recht ſehr vielen Dank für das lehrreiche Vergnügen abzuſtatten, welches ſie ihm durch dieſes in allen Betrachtungen höchſt ſchätzbare Drama gegeben. Er erſuchet Sie durch mich inſtändig fortzufahren, durch Stücke dieſer Art, zu welchen ſie Ihre Erfahrenheit und Kenntniß der Höfe ſo vorzüglich geſchickt macht, ein Lehrer der Fürſten und ihrer Diener zu ſeyn, und Er wird überhaupt eine große Freude haben, wenn ich Ihm ſagen kann, daß Ihnen die Verſicherung ſeiner ganz beſondern Großſchätzung angenehm geweſen ſey.

In kurzem werden wir auch Leichtſinn und gutes Herz zu ſehen bekommen. Unſere Herzogin, welche ſich durch die Achtung, ſo Sie den vaterländiſchen Muſen beweiſet, unter den Fürſten Deutſchlands ſo beſonders auszeichnet, liebt dieſes Stück vorzüglich, wiewohl ſie überhaupt eine erklärte Gönnerin der Geblerſchen Muſe iſt. Das günſtige Urtheil, mein verehrenswerther Freund, welches Sie von unſerer Mad. Henſel fällen, läßt mich zweifeln, ob Sie ihre Wiederkehr zu uns gerne ſehen. Sie wird hier mit Ungeduld erwartet, und wir ſind dem wieneriſchen Publico unendlich dafür verbunden, daß es in dieſer Frau eine der größeſten Schauſpielerinnen, die jemals geweſen ſind, nicht hat erkennen wollen. Hier ſehen wir das Theater als die Schule der Tugend und der Sitten, als ein politiſch-moraliſches Inſtitut an, und nach dieſem Grundſatz trachten wir das unſrige auf einen ſolchen Fuß zu ſetzen, daß es in kurzem, ſowohl was die Wahl der Stücke als die Aufführung betrifft, einem Hans Jacob Rouſſeau ſelbſt den Beyfall abnöthigen dürfte. Ein kleiner Hof kann und ſoll keine glänzenden Schauſpiele haben. Wir ſchränken uns alſo auf das Weſentliche und Zweckmäßige ein, und die vortreffliche Denkart unſres jungen Herzogs läßt uns auch in dieſem Stücke von der Zukunft viel Gutes hoffen.

Durch die geſtrige Poſt habe ich den Hr. Rath Riedel betreffende Neuigkeiten vornommen, die mich in mehr als einer Rückſicht ſehr verlegen machen. Sollte es wahr ſeyn, daß er ſich (wie man ſchreibt) durch ſein Betragen das Schickſal zugezogen hätte, ſeinen Stab weiter fortſetzen zu müſſen? In dieſem Falle würde ich ihn ſelbſt, Eu. Hochwohlgebohren und auch mich bedauern. Es iſt höchſt unangenehm, wenn dasjenige, was wir aus den edelſten Bewegungen für jemand thun, durch ſeine Schuld zu einem Vorwurf für unſre Klugheit wird. Meine Gutherzigkeit hat mich mit Hrn. Riedel auch in eine kleine Geldſache verwickelt, die mir deſto mehr Sorge macht, da ich nicht in Umſtänden bin, viel verlieren zu können. Ich habe eine Forderung von 30 Louisdor an ihn, wofür er mir einen Wechſel zugeſtellt hat, deſſen Incasso ich wirklich zu Wien betreiben laſſe. Darf ich Eu. Hochwohlgebohren angelegenſt bitten, mir, wo möglich, in Beförderung dieſer Sache gütigſt behülflich zu ſeyn? Sie würden dadurch meine Dankverbundenheit eben ſo vollkommen machen, als es die unbegrenzte Verehrung und zärtlichſte Ergebenheit iſt, womit ich unveränderlich ſeyn werde, Eu. Hochwohlgebohren,

ganz gehorſamſter Diener,
Wieland.

IV.

Weimar den 10. Jenner 1778.

Eu. Hochwohlgebohren begleiten Dero angenehmſte Zuſchrift vom 18. des abgewichenen Monaths mit einem Geſchenke, welches den Verzug derſelben reichlich vergütet. Ich habe die Ehre gehabt, Sr. Durchl. dem Herzog das demſelben beſtimmte Exemplar der Verſöhnung in Dero Nahmen zu überreichen, und den mitgetheilten erſten Act des heroiſchen Schauſpiel* Thamos vorzuleſen. Se. Durchl. haben mich mit dem angenehmen Auftrag beladen, Ihnen, theuerſter Freund, für jenes verbindlichſt zu danken, und zu dem Lorbeerkranz den dieſes um die Stirne Ihrer Muſe winden wird, zum voraus Glück zu wünſchen. Das Verlangen nach dem Ganzen iſt durch die Schönheiten dieſes erſten Acts (welcher, gegen die Gewohnheit der erſten Acte, ſchon ſehr intereſſant iſt) in der kleinen Geſellſchaft von Kennern, mit denen ich mein Vergnügen darüber getheilt habe, ſo lebhaft erregt worden, daß ich Eu. Hochwohlgeboren bitten muß, uns ja nicht länger darauf warten zu laſſen, als es uns noch durch die Preſſe vorenthalten wird. So verwegen es ſonſt wäre, von dem erſten Aufzug eines Stückes auf den Werth der übrigen zu ſchließen, ſo ſicher, glaube ich, können wir uns in gegenwärtigem Falle, nach dieſen erſten Auftritten, ein vortreffliches Ganzes verſprechen, zumal da die Verwicklung und Auflöſung darin bereits ſo vorbereitet liegt, daß man ſchon einigermaßen von dem Plan ſelbſt urtheilen kann. Dieſen Umſtand halte ich, mit Diderot, mehr für einen Vorzug als für eine Unvollkommenheit eines durch die Größe der Charaktere und der Handlung intereſſanten Stückes. Denn entweder findet ſich der Zuſchauer in ſeinen Vermuthungen über die Mittel der Entwicklung betrogen, und ſo iſt die Ueberraſchung deſto angenehmer; oder, wenn er richtig divinirt hat, fühlt er ſich durch das ganze Stück deſto ſtärker intereſſirt, da man ihm von Scene zu Scene nur gerade ſo viel von der Zukunft ſehen läßt, als vonnöthen iſt, ihn zwiſchen Furcht und Hoffnung in ſchwankender Bewegung zu erhalten; da er dem vorausgeſehenen und gewünſchten Ziel bald ganz nahe zu ſeyn glaubt, aber eben ſo bald es wieder aus dem Geſichte verliert. und vielleicht wenige Augenblicke vor der Entwicklung alle Hoffnung aufgiebt, es erreicht zu ſehen. Ich, meines wenigen Orts, finde, ſo viel ſich nach dem erſten Act urtheilen läßt, die Wahl des Sujets ungemein glücklich, die Haupt-Charaktere höchſt intereſſant, den Dialog größtentheils lebhaft und fortreiſſend, die Sprache edel, und was in meinen Augen das wichtigſte iſt, den ethiſchen Theil des Stückes ſo beſchaffen daß es vorzüglich Könige und Fürſten zu Zuſchauern zu haben würdig iſt. Kleinigkeiten rüge ich nicht gerne. Ich finde in meinen eigenen Aufſätzen, 'ſo oft ich ſie wieder durchgehe, in Abſicht des Ausdrucks, des Wohlklangs, der Rundung und Zuſammenfügung der Perioden, und anderer ſolcher, gleichwohl nicht ganz unbedeutenden Kleinigkeiten, immer noch ſo viel zu verbeſſern, daß es kein Wunder iſt, wenn ich auch in fremden Werken zuweilen Härtigkeit und Mängel an dem, was man die letzte Politur nennen kann, gewahr zu werden glaube. Meiſtens ſind es Dinge, die ſich leichter empfinden als nennen laſſen; und mich dünkt immer, in einem überhaupt guten Wercke ſoll man die Parthie des Ausdrucks, des Styls, des Wohlklangs jedem Verfaſſer ſelbſt überlaſſen und nicht verlangen, daß alles nach einerley Ideal gearbeitet ſey. Warum ſollte in ſolchen Dingen jeder

Autor nicht eben ſowohl, als beynahe jeder gute Mahler in Haltung, Colorit, Vertheilung des Lichts und Schattens, ja oft in noch weniger willkührlichen Stücken, ſeine eigene Manier haben dürfen? — Im fünften Auftritt, geſtehe ich, daß ich den Dialog belebter und weniger einer gewöhnlichen Rathsverſammlung, wo jeder der Ordnung nach ſeine Meynung ſagt, oder ſeine Erklärung von ſich giebt, ähnlich gewünſcht hätte. Eben ſo däucht mich die Einflechtung einiger in dem Stücke ſelbſt nicht auftretender Perſonen in die Handlung desſelben, eine Sache die man ſorgfältig zu vermeiden ſuchen ſollte. Was ſind Pſammis, Kliton, Athos, für uns? Wir kennen ſie nicht. Gleichwohl nehmen ſie an der Haupthandlung keinen kleinen Antheil. Sie ſind handelnde Perſonen und auch keine; ſie gewähren dem Ganzen keinen wirklichen Vortheil; wohl aber ſind ſie, wie die entbehrlichen Figuren in einer hiſtoriſchen Mahlerey, den Hauptfiguren hinderlich. Noch bin ich verſucht, einige Nahmen verändert zu wiſſen. In ein Stück, deſſen Sujet aus Aegyptens älteſter Zeit genommen iſt, gehören lauter Alt-Aegyptiſche Nahmen. Phanes, Kliton, Athos, Tharſis, ſind entweder ganz griechiſch oder klingen doch zu griechiſch; nichts davon zu erwähnen, daß ſo viele zweyſylbige Nahmen, ohne Vermiſchung mit drey oder vierſylbigen eine Monotonie verurſachen, welcher, ſo ſehr ſie auch eine Kleinigkeit iſt, doch ausgewichen werden ſollte. Kleinigkeiten ſind nie zu überſehen. Das größeſte Ganze iſt aus lauter Kleinigkeiten zuſammengeſetzt. Die Harmonie des Styls in einem

Gedichte iſt gerade das, was am meiſten bezaubert. Die Wirkung davon fühlt jedermann; aber wenige geben darauf Acht, daß die Urſache dieſer Wirkung in der Beobachtung einer unendlichen Menge ſehr unerheblich ſcheinender kleiner Regeln liegt. Vergeben Sie mir, mein vortrefflicher Freund, dieſe kleinen Anmerkungen. Ich weiß, wie ungereimt es wäre, von einem Mann in Ihrer Lage alles das zu fodern, was man von einem Artiſten, der alle ſeine Zeit, alle ſeine Kräfte der einzigen Kunſt, zu welcher er gebohren iſt, widmen kann, mit vollem Rechte fodert. Indeſſen kann doch vielleicht die Erinnerung eines Freundes Anlaß geben, beym Durchſehen dieſen oder jenen kleinen Flecken wegzuwiſchen, welches oft mit einem einzigen Federzug geſchehen kann; und es iſt nichts natürlicher, als ein vortreffliches Werk ſo vollkommen als möglich ſehen zu wollen.

Die Verſöhnung kann freylich neben Thamos nicht anders als verliehren. Aber ich beurtheile jedes nach ſeiner eigenen Art; und ſo gebührt jenem immer ein verdienter Platz unter den lehrreichen rührenden Luſtſpielen unſers Theaters, wiewohl ich geſtehen muß, daß ich an dieſem, wie an ſo vielen neuern Stücken der Franzoſen, das Romaneske in den Begebenheiten und den Knoten, und die coups de hazard nicht ſo gut heißen kann, daß ich hierin Nachahmer wünſche. Sie ſehen, theuerſter Freund, daß ich Sie durch meine Freymüthigkeit nicht zu beleidigen fürchte. Wie ſollte der billigen und loben können, der den Muth nicht hat, zu tadeln.

Und nun, erlauben Sie mir, Ihnen auch noch von einer Angelegenheit zu ſprechen, wobey ich mir Dero freundſchaftliche Vermittlung und Unterſtützung ausbitten muß. Was ich vorhabe, werden Eu. Hochwohlgebohren aus beyliegenden Avertissemens erſehen. Mir iſt ſehr daran gelegen, nicht nur daß alle Liebhaber welche ſich in Wien und in den k. k. Erbſtaaten zu dieſem neuen Journal zeigen möchten, lieber zu meinem als zu irgend eines Buchhändlers Vortheil abonniren, ſondern vornehmlich, daß mir der ohnehin wegen des geringen Preiſes nicht ſehr beträchtliche Vortheil durch keinen Nachdruck entzogen werde. Wage ich zu viel, wenn ich von Dero gütigen Freundſchaft hoffe, daß Sie mir zu Erzielung dieſes gedoppelten Zwecks Ihren Beyſtand nicht verſagen werden? Eine kleine Bittſchrift an das k. k. Staats-Conſeil um Ertheilung eines k. k. Privilegimus für die Erblande, von Eu. Hochwohlgebohren vorbereitet und unterſtützt, würde ohne Zweifel nicht unerhört bleiben. Darf ich Sie bitten, theuerſter Freund, eine ſolche in meinem Nahmen aufſetzen zu laſſen und überhaupt entweder, wenn es ohne Dero Ungelegenheit ſeyn kann, das Erforderliche hierbey ſelbſt zu beſorgen, oder mich anzuweiſen, was ich zu thun habe. — Ein Wunſch, der mir natürlicher Weiſe einfallen mußte, iſt, daß Se. kaiſerl. Majeſtät erlauben möchten, daß Ihnen dieſer deutſche Merkur eben ſo, wie der franzöſiſche dem König von Frankreich, zugeeignet und in Dero Allerhöchſten Schutz geſtellt würde. Aber ich wage es nicht, den Umſtänden nach, eine ſo große Ehre zu hoffen.

Ich hoffe nicht unrecht zu thun, daß ich die Copie des erſten Acts von Thamos zuruckbehalte; widrigenfalls erwarte ſchleunigen Befehl. Mit ungeduldigem Verlangen ſehe ich dem Ganzen entgegen. Längſtens in acht Tagen hoffe ich Ihnen mein Singſpiel Alceſte überſenden zu können. Beynahe hätte ich vergeſſen zu ſagen, daß der Hymnus des erſten Auftritts in ſeiner Art vortrefflich, d. i. ſo beſchaffen iſt, daß ein Gluck was ganz Vortreffliches daraus wird machen können. Nur die Strophe Aegyptens Töchter wünſchte ich fließender und der natürlichen Sprachfügung gemäßer. Aus Furcht, Sie möchten den erſten Act vermiſſen, lege ich ihn toutes reflexions faites bey, und habe die Ehre mit der wärmſten Verehrung und Ergebenheit zu ſeyn

Ew. Hochwohlgebohren,

ganz gehorſamſter
Wieland.

V.

Weimar, den 14. Junius 1773.

Wenige Tage nach Abgang meines leztern hatte ich das Vergnügen, den dritten Band von Dero theatraliſchen Werken zu erhalten, und wiewohl ich heute nur etliche Minuten zu meiner Diſpoſition habe, ſo kann ich ſie doch unmöglich anders anwenden, als Ew. Hochwohlgebohren für dieſes angenehme Geſchenk verbundenſt zu danken, und Ihnen einsweilen wegen des Thamos meinen lebhafteſten Beyfall zuzujauchzen, bis ich im Merkur Gelegenheit finden werde, es öffentlich zu thun. Meine Erwartung, wiewohl ſie nicht gering ſeyn konnte, iſt durch dieſes vortreffliche Werck bis zur Bewunderung übertroffen worden. Es iſt Ihrer würdig, es glänzt unter Ihren eigenen, und (Leſſings Emilia allein ausgenommen) unter allen deutſchen Originalſtücken die ich kenne hervor ut luna inter minora sidera. Wie ſehr verlangt mich, es bald aufgeführt zu ſehen! Unſer dermaliges hieſiges Theater iſt zu dem Schauſpiele der Chöre im erſten und fünften Act nicht eingerichtet. Aber da dieſe ohne weſentlichen Schaden des Stückes auch weggelaſſen werden können, ſo hoffe ich Eu. Hochwohlgebohren bald, d. i. in wenigen Monaten, (denn unſere Sachen gehen immer ein wenig langſam) von dem verdienten Beyfall womit Thamos zu Weimar aufgenommen worden, Nachricht geben zu können. Ich bin mit der lebhafteſten Verehrung,

Eu. Hochwohlgebohren

ganz gehorſamſter Diener und ganz eigner Freund,

Wieland.

VI.

Weimar, den 30. Auguſt 1773.

Eu. Hochwohlgebohren haben nun den zweyten Theil des Merkurs, und in dieſem meine Apologie Ihrer dramatiſchen Muſe — wenn ich es ſo nennen kann — geleſen. Sie geht zwar nicht ins Beſondere, aber ſie enthält doch im Allgemeinen das Urtheil eines Mitbruders im Apollo, der freylich kein Kunſtrichter von Profeſſion iſt, und, wie dieſe letztern behaupten, in ſeinen Urtheilen zuweilen der Gutherzigkeit zu viel einräumt, der aber doch einiges Recht erlangt hat, in Sachen des

Geſchmacks ſeine Meynung zu ſagen, und, wenn er ſich dieſes Rechtes bedient, nichts angelegeners hat, als zwiſchen dem ſtrengen kritiſchen Recht (welches faſt immer unbillig iſt) und dem partheyiſchen oder launiſchen Geſchmack derjenigen, die alles ſchön finden was ſie ſo finden wollen, ſich immer in der Mitte zu halten.

Wenn Eu. Hochwohlgebohren mit meinem Urtheil zufrieden wären, ſo würde ich gegen diejenigen, welche es nicht ſind, deſto gleichgültiger ſeyn. Ich bin mir wenigſtens dieß deutlich bewußt, daß ich, da ich es ſchrieb, weder beleidigen, noch ſchmeicheln, ſondern bloß billig urtheilen wollte. Die Herzogin Regentin Durchl. ſind geſonnen, den Thamos noch in dieſem Jahre aufführen zu laſſen, die Muſik zu den Chören iſt noch nicht angelangt; und ſie wird uns auch nichts helfen, weil unſer Theater zu ſolchen Vorſtellungen zu klein iſt. Was wir weit begieriger wünſchen iſt, daß Eu. Hochwohlgebohren im fünften Act einige Veränderung machen, Ihren Böſewicht Pheron nicht in Gottesläſterungen ausbrechen, und auf dieſe keinen rächenden Donner fallen laſſen wollten. Solche Exhibitionen ſind zu wenig natürlich, und bringen einem wider Willen die Zeiten, da Doctor Fauſt noch das Lieblingsſtück unſrer Nation war, ins Gedächtniß. Ueberhaupt iſt es, wenn Sie mir erlauben wollen ganz frey von der Bruſt zu reden, ein Fehler Ihrer Trauerſpiele, daß Ihre tugendhaften Leute ganz idealiſch, und Ihre Laſterhaften ganz Teufel ſind. Eine kleine Doſe von Ariſtoteles Poetik und Diderots Art dramatique ſollte hinlänglich ſeyn, dieſen Fehler von Grund aus zu heilen.

Ich nehme mir die Freyheit Eu. Hochwohlgebohren beyliegendes Mſcpt. eines neuen deutſchen Original-Trauerſpiels in Protection zu geben und beſtens zu empfehlen. Es iſt, meines Bedünkens, ein vortreffliches Werck, und ein wahres Meiſterſtück, wiewohl es der erſte Verſuch des Verfaſſers iſt — von welchem, nach dieſem Verſuche zu urtheilen, noch viel Groſſes zu erwarten iſt. Er wünſcht, daß dieſes Manuſcript dem Directorio des daſigen kaiſerl. Theaters übergeben, und zu Wien aufgeführt werden möchte, und (wie billig) wünſcht er auch die, ehemals Stücken dieſer Art öffentlich verſprochene Belohnung zu erhalten. Das Urtheil und das Anſehen von Eu. Hochwohlgebohren kann ihm wie ich zuverſichtlich hoffe, alle dieſe Vortheile verſchaffen, und Apollo müßte mich ganz verlaſſen haben, wenn das daſige Publicum dieſes Original nicht wohl aufnehmen ſollte.

Die Freyheit womit ich im 2ten B. des Merkur über Wiens Geſchmack geurtheilt habe, wird mir vermuthlich übel ausgedeutet werden: und folglich wird es für Elfridens Glück rathſam ſeyn, zu verſchweigen, daß ich den Pere nourricier deſſelben gemacht haben. Sollte, wieder Verhoffen, dieſes Stück verworfen werden, ſo bitte gehorſamſt, es wieder an mich zurückgehen zu laſſen.

Von meiner Wenigkeit wird eine Art von Oratorio, die Wahl des Herkules, im dritten Theile des Merkur figuriren. Die Muſik, von Hrn. Schweizer, iſt unausſprechlich ſchön — und muß alſo gehört werden. Ich muntre Hrn. Schweizer auf, ſie drucken zu laſſen.

Eine Correctur von drey Bogen für den Merkur unterbricht mich, da ich ſie ſchleunig abfertigen muß. Selten kann ich ohne irgend ein halb Dutzend Unterbrechung einen Brief zu Stande bringen, und dieß iſt eine von den Urſachen, warum ich keinen Brief mehr ſchreiben kann, der geleſen zu werden verdiente.

Haben Sie die Gütigkeit, unſern vortrefflichen Freund, den Hrn. G. R. v. La Roche in meinem Namen zu umarmen, und zu fragen, ob es nicht möglich wäre, ſeine Rückreiſe über Weimar und Erfurt zu machen? An beyden Orten hat er Freunde die ihn lieben und verehren, weil ſie ihn kennen; und Freunde ſeiner Freunde, die ihn kennen lernen möchten um ihre estime sur parole in estime sentie zu verwandeln. Ich habe die Ehre mit einer Verehrung, die nur mit meinem Daſeyn aufhören wird zu ſeyn,

Ew. Hochwohlgebohren

ganz gehorſamſter Diener und verbundenſter Freund,

Wieland.

VII.

Belvedere bey Weimar, den 19. May 1774.

Ew. Hochwohlgebohrnen beſchämen meine Nachläßigkeit durch eine Nachſicht und Gütigkeit, deren ich mich unwürdig erkennen müßte, wenn ich mir nicht bewußt wäre, daß ich ſolche wenigſtens durch meine Geſinnungen gegen ſie verdiene, und daß mein Herz an meinem langen Stillſchweigen keinen Antheil hat. Empfangen ſie alſo, theuerſter Freund, meinen lebhafteſten Dank für jedes Merkmahl Ihres Wohlwollens und Andenkens, das

Sie

Sie mir dieſe Zeit her gegeben haben, beſonders für die überſchickte ſchöne Muſik *) zum Thamos, für die franzöſiſche Ueberſetzung dieſes edlen Stücks, und für Adelheit von Siegmar, die mir etliche Tage vor Empfang Ihres letzten Paquets bereits durch den Verleger zugefertigt worden war. Da ich keinen Brief dabey erhielt, ſo glaubte und hoffte ich anfangs, daß es das Werk eines neuen Dichters ſey, den uns die Nacheiferung der göttlichen Emilia unſers Leſſings erweckt habe. Alles beſtätigte mich beym Leſen der erſten Scenen in dieſer Vermuthung, und ich fing ſchon an dem deutſchen Theater zu einem Dichter, der ſo anfinge, Glück zu wünſchen: als ich plötzlich auf etwas ſtieß, das mir die Augen öffnete, und mich gar nicht zweifeln ließ, daß Adelheid von Siegmar den Vater der Clementine und des Thamos zum Urheber haben müßte. Ew. Hochwohlgebohren werden lächeln, wenn ich Ihnen ſage, an welch einer Kleinigkeit ich Sie erkannt habe. Aber erinnern Sie ſich, daß der Held der Odyſſee ſelbſt, nicht an ſeinem großen Anſehn, nicht an dem Feuer ſeiner Augen und an ſeiner gedankenvollen Miene, ſondern an einer Narbe erkannt wurde. »Immer iſt man noch von Adelheids Schönheit entzückt« (S. 19) dieſes man, dieſer unſerer Sprache ungewöhnliche Gallicismus, der, meines

---

*) Unſer, wie ich glaube, in ſeiner Art unvergleichlicher Schweitzer hat in dieſer Muſik viel Schönes, und überhaupt in dem Verfaſſer derſelben eine große Anlage gefunden, wiewohl er gleich einſieht daß er noch ein Anfänger ſeyn möchte.

Wiſſens, nur in Ihren Stücken, und in jedem derſelben ziemlich häufig vorkömmt, verrieth Sie mir, und nun fand ich mich im Fortleſen durch eine Menge kleiner Individualzüge (die freylich den Augen der Menge ſelten ſichtbar werden) von der Richtigkeit meiner Entdeckung verſichert. Viele Erfahrungen haben mich überzeugt, daß man von einem dramatiſchen Werke nur nach wiederhohlter Aufführung zuverſichtlich urtheilen kann. Indeſſen fodert man gleichwohl von dem Kunſtrichter, daß er vom bloßen Leſer urtheilen ſoll, was für eine Wirkung ein Stück ſeiner innern Beſchaffenheit nach, auf Zuhörer von Geſchmack thun müſſe — und ein ſolches Urtheil, ſo unpartheyiſch als die Freundſchaft nur immer urtheilen kann, ſollen Ew. Hochwohlgebohren im ſiebenten Bande des Merkurs erhalten. Alles was ich mir jetzt erlauben will zum Lobe deſſelben zu ſagen, iſt, daß es nicht nur ein würdiger Pendant zu Ihrer Clementine iſt, ſondern, wenn ich mich nicht irre, in der Conduite der Fabel und im Dialog Vorzüge vor derſelben hat. Doch von einem Freunde iſt Ihnen, wie ich gewiß glaube, Tadel willkommner als Lob; des letztern kriegt man ohnedieß ſo viel, und es giebt deren immer viel weniger, welche tadeln als welche loben können. Nur in wenigen Stunden mündlicher Explication würde ich Ihnen von dieſer Seite vielleicht nützlicher ſeyn können als durch die voluminöſeſte ſchriftliche Kritik. Es giebt ſo kleine ſchriftſtelleriſche Kunſtgriffchen, über die man ſich ſchriftlich nicht deutlich genug erklären kann; und überdieß hat man acht Tage vonnöthen, um zu ſchreiben was ſich in etlichen Stunden ſagen läßt. Noch immer mangelt es Ihrer Diction, Ihrem Styl, Ihrem Ausdruck an einer Menge von Kleinigkeiten, deren jede an ſich beynahe nichts iſt, die aber zuſammengenommen ſehr viel ſind. Noch immer ſpricht der Dichter zu oft aus Ihren Perſonen, und die wahre Naturſprache der Leidenſchaften iſt dadurch verfehlt. Es iſt unglaublich auf welche Kleinigkeiten es hierbey ankommt; aber fragen Sie den Dichter der Emilia Galotti, ob ich nicht hierin Recht habe. Ich will nur ein Beyſpiel anführen, das hierher gehört; es fiel mir ſogleich in den erſten Zeilen der erſten Scene auf.

»Heute vor zwey Jahren, um eben dieſe Stunde — ſchwarze, entſetzensvolle Stunde! — floß ſein Blut. Das Blut eines Freundes! — durch Meuchelmord floß es!« — Der Ausdruck iſt dem Affect und der Natur dieſes Monologes gemäßer, und verliert doch (wenn der Acteur ſeine Schuldigkeit thut) gar nichts von dem nöthigen Lichte (hier wird ohnedem nur wenig Licht erfodert), wenn Sie die Worte die ich unterſtrichen habe, weggelaſſen. Warum überlaß' ich Ihnen ſelbſt zu errathen; es ſind kleine pſychologiſche ratiunculos, ſpitzfündig aber wahr. — Das folgende iſt gut, ſehr gut, bis zu dem — »oft wollt' er ſchon in meine Seele ſich ſchleichen. Dieß »der Gedanke wollte ſich in meine Seele ſchleichen« iſt ein Ausdruck, eine Farbe, die den Ton des ganzen Gemähldes unterbricht. Auch dieß läßt ſich beſſer empfinden als erklären. Auf ſehr viel ſolche Stellen würden wir ſtoßen, wenn wir das Stück mit einander durchleſen könnten. — Alle Sittenſprüche ad spectatores rechne ich ebenfalls unter die Fehler, die der dramatiſche Dichter ſorgfältig vermeiden muß: das Beyſpiel der Euripiden und Corneillen kann ihn nicht ſchützen. Von dieſer Art iſt das: »Zittert Stolze, die ihr auf eure Tugend pocht u. ſ. w. (S. 16.) Eine ſolche Apoſtrophe iſt nirgends an ihrem natürlichen Ort als auf der Kanzel. Ueber verſchiedene weſentliche Puncte, welche die Compoſition und Haltung, den Knoten und die Entwicklung betreffen, muß ich erſt, nach wiederhohltem Leſen, noch tiefer nachdenken, um mich zu überzeugen, ob z. B. Hedwig von Wüneberg (die doch die Hauptmaſchine des Stücks iſt) hinlängliche Urſache habe, die häßliche Rolle zu ſpielen, die ſie ſpielt. Jezt hab' ich noch Zweifel hierüber.

Das für Serenissima beſtimmte Exemplar hab' ich überreicht, und ich habe Befehl, Ew. Hochwohlgebohren für dieſe Aufmerkſamkeit verbindlichſt zu danken. — Aber, infandum, Regina, jubes — Sie wiſſen ſchon das Unglück das uns den 6. May betroffen hat. Es iſt keine ſeiner unangenehmſten Folgen, daß wir dadurch unſer Theater verloren haben. Denn da der Hof den Unterthanen keine neue Laſt auflegen, ſondern das Verlorne blos durch die eingeſchränkteſte Ausgabe erſetzen will, ſo war natürlicher Weiſe das ziemlich koſtbare Schauſpiel das erſte was man abſchaffte. Dieß iſt ein wahrer Verluſt für die deutſche Litteratur und Schaubühne; und wir verlieren dadurch das Vergnügen, den Thamos und die Adelheid von Siegmar aufgeführt zu ſehen.

Unter den Neuigkeiten die uns die Meſſe gebracht hat, nimmt ſich ein Verſuch über die Romane aus, der uns einen deutſchen Home in dem Verfaſſer entdeckt. Er nennt ſich von Blanckenburg, und iſt ein königl. preußiſcher Lieutenant. Das Seltſamſte an der Sache iſt, daß dieſer Lieutenant mehr Kenntniſſe, Geſchmack und Kritik hat, als irgend einer von unſern Profeſſoren, Kunſtrichtern und Recenſenten. Mich erfreut ungemein, daß Sie auch gefunden haben, daß der deutſche Merkur durch den fünften Band einen neuen Schwung bekommen hat. Der ſechſte ſoll ihn, wie ich hoffe, darin erhalten, und bloß an unſerm Publico wirds liegen, wenn dieſes periodiſche Werk nicht immer intereſſanter wird.

Von unſerm Riedel höre und ſehe ich nichts als ſeinen Einſiedler — ein Werklein, das mich über ſeine vermuthliche Lage ſeufzen macht. So gern ich mich noch länger mit Ew. Hochwohlgebohren unterredete, ſo ſehe ich doch, daß mir kaum noch ſo viel Raum übrig bleibt mich Ihrer Freundſchaft zu empfehlen, und Sie zu verſichern, daß die Verehrung und Ergebenheit unveränderlich iſt, womit ich zu ſeyn die Ehre habe,

Ew. Hochwohlgebohren,

ganz gehorſamſter Diener und verbundenſter Freund,

Wieland.

VIII.

Weimar, den 11. October 1774.

Ew. Hochwohlgebohren verehrliche Zuſchrift vom 10. September (welche mir aber erſt durch Meßgelegenheit vor drey Tagen zugekommen) erfreut mich durch die Verſicherung Ihrer immer fortdauernden Freundſchaft. Je weniger ich ſolche durch öftere und intereſſante Briefe warm zu erhalten im Stande bin, je größer iſt das Verdienſt, das Ew. Hochwohlgebohren ſich durch die Unveränderlichkeit Ihrer gütigen Geſinnungen um mich machen.

Zugleich mit Ihrem angenehmſten Schreiben habe ich auch Exemplare von der neuen verbeſſerten Ausgabe des Miniſters und ein corrigirtes Exemplar von Adelheit von Siegmar erhalten. Nichts iſt rühmlicher und liebenswürdiger als die unermüdete Bemühung ſo Sie auf die Vervollkommnung Ihrer Werke wenden. Adelheid und der Miniſter haben dadurch gewonnen, und viel gewonnen, und ich wünſche nur, daß dieſe Stücke nun auch in dieſer verbeſſerten Geſtalt auf unſern deutſchen Schaubühnen gegeben werden möchten. Wenigſtens ſoll dieß hier geſchehen, wenn wir einſt unſern vortrefflichen Karl Auguſt (der nun bald zu Erlangung der veniae aetatiae von Augustissimo reif iſt) den Muſen einen neuen und hoffentlich dauerhaftern Tempel werden bauen ſehen. Clementinen habe ich in der verbeſſerten Geſtalt noch nicht leſen können; es wird aber nächſtens geſchehen, und im vierten Bande des heurigen Merkurs ſoll der Prahler Mieg (ein Scribler, den ich erſt durch Ew. Hochwohlgebohren kennen lerne und deſſen freymüthige Briefe ich nie geſehen habe) durch den Augenſchein belehrt werden, ob ich den Muth habe, gerecht zu ſeyn. Ueber die ſchändlichen Mißhandlungen mehr Ihrer Perſon als Ihrer Werke in der Frankfurter Zeitung hab' ich mich ſchon lange mit allen ehrlichen Leuten geärgert. Indeſſen, was wollen wir? Die meiſten dieſer Kritikaſter leben von ihrem Handwerk, und die hündiſche Art womit ſie gute Schriftſteller anfallen, iſt das einzige was ihnen noch Leſer verſchafft, weil die litterariſchen Hetzen dem gelehrten Pöbel ungefähr ein eben ſo angenehmes Schauſpiel geben, als die Bären und Wildochſen-Hatzen den Badauds von Wien. Mieg begegnet Eu. Hochwohlgebohren ungefähr wie Wittenberg mir. Man muß den armen Schelmen ihren Spaß laſſen, und ſeinen Weg fortgehen. Quand ils auront tout dit, n'auront plus rien à dire. Indeſſen ſchadets doch nichts, wenn manchmal an ſolchen litterariſchen Miſſethätern, wenn Sie es gar zu arg machen, ein Exempel ſtatuirt wird.

Der ſiebente Theil des Merkurs muß nun längſt in Wien angekommen ſeyn. Ich wünſche ſehr, daß Eu. Hochwohlgebohren mit der zwar kurzen, aber aufrichtigen und billigen Anzeige der Adelheid, in ihrer erſten Geſtalt, und mit dem darin gegebenen Winke nicht ganz unzufrieden ſeyn mögen. Eine gewiſſe Kälte im Urtheilen ſoll die Recenſionen im Merkur vorzüglich unterſcheiden. Das überlegte und ehrliche Gut eines deutſchen Biedermanns ſagt oft mehr als das Göttlich eines brauſenden Französchens.

Unter den Meßneuigkeiten wird Eu. Hochwohlgebohren der Edelknabe von Engel ganz gewiß ein ungemeines Vergnügen machen. Ich hab' es mit der wärmſten Rührung geleſen, und nichts daran zu tadeln gefunden als das, ein Luſtſpiel für Kinder auf dem Titel; denn das allerliebſte kleine Drama iſt weder ein Luſtſpiel, noch für Kinder.

Auch die muſikaliſche Alceſte wird nun bald in Wien ſeyn, und, wie ich hoffe, meinen Enthuſiasmus für meinen Freund Schweizer rechtfertigen. An Tadlern wirds nicht fehlen; auch iſt unter der Sonne nichts untadelhaft. Aber wehe dem der die Schönheiten dieſer herrlichen Compoſition nicht ſtark genug fühlt, um noch daran denken zu können, Fehler aufzuſuchen. Bey allem dem, und da in unſerer Welt das Verdienſt ſich nicht immer ſelbſt beſchützen kann, empfehle ich Ew. Hochwohlgebohren dieſes Werk, worin ich mir zur Ehre rechne, meinen Namen mit Schweizers ſeinem zu verſchlingen. Verſchaffen Sie ihm Zutritt bey den Liebhabern des Schönen, und nehmen Sie es gegen den Neid und das profanum vulgus in Ihren Schutz. Meinem verehrenswerthen Freund dem Hrn. G. R. von La Roche danke ich aus der Fülle meines Herzens dafür, daß er mitten unter Geſchäften und Zerſtreuungen ſich noch an einen alten Freund erinnert, der blos aus Beſcheidenheit ſich weit genug entfernt hält, um nicht bemerkt zu werden.

Ew. Hochwohlgebohren ſind ſehr gütig, daß Sie bey der Nachricht von dem hieſigen Schloßbrande vorzüglich für mich beſorgt geweſen. Ich ſelbſt habe nichts dabey verloren als etliche im Zimmer des Erbprinzen liegende Bücher; und das Land (hoffe ich) ſoll durch den weiſen Gebrauch, den der junge Fürſt von dieſem Unglück

machen

machen wird, ungleich mehr dabey gewinnen als verlieren.

Unverſtand, Neid, Bosheit und zum Theil böſes Gewiſſen ſtreuen, wie ich höre, von Zeit zu Zeit allerley rumusculos in die Welt aus, die mich beunruhigen könnten, wenn mir das innigſte Bewußtſeyn meiner Rechtſchaffenheit und alles deſſen was ich bey dem auch mir anvertrauten jungen Fürſten gethan, um ihn zu einem edeln und guten Menſchen, Regenten und deutſchen Patrioten zu bilden, nicht eine unerſchütterliche Beruhigung gäbe. Die Zeit wird die beſte Apologiſtin derjenigen ſeyn, welchen der weſentlichſte Theil der Erziehung dieſes Prinzen von der Vorſehung anvertraut worden iſt. Dieſe wird mir ganz gewiß die Freude verſchaffen, auch von dieſer Seite die Billigung von Ew. Hochwohlgebohren zu erhalten, die ich immer zu verdienen eben ſo ſehr wünſche, als ich mirs zur Ehre ſchätze, mit der wärmſten Hochachtung und Freundſchaft zu ſeyn

Ew. Hochwohlgebohren,

ganz gehorſamſter Diener,
Wieland.

Inhalt
des fünften Heftes.

Vom Urſprunge der gothiſchen Baukunſt.
Von Karl Friedrich Rumohr. . . . . . Seite 361
Ueber die Kleidung der alten Deutſchen.
Nach Hackenberg von Joſeph Koller. . . — 386
Briefe, von Wieland, Ramler, Leſſing u. a.
in den Jahren 1770—1796. . . . . — 417

Der

Werth der poſitiven Offenbarung,

aus

der Unhaltbarkeit der bisherigen philoſophiſchen Bemühungen.

IV.

Von der Philoſophie.

(Siehe Deutſches Muſeum, I. Jahrg. 12. Heft. II. Jahrg. 1. u. 2. Heft.)

Was iſt Philoſophie? Dieſe Frage konnte ich mir vor etlich und dreyßig Jahren, da ich nur von einem einzigen philoſophiſchen Lehrgebäude eine Kenntniß hatte, leicht beantworten. Seitdem ich mich aber mit allen alten und neueſten Syſtemen bekannt gemacht, und die große Verſchiedenheit ihrer Beſtimmungen eingeſehen habe, ſetzt mich ihre Beantwortung in keine geringe Verlegenheit.

In der philoſophiſchen Urzeit, als ſich Pythagoras, wie man erzählt, aus Beſcheidenheit nur einen Philoſophen (einen Liebhaber und Befliſſenen der Weisheit), nicht aber, wie andere, einen Weiſen (σοφος) nannte, mag das Wort Philoſophie von allen einhellig im nämlichen Sinne genommen worden ſeyn. Nachher iſt dieſe Einhelligkeit gänzlich verſchwunden, und hat bis auf unſere Tage nicht mehr hergeſtellt werden können, wenn man die etymologiſche Bedeutung ausnimmt.

Plato verſtand unter Philoſophie Wiſſenſchaft im ſtrengſten Sinn, oder eine ſyſtematiſche Erkenntniß des Abſoluten (Unveränderlichen, Unbedingten) aus Vernunftbegriffen. Ihr Gegenſtand war ihm alſo das Beharrliche und Unveränderliche, was keinem Wechſel der Beſtimmungen unterworfen iſt; das Weſen des Dinges, das Allgemeine, das durch Vernunft Gedachte, nicht empfindbare. Dadurch wurde Wiſſenſchaft von bloßer Meynung unterſchieden. Dieſe ſey veränderlich, jene unveränderlich.

Dem Ariſtoteles, welcher den Endzweck der Philoſophie darein ſetzt, den Menſchen gut und glücklich zu machen, war dieſe die Wiſſenſchaft des Wahren, oder eigentlich der erſten Quellen und der letzten Erkenntnißgründe des Wahren, welche nothwendig ewig und unveränderlich ſeyn müßten. Dieſe Quellen und Gründe ſetzte er aber nur in die Natur, und theilte ſie in fünf Fertigkeiten (habitus) ab, nämlich in die Kunſt, Wiſſenſchaft, Klugheit, Weisheit und Intelligenz.

Die Stoiker drückten ſich in der Erklärung deſſen, was ihnen Philoſophie war, nicht übereinſtimmend aus; doch kamen ſie darin überein, daß ſie die Wiſſenſchaft ſey, die uns zu guten, brauchbaren und glücklichen Menſchen machen ſoll. Als Mittel hierzu ſchlugen ſie vor das Studium der Tugend, das Streben nach Verbeſſerung des Geiſtes, nach geſunder Vernunft, nach feſten Grundſätzen u. ſ. w., welches ſie abermals nur aus ſich allein ſchöpfen wollten.

Ich übergehe hier die langen Perioden der Peripatetiker, der Atomiſten, Epikuräer, und nach langwierigem Verfall aller Philoſophie die Periode der Scholaſtiker, und komme auf den wichtigen Mann, der die Philoſophie von willkührlichen Hypotheſen, leerem Wortkram und überhaupt von allem ſcholaſtiſchen Wuſte zu reinigen ſich angelegen ſeyn ließ, nämlich auf Franz Baco von Verulam. Er drang immer, wie J. A. de Luc *) anmerkte, auf die wichtige Unterſcheidung zwiſchen den Anweiſungen, die die Menſchen von der Gottheit erhalten haben, und den Kenntniſſen, welche ſie durch ſich ſelbſt erlangen können. Die Offenbarung war der Gegenſtand, auf welchen er alle ſeine Gedanken richtete, überzeugt, daß die Menſchen aus derſelben ihren erſten Unterricht gezogen hatten. Zur Begründung der übrigen menſchlichen Erkenntniſſe rieth er, anſtatt unnützer Spekulation, ſorgfältige Beobachtungen und Verſuche über die Beſchaffenheit der Natur an. Er geſtattete zwar eine Philoſophie, die ſich mit abgezogenen Notionen abgäbe, und gab ihr zu Gegenſtänden Gott, die Natur und den Menſchen, — ja ſogar auch eine Wiſſenſchaft, welche die Quelle von dieſen dreyen wäre, und nannte ſie die erſte Philoſophie (philosophia prima). Dieſe erklärte er für eine Wiſſenſchaft göttli-

---

*) J. A. de Luc, Précis de la philosophie de Bacon etc. à Paris, 1802. Tome I. pag. 142 sq.

cher und menſchlicher Dinge, und nannte ſie ſchlechthin Weisheit. Eine ſolche, gleichwie ſie aus den Kenntniſſen aller Dinge beſtünde, müßte aber auch aus beyden vorgedachten Quellen geſchöpft, und auf ſolche Art fähig ſeyn, den Menſchen zu Gott, als den Mittelpunkt der Wahrheit, zu führen. Eine Philoſophie, die nur oberflächlich gekoſtet wird, führe von Gott ab; eine ganz erſchöpfte hingegen führe zu ihm hin.

Es lohnt nicht der Mühe, daß ich auch ins Gedächtniß zurückrufe, was Locke, Descartes, Leibnitz, Spinoza und Wolf unter Philoſophie verſtanden haben, nachdem Kant von allen dieſen ihre Angaben mit beſonderm Scharfſinne geprüft, ihre Irrthümer aufgedeckt, und durch ſeine Kritik der Vernunft entkräftet hat. Hierin allein ſtimmten ſie unter ſich und mit den Philoſophen der Vorzeit überein, daß die Philoſophie Erkenntniß ſolcher Vernunftwahrheiten ſey, deren Object beſtändig fortdauert, und die ſich durch Vernunft allein, im Gegenſatz der geoffenbarten Wahrheiten erkennen laſſen.

Obwohl Kant von den vorher genannten Philoſophen in vielen wichtigen Sätzen abwich, ſo war doch ſeine Beſtimmung der Philoſophie von den ihrigen nicht weſentlich verſchieden, denn ſie war ihm nichts anders, als Vernunftwiſſenſchaft aus Begriffen, ihrer Form nach durch ſyſtematiſche Einheit vorgeſtellt.

Allein was iſt Vernunftwiſſenſchaft? Hier kömmt es darauf an, was man unter Vernunft verſtehe. Nun ſind aber die Bedeutungen, in welchen bisher das Wort Vernunft genommen wurde, ſo verſchieden (wie ich in der I. Betrachtung in Erwägung gezogen habe), daß kein Mittel zur Vereinigung ausfindig zu machen iſt; folglich werden wir uns auch über den eigentlichen Begriff der Vernunftwiſſenſchaft niemals vereinigen können. Bey ſo geſtalten Dingen muß es nothwendig eben ſo viele und verſchiedene Beſtimmungen der Philoſophie als der Vernunft geben.

Eben ſo, ja noch mehr verſchieden waren die bisherigen philoſophiſchen Lehren und Syſteme; und dieß nicht nur wegen der gedachten Verſchiedenheit der Vernunft- und Philoſophie-Beſtimmungen, ſondern auch aus andern Urſachen. Unter dieſe zählt Jacobi i. a. W. S. 176 folg. ganz richtig den urſprünglichen, in der ſinnlich-vernünftigen Natur des Menſchen gegründeten, und darum nie ganz zu vertilgenden Antagonismus. Der Philoſoph, wie jeder andere Menſch, verwendet ſein Denkvermögen zur Befriedigung ſeines eigenen Intereſſe, des ſinnlichen oder geiſtigen, je nachdem er zu dieſem oder jenem mehrere Neigung hat; er ſucht dafür alle erſinnliche Gründe auf, und bemüht ſich, dieſen durch ſyſtematiſchen Zuſammenhang mehr Anſehen zu verſchaffen. Hierher gehört auch die Möglichkeit unzählig vieler verſchiedener Anſichten, Zwecke u. ſ. w. Wenn ich zum Beweiſe hierüber alle bisherigen philoſophiſchen Lehren und Syſteme und ihre Verſchiedenheit anführen wollte, ſo müßte ich die ganze Geſchichte der Philoſophie wiederholen. Ich begnüge mich damit, daß ich aus der nächſt verfloſſenen Zeit, nämlich nach dem

Anfange des Verfalls der kantiſchen Lehre, hiervon etwas anführe.

Bekanntlich war J. G. Fichte der erſte nach Kant, welcher in ſeinen i. J. 1794 f. erſchienenen Schriften über die Wiſſenſchaftslehre eine völlig neue, von jeder vorherigen weſentlich verſchiedene Philoſophie auf die Bahn brachte. Das Aufſehen, welches ſie in der litterariſchen Welt erregte, dauerte aber nur ſo lange, bis man es gründlich verſtand und prüfte. Dieß that unter andern G. Chr. Fr. Fiſchhaber in ſeiner Schrift über das Prinzip und die Hauptprobleme des Fichtiſchen Syſtems. Karlsruhe 1801. Das Reſultat dieſer Prüfung iſt: »Das Fichtiſche Syſtem, als vollendeter Idealismus, der ein abſolutes Ich als Princip aufſtellt, weiß keinen Uebergang von dieſem reinen Ich in die Sphäre der Endlichkeit, und kann alſo ſein Problem von Erklärung der Welt nicht löſen. Wenn er ſich aber doch auf das Gebiet der Endlichkeit ſtellt, ſo weiß er keinen Rückweg von dieſem Gebiet in die intelligible Welt, wo alles abſolutes Ich iſt.«

Ich übergehe die Widerſprüche und Mängel, welche in dieſem Syſteme von mehreren andern Gelehrten aufgedeckt wurden, z. B. von B. C. H. Hoyer in ſeiner Abhandlung über die philoſophiſche Conſtruction. Stockholm 1801, von J. Fries, P. B. Zimmer u. a., und merke nur noch an, daß über den allgemeinen Umriß der Wiſſenſchaftslehre, welchen Fichte, aller vorherigen Rügen ungeachtet, zu Berlin im Jahr 1810 wieder herausgab, ſein beſcheidener Recenſent in der allgemeinen Litteratur-Zeitung von Halle 1811 Nr. 157 ſeine Recenſion mit folgenden Worten anfing: »Es iſt zu verwundern, wie Hr. Fichte — — an einem Syſtem feſt hangen kann, welches mit ſeiner logiſchen Armuth nur dürre Reiſer der Spekulation darbeut, denen innere Triebkraft mangelt, u. ſ. w.«

Eben ſo unhaltbar waren das Identitäts-Syſtem *Schellings*, die Verſuche von *Reinhold* und *Bardili* u. a. Viele gründliche Denker, als *Köppen*, *Weiller*, *Jacobi* u. m. a., vorzüglich aber *Fries*, deckten die Mängel des Schelling'ſchen Syſtems auf; und Reinhold'n, Bardili'n und andern ſolchen aprioriſtiſchen Syſtems-Fabrikanten ſagten gründliche Gelehrte entgegen: »Die Form des Denkens läßt ſich zwar entwickeln und in beſtimmte Geſetze auflöſen, welches ſchon in den Logiken bis auf unſere Zeiten herab hinlänglich geſchehen iſt, wenn auch der wiſſenſchaftliche Vortrag derſelben noch manche Verbeſſerungen zuläßt; aber daraus nicht nur die formale Beſchaffenheit aller Erkenntniſſe, ſondern auch *alle materialen Erkenntniſſe bis auf das Erſte alles Erſten* herleiten wollen, iſt ein Spielwerk, welches ſich jetzt kein Denker mehr erlauben ſollte.«

Ueber den Werth philoſophiſcher Syſteme überhaupt ſchrieb ſchon Köppen *): »Wahrheit iſt es, die wir ſuchen, ewig dauernde, unveränderliche Wahrheit. Aber wo iſt ſie anzutreffen? An Beweiſen hat es nie gefehlt, an Enthuſiasmus nimmer gemangelt. Dennoch wurden die Demonſtrationen des einen Tages das Mährchen des folgenden, die feſte und unerſchütterliche Geſtalt von heute zerfloß morgen in einen luftigen Nebel. Mühſam aufgeführte Gebäude zerſtört ein kühner Angriff, oder die alles zernichtende Zeit untergrub ihre Grundfeſten; was für die Ewigkeit beſtimmt war, ſtürzte durch eigene Laſt zuſammen. Dieß iſt die Geſchichte der Menſchheit: dieß iſt die Geſchichte der Philoſophie. Ewiges Werden und Vergehen, Kommen und Verſchwinden, Wechſel der Geburt und des Grabes! — Welchen Glauben können wir einem neuen Syſteme, das mit der nämlichen Miene der Unfehlbarkeit ſich nähert, wie ſeine Vorgänger, zu Theil werden laſſen? Muß nicht der Zweifel ſich ſchon früher einſtellen, ehe die Auseinanderſetzung der Principien geendigt iſt?«

---

*) Einige Gedanken über philoſophiſche Syſteme überhaupt, und insbeſondere die Wiſſenſchaftslehre. In Reinholds Beyträgen ꝛc. Heft II. 4.

Eben dieſes Schickſal hatte W. Tr. Krugs Fundamental-Philoſophie. Sie gründete ſich auf transſcendentalen Syntheſismus, welcher im Bewußtſeyn, als einer urſprünglichen Syntheſis des Seyns und Wiſſens beſtehen ſoll. Dieſen fand man ſobald grundlos, als man zeigte, daß es Vorſtellungen ohne Object, Einbildungen gebe. Man zeigte ihm, daß eine Fundamental-Philoſophie ein Princip aufſtellen müßte, aus welchem die geſammte Philoſophie, die theoretiſche und praktiſche, abgeleitet werden könnte; daß aber dieß aus bloßer Speculation nicht möglich ſey. Dieß widerfuhr auch K. Chr. Fr. Krauſe'n mit ſeinem Entwurf des Syſtems der Philoſophie, J. J. Wagner'n mit ſeinem Syſtem der Idealphiloſophie, und Ch. A. Rixner'n mit ſeinen Aphorismen aus der Philoſophie. Ich will nur noch aus der Recenſion über das letztgenannte Werk (Allg. Litt. Zeitung v. Jena 1812, B. I. S. 389) den Beſchluß anführen: »Wenn es bey Moyſes ſchon am erſten Schöpfungstage Licht wird, ſo wird es bey dieſen philoſophiſchen Schöpfungen immer dunkler, oder man hat endlich nichts als täuſchende Irrlichter bloßer Worte. Man will erklären und begreiflich machen, was nie erklärt und begriffen werden kann. Nie wird man, ſo viele Verſuche auch ſchon gemacht worden ſind, und noch gemacht werden dürften, begreiflich und anſchaulich machen, wie aus dem abſolut Einen die unendliche Mannigfaltigkeit und Vielheit, aus dem Unendlichen das Endliche realiter hervorgegangen iſt, und hervorgeht.«

So verſchwand alſo alle Hoffnung, je ein philoſophiſches Syſtem durch Spekulation zu begründen, beſonders da Hr. Kaj. Weiller in ſeiner Anleitung zur freyen Anſicht der Philoſophie dargethan hatte, daß der Kreis, welcher von unächten philoſophiſchen Verſuchen durchlaufen werden kann, nun im Weſentlichen ganz durchlaufen ſey. Er machte zwar ſelbſt noch einen, wie er meynte, ächten Verſuch, die Hauptideen der Philoſophie, die Ideen des Schönen, Erhabenen, Wahren, Sittlichen und Heiligen, und dadurch des Abſoluten, aus der Vernunft, vereint mit Gefühl und Wilken, herzuleiten, allein in ſeiner ſpätern Schrift (Ideen zur Geſchichte der Entwickelung des religiöſen Glaubens) giebt er zu verſtehen, daß er nachher tiefer gedacht und eingeſehen habe, daß wir zu den gedachten Ideen zwar die Anlage und Fähigkeit beſitzen, daß ſie aber ohne poſitive Offenbarung in uns niemals zur Wirklichkeit gekommen wären, wie ſchon in der II. Betrachtung vorkam.

Auch Jacobi, nachdem er die Armuth der Spekulation aufgedeckt hatte, dachte auf ein reichhaltigeres Mittel, die höchſten Bedürfniſſe des menſchlichen Geiſtes zu befriedigen, und ſchlug hierzu einen philoſophiſchen Glauben vor, welcher ſich auf Vorausſetzung, Ahndung und Gefühl des Wahren, Guten und Schönen gründen ſoll. Allein auch mit dieſer Aushülfe kann man ſich nicht befriedigen, wie in den Betrachtungen II. III. ſchon gemeldet wurde, und in der V. noch ausführlicher geſchehen wird.

Jacobi ſpricht in der daſelbſt angeführten Schrift zwar auch von einer Offenbarung der zur Philoſophie nöthigen Hauptideen; allein da er dieſe Offenbarung nur durch Ahndung und Gefühl des Wahren, worunter er die Vernunft verſteht, geſchehen läßt, ſo giebt er zu verſtehen, daß er zu dieſer philoſophiſchen Aushülfe nur eine Vernunftoffenbarung wolle gelten laſſen. Dagegen bemerkt aber Fr. Schlegel, daß ſich beydes nicht vereinigen laſſe: »Selbſt das Wort Vernunftoffenbarung (ſchreibt er in ſ. ſchon gedachten Recenſion S. 87. f.) »iſt eine unnatürliche Zuſammenheftung »ewig unvereinbarer Elemente. Vernunftoffenbarung iſt

»ungefähr eben ſo paſſend, wie etwa ſtoiſches Chriſtenthum ſeyn würde. Denn es iſt derſelbe Unterſchied allerdings im praktiſchen Gebiet und in der Moral nicht weniger ſchneidend als in der Metaphyſik, u. ſ. w.«

Daß die Vernunft, in jedem Sinne des Wortes genommen, zur Auflöſung der bisherigen höchſten Aufgaben der Philoſophie untauglich ſey, ſagte *Schlegel* daſelbſt S. 94 mit folgenden Worten: »Die *natürliche* und ſogenannte *geſunde Vernunft*, wenn ſie über Gott und göttliche Dinge durch eigene Kraft ſich ſelbſt Genüge zu leiſten wähnt, muß nicht minder als die künſtlich verfahrende und *wiſſenſchaftliche Vernunft*, in das Gebiet des ſich ſelbſt verwirrenden und an ſich Unverſtändlichen gerathen.« Und S. 95 folg.: »Nach dem einmal eingeriſſenen Verderben des Menſchengeſchlechts kann eine *Vernunft*, die ohne weiters und ganz von ſelbſt eine *geſunde*, oder auch wahrhaft *urſprüngliche* zu nennen wäre, in dem gegenwärtigen Zuſtand des Menſchen gar nicht mehr gefunden werden, ſeitdem das menſchliche Denkvermögen an der Wurzel ſelbſt erkrankt und vergiftet iſt. Die Ausſprüche und Orakel dieſer ſich ſo nennenden geſunden Vernunft ſind daher, wenn ſie im *ſpekulativen Gebiet* entſcheiden, oder über Gott und göttliche Dinge Aufſchluß geben ſollen, nicht minder nichtig und eitel, als die angebliche Allwiſſenheit der Syſtematiker. Die kunſtloſe Vernunft iſt eben ſo wenig geſund und noch in ihrem urſprünglichen Zuſtande, als die künſtlichwiſſenſchaftliche. *Das menſchliche Denkver-*

mögen iſt nicht minder entartet und verderbt, als das menſchliche Herz. Mit der Anerkennung dieſes letztern, des ſittlichen Verderbens, beginnt die chriſtliche Moral; mit der Erkenntniß des Irrthums aber, und mit der Erklärung deſſelben, die chriſtliche Philoſophie, deren Aufgabe es iſt, den menſchlichen Verſtand von jenem angeerbten Gebrechen zu heilen, und zu ſeiner urſprünglichen Reinheit und Vollkommenheit zurück zu führen.«

Wie und wodurch man nun aber zur wahren Philoſophie gelangen könne, ſagt er daſelbſt S. 97 f. indem er ſchreibt: »Der Anfang der wahren Philoſophie iſt die Erkenntniß des Irrthums; die Wiederherſtellung der geiſtigen Anſchauung iſt ihr letztes Ziel. Nun liegt es zwar wohl in der Natur des Menſchen, daß er, nachdem er ſich von den Früchten der eitlen Erkenntniß überſättigt hat, und von Gott abgewichen iſt, gleichwohl hinterdrein ein Verlangen fühlt, auch das hohe Gut des wahren und göttlichen Lebens zu genießen. Aber hier treten ihm furchtbar-heilige Mächte entgegen, es zu wehren; und es iſt nun, nachdem er einmal abgewichen iſt, nicht mehr hinreichend, daß es ihm ſo beliebt, und er nur die Hand ausſtrecken dürfte nach der reinen Frucht des wahren Lebens und der wahren Erkenntniß. Nur auf dem mühſamen Umwege einer völligen Umgeſtaltung des ganzen Menſchen darf er jetzt hoffen, zu dem erwünſchten Ziele zu gelangen. Und daher iſt die Philoſophie nicht bloß, wie jetzt faſt ausſchließend gelehrt wird, eine Wiſſenſchaft, noch auch, wie andere wollen, eine Kunſt, ſondern zugleich und vor allen andern eine Tugend.«

So fangen alſo unſere deutſchen Philoſophen, wie zur Zeit der Ausbreitung des Chriſtenthums die heidniſchen, wieder an zu erkennen, daß nur im Chriſtenthume wahre Philoſophie anzutreffen ſey. Hier erinnere ich mich einer ſchönen Stelle des heil. Cyprians. Dieſer Mann, welcher ſchon vor ſeiner Bekehrung durch Geburt, Vermögen und Gelehrtheit unter den Heiden eine große Rolle geſpielt hatte, ſchrieb nachher als Biſchof von Karthago im Traktat von der Geduld, III. Rede: »Auch die Philoſophen brüſten ſich mit der Geduld; allein dieſe ihre Geduld iſt ſo falſch, wie ihre Weisheit. Denn wie könnte wohl jemand weiſe oder geduldig ſeyn, der die Weisheit und Geduld Gottes nicht kennt? Wir aber, geliebteſte Brüder! die wir nicht bloß durch eitles Wortpränge, ſondern durch Thaten uns als Philoſophen bewähren, und die Weisheit nicht durch Kleidung, ſondern in Wahrheit äußern; die wir uns mehr auf das Bewußtſeyn der Tugenden, als auf ihre Prahlerey verſtehen, und nicht großſprecheriſch ſind, ſondern uns als Diener und Verehrer Gottes betragen, wir, ſage ich, wollen die Geduld, die wir durch himmliſchen Unterricht erlernen, durch geiſtige Dienſtleiſtung an den Tag legen.«

So harmoniſch mit Fr. Schlegel ſchrieb ſchon im dritten chriſtlichen Jahrhundert dieſer vormalige griechiſche Philoſoph, nachdem er ſich von der eitlen und irrigen Menſchen-Philoſophie zur allein gründlichen und wahren Chriſtus-Philoſophie gewendet hatte. So ſchrieben aus der nämlichen Ueberzeugung noch mehr andere Männer der Vorzeit. Ich will davon nur noch eine Stelle **Auguſtins** (Tract. 45 in Joannem post initium) anführen: »Es gab Philoſophen, welche von »Tugenden und Laſtern viel Spitzfindiges abhandelten, »mit Definitionen, Diviſionen und witzigſten Vernunft»ſchlüſſen Bücher anfüllten, **ihre Weisheit mit »vollen Backen auspoſaunten**, und ſich ſogar »erfrechten, den übrigen Menſchen zuzurufen: **Folget »uns, haltet euch an unſere Lehre**, wenn es »euch gut gehen ſoll. Allein ſie ſelbſt kamen nicht zur »Thüre herein, die allein zur Wahrheit führt *), und »deßwegen wollten und konnten ſie nichts als verderben, »ſchlachten und tödten.«

Eben eine ſolche Auspoſaunung wie jene der von Auguſtin getadelten Afterphiloſophen erlaubte ſich Pr. **Fries** in ſeiner Schrift: Von deutſcher Philoſophie Art und Kunſt. Ein Votum für Jacobi ꝛc., indem er S. 22 ſchrieb: »Die Sache der Philoſophie iſt, daß des »Menſchen Verſtand ſtuffenweis die innere Wahrheit »ſeines Geiſtes heller einſehen, und feſter faſſen lerne. »Da iſt nun deutſcher Philoſophie Art und Kunſt, **daß**

---

*) Auguſtin bezieht ſich auf die Worte von Chriſtus, Joh X. 9. »Ich bin die Thür, wenn jemand durch mich hineingehen wird, der »wird ſelig werden! er wird ſicher ein- und ausgehen, und Weide »finden.«

»wir unter allen Völkern der Erde zuerſt »die Mündigkeit des philoſophiſchen Ur»theils erreicht haben, daß wir mit ſicherm »Maaß die Schranken des menſchlichen Wiſ»ſens ausmeſſen können, und genau zu »wiſſen vermögen, welcher Glauben und »welche Ahndungen des Ewigen in des Men»ſchen Geiſt liegen.«

So beleidigend für alle andere Völker der Erde dieſe Friesſche Stelle iſt, eben ſo inconſequent an ſich kömmt ſie mir vor, wenn ich folgendes zuſammenhalte: Jacobi, welchen Fries in ſeiner letzthin gedachten Schrift in Schutz nahm, lehrte, daß wir durch bloße Spekulation und durchs Wiſſen allein zu den erſten und höchſten Ideen nicht gelangen können, und brachte hierzu das Glauben, das Ahnden und das Gefühl des Wahren u. ſ. w. in Vorſchlag. Hierin war nun auch Fries mit ihm einverſtanden. Nun kehrte aber dieſer das Spiel zum Vortheil des Wiſſens wieder um, und indem er behauptete, daß wir mit ſicherm Maaß die Schranken des menſchlichen Wiſſens ausmeſſen können, und daß wir genau zu wiſſen vermögen, welcher Glauben und welche Ahndungen des Ewigen in des Menſchen Geiſt liegen, ſo heißt es ja eben ſo viel, als wollte er ſagen: Wir können genau ausmeſſen (und dieß — wodurch anders als durchs Wiſſen?), wie weit das menſchliche Wiſſen reiche; die Schranken deſſelben, oder wo es nicht mehr ausreicht. Den Mangel des Wiſſens erſetzen wir durch den philoſophiſchen Glauben und die Ahndungen; und da wir nebenbey dieß auch wieder wiſſen, ſo wiſſen wir mehr, als man wiſſen kann, nämlich auch das, was man nur zu glauben und zu ahnden vermag.

So willkührlich verwechſelte hier Fries die Worte und Begriffe Wiſſen und Glauben, da er ſie doch anderorts ſo ſcharf und weſentlich unterſchieden hatte*)! Dabey ſcheint er zweyen entgegen geſetzten Partheyen dienen zu wollen, indem er einerſeits jenen Recht giebt, welche der Armuth der Spekulation und des Wiſſens durch Glauben und Ahndung zu Hülfe kommen; und andererſeits den Wirkungskreis derjenigen, welche gar alles wiſſen wollen, dadurch vergrößert, daß er das Glauben und Ahnden ſelbſt wieder zum Gegenſtande des Wiſſens macht!

So treiben ſich die Philoſophen immer von einem Irrthume in den andern herum, und ſtehen nach vollendetem Kreislaufe immer wieder auf dem unbehaglichen Punkte, von dem ſie aus- und weggegangen waren.

Die

---

*) Fries rechnet im nämlichen Werke S. 50 zum Wiſſen jede Erkenntniß, deren Begriff ſich anſchaulich machen, in der Anſchauung nachweiſen laſſen. Hingegen S. 51 die Erkenntnißweiſe, welche nicht anſchaulich gemacht werden kann, die ſich der Anſchauung ſcharf entgegen ſetzt, und die uns nur in Symbolen und Bildern möglich iſt, z. B. von Gott, dem Weltganzen, von Freyheit und Unſterblichkeit, nennt er Glauben und Ahndung. Wiſſen und Glauben ſind ihm Ueberzeugungsweiſen von weſentlich verſchiedener Art. Man vergleiche damit ſ. Krit. d. Vern. B. II. S. 323—325.

Die Warnung, welche ſchon vor achtzehn Jahrhunderten **Paulus** (Br. a. d. Koloſſer II. 8. 9.) gegen die damaligen Philoſophen ſchrieb, iſt auch gegen die heutigen noch paſſend, gründlich und nothwendig: »Sehet zu, »daß euch niemand durch Philoſophie und leere Falſchheit nach der Menſchenſatzung und nach Grundſätzen einer weltlichen Wiſſenſchaft, die nicht nach Chriſtus »Lehre iſt, betrüge; denn in ihm allein wohnt alle Fülle »der Gottheit leibhaft.»

C — r.

Vom
Urſprunge der gothiſchen Baukunſt.

Von Karl Friedrich Rumohr.

Fortſetzung (S. 5tes Heft).

Um dieſen Gegenſtand etwas mehr ins Klare zu bringen, ſcheint es überhaupt nöthig zu ſeyn, vorläufig abzuhandeln, wann ſich der Geſchmack an ſpitzen, aus Zirkelſchnitten zuſammengeſetzten Bögen, ſchlankern Formen, und gänzlich von der Erfindung der Alten abgehender Verzierung [44] von Weſtaſien aus, und auf welchem Wege er ſich über Europa verbreitet habe? Da eine vollſtändige und genügende Beantwortung dieſer Frage ein dieſem Zweige der mittlern Kunſtgeſchichte allein geweihtes Leben erfodert, ſo nehmen wir bey unſerer Unterſuchung um ſo mehr die Nachſicht billiger Kenner in Anſpruch. So unvollkommen auch bis jetzt noch die Mittheilungen der Engländer über Indien [45] ſind, ſo gewiß geht doch aus ſelben hervor, daß ſich in dieſem feſten Punkte des Orients, wir möchten ſagen, die altdoriſche Ordnung der ſogenannten gothiſchen Architektur entwickelt habe. Allein auch hier ſcheinen die emporſteigenden Gebäude mit weiten, ſpitzig geſchloſſenen Oefnungen nicht die ältern zu ſeyn. Die älteſte und einfachſte Conſtruction bleibt auch hier: das vertical Unterſtützte horizontal zu decken.

Die Perſer waren die nächſten Nachbarn des cultivirten Indiens. In der Epoche des großen Cosroes hatten ſich unermeßliche Reichthümer bey ihnen angehäuft. Nahmen ſie vielleicht ſchon damals etwas neuindiſches in ihren Bau und Verzierungsgeſchmack auf? Aber als Eroberer von Kleinaſien, als Beſchützer griechiſcher Gelehrten, die ihrer Meynungen wegen das Vaterland verlaſſen, waren ſie den Einwirkungen neugriechiſcher Bildung ungleich mehr ausgeſetzt. Dennoch wird es wahrſcheinlich, daß bey ihnen die Verzierung durch allerhand Blumenwerk [46]) ſchon damals überhand genommen. Ob darum auch die erſten Grundſätze der ſogenannten gothiſchen Conſtruction? — darüber iſt uns zu wenig vorgearbeitet. Chardin, der noch immer am meiſten darauf Rückſicht genommen, liefert Abbildungen von Gebäuden, die ſämmtlich von neuerm Datum ſind. Die älteſten Bauwerke dieſer Gegenden, die Ruinen von Perſepolis [47]), haben bey aller Fremdartigkeit in ihrer Verzierung, horizontale Decken; auch ſind das Ornament, die Frieſe und Bänder horizontallaufend, alſo im hohen Alterthum noch nichts von dem vorauszuſetzen, welches wir mit dem Namen des Orientaliſchen zu bezeichnen pflegen.

Die Araber ſind von vielen als die Erfinder, von allen wenigſtens als die Verbreiter jenes neuen Geſchmacks angeſehen worden. Aber bey dem größten und in der Revolution Mohammeds thätigſtem Theile dieſes Volkes, iſt vor jener Umwälzung ſchwerlich eine Baukunſt in feſten Stoffen [48]) denkbar. Wandernde Hirtenvölker führen ihr leichtes Dach mit ſich umher; aber an den Gränzen in handelnden und ackerbauenden Städten mußte gebaut worden ſeyn. Wir finden bey Herbelot, daß Sennamar unter ſeinen Landsleuten ein großer Architekt geweſen, den der arabiſche Fürſt zu Hirah, Numan el Amrar um das Jahr 500 nach Chriſtus beſchäftigte. Aber der Beleg, der dafür angeführt wird, der Schlußſtein eines Gewölbes 49), macht noch keinen beſtimmten Styl deutlich. Die Nachbarſchaft der aſiatiſchen Provinzen des griechiſchen Reichs, die Wiſſenſchaften, welche von dieſen ausſtrömend viel ſpäter noch den Geiſt der Forſchung unter den Arabern erweckten 50), laſſen uns vermuthen, daß der Styl dieſer Gebäude, wie damals überall im orientaliſchen Kaiſerreiche, ein verderbter römiſcher war, wie ſich aus den gewichtigeren Reiſen nach Griechenland, die gelegentlich von den Bauwerken dieſer Epoche ſprechen, ergiebt 51). Dieſes erhält dadurch noch mehr Wahrſcheinlichkeit, daß die Araber, wie ſpäter die Türken, in Griechenland, ihre Moſcheen überall in chriſtliche Kirchen verlegten. So blieb die bereits unter den Weſtgothen erbaute alte Kathedralkirche zu Toledo bis zur Wiedereroberung durch die Chriſten Hauptmoſchee, wie Bourgoing 52) und andere nach ihm berichten. Die heutige iſt unter Ferdinand dem Katholiſchen zu bauen unternommen, in unſern Zeiten aber ſehr erneuert worden 52 b). Da die Araber überdieß den mächtigſten Anſtoß ihrer wiſſenſchaftlichen Bildung von dem byzantiniſchen Reiche her erhielten, mochten wohl auch die Grundſätze ihrer frühern Baukunſt von da herrühren.

Als im 8ten Jahrhunderte Almanſor die Wiſſenſchaften durch Ueberſetzungen der griechiſchen Schriftſteller begründete, als dieſer Fürſt ſein Bagdad erbaute, da konnte ſich in dem öſtlichen Theile des Chalifats ein beſtimmter Geſchmack in der Baukunſt gebildet haben. Wenn in Perſien etwas, dem ſpätern gothiſchen und arabesken Geſchmacke Aehnliches ſchon vor Mohammeds Flucht ſich feſtgeſetzt hatte, ſo konnte es mit der Beute, zum Theil auch durch die Nachbarſchaft und Wechſelwirkung der dieſer Regierung unterworfenen Länder nach Bagdad übergegangen ſeyn. Wo aber ſind die Thatſachen aufzufinden, an die wir uns halten könnten? Zur Erläuterung der Frage: ob ſchon zur Zeit des Almanſor und Harun al Raſchid dieſer neue Styl ſeine Herrſchaft begonnen, würde die erſchöpfende Unterſuchung der Geſchenke des Harun al Raſchid an Karl den Großen beytragen, welche noch in verſchiedenen Orten in und um Paris 53) aufbewahrt werden ſollen, und durch deren genaue Bekanntmachung durch Kupferſtiche und ſorgfältige Beſchreibung ſich ein der Sache kundiger Gelehrter ein ſehr dankenswerthes Verdienſt erwerben könnte.

Wir gelangen endlich zu den Arabern 54) in Spanien, von welchen nach Vieler Meynung der erſte Anſtoß des orientaliſch-europäiſchen Geſchmacks ausgegangen iſt. Allein wenn es auch vorher erwieſen wäre, daß im Innern des Chalifats ſchon gegen das Ende des 8ten Jahrhunderts jene Charaktere in der arabiſchen Baukunſt bemerklich ſeyen, die mauriſch oder arabesk genannt werden, und mit dem ſogenannten gothiſchen Style der

Europäer verwandt ſind, ſo folgte doch daraus nicht, daß ſich dieſer Styl ſchon damals unter den ſpaniſchen Arabern verbreitet habe. Dieſe ſonderten ſich früher vom Orient ab, und überdieß müßte der Charakter ihres Geſchmacks in der Baukunſt an Werken nachgewieſen werden, die unbezweifelt in die erſte Epoche ihrer Herrſchaft in Spanien zurückfallen. Dieſe fehlen uns, oder ſind wenigſtens bis jetzt noch nicht mitgetheilt worden. Heeren erläutert in ſeiner oft angeführten Einleitung S. 33. und folg. den Einfluß, den vorgefundene Cultur in allen Ländern, die ſie eroberten, auf die Araber ausgeübt, und ſagt S. 130. in der Note: »So gut ſie im öſtlichen Aſien ſich perſiſche Litteratur zueigneten, konnten ſie auch im Weſten ſich römiſche zueignen.« Und in Herbelots Bibliothèque orientale finden ſich einige Auszüge, woraus erhellt, daß ſich die Araber zu Aufführung ihrer Bauwerke fremder Künſtler bedienet. So heißt es z. B. daß Heſcham um's Jahr der Hedſchrah 125, Chriſten aus der Gallia Narbonensis kommen laſſen, um die Moſchee zu Cordova, die Abdurrhaman angefangen hatte, zu vollenden. Auf ähnliche Weiſe baute Abdurrhaman III, der ums Jahr der Flucht 350 ſtarb, einen Pallaſt zu Zehra nach einem Plane, den die Architekten in Konſtantinopel gemacht hatten. Ein gelehrter Orientaliſt, den wir auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht, glaubt zwar, daß dieſe Griechen bey den Arabern gelernt haben müſſen, allein in der Architektur iſt dieſe Vermuthung unnöthig; denn zweifelsohne übten die Neugriechen die Kunſt fort, die ſich ſeit dem 4ten Jahrhundert gebildet, oder wenn man will, verbildet hatte [55]). La Borde [56]) liefert die Abbildung eines muthmaßlich mauriſchen Bades zu Barcellona, deſſen Alter nicht genau angegeben werden kann, das aber doch wohl in die Zeit vor der Wiedereroberung dieſer Stadt durch die chriſtlichen Spanier fällt. Der Charakter dieſes Werkes iſt nicht weſentlich von ungefähr gleichzeitigen Werken im chriſtlichen Europa verſchieden. Aus dem Plan des Säulenganges, der Form der Kapitäler, einzelnen Gliedern ſelbſt, ſpricht das Verbild ſpät römiſcher Bauwerke.

Das einzige ans Moderne erinnernde Stück iſt die innere Conſtruction der Wölbung des mittlern Quadrats. Selbſt dieſe läßt ſich eben ſowohl ableiten aus der Fortbildung der ſchon an ſehr alten Werken vorkommenden Abtheilung runder Gewölbe durch gegen das Centrum her aufgeführte Geſtänge, die allem Anſchein nach als eine Fortſetzung der angelehnten Säulen erſcheinen ſoll. Ein ähnliches Bad zu Girona [57]) hat noch viel entſchiednere Verwandtſchaft mit dem romanobarbariſchen Style der übrigen Gegenden Europa's. Ein Fenſter, das ſich zu Tarragona [58]) erhalten, gehört zu den lehrreichſten Denkmälern dieſer Art. Die Inſchrift an demſelben iſt in die Verzierung verflochten, alſo wahrſcheinlich zuverläßig, und zeigt uns das Jahr der Hedſchra an, worin dieſes an ſich unwichtige Fragment erbaut worden. Es ſind daran noch deutlich römiſche Säulen als Pilaſter, ſonſt auch Verzierungen römiſcher Abkunft, ſogar an dem Rundſtab, der einen Bogen von mehr als 180° beſchreibt. Dieſer Bogen, der auch in mehreren ägyptiſch-arabiſchen Werken vorkommt, ſo wie ein Band, wie es ſcheint von Tulpen, welches die ganze Maſſe einſchließt, ſind das einzige Abweichende. Aber gerade dieſe Abweichungen haben ſich nie in die weſteuropäiſche Architektur eingedrängt.

Auch in Spanien ſcheinen die Araber chriſtliche Baſiliken zu Moſcheen verwandt zu haben. Die bekannten Werke, die mit geringer Abweichung von ſogenanntem gothiſchen Style ſind, wie der Pallaſt zu Granada, Alhambra [59]), fallen ſogar in die ſpätere Epoche der Herrſchaft des ſogenannten gothiſchen Styls. Ueberhaupt iſt der Geſchmack, den man von gothiſchen durch den beſondern Namen arabesk unterſcheidet, überall der ſpäteſte gothiſche: ſo das größtentheils durch ein Erdbeben zerſtörte Mauſoläum in der Abtey zu Batalha [60]), die Kathedralkirche zu Sevilla [61]), die Kapelle des heil. Stephans im St. James-Pallaſte zu London, die erſt im 15ten Jahrhunderte vollendete Spitze des Münſterthurms zu Straßburg, und andere Gebäude, die um dieſelbe Zeit errichtet werden, oder doch ihre ſpäteſten Theile. Da die perſiſchen Palläſte, welche Chardin in Abbildungen giebt, faſt gleichzeitig, eher ſpäter ſind als dieſe, ſo möchte ſelbſt in dieſen Zeiten eine Rückwirkung auf Aſien Statt gefunden haben, welche um ſo weniger befremdend wäre, da ſelbſt das Moderne der Europäer in den Geſchmack des osmaniſchen Reichs [62]) übergegangen iſt.

Nach dieſer Vorausſetzung kehren wir zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage zurück, die freylich nur

treffend als möglich iſt. Bis jetzt beſitzen wir allein
on den Werken der Araber in Aegypten zuverläſſige Ab-
ldungen. Selbſt ſolche Reiſende, die orientaliſche Ge-
ichte und Antiquität vor Augen hatten, beſaßen die
enntniſſe und Hülfsmittel nicht, welche zur Bearbei-
ng dieſes Gegenſtandes erforderlich ſind. Es iſt unbe-
eiflich, daß wir noch immer keine andern als oberfläch-
he Mittheilungen aus dem heiligen Lande63) beſitzen,
die merkwürdigen Ueberreſte aus der früheſten Epoche
s herrſchenden Chriſtenthums zu Bethlehem und Jeru-
lem mit dem antiquariſchen, noch das religiöſe Inte-
ſſe verbinden. Die ſchätzbarſte Arbeit ſcheint der Trat-
to delle piante ed immagini dei sagri edifizi di
rra santa, disegnate etc. dal R. P. F. Bernardino
nico da Gallipoli etc. intagliate da Antonio Tem-
sti Fiorentino. Romae 1609. Doch legt der Ver-
ſſer S. 15. ſelbſt das naive Geſtändniß ab, daß er
Säulen am heil. Grabe gleich gemacht habe, obgleich
im Original ungleich, von ſchlechter Arbeit und nach
nem Urtheile aus andern Gebäuden ſeyen genommen
rden.

Auf ſolchem Grunde bauend bemerken wir, daß in
n heil. Grabe ſpitze Bogen dergeſtalt auf antikiſirende
äulen aufgeſetzt ſind, wie zu Ende des 12ten und An-
gs des 13ten Jahrhunderts im römiſchen chriſtlichen
ropa; dann, daß Platte 13. über den Nummern 9,
, 12, ſchlankere, angelehnte Säulen, etwa wie in
ropa um das Jahr 1100, neben der Kapelle vorkom-
n, die König Gottfrieds Namen führt. Alles übrige

iſt uralt oder ſehr neu. Wer etwa hoffen möchte, in den Views in Palestine etc. from the original Drawings made on the spot by Luigi Mayer, London 1804, und worauf Chateaubriand in der Litteratur zur Kenntniß des heil. Landes ein Gewicht der Erwartung zu legen ſcheint, einige Ausbeute zu finden, klopft vergebens an. Es ſind elende illuminirte Anſichten ohne alles antiquariſche Intereſſe. Das einzige Blatt, welches einige Aufmerkſamkeit verdient, iſt tomb of the virgin Mary. Der hinabführende Gang iſt ſpitz gewölbt. Die Kapelle ſoll aus dem Felſen gehauen ſeyn. (Siehe den historical and descriptive account zu dieſem Werke S. 37 und 38.)

Ob dieſes nicht der Urſprung der Anwendung des ſpitzen Bogens bey den Chriſten ſeyn könnte? Wenn man ſchräge Gebirgslagen durchgräbt, kann nichts beſſeres gethan werden, als die eine Lage ſchräg überliegend ſtehen, die andere in der durchſchneidenden Richtung an die natürliche Fundamentallinie des Gebirges anlaufen zu laſſen. So iſt die Grotte Poſilipo bey Neapel; ſo in den neueſten Zeiten das wundervolle Felſenthor bey Salzburg durch den Felſen gehauen.

Mariti ſah noch neben dem Hauſe des Scheiks eine Mauer mit drey Fenſtern, vermuthlich Ueberreſt der Andreaskirche, von welcher dadurch eine erhebliche Vorſtellung erregt wird. Noch anſehnlicher waren die Ruinen des alten Hoſpitiums der Tempelherren. Andere Gebäude wurden noch zu ſeinen Zeiten zerſtört. In St. Jean d'Acre, auch ſonſt in ſyriſchen Städten ſcheinen noch

Ueberbleibſel der Baukunſt der im heiligen Lande angeſeſſenen Chriſten zu ſeyn. Aber dieſe bezeugen nichts, was die Araber ſelbſt angeht. Wir halten uns deßhalb an die franzöſiſchen Mittheilungen über Aegypten.

Unter dieſen befinden ſich Abbildungen von Moſcheen und ſie umgebenden Säulengängen, welche den Namen verſchiedener unabhängiger Fürſten Aegyptens [64]) führen, alſo von ihnen erbaut ſeyn werden. Die älteſte unter dieſen [65]), die Moſchee Tuluns (um das Jahr der Hedſchrah 254), hat ſpitze Bögen in dem halboffenen Gange, in deren Stützpfeiler an den Ecken, Säulen eingeſetzt ſind, die in Form und Schmuck der Kapitäler an das alte Aegypten [66]) erinnern. Dieſe ſpitzen Bögen möchten die älteſten uns bekannten im Weſten der alten Welt ſeyn. Aber der Bogengang iſt offenbar ſpäter, denn er umgiebt die Moſchee, ohne mit ihr zuſammenzuhängen, und die kleine Moſchee ſelbſt iſt ſchlecht, hat rund gewölbte weite Eingänge, oder iſt ein ganz offenes Oratorium, wie faſt aus der undeutlichen Abbildung abgenommen werden könnte, deren Erklärung noch nicht im Druck herausgekommen. Ein Thor der äußern Anſicht deſſelben Bogenganges hat einen Schlußbogen, der mehr als 180° mißt, alſo beym Anſatz an die verticalen Seitenlinien einen ſpitzen Winkel bildet. Auch ſind in der äußern Mauer dunkle und helle Steinplatten wechſelsweiſe eingelegt, wodurch dieſelbe ſtreifigt erſcheint. Dieſes iſt in verſchiedenen Gegenden von Europa ebenfalls der Fall geweſen, wie wir glauben, erſt ſeit dem 10ten Jahrhundert. Im Toskaniſchen, zu Lucca am Dom und andern Kirchen, zu Florenz und Siena am Dom und Baptiſterium, zu Piſtoja und andern Orten. In Deutſchland iſt uns nur die Hauptkirche zu Andernach bekannt oder erinnerlich. Eine ältere Nachricht von dieſer Art, Mauern zu verzieren, enthält, wenn die Stelle nicht anders zu deuten iſt, Vita Bernwardi ap. Leibnitz Script. rerum Brunsw. T. I. p. 445 c. 7. Antiqua loca optimis aedificiis collustravit, inter quae quaedam elegantiori Schemate albo ac rubro lapide intermiscens etc. Nun frägt ſich, ob dieſer Putz nicht aus dem byzantiniſchen Reiche kam?

Unter den übrigen Abbildungen deſſelben Werkes 67) iſt die Moſchee des Haſſan Sultan, der ums Jahr der Hedſchrah 757 herrſchte, die erheblichſte. Man ſieht daran bereits die geſchmückte Verzierung, die Roſetten und dergleichen des ſpäteſten gothiſchen Styls. Einiges Ornament iſt den Europäern allzeit fremd geblieben, als die Bänder mit vielen facettirten Concavitäten, eine pyramidale Verzierung wie von Muſcheln genommen über den Fenſtern; doch ſcheint die eigentliche Oeffnung derſelben von drey korinthiſirenden Säulen umgeben, und durchſchnitten, welche den horizontalen Schlußſtein, einem Architrave gleich, tragen. Sonſt iſt der Plan, ſo weit man aus einer äußern Anſicht auf denſelben ſchließen kann, wie an den meiſten Moſcheen, die wirklich von Arabern aufgeführt worden.

Das Reſultat dieſer Bemerkungen iſt: daß wir noch keineswegs überzeugt ſind, daß Conſtruction in ſpitzen Bögen und in Idee und Form gänzlich vom Antiken abweichende Verzierung in Weſtaſien, Aegypten und Spanien vor dem 12ten Jahrhundert herrſchend geworden. Runde Bögen, die das Maaß des Halbzirkels überfüllen, einige neue, aus den Lieblingsvorſtellungen der Araber entſtandene Verzierungen mögen ſchon im 9ten und 10ten Jahrhunderte in Weſtaſien und Spanien herrſchend geweſen ſeyn, aber nicht die gänzliche Entfremdung von der Conſtruction und Verzierung der Alten, die wir gothiſchen oder moresken Geſchmack benennen; dieſes der richtigeren Anſicht unbeſchadet, die wir fernern Beleuchtungen der Alterthümer des Orients werden zu danken haben.

Ueberhaupt glauben wir wahrzunehmen, daß bis gegen die letzten Kreuzzüge die Berührung der beyden Hälften der alten Welt, bey aller Verſchiedenheit der religiöſen Ideen und Grundſätze, ununterbrochen fortgedauert hat, und zwar nicht blos vom Orient ohne Widerſtand in den Occident einfließend, wie viele wünſchten, die gerne ein feſtes Bild vor Augen haben, ſondern auch von dem Occident in das Morgenland. Es iſt ſchwierig zu erkennen, wo das Herz dieſes Blutumlaufes der Ideen aufzuſuchen, aber der Umlauf ſelbſt iſt deutlich [88]. Zu den Zeiten der Bilderſtürmerey ſcheint man in Conſtantinopel eine Anwandlung von dem wahrſcheinlich in Perſien herrſchenden Verzierungsgeſchmack [89] der Orientaler gefühlt zu haben; zu derſelben Zeit mag der Plan einer beſtimmten Gattung ſpät-römiſcher Kirchen in die Moſcheen Weſtaſiens übergegangen ſeyn.

Gegen Ende des 8ten Jahrhunderts wurde ein großer Theil der wiſſenſchaftlichen Litteratur der Griechen und

Arabiſche überſetzt; ſpäter gingen die Europäer bey den arabiſchen **) Schülern der griechiſchen Autoren in die Lehre, vorzüglich wer ſich mathematiſcher und naturwiſſenſchaftlicher Gegenſtände befleißigte.

Abentheuerliche Verzierung und Conſtruction drang wahrſcheinlich von Aſien aus in Europa ein, aber in den angeführten Bauwerken zu Cairo iſt die gemeſſenere Abtheilung bemerklich, welche die Europäer in die ſogenannte gothiſche Architektur getragen. Das Aeußere des Bogenganges der Moſchee Tuluns hat etwas Venetianiſches. Einige Thore in ſelbigem Werke entſprechen durchaus dem gleichzeitigen Style der europäiſchen Baukunſt. An andern Gebäuden, die in dem nämlichen Werke abgebildet ſind, ſieht man die Vermiſchung von Verzierungen, die wie dem Orient ſind nachgeahmt worden, mit dem neu aufgefaßten Antiken der Italiener des 15ten und 16ten Jahrhunderts. Wenn wir uns noch aus dem Vorigen erinnern, daß der ſogenannte arabeſke oder moreſke Geſchmack in der gothiſchen Architektur in die ſpäteſte Zeit, ins 15te Jahrhundert, alſo kurz vor dem Wiederaufkommen der modern-antiken Architektur fällt, ſo werden wir uns nunmehr überzeugen, daß jeder der entgegengeſetzten, aber mitwirkenden Theile der Kämpfenden für Muhammed und Chriſtus zu der Anlage und Ausbildung des gothiſchen Geſchmacks beygetragen. Wir waren eben in Beſtimmung der Wendepunkte des gothiſchen Geſchmacks größtentheils unſern eigenen Wahrnehmungen gefolgt. Es möchte nicht unnöthig ſeyn, dieſelben durch die Vergleichung der Beobachtungen der beſten Alterthumsforſcher des mittlern Alters zu beſtätigen.

Wir beginnen verſprochenermaßen mit einer ausführlichen Stelle der Geſch. d. Kunſt des H. Prof. Fiorillo Th. 2. S. 379: »Giulini (**Memorie de Milano**) hat eine genaue Zeichnung der alten, im Jahre 1169 errichteten Facade der Metropolitankirche bekannt gemacht. In dieſem jetzt nicht mehr vorhandenen Gebäude konnte man genau bemerken, welche Fortſchritte nach und nach diejenige Art zu bauen gemacht, die man gemeiniglich die gothiſche nennt, richtiger aber mit dem Namen der deutſchen Architektur belegen ſollte. Man ſieht nur in dieſer Facade ſchlanke und hoch ſich erhebende Pilaſter, aber keine ſpitz zulaufende Bögen. Ich wage daher zu behaupten, daß die ſpitzen Bögen, welche man an einigen ums Jahr 1171 wieder aufgebauten Stadtthoren bemerkt, ſpätere, jenem Zeitalter nicht anzurechnende Verbeſſerungen ſind.«

Er geht noch weiter, und bezweifelt an der höchſt ſimpeln Baſilika des heil. Euſtorgius in Mayland die Thüren und Fenſter, als wenn darin eine neuere Hand ſichtbar ſey.

Die höchſte Vollendung des gothiſchen Styles in Mayland ſetzt derſelbe Schriftſteller ins 14te Jahrhundert, in welchem die Facade — doch Seitenfacaden? — (ſ. einen guten Aufriß davon im Théâtre d'Italie. Amſterdam 1704 bey Blaeu) der Metropolitankirche aufgeführt worden, und charakteriſirt ihn auf folgende Weiſe: »Gebrauch von ſpitzigen Bogen, Fenſtern und pyramidaliſch zulaufenden einzelnen Theilen.«

Da derſelbe darauf im dritten Theile S. 31. der Kunſtgeſch. Le Boeufs Meynung ohne Widerrede aufnimmt, ſogar einen ganzen Satz überträgt, den wir hier zu wiederholen kein Bedenken tragen, weil es zur Sache thut, den Ausſpruch dieſes gelehrteſten Kenners der franzöſiſchen Alterthümer zu vernehmen, ſo wird es uns mehr und mehr unerklärlich, wie Hr. Fiorillo jemals die Anfänge gothiſchen Styls in den Werken Karls des Großen habe aufſuchen können. Le Boeufs Worte ſind folgende: »Allein es iſt in die Augen fallend, daß ſich die ältern — Kirchen — von denen des 12^{ten} und 13^{ten} Jahrhunderts durch völlig runde Bogen, flache und niedrige Gewölbe und Zierrathen an den Knäufen der Säulen und Pilaſter, welche entweder ganze Geſchichten, oder doch wenigſtens einzelne Figuren — darſtellen.« Wir bemerken, daß dieſe letztere Regel le Boeufs ſelbſt für Frankreich nicht ohne Einſchränkung angenommen werden darf, weil auch daſelbſt in den genannten Zeiten, den römiſchen nachgeahmte Kapitäler vorkommen. So viel um darzuthun, daß Fiorillo nicht immer jener Meynung war, die wir beſtritten. Jetzt noch einige Worte aus dem Munde der gelehrteſten Forſcher in den Alterthümern des Mittelalters, den Engländern. Es iſt zwar nicht wunderbar, aber ehrenvoll, daß ſie unter den Europäern noch die einzige Nation ſind, welche beſtimmte Begriffe und Namen für gänzlich verſchiedene Style der Architektur und Plaſtik, ſelbſt für die häufiger vorkommenden Ornamente beſitzen. Nicht wunderbar, weil dieſe Nation ſchon ſeit der Regierung der Königin

Eli-

Eliſabeth einen freyen Verein von Alterthumsforſchern beſitzt, der in dem 18ten Jahrhundert erſt recht in Thätigkeit gekommen, weil ſchon Heinrich der VIII. Befehle entgab, die auf Erkenntniß und Erhaltung von Alterthümern, vorzüglich von diplomatiſchen abzielten 71).

Ihren früheſten chriſtlichen Styl im Bauen bis um das Jahr 1000 nennen ſie, nach der natürlichen Unterabtheilung ihrer Landesgeſchichte, den ſächſiſchen: er iſt dem europäiſchen derſelben Zeit gleichartig, dem wir den allgemeinern Namen des romano-barbariſchen gegeben. Wrens Parentalia (letter to the bishop Rochester) »We have some forms of this ancient Saxon way, which was with piers, or round pillars (stronger than Tuscan or Doric) round headed arches and windows. Such was Winchester cathedral of old, and such at this day the royal chapel in the White Tower, the Chapel of S. Croſs, the Chapel of Christchurch at Oxford.«

Allem Anſchein nach genaue Abbildungen von verſchiedenen Alterthümern dieſes Styls gibt John Carter, ancient painting and sculpture. I. Vol. pag. 31 pl. published. Jan. 1784. Antiquities of Lincoln, unter die drey verkröpften Kapitäler »in the side porch at the west End of the Cathedral« und II. Vol. p. 16 und pl. publ. May 1789. view of a Saxon doorway on the outside of the south side of the nave of Ely cathedral (Carter hält es für Ueberbleibſel der alten Conventualkirche gebaut 673), dann eod. Volum. 32 p. 31 folg. pl. the porch of S. Margarets church, York und das Detail pl. geometrical Elevation of the Arch and Capitals of the Porch of St. Margarets church, York. Alle dieſe Blätter empfehlen wir aufmerkſam zu betrachten, und ſich daraus zu überzeugen, daß unzählige antike Ornamente, als Kapitäler, Rundſtäbe, und grade Glieder, Friſe, Blätter und mehr dergleichen, ſich ſo ſpät noch in ziemlicher Reinheit erhalten. Nur die Verwendung iſt mißverſtanden und abentheuerlich, gerade wie in der Litteratur derſelben Zeiten **).

Daß die Monumente dieſer Art nicht in die früheſten Zeiten der ſächſiſchen Herrſchaft zurückfallen, vielmehr eine allmähliche Rückkehr des Guten im 9ten und 10ten Jahrhundert andeuten, kann ſchon aus der politiſchen Geſchichte Englands vermuthet, aus dem angeführten Werke Volum II. p. 53. und folg.: »from Yorkshire« überſchrieben, beſtätigt werden, welche ältere Grabſteine enthält, die an Rohigkeit alles übertreffen, was wir früher angeführt haben.

Die zweyte Epoche der engliſchen Geſchichte, die Eroberung durch die Normannen, giebt den Anlaß zu der Benennung: »Norman style« die im Grunde nichts bezeichnet, das von dem ſächſiſchen Style weſentlich abwiche, nur den allmähligen Fortſchritt zum Schlanken und Luftigen. Hierauf deutet Thom. Warton, Essay on Gothic architecture (ſ. observations on the fairy queen of Spenser ed. 1762 vol. II. p. 184.) als er ſagt: The Normans at the conquest introduced arts. — The conqueror — built more than thirty monasteries u. ſ. w.«

Dem ſogenannten gothiſchen Style endlich, den man in England ſchon längſt nicht mehr von den Gothen abgeleitet hat, ertheilen mehrere den Namen: modern Norman gothic etwa wie in der Diplomatik die gothiſche oder Mönchsſchrift, die mit dem gothiſchen Geſchmack gleichzeitig iſt, neogothica genannt wird. (S. Gatterer Elementa artis dipl. univ.)

Dieſem Geſchmacke, der in England mit allen übrigen weſteuropäiſchen Ländern gleichen Schritt hält, ertheilen alle Schriftſteller einmüthig das 13te Jahrhundert zum Entwickelungs- und Ausbildungsmoment. Der Verfaſſer der Introduction in plans and sections of the Church and Abbey of Batalha p. 2.: »The earliest specimens of this manner of building in England were, i believe finished about the beginning of the thirteenth century.« Th. Warton essay on Goth. arch. ſagt »about 1200.«

Eine lehrreiche Reihe von Grabmälern liefert der an Kritik und Nettigkeit unvergleichliche Gough, Sepulcral monuments. Vol. I. pl. V. p. 28. Das Monument Robert Fitzhardings — † 1170 — und ſeiner Gemahlin. An dieſem iſt bereits der allmählige Uebergang des Styls zu bemerken. Mit denſelben vergl. IX. Platte S. 36. das Grab des Abtes von Tewkesbury, Alan † 1202. An dieſem iſt der Uebergang der Bögen in die Spitze zu beachten. Pl. XV. S. 44. Robert Binghams † 1247, Biſchofs von Salisbury. Sehr merkwürdig iſt daran die Beymiſchung deſſen, was wir mohriſchen Geſchmack nennen, die Engländer florid Gothic style. Da dieſer ſehr viel ſpäter erſt allgemein zu werden anfängt, und die gothiſche Architektur in ihrer Geſchichte gleichſam beſchließt, ſo möchte, wenn das Monument nicht ſpäter erneuert worden, daraus abzunehmen ſeyn, daß ſich die Künſtler jener Zeit in den Grabmälern und kleinern Monumenten mehr Freyheit genommen haben, als in den Hauptgebäuden.

Die beſte Abhandlung von den verſchiedenen Conſtructions- und Verzierungsarten, die wir unter dem Namen des gothiſchen Geſchmacks begreifen, hat J. Murphy verfaßt, und ſeiner **Introduction in plans and sections of the church and abbey of Batalha** einverleibt. Wir haben eine Ueberſetzung mit beygefügten Figuren unter den Schriften der königlichen Akademie der bildenden Künſte herausgegeben.

Es iſt hier vielleicht der ſchicklichſte Ort, einiges über die Veranlaſſung zur Wahl des Namens: gothiſche Baukunſt hinzuzufügen, worüber unſers Wiſſens, wenn auch die Wahl häufig gemißbilligt wurde, nie öffentlich gehandelt worden. An ſich kann nur Unwiſſenheit und Mißgriff die Urſache ſeines Aufkommens ſeyn. Derjenige, welcher in dieſen Fehlern den neuern Zeiten vorausgegangen, iſt wohl der Altvater der neuern Kunſtgeſchichte, Georg Vaſari. Dieſer ſagt 79), nachdem er die Meynung aufgeſtellt, daß die Begebenheiten der Völkerwanderung alle Spuren der alten Cultur wie vom Boden raſirt hätten: »daraus entſtanden dann neue Baumeiſter, die von ihren barbariſchen Nationen die Art und Weiſe derjenigen Gebäude entlehnten, die wir heut zu Tage deutſche nennen.« Von dieſer allgemeinen Verdammniß nimmt er indeſſen die Werke des Theodorich aus.

Durch jenen, von den Italienern nicht weiter erklärten Ausdruck ward Ponz de la Puente[74]) beſtimmt, für den Namen und Begriff gothiſcher Baukunſt den der Deutſchen (alemana o tudesca) vorzuſchlagen. Anton Raphael Mengs hatte, wie man ſich aus dem Ende des erſten Theils ſeiner von Prange ins Deutſche überſetzten Schriften überzeugen kann, denſelben Gedanken. Endlich ſucht auch Fiorillo in der Kunſtgeſchichte (womit Fr. Schlegels Vorleſungen über die neuere Geſchichte S. 209 zu vergleichen ſind) die Namen: deutſche Architektur für den der gothiſchen, das heißt der Architektur vom 13ten bis 16ten Jahrhundert geltend zu machend. Doch ſcheint er auch den frühern, von den Engländern Norman style benannten des 11ten und 12ten Jahrhunderts in dieſen Begriff hineinziehen zu wollen, womit auf jeden Fall nicht gedient wäre, weil wir dann ſtatt zwey reinen wieder einen vermiſchten Styl bekämen.

Dem kann nicht widerſprochen werden, daß die Deutſchen der neuern Zeit einen wichtigen Antheil an der Ausbildung des gothiſchen Styles haben, die beyden gothiſchen Stämme hingegen nicht den geringſten. Aber der Name gothiſch iſt für beſtimmte Abweichung in dem Geſchmack der neuern Zeiten, die wir in dieſer Schrift charakteriſirt haben, in den beſten antiquariſchen Werken aller europäiſchen Nationen aufgenommen worden. Deßhalb fürchten wir nur neue Verwirrungen in der Archäologie der Modernen, wenn der Name deutſche Architektur ihn je ſollte erſetzen müſſen.

So ſchwankend nun der Begriff der lavori Tedeschi beym Vaſari iſt, ſo beſtimmt giebt er aus Mißgriff die Ableitung von den Gothen demſelben Style, den wir erſt ſeit dem 18ten Jahrhundert in ganz Europa beſtimmt und auszeichnungsweiſe den Namen des gothiſchen ertheilen. Er ſagt a. a. O. S. 129: »Dieß iſt eine andere Art von Arbeiten, die man deutſche nennt, und die ſich in Hinſicht der Verhältniſſe ſehr von den alten und neuern unterſcheiden u. ſ. w. Die Pforten ſind mit dünnen und nach Art der Weinſtöcke gewundenen Säulen geziert, die nichts zu tragen im Stande ſind, wie leicht es auch ſeyn mag, und ſo brauchten ſie zu allen Facaden und andern Verzierungen einen Teufelskram von Tabernakeln eins über dem andern, mit ſo vielen Pyramiden, Spitzen und Blättern, daß ſie nichts als dieſe tragen können, und eher wie aus Papier, als aus Stein und Marmor gemacht ausſehen; und ſie brachten an dieſe Werke ſo viel Vorſprünge, durchbrochene Zierrathen, ſo viel kleine Träger und Blättergeflechte an, daß ſie die Werke, welche ſie machten, außer Verhältniß brachten, und dadurch, daß ſie immer ein Glied übers andere ſetzten, oft ſo weit gingen, daß die Spitze einer Pforte bis an das Dach reichte.«

»Dieſe Manier wurde von den Gothen erfunden, die, weil ſie die antiken Gebäude zerſtört hatten, und die Baumeiſter durch die Kriege ums Leben gekommen waren — dieſen Irrthum verzeihen wir dem Künſtler — nach denen die übrig blieben, die Gebäude von jener Art aufführten, welche die Gewölbe mit ſpitzen Stücken zuſammenſetzten u. ſ. w.«

So vortrefflich in dieſer Stelle der Styl charakteriſirt iſt, den wir noch heute den gothiſchen nennen, ſo ſehr iſt freylich die Zeit und der Urſprung deſſelben verfehlt. Wenn wir aber erwägen, daß Vaſari der älteſte und gelehrteſte Geſchichtſchreiber der Künſte des mittlern Alters iſt, ſo drängt ſich uns die Vermuthung auf, daß er durch jenen Satz den Namen gothiſcher Architektur für den bezeichneten, aber ſpätern Styl aufgebracht.

Der unſterbliche Raphael [16]) charakteriſirt denſelben Styl in der Plaſtik vortrefflich. »Und die Deutſchen brauchten zur Zierrath oft blos irgend ein zuſammengekauertes und ſchlecht gearbeitetes Figürchen ſtatt des Geſimſes, um einen Balken zu tragen, und fremdartige Thiere, und ſeltſames unnatürliches Blätterwerk u. ſ. w. Die Architektur derſelben Zeit leitet er von den Wäldern ab, und ſetzt hinzu: »und obgleich dieſer Urſprung nicht ganz zu verachten iſt, ſo iſt er doch ſchwach u. ſ. w.«

A. Laborde nennt in der Einleitung zu ſeiner Voyage pittoresque de l'Espagne S. 13 den gothiſchen Styl »eine Miſchung von arabiſcher Architektur, und derjenigen, die am byzantiniſchen Hofe üblich war;« nicht ganz unrichtig, wenn bloß auf das Aeußerliche geſehen wird. Nur muß man an keine mechaniſche, ſondern an eine lebendige Vermiſchung denken, die ein Drittes ausgebiert.

Unter dieſem übelgewählten aber herrſchenden und unumſtößlichen Namen: gothiſche Architektur, verſtehen wir unwandelbar in der Baukunſt ſchlanke und pyramidale Formen, Schlußbogen der Fenſter, und Thoröffnungen, die aus zwey Zirkelſchnitten zuſammengeſetzt, alſo in einen ſpitzen Winkel auslaufen; Verzierungen von willkührlichen Thier- und Pflanzenarten. In der runden Bildnerey und Malerkunſt eine geſuchte Grazie, die nicht mehr feſte und ruhige Stellung zuläßt, und eine Kleidung, die gänzlich von der römiſchen abzuweichen beginnt, und oft einen überflüßigen und übelverſtandenen Faltenreichthum zeigt. Nur iſt hier das herrliche Italien auszunehmen, deſſen im muntern Leben genähertem Scharfſinn die Herrlichkeit der individuellen Natur nicht entging, für welche, dem Anſchein nach, der nördliche Stubenſitzer frühe blödſüchtig ward. Gerade zur Zeit des aufblühenden gothiſchen Styls erwacht mit den Piſani's und Giotto der Wetteifer der italieniſchen Kunſt mit der Fülle und Mannigfaltigkeit der Natur ſelbſt.

Die Beantwortung der zweyten Frage iſt geringeren Schwierigkeiten unterworfen. Für die weſteuropäiſchen Länder iſt ſchon vorgearbeitet worden, in Deutſchland und Italien iſt uns manches Bauwerk anſchaulich und geſchichtlich bekannt. Indem wir vorausſetzen, daß nicht jedes römiſche Ornament, Thier und Figur, die ſchlecht gearbeitet ſind, und deßhalb etwas fremd ausſehen, von den Leſern dieſer Zeilen als ein morgenländiſches Abentheuer angeſtaunt werde — denn ein ſchlechtes iſt genau genommen weniger wunderbar als ein ſchönes Kunſtwerk — erklären wir ſchlechthin, daß wir im chriſtlichen Europa vor dem 12ten Jahrhundert kein authentiſches Monument angetroffen, das Spuren orientaliſchen Geſchmacks an ſich trage. Gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts ſcheint ſogar ein ſchlichterer Charakter der Architektur, als in den beyden vorhergehenden einzutreten; denn, wenn gleich die Formen im Ganzen ſchlanker werden, ſo verſchwinden doch auf der andern Seite die reichgeſchmückten Eingänge (porch) und machen einer einfachen Wiederholung der verticalen Glieder, angelehnten Säulen Pilaſter, in den runden Bögen der Eingänge Platz. Der Kranz, Carnies, bildet eine beſtimmte Verzierung von kleinen Conſolen, die ohne ein- und ausgehende Theile platt in Bögen verbunden ſind, und die von Zeit zu Zeit mit eben ſo flachen Pilaſtern abwechſeln, die genau genommen nichts als Verlängerungen jener Conſolen ſind. Man findet an den Eingängen ganz römiſch profilirte Glieder. So iſt alles beſchaffen, was am Dome zu Würzburg noch alt iſt, nämlich die Außenſeite des Chores, die daran befindlichen Thürme. So zu Meulan 76) in Frankreich die Kirche St. Nicaiſe, und in England 77) alles, dem ſie den Namen Norman style geben. Zur Erläuterung dieſes Charakters zugleich ein ganz unbekanntes Alterthum mitzutheilen, wünſchten wir die Abbildung der Kirche des Dorfes See am Amberſee in Bayern vorlegen zu können. Ihre Geſchichte iſt uns bis jetzt gänzlich fremd. Wahrſcheinlich indeſſen gehört ſie einer Zeit an, die uns mehrere authentiſche Monumente in dieſem Geſchmack hinterlaſſen hat, nämlich dem 11ten Jahrhunderte oder dem Anfange des 12ten. Die Prälaturen Heiſterbach und Ebrach ſind merkwürdige Muſter des Ueberganges des ältern in den gothiſchen Baugeſchmack gegen Ende des 13ten Jahrhunderts. Die Thore ſind auf die ältere Weiſe mit Pilaſtern oder angelehnten Rundſäulen verziert, auf deren Knäufen die ſpitzen Bögen ſich ſtützen. In dem übrigen Fenſterwerk kommen noch runde Bogen vor.

Was den Zeitraum von etwa 50 Jahren bis 1250 anbetrifft, ſo geſtehen wir willig, daß wir noch im Zweifel ſind. Eins der Monumente, welches dem Anſchein nach, auf ein früheres Aufkommen der neuen Beymiſchung in der europäiſchen Bauart hinweiſt, die Stiftskirche der heil. Eliſabeth zu Marburg, iſt uns bis jetzt noch verdächtig. Nach der gemeinen Sage ſoll dieſes Gebäude von der heil. Eliſabeth erbaut worden ſeyn, alſo zu Anfang des 13ten Jahrhunderts. Trefflich paßte der offenbar erſt beginnende Styl dieſes Monuments zu der Bemerkung, daß der gothiſche Geſchmack bereits um das Jahr 1278 gänzlich ausgebildet ſeyn mußte. Aber die Seitenthüren gehören noch dem alten Geſchmacke an, ſie ſind rund gewölbt, und die Säulchen mit verderbten römiſchen Capitälern geziert. Vielleicht war ein älteres Gebäude an dieſer Stelle, von dem einiges Gemäuer benutzt worden. Aber das koſtbare Grab der heil. Eliſabeth gehört ebenfalls dieſem frühern Style an. Welches Verdienſt wäre es für die philoſophiſche Fakultät jener berühmten Univerſität, dieſe merkwürdigſte Antiquität ihres Sitzes ans Licht zu ſtellen. Aber von der Mitte des 13ten Jahrhunderts an iſt der gothiſche Styl der herrſchende, nicht allein in Deutſchland, ſondern auch im ganzen übrigen Europa.

Wir haben früher auf die Wechſelwirkung beyder geſchichtlichen Pole des Mittelalters aufmerkſam gemacht.

Auch hier gilt daſſelbe Geſetz. Wir ſind weit entfernt, die Veranlaſſung des gothiſchen Styls allein bey den orientaliſchen Völkern aufzuſuchen, im Gegentheil erkennen wir ſeine Anlage ſchon in der Bauart, der wir den allgemeinen Namen der romano-barbariſchen gegeben. Wirklich iſt die Abweichung des Planes in den gothiſchen Tempeln von den ältern Baſiliken ſo gut, als nicht bemerklich. Das mittlere Schiff bey ſehr alten Kirchen ſchon über die Seitenſchiffe erhoben, oft mit gedoppelter Säulenreihe, iſt die urſprüngliche Idee jener himmelhohen Hallen, die wir in den gothiſchen Kirchen bewundern. Die vielfach gekuppelten Säulen, die Bögen mit unendlichen Verkröpfungen an den Eingängen der Bauwerke des 9ten, 10ten und 11ten Jahrhunderts zeigen den erſten Entwurf jener geſchmückten Eingänge, die uns an den gothiſchen Gebäuden gefallen. Zu der Veränderung im Geſchmack der Darſtellungen von Figuren können die Araber vermöge ihrer Religionsgebote ohnehin nicht die Veranlaſſung gegeben haben. Ueberdieß ſcheint dieſer gezierte Geſchmack mehr nordiſch zu ſeyn, und ſich nicht einmal in Italien und im byzantiniſchen Reich feſtgeſetzt zu haben.

Aber zu der Conſtruction der Gewölbe aus mehreren triangulären und rhomboidaliſchen Flächen (nicht aus einer einzigen concaven Halbrundung) oder, wie in Kreuzgewölben, vier concaven Flächen; dann der ſogenannten ſpitzen, eigentlichen zuſammengeſetzten Bögen; endlich zu einem veränderten Geſchmacke in der Verzierung durch Laubwerke, vorzüglich der Bearbeitung derſelben, haben ſie großentheils angeleitet.

Wir haben früher unſere Gründe angegeben, weshalb die Araber den Europäern in der Erfindung und Anwendung jener Conſtructionsart ſchwerlich lange vorangegangen ſeyn können. Der Weg, den dieſe Einwirkung des Orients auf den Geſchmack der Europäer genommen, ſcheint über Spanien aus mehreren Gründen zu weit hergeholt zu werden. Wir haben bemerkt, daß ſchon ſeit dem 10ten Jahrhundert ſpaniſch-arabiſche Schulen von den Europäern beſucht worden. Warum denn, wenn Spanien ſchon früher der Leiter geweſen, findet ſich der ſogenannte gothiſche Styl erſt vom 13ten Jahrhundert an? — Einmal zeigen die wenigen angeführten Monumente, daß die ſpaniſchen Araber nur in ſolchen Dingen vom europäiſchen Geſchmacke abgewichen, die ſich nie unter Europäern geltend gemacht. Zweytens fällt das Aufkommen der gothiſchen Architektur mit den Kreuzzügen, und dem ägyptiſch-indiſchen Handel der Venetianer zuſammen, welche letztere unter allen Italienern vorzugsweiſe die gothiſche Architektur geübt, wie der Pallaſt des Doge und viele Gebäude am großen Kanole erweiſen. Wir ſind deßhalb überzeugt, daß die ſchnelle Verbreitung des gothiſchen Styls über ganz Europa keinen andern Grund habe, als das Zuſammentreffen der beyden angeführten Umſtände.

Wir kehren nunmehr zu den Franken zurück, die wir unter Karl dem Großen mit der Gewißheit verlaſſen, daß ſie zu ſeinen Zeiten noch nichts von den ſchlanken Säulen, den hohen und künſtlich konſtruirten Gewölben geahnet, welche vom 13ten bis ins 15te Jahrhundert Europa mit einer neuen wunderbaren Bilderwelt bedecken ſollten.

Die wunderbaren Schickſale der Staaten des Mittelalters ließen auch unter den Karolingern wenig von dem gedeihen, was ihr Stammherr an Keimen des Wiſſens und Könnens unter ſie gelegt. Karl des Kahlen 78) Seele ſcheint nach menſchlichen Künſten gedurſtet zu haben. Wir beſitzen aus der Zeit ſeiner Regierung bey weitem die kunſtvollſte Miniatur aus den Zeiten bis auf das Jahr Tauſend. Aber die ſchwachen Zweige dieſes mächtigen Stammes gingen nach ihm überſchnell ins Verderben 79), um einer neuen Begebenheit in der Weltgeſchichte Raum zu geben.

Die fränkiſchen Länder 80) von Normannen und Ungarn verwüſtet, enthielten doch den Grundſtoff neuer, in der Weltgeſchichte wichtiger Staaten. Wie ſich allmählich der Begriff eines verſchiedenen weſt- und oſtfränkiſchen Staates gebildet, liegt dem Hiſtoriker zu entwickeln ob. Genug, daß eine Verſammlung auſtraſiſcher Völker nach lange ertragener Abhängigkeit, ohne Einigkeit oder bindende Einrichtungen, von allen Seiten der kriegeriſchen Wildheit ihrer Nachbarn hingegeben, doch beſtimmt war, der Geſchichte durch ein halbes Jahrtauſend die Richtung anzuweiſen.

Schon in der Wahl Arnulphs, wenn ihm gleich das alte Geſetz des karolingiſchen Stammes half, deſſen Sproße 81) er war, zeigt ſich die deutſche Nation oder ihr Adel als ein Ganzes, und als ihre ſelbſteigene Geſetzgeberin. Als mit Ludwig dem Kinde auch dieſer

Zweig erſtarb, ſcheint es ohne Widerſpruch angenommen oder ſchon voraus beſtimmt geweſen zu ſeyn, daß künftig einer des Adels, nach Wahl, über Alle die Oberherrſchaft ausüben ſolle. Es erſcheint ſogleich eine ausgebildete Staatsgeſinnung. So läßt ſich Otto des Erlauchten beſcheidene Ablehnung[81]) der königlichen Krone verſtehen, wenn er auch ſein hohes Alter vorſchützte und die Gefahr erwägen mochte, über ſtolze und mächtige Männer ſeines Gleichen zu herrſchen. — — —

(Ueber die nachfolgenden Zeiten hat der Verfaſſer nur noch jene Fragmente zu einer Kunſtgeſchichte unter den ſächſiſchen Kaiſern ausgearbeitet, welche wir ſchon im 3ten Heft S. 235—236 mitgetheilt haben).

Anmerkungen.

44) Eine flachere Behandlung, als die bey den Alten gewöhnliche, die ſich undeutlich noch bis ins 11te Jahrhundert erhalten hatte. Der Mangel an Vertiefung ſcheint eine Eigenthümlichkeit der ältern arabiſchen Verzierung geweſen zu ſeyn.

45) Hodges Indian views und Daniels bekanntes Werk, ſo wie das ſeit Kurzem in Paris erſcheinende Kupferwerk über Indien, wozu Langles den Text liefert. Viele der beſten Abbildungen ſind einzeln, und ohne Erklärungen erſchienen, und überhaupt ſelten oder gar nicht in den Buchhandel gekommen.

46) Herbelot Bibl. orientale: »Le palais de Chosroès étant soutenu de 4000 colonnes d'argent, la voute enrichie de 1000 globes d'or, les murailles parées de housses en broderie, tendues en plusieurs compartiments. Eine ſolche Stickerey war äuſſerſt koſtbar durch die daran befindlichen Perlen und Edelſteine, welche allerhand Pflanzen und Blumen darſtellten (vergl. Almacin in vita Omaris, Lib. I.

x. 9). Schon aus der Koſtbarkeit der angewandten Stoffe kann abgenommen werden, daß die Baukunſt der damaligen Perſer eingeſchränkt, vielleicht nicht einmal maſſiv war.

47) Vergl. Chardin.

48) Vergl. Niebuhrs Reiſe.

49) On remarque comme un grand artifice qu'une seule pierre en liait toute la structure.

50) S. Heerens Einleitung ꝛc. »Der Zeitraum, wo die Araber zuerſt anfingen, an den Wiſſenſchaften zu arbeiten, oder vielmehr Geſchmack zu finden, iſt die Regierung ihres Kalifen Al Manſor, deſſelben, der Bagdad anlegte, und nach einer 22jährigen Regierung im Jahr 773 ſtarb.«

51) Noch Chateaubriand (an ſich hier keine Autorität) wiederholt in ſeinem Itinéraire vol. I. pag. 97, 98 die Bemerkung. Abbildungen von der St. Sophienkirche ſind bekannt.

52 a) Tableau d'Espagne Tom. III. pag. 15. Die Erzählung der Umſtände bey der Wiedereinweihung ſiehe bey Ponz, Viage de España, Tom. I.

52 b) S. Nouveau Voyage d'Espagne Tom. I. 317. Es giebt eine ausführliche Beſchreibung der Kathedrale unter dem Titel: Blas Ortiz Decripcion del Templo Toledano. So erzählt auch Herbelot in der Bibl. orient. Le Calife Valid fit bâtir la superbe Mosquée de Damas (en l'année 98 de la fuite) à laquelle il joignit la superbe Eglise de S. Jean Baptiste.

53) A. L. Millin ſagt in ſeinen Monuments français tels que Tombeaux, Inscriptions, Statues etc. Paris 1802. T. II. Nro. X, p. 62. bey Gelegenheit des Taufgeräths des heil. Ludwigs: »Sans cela l'on pourroit donner à ce Vase une antiquité plus reculée, et dire, qu'il étoit au nombre des curiosités envoyées à Charlemagne par le Calife Aaron Raschid, dont plusieurs sont encore conservées dans le trésor de St. Denys et ailleurs.«

Millin leitet jenes Gefäß aus den Kreuzzügen her. Es hat die Form von manchen antiken Gefäßen; es befinden ſich daran arabiſche Inſchriften und Figuren, die nicht in dem gezierten gothiſchen Style ſind, auch laufen die Bandeaus horizontal durch. Alſo durch dieſes Werk iſt nichts für den Einfluß der Araber auf den Geſchmack der Europäer zu erweiſen.

54) Auch bey den Weſtgothen herrſchte ein verderbter römiſcher Geſchmack: Alex. La Borde ſagt in der Einleitung zu ſeiner Voyage pittoresque de l'Espagne p. XIII: l'architecture des premiers Goths rassembloit à celle des Romains; elle étoit seulement d'un goût moins pur et généralement plus massive.« Er ſcheint überhaupt mehr auf eine Modification, als eine gänzliche Umwälzung des vorgefundenen Styls im Bauen zu deuten, indem er pag. VI ſagt: »à cette époque nouvelle de l'histoire d'Espagne un goût nouveau s'introduisit dans les arts et dirigea principalement l'architecture. Les anciens édifices des Goths n'étoient point en harmonie avec les coutumes et la religion des Maures; ceux-ci, indifférents à la décoration extérieure, reservoient tous leurs soins pour l'intérieur des bâtiments.«

55) Wir können nicht umhin, hier im Allgemeinen von dem Charakter der Architektur der Neugriechen zu reden. Sie hatte bekanntlich dieſelbe Mutter, als die Baukunſt in den Staaten des weſtlichen Europa. S. Vitale zu Ravenna (ſiehe die ausführliche Beſchreibung in Fabri Sagre memorie di Ravenna p. 135 folg.) und S. Sophia zu Konſtantinopel müſſen viel Uebereinſtimmendes haben. Etwas ſpätere Tempel gehen in der Hauptſache denſelben Weg, als die Gebäude des Occidents. So ſagt Spon in ſeiner Reiſe T. 2. pag. 77 vom Kloſter St. Lucas in der Nähe des alten Stiri: »l'église est bien bâtie en croix grecque avec un dome médiocre au milieu, tout incrustée de beau marbre par dedans et le lambris de Mosaique ancienne avec une gallerie autour.« Er berichtet, daß Romanus, Sohn Conſtantin des VII. und Großſohn Leonis Philoſophi, dieſe Kirche erbauet. Er ſah »une vieille Pancarte, qui parloit de cette fondation.« Man ſieht aus dieſer Beſchreibung, daß um dieſe Zeit die Kirchen der ganzen Chriſtenheit nach demſelben Plane, ſogar im Einzelnen gleichförmig erbaut wurden.

56) Description de la Catalogne pag. 1. folg. pl. X. fig. A. B. C. D.

57) La Borde voyage pittoresque de l'Espagne. II. lib. descr. de la Catalogne.

58) La Borde a. a. O. p. 35 pl. LXI. Seine franzöſiſche Ueberſetzung der Inſchrift lautet: Au nom de Dieu la bénédiction à Abdalla Abderahman, prince des fidèles que Dieu prolonge le reste de ses jours. Lequel Abdalla a fait faire par la main de son serviteur Giafar cet ouvrage commencé et conclu dans l'année 340 (nach Chriſti 951).

59) Siehe

59) Siehe die ſchönen, in Deutſchland aber ſeltenen Abbildungen deſſelben. Antiguedades Arabes de Granada y Cordova, wozu die Zeichnungen von dem königlichen Architekten Don Juan de Villanueva verfertigt worden. Ausgedehnte Beſchreibungen, die in der Hauptvorſtellung ſehr von einander abweichen, enthalten Büſchings Magazin, Th. II. S. 65, und Nouveau voy. d'Esp. T. I. p. 105. Dem Deutſchen erſchien das Werk eng, niedrig und dumpf; dem Franzoſen heiter und niedlich.

60) Plans and sections of the church and abbey of Batalha by James Murphy; die drey Platten, welche das Mauſoleum Königs Emanuel des Großen angehn, vorzüglich die erſte und dritte.

61) De la Puente Viage de España. Parte IX. p. 3. El auto ó la escriptura para la fabrica de la actual Iglesia se hizó en 8 mayo de 1401 en tiempo de sede vacante. Man vergleiche die deutſchen Reiſebemerkungen in Büſchings Magazin. B. 2. Der Verf. der Nouv. voyage d'Espagne ſagt von ihr: La plus grande et la plus reguliére en Espagne; elle fût commencée sous le roi Sanche, dit le brave, et finie sous le régne de Don Jean second, on y mit environ un siècle à l'achever.

62) S. Melling voyage pittoresque de Constantinople et du Bosphore 1809 u. ſ. f. in allen Lieferungen.

63) Reiſe nach Paläſtina (Deutſch überſetzt).

64) Description de l'Egypte vol. I. pl. 24. Vue du aqueduc situé près le vieux Caire. Wir ſind begierig, aus der noch erſcheinenden Erklärung das Alter dieſes Gebäudes zu erfahren. Es iſt daran die Schlußconſtruction der Oeffnungen aus zwey geraden Linien zuſammengeſetzt, die ſich in einen ſpitzen Winkel ſchließen. Ob dieß nicht der wahre Uebergang zur gothiſchen Conſtruction iſt? In Indien, auch im alten Egypten, baute man auf dieſe Weiſe.

65) Description de l'Egypte. Paris 1809 pl. 31 du vol. I. — Etat moderne.

66) Haſſelquiſt ſah noch 1750 Reſte des alten Pallaſtes der arabiſchen Sultane; unter den dunkeln Spuren einiger Mahlereyen in Waſſerfarben glaubte er Palmzweige zu erkennen. Auch bey den Arabern war deren Anwendung nicht ungewöhnlich. Aehnliche mochten Chateaubriand in ſeiner Reiſe T. II. p. 375. bewegen, einen immer zu allgemeinen Schluß zu wagen. Sonſt (vom Raiſonnement abgeſehn) iſt die

Notiz, die er S. 366 folg. von der Moſchee Omars (?) zu Jeruſalem giebt, und mit der Mosquée abandonnée du Caire (?) vergleicht, merkwürdig.

67) Höchſt merkwürdig iſt in dem eben angeführten Werke pl. 59 der plan et élevation d'une partie intérieure du palais de Negm ed-Din (Jahr der Hedſchra 647) dans la cour du Megyas de Roudah. Hieran iſt der Fortſchritt zum gothiſchen Styl gerade, wie an gleichzeitigen europäiſchen Gebäuden, namentlich der Abtey Heiſterbach, eher etwas retardirt: verkröpfte korinthiſirende Säulchen mit einem horizontalen Gebälke, worauf ſich der ſpitze Bogen ſtützt.

68) Siehe Fr. Schlegels neunte Vorleſung über die neuere Geſchichte.

69) In der Waſſerleitung bey Konſtantinopel, die man ohne zulängliche Gründe die des Juſtinian heißt, ſind zwey kleinere ſpitz auslaufende Bogen, ſ. Voyage pittoresque de Constantinople et du Bosphore 1809, dritte Lieferung. Dieß fiel dem Göttinger Rezenſenten (Gelehrte Anzeigen 1809, 188. St.) bereits auf, der aber nichts darüber zu entſcheiden wagte. In der That iſt es auch unmöglich, ohne anſchauliche Ueberzeugung; da die übrigen Bogen ſämmtlich rund ſind, ſo könnten die ſpitzen Bogen Wiederherſtellung in Kriegszeiten abgebrochener Theile ſeyn.

70) Meiners Vergleichung des Mittelalters, Th. II. S. 598: »Die arabiſchen Schulen in Spanien wurden ſchon im zehnten Jahrhundert von abendländiſchen Chriſten beſucht (man erinnere ſich Gerberts, nachher Sylveſter des Zweyten) und ebend. S. 601: »Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts wurden zuerſt die Schriften von arabiſchen Weltweiſen, Mathematikern und Aerzten überſetzt. Dieß that vorzüglich ein gewiſſer Conſtantin aus Afrika, welcher vorgab, vierzig Jahre lang in allen Reichen des Morgenlandes zugebracht, und außer den Sprachen und Wiſſenſchaften der Chaldäer, Araber und Perſer, auch die der Hindus und Habeſſinier gelernt zu haben (aus Chron. Cassin. ap. Murator. T. IV. p. 473—474. und Pet. Diac. de viris illustribus Cassin. ap. Murat. VI. p. 40. 41). Conſtantin blühte ums Jahr 1072. Vergl. Keuffel hist. schol. inter Christianos p. 192 und 361. Auch zu Konſtantinopel gab es arabiſche Schulen der Mathematik und Medicin.

71) S. Woods Athenae Oxon. T. I. who (John Leland, vergl. den Artikel dieſes Namens) had a commission from him under the broad

seat--ann. regis 25. Domini 1535 — whereby he was impowered to make a search after Englands antiquities etc. Derſelbe König hat freylich durch andere Maßregeln ſehr viel zur Zerſtörung alter Monumente mitgewirkt. S. Benthams Essay on Saxon Architecture vergl. Willis hist. of Abb. vol. I. p. 114. 121 und Vol. II [illegible] Damals kaperten deutſche Gelehrte manches Manuſcript aus den aufgelöſten Klöſtern. S. Woods Athenae Oxon. a. a. O.

72) In dem angeführten Werke Vol. I. p. 39 heißt es bey Gelegenheit der Ornamente in Rumsey Church (aus der Mitte des 10ten Jahrhunderts) ſie habe »the greatest affinity to the Roman and Grecian Styles.«

73) Vite de Pittori, proemio p. 225 der Ausgabe des Padre Guglielmo della Valle. Siena 1791.

74) Viage de España. T. I. p. 56. a Madrid 1772.

75) S. Abbate Daniele Dr. Francesconi Congettura, che una lettera creduta di Bald. Castiglione sia di Rafaello etc. Firenze 1799. p. 80.

76) Millin Monumens Franç. T. IV. Nr. XLIX. p. 11 folg. »L'église fut bâtie vers 1016 à l'endroit où étoit celle dediée à notre Dame de l'Isle. La construction ne fut achevée qu'au bout de cinq ans« pl. I. fig. 1. iſt eine Abbildung, die, den neuern Thurmaufſatz ausgenommen, eine klare Vorſtellung von dieſem, allem Anſcheine nach, zu Ende des 11ten Jahrhunderts ſehr ausgebreitetem Charakter giebt. Auch ein Theil der im erſten Revolutionskriege verwüſteten Kirche der Abtey Afflighem (zwey Stunden von Aloſt, zwiſchen Brüſſel und Gent) iſt von dieſem Geſchmack, und wird für ein Werk des 11ten Jahrhunderts gehalten.

77) Siehe die prächtigen Abbildungen, welche die English Society of antiquaries herausgegeben.

78) Siehe über ihn die Litterarhiſtoriker.

79) Ueber die Bauwerke, die aus dieſen Zeiten übrig geblieben, habe ich bis jetzt wenig Nachrichten einziehen können. Millin giebt Monum. Franç. Tom. 2 (ed. 1791) Nr. XV p. 2. die undeutliche Abbildung des ancien château de Corbeil, das er nicht für neuer, als um das Jahr 900 hält. Nach einer Zeichnung, die ich beſitze, und mündlicher Mittheilung der gangbaren Ueberlieferung, iſt die unterirdiſche Kirche St. Bavo zu Gent in Flandern in eben dieſe Zeit zu rechnen.

80) S. Meiners Vergleichung des Mittelalters Th. I. S. 161 über

den Zuſtand der Dinge unter Arnulph. Und doch trug dieſer große Mann viel Kraft in ſein Gebieteramt.

81) S. P. Romanus Zirngibl von der Geburt und Wahl des Königs Arnolph im 3ten Theil der neuern hiſtoriſchen Abhandlungen der bayeriſchen Akademie München 1791, macht glaubwürdig, daß er kein unächter Abkömmling geweſen, wie noch Müllers Schweizergeſchichte 1ter Band Leipzig 1786 annimmt.

82) S. Witichind, Dithmar lib. I. und andere.

Hunibalds Chronik.

Ein

merkwürdiges Denkmal altdeutſcher Sagengeſchichte.

Vom Profeſſor Görres.

(Fortſetzung).

Ueber den univerſalhiſtoriſchen Grund dieſer Sage von Troja haben wir ſchon anderwärts uns ausgeſprochen. Troja iſt Iſa-pura im Samscrit, Asgah oder Aspah in der Sprache von Iran, Asgard oder Asburg in den germaniſchen Mundarten, überall die Stadt der Aſen, d. i. der Herren, Helden, Genien, eins mit den Kabiren der ſemitiſchen Sprachen. Dann As im Perſiſchen und Scythiſch-Türkiſchen Herr, wovon Iſed Dämon, Asr Gott, Genius, wovon Mithr-as, iſt Iſcha, Iſa im Samscrit, wovon Aſia das Aſenland nach der alten Sage bey Herodot im vierten Buche von der Gattin des Aſen Prometheus, nach der lydiſchen von As dem Enkel des Manes oder Menu ſo genannt, weswegen auch eine Aſiaden oder Aſenfamilie in Sardis fortdauernd geehrt ward. Alle Urſtädte aſiatiſcher Völkerſchaften waren ſolche Aſenſtädte, von Göttergebohrnen erbaut, im äuſerſten Weſten auch Ilion in Phrygien. Das Troja in den Völkerſagen iſt alſo immer urſprünglich ein anderes, jedesmal das des Stammes, von dem die Nation ausgegangen, das der Bretonen z. B. zuverläßig nicht das der germaniſchen Völkerſchaften. Gewiß iſt die Hauptwurzel ſüdlich-europäiſcher Bevölkerung mit ihren Verbreitungen nach Norden hin, von Phrygien ausgegangen, und darum muß auch das phrygiſche Ilion nothwendig in der europäiſchen Sagengeſchichte die bedeutendſte Rolle übernehmen. Dieß Ilion war von einem alten Aſengeſchlechte erbaut, Atl-as vom Kaukaſus ein Japhetide, der uralte ſcythiſche Attila oder Atli war der Gründer des Geſchlechts; zuerſt das Siebengeſtirn der Plei-as weiblicher Himmelaſen, Gattinnen der ſieben alten Riſchis oder Kabiren, ſein Enkel J-as, ſein Urenkel Tro-as der Erbauer Trojas, alle bis auf Aeneas und Ascan, d. i., Asgahani, der aus Asgah, waren Aſen, und ſie brachten das Palladium der Pallas oder Pehlw-as, d. i., der Heldenjungfrau, den Schlangenſtab und Becher des Hermas nach Timaeus bey Dionyſius von Halicarnaß, ſo wie die zwey Kabiren, Bilder bewaffneter Jünglinge Den-as oder Pen-as genannt, in die Burg und ſpäter nach Rom, die neue Aſenſtadt. Viele Jahrhunderte vor Trojas Zerſtörung aber zogen andere Aſenſtämme zur Gründung ſolcher Städte von Aſien nach Europa über. Dieſe Stämme hießen Pelasger im ſüdlichen Europa, d. i. Pehl-asgahan, die Völker von Asgah, oder Pehlw-asgahan, die Helden von Asgard.

Dieſe merkwürdigen Völker, deren Ruhm über das ganze Alterthum gegangen, waren, wie kaum zu zweifeln, von dem oberaſiatiſchen Asgah ausgezogen, obgleich griechiſche Mythe ſie zu Aborigenern aus Arcadien, oder aus Argos gemacht, während Homer ſchon ſie als

Nachbarn von Troas ſindet. Sie waren, wie auch der Name angiebt, ein Heldenbund, der, wohin er kam, alle die gleiches Sinnes waren, mit ſich verband, und ſo über Griechenland, Thracien, Italien, bis Iberien, immer anwachſend, wie die ſpätere Pythagoräerſchule, zum Theil von Orakeln und ſeltſamen Verhängniſſen getrieben, und geſprengt, ſich verbreitete. Schon den Athenern waren ſie daher gleich Zugvögeln vorgekommen, und ſie hatten ſie darum Pelargoi, die Störche genannt, und abweichend von den Hellenen in Sitten und Sprache nach Herodot, hatten ſie mit ihnen viele Kämpfe zu beſtehen. Sie waren daher offenbar die Sueven oder Schwerſenden, und die Vandalen oder Wandelnden des Südens, und gleichwie ſie bis zum fernen Weſten nach Iberien gelangten, ſo auch drangen ſie ohne Zweifel bis zum äußerſten Norden hin, aber zu verſchiedenen Zeiten, in verſchiedenen Stämmen und vielen Richtungen, unmittelbar von Hinteraſien über Scythenland, von Phrygien und dem Kaukaſus, von Phönicien, Griechenland, Italien und Iberien ſich verbreitend. Sie ſind jene Aſen, die nach Gothenland Cultur und Dienſt und Sitte und die Runen gebracht; ſie ſind die Trojaner, die im Norden ſo viele Völker gegründet; ſie ſinds die das nach ihnen genannte Alphabet, die Grundlage der Runen zur Geheimſchrift der Druiden aller iberiſchen, celtiſchen und wie kaum zu zweifeln, auch germaniſchen Völker erheben. Was insbeſondere aber dieſen europäiſchen Aſenſtamm ausgezeichnet, das iſt die eigenthümliche Mythe, der Kabirendienſt, den ſie aller Orten angepflanzt, wie ſie ihn mit aus ihrem Stammland herübergebracht. Man kennt jetzt aus Creuzer, was die Alten über dieſen Dienſt uns hinterlaſſen. Acht mächtige Kabiren, je nach allen Combinationen verehrt; in der Zweyzahl als Himmel und Erde, als Dioskuren, Anakten, Helfer und Horte, als Penaten; in der Dreyzahl Axieros zuerſt, der große mächtige Phtas, oder Vulkan, das Urfeuer, Axiokerſos der große Beſaamer Mars, Axiokerſa die Fruchtbringerin Venus, jener Sonne, dieſe Erde; die Siebenzahl in den Planeten und den Göttern der Wochentage u. ſ. w. Derſelbe Kabiren oder Aſendienſt hat nun über den ganzen Norden mit ſeinem urſprünglichen Orgiasmus und dem blutigen Dienſt ſich verbreitet *). Und wie in allen hetruriſchen Stätten, die dieſen Dienſt aufgenommen, drey Tempel, der Venus, des Mars und des Vulkans ſich befanden; ſo nach Adam von Bremen im großen Tempel von Upſala die drey Götterbilder. In der Mitte Thor mit zwölf Sternen, der Blitzesſchleuderer, Rieſenbändiger mit dem Hammer, alſo Feuerkünſtler, mit dem Becke gleich dem ägyptiſchen Pan, er der galliſche Tharanos, alſo Blitz und Urfeuer, der große mächtige Axieros, allein ſitzend, in der Hand das Zepter. Zu ſeiner Rechten Wodan, oder Othin, der galliſche Heſus oder Aſe, Gott des Kriegs, der hetruriſche Thina, Schützer des Tapfern, darum bewaffnet wie Mars, einäugigt (die Sonne). Zur Lin-

---

*) Darum ſagt Julius Cäſar, die drey Götter der Germanen ſeyen allein ſichtbare Weſen, das Feuer, die Sonne und der Mond.

ken Frico oder Frigga, gewaffnet, (magna potens) Geberin des Friedens und der Luſt, Göttin der Liebe, darum mit einem Priap; alſo da ſie urſprünglich weiblich iſt, doch mit beyden Geſchlechtern gebildet, ſie alſo Agdeſtis, die phrygiſche Göttermutter, ſie die Erde ſammt dem Mond in den beyden Geſchlechtern, der eben auch in der phrygiſchen Fabel der an den Himmel verſetzte Phallus der Göttermutter iſt. Dieſe Frigga aber iſt nun keine andere als die Hertha von den Völkern an den Küſten der Nordſee und wahrſcheinlich über ganz Deutſchland verehrt. Sie hat den Teut geboren, und gleich der Göttermutter in Rom wird ſie verhüllt, mit heiligen Kühen gefahren, und im Teich gewaſchen, und ſterben muß wer ſie geſehen. Die ſchaffende Iſis der ſueviſchen Völkerſchaften iſt daſſelbe Weſen. Auch die Zweyzahl findet ſich nach Tacitus bey den Naharvalen; zwey Götter im heiligen Hayn ohne Bild, ohne Spuren fremden Dienſtes, aber als Brüder, als Zwillinge von Prieſtern in Weiberkleidern verehrt, ſo daß ſie nach römiſcher Weiſe als Caſtor und Pollux genommen werden müſſen. Sie hieſſen Alces, vielleicht Alfr-As, die helfenden Aſen, die Horte, Anaktes *). Die Weiberkleider und oben der Priap deuten auf Orgien, die bey den celtiſchen Völkerſchaften durch beſtimmte Zeugniſſe des Strabo erwieſen ſind. Auf einer Inſel am Ausfluß der

---

*) Auch der Becher oder Gral beym Palladium findet ſich bey den Cimbern wieder, die ihn als Gegenſtand ihrer höchſten Verehrung und zur Bezeugung ihrer Freundſchaft dem Kaiſer Auguſt zum Geſchenke ſandten.

Loire, wohnten Semniſche heilige (woher Somnotheus, Ahnherr der Gallier, der göttliche Theut oder Teut) Frauen von Bacchus begeiſtert, den ſie durch Feyer und heilige Gebräuche ehren. Kein Mann darf die Inſel betreten; die Weiber aber, nachdem ſie jenſeits empfangen, kehren dann zu ihrem Wohnſitz zurück. Alljährlich, wird das Heiligthum mit Sonnenaufgang geöffnet und mit dem Untergange wieder verhüllt; jede bringt dann ein Gewicht mit, und die das ſtärkſte hat, wird von den andern zerriſſen. In der benachbarten Inſel von Britanien aber, ſetzt er ausdrücklich hinzu, werde der ſamothraciſchen Ceres und Proſerpina geopfert. So haben alſo dieſe Pelasgiſchen Aſen ihre Mythen nach dem ganzen Norden, und zwar wahrſcheinlich in den früheſten Jahrhunderten hingetragen, denn Ageſianax bey Strabo erzählt, wie bey Trojas Eroberung die Gallier aus Europa der Stadt zu Hülfe gekommen, als ſie aber ihre Mauern geſchleift gefunden, ſie ſchnell wieder verlaſſen hätten. Auch in Ortsbenennungen haben ſie allerwärts die Spuren ihres Daſeyns zurückgelaſſen. Es gab nach dem Zeugniß der Alten in Oberphrygien und Myſien ein Ascanien von wannen bey Homer Phorkys und Askanius den phrygiſchen Haufen geführt; eben dort war eine Stadt, ein See, und ein Fluß gleiches Namens, ſo wie ein anderer Aeſapus, d. i. As-ab, das Aſenwaſſer genannt. Von dort auch waren die Ascenazes, Japhetiden, mit welchem Namen die Rabbinen alle germaniſchen Völkerſchaften belegen, bey Jeremias gekommen, und hatten dem Cyrus Babel einnehmen helfen. So befand ſich auch nach dem Zeugniß des Ptolomäus im VI. B. in Scythien ein Berg Ascatancus, As-ga-thenk, das kleine Asgah, und an ihm wohnten Sweben oder Sueben, und Swobenen oder Suaben, ſchweifende Pelasger, Störche. Und wieder durchſchnitt der Sueven Land im Oſten im Gebiete der Semnonen oder der Geheiligten, an den Gränzen des jetzigen Schleſiens und Polens, nach dem II. Buche, das Gebirg Asciburg, die Nordcarpathen, und gerade in dieſem Semnonerlande, ohne Zweifel auf, oder an dieſem Gebirge lag der heilige Wald, in dem ſich die Geſandten aller Völker des Suevenbundes alljährlich verſammelten, den die Menſchen nur gefeſſelt betreten durften, und der den Urſprungsort der Nation in ſich beſchloß, wo Gott Allherrſcher war, und die andern alle ihm untergeben. Dieß Asciburg war alſo, wie nicht bezweifelt werden kann, der oberdeutſche Meru, wie der Brocken der niederdeutſche, und an ihm lag jener Bundeswald, das Eden in dem die Nation entſprungen, gerade wie das indiſche und iraniſche an jener hinteraſiatiſchen Höhe. Wieder auch wohnten Aſen nach den Byzantinern ſchon vor dem 10ten Jahrhundert im Kaukaſus, und ſie ſind nach Klaproth Eins mit den Alanen, den heutigen Oſſeten, die ſich ſelbſt Iron, ihr Land aber Ironiſtan, das iſt Iran, nennen, und wie ihre Sprache zeigt, wirklich ein mediſcher Stamm und daher wahrſcheinlich die mediſchen Sarmaten des Strabo ſind. Dieſe Aſen hatten die Stadt As-ack, das heutige Asow angelegt. Und ſo auch lag in Niederdeutſchland gleichfalls ein ſolches Asciburg, nach Tacitus mit einem

Altare von Ulyſſes geweiht, mit Beyfügung des Namens vom Vater Laertes, ſo wie man zu ſeiner Zeit auch noch Denkmäler und Hügel mit griechiſchen Inſchriften an der Gränze Germaniens und Rhätiens fand. Derſelbe Ulyſſes, oder Elys, der aus Elyſium gekommen, hatte auch nach iberiſcher Sage bey Strabo Ulyſſibonna gebaut, und auch in Kaledonien zeugte nach Solinus ein Altar mit griechiſcher Inſchrift von ihm, wahrſcheinlich da, wo er nach Claudianus gegen dem galliſchen Ufer durch die Blutlibation das verſchwiegene Volk geweckt, und wo noch traurige Töne gehört werden, und bleiche Geſtalten wie Schatten der Todten umſchweben. Das war das Todtenreich der bretoniſchen und iriſchen Druiden. Als der heilige Patricius von den Höllenſtrafen in Irrland predigte, da verlangte das Volk, wenn es glauben ſollte, nach alter Weiſe in das Schattenreich hinabzuſehen. Der Heilige ging aus und fand jene Höhle, wahrſcheinlich das alte Druiden Heiligthum, und umſchloß ſie mit einer Mauer, und baute eine Kirche dabey, und die Neubekehrten wurden hinabgelaſſen, und ſie ſagten bey der Rückkehr aus, wie ſie die Flammen des Fegfeuers die Seelen umlodern geſehen, und wie dieſe Flammen auch ſie ergriffen und gereinigt hätten. Das alſo waren chriſtliche Myſterien, und Feuertaufen zur Beruhigung des Volks den Alten nachgebildet. Solche Myſterien wurden auch nach Olaus Magnus in dem großen Kabirentempel von Upſala, an dem nach jener Zeichnung die drey Thürme, wovon der mittlere dem Thor geweiht, die beyden andern des Othin und der

Frigga überragte, ſchon von außen die Inhaber ankündigten, alljährlich dem Froe mit Spielen, Tänzen, Dramen und Geſang gefeyert, alles wie es jener pelasgiſche Orgiasm mit ſich bringt.

Auf dieſe Weiſe muß nun auch das Troja bey Hunibald genommen werden; in ihm knüpft die Frankengeſchichte ſich an die Weltgeſchichte. So ſind bey Dio und Jornandes die Gothen oder Gethen das Volk das in uralter Zeit unter ſeinem König Taun-as oder Tan-as, wovon der Tanais den Namen erhalten, mit Veſoſis oder Ves-as dem Aegyptier geſtritten, und lange die Herrſchaft über Aſien geführt; von ihnen ſind die Amazonen ausgegangen, ſie haben mit dem Perſer Darius, jenſeits des Iſter und dann mit Alexander gekämpft; was alles von den öſtlichen germaniſchen Stämmen verſtanden werden muß, und von Strabo beſtätigt wird; ſo wie dieſer aus Menander, der ſelbſt ein Gothe war, und ſonſt erweiſt, daß Gothen, Dacier, Thracier, Myſier bis nach Aſien hin, alſo auch Phrygier und Trojaner eines Stammes, einer Sprache und Sitte waren, was auch aus den Ueberreſten dieſer Sprache ſich erweiſt. Dieſem großen Völkerſtamme fügen ſich nun auch die Franken in ihrer Sage an; auch ſie ſind von den in uralter Zeit hochcultivirten Thraziern ausgegangen, und ihre Druidenhöhle iſt eine Kolonie irgend einer orphiſchen, und Orpheus war der erſte ihrer Aſen und Ahne ihrer Prieſter Könige.

Auch der Name der Stadt Sicambria iſt, wenigſtens in der Endung, thraciſch, denn Bria heißt, nach

Strabo, in dieſer Sprache Stadt. Hunibald erzählt nach Waſthald, wie nach der großen Schlacht mit den Gothen um die Zeit des perſiſchen Einfalls, Markomir der König, deſſen Vater in der Schlacht geblieben, die Götter um das Schickſal der Nation befragt. Da trat der Prieſter Menolgaſt vor den Altar Wodans, verdreht das Haupt, knirſcht mit den Zähnen, biegt die Finger ein, ſchlägt die Arme und murmelt Verſe, alles nach der Weiſe der Kureten und Korybanten, und verkündet dann, wie es der Wille der Götter ſey, daß die Nation zu den Mündungen des Rheins zöge, wo ſie im Verein von Troja Gallier und Germanen fände. In der folgenden Nacht beſchwor der König mit Hülfe der Alrune Alruna (ein Wort das im Scythiſchen Idiome eine Wahrſagerin bezeichnet) ſelbſt den Gott, und dieſer erſchien ihm in Geſtalt eines dreyköpfigen Ungeheuers mit dem gekrönten Kopf eines Adlers in Mitte eines Löwen und einer Kröte, und die drey Häupter bekräftigten, was der Prieſter ausgeſagt, und jedes für ſich ſprach geheimnißvolle Worte von der Zukunft. Alle drey vereinigten ſich dann in Einem, und eines Mannes Bild ſtand da, gekrönt mit goldenem Diadem, in der Rechten das Schwert, den Scepter in der Linken, und die Geſtalt deutete der Alraune die Rede, die ſie gehört. Dieſe Geſtalt, unter der hier der Schutzgott des Volkes erſcheint, iſt offenbar jener uralte orphiſche Schlangengott; der Drachenſchweif, der hier nicht angedeutet iſt, erſcheint auf den Kriegsfahnen der Franken an dem Löwen wieder, der den Adler zerreißt, und die Geſtalt, in die er ich verwandelte, war Phanes, Fanas, der göttliche Aſe. Der große Waſan aber iſt offenbar und in allen Zügen ier fränkiſche Othin, König, Prieſter, Geſetzgeber, Zauberer, Wahrſager und Held. Die Orgien, die er m Tempel der Frigga angeordnet, werden uns nicht weiter Wunder nehmen, auch nicht der blutige Dienſt. Im Herbſte, ſagt die *Hervararſage*, ward ein großes Blutopfer (Diſablot) der Göttin Frigga bey dem König Alfer gebracht. Und an einem andern Orte: »Da ward eine Volksverſammlung (Ting) ausgerufen, in dem ganzen Lande ward da viel Blut geopfert, fragten nach dem Ausgang, und giengen bey den weiſen Männern um Rath zu fragen. Und ſie empfiengen die Antwort, daß bluten ſolle der Jüngling, der der würdigſte wäre im Lande, und darnach ſolle Ueberfluß kommen.« In der Edda aber wird geſagt, wie Freya in die Schlacht reitet, und die Hälfte der Todten ihr gehört, die andere aber Othin.

Hunibald aber fährt fort: Markomir, nachdem er jenen Ausſpruch der Götter vernommen, hat die Sachſen, daß ſie ſeinem Volke neue Sitze einräumten, und dieſe fanden ſich willig, ſie als Schutzmauer zwiſchen ſich und die Gallier zu ſetzen. Darum machte ſich 433 Jahre vor Chriſti, im Monat *Hecatombeon*, das Volk auf, und zog 489658 ſtreitbare Männer unter 33 Anführern, mit Weibern und Kindern aber 489360 Perſonen ſtark, ohne die Knechte, unter vielen Kämpfen und Abentheuern zuerſt gegen Norden, und dann gegen Weſten, bis ſie endlich die Gegend der Rheinmündungen erreichten. Dieſe Wanderung fällt in eine Zeit, wo der große Heerzug Belinus und Brennus oder Prans nach Italien, den ganzen Norden in Aufruhr und Bewegung ſetzte. Dieſe denkwürdige Volksbewegung, die vom celtiſchen Norden ausgehend, den ganzen Süden erſchütterte, mußte nothwendig vielfache Wanderungen hervorbringen, und die germaniſchen Völker auf die Nothwendigkeit aufmerkſam machen, ihre galliſche Gränze zu verſtärken: und ſo wird denn der angegebene Zug ei[illegible] Völker von Oſten her gar wohl glaublich. Was [illegible] Richtung dieſes Zuges und die verſchiedenen St[illegible] betrifft, in die dieſer in allmähligen Fortſchritten [illegible] geführt, ſo iſt auch das der poſitiven Geſchichte keineswegs entgegen. Der Geograph von Ravenna, ein Gothe des ſiebenten Jahrhunderts, der, wie er ſelbſt ſagt, ſeine Nachrichten aus Anarid und Eldebald, beydes gothiſche Philoſophen, genommen, führt an: gegen den vierten Stundenzirkel nach Mitternacht liegt das Vaterland der Normannen, von Alters her Dänemark genannt; gegenüber dehnt ſich das Eisland aus, vor Alters ohne Zweifel Maurungania genannt, in welchem Lande durch viele Jahre das Geſchlecht der Franken verweilte. Dieſe Quelle bezeichnet als den Aufenthalt des Volkes den Landesſtrich zwiſchen Elbe und Pannis, wo die Reudinger, Avionen, Angeln, Waringer, dazu noch die Heruler, Magier, Cimbern, die alten Sachſen, und jenſeits der Elbe die Jüten wohnten. Darum ſucht Leibnitz in ſeiner kleinen Schrift de origine gentis Francorum, in Eccards Ausgabe der ſaliſchen Geſetze, eben dort den Ur-

ſitz

ſich des Volks, da die Alten das baltiſche Meer auch oft die mäotiſchen oder ſcythiſchen Sümpfe genannt, und Prokopius erzählt, die Vandalen wären aus dieſen Sümpfen gekommen, wo dann das Land am Panis leicht als Pannonien bezeichnet werden konnte, und Ermoldus Nigellus in ſeinem Gedichte an Ludwig den Frommen, die Dänen als diejenigen angeben konnte, von denen die Franken abgeſtammt. Maringania aber iſt das Land der Maringen, Meringen, Möringer oder Merowinger, d. i. der Meergebohrnen. Der alte Merwig oder Meroväus, Stammvater Klodwigs, war ein ſolcher Märinger aus Maringania, darum ſagt auch die fränkiſche Sage von ihm, ſeine Mutter, als ſie am Meeresufer geſeſſen, ſey von einem Ungeheuer gleich dem Minotaurus, das aus dem Ocean hervorgeſtiegen, befruchtet worden, weswegen dann auch das Kind Meerwig, Meergeborner, genannt wurde. Dieſe Merowinger waren, gleichwie die Balthen und Amelungen unter den Gothen, und gleich den Paſargaden bey den Perſern, das edlere Geſchlecht in der Mitte des Volks, und aus ihm hatten ſie nach dem Rheinübergange Könige gewählt, die alſo Merowinger hießen. So waren alſo jene Wanderer zum Rheine vom jenſeitigen Ufer der Elbe hergekommen, weswegen denn auch Eumenius, Verfaſſer des zehnten Panegyrikus ſagt: was rede ich von den innerſten Völkern der Franken, die nicht von jenen Orten zu denen ehemals die Römer (bis zur Elbe unter Drusus) vorgedrungen, ſondern ihren urſprünglichen Sitzen, von den äußerſten Ufern der Barbarey weggeriſſen, und in die wüſten Gegenden Galliens verſetzt, den Frieden des römiſchen Reichs durch ruhige Anſiedelung beförderten? Von jenem Marſchlande aus über den Sachſen verbreitete ſich der Stamm allmählig in den Strich zwiſchen der Elbe und Weſer, wie die in der Einleitung zum ſaliſchen Geſetz bezeichneten Gaue erweiſen, und ſenkte ſich dann durch die Ebenen Norddeutſchlands gegen die Mündungen des Rheins, und als ſie den Römern bekannt wurden, beſaßen ſie dieſe Mündungen und das Meerufer mit dem ſumpfigten Binnenland bis tief in den Norden hin. Darum auch konnte der heil. Hieronymus ſchon von ihnen ſagen: »Zwiſchen den Sachſen und Alemannen liegt ein nicht ſo ſehr groſes aber kräftiges Volk, ſonſt bey den Geſchichtſchreibern Germanen, jetzt Franken genannt.«

Etwas über die Verhältniſſe zwiſchen Heyne und Winkelmann.

Von

H. A. L. Heeren.

Wenn ich gleich in meiner biographiſchen Darſtellung von Heyne, ſeine Verhältniſſe mit Winkelmann berührt habe, ſo wird es doch nicht ohne Intereſſe ſeyn, ſie aus zuverläſſigen Quellen etwas genauer auseinander geſetzt zu ſehen. Dieß Intereſſe geht ſchon zunächſt aus ihren Wirkungskreiſen hervor; die, beyde gleich ausgedehnt, ohne dieſelben zu ſeyn, ſich doch einander berührten.

Winkelmann widmete ſein Leben der alten Kunſt, Heyne zunächſt das ſeinige der alten Poeſie. In welcher engen Verbindung ſtehen aber nicht alte Kunſt und alte Poeſie! Schöpften ſie nicht beyde aus derſelben Quelle, der Mythologie? Mußten alſo nicht die Studien beyder Männer, wenn ſie gleich ſonſt in einem umgekehrten Verhältniß gegen einander ſtanden, daß bey Heyne das Studium der Kunſt dem der Mythologie, bey Winkelmann das der Mythologie dem der Kunſt untergeordnet blieb, auf die Mythologie zurückgeführt werden? Hätte Heyne auch nicht außerdem unmittelbar auf das Studium der Kunſt eingewirkt, ſo würde er es ſchon mittelbar gethan haben. Aber auch die perſönlichen Verhältniſſe beyder Männer verdienen eine etwas genauere Erörterung; um ſo mehr, da man Heyne wohl eine Abneigung gegen Winkelmann beygelegt hat, die leicht aus falſchen Quellen abgeleitet werden könnte.

Jn den perſönlichen Schickſalen von beyden, bis zu dem Zeitpunkt hin, wo ſie jeder auf ſeinen Platz ſtanden, herrſcht eine auffallende Aehnlichkeit. Beyde waren in der niedern Klaſſe der Geſellſchaft gebohren; Winkelmann der Sohn eines armen Schuſters; Heyne, eines dürftigen Leinewebers. Beyde hatten alſo mit den Entbehrungen zu kämpfen, welche die Gefährten der Armuth ſind; beyde, ſtatt von ihren Eltern unterſtützt zu werden, mußten vielmehr, ſich ſelbſt das Nothwendige abdarbend, ſie unterſtützen. Was der Paſtor Sebaſtian Seidel in Chemnitz ſeinem Pathen Heyne ward, ward ungefähr für Winkelmann der Rector Tappert in Stendal; nur daß Winkelmann bey dieſem ſchon etwas mehr Gelegenheit gehabt zu haben ſcheint, ſich einige Bücherkenntniſſe zu verſchaffen. Jn Halle hungerte Winkelmann, wie Heyne in Leipzig; aber obgleich beyde oft kein Brod hatten, ſo kamen doch beyde darin überein, daß ſie den ſogenannten Brodwiſſenſchaften keinen Geſchmack abgewinnen konnten. Welchen Einfluß dieſe harten Schickſale der Jugend auf Winkelmann bey ſeiner Anſicht der Kunſt, wahrſcheinlich ihm ſelber unbewußt, gehabt haben, wäre nicht unwichtig zu wiſſen. Wäre Winkelmann im Ueberfluſſe gebohren und erzogen, wo man ſich ſchon frühe gewöhnt, die Kunſt als einen Gegenſtand des verfeinerten Genuſſes, oft ſelbſt nur der Eitelkeit und des Glanzes, zu betrachten, würde er wohl jenen reinern Geſichtspunkt, Kunſtwerke nur als Kunſtwerke anzuſehen, haben faſſen können; wodurch er eigentlich der Schöpfer alles edlern Kunſtſtudiums in Europa geworden iſt?

Winkelmann und Heyne erreichten beyde das männliche Alter, ohne etwas von einander zu wiſſen. Als Aufſeher großer Privatbibliotheken, Heyne bey der des Grafen Brühl in Dresden, Winkelmann bey der des Herrn von Bünau zu Nöthenitz unweit dieſer Stadt, fanden beyde Gelegenheit, ihre Kenntniſſe zu erweitern, und benutzten ſie. Die Nähe und ihre Studien führten ſie zuerſt zuſammen. Winkelmann, damals bereits 36 bis 37 Jahre alt, hielt ſich einen Theil der Jahre 1754 und 1755 bey Oeſer in Dresden auf, und beſuchte von Zeit zu Zeit die dortigen Bibliotheken. Hier war es, wo Heyne ihn zuerſt kennen lernte.

Der Eindruck, den Winkelmanns perſönliche Bekanntſchaft damals auf Heyne machte, war für jenen nicht der vortheilhafteſte. War es auch zu verwundern, wenn es Winkelmann damals noch an feinerer Bildung im Aeußeren fehlte? Wie hätte der Sohn des Schuſters, der dürftige Student, der Conrector in Seehauſen ſie ſich verſchaffen ſollen? Wenn Heyne ſich nachmals Winkelmanns aus jener Zeit erinnerte, pflegte er oft der Ruſticität in ſeinem Aeußern zu erwähnen. Daß er darin keinesweges Unrecht hatte, beſtätigt das Zeugniß eines andern frühern Bekannten von Winkelmann, das von Boyſen*), der ihm zu jenem Conrectorat verholfen hatte. Dazu kam, daß die Verhältniße, unter denen ſie ſich ſahen, für eine genauere Bekanntſchaft nicht die günſtigſten waren. Wenn Winkelmann die Dresdner Bibliothek beſuchte, ſo kam er nicht der Cuſtoden, ſondern der Bücher wegen. Hier war denn des Forderns kein Ende, und die Laſt fiel dann gewöhnlich am meiſten auf Heyne; denn ſeine Gehülfen, wie dieſer oft erzählte, bogen aus, wenn ſie Winkelmann nur von weitem kommen ſahen. Auch wäre ſchon der Verſchiedenheit des Alters wegen verzeihlich geweſen, wenn der um faſt zwölf Jahre ältere Winkelmann auf den unbedeutenden Copiſten Heyne etwas herab geſehen hätte. Was ſie beyde ein Decennium ſpäter der Welt werden ſollten, fiel keinem von beyden ein.

Wäre indeß damals eine genauere Bekanntſchaft zwiſchen ihnen entſtanden, ſo zweifle ich im mindeſten nicht, daß eine wechſelſeitige Achtung ſofort die Folge davon geweſen ſeyn würde. Sie waren beyde in Lagen, wo ſie ſich geiſtig einander bedurften! Allein in keinem der Winkelmanniſchen Briefe aus Dresden wird Heyne erwähnt. Und wenn man dieſes auch nur blos für zufällig halten wollte, ſo verdient die Aeuſſerung von Winkelmann in einem ſeiner Briefe an Berendis**) Aufmerkſamkeit, daß er in Dresden keinen Menſchen finde, der griechiſch verſtehe. Er hätte dieſen in Heyne finden können; denn dieſer war ſchon damals mit der Bearbeitung des Epiktets beſchäftigt, der im folgenden Jahre erſchien.

---

*) Boyſens eigene Lebensbeſchreibung S. [illegible]

**) Winkelmann und ſein Jahrhundert; von Göthe. S. [illegible]

Das damals aufgefaßte Bild von Winkelmann blieb nun natürlich bey Heyne zurück; und wer die Kraft ſolcher frühen Eindrücke kennt, wird es keinesweges als gleichgültig betrachten. Hätte Winkelmann ſeinen Plan ausgeführt, im Jahr 1768 ſeine Reiſe durch Deutſchland fortzuſetzen, und Göttingen zu beſuchen, ſo würden jene Erinnerungen bald verwiſcht worden ſeyn. So blieb es Heynen aber immer ſchwer, den Präſidenten der Alterthümer in Rom, ſich unter einem andern als jenem frühern Bilde zu denken.

Winkelmann ging bereits im Herbſt 1755 nach Italien, wo der edle Albani das für ihn ward, was nachmals der große Münchhauſen in Deutſchland für Heyne. Die ganze Periode des ſiebenjährigen Krieges hindurch blieben beyde Männer ſich fremd; aus Heyne's Schickſalen in dieſem Zeitraum ergiebt ſich leicht, wie er ſchwerlich Zeit und Anlaß haben konnte, viel an alte Kunſt zu denken. Erſt als auch Heyne ſeit 1763 auf ſeinem nachmaligen Poſten ſtand, begann ein Briefwechſel, der zwar bis zu Winkelmanns Tode dauerte, jedoch nicht ſehr häufig war, und nach Winkelmanns Lage und wegen der Entfernung es auch nicht wohl ſeyn konnte. Aus Winkelmanns Briefen an Heyne ſelbſt geht hervor, daß er ſeine Correſpondenz nach Deutſchland lieber beſchränkte als ausbreitete.

Heyne war es, der den Faden ihrer Verbindung zuerſt wieder anknüpfte, und zwar auf eine für Winkelmann ehrenvolle Weiſe. Im Jahr 1764 ward dieſer auf Heyne's Betrieb zum Mitglied der hieſigen Societät der Wiſſenſchaften ernannt. Je eiferſüchtiger Winkelmann auf ſeinen Ruf in Deutſchland war, um deſto mehr fühlte er ſich dadurch geſchmeichelt. Er ſah ſich außerdem dadurch den Weg zu der Bekanntſchaft mit Münchhauſen gebahnt, und gegen Verbindungen mit Großen war Winkelmann gar nicht gleichgültig. Sein Brief an Heyne vom 20. März 1765*), worin er die Glückwünſche ſchildert, die ihm darüber in Rom gemacht ſeyen, giebt von dem allen die unzweydeutigſten Beweiſe. Kurz vorher, in dem Jahre 1764, war die erſte Ausgabe ſeiner Geſchichte der Kunſt erſchienen: die Aufnahme in die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften mußte in einem ſolchen Zeitpunkt natürlich für ihn einen noch höhern Werth haben, da er ſie mit Recht als die öffentliche Anerkennung des Werths ſeines Werks betrachtete.

Litterariſch uneigennützig war indeß die Anknüpfung dieſer Verbindung von Heyne's Seite keinesweges geweſen. Heyne war durch Winkelmanns Werk für das Studium der Kunſtgeſchichte begeiſtert worden, die nachmals bald ausgeführte Idee wurzelte bey ihm, es in den Kreis des akademiſchen Unterrichts zu ziehen. Er wünſchte ſich einen Freund in Rom, der ihm an die Hand ginge, der ihm Nachrichten und Aufklärungen gäbe, und wer konnte ihm dazu nützlicher ſeyn, als Winkelmann?

---

*) Man ſehe Johann Winkelmanns Briefe an Hrn. H. (Heyne). Leipzig 1776. S. 9. Dieſe Briefe ſind dieſelben, welche auch in der Daßdorfiſchen Sammlung wieder gedruckt ſind.

Seine Hofnungen wurden auch nicht getäuſcht, wie die Reihe von Winkelmanns Briefen vom Jahr 1765 in der oben angeführten Sammlung zeigt. Auch Winkelmann fand in dieſem Briefwechſel eine Stütze ſeines Ruhms dieſſeits der Alpen; da ſeine Schriften ſofort durch die hieſigen gelehrten Zeitungen bekannt gemacht wurden.

In dem folgenden Jahre 1766 aber entſtand eine Unzufriedenheit bey Winkelmann, weil er ſich in Göttingen vernachläſſigt glaubte. Er wandte ſich deshalb an den Graf Wallmoden. Dieſer benachrichtigte davon in einem noch vorhandenen franzöſiſchen Billet vom 7. Februar 1767 den Premierminiſter von Münchhauſen: Winkelmann beklage ſich, ſchreibt er, daß man ihm von Göttingen weder auf ſeine Nachrichten, noch auf ſeine Dedication der Allegorie geantwortet habe. Winkelmann hatte nämlich ſeine damals erſchienenen Verſuche über die Allegorie der hieſigen Societät der Wiſſenſchaften gewidmet. Münchhauſen ſchrieb ſofort unter dem 10. Februar an Heyne, und theilte ihm die Beſchwerden von Winkelmann mit. »Dieſer gelehrte und berühmte Mann, ſetzte er hinzu, verdient wohl nicht disguſtirt zu werden; und ich bitte alſo nachzufragen, was an dieſen Beſchwerden Schuld, und ob ſelbige nicht vorderſamſt zu heben ſeyen.«

Woher dieſer Unwille bey Winkelmann entſtand, kann ich mir nicht völlig erklären. Dem Verſuch über die Allegorie war in den hieſigen gelehrten Zeitungen von Heyne mit Achtung und Dank angezeigt worden *). Hatte er nicht den ſchriftlichen Dank im Namen der Societät dafür empfangen, ſo war dieß wenigſtens nicht die Schuld von Heyne, der damals noch nicht ihr Secretär war. Ich halte es für wahrſcheinlicher, daß ein Brief verloren gegangen ſey; denn Michaelis, ihr damaliger Director, pflegte ſolche Dinge nicht zu verſäumen. Wie dem auch ſeyn mag, das gute Vernehmen zwiſchen Heyne und Winkelmann ward bald wieder hergeſtellt. Heyne ſchrieb ihm, und Winkelmann benahm ihm bald den Verdacht, daß ſeine Geſinnungen ſich geändert hätten. »Ich kann,« ſchreibt er **), »ihre Zweifel über meine Freundſchaft nicht verſchmerzen. Es würden dieſelben, aus etlichen Briefen mehr oder weniger gefaßt, ohne Grund ſeyn; es muß dieſer Argwohn alſo aus Verläumdung eines Böſewichts herrühren.« Seit dieſem Zeitpunkt wurden ſeine Briefe wieder häufiger und herzlicher.

In eben dieſer Zeit hatte Winkelmann, wie ſchon aus dem obigen erhellt, noch andere Verbindungen in Hannover angeknüpft, welche auch auf die mit Heyne nicht ohne Einfluß blieben; theils die mit dem Grafen Wallmoden, theils die mit dem Premierminiſter von Münchhauſen.

Reiſen nach Rom aus dem nördlichen Deutſchland gehörten damals zu den großen Seltenheiten. Ein junger von Werpup aus Hannover, der ſie damals machte, verunglückte in Italien durch einen Sturz mit dem Wagen. Seit hundert Jahren, ſchreibt Winkelmann ſelbſt an Heyne *), ſey wohl kein Hannoveraner nach Rom gekommen. Um dieſe Zeit aber ging der junge Graf Wallmoden (damals General, nachher Feldmarſchall) durch ſeine Geburt, ſein Vermögen und ſeine Kenntniſſe gleich ausgezeichnet, nach Rom, wo er bald in die Bekanntſchaft von Winkelmann kam, der ſein Lehrer und ſein Rathgeber bey dem Ankauf der Antiken für ſeine Sammlung ward. Der Graf ſtand in Hannover in genauen Verhältniſſen mit dem Kenner der Kunſt und Litteratur, dem Hofrath Brandes, dem Freunde, ſpäterhin dem Schwiegervater von Heyne. Da der Graf auch abweſend in Verbindung mit Winkelmann blieb, ſo gingen Winkelmanns Briefe nach Hannover und Göttingen zum Theil durch ſeine Hände.

---

*) Man ſehe St. 86 J. 1766.

**) Unter dem 19 März 1767 in der Samml. S. 46.

Die Bekanntſchaft mit Münchhauſen eröffnete ſich Winkelmann zuerſt 1766, indem er ihn erſuchte, ihm durch ſeine Vermittelung ein Exemplar der hieſigen gelehrten Zeitungen zukommen zu laſſen. Dieß geſchah; Münchhauſen war erfreut, ſie auf dieſem Wege nach Rom zu bringen, und ließ ſie ihm wöchentlich franco Augsburg zuſtellen. Dadurch knüpfte ſich nachmals, jedoch erſt in dem vorletzten Jahre Winkelmanns, ein Briefwechſel mit dem Premierminiſter an. Ihrer beyder Briefe

---

*) Winkelmanns Briefe an H. S. 41.

ſind nebſt denen an Heyne gedruckt *); in den Briefen von Münchhauſen wird man ſeinen Geiſt nicht verkennen.

Der hohe Ruhm von Winkelmann hatte bey Münchhauſen die Idee erzeugt, ob er nicht für Göttingen zu gewinnen ſeyn möchte? Daß ſie nicht ausführbar geweſen wäre, da Winkelmann ſein zweytes Vaterland nicht verlaſſen wollte, bedarf jetzt keines weitern Beweiſes; auch hatte der Hofrath Brandes Münchhauſen ſchon die Unthunlichkeit gezeigt. Daß Münchhauſen dieſe Idee gehabt habe, ſchließe ich nur aus den Briefen von Brandes an Heyne. Mehr als bloße Idee iſt es bey Münchhauſen nicht geweſen; in ſeinen Briefen an Heyne, mit dem er ſolche Dinge immer überlegte, geſchieht ihrer nicht einmal Erwähnung. Indeſſen wünſchte man in Hannover mit Winkelmann in gutem Vernehmen zu bleiben; und auf der Reiſe, welche er im Jahre 1768 nach Deutſchland unternahm, ihn kennen zu lernen. Winkelmann hatte damals ſein zweytes Hauptwerk, ſeine Monumenti inediti herausgegeben. Heyne machte davon, Münchhauſens Wünſchen gemäß, im Februar 1768 eine ausführliche Anzeige. Sie war im Ton der Achtung nicht der Schmeicheley. Sie hatte vollkommen Münchhauſens Billigung: »Es wäre,« ſchreibt er unterm 28ſten Februar an Heyne, »eine übertriebene Amicitia adulatoria geweſen, wenn Ew. etwas loben wollten, ſo fehlerhaft iſt. Ew. haben die Mängel mit ſolcher Gründlichkeit und Politeſſe angemerkt, daß der Herr Autor ſie

---

*) In der mehrmals erwähnten Sammlung.

ſelbſt nicht mißbilligen kann. Die Gelehrten ſind einander gleich, hier iſt kein Herr noch Freyer.« Daß die Hofnung, Winkelmann perſönlich kennen zu lernen, vereitelt ward, daß Winkelmann, überwältigt von der Sehnſucht nach Italien, auf halbem Wege wieder umkehrte, und auf ſeiner Rückreiſe in Trieſt durch die Hand eines Meuchelmörders ſein Ende fand, iſt allgemein bekannt.

Aus dem bisherigen gehen die perſönlichen Verhältniſſe beyder Männer, wie ich glaube, hinreichend hervor. Sie waren freundſchaftlich, ohne gerade vertraut zu ſeyn. Wie Heyne in litterariſcher Rückſicht gegen Winkelmann ſtand, wie er im Ganzen auf das Studium der Antike einwirkte, habe ich in meiner biographiſchen Darſtellung zu zeigen geſucht. Hier beſchränke ich mich blos darauf, den Standpunkt anzudeuten, aus dem jeder das Studium der Antike betrachtete; und daraus Heyne's Urtheile über Winkelmanns Verdienſte und Mängel aufzuklären.

Heyne iſt nie als Gegner von Winkelmann aufgetreten; vielmehr als ſein Lobredner *). Jedoch nicht als blinder Bewunderer, ſondern zugleich als ſein Verbeſſerer. Dieſes hauptſächlich in dem Aufſatze: *Berichtigung zu Winkelmanns Geſchichte der Kunſt*; welcher in dem einzigen Bande der *deutſchen Schriften* (1771) der hieſigen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften ſteht; und den ich hier hauptſächlich vor Augen habe. Da dieſer Aufſatz erſt drey Jahre nach Winkelmanns Tode erſchien, ſo ſah ſich Heyne hierdurch nicht mehr verhindert, ſein Urtheil über Winkelmann frey auszuſprechen. Er nennt den Verfaſſer ſeinen Freund; ſeinen alten warmen Freund; deſſen Ruhm ihm ſo lieb als ſein eigener Name ſey. Er nennt ſein Werk ein claſſiſches Werk. Aber dieß hindert ihn nicht, es als ein Werk darzuſtellen, das noch vieler Berichtigungen bedürfe.

---

*) In der Lobſchrift auf Winkelmann die 1778 den an der Caſſeler Geſellſchaft der Alterthümer aufgeſetzten Preis erhielt.

Das Urtheil, welches Heyne über Winkelmanns Geſchichte der Kunſt fällt, ging unmittelbar aus der Richtung ihrer beyderſeitigen Studien hervor. Die Beleſenheit von beyden Männern in den Werken des claſſiſchen Alterthums war ſich vielleicht gleich. Aber ſie wichen darin von einander ab, daß Heyne ſie mit viel ſchärferer hiſtoriſcher Kritik geleſen hatte; Winkelmann dagegen blos in Beziehung auf die Kunſt. Mit eigentlichen hiſtoriſchen Studien hatte ſich Winkelmann überhaupt wenig beſchäftigt, und doch hing auch die Geſchichte der Kunſt mit dieſen vielfach zuſammen. Auch bey der Geſchichte der Kunſt ging Winkelmann mehr darauf aus, die Perioden derſelben nach ihrer innern Natur, nach der Verſchiedenheit des herrſchenden Styls zu unterſcheiden, als nach ihren äußern Schickſalen.

Was Heyne an der Winkelmanniſchen Geſchichte der Kunſt tadelt, kommt eigentlich darauf hinaus, daß dieſe äußere Geſchichte der Kunſt ſo wenig kritiſch bearbeitet; der Apparat dazu nicht ſorgfältig geſammelt, und das Geſammelte nicht gehörig geſichtet worden ſey. Hierin hat Heyne unſtreitig vollkommen Recht.

Eine andere Frage iſt es aber: ob Winkelmanns Werk je das hätte werden können, was es geworden iſt, wenn er dieſe äußere Geſchichte zur Hauptſache gemacht, oder wenn er ſich gar blos auf ſie beſchränkt hätte? Sie möchte allerdings alsdann ein noch gelehrteres Werk geworden ſeyn; aber ſie würde nicht die Wirkung hervorgebracht haben, die ſie jetzt hervorgebracht hat; ſie wäre nur in dem Kreiſe der Gelehrten geblieben; ſie hätte nicht den Enthuſiasmus für die Kunſt erregt: ſie hätte nicht das ganze Studium der Antike auf die Höhe gehoben, auf welche ſie es wirklich gehoben hat.

Jenen Mängeln von Winkelmanns Werk abzuhelfen, verſuchte Heyne ſchon einigermaßen in dem angeführten Aufſatz. Aber auch ſeine Berichtigungen ſind dort nur Stückwerk. Er ſelber bedurfte erſt länger fortgeſetzter Studien, bis er reifere Früchte derſelben liefern konnte. Dieſe finden ſich in den beyden lateiniſchen Abhandlungen über die Epochen der Kunſt unter den Griechen und italiſchen Völkern, welche er dem vierten Bande ſeiner Opuscula beygefügt hat. Die Erklärung der Gemählde des Philoſtratus, welche dieſer Band enthält, hatten ihn, wie er ſelber bemerkt, auf dieſe Gegenſtände wieder zurück geführt; viel hatten auch dazu ſeine Beſchäftigungen mit den letzten Büchern des Plinius beygetragen; zu deren Erklärung er vieles vorgearbeitet hat.

Es ſchien mir nicht überflüßig, das wiſſenſchaftliche Verhältniß der beyden Männer in Beziehung auf die Geſchichte der Kunſt anzudeuten, welche in Deutſchland am längſten und am meiſten für ſie gearbeitet haben. Sobald man ſich auf ihren Standpunkt ſtellt, ergiebt ſich alsdann die Verſchiedenheit ihrer Anſichten von ſelbſt; und ſelbſt der Verdacht jeder kleinlichen Eiferſucht (wenn dieſe auch nicht ohnehin Heyne's Charakter ſo gänzlich fremd geweſen wäre), verſchwindet ſofort. Was der letztere für die Geſchichte der alte Kunſt gearbeitet hat, läßt ſich, da er ſie mehr durch mündlichen als ſchriftlichen Vortrag lehrte, aus ſeinen bisher gedruckten Werken nur ſehr unvollkommen beurtheilen. Sollten einſt, wie ich hoffe, glücklichere Zeitverhältniſſe für den Buchhandel als die gegenwärtigen, die Herausgabe ſeiner Papiere über dieſes Fach geſtatten, ſo wird man erſt ſehen, was er auch in dieſem Fache geleiſtet hat.

Briefe

Briefe,

von

Wieland, Ramler, Leſſing u. a.

Von den Jahren 1770—1786.

IX.

Weimar, den 7. April 1773.

Es würde ſehr unbeſcheiden von mir ſeyn, wenn ich von den wenigen Ruheſtunden, die ein wichtiges Amt und tauſendfältige Verhältniſſe Ew. Hochwohlgebohren übrig laſſen, mehr Antheil für mich ſelbſt fodern wollte, als Ihre Gütigkeit mir bisher wirklich geſchenkt hat. Haben Sie die Gnade verſichert zu ſeyn, daß ich allzeit jeden Ihrer Briefe als ein koſtbares Merkmal Ihrer Freundſchaft verehren, aber nie ſo unbillig ſeyn werde, mich zu beklagen, wenn ich deren nicht ſo viele erhalte, als ich wünſchen müßte, wenn ich blos mein eigenes Vergnügen zu Rathe zöge.

Die erſten drey Stücke des T. Merkurs werden nun bald in Wien anlangen, und wie ich mehr wünſche als hoffe, das daſige Publikum vielleicht reitzen, durch häufigere Abonnements dieſe durch die entgegen arbeitenden Bemühungen der Buchhändler an ihrem Fortgang ſehr gehinderte Unternehmung aufzumuntern. Ich habe mir die Freyheit genommen, auf dem blauen Umſchlag des 3ten Stücks dem ehrſamen Publikum hierüber einen kleinen

Wink zu geben. Ich getraue mir aus dem T. Merkur ein ungemein gemeinnützliches Inſtitut zu machen; aber wenn dieß möglich ſeyn ſoll, muß das Publikum etwas weniger Kaltſinn und etwas mehr Nationalgeiſt zeigen. Ew. Hochwohlgebohren werden, wie ich hoffe, den Ton, in welchem der Verfaſſer des theatraliſchen Artikels der verbeſſerten Ausgabe der Klementine und des Miniſters erwähnt hat, wenigſtens nicht unleidlich finden. Ich ſtreiche in den Aufſätzen meiner wenigen Mitarbeiter nicht gerne etwas aus. Meine Gedanken von Ew. Hochwohlgebohren wahren Verdienſten um das deutſche Theater und um das wieneriſche Publikum, was den Geſchmack in Schauſpielen betrifft inſonderheit, habe ich in den erſten Theilen des Merkurs öffentlich und nach meiner Empfindung geſagt. Ich glaubte, dieß könnte wenigſtens auf einige Zeit hinreichend ſeyn; denn man thut ſeinen Freunden durch zu vieles Loben oft mehr Schaden, als Feinde durch den bitterſten Tadel ſchaden können; das Publikum pflegt immer gegen beyde auf ſeiner Hut zu ſeyn. Indeſſen verdenke ich's Ew. Hochwohlgebohren um ſo weniger, wenn Sie mit dem Ton der ſogenannten kritiſchen Nachrichten im Merkur nicht immer zufrieden geweſen ſind, da ich ſelbſt es nie durchaus, und am wenigſten in dem was Ihre dramatiſche Werke betrifft, geweſen bin. Ich ſehe kein anderes Mittel, dieſem Uebel zu helfen, als wenn ich zu dieſem Artikel einen großen Mann, einen Mann wie Leſſing (wenn es noch ſo einen in Teutſchland giebt) engagiren könnte. Nur ein ſolcher Mann iſt fähig und würdig, das wichtige Amt eines Ariſtarchen zu verwalten, und Lob und Tadel mit unparteyiſch prüfendem Verſtande nach Recht und Billigkeit zu adminiſtriren. Von einem ſolchen Mann iſt es oft angenehmer getadelt als von Halbköpfen gelobt zu ſeyn. Ich kann nicht ſagen, ob ich ſo glücklich ſeyn werde, Hrn. Leſſing zum Mitarbeiter zu bekommen, und ich erſuche daher auch Ew. Hochwohlgebohren, dasjenige, was ich Ihnen deßwegen gemeldet habe, als eine Confidenz sub rosa anzuſehen. Aber wenigſtens werde ich mich angelegenſt darum bemühen; denn den Mercur immer vollkommener zu machen, iſt jetzt einer meiner eifrigſten Wünſche. Daß ich der von Ew. Hochwohlgebohren letzthin erwähnten Druckfehler im Merkur nicht gedacht habe, geſchah blos, weil ich ſie (wie ſie es denn wirklich ſind) als unerheblich anſah. Wenn Sie es aber dennoch wünſchen, ſo ergreife ich dazu die erſte Gelegenheit.

Eben fällt mir ein, daß ich dieſen Emendationen auf dem Umſchlag des vierten Stücks, ſo gegen Ende dieſes Monats ausgegeben wird, einen Platz einräumen kann, und dahin will ich ſie auch auf eine convenable Art placiren.

Daß müßige Leute in Wien nicht gewußt haben, was ſie aus mir machen ſollen, nachdem ſie geſehen, daß unſer junger Herzog nun keinen Inſtructor mehr braucht, und alſo die gute Gelegenheit ergriffen haben, Albernheiten auf meine Rechnung auszuſtreuen, wundert mich noch weniger, als warum der Frankfurter Zeitungsſchreiber mich ſchon zu zwey verſchiedenen Malen ohne mein Vorwiſſen nach Wien transportirt, welches man vermuthlich als eine allgemeine Zuflucht Herren- und dienſtloſer Leute anſieht. Ich bin Ew. Hochwohlgebohren unendlich verbunden, daß Sie bey ſolchen Gelegenheiten meine Partie nehmen, und Sie werden nie in Gefahr kommen, mehr avancirt zu haben, als der Erfolg und Augenſchein rechtfertigen wird, wenn Sie, bey ſich ergebendem Anlaß geradezu verſichern, daß Ihr Freund Wieland, ein Mann der gern Verſe macht, ohne alle Ambition iſt, und in häusliches Glück ſein höchſtes Gut ſetzt, mit ſeinem Zuſtande zu Weimar zu wohl zufrieden iſt, um dieſen Ort anders als im Tode zu verlaſſen. Das übrige — meine Liebe zu einem jungen Fürſten, der einer Krone Ehre machen würde, und ſeine Liebe zu mir — iſt etwas zwiſchen Ihm und mir, das die Welt nichts angeht, und wovon ſie auch nie nichts hören ſoll — weil ich kein Voltaire bin. Aber wenigſtens iſt es ein großes Motiv mehr, in Weimar zu leben. Wien ſollte freylich, als die Kaiſerſtadt, als die Hauptſtadt eines Fürſten, der (auch ohne die Kaiſerwürde) einer der erſten Monarchen des Erdbodens iſt, billig Teutſchlands Hauptſtadt, und als dieſe in Abſicht der Wiſſenſchaften, der Künſte, des Geſchmacks und der Sprache eben das ſeyn, was Paris und London ſind. Allein damit dieß möglich ſey, müßte erſt Toleranz und Freyheit der Preſſe und des Buchhandels eingeführt, und unwiderruflich gegründet ſeyn; und von dieſer Epoche ſind wir, denke ich, noch ſehr ferne. Ehe ich Ew. Hochwohlgebohren von meinem Geſchwätze befreye, muß ich mir die Erlaubniß ausbitten, Ihnen den Hrn. Bertuch, von dem ich eine Epiſtel anzuſchließen die Freyheit nehme, mit ſeinem darin enthaltenen Geſuch, angelegenſt zu empfehlen. Herr Bertuch iſt ein hieſiger junger Gelehrter, von vorzüglichen Talenten und vieler Geſchicklichkeit. Ich liebe ihn, wie meinen Sohn, und dieß iſt alles, was ich zu ſagen nöthig habe, um Ew. Hochwohlgebohren zu überzeugen, wie eifrig ich wünſche, daß meine Empfehlung ihm bey Ihnen zu ſtatten kommen möge. Haben Sie die Gütigkeit, ihm zu Gewährung ſeines Wunſches ein kaiſerl. königl. Privilegium für ſeinen in Arbeit habenden Don Quixote zu erhalten, durch Dero vielvermögenden Beyſtand zu verhelfen. Der Text des Werkes hat bekanntermaßen ſchon längſt ſogar die ſtrenge ſpaniſche Inquiſitionscenſur paſſirt; und für den Umſtand, daß in der Ueberſetzung und den Noten nichts Anſtößiges ſeyn wird, kann ich mich gänzlich verbürgen; welches mehr iſt, als ich für meinen Merkur thun konnte.

Noch Eins. Vermuthlich iſt Ew. Hochwohlgebohren auch die Scarteque: Prometheus, Deucalion und ſeine Recenſenten zu Geſicht gekommen. Das Ding macht zu lachen. Durch ganz Teutſchland wird es Göthen zugeſchrieben; ein gemeinſchaftlicher Freund aber verſichert mich aufs Heiligſte, daß Göthe an dieſer Pasquinade nicht nur ganz und gar keinen Antheil habe, ſondern auch ſehr ungehalten darüber ſey, daß man ihm ein ſo ſchurkiſches Produkt zur Laſt lege. Ich geſtehe, daß ich nicht weiß, was ich von der Sache denken ſoll. Der Tort, den dieß Ding dem Hrn. Göthe im Publico thut, iſt ſehr groß; dieß hatte er ſich vielleicht nicht vermuthet. Es iſt aber keine Sache ohne Exempel, daß einer anonymiſche Pasquille und anderes tolles Zeug in die Welt ſchicke, und dann ſchwöre und ſchimpfe, daß er keinen Theil daran habe. Wie oft hat Voltaire eine ſolche Komödie geſpielt! Wie ſehr mein Urtheil von Nicolai's Leiden und Freuden des jungen Werthers mit dem von Eu. Hochwohlgebohren übereinſtimmen, werden Sie aus meiner Recenſion dieſer kleinen Schrift im März des dießjährigen Merkurs erſehen. Nur Leute, die ſich ein für allemal verſchworen haben, nichts was von Nicolai kommt, gut zu finden, urtheilen anders, ſo viel ich weiß. — Die übertriebene Sylbenabkürzungen ſind wohl nur da, um Hrn. Göthen wegen der ſeinigen zu turlupiniren, wenigſtens iſt dieß Nicolai's Abſicht.

Ich wünſchte Eu. Hochwohlgebohren gegen die verachtenswürdigen Neckereyen unſerer litterariſchen, kritiſchen und journaliſtiſchen Canaille ſo gleichgültig zu machen, als ich (dem gewiß nicht beſſer mitgeſpielt wird) es bin und immer ſeyn werde. Der öffentliche allgemeine Beyfall, womit die vorzüglichſten Ihrer Stücke, z. E. Clementine und der Miniſter, in ganz Teutſchland aufgeführt werden, hat ihren innern Werth entſchieden, und ſollte den würdigen Verfaſſer billig beruhigen. Ich beklage ſehr, daß ich Adelheide von Siegmar noch nicht habe aufführen ſehen; denn ohne dieß urtheile ich nicht gerne öffentlich von einem dramatiſchen Werke. Ich würde dieſes Vergnügen hier gehabt haben, wenn unſer unglücklicher Brand uns nicht (leider auf manches Jahr!) unſers Theaters beraubt hätte. Indeſſen kann ich mir nicht anders vorſtellen, als daß dieſes Stück, ſelbſt ſo wie es in der erſten Ausgabe iſt, viele Wirkung thun muß. Von Hrn. von Iſenflamm habe noch nichts erhalten. Haben Ew. Hochwohlgebohren doch die Güte, mir, wenn Sie mich wieder mit einer Zuſchrift erfreuen, zu melden, wie man zu Wien mit der neuen monathlichen Verſendung des Merkurs zufrieden iſt. Zu wünſchen wäre es (nicht bloß um meines Privatvortheiles willen) daß dieß Journal mehr Abſatz in den k. k. Erblanden bekäme, und daß Joſeph ſelbſt es in ſeinen Schutz nehme. Aber große Herren müſſen ſo was ungebeten thun; bitten werd' ich nie, ſo wie ich auch nie loben werde, außer indirecte, wie ich den Kaiſer im goldenen Spiegel gelobt hatte. Leben Sie wohl und bleiben mir gewogen.

Ich bin mit der aufrichtigſten Verehrung und Ergebenheit

Ew. Hochwohlgebohren

ganz eigener

Wieland.

P. S. Hr. Maſtalier wird böſe auf mich ſeyn, daß ich ihn ein wenig gekämmt habe. Er hat es aber zu ſehr verdient, und wird wohl thun, wenn er dem Himmel dankt, daß er noch ſo leidlich weggekommen iſt. Il ne faut pas se donner des airs.

X.

Belvedere bey Weimar, den 5. Sept. 1775.

Der Herr geheime Legationsrath von Yſenflamm, wiewohl er, um überall Beyfall und Liebe davon zu tragen, keiner andern Empfehlung als ſeines eigenen perſönlichen Werths bedarf, konnte doch bey mir nicht anders als dadurch gewinnen, daß er mir von Ew. Hochwohlgebohren Briefe und Merkmale Ihrer Freundſchaft mitbrachte, die um ſo viel willkommner und angenehmer waren, da ich ſolche durch einiges Warten erkauft hatte. Sehen Ew. Hochwohlgebohren dieſe letzte Erwähnung nicht als einen Vorwurf an; ich bin mir nur allzuwohl bewußt, daß ich, was die Saumſeligkeit im Schreiben betrifft, immer noch ſehr in Ihrer Schuld bin. Indeſſen, da wir unſtreitig beyderſeits ſehr ehhafte Urſachen zu unſerm Behufe anzuführen haben, ſo laſſen Sie uns künftig die Entſchuldigungen lieber ganz weglaſſen. Ich ſchmeichle mir, Sie ſind von meinen Geſinnungen eben ſo überzeugt, als ich von den Ihrigen: Raum und Zeit können und ſollen dabey nie in Berechnung kommen.

Ich nehme an der außerordentlichen Achtung, womit unſer vortrefflicher Leſſing in Wien aufgenommen worden, den Antheil eines Patrioten und eines Freundes; und auf ſeine Zurückkunft, auf ſeinen verſprochenen Beſuch, und noch mehr auf die Früchte ſeines Aufenthalts in dem Lande, welches das Muſeum von Europa genennt zu werden verdient, warte ich mit der Sehnſucht eines Liebhabers. Ihren Miniſter, Ihre Clamentine, mein theuerſter Baron, habe ich auch in der abermaligen veränderten neuen Auflage mit Vergnügen und Theilnehmung geleſen, und bedauert, daß ich dieſe Lieblingsſtücke auch unſers kleinen Hofes und Publikums nur leſen, nicht mehr ſehen und hören kann. Der Miniſter hat durch die Veränderungen unläugbar gewonnen; über Clementinen aber, wo die Ueberladung mit Action zwar einigen Kunſtrichtern, aber ſoviel ich weiß, nicht dem Publico, nicht den Parterren anſtößig geweſen, möchten die Stimmen wohl getheilt bleiben.

Ew. Hochwohlgebohren legen durch die unermüdeten Verbeſſerungen Ihrer Werke immer neue und in meinen Augen ſehr liebenswürdige Beweiſe Ihrer nachahmenswerthen Beſcheidenheit und ihrer eifrigen Liebe zu den dramatiſchen Muſen ab. Dieſe beyden Eigenſchaften und mein aufrichtiges Theilnehmen an Ihrem Ruhm, macht mich nicht nur ſo zuverſichtlich, ſondern legt es mir ſelbſt zu einer Pflicht der Freundſchaft auf, Ihnen eine kleine Erinnerung mitzutheilen, die auf eine ſehr leicht mögliche Verſchönerung des Styls oder der Diction in Ihren Dramen ſich bezieht, und welche mir allein ſchon hinlänglich ſcheint, das Intereſſante derſelben merklich zu vermehren. Es kann nicht oft genug geſagt werden, wie viel bey allen Werken des Geiſtes auf die Sprache, auf die Ungezwungenheit, Leichtigkeit und ſimple Nettigkeit des Ausdrucks ankommt. Ich habe immer im Styl Ihrer Dramen eine gewiſſe Steifigkeit der Sprache bemerkt, und durch das öfter wiederholte Leſen endlich gefunden, daß der Fehler faſt ganz allein darin liegt,

1) daß Sie überhaupt, um der Sprache Ihrer Perſonen mehr Edles zu geben, ſich oft zu weit von der gemeinen Sprache des Lebens, ſo wie nehmlich Perſonen von Erziehung, Welt und Empfindung bey uns zu reden pflegen, oder wenigſtens reden ſollten, entfernen, und zu häufig Wendungen und Wortfiguren brauchen, wo der ſimpelſte Ausdruck einen beſſern Effect thun würde; und 2) daß ſie beſonders in Ihren, der Tragödie ſich nähernden Dramen, die vornehmern Perſonen allzuhäufig in der dritten Perſon ſprechen laſſen. Letzteres, ſonderlich wenn es ſo häufig geſchieht, wie in Clementinen und im Miniſter, thut faſt immer einen widrigen Effect (ſeltne Fälle vielleicht ausgenommen); am meiſten ſchadet es in ſentimentaliſchen und affectvollen Stellen, die dadurch allein, ſo natürlich und rührend die Sentiments an ſich ſelbſt ſeyn mögen, etwas froſtiges bekommen, deſſen Urſache vielleicht wenige ſich deutlich machen können, aber den Effect davon gewiß fühlen. Jenen Mangel zu verbeſſern, ſehe ich mich genöthigt, außer unſers Leſſings Werken — Ihnen, quod praeſiscine dixerim — einige meiner eigenen Schriften, als die Dialogen des Diogenes, die dramatiſchen Stellen im goldenen Spiegel, im Agathon u. ſ. w. als eine Art von Muſter in derjenigen Simplicität und Wahrheit des Ausdrucks, welche ich für eine der höchſten Vollkommenheiten eines dialogirten Werkes anſehe, zur Nachfolge, was dieſen Punkt betrifft, zu empfehlen. Mündlich könnte ich mich Eu. Hochwohlgebohren über dieſe Dinge deutlicher

erklären, als es ſchriftlich geſchehen kann; aber, intelligenti pauca. Möchte die Offenherzigkeit, womit ich Ihnen ſage, was ich ſelbſt an Ihren vorzüglichſten Geiſteskindern noch verbeſſert ſehen möchte, Ihnen ein Beweis ſeyn, daß ich mit dem gänzlichſten Vertrauen in Ihren vortrefflichen Charakter, und mit wahrer unbegränzter Ergebenheit bin und ewig ſeyn werde

Eu. Hochwohlgebohren

aufrichtiger Verehrer, Diener und Freund.

Wieland.

P. S. Ich würde den liebenswürdigen Ueberbringer dieſes Briefs Eu. Hochwohlgebohren vorzüglich empfehlen, wenn ich nicht wüßte, daß Sie bereits zu viel Freundſchaft für ihn haben, als daß es meiner Empfehlung bedürfen könnte. Ich habe ihn erſucht, Eu. Hochwohlgebohren über ein den Merkur betreffendes ſchon altes Deſiderium einen mündlichen Vortrag meo nomine zu machen.

XI.

Mannheim, den 8. Januar 1778.

So eben ſagt mir der Kirchenrath Wund von Heidelberg, daß man zu Wien für gut gefunden habe, mich dem Hrn. v. Haller und dem alten Voltaire zum Reiſegefährten nach Elyſium oder — nach der Hölle zuzugeben. Weil mir aber, als Herausgeber des T. Merkurs daran gelegen iſt, nicht nur zu leben, ſondern auch unter den Lebenden für voll zu paſſiren, und weil ich verſichert bin, daß die Nachricht von meinem Tode wenigſtens Ew. Hochwohlgebohren nicht gleichgültig geweſen, ſo eile ich, Ihnen die authentiſche Nachricht zu geben, daß ich lebe, und niemals lieber, beſſer und vollſtändiger gelebt habe, als ſeit den nächſt abgewichenen zwölf Monathen. Das Publikum iſt gar zu gütig, ſich um ein ſo unachtbares Individuum, wie ich bin, ſo viel zu bekümmern. Indeſſen, da es nun einmal geſchehen iſt, ſollte mirs ſehr angenehm ſeyn, wenn ich hörte, daß die Nachricht von meiner ungekränkten und ununterbrochenen Exiſtenz mit einiger Freude aufgenommen würde.

Ein gewiſſerer und wichtigerer Todesfall iſt inzwiſchen der unvermuthete Hintritt des Churfürſten von Bayern. Alles iſt dadurch in unruhvolle Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen, geſetzt. Ich hoffe aber doch, die Stunde des heil. Röm. Reichs ſey noch nicht gekommen, und die Mächte, in deren Händen unſer Schickſal iſt, werden ſäuberlicher mit uns fahren, als die politiſchen Kannengießer, deren Weiſſagungen einem jetzt allenthalben in die Ohren ſauſen, uns bereden wollen.

Dem hieſigen Publico und mir ſelbſt hat der Tod Maximilian Joſephs einen großen Spaß verdorben. Meine von Hrn. Schweizer ganz vortrefflich geſetzte Oper, Roſamund, ſollte den 11. dieſes zum erſtenmal gegeben, und das Carnaval durch acht Mahl wiederholt werden. Alle Anſcheinungen verſprachen einen ſo großen Succeß als vielleicht jemals ein Singſpiel gehabt hat, als der Tod des Churfürſten von Bayern auf einmal eine Veränderung des Schauplatzes hervorbrachte, deren lugubre Dekorationen die meinigen nothwendig verdrängen mußten.

Ich reiſe nun, übrigens mit meinem hieſigen Aufenthalt höchſt vergnügt, den 5. dieſes wieder nach meinem lieben Weimar. Ich habe hier viel Merkwürdiges geſehen und gehört, und, beſonders unter den Tonkünſtlern und Mahlern, verſchiedene Subjecte kennen gelernt, die ich für einzig in ihrer Art halte, und um deren Willen Mannheim mir immer unendlich intereſſant bleiben wird.

Meine Zeit entſchlüpft mir ſo ſchnell unter den Händen, daß ich, anſtatt über ſolche Dinge ins Detail gehen zu können, zum Schluß eilen muß. Möchte ich bald die Freude haben, von Ew. Hochwohlgebohren der Fortdauer Ihres gütigen Wohlwollens verſichert zu werden, und zugleich Hoffnung erhalten, daß Teutſchlands Ruhe nichts zu beſorgen habe. Ich habe, Gottlob! nichts mit Politik zu thun; aber Friede im Vaterland iſt doch wohl ein unſchuldiger und erlaubter Wunſch jedes menſchlich geſinnten Patrioten!

Ich beharre mit wahrer Verehrung und lebenslänglicher Ergebenheit

Ew. Hochwohlgebohren

ganz gehorſamſter Diener,
Wieland.

XII.

Weimar, den 19. Juny 1788.

Ich befinde mich mit einem meiner liebſten Freunde, welcher Ew. Excellenz durch mich bekannt zu werden wünſcht, ungefähr in dem Falle meines Horaz, da er ſeinen Freund Septimius dem Stiefſohne Auguſts empfehlen ſollte. Denn, wiewohl ich den Hrn. Profeſſor Werthes von Stuttgart, der Eu. Excellenz dieſes Schreiben zu überreichen die Ehre haben wird, mit völligſter Zuverſicht dignum mente domoque Tua nennen kann, wie könnte ich, ohne Unbeſcheidenheit, das Wohlwollen, womit Eu. Excellenz mich zwar von vielen Jahren her, doch mit mehr Großmuth auf Ihrer, als Verdienſt auf meiner Seite, beehrt haben, als einen Titel anſehen, der mich berechtige, Ihnen auch Fremde zu empfehlen? Indeſſen würde ich es doch, im Vertrauen auf eine Gewogenheit, wovon Eu. Excellenz mir ſchon ſo viele unvergeßliche Beweiſe gegeben, ohne Bedenken wagen, Ihnen einen Sohn zu empfehlen — und ſo ſey mir denn vergönnt, Ihnen unter dieſem Namen den Hrn. Werthes vorzuſtellen, von welchem ich mit Wahrheit ſagen kann, daß ich ihn, wenn er mein leiblicher Sohn wäre, nicht wärmer lieben, und an ſeinen Schickſalen nicht ſtärkern Antheil nehmen könnte; ſeitdem er, ſchon vor mehr als zehn Jahren, während eines ziemlich langen Aufenthalts in meinem Hauſe, durch ſeine vorzügliche Naturgaben, und noch mehr durch ſein Herz und ſeine Sitten, meine ganze Freundſchaft gewonnen, und in der Folge, unter mancherley Schickſalen, durch immer zunehmende Verdienſte, ſich derſelben auf alle Weiſe werth gezeigt hat. Doch, ich halte mich überzeugt, daß er bey einem Menſchenfreunde und Menſchenkenner, welcher zugleich ein eben ſo erleuchteter als warmer Freund der vaterländiſchen Muſen, und ſelbſt einer ihrer Günſtlinge iſt, mit einem Worte, bey einem Gebler, keiner andern Empfehlung als ſeiner eigenen Verdienſte bedarf. Meine Liebe zu ihm müßte mich ſehr verblenden, oder Eu. Excellenz werden, wofern Sie ihn eines nähern Zutrittes würdigen, ausgebildete Fähigkeiten des Geiſtes und ſchätzbare Tugenden des Herzens bey ihm finden, mit welchen er allenfalls des Verdienſtes, der Verfaſſer einer poetiſchen Ueberſetzung Arioſts, einer ſehr guten Ueberſetzung der Werke des Carlo Gozzi, und einiger ſchätzbaren eigenthümlichen Schriften zu ſeyn entbehren konnte, ohne darum Ihres Wohlwollens und Schutzes weniger würdig zu ſeyn. Wenn übrigens Hr. Werthes mir wenigſtens für dieſe Veranlaſſung Eu. Excellenz perſönlich bekannt zu werden, verbunden zu ſeyn glauben wird, ſo bin ich es ihm nicht weniger, da er mir dadurch Gelegenheit giebt, das Andenken eines alten Freundes in Ihnen zu erneuern, der, wiewohl nur aus ſtiller Ferne, den Thaten des großen Joſephs bewundernd zuſieht, ſich über den Antheil, den Sie an dem Glück und Glanze ſeiner Zeiten haben, erfreut, und mit der größten Verehrung lebenslänglich ſich nennen wird

Eu. hochfreyherrl. Excellenz

ganz gehorſamſter und verbundenſter

Wieland.

Ueber eine
bevorſtehende Herausgabe
der ſämmtlichen
Werke Gerſtenbergs.

I. Aus der Ankündigung des Verfaſſers.

Gerſtenbergs vermiſchte Schriften von ihm ſelbſt geſammelt, und mit Verbeſſerungen und Zuſätzen herausgegeben in drey Bänden, kündigen ſich als Ausgabe der letzten Hand, mit der Hoffnung einer guten Aufnahme hier vorläufig nur denen ihrer Leſer an, denen die Erneuerung einer alten Bekanntſchaft ſchon allein darum willkommen ſeyn möchte, weil ſie alt iſt. Man iſt bey einer ſolchen Rückerinnerung an die vergangenen Zeiten doch neugierig zu ſehen, ob der alte Bekannte noch eben derſelbe ſey, der er ehedem war? ob er mit dem Zeitalter fortgeſchritten ſey? Nebenher vielleicht auch, wie lange, nach dem ordentlichen Laufe der deutſchen Litteratur, er ohngefähr wohl noch zu leben habe. Sollte aber zufälliger Weiſe das vermuthlich nur kleine Publikum dieſer Auserwählten durch den Beytritt anderer, denen etwa der Umſtand in dieſer Anzeige auffiele, daß darin von einer Ausgabe der letzten Hand die Rede iſt, ohne daß ihnen von einer Ausgabe der erſten Hand etwas zu Ohren oder zu Geſicht gekommen, ſich gleichſam von ſelbſt erweitern: ſo würde der Wunſch des Verfaſſers doppelt, und verhältnißweiſe deſto angenehmer, erfüllt ſeyn.

Bey einer Ausgabe der letzten Hand pflegen allerley Schwierigkeiten einzutreten, von denen folgende beyde Arten ſich wohl unſtreitig am ſchwerſten überwinden laſſen, denen aber gleichwohl, wenigſtens in einem gewiſſen möglichen Grade, erſt nothwendig abgeholfen ſeyn muß, ehe ſich über den Erfolg mit einiger Wahrſcheinlichkeit urtheilen läßt. Die eine dieſer Arten betrifft den Verfaſſer, die zweyte ſein Werk.

Wenn ein Schriftſteller ſich zur Reviſion ſeiner Geiſtesprodukte in der Abſicht entſchließt, um zum letzten Mahle die Hand daran zu legen, ſo muß man natürlich vorausſetzen, daß er in dem Alter ſey, wo ſeine reifere Beurtheilung zwar genug zu verbeſſern finden, er ſelbſt aber zweifelhaft bleiben wird, ob er ſich noch den richtigen Tact zutrauen dürfe, das Spätere mit dem Frühern ſo zu verſchmelzen, daß die Einheit und friſche Farbe des Ganzen nicht darunter leide.

Und da er ſich nicht verbergen kann, daß der deutſche Geſchmack ſeit der Herausgabe ſeiner frühern, und ſelbſt ſpätern Werke, ſich ganz andre Bahnen, als die von ihm damals betretenen waren, zu eröffnen gewußt hat, nach welchem Maßſtabe wird er ſich bey der Auswahl ſeiner Materialien und den Zuſätzen zu denſelben zu richten haben, um ſich dem Zeitgenius an der einen Seite mit ſorgfältiger Unterſcheidung des Beſſern, an der andern Seite aber mit dem Vorbehalte: **ut sibi constet** anſchließen zu können?

Es würde vergebens ſeyn, wenn ich, der Verfaſſer, meinem Leſer hier zu erklären ſuchte, wie ich ſowohl der einen als der andern dieſer beyden Schwierigkeiten ausgewichen zu ſeyn glaube. Die einzige Probe, ob es mir damit gelungen ſey — und ſchon gleich der erſte Band, wo die beyden letzten Akte der Minona und der Schluß des Ugolino in einer durchaus veränderten Geſtalt erſcheinen, muß darüber den Aufſchluß geben — wird entweder die befriedigte oder die unbefriedigte Kritik des Leſers ſelbſt ſeyn. Wie aber könnte ich ihm darin durch das bloße Wort einer Ankündigung vorgreifen?

Altona den 24. December 1812.

H. W. v. Gerſtenberg.

Der erſte Band wird enthalten: **Ugolino**, mit durchaus veränderter Kataſtrophe. — **Minona**, die zwey letzten Akte neu, ein Fragment aus der frühern Ausgabe der Minona, und Anmerkungen zur Geſchichte derſelben.

Der zweyte: **Gedicht eines Skalden;** — **Tändeleyen**, vermehrt. — **Proſaiſches Wäldchen**, beſtehend aus einzelnen Gedanken und Ideen.

Der dritte: Proſaiſche Aufſätze, vermiſchten Inhalts.

Der Verfaſſer glaubt, daß jeder Band an 24 Bogen ſtark werden wird. Wegen Format und Schrift hat der Verleger J. F. Hammerich zu Altona ſich die neueſte Ausgabe von Thümmels Werken bey Goeſchen, zum Muſter gewählt.

* * *

Wenn ein Dichter, welcher der Litteratur ſchon ganz abgeſtorben zu ſeyn ſchien, wieder mit den erſten Verſuchen ſeiner Jugend, oder den reifern Werken ſeines männlichen Alters auferſteht, was iſt die Kritik von ihm berechtigt zu fordern? Iſt er daſſelbe Individuum noch, wie beym Beginn oder in der Mitte ſeiner Laufbahn, darf er freywillig das edle Gewächs ſeiner Poeſie mit der richterlichen Scheere behandeln, oder dem Baum einen fremden Zweig einpfropfen, damit er ihm nicht eigenthümliche Blüthen treibe? Uns däucht, bey manchen leichten Aenderungen, beſonders in Hinſicht auf Sprache, aber auch nur ſchonend dieſes, iſt er verbunden, keine weſentlichen, weder mit der Kataſtrophe eines Gedichts, noch mit dem ganzen Bau deſſelben vorzunehmen; denn ſowohl jugendliche Munterkeit, als auch männlich durchgreifende Thatkraft müßten ihm fehlen, die Erfahrung kann dieſes nicht ergänzen. Indeſſen gibt es ſeltene Häupter, die, wie wir an alten Eichen ſehen, mit einer grünen Krone prangen; — wir wollen hoffen, daß der Dichter, von welchem hier die Rede iſt, ſolch einen friſchen treibenden Sinn noch am Ende ſeiner Laufbahn bewahre, obgleich wir nicht läugnen können, daß trotz aller Verbeſſerungen des Verfaſſers, wir auch noch die alte Lesart ſeiner Gedichte in Varianten der Sammlung angehängt zu ſehen wünſchten.

Dieſes iſt ohngefähr das, was wir über die vom Herrn von Gerſtenberg angekündigte Herausgabe ſeiner Werke anzumerken hätten, worin er uns verſpricht, den Schluß ſeines Ugolino neu, und die Minona ganz umgearbeitet zu geben.

Jetzt nehmen wir unſer Thema vor Augen, und gewahren unſern Dichter in einer Zeit, wo außer Klopſtock keiner einen höhern Rang behauptete. Er gehört ganz eigentlich zu denen, die ſich einen eignen Weg durch Nacht und Dämmerung gebahnt haben, und aus den Sümpfen damaliger deutſcher Litteratur uns in ein heiteres ſchönes Land führen, worin wenigſtens der Anfang zu einer Poeſie blüht, wenn auch dieſe nicht, wegen ihrer durch das Fremde öfters begeiſterten Richtung national genannt werden kann. Klopſtock, wie wir glauben, der erhabenſte Genius, welcher nach dem Untergange alles Aechten ſich wieder erhoben hatte, war mit ſtrenger Conſequenz auf die Würde deutſcher Gefühle, und auf das urſprünglich Einheimiſche bedacht; Gerſtenberg, durch ihn von dem Deutſchſeyn ergriffen, hatte in der damaligen Zeit einen unſchätzbaren Vorzug wahrer Kunde in der nordiſchen Litteratur, in ſo ferne ſie ſchon zugänglich war, und in wie weit ſie die Dänen ſelber ehrenvoll behandelten. Das Produkt dieſes Studiums und eines ähnlichen Strebens mit Klopſtock ſind manche Oden in dem Hypochondriſten, einer Zeitſchrift von unſerm Verfaſſer, unter dem Namen Zacharias Jernſtrup herausgegeben; ſo erinnern wir hier an Iduna, an mehrere andere, welche öfters in Anthologien gedruckt worden ſind. Endlich erſchien ſein Gedicht eines Skalden, das, wie mehrere von Klopſtocks Oden, die Farbe eines Gelegenheitsgedichtes hat. Zu bemerken iſt in dieſem der Reim, welchen Klopſtock verſchmähte, der aber mit freyerem und faſt ungebundenem Versmaß abwechſelt. Begeiſterung und ein feuervoller Schwung iſt in dem Ganzen, doch iſt es nicht gerade aus der Tiefe der Mythologie, woher der Verfaſſer die Liebe zu ſeinem Gegenſtande hohlt. Es hat Verwandtſchaft mit den Oden von Klopſtock an ſeine Freunde, auch zeichnet es ſich ſehr durch Leichtigkeit und paſſende Mannigfaltigkeit in dem Sylbenmaße aus. Dieſes Skaldenlied hat eine Schaar unglücklicher Nachahmer erzeugt, worunter wir nur Kretſchmann nennen. Es entſtanden nach und nach ſo aufgeblaſene Oden, daß die Windſäcke ſie nicht mehr fortbewegen konnten; eine merkwürdige Epoche der Gedankenloſigkeit bey geſuchter Erhabenheit in der Litteratur.

Zu derſelben Zeit, wo Klopſtock ein kühnes Beyſpiel von reinem Feuer und heiliger Liebe angegeben hatte, fing ein gewiſſes Tändeln und Spielen an ſich zu verbreiten; man hatte die Griechen in der Erhabenheit ubertroffen, nun wollte man ihnen auch in der Lieblichkeit gleich kommen. Daſſelbe Treiben wurde eben ſo flach und widerſinnig, wie die Bemühung um das Erhabene. Gleim gab den Ton an, aber ſeine glückliche Leichtigkeit und das Treuherzige ſeiner Manier können ſchon einen gewiſſen Anſpruch auf Beyfall machen, den er ſich, wie einige andere ſeiner Nachahmer, auf eine andere Weiſe beſſer verdient hat. Der Dichter, welcher unter den Deutſchen in dieſer Gattung das Feinſte und Beſte gegeben, iſt unſers Erachtens Götz, wiewohl wir ſeine Gedichte nicht in ihrer urſprünglichen reinen Geſtalt mehr haben. Der Herr von Gerſtenberg trat zuerſt mit proſaiſchen Gedichten: Altona, bey Iverſen, ans Licht, der ſchlimmſten Verirrung einer ſchwerfälligen Grazie. Späterhin aber erwarb ſich unſer Dichter einen großen Ruhm durch ſeine Tändeleyen, und durch die glänzende Recenſion, welche Leſſing davon in den Litteraturbriefen gegeben hatte. Es läßt ſich an der ganzen Gattung zweifeln, beſonders wenn man nicht eine ſüdliche Natur iſt, und mit der größten Schalkheit die einſchmeichelndſte Süßigkeit verbindet, ſo geſchieht es wohl, daß man, anſtatt leicht zu ſeyn, preziös wird, anſtatt mit Grazie, nach Art mancher Italiener des Taſſo, des Guarini, die lieblichſte Schwärmerey zu verbinden, man in loſen Ranken umherflattert, ohne ſich um den Stamm einer ſchönen und idealen Erfindung zu winden. In dieſen Tändeleyen können wir die Unſchuld und das heimliche Selbſtgenügen der Natur nicht entdecken, welches wir naiv nennen, was die Zeitgenoſſen darin fanden; aber es iſt etwas Bizarres in ihnen, nämlich Anlage zu dem Humor, oder wie wir es lieber nennen möchten, zu dem ächten Capriccio, welcher in einigen Scenen der Minona ſpäter erſcheint.

Halb ſolchen Tändeleyen, halb auch mehr enthuſiaſtiſchen Oden ſich nähernd, ſind mehrere Lieder des Verfaſſers; immer haben diejenigen einen höhern Grund, welche Oden zu ſeyn ſcheinen; indeſſen iſt unſeres Meinung nach, vor Göthe in der neuern Zeit kein ächtes deutſches Lied geſungen worden.

Ehe wir zu der wichtigſten Periode, zu der von Gerſtenbergs Reife und Männlichkeit übergehen, haben wir noch einige Worte über ihn als Kritiker, alſo über die Stimme der Zeit, welche er erhoben, hinzuzufügen. Hier hat er mit Herdern wenn nicht gleiches Verdienſt, doch ein ähnliches von allem Kleinlichen entferntes Streben. Schon im Hypochondriſten, deſſen Laune übrigens ſchwerfällig iſt, wird nicht bloß die engliſche Proſe wie in frühern Zeitſchriften nach Zuſchnitt des Addiſon, ſondern begeiſtert, und wir möchten ſagen, wenigſtens mit noch tieferm Kunſtgefühle als wie Leſſing hatte, Schakeſpear, Spenſer und Milton erhoben. Bedeutender hat Gerſtenberg in den Schleswiger Litteraturbriefen geurtheilt; hier zuerſt ſtand unter den Deutſchen ein Mann auf, welcher auf die nichtsgeachteten Volkslieder aufmerkſam machte, auch überſetzte der Verfaſſer einige der Kjämpeviiſer, und mit Glück das ſchöne Gedicht Elſenhöh in Proſe. Herder, Leſſing und Gerſtenberg — das waren die Urheber der deutſchen Kritik, welche Saamen ausſtreuten, der nirgends ſo ſchön und in die Tiefe wurzelnd, als in unſerm Vaterlande hervorgegangen iſt. Wie Gerſtenberg mit Bedeutung *dachte*, das zeigte er auch an mehreren Stellen ſeiner Ueberſetzung der Braut von Beaumont und Fletcher, wobey er, trotz allem Schimmer, die oberflächliche Seichtigkeit in der Compoſition dieſes Dramas offenbarte, und zugleich die anmaßenden engliſchen Kritiker züchtigte, welche in einzelnen, aus dem Ganzen herausgeriſſenen Stellen den Schakeſpear mit Beaumont und Fletcher, und andern untergeordneten Geiſtern vergleichen wollten.

Wir kommen jetzt auf den Ugolino unſers Verfaſſers, deſſen kühner Gedanke ſchon allein eines Lorbeerkranzes würdig iſt. Aber wenn man von einem Werke ſagen kann, es ſey in Aeſchylus Geiſte gedichtet, ſo iſt es dieſes, und doch entſtellen nicht minder große Fehler dieſes zugleich liebliche und gewaltige Gedicht. Erſtlich müſſen wir uns gegen die Sprache in Proſa, die zugleich klopſtockiſirt, d. h. bald zu ſüß, bald affektirt griechiſch iſt, auflehnen. Sie iſt nicht ſelten ſtark, männlich erhaben, aber eben ſo oft gränzt der proſaiſche Ausdruck ſo poetiſcher Dinge nahe an Schwulſt, manchmal werden die Empfindungen kleinlich, und das Ganze tändelt zu ſehr. Aeſchylus Versmaß gebührte ſich durchaus für dieſe Behandlung, Shakeſpears Jamben würden nicht paſſen, wenigſtens nicht durch das Ganze gehen dürfen. Auch hätte eine Sprache in Verſen auf Gedrängtheit, dieſen Hauptbeſtandtheil der dramatiſchen Vollendung geführt. Schön ſind die lyriſchen Stellen, Anſelmo's hohe Bilder von der Jagd und ſein Wahnſinn; herrlich der ſanfte Tod des Gaddo, welcher ſtirbt, indem er ſeinem Vater alle Leiden verſüßen will. Der originellſte Gedanke iſt unſtreitig dieſer: den Sarg der Giannetta, der Gemahlin des Ugolino, mit ihrer Leiche in den Hungerthurm führen zu laſſen. Dieß vollendet das Familiengemählde, über welches die erhabenſte Furie, Nemeſis, ihre Geiſſel ſchwingt, die aber kaum mehr hörbar iſt, vor den Thränen der Kinder und dem Jammer eines unglücklichen Vaters um ſeine Verlornen. Der Schluß iſt groß; es zeigt ſich noch einmal der kräftige Ugolino, welcher ſeine Lenden gürtet, wie ein Mann, und mit ſeinen zuletzt Entflohenen zu dem Himmel eilt, um ſich dort vor dem ewigen Richter zu ſtellen. Rührender und naturgemäßer möchte ſein Ende im Dante ſeyn, doch wünſchten wir keineswegs, daß der Verfaſſer die leiſeſte Spur einer Aenderung damit vornähme. Wie geſagt; der Hauptvorwurf trifft in manchen Stellen die Sprache, und ſo z. B. einzelne Auswüchſe, wenn die Kinder aus dem Ajax des Sophokles rezitiren u. ſ. w. Das Bezauberndſte von allem iſt dagegen der Traum des Gaddo, wie er glaubt, geſpeiſt worden zu ſeyn, und der Mutter Gottes für dieſe Erquickung dankt.

Minona, eine ganz andere Schöpfung, und nicht von dieſer Größe und Erhabenheit, wie der Ugolino, dagegen mehr bizarr, öfters trocken, manchmal aber mit einer vortrefflichen Laune, und beſonders in den Scenen, wo Minona auftritt, von einem lyriſchen Pathos und Schwunge, den nur Klopſtock allein unter uns geoffenbaret hat. Minona leidet insbeſondere daran, daß das Ganze ſich in den Charakteren weit weniger geſtaltet, obgleich dieſes auch nicht der Vorzug des Ugolino ſeyn möchte. Das mag denn auch Urſache ſeyn, daß ſehr wenig die Rede von ihr geweſen iſt; auf die Veränderungen, welche der Verfaſſer mit ihr vornehmen wollen, ſind wir beſonders begierig.

Gerſtenberg, als Denker, betrat den Weg, welchen Kant geebnet hatte, und hier ſind wir nicht im Stande, ſein Verdienſt zu würdigen. Außer Jakobi wüßten wir keinen, der ſeine philoſophiſchen Verſuche, worin ohne Zweifel kein geringes Maß von Scharfſinn iſt, vor Augen gehabt hätte. Noch könnte eines und das andere von unſerm Verfaſſer unſern Blicke entgangen ſeyn, von dem Bedeutenden aber gewiß keines. Wollte man uns tadeln, daß wir nicht über die Kantate Ariadne auf Naxos reden, ſo bekennen wir aufrichtig, daß wir dieſe im Allgemeinen zuvor mit den Oden betrachtet haben, auch iſt es nicht ein Werk, womit ſich der Verfaſſer gerade originell und beſonders verdienſtlich um die deutſche Litteratur bewieſen hat.

Dieſe Anzeige ſchließen wir mit einer Aufforderung an das geſammte Publikum, welches ſich für unſere Dichter, und überhaupt für das Talent im höhern Sinne des Worts intereſſirt, thätig mit zu der Herausgabe von Gerſtenbergs Werken beyzutragen, nämlich ſich für dieſelbe zu unterzeichnen. Es iſt Zeit, daß ein altes und bewährtes Verdienſt nach ſeinem vollen Gehalte anerkannt werde; wir Deutſche haben noch manchen Schriftſteller bisher unter Schutt und Trümmern vergraben, welcher ans Licht gezogen zu werden verdiente. Wir nennen vor Allen nur Hamann und den Mahler Müller, deſſen längſt faſt vergeſſene Werke vor Kurzem wieder aufgelegt worden ſind.

Ferdinand Eckſtein.

Inhalt

des ſechsten Heftes.

Der Werth der poſitiven Offenbarung, aus der Unhaltbarkeit der bisherigen philoſophiſchen Bemühungen. IV. Von der Philoſophie. Von E—r. Seite 451

Vom Urſprunge der gothiſchen Baukunſt. Von Karl Friedrich Rumohr. . . . . — 468

Hunibalds Chronik. Ein merkwürdiges Denkmal altdeutſcher Sagengeſchichte. Vom Profeſſor Görres. — 503

Etwas über die Verhältniſſe zwiſchen Heyne und Winkelmann. Von H. A. v. Heeren. . . . — 517

Briefe, von Wieland, Ramler, Leſſing u. a. in den Jahren 1770—1786. . . . . — 531

Ueber eine bevorſtehende Herausgabe der ſämmtlichen Werke Gerſtenbergs. Von Ferd. Eckſtein — 546

Inhalt

des erſten Bandes.

Erſtes Heft.

Vorrede. . . . . Seite 3
Ueber die Erkenntnißquellen. Von E—r. . . . . — 15
Ode an den Grafen Fried. Leopold v. Stolberg, von deſſen Bruder, Gr. Chriſtian Stolberg. . . . . . — 30
Der Philoſoph Hamann. Vom Herausgeber. Nebſt Hamanns früheſter Schrift. Mitgetheilt von Fried. Heinr. Jacobi. — 33
Gedanken über Mythos, Epos und Geſchichte. Mit altdeutſchen Beyſpielen. Von Jacob Grimm. . . — 53
Wie ſteht es um die deutſche Bühne? Brief am Schluſſe des Jahres 1811, an den Herausgeber des Deutſchen Muſeums gerichtet . . . . — 76

Zweytes Heft.

Der Werth der poſitiven Offenbarung, aus der Unhaltbarkeit der bisherigen philoſophiſchen Bemühungen. III. Von der Wahrheit. Von E—r. . . — 89

Ein teutſches Worz gegen die unteutſchen, widerſinnigen, oder willkuhrlich neugeſchaffenen ſinn- und gehaltloſen Kunſtausdrücke in heuttagigen Schriftverhandlungen; beſonders in philoſophiſcher und heilkundiger Beziehung. Von Dr. G. Schwarzott zu Wien. Seite 109
Zuſatze des Herausgebers . . . . — 128
Scenen aus dem Trauerſpiele: Germanicus. Von Caroline Pichler gebornen von Greiner . . . . — 140
Apologie des Krieges. Beſonders gegen Kant. Von dem kön. ſachſ. Oberſten Hrn. v. Rühl. . . . . . — 158
Wielands Begräbniß. . . . . — 174

Drittes Heft.

Apologie des Krieges, beſonders gegen Kant, von dem kön. ſächſ. Oberſten Hrn. v. Rühl. . . . . . — 177
Betrachtungen über die Geſchichte, von M. . . . . . — 193
Fragmente einer Geſchichte der Baukunſt im Mittelter, von K. Fr. Rumohr . . . . — 224
Ueber das deutſche Luſtſpiel, an den Herausgeber des Deutſchen Muſeums, von A. Freyherrn v. Steigentesch. . . . . — 247
Antiquariſche Anfrage, von dem Bildhauer Friedrich Tieck zu Carrara. . . . . — 258

Viertes Heft.

Beſchreibung altdeutſcher Gemählde. Von Amalia von Hellwig, gebornen v. Imhoff . . . . — 265
Betrachtungen über das Trauerſpiel Hamlet. Von Wilhelm v. Schütz. . . . . — 296

Hunibalds Chronik. Ein merkwürdiges Denkmal altdeutſcher Sagengeſchichte. Von Görres. . . . Seite 319
Antwort auf Hrn. Docens Beurtheilung meines noch nicht erſchienenen grammatiſch-orthographiſchen Wörterbuchs. Vom Profeſſor Theodor Heinſius . — 346

Fünftes Heft.

Vom Urſprunge der gothiſchen Baukunſt. Von Karl Friedrich Rumohr. . . . . — 361
Ueber die Kleidung der alten Deutſchen. Nach Hachenberg von Joſeph Koller. . . . . — 386
Briefe von Wieland, Ramler, Leſſing u. a., in den Jahren 1770—1786. . . . . — 417

Sechstes Heft.

Der Werth der poſitiven Offenbarung, aus der Unhaltbarkeit der bisherigen philoſophiſchen Bemühungen. IV. Von der Philoſophie. Von E—r. . — 451
Vom Urſprunge der gothiſchen Baukunſt. Von Karl Friedrich Rumohr. . . . . — 468
Hunibalds Chronik. Ein merkwürdiges Denkmal altdeutſcher Sagengeſchichte. Vom Profeſſor Görres — 503
Etwas über die Verhältniſſe zwiſchen Heyne und Winkelmann. Von H. A. v. Heeren. . . . . — 517
Briefe von Wieland, Ramler, Leſſing u. a. in den Jahren 1770—1786. . . . . — 531
Ueber eine bevorſtehende Herausgabe der ſämmtlichen Werke Gerſtenbergs. Von Ferdinand Eckſtein. . — 546

Deutſches Muſeum

herausgegeben
von
Friedrich Schlegel.

Vierter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Wien.
In der Cameſinaſchen Buchhandlung.
1813.

Klopſtock und Wieland
oder die
Traubenpflege in Osmanſtädt.

Bruchſtück
aus
Chriſtoph Martin Wielands Denkwürdigkeiten *)
vom Jahre 1797.

Vom Hofrath Böttiger.

Ich hatte bey einer Reiſe nach Hamburg im Spätſommer 1795 viel mit Klopſtock gelebt, auf ſeinem Garten-

---

*) Der Verfaſſer, welcher 15 Jahre lang mit Wieland in den mannigfaltigſten und angenehmſten Verhältniſſen lebte, faßte früh ſchon den Entſchluß, Memorabilien über einen Mann niederzuſchreiben, der ſtets zu den Heroen unſerer Litteratur gezählt, auch durch ſeine Geiſtesentwickelung, Lebensweiſe und Meinungen, die Neugierde und Aufmerkſamkeit von Tauſenden reizen, und durch die reine Kindlichkeit und Gemüthlichkeit ſeines Innern, das ſich nur den Vertrauten aufſchloß, jedem Unbefangenen lebendige Hochachtung einflößen wird. Nie konnte er ſelbſt dazu gebracht werden, ſeine frühere Jugendgeſchichte und die Epoche ſeines Künſtlerlebens niederzuſchreiben, ob er ſie gleich im vertrauten Kreiſe gern und geiſtreich erzählte. Jetzt ſollte ſie den Schluß der Ausgabe ſeiner Werke bey Göſchen machen; dann an die Reihe kommen, wenn die Ueberſetzung der Briefe von

hauſe vor dem Alſterthore, wo er den Sommer über halb Städter, halb Landbewohner war, ihm oft Geſellſchaft geleiſtet, und in ſeinem Gärtchen hinter dem Hauſe mit ihm auf- und abgewandelt. Am häufigſten unterhielt ſich da der ehrwürdige Sänger des Meſſias über den Gegenſtand, der eben ſeine ganze Seele erfüllte, über ſeine grammatiſchen Geſpräche, und über den Triumph, den er darin der deutſchen Sprache durch möglichſt verkürzte und gedrungene Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, Lateiniſchen und Engliſchen zu erringen hoffte. War dieß abgethan, ſo kam er am liebſten auf die zwey Heroen Weimars, auf Wieland und Herder zu ſprechen. Er konnte nicht ſatt werden, ſich von mir erzählen zu laſſen, wie ihr Hausſtand und ihr litterariſches Leben ſich geſtaltet, und welche Blüthen es zuletzt noch getrieben habe. Denn nur ſie erkannte der Greis, der ein ſehr vornehmes Selbſtgefühl hatte, für ſeines Gleichen. Von dieſer Zeit an war ich ſo glücklich, meh-

---

Cicero vollendet wäre. Aber immer traute ſich der Alte ſelbſt nicht, und meinte, es möchte zur Wahrheit zu viel Dichtung kommen. Aus ſeinem Munde empfing indeß der Schreiber dieſes Aufſatzes auch dieſe ihm heilige Ueberlieferung, und oft ſagte ihm Wieland ſcherzend: Ich ſchreibe das in Ihre Gedächtnißtafel. Dieſe Erzählungen, die Subſtanz von vielen hundert Unterredungen, und mehr als dreyhundert Briefen, die er über die verſchiedenartigſten Gegenſtände von ihm erhielt, ſcheinen beym Verfaſſer wenigſtens einigen äußern Beruf zu begründen, dergleichen Denkwürdigkeiten ſeinem verewigten Freunde als ein Todtenopfer darzubringen, und was er einſt ſeinem unvergeßlichen Bode im 6ten Theil ſeines Montaigne leiſtete, nach einem weit ausgedehnteren Plan auch bey Wieland zu verſuchen.

rere Jahre in einem faſt ununterbrochenen Briefwechſel mit ihm zu ſtehen, mit ihm, der ſich ſelbſt unter allen Briefſchuldnern den hartnäckigſten nannte. Allein die Herausgabe ſeiner Werke bey Göſchen, und die bey ihm faſt zur Leidenſchaft gewordene Ueberſetzungsluſt zum Behufe ſeiner grammatiſchen Geſpräche, ließ ihn Wohlgefallen an einem Jünger finden, in dem er vielleicht einige Anlage zu einem Euſtathius oder Porphyrius damals entdeckt zu haben glaubte.

Als Wieland im Jahre 1797 nach ſeiner Rückkehr aus der Schweiz mit unwiderſtehlichem Trieb zum Landleben erfüllt, Osmanſtädt, drey Stunden von Weimar, an der Ilm gelegen, erkauft hatte, mußte ich dann dem Alten, der ſich ſo gern den Schwan an der Alſter nennen hörte, und ſich jugendlich freute, als der Britte **Herbert Croft** dieſe Benennung in einem eigenen Sendſchreiben in engliſcher Sprache deducirt hatte, oft von dieſem neuen Schwanenneſt an der Ilm, wie Klopſtock Wielands Beſitzung zu nennen beliebt, Meldung thun, und dabey auf ſein ausdrückliches Verlangen ins Umſtändliche aller Einzelnheiten gehn, woran Klopſtocks patriarchaliſcher Sinn den lebhafteſten Theil nahm. Es muß ſich in Klopſtocks Papieren ſelbſt noch ein leicht ſkizzirter Grundriß des weitläuftigen Gartenreviers von Osmanſtädt vorgefunden haben, den ich um dieſe Zeit mit Wielands Bewilligung davon aufnehmen ließ, weil Klopſtock behauptete, mehr bedürfe es für ſeine Einbildungskraft nicht, um mit Wieland zu einer gewiſſen Stunde in der großen Gartenallee zu luſtwandeln, oder vor dem mit Weinranken dicht überkleideten Gartenſaal nach altrömiſcher Sitte ein innig durchwärmendes Sonnenbad zu nehmen *).

Unter dem 9ten May 1797 erhielt ich folgenden Brief von ihm, wovon ich auch die nicht hieher gehörigen Beyſätze nicht unterdrücken will, weil ja in jedem Wort Klopſtock er ſelbſt iſt.

»Ich habe den ältern Humboldt zu meinem nicht kleinen Vergnügen kennen gelernt. Sie ſind nahe Nachbarn, und ſo ſehen Sie Sich wohl. Ich bitte Sie, ihm die überſchickten Zuſätze zu den grammatiſchen Geſprächen zu ſchicken. Fragen Sie ihn, den ſcharfen Forſcher in jeder Sprache zugleich: ob er etwas in der griechiſchen Sprache kenne, welches dem zu vergleichen ſey: daß unſere Sprache durch das Wörtchen aus und ſeine Stellung, ſagen kann, daß der Hund und der Hahn mitlachen **)?«

»Wieland iſt alſo auch Gärtner geworden. Ich bins auch ein wenig. In dem Falle alſo, daß bey euch, auch etwas nördlichen Leuten, die Weintrauben nicht reif genug, das heißt, nicht völlig ſüß werden; und in dem zweyten Falle, daß Wieland mit Leidenſchaft die Trauben liebt (ich müßt' ihn ja das erſtemal der Barbarey beſchuldigen, wenn ich das nicht von ihm glauben wollte); thue ich ihm einen Vorſchlag, durch deſſen genaue Ausführung er ſich bis zu reifen Trauben emporſchwingen kann. Eine Mauer von Backſteinen (ja nicht von Feldſteinen) gegen Mittag, und etwas über eine Viertelelle dick. In die Mauer kommen Vertiefungen, welche die Breite einer kleinen Hand, in die Mauer hinein gehen. Der Weinſtock wird außer der Vertiefung ſo weit von der Mauer in die Erde gepflanzt, daß die Wurzel durch die Mauer nicht am Wuchſe gehindert werde. Vor die Vertiefungen kommen Fenſterthüren mit kleinen Scheiben (wir Landleute müſſen auch auf Erſparungen ſehen). Oben wird eine Scheibe angebracht, die man öffnen kann, und zur Zeit großer Hitze zwiſchen 11 und 3 Uhr öffnen muß, am längſten, wenn es ſchwül iſt. Die gewöhnlichen hölzernen Behältniſſe mit Fenſtern taugen aus zwey Urſachen nichts; die Trauben werden darin nicht ſo reif, wie an den heißen Mauern, und dann muß man jedes Holzwerk auch alle Augenblicke neu machen laſſen. Was ich da ſage, iſt nicht Theorie; es iſt haarkleine Erfahrung. Ach einſt aß ich mit den beyden Bernſtorfen, Oheim und Neffen, durch dieſe Hülfe reif gewordene Trauben *).

---

*) Unam hercle apricationem in illo Oimantino malim, quam omnia istiusmodi signa, ſchrieb Kl. damals, als eben von neuen Siegen in Italien die Rede war. S. Cicero ad Att. VII. II.

**) Der Baron Wilhelm v. Humboldt lebte damals in Jena in glücklicher Zurückgezogenheit ganz den Muſen und der Freundſchaft. Seine Antwort würde wahrſcheinlich geweſen ſeyn: daß die Griechen eben ſo gut καθυλακτεῖν und κατακοκκύζειν ſagen können, wie καταγελᾶν, und daß alſo der Deutſche mit ſeinem Ausbellen und Auskrähen in der Analogie nichts voraus habe.

---

*) Daß in Bernſtorf, dem Landſitze des Grafen v. Bernſtorf, des ehrwürdigen erſten Staatsminiſters dieſes Namens, ohnweit Kopen-

»Wiſſen Sie ſchon etwas von der Ausgabe von Oſ-»ſians Geſängen, die jetzt in ſeiner Sprache in Eng-»land gemacht wird? Iſt die Ueberſetzung getreu? Sind »Anmerkungen über das Celtiſche dabey? *)«

»Ich ſchicke dieſen Brief ſogleich heute fort, denn ich »kann, wofern ich auch einen von Ihnen bekomme, ihn »doch nicht beantworten, weil ich in Geſellſchaft bin.« —

So ſchrieb Klopſtock. Natürlich ſäumte ich nicht, dem freundlichen Beſitzer von Osmanſtädt dieſe Kunde ſchriftlich mitzutheilen, da unfreundliche Herbſtwitterung nur briefliche Unterredung geſtattete. Hier die Antwort unter dem 18. November 1797.

»Klopſtocks letzter Brief kommt hier mit dem beſten Dank zurück, l. B. Sagen Sie ihm — für den ich kein

---

hagen die Traubenpflege mit dem glücklichſten Erfolge ſo betrieben worden ſey, verſicherte mich auch noch im October 1808 die noch lebende ehrwürdige Gemahlin deſſelben in Weimar.

*) Mein unvergeßlicher Freund in den weſtlichen Inſeln, James Macdonald Esq., der damals bey mir in Weimar lebte, und aus deſſen Papieren Herder zum Theil ſeinen zweyten geiſtreichen Aufſatz über Oſſian in den Horen niedergeſchrieben hat, ſetzt mich durch ſeine Mittheilungen aus den Verhandlungen der Edinburger Highland Society in den Stand, Klopſtocks Frage befriedigend, obwohl verneinend zu beantworten. Der eigentliche Report darüber erſchien erſt zu Edinburg 1805. Die Ausgabe im Original aber, nach welcher Klopſtock hier fragt, mit Macferlans litterariſcher Interlinearverſion erſt zu London 1807 in drey Octavbänden. Wie würde ſich Klopſtock gefreut haben, hätte er Ahlwardts mit ſtrengſter Treue und Kritik daraus bearbeitete Gedichte Oſſians (Leipzig, Göſchen 1811. 3 Bände in 8.) noch erleben können, und wie würde er gezürnt haben, daß ſelbſt dieſe Erſcheinung den Stürmen der Zeit unterlag, und faſt ganz unbeachtet blieb.

Beywort habe, das das, was er iſt, und was ich bey ſeinem Namen denke und empfinde, ausdrückt; ſagen Sie ihm, es habe mich ſelten in meinem Leben etwas ſo angenehm überraſcht, und nichts ſo ſonderbar bewegt, als daß Klopſtock ſo viel Theil an mir nimmt, um mir zu reifen Trauben verhelfen zu wollen, die in der That unter dieſem wenig milden Himmel eine große Seltenheit ſind. Auch ohne Rückſicht auf die einleuchtende Naturgemäßheit ſeines mir angerathenen Verfahrens, um zum Genuß dieſer Göttergabe zu gelangen, wäre es genug für mich, daß Klopſtock es mir angerathen hat, um alles pünktlich und treulich ins Werk zu ſetzen. Ασεβοῦς ἐςιν ανθρώπου τὰς παρα των θεων χαριτας ἀτιμαζειν *), ſagt der fromme Epiktet, und vor ſolcher Gottloſigkeit bewahret mich, ihr Muſen und Charitinnen, bis an meinen letzten Athemzug!«

»Die vorgeſchlagene Methode wird ſonderlich meinen ſchönen italieniſchen Trauben zu ſtatten kommen, von welchen heuer auch nicht Eine reif geworden iſt. Dafür habe ich die Gutedel, wenigſtens von den Stöcken an der mittäglichen Seite meines Gartenſaals ſo ſüß und geiſtvoll (des Lebensgeiſtes nähmlich) gehabt, als man in dieſem ehemaligen Wohnſitz der altdeutſchen Bären und Luchſe nur immer wünſchen darf.«

»Den Roman der angeblichen Lady Harriet — oder ſollte wirklich eine ſolche Lady in Brittenland exiſtiren — haben Sie wohl ſelbſt noch nicht geleſen? Es muß ir-

---

*) Nur ein Gottloſer verſchmäht die Hulderzeigungen der Götter.«

gend ein beſonderes Geheimniß dahinter ſtecken, oder es iſt the dullest and flattest and most nauseous of all compositions. Aber es iſt klar, qu'elle en veut à quelqu'un nämlich à quelque Romancier mâle ou femelle, wovon es innerhalb der Sterblichkeitsliſten Londons jetzt wimmelt. Bitten Sie doch in meinem Namen Hrn. Macdonald um den Schlüſſel zu dieſem geheimen Zimmer *).«

»Noch eins. Ich wünſchte zu wiſſen, ob die von Heynatz in den Grazien entdeckten Sprachfehler wirklich ſo beſchaffen ſind, daß mir daran gelegen ſeyn muß, mich zu ſeiner Beſſerung in ſeine Schule zu begeben **). Aber wer iſt dieſer Heynatz? wo iſt er? was iſt er? denn leider kenne ich ihn nicht. Hat er nicht einmal eine Grammatik geſchrieben? auf alle Fälle verdient er meinen Dank, es müßte denn ein boshafter Grobian ſeyn.«

---

*) W. hatte richtig gemuthmaßt. Das Ganze galt einer damals ſehr fruchtbaren engliſchen Romandichterin, Miß Owen.

**) Der nun auch ſchon zu Gottſched und Adelung verſammelte Rektor Heynatz in Frankfurt an der Oder hatte im 6ten und 8ten Stück der Campiſchen Beyträge zur Ausbildung der deutſchen Sprache, die Grazien von Wieland nach der letzten Ausgabe bey Göſchen gewaltig durchgemuſtert, aber doch den vielen Verbeſſerungen gnädigen Beyfall zugelächelt. Wieland hatte ſichs wirklich ſauer werden laſſen, um jenen, ihm ſchon in den Litteraturbriefen (1. 73.) gemachten Vorwurf, er laſſe ſeine Leſer alle Augenblicke über ein franzöſiſches Wort ſtolpern, auch hier von ſich zu entfernen. Vieles freylich, worüber der eifernde Kolbe noch ganz neuerlich wohl etwas unſanft mit dem Alten verfahren iſt, wollte er nicht wegtilgen.

Hierauf erwiedert Klopſtock unter dem 6. December 1797 folgendes: »Zuerſt und vor allen Dingen Wielanden meinen beſten Dank, daß das Vergnügen, welches ich mir gemacht habe, ihm ſo lieb geweſen iſt. Es wäre Sünde, ihm keines zu machen, weil es ſo leicht iſt. Auch dieß, denke ich, wird ihm bey ſeinem Weinbau nicht unangenehm ſeyn. Er läßt eine von den Vertiefungen, oder wollen wirs Blenden nennen, ohne Glasthür, und dann geht er und vergleicht. Erſt beſieht er mit Augen eine ſeiner Weinpflanzungen, die er in ſeinem Garten hat, dann geht er fürbaß, und beſieht mit eben den Augen die Reben in der Blende, die nackt und bloß, das heiſt ohne Glasthür vor ihm ſtehen; aber dann gelangt er bey dem Bacchus an, den er mit Kryſtall bekleidet hat! Ich zweifle gar nicht, daß er dann ausrufen wird:

»Parce gravi metuende thyrso!«

Auch Ihnen, l. B., meinen Dank, daß Sie mich den ewigen Jüngling nennen. Ich muß Sie da doch aus einem Irrthum heraus helfen, der mir, als ewigem Jünglinge nachtheilig iſt. Sie glauben wohl, daß Sie wiſſen, wie alt ich bin, weil Sie von 1724 gehört haben. Aber Sie ſollen gleich lernen, daß ich älter bin. Zur Sache.« — —

»Kaiſer Franz hatte eine Großmutter, die Maria Thereſia hieß, und dieſe Großmutter hatte dann wieder, wie auch alle Menſchen haben, eine Großmutter, und dieſe Großmutter der Großmutter habe ich ſo gewiß mit meinen ſichtlichen Augen in Blankenburg geſehen, als Wieland ſeine reifen Trauben mit den ſeinigen ſehen wird. Nun kommt noch ein ſehr wichtiger Punkt. Ich war nähmlich damals ſchon ziemlich bejahrt, denn ich disputirte mit dem Oberküchenhauptmann der Urältermutter, da man einen Schmauß gab, über den Vorzug der Schmerlen vor den Rebhühnern. Wenn Sie nicht wiſſen, was Harzſchmerlen ſind, ſo haben Sie keinen Begriff von dem Tiefſinne meiner Gründe, derer — ich mich freylich nicht mehr entſinne. Was ſagen Sie nun von dem Jünglinge? Und bilden Sie ſich noch immer ein, daß Sie wiſſen, wie alt er iſt? Rechnen Sie doch hübſch nach: die Großmutter der Großmutter*)! und dann ſchon ſo reich an Jahren, daß er, obgleich noch vestigia procul adorans ſchon einen lucullischen Streit führt. Aber ich muß hier abbrechen, und überlaſſe Sie Ihrem Nachrechnen.« —

Wieland kam am Schluß des Jahres auf einige Tage in die Stadt. Ich hatte ihm angekündigt, daß Klopſtock Nachträge zu ſeinem Traubenrecepte eingeſchickt habe, und er freute ſich in dem Briefe, womit er ſeine

---

*) Die Sache leidet nicht den geringſten Zweifel. Die Mutter der Kaiſerin Eliſabeth, welche die Gemahlin des Kaiſers Karl VI. und Mutter der in allen Jahrbüchern der Geſchichte unſterblichen Maria Thereſia war, war die Herzogin Chriſtine Luiſe von Braunſchweig Blankenburg, Gemahlin des Herzogs Ludwig Rudolph; ſie ward den 1. März 1735 Wittwe, und ſtarb den 12. November 1747 zu Blankenburg, wo alſo der junge Klopſtock bey ihrem Oberküchenmeiſter oft einſprechen konnte. Bekanntlich trat die Kaiſerin Eliſabeth in ihrer Jugend zur katholiſchen Confeſſion, worüber Moſer in ſeinem Archiv Th. XI. S. 1—170 die trefflichſten Aktenſtücke geliefert hat.

Erſcheinung zum Chriſtfeſte in der Stadt ankündigt, auch auf dieſe Mittheilung. Doch jener Brief enthielt ja auch noch ſo manches nebenbey, was auf Denk- und Lebensweiſe des nachgebornen Ariſtipp zu Osmanſtädt (wie er ſich wohl zuweilen ſelbſt im Scherz nannte) einiges Licht verbreitet, und mag darum auch hier ſeinen Platz finden.

Ex Osmantino den 19. December 1797.

»So eben, l. B., bin ich mit dem letzten Verſe der ariſtophaniſchen Wolken in der Ueberſetzung fertig, und auch ich kann mit gutem Fug und Recht ſagen: κεχόρευται μετρίως τόγε τήμερον ἡμῖν *). Es thut freylich viel, wenn man mit Luſt und Liebe an etwas arbeitet; aber gewiß hat mich meine Abgeſchiedenheit in Osmanſtädt, und die ſtolze Ruhe und ungeſtörte Muſe, die mich ſo ganz von mir ſelbſt und meiner Zeit Meiſter ſeyn läßt, viel dazu beygetragen, daß ich mit dieſem gewiß nicht leichtem litterariſchen Abentheuer zu Stande gekommen bin. Ich fing den 23. November an, und nun, den 19. December Vormittags um 10 Uhr, fertig — fertig, das heißt bis auf den Hammer und die Feile, welche leider wohl noch viel zu thun finden werden. Von den übrigen Zuthaten nicht zu gedenken, ohne welche

---

*) Bekanntlich der Schlußvers der Ariſtophaniſchen Wolken, den Wieland in der Ueberſetzung, von deren Vollendung hier die Rede iſt, (im attiſchen Muſeum B. II. St. 3. S. 35) ganz kurz abfertigt: Für heute iſt's genug. Wolf aber in der neueſten Ueberſetzung S. 143 freylich weit erſchöpfender, ſo übertrug: Für den heutigen Tag war leidlich vermein' ich der Chor aus.

für die Mehrheit der Leſer die Hälfte der venerum und gratiarum, wovon dieß Stück wimmelt, verlohren wäre. Und wie viel geht ſchon für uns, die wir wenigſtens nicht ganz ἀμύητοι in dieſen Myſterien ſind, verloren. Ihr Freund Jacobs *) hat nur zu ſehr recht, und der Teufel muß einem Allemannier in den Leib gefahren ſeyn, der ſich im Jahr 2225 nach der Ariſtophaniſchen Wolkengeburt ein ſo leichtes und ſchon halb verſchwebtes Luftgebilde noch ſo feſt halten zu wollen, um den Liebhabern der alten Kunſt unter ſeinem Volke — einen Holzſchnitt davon zum Beſten geben zu wollen.«

»Uebrigens wäre es undankbar, wenn ich nicht geſtünde, daß mir die poſſierliche — Ueberſetzung — oder Traveſtirung von unſerm eben ſo witz- und launevollen, als gelehrten Freund Schütz **) viel dazu geholfen hat, mit meiner Interpretation, ſo verſchieden ſie auch von der ſeinigen ſcheint, leichter und bälder fertig zu werden. Denn er hat mir oft zu der expression unique und zu dem einzig ſchicklichen Wort geholfen, welches ich ohne ihn entweder gar nicht, oder doch mit weit größerer Mühe getroffen hätte; auch in manchem Fall, wo mir ſein hochkomiſcher Ausdruck, wiewohl mir nicht brauchbar, dennoch auf die Spur der Wendungen half, die ſich für meine Manier am beſten ſchickten. Alſo Ehre dem Ehre gebühret und übrigens soli Deo gloria. — Sobald ich mit der Abſchrift fertig bin, und das Ganze noch einmal überarbeitet habe, ſollen Sie es zum Durchſehen und zu allen Ariſtophaniſchen Liebesdienſten, die ich mir von Ihrer Freundſchaft verſpreche, zugeſchickt erhalten.«

---

*) Der bis zuletzt ausharrende treffliche Mitherausgeber des attiſchen Muſeums.

**) Wieland konnte damals nur die erſte Ueberſetzung von Schütz, die ſich in den litterariſchen Spaziergängen 1784 im Aprilſtück befindet, vor Augen haben. Im Jahre 1798 erſchien ſie in vielem verändert und verbeſſert zu Halle in einer zweyten Ausgabe. Es iſt eine ſchöne Wiedervergeltung, daß derſelbe wackere Philolog und geſchmackvolle Alterthumskenner, deſſen Verdienſt hier Wieland ſo dankbar anerkennt, nun nach Wielands Tode vollenden wird, was Wieland nicht vermochte. Schütz wird an Cicero's ſämmtliche Briefe, überſetzt von Wieland, die letzte Hand legen, das Hinterlaſſene in der Handſchrift durchſehen, und das Ganze mit dem 6ten Band in zwey Abtheilungen ſchließen.

»Sie haben mir nicht geſagt, wer der Verfaſſer der Herzenserleichterungen beym Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. iſt. Das Ding iſt wohlgemeint gut, verſtändig und brav. Aber ſtellen Sie ſich vor, wie ein Necker oder Talleyrand-Perigord dieſelbe Sache geſagt haben würde. Es iſt einmal etwas Unbeholfenes in unſerer Sprache, wie in unſerm Nationalcharakter.«

»Doch iſt ein deutſcher Händedruck auch etwas werth, und mit keinem galliſchen oder brittiſchen je zu vertauſchen. Was Sie mir von Klopſtocks neuem Beweis alter Freundſchaft ſchreiben, gehört in dieß Kapitel. Sie ſollen mirs mittheilen, wenn ich gleich nach den Feyertägen in die Stadt komme. Heute iſt es freylich noch nicht ganz zu beſtimmen, ob wir uns nächſte Mittwoche zu Weimar ſehen werden. Denn in der That, die dermalen regierende kalte Eisluft wirkt ſehr unfreundlich auf das ſo gar zerbrechliche Filigranfutteral meiner Seele, und es iſt auf keine Weiſe wahrſcheinlich, daß mir, der ſeit acht Wochen gewohnt iſt, nicht aus dem Zimmer zu kommen, die Lebensweiſe, die mir zu W. bevorſteht, wohl bekommen werde. Ich werde indeſſen mit größter Aufmerkſamkeit auf die leiſe Stimme meines Dämonions lauſchen, und wenn es nicht Nein ſagt, ſo komme ich, von niemand begleitet, als meiner Frau, ohnfehlbar. Sagen Sie indeß Herdern vorläufig, daß ich bey ihm im erwählten Kreiſe meine Ueberſetzung der Wolken vorzuleſen wünſche, wenn ich hoffen darf, ſeine Geduld nicht auf eine zu ſtarke Probe dadurch zu ſetzen. Auch wünſchte ich, daß meine Freunde wüßten, ich ſey entſchloſſen, den Freytag Mittag in unſerm Club zu ſpeiſen, ſo feſt, daß ich ſogar eine Einladung an die Tafel Abrahams, Iſaaks und Jakobs ausſchlagen würde, wenn dieſe Art der Invitation nicht nöthigte, hereinzukommen. Alles übrige, si Diis placet, mündlich.« —

Wieland kam wirklich; denn Boreas hatte ſeine Schwingen in Thauwolken getaucht. Ich ging ſogleich nach ſeiner Ankunft zu ihm in den Gaſthof, wo er dießmal abgetreten war. Es war ſtürmiſches Wetter, als ich eintrat. Der gute Alte konnte bey gewiſſen kleinen Fehlſchlagungen mit der ihm eignen hohen Reizbarkeit leicht in Harniſch gebracht werden. Man hatte vergeſſen, ihm die neuen ſchwarzen Tuchſtiefeln, in welchen er in ſpätern Jahren bey Hof und in der Stadt, und vor Kai-

ſern

ſern und Königen auch zu erſcheinen pflegte, mit einzupacken. In ſolchen Fällen pflegte er mit einem, ihm ſonſt nicht gewöhnlichen Wortfluß, und mit wahrer Genialität im Ausdruck, ſein Unglück, mit lauter Blokheads umringt zu ſeyn, recht pathetiſch zu bejammern. Nie widerſprach bey dergleichen Aufwallungen ſeine ihn zärtlich liebende, und daher auch dergleichen Ausbrüche liebevoll entſchuldigende Gattin. Nach wenig Minuten ſah der kindlich gute Mann ſelbſt die Unſtatthaftigkeit ſeiner Klagen, und das Mißverhältniß derſelben zur Kleinigkeit, die ſeinen Unmuth gereizt hatte, vollkommen ein, und machte ſich nun ſelbſt die bitterſten Vorwürfe, daß er ſolchen Lärm um einen Eyerkuchen gemacht, oder, wie er wohl auch zu ſagen pflegte, um pure Ziegenwolle ſich ſo ereifert habe. Gewöhnlich ergoß er ſich dann wegen der Engelgüte ſeiner Gattin in die lauteſten Lobſprüche, und ſie benutzte dergleichen Augenblicke nicht ſelten, um ſeine Einwilligung für dieſe oder jene Ausgabe oder Einrichtung zu erhalten. Brandes würde ſie als Muſter einer ehrerbietigen Ehefrau aufgeführt haben. Denn ob er gleich ſich ſtets des traulichen Du gegen ſie bediente, ſo konnte ſie es doch nie von ſich erhalten, ihn ſelbſt zu duzen. Dieß im Vorbeygehen. — Wegen der zurückgebliebenen Fußbekleidung war ein Bote nach Osmanſtädt geſchickt worden. Vater Wieland war vollkommen beruhigt. Mit heitrer Stirn und frohem Muth empfing er alles, was ich für dieſe mündliche Unterredung aufgeſpart hatte.

Als ich ihm den letzten Brief von Klopstock vorlas, und auf die Stelle kam, wo Klopstock ſagt: Sie glauben wohl zu wiſſen, wie alt ich bin? u. ſ. w. unterbrach er mich und ſagte: Da wird vermuthlich auch ſo eine Rechnung kommen, wie ich auch immer mache. Denn ob ich gleich jetzt erſt 64 Jahre alt bin, ſo verlange ich doch mit Recht, daß mir ein jeder noch volle 6 Jahre gut ſchreibe. Billiger kann meine Forderung gar nicht ſeyn, da es ein baares Wunder iſt, daß ich heute noch lebe, in der geſalzenſten aller attiſchen Salzgruben, im Ariſtophanes tüchtig herumarbeite, und daß mir Jahre lang weder Kopf noch Fuß wehe thut. Man bedenke nur, daß ich von früh an eine Treibhauspflanze geweſen bin. Von meinem vierten Jahre an ſaß ich ſo — er ſaß mir gegenüber am Tiſch, und legte ſich mit der Bruſt klemmend an die Schärfe des Tiſchrandes an, in der Stellung, die ein ſehr kurzſichtiger Schreiber macht — und in ſolcher Poſitur habe ich einen großen Theil meines Lebens zugebracht, da ich ſchreibend dichtete, alles ſelbſt ſchrieb, nie ein Wort dictirte, und alles Geſchriebene mit eigener Feder oft zwey und dreymal bis zur Reinſchrift vollendete. Rechnen Sie dazu den Kampf der ſinnlichen Liebe mit dem überſpannteſten Platonismus in meinen frühern Jünglingsjahren, und etwas ſpäter die religiöſe Frömmigkeitswuth, wo ich wegen des geringſten Peccadillo, oder vielmehr wegen der leiſeſten Anwandlung eines mir damals ſündlich ſcheinenden Fantaſieſpiels die ſchrecklichſte Gewiſſensangſt bekam, nicht anders, als wenn mich Satanas mit Fäuſten ſchlüge. Setzen Sie dazu, daß ich Vater von ſechs Töchtern und vier Söhnen bin, die noch leben, die andern, die früh geſtorben ſind, gar nicht zu rechnen, und daß Freund Göſchen von 40 Bänden meiner Werke ſpricht, wobey 26 Bände Ueberſetzungen, und was der Merkur ſeit 1773 in monatlichem Ausflug aufgepackt erhielt, gar nicht in Anſchlag kommen. Bedenken Sie, daß dieſe doppelte Kinderzeugung doch auch nicht ohne Kraftaufwand abging, wiewohl es eben nicht nöthig geweſen wäre, daß der verkappte Franzos ſein Maul darüber ſo weit aufgeſperrt hätte *). Setzen Sie, um die Summe voll zu machen, nun auch noch die 22jährigen Hofdienſte, die bey mir zu einer Zeit anfingen, wo die Herzogin Mutter als Regentin das ſtrengſte Hofceremoniel beobachten mußte, wenn ſie nicht den Vorwurf auf ſich laden wollte, ſie ſündige gegen die angeſtammte Fürſtengröße; — ſetzen Sie die Indigeſtionen bey den zur Ungebühr verlängerten Hoftafeln und Bankets, die Stehproben an Hoftagen, die Verkältungen durch Zugluft, die mir die übrigens ſo verhaßte, und meine frühern Porträts ſo verunzierende Beutelperücke zur unerläßlichen Kopfdecke und zur Bedingung meines Wohlſeyns mach-

---

*) Jedermann erinnert ſich hierbey an Risbecks Briefe eines reiſenden Franzoſen. II Th. S. 63, wo Wieland als Beyſpiel angeführt wird, in welchem genauen Verhältniſſe die Zeugungskräfte eines Menſchen mit ſeinem Genie ſtunden. Risbecks Briefe wurden im Jahr 1784 in ganz Deutſchland verſchlungen. Gerade um dieſer Stelle willen mußte Wieland damals in freundlichen Zirkeln in Weimar manche Scherzrede erdulden, ſo daß ſie ihm immer im Gedächtniß blieb.

te*); die wachſenden Sorgen meines Hausſtandes, da die vom Herzog mir ausgezahlte Penſion von 1000 Thalern mein einziges feſtes Einkommen waren, und noch ſo viele andere Dinge, die mich beunruhigten und meine Reizbarkeit erhöhten, und ſagen Sie ſelbſt, ob ich zu viel fordere, wenn ich auf alles dieß wenigſtens ſechs Jahre gut zu haben verlange. Wie ganz anders hat ſich da Klopſtock abzuhärten, und die Hülle ſeiner Pſyche zu befeſtigen gewußt. Man ſagt, die Kanarienvögel ſind nirgends noch in freyem Zuſtande vorhanden, wenigſtens in Europa nicht. Hüpft aber irgendwo ſo ein Vogel im Freyen zwiſchen Palmen und Agaven, ſo iſt das Klopſtock, und ich bin das verweichlichte durch Stubenluft und Damenpflege verzärtelte Kanarienvögelchen im Vogelbauer. Als Klopſtock in Zürich bey Bodmer war, gab er Beweiſe von körperlichen Fertigkeiten, von Geſchicklichkeiten im Fechten und Reiten, die alle Welt in Erſtaunen ſetzten, und noch lange nachher als halbe Wunderlegenden in der Stadt und am See erzählt wurden. Als ich ein Jahr ſpäter auch zu Bodmern kam **), und dann mehrere Jahre in Zürich platoniſirte und ſchwärmte, hörte ich noch manches Geſchichtchen von Klopſtocks Körperſtärke und Gewandtheit, auf das ich mich heute noch beſinnen zu können wünſchte. Klopſtock iſt ein wahrer Eisvogel, und war zu ſeiner Zeit in ganz Dänemark der größte Eisläufer. Ich habe nie auf dem Eiſe gehn können, ohne mich führen zu laſſen, oder mich zwey Trägern anzuvertrauen. Ihm verging kein Tag ohne Gymnaſtik. Ich habe einmal angefangen, Holz zu ſägen, aber der erſte Verſuch mißglückte dermaßen, daß ich noch jetzt, wenn ich ſägen höre, mir die Ohren zuhalten möchte. Dabey fühlte Klopſtock nie den Zwang des Hoflebens, war ſtets ſein eigener Herr und Meiſter. Da läßt ſich wohl auf ein hohes Alter zählen. Er muß ſo alt werden, als Bodmer. Wenn ich 70 Jahre alt werden ſollte, ſo iſt es ein Wunder, und mit jedem Tag weiter hinaus wächſt das Wunder.

---

*) Wieland trug nicht bloß, weil es damals zum würdevollen Anſtand gehörte, ſondern auch, weil er ſtets Schmerzen auf dem Scheitel hatte, und da beſonders an Erkältung litt, bis zum Jahre 1789 eine Perücke. So mahlte ihn Graff zuerſt, und ſo erſcheint er in allen frühern Porträts. Als er ſein eigenes Haar zu tragen anfing, bediente er ſich ſtets eines ſchwarzſammtenen Scheitelkäppchens, das ihm ſehr wohl ſtand. So ſtellte er ſich uns in allen ſpätern Abbildungen dar, in Schadows meiſterhafter Büſte, und in Kügelgens höchſt charakteriſtiſchem Porträt, welches vor allen andern geſtochen zu werden verdient.

Als die Stelle in Klopſtocks Brief wegen der Harzſchmerlen kam, unterbrach er mich durch eine Erzählung vom Wohlſchmack der Alpenforellen, die er im Kanton Appenzell bey Kaufmann Wegzeller gegeſſen hatte. Die Forellen kamen bey derſelben Mahlzeit in dreyerley Zurichtung, und als drey verſchiedene Gerichte auf den Tiſch. Nun waren wir, ſo fuhr er fort, ſchon alle dick und ſatt, als noch ein unendlicher Kalbsbraten auftrat von

---

**) Klopſtock kam im Jahr 1750 mit Sulzer nach Zürich. Wieland 1754 jener Art, wie ſie die Alpenheerden geben, und wogegen unſere gerühmteſten Kalbsbraten ſich verhalten, wie jener dem Wolf abgejagte Ziegenbraten in der zweyten Epode des Horaz zum feiſten Rinderbraten, den Agamemnon den Helden von Troja vorwirft, als ſie nicht ſtreiten wollen. Als man mich mit zudringlicher Treuherzigkeit nöthigte, zuzulangen, konnte ich mir nicht anders helfen, als daß ich ein Geſchichtchen erzählte, wie ichs in unſerm Schwabenlande oft noch als ein kleiner Bube gehört hatte, von einem ſchwäbiſchen Bauernmädchen, die auf einem Hochzeitſchmauſe ſich gleich am erſten Gerichte, Kraut und Schöpſenfleiſch, ſo plump ſatt gegeſſen hatte, daß ſie von dem nachfolgenden Gebratenen, Geſottenen und Gebackenen nichts anrühren konnte, und nun bitterlich zu weinen anfing, und heftig auf die Leute ſchimpfte, die ihrs nicht im Voraus geſagt hätten, daß noch ſo vieles im Hinterhalt ſtünde.

Die Rede kam nun auf Klopſtocks Meſſias und auf die eigene Anſichten des Sängers der Meſſiade über dieß Gedicht *). Ich theilte Wielanden mit, was Auguſt Wilhelm Schlegel über Klopſtocks Verdienſte geſagt hatte: »In Klopſtock, ohngeachtet er die Mißverſtändniſſe und die Affectation ſo ins Große treibt, wie ſchwerlich vor ihm ein anderer Dichter, iſt doch etwas, was nicht untergehen kann, denn er muß wenigſtens im grammatiſchen Theile der Poeſie als ein Stifter betrach-

---

*) Worüber der Verfaſſer dieſes Aufſatzes einen von Klopſtock ſelbſt niedergeſchriebenen Aufſatz von einigen Bogen aufbewahrt.

tet werden.« Wieland pflichtete dieſem Urtheile mit einigen Einſchränkungen bey, und unterſchied den Dichter vom Grammatiker. Mit dem Grammatiker Klopſtock wolle er nichts zu thun haben, weil hier die Lüſternheit, überall den Geſetzgeber zu machen, ihn äußerſt einſeitig und unbillig gemacht hätte. Wahrſcheinlich lag in Wielands Seele eine unangenehme Erinnerung an jenes Urtheil, welches Klopſtock ſchon in ſeiner Gelehrtenrepublik über »den ausländiſchen Seiltanz des Wundermanns« gefällt hatte. Klopſtock ärgerte ſich damals nicht wenig an den meiſt franzöſiſchen Wendungen und Ausdrücken, die in den frühern Ausgaben der Wielandiſchen Gedichte, vor allem aber in ſeiner Proſe zur Ungebühr vorkommen. Wielanden hatte dieß Urtheil gerade aus Klopſtocks Feder tief verwundet, und die berühmte Stelle im verklagten Amor: »daß ein wenig ausländiſche Liebeley doch immer beſſer ſey, als vaterländiſches Bardengebrüll der Wodanſchen Brüderſchaft, wenn ſie ſich aus Menſchenſchädeln mit dickem Gerſtenſaft berauſcht,« konnte wohl der Ausfluß ſeiner Empfindlichkeit darüber geweſen ſeyn, wiewohl er auch in der Nähe Veranlaſſungen zu jenem Spott genug gefunden hatte. Dem ſey nun wie ihm wolle. Vater Wieland beſchränkte ſich jetzt in ſeinen Lobſprüchen auf Klopſtock bloß auf ſeine frühern Oden, und auf die erſten Geſänge des Meſſias. Im Fluß der Rede gerieth er nach und nach in eine ſeiner ſeltenen hohen Entzückungen, indem er den Eindruck ſchilderte, den das Leſen der erſten Geſänge auf ihn, den Jüngling, gemacht habe, und den Anſtoß anzugeben ſuchte, den dieſe Lectüre ihm zu ſeinen Dichtungen gab.

»So unendlich verſchieden auch der Meſſias und meine Muſarion nach Zeit und Ausführung ſeyn mögen, ſo ſtehn ſie doch in ſo fern in engerer Beziehung, als mancher glauben mag, in wie fern dieſe ohne jenen nie gedichtet worden wäre. Das hohe Ideal und die Begeiſterung, die ich dem Meſſias und einigen Elegien, welche ich aus den Beyträgen zuerſt kennen lernte, auf immer verdanke, haben mich zur Hervorbringung einiger zwar himmelweit davon verſchiedener, aber doch auch nicht ganz ſchlechter Werke begeiſtert. Es waren in meinem frühern Leben Zeiten, wo ich gerne zu Klopſtock gewallfahrtet wäre, um ihm dieß ſelbſt zu ſagen. Jetzt erwacht dieſe Begierde lebhafter, als je in mir. Wenn ich nicht Scheunen bauen, Ochſen kaufen, dreſchen und ärnten laſſen, und alles zuſammen nehmen müßte, um als ehrlicher Mann bey einem Gutskauf zu beſtehn, bey welchem ich kaum die Hälfte bezahlen konnte, ſo müßte ich künftigen Sommer nach Hamburg reiſen, um dort Klopſtock und von da aus die offene See zu ſehen, die nie mit Augen ſeines Leibs geſehen zu haben, für einen Dichter, der doch in und außer dem Oberon auch manche Seeſtücke gemacht hat, faſt unverzeihlich iſt.«

»Dabey aber bleibts,« ſo ſchloß er, als ſein Eifer etwas gemäßigter herabſank, »daß nur die erſten Geſänge, und was in den letztern jenen gleichzeitig iſt, des Gepräge der Unſterblichkeit haben, das übrige aber weit mehr Kunſt- als Geniewerk iſt.«

Und die Weintrauben-Blenden? rief ich.

»Sollen künftiges Frühjahr an der Bogenmauer mitten im Garten gewiß nach Klopſtocks Vorſchrift angelegt werden. Eine Baumpflanzung von Kirſch- und Pflaumenbäumen wird von da bis hinab ins Luſtwäldchen führen. Da mag Pomone mit Lyäus ihren Wettkampf beginnen.«

Die Obſtbäumchen wurden im nächſten Frühjahr wirklich geſetzt. Aber die Traubenanlage unterblieb, obgleich die Setzlinge zu der Pflanzung ſchon aus dem Griesbachiſchen Weingarten bey Jena dazu verſchrieben waren. Man berechnete den Aufwand, den das Lattenwerk, das Aufmauern, die Fenſterſcheiben an den Vorlagen verurſachen könnten, an 50 Thaler. Das war zu viel für eine bloße Liebhaberey bey einem Landweſen, das oft mehr koſtete, als eintrug, und das ein poetiſcher Landwirth durch ſeine Söhne und Verwalter bewirthſchaftete.

Die Baumpflanzung iſt vielleicht noch da. Das Luſtwäldchen deckt ſeine irdiſche Hülle.

Ueber
Schicks Laufbahn und Charakter
als Künſtler.

Wenn die herrſchende Denkart und die Verhältniſſe ehemaliger Zeiten dem Gedeihen der bildenden Kunſt eben ſo günſtig waren, als die des gegenwärtigen Zeitalters derſelben widerſtrebend ſind, ſo iſt in dieſem die Erſcheinung eines ächten Künſtlers um ſo merkwürdiger, und verdient um ſo größere Bewunderung; eines Künſtlers nähmlich, deſſen Sinn und Beſtreben einzig auf das gerichtet iſt, worin das Weſentliche und ewig Gültige der Kunſt beſteht, für welches der Sinn zwar zuweilen im Laufe der Zeiten verſchwinden kann, aber immer von neuem wieder aufleben muß, und welches daher als unſterblich in ihrer Geſchichte erſcheint. Sollte auch eine ihrem Gedeihen günſtigere Denkart angefangen haben, Wurzel zu faſſen, ſo ſteht dieſe noch in dem entſchiedenſten Gegenſatze mit dem öffentlichen Leben, und den äußerlich herrſchenden Verhältniſſen, von denen die bildende Kunſt mehr als die übrigen Künſte abhängig iſt. Wohl mag es gegenwärtig mehrere Menſchen geben, die das Wahre und Aechte in derſelben zu ſchätzen vermögen. Aber es möchten unter dieſe vielleicht am wenigſten diejenigen gehören, von denen der Künſtler am meiſten abhängt, wenn er neben dem höhern Bedürfniß, ſeine Kunſt ihren wahren Forderungen gemäß in ſich auszubilden, ſie zugleich als Mittel betrachten muß, ſich ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben, und es iſt daher nicht zu wundern, wenn heut zu Tage dieſe beyden Zwecke ſo oft mit einander im Widerſpruch erſcheinen. Dieſes konnte freylich nicht ſtatt finden in jenen Zeiten, in welchen eine würdige Anſicht der Kunſt allgemein herrſchend war, in welchen ihre Anwendung jederzeit auf eine ihrer Würde angemeſſene Weiſe geſchahe, und in welchen, da nur das Große, Wahre und Aechte geſucht wurde, man auch dieſes nur bezahlte und belohnte. Dagegen erfordert es gegenwärtig Aufopferung deſſen, was man zeitliches Glück nennt, Verzichtleiſtung auf die Bequemlichkeiten des Lebens, bey einem Künſtler, der von der wahren Würde ſeiner Kunſt begeiſtert, ſie dieſer gemäß in ſich ausbilden will.

Es muß unter die ſeltenen Ausnahmen gegenwärtiger Zeit gehören, wenn Werke, die der wahren Beſtimmung der Kunſt entſprechen, der aufgewandten Mühe und Zeit angemeſſen belohnt werden, beſonders wenn ſie von weitläuftigem Umfange ſind. Solche können nur ſehr ſelten geſucht werden, ſeitdem die Kunſt nun gänzlich aufgehört hat, mit dem öffentlichen Leben, als ein höheres Bedürfniß des Staates und der Religion, in Verbindung zu ſtehen. Ihre Unterſtützung beruht nur auf der Willkühr und perſönlichen Neigung der Einzelnen, und gehört keinesweges unter das Nothwendige in den Verhältniſſen des öffentlichen Lebens, welche vielmehr nach und nach ſich auf eine Weiſe geſtaltet haben, daß ſie in demſelben als das Entbehrlichſte und Ueberflüßigſte erſcheint. Ueberhaupt hat die ganze Art der Bildung neuerer Zeiten der Entwickelung des Sinnes und wahrer Liebe für dieſelbe ſo wenig günſtig ſeyn können, als der Entwickelung aller derjenigen Anlagen, welche die einzig wahre Zierde des Menſchen ſind, und wodurch derſelbe ſeine Verwandtſchaft mit der Gottheit auf Erden verkündet. Daher muß eine ächte Künſtlernatur als eine beynahe ſeltſame, gar in den gewöhnlichen Gang der Dinge nicht gehörige Erſcheinung in die Welt treten, und eine ihrer Entwickelung ſehr ungünſtige Atmoſphäre finden. Die ehemaligen großen Künſtler befanden ſich in völliger Eintracht mit dem herrſchenden Geiſt und der Weltanſicht ihres Zeitalters, welche dem wahren Weſen ihrer Kunſt vollkommen angemeſſen war; daher auch ihre Werke als ein getreuer Spiegel ihrer Zeit zu betrachten ſind. Um hingegen gegenwärtig ein wahrer Künſtler ſeyn zu wollen, iſt es vor allem nöthig, ſich von dem Geiſte ſeiner Zeit gänzlich loszureißen. Daher wird derjenige, dem es wahrer Ernſt um die Kunſt iſt, ſich in die Welt ſeines Geiſtes zurückziehn, und mehr in einer ſchönern Vergangenheit, als in der Gegenwart leben. Denn mit Recht wird es von allen, die auf Sinn und wahren Geſchmack Anſpruch machen, für den größten Tadel eines Kunſtwerkes betrachtet, wenn man ſagen kann, daß es in modernem Sinne gedacht und dargeſtellt iſt, welches nichts anders ſagen will, als daß ſich der Geiſt der gegenwärtigen und zunächſt verfloſſenen Zeit darin ſpiegelt.

Schon alſo in Betracht der Hinderniſſe, welche die gegenwärtige Lage der Dinge mit ſich bringt, verdient das Andenken desjenigen, welcher ſich durch dieſelben den Weg bahnte, wahre Kunſt, als den Gegenſtand ſeines Strebens und ſeiner Liebe in ſich auszubilden, liebevoll bey der Nachwelt erhalten zu werden, und daher verdienen es auch diejenigen unſerer Nation, welche ſeit einiger Zeit ſich beſtrebt haben, einer ſeelenloſen, verderbten und erſchlafften Kunſt wohlthätig entgegen zu arbeiten. Sie werden vielleicht dereinſt, wenn anders glücklichere äußere Verhältniſſe die Welt und unſer Vaterland betreffen ſollten, als die, von denen zuerſt wieder neues Leben für die bildende Kunſt ausgegangen, und als die Stifter einer neuen herrlichen Epoche derſelben bey der Nachwelt betrachtet werden. Wenn ſie ſelbſt nur ſäen, aber nicht zugleich ärndten, ſich nicht ſelbſt an den Früchten ihres lobenswerthen Beſtrebens erfreuen können, ſo theilen ſie freylich nur das Schickſal aller derjenigen, welche auf irgend eine Weiſe zuerſt wieder den Keim zum Guten gelegt haben, und als das wiedererſcheinende Licht in die verfinſterte Welt getreten ſind.

In gewiſſer Hinſicht müſſen die Nachrichten über die Umſtände ihres Lebens allerdings ärmlich erſcheinen im Vergleich der Nachrichten über das Leben und die Laufbahn ehemaliger großer Meiſter der Kunſt. Denn vermöge der veränderten Lage der Dinge laſſen ſich von einem heutigen Künſtler dergleichen große und weitläufige Werke, dergleichen Ehrenbezeugungen von Seiten der Großen, eine ſolche allgemeine Bewunderung und Achtung nicht aufzeichnen; und vielleicht um ſo weniger, als er im wahren Sinne dieſen Namen verdient. Alsdann aber iſt ſein Leben um ſo bedeutender wegen der Ueberwindung von Schwierigkeiten, welche von einer Art ſind, wie ſie jene nicht zu überwinden hatten, und weßwegen ſelbſt ein weit geringerer Grad von Ausbildung ſchon wahre Bewunderung und Achtung verdient.

Ein ausgezeichnetes Beyſpiel eines Gemüthes, welches mit begeiſterter Liebe für die Kunſt in ihrer unverderbten und reinen Geſtalt erfüllt war, und mit raſtloſem Eifer nach immer höherer und vollkommenerer Bildung ſtrebte, nicht ohne harten Kampf mit ſeinem Zeitalter, hat ſich uns durch den Mahler Gottlieb Schick gezeigt, welchen uns der Tod vor nicht langer Zeit in der ſchönſten Blüthe ſeines Lebens und ſeiner künſtleriſchen Laufbahn entriſſen hat. Weshalb eine Betrachtung über den Gang ſeiner Bildung, ſeiner Anſicht der Kunſt, und den Umfang ſeines Talentes nicht unerwünſcht ſeyn wird.

Die Natur erkannte in ihm ihre Beſtimmung in den früheſten Jahren ſeines Lebens. Da ſein Vater ſahe, daß der Trieb und die Neigung des Sohnes einzig auf die Mahlerey gerichtet war, ſo gab er bald den Bitten des Sohnes nach, ihn einen Mahler werden zu laſſen, und that ihn deßwegen zu Hetſch, den vorzüglichſten Mahler in ſeiner Vaterſtadt Stuttgard in die Schule, in welcher er vier Jahre blieb. Auch arbeitete er einige Zeit in der Werkſtätte des Bildhauers Daneker, um mit dem Mahlen zugleich in Thon modelliren zu lernen. Der Geiſt dieſes ausgezeichneten Künſtlers ſtimmte ganz mit dem ſeinigen überein, und er war daher auch jederzeit mit der größten Verehrung für denſelben erfüllt. Unter ſeiner Anweiſung legte er den Grund zu derjenigen Geſchicklichkeit in der Plaſtik, welche ihm nachmals in der Mahlerkunſt zu großem Vortheil gereichte. Er fing bald an, eigene Compoſitionen, anfänglich ohne Vorwiſſen ſeines Meiſters zu verfertigen, in denen er ganz ſeinem eigenen Sinne folgte. Ich bedaure, nichts aus eigener Anſchauung über ſeine frühern Arbeiten ſagen zu können; auch iſt mir nicht bekannt, was ſich davon noch in Stuttgard befindet.

Der große Ruf, welcher ſich in dieſer Zeit von David verbreitete, und das Verlangen, die in Paris aufgehäuften Kunſtſchätze zu ſehen, brachten ihn 1799 zu dem Entſchluß, nach dieſer Hauptſtadt zu gehen, und ſich in die Schule des genannten Künſtlers zu begeben. Er ſtudierte daſelbſt gegen vier Jahre mit dem möglichſten Fleiße, aber nach ſeiner nachmaligen Ueberzeugung und Einſicht ohne ſonderlichen Erfolg. Seiner Sinnesart konnte nichts weniger angemeſſen ſeyn, als die dermalen herrſchende antike Manier, und der theatraliſche Charakter, welcher der franzöſiſchen Schule jederzeit eigen geweſen iſt, und welchen ſie auch durch die bloße Nachahmung der antiken Form unmöglich hat verlieren können. Deßwegen ſind auch die menſchlichen Figuren in ihren Gemählden, auch nach ihrer neueſten Reform, wie vordem, Schauſpieler, nur ſorgfältiger koſtümirte Schauſpieler, geblieben. Zu der Zeit, als ſich Schick in Paris befand, war ſeine Anſicht der Kunſt noch nicht ſo klar in ſeiner Seele geworden, daß er im Stande geweſen wäre, ſich durch feſte Gründe von ihrer Wahrheit und Richtigkeit zu überzeugen, ſondern ſie beruhte mehr noch auf einem dunkeln Gefühle. Auf dieſem beruhte alſo anfänglich allein auch ſeine innere Abneigung gegen die franzöſiſche Kunſt, welche ſo ſehr der damals herrſchenden Meinung entgegen war; nicht allein der in Paris, ſondern der beynahe in ganz Europa. Denn nicht allein die Franzoſen vermeinten, daß durch ſie die Kunſt in ihrer höchſten Reinheit und Vollkommenheit wieder hervorgerufen wäre, ſondern auch der größte Theil unter den übrigen Nationen, vornehmlich auch unter den Deutſchen, legte dieſer Meinung nur allzu willfährig Glauben bey, wie ſie in ſolchen Fällen meiſtens den Franzoſen zu glauben gewohnt ſind. Unter dieſen Umſtänden befand ſich Schick in einem ſehr unangenehmen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt. Das Anſehen der öffentlichen Meinung erregte ihm Zweifel über die Ausſprüche ſeines Gefühls; und ſeiner Meinung ſah er ſo viele andere entgegen, die ihm an Verſtand und Einſicht weit überlegen vorkamen. Deßwegen ſuchte er ſich zuweilen Gewalt anzuthun, um ſich wenigſtens einigermaßen die franzöſiſche Manier anzueignen, welches ihm aber unmöglich gelingen konnte, und durch welches Beſtreben ſich nur das Schwanken zwiſchen der urſprünglichen Richtung ſeiner Natur, und einer derſelben widerſtrebenden Schule offenbaren mußte. David für ſeine Perſon verkannte jedoch ſein Talent nicht, und erwies ihm daher Auszeichnung unter ſeinen Schülern. Es war ihm leid, daß das Bild, welches Schick zu ſeiner Preisaufgabe in Paris verfertigte, nicht ſeiner Erwartung gemäß ausfiel, und nicht den Preis erhielt, wie er es ihm gern gewünſcht hätte. Nach Schicks eigenem Geſtändniß geſchah ihm keineswegs Unrecht, indem dieß Gemählde ſchlechter als ſeine vorigen Arbeiten, und als er von ſich ſelbſt erwarten konnte, ausgefallen war.

Nach ſeiner Ueberzeugung, die er oft gegen mich geäußert, war ihm der Aufenthalt in Paris vielmehr ſchädlich als nützlich geweſen. Als er in ſeiner Vaterſtadt Stuttgart, in welche er, bevor er nach Italien ging, zurückkehrte, ſeine Arbeiten wieder zu Geſicht bekam, welche er vor ſeiner Reiſe nach Paris verfertigt hatte, ſchien er ſich in der langen Zeit ſeiner Abweſenheit eher zurückgekommen, als weiter geſchritten zu ſeyn.

Mit ſeinem Aufenthalte in Rom ſeit 1802 beginnt erſt die bedeutende Epoche ſeiner Laufbahn, und hier währte es nicht lange, daß ſeine vortrefflichen Anlagen, welche ſich in Paris nicht hatten frey entwickeln können, ſich zu offenbaren anfingen. Die großen Meiſterwerke der Kunſt, welche Rom, ungeachtet der Plünderungen, die es erlitten, immer noch aufbewahrt, der Eindruck erhabenen Ernſtes, den man bey dem Umherwandeln in dieſem Orte empfindet, der in ſeinem Aeußern ſo ſehr den Stempel und das Gepräge derjenigen Stadt trägt, welche ſeit Jahrtauſenden zuerſt in weltlicher, darauf in geiſtiger Hinſicht die Herrſchaft der Welt behauptet hat, iſt nicht das einzige, welches auf die Ausbildung eines Künſtlers ſo vortheilhaft zu wirken vermag. Von nicht minder günſtigem Einfluß iſt der große Zuſammenfluß von Künſtlern, und die freyen Verhältniſſe, in denen ſie ſich im Vergleich zu andern Orten immer noch daſelbſt befinden. Da die Künſtlerwelt in Rom aus allen Nationen Europa's beſteht, ſo kann kein einſeitiger und beſchränkter Nationalgeſchmack eine deſpotiſche Herrſchaft behaupten, wie vornehmlich in Paris, wo, ſo wie alles, auch die Kunſt ſich dem Zwange einer herrſchenden Mode fügen muß, welche ſchon durch ihren Begriff allen Anſpruch auf unwandelbare Gültigkeit und wahren Gehalt ausſchließt. Gleichwie in republikaniſcher Verfaſſung der Staaten, kann unter den Künſtlern in Rom wohl Partheygeiſt nebſt den damit verbundenen Uebeln in reichlichem Maße ſtatt finden; aber hingegen kann auch das Gute und Wahre wohl manchen harten Kampf, manche Verfolgungen zu beſtehen haben, aber nie unterdrückt werden, und hat am Ende immer die Oberhand behalten müſſen, welches jederzeit der Fall ſeyn muß, wenn die Entwickelung ſeiner Kraft nicht gewaltthätig gehemmt, und im erſten Keime erſtickt wird.

So fühlte auch Schick in Rom ſogleich eine Erhöhung und neue Belebung ſeines Kunſtſtrebens, und er fühlte ſich nunmehr gänzlich von den Feſſeln einer Schule befreyt, welche keines andern Natur mehr als der ſeinigen widerſprechend ſeyn konnte. Denn eine entſchiedene Abneigung gegen allen Schein und Affectation gehörte zu der innerſten Eigenthümlichkeit ſeines Charakters, und deßwegen hatte er auch in ſeiner Kunſt einen ſolche Widerwillen gegen alle Prätenſion auf leere Form, di des belebenden Geiſtes ermangelt, von was für Art ſ auch ſeyn, und wie ſie auch immer heißen mag. Standhaft verfolgte er nunmehr ſeinen eignen Weg, unbekümmert um das Anſehen herrſchender Meinungen, und das Urtheil anderer. Er war nun zum klaren Bewußtſeyn desjenigen gekommen, was er von der Kunſt forderte, und was er mit ſo großer Sehnſucht in ſich auszubilden ſtrebte. Schon das erſte Bild, welches er in Rom mahlte, zeigte einen Geiſt, der von dem gewöhnlichen Geiſt der ſpätern Kunſt gänzlich verſchieden war, und erregte daher auch ungemeines Aufſehen bey allen denen, welche ſelbſt Sinn für das wahre Weſen der Kunſt beſitzen. Zum Gegenſtand hatte er den David gewählt, der vor dem Saul auf der Harfe ſpielt, um ſeinem, von einem böſen Gewiſſen gequälten Geiſt Aufheiterung und Linderung zu verſchaffen. Ich habe dieſes Bild nicht ſelbſt geſehen, weil es zu der Zeit, als ich nach Rom kam, ſchon an den König von Würtemberg geſchickt worden war, bey dem es ſich auch noch gegenwärtig befindet. Ich bedaure daher, nichts Ausführliches darüber ſagen zu können; und was ſeinen Werth im Allgemeinen anbetrifft, ſo muß ich mich auf das Urtheil derjenigen berufen, die es geſehen haben, und deren Urtheil nach meiner Ueberzeugung Glauben verdient.

Aus eigener Anſchauung kenne ich nur Skizzen und Studien zu einzelnen Figuren dieſes Gemähldes, welche aber bey der Ausführung bedeutende Veränderungen erlitten haben. Nach dieſem, und einem Bildniſſe der Frau von Humboldt in halber Figur mit ihrem Sohne, zu urtheilen, welches er kurz darauf verfertigte, zeigt ſich in ſeinen Arbeiten dieſer Zeit ein von ſeinen ſpätern Werken etwas verſchiedener Styl, welcher den Charakter einer noch weniger zur Reife gelangten Kunſt trägt. Vollkommen offenbart ſich jene Innigkeit des Gemüths, jene Einfalt und Anſpruchloſigkeit und gänzliche Entfernung von allem Conventionellen, welche das Weſentliche des Charakters ſeiner Kunſt ausmacht, aber mindere Vollkommenheit in der Ausführung und Darſtellung. Der Styl in Form und Zeichnung iſt magerer, als in dem, was er nachmals verfertigt hat; der Farbe fehlt es noch an Kraft, und der Wirkung des Ganzen an Haltung. Man konnte bemerken, daß die Kunſt ſich in ihm ihrem wahren natürlichen Gange gemäß entwickelte. Denn dieſelbe iſt jederzeit anfänglich mager in den Formen, und mit einer an Härte gränzenden Beſtimmtheit erſchienen, und hat ſich erſt nach und nach zur Großheit des Styls und plaſtiſchen Fülle erhoben. Die nothwendigen Entwickelungsſtufen, welche ſie in ihrer allgemeinen Geſchichte zeigt, offenbaren ſich auch im Gange der Entwickelung des einzelnen Künſtlers. Um ein allgemein bekanntes Beyſpiel hierüber anzuführen, ſ braucht man nur die Veränderungen in dem Style Raphaels zu betrachten. Auch Michael Angelo, welcher alle Meiſter der neuern Kunſt an Großheit des Styls übertroffen hat, zeigt im Vergleich ſeiner ſpätern Arbeiten einen noch ziemlich magern Styl in der Gruppe aus Marmor von der Mutter Gottes mit dem todten Chriſtus in der Peterskirche. In den ſpätern Zeiten, in welche die Kunſt, weil die Natur immer mehr aus ihrem W ſen verſchwand, ſich auch nicht mehr natürlich entwickelt hat, ſondern nur wie im Treibhauſe erzogen worden iſt, hat man freylich gewöhnlich da angefangen, wo man endigen ſollte.

Das Dankopfer des Noah nach ſeinem Ausgange aus der Arche iſt das zweyte hiſtoriſche Gemählde, welches Schick in Rom verfertigt hat, und welches ebenfalls der König von Würtemberg in Stuttgart beſitzt. Man ſieht den Noah vor dem Altar betend, und die Hände zu dem ewigen Vater emporhebend, welcher in den Wolken mit Engeln umgeben erſcheint, und ihm durch den Regenbogen, auf welchen er hinweiſet, verkündet, nie wieder eine allgemeine Vertilgung über das menſchliche Geſchlecht ergehen zu laſſen. Auf dem Vorgrunde tödtet einer von den Söhnen des Noah den zum Opfer beſtimmten Widder, und ein junges Weib bringt Blumen und Früchte, ebenfalls zum Opfer, herbey. Zur Seite des Noah knieet ein anderer von deſſen Söhnen mit einem jungen Weibe, welche die göttliche Erſcheinung mit Staunen und Verwunderung betrachten. Im Hintergrunde ſieht man die Arche und die aus derſelben herausgehenden Thiere, und das Waſſer, mit welchem die Erde noch zum Theil bedeckt iſt. Als von vorzüglicher Schönheit verdient beſonders eine weibliche Figur in einem blauen Gewande bemerkt zu werden, welche vor dem Opferheerde knieet mit geſenktem Haupte und die Hände kreuzweis über die Bruſt gefaltet. A. W. Schlegel hat dieſem Gemählde in der Litteraturzeitung 1805, in ſeiner Beurtheilung der damals in Rom lebenden Künſtler, das verdiente Lob ertheilt. Im Vergleich ſeiner frühern Arbeiten ließen ſich in Hinſicht alles deſſen, was durch mehrere Uebung erlangt wird, nicht unbedeutende Fortſchritte des Künſtlers bemerken. Hingegen gab dieſer ſelbſt ſeinem früher-verfertigten, zuvor erwähnten hiſtoriſchen Gemählde den Vorzug, welches er geſtand in einer glücklicheren Stimmung und mit mehr Liebe ausgeführt zu haben. Der Grad des Bedeutenden, und der Grad, mit dem ſich die Tiefe und Innigkeit, mit welcher der Künſtler ſeinen Gegenſtand empfunden hat, in ſeinen Werken ſpiegelt, war jederzeit bey ihm der vorzüglichſte Maßſtab, nach welchem er Kunſtwerke ſchätzte, und weil er in dieſer Hinſicht ſein früheres Werk vorzüglicher fand, ſo konnte ihn die mehrere Vollkommenheit im Wiſſenſchaftlichen und Mechaniſchen in dem ſpätern nicht dafür ſchadlos halten.

Wenn in dem Opfer des Noah die Fortſchritte ſeiner Kunſt ſich vielleicht nur unter groſen Einſchränkungen gezeigt hatten, ſo zeigten ſie ſich nun um ſo auffallender in einem Bildniß der Fräulein von Humboldt, in ganzer Figur und natürlicher Größe. Sie ſpielt auf der Guitarre, und ſitzt an einem offenen Balkon, welcher die Anſicht auf eine römiſche Gegend gewährt. Die Erſcheinung dieſes Werks war gewiß als höchſt merkwürdig in unſerer Zeit zu betrachten. Denn eine unpartheyiſche und von perſönlichen Rückſichten freye Nachwelt mag entſcheiden, ob es übertrieben ſeyn würde, zu behaupten, daß ſeit dem 16ten Jahrhundert kein Bildniß in dieſem hohen Kunſtſinne gemahlt worden iſt. Die treue und geiſtvolle Auffaſſung der Individualität der geſchilderten Perſon mit ſolcher Schönheit und einfacher Grazie verbunden, die Vollkommenheit der Carnation, und überhaupt die Kraft, Klarheit und ſchöne Uebereinſtimmung der Farben, der edle Geſchmack in der Anordnung des Ganzen, und die ungemeine Liebe und Sorgfalt, mit der alles bis auf das Geringſte ausgeführt iſt, kann nur an die Bildniſſe eines Leonardo da Vinci, Raphael, Hollbein und anderer großer Meiſter dieſer Zeit erinnern. Wenn er dieſe nicht erreicht hat, ſo iſt er ihnen wenigſtens ſehr nahe gekommen, und hat nach langer Zeit zuerſt wieder die wahre Bahn in der Bildnißmahlerey betreten.

Dieſe hat nothwendig mit dem Verfall der Mahlerkunſt überhaupt verloren gehen müſſen, iſt aber ganz beſonders ſeit der Zeit herabgewürdigt worden, daß ſie als ein beſonderes Fach betrieben worden iſt. Zu dieſem haben ſich alsdann gewöhnlich diejenigen begeben, denen es gänzlich an Einbildungskraft, Geſchmack und Schönheitsſinn gebricht. Von dieſen Bildnißmahlern von Profeſſion iſt daher auch ganz beſonders die Kunſt als ein mechaniſches Handwerk blos des Erwerbs wegen getrieben worden. Sie begnügen ſich, die oberflächliche materielle Aehnlichkeit ohne Seele und ohne wahre Tiefe des Charakters darzuſtellen, und zeigen gewöhnlich in der Wahl der Stellung, in der Anordnung der Bekleidung und der Nebenwerke die auffallendſte Geſchmackloſigkeit; auch iſt nicht ſelten mit dem Kopfe ihre ganze Wiſſenſchaft der Zeichnung zu Ende. Die Hiſtorienmahler hingegen ſcheinen es oft beynahe unter ihrer Würde betrachtet zu haben, ſich mit Bildniſſen zu befaſſen, und wenn ſie ſich dazu herabgelaſſen, ſo haben ſie gewöhnlich nicht ermangelt, den individuellen Charakter durch ihre negativen conventionellen Begriffe vom Ideal nach ihrer Meinung zu verbeſſern, wodurch die Aehnlichkeit und mit ihr das erſte Erforderniß eines Bildniſſes verloren geht. Die wahrhaft groſſen Bildnißmahler ſind jederzeit nur die größten Hiſtorienmahler geweſen. Wer bekennt, nichts als Bildniſſe mahlen zu können, bekennt dadurch zugleich ſeine Unfähigkeit, aus einem Bildniſſe ein Kunſtwerk machen zu können; und diejenigen Hiſtorienmahler, welche keine Aehnlichkeit zu treffen im Stande ſind, bezeugen dadurch, daß es ihnen an Sinn für das Individuelle und Charakteriſtiſche gebricht; und daß ſie ſich aus ihrer vermeinten idealen Sphäre nicht herabzulaſſen vermögen, iſt nur die nichtige Beſchönigung eines höchſt weſentlichen Mangels ihres Künſtlertalents. Schick war allerdings der Meinung, daß die Bildniſſe in einem gewiſſen Sinne idealiſirt werden müſſen, aber nicht nach dem allgemeinen Ideale, ſondern nach dem Ideal der beſtimmten Perſon, welche der Mahler darzuſtellen hat. Nähmlich es kann bey dem Bildniß am allerwenigſten die Aufgabe des Künſtlers ſeyn, die Idee menſchlicher Vollkommenheit an und für ſich ſelbſt zur Anſchauung zu bringen, ſondern das Maß der Vollkommenheit, wie ſie bey der Eigenthümlichkeit eines wirklich exiſtirenden Individuums als möglich zu denken iſt; und dieſem nur allein angemeſſen iſt, und ſeyn kann. Hierzu iſt auch vernehmlich erforderlich, die Perſon in demjenigen Moment ihrer Miene und Situation zu ergreifen, in welchem ſie ſich in dem höchſten Genuß ihres eigenthümlichen Daſeyns offenbaret, welcher nothwendig auch der für ſie vortheilhafteſte und ſchönſte ſeyn muß; indem, wenn es auch einen ſchönern für den Menſchen überhaupt geben kann, er alsdann mit ihrem individuellen Charakter nicht mehr übereinſtimmen, und derſelben nicht mehr angehören würde.

Nach dieſer Anſicht hielt ſich unſer Künſtler in ſeinen Bildniſſen in allen Kleinigkeiten auf das Genaueſte an die Natur, ſelbſt in dem Charakter der Haare, und überhaupt dem, was mehr als zufällig erſcheint; weil er überzeugt war, daß zu der Vorſtellung dieſes und keines andern Menſchen, von dem er ein lebendiges Bild hervorbringen ſollte, nichts unweſentlich ſey. Die beſonders durch die Franzoſen herrſchend gewordene Gewohnheit der Anordnung des antiken Coſtums bey Bildniſſen fand er ganz jenen falſchen Begriffen von Idealiſiren gemäß, da daſſelbe dem Charakter unſerer Zeit ſo wenig entſpricht. Es iſt gerade nicht nöthig, daß der Mahler ſich an die in der Zeit, wenn das Bildniß gemahlt wird, herrſchende Mode halte, wenn die Kleidung nur überhaupt dem Charakter der geſchilderten Perſon angemeſſen iſt. Deßwegen iſt auch Schick in dieſer Hinſicht in dem Bildniß der Fräulein von Humboldt ſeinem eigenen Sinne unter dieſen Bedingungen gefolgt, welches er auch bey den Bildniſſen, welche er ſpäterhin verfertigt, gethan hat, wenn es ihm erlaubt war, ſeinem eigenen Sinne gemäß zu verfahren.

In Bezug auf die Kunſt überhaupt zeigte er im gedachten Bildniſſe in der Farbe die bedeutendſten Fortſchritte im Vergleich ſeiner frühern Arbeiten. Er hatte dieſes Bild nach einer ganz andern als in ſeinen frühern Gemählden, und nach einer in unſern Zeiten größtentheils ungewöhnlichen Weiſe zu mahlen verfertigt, welche er nachmals jederzeit zu beobachten pflegte. Zur Anlage gebrauchte er körperliche Farben, und legte alles in matten und kalten Tinten an; das Fleiſch anfänglich beynahe grau, und einfarbig. Zur eigentlichen Vollendung des Gemähldes aber bediente er ſich der durchſichtigen oder ſogenannten Lazurfarben, durch welche, vermittelſt der durchſcheinenden untern körperlichen Farben die Gegenſtände erſt die Färbung erhalten, die ſie haben ſollen. Bey dieſem Verfahren zeigt ſich die Farbe in der Anlage oft ganz verſchieden von derjenigen, welche beabſichtigt wird, und ſie erhält dieſelbe erſt durch die gemeinſchaftliche Wirkung mit der darüber aufgetragenen durchſichtigen Farbe. Auf dieſe Weiſe kann eine Kraft und Klarheit erreicht werden, welche ſich auf keine andere Weiſe erreichen läßt. Vornehmlich aber kann nur dadurch der materielle Stoff bezwungen werden, deſſen ſich der Künſtler zur Verſinnlichung der Darſtellungen ſeiner Ideen bedienen muß, und ſeine Natur wahrhaft umwandeln. Denn ſo wie uns der Bildhauer die Härte des Steins durch kunſtvolle Behandlung ſoll vergeſſen machen, eben ſo ſoll uns der Mahler die Farben, welche er gebraucht hat, unkenntlich werden laſſen, oder man ſoll, wie man es in der Kunſtſprache nennt, nicht die Palette in ſeinen Mahlereyen bemerken. Durch die gedachte Behandlung erhält die Färbung ein leichtes unkörperliches Anſehen, da ſie hingegen durch den Gebrauch, alles mit Erdfarben auszuführen, ein ſchweres materielles Anſehen erlangt, beſonders wenn die Gemählde mehr als einmal dick damit übermahlt werden. Dieſe letzte Methode iſt vornehmlich durch die Caracci und ihre Schüler in Gebrauch gekommen, denn in den frühern Zeiten, wie es die Anſchauung der Werke, die wir aus denſelben beſitzen, ungezweifelt beweiſt, iſt der häufige Gebrauch der durchſichtigen Farben allgemein herrſchend geweſen.

Da Schicks Anſicht der Kunſt der Anſicht des größten Theils der Künſtler in Rom auf das entſchiedenſte entgegengeſetzt war, ſo war es auch nicht zu wundern, wenn die Art, wie er bey der Hervorbringung ſeiner Werke verfuhr, nicht geringen Widerſpruch fand. Die Grundſätze der franzöſiſchen Schule hatten nicht nur bey denen ſich in Rom aufhaltenden franzöſiſchen Künſtlern ein unbezweifeltes Anſehen, ſondern auch bey einem großen Theil der Künſtler anderer Nationen, welche in der letztern Zeit gewöhnlich erſt nach einem langen Aufenthalte in Paris nach Rom zu kommen pflegten. Die gegenwärtig lebenden italieniſchen Künſtler unterſcheiden ſich in der Art, wie ſie die Kunſt betreiben, darin von den Franzoſen, daß ſie ſich nicht, wie dieſe, auf die bloße Nachahmung der Antiken beſchränken, ſondern immer noch auf dem Wege des Eklektizismus fortgehen, zu welchem die Caracci die erſte Bahn gebrochen haben.

Dieſem gemäß beſtreben ſie ſich mit der Antike zugleich die Manieren aller Künſtler ihrer Schule zu vereinigen, welche ſich ſeit Raphaels Zeiten verdienter oder unverdienter Weiſe Ruf erworben haben; den Raphael und den Coreggio zugleich mit der Manier des Guercino und Caravaggio, kurz, das ſich unter einander Widerſprechendſte und ſich Aufhebendſte, was nur gedacht werden kann. Wenn ſich zu dieſen Grundſätzen auch mehrere deutſche Künſtler bekannten, ſo iſt es um ſo weniger zu wundern, da die, welche ſie nach Rom zu bringen pflegten, ſo ſehr damit übereinſtimmten. Denn es ſind dieſelben, welche auf unſern deutſchen Kunſtakademien herrſchen, auf welchen ſie ihre erſte Bildung zur Kunſt erhalten hatten. Im Weſentlichen kommen dieſe Anſichten und die Art, wie die Kunſt nach denſelben ausgeübt wird, darin überein, daß ſie auf dem Princip der Nachahmung beruhen, und folglich für das wahre Seelenvolle, das Charakteriſtiſche und die Originalität, die ſich in jedem wahren Kunſtwerk zeigen ſoll, zerſtörend ſind.

Nach den Begriffen, welche unſer Künſtler von ſeiner Kunſt hatte, mußte ihm die Art, wie er ſie größtentheils von andern betrieben ſah, ſehr entgegen ſeyn. Da dieſelbe für ihn nur Werth hatte, in ſo fern ſie Ideen ausdrückt, und durch Befriedigung des Geiſtes und Gemüthes der Menſchheit einen Genuß im höhern Sinne gewährt, ſo mußte ihm eine jede gemeine Anſicht nach welcher die vom Geiſt verlaſſene Form, und das, was ſich nur auf das Mechaniſche bezieht, als das Weſentliche betrachtet wird, ſehr zuwider ſeyn. Er war alles, was zur Kunſt gehört, gewohnt, auf Ideen zu beziehen, und ſie als ein vollkommenes organiſches Ganzes zu betrachten, und deßwegen war er überzeugt, daß derjenige, in dem nicht die wahre Idee ihres Weſens und ihrer Beſtimmung lebendig werden, auch alles das, was zur Darſtellung gehört, alſo weder wahre Zeichnung noch wahres Kolorit, und ſelbſt das Mechaniſche nicht wahrhaft beſitzen würde; wenigſtens würde man ihm Verdienſt hierin nur in einem ſehr untergeordneten oder vielmehr in einem falſchen Sinne zuſchreiben können. Er konnte es nicht für wahre Zeichnung erkennen, wenn bey aller Vollkommenheit der Form, Ausdruck der Seele und des innern Lebens mangelt, und eben ſo wenig hielt er das, was in der ſpätern Kunſt unter Mechanismus verſtanden wird, für den, welcher dem Weſen der Kunſt angemeſſen iſt, indem es eigentlich bey demſelben nur darauf abgeſehen iſt, mit Ueberwindung mechaniſcher Schwierigkeiten und Fertigkeit der Hand zu prahlen, wodurch die Kunſt ganz beſonders herabgewürdigt wird, und in der That zu einem gemeinen Handwerke herabgeſunken iſt. Deßwegen war auch Schick nichts unerträglicher, als die Kunſtausdrücke Touſchen, und Geiſt des Pinſels, Impaſto der Farben, und dergleichen zu hören; und er konnte es beynahe nie ohne ſich zu ärgern, oder dieſelben auf Spott zu beziehen. Er behauptete gewiß mit großer Wahrheit, der wahre Mechanismus ſey derjenige, welcher allen Mechanismus dem Auge verſchwinden mache, welches auch der allgemein herrſchende in den Zeiten ächter Kunſt geweſen iſt. Denn nur auf dieſe Weiſe vermag das Kunſtwerk das Anſehen eines nicht durch Menſchenhände hervorgebrachten, ſondern eines Erſchaffenen gleich den Werken der Natur zu erlangen.

Auch war unſer Künſtler ſehr entgegen der vornehmlich von den Anhängern der franzöſiſchen Schule angenommenen Manier, nichts aus dem Kopfe, ſondern alles nach nackenden Modellen und Gliedermännern auszuführen, gegen welche ſchon vor ſeiner Zeit ſich Karſtens ſo lebhaft geäußert hatte. Er hielt es zwar für ſehr nützlich, ſich im Zeichnen nach nackenden Modellen zu üben, um ſich gehörige Kenntniß der Form des menſchlichen Körpers zu verſchaffen; aber dieſelben bey Ausführung eigener Erfindungen immer zum Vorbilde zu haben, hielt er für weit hinderlicher als nützlich; wenigſtens nach ſeiner eigenen Erfahrung. Er beklagte ſich, daß die Modelle ihm immer etwas anderes darſtellten, als die Stellung, welche er in der Idee hatte, und welche er nach derſelben berichtigen wollte: und daß er oft nach ihnen etwas ſchlechteres hervorbringe, als wenn er ſich ſeiner Einbildungskraft überließe; indem gewöhnlich Leben und Bewegung ſeiner Figuren verloren gehe, und er befand ſich in einer peinlichen Lage bey dem, was die meiſten andern als eine ſo große Erleichterung bey ihrer Arbeit betrachteten. Dieß kann wohl begreiflich werden, wenn man bedenkt, wie ihm lebendige Bewegung und Ausdruck der Seele jederzeit das Erſte vor allem andern war. Als eine Folge der Gemüthsbewegungen aber werden Momente der Bewegungen des menſchlichen Körpers erzeugt, welche ſich durch eine bleibende Stellung gar nicht fixiren laſſen, weil ſie den unmittelbaren Uebergang einer Bewegung in die andere ausdrücken. Sollte es aber bey einem mehr ruhigen Ausdruck möglich ſeyn, ſo fühlt der Menſch, welcher als eine Maſchine ſeinen Körper dem Künſtler zu richten überläßt, nichts von dem innern Motive, wovon die Stellung nur die äußere Erſcheinung ſeyn ſoll, und kann daher auch nur eine todte Nachahmung von dem hervorbringen, was ſich der wahre Künſtler als Ausdruck des ſich durch ſich ſelbſt bewegenden innern Lebens denkt. Schick hielt es für einen vorzüglichen Beweis der geiſtloſen Anſicht der Kunſt ſeiner Zeit, daß den meiſten Künſtlern das Studium der Natur eigentlich nur das Studium der akademiſchen Modelle bedeutet, in welchen er vielmehr die Quelle der Unnatur als der Natur in den Kunſtwerken ſeiner Zeitgenoſſen fand, und wie er ſie wenigſtens anwenden ſahe, ſo hatte er gewiß vollkommen Recht. Er bediente ſich zwar derſelben ebenfalls bey Verfertigung ausgeführter Compoſitionen, aber ſehr wenig im Vergleich mit den übrigen Künſtlern in Rom. Weit mehr Nutzen für die Beobachtung der Richtigkeit der Bewegung und Anſicht des menſchlichen Körpers fand er in den Modellen von Thon, welche er ſich jederzeit verfertigte, bevor er zur Ausführung eines Gemähldes ſchritt, und über welche er nachmals die Gewänder legte. Weil er dieſen die Bewegung, die er haben wollte, geben konnte, ſo hielt er ſie für weit beſſer, als die gewöhnlichen großen Gliedermänner, deren er ſich daher auch nie bediente.

Zu der Zeit, als er ſeine künſtleriſche Laufbahn in Rom betrat, hatten ſich nur unter ſehr wenigen, beſonders deutſchen Künſtlern, lebendige Ideen zu entwickeln angefangen, welche aber ſeit dieſer Zeit immer mehr und mehr die Oberhand bekommen haben. So wenig aber Anfangs ſeine Begriffe von der Kunſt bey dem größern Theile Beyfall fand, und ſo ſehr mannigfaltige Verfolgungen und häusliche Sorgen ihm das Leben verkümmerten, ſo ließ er ſich doch von der Bahn, die er betreten hatte, nicht im Geringſten abwendig machen, ſondern verfolgte dieſelbe mit dem möglichſten Eifer. Nachdem er einige Arbeiten geendigt, welche er nicht aus Liebe zur Kunſt unternommen hatte, ſondern ſeines Lebensunterhaltes wegen zu unternehmen genöthigt war, unternahm er die Ausführung einer großen und weitläufigen Compoſition, bey welcher er alle ſeine Kräfte anſtrengte, um etwas hervorzubringen, welches wenigſtens alles, was er bis dahin gemacht, übertreffen ſollte. Dieß Gemählde, welches er im Jahr 1808 vollendete, iſt das bedeutendſte Werk, welches ihm ſein kurzes Leben hervorzubringen erlaubt hat. Er erhielt durch daſſelbe vornehmlich einen entſchiedenen Sieg über ſeine Gegner, indem es die vorherrſchende Stimme mit Recht als eine höchſt erfreuliche und ungewöhnliche Erſcheinung unſerer Zeit geprieſen hat. Auch iſt in öffentlichen Blättern in Deutſchland ſo viel davon geſagt worden, daß es vielleicht überflüſſig ſcheinen könnte, umſtändlich davon zu

reden.

reden. Jedoch iſt es zu bedeutend für ſeine künſtleriſche Laufbahn, als daß hier nicht eine, ſo viel möglich ausführliche Beſchreibung hier einen Platz verdienen ſollte; beſonders da es unter allen ſeinen Werken den meiſten Stoff zu der Entwickelung ſeines Geiſtes und Charakters als Künſtler darbietet.

Der Gegenſtand iſt Apollo, welcher die Menſchen die Dichtkunſt lehrt, als er ſich nach ſeiner Verbannung aus dem Olymp bey dem König Admet aufhielt, und unter den Hirten lebte. Der Künſtler dachte ſich unter dem Bilde dieſer Fabel die göttliche Abkunft der Poeſie und ihre erſte Erſcheinung unter den Menſchen.

Als den Ort der Handlung hat derſelbe das Thal Tempe in einer eben ſo ſchön gedachten als ausgeführten Landſchaft dargeſtellt, welche den Charakter der Ueppigkeit und reizenden Fülle des Südens trägt, und in eine idealiſche und poetiſche Welt verſetzt. Apollo ſitzt zur Rechten des Bildes auf einem Felſenſtück, im Begriff, das ſterbliche Geſchlecht die göttliche Kunſt zu lehren. Die Geberde des gegen die Zuhörer ausgeſtreckten linken Arms begleitet ſeine Rede, und mit dem rechten ſtützt er ſich auf ſeine Leyer, und hält mit derſelben Hand das Plectrum. Er iſt ganz nackend in der ſchönſten Blüthe des Jünglingsalters gebildet, und nur über die linke Schulter hängt ein Widderfell herab. Hinter demſelben zur Rechten ſieht man unter Hollunderbüſchen ſitzend das verliebte Paar eines Jünglings und eines Mädchens, welche ſich zärtlich mit den Armen wechſelſeitig umſchlungen halten, indem ſie aufmerkſam die Dichtung und den

Geſang des Gottes vernehmen. Eine mit großer Innigkeit und Zartheit der Empfindung gedachte und ausgeführte Gruppe. Wir ſehen in ihr den Ausdruck der Wirkung der Poeſie auf die Liebe der Geſchlechter, indem durch dieſelbe dem Menſchen die Liebe klarer und verſtändlicher wird, und er ſich dazu erweckt und belebt fühlt. Inſonderheit iſt der Kopf des Mädchens von großer, aber ſehr individueller Schönheit, und das Sinnige des Ausdrucks, das Sanfte in den Augen, beſonders aber der ſanfte Reiz des Mundes, erinnert ſehr an die weiblichen Köpfe des Leonardo da Vinci. Zur Linken ſitzt zu den Füßen des Apollo eine ſchöne weibliche Geſtalt, welche ihren Blick in die Höhe nach dem göttlichen Jünglinge gewendet hat, und deren Ausdruck von begeiſterter Liebe für deſſen ſchöne Geſtalt und göttliche Rede zeugt. Mit ihr bildet nebſt einem Knaben eine Gruppe ein hinter ihr ſtehender ehrwürdiger Alter, welcher ſich mit der rechten Hand auf ſeinen Stock ſtützt, und mit der Linken den Knaben über der Schulter umfaßt, und in ruhiger ernſter Betrachtung vertieft ſcheint. Ein Jäger mit dem Köcher auf dem Rücken macht mit ſeinem Hunde den Vorgrund auf dieſer Seite des Bildes, welcher ſich neben dem Felſenſtücke, auf welchem Apollo ſitzt, niedergelaſſen, und den Kopf mit dem Arme unterſtützt hat. Er zeigt an Form und Ausdruck eine kräftige, aber mehr gemeine und materielle Natur, welche mit einer gewiſſen Dumpfheit des Erſtaunens etwas Wunderbares, und noch nie gehörtes vernimmt, deſſen Schönheit ſie nur dunkel und verworren zu fühlen vermag.

Auf dem Mittelgrunde des Gemähldes iſt eine Gruppe von drey Kindern, welche ſich mit kindlicher Liebe und zärtlicher Eintracht umfaßt halten. Das zur Rechten ſtehende, ein Mädchen, hebt bedeutend den Arm in die Höhe, und wendet das Köpfchen, von vorzüglicher Schönheit, und von ſeelenvollem aber ſehr naivem Ausdruck gegen die übrigen, um ſie zur Aufmerkſamkeit zu ermahnen. In allen aber lebt die Freude in dem Genuß ihres harmloſen Daſeyns, welches die Macht der Poeſie belebt und erhöht. Neben dieſen dreyen ſchon etwas erwachſenen Kindern ſitzt ein kleines Kind, kaum noch dem Säuglingsalter entwachſen, auf dem grünen Raſen, und langt nach einer Blume, um ſie zu pflücken, nur noch von unbewußter Liebe für die Natur erfüllt, und noch unfähig des Sinnes für Kunſt und Poeſie. Auf der andern Seite dieſer Gruppe iſt ein auf dem Boden ſitzendes Mädchen, in dem Alter an der Gränze der Mannbarkeit. Die Ausführung des Uebrigen dieſer Figur iſt weniger vorzüglich im Vergleich des Kopfes, welcher unter die allerſchönſten auf dem ganzen Bilde gehört, wegen des Charakters zarter, jungfräulicher Unſchuld, und frommer kindlicher Unbefangenheit. Weiter gegen den Hintergrund ſieht man den König Admet, welcher durch das Scepter und die königliche Binde ſeine Würde verkündet, einen Knaben herbeyführen, der durch die Hirtenpfeife in der Hand den noch rohen Trieb zur Kunſt zu erkennen gibt. Der König weiſt ihn auf den Gott hin, um durch deſſen Lehren und Beyſpiel ſich zu ihrer Vollkommenheit zu erheben.

Auf dem Vordergrunde zur linken Seite ſitzt ein Hirtenknabe, welcher in der einen Hand einige Früchte, und mit der andern ſeinen über die Schulter gelegten Hirtenſtab hält, in dem wahren Charakter treuherziger, an Stupidität gränzender Einfalt; welchem angemeſſen er mit dumpfer Aufmerkſamkeit ſeinen Kopf vorſtreckt, um dem Gott zuzuhören. Ihm zur Seite liegt ein Hirte nachläßig auf dem Boden ausgeſtreckt, in der vollen Reife und Kraft des männlichen Alters. Hinter demſelben ſitzt am Ende des Bildes eine reizende Frau bis auf die Bruſt bekleidet, in großer Ueppigkeit der Formen und des körperlichen Baues gebildet, welche mit lüſterner Sinnlichkeit und wollüſtiger Begeiſterung die ſchöne Geſtalt des göttlichen Jünglings betrachtet. Eine andere Frauensperſon, mehr noch im jungfräulichen Alter, hat den Kopf an jene angelehnt, und die Hände auf ihre Schulter aufgelegt. Ihr Charakter zeigt weibliche Unſchuld und Güte, aber ein etwas gleichgültiges und phlegmatiſches Temperament. Sie hört mit großer Aufmerkſamkeit auf die Poeſie des Gottes; aber ohne davon wahrhaft ergriffen und begeiſtert zu ſeyn.

Den Contraſt der bisher betrachteten Figuren, in denen ſich ſtille Bewunderung und gänzliche Hingebung des Eindrucks der Dichtkunſt und des Geſanges nach Verhältniß der Mannigfaltigkeit des Charakters und des Grades geiſtiger Lebendigkeit offenbart, macht eine Gruppe von Satyrn, welche man zur Linken im Hintergrunde im Gebüſche lauſchen ſieht. Bey ihrer halbthieriſchen Geſtalt gab ihnen der Künſtler den Ausdruck lächerlicher

Dünkelweisheit, und hat durch ſie das Bild der Erſcheinung der Kunſt und Poeſie unter den Menſchen vollendet; denn ſie ſtellen die entſchiedene Gemeinheit dar, welche, unfähig, das Hohe und Göttliche zu fühlen und zu begreifen, ſich lächerlicher Weiſe über daſſelbe erhaben glaubt, und mit Afterkritik zu beurtheilen wähnt, unbewußt der Ironie, die ſie dadurch auf ſich ſelbſt macht.

In der Mitte gegen den Hintergrund iſt eine Heerde Schaafe, welche noch beſtimmter den Stand der Menſchen bezeichnen, zu welchen nach der mythologiſchen Sage die Poeſie zuerſt vom Himmel auf die Erde herabſtieg; und ganz in der Ferne iſt ein Opfer, welches auf die vor der Kunſt exiſtirende Religion unter den Menſchen deutet.

Wir hoffen, daß ſchon aus der Beſchreibung, welche wir von dieſem Gemählde zu geben verſucht haben, einigermaßen erhellen wird, wie ſinn- und bedeutungsvoll der Künſtler ſeinen Gegenſtand aufgefaßt hat. Aber nicht minder muß es, wenigſtens als ein Werk unſerer Zeiten, wahre Bewunderung verdienen, durch die ſo vorzügliche Ausführung und Darſtellung, und wegen des dem wahren Weſen der Kunſt angemeſſenen Sinnes, welcher ſich in allen ihren Theilen offenbart. Da Schick ſie alle als gleich weſentlich für die Mahlerkunſt betrachtete, ſo ſtrebte er auch in allem mit gleichem Eifer nach Vollkommenheit. Auch war es ihm gewiß in dieſem Gemählde im bedeutenden Grade gelungen, dieſelbe zu erreichen, wie auch die vorherrſchende Stimme in Rom anerkannt hat.

Die Anordnung und Gruppirung der Figuren hat jene Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit, jene Entfernung von abſichtlichen und geſuchtem Contraſt, welche jederzeit die Folge iſt, wenn dieſelbe von der Idee erzeugt wird, und aus dem Ausdrucke und der Handlung hervorgeht. Alsdann erhalten die Gruppen und Stellungen bey ihrer im Bezug auf das Ganze ſtehenden Nothwendigkeit jenen ſchönen Anſchein des Zufälligen, wodurch die Abſichtlichkeit des Künſtlers verſchwindet. Das Gemählde iſt reich mit Gegenſtänden angefüllt, ohne überladen zu ſeyn, und alles iſt ſchön und ohne Verworrenheit auf dem Plane des Bildes vertheilt. Der Künſtler hatte, wie er jederzeit nach dem Beyſpiele der ehemaligen großen Meiſter zu thun pflegte, den Augenpunkt ziemlich hoch angenommen, weil dadurch der Plan eine größere Tiefe erhält, und das Auge alle Gegenſtände freyer und beſſer überſieht. Auch war er immer ſehr darauf bedacht, überflüßigen Raum zu vermeiden, weil dadurch die Figuren und die Gegenſtände überhaupt ein größeres Anſehen erhalten, und wie er fand, daß es ebenfalls die großen Meiſter der Kunſt beobachtet haben.

Die Köpfe ſind von ſehr charakteriſtiſcher Mannigfaltigkeit, und von ſehr gemüth- und ſeelenvollem Ausdruck. Er beſtrebte ſich jederzeit mit dem größten Eifer nach dem Charakteriſtiſchen und Individuellen; denn er war nichts mehr abgeneigt, als dem Leeren, Bedeutungs- und Charakterloſen, und dem Streben nach einem negativen Ideal, welches beſonders durch Mengs in der Kunſt ſo herrſchend geworden iſt. Aber es war nicht weniger ſein Beſtreben, die Individualität des Charakters mit Schönheit zu verbinden. Daß diejenigen deutſchen Künſtler, welche gegenwärtig mit ſo lobenswerthem Eifer den Geiſt der erſtorbenen Kunſt wieder zu beleben ſuchen, ſich vornehmlich des Charakteriſtiſchen befleißigen, iſt ganz dieſem ihrem Zwecke angemeſſen, und ein vorzügliches Bedürfniß unſerer Zeit. Nur iſt vielleicht auf der andern Seite vor dem Abwege zu warnen, nicht darüber in das Häßliche oder wohl gar in Carricatur zu verfallen, und nicht, wie man ſo lange das Charakteriſtiſche der Schönheit als feindſelig angeſehen hat, umgekehrt die Schönheit als das dem Charakteriſtiſchen Feindſelige zu betrachten.

In den nackenden Theilen der Figuren des Gemähldes, zu deſſen Betrachtung wir wieder zurückkehren, ſieht man auch, wie ſehr ſich Schick beſtrebt hat, nicht nur in den Köpfen Individualität des Charakters zu beobachten, ſondern dieſelbe auch in der Form und Geſtalt des ganzen Körpers durchzuführen. Dieſes iſt vollends ganz und gar in der ſpätern Kunſt vernachläßigt worden, und man hat höchſtens nur auf Verſchiedenheit des Alters Rückſicht genommen. In der Zeichnung herrſcht ein ſehr ſchöner Styl, in welchem ſich keine ſklaviſche Nachahmung der antiken Formen, ſondern ein dem Künſtler eigenthümlicher Charakter bemerken läßt.

Die Figur des Apollo hat im Ganzen weniger Beyfall gefunden; und es mag auch wohl ſo viel gewiß ſeyn, daß ſie in Hinſicht der Bedeutung den mehreſten andern nachſtehen muß, ob ſie gleich übrigens ſowohl ſchön gezeichnet als colorirt iſt. Hin und wieder laſſen ſich in der Zeichnung irrige, weniger gelungene Theile bemerken, und die Hände ſind im Vergleich des Uebrigen etwas nachläßig behandelt.

Der Styl der Gewänder entſpricht ebenfalls dem Charakter, in welchem das ganze Werk gedacht und ausgeführt iſt. Die Colorirung derſelben hat der Künſtler in mehrere Farben ſpielend (colore cangiante) behandelt, wie er es auch in ſeinem zuvor verfertigten Gemählde von dem Opfer des Noah gethan hatte. Es wurde anfänglich von mehreren Mahlern in Rom ſehr getadelt, vermöge gemeiner Begriffe von Naturwahrheit und Nachahmung der Natur in der Kunſt. Die Natur zeigt uns gerade die ſchönſten und mannigfaltigſten changirend gefärbte Stoffe, wie z. B. in ſo vielen Vögeln und Inſekten, und wenn die Weberey ihren Zeugen und Stofſen eine ſolche Schönheit nicht zu ertheilen vermag, ſo hat ſich die Mahlerkunſt nicht darum zu kümmern. In den großen Zeiten der Kunſt ſind die changirenden Gewänder jederzeit im Gebrauch geweſen, nicht allein bey den Neuern, ſondern ſchon bey den Griechen, wie die antiken Gemählde beweiſen, welche ſich bis auf unſere Zeiten erhalten haben, und wie auch Winkelmann erwähnt hat.

Schick hielt dieſe Art, die Gewänder zu coloriren, für die ſchönſte und am meiſten idealiſche, und liebte ſie auch deßwegen, weil dadurch dem ganzen Gemählde ein mannigfaltiges Farbenſpiel ertheilt werden kann, auch weil die Anwentung der blos eintönigen Localfarben in den Gewändern, leicht in dem Ganzen des Bildes dunkle Flecken hervorbringen, welche eine die Harmonie ſtörende Wirkung verurſachen. In Hinſicht des Effectes und der Harmonie der Farben betrachtete er die Logen des Raphael ſehr fleißig, welche er auch in dieſem Betracht für eines der vollkommenſten Muſter hielt. Er ſuchte die Haltung nicht durch Brechung der Farben mit Schwarz hervorzubringen, ſo wie das Zurückweichen der Gegenſtände nicht durch Abdämpfen mit grauen ſchmutzigen Farben, ſondern nur durch das harmoniſche Verhältniß der reinen ungebrochenen Farben, und nur durch mehrere und mindere Kraft, aber nicht durch Brechung von einer Art, welche ihre urſprüngliche Schönheit ganz aufhebt, wie es auch jederzeit das Verfahren wahrer und ächter Mahlerkunſt geweſen iſt. In Hinſicht der Haltung und des Effectes des zuletzt betrachteten Gemähldes iſt vielleicht nicht ohne Grund bemerkt worden, daß die Landſchaft im Hintergrunde etwas zu kräftig gehalten iſt, und aus dieſem Grunde nicht genug zurückweicht. Die Landſchaft mußte übrigens wahre Bewunderung erregen, weil ſie nicht allein vortrefflich gedacht, ſondern auch mit einer Vollkommenheit ausgeführt iſt, wie es bey der wenigen Uebung, welche er in dieſer Art von Mahlerey hatte, beynahe unbegreiflich ſcheint.

Er hatte zwar zuvor einige wenige Verſuche in der Vorſtellung landſchaftlicher Gegenſtände gemacht. Denn er wollte ſo viel als möglich die Mahlerey in ihrem ganzen Umfange umfaſſen, weil nach ſeiner Meinung ein wahrer Mahler alle Gegenſtände der Natur mit gleicher

Vollkommenheit vorſtellen müſſe. Deßwegen wollte er nichts wiſſen von der in den neuern Zeiten üblich gewordenen Abſonderung der Mahlerey in verſchiedene Fächer. Er berief ſich auf die blühenden Zeiten der Kunſt, in welchen die großen Meiſter nicht allein alle dieſe Fächer der Mahlerey, ſondern größtentheils auch die Baukunſt und Bildhauerkunſt in ihrer Perſon vereinigt hatten. Nach ſeiner Meinung gehörte es unter die Vorzüge der Mahlerey vor der Bildhauerkunſt, daß ſie ſich nicht, wie dieſe, beynahe einzig auf die menſchliche Geſtalt zu beſchränken brauche, ſondern ihr die ganze Mannigfaltigkeit der Schöpfung zur Nachahmung offen ſtehe. Auch verdient es in der That Bewunderung, wie er bey Thieren oder andern Gegenſtänden der Natur, welche er in ſeinen Gemählden anzubringen hatte, wenigſtens das Weſentliche eines jeden Charakters traf, ſo daß man hätte glauben ſollen, er hätte was für ein beſonderes Studium darauf verwendet, ohnerachtet er ſich immer auf ſeine Einbildungskraft verließ, und ſich nie irgend eines Vorbildes bediente. Alles führte er mit gleicher Liebe und Sorgfalt aus, denn er wollte nichts von dem Unterſchiede in Haupt- und Nebenſachen wiſſen, und dieſem gemäß die letztern oberflächlich und nachläßig behandeln, nach dem Verfahren der modernen Kunſt, ſondern er folgte dem Beyſpiel der Natur, die ihre Werke, das kleinſte wie das größte, mag es uns verächtlich oder erhaben ſcheinen, ſeinem eigenthümlichen Weſen angemeſſen, und mit gleicher Liebe und Sorgfalt bildet. Deßwegen haben auch die alten großen Meiſter alles mit dem größtem Fleiß und der größten Liebe behandelt, um der Natur auch hierin ſo viel als möglich nachzuſtreben.

Den erſten Verſuch, welchen er in Rom von einer landſchaftlichen Darſtellung machte, beſitzt gegenwärtig ſein würdiger Freund, der Bildhauer Hr. Thorwaldſon, als ein Andenken von ihm. Es iſt eine ſüdliche Gegend mit antiken Gebäuden von ſchöner Compoſition, aber die Farbe weiſt noch auf ſeine frühern Zeiten zurück, und hat nicht die Kraft und Klarheit, wie ſeine ſpätern Arbeiten. Die vorzüglichſte ſeiner Landſchaften aber, die er ſpäterhin verfertigt hat, beſitzt Frau v. Humboldt. Er hat in derſelben eine erhabene und bedeutende Naturſcene in koloſſalem Styl und Charakter darzuſtellen geſucht, welche er auch durch eine dieſem Charakter angemeſſene Handlung menſchlicher Weſen belebte. Auf dem Vorgrund iſt eine Höhle, welche Centauren zu ihrem Wohnſitz gewählt haben, und nicht weit davon ſieht man den Chiron zugleich mit dem jungen Achilles auf der Jagd eines Löwen begriffen. Der Künſtler hatte ſich beſonders beſtrebt, die Natur hier in einem Charakter darzuſtellen, welcher dem Geiſt jenes Zeitalters der Fabel und der Heroen entſpricht. Er tadelte mit Recht an den meiſten Landſchaftmahlern neuerer Zeiten, daß die Gegenſtände ihrer Staffagen ſo wenig dem Charakter der Natur in ihren Landſchaften angemeſſen ſind; beſonders wenn ſie in ſolchen, welche ganz den Charakter der gemeinen Wirklichkeit haben, Geſchöpfe und Handlungen aus der Welt der Phantaſie anbringen. Der

Mahler muß uns durch den Charakter der ganzen Natur in eine ſolche Welt zu verſetzen ſuchen, weil ſonſt ideale Geſtalten und Geſchöpfe der Einbildungskraft als wahrhaft unwahr erſcheinen. Eine Unwahrheit von der Art, für welche gerade diejenigen am meiſten des Sinnes beraubt ſind, welche ſich am meiſten der Wahrheit zu befleißigen glauben.

Es war ſehr natürlich, daß er in ſeiner Anſicht über die Beſtimmung der Landſchaftsmahlerey mit dem größten Theile ſeiner Zeitgenoſſen in einem eben ſo auffallenden Widerſtreit ſtand, als in allem übrigen, was die Kunſt anbelangt. Die Darſtellung einer gemeinen Wirklichkeit der Natur konnte er nicht ihrer Beſtimmung gemäß finden. Nachbildungen wirklicher exiſtirender Gegenden verlangte er mit Wahl und Schönheitsſinn aufgefaßt zu ſehn, auf dieſelbe Weiſe, als er es in Bildniſſen menſchlicher Weſen verlangte. Aber als die höhere Sphäre der Landſchaftsmahlerey betrachtete er die Darſtellung unmittelbar in der Einbildungskraft des Künſtlers erzeugter Naturſcenen, durch welche die Natur im poetiſchen Sinne zu dem Zuſchauer redend erſcheint, und alle ihre Erzeugniſſe idealiſch gebildet ſind. Keineswegs, als ob der Mahler Pflanzen und Bäume, welche in der Wirklichkeit nie angetroffen werden können, darſtellen ſolle, ſondern nur, daß alle Werke der Natur nach der Idee ihrer eigenthümlichen Schönheit und Vollkommenheit gebildet werden; der ſie in der Wirklichkeit, in welcher ihre Entwickelung und Wachsthum mit ſo manchen Hinderniſſen zu kämpfen hat, ſelten vollkommen entſprechen. In dieſer Bedeutung des Idealen muß der Künſtler alles, was er darſtellt, nach Beſchaffenheit ſeines Charakters und überhaupt in mannigfaltigen Modifikationen auf daſſelbe beziehen, und es iſt keineswegs nach der gewöhnlichen Meinung auf die menſchliche Geſtalt allein anzuwenden. Während der Zeit von beynahe zwey Jahren, als Schick mit ſeinem großen Gemählde von dem Apollo unter den Hirten beſchäftigt war, mahlte er in der Zwiſchenzeit einen Chriſtus in halber Figur, welcher den Kelch ſegnet, mit zwey Engeln zur Seite, von denen jeder eine Fackel hält. Er bildete den Heiland mit der Stola, als dem Zeichen der prieſterlichen Würde, und wollte auf dieſe Weiſe in ihm das Urbild der chriſtlichen Prieſter, ſo wie in den Engeln das der Chorknaben bey dem Meßopfer, und der Weihe des Sakraments darſtellen. Was den Charakter des Chriſtus anbelangt, ſo muß man allerdings bedenken, daß es ſelbſt den größten Meiſtern der Kunſt höchſt ſelten gelungen iſt, dieſe hohe Idee in bedeutendem Grade befriedigend zur Anſchauung zu bringen. Ueberhaupt aber gehört dieſes Bild auch in Hinſicht der Farbe nicht unter ſeine gelungenſten Arbeiten. Ein anderes Gemählde, die Verlobung der heiligen Katharina, mit Figuren in halber Lebensgröße hat er nicht vollendet, weil er ſich in der Ausführung zu wenig befriedigte, und ich führe es daher nur wegen der Art an, mit der er den Gegenſtand aufgefaßt hatte, welche gewiß alles Lob verdient. Er ſah in dieſer Legende das Urbild des Nonnenſtandes, als der geiſtlichen Verlobung der Nonnen mit

Chriſto, ihrer Weihe zur göttlichen Liebe, und ihrer Entſagung der irdiſchen. Dieſer Idee gemäß bildete er die Heilige mit einem Kranze auf dem Haupte, und gab ihr durch die Bekleidung ein klöſterliches Anſehen.

Da er zu hiſtoriſchen Gemählden keine Beſtellungen erhalten konnte, ſo nöthigten ihn ſeine häuslichen Umſtände, ſich die letzte Zeit gegen das Ende ſeines Lebens blos mit Bildniſſen zu beſchäftigen. Die beyden jüngſten Töchter des Herrn und der Frau v. Humboldt ſind eines ſeiner ſchönſten Werke, und er verfertigte es nicht lange nach Endigung ſeines großen Gemähldes. Er mahlte ſie beyde auf Einem Bilde in einer reizenden Gruppe im Ausdruck kindlicher Unbefangenheit und in ruhigem Genuſſe des Daſeyns, an einer offenen Weinlaube ſitzend, welche dem Auge die Anſicht auf eine reizende italieniſche Gegend gewährt. Im Vergleich des oben erwähnten Bildniſſes der älteſten Fräulein v. Humboldt kann es vielleicht den Vorzug haben in einer größern Feinheit und Vollendung der Zeichnung. Beſonders ſind die Hände und Füße mit großem Fleiße und Sorgfalt ausgeführet, welche er bis auf dieſe Zeit gewöhnlich etwas vernachläßigt hatte. Dagegen aber möchte das erſte den Vorzug in Anſehung der kräftigen harmoniſchen Wirkung der Farbe, und inſonderheit der Vollkommenheit der Carnation verdienen.

Die beyden erwachſenen Töchter einer adeligen liefländiſchen Familie, welche ſich damals in Rom aufhielt, ſo wie jene auf einem Bilde in einer Gruppe vereinigt, gehören ebenfalls unter die Beweiſe ſeiner Kunſt im

Bildnißmahlen. Dieſes Gemählde übertrifft alle ſeine übrigen Werke an kräftiger und ſtarker Wirkung der Farbe. Er beſtrebte ſich hier inſonderheit die Farben der Gewänder bis zur möglichſten [illegible]ft und Schönheit zu treiben; aber er wußte das Uebrige mit ſolcher Kunſt darnach zu ſtimmen, daß ſie nichts weniger als eine grelle Wirkung hervorbringen, ſondern dem Auge vielmehr eine ſehr ruhige harmoniſche Wirkung gewähren.

Die Bildniſſe, die er ſonſt noch verfertigt hat, kommen denen bey weitem nicht bey, die ich bis jetzo angeführt habe, und verdienen daher auch keine beſondere Erwähnung. Die Aehnlichkeit und den Charakter hat er nie verfehlt, ſie auch immer mit Fleiß ausgeführt; aber er hat ſo manche gemacht, denen man nur allzudeutlich anſieht, daß ihn jene Liebe bey der Arbeit verlaſſen hatte, welche ihn ſonſt ſo ſehr zu beſeelen pflegte; und bey deren Mangel das Werk des Künſtlers jederzeit froſtig ausfallen muß. Er geſtand oft auch ſelbſt, daß nur ſeine Hand aber nicht ſein Geiſt bey der Arbeit beſchäftigt ſey. Außerdem, daß er ſie oft höchſt ungern, bloß des Erwerbs wegen zu unternehmen genöthigt war, zu Zeiten, wo er vielleicht gerade den heftigſten Trieb fühlte, eigene Ideen auszuarbeiten, wurde ihm vornehmlich die Luſt verdorben, weil er ſie nicht nach ſeinem Sinne verfertigen konnte. Mit Recht muß ſich der Künſtler beleidigt finden, wenn man ihn als ein bloßes Werkzeug behandeln will, die Einfälle anderer auszuführen, wie es größtentheils diejenigen, welche ihr Bildniß mahlen laſſen, zu thun gewohnt ſind, ob ihnen gleich nicht ſelten aller Sinn für Kunſt ermangelt. Möchten ſie ſich doch beſcheiden, daß der Künſtler am beſten verſtehen muß, was für die Wirkung des Bildes vortheilhaft iſt, und welche Stellung und Kleidung ihrem Charakter am angemeſſenſten iſt. Aber in der That erfährt der Mahler in unſern Tagen oft eine nicht beſſere Behandlung als der Schneider, dem man den Schnitt zu einem Kleide vorſchreibt.

Unter den wenigen Skizzen zu hiſtoriſchen Gemählden, die unſer Künſtler in der letzten Zeit ſeines Lebens verfertigt hat, verdient vornehmlich Erwähnung ein h. Antonius als Knabe an dem Tiſch ſeiner Eltern, welcher den Armen Brot ſpendet; mit ungemein kindlicher Einfalt und zartem innigem Gefühl gedacht und dargeſtellt. Eine andere, ebenfalls vorzüglich gewahlte Skizze iſt Bacchus, welcher die Ariadne ſchlafend auf der Inſel Naxus findet, nachdem Theſeus ſie verlaſſen hatte. Man ſieht noch in der Ferne das Schiff, auf welchem der treuloſe Geliebte entfloh, welchem der in der Luft ſchwebende Amor folgt, und das zahlreiche, aus Faunen, Silenen und Satyrn beſtehende Gefolge des Bacchus drängt ſich um die ſchlafende Schöne, und betrachtet ſie mit lüſternen, gierigen Blicken.

Schon ſeit geraumer Zeit war er mit dem Gedanken an die Ausführung einer Compoſition umgegangen, von welcher ſeine Seele beſtändig erfüllt war, und an welcher ihn zu ſeinem größten Leidweſen jene Arbeiten, welche er des Erwerbs wegen zu unternehmen genöthigt war, immer verhindert hatten. Der Gegenſtand war ein

im

im Schooße eines Engels ſchlafender Chriſtus, noch im zarten Jünglingsalter, dem das Kreuz in einer Glorie erſcheint, nach welchem er, als im Traume, ſehnſuchtsvoll die Arme ausſtreckt, von drey andern knieenden Engeln umgeben, die ihn anbeten. Ein Gedanke, gewiß eben ſo neu und eigenthümlich gedacht, als von hoher Bedeutung; und welcher auch ſchon in der kleiner gemachten Skizze, welche er davon verfertigte, mit ſolcher Tiefe und Innigkeit des Gefühls dargeſtellt iſt, daß er ſelbſt in dieſem unvollkommenen Entwurfe große Bewunderung erregte. Er wollte, da er nunmehr einige Muße erlangt hatte, denſelben in einem Gemählde mit Figuren in halber Lebensgröße ausführen, und gewiß würde er dadurch ein Werk hervorgebracht haben, welches alle ſeine vorigen Arbeiten übertroffen hätte. Aber das Schickſal erlaubte es ihm nicht, indem ihn zuerſt ſeine langwierige ſchmerzhafte Krankheit, und darauf ſein Tod verhinderte, welcher den 7. May 1812 in ſeiner Vaterſtadt Stuttgart erfolgte, wohin er von Rom zurückgekehrt war, weil er durch die Reiſe und durch die Veränderung des Himmelsſtrichs vergebens die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit erwartete.

Bey ſeinem in der That bewundernswürdigen Eifer und Streben nach immer höherer Vollkommenheit, bey den ſo bedeutenden Fortſchritten, welche man im Verlaufe der Zeit an ſeinen Arbeiten bemerken konnte, läßt ſich mit Grunde vermuthen, daß, ſo manches Vortreffliches er auch der Nachwelt hinterlaſſen hat, welches ſelbſt in den blühenden Zeiten der Kunſt Aufmerkſamkeit verdient haben würde, bey einem längern Leben noch Werke von ihm zu erwarten geweſen wären, welche alles, was er verfertigt hat, bey weitem übertroffen haben würden. Die Unzufriedenheit, in der er immer mit ſich ſelbſt war, machte ihn nicht verzagt, ſondern belebte vielmehr ſeine der Vollkommenheit entgegenſtrebende Kraft. Wenn er einmal ein Werk mit wahrer Liebe unternommen hatte, ſo ließ er ſich weder Zeit noch Mühe verdrießen, um demſelben die in ſeinem Vermögen ſtehende Vollkommenheit zu ertheilen. Dennoch ſagte er, daß er nie etwas zu vollenden im Stande ſey, ſondern es nur ſo weit zur Vollendung zu bringen ſuche, daß er es zur Noth für fertig ausgeben könne. Es iſt nicht zu läugnen, daß ſeine Arbeiten, und gerade die vortrefflichſten, ihm Mühe und Zeit koſteten. Aber dieſe Langſamkeit war keineswegs die Folge eines ſchwerfälligen und trägen Geiſtes, ſondern nur die Folge ſeines, auf das Tiefe und Gründliche einer Sache gehenden Sinnes, der nur durch die möglichſte Vollkommenheit und Vollendung befriedigt werden konnte. Die Kunſt, einer flüchtigen Anlage ſchon den Schein der Vollendung zu geben, beſaß er nicht. Aber dagegen gewannen ſeine Werke um ſo mehr an Vollkommenheit, je länger er daran arbeitete, da hingegen die Werke ſo mancher anderen Künſtler unſerer Zeiten ſich gewöhnlich in der erſten Anlage am beſten zeigen, und durch mehrere Ausführung verlieren, anſtatt zu gewinnen. Jedoch darf nicht geläugnet werden, daß, wenn ihm auch das Ziel ſeines Lebens nicht ſo kurz geſteckt worden wäre, und auch bey mehrerer Gelegenheit zur Ausführung weitläufiger Werke, er doch mehr wegen der Tiefe als wegen der Mannigfaltigkeit ſeines Genies, mehr wegen der ausgezeichneten Vollkommenheit, mit der er weniges, als wegen der Leichtigkeit, mit welcher er vieles hervorzubringen fähig geweſen, neue Bewunderung verdient haben würde. Ein einziges wahrhaft gehaltvolles und vollendetes Werk gilt zwar mehr denn unzählige, in denen Oberflächlichkeit herrſcht, und denen es an Tiefe und innerm Gehalt gebricht. Hingegen aber kann keine Frage ſeyn, daß als die höchſten Erſcheinungen in der Kunſtwelt diejenigen angeſehen werden müſſen, deren Einbildungskraft ſich nicht allein mit Tiefe des Sinnes und Wärme des Gefühls begleitet, ſondern zugleich reich und fruchtbar zeigt, und die eben ſo viel intenſives als extenſives Vermögen beſitzen.

Schick beſaß zwar für das Erhabene und Tragiſche ſehr viel Empfänglichkeit, und war daher auch für keinen der großen Meiſter der Kunſt mit mehr Bewunderung als für den Michael Angelo erfüllt; aber ſeine eigene ſchöpferiſche Kraft ſcheint weniger dazu geeignet geweſen zu ſeyn. Denn vor allem gelang ihm das Sanfte und Zarte, und der Ausdruck harmloſer kindlicher Unſchuld. Man könnte es das Idylliſche nennen, wozu ihn die Natur vornehmlich beſtimmt zu haben ſchien; aber in dem höhern Sinne, wie es in der Mahlerey durch die Logen Raphaels in ſeiner höchſten Vollkommenheit erſchienen iſt. Waren aber vielleicht ſeinem ſchöpferiſchen Vermögen in mancher Hinſicht Grenzen geſetzt, ſo war ſein Sinn um deſto univerſeller und vielſeitiger. Er wußte eine jede Weiſe, in der ſich die Kunſt zu äußern vermag, nach ihrem Verhältniß zu würdigen, und beſaß keine einſeitige Vorliebe für irgend einen beſondern Styl. Daher ſchätzte er ungemein die Arbeiten gegenwärtig lebender talentvoller deutſcher Künſtler, im Styl der altdeutſchen Kunſt, in welchen der Charakter, auf den ſie Anſpruch machten, wahrhaft und lebendig ergriffen, ſich offenbarte, ob er ſelbſt gleich keine Neigung beſaß, in dieſem Style zu arbeiten. Wo er hingegen nur Affectation und leere Prätenſion auf das Aeußerliche der ältern Kunſtſchule ſah, da war es freylich nicht zu wundern, daß ihm die Wiedergeburt einer ſolchen, ihrem innern Gehalt nach ganz modernen Kunſt des Mittelalters ſo wenig gefallen konnte, als die der antiken Kunſt bey den Franzoſen. Er hatte über ſeine Kunſt reiflich gedacht, und folgte daher auch in ſeinen Arbeiten nicht einem bloßen glücklichen Inſtinct, ſondern war im Stande, ſich und andern, warum er ſo und nicht anders verfahre, Rechenſchaft zu geben. Ein entſchiedener, nur auf den wahren Gehalt gerichteter Sinn war das beſonders Ausgezeichnete in ſeinem Charakter als Künſtler; und offenbart ſich eben ſo entſchieden in den Werken, welche er der Nachwelt überlaſſen hat. Das, was er hervorbrachte, war wahrhaft und lebendig in ſeinem Gemüthe empfunden, und deßwegen iſt es gänzlich frey von aller Nachahmung. Seine Werke zeigen allerdings Aehnlichkeit mit den Werken der großen Meiſter der italieniſchen Kunſt des 15$^{\text{ten}}$ und 16$^{\text{ten}}$ Jahrhunderts, und ein vertrauter Umgang mit denſelben hat ohnſtreitig bedeutenden Einfluß auf ſeine Bildung gehabt. Aber ſie haben nur dazu gedient, dasjenige, was in ihm ſelbſt lag, zu erwecken und auszubilden, und er hat ihren Geiſt auf eine eigenthümliche, nur ihm ſelbſt angehörige Weiſe wieder hervorgerufen. Was in ſeinen Werken an die ihrigen erinnert, iſt mehr innere Verwandtſchaft des Geiſtes, welche ſich offenbart haben würde, wenn er ſie auch nie geſehen hätte; obgleich alsdenn ſeine Kunſt unvollkommener und unausgebildeter geblieben wäre. Das wahrhaft Vortreffliche in der Kunſt, in ſo fern es auf dem Ausdruck und der Vorſtellung des Ewigen des menſchlichen Gemüths und der Natur beruht, muß bey aller Mannigfaltigkeit, in der es ſich zu äußern vermag, ſich doch auch wieder gleichen und als ewig unter ſich verwandt erſcheinen. Dieſem ganz unähnlich iſt nur das entſchiedene Gemüth- und Seelenloſe, ſo wie das, was Gemüth und Empfindung nur heuchelt, und ein urſprünglich gemeiner oder durch falſche Bildung verdorbener Sinn für die Natur, welcher ſich in der Darſtellung offenbaret. Es hilft nichts, dieſe innern Gebrechen durch eine äußerliche, von dem Beſſern hergenommene Form verdecken zu wollen. Werke, in denen ſich ein ſolches Beſtreben zu erkennen gibt, zeigen dadurch den Charakter wahrer Heucheley, ſo viel Talent und Geſchicklichkeit ſie auch dabey zeigen mögen; und für denjenigen, der nur für das Wahre und Aufrichtige beſeelt ſeyn kann, gleicht der Eindruck, den ſie gewähren, ganz dem in der moraliſchen Welt, wenn ein Menſch unter dem Scheine von Einfalt und Biederſinn ſein verderbtes Herz zu verbergen ſucht. Aber freylich beſitzen nicht alle tiefen und ſcharfen Blickes genug, um zu ſehen, was hinter der Maske verborgen liegt, und deßwegen kann eine ſolche Täuſchung wohl oft in der Kunſt, ſo wie im Leben gelingen.

Will man in unſerm Vaterlande mit Erfolg auf eine Wiedergeburt der Kunſt hoffen, ſo iſt es vor allem nöthig, diejenigen, welche in der That mit Eifer für das Beſſere um des Beſſern willen erfüllt ſind, und in denen der ehemalige Geiſt ächter Kunſt wieder erwacht iſt, von denjenigen zu unterſcheiden, welche nur die Manier und Außenſeite davon ergreifen, und nichts weiter beabſichtigen, als einer herrſchenden Meinung Genüge zu leiſten. Denn es mag wohl, ſeitdem in Deutſchland die Rede von einer neuen Wiedergeburt der Kunſt in Aller Munde iſt, die auf höhere Bildung Anſpruch machen, derſelbige Fall eintreten, den Plato bey einer ähnlichen Gelegenheit anführt, da er von den Myſterien der Griechen redet: daß es der Thyrſusträger viel gebe, aber der Aechtbegeiſterten wenige. Unter die letzten aber gehörte in unſern Zeiten gewiß der Künſtler, den uns der Tod zu frühzeitig entriſſen hat, und von deſſen Charakter ich, ſo gut ich es vermochte, eine Darſtellung zu geben verſucht habe. Möge ſein Andenken ſeinem Vaterlande als eines ſolchen ewig theuer ſeyn! Mögen immer mehrere unſerer Nation, welche Beruf zum Künſtler in ſich fühlen, dieſelbe Bahn betreten, und vor Allem ſich von gleichem Eifer für das Wahre und Aechte, und von eben ſo entſchiedener Abneigung für alles Falſche, Scheinbare und Affectirte erfüllt zeigen.

P.

Kurze Nachricht über die Handſchrift
~~des altdeutſchen Gedichtes~~
Gottfried von Bouillon,
angeblich von Wolfram von Eſchilbach.

Von Hrn. Kopitar.

Ueber das Gedicht von Gottfried von Bouillon enthält Gentilotti's handſchriftlicher Katalog folgendes:

Historia Ecclesiastica. Cod. CLIX. Ambras. 418.

Membraneus foliorum 137 (klein Quart) seculo XIV. ut videtur exaratus. Continetur eo poëma germanicum rhythmicum de bello Sacro duce Godefrido Bullionio et de rebus a variis principibus aliisque illustribus et nobilibus viris in eo fortiter gestis usque ad a. 1227. quo Ludovicus VI. Thuringiae Landgravius obiit. Praetenditur equidem huic poëmati a recentiore manu nomen Wolframi de Eschenbach, cujus inscriptionis fidem secutus est Lambecius. At mihi scrupulum et dubitationem injiciunt versus quos legere est folio 16. verso, hoc exemplo:

Ludewig ſin geſelt da ſunderlich
het ſin paulun *). ouch dem glich
hette ſinez biſunder herman
ſin bruder der iunge ſuze man

---

*) Paulun d. h. Pavillon.

des hoh priſende tat
tzu ſuzer rede bracht hat
her wolfram von Eſſenbach
ſitzen des bruder getzelte uber den ſee.

Hi versus mihi designare videntur diversum esse hujus poëmatis auctorem a Wolframo de Eschenbach, qui Hermanni, Ludovici Thuringiae Landgravii fratris gesta accinerit.

Prologus sic se habet:

Den die reiner hertzen gut
weſen ſuze wolgemut
den iſt mit ſuzer rede wol
Mir iſt geboten daz ich ſol
ein rede tzu rechte berichten
in warem rim verſlichten
ordenlich zu bringen ſie
Als der edele furſte hie
nicht rechte geordent funden hat
dem liebet hohes priſes tat
und die vron eren holde
mer vernunftic haben wolde
Uf freuden aventure
in ſinem hofe zu ſture
Und wil zu luſt genizen er
daz zu genade gebe mir
der kunic der allen kungen ober
Als er des immer ſi gelobet. Amen.
Nu iſt er behageclich ouch da bi
dem wolgemuten werden ſie
der mir diz mere bevolhen hat
als mich ſin minne des nicht erlat
ich weſe im ein dienſt hie
dem ich doch wolde dienen ie
in ſinem namen Chriſte Jheſu
der rede wil ich beginnen nu.

Hactenus prologus. Initium tale est.

Da der edele eren riche
vor gote der lobeliche
hertzoge von Lothringen
volkomen an allen guten dingen
Gotfrid zu konige no was iewelt
menlich gemuter als ein helt.
in ir helfe der chriſtenheit
vor Aſchalon den ſig erſtreit
an dem ſoldane von babilo
Clemens der hiz darnach. do
Gotfrid den heyden fride ſprach
Als ſie des baten. und darnach
Iewedder ſit man ſtete
den gelobten friden hete
in iheruſalem da rueten ſi.
Robert der grave von normandi
mit im Rogert von Flandern
mit vil herren den andern
ob ich wolde die ich wol nande
iz wurde zo lanc. heim zo lande
Beloup zum konige namen die
der ſie nicht gerne von im lie u. ſ. w.

Narrata Ludovici Thuringiae Landgravii morte opus his rhythmis absolvitur.

Der Patriarche und die Prelaten
waz die herren priſter da haten
ſungen und leſen da
vigilie dem herren viel meſſe na
Ware ſi lobebete
als die lich en antwert were
ſo erlich ward iz began
der Landtgrave herman
ein riches opphor da gap er
daz ſelbe ouch munchen, der

Edele Keiſer Friderich
mit im die konige gerlich
Als der konig Gwido
der van Ciper was ouch do
konig Leo von Ulia
Ouch der von Armenia
Der hertzoge von Meran
von Baden der marcgraue herman
Der herre von Avenie
von henneberg der reine
ſiner gebare ouch der ſite
diſen da waren mite
Graven, herren, frien vil
Rittere die ich lazen wil
die ir Schilde mit richer habe
tzu ſture dem gotes grabe
Gaben vnd ein opher do
daz empfingen die von dem temple.
Als Lantgrave Chunrat
daz gebeine ingemachet hat
des herren hertze heilich
in eine choffen luſticlich
Als er des gedahte
den turen ſchatz erbrachte
tzulande vrowen Elizabet
All man daz vz geboten het
mit dem Lantvolke in bequam
die hohe bringe im genam
mit vollen eren die pfafheit
mit ſunderlicher werdicheit
Tzu Munſter ſie trugen die
Unde beſtate heimlichen ſie.

Sequitur subscriptio miniata:

Hie hat diz buch ein ende
Got vns in daz homelriche ſende.

N. B. Eine ſolche subscriptio miniata auf der erſten Seite, die vielleicht den Namen des Verfaſſers enthielt, iſt nicht mehr lesbar.

Poema istud (ſchließt Gentilotti) vel propterea in pretio habendum est, quod quam plurimi principes et illustres Germanici viri in eo commemorentur.

Nachſchrift des Herausgebers.

Die in vorſtehendem Aufſatze geſchilderte Handſchrift hat ſchon oft die Aufmerkſamkeit vaterländiſcher Gelehrten auf ſich gezogen, ſowohl wegen des vielverſprechenden hiſtoriſchen Inhalts, als wegen des angeblichen berühmten Verfaſſers, Wolfram von Eſchilbach. Mehrere Anfragen ſind noch kürzlich an den Herausgeber deshalb ergangen. Um ſo mehr glaubte er, daß die vorſtehende bibliographiſche Notiz von der Hand des Herrn Kopitar manchem ſeiner Leſer nicht unwillkommen ſeyn würde. Eine vollſtändige Ausgabe des ganzen Gedichtes unter dem Titel: Ludwig der Milde, Landgraf von Thüringen, wodurch der wahre Inhalt des Werkes bezeichnet wird, dürfen wir nächſtens von dem deutſchen Alterthumsfreunde, C. Hartmann erwarten. Sie wird allhier im Verlage von Ant. Strauß erſcheinen. —

Verſuch der Erklärung
einer
an mehreren Orten Deutſchlands zu findenden
Alterthümlichkeit,
mit einigen darauf bezüglichen Nachrichten.

Von Dr. Büſching.

An den Thoren mancher Städte in Deutſchland, beſonders in Sachſen und der Mark, wenn ich nicht ſehr irre, z. B. in Frankfurt an der Oder und in Münchenberg, hängen Keulen mit der Unterſchrift:

Wer den Kindern gibt das Brod
Und ſelber dabey leidet Noth,
Den ſoll man ſchlagen mit dieſer Keule todt.

Schon Fülleborn in ſeinem Breslauiſchen Erzähler (1800) Th. 1. S. 525. fragte nach der Bedeutung dieſer Keulen bey Gelegenheit einer Igelkeule, die unter dem Striegauer Thore zu Jauer aufbewahrt wurde, und welche jeder Fremde unter allerley ſpaßhaften Gebräuchen küſſen mußte. Dieſe Keule hat gewiß wohl gleichen Urſprung mit der zuerſt erwähnten, und eine anſchlägige Thorwache ſuchte davon Vortheil zu ziehen, wodurch eine Gewohnheit, die Fremden zu hänſeln, entſtand.

Jene zuerſt erwähnten Keulen, nach deren Bedeutung in der neueſten Zeit wieder in dem Anzeiger der

Idunna und Hermode Nr. 4 dieſes Jahres, Nachfrage geſchah, ſchreiben ſich gewiß von der bekannten Erzählung her, daß ein Vater ſeinen Kindern ſein ganzes Vermögen gegeben habe, und ſich nur ausbedungen, bey ihnen zu leben, und in ſeinen alten Tagen unterhalten zu werden. Die Kinder behandeln ihn gar ſchnöde und ſchlecht, ſo daß er zuletzt durch einen Freund auf die Liſt fällt, vorzugeben, er habe noch einen bedeutenden Reichthum in einem Kaſten aufbewahrt, wodurch die Kinder wieder gar freundlich gegen ihn werden, auf eine jegliche Weiſe ihn pflegen, und nach ſeinem Tode in dem Kaſten eine Keule finden, mit Worten, die jenen ähnlich ſind.

Es mag wohl hier am Orte ſeyn, etwas Litterariſches über dieſe Erzählung beyzubringen. Im Deutſchen finden wir ſie aus früherer Zeit in der Handſchrift der Erzählungen, die in Dresden befindlich iſt, und von der ich eine Abſchrift beſitze. S. meinen Grundriß S. 331 unter der Ueberſchrift: von dem Schlägel. Die auf die Keule bezüglichen Worte heißen darin ſo:

An den ſtil was gehangen
Ain zedel, ze preit noch ze ſmal
Der ward geleſen uberal
den, die der kiſten ſtunden bey
Da ſtund geſchrieben, »wer der ſey
der er hab vnd gut
Vnd das by ſo närſchen mut
das er ſein hab geb
Seinen chinden vnd er ſelb leb
Mit nöten vnd mit gebreſten
den ſol man zu dem peſten
Schlachen an die hiren-ſchallen

Mit diſm ſchlegel zeuallen
das ihm daz Hirn mit all
Auff die zungen vall« u. ſ. w.

(Bl. XXXI. b. a.)

Die bekannte Wiener Handſchrift der Erzählungen (Grundriß S. 324. Nr. 32) enthält dieſelbe Geſchichte. Demnächſt bearbeitete ſie Hans Sachs, Buch 2, Th. 2, Bl. 79. am 29. Auguſt 1557 unter der Ueberſchrift: »Der Kolb im Kaſten.« Hier ſpielt die Geſchichte in Lunda, London, die Schrift um den Kolb heißt:

Wer ſein Kinder bei ſeinem Leben
Sein Hab und Gut thut übergeben,
Den ſoll man dann zu Schand und Spott
Mit dem Kolben ſchlagen zu todt.

In Schimpf und Ernſt durch alle Welthändel (Bern 1536) Bl. 79. a. ſteht auch dieſe Geſchichte, wie hier.

Aus neuerer Zeit iſt mir ein Gedicht bekannt: Patkuls Keule, ich glaube von Nicolai, oder wahrſcheinlicher von Langbein, genau weiß ich nicht von wem, das denſelben Gegenſtand behandelt.

Im Franzöſiſchen findet ſich, in den Histoires plaisantes et ingénieuses p. 146 dieſelbe Geſchichte, und Piron in ſeiner Komödie: les fils ingrats, hat die Entwickelung nachgeahmt. Ein neueres, den beyden ähnliches Luſtſpiel in franzöſiſcher Sprache, auch bey uns unter dem Titel: Die beyden Schwiegerſöhne, bekannt, hat hievon ſeinen Urſprung genommen.

Hiemit hängt eine andere Geſchichte zuſammen, die wohl franzöſiſchen Urſprungs ſeyn möchte, und gleichen Ganges iſt. Bernier, ein altfranzöſiſcher Dichter, brachte dieſe Geſchichte unter dem Titel: les bourgeois d'Abbeville (wodurch ſie auch zugleich lokaliſiert wird), oder la housse coupée en deux, in Verſe. Wir finden dieſe Erzählung, die am Anfange mangelhaft iſt, was indeſſen auf die Erzählung ſelbſt keinen Einfluß hat, da nur die Einleitung dadurch verletzt wird, in den Fabliaux et Contes par Barbazan, nouv. édit. par Meon, T. IV. p. 472. à Paris 1807. Ein Vater hat auch ſeinem Sohn ſein ganzes Vermögen gegeben, und wird einige Jahre darauf von ihm aus dem Hauſe geſtoßen. Er bittet um einen alten Rock, der wird ihm abgeſchlagen; da bittet er um eine Pferdedecke, und der Sohn befiehlt ſeinem Sohne, ſie dem Großvater zu bringen. Der bringt aber nur eine halbe Decke und entſchuldigt ſich, er habe die andere Hälfte für ſeinen Vater aufgehoben, um ſie ihm zu geben, wenn er auch ſo ſchwach und alt ſeyn würde, wie jetzt der Großvater. Ein Auszug dieſer Geſchichte ſteht in den Fabliaux ou Contes du XII et du XIII siècle (p. le Grand) Paris 1779. T. III. p. 220—28. Und in der deutſchen Ueberſetzung dieſes Buches: Erzählungen aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert. Halle und Leipzig 1797, Th. 4. S. 197—204.

Im Italieniſchen findet ſie ſich im Novelliero Italiano T. III. Deutſch iſt ſie gar oft bearbeitet vorhanden. Zuerſt in der Dresdner Sammlung der Erzählungen Bl. 14. b. Sp. 1. (Grundriß S. 329). Von dem Ritter mit dem Kotzen.

Sie iſt etwas anders gewendet, aber im Grunde dieſelbe. Sie ſteht auf Bl. 14 der Wiener Handſchrift.

(Grund-

(Grundriß S. 322) Hanns Sachs an dem angegebenen Orte Bl. 80. brachte ſie am 20. Auguſt 1557 in ein Gedicht unter der Ueberſchrift: Die halb Roßdecke. Der Ort, an welchem die Geſchichte vorfällt, iſt Antorf in den Niederlanden. Im Wunderhorn II. 269. ſteht ein altes Meiſterlied gleiches Inhalts, worin es aber ein König in Frankreich iſt, der ſo von ſeinem Sohne behandelt wird. Auch in neuerer Zeit erinnere ich mich von einem bekannten Dichter eine Bearbeitung dieſer Erzählung geleſen zu haben.

In den Kinder- und Hausmährchen der Gebrüder Grimm findet ſich S. 355 eine ähnliche Erzählung, von der man aber nicht recht begreift, wie ſie an dieſem Orte vorkommen kann: der Vater zerſchlägt ein irdenes Speiſenäpfchen und bekommt nun ein hölzernes, da zimmert ſich das Kind ein paar Bretchen zuſammen zu einem Speiſenapf für ſeine Aeltern, die denſelben erhalten ſollen, wenn ſie alt ſind. Sie iſt aus Stillings Leben II. 8. 9. entlehnt. Etwas anders und ſchlecht hat ſie le Monnier in ſeinen Fables p. 68: denn da iſt der Großvater geſtorben, den der Vater im Hoſpital ernährte, und ihm kürzlich in einem zinnernen Topf die Suppe ſchickte, den ſich der kleine Enkel zum gleichen Gebrauch für die Folge erbittet.

Im oben angeführten Schimpf und Ernſt fol. 79 a. ſteht eine Geſchichte, die mit der halben Roßdecke Aehnlichkeit hat, ich ſetze ſie ganz her.

»Auf einmal hatte ein Vater ſeinem Sohne all ſein Gut gegeben, daß der Sohn ſein nicht achtete; Gott gäbe, er hätte Kleider oder nicht. Der Vater ſprach zu dem Sohn, er ſollte ihm einen Rock machen. Der Sohn gab ihm zwey Ellen Tuch, er ſollte den andern Rock mit pletzen (flicken). Nun hatte der Sohn ein Kind, das war etwa drey Jahre alt, das kam zu ſeinem Vater und weinte und ſprach: »Vater gib mir auch zwey Ellen Tuchs.« Der Vater gab ſie ihm, und das Kind ging die Stiege hinauf und ſtieß es hinter einen Balken hinter das Dach. Der Vater ſchlich dem Kinde nach und lugete, was es mit dem Tuch wollte thun, und ſprach zu dem Kinde: »warum haſt du das Tuch darunter geſtoßen?« Das Kind ſprach: »ich will es behalten, bis daß du auch alt wirſt, ſo will ich dirs zu einem Rock geben, als du meinem Großvater haſt gethan.« Alſo beſſerte ſich der Sohn. Hüte dich davor.«

Das allerälteſte Geſchichtchen dieſer Art möchte aber wohl die Erzählung ſeyn, die in den Bienen des Thomas Cantimpre, eines Dominikaners, der gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts lebte, vorkommt, wonach ein Sohn ſeine beyden Eltern verſtößt, und ſie Hunger leiden läßt. Einſt kommen ſie von Mangel gedrängt zu ihm, und er gibt ihnen ein Stück Kleyenbrod; er ſelbſt ißt die wohlſchmeckendſten Speiſen. Auf einmal ſpringt aus dem Eſſen eine große Kröte, und hängt ſich an ſeine Lippe; nichts kann ſie löſen, als Anerkennung ſeiner Sünde, Vergebung derſelben in Rom und Wohlthaten gegen ſeine Aeltern; da fällt die Kröte von ſelbſt ab. Thomas behauptet, dieſe Geſchichte aus dem Munde eines Mitbruders empfangen zu haben, der in Paris den unglücklichen Sohn mit ſeiner Kröte an der Lippe noch geſehen hatte. So wird die Erzählung zur Legende. In Schimpf und Ernſt a. a. O. findet ſich dieſe Geſchichte auch, ſo wie im Doctrinal de sapience Fol. XXI. v.

Man machte auch, ich weiß aber nicht aus welcher Erzählung, im Jahre 1540 in Frankreich ein Schauſpiel unter dem Titel: **Le mirouer et exemple des enfans ingrats**, worüber nachzuſehen: Histoire du Théat. franç. T. III. p. 153. Biblioth. du Théat. franç. T. I. p. 3

Die bekannte ſchauderhafte Geſchichte, daß jemand zu einer Hochzeit auf das Gut eines Grafen geladen wird, der bey dem Andrang der vielen Gäſte eine entlegene Kammer erhält, und hier, indem er einen Geiſt zu ſehen glaubt, den noch lebenden und für todt ausgegebenen Vater des jungen Grafen, der in einem Gefängniß gehalten wird, findet, welcher ihm geſteht, er habe gegen ſeinen Vater eben ſo gehandelt, hat hiermit eine unverkennbare Aehnlichkeit.

Es iſt wohl kein Zweifel, daß dieſe Geſchichte auch im Spaniſchen, Engliſchen und andern Sprachen vorhanden ſeyn wird. Vielleicht, daß uns jemand darüber Nachricht geben kann.

Sonnette.

Vom Freyherrn von Rothkirch.

Die Kunſt.

Daß ſich der Menſch vom Erdenſtaub erhebe,
Empor zum edlen Geiſtigen ſich ſchwinge,
Nicht dem Bedürfniß fröhnend einzig lebe,
Und auch nach Gütern höhrer Abkunft ringe;

Daß ſich in ihm das Herrlichſte vollbringe,
Dem Guten zart das Schöne ſich verwebe,
Ihm, Menſch zu ſeyn, im ſchönſten Sinn gelinge
Das iſts, warum zur Welt ich niederſchwebe.

Mein Weſen wird kein Sterblicher ergründen;
Im Kreis der Sonnen, in des Chaos Schlünden
Erblickt mich allbelebend Phantaſie.

Vergebens ringt nach mir des Fleißes Müh;
Nicht jeder ſoll mir dienen, doch empfinden
Das Meiſterwerk, geſchaffen vom Genie.

Die Mahlerey.

Nicht ſchnöder Luſt und Sinnlichkeit zu dienen,
Zaubr' ich hervor die magiſchen Geſtalten;
Vergängliches, was hehr und groß erſchienen,
Soll ſich in mir zum Bleibenden geſtalten:

Das höchſte Schöne ſoll, durch mich erhalten,
Ausdrücken ſich in Stellung, Blick und Mienen,
Der Andacht und der Liebe heilig Walten,
Von ſchwerer Schuld das Irdiſche entſühnen.

Der Seele Spiegel, ſoll durch mich die Seele,
Ergriffen jetzt zu hoher That aufſtreben,
Jetzt ſüße Thränen heil'ger Rührung thauen.

Und ſo geläutert, frey von jedem Fehle
Mit nie empfundnem heiligem Erbeben
Verkläret der Verklärung Wunder ſchauen.

Die Skulptur.

Geformet ganz erſcheint durch mich das Schöne;
Doch nicht der Formen Schöne nur zu zeigen,
Muß ausgeſprengt aus ſteiler Bergeslehne,
Sich meiner Macht der harte Marmor beugen.

Verkünden ſoll in der geſpannten Sehne,
Sich klar die Kraft, die Männerbuſen eigen,
Und zeigt enthüllt ſich Anadyomene,
Das reine Herz nur vor der Göttin neigen.

Von Ruh umfloſſen ſollen meine Werke,
Ein Abbild geiſt'ger Lieblichkeit und Stärke,
Verklärend ein ins irdſche Leben greifen,

Und der Entſchluß in hohen Seelen reifen:
Von Schmerz gequält, umſtricket von Verderben
Noch würdevoll, Laokoon gleich, zu ſterben.

Die Architektur.

Gefügt aus roher Steine' ſchweren Maſſen
Siehſt du den Bau hinan zum Himmel ragen,
Und fühlſt, wie heil'ge Schauer dich umfaſſen
Im hohen Dom, den ſchlanke Säulen tragen.

Ja, alles darf des Menſchen Kühnheit wagen,
Vor nichts der Muth, der ſtrebende erblaſſen,
Durch mich kann er ja Werke hinterlaſſen,
Die nicht der Elemente Streit zernagen.

Millionen Völker deckt des Grabes Frieden;
Noch ſtehen unverſehrt die Pyramiden,
Ein Denkſtein dem entſchwundenen Geſchlechte.

Das Bleibende im ſchwindenden Geflechte
Der Menſchheit, ſteh ich an der Zeiten Thron
Ein allvereinend heilig Pantheon.

Die Muſik.

Das Wort iſt Geiſt, der Ton des Geiſtes Seele,
Nur ich allein vermag es auszudrücken,
Was flötend klingt im Dunkel Philomele,
Was ſtrahlend glänzt in hoher Liebe Blicken.

Wenn ich durchglüht von heiligem Entzücken
Die Saiten mit dem Silberklang der Kehle
Zu himmliſchen Akkorden zart vermähle,
Wer will, wer kann ſich meiner Macht entrücken!

Entſproſſen in den lichterfüllten Höhen,
Kann auf der Erde nachtumzognen Hainen
Dir klar mein tiefes Weſen nie erſcheinen.

Doch einſt wirſt du als Himmelsſprache ſehen
Erkohrene zum ſchönſten Glück vereinen,
Die Laute die groß durch die Schöpfung *) wehen.

---

*) Haydns Schöpfung.

Die Dichtkunſt.

Ich dringe durch der Schöpfung fernſte Räume
Mich feſſeln nicht des Weltalls mächt'ge Schranken
Ins unentdeckte Fabelland der Träume,
Führ ich mit mag'ſchem Fluge die Gedanken.

Wie mächtig auch in mir Begeiſtrung ſchäume,
Ich wandle feſt zum Ziele ſonder Schranken,
Und pflege in des Menſchen Bruſt die Keime,
Die blühend ſich ums düſtre Leben ranken.

Geſchmiegt in meine zauberiſche Hülle,
Erſcheint die Wahrheit in des Reizes Fülle,
Und ihr beugt ſich gebändiget der Wille.

Strebſt kühn du nach des Ruhmes Strahlenpfade,
Suchſt du der Weisheit friedliche Geſtade,
Dich führt die Odyſſee und Iliade.

Das Ideal.

Es ſtrebt die Kunſt in vielgeſpaltnen Strahlen
Doch einzig nur nach mir, dem ewig Einen;
Mich ſucht Urbino's heil'ge Glut zu mahlen,
Mich läßt begeiſtert Phidias erſcheinen,

Durch mich vernehmen bey der Mutter Qualen
Mit Pergoleſe wir der Engel Weinen;
Ich präge in der Baukunſt hohen Mahlen
Das Edle ein den aufgethürmten Steinen.

Durch mich entflammt ſchuf Aeſchylus die Bühne,
Durch mich ſchwang auf ſich Sophokles zur Höh'
Auf der verklärt hinſchwebt Antigone.

Wenn nie der Bruſt zur reinigenden Sühne,
Mein ſanft erhebend Götterbild erſchiene,
Wer trüge dann des Menſchenlebens Weh!

Inhalt
des ſiebenten Heftes.

Klopſtock und Wieland, oder die Traubenpflege in Osmanſtädt. Bruchſtück aus Chriſtoph Martin Wielands Denkwürdigkeiten vom Jahre 1797. Vom Hofrath Böttiger. . . . . Seite 3

Ueber Schicks Laufbahn und Charakter als Künſtler. Von P. . . . . — 26

Kurze Nachricht über die Handſchrift des altdeutſchen Gedichtes Gottfried von Bouillon, angeblich von Wolfram von Eſchilbach. Von Hrn. Kopitar . . . . — 71

Verſuch der Erklärung einer an mehreren Orten Deutſchlands zu findenden Alterthümlichkeit, mit einigen darauf bezüglichen Nachrichten. Von Dr. Büſching . . . . — 77

Sonnette. Vom Freyherrn von Rothkirch. . . . — 84

Der Werth der poſitiven Offenbarung, aus der Unhaltbarkeit der bisherigen philoſophiſchen Bemühungen.

V.

Von Glauben und Offenbarung.

Gegen Jacobi. Von E—r.

Wir haben in der Philoſophie zwey, wenigſtens dem Anſchein nach, ſich entgegengeſetzte Erſcheinungen erlebt. Vormals wollte man nur das Wiſſen allein für ſie gelten laſſen, und dem Glauben gar keinen Platz einräumen; jetzt hält man auch dieſen für eine der Philoſophie unumgänglich nothwendige Ueberzeugungsweiſe. Man nimmt zum Glauben ſeine Zuflucht, ſeitdem man nach allmöglich angewandter Mühe die höchſten Forderungen und Bedürfniſſe des menſchlichen Geiſtes durch's Wiſſen allein nicht befriedigen konnte.

Hätte man zu dieſer Aushülfe ſich an den Vorſchlag des Fr. Baco von Verulam gehalten, nämlich hätte man den Mangel des Wiſſens durch den Glauben an die poſitive Offenbarung erſetzt, ſo ſtände man — zwar nicht am Ziele der ſelbſtforſchenden Philoſophie, aber doch — an dem der Wahrheit. Allein dieß iſt die neueſte Erfindung der jetzigen Philoſophen, daß ſie einen Glauben vorgeben, welcher über die Vernunft nicht hinausreicht, einen Glauben an die Offenbarungen der Vernunft, welcher eben deßwegen, weil er in unſerm Denkvermögen, in der Vernunft allein, ſeinen Urſprung haben ſoll, für einen philoſophiſchen gehalten, und auch ſo genannt wird.

Von dieſem Glauben iſt zwar in den vorigen Betrachtungen ſchon manches vorgekommen; jedoch da er in der jetzigen Philoſophie eine der wichtigſten Rollen ſpielt, ſo verdienen die hauptſächlichen Gründe, wodurch man ihn bewähren will, noch eine beſondere Betrachtung.

Einen ſolchen Grund will Jacobi (Ueber die göttl. Dinge u. ſ. w. S. 48 ff.) in ſeiner Erwägung der folgenden Stellen aus des Wandsbecker-Bothen (Matthias Claudius) ſämmtlichen Werken, und zwar zuerſt aus Th. VI. S. 183, zu Stande bringen: »Der Menſch iſt in ſich reicher als Himmel und Erde, und hat was ſie nicht geben können.... Die Weisheit und Ordnung, die er in der ſichtbaren Natur findet, legt er mehr in ſie hinein, als er ſie aus ihr herausnimmt; denn er könnte ihrer ja nicht gewahr werden, wenn er ſie nicht auf etwas, das er in ihm hat, beziehen könnte, ſo wie man ohne Maß nicht meſſen kann. Himmel und Erde ſind für ihn nur die Beſtätigung von einem Wiſſen, des er ſich in ſich bewußt iſt, und das ihm die

»Kühnheit und den Muth gibt, alles zu meiſtern und »aus ſich zu rectifiziren. Und mitten in der Herrlichkeit »der Schöpfung iſt und fühlt er ſich größer, als alles »was ihn umgibt, und ſehnt ſich nach etwas anderm.«

Dann führt Jacobi nur ſummariſch aus dem im V. Theile deſſelben Bothen über die Unſterblichkeit der Seele handelnden Schreiben noch einige zu ſeinem Zwecke taugliche Anſichten an, nämlich S. 50: »Daß die Begriffe und Ideen, die wir die höheren nennen, uns weder von der Außenwelt gegeben, noch von uns ſelbſt in unſerm Innern, durch Abſondern und Verbinden, künſtlich erſchaffen werden, ſondern daß wir ſie in uns antreffen ungeſucht und unbegehrt u. ſ. w.« — S. 53: »Daß alle dieſe Erkenntniſſe entweder dem Menſchen unmittelbar von Gott kommen, oder unmittelbar aus der eigenen Seele; und daß der Bothe aus Beſcheidenheit nur das Letzte annehme.«

Mit dieſer Annahme iſt Jacobi nicht nur ganz verſtanden, ſondern er ſetzt zur Beſtätigung noch folgendes bey: »Offenbar kommen die Augen und das Sehen »nicht von den Gegenſtänden, die geſehen werden, der »Hunger nicht von der Speiſe, das Herz nicht von den »Trieben, die es offenbart. Alles Empfinden und Streben geht vom Selbſtſeyn, In ſich ſeyn, vom Leben aus; alles Vernehmen von Etwas, das unmittelbar und weſentlich ſich ſelbſt vernimmt; zugleich »und eben ſo unmittelbar und weſentlich, in demſelben »ungetheilten Augenblick, Natur und Gott. — — »Was, ſich ſelbſt vernehmend, Freyheit inne wird,

»und Gottes inne, als des höchſten Gutes, —— das »iſt der Geiſt, und außer ihm iſt keine Wahrheit.« — S. 54: »Wir wiſſen von Gott und ſeinem Willen, »weil wir aus Gott gebohren, nach ſeinem Bilde »geſchaffen, ſeine Art und Geſchlecht ſind. Gott lebt in »uns, und unſer Leben iſt verborgen in Gott. Wäre er »uns nicht auf dieſe Weiſe gegenwärtig, »unmittelbar gegenwärtig durch ſein Bild in unſerm innerſten »Selbſt, was außer ihm ſollte ihn uns kund thun?« — S. 55: »Eine Offenbarung durch »äußerliche Erſcheinungen, ſie mögen heißen wie ſie wollen, kann ſich »höchſtens zur innern urſprünglichen nur »verhalten, wie ſich Sprache zur Vernunft verhält. Ich »ſage, höchſtens nur; und ſetze dem vorhergegangenen »hinzu: So wenig ein falſcher Gott außer der »menſchlichen Seele für ſich da ſeyn kann, ſo wenig kann der »wahre außer ihr erſcheinen. Wie der Menſch ſich ſelbſt »fühlt und bildet, ſo ſtellt er ſich, nur mächtiger, die »Gottheit vor.« Solche unmittelbare, innigſte, urſprüngliche, aus der erſten Hand, aus der Vernunft allein entſtehende Erkenntniſſe nennt nun Jacobi aus Mangel eines beſſern Ausdrucks (wie er S. 204 ſchreibt) Glauben.

Um dieſem ſeinen Vernunftglauben, dieſer Einheit aus zweyen unvereinbaren Dingen, doch wenigſtens einen erträglichen Anſtrich geben zu können, ſah ſich Jacobi genöthigt, von der Vernunft eine, allen vorausgehenden ganz entgegengeſetzte Beſtimmung aufzuſtellen, und ſelbe, nicht wie bisher als Erkenntnißvermögen, ſondern als ein geiſtiges Gefühlvermögen zu charakteriſiren (wie ſchon früher Betr. I. II. vorkam); allein Gefühl und Vernunft ſind, nach allem bisherigen Sprachgebrauche, eben ſo unvereinbare Elemente, als Glauben und Vernunft. Es iſt aber hier meine Abſicht nicht, alles Unzuläßige in Erwägung zu ziehen, zu welchem Jacobi ſeine Zuflucht nahm, um ſeinen Plan durchzuſetzen; ſondern nur die vorgedachten Gründe, durch die er zu dieſem veranlaßt, und in demſelben beſtärkt wurde.

Zu dieſen Gründen rechne ich vorzüglich die vorher angeführten Stellen des Wandsbecker-Bothen. Von dieſen ſoll nun hier zuerſt der eigentliche Sinn, in welchem ſie genommen werden können, genau beſtimmt werden. Daß das Wort Menſch hier als endliche Intelligenz zu nehmen ſey, iſt außer Zweifel; ſo wie man auch eben deßwegen unter reich nichts anders, als die Kenntniſſe einer ſolchen Intelligenz, und unter dem Worte Erde nichts anderes denken kann, als alles, was wir auf unſerm Planeten, außer uns, Empfindbares antreffen. Der Ausdruck Himmel hingegen kann in zwey verſchiedenen Bedeutungen genommen werden, entweder als das, was zwar über uns und unſerm Planeten iſt, aber doch noch zur ſichtbaren Welt gehört; oder als das, was über uns iſt in der Geiſterwelt. Man kann alſo den Sinn dieſer Stellen mit andern Worten auch auf folgende Weiſe geben: In der endlichen Intelligenz gibt es Kenntniſſe, welche ihr weder von der ſichtbaren, noch von der unſichtbaren

Welt zukommen können. Solche Kenntniſſe ſind die der Weisheit und Ordnung; dieſe liegen ſchon in einer ſolchen Intelligenz, bevor ſie etwas erfährt, bevor ſie durch Unterricht geweckt, belehrt und zum ordentlichen, und regelmäßigen Denken gebildet wird. Und wenn ihr auch nach der Hand Erfahrung und Unterricht von der ſichtbaren und unſichtbaren Welt zukömmt, ſo diene dieß nur zur Beſtätigung von einem Wiſſen, deſſen ſich eine ſolche Intelligenz ſchon in ſich bewußt iſt. Die Begriffe und Ideen, worin dieſes eigene Wiſſen beſteht, die wir die höheren nennen, und welche die Außenwelt nicht geben kann, werden auch nicht in unſerm Innern, durch Abſondern und Verbinden, künſtlich erſchaffen, ſondern wir treffen ſie in uns ungeſucht und unbegehrt an. Solche Erkenntniſſe kommen entweder unmittelbar von Gott, oder unmittelbar aus der eigenen Seele. Das letzte anzunehmen ſey beſcheidener.

Dieſe Stellen des gedachten Bothen, obwohl ſie von Jacobi für ſo ſchön ausgegeben werden, ſind dieß doch nicht, wenigſtens nicht in meinen Augen, weil es ihnen an der Wahrheit gebricht. Dieß letzte erhellet aus ihrer Vergleichung mit dem, was in der zweyten Betrachtung über die Erkenntnißquelle des Ueberſinnlichen vorkam. Anlage und Fähigkeit zu höheren Begriffen und Ideen mußte zwar dem Menſchen ſchon angebohren ſeyn; zur Wirklichkeit ſolcher Ideen aber war noch mehreres erforderlich, nämlich er mußte dazu geweckt, angeregt, belehrt und gebildet werden; und dieſe Anregung und Bildung mußte an den erſten Menſchen durch Gott ſelbſt, und an den nachkommenden Menſchen durch andere ſchon gebildete geſchehen. Den erſten Menſchen kamen alſo dieſe Ideen unmittelbar von Gott, den übrigen mittelbar. Darum iſt die Disjunktion des Bothen nicht vollſtändig; denn ſie ſollte ſo lauten: Solche Ideen und Erkenntniſſe kommen entweder unmittelbar oder mittelbar von Gott, oder unmittelbar aus der eigenen Seele.

Unbegreiflich iſt mir, wie der Bothe unter dieſen disjunktiven Sätzen die Annahme des letzten für beſcheidener halten konnte, nicht nur, weil er hierüber gar keinen Beweggrund angibt, ſondern weil er übrigens in ſeinen Briefen ſo oft, und mit ſo viel Wärme und Achtung von Chriſtus, von ſeiner Gottheit, und von geoffenbarten Wahrheiten ſchreibt, und eben dadurch eingeſteht, daß den Menſchen auch von Gott Kenntniſſe, und zwar eigentlich die des Ueberſinnlichen, zukamen. Hier hat der übrigens ſehr beſcheidene und gelehrte Bothe wahrlich nicht gut gewählt!

Eben ſo wenig läßt ſich von den Menſchen überhaupt behaupten, daß die Kenntniſſe oder Weisheit und Ordnung in ihnen ſchon vor aller Erfahrung, Belehrung und Bildung vorhanden ſeyn. Kann wohl je ein denkender Mann ſolche Kenntniſſe auch ganz rohen und ungebildeten Menſchen zumuthen? Sagt uns nicht die häufige Erfahrung, die wir theils bey der Bildung junger Leute, theils aus den Nachrichten von ganz wilden Völkern erhielten, daß man nothwendig auf folgende Weiſe unterſcheiden müſſe? Der gebildete Menſch hat ſchon Kenntniß von Weisheit und Ordnung, bevor er wieder neue Thaten und Erſcheinungen erfährt, aus welchen ihm ſelbe hervorleuchten, und er legt ſolchen Thaten und Erſcheinungen die Prädikate weislich und ordentlich nach jenen Begriffen bey, welche er hierüber ſchon zuvor durch Unterricht erhalten hat. Dieſer Unterricht iſt das Maß, das in ihn gelegt wurde, nach welchem er alles mißt, und das ihm durch öfteren Gebrauch gleichſam zur Natur geworden iſt. Hingegen der ganz ungebildete Menſch, gleichwie er gar keine Kenntniß von Weisheit und Ordnung beſitzt, findet keine Spuren davon in der ſichtbaren Natur, und kann ſie eben ſo wenig aus ſelber herausnehmen, als ſie in ſelbe hineinlegen.

Ungeachtet aller ſolcher Unrichtigkeiten, welche in den bisher erwogenen Stellen des Wandsbecker-Bothen herrſchen, hielt Jacobi dieſelben nicht nur für ſchön, ſondern auch für würdig, ſie durch eigene Gründe zu beſtätigen, und dann als Grundlage zu ſeiner neuen Lehre zu gebrauchen. Ich will nun unterſuchen, ob und wie er dieſes geleiſtet habe.

Allerdings muß man ihm zwar beyſtimmen, daß die Augen und das Sehen nicht von den Gegenſtänden, die geſehen werden — der Hunger nicht von der Speiſe, und das Herz nicht von den Trieben, die es offenbaret, allein herkomme; aber daraus fließt ſeine Folgerung noch nicht ſo geradehin und unbeſchränkt, nämlich daß »alles Empfinden und Streben nur von Selbſtſeyn, In ſich ſeyn, vom Leben allein ausgehe.« Zum Sehen iſt nicht das Leben allein hinreichend (ſonſt würden alle lebende Blinde auch ſehen können), ſondern überdieß auch noch geſunde Augen, das Licht, und einwirkende Gegenſtände; der Hunger kömmt nicht vom Selbſtſeyn, vom Leben, und noch weniger von der Speiſe her, ſondern es iſt hierzu, nebſt jenem, ein Mangel an Speiſe und die daraus entſtehende unangenehme Empfindung erforderlich, die wir Hunger nennen. Käme dieſer vom Selbſtſeyn, vom Leben allein ſchon her, ſo müßten die Menſchen, ſo lange ſie leben und ſind, unaufhörlich hungern. Gleichermaßen ſieht jeder ordentlich denkende Menſch ein, daß das Herz, in was immer für einer Bedeutung genommen, eben ſo wenig vom Leben allein, als von ſeinen Trieben herkomme.

Schon aus dieſen Bemerkungen läßt ſich abnehmen, von welchem Gehalt die unmittelbar angehängten Folgerungen Jacobi's ſeyn: »Daß *alles* Vernehmen (mithin auch das ſinnliche von äußeren Gegenſtänden) von etwas ausgehe, das unmittelbar und weſentlich ſich ſelbſt vernimmt,« nämlich, wie es in der Folge heißt, vom Geiſte. Dieß iſt einſeitig und unvollſtändig geſprochen; denn der Geiſt des Menſchen kann zwar ſeine eigene Thätigkeit, ſeine Freyheit u. ſ. w. unmittelbar inne werden; aber nicht dieſe allein, und auch nicht unmittelbar allein, ſondern eben ſowohl auch, was außer ihm — und von ihm weſentlich verſchieden iſt, wenigſtens mittelbar. — »Daß ferner zugleich und eben ſo unmittelbar und weſentlich, in demſelben ungetheilten Augenblick, der menſchliche Geiſt Natur und Gott vernehme, da er ſich ſelbſt vernimmt,« hierüber iſt uns Jacobi die Beſtätigung und Erklärung ſchuldig geblieben; denn einerſeits ſehe ich nicht ein, wie dieſer Satz, der als Folgerung daſteht, aus den vorausgehenden könne geſchloſſen werden; und andrerſeits ſcheint er mit ſeiner übrigen Lehre im Widerſpruch zu ſtehen, worin Jacobi zwiſchen Natur und Gott eben ſo weſentlich unterſcheidet, als zwiſchen Naturalismus und Theismus.

Jedoch Jacobi könnte dagegen erwiedern, daß er uns die vorher geforderte Beſtätigung und Erklärung ſchon in den Stellen gegeben habe, die ich oben aus S. 54, 55 ſeiner Schrift anführte. In dieſen Stellen ſtützet er ſich aber auf Texte der heil. Schriften, welche in einer ganz anderen Bedeutung zu nehmen ſind, als die er ihnen beylegt: denn obwohl es zwar wahr iſt, daß in den heil. Schriften oft die Rede von Menſchen iſt, die aus Gott gebohren ſind; ſo ſind doch darunter nicht alle, ſondern nur jene zu zählen, welche an Chriſtus glauben, Ev. Joh. I. 11, 12, und Chriſtus ſelbſt ſprach mit den Nikodemus von ſolcher geiſtigen Wiedergeburt, die nicht allen Menſchen zu Theil wird; daſelbſt III. 6, 7, 8. Zu dieſer Wiedergeburt iſt aber nicht ein unthätiger Glaube ſchon hinreichend, ſondern nur ein ſolcher, der die Gerechtigkeit übt, I. B. Joh. II. 29. III. 9. »Hieraus kann man die Kinder Gottes von den Kindern des Teufels unterſcheiden. Wer die Gerechtigkeit nicht übt, ſeinen Bruder nicht liebt, der iſt nicht aus Gott,« daſelbſt III. 10. Vergl. IV. 7. V. 1, 4, 18. Evang. Joh. VIII. 44. Hieraus läßt ſich auch eigentlich der Sinn der von Jacobi angeführten Worte des heil. Paulus (Apoſtelg. XVII. 28.) angegeben: »Wir ſind ſein (Gottes) Geſchlecht.«

Gleichermaßen ſteht zwar in den heil. Schriften, daß der Menſch nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen ſey (Gen. I. 27. V. 1. Cor. XI. 7 u. a. O.), allein wenn man die Parallelſtellen zuſammenhält, ſo erſieht man, daß daſelbſt nur die Rede ſey von der angeſchaffenen Anlage, dem Bilde Gottes ähnlich werden zu können; denn Röm. VIII. 28, 29 iſt geſchrieben: »Wir wiſſen aber, daß denen, die Gott lieben, alles »zum Guten mitwirket, denen, welche nach ſeinem Vor»ſatze zur Heiligkeit berufen ſind. Denn die er vorgeſehen »hat, die hat er auch vorher beſtimmet, daß ſie dem »Bilde ſeines Sohnes ähnlich werden ſollen,« und dieſe Aehnlichkeit, welche nur im geiſtigen Sinne zu verſtehen iſt, ſoll in dieſem Leben durch Gerechtigkeit anfangen, und im künftigen durch Verklärung erſt ganz zu Stande kommen, I. Cor. XV. 42—54, II. Cor. III. 18, Col. III. 10.

Endlich iſt der Text: »Gott lebt in uns,« nur von den Gerechten zu verſtehen, wie aus viel andern Schrifttexten abzunehmen iſt: und der Beyſatz: »Unſer Leben iſt verborgen in Gott,« iſt verſtümmelt, zum Beweis deſſen ich die ganze Stelle aus Col. III. 1—3 herſetzen will: »Seyd ihr nun mit Chriſtus »auferſtanden, ſo ſuchet, was im Himmel iſt, wo Chri»ſtus zur Rechten Gottes ſitzet. Trachtet nach dem Ueber»irdiſchen, und nicht nach dem, was auf Erden iſt. Denn

»ihr ſeyd geſtorben, und euer Leben iſt mit Chriſtus »in Gott verbergen.«

Es iſt alſo der Gebrauch der heil. Bücher, den ſich Jacobi zur Bewährung ſeiner neuen Lehre erlaubte, ganz unrichtig; und die von ihm angeführten Texte, im Grunde geſchaut, ſind gar nicht für — ſondern wider dieſelbe. Seine Abſicht iſt, daraus zu erweiſen, daß Gott und das Göttliche überhaupt jedem Geiſte, jedem innerſten Selbſt des Menſchen, alſo allen Menſchen ohne Ausnahme, unmittelbar gegenwärtig ſey; daß die Offenbarung davon nur eigentlich im Innerſten, im Geiſte des Menſchen, und nur durch denſelben geſchehen könne, und daß außer ihm keine Offenbarung der Wahrheit ſey. Hingegen die angeführten Schrifttexte belehren uns, daß nicht alle Menſchen aus Gott gebohren —, nicht alle ſeinem Bilde ähnlich ſind u. ſ. w., ſondern nur jene wenigen, die gerecht und dadurch dem Sohne Gottes, Chriſtus, ähnlich ſind, als welcher allein das vollkommene Bild Gottes iſt, II. Cor. IV. 4, Col. I. 15 u. a. O.

Eben ſo irrig und den heil. Schriften widerſprechend iſt Jacobi's Behauptung, daß es keine äußere, ſondern eigentlich nur eine innere Offenbarung des Göttlichen geben könne; ſie widerſpricht der ganzen Anſtalt, die Chriſtus zur Kundmachung des Evangeliums machte, ſie widerſpricht den Worten des heil. Paulus Röm. X. 13, 14: »Ein jeder, der den Namen des Herrn anrufen wird, der wird ſelig werden. »Wie ſollen ſie aber denjenigen anrufen, an den ſie nicht

»glauben? Oder wie ſollen ſie an denjenigen glauben, »von welchem ſie nichts gehört haben? Wie ſollen ſie »aber von ihm etwas hören ohne Prediger?«

Jedoch Jacobi antwortet darauf: daß ſich die äußere Offenbarung zur innern urſprünglichen höchſtens nur ſo verhalte, wie die Sprache zur Vernunft; und er ſetzt noch hinzu: »So wenig ein falſcher Gott »außer der menſchlichen Seele für ſich da ſeyn kann, ſo »wenig kann der wahre außer ihr erſcheinen. Wie der »Menſch ſich ſelbſt fühlt und bildet, ſo ſtellt er ſich, »nur mächtiger, die Gottheit vor.« Allein man kann ihm entgegtn ſagen: ſo wenig das Erkenntniß- und innere Gefühl-Vermögen an und für ſich allein zureichend iſt, daß uns die Kenntniſſe anderer Menſchen offenbar werden, ſondern darüber noch Sprache oder andere äußere Zeichen erforderlich ſind; eben ſo wenig reicht unſer geiſtiges Erkenntniß- und Gefühl-Vermögen an und für ſich allein ſchon hin zur Kenntniß des Göttlichen, wenn wir nicht auf eine uns vernehmbare, nämlich äußere Weiſe hierzu Anregung und Unterricht erhalten. Ohne Zuſammentreffen von beyden gedachten Erforderniſſen iſt keine Offenbarung möglich.

Damit es aber von der Offenbarung auch bis zum Glauben an dieſelbe komme, wird noch mehr erfordert. Matthias Claudius, der Verfaſſer des Wandsbecker Bothen, hat zwar ſelbſt in ſeinem Brief an Andres 4. Thl. S. 158 ff. ein drittes Erforderniß eingeſehen, und ſich hierüber in ſeinem Aufſatze: »Ueber den Glauben,« (Deutſches Muſeum. Erſter Jahrgang, 4tes Heft.) S. 327 noch deutlicher erklärt, nämlich daß der Menſch, um glauben zu können, von Stolz, Eigendünkel, Selbſtſucht rein ſeyn ſoll. Nach ſeiner Bemerkung trafen zwar bey den Phariſäern und beym kananäiſchen Weibe die vorher gedachten zwey Erforderniſſe zu; und doch haben jene gar nicht geglaubt, bey dieſem aber war der Glaube ſo feſt und unerſchütterlich, daß er alle Hinderniſſe überwand. Dabey iſt vorzüglich bemerkenswerth, daß das Erkenntnißvermögen der Phariſäer viel mehr ausgebildet war, als das des Weibes; folglich daß der Glaube von demſelben nicht allein abhange, ja ſogar verhindert werde, wenn ſich Stolz, Eigendünkel u. ſ. w. dazu geſellet. Allein das vierte Erforderniß zum Glauben, das wichtigſte unter allen, hat Claudius, wie es ſcheint, doch nicht erkannt, und dieß will ich nun hier aus den heil. Schriften erſetzen: Chriſtus ſelbſt ſagte zu jenen, die ſeiner Lehre nicht glauben wollten, VI. 44: »Niemand kann »zu mir kommen, wenn der Vater, der mich geſendet hat, ihn nicht zieht.« Paulus ſchrieb an die Epheſer II. 8: »Ihr ſeyd aus Gnade durch den »Glauben ſelig geworden, und dieſes nicht aus euch, »denn es iſt eine Gabe Gottes;« und I. Cor. II. 4, 5: »So war auch meine Rede und meine Predigt »nicht in klugen Worten menſchlicher Weisheit, ſondern »die Wirkung des Geiſtes und der Kraft, damit euer »Glaube nicht in menſchlicher Weisheit, ſondern in »der Kraft Gottes beſtehe.« Ich übergehe hier eine Menge noch andrer gleichlautender Schrifttexte.

Damit alſo das Glauben an das Göttliche möglich werde, muß 1) eine Offenbarung von der göttlichen Intelligenz an die endliche geſchehen. Es wäre ungereimt, und ein lächerlicher Wort-Mißbrauch, wenn man ſagte: die endliche Intelligenz offenbare und glaube ihr ſelbſt etwas, und zwar ſogar auch das Göttliche. 2) Weil die offenbarende Intelligenz von jener, an welche die Offenbarung geſchieht, verſchieden — mithin außer ihr iſt und ſeyn muß, ſo muß die Offenbarung auf eine von außen herkommende, verſtändliche Weiſe, durch Worte, durch Unterricht, geſchehen. 3) Damit die endliche Intelligenz der göttlichen Offenbarung glaube, müſſen zuvor die Hinderniſſe des Glaubens, Stolz, Eigendünkel und Selbſtſucht, hinweggeräumt ſeyn. 4) Dieſer Glaube iſt nicht das Werk des bloßen Menſchen, ſondern eine Gnade, Gabe und Wirkung Gottes, der ihn an ſich, zur Vereinigung mit ihm, hinzieht; und dieſe Wirkung geſchieht nicht äußerlich, durch Sprache, ſondern im Innern, im Geiſte des Menſchen, und zwar ſo, daß ſich dieſer das Göttliche nicht aus eigener Kraft bilde, wie Jacobi will, ſondern ſo, daß es Gott ſelbſt in ihm bilde.

Die *äußere Offenbarung* iſt alſo die erſte und nothwendige Veranlaſſung, ohne welche der Menſch ſeinen Glauben weder beymeſſen, noch verſagen könnte; und die *innere* iſt die nothwendige Bedingung zum wirklichen göttlichen Glauben. Das Göttliche erſcheint zwar dem Menſchen nicht äußerlich; aber er muß doch, vermöge ſeiner natürlichen Beſchaffenheit, von außen angeregt und vorbereitet werden, damit er auf die innere Erſcheinung aufmerke, und dieſe auf ihn wirken könne.

Auf die eben beſagte Weiſe kann und muß man alſo die innere Offenbarung annehmen, ohne dabey der Nothwendigkeit und dem Werthe der äußeren poſitiven etwas zu benehmen. Wer ſich hiezu nicht verſtehen wollte, der möchte ſich wenden wie er immer wollte, er müßte zuletzt doch nothwendig auf Ungereimtheiten verfallen: denn wollte er gar nichts Ueberſinnliches und Göttliches annehmen, ſo müßte er eben dadurch die wichtigſten Nachforſchungen der Philoſophie (wie ſie ſelbſt Kant nannte, Krit. d. r. Vern. S. 6 f.), den erſten Grund alles Wiſſens und Glaubens, und die dringendſte Angelegenheit jedes unverdorbenen menſchlichen Herzens verſchmähen; oder wollte er die bereits ſchon als unzweckmäßig erkannten Mittel hierzu wieder ergreifen, ſo müßte er durch Spekulation, durchs Beweiſen und Wiſſen dahin gelangen wollen, wo kein menſchliches Spekuliren und Wiſſen hinreicht; oder endlich er müßte, wie Jacobi, allen Werth nur der innern Offenbarung beylegen, deſſen ungeachtet aber doch die äußere benützen, um jene zu begründen, das heißt, er müßte ſich ſelbſt widerſprechen.

Jede Abweichung von der Wahrheit, und jeder Verſuch, dieſe Abweichung zu begründen, führt zu Ungereimtheiten, wie dieß die Erfahrung aller Zeiten lehrt. Sind von ſolchen Verſuchen alle gemacht, ſo daß ihr Kreis geſchloſſen iſt, ſo zieht eben die Unzufriedenheit, die man darüber verſpürt, das Herz des Wahrheitsfreundes davon ab; und es öffnet ſich daſſelbe wieder den zwar längſt vorher erkannten, aber auf einige Zeit mißkannten Wahrheiten. Solche Wahrheiten ſind, nach meiner innigſten Ueberzeugung: daß den Menſchen zur Erkenntniß des Göttlichen eine äußere Offenbarung anfangs nothwendig war; und daß nur jene Menſchen dieſer Offenbarung Glauben beymeſſen, die Gott durch ſeine Gnade an ſich zieht. Durch bloß menſchliches Glauben gelangen wir eben ſo wenig zur höchſten Wahrheit, als durch bloß menſchliches Wiſſen.

Eine Grablegung auf Island.

Nach der Egills Sage.

Von Friedrich de la Motte Fouqué.

Skallagrimur hieß ein Mann, der war ein tapfrer norwegiſcher Held, und war vor der Alleingewalt König Harald Schönhaars nach Island geflüchtet. Dieſes uralt herrliche Eyland lag damahls ſeit vielen Menſchenaltern unbewohnt, und Skallagrimur hatte viel Mühe, ſich Burg und Acker darauf anzubauen. Er kam aber als ein kräftiger und getreuer Mann endlich gut damit zu Stande, und außer den Lehnsleuten und Freunden, die ihm vom Anfang dahin gefolgt waren, ſchifften noch immer mehr und mehr Nordländer dazu, die auch zum Theil ſchöne und ſittige Frauen mit ſich brachten, ſo daß die längſt vergeßene Inſel wieder gar freudvoll und anmuthig ausſah.

Es war ein ergötzliches Leben auf Island dazumahl. Die Helden fuhren entdeckend nach mannichfachen Abentheuern aus, Thäler und Haine und Ströme von unerhörter Geſtaltung auffindend, und altverwitterte Denkmahle längſt verſtorbener Geſchlechter drin, und dann ward das Alles angebaut und nahm die friſch fröhliche Farbe eines jugendlichen Lebens wieder an. Große Wallfiſche kamen in die Buchten geſchwommen, und man erlegte ſie mit luſtiger Gefahr. Derweile webten die Frauen daheim, und erſannen auch wohl Lieder von den Thaten ihrer Anverwandten oder Geliebten. Alles, was man genoß, war ſelbſterrungenes Gut, und das Meer breitete ſeine Wogen recht ſicher rings umher aus, ſo daß öfters bey heitern Feſten davon geſungen wurde, wie man nun mit dem übermüthigen König Harald gar nichts weiter zu thun habe; fern möge er in Norweg drängen und ſchalten; hier lebe ſich's auf Island in ungeſtörter Freude nach altnordiſcher Sitte und Art.

So ging es viele Jahre lang und Skallagrimur war endlich darüber alt und grau geworden. Von ſeinen Kindern war ihm nur ein Sohn übrig geblieben; der hieß Egill, und war ein eben ſo großer Skalde und Harfenſchläger, als tapfrer Kriegsmann. Sonſt ſah er ſeinem Vater vollkommen ähnlich, denn er war ſchwarz von Haaren, und weit bis über die Stirn hinauf kahl, unſchön von Antlitz, aber hohen Wuchſes und herrlicher Geſtalt. Die Isländer hatten ihre Freude daran, denn es war, als müſſe es in ihrem nordlich freyen Lande immer einen ſo furchtbaren Heerführer geben, an dem ſich, wie an einer erzenen Stange Alles andre zu halten vermöge. Vater und Sohn hatten zu Anfange manchmahl Streit mit einander, nicht ſowohl mit Worten, als nur mit Thaten. Wenn einer dem andern im ſchnellen Ingrimme, dem ſie beyde unterworfen waren, ein Leid an Freunden oder ſonſt lieben Gegenſtänden erzeigt hatte, that ihm der Beleidigte vergeltend desgleichen, und ſie ſprachen dann weiter nicht mitſammen darüber. In ſpätern Jahren vertrugen ſie ſich aber noch viel beſſer, vorzüglich da Egill auf mannichfachen Kriegsfahrten viel aus war, und nie ohne große Beute heimkehrte, auch öfters dem alten Skallagrimur prächtige Geſchenke an Silber und andern Koſtbarkeiten von ausländiſchen Fürſten mitbrachte. Denn dieſe trachteten dadurch ſowohl den rüſtigen Sohn zu ehren, als auch den fernberühmten alten Bebauer der höchſten Nordlandsinſel ſelbſt.

Einmahl — Skallagrimur war zu der Zeit ſchon ſehr alt — geſchah es, daß ein Mann, Thordur geheißen, und in Lambaſtad wohnhaft, den Egill, welcher grade auf Island daheim war, einlud, ihn auf ein feſtliches Mahl zu beſuchen. Sie waren beyde von Mutterſeite mit einander verwandt, und Egill machte ſich am beſtimmten Tage von der Veſte Borg, wo er und der alte Skallagrimur hauſeten, mit ſeiner Ehefrau und etwa zehn Genoßen auf den Weg. Indem er nun eben zu Pferde ſteigen wollte, kam der Skallagrimur mit aus der Thür, umfaßte ſeinen Sohn, und ſagte: »Spät, Egill, dünkt es mich, händigſt du mir das Geld ein, welches mir König Adalſtein durch dich ſandte. Oder ſag', was willſt du etwa damit anfangen?« Egill antwortete: »Fehlt es dir denn an Gelde, Vater? Ich wüßte doch nicht; da will ich dir Silber geben, wenn ich höre, daß du's gebrauchſt. Aber ich weiß wohl, daß du noch eine oder zwey Kiſten voll in Verwahrung haben mußt.« — »Das kommt mir ſo vor, ſagte Skallagrimur, als dächteſt du, alle bewegliche Güter ſchon getheilt zu haben unter uns. Nun mußt du dir's auch recht ſeyn laſſen, daß ich nach meinem Willen thue, mit dem, was ich verwahre.« — Egill antwortete: »Ich denke, du meinſt wohl ſelbſt kein Vergunſt dazu von mir zu brauchen. Du würdeſt ohnehin deines Rathes mit den Kiſten nach Gefallen pflegen, was ich auch dazu ſprechen möchte.«

Somit ſtieg Egill zu Pferde, und ritt ſammt den Seinigen nach Lambaſtad, wo ſie ſich bey Thordur mannichfaltig ergötzten, bald mit den ſchönen Falken, die es auf Island gibt, dann wieder an einem Spiel mit ehrnen Kugeln, wie man es damahls zu halten pflegte, und endlich zur Abendzeit bey den vollen Methbechern alle um Heerdesflamme herumſitzend.

Am ſelben Tage, wo Egill weggereiſt war, ließ ſich Skallagrimur, als es dunkelte, einen Hengſt ſatteln, und ritt von Hauſe, zur Zeit, da andre Leute ſchlafen gingen. Man ſah wohl, daß er vor ſich auf das Pferd eine große Kiſte nahm, und einen ehrnen Keſſel unter den Arm. Das ſagt man, ſeye ganz voll Silber geweſen, und er ſoll beydes in die ſumpfige Krumsaue verſenket haben, und große Steine darüber haben hinabfallen laſſen.

Um Mitternacht kam der alte Skallagrimur heim, und ging in ſeine Kammer, und legte ſich in Kleidern auf's Lager.

Als es nun am andern Morgen helle ward, und andre Leute aufſtanden und ſich anzogen, da ſaß der alte Skallagrimur auf dem Rande ſeines Bettgeſtelles richeauf, und war todt, und ſo ſteif und ſtarr, daß man ihn auf keine Weiſe zurückzulegen vermochte, ſo viele Mühe man ſich auch damit gab. Da ward ein Reiter im vollen Lauf abgefertigt nach Lambaſtad, der meldete dem Egill alles, was ſich zugetragen hatte.

Egill nahm ſeine Waffen und Kleider, und eilte heim nach der Veſte Borg. Er fand den alten Skallagrimur noch immer ſteif da ſitzen als eine Leiche, welche kein Menſch zu handhaben wußte. Da trat Egill hinzu, faßte ihn von rückwärts bey den Schultern, und rang, ihn niederzulegen. Das gelang denn auch dem ſtarken Sohne endlich mit ſeinem todten Vater. Als der nun auf dem Bette grade ausgeſtreckt lag, drückte ihm Egill die Augen zu, und nun erſt konnte man es wagen, in Skallagrimurs Angeſicht zu ſchauen. Als er noch ſtarr aus den offenen Augenſternen herausblickte, hätte ohne Zweifel ein Menſch davor wahnſinnig werden müſſen, und eben darum hatte ihn auch Egill von hinterwärts angefaßt.

Sie trugen den Alten nicht zu der ordentlichen Thüre hinaus, ſondern brachen dazu eine Oeffnung in die Mauer. Das ſoll geſchehen ſeyn, weil man dachte, der grimme Geiſt des alten Helden könne wohl in die Veſte zurück wollen, und wenn er nun die Pforte, durch die er herausgekommen ſey, wieder vermauert ſinde, kehre er vielleicht ruhig nach ſeinem Hügel um.

Wie der Zug mit dem Todten an die freye Luft kam, erhub ſich ein entſetzlicher Nachtſturm. Sie wußten aber ſchon, daß ſo geſtrenge Heldenleichen nicht ohne Aufruhr in Wolken und auf Waſſern zur Ruhe zu bringen wären, und ſchritten alſo feyerlich ihres Weges fürder, bis nach der Halbinſel Nauſtanäs. Da ſchlugen ſie Zelte auf, und bewachten den Todten bis es Morgen ward. Sodann legten ſie ihn in ein Schiff, und als die Fluth im beſten Schwellen war, fuhren ſie ihn nach Digranäs über. Nun ließ Egill einen Hügel für ihn errichten, am fernſten Ende der Landſpitze, und that ihm ſein Streitroß mit hinein, und ſeine Waffen, und ſein Schmiedezeug, daran er im Leben ſo viel Luſt gehabt.

Von dorten, ſagt man, ſoll das Denkmahl des alten Skallagrimur noch jetzt in die See hinausragen. Es dauerte eine lange Zeit, daß ſich die Isländer es immer gern zeigten, und dazu von ſeinen Thaten erzählten, und von ſeiner Grablegung. Wenn aber die Nacht aus dem Meere heraufſtieg, hatte Niemand mehr Luſt an der ernſten Stätte zu verweilen.

Fee Giß.

Vom Profeſſor Meinert.

(An den Herausgeber.)

Sie haben den glücklichen Gedanken eines öſterreichiſchen Idiotikons — dieſen, wie ſoll ich ſagen? Piſang aus dem reichen Fruchtkorbe unſerer »Vaterländiſchen Blätter,« mit Ihrem ganzen achtungswürdigen Eifer für das Palladium unſerer Eigenthümlichkeit — für deutſche Sprache und Gelehrſamkeit ergriffen; Sie haben zu dieſem Zwecke im Oktober des Muſeums v. J. die Errichtung einer Geſellſchaft vaterländiſcher Sprachforſcher vorgeſchlagen, und indem Sie die erſten Grundlinien für die Ausführung jenes Werkes entwarfen, unter den Männern, auf deren Beyträge ſich rechnen ließe, auch Mich genannt.

Ich betrachte die Ehre, die Sie mir hiedurch erweiſen, für das, was ſie iſt — für Aufforderung, zunächſt die vorläufigen Verhandlungen über den in Rede ſtehenden Gegenſtand fortführen zu helfen, und etwa beyzubringen, worin Ich der guten Sache förderlich ſeyn könne. Beydes geſchah früher, wenn nicht am Fuße der Karpathen, wo ich ſeit verfloſſenem Sommer lebe, die Oktobererſcheinungen der gelehrten Welt, und folglich auch jenes Heft des Muſeums, zum Theil durch meine Schuld, noch um Neujahr für mich Neuigkeiten wären.

Indeſſen die Muſe hat mir ſelbſt in dieſer Abgeſchiedenheit von gelehrten Hülfsmitteln die Hand gebothen. Eine Muſe der Karpathen? So iſt es, und Sie ſollen ſie ſofort in der Perſon der Fee Gig kennen lernen, deren Gaben ich dem Muſeum und dem künftigen öſterreichiſchen Idiotikon anzubieten, willkommenen Auftrag habe. Doch zuvor einige Worte über ihre Heimath!

Die Bewohner des von Slaven faſt umringten Kuhlandels (Kuhländchens) im nordöſtlichen Mähren, denen ich jetzt als Gaſt, und ſonſt — ich werde darauf zu reden kommen — noch als Etwas mehr angehöre, ſind Deutſche, nach der Staatsumwälzung vom Jahr 1620 in dieſe Gegenden eingewandert, die als das eigentliche Vaterland der mähriſchen Brüder betrachtet werden kann; denn die Stadt Fulneck, ihr nördlicher, ſo wie Neutitſchein ihr ſüdlicher Gränzpunkt, war es, wo der berühmte Amos Comenius eine Freyſtätte fand, um das Lehrgebäude ſeiner hier verbreiteten Glaubensgemeinde ſchriftlich zu verfaſſen.

Von ihren früheren, obwohl vor weniger als zwey hundert Jahren, verlaſſenen Wohnſitzen wiſſen die heutigen Kuhländer nichts mehr, doch verräth ihre Mundart den ſchleſiſchen Gebirgsbewohner, und ſo ſind ſie unſtreitig Ueberbleibſel jener Quaden und Hermunduren, die nach Strabo um die Quellen der Elbe ſaßen *);

---

*) Ich höre mit Vergnügen, daß dieſe Anſicht mit einem Aufſatze in dem Mähriſchen Wanderer Jahrg. 1811, der eine ſtatiſtiſche Beſchreibung des Kuhländchens enthält, übereinſtimme.

ich verſtehe aber darunter vorzüglich die Grafſchaft Glatz, aus der ſie, im Weſten, von Jägerndorf und Troppau bis an die nordweſtliche Spitze der urſlaviſchen Karpathenpäſſe vorrückten. Sie ſind ein wohlgeſtalteter kräftiger Menſchenſchlag, im Ganzen über Mittelgröße, von brauner in ihren Liedern geprieſener Farbe der Augen und Haare, die das weibliche, durch auffallende Reinlichkeit im Anzuge ausgezeichnete, Geſchlecht zierlich geſcheitelt trägt. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt, wie ſchon der Nahme dieſer, an den fruchtbaren Oderufern gelegenen, oder von waſſerreichen Gebirgsbächen durchſchnittenen Thalgründe verräth, Viehzucht und Ackerbau, denen ſie mit Verſtand, Anſtelligkeit und Fleiß obliegen. Der, freylich an Einzelnen verwiſchte, Grundzug ihres, wie überhaupt des deutſchen Weſens, iſt jene Treuherzigkeit, die wir, um es beyläufig zu ſagen, nur nicht hätten ſo gar weit treiben ſollen, das franzöſiſche Wort naiveté für unüberſetzbar zu halten. Hier nur Ein Beyſpiel von der Treuherzigkeit der Kuhländler: ihre Grußformel bey wechſelſeitigen Beſuchen; Herzevetter, Herzemuhme, bis hübbiſch, bis frumm! Herzensvetter, Herzensmuhme, ſey hübſch, (wohlauf?) ſey fromm! In ihrer Gemeindverfaſſung haben ſich einige urſprüngliche, durch keine geſchriebenen Geſetze beſtimmte Formen — in ihrer Kinderwelt hat ſich die Idee einer Fyeele Gig erhalten, die ich mit: Fee Gig überſetze, und für ein Ueberbleibſel jenes mehr oder minder ausgebildeten Naturdienſtes anſehe, dem ihre Väter vor der Bekanntſchaft mit dem Chriſtenthume zugethan waren. Kinder nannten mir dieſen Nahmen zuerſt, und zwar mit einer Art frommer Freude, die meine Neugier auf das wunderbare Weſen zwiefach ſpannte. Eine Stunde verging und es wurde mir aufgeführt.

Stellen Sie Sich einen Menſchen vor, der mit vorwärts geſtrecktem Leibe auf die Hände und Kniee geſtützt, ſeine Geſtalt durch zwey mit den Spitzen einander zugekehrte, und auf ſeinem Rücken befeſtigte Spinnrocken verlängert hat; überhängen und bekleiden Sie dieß Alles mit einem weißen Laken, ſo daß das Geſtell des hinteren Spinnrockens eine Fortſetzung des Rückgrades in Form eines gedrückten Fächers bildet, während das Geſtell des vorderen vor der Stirne gehalten, mit ſeinen vier Füßen eine Art von Schneckenkopf mit Fühlhörnern nachahmt, die zwiſchen grünen Bändern ein wenig hervorragen. Setzen Sie auf die ſeynſollende Scheitel zwey mit rothen Bändern nett umwundene Kochlöffel, welche, die Scheiben nach oben gekehrt, niedliche Schmetterlingsflügel oder Monde vorſtellen — und Sie haben ein Bild der Kuhländlerin, die ſich, von jauchzenden Kindern begleitet, als Fyeele Gig zu meiner Stube hereinbewegte.

Ich gebe gerne zu, daß die Feen auf unſern Bühnen in idealiſcherem Koſtüme erſcheinen, als dieſe ländliche; aber war es die Sache ſelbſt, waren es die Vorſtellungen, die ich in meiner Stimmung daran reihte — genug, dieſe liebliche Mummerey wirkte auf mich einige Augenblicke mit der Kraft einer Geiſternähe, und dieſer

Eindruck, der wenigſtens mit der Einfachheit der dazu benutzten Mittel in keinem Verhältniſſe ſtand, löſte ſich in das reinſte Wohlgefallen auf, als nun die langſam und leiſe umgaukelnde Geſtalt ſich Sphinxenartig emporhob, mit melodiſcher Stimme ein Liebeslied ſang, und unter die Kinder kleine Gaben vertheilend, die kurze Rolle einer den Menſchen befreundeten Gottheit beſchloß. Mir wird dieſer Augenblick unvergeßlich bleiben; denn er zog mich aus meiner Abgeſchiedenheit wieder in die Außenwelt zurück, indem er in mir den Gedanken beſtimmte, was von Poeſie in Sitten und Gebräuchen, ſo wie in Erzählungen und Liedern dieſes Völkchens lebt, unter dem noch eine Fee Gig wandelt, zu einem Ganzen zu ſammeln. Ich hatte ihn vor mehreren Jahren in Beziehung auf Böhmen meinen Bekannten auf dem Lande, und meinen Zuhörern wiewohl mit geringem Erfolge an's Herz gelegt; ich wünſche ihn jetzt in Beziehung auf den ganzen Kaiſerſtaat deutſcher Zunge ausgeführt.

Um nicht einen Brief an Sie zur Länge einer Abhandlung auszudehnen, muß ich einer ſchicklicheren Gelegenheit vorbehalten, den anderweiten Nutzen eines ſolchen Werkes, und insbeſondere den Zuſammenhang zu entwickeln, worin ich es mir, theils mit unſrer alten poetiſchen Literatur, theils mit unſrer nationalen Volksbildung denke; hier bemerke ich nur, daß umfaſſende Kenntniß unſrer Volkspoeſie unerläßliche Bedingung eines öſterreichiſchen Idiotikons ſeyn dürfte; wenn anders der ſchaffende (poetiſche) Genius es iſt, au dem, als ihrer unverſiegbaren Quelle, ſich die Sprache des gemeinen Lebens mit jenen eigenthümlichen Formen des Ausdruckes von Zeit zu Zeit bereichert und erfriſcht. Einem Werke aber, aus dem jene Kenntniß zu ſchöpfen wäre, genügt der Einzelne, noch ungleich weniger, als einem Idiotikon; es fordert die Thätigkeit, die Aufopferungen einer Geſellſchaft, um nur als roher Stoff für den glücklichen Sterblichen vorhanden zu ſeyn, dem Dichter-Talent, Gelehrſamkeit, und ich möchte ſagen, geſetzgeberiſche Weisheit genug zu Gebothe ſtünden, um daraus ein öſterreichiſches Volksbuch im höchſten Sinne des Wortes — gleichſam einen Phönix aus der Aſche hervorzurufen, und auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen — ein Buch, das verdiente, durch eigne Lehrer erklärt, und von ihnen in alle Mundarten des deutſchredenden Oeſterreichs überſetzt, und durch Rhapſodenſänger und Erzähler bey dem Volke eingeführt zu werden, mit einem Worte: eine Schule der Volkspoeſie zu begründen.

Was dünkt Ihnen nun von dem Vorſchlage, den Zweck einer künftigen Geſellſchaft vaterländiſcher Sprachforſcher auf Erforſchung der in den verſchiedenen Provinzen des Kaiſerſtaates wenigſtens mittelſt der Rede dargeſtellten Volkspoeſie und allmählich auch auf ihre Veredlung im Geiſt und Ton jeder einzelnen Provinz und gleichwohl nach gewiſſen allgemeinen Grundſätzen und großartigen Anſichten auszudehnen.

Wie nahe oder entfernt indeſſen die Ausführung desſelben ſeyn mag, ſo hat doch jeder Einzelne die Pflicht, ſobald es den Bau irgend eines Strebepfeilers unſrer Nationaleigenthümlichkeit gilt, nach dem Maße ſeiner Kräfte, und der Gunſt ſeiner Verhältniſſe ſein, wenn auch nur »Sandkorn um Sandkorn« beyzutragen. Aus dieſem Geſichtspunkte bitte ich Sie, die Gaben der Fee Gig anzuſehen, von der ich Ihnen übrigens nichts zu ſagen weiß, als daß ſie nur des Abends erſcheint, beliebige, durch ihre höhere Natur nicht eben beſtimmte, Lieder ſingt, und überhaupt wie ein Gemählde, deſſen Farben durch die Länge der Zeit nur nicht bis zur Unkenntlichkeit des Umriſſes abgeſtorben ſind, in der Ueberlieferung der Kuhländler daſteht, für deren älteſte poetiſche Idee ich ſie halte. Um dieſes Umſtandes willen, und um ihr dankbar zu ſeyn für den wohlthätigen Eindruck, den ſie in mir zurückgelaſſen, habe ich ſie, hoffentlich ohne Einſpruch der Mythologen, zur Muſe der Karpathen erhoben, an deren Fuße ich ſie kennen lernte.

Ihr liegt nun ob, dieſen Nahmen zu rechtfertigen, dieß wird ihr jedoch, ich ſage es zum Voraus, nur bey Leſern gelingen, die vor allem vorausſetzen, daß ihr nicht, wie ihren griechiſchen Schweſtern, das Glück wurde, in olympiſchen Palläſten zur Sängerin für Olympier von einem Lehrer, wie Apollon, erzogen zu werden. Verlaſſen, ſo zu ſagen, von Göttern und Menſchen, wandelt ſie ſeit Jahrhunderten in ihrem Gebirgsthale unter rohen Hirten und Ackersleuten, im Rauch der Spinnſtuben und unter hundert feindſeligen Berührungen umher, die ihr den ſchönen Beruf zu beneiden ſcheinen: den Landmann in die ſchweren Arbeiten des umrollenden Jahrs zu begleiten, ihm ſeine Sorgen auf ſeine Art wegzulächeln, ſeiner Liebe Geſtalt, ſeinen mäßigen Wünſchen Sprache, ſelbſt ſeinen Seufzern Wohlklang, überhaupt ſeinem Leben noch eine idealiſche Haltung zu geben, und es dadurch zu vermenſchlichen. Solche Leſer werden ſelbſt manchen rauhen Naturklang, wo denn vornehmer Ekel das Ohr ſich zuhält, noch unter fruchtbaren Beziehungen zu betrachten wiſſen.

Was ich aber zunächſt von den Gaben der Fee Gig mitzutheilen habe, denn begreiflich iſt nicht Alles mittelbar, beſteht theils in proſaiſchen Erzählungen, theils in weltlichen Liedern, bis ſelbſt zu einigen Kinderreimen herab, in denen ſich noch nichts weiter, als Wohlgefallen an Klang und Takt offenbart. Jene ſind, um in der Kunſtſprache zu reden, didaktiſchen, häufig ſatiriſchen, romantiſchen Inhalts — Mährchen; einigen liegen Hervorbringungen unſrer ältern poetiſchen Litteratur zum Grunde, deren echtdeutſche Trefflichkeit ſich auch durch ihre Eingänglichkeit bey dem Volke bewährt hat; z. B. die Geſchichte Heinrichs des Löwen, und einer Königstochter von Frankreich. In allem habe ich mir zum Geſetz gemacht, bloß den Volkston und die Idiotismen, womit ich ſie dem Munde des Dorfrhapſoden im Kuhlandel abhorchte, beyzubehalten, und wenn es zuweilen nöthig war, mit Geringſchätzung buchſtäblicher Treue, im Geiſte des Ganzen und des Erzählers zu motiviren und überzugehn. Die Lieder wurden mir theils in hieſiger, theils in hochdeutſcher Mundart, die nicht immer für ausheimiſche

Herkunft derſelben, ſondern häufig nur für falſche Schaam der Sängerinnen beweiſt, vorgetragen, und ſo habe ich ſie getreu auch aufgezeichnet. Dieſe Aufgabe war in Beziehung auf die Mundart der Kuhländler nicht ohne Schwierigkeiten; ſchon weil es im Vortrage mehrerer nicht unter ganz gleichen Verhältniſſen aufgewachſener Perſonen mancherley Abſtufungen giebt, nicht zu gedenken, daß die poetiſche Freyheit auch an ſie ihr Recht geltend macht, und daß einige derſelben durch unſre Schriftzeichen nur unvollkommen ausgedrückt werden können. Muß ich mir aber auch das Recht der Sichtung wenigſtens in ſo fern vorbehalten, als die Schreibung dieſer Mundart noch der Gleichförmigkeit ermangelt, ſo glaube ich doch ihren Hauptcharakter um ſo weniger verfehlt zu haben, als ich mit derſelben von Kindheit auf vertraut bin, obwohl ich das Kuhlandel im Jahre 1811 zum erſtenmahl betreten habe. Wie das zugehe, ſollen Sie ſogleich erfahren.

Mein Geburtsort iſt Leitmeritz am Fuße des böhmiſchen Mittelgebirges, das nördlich nach Meiſſen fortſtreichend, ſich öſtlich an das Rieſengebirge, als das urſprüngliche Vaterland der Kuhlandler, anſchließt. Die Mundart unter dem eigentlichen Landbauer dieſer ganzen Gebirgskette, von dem ich den eingewanderten, größtentheils ſächſiſchen Gewerbsmann unterſcheide, iſt aber im Grunde die hieſige — ja ich werde hier an Idiotismen und Mährchen erinnert, die ich weit früher als Gellerts Fabeln gekannt habe. Ich zweifle daher keinen Augenblick, daß ich hier unter Stammverwandten lebe, die von ihren Urſitzen um die Quellen der Elbe nordweſtlich bis an die Grenzen von Meiſſen, und nordöſtlich bis an die Karpathen fortgezogen ſind, überall durch den Anbau rauher Gebirge die Luft des ſlaviſchen Binnenlandes gemildert, und durch Beyſpiel von Arbeitſamkeit, Genüge und Friedfertigkeit ſeine wohlhabenden Bewohner mit den benachbarten Deutſchen von Zeit zu Zeit verſöhnt haben. Ich kann mich hiebey des Einfalls nicht enthalten, den mein künftiger Lebensbeſchreiber haben könnte, von mir etwa ſo anzuheben: J. G. Meinert, von Abkunft ein Quade oder Hermundure, bekannt durch die Fee Gig u. ſ. w. Uns klingt das lächerlich; aber unſre Enkel, von den Wanderungen der deutſchen Völkerſtämme hoffentlich beſſer unterrichtet, als wir, werden dem gründlichen Manne Recht geben. Ich lenke wieder ein.

Der Hauptcharakter der hieſigen Mundart iſt, ſeiner Quelle nach, jene oberwähnte Treuherzigkeit, die mit glücklicher Keckheit aus den Wörtern herauswirft, was ſie nicht höchſt nothwendig bedürfen, um ſchickliche Mittel der Verſtändigung für ein Gebirgsvolk, d. h. für ein ſolches zu ſeyn, das durch die Töne ſeiner geſunden Bruſt die laute Natur gebrochener Felſen- und Waldgegenden zu überwinden ſucht, und ängſtliche Beſtimmung der Wortformen meidet, weil jeder die Einſicht und Redlichkeit, womit er verſteht und verſtanden ſeyn will, auch andern zutraut. Hieraus erklärt ſich, warum dieſe Mundart unter den Selbſtlauten die klangvollſten, und zwar in der aufſteigenden Linie a, o, u

vorzieht: dar hot ſu für der hat ſo; die minder
oſſnen häuft, meit ſ. mit; den Zuſammenſtoß harter
Mitlauter flieht: Obet ſ. Abends; Goite ſ. Gar-
ten; den Infinitiv Präſens mit dem Selbſtlauter ſchließt:
labe ſ. leben. Oft vorkommende oder minder wichtige
Wörter (ganze Lieder haben den Artikel nicht) in eine
Sylbe oder einen Buchſtaben, am liebſten in Vokale zu-
ſammenzieht: ſä't ſ. ſaget; glä's ſ. glaube es;
ka ſ. keiner; a ſ. einer, auch; 'n ſ. den; 's ſ. es.
Wie ſehr ſie durch alles dieß an Kürze und durch das
meiſte an Wohlklang gewinne, leuchtet von ſelbſt ein,
und es iſt darauf zu wetten, daß Kaiſer Julian, da
er die Sprache der Deutſchen ein Rabengekrächze nannte,
gewiß keine Quaden und Hermunduren reden gehört.
Nachſtehende Lieder werden jedem unpartheyiſchen Ohre
den Beweis liefern, daß in einer allgemeinen deut-
ſchen Sprachlehre das Hauptſtück von dem Wohlklange
eben ſo ſinnreich ausfallen dürfte, als in der Griechi-
ſchen.

Was meine Gloſſen betrifft, ſo habe ich darin nebſ
den Idiotismen nur die auffallendſten Abweichungen
von der hochdeutſchen Mundart erklärt, in der Voraus
ſetzung, daß ſelbſt für Leſer, die ihre Mutterſprach
bloß aus Büchern neuerer Zeit kennen, der Sinn de
übrigen theils aus dem Zuſammenhange, theils durc
den oben angegebenen Schlüſſel klar werden dürfte, un
daß der Raum in den Blättern Ihres Muſeums zu b
ſchränkt iſt, um ihn durch das Ueberflüßige auszufülle
Vielleicht gehörte ſogar ſchon Manches darunter, w

ich Ihnen von der Fee Gig und von mir obendrein, in der Abſicht geſagt habe, Sie für die gute Meinung, die Ihre Aeußerung von meinen Beyträgen zu einem öſterreichiſchen Idiotikon bey Vaterlandsfreunden erregt haben muß, aus der Verantwortung zu ziehen.

Troſt.

Ich hor mer loſſe geige
Zum Hönderthürle raus;
Ich gung dan Waeg ahönder;
Schon Liev! wos fur dei Haus.

Vum Obed bis zum Morgen
Schon Liev! wor ich bey dir;
Un wos dar Sunntich ohbricht,
Su ſchaed' ich erſt vu dir.

»Mei Schotz, wenn kummſt du wieder,
Haezollerliebſter mein!«
Ey, wenn's wird ſchneye Ruſen
Un rae'n dan kuhle Wein.

»Es ſchneiet kaene Ruſen,
Es raent ka'n kuhlen Wein;
Du kummſt ſchu ni meh wieder
Haezollerliebſter mein!«

Wenn ich glai wieder quäme
  Mei Schotz! wos hölf dich dos,
Un dich ni lieben thäte?
  Dein Aeuglein würde noß.

Anmerkung.

Loſſe zeige. Eine Hauptunterhaltung für Männer iſt hier unter Vortritt einer Geige oder Flöte, das Trinkglas in der Hand, durch das Dorf zu ziehen.

Alexander vor dem Paradieſe.

Die Quelle nachſtehender Erzählung iſt ein altdeutſches Rittergedicht von **Alexander** dem **Großen**, das ich aus einer vornhinein verſtümmelten Handſchrift des XV. Jahrhunderts kenne, und für daſſelbe halte, das in der Handſchrift der von **Birkenſtock'ſchen Bibliothek**, **Wien** 1810, dem Euſebius zugeſchrieben wird; denn in einer Nachſchrift berichtet der Verfaſſer, daß er auch aus vſente (Sankt) **Euſebius** Cronicaa geſchöpft habe, und durch Schuld eines Abſchreibers mag ſich dieſer Nahme auf den Titel verirrt haben. Mit freudigem Erſtaunen entdeckte ich dieß geiſtvolle Bruchſtück eines unſerer älteren romantiſchen Gedichte in dem Munde des hieſigen Volkes, unter dem es ſich vermuthlich noch aus Zeiten, wo die deutſche Harfe auf unſern Burgen ertönte, und zwar im Weſentlichen unverändert erhalten hat. Um dieſes Umſtandes willen glaubte ich, auch was die äußere Form der Bearbeitung betrifft, mich lieber an die Urſchrift des Dichters, als an die Ueberlieferung der Landleute anſchließen, und von jener nicht bloß den Vorzug des Reimes, ſondern auch, ſo viel möglich, Worte und Wendungen beybehalten zu müſſen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich mich hiebey des Rechtes ſolcher Veränderungen nicht begeben, die nach meinem Gefühle nothwendig waren, um das aus dem erläuternden Zuſammenhange herausgeriſſene Bruchſtück zu einem für ſich beſtehenden, und ich wünſche, gefälligem kleinen Ganzen auszubilden.

Erſtritten hatte Philipps Sohn
Mit tapferm Arm der Perſer Thron
Und herrſchte Geſetz in hundert Zungen.
Doch ihm nicht g'nügt, was er bezwungen,
Er ſucht der Erde letzten Rand
Mit ſeinen Rittern auf, da fand
Ein Waſſer er, das Phyſon hieß
Es ſtrömt herab vom Paradies,
Und führet Gold mit Edelgeſteinen,
Die durch die Silberfluthen ſcheinen.
Der Kaiſer zieht hinauf das Land,
Des Stromes Quelle zugewandt,
Die, nun der dritte Tag ſich neigt
Ihm gäh in eine Schlucht entfleucht.
Und, o des Wunders! vor ihm ſtund
Ein Mauerwall auf Felſengrund,
Aus einem Felſenblock erbaut

Der hoch aus Wolken niederſchaut.
Die Ritter weichen oder nahen
Der Höhe ſie kein Ende ſahen.
Sie ſehn zu Thal, ſie ſehn bergauf;
Kein Ende nimmt der Steinwand Lauf.
Der Kaiſer denkt in ſeinem Muth:
Solch Bollwerk nenn' ich wahrlich gut!
Und brennt, die Wahrheit zu ergründen,
Was jenſeits dieſes Walls zu finden.
So rückt er fort mit ſeinem Heer,
Die Ritter bangen mehr und mehr;
Denn öd' iſt ringsum die Natur,
Von Menſchentritten keine Spur.
Umdämmernd ſchon der Abend naht
Da läuft vor ihnen, breit, ein Pfad
Hin an der Mauer ehrnem Thor,
Ein Engel ſaß darob empor,
In Lichtglanz ſchimmernd ſein Gewand,
Ein flammend Schwert in ſeiner Hand.
Kaum Alexander ihn erblickt,
Spricht er zu ihm, in Staub gebückt:
Herr! ſage mir, biſt du ein Gott,
Und wie du heißeſt? ohne Spott.
Der Engel hatte deß kein Hehl,
Er ſprach: ich heiße Gabriel.
Und bin kein Gott, bin Bothe nur
Des Herrn der Herren, der Natur;
Der Gott von Erd und Himmel iſt,
Dem dien' ich, Knecht, zu aller Friſt.

Doch was, Verwegner, willſt du hier?
Zeuch ſchnell zurück, das rath ich dir;
Du ſteheſt vor dem Paradies,
Das Gott dem Menſchen blühen hieß.
Hier wohnen die Erwählten ſein,
Kein Sterblicher dringt jemahls ein;
Und hätteſt du zehntauſend Heere
Ich tödte ſie all' ohne Wehre.
Doch nimm zum Zeichen, daß du hier,
Wo niemand, ſtandeſt, dieß von mir.
Ein Steinchen aus der Mauer brach
Der Engel, gab es ihm und ſprach:
Nun merke recht, was ich dir ſage!
Dieß Steinchen leg' auf eine Wage,
Und auf die Gegenſchale Laſt,
So viel du nur auf Erden haſt.
Sie hebt den Stein nicht um ein Haar;
So wenig als, wer lebend war
Vom erſten bis auf dieſen Tag
Sich dir an Thaten gleichen mag.
Sofort bricht Alexander auf
Und zieht zurück des Stromes Lauf
Verfolgend; endlich macht er Stand,
Das Steinchen glänzt in ſeiner Hand,
Er heißet eine Wage bringen,
Und hängen auf die Eiſenringen,
An Eichen, die kühn anzuſehn
Gleich Felſen ſich genüber ſtehn.
Das Steinchen liegt in einer Schale,

Die andre wird mit Waffenſtahle
Gethürmet und mit Steineslaſt
So viel ſie deren trägt und faßt;
Doch, wie gewichtlos hoch ſie ſchwebet
Das Steinchen zu der Erde ſtrebet.
Ein alter Meiſter deß gewahrt,
Nicht länger ſeiner Weisheit ſpart,
Und nimmt der Erde voll die Hand,
Und deckt damit den Stein; da ſchwand,
Was ihn bisher zu Boden zog,
Wie Spreu er in die Lüfte flog.
Der Kaiſer ſchwer betroffen ſchweigt,
Der Meiſter Wunders mehr ihm zeigt.
Ein Faß voll Erde groß und ſchwer,
Das ſtürzt er über's Steinchen her,
Und ſtatt der Laſt von Stein und Stahl
Befrachtet er die Gegenſchale
Mit einem leichten Federflaum.
Das Federlein, zu merken kaum —
Im Nu das Zünglein zu ſich bog,
Und Stein und Erde niederwog.
Als Alexander dieß erſah,
Dem alten Meiſter ließ er da
Des Wunders Deutung nicht verſchweigen;
Und alſo ſpricht vor allen Zeugen
Mit ernſtem Blick der weiſe Mann:
Der Stein, den nichts erwägen kann,
Weil ihn der Sonne Strahl erhellt
Und den empor die Feder ſchnellt

Sobald ich ihn mit Staub bedecke —
Bedeutet dich, du ſtolzer Recke!
So lang du lebſt, mag dir an Kraft
Und an des Sinnes Meiſterſchaft
Der Lebenden nicht Einer gleichen;
Er muß dich fürchten, muß dir weichen,
Wer wäre nicht gen dich zu ſchwach!
Doch wird die Erde nur dein Dach —
Dahin iſt deines Leibes Kraft,
Und deines Sinnes Meiſterſchaft;
Dahin iſt Reichthum, Liſt, Geſtalt,
Und Macht und Herrſchaft mannichfalt;
Das Männlichſte, das du gethan
Vergeſſen wird's, wie Traumeswahn.
Du liegeſt dort, ein Reſtchen Staub,
Der Menſchen Grau'n, der Würmer Raub,
Daß dann der mind'ſte beſſer iſt,
Der nach dir lebet, dann du biſt.
Um ſolchen Preis, o Kaiſer groß!
Dir Menſchenblut in Strömen floß.
Hier ſchwieg der Meiſter und ging fort,
Der Kaiſer denkt: Ein wahres Wort,
Sein Schwert er ſchleudert in die Fluth,
Vergoß fortan kein Menſchenblut.

Das Mädchen und die Haſelſtaude.

Es wullt' a Maedle zu Tanze gih'n
Sie putzt ſich wonderſchün;
Do bleit ſe af a Waile ſtih'n
Bey aener Heſel grün.

Un: Grüß dich Gott, Frau Heſelin?
Vu' wos biſt du ſo grün?
Un: Grüß dich Gott, feins Maedelin,
Vu wos biſt du ſo ſchün? —

»Vu was ich a ſo ſchüne bin,
Das kor ich dir wuhl ſo'n;
Ich aſſe Weißbrud, trinke Wein
Vu dam bin ich ſo ſchün.« —

»Vu was ich a ſo grüne bin
Das kor' ich dir wuhl ſo'n;
Auf mich ſu fällt dar kühle Thau,
Vu dam bin ich ſo grün.

Un welches Mädl' ihr' Ehr' will ho'n,
Die muß darhaeme blei'n,
Un muß nicht ai das Schankhaus gih'n
Mit ihrem ſtolzen Leib.« —

»Schweig ſtill, ſchweig ſtill, Frau Hoſelin!
Un rid a ni ſu ſehr;
Her wölte zu me'n Buhlen gih'n,
Dez war ich ümmekehr'n.« —

»Un kehr' du ümme, wie du wilt,
Ar hat vu dir a Pfand,
Du hoſt din Rothgoldfingerlin
Gelä't ai ſeine Hand.

Un kehr' du ümme, wie du willt,
Ar hat dich ſchu beraubt,
Du haſt dein' grünen Rautenkranz
Geſchlongen üm ſein Haupt.« —

»Schweig ſtill, ſchweig ſtill, Frau Hoſelin!
Un rid ock ni ſu dumm,
Ich hor darhaem zwu Brüder ſtulz
Die hauen dich bald um!« —

»Hau'n ſie mich glai zum Winter um,
Ai'm Summer grün ich neu;
Un welches Maedl ihr' Ehr' verlos
Die find't ſie nimmermei;

Un wenn die Lend ihr Laeb verleußt
Do traarn elle Aeſte,
Ade, Ade feins Maedelein!
Din Kränzlein hielt ni feſte.« —

Die Nonne.

»Ins Kloſter will ich gehen,
Braut Gottes will ich ſeyn;
Die Treue hat gebrochen
Mir der Herzliebſte mein.« —

Wird dir das Herz nicht brechen,
Kommt er geritten doch? —
»Das Herz wird mir nicht brechen,
Kommt er geritten noch.« —

Er kam, er kam geritten,
Er flog zum Gotteshaus;
Er ruft mit ſüßen Bitten
Zum Pförtchen ſie heraus.

Ihr Haar bedeckt der Schleyer
Ihr Kranz iſt eingeweiht,
Ihr Auge ſprüht ein Feuer,
Das aufzulodern ſcheut.

Was trägt ſie in den Händen?
Im goldnen Becher Wein.
Dem Liebſten will ſie ſpenden
Vom allerbeſten Wein.

Er faßt die goldne Schale,
Blickt ihr ins Angeſicht;
Er trinkt zum letztenmale,
Sein Herz und ihres bricht.

Briefe,

von

Wieland; Ramler, Leſſing u. a.

Von den Jahren 1770 — 1786.

XIII.

Hochwohlgebohrner Freyherr!

Hochzuehrender Herr Geheime Staatsrath!

Für Euer Hochwohlgebohren vortreffliche theatraliſche Werke ſage ich Denenſelben meinen allerverbindlichſten Dank. Das erſte Stück, welches ich in einer Geſellſchaft guter Freunde aufſchlug, war Ihre Klementine. Ich las ſie ſogleich zur Probe allen vor, und wir alle empfahlen ſie der Kochiſchen Schauſpielergeſellſchaft. Wir werden aber auf die Aufführung dieſes rührenden, lehrreichen und handlungsvollen Stückes noch einige Zeit warten müſſen, weil Koch jetzt wieder nach Leipzig zurückgeht. Die aus dem Franzöſiſchen genommenen und ſo ſehr verſchönerten Stücke können allen deutſchen Ueberſetzern eine heilſame Lehre geben. Ich beſaß die bisherigen Ueberſetzungen zweyer Schauſpiele, und ſchaffte ſie ſogleich fort, als ich nur ein Blatt in der Ihrigen geleſen hatte. Ich habe zugleich ſehr wohl bemerkt, daß Sie Ihre Arbeiten bey jeder neuen Ausgabe zu verſchönern gewohnt ſind. Dieß iſt ſehr nach meinem Geſchmacke, und nach dem Geſchmacke des vortrefflichen Ebert. Einige unſerer Dichter verändern ihre Sachen zwar, aber ſie verbeſſern ſie nicht.

Beykommende in Einen Band zuſammengefaßte lyriſche Kleinigkeiten bitte ich Ew. Hochwohlgebohren gütigſt von mir anzunehmen. Vielleicht hätte ich ſie beſſer gemacht, wenn mein Lieblingsheld mich dadurch einigermaßen ermuntert hätte, daß er ſie leſen könnte. Ihm, der den Horaz von Sanadon und Batteux vielleicht auswendig weiß, wird die Poeſie der neuern Deutſchen wirklich zu ſchwer. Es iſt ihm auch gar nicht übel zu nehmen. Als er zu leſen anfing, hatte Deutſchland ſehr ſchlechte Lieblingsdichter: er wählte ſich alſo ganz natürlich die weit beſſern franzöſiſchen. Und nun er alt iſt, kann er nicht wieder anfangen, die deutſche Dichterſprache in ihrem ganzen Umfange zu ſtudiren. Ehe ſich alſo ein Franzoſe meines Werkchens annimmt, und es in einer wohlklingenden Proſa umſchreibt, werde ich nicht einmahl verſuchen, es ihm vor Augen zu bringen. Die deutſche Sprache, die mit Konſonanten beladen iſt, beleidigt ohnedieß ein Ohr, das ſich von Jugend auf an den Wohlklang einer fremden Sprache gewöhnt hat. Ihr großer Kaiſer liebt und kennt, wie ich höre, die Sprache des deutſchen Vaterlandes: allein er hat bereits ſeinen deutſchen Barden. Ein kleines Probelied an Ihn habe ich einmahl gewagt: aber es war nur ein Probelied, wozu mich der eifrige Wunſch begeiſterte, daß mein König mit einem ſo vortrefflichen Kaiſer einen beſtändigen Frieden unterhalten möchte; und Er nicht allein mit ihm, ſondern auch mit ſeinem menſchenfreundlichen Nachfolger. Ich weiß, daß Sie ſelbſt, als ein wahrer Patriot und Freund der friedlichen Wiſſenſchaften, einen gleichen

Wunſch thun werden. Ich empfehle mich Dero Wohlgewogenheit und Freundſchaft, und bin mit der vollkommenſten Verehrung

Ew. Hochwohlgebohren

Meines hochzuehrenden Hrn. Geh. Staatsraths

Berlin, den 16. November 1773.

ganz gehorſamſter Diener,

K. W. Ramler.

XIV.

Berlin, den 16. April 1774.

Sie wollen es ſo haben, mein theureſter Herr Staatsrath, daß ich im römiſchen Styl an Sie ſchreiben ſoll: ich thue es alſo, und dieſes um ſo viel lieber, weil er mir der geläufigſte iſt. Er ſchließt aber zugleich das Vorrecht in ſich, daß ich mich Ihren Freund nennen muß. Ich bin es bereits von ganzem Herzen, und ich verſpreche Ihnen heilig, daß ich künftig den Freund in Ihnen eben ſo ſehr lieben werde, als ich bisher den Dichter geehret habe.

Ich bin Ihnen noch meinen großen Dank für den dritten Theil Ihres Theaters ſchuldig. Auch die Compoſition der Chöre habe ich richtig erhalten. Da unſer Koch zwey Schauſpieler mit ihren Frauen aus Prag bekommen hat, wo Thamos ſchon aufgeführt worden iſt: ſo wird man deſto leichter mit dieſem Meiſterſtücke der Gebleriſchen Muſe zu Stande kommen. Bisher hat der alte Koch die Koſten dieſes Stückes geſcheut, weil er durch den vorigen Sommer zu weit zurückgekommen war. Jetzt haben ihn einige Operetten wieder aus den Schulden geriſſen, beſonders aber der Götz von Berlichingen. Den großen Eindruck, den Thamos, auch ohne Muſik und Kleiderprunk, macht, habe ich erfahren, als ich ihn in einer vermiſchten Geſellſchaft vorlas. Die theatraliſchen Dichter haben auch in dieſem Stücke große Vorzüge vor uns übrigen, daß ſie eine Menge ihrer Mitbürger auf einmahl erbauen können. Hätte ich das Glück gehabt, Sie in Berlin kennen zu lernen und meinen Freund zu nennen, als wir beyde noch jung waren, ſo hätte ich mich gewiß von Ihnen zum Theater anfeuern laſſen. Sie werden aus dem beygelegten Vorſpiele ſehen, daß ich wenigſtens am Rande der Bühne herumſchleiche, wenn ich gleich nicht ganz hinauf komme. Sollte dieſes Sylbenmaß, theils mit einem willkührlichen, theils mit einem Abſchnitt nach der fünften Sylbe, nicht für unſre Tragödie das beſte ſeyn? Wenn ich einen Stoff gewählt, und einen geſcheuten Plan gemacht hätte: ſo wollte ich es einmahl ſelbſt verſuchen. Ich würde mir vielleicht einen einheimiſchen Stoff wählen: weil ich geſehen habe, daß er unſre Landsleute, die gelehrten und die ungelehrten, vorzüglich reizt. Allein jetzt erſt anzufangen verbiethet mir mein bald beſchloſſenes zehntes Luſtrum. Iſt Ihr Bildniß in dem Wieneriſchen Theateralmanach Ihnen gleich? Da ich Sie nicht ſelbſt umarmen kann, ſo will ich mich doch an Ihrem Schatten ergötzen.

Ich bin mit der aufrichtigſten Bewunderung und dem wärmeſten Herzen,

Dero

getreueſter Freund und gehorſamſter Diener,

Ramler.

XV.

XV.

Berlin, den 19. September 1774.

Ew. Hochwohlgebohren empfangen hier durch meinen Verleger Reich zweyhundert und ſechzig Lieder unſrer lyriſchen Dichter, die ich ſo oft abgeſchrieben habe, daß ſich endlich, wie bey den alten Autoren, Leſearten eingeſchlichen haben, die dem Abſchreiber zugehören. Ein Glück, daß die beſten dieſer Dichter meine Freunde ſind, und es alſo nicht übel genommen haben. Ich bitte, nehmen Sie, mein theuerſter Herr Staatsrath, dieſes Zeichen meiner Hochachtung gütig von demjenigen, dem Sie erlaubt haben ſich Ihren Freund zu nennen.

K. W. Ramler.

XVI.

Berlin, den 14. März 1775.

Durch keinen angenehmern Bothen könnte Ihnen dieſer Brief zugeſchickt werden, als durch unſern vortrefflichen theatraliſchen Dichter Leſſing, der ihn ſelbſt überbringen will. Dieſer wird Ihnen gewiß lieber ſeyn, als es der Schreiber ſelbſt ſeyn könnte. Ich habe ihn vierzehn Tage hier in Berlin genoßen, und wünſche, daß Sie ihn wenigſtens noch einmahl ſo lange genießen mögen. Für Dero angenehmes Geſchenk, die neue Ausgabe der Klementine, ſage ich Ihnen meinen verbindlichſten Dank. Sie ſind ein Mann nach meinem Herzen; Sie ändern ſo lange Sie leben, und ändern allezeit gut: eine Sache, die ich nicht von allen Dichtern ſagen kann. Sie werden ſelbſt mehr als Einen kennen, der ſich verſchlechtert hat, indem er ſich verbeſſern wollte. Werden Sie dieß auch von meiner lyriſchen Blumenleſe ſagen? Ich will hoffen, daß ſolche Herr Reich Ihnen von Leipzig aus zugeſandt haben wird. Ich hatte ihm, wo ich nicht irre, zugleich ein kleines Briefchen zugeſchickt, welches er beylegen ſollte. Dem Herrn Bibliothekar Denis (denn Pater werde ich ihn doch nicht mehr nennen dürfen?) bitte ich meine Empfehlung zu machen. Mich ſelbſt empfehle ich Ihrer fernern Wohlgewogenheit und Freundſchaft, und bin mit der aufrichtigſten Hochachtung,

Eu. Hochwohlgebohren

ganz gehorſamſter Diener und getreueſter Freund im Apoll,

Ramler.

XVII.

Berlin, den 14. November 1775.

Tauſendfachen Dank, mein theureſter Herr Staatsrath, für Ihre beyden allerliebſten Briefe, und für das mir ſo ſchätzbare Geſchenk Ihrer verbeſſerten Schauſpiele. Jetzt beſitze ich alſo von Ihrer Gütigkeit aufs neue: den Miniſter, die Klementine, den Thamos, die Adelheid, das Prädikat, das Lottoglück und die Thereſen. Durch Vorleſung aller dieſer Stücke habe ich bereits meinen Freunden, und ihren Frauen, Töchtern und Schweſtern viel Vergnügen gemacht. Nun aber ſollen ſie auch alle nach und nach auf unſer Theater kommen. Thamos wird den 24. Januar zum Geburtstage meines Königs gegeben werden, wie mir der jetzige Rex theatri verſprochen hat. Den Miniſter und die Klementine hat dieſer ſchon (freylich nach der vorigen Ausgabe) ſpielen laſſen, und der vortreffliche alte Koch hat die Verſöhnung aufführen laſſen, worin Mad. Stark eine würdige Mutterrolle ſpielte. Jetzt ſollen, wenn es nach meinem Willen geht, alle oben genannten Stücke, nach den neueſten Ausgaben, auf unſre Bühne kommen. Ihre kleinen Nachſpiele ergötzen die Zuhörer ſchon ſo ſehr bey dem bloßen Vorleſen: wie groß wird nicht das Vergnügen auf der Bühne ſeyn? Die Rollen habe ich bisher ausgetheilt, nach meinem beſten Wiſſen und Gewiſſen.

Ich wollte gern, daß wir in jeder Dichtungsart den Ausländern recht viel entgegen zu ſtellen hätten. Da Eu. Hochwohlgebohren eine ſo vortreffliche Gabe zu feilen haben, ſo wünſchte ich wohl, daß Ihr Genius Ihnen einmahl (wenn Sie nichts eigenes zu machen Luſt haben!) den Gedanken eingäbe, den mir der meinige bey unſern Liederdichtern eingegeben hat, nehmlich die Schauſpiele der Deutſchen, die der Verſchönerung fähig ſind, auszubeſſern; heimlich, das verſteht ſich, damit die Wespen die gütige Biene nicht ſtechen. Sie könnten dieſe Stücke nachmahls einem verſchwiegenen Freunde zur weitern Beförderung anvertrauen. Mich dünkt, es ſind viele Stücke vorhanden, die Ihres Meißels und Ihrer Feile werth wären. Ich ſelbſt habe mich mit dieſer Arbeit einmahl beſchäftigt; und bald werden Sie Weißens Krispus (unter der Roſe!) nach meiner zweyten Bearbeitung erſcheinen ſehen. Ich habe auf dieſes Trauerſpiel, durch mehr als Einen Zufall, mehr Zeit verwandt, als man auf fremde Arbeiten zu wenden pflegt. Es ſollte von meinen Zuhörern (unſern künftigen Generalfeldmarſchällen) geſpielt werden; und indem ich dieſe unterwies, wie ſie deklamiren ſollten, mußte ich einen Vers nach dem andern ausſtoßen und ergänzen. Auch unſers Weiße Romeo wird bald mit allen meinen curis poſterioribus erſcheinen. Meine anteriores bedeuteten nicht viel; und auch jetzt beſtehen die Aenderungen mehr im Wegnehmen als im Zuſetzen. Auch an zwey von ſeinen komiſchen Opern, die Jagd und den Aerntekranz, hatte ich eine ſanfte Hand gelegt: denn ich befeilte weiter nichts, als einige Arien, weil ich dem Komponiſten die gehabte Arbeit nicht verderben wollte. Jetzt muß ich dieſe Arbeiten aufgeben. Wer ſelbſt nichts anders als kleine Lieder zu überſehen ſich angewöhnt hat, dem wird es zu ſauer, einen ſo weitläuftigen Plan, wie ein Drama iſt, im Kopfe herumzuwälzen. Für Sie wäre dieſes vielleicht ein Spiel. — Mit mir wäre es die höchſte Zeit, es wieder nach zwey Jahren zu verſuchen, ob ich wohl noch eine Ode zu Stande bringen kann. Wenigſtens muß ich die halbbebrüteten doch endlich ausbrüten — wenn ſie nicht ſchon zu kalt geworden ſind. Wem ſchenkte ich aber lieber mein beſtes Lied, als meinem theureſten Gebler!

Was ſagen Sie zu der Art, wie man den wilden Genius Shakeſpear jetzt auf dem Theater nachahmt? Man ahmt ſichtbarlich nach, und will doch Originalgeiſt heißen. Die Scenen werden ſo oft verändert, daß die handelnden Perſonen nicht Raum genug für ihre Leidenſchaften behalten, und uns folglich nicht genug für ſich einnehmen können. Manches Stück, ſo vorzüglich es in einzelnen Theilen iſt, kömmt uns auf dem Theater wirklich wie ein Guckkaſten vor, ſo ſchnell wird die Scene weggeſchoben, und eine andre hingeſetzt. Treiben wir Deutſchen nicht alles zu weit, was wir unternehmen? Jeder will z. E. jetzt ſo ſcherzen, wie Sterne; ehemals wollte jeder klagen, wie Young. Aber Herr Eskelez wird kommen, dieſen Brief abzuholen. Ich hatte noch viel von unſerm Leſſing zu reden. Man ſagt er habe die Ehre gehabt (doch ohne Hut und Degen) ſeiner päbſtlichen Heiligkeit aufzuwarten. Werden die Wiener ihn etwan bey ſeiner Rückkunft bey ſich zu behalten ſuchen? Man glaubt hier, Ihr Kaiſer würde ihn und ſeines Gleichen nach Wien zu ziehen und ein goldenes Weltalter zu ſtiften ſuchen: ein Gedanke, der ſich auch mit den Finanzen ſehr wohl verträgt. Wo würden die Fremden lieber ihr Geld verzehren, als an einem Orte, wo ein Zuſammenfluß von allem Guten aus ganz Deutſchland wäre? Welch ein rührender Zug von Ihrem vortrefflichen Monarchen! der ſich die Contribution der untern Klaſſen ſeiner Unterthanen ſchenken läßt, um ſie auf immer zu erlaſſen! Tauſend Freudenthränen der Dürftigen — welch ein Opfer! O! kömmt jetzt nicht der lyriſche Geiſt über mich, ſo kömmt er nie! Doch Freund Denis, den ich umarme, wird jetzt ſchon ſingen, und ich würde doch zu ſpät kommen. Ihn erwärmt die nähere Sonne. — Ich umarme Eu. Hochwohlgebohren mit der Wärme Ihres aufrichtigen Freundes und mit der Hochachtung Ihres eifrigſten Bewunderers und bin ewig

Ihr

getreueſter

Ramler.

P. S. Herr Engel aus Leipzig iſt zum Profeſſor beym Joachimsthaliſchen Gymnaſio berufen, und hat den Beruf angenommen. Ich erwarte ihn in dieſem Monathe.

XVIII.

Berlin, den 13. Februar 1777.

Es iſt ſchon zu lange, daß ich Ihnen kein Zeichen von meinem Daſeyn gegeben habe. Ich wollte ſo lange warten, bis ich Ihnen etwas Gedrucktes überreichen könnte; aber ich werde durch fremde Arbeiten daran gehindert. Eben jetzt lege ich unſers lieben Weiße Aerntekranz aus der Hand, der, nebſt ſeinen übrigen komiſchen Opern, wieder aufgelegt wird. Dieſes einzige Stück habe ich, wie ſchon ehemals, mit der Feder in der Hand durchgeleſen, für die übrigen wird er wohl ſelber geſorgt haben. — Von Ihrem Wieneriſchen Theater erwarte ich eine Verbeſſerung der Litteratur für unſre ganze Nation. Der Acteur Müller, der durch Berlin reiſte, hat mir etwas von den guten Anſtalten Ihres patriotiſchen Kaiſers entdeckt. Da man Preiſe für die beſten Stücke geben will, werden freylich viel ſchlechte und mittelmäßige einlaufen: aber genug für uns, wenn der zehnte Theil etwas taugt. Der hieſige Döbbelin hat ſich durch Herrn Müllers Präſentirt das Gewehr ein wenig bereichert. Dieſes kleine Stück ſpielen die Acteurs vorzüglich gut, weil es einen Mitbruder zum Verfaſſer hat. Eben dieſe Mühe geben ſie ſich auch bey den Stücken der Herren Stephanie und Brandes, und noch jetzt mit der Subordination des Herrn Möller. Dieſes Stück gab Döbbelin zum königlichen Geburtstage, nebſt einem Vorſpiel von einem hieſigen Officier. Dem Volk von allen Ständen gefiel beydes ſo ſehr, daß es ſiebenmahl hintereinander bey dem gröſten Zulauf aufgeführt ward. Ich hatte den Döbbelin gebeten, mit einiger Pracht den Thamos aufzuführen; aber Möller war ehemahls unter ſeiner Truppe geweſen, und das entſchied. — Kennen Sie die franzöſiſche Ueberſetzung, die Herr Cacault, welcher einige Zeit zu Wien geweſen iſt, von meinen lyriſchen Gedichten gemacht hat? Ich ſchickte ſie den 30. October vorigen Jahrs an meinen König, dem ich noch nie eine deutſche Ode zugeſchickt hatte. Er antwortete darauf vom 1. November, daß er ſich freute, in ſeinen Landen einen Poeten zu haben, gegen deſſen Lieder die franzöſiſche Nation ſelbſt ihr Vorurtheil abgelegt, und ſie in ihre Sprache überſetzt hätte, dankte für das ihm zugefertigte Exemplar und verſicherte mich ſeiner königlichen Huld. — Ich wünſchte, daß er dieſe gute Geſinnung in ſeinem dreyßigſten Jahre gehabt hätte, und ich ſelbſt eben ſo alt wäre. Ob er gleich damahls, als ich meinen deutſchen Brief an ihn ſchrieb, noch krank war, ſo hörte ich doch, daß er ſich ſechs Stücke aus der Ueberſetzung habe vorleſen laſſen. Was weiter geſchehen iſt, weiß ich nicht, und bin zu nachläßig geweſen, mich bey meinen Potsdamiſchen Correſpondenten darnach zu erkundigen. Als er dieſen Januar einige Zeit in Berlin war, beſuchte er keine einzige Oper, doch ward in ſeiner Kammer Muſik aufgeführt. Wenn er doch das für's Deutſche Theater thun wollte, was er für die Italieniſche Oper gethan hat! dann würde der gute Geſchmack bey ſeinem Volke allgemein werden. Durch das Theater kann das gezwungen werden, durch Oden nimmermehr. Durch ſingbare Lieder geht es eher an. Eben deswegen arbeite ich auch noch an dem zweyten Theil der lyriſchen Blumenleſe, wozu ich die beſten aus den Liedern der Deutſchen, wohl durchcorrigirt, wieder mitnehmen werde.

Dieſen Brief bringt Ihnen Herr Steidel, den der redliche Abbé Blare ſo gern glücklich verſorgt zu ſehen wünſcht. Wenn Sie mich wieder mit Ihrer Zuſchrift beehren, ſo wünſchte ich zu erfahren, was man für die Theaterdichter thun will, die gute Stücke liefern. Vielleicht läßt ſich unſer Engel zur Arbeit ermuntern.

Ich empfehle mich Dero Freundſchaft und Wohlgewogenheit und bin mit der vollkommenſten Liebe und Hochachtung,

Ew. Hochwohlgebohren

aufrichtigſter Freund und gehorſamſter Diener,
Ramler.

XIX.

Berlin, den 18. December 1779.

Sie ſchreiben ſehr wahr, daß unſre jungen Dichter aus Liebe zur Neuheit und aus Originalſucht die Sprache, den Wohlſtand und die guten Sitten verderben. Unſre ſogenannten Genies ſind ſo nachahmungsſüchtig, daß wenn ein anderer nur Einmahl ein altdeutſches oder auch ein neu gemachtes Wort zur rechten Zeit anbringt, ſie ſogleich in ihrem nächſten Gedicht zwanzig dergleichen Wörter anbringen. Hat ein anderer einmahl oder zweymahl ein Katulliſches tändelndes Diminutiv gebraucht, ſogleich geben ſie uns eine ſolche Tändeley in jeder Zeile zu leſen. Neulich las ich eine Ueberſetzung von vier Mährchen des Hamilton, die ſo vollgepfropft voll altfränkiſcher Wörter war, daß man ohne das beygefügte Gloſſarium nicht drey Zeilen hätte verſtehen können. Wenn das Buch nicht gar zu ſtark geweſen wäre, ſo hätte ich es für eine Auspfeifung unſrer neumodiſchen Dichter gehalten, die ſich ſo ſehr in den altdeutſchen Schimmel verliebt haben; doch acht Tage ununterbrochen fortzupfeifen iſt wohl keines Mannes Sache, der ſeine Zeit beſſer zu gebrauchen weiß.

Ueber die Nachricht von Ihrem Nationaltheater und über den Beyfall, den Brockmann erhält, freue ich mich ungemein. Ich hatte mir einmahl vorgenommen, um doch ein ganzer lyriſcher Poet zu ſeyn, eine deutſche Oper zu machen; allein ich fühle mich zu einer ſo langen und mir ſo neuen Arbeit zu ſchwach. Eben bin ich von einer Krankheit geneſen, die mich fünf Wochen im

Zimmer zu bleiben genöthigt hat, und ich ſcheue mich vor einem Rückfall. Was ich mit Bequemlichkeit thun kann, iſt, daß ich beſſere, was ich ſelbſt zu eilfertig gemacht habe. Einen gleichen Liebesdienſt habe ich auch unſerm Wernike erzeigen wollen, deſſen harte Sprache Schuld iſt, daß er nicht mehr geleſen wird. Ich finde ihn faſt in keiner Bücherſammlung unſrer Liebhaber und unſrer jungen Dichter, ungeachtet er 1749 zu Zürich wieder aufgelegt worden iſt, nachdem er ſeit 1704 ganz in Vergeſſenheit gerathen war. Auf Oſtern werden Sie ihn nebſt den Sinngedichten vier älterer Dichter empfangen. Ich hätte in der Zeit dieſer Ausfeilung doch nicht eben ſo viel eigenes, und ſicherlich nichts beſſeres gemacht. Es iſt vielleicht mehr Vaterlandsliebe, daß ich unſre Landsleute nicht gern untergehen laſſen will, als wenn ich ſelbſt mehr ſchriebe.

Eine Ihnen wohl unerwartete Neuigkeit iſt dieſe, daß König Friedrich ſeinem Miniſter, der über die Schulen und Univerſitäten die Oberaufſicht hat, aufgetragen hat, eine gute deutſche Grammatik in unſern Schulen einzuführen. Der Miniſter, (Herr Baron v. Zedlitz, den Zachariä verewigt hat) welchem ich vor einiger Zeit etliche Abhandlungen über die deutſche Sprache zu leſen gab, wollte mich zu einer vollſtändigen Grammatik bereden; ich aber antwortete, daß mich eine ſolche Arbeit völlig austrocknen würde. Helfen aber wollte ich treulich. Ich nannte ihm als den tüchtigſten Mann dazu, den Verfaſſer des deutſchen Wörterbuchs, den Herrn Adelung in Leipzig. An dieſen hat der Miniſter auch geſchrieben, und er hat den Auftrag angenommen. Adelung begehrte die ihm verrathenen Beyträge. Ich habe ihm alles geſandt, was am meiſten ausgearbeitet war, und die noch zu rohen Aufſätze ihm nachzuſchicken verſprochen, ſobald ich ſie noch einmahl überarbeitet haben würde. Jeder deutſche Scribent hat einige Anmerkungen über die deutſche Sprache gemacht: ſie ſollten entweder in ein gelehrtes Tagebuch geſchickt, oder einem ſolchen Mann wie unſer Adelung iſt, zum Gebrauch überlaſſen werden. Er und Herr Junker in Paris ſind die beſten Grammatiker, die ich kenne. In Ihrer Nachbarſchaft muß auch einer leben, Nahmens Bol, deſſen Auszug aus der deutſchen Sprachkunſt mir allein bekannt geworden iſt. Das größere Werk iſt noch nicht bis Berlin gekommen.

Mein König hat eben dieſem Miniſter aufgegeben, gute deutſche Ueberſetzungen der Griechen und Römer zu veranſtalten. Der König kennt ſie faſt alle, aber freylich nur aus franzöſiſchen Ueberſetzungen. Eine gute deutſche Ueberſetzung wird jetzt weit leichter zu machen ſeyn, als ſie es vor dreyßig Jahren war. Wir haben in dieſer Zeit die meiſten ſchon überſetzt. Zeuge iſt Schummels Ueberſetzerbibliothek, ein kleines eilfertig geſchriebenes, aber doch brauchbares Buch, werin faſt alle Ueberſetzungen, alte und neue, zur Bequemlichkeit künftiger Ueberſetzer, angezeigt ſind. Ich wollte ehemahls ſelbſt den Anakreon überſetzen. Die vier erſten Oden hatte ich fertig, als ich die Luſt dazu verlor. Sie finden dieſe vier in der lyriſchen Blumenleſe, nebſt ſechzehn andern; wobey ich mir's bequemer gemacht, und ſolche bloß aus der ſchon vorhandenen ziemlich guten Ueberſetzung genommen und ein wenig gefeilt habe.

Noch wollte ich an unſern Freund Denis ſchreiben, und ihm zugleich für ſeine Oden auf Krieg und Frieden danken. Kommt mein Reiſender aber zu früh, (denn ich erwarte ihn mit jeder Minute) ſo bitte ich, ihm zu ſagen, daß mich ſein Lob Joſephs ſo eiferſüchtig gemacht habe, daß wenn ich nicht krank geworden wäre, ich ſeinen großmüthigen Feind auch würde beſungen haben.

Leben Sie wohl und fahren Sie fort mich zu lieben.

Ihr

getreueſter Freund und Diener,
Ramler.

XX.

Berlin, den 13. März 1781.

Hier haben Sie den zweyten vortrefflichen Schauſpieler, den ein Brief von mir begleitet. In Wien werden beyde am rechten Orte ſeyn, weil ſie dort gute Mitſpieler und Mitſpielerinnen finden. Madam Schröderin habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt zu hören, weil ſie hier keine Gaſtrolle geſpielt hat. Unſers Leſſing Verluſt iſt vermuthlich auch auf Ihrem Nationaltheater bedauert worden. Mich erinnert ſein Tod, daß ich eilen ſoll, fertig zu machen, was noch unvollendet iſt. Hier empfangen Sie zuerſt den Wernike. Ich bitte die Jahrzahl zu ändern, und 1781 zu leſen, damit ich mich nicht ſchämen darf, daß das Buch ſo ſpät kommt. Sie ſehen wenigſtens aus dieſer neuen Auflage, wie gern ich alles geltend machen möchte, was unſer Vaterland gutes beſitzt. Wollen Sie dieſe gedruckten Zeilen dieſes Mahl für einen langen Brief annehmen, ſo verſpreche ich, mich künftig zu beſſern. Ich bin mit unveränderlicher Hochachtung und Liebe

Dero

getreueſter Freund und gehorſamſter Diener,
Ramler.

XXI.

Hochwohlgebohrner Freyherr!
Hochgeehrteſter Herr Geheimer Etatsrath!

Verſchiedne nicht eben angenehme Geſchäfte, die mich nur zu oft von den Muſen und ihren Freunden entfernen, haben mich auch ſchon einigemahl unbarmherzig geſtöhrt, wenn ich mich mit Eu. Hochwohlgebohren zu unterhalten gedachte; aber heute ſchwöre ich bey meinem neuen Liebling — Ihrem vortrefflichen Thamos — daß mich nichts von dieſem Vergnügen abhalten ſoll! Nach dem geheimen Verſtändniß, welches die Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften, faſt wie die Freymaurer unter ſich erhalten, nehme auch ich den freundſchaftlichſten Antheil an dem Glück, das der dritte Theil Ihres Theaters unter Ihren Kunſtrichtern wie unter Ihren Freunden gemacht hat; ich hoffe, daß eine ſo gute Aufnahme Eu. Hochwohlgebohren bewegen ſoll, auch noch künftig Ihre Erholungsſtunden lieber einem dankbaren Publico zu gönnen, als der Langenweile oder dem Spiel; der Entſchluß, nicht mehr zu ſchreiben, wird bey Eu. Hochwohlgebohren immer zu frühzeitig ſeyn. Ueberlaſſen Sie ſolchen dem Freyherrn v. Petraſch oder einem andern ihm ähnlichen Autor!

Eu. Hochwohlgebohren erkundigen ſich in Dero ſchätzbaren Zuſchrift mit einer angenehmen Vertraulichkeit, wie mein Gewerb mit den Muſen ſteht? Ich halte es für eine Schuldigkeit, mit dem nähmlichen Vertrauen zu antworten: Ich habe bisher für den Scherz geſchrieben, wie etwan Watteau für die Freude gemahlt hat. Man ſchließt falſch, wenn man von ſeinen lachenden Schildereyen auf ein heiteres zufriedenes Gemüth ſchließt. Er kannte das Vergnügen in allen ſeinen Abwechſelungen, und beſaß die undankbare Kunſt, es für andere zu ſchildern, ohne daß Er ſelbſt, der unglückliche Mann, es empfinden konnte. Gott hat mir ein redliches warmes Herz und Liebe zu den Wiſſenſchaften gegeben, aber der Zufall hat mich an einen Ort verſchlagen, wo ein ſolches Herz kein Verdienſt iſt. Das Genie erkrankt, wo es keine Nahrung findet, und an einem Hof wie leider der hieſige iſt, verwelken die nützlichſten Talente. Ich habe längſt aus Ihren Schriften geſchloſſen, daß Sie ein edler Mann und ein mitleidiger Freund ſind, und ich klage Ihnen offenherzig mein Schickſal; überzeugt, daß Sie mich bedauern und mit meinen übrigen Freunden mich entſchuldigen werden, wenn ich meine Harfe an die Weiden hänge, bis ich etwan in beſſeren Verhältniſſen meine Zufriedenheit wiederfinde. In der Vorausſetzung, daß Eu. Hochwohlgebohren kein Theil der ſchönen Künſte fremd oder gleichgültig ſeyn kann, überreiche ich hierbey Eu. Hochwohlgebohren das neuſte Kupferblatt unſers berühmten Landsmanns des Hrn. Wille. Er hat mir ſolches zugeeignet, und da er mir zugleich einige Exemplare überſchickt hat, um ſolche unter meine Gönner und Freunde zu vertheilen, ſo wird es mir ſehr ſchmeichelhaft ſeyn, wenn Eu. Hochwohlgebohren es nach dieſer Anweiſung annehmen wollen. Ich verharre mit der vollkommenſten Hochachtung

Eu. Hochwohlgebohren

Coburg, den 22. September 1773.

ganz gehorſamſter Diener,
M. A. v. Thümmel.

XXII.

Amſterdam, den 1. December 1774.

Eu. Hochwohlgebohren können nicht glauben, wie dankbar ich für das gütige Andenken bin, von dem Sie mir öfter, als ich verdiene, ſo angenehme Proben geben. Meine jetzige Entfernung von Coburg iſt Urſache, daß ich die drey theatraliſchen Stücke noch nicht geſehen habe, mit denen mich Eu. Hochwohlgebohren beſchenken; ich werde ſie bey meiner Zurückkunft finden, und ſtatte Ihnen in voraus meinen verbindlichſten Dank ab; ich habe indeß doch hier Gelegenheit gehabt, Ihre Adelheid von Siegmar zu leſen, und war, ohne noch zu wiſſen wer der Verfaſſer war, ſo zufrieden damit, daß ich alles anwandte, das Stück vorſtellen zu ſehen. Es hält ſich gegenwärtig eine ziemlich gute deutſche

Truppe hier auf, der Director derſelben hat mir verſprochen, meinen Wunſch mit nächſtem zu befriedigen, und ich ſehe der Vorſtellung dieſes neuen Originals nunmehro mit gedoppeltem Antheil entgegen, ſeitdem mir ſein glücklicher Urſprung bekannt iſt. Ich bin ſchon ſeit ſechs Monathen in Amſterdam, und werde auch vor Anfang des Frühlings nicht wieder an einen Ort zurückgehen, den ich lieber ganz und gar verlaſſen möchte, wenn es meinen Wünſchen nach ginge. — Aber, mein werthgeſchätzter Freund, es geht mit Unſerm Glück wie mit Unſern Schriften! Wie ſelten gelingt es Uns, ſie zu verbeſſern, wenn Wir es einmahl in der Anlage verſehen haben. Mein jüngſter Bruder, dem Ihro kaiſerl. königl. Majeſtät vor zwey Jahren durch den Baron v. Reuſchach in Haag den Kammerherrn-Schlüſſel als ein allergnädigſtes Geſchenk einhändigen ließen, hat durch eine in aller Abſicht glückliche Heirath verſchiedene Plantagen in Surinam und manche Geſchäfte in Holland erhalten. Um ihm hierinnen beyzuſtehn, hat er bey meinem Hof die Erlaubniß für mich ausgewirkt, ihn hierher zu begleiten, und wie wohl thut es mir nicht, einmahl in einem freyen Lande frey athmen zu können! Warum habe ich vor vier Jahren die Freude entbehren müſſen, Eu. Hochwohlgebohren perſönlich kennen zu lernen, da Wir einander ſchon bekannt waren? Meine Schuld war es nicht! Ich war vom Anfang bis am Ende meines ohnehin kurzen Aufenthalts in Wien, eine Art von Staatsgefangener des Prinzen Joſeph von Hildburgshauſen. Ich logirte bey ihm, bekam niemanden zu ſehen als die an ſeine Tafel kamen, und mußte mich auch ſogar in meinen Bekanntſchaften nach ſeiner Anweiſung richten. — Auch bin ich niemanden bekannt geworden, als dem Fürſten Colloredo, dem Reichshofraths-Präſidenten Grafen v. Harrach und Hrn. v. Leykam, denen Ihro Durchlaucht mich ſelbſt präſentirt haben. — Nachher habe ich noch das ganze Chor Reichshofräths in ſeiner Equipage beſucht, den rechtſchaffenen Hrn. v. Pezold mit eingeſchloſſen. — Mehr kenne ich nicht von Wien, und ich bedauere es, ſo oft ich daran denke! Vergeben mir Eu. Hochwohlgebohren dieſe kleine Geſchichts-Erzählung, da ſie dazu dient, das beſondere zu erklären, das außerdem in meinen Bezeigen herrſchen würde. Wünſchen Sie nicht, daß ich wieder nach Wien komme, ich würde vielleicht zudringlicher ſeyn als Sie wünſchen, um Sie von derjenigen Hochachtung und Ergebenheit recht lebhaft zu überzeugen, mit der ich die Ehre habe zu ſeyn

Eu. Hochwohlgebohren

ganz gehorſamſter Diener,
M. A. v. Thümmel.

XXIII.

Hochwohlgebohrner Herr!

Ich ſtehe in ernſtlicher Sorge, daß Eu. Hochwohlgebohren wegen meines langen Stillſchweigens auf den Brief, womit Dieſelben mich beehret haben, nachtheilige Gedanken von mir bekommen haben möchten; und dieſes ſetzet mich in eine Verlegenheit, die mir kaum erlaubt, ein ſo gütiges und ſo verbindliches Schreiben von einem Mann, den ich von ganzem Herzen verehre, nach ſo langem Stillſchweigen zu beantworten. Das wichtigſte, was ich zu meiner Entſchuldigung ſagen kann, und was der brave Mann, aus deſſen Hand ich Dero Schreiben empfangen habe, durch ſein Zeugniß beſtätigen wird, iſt dieſes, daß ich den ganzen verwichenen Winter zwiſchen Tod und Leben in beſtändiger Ungewißheit geſchwebt habe. Die Nachrichten, die Eu. Hochwohlgebohren von meiner wiedererlangten Geſundheit durch das Gerüchte zugekommen ſind, waren übereilt, und gründeten ſich auf eine anſcheinende Beſſerung, die in dem Herbſt des verwichenen Jahres ſich bey mir äußerte. Aber den größten Theil des Winters habe ich in einem höchſt zweydeutigen Zuſtande und in einer drohenden Schwachheit zugebracht. Da ich mir kaum Hoffnung machen konnte das Frühjahr zu erleben, ſo wendete ich die wenigen Kräfte, die mir übrig geblieben waren, dazu an, daß ich meine Schriften, daraus der zweyt Theil der Theorie der ſchönen Künſte ſollte vollende werden, in Ordnung brachte, damit jemand nach mi dieſes Werk zu Stande bringen könnte. Gegen alles Ve muthen brachte der herannahende Frühling mir etwa von meinen Kräften wieder, die ich dazu verwendete, mi bey dem erſten Sonnenblick auf das Land zu begebe Dies war eine Art von Inſtinkt; denn nach wenig T gen fand ich mich ſchon merklich beſſer; und gegenwärt hat es den Anſchein, daß ich meine Geſundheit, nicht völlig, doch in einem Grad erreichen werde, womit ich zufrieden ſeyn kann.

Mit dieſer langweiligen Erzählung mußte ich Eu. Hochwohlgebohren beſchwerlich fallen, weil es mich ungemein kränken würde, wenn Sie mein langes Stillſchweigen aus einem Grunde herleiten würden, der der vollkommenen Hochachtung, die ich gegen Dero Verdienſte habe, nachtheilig wäre.

Ich erkenne es für eine reichliche Belohnung meiner Bemühungen für die Ausbreitung des guten Geſchmacks an, den Beyfall Eu. Hochwohlgebohren und noch einiger gründlicher Männer erhalten zu haben. Die Beweiſe, die Sie ſelbſt, durch Ihre Schriften, von Ihrem Geſchmack und Ihren Einſichten in Anſehung der dramatiſchen Dichtkunſt an den Tag gelegt haben, machen mir Dero Beyfall um ſo viel ſchätzbarer. Da ich noch mitten unter Gräbern herumwandelte, um zu erwarten, daß das meinige ſollte geöffnet werden, las ich mit großem Vergnügen den dritten Theil Ihrer theatraliſchen Werke, und ich kann mit Wahrheit verſichern, daß mir das heroiſche Drama von Thamos in den ernſthafteſten Stunden ſchlafloſer Nächte mancherley ſehr angenehme Vorſtellungen gemacht hat. Ob ich gleich ſelbſt nicht mehr im Stande war die Schaubühne zu beſuchen, ſo fühlte ich dennoch den lebhafteſten Wunſch, dieſes Stück auf die hieſige Schaubühne gebracht zu ſehen. Allein man überzeugte mich, daß die Schwierigkeiten in Anſehung der Chöre bey dem etwas ärmlichen Zuſtand unſrer Schaubühne unüberwindlich ſeyen, und ich ſah leichte ein, daß

es beſſer ſey, das Stück gar nicht, als ſehr unvollko
men, auf die Bühne zu bringen.

Das Wieneriſche Publikum könnte keinen beſſ
Beweis von ſeinem guten Geſchmack geben, als du
den Beyfall, womit die übrigen Stücke dieſes drit
Theiles Dero theatraliſchen Werke von ihm ſind auf
nommen worden. Mir macht es beſonders Vergnüg
die Zeit erlebt zu haben, da nicht bloß unerfahrne Jü
linge, oder akademiſche Männer, die gar oft die W
und den Menſchen eben ſo wenig, als jene kennen;
dern Männer, die durch ihre Lebensart und Geſch
die Welt kennen gelernt haben, ſich mit der dramatiſ
Dichtkunſt beſchäftigen. Ohne Zweifel wird man es
künftig noch erkennen, daß Eu. Hochwohlgebohren
erſten wichtigen Schritt zur Vollkommenheit der
ſchen Schaubühne gethan haben, in ſo fern ſie vom
ter abhängt.

Ich hatte gehofft, mit dieſem Brief Eu. Hochw
gebohren den zweyten Theil meiner Theorie überſe
zu können. Aber es war nicht möglich die Sach
Stande zu bringen. In wenig Wochen aber wer
das Ende dieſer Arbeit ſehen, und alsdann wir
wohl etwa die Gelegenheit finden, Ihnen dieſen
zuzuſchicken.

Unter der aufrichtigſten Verſicherung der vollkom
ſten Hochachtung habe ich die Ehre zu verharren

Eu. Hochwohlgebohren

gehorſamſter und ergebenſter

Berlin, den 11. April
1774.

J. J. Sulzer.

XXIV.

Wertheſter Freund!

Eu. Hochwohlgebohren werden mir erlauben, daß ich Dero Beyſpiele folge, und alle Formalitäten bey Seite ſetze, welche das Briefſchreiben unter Leuten ſo eitel und beſchwerlich machen, die eben nicht nöthig haben, ſich nur von Seiten ihrer bürgerlichen Würden zu ſchätzen.

Und doch bey aller dieſer Erleichterung des Schreibens antworte ich ſo ſpät. Ich muß um Verzeihung bitten; aber hinzuſetzen: daß ich dieſe Verzeihung verdiene. Ich bin den ganzen verfloſſenen Monath nichts weniger als geſund geweſen. Ich habe mich aller angreifenden Arbeiten entſchlagen müſſen, und ich weiß nicht, wie es kömmt, daß bey mir auch der kleinſte freundſchaftliche Brief mit unter dergleichen Arbeiten gehört. Meine älteren Freunde wiſſen das recht gut. Zürnen Eu. Hochwohlgebohren nur nicht, daß Sie gleichfalls die Erfahrung davon machen.

Nun denn alſo zuvörderſt meinen verbindlichſten Dank für das angenehme Geſchenk Ihrer theatraliſchen Werke. Die Exemplare an unſers Herzogs Durchlaucht habe ich ſogleich übergeben, und den Auftrag dagegen erhalten, dem Verfaſſer nicht bloß das Angenehme darüber zu ſagen, was man bey dergleichen Fällen zu ſagen gewohnt iſt, ſondern ihn ganz beſonders zu verſichern, wie viel Vergnügen ſich Se. Durchlaucht davon verſprechen, da Sie durch die Vorſtellung einiger Stücke daraus bereits ſo vortheilhaft darauf vorbereitet worden.

Ich will mit dieſem meinem Danke ſogleich den zweyten verbinden: für die zwey neuen beſonderen Stücke, welche ich durch Herrn Seiler erhalten habe. Eu. Hochwohlgebohren haben von meiner Emilie viel zu gütig geurtheilt, als daß ich es nunmehr wagen dürfte, mit Gegenlob meinen Brief zu füllen. Dazu habe ich nur einen einzigen Geſichtspunkt, aus welchem ich ein theatraliſches Stück beurtheile, nähmlich: die Vorſtellung. Ich traue weder meiner Empfindung, noch meiner Kritik anders, als vor dem Theater. Nächſtens aber werde ich das Vergnügen haben, wenigſtens das eine Stück: Leichtſinn und gutes Herz aufführen zu ſehen; indem die Rollen bereits gelernt werden. Wenn Eu. Hochwohlgebohren mir ſodann erlauben, ohne Wortgepränge, was ich empfunden habe, zu ſagen: ſo werde ich nicht die Kritik unter das Lob, ſondern das Lob unter die Kritik verſtecken.

Daß meine Emilie auch bey der Vorſtellung in Wien nicht mißfallen, iſt mir ſehr lieb geweſen. Aber über einen einzigen Umſtand dabey kann ich mich unmöglich enthalten, mein äußerſtes Befremden zu bezei gen. Wien hat jetzt die einzige Perſon, von welcher ic glaube, daß ſie die Orſina würde gut gemacht haben, und dieſe einzige Perſon hat gerade dieſe Rolle nicht gemacht, und überhaupt keine Rolle in dem Stücke gemacht. Was ſoll ich denken? Entweder iſt das Wiene Theater auf einer Staffel der Vollkommenheit, vo der ich mir keinen Begriff machen kann, oder auf eine Staffel der Mittelmäßigkeit, von der ich mir ke nen Begriff machen will. Ich bin kein perſönlicher Freund von Madame Hänſelinn; aber ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich noch keine Actrice gefunden, die das, was ſie zu ſagen hat, mehr verſteht, und es mehr empfinden läßt, daß ſie es verſteht. Wo man dieſer Vollkommenheit, die ich für die höchſte eines Schauſpielers halte, ein wenig mehr Jugend und Schönheit, ein wenig mehr Anſtand, ein wenig mehr von dem elenden Dinge, das man Air der großen Welt nennt, verziehen kann, da iſt man ſicherlich in der Empfindung des Wahren noch ſehr weit zurück. Ich will nicht glauben, daß dieſes ſo ganz der Fall in Wien iſt, aber!... aber! des Herrn von Sonnenfels kritiſche Blätter über das Wiener Theater haben mich ſchon längſt ſo etwas beſorgen laſſen... Doch ich enthalte mich, mich weiter darüber zu erklären. Was in meiner Aeußerung Beleidigendes für das Wiener Publicum ſeyn dürfte, will ich gar nicht, oder nur zu einem Freunde im Vertrauen geſagt haben. Nur Eines möchte ich, in Betreff meiner Emilie, von Eu. Hochwohlgebohren noch wiſſen: ob und mit was für Veränderungen man ſie aufgeführt? Denn daß man ein Stück von mir in Wien ohne Veränderungen aufführen werde, das habe ich nach dem, was meine Stücke beſtändig daſelbſt erfahren, gar nicht zu erwarten. Selbſt aus dem einen Theaterkalender habe ich erſehen, daß man noch kein einziges aufgeführt, ohne daß es nicht dieſer oder jener Herr entweder überarbeitet, oder verkürzt, oder für das daſige Theater eingerichtet hätte. Ich erinnere mich, daß ich vor einigen Jahren, als ich einmahl die Ehre hatte, dem Herrn von Sonnenfels zu antworten, mich nicht entbrechen konnte, ihm meine Empfindlichkeit über ein ſolches Verfahren zu bezeigen, dem auf keinem andern Theater auch nicht der geringſte Stümper ausgeſetzt iſt; ja dieſer auch ſelbſt nicht auf dem Wiener Theater. Doch der Herr von Sonnenfels fand für gut, lieber ſeine Correſpondenz ganz aufzuheben, als mir hierauf zu antworten.

Doch bedenke ich auch an wen ich ſchreibe?... an einen Mann von wichtigen Geſchäften. Ich breche alſo ab, und bin mit aller erſinnlichen Hochachtung Eu. Hochwohlgebohren

gehorſamſter Diener,
Leſſing.

Wolfenbüttel, den 26. October
1774.

XXV.

Wertheſter Freund!

Wenn es mir anders, nach einen ſo langen unziemenden, höchſt kaltſinnig ſcheinenden Stillſchweigen, noch erlaubt iſt, Sie alſo zu nennen. — Aber erlauben Sie mir, daß ich meinen Fehler einigermaßen dadurch wieder gut zu machen ſuche, daß Sie der erſte ſind, dem ich meine Ankunft melde; der erſte, den ich zu ſprechen begierig bin, um ihn zu bitten, mich, während meines kurzen Hierſeyns, ſeines Umganges ſo oft genießen zu laſſen, als es ſeine wichtigern Geſchäfte erlauben. Haben Sie alſo die Güte, mir wiſſen zu laſſen, welche Stunde Ihnen Morgen Vormittag am gelegenſten iſt, die mündliche Verſicherung meiner Hochachtung und Ergebenheit anzunehmen.

Dero

Wien, den 8. März
1776.

gehorſamſter Diener,
Leſſing.

P. S. Hierbey vorläufig ein Brief von unſerm gemeinſchaftlichen Freunde, dem Hrn. Ramler.

XXVI.

Braunſchweig, den 10. Junius 1776.

Was muß der Mann von mir denken, der mich mit ſo vieler Freundſchaft in Wien aufgenommen hat, und den ich nun ſchon in den vierten Monath auch mit keiner Sylbe danke? Aber er weiß ja wohl, daß man mit guten Leuten immer die wenigſten Umſtände macht, und ſich mit ihnen das meiſte erlaubt. Wenn er nur von meiner Ergebenheit, wie ich hoffe und glaube, überzeugt iſt, ſo wird er mir das andere ſchon verzeihen.

In der That, mein würdigſter Freund, ich habe nach meiner Zurückkunft ſo viel Geſchäfte, Verwirrung und Aergerniß gefunden, die zum Theil noch dauern, daß ich an nichts weiter denken können, und am wenigſten an das denken mögen, was mir meine Reiſe ſo angenehm und nützlich gemacht hat. Um mich bald wieder einzugewöhnen, hätte ich gewiſſe Kenntniſſe lieber gar nicht bekommen ſollen.

Aber einen Mann nach Wien ſchicken, ohne ihn wenigſtens mit ein Paar Zeilen an Sie zu begleiten, wäre mir doch ganz unmöglich. Er iſt für das Haus des Hrn. Baron v. Fries beſtimmt, und ich habe ihm geſagt, wenn ihm etwas vorkommen ſollte, worin er die Hülfe und den Rath eines ehrlichen Mannes brauche, an wen er ſich wenden müſſe.

Hiemit will ich unſern Briefwechſel nun wiederum eröffnet haben. Verſichern Sie mich bald, daß Sie mich Ihrer Freundſchaft werth halten, und empfehlen Sie mich allen in Wien, die mich mit ſo vieler vorkommenden Güte überhäuft haben.

Dero
ganz ergebenſter Freund und Diener,
Leſſing.

XXVII.

Wolfenbüttel, den 13. Auguſt 1779.

Werden Sie ſich auch meiner noch erinnern wollen! — Ueberreicher dieſes iſt mein Stiefſohn und der rechte Sohn einer Frau, die Ihnen ſelbſt nicht unbekannt geweſen; die Ihnen ſelbſt ſo viele Verpflichtung gehabt. Freylich habe ich es Ihnen nicht geſchrieben, daß dieſe Frau meine Frau geworden. Freylich habe ich es Ihnen nicht geſchrieben, daß dieſe Frau in Wochen geſtorben, nachdem ich wenig über ein Jahr in einer ſehr vergnügten Ehe mit ihr gelebt. Verzeihen Sie mir! Jenes wollte ich Ihnen von einer Zeit zur andern ſchreiben: bis ſich dieſes ereignete, und mein einziger Troſt war, wenn ich an die ganze Sache nicht weiter gedächte.

Der junge Menſch kömmt jetzt in Angelegenheiten der Verlaſſenſchaft ſeiner Mutter nach Wien, und freuet ſich, alle die würdigen und guten Freunde derſelben kennen zu lernen. Vielleicht, daß er auch noch ſonſt Ausſichten hat, die er Ihnen zu entdecken ſich die Freyheit nehmen wird. Ich hoffe, daß ſein erſter Anblick ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken ſoll, und bin verſichert, daß er ſich Ihrer Protection, wenn Sie ihn derſelben würdigen wollen und können, nicht unwürdig erzeigen wird. —

Und nun, was macht unſre alte Liebhaberey, das Theater? Sie ſind ihm ganz abgeſtorben? Mein neuſtes Stück, welches aber mehr die Frucht der Polemik als des Genies iſt, hoffe ich, ſoll Ihnen durch dieſe Gelegenheit zu Händen kommen. Ich hatte aus Wien eine Menge Subſcribenten darauf. Aber ſagen Sie ſelbſt, durfte ich es wagen, meine dortigen Freunde damit zu compromittiren?

Leben Sie recht wohl, würdiger guter Mann; und laſſen Sie mich von Ihrem ununterbrochenen Wohlergehen ja bald etwas hören.

Ganz der Ihrige,

Leſſing.

XXVIII.

Hochwohlgebohrner Herr!

Höchſtzuverehrender Herr Geheime Staatsrath!

Eine lange Abweſenheit von hieſigen Gegenden hat mich verhindert, Eu. Excellenz eher den unterthänigſten

Dank für die höchſtſchätzbare Ehre zu ſagen, die Sie mir durch zwey vortreffliche Schreiben erzeigt haben. Ich fühle das Schmeichelhafte, welches die Verſicherungen dieſes Wohlwollens bey ſich führen, vollkommen, und ich werde nie aufhören, dieſe Begebenheit unter die zu rechnen, die für mich die angenehmſten und glücklichſten geweſen ſind. Eben das Bewußtſeyn dieſes großen Werthes, welcher dieſe Gewogenheit begleitet, muß mich entſchuldigen, wenn ich mir die Ehre nehme, um die Fortdauer derſelben recht angelegentlichſt zu bitten. Wir Menſchen lieben ein Gut in dem wir unſer Glück ſetzen, ſo heftig und eifrig, daß wir den Beſitz deſſelben verlangen, ohne zu bedenken, ob es auch uns erlaubt ſey, darum zu bitten, und ob nicht dieſer Wunſch vielmehr den Vorwurf der Kühnheit verdiene.

Eu. Excellenz haben der Welt durch Ihre dramatiſchen Stücke ein herrliches Geſchenke gemacht. In der hieſigen Bibliothek habe ich meine Meinung ohne Nebenabſicht und Verſtellung geſagt, und ich werde nächſtens die Ehre haben, Eu. Excellenz die hieſigen gelehrten Zeitungen zu ſenden, in welchen ich eben dieſe Empfindungen geäußert habe. Da ich jetzt bloß zu Eu. Excellenz zu ſprechen die Ehre habe, verſchweige ich alle Lobſprüche, beſonders des Teſtaments und des Miniſters, ſo gerecht auch dieſelben wären. Was in dieſer Unterredung ein Compliment ſcheinen könnte, iſt Kritik, wenn es zu dem Publico geſagt wird.

Ich preiſe das glückliche Schickſal des Wiener Theaters, welches an Eu. Excellenz einen Gönner erhalten, von deſſen Anſehen und Einſichten daſſelbe ſo ſehr viel zu erwarten hat. Leider iſt das Schickſal der deutſchen Bühne ſehr bejammernswerth, und es wird auch noch lange ſo bleiben. Geſetzt, das Theater findet auch irgendwo Unterſtützung, ſo geſchieht es doch immer auf Unkoſten des ächten, guten Geſchmacks. Was hat die Protection des Theaters in Weimar genützt? Die unſeelige Luſt zu den komiſchen Opern iſt dadurch angefacht worden; ſie iſt, wie eine anſteckende Krankheit, für die hieſigen Gegenden geworden; in Berlin ſpielt die Kochiſche Geſellſchaft faſt nur komiſche Opern; ſogar ein Gärtnermädchen, ein Roſenfeſt, ein Dorfbarbier wird daſelbſt mit Beyfall aufgeführt und oft repetirt. Herr Döbbelin, ein Mann von ſehr geſetztem Geſchmacke und dem reinſten Enthuſiasmus für die Bühne, iſt jetzt in Braunſchweig, und bekommt vom Hofe etwas weniges. Da ſeine erſte Vorſtellung Richard der Dritte ſeyn ſollte, eine Rolle, in der er vornehmlich glänzt, ſo verbath es der Hof, und es ward die ſchlaue Wittwe von Goldoni aufgeführt. Unſere Directeurs ſind faſt nicht zu tadeln, wenn ſie dem herrſchenden Geſchmacke nachgeben; ſie wollen leben und ihre Geſellſchaft fordert Unterhalt; was kann es ihnen helfen, wenn zwölf kluge Leute, wovon die Hälfte noch überdieß wohl Freybillets hat, eine Eugenie, den Deſerteur, das Teſtament, den Criſpus u. ſ. w. loben, und das Schauſpielhaus ledig bleibt! Der Directeur mag wollen oder nicht, er muß den Schößer in den Stall ſperren; er muß auf der Jagd donnern und blitzen laſſen u. ſ. w. Nur in Städten, wo Perſonen von großem Anſehen den Ton angeben können, und wo das Theater durch die Unterſtützung des Hofes ſchadlos gehalten werden kann, iſt es möglich, den guten dramatiſchen Geſchmack in Deutſchland zu bilden und zu befeſtigen. Geſchiehet es hier nicht, ſo kommen die alten Zeiten unſerer Bühne wieder, und unſere Burlesquen werden jetzt, nur unter veränderter Geſtalt, repetirt.

Eu. Excellenz gedenken in dem zweyten vortrefflichen Schreiben, das ich von Ihnen zu erhalten das Glück gehabt habe, der ſeichten Kritiken über unſer Theater. Ich wünſchte, daß die Verfaſſer, welche jetzt die Dramaturgiſten Deutſchlands ſeyn wollen, ſich bloß von der Seite des Verſtandes, und nicht zugleich von der Seite des Herzens verächtlich machten Man ſiehet es vielen Kritiken an, daß ihre Verfaſſer nicht beſſer haben urtheilen wollen, ob ſie es vielleicht gleich gekennt hätten. Eine ſolche Schrift iſt das Parterre, welches Hr. Schmidt vor einigen Monathen herausgegeben, und welches bereits drey Widerlegungen bekommen hat, in welchem der ſo deutlich bewieſene Vorwurf einer höchſt tadelnswürdigen Partheilichkeit für jeden ehrliebendem Mann empfindlich ſeyn muß. Es ſcheint aber auch, daß dieſer Mann die Kunſt gelernt habe, das natürliche Gefühl der Ehre nach und nach in ſeiner Seele zu tödten.

Von Eu. Excellenz dramatiſchen Werken habe ich bloß in der Erfurther und in einer Prager Gelehrten Zeitung eine Anzeige geleſen. Herr Döbbelin würde das Teſtament in Leipzig aufgeführt haben, wenn die daſigen Umſtände ihm erlaubt hätten, länger daſelbſt zu verbleiben.

Das Gerücht verbreitet hier eine angenehme Nachricht von der Errichtung einer Akademie in Wien. Dieſe Stiftung würde Eines Joſeph II. würdig ſeyn, und wieviel könnte man ſich nicht von einer Akademie verſprechen, wobey die große Gelehrſamkeit, der feine Geſchmack und das richtigſte Urtheil Eines Freyherrn von Gebler ſich in ſehr wohlthätigen Wirkungen zeigen würde. Unſere Akademien in Deutſchland ſind wohl das noch nicht, was ſie ſeyn könnten. Die phyſikaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften mögen wohl durch einige gewonnen haben; allein die andern Künſte? Unſere deutſche Geſellſchaften verdienen kaum genennt zu werden, und, ob ſie zwar, wie man aus dem Niederſächſiſchen Wörterbuche der Bremiſchen ſiehet, vielleicht etwas leiſten könnten, ſo fehlt doch die Unterſtützung. Es iſt, als ob es mit zu dem Charakter der Deutſchen gehörte, daß ſie alles ohne Ermunterung, oft noch darzu bey großen Hinderniſſen, zu Stande bringen müſſen, wozu der Britte und Franzoſe viele tauſend Thaler braucht. Man will den Deutſchen immer nicht für einen Originalcharakter gelten laſſen; hierinne iſt er wenigſtens nicht Kopie, und dieſer Zug iſt doch unterſcheidend genug.

Ew. Excellenz verzeihen meine Schwatzhaftigkeit, zu welcher mich meine große Verehrung, von der mein Herz gegen Sie überfließt, verleitet. Nichts in der Welt wird mich mehr erfreuen, als wenn ich ferner die Erlaubniß erhalten ſollte, Ew. Excellenz zu bitten, von mir die lauterſten Verſicherungen einer unumſchränkten Ehrfurcht anzunehmen, mit welcher es mir Pflicht iſt zu ſeyn,

Hochwohlgebohrner Herr!
Hochzuverehrender Herr Geheime Staatsrath!
Ew. Excellenz

Halle, am 8. December 1771.

unterthänigſter Diener,
Klotz.

XXIX.

Halle, den 15. December 1771.

Ich habe mir vor einigen Tagen die Ehre gegeben, Ew. Excellenz von meiner Ehrfurcht zu verſichern, und mir Dero fortdauerndes Wohlwollen unterthänig zu erbitten. Jetzt erlauben mir Ew. Excellenz Ihnen das beygelegte Blatt überreichen zu dürfen. Ich werde mich unendlich freuen, wenn Ew. Excellenz nicht ganz unzufrieden damit ſind. Ich ſehe der Zeit mit Verlangen entgegen, da ich im Stande ſeyn werde, von meiner Verehrung gegen Ew. Excellenz große Verdienſte dem Publikum dauerhaftere und ſtärkere Beweiſe vor Augen zu legen.

Wie ſehr iſt es zu beklagen, daß Ew. Excellenz Ihre Bemühungen dem Theater entziehen! Zwar glaube ich gerne, daß das Wiener deutſche Theater vor allen übri- Theatern in Deutſchland einen Vorzug habe; ſo lange unſere Bühne noch wandern, und der Directeur, um für ſich leben und ſeine Geſellſchaft erhalten zu können, ſeiner Ueberzeugung zuwider dem elenden Geſchmacke des

Publici

Publici nachgeben muß, kann man faſt nichts mehr verlangen, als was geleiſtet wird. Allein ich mache mir eine Idee von der Vollkommenheit einer deutſchen Bühne in Wien, zu deren Realiſirung ſchlechterdings die geſchmackvolle Hülfe eines Freyherrn von Gebler erfordert wird.

Wien hat an Hrn. Riedel eine ſehr gute Acquiſition gemacht. Er iſt ein Mann von einem ſcharfen und durchdringendem Verſtande, er weiß ſehr geſchwind die rechte Seite eines Gegenſtandes zu bemerken; ſeine Einbildungskraft iſt lebhaft und reich, gleichwohl ſehr glücklich mit einem philoſophiſchen Nachdenken verbunden, und dieſes wird wiederum durch ſchöne litterariſche Kenntniſſe unterſtützt. Er arbeitet mit einer beneidenswerthen Leichtigkeit, und was andern Gelehrten Mühe verurſacht, iſt für ihn ein Spiel. Ich weiß zwar ſeine Beſtimmung in Wien nicht; allein ich würde mich betrüben, wenn er in Arbeiten verwickelt würde, die auf die Litteratur keine Beziehung haben.

Ich höre auch, daß Madame Henſel bereits nach Wien abgegangen ſey. Auf dieſe Art hätten unſere Gegenden abermahls eine gute Schauſpielerin verlohren! Denn es iſt nicht zu zweifeln, daß ſie ihr Glück in Wien gewiſſer machen werde, als vor einigen Jahren ein gewiſſer Abbt, deſſen Figur überhaupt nicht für das Theater war, und welcher nur an denen Orten Beyfall finden konnte, wo man nie eine Komödie geſehen hatte. Und in dieſem Falle befinden ſich die meiſten deutſchen Univerſitäten; werden ſich auch ins künftige noch mehr darine befinden. Durch einige Verdrüßlichkeiten, welche die Döbbeliniſche Geſellſchaft mit den hieſigen Studenten hatte, veranlaßt haben Se. Majeſtät einen Befehl gegeben, daß künftig auf ſämmtlichen königl. Univerſitäten keine Komödien mehr geſpielt werden dürfen. In dem orthodoxen Leipzig ſind ohnedieß durch Vermittelung der Theologen die Sachen ſo eingeleitet, daß außer der Meſſe keine Geſellſchaft daſelbſt ſich erhalten kann.

Ich empfehle mich Ew. Excellenz fernern Wohlwollen, und verharre mit wärmſter Verehrung,

Hochwohlgebohrner Herr!
Höchſtzuverehrender Herr Geheime Staatsrath!
Ew. Excellenz

unterthänigſter Diener,
Klotz.

Vor
dem Gemählde des Herrn Peter,
in
der Kunſtausſtellung der k. k. Akademie
zu Wien:
Kaiſer Maximilian der Erſte,
wie er
ſeine Braut, Maria von Burgund, zu Gent empfängt.

I.

Wie ſchön er naht in jugendlichem Prangen,
Von ſeiner blonden Locken Füll' umwallt,
Von Gold und Purpur königlich umſtrahlt,
Die Angelobte feſtlich zu empfangen!

Er ſieht ſie; frohe Ueberraſchung mahlt
Sich glühend auf des Jünglings zarten Wangen,
Er naht ſich ihr mit züchtigem Umfangen,
Heiß ruht ſein Blick auf dieſer Wohlgeſtalt.

Wie innig er voll liebendem Entzücken
An ſeine Bruſt die Hand der Theuern ſchließt!
Wie Seele ſichtlich ſich in Seel' ergießt!

Ein ganzer Himmel iſt in dieſen Blicken!
Jetzt fallen Bande, die ſonſt Fürſten drücken,
Weil hier die Lieb' ein glücklich Paar umſchließt.

II.

Sie ſieht ihn an mit kindlichem Ergeben;
In ſeinen blauen treuen Augen glüht
Die Bürgſchaft für ein wunderſeelig Leben
Durch dieſes hohe herrliche Gemüth.

Was kann ſie Höher's auf der Welt erſtreben,
Als ihr an dieſes Gatten Seite blüht?
O laßt uns flehend jetzt den Sinn erheben,
Daß nicht zu raſch das ſeltne Glück entflieht!

Doch anders hat der Himmel es gewollt,
Auf daß zum Eden nicht die Welt uns werde.
Kaum hat der Jahrslauf fünfmahl ſich entrollt,

So liegt im Sarg die liebliche Geberde,
So ſtirbt, die hier ſo glücklich iſt, ſo hold!
Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!

Caroline Pichler,
geb. v. Greiner.

Litteratur.

Heyne, biographiſch dargeſtellt von Heeren. Göttingen, 1813. 8. S. XXII. u. 522.

Je deutlicher und allgemeiner es den Anſchein erhält, daß auch für die Litteratur unſers Vaterlandes ein ganz andrer und neuer Zuſtand der Dinge eintreten wird; um ſo mehr gewinnt die zunächſt vergangene, blühende Epoche derſelben ſchon ein hiſtoriſches Intereſſe für uns. Nachdem das Zufällige und Irrige jener Periode größtentheils ſchon verſchwunden oder doch unſchädlich geworden iſt, lernen wir um ſo bereitwilliger und unpartheyiſcher das viele Gute und Merkwürdige ſchätzen, was ſie in dem Zeitraume von ungefähr einem halben Jahrhunderte von 1750 — 1800 hervorbrachte.

Einen reichhaltigen Beytrag zur Geſchichte dieſer Periode liefert die vorliegende Darſtellung von Heyne. Denn eben in dieſe Zeit fällt auch ſeine Wirkſamkeit; und wie ausgebreitet er in der Sphäre deutſcher Gelehrſamkeit und Litteratur gewirkt hat, bedarf wohl keiner Auseinanderſetzung, da ſo viele noch Lebende auf nähere oder entferntere Weiſe Antheil daran genommen haben.

Mancherley Betrachtungen über Heyne, ſeine Schule, ſeine Zeit und das geſammte deutſche Gelehrtenweſen überhaupt entſtanden in mir beym Leſen dieſer intereſſanten Schrift. Betrachtungen, von denen ich hier nur einige den Leſern des deutſchen Muſeums mittheilen will; da das Werk ſelbſt, von der Hand eines unſrer vorzüglichſten hiſtoriſchen Schriftſteller herrührend, keiner weitern Empfehlung oder Anpreiſung bedürfen wird.

Zuerſt erregte meine Aufmerkſamkeit und Theilnahme die Betrachtung ſeiner Jugendjahre, und des mannichfaltigen Druckes, der auch Heynen während derſelben betraf, wie dieß ſchon mit ſo manchen andern deutſchen Gelehrten der Fall war, die ſich aus den drückenden Verhältniſſen der niedern Stände empor arbeiten müſten. Heyne, der in ganz Europa berühmte Heyne, war alſo der Sohn eines Leinewebers, Winkelmann, der eines Schuſters; und wie manche andre Beyſpiele derſelben Art ließen ſich noch außer jenen anführen! Weit entfernt, davon etwa Gelegenheit zu herabſetzenden Bemerkungen über die deutſchen Gelehrten und ihre beſchränkenden Verhältniſſe, oder zu ungünſtigen Vergleichungen mit dem Auslande hernehmen zu wollen, würden wir vielmehr eine natürliche Veranlaſſung darin finden zu einer Betrachtung von ganz entgegengeſetzter Art. Was muß das für ein Volk ſeyn, wie herrlich ſeine Anlagen und wie ſtark ſein Charakter, wo ſelbſt in den untern Klaſſen ſolche Geiſteskräfte ſchlummern, und bey der geringſten Begünſtigung, oft auch ohne dieſe, hervorbrechen; und was könnte nicht unter günſtigeren Verhältniſſen aus einem ſolchen Volke werden! —

Was den Charakter des vorliegenden Werks im Ganzen betrifft, ſo würden wir es Denkwürdigkeiten von Heyne, und was natürlicherweiſe damit verbunden iſt, auch von Göttingen nennen; denn als ſolche, als Deutſche Gelehrten-Memoiren, nicht als eigentliche Biographie glauben wir die Darſtellung eines Gelehrten betrachten zu müſſen, deſſen Leben in ſeiner Lehre beſtand, und deſſen Welt und ganze Sphäre der Wirkſamkeit die Schule war, die er geſtiftet hat. — Wer aber war wohl mehr geeignet und berufen, Heynen dieſes Denkmahl zu ſtiften, als der geiſtreiche hiſtoriſche Sammler und Denker Heeren, der ihm durch die genaueſten Verhältniſſe angehörig und verbunden, viele Jahre um ihn und mit ihm lebte. Gewiß wird auch jeder billige Beurtheiler dieſe Darſtellung von Heyne ſehr befriedigend finden, beſonders wer Gelegenheit hatte, Heyne's Unterricht perſönlich zu genießen und ſeine ganze Art aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Bey einer hier nicht bloß verzeihlichen, ſondern faſt als Pflicht und Pietät erſcheinenden Vorliebe, iſt die Würdigung, wie es mir ſcheint, dennoch im Weſentlichen vollkommen gerecht, und durchaus der richtige Geſichtspunkt angegeben, aus welchem man Heyne eigentlich beurtheilen muß. Ueberall macht der Verfaſſer aufmerkſam darauf, wie H. nicht bloß Gelehrter, ſondern auch litterariſcher

Geſchäftsmann war. Die Angelegenheiten der Univerſität und der großen Bücherſammlung, der Göttingiſchen Societät der Wiſſenſchaften und einer über halb Europa ſich erſtreckenden Korreſpondenz, ſcheinen in der That faſt mehr zu umfaſſen, als ein Menſch beſtreiten kann. Und dennoch wußte der unermüdliche Mann das alles zu vereinbaren und durch einander zu betreiben. Eben daher war aber allerdings auch ſeinem ganzen Verfahren und Leben ein gewiſſes tumultuariſches Weſen eigen, was ſelbſt in ſeinem Lehrvortrage merklich auffiel. Sehr richtig, glaube ich, betrachtet der Verf. als eine Haupteigenſchaft Heyne's und die ihn vorzüglich charakteriſirt, die lebhafte Fantaſie und das poetiſche Gefühl, welches ſich ſchon ſo früh in ihm regte und ihn ſelbſt im Greiſenalter nicht verließ. Vielleicht wäre er unter andern Umſtänden ein Dichter geworden: wenn dieſe Vorausſetzung nicht zu kühn ſcheint. Wenigſtens iſt das an ihm deutlich wahrzunehmen, was die Franzoſen verve nennen, ein gewiſſer Strom der leidenſchaftlichen Empfindung, der Einbildungskraft und Rede, der freylich allein weder zur Rhetorik noch zur Poeſie führt, aber doch ein weſentliches Element der einen wie der anden iſt. An der Weiſe, wie Heyne in ſeinem Lehrvortrage und in den commentirenden Werken, ſein eignes lebhaftes Gefühl für die poetiſchen Schönheiten in den Werken der Alten ausſprach, oder auch es in Andern zu erregen ſuchte, dürfte vorzüglich das zu tadeln ſeyn, daß ſeine Bewunderung dabey zu ſehr auf Einzelnheiten, auf ſchöne Stellen, auf Wendungen des Ausdrucks, oder einzelne Bilder gerichtet war. Doch iſt dieß ein Fehler, den er mehr oder weniger mit ſeinem Zeitalter theilte. In der frühern Epoche der deutſchen Kritik, wo ſie ſich noch ganz an das Vorbild der Kritiker in England anſchloß, bemerken wir allgemein dieſe Richtung auf ſchöne Stellen und einzelne Bilder; ſelbſt bey Leſſing, der doch ſonſt an Schärfe des Kunſtgefühls die andern Zeitgenoſſen ſo weit übertraf. Herder war es, der zuerſt ein Ganzes der Fantaſie nachfühlend zu faſſen, und dieß Gefühl in Worten auszuſprechen wußte.

Daß Heyne in der eigentlichen, ſtrengen und höhern Kritik von andern Philologen, beſonders einigen der beruhmten in Holland und England, übertroffen worden ſey, geſteht der Verf. ein. Das *Interpretiren* der alten Schriftſteller ſey dagegen das Fach geweſen, worin er eigentlich geglänzt habe. Streng genommen laßt ſich beydes wohl nicht ganz trennen. Wenn die Interpretation keinen andern Zweck hat, als den wahren Sinn der interpretirten Schrift oder des Autors, im Einzelnen wie im Ganzen, bey allen zweifelhaften Stellen klar zu machen und gegen falſche Lesarten oder falſche Erklärungen in Schutz zu nehmen und wiederherzuſtellen, ſo fällt ihr Begriff mit dem der Kritik zuſammen. Indeſſen kann das Interpretiren allerdings auch als Vehikel des Unterrichts genommen werden, wo denn der Text des Autors bloß zum Anlaß dient, um den Lehrling auf das vielſeitigſte anzuregen und in die ganze Mannichfaltigkeit der Welt des Alterthums einzuführen. Wer mit dem allgemeinen Geiſte deſſelben ſchon vertrauter, nur über die Auflöſung der eigentlich ſchwierigen Punkte eines Werks oder eines Autors völlig ins Reine zu kommen wünſcht, für den hat jene Methode der fortlaufenden Commentare allerdings etwas Ermüdendes. Auch kann ſie leicht zur Manier werden; man erinnert ſich ſolcher commentirenden Werke, wo die klein zertheilten Stucke des Textes wie einſam grünende Inſeln auf dem Weltmeere eines immer ſtrömenden Commentars einzeln umherſchwimmen und oft darin zu verſinken drohen. Dergleichen Uebertreibungen indeſſen können billigerweiſe weder dem Lehrer noch der Schule beygemeſſen werden. Die großen Verdienſte der Heyniſchen Interpretir-Methode für ihre Zeit und für den angegebenen Zweck des Unterrichts, wird deshalb niemand verkennen dürfen; nur können wir dem vortrefflichen Verf. darin nicht beyſtimmen, wenn er ſie als ein allgemeines ja vielleicht unübertreffliches Muſter der Nachahmung aufzuſtellen ſcheint. —

Unter die wichtigſten und vorzüglich gemeinnützigen Wirkungen der Heyniſchen Lehrart und Schule rechnet der Verf. auch ihren Einfluß auf die Exegeſe, beſonders des alten Teſtaments. Dieſes Verdienſt würden wir ſo ſehr hoch nicht anrechnen, es müßte denn in der Hinſicht ſeyn, daß mancher Irrthum erſt ganz bis zu

Ende durchgeführt werden muß, ehe man einſehen lernt, daß es ein Irrthum war. Daß durch die Anwendung aller neueren Hülfsmittel der Kritik und Interpretirkunſt auf die Litteratur und Dichtkunſt, die Geſchichte und Sage der Hebräer manche erhellende Bemerkung, beſonders für die Poeſie des alten Teſtaments, gewonnen worden ſey, wird niemand läugnen können; iſt ja doch die Geſchichte, die Sprache und auch die Poeſie der Hebräer die ſichtbare äußere Hülle, in welche das Geheimniß der Offenbarung eingeſenkt worden. Ehedem fehlte es wohl am Verſtändniß dieſer äußern Hülle, an der Kenntniß ſo mancher die Sprache, das Land und die Volksſitte aufhellenden Localität. Neuerdings vergaß man grade über dem äußern Gewande den innern Geiſt und Gehalt. Es ward völlig zur Mode nach Heyne's Methode oder in Herder's Geiſt an der poetiſchen Oberfläche der Bibel herum zu interpretiren. Daß es aber nur die Oberfläche war, daß dabey der eigentliche Kern und tiefere Sinn der heiligen Urkunden gar nicht beachtet, nicht verſtanden und zuletzt gar nicht mehr empfunden ward, das iſt wohl niemandem zweifelhaft, der ſich je um dieſen tieferen Sinn der Schrift ernſtlich bemüht hat. Daß dieſe nur auf die Außendinge gerichtete Exegeſe unzureichend, daß es irrig ſey, die Bibel einzig aus dem litterariſchen Geſichtspunkt und bloß als Poeſie und hebräiſche Sage wie man es zu nennen beliebte, zu betrachten und zu behandeln, das beweiſen wohl zur Genüge die unauflöslichen und unſäglichen Widerſprüche, in welche man ſich auf dieſem Wege verwickelt hat. Doch es lag auch dieſer Abweg einmahl in dem Geiſte und in der Stimmung des Zeitalters: daß die Heyniſche Schule aber zu der Entwickelung dieſes Zeitprodukts, der neuen Exegeſe, ſehr vieles beygetragen hat, das wollen wir ihr denn auch eben ſo wenig zum beſondern Verwurf machen, als wir es mit dem Verfaſſer ihr zum hohen Verdienſte anrechnen können. Es dient uns nur zu einem Beweiſe mehr, wie ganz im Geiſte des Zeitalters ſie gewirkt, und wie ſie eben darum auch vielen Einfluß auf die geiſtige Entwickelung deſſelben gehabt hat.

Eigentliche Freygeiſterey oder gar Spott über die Religion war übrigens Heynen ganz fremd. Mit beſonderem Vergnügen laſen wir, wie das religiöſe Gefühl gegen das Ende ſeines Lebens mit erneuter Wärme in ihm erwachte. Da ergoß ſich dann dieß neu erwachte Gefühl, wie eine Rückkehr zur frommen Kindheit, in kurzen deutſchen Sprüchen und Gedichten, oder auch in lateiniſchen Hymnen, in die er unſre geiſtlichen deutſchen Lieder übertrug. Der Herausgeber verdient allerdings Dank dafür, uns dieſe »Reliquien von dem Greiſe« in den Beylagen mitgetheilt zu haben.

Heyne iſt der Stifter einer eignen Schule der Philologie in Deutſchland geworden, die anfangs faſt unbedingt bewundert wurde, der man ſpäterhin aber eine Philologie und Kritik von andrer und ſtrengerer Art tadelnd entgegenſetzte. Dieß veranlaßt in mir die Frage, was denn nun wohl der eigenthümliche Charakter der **deutſchen Philologie** ſey und ſeyn ſolle? Der eigenthümliche Vorzug der holländiſchen Philologen iſt die höhere Kritik und die darauf ſich gründende ſtrengere Methode. Daß es dazu den Deutſchen an der gleichen Anlage fehle, wäre wohl um ſo unbilliger zu behaupten, da ſelbſt einer der größten aus jener Schule, **Ruhnken** (ohne noch Wyttenbach zu erwähnen) von Geburt ein Deutſcher war; und wir gewiß auch im Vaterlande ſelbſt mehr als einen Nahmen neben jenen nennen können. Allein es treten dabey noch ganz andere Umſtände ein. In keinem Felde der Kunſt und Wiſſenſchaft erfolgen die Früchte, wenn ſie nicht unreif ans Licht treten ſollen, ſo ſpät und ſo ſparſam, als im Gebiete der gelehrten Kritik; kein anderes bedarf auch ſo vieler und mannichfaltiger Hülfsmittel. Soll die Philologie als **Kunſt** auf's höchſte vollendet werden, ſo muß der Philologe ſein ganzes Leben dieſem Studium widmen dürfen; er muß mit allen jenen Hülfsmitteln auf's reichlichſte verſehen ſeyn, und mit ſeiner Zeit frey und ſorgenlos ſchalten können. Dergleichen reichliche Verſorgungen und Sine-cure Stellen nun, wie ſie zu dieſem Endzwecke erfordert werden, finden ſich wohl in England und fanden ſich im ehemaligen Holland viel häufiger als in unſerm Deutſchland. Selbſt Heyne's Leben mag zum Belege dafür dienen, da er doch nur durch die Anhäufung ſehr vieler Stellen und Geſchäfte zu einem bedeutenden

Einkommen gelangte, und durchaus nicht die freye Muße behielt, welche der Gelehrte haben ſollte, wenn man vollendete Arbeiten von ihm fodert. In dieſem Fall befand ſich ſelbſt Heyne, der doch Protection genug und ausgebreitetere Verbindungen hatte, als vielleicht irgend ein andrer deutſcher Gelehrter damaliger Zeit. — Es wäre alſo wenigſtens nicht zu verwundern, wenn die deutſche Philologie von dieſer Seite etwas zurück ſtände. Ein Vorzug, welchen ſie aber unſtreitig hat, iſt der, daß das Studium der Alten hier nicht eine ſo iſolirte und meiſtens todte kritiſche Beſchäftigung und bloß gelehrte Liebhaberey blieb. Ungleich lebendiger wird das Alterthum in Deutſchland aufgefaßt als ſelbſt in England; ungleich vielſeitiger wird es betrachtet und bearbeitet als irgendwo ſonſt. Dieſe Richtung iſt auch in der Heyniſchen Schule ſehr bemerklich. Dahin gehört ſelbſt die populäre Verbreitung des Studiums der Alten, die Anwendung auf Exegeſe und andere Gegenſtände, die Parallelen mit der neuern Litteratur, die beſtändige Rückſicht auf die politiſche Geſchichte und auf die großen Zeitbegebenheiten. Aber nicht bloß in der Schule, auch außerhalb dieſer: mit welcher Begeiſterung haben nicht die deutſchen Schriftſteller, Winkelmann, Leſſing und andere die ihnen gefolgt ſind, das Alterthum ergriffen und ſein Weſen von der Seite der Kunſt erklärt! Eben ſo von einer ganz andern Seite Johannes Müller das bürgerliche Leben der Alten und ihre politiſche Größe. Anſichten, die ſich nun allgemein, beſonders die erſteren, auch bey unſern Philologen verbreitet haben.

Daß eine gleich rege Vielſeitigkeit (die freylich bisweilen der vollendeten Ausführung des Einzelnen im Wege ſtehen kann) bey den holländiſchen Philologen nicht gefunden werde, bedarf keiner Erinnerung. Daß dieß ſelbſt in kritiſcher Hinſicht ein Mangel ſeyn kann, davon mag F. A. Wolf im Vergleich mit jenen zum Beyſpiel dienen, der doch übrigens den Geiſt der holländiſchen Schule unter uns vorzüglich repräſentirt. Seine Kritik der homeriſchen Gedichte fand bekanntlich unter ſeinen dortigen Kunſtgenoſſen nicht ganz den erwarteten Beyfall; aus dem natürlichen Grunde, weil ſie mit durchaus deutſchen Anſichten und Begriffen von Poeſie uberhaupt, und von alter Volks- und Sagen-Poeſie insbeſondre zuſammenhing, die jenen Gelehrten völlig fremd waren. Das Streben der deutſchen Philologen geht dahin, das Alterthum und ſeinen Geiſt wirklich zu verſtehen. Die deutſche Philologie will nicht bloß als Kunſt ſich ihrer eignen Vollendung erfreuen, ſondern ihr Ziel iſt, das Studium des Alterthums zu einer Wiſſenſchaft zu erheben. Freylich iſt bis jetzt nur erſt die Anlage dazu vorhanden, oder höchſtens ein geringer Anfang. Indeſſen auch nach dieſen noch unvollkommenen bis jetzt vorhandnen Verſuchen darf man wohl ohne Verdacht der Partheylichkeit behaupten, daß eine genügeleiſtende Erklärung und Geſchichte der alten Mythologie, und eine vollendete Bearbeitung jener großen beyden Hauptſchriftſteller des griechiſchen Alterthums, des Plato und Ariſtoteles, (bey welchen denn auch die kritiſche Berichtigung ohne Verſtändniß ihrer Philoſophie nicht möglich iſt) wohl nur von deutſchen Philologen erwartet werden darf, ſchwerlich von ausländiſchen. —

Soll aber die Philologie und Alterthumskunde nicht bloß Kunſt bleiben, ſondern Wiſſenſchaft werden, ſo iſt vor allen Dingen nothwendig, daß das Studium der Griechen mit dem orientaliſchen Studium in ſeinem ganzen Umfang verbunden ſey, und die unnatürliche Trennung zwiſchen beyden aufhöre. Es ſcheint endlich Zeit zu ſeyn, jene enge Sphäre des gewöhnlichen philologiſchen Weſens über die Griechen und Römer einmahl zu verlaſſen, oder vielmehr zu einer wahrhaft allgemeinen Philologie zu erweitern; denn ſo weit ſind wir nun doch gekommen, daß man einſieht, das griechiſche Alterthum allein, und ohne das orientaliſche dazu zu nehmen, laſſe ſich gar nicht verſtehen. Die bisher oft an ſehr geringfügigen Gegenſtänden geübte Kritik wird auf dieſem größeren Felde erſt rechte Früchte tragen. Das orientaliſche Studium bedarf der Hülfe der Kritik noch gar ſehr. Was in den großen Staaten Europa's, in Oeſterreich, England, Frankreich und Rußland bis jetzt für die orientaliſchen Sprachen geſchah, ging meiſtens zunächſt von einem praktiſchen Bedürfniß aus; ehe aber die herrlichen Materialien kritiſch bearbeitet, wiſſenſchaftlich und litterariſch benutzt ſeyn werden, dürften vielleicht noch Menſchenalter vergehen. Da nun die griechiſche Philologie die Einleitung zu jeder andern, und die eigentliche Schule der höhern gelehrten Kritik iſt, ſo erſcheint auch von dieſer Seite die Verbindung als nothwendig, obwohl dieſelbe im Großen und nach Würden auszuführen kein kleines Werk ſeyn dürfte. Eine Anſtalt dieſer Art, ein Seminarium, welches mit der bisherigen griechiſchen Philologie als Vorübung beginnend, ſodann die orientaliſche Litteratur und überhaupt jede andere Stammſprache und Alterthumskunde umfaßte, würde freylich von etwas größerem Umfange ſeyn müſſen als das Heyniſche Seminarium, auch wohl von Seiten des Staats eine etwas reichere Begründung erfordern; wo denn allerdings die gegenwärtige Zeit für die Ausführung ſo großer Ideen nicht eben die günſtigſte ſeyn mag.

Wenn mich dieſe Betrachtungen über das vorliegende Werk vielleicht ſchon zu weit geführt haben ſollten, ſo mag das Intereſſe an dem höhern Emporkommen der deutſchen Philologie zur Entſchuldigung dafür dienen, und die Erinnerung an einen Mann, der auf deutſche Litteratur ſo viel gewirkt hat wie Heyne; endlich die Vorliebe für einen Schriftſteller, der vielleicht ſelbſt als die beſte Apologie und Lobrede auf die Heyniſche Schule gelten kann, da er jenen Geiſt der Humanität, ſo wie ihn dieſe Schule faßte und lehrte, uns in der veredeltſten Geſtalt darſtellt, und ſchon in vielen gemeinnützigen hiſtoriſchen Schriften bewährt hat, die man noch als vortrefflich anerkennen wird, wenn ſchon manche der Streitigkeiten für oder gegen die Heyniſche Schule vergeſſen ſeyn werden.

F. S.

Inhalt

des achten Heftes.

Der Werth der poſitiven Offenbarung, aus der Unhaltbarkeit der biſherigen philoſophiſchen Bemühungen. V. Von Glauben und Offenbarung. Gegen Jacobi. Von E—r. . . . . . Seite 93
Eine Grablegung auf Island. Nach der Egills Saga. Von Friedrich de la Motte Fouqué. — 110
Fee Gig. Vom Profeſſor Meinert. . . . . — 116
Briefe, von Wieland, Ramler, Leſſing u. a. Von den Jahren 1770—1786. . . . . — 137
Zwey Sonnette von Frau v. Pichler. . . . . — 175
Litteratur. Heyne, biographiſch dargeſtellt von Heeren. Vom Herausgeber. . . . . — 177

Druckfehler im ſiebenten Heft.

In den Sonnetten des Freyherrn v. Rothkirch S. 86. Z. 3 v. u. ſtatt der Entſchluß, lies den Entſchluß.

S. 88. Z. 3, ſtatt was flötend klingt, l. klagt.

— 89. — 6 — ſonder Schranken, l. ſonder Schwanken.

Ueber die
Gemähldeſammlung des Herrn von Maſſias
zu
Oggersheim bey Mannheim.

Von Dr. A. M. Wallenberg.

Wer die meiſten der berühmten öffentlichen Gemähldeſammlungen kennt, iſt gewöhnlich der Meinung, ſich nun einer vollſtändigen Ueberſicht von allem Trefflichen, was die Kunſt hervorgebracht, erfreuen zu können. Erſt wenn ihm ein günſtiges Geſchick den Genuß der Kunſtſchätze verſchafft, welche manche unter den zahlreichen Privatſammlungen Deutſchlands, Frankreichs und Hollands verſchließen, wird er beträchtliche Lücken in ſeiner Kunſtkenntniß inne, und gewahrt, daß nur die Bekanntſchaft mit dieſen Sammlungen ſolche auszufüllen vermag. Wenn er hierbey nicht ſelten von dem nicht gehofften Trefflichen überraſcht wird, ſo freut er ſich doch oft, daß eine ſonſt ſchon geahndete, fehlende Stufe in der Entwickelungsgeſchichte eines Meiſters wirklich vorhanden ſey. Meiſterwerke, von deren Daſeyn man ſonſt nie gewußt, ergreifen oft mit um ſo tieferer Gewalt die Seele, als eine geheimnißvolle, weihende Stille den hochgehaltenen Schatz umgiebt, welchen der Genius der Kunſt mit zarter Sorgfalt empfänglichen Gemüthern zu innigerem, andachtsvollerem Genuſſe anvertraut hat. Und es ſcheint, als habe dieſer Schutzgeiſt gar oft ſeine geliebteſten Günſtlinge unter den Kunſtwerken dem einſamen Vollgenuſſe einzelner ſinnbegabter Kunſtfreunde hingegeben. Der Verfaſſer dieſer Anzeige hat von Correggio, Titian, Sebaſtian del Piombo, Giorgione, van Eyck, Lucas v. Leyden, Guido, Albano, von Rubens, Rembrandt, van Dyk und ſeh vielen Holländern, Werke in Privatſammlungen geſehen, wie zu Paris, Dresden und München kaum ſchönere gefunden werden. Das einzige Oehlgemählde von Michael Angelo, welches übrig iſt, befindet ſich in einer Privatſammlung, und eine ſolche verſchließt auch eines der trefflichſten Bilder von Raphael. Wie viel Merkwürdiges für geſchichtliche Forſchung und Unſchätzbare durch allgemeinen Kunſtwerth die Gallerie enthalte, welche die Herrn Boiſſerée und Bertram zu Heidelberg fü die bisher ſo wenig gekannten neugriechiſchen und deutſchen Schulen geſtiftet, weiß das kunſtliebende Publikum. Zu denjenigen Sammlungen nun, welche als Meiſterwerke bewahrend, dem Forſcher den Kreis ſeine Kunſtanſchauungen runden helfen, gehört auch die, vo welcher wir eine kurze Nachricht hier mittheilen. Doc hat der geiſtreiche Beſitzer durch verſtändiges Sammel auch dafür geſorgt, daß ſie den bloßen Liebhaber durc

Mannigfaltigkeit reitze, und hohes Vergnügen gewähren möge. Wenige haben mit ſo viel Auswahl geſammelt, wenigen hat ein gutes Glück ſo viel Schönes zugeführt. Denn nicht nur Werke findet man hier, welche das Gemüth in ſeiner Tiefe ergreifen, und die Seele in heiligem Genuſſe entzücken, ſondern auch die, welche den bloßen mahleriſchen Kunſtſinn ſchmeichelnd berühren, oder nur zur wonnigen Augenweide dienen, reihen ſich gleichſam als ſinnreiche Arabesken um den Cyklus hoher Meiſterwerke her. — Unter jenen erſten, zum Entzücken der innerſten Kunſtfreunde geſchaffenen Bildern ſteht eine Madonna mit dem Jeſuskinde oben an. Dieſes Bild iſt lange Zeit für ein Werk des Albrecht Dürer gehalten worden, weil eben ſein Zeichen daraufſteht; allein ſowohl der himmliſchliebliche und doch ernſte Ausdruck der Madonna, der ſüdliche italiſche Hauch, der durch das Ganze athmet, die zarte Seelenmuſik, die aus dem göttlich liebevollen Angeſichte der Mutter weht, die hohe Künſtlichkeit in der Stellung des Kindes, als auch die weiche, zärtliche Behandlung der Tinten, der linde, verwehende Schmelz der ganzen Farbengebung, wie nicht minder die geſammte Umgebung und Art der Darſtellung — beſtimmen Alle, welche mit Leonardo und Dürer gleich wohl vertraut ſind, das Bild dem erſten zuzuſchreiben. Maria, welche ſitzend den einen Arm auf einen Säulenſchaft lehnt, hält mit dem andern das Kind, welches ganz nackt abgebildet, auf einem grünen Kiſſen ſtehend, ſich nach ihr umſieht. Ihr Gewand iſt roth, um die Schultern hängt ein grüner Mantel, der ſich in großen breiten Falten über das Knie wirft; den zartgewölbten Buſen gürtet ein grünes, zierlich geſchmücktes Band, unter welchem ein gelbes, in kleinere Falten gelegtes Tuch den Uebergang zu dem violetten Unterkleide macht, in das der eine aufgeſtützte Arm vom Ellenbogen an gehüllt iſt; das ganze, durch die ſchönſte Farbenharmonie ausgezeichnete Bild wird von einem dunkelgrünen, hinten zu beyden Seiten aufgebundenem Vorhange trefflich gerundet. Mit ſo unergründlich künſtleriſchem Verſtande iſt das Werk gedacht, die wiſſenſchaftliche Geiſtestiefe und der hohe Ernſt der Darſtellung ſind ſo ſehr nach innen gedrängt, während nach außen, weil die Kunſt von höherer Kunſt beſiegt und verhüllt wird, nur die lieblichſte, ſeelenvolleſte Anmuth, die himmliſchſte Milde wie ein Harmonika-Ton durch das Bild klingt, daß man ſich recht lange hineinſehen muß, um es ganz mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, und nicht die Stellung des Kindes gezwungen zu finden. Dann aber auch erſcheint die beſonnene Künſtlichkeit deſſelben als vollkommen harmoniſch mit der Innigkeit und Seelentiefe der ganzen Darſtellung, und kann bey einem ſo wiſſenſchaftlich hohen und ſo innig fühlenden Manne wie Leonardo, ſo wenig als abſichtslos erſcheinen, wie die drey Kirſchen und der Schmetterling in den Händen des Chriſtus, Symbole der Offenbarungen und geiſtigen Gaben, welche das göttliche Kind über die Welt bringen ſollte; ja es würde hier gewiß ein Mißton ſeyn, wenn die Stellung ſo leicht und anmuthig wäre, als bey vielen Raphaelſchen Bildern. Es iſt eben dieſer in den Schleyer der lieblichſten Grazie gehüllte Seelenernſt auch in dem Angeſichte der göttlichen Jungfrau, der mit unwiderſtehlicher magiſcher Gewalt den empfänglichen Sinn feſſelt. In leiſen Schwebungen gehen die Formen wie linde bewegte Wellen in einander über, und indem die Tinten mit gleicher keuſchen Zartheit verfließen, ſo daß durch jenen ſeelenvollen Fleiß, der nur aus einem ganz kunſtdurchglühten Gemüthe ſtammt, die irdiſche Arbeit, der Fleiß des Menſchen verſchwindet, und das Ganze wie durch göttlichen Zauberhauch da zu ſeyn ſcheint, ſchwebt ein leiſer harmoniſcher Wohllaut aus dem Bilde in Aug und Geiſt des Beſchauers. Solche ſüße Innigkeit athmen dieſe Züge, die nur der herbere göttliche Ernſt in Wehmuth himmliſch verklärt, daß allein die erhabenſten mit dem Reitze begeiſterten Geſanges verwebten Accorde der Muſik ſie in eine andere Sprache überſetzen könnten. Das freche Wort darf es nicht wagen, dieſes Heiligthum der rührendſten, verklärteſten Seelenklänge zu entweihen. Indem die Jungfrau, in erhabener Ruhe edel und einfach da ſitzend, den Jeſus, der hier mehr reine Kindlichkeit als göttliches Weſen athmet, mit überſchwenglicher Liebe anblickt, tritt das Bild der göttlichen Liebe, nicht die Königin des Himmels, wie ſie die Neugriechen bildeten, uns rührend vor Auge und Seele. Die ganze bezaubernde Harmonie dieſes Angeſichtes ſcheint in dem zarten Ebenmaß, mit welchem die Haare in leichtgeringelten Wellen auf der Stirne geſcheitelt zu beyden Seiten den Hals hinabfließen, recht deutlich und ſprechend ausgedrückt zu ſeyn.

Ueberhaupt iſt die Darſtellung der Mutter Gottes hier der Hauptvorwurf geweſen, wo denn das Jeſuskind, gleichſam nur als Löſungswort des heiligen Räthſels zu betrachten iſt, dahingegen in vielen andern Madonnen, wie in den meiſten Raphaelſchen, vorherrſchend die Kindheit des Gottes zur Anſchauung zu bringen, die Abſicht des Künſtlers war. Das zartere Helldunkel, welches dem Aetherweſen dieſes Bildes vollkommen entſpricht, erhöht unendlich den tiefen magiſchen Eindruck deſſelben. Hier würde nicht nur jener prometheïſche Uebermuth, mit welchem viele Niederländer den entwandten Himmelsfunken in frecher, irdiſcher Flamme lodern ließen, das hohe Werk vollkommen tödten, ſondern ſelbſt die keuſchere Milde des Helldunkels, die dem Correggio eigen iſt, würde den dichteriſchen Zauber durch ungebührlich erhöhten mahleriſchen Reitz verdrängen. Nicht die rege Beweglichkeit der Farbe giebt daher dieſem Bilde ein üppiges Leben, ſondern der leiſe athmende Hauch, der die innige Wechſelbelebung der Tinten begeiſtigt, flößt ihm die höhere Seele eines ätheriſchen Lebens ein, und erhebt es, den marmornen Götterbildern ähnlich, in das reinere, über das bunte Farbenſpiel erhöhte Reich des Lichtes. Aus dem Weſen der tiefſinnigen Kunſt dieſes Meiſters entſpringt alſo ſeine Färbung, welche eine zarte, leiſe angedeutete Farbe, möglichſt von allem Erdenſtaub gereinigt, nur wie eine Hieroglyphe irdiſcher Befangenheit übrig behält. Wie Michael Angelo der Aeußerlichkeit nach durch Kraft, Großheit, Fülle und Majeſtät der Geſtalten über die Grenzen der Mahlerey in das Gebiet der Plaſtik hinüberſchritt, ſo ſchwebte Leonardo der Innerlichkeit nach durch geiſterhaften Zauber, milde Strenge der Formen, Tiefe und Erhabenheit, Reinheit und Ernſt der Darſtellung über die Mahlerey hinaus, hin in das Reich der ätheriſchen Geſtalten der Bildnerey, ſo daß es ſcheinen könnte, in dieſen beyden Heroen der florentiniſchen Schule hätten die Innigkeit des Chriſtenthums und die Vollendung der Griechen ihre Verſöhnung geſucht und ſo gefunden, daß in dem einen die Fülle der Geſtaltenerzeugung das Gefühl verſchlungen, in dem andern aber die Liebe einer Gottbegeiſterten Seele die ſtrenge Form beſiegt habe. Das Werk, von welchem die Rede iſt, dem Dürer zuzuſchreiben, dazu möchten wohl nur äußere und ſcheinbare Aehnlichkeiten veranlaßt haben. Dieſer einzig große Deutſche hat die Tiefe und Innigkeit der Dichtung mehr in die Compoſition ſelbſt, als in die Darſtellung einer einzelnen Geſtalt oder Gruppe gelegt; bey Leonardo iſt alles Innerlichkeit, mehr Seele der Empfindung, während der nordiſch beſonnenere Dürer alle Abgründe dichtender Weisheit aufſchloß, und alle Myſterien des Geiſtes in ſeinen Werken verkündete. Daher iſt auch bey dieſem Meiſter die Behandlung freyer, feſter, die Führung des Pinſels markigter, und ſeine Carnation hält in ſeinen letzten und beſten Werken die Mitte zwiſchen Bellini und Raphael, während Leonardo mit einer unausſprechlich zarten Weichheit die mahleriſche Kunſt ganz dem harmoniſchen Eindrucke opfernd, den Seelenwohllaut, aus welchem er ſchuf, ganz in die in einander klingenden Tinten übertrug. Und es iſt die Unterſuchung, von welchem Meiſter ein gutes Bild herrühre, wenn auch für den Genuß, doch nicht für das wahrhaftige Verſtehen, als gleichgültig zu achten, wie man dieſes oft behaupten hört. Denn weil in dem Vortrefflichſten eben die zarteſten Unterſchiede auftreten, und, indem ſie gerade hier am bedeutendſten werden, das Werk zu einem künſtleriſchen Individuum ſtempeln, ſo fördert die ſorgfältige Aufmerkſamkeit auf jene Unterſchiede das Erkennen und Genießen der innern Eigenthümlichkeit eines Gemähldes unendlich. Im Beginne der Kunſt ſind die Hervorbringungen aller Schulen einander ähnlich, weil alle Elemente noch unentwickelt in dem göttlichen Keime ſchlummernd ruhen; in der höchſten Vollendung nahen ſich die Werke der größten Meiſter wieder einander, nur daß ſie, indem jeder auf ſeine Weiſe den Gipfel der Kunſt erſtrebte, die unendliche Fülle aller Weltelemente, die mannigfachen Arten, wie ſich die Geſtalten des Himmels und der Erde in den Seelen der Künſtler gebrochen haben, in ſich inniglich verwebet bewahren. Weil nun die zur Blüthe entwickelte Geſchiedenheit der möglichen Anſichten, von der beſänftigenden Gewalt des reifern Geiſtes zurückgedrängt, und der Kunſtvollendung geopfert wurde, ſo wird es nothwendig, den Kreis der weniger vollkommenen Werke, aus welchen mehr die Entwickelungsgeſchichte des Meiſters, als die Kunſt ſelbſt ſpricht, erforſcht zu haben, um in den vollendeten Werken mit der Höhe der Kunſt auch ihre Tiefen, ihren Durchgang durch die Fülle der Welt, und ihre liebevolle Vermählung mit der Eigenthümlichkeit der künſtleriſchen Seelen, wodurch eben die Hervorbringung erſt zum Kunſtindividuum wird, zu fühlen, zu begreifen und zu genießen. Durch dieſes Studium vorbereitet, nachforſchend allen Verzweigungen des Kunſtgeiſtes in ſeiner Erſcheinung, gelangt man dahin, die innerſte Eigenthümlichkeit der Kunſtgattung und des Meiſters, welche bey den höchſten Mahlern faſt zuſammenfällt, ſo inniglich zu fühlen, daß die Werke das lebendige Daſeyn beſeelter höherer Individuen erhalten, in welchen der Menſch zum Verkündiger himmliſcher Schönheit ſich verklärt hat. Die weſentlich verſchiedene Behandlung Dürers von der des Leonardo wird recht anſchaulich in einem kleinen Bilde, welches ſich in dieſer Sammlung befindet, und unbezweifelt von dem erſten iſt. Zwey Engel halten das Schweißtuch Chriſti, auf welchem das Angeſicht deſſelben ſich abgedruckt hat. An Großheit und milder heiliger Ruhe in den Zügen des Chriſtuskopfes, an Einfalt der Darſtellung ſteht dieſes Bild nicht weit ab von den beſten Werken Dürers. Die Führung des Pinſels aber und die Farbengebung iſt völlig von jener in der Madonna verſchieden. Weil nun dieſe mit dem Weſen des Meiſters innig in Verbindung ſtehn, und daraus hervorgehen, ſo iſt hier, wo Gedanke und Ausdruck gleich göttlich und wohl nur einmal da ſind, eine Verläugnung eigener Individualität, um ſich eine fremde anzueignen, kaum denkbar. Worin Leonardo als einzig betrachtet werden kann, das iſt einmal die Innigkeit des Gefühles, weshalb er auch unerreichbar geblieben iſt in dem Ausdrucke weiblich hoher und zarter Empfindungen, und weshalb er ſelbſt meiſtens, alles Leben in eine Geſtalt zuſammendrängend, den Gegenſtand ergriff, der am vollſten das geſprochene Wort der reinen, innigen, gebenedeyeten Liebe iſt, die Mutter Gottes, und dann iſt es der Beſitz jenes von ſo vielen erſtrebten Geheimniſſes, das göttliche Ideal mit anziehender, menſchlicher Individualität zu verknüpfen. Daß dieſes bey dem Angeſichte der Frauen leichter iſt, als bey dem der Männer, liegt in der feiner abgeſtuften Beweglichkeit deſſelben, und iſt vielleicht der Schlüſſel, warum auch dieſer große Vorzug dem Leonardo eigen iſt.

Nächſt dieſer Madonna nennen wir ein Bruſtbild, welches Chriſtum vorſtellt, der mit einem Arme das Kreuz hält. Man hat dieſes Bild dem Julio Romano zugeſchrieben, allein wir glauben überzeugt zu ſeyn, nach Bildern, die wir in der Sammlung des Prinzen Giuſtiniani und der des berühmten Kunſthändlers Lebrün zu Paris geſehen, daß es die Arbeit des einzig großen Sebaſtian del Piombo ſeye. Dieſe vollendeten Gemählde des hohen Meiſters, welcher ein Beweis iſt, daß es auch in der Kunſt ein lebendiges Verknüpfen entgegengeſetzter Elemente ohne flachen Eklektizismus giebt, vereinen mit der ſeelenvollſten Charaktertiefe die Großheit des florentiniſchen Styles und die lebendige Beweglichkeit venetianiſcher Farbengluth, und ſie ſtimmen ganz mit dieſem Bruſtbilde überein. Hoher, ſtrenger Ernſt, durch Erhabenheit faſt herbe Göttlichkeit der Empfindung mit künſtleriſcher Gründlichkeit der Behandlung, haben unter den Italienern gewiß wenige in ſolchem Grade verbunden; doch ſcheint er ſich nur in wenigen Werken zu dieſer Meiſterſchaft erhoben zu haben. Die Marter der heiligen Agatha im Muſeum zu Paris iſt zwar ein ſehr ſchönes, ernſtgedachtes Bild, doch wenn man die trefflichern kennt, ſcheint jenes nur eine Vorübung des außerordentlichen Meiſters. Dürer hat die Idee des verſöhnenden Gottmenſchen, eines göttlichen, durch Liebe gelinderten Leidens, die Idee des heiligen Dulders, der den Schmerz der ganzen Welt auf ſich genommen, und ihre Schuld geſühnt hat, vielleicht am vollendetſten dargeſtellt, in der Kreuztragung zu München; das Ideal aber des triumphirenden Siegers, dem ſein Leiden zu himmliſcher Wolluſt geworden iſt, haben wir unter unzähligen Vorſtellungen nie wie in dieſem Chriſtusbilde in das Reich der Formen übergetragen gefunden. Wie die ſcheinbar unauflösliche Aufgabe, Hoheit und Kraft mit Demuth und Ergebenheit zu verbinden, hier durch das innigſte Gefühl von dem wechſelſeitigen Austauſche der Kraft des Mundes und der Seele des Auges gelöst wurde, ſo iſt die gleichgroße Schwierigkeit, durchaus reine, ſchöne, edle, erhabene Formen ohne eine herbe Strenge der Lineamente zu bilden, welche wohl dem Ausdrucke heidniſcher Gottheiten, nicht aber dem Verſöhner der Liebe ziemt, durch einen, dem Worte unnahbaren Einklang harmoniſcher Wellenlinien überwunden. Dieſes Geheimniß zarter Milderung der Größe durch Schönheit, der in ſich befriedigten Ruhe durch liebevolles Hinabneigen zu irdiſcher Schwäche, ſo daß ſich ihr der ſehnende Blick des Menſchen nahen darf, ſcheint als letzte Aufgabe der Mahlerey nur dem heiligen Gefühle weniger Großen unter den Künſtlern anvertraut worden zu ſeyn. Dieſes Bild wirkt mit einer wunderbaren magiſchen Kraft auf den erſten Anblick, wie bey längerer, wiederholter Betrachtung; es ergreift die Seele mit einer namenloſen Gewalt; dieſe erhabene, in ſich ſelbſt beſchloſſene göttliche Ruhe, dieſe überſchwengliche Kraft, welche zertrümmern könnte, himmliſch beſänftigt durch überſtrömende Fülle heiliger Liebe, wie ſie aus den hochgewölbten Augen blickt, ſie machen in einem Augenblick zugleich den wunderbaren Eindruck des Staunens und der Rührung, und zwingen unmittelbar zu ſtiller huldigender Verehrung.

Von Mantegna, welcher Meiſter in öffentlichen wie in Privatſammlungen gleich ſelten gefunden wird, iſt ein herrliches Bruſtbild, die h. Magdalena vorſtellend, hier. Sie wendet die inbrünſtigen Augen in die Höhe, und faltet andachtsvoll die Hände, ſo daß nur die Fingerſpitzen ſich leiſe berühren. In reichen Locken, die hier, wie das ganze Bild, übereinſtimmend mit dem Sinne der Darſtellung, etwas hart gehalten ſind, fließen die Haare kunſtlos um die nackten Arme herunter; ihr Gewand iſt weißlich gelb, vor ihr ſteht ein Crucifix. Wenn andere Mahler, wie z. B. Correggio in dem Bilde zu Dresden, mehr die Grazie und die Anmuth der holden Büßerin geſchildert, ſo war es hier dem ſtrengern frommen Alten darum zu thun, die Zerknirſchung aufrichtiger Reue, die innige Seelenandacht der Rückkehr zum Himmel darzuſtellen, und vortrefflich iſt dieſes nicht nur in dem leiſe und wehmüthig geöffneten Munde, in den großen inbrünſtigen Augen, in dem ganz aufgelöſten Weſen aller Züge, ſondern auch in der herben Strenge der Formen, die durch ernſte Buße ſchon an üppiger Fülle des Lebens verloren zu haben ſcheinen, in dem kältern Tone der Carnation, die nicht mehr vom warmen Hauch der Erdenluſt beſeelt, ſondern verklärt iſt von himmliſcher Nahrung, mit reinem Gefühle ausgedrückt.

Dieſen Bildern ſchließt ſich durch innern Kunſtwerth zunächſt an: ein Bruſtbild des David mit dem Schwerdte in der Hand, nach dem Kampfe mit dem Goliath, welches den jugendlichen Helden mit ſo geiſtreichem, markigtem, feſtem Pinſel, in einem ſo warmen venetianiſchen Farbentone darſtellt, daß der friſche Muth des Sieges aus der Behandlung nicht minder, wie aus dem keck gewandten ſchönen männlichen Geſichte, dem triumphirenden Blicke zu ſprechen ſcheint. Der Meiſter iſt Giorgione, deſſen Werke ebenfalls nur ſehr ſelten gefunden werden. Von demſelben findet ſich hier ein anderes Bild, welches darſtellt zwey nackte weibliche Figuren in einer ſchönen Landſchaft, und am Boden zwey ruhende Lautenſpieler, von denen man ſagen könnte, daß ſie den harmoniſchen Ausdruck, den der nackte weibliche Leib hervorbringt, in Accorden auszudrücken ſuchen. Daſſelbe, etwas räthſelhaft zuſammengeſetzte Bild, findet ſich, aber in kleinerem Formate, zu Paris, iſt aber hier ganz unbezweifelt auch Original.

Von Correggio ſind zwey Bilder hier, in kleinerem Formate, ungefähr 3 Fuß in die Höhe und zwey in die Breite; das eine ſtellt eine Leda mit dem Schwane, das andere eine Venus mit dem Amor vor. Da es dieſes Meiſters eigenſtes Weſen iſt, den zarteſten Lebenshauch der Farbe, das üppige Spiel des Daſeyns im blutbegeiſtigten Leibe des Menſchen empfunden, und das Fleiſch ſelbſt im Feuer der Kunſt läuternd verklärt, und mit Himmelsäther durchgoſſen zu haben; ſo vermag auch nur einem ſinnbegabten Auge die Beſchauung ſelbſt jene Luſt zu gewähren, welche der mahleriſche Kunſtſinn hier empfindet; dahingegen bey Werken, wo die dargeſtellte Idee lebendiger die Seele ergreift, und die Darſtellung als ein dienendes Mittel bezwungen hat, die Beſchreibung dem geiſtigen Sinne den Genuß ahnden laſſen kann. Es gibt Bilder von Correggio, welche durch die beſeelende Gewalt des Gegenſtandes höhern Werth haben, doch in Hinſicht auf Farbenzauber, auf zarten Tintenſchmelz, auf wahre Aetheriſirung und dadurch vollbrachte Vergöttlichung des menſchlichen Fleiſches, ſind die beyden Bilder dieſer Sammlung ſeinen guten Werken an die Seite zu ſtellen. Die üppige Wolluſt liegt hier keineswegs in dem Gegenſtande, da die Kunſt ſelbſt durch inwohnende Götterkraft dieſen ſchon adelt, ſondern in der wunderbaren Magie des leiſeſten Spieles von Licht und Schatten, die wie Luftgeiſter mit den zarten, ſchwebenden, ſich gegenſeitig belebenden Tinten, wie durch Liebeshauch ſich vermählen. Der Anblick eines ſolchen Bildes weckt dem künſtleriſchen Sinne ein ſolch reizendes Wechſelſpiel von Augen- und Geiſtesluſt, wie oft, wenn bey Sonnenuntergang die Natur ihre Wonne in einem lang ausgehaltenen Accord auszuhauchen ſcheint, der allgemeine Wohlklang aller ihrer Erſcheinungen gerade in dieſem Momente am innigſten das Gemüth ergreift, indem beym Scheiden von Sonne und Erde, von Licht und Finſterniß der verſöhnende Zauber ſpielender, jubelnder Farben nicht bloß das Auge in wechſelnder Luſt berührt, ſondern auch die Seele in leiſer Sehnſucht aufregt, einer Sehnſucht, die ohne Begierde eines Genuſſes in ſich ſelbſt befriedigt, ihrer ſelbſt genießt. Und wo wäre der Erdenſtoff inniger von Himmelsäther durchhaucht und aus dieſer vollendeten Durchdringung ein lieblicheres und mannigfaltigeres Spiel der zarteſten Farbenmiſchungen erzeugt, als eben im Leibe des Menſchen? Daher dieſer in ſeiner heiligen Nacktheit immer dem Mahler, in ſo fern er nicht die Ideale der Mahlerey erſtrebte, wo ihm dann der menſchliche Körper nur zum höchſten Sinnbilde höherer Ideen wurde, der Hauptvorwurf war. So hat auch Correggio hier die Venus und die Leda ganz nackt dargeſtellt; die erſte ſteht aufrecht mit wenig gewendetem Haupte, der Amor ihr zur Seite mit Köcher und Bogen; die Leda iſt auch nackt, man ſieht nur den ſchöngebildeten Rücken und den Kopf, welchen ſie herumgewendet hat. Und zwar iſt der weibliche Leib, in welchem zahlloſe Wellenformen ſich verſchlingen, und die feinſten Miſchungen von Tinten in einer lebendigen Muſik von Tönen in einander klingen, eben durch dieſes weniger erſcheinende, als im

Keime keuſch verhüllte Leben mehr für den helldunkeln Zauber der Farbe gebaut, dahingegen der Körper des Mannes durch feſte Beſtimmtheit und ausgeſprochene Geiſtigkeit der Umriſſe mehr der lichten, redenden Zeichnung anheim fällt. Eine nähere Begründung dieſer Behauptung könnte nur die Idee vom Verhältniſſe des männlichen und des weiblichen Körpers zur Kunſt, zur Mahlerey und zur Plaſtik, und dann des Wechſellebens von Farbe und Form, bewerkſtelligen; gewiß iſt es indeß, daß die groſſen Meiſter der Zeichnung, wie Michael Angelo, die Caracci's, mehr den nackten Leib des Mannes, die Meiſter des Colorits dagegen, wie Titian und Correggio, öfterer den nackten Körper des Weibes zur Verherrlichung durch ihre Kunſt gewählt haben. Solche Bilder wie die, von welchen die Rede iſt, müſſen daher mit dem erhöheten mahleriſchem Kunſtſinne genoſſen werden; ſie begeben ſich der Anſprüche an die Seele von ſelbſt, denn es iſt nicht die dargeſtellte Idee, ſondern die durchaus geiſtige, den Gegenſtand ſelbſt verklärende Darſtellung, welche bezaubert. Je einfacher die Stellung hier iſt, je graziöſer, je naiver, je bedeutungsvoller; eben die Natürlichkeit hauchet die keuſche Anmuth über die Vorſtellung. War es einzig dem Leonardo gegeben, mit dem chriſtlichen Ideale die Schönheit zu verknüpfen, und dadurch, unmittelbar das Symbol ſelbſt bildend, ſich griechiſcher Vollendung zu nahen; ſo beſaß in einer andern entgegenſtehenden Sphäre vielleicht Correggio allein das Geheimniß, durch die Magie einer ganz ſeelenvollen Behandlung die zarteſte Sinnlichkeit ſelbſt zu vergeiſtigen, und, wenn jener modernen Stoff durch helleniſche Bildung erhöhete, ſo die antike Dichtung durch gemüthliche Innigkeit zu verklären, und in ein höheres Daſeyn emporzuheben. Denn das iſt das Myſterium des Helldunkels, daß dadurch Farbe und Form, das Gebildete und das Bildende, die Nacht und das Licht, als ſolche aufgehoben ſind, und indem ſie zu Hieroglyphen werden, in welchen die Himmelsſchrift geſchrieben iſt, der Gegenſtand wahrhaftig verzaubert und in jenes Reich entrückt wird, wo der Schein und das Spiel ihr göttliches Recht behaupten, und wie in der Kunſt überhaupt zum Seyn und zum Ernſt geworden ſind.

Außer den genannten Werken, die in jeder großen Sammlung eine Zierde wären, finden ſich noch andere von nicht geringem Werthe hier. Von Titian ein ſehr ſchönes, wohl erhaltenes Bild von vielen Figuren; auf der einen Seite der heilige Sebaſtian, nackt an einen Pfahl gebunden; auf der andern die heilige Agnes; in der Mitte die Biſchöfe, Patronen der Kirche, für welche das Bild beſtimmt war; in den Lüften erſcheint die Madonna, von Engeln umflogen. Außer allen bekannten Vorzügen der Titianiſchen Behandlung hat das Werk noch einen Ton von bedeutenderer Charakteriſtik, als ſie ſich oft in den Arbeiten dieſes Meiſters findet.

Von Guido zwey Bilder; das eine die Lucretia in dem Augenblicke des Selbſtmordes darſtellend, aus ſeiner früheſten, ernſteren, ſtrengeren, und im Colorit dunkleren Manier; es iſt aber in Hinſicht des Ausdrucks gewiß eines der ſeelenvolleren Bilder dieſes Meiſters. Der erhabene Schmerz der Jungfrau ſpricht aus dem wehmüthig klagenden, zum Himmel gewendetem Blick, mit rührender Innigkeit, während ſtoiſch herbe Geſinnung den leiſe geöffneten Mund belebt. Das andere Bild iſt eine Magdalena, aus des Meiſters letzter, mehr leicht hinwerfender Manier, aber in dieſer gewiß ausgezeichnet durch ernſten Sinn, der über die Darſtellung verbreitet iſt. Wahrſcheinlich iſt auch ein anderes, höchſt merkwürdiges, und in mancher Hinſicht einziges Bild dem Guido zuzuſchreiben. Es iſt eine entſeelt daliegende weibliche Figur, den Kopf herumgewendet, in dem Nacken ſieht man einen leiſe angedeuteten Einſchnitt des Henkerbeiles. Welche Heilige oder Märtyrin, oder welche Begebenheit es ſey, die hier vorgeſtellt wird, iſt nicht ganz klar, aber unendlich rührend iſt dieſe verhüllte Geſtalt; der Schmerz des gewaltſamen Todes iſt durch die heilige Ruhe, die ſtille Grazie, welche über die ſchönen Glieder des jugendlichen Weibes ausgegoſſen ſind, in ſanfte Wehmuth gelöſet. Ein zartgewebtes, mit Goldblumen durchwirktes Gewand umſchließt, dicht ſich anſchmiegend, den keuſchen Gliederbau; wie ein ätheriſches Weſen, ſchon zu höhern Sphären entrückt, ruht die geopferte da. Doch ergreift hier weniger der Sieg einer Gotterfüllten Seele über Erdenſchmerz, als vielmehr die durch Anmuth beſänftigte Bitterkeit des Todes, indem ſie mehr an die Heiterkeit griechiſcher Darſtellung erinnert, und jene leiſe Rührung hervorruft, welche der Schönheit immer zur Begleiterin wird. Meiſterhaft iſt die Zeichnung in der Verkürzung der liegenden Geſtalt; ſie muß auf der Stelle, für welche das Bild urſprünglich beſtimmt war, eine überraſchend zauberhafte Wirkung hervorgebracht haben. Der Styl des Ganzen deutet durchaus auf die Lombardiſche Schule; die Weichheit der Behandlung ſpricht dafür, es dem Guido zuzuſchreiben.

Von Hannibal Caracci ein blinder Mann, der eine Statue befühlt; gewiß eines der beſſern Werke dieſes ſtrengen und beſonnenen Meiſters, in welchem die Farbe weit reiner, wärmer und geiſtvoller behandelt iſt, als in ſo vielen ſeiner Bilder. Von der Hand deſſelben Mannes iſt wahrſcheinlich auch eine große Compoſition, grau in grau behandelt. Es iſt die Steinigung des heiligen Stephanus. Der Kopf des ſterbenden Märtyrers hat den Ausdruck des heiligenden liebevollen Leidens in hohem Grade; es herrſcht zwar eine mehr weibliche Luſt am Tode in dieſen Zügen, als eine eigentliche Glauben-erfüllte Ergebenheit in den göttlichen Willen; doch iſt dieſes höhere Element chriſtlicher Darſtellungen in Werken der Lombardiſchen Schule nur ſelten und gleichſam als eine ſparſame himmliſche Blüthe auf dieſem hier mehr irdiſchen Boden der Kunſt hervorgebrochen. Die wilden Geſtalten um ihn her ſind in rauher Kraft und Barbarey künſtleriſch gruppirt; morden iſt ihnen mehr ein gewohntes Geſchäft, als daß ſie jenen tiefern Charakter der Düreriſchen Henkersknechte trügen, welche die grauſe Verzweiflung und den ſchmachvollen Fluch zum Mord des Göttlichen beſtimmt zu ſeyn, in einer, zuweilen an Karrikatur grenzenden Verzerrung und Verſchrobenheit der Züge und der ganzen Geſtalt ausdrücken. Wiſſenſchaftliches Studium herrſcht, wie in allen Werken der Lombardiſchen Schule, ſo auch in dieſem; begeiſtertes künſtleriſches Gefühl, einfache innige Empfindung klingt gleichſam wie ein langſam verhallender Ton aus der alten gemüthvollen Zeit hinüber. Im Ganzen iſt es gewiß ein treffliches, in künſtleriſcher Rückſicht nicht genug zu erhebendes Bild. —

Von Spagnoletto ein ſehr ſchönes Bild, ja bey weitem vorzüglicher, als die in großen Sammlungen befindlichen Werke. Es ſtellt Chriſtus mit den Phariſäern dar. Der Gegenſatz göttlichen, demüthigen Wiſſens, und hochmüthiger, menſchlicher Gelahrtheit, iſt mit richtigerem Gefühl des Gegenſtandes ausgedrückt, als es oft bey den neuern Lombarden, deren Schüler Spagnoletto war, der Fall geweſen iſt. Die dunkle, allen dieſen Meiſtern gewohnte Haltung der Farbe, die grellen Gegenſätze von Licht und Schatten ſagen der Darſtellung dieſes Gegenſtandes zu, und verbreiten einen magiſchen Charakter über dieſen Zauber, den das göttliche über menſchliches Wiſſen übt. In einigen Köpfen der Alten iſt die ſich ſelbſt brüſtende, nur ſich und der erſtorbenen Lehre vertrauende Erdnatur der Schriftgelehrten mit ſcharfem Verſtande und lebendig individueller Charakteriſtik dargeſtellt. Das Bild iſt keck, frey, mit großer Meiſterſchaft in Führung des Pinſels gemahlt.

Von Albano ſind zwey kleine Bilder hier, wahrſcheinlich die Meiſterwerke dieſes Künſtlers. Alles was man in den öffentlichen Sammlungen von ihm ſieht, die vielen kalten mythiſchen Darſtellungen geben keinen Begriff von der Tüchtigkeit des Mannes, wenn ihn die Kunſt allein begeiſterte. Nur in der vormaligen Sammlung des Prinzen Giuſtiniani zu Paris findet ſich eine Reihe von Bildern, welche die zwölf Apoſtel in Lebensgröße, aber als Knieſtücke darſtellen, und welche wohl geeignet ſind, einen gefühl- und talentvollen Mann, einen großen wiſſenſchaftlichen Künſtler in Albano erkennen zu laſſen. Die beyden in der hier beſchriebenen Sammlung befindlichen Bilder kommen in Schönheit der Formen, in Beſtimmtheit, Adel und Strenge der Umriſſe, in markigter Behandlung, die zugleich die gewohnte Weichheit und Zartheit beybehält, der römiſchen Schule ſo nahe, daß man ſie auf den erſten Anblick ſehr wohl dem Julio Romano zuſchreiben könnte, wenn nicht einzelne, faſt abſichtliche, kecke Abweichungen von korrekter Zeichnung, den leichtſinnigeren, an ſittliche Ueppigkeit und Willkühr gewöhnten Albano verriethen. Das eine dieſer kleinen Bilder ſtellt die Galathea auf einer Muſchel dar, von Tritonen gezogen, ganz enthüllt und in vollem Liebreiz ſtrahlend, die erſte jugendliche Knoſpe dem liebevollen begehrenden Blicke des ſanft umherrauſchenden Elementes hingebend; die anmuthigſte Stellung begünſtigt unendlich die linde Anmuth, welche über die ganze Geſtalt ſchwebt, und ſie wie ein Aetherweſen vom irdiſchen Boden zu höherm Daſeyn emporhebt. Das andere dieſer beyden kleinen Werke iſt ein Crucifix, von Engeln getragen. Was die Religion, von Majeſtät und Heiligkeit entkleidet, Reitzendes und Liebliches hat, das wurde in dieſem Werke auszudrücken verſucht. Es ſind freylich nicht wahrhaft chriſtliche Engel, die in ſtiller Einfalt und frommer Demuth in dieſem Triumphe des Kreuzes die Erhabenheit des göttlichen Leidens feyerten, wie dieſes wohl von den Alt-Deutſchen und erſten Italienern gebildet wurde; aber es ſind heitere, fröhlich in himmliſcher, lieblicher Unſchuld ſchwärmende Genien, welche die geheime, ſüße Wonne des Leidens für andere, für die Welt, als zartes, ſinnreiches Symbol zu verkünden ſcheinen. In den mannigfaltigſten, in Huld und Grazie wetteifernden Gruppen ſind die kleinen Engelgeſtalten bald fliegend, tragend, hebend um das Kreuz verſammelt, und zärtlich, ſorgfältig darum bemüht, die kindliche, faſt zuweilen kindiſche Luſt an ſo hoher Arbeit recht keck ausdrückend. Indem ſie mit aller Anſtrengung ſich emporzuheben ſcheinen, blickt doch eine ſpielende Fröhlichkeit, ein weiches Genießen ihrer ſchönen Arbeit aus den anmuthigen Kindesgeſtalten ſchalkhaft hervor. Die Grazie, welche Seele der Mahlerey iſt, verhüllt ſich, indem ſie als äußeres Gewand, die Seele der mahleriſchen Kunſt, welche das Chriſtenthum iſt, umgiebt, in ſo mannigfaltige Geſtalten, daß man ſie bis in alle einzelnen, auch die lieblichſten Metamorphoſen verfolgen muß, um den geheimen Reitz dieſer ſeelenvollen Mitte, in welcher alle Töne der Empfindung ſich durchkreuzen und durcheinander klingen, recht innig zu fühlen. Wie in den heiligen Legenden eine irdiſch himmliſche Vermittlung ganz vollendet, und der Liebesbund bis in alle einzelne Glieder geſchloſſen dargeſtellt wird; ſo haucht die Anmuth himmliſchen Odem über alle Geſtalten der Kunſt, welcher ſie zunächſt als Begleiterin mitgegeben ward. Daher das allgemeine Ringen ſowohl nach der Grazie, als der ſo ſehr verſchiedene Ausdruck derſelben. Während Leonardo die Seele faſt ganz vom Leibe loszureißen wußte, und ſie gleichſam im Schmerz einer alten Sehnſucht leiſe lächelt, während Correggio in einem ſchalkhaften Spiele himmliſcher Freyheit mit der irdiſchen Befangenheit die Anmuth ausdrückte, und im Darſtellen dieſer leiſen Ironie oft bis an die Verzerrung ſtreifte; ſo ſehen wir in allen Umwandlungen, welche die Darſtellung der Anmuth bey Guido, Albano, Parmeggianino u. a. annehmen muß, ehe ſie ſich endlich bey Pietro di Cortona in ein flaches, geiſtloſes Lächeln und bey den Franzoſen, wie Mignard oder gar Boucher, Watteau in vollkommen gehaltloſe Gaukeley oder gar Affectation verliert, auch hier das Himmliſche den Schmerz der Entweihung erfahren, und einen ätheriſchen Ton irdiſch verklingen. Das Maaß, die geweihte Kunſtmitte, die nicht zu weit von der Erde entfliegt, wie Leonardo, und nicht zu tief ſich in ihre bunte Fülle verſenkt, wie Guido und Albano, dieſe hat nur Raphael empfangen, und ihm allein lächelte die Huld, welche die höchſte Verklärung der Grazie iſt.

Einige andere vortreffliche Bilder zeigen wir nur als hier befindlich an. Eine Geburt Chriſti, aus der Schule des Correggio, doch im Styl der Formen ſehr davon verſchieden, und eher an Sebaſtian del Piombo erinnernd; eine kleine Skizze von Fra Bartolomeo, und mehrere vortreffliche Bilder aus der Lombardiſchen und Neapolitaniſchen Schule von Guercino, Lauri, Lanfranco von Solimena, und zwey treffliche Architekturen von Panini. Auch von Goltzino iſt ein kleines ſehr angenehmes Bild, und ein anderes wird dem von Eyck zugeſchrieben, iſt aber gewiß dieſem Meiſter unendlich untergeordnet.

Wenn wir von den niederländiſchen Bildern, deren dieſe Sammlung eine große Anzahl, und einige ganz meiſterhafte beſitzt, nur die hauptſächlichſten anführen, und uns mit ihrer Nennung begnügen; ſo geſchieht es darum, weil nur eine vollkommen wiſſenſchaftliche Entwickelung des Weſens dieſer Schule, die hier nicht an ihrem Orte iſt, den geheimen Sinn dieſer dem Naturgeiſte gleich ſchlafenden, höchſtens irdiſch träumenden Nachtſeite der Kunſt zu enthüllen und dem Verſtändniß zu vermitteln vermag. Da bey dieſen Meiſtern weniger der Gegenſtand als der Geiſt der Behandlung anzieht, und der irdiſche Stoff allein die Seele ſeyn wollte, ſo daß der Sinn für freyes Farbenſpiel, das genießende Auge ihr Feſt feyern können; ſo kann auch nur die eigene Anſchauung einzig, da wo die künſtleriſche Empfänglichkeit nicht fehlt, von dem Werthe des Werkes einen Begriff geben.

Von Rubens ſind hier außer mehreren trefflichen Skizzen zwey Bilder, welche die Herodias mit dem Haupte des Johannes, vor ihrem Vater an der Tafel darſtellen. Die Frechheit des Gegenſtandes ſagt recht dieſer wilden Willkühr der Behandlung zu. Das eine iſt eine kleine vollendete Skizze, unbezweifelt von Rubens Hand, das andere iſt das größere, ausgeführte Bild ſelbſt. Es wird dieſes für Rubens Arbeit gehalten; allein wir können nach einer ziemlich vertrauten Bekanntſchaft mit dieſem Meiſter und den mannigfaltigen Metamorphoſen, welche dieſe gigantiſche Wuth in der Farbe zu wühlen, ja ihre zarten Geheimniſſe wo möglich zu entweihen, in ſeinen verſchiedenen Schülern durchlaufen hat, es nur einem der geringeren, höchſtens dem van Thulden zuſchreiben. Rubens hat ſelbſt dieſes Bild ſehr geſchätzt. Von Ruysdael, dieſem ſeltenen Mahler, zwey Landſchaften, von welchen die eine ſo vortrefflich erhalten iſt, daß man die ganze Klarheit und den Zauber des Tones, ſo wie die Einfalt nordiſcher Kraft in der Darſtellung, das weiche, melodiſche Spiel einer im Ganzen ſo ſchwer nachzubildenden, mit dem Nebel kämpfenden Atmosphäre, und die friſche Luſt des Daſeyns in den ſtämmigen Eichengruppen wie in den wandelnden Figuren hier beyſammen findet und bewundert. Die andere dieſer Landſchaften iſt mehr durch Fülle der Zuſammenſetzung, durch geiſtreich gegeneinandergeſtellte und ſich einander hebende Baumparthien, und durch eine äußerſt freye Führung des Pinſels ausgezeichnet. Von Pouſſin ſind zwey große, reich ſtaffirte Landſchaften hier, und eine andere, die wir dem Rubens zuſchreiben müſſen, wenn gleich die im Vorgrunde weidende Heerde Kühe von der Hand eines andern herrühren mag; es iſt eine große, außerordentlich mannigfaltige und trefflich gemahlte Landſchaft. Die weiche, ſchmeichelnde Pinſelführung iſt mit einer kecken und breiten ſo ſchön verſchmolzen, daß das Auge, den verſchiedenen Spuren der künſtleriſchen Hand folgend, überall gereitzt und nirgends durch Mangel an Wohllaut abgeſtoßen wird. Von Poelemburg iſt außer einigen kleineren in ſeiner gewohnten Manier ein großes Bild von wunderbar magiſchem Effekte und einem ganz Corregginiſchen Helldunkel hier, ſo daß es unter vielen in großen und kleinen Sammlungen befindlichen Werken dieſes durch eine eigene Anmuth der Behandlung ausgezeichneten Meiſters gewiß für das trefflichſte gehalten werden muß. Es ſind badende Nymphen bey einer Quelle, die aus einer großen, dunkeln, hochgewölbten Felſengrotte ſprudelt. So oft der Mahler auch dieſen Gegenſtand dargeſtellt, ſo iſt es ihm doch vielleicht nie gelungen, den Reitz und die Magie deſſelben ſo ſprechend auszudrücken, als es hier durch das weihende Dunkel einer hohen Grotte, welche die ſtille Grazie nackter weiblicher Schönheit zu heiligen ſcheint, geſchehen iſt. Dazu kömmt, daß neben allen bekannten Vorzügen des ſpielenden, halb violetten, halb luftigen Tones, welcher hier zum höchſten Grade der Meiſterſchaft gelangt iſt, auch die Zeichnung der nackten Geſtalten weit richtiger, und ihre Gruppirung mannigfaltiger und anmuthiger iſt, als man es ſonſt wohl bey Poelemburg ſieht. Wie die Schüler der großen Meiſter gewöhnlich ein Element deſſelben ein jeder für ſich genommen, und beſonders ausgebildet zu haben ſcheinen, und man hinwiederum in den verſchiedenen Werken des Lehrers den Keim jener Seite findet, die in dem Schüler ihre Blüthe erreicht hat: ſo finden wir hier eigentlich das Talent des Kuylembourg wie in der Knoſpe verhüllt. Er hat dieſe Grotten zum Lieblingsvorwurf gewählt, doch freylich in der Magie des Helldunkels nie ſeinen Lehrer erreicht.

Von Blumenſtücken ſind zwey Meiſterwerke hier; das eine unbezweifelt von Huyſum, und an der zarten, weichen, ſchmeichelnden und doch beſtimmten Pinſelführung leicht zu erkennen; auch die ſinnvolle und in das Weſen der Blumen, wenn ſie zum Strauß kunſtreich und ſymboliſch verbunden ſind, tiefer eindringende Zuſammenſetzung verräth den empfindenden und übertrefflich mahlenden Künſtler. Das Gegenſtück erſcheint uns wie eine der guten Arbeiten des Abraham Mignon.

Von Potter iſt ein kleines Werk aus ſeiner frühern, zwar weniger freyen aber deſto lieblichern Manier in dieſer Sammlung. Ein wunderbar componirtes Bild von Gerhard Dow, das zwar im Tone dieſen Meiſter nicht verkennen läßt, aber nicht ſeinen ſichern und beſtimmten Pinſel zeigt, erinnert lebhafter als andere an ſeinen Lehrer Rembrandt. Eine niedliche Landſchaft von Adrian v. d. Welde gehört zu den wenigen, wo der Ton nicht manierirt iſt, und eine andere Landſchaft von Carl du Jardin iſt bemerkenswerth. Auch dieſer war nicht immer manierirt, und hat zuweilen die Natur mit unbefangenen Augen geſehen, wie Claude und Ruysdael. Von Netſcher, Schalken, Griffier, Angermeyer u. a. ſind recht lobenswerthe Bilder hier; und von Querin van Brekelenkamp, einem von denen, welche die Frechheit und Ausgelaſſenheit nicht wie Steen und Brawer in dem Gegenſtande, ſondern in der Kühnheit und Wildheit des Pinſels geſucht, iſt das größte und beſte Bild hier, das wir noch von ihm geſehen.

Aus der franzöſiſchen Schule findet ſich hier von Pouſſin ein Bild, das er noch vor jener Zeit gemahlt, da er die Farbe aus einer vollkommen unkünſtleriſchen Erhebung über ſeine Kunſt abſichtlich verachtete und tödtete, und das daher weit lebendiger und geiſtreicher iſt, als ſo viele ſeiner kalten, farbloſen Studien nach Basreliefs, die uns zwar den Kunſtfleiß im höchſten Grade achten laſſen, aber nie unſer Inneres oder auch nur die mahleriſche Luſt aufregen. Das Bild iſt die Darſtellung einer bachantiſchen Szene; Ueppigkeit und lebensfrohes Spiel erheitert das Ganze.

Wir begnügen uns mit dieſer Anzeige, indem wir die Kunſtfreunde einladen, ſich den Genuß der Anſchauung ſelbſt zu verſchaffen, da der ſehr gefällige Beſitzer der Sammlung ſich eine Freude daraus macht, ſie Liebhabern und Kennern zu zeigen.

Der
Werth der poſitiven Offenbarung,
aus
# der Unhaltbarkeit der bisherigen philoſophiſchen Bemühungen.

VI.
Von Glauben und Offenbarung.
Gegen Fries. Von C—r.

So unrichtig auch im Weſentlichen Jacobi's Lehre von Glauben und Offenbarung iſt, wie ſich in der vorhergehenden Betrachtung zeigte, ſo hielt ſie doch Pr. Fries ſeines Votums und ſeiner Vertheidigung würdig, und er gab deßwegen ſeine ſchon vorher angeführte Schrift (von deutſcher Philoſophie, Art und Kunſt) in Druck. Hierzu mag ihn auch der Umſtand bewogen haben, weil er ſelbſt ein philoſophiſcher Glaubensprediger iſt, und dieſes Amt ſchon ſeit dem Jahr 1805 vertritt, wo er ſeine Schrift: Wiſſen, Glaube und Ahndung, zu Jena herausgab, folglich ihm daran gelegen ſeyn muß, dieſen Glauben handzuhaben.

Es haben zwar Kant und Jacobi in ihren ſchon vor den Fries'ſchen erſchienenen Schriften vielfältige Meldung von einem ſolchen Glauben gemacht; allein keiner von beyden hat (wie Fries in letztgenannter Schrift S. 70 behauptet) die Weſenheit dieſes Glaubens recht verſtanden. So wie Kant den Begriff des Glaubens beſtimmt hat, iſt er entweder nur »Ueberredung, oder eine beſſer oder ſchlechter begründete Meinung, das heißt nur dem Grade nach vom Wiſſen unterſchieden«; und Jacobi'n »iſt Wiſſen durch Schlüſſe gegründete Ueberzeugung, Glaube aber eine unmittelbare Ueberzeugung ohne Schluß.« Hingegen nach Fries entſteht dieſer Glaube eigentlich dadurch in uns, daß wir unſer Wiſſen auf ſeine wahre Verhältniſſe herabwürdigen, daß wir einſehen, unſer Wiſſen um das Endliche der Natur ſey nur Erſcheinung; darüber hinaus aber ſey die Idee des Ewigen, und der Glaube an das Ewige in uns (daſelbſt S. 59). Der Jacobiſche Glaube entſteht aus dem innern Gefühle, der Friesſche hingegen aus dem Denkvermögen (Wiſſen), und beyde ſind übrigens noch in mehreren Stücken an ſich verſchieden *). Deſſen ungeachtet giebt Fries dem Jacobi ſein Votum und holt mit ihm ſeine Beſtätigungsgründe aus den nämlichen Quellen, wie ſich aus dem Folgenden zeigen wird.

Fries ſtützt ſich auch, wie Jacobi, auf die in der Vten Betrachtung angeführten Stellen des Wandsbecker-Bothen, und will daraus in ſeiner Vertheidigungsſchrift für Jacobi S. 90 f. den Satz bewähren: »Es gebe in der Wahrheit dem Menſchen nur eine religiöſe

---

*) Man ſehe hierüber ſeine Schrift von deutſcher Philoſophie, Art und Kunſt. S. 44. f.

»Offenbarung, die die innere heißt, die des Glaubens, »der in ihm lebt. — Dieſe Wahrheit, daß alle Erkennt»niß des Geiſtes und des Lebens dem Menſchen nur »durch Selbſterkenntniß werde, ſey der Dogmatik (ob»wohl die Schrift ſagt, das Himmelreich iſt inwendig »in euch, und Gott iſt ein Geiſt; die ihn anbeten, die »müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten —) »nicht hinlänglich klar geweſen; darum nur brauche ſie »jenen Unterſchied äußerer und innerer Offenbarung, »deren Licht doch nur aus der einen innern Quelle fließe.«

Das Unſtatthafte, welches in den gedachten Stellen des Wandsbecker-Bethen vorkommt, habe ich in der vorhergehenden Betrachtung ſchon aufgedeckt. Es können alſo dieſelben keineswegs zur Bewährung der neuen Friesſchen Glaubenslehre etwas beytragen.

Daß auch die Schriftſtellen, welche Fries anführte, hierzu nichts nützen, ließ ſich zwar ſchon aus dem abnehmen, was über ähnliche Schriftſtellen, derer ſich Jacobi bediente, in derſelben Vten Betrachtung vorkam. Jedoch weil Fries die Dogmatiker hierüber einer Unwiſſenheit beſchuldigt, und ihre bisherige Unterſcheidung zwiſchen äußerer und innerer Offenbarung aus eben ſolcher Unwiſſenheit ableitet; ſo lohnt es ſich der Mühe, den Werth dieſes neuen und über alle andere ſich erhebenden Schriftauslegers näher kennen zu lernen.

Den erſten Text: »Das Himmelreich iſt inwendig in euch« findet man in der heiligen Schrift nicht ſo wörtlich, wie er daſteht, ſondern nur: »Das Reich Gottes iſt in euch,« Luk. XVII. 21. Chriſtus ſprach dieſe Worte, da er von den Phariſäern gefragt wurde, wann das Reich Gottes kommen werde (daſelbſt v. 20). Die Veranlaſſung zu dieſer Frage waren zwey irrige Vorſtellungen derſelben: nämlich da Chriſtus in ſeinen Lehren, beſonders in Gleichniſſen, vom Himmelreiche, vom Reiche Gottes und der Einführung deſſelben oft Meldung that, auch ſich als den Sohn Gottes erprobte, ſo waren ſie der Meinung, daß er auf dieſer Welt ein äußerliches, irdiſches Reich und zwar ſchon während ſeiner damaligen Gegenwart auf der Erde, ſtiften und einführen werde. Ueber jede von dieſen irrigen Meinungen belehrte ſie Chriſtus beſonders, und zwar in Betreff der erſten ſagte er ihnen, daß das Reich Gottes nicht von einem äußeren, irdiſchen, ſondern von einem innern, geiſtigen, zu verſtehen ſey. Zur Beantwortung der zweyten redete er dann von ſeiner zweyten, zukünftigen, glorreichen Ankunft, und von dem, was vor und bey derſelben ſich ereignen wird.

Es iſt hier nur darum zu thun, daß man die erſte Belehrung von Chriſtus recht verſtehe. Zu dieſer Abſicht muß alſo eine richtige Beſtimmung des Himmelreichs, des Reichs Gottes, feſtgeſetzt ſeyn, die wir aber nicht aus den Schriften des Pr. Fries, ſondern nur aus den Lehren von Chriſtus ſelbſt, und den von ihm unmittelbar unterrichteten Apoſteln ſchöpfen können.

In den heiligen Schriften, welche die vorgedachten Lehren enthalten, kommt der Ausdruck Himmelreich, Reich Gottes, ſehr oft und in folgenden Bedeutungen vor:

1) Als der werkthätige Glaube an die Chriſtuslehre, als die Gerechtigkeit u. dgl.. Mark. I. 14. 15. Luk. XII. 31 — 33. Röm. XIV. 17.

2) Als der Antheil derjenigen, die gerecht ſind und die Gebote Gottes halten. Math. V. 10. 19. 20. VII. 21, XVIII. 21 — 35. Luk. XVIII. 16 — 24.

3) Als die geiſtige Gemeinde, welche Chriſtus ſtiftete. Math. X. 6. 7. XIII. 24 — 32. Apoſtelgeſch. XX. 25 — 28.

4) Als die Seligkeit der Gerechten im künftigen Leben. Math. VIII. 11. 12. XVIII. 1 — 10. XXV. 34. XXVI. 29.

Die chriſtliche Dogmatik lehrt demnach, daß der Eintritt in das Reich Gottes durch den Glauben an Chriſtus —, und der Aufenthalt durch die Befolgung ſeiner Lehren, durch Gerechtigkeit, geſchehe; daß dieſes Reich in der Gemeinſchaft derjenigen, die an Chriſtus glauben, beſtehe, und daß es an den getreuen Befolgern ſeiner Lehre auch im künftigen, ſeligen Leben, das ihnen zu Theil werden wird, ewig fortdauern werde.

Die Grundlage dieſes Reichs beſteht alſo im gedachten Glauben und in der Gerechtigkeit, welche innerlich, in der Seele des Menſchen ſind. Darum ſagte Chriſtus: Das Reich Gottes iſt in euch.

Es würde aber der Glaube, als die Grundlage dieſes Reichs, niemals unter den Menſchen ohne äußere Verkündigung entſtanden ſeyn; darum geſchieht von dieſer, als dem Hauptgeſchäfte Chriſti und ſeiner Apoſtel, ſo oftmalige Meldung in den heiligen Schriften,

z. B. Math. X. 5—7. Mark. I. 14. Luk. IX. 2. Apoſtelgeſch. XX. 25. XXVIII. 23.

Auch die äußere Verkündigung allein hatte den Glauben noch nicht bewirkt; darum blieben ſo viele Menſchen bey der Anhörung derſelben ungläubig. Nur jene glaubten, welche zum ewigen Leben verordnet, vorbeſtimmt waren, Apoſtelgeſch. XIII. 48. Es muß nämlich Gott auch innerlich hierzu auf dem Geiſt des Menſchen einwirken, wie ſchon in der Vten Betrachtung vorkam.

Welch einen Mißbrauch und welche ungebührliche Wortdeutung erlaubte ſich demnach Pr. Fries an dem bisher unterſuchten Schrifttexte, indem er daraus darthun wollte, daß es keine andere als nur die innere Offenbarung allein gebe, und daß alle Erkenntniß des Geiſtes und des Lebens dem Menſchen nur durch Selbſterkenntniß werde! Nach der Schrift giebt es eine äußere und innere Offenbarung zugleich; nach Fries aber nur eine innere — nach der Schrift gelangen wir zur Erkenntniß des Ueberſinnlichen durch den Glauben an Chriſtus; nach Fries durch den Glauben an uns ſelbſt; — nach jener kommt uns die Wahrheit von Gott, nach dieſem nur von uns u. ſ. w. Ungeachtet aller dieſer Gegenſätze unterfängt ſich doch Pr. Fries, zur Beſtätigung ſeiner exotiſchen Lehre nicht nur auf die Schrift ſich zu berufen, ſondern auch die Dogmatiker überhaupt einer großen Unwiſſenheit zu beſchuldigen! Hat er wohl hier ſich ſelbſt als gründlichen Dogmatiker ausgeſprochen?

Eben ſo unächt iſt der Gebrauch, welchen Fries zur nämlichen Abſicht von den Worten der Schrift machte: Gott iſt ein Geiſt; die ihn anbeten, die müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten. Dieſe Worte ſprach Chriſtus Joh. IV. 24. zum ſamaritaniſchen Weibe, als die Rede vom Orte war, wo man Gott anbeten ſollte, zu Jeruſalem oder auf dem Berge, wo ſie ſich beyde damals befanden. Er lehrte ſie, daß es zur wahren Anbetung nicht auf den Ort ankomme, wo ſich der Anbeter befindet, ſondern nur auf die Beſchaffenheit des Geiſtes bey demſelben. Gleichwie Gott ein Geiſt der Wahrheit und die Quelle derſelben iſt, ſo kann ſich im Gebete nur jener Geiſt mit ihm vereinigen, welcher der Wahrheit ergeben iſt; denn die Weſenheit des Gebetes beſteht in der Erhebung des Geiſtes zu Gott, und in der Einigung deſſelben mit ihm.

Wie könnte man nun aus den angeführten Worten Chriſti, ohne ihnen den größten Zwang anzuthun, folgern, daß alle Erkenntniß des Geiſtes und des Lebens dem Menſchen nur durch Selbſterkenntniß, aus der Offenbarung ſeines eigenen Geiſtes werde? Es iſt ja in dieſer Stelle die Rede von den wahren Eigenſchaften des Gebets, und wenn man auch aus derſelben die Quelle unſerer höhern Erkenntniß aufweiſen wollte, ſo könnte man ſie weit ſchicklicher an jene Stellen der Schrift anreihen, in welchen wir an Gott, als den Vater, den Urſprung des Lichtes (Jak. I. 17.), und an Chriſtus, als das Licht der Welt (Joh. VIII. 12.) angewieſen werden, um davon Weisheit und wahre Kenntniß zu erbitten, wie dieß erhellet aus Jak. I. 5. Koloſſ. II. 2. 3. u. a. O.; und dieß darum, weil die Weisheit der Welt, nämlich die Weisheit und Kenntniß, welche aus dem bloßen Menſchen entſpringt, bey Gott eine Thorheit iſt. I. Cor. III. 19.

Solche Schriftſtellen taugen freylich nicht zum Plane der Fries'ſchen Philoſophie, nach welcher dem Menſchen alle höhere Erkenntniß nicht von oben herab, ſondern aus ihm ſelbſt kommen ſoll. Jedoch weil Pr. Fries ſelbſt auf die heilige Schrift ſich berufen hat, um daraus ſeiner Lehre einen Anſtrich der Wahrheit zu borgen, ſo mußte man ihn auch eben aus derſelben ſeines Irrthums überweiſen.

Es iſt aber nicht die heilige Schrift allein, die der Friesſchen Lehre entgegen ſteht; ſondern es laſſen ſich an ihr ſelbſt weſentliche Fehler aufweiſen, welche in das Ganze ſeiner Philoſophie eingreifen, und wovon ich hier nur einige kurz erwägen will.

Fries giebt in ſeiner Schrift: Wiſſen, Glauben u. ſ. w. S. 60 folgende kurze Ueberſicht ſeiner Philoſophie: »Die Dogmen unſerer Philoſophie gehen aus von der Beſchränkung des Wiſſens; ſie weiſen dann den reinen Glauben der Vernunft an das Ewige auf; und laſſen endlich dieſen im Endlichen lebendig werden — durch die Ahndung.«

A. Die Fries'ſche Lehre beruht in Betreff der Beſchränkung des Wiſſens hauptſächlich auf folgenden Sätzen:

I. Wir ſind uns nicht unmittelbar bewußt, daß wir die Dinge ſo erkennen, wie ſie auch an ſich ſind. Man ſehe ſeine Schrift: Wiſſen, Glauben ꝛc. S. 34—36).

II. Die Gegenſtände der Erfahrung ſind nicht Dinge an ſich (daſelbſt S. 48), ſondern nur Erſcheinung. (S. 54 f.)

III. Aus der Ueberzeugung von der gedachten Beſchränktheit unſers Wiſſens (nämlich daß wir nur um die Erſcheinungen, und nicht um die Dinge an ſich wiſſen) geht uns die Veranlaſſung zum Glauben hervor (S. 59. 60).

Hier begeht Fries den wichtigen Fehler, welcher ſchon ſeinem Lehrer Kant durch Joſ. Stöger (über den reellen Unterſchied des Seyns ꝛc. München 1811) aufgewieſen wurde, nämlich er unterſchied nicht zwiſchen dem Möglichſeyn und Wirklichſeyn (zwiſchen Subſiſtenz, Weſenheit, und Exiſtenz, Daſeyn), ſondern er nimmt alle Dinge, die erſcheinenden und die an ſich, nur als wirklich ſeyend, nur als exiſtirend an. Nach Stöger hat auch das Möglichſeyende Realität für unſere Erkenntniß (wie er es ſehr ausführlich und gründlich darthut (S. 87 ff.), hingegen Fries erkennt dieſe Realität nur an dem, was wirklich iſt. Daher iſt ſein vorher angeführter

Iter Satz, obwohl er ihn, auch ohne Beweis, für einen gewiſſen ausgiebt, nicht ſo richtig, wie er meint; denn wir erkennen auch die Realität der Möglichkeit, der Weſenheit, eines Dinges, ohne daß es uns erſcheine, mithin ſchon wie es an ſich iſt, und ſind uns deſſen unmittelbar bewußt. Eben deßwegen muß man auch gegen ſeinen

IIten Satz einwenden: Die Gegenſtände der Erfahrung ſind in Betreff ihrer Exiſtenz *Erſcheinungen*, und in Betreff ihrer Subſiſtenz *Dinge an ſich*; in ihrer Weſenheit (Möglichkeit) liegt das was Fries unter dem Dinge an ſich verſteht, nämlich der Grund ihrer Erkenntniß (im a. W. S. 32). Hieraus folgt alſo auch die Unrichtigkeit ſeines

IIIten Satzes. Unſer Wiſſen iſt nicht ſo beſchränkt, daß wir nur um die Erſcheinungen allein wiſſen, ſondern wir erkennen auch die Weſenheiten, die nicht erſcheinen, die Dinge an ſich. Auf ſolche Art fällt alſo jene Veranlaſſung zum philoſophiſchen Glauben, und der Friesſche Hauptgrund deſſelben weg.

B. Die Dogmen der Friesſchen Philoſophie weiſen den *reinen Glauben der Vernunft* an das Ewige auf. Wie dieß geſchehen ſoll, erklärt derſelbe in der gedachten Schrift, *Wiſſen, Glauben* u. ſ. w. S. 54 auf folgende Weiſe: »Der Glaube an das Ewige, und »in dieſem an die Realität des höchſten Gutes, iſt *das* »*erſte Vorausgeſetzte in jeder endlichen* »*Vernunft*. Wir wiſſen nur durch die Erfahrung um »das Endliche, aber wir beziehen mit *Nothwendig*»*keit* das Seyn des Endlichen auf die Idee des Ewi»gen; *wir ſetzen das Ewige voraus*, und finden, »daß die gleiche Realität des Ewigen auch in dem End»lichen wieder erſcheine.« Und S. 55: »Es iſt zwar »unmöglich zu beweiſen, daß ein Gott ſey; aber es

»wird hier (in der kritiſchen Philoſophie) deutlich bewieſen, daß jede endliche Vernunft glaube, es ſey ein Gott, und mit ihm das höchſte Gut.«

Dieſer Erklärung ſteht Folgendes entgegen:

1) Die Behauptung, daß jede endliche Vernunft das Ewige vorausſetze, und an daſſelbe glaube, beruht auf der vorher unterſuchten und als unſtatthaft befundenen Beſchränkung des Wiſſens als der Veranlaſſung zum Glauben; und

2) Iſt ſie in anderer Hinſicht und auch an ſich betrachtet, zu allgemein, und eben deßwegen unrichtig; denn es iſt aus dem, was in der II^ten^ Betrachtung über Weilers Ideen zur Geſchichte der Entwickelung des religiöſen Glaubens S. 137, 146 ſchon vorkam, überzeugend einzuſehen, daß eine ſolche Vorausſetzung und ein ſolcher Glaube nur in jener Vernunft Statt haben könne, welche dazu zuvor iſt geweckt und gebildet worden, und daß dieſe Anregung und Bildung Anfangs nur von Gott ſelbſt durch Offenbarung geſchehen konnte und mußte, nachher aber von einem Menſchen zum andern durch Erziehung hinüber ging. Zu jenen Individuen alſo, denen keine ſolche Bildung zu Theil wurde, kann es kein dergleichen Vorausſetzen und Glauben geben.

3) Fries ſelbſt ſetzte ſeiner zuletzt angeführten Stelle S. 55. bey: »Und daß jede endliche, gebildete Vernunft in ihren ſchönen Formen die heilige Allmacht in der Natur ahnde,« und im nämlichen Werke S. 234 ſchrieb er: »Dieſe Ahndung (des Ewigen) iſt

»nur das Eigenthum des Gebildetern;« — wie auch S. 228: »Das unmittelbare Intereſſe am Schönen der Natur iſt nicht gemein, ſondern nur denen eigen, deren Denkungsart entweder zum Guten ſchon ausgebildet iſt, oder dieſer Ausbildung vorzüglich empfänglich iſt ꝛc.« Vergleicht man damit nun auch, was S. 224 ff. u. a. O. von der engen Verbindung vorkommt, in welcher das äſthetiſche und moraliſche Intereſſe, und ſein philoſophiſcher Glaube ſtehen, ſo muß man hierüber folgende Fragen ſtellen: Wenn ſchon zur Ahndung des Ewigen und zum Intereſſe am Schönen der Natur eine Bildung nöthig iſt, warum ſoll dieſe zum Glauben nicht eben ſo nothwendig ſeyn? Wenn der Glaube und die Ahndung nicht nur in enger Verbindung ſtehn, ſondern jener vor dieſer ſogar voran geht (wie in der oben S. 60 angeführten und vielen andern Stellen abzunehmen iſt), ſoll eine Bildung zum Glauben nicht eben ſo, und zwar noch eher nothwendig ſeyn, als zur Ahndung? Ich ſehe nicht ein, wie man dieſe Fragen nach Friesſcher Lehre verneinend beantworten könnte, ohne auf Ungereimtheiten zu verfallen. Setzt nun aber auch der Glaube ſchon eine Bildung voraus, ſo müßte dieſe immerhin von einer endlichen Intelligenz der andern zu Theil werden; und weil dieſe an der Zahl nicht unendlich viele ſeyn können, ſo mußte den erſten davon eine ſolche Bildung durch die ewige, unendliche Intelligenz zu Theil werden, d. h. es mußte eine Offenbarung geben, und zwar nicht bloß eine innere (wie Fries vorgiebt, eine ſolche, die ſich die endliche Intelligenz ſelbſt verſchaffen ſollte), ſondern eine ſolche, die dem Menſchen als ſolchen angemeſſen und nothwendig iſt, nämlich die durch äußeren Unterricht anfängt, und durch innere Erleuchtung und Gnadenwirkung zu Stand komme, wie ſchon in der V$^{\text{ten}}$ Betrachtung gezeigt wurde.

4) Fries berief ſich in der aus S. 55. angeführten Stelle auf die kritiſche Philoſophie zur Bewährung ſeiner Glaubenslehre; und anderwärts machte er Kanten den Vorwurf, daß derſelbe die Weſenheit dieſes Glaubens ganz anders, und mithin nicht recht verſtanden habe, wie zu Anfang dieſer Betrachtung erwähnt wurde. O quantum est in rebus humanis inane!

5) Die Behauptung: daß wir das Seyn des Endlichen mit Nothwendigkeit auf die Idee des Ewigen beziehen, iſt einerſeits ſchon durch die Exiſtenz ſolcher Naturaliſten und Materialiſten widerlegt, welche das Ewige, im Friesſchen Sinne genommen, beſtreiten. Fries verſteht unter dem Ewigen das Unabhängige von den Schranken des Raums und der Zeit (Neue Kritik. d. Vern. B. II. S. 202); wenn es nun wahr wäre, daß die Menſchen das Seyn des Endlichen mit Nothwendigkeit auf die Idee des Ewigen beziehen, wie hätte es bisher ſo viele Menſchen geben können, welche ungeachtet ihrer vielen Kenntniſſe vom Endlichen doch vom Ewigen gar nichts wiſſen wollten?

Anderſeits ſcheinen diejenigen, welche die gedachte Beziehung als nothwendig anſehen, nicht zu bemerken, daß dieſelbe eine bloß logiſche iſt, welche einzig und allein nur auf ſelbſtgeſchaffenen Begriffen beruht; denn wenn wir uns vom Endlichen, nach Friesſcher Art einen Begriff bilden, ſo denken wir etwas, das in die Schranken von Raum und Zeit eingeſchloſſen iſt, das alſo von dieſen Schranken nicht frey iſt. Nun können wir aber durch unſer Abſtractionsvermögen gedachte Schranken auch weglaſſen, wir können uns etwas Freyes von jenen Beſchränkungen denken, und es das Ewige nennen. Daraus folgt aber noch nicht, daß es nebſt dem Endlichen auch ein ſolches Ewiges wirklich gebe, ſondern nur, daß wir ſelbes bloß denken können; und ſelbſt dieſes Denken beſteht nur in einem negativen —, keineswegs in einem poſitiven Begriffe; gleichwie auch die Beziehung zwiſchen den Begriffen Endlich und Ewig keine andere iſt, als die jeder poſitive Begriff auf ſeinen negativen hat, nämlich eine bloß logiſche

Bey der Bildung ſolcher Begriffe herrſcht Willkührlichkeit; und eben deßwegen können aus denſelben keine nothwendige und reale Erkenntniſſe gefolgert werden. Um ſich hiervon zu überzeugen, darf man nur z. B. den angeführten Friesſchen Begriff des Ewigen mit dem vergleichen, welchen Fr. Heinr. Jacobi aufſtellte: Dieſer verſteht unter dem Ewigen das Unveränderliche, und ſetzt es dem Veränderlichen entgegen (von göttlichen Dingen ꝛc. S. 169). Das Unveränderliche, das Beharrliche in der Zeit, nennt man in de Philoſophie auch die Subſtanz. Eine Subſtanz, wen ſie gleich durch die Zeit nicht beſchränkt iſt, kann es doch dem Raume nach ſeyn: weßwegen man auch endliche Subſtanzen annimmt. Man kann alſo unter dem Unveränderlichen, dem Ewigen nach Jacobiſcher Beſtimmung, etwas, wenigſtens dem Raume nach Beſchränktes, etwas Nichtewiges, etwas Endliches nach Friesſcher Beſtimmung verſtehen. Wer ſollte alſo hier nicht einſehen, welch eine Willkührlichkeit bey der Bildung ſolcher Begriffe herrſche? Wie unmöglich es ſey, nothwendige und reale Erkenntniſſe aus derſelben zu folgern? wie die Beziehung ſolcher Begriffe ſich blos auf ihre willkührliche Bildung gründe? und endlich, wenn man alle bisher erwogene Punkte zuſammen faßt, auf welchen ſchwachen Stützen die Friesſchen Dogmen des reinen Vernunftglaubens ſtehen?

Dergleichen Schwächen ließen ſich an der Friesſchen Lehre noch in Menge aufweiſen. Deſſen ungeachtet unterfing ſich Fries, die poſitive, von Millionen der gründlichſten Denker durch alle Jahrhunderte bis auf uns für wahr gehaltene Offenbarung mit ſeiner geringfügigen Lehre auf die Wagſchaale zu legen, und dieſer vor jener das Uebergewicht eben ſo irrig als anmaßend beyzulegen, indem er in ſeiner Schrift: Von deutſcher Philoſophie u. ſ. w. S. 91 behauptete: »Die Annahme einer poſitiven Offenbarung iſt offenbar gegen unſere jetzige Kenntniß des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Ueberzeugungsweiſen. Ewige Wahrheiten können dem Geiſt nicht durch den Sinn und die Erzählung gegeben werden, ſondern nur in ihm ſelbſt.«

Dieſer Behauptung gebricht es an Conſequenz, an Anſtand, Beſcheidenheit und Gründlichkeit.

1) Es gebricht ihr an Conſequenz. Denn im nämlichen Werke berief ſich Fries auf Schrifttexte (wie vorher in dieſer Betrachtung vorkam) und alſo auf die poſitive Offenbarung, um dadurch ſeine Lehre zu beſtätigen. Handelt er demnach nicht widerſprechend, indem er nachher eben durch dieſe ſeine Lehre jener allen Werth benehmen wollte?

2) Es gebricht ihr an Anſtand und Beſcheidenheit; denn ſie beruht auf ſeiner neuen Kritik, durch welche er nicht nur alle andere Lehren der übrigen Philoſophen, ſondern auch die der poſitiven Offenbarung zurückſetzen will, weil er wähnt, daß vor ihm noch niemand, ſelbſt nicht einmahl ſein Lehrer Kant, das Weſen und Vermögen des innern Sinnes und der Reflexion recht verſtanden habe. Aus dieſen allein ſoll uns, nach ſeiner Lehre, alle höhere Erkenntniß und Wahrheit hervor gehen! — Vergeſſe man ja nicht nach erhaltener Erziehung und Belehrung, wem man ſelbe zu verdanken habe; und ſchreibe nicht ſich allein alle ſeine Einſichten zu. Noch weniger wird ein beſcheidener Mann alle verherigen, ſelbſt die allgemein beſtätigten Lehren verbeſſern, oder gänzlich verwerfen wollen. Hat Fries bedacht, woher und wie er zuerſt in Kenntniß von überſinnlichen Dingen geſetzt wurde? Könnte es auch nur wahrſcheinlich gemacht werden, daß er ſelbe ohne allen Unterricht bloß aus ſich allein hätte hernehmen können?

Da man bisher an allen andern philoſophiſchen Verſuchen ihre Fehler und Irrthümer aufgedeckt hat, iſt es beſcheiden gehandelt, wenn Fries dem ſeinigen allein ſo viel Richtigkeit und Untrüglichkeit beylegt, daß ihm alle vorherige Verſuche —, und ſogar auch die immer und allgemein für wahr gehaltene poſitive Offenbarung weichen ſollten?

Endlich 3) gebricht es der gedachten Behauptung an Gründlichkeit; denn einerſeits ſtützt ſie ſich auf die Friesſche Glaubenslehre, wovon ich die Schwächen in dieſer Betrachtung bereits genug dargelegt habe; und andererſeits iſt daraus zu erſehen, daß Fries in die poſitiven Lehren über Glauben und Offenbarung nicht die nöthige Einſicht habe. Denn da er der irrigen Meinung iſt, daß die Anhänger der poſitiven Offenbarung dafür halten, es werden die ewigen Wahrheiten dem Geiſt nur durch den Sinn und die Erzählung gegeben, ſo giebt er zu verſtehen, daß er auf jene innere göttliche Offenbarung nicht Acht habe, welche nebſt der äußern zum wirklichen Glauben an ewige Wahrheiten nothwendig iſt, und wovon die Beweiſe und Erklärung ſchon in der Vten Betrachtung vorgekommen ſind; daß er nebſt andern Schriftſtellen jene Worte Chriſti an Petrus Math. XVI. 17. nicht gehörig erwogen habe: »Fleiſch und Blut hat dir ſolches nicht geoffenbaret, ſondern mein Vater, der im Himmel iſt;« und daß er alſo die poſitive Offenbarung herabwürdige, ohne ſie gründlich zu kennen und zu verſtehen.

Eben einen ſolchen Mangel verräth Fries in ſeinen Aeußerungen über die poſitiven Lehren von der Erlöſung (daſelbſt S. 92 f.) vom Wunderglauben (S. 94 f.) u. dgl. m. Er ſetzt ſich dadurch in den Augen jedes verſtändigen Mannes in die Klaſſe derjenigen, welche alles kritiſiren, was ſie nicht verſtehen. Wenn er ſich durch dieſen Vorwurf beleidigt glaubte, ſo müßte man ihm zu ſeiner Beruhigung rathen, ſich mit der eigentlichen Lehre der poſitiven Offenbarung, ihrem Geiſte und ganzen Zuſammenhange beſſer bekannt zu machen, und ſich vor dem Vorwurfe ſicher zu ſtellen, den Chriſtus einigen Menſchen (Mark. IV. 12) macht: daß ſie es (das Geheimniß des Reichs Gottes) mit offenen Augen ſehen, und doch nicht erkennen, und mit aufmerkſamen Ohren hören, und doch nicht verſtehen;“ weil ihnen nicht von oben iſt gegeben worden, ſelbes zu verſtehen. Math. XIII. 11.

Das Banner.

Eine altnordiſche Geſchichte in Balladen.

Die Mutter und der Sohn.

Die Mutter ſtand in den Kammern hoch
Auf altem Geiſter-Thurme,
Wo oft im nächt'gen Sturme
Geſpenſtiſch Wandeln zog.

Der Sohn der ſtand auf dem Hof beym Roß,
Sein Schild aus Gold geſchlagen,
Aus Gold ſein Helmeskragen,
Um ihn ein freud'ger Troß.

»O Sohn, mein Sohn, Du biſt ſtark fürwahr,
Ihr Alle ſchön beritten;
Ein Banner in der Mitten,
Das fehlt noch Eurer Schaar.«

»Ach Mutter, ich hab' keine Frau ſo lind,
Hab' keine Schweſter holde;
Webt Ihr aus Seid' und Golde
Ein'n Banner Euerm Kind.«

»Ich hab' ein'n Banner gewoben Dir,
Ein Banner ſonder Gleichen.
Komm Sohn, ich will Dir's reichen;
Komm in den Thurm zu mir.«

»Ich geh in den Geiſterthurm nicht gern,
Doch möcht' ich's Banner haben.« —
»Wer erndten will, muß graben,
Durch Schalen geht's zum Kern.«

Die Mutter ſprach's, und er ſchämt ſich faſt
Beginnt hinan zu ſteigen,
Die finſtern Wendelſteigen
Hinan der lichte Gaſt.

Und oben in Thurmes Kammern hoch
Stand Mutter ganz alleine
Vor einem alten Schreine,
Draus ſie ein Banner zog.

Auf thut ſie der Fenſter zwey und drey,
Daß Wind mit wüſten Streifen
Sein gellend wildes Pfeifen
Hinſandte durch's Gebäu.

Da fing im Banner ein Rabenbild
Gewaltig an zu ſchweben,
Als hätt' es rechtes Leben,
Und wär' nach Beute wild.

»So ſoll, mein Sohn, in der Kampfesnoth
Sich ſtets dies Banner ſchwingen,
Dir ſichern Sieg zu bringen,
Doch ſeinem Träger Tod.«

»O Mutter, das iſt ein arges Gut,
Des Träger muß erſterben;
Schlimm iſt es Sieg erwerben
Mit wackern Freundes Blut.«

»O Sohn, mein Sohn, Du berühmter Graf,
Willſt Du ſo ſchwächlich denken,
Da laß' vom Waffenſchwenken
Und wähl' Dir ruh'gen Schlaf.

Wer dienet dem Krieg, dient geiz'gem Herr'n,
Der ſtets will Opfer haben.
Wer erndten will, muß graben,
Durch Schalen geht's zum Kern.

Nie ward gefochten ein guter Strauß
Ohn' guter Helden Fallen.«
Da ließ er ſich's gefallen,
Und zog ſehr ernſt hinaus.

Des Banners Ertheilung.

Allen vor, die Arme rühren,
In der heißen Schlacht,
Jſt, wer darf ein Banner führen,
Rühmlich hoch bedacht.
Denn wo Banner weht,
Sich in Lüften dreht,
Rauſchen nach mit luſt'gem Sauſen
Heere durch der Schlachtfluth Brauſen.

Und die Herrn umſtehn den Grafen:
»Gieb das Banner mir!
In des Sieges heitern Hafen
Steu'r ich rühmlich Dir.« —
Den und jenen Strauß
Nennt ein jeder aus,
Wo er weislich hat gerungen.
Rühmt ihn jetzt mit Doppelzungen.

Doch der Graf mit trüben Augen
Faßt des Banners Speer,
Wählt und wählet, wem's ſoll taugen,
Wählt durch's ganze Heer;
Giebt's dann Einem hin,
Unlieb ſeinem Sinn,
Daß die Andern all' erſtaunen,
Und in's Ohr ſich heimlich raunen.

Asmund ſteht, der weiße Ritter,
Finſter ſein Geſicht,
Stirne ſtrenge, Lächeln bitter, —
Bat um's Banner nicht;
Sieht den frohen Gaſt,
Der das Banner faßt,
Traurig an, und dann den Raſen; —
Vorwärts geht's. Die Hörner blaſen.

Die Siege.

Wo die Burgen blinken,
Jſt ein heißer Streit entbrannt.
Lichte Helme ſinken,
Auf die Mauern wird gerannt;
Bis ſich Stein von Steine ſprengt,
Wall und Thor zerkrachen,
Und der Feind die Waffen ſenkt.
Doch in des Sieges Flitter
Spricht, — ernſt das Haupt gewiegt, —
Asmund, der weiße Ritter,
Hinſtarrend auf den Grafen;
»Dein Bannerträger liegt.«

Wo die Wagen fahren,
Schwer von fremder Lande Pracht,
Sind die tapfern Schaaren
Neu gereiht zu harter Schlacht.

Feind vertheidigt keck ſein Gut,
Muß doch endlich flüchten,
Oder fallen in ſein Blut.
Doch in des Sieges Flitter
Spricht, — ernſt das Haupt gewiegt, —
Asmund, der weiße Ritter,
Hinſtarrend auf den Grafen:
»Dein Bannerträger liegt.«

Wo ſich Schiffe wiegen
In der grünen Ankerbucht,
Geht's nach neuen Siegen
Friſch in ſchwerer Panzerwucht.
Immer raſch den Bord hinauf,
Schildrand in der Linken,
In der Rechten Schwerdtesknauf!
Doch in des Sieges Flitter
Spricht, — ernſt das Haupt gewiegt, —
Asmund, der weiße Ritter,
Hinſtarrend auf den Grafen;
»Dein Bannerträger liegt.«

Was die Augen küren,
Faßt auch die bewehrte Hand.
Riegel, Marken, Thüren
Halten nicht vor Siegern Stand.
Fechten in der freud'gen Schaar
Iſt ein ſtät Gewinnen,
Alle Weltluſt offenbar.

Doch ſtets in Siegesflitter
Spricht, — ernſt das Haupt gewiegt, —
Asmund, der weiße Ritter,
Hinſtarrend auf den Grafen:
Dein Bannerträger liegt.«

Des Zaubers Entdeckung.

Und wer nicht ſtand in Kerthialfurs Schlacht,
Der hat die härt'ſte nicht mitgemacht.
Kerthialfur focht mit des Banners Graf,
Und dreymal den Bannerträger er traf,
Daß der Bannerträger fiel todt aufs Land,
Und ein neuer faßte das theure Pfand.
Und als der Graf es dem vierten gab,
Da rief der Asmund: laß' ab! laß ab!
Der ſoll nicht tragen das böſe Gut,
Zu jung und edel iſt deſſen Blut.«
»Du weißer Ritter mit keckem Wort,
Was ſchmähſt Du mein Banner mir? Heb Dich fort?«
»Du Graf, einer Hexenmutter Sohn,
Solch böſes Banner bringt böſen Lohn.« —
»Du weißer Ritter mit keckem Wort,
Was ſchmähſt Du die Mutter mir? Heb Dich fort? —
»Du Graf, ich ſtand auf dem nächſten Thurm,
Da pfiff durch die offnen Fenſter der Sturm.

Da ſah ich durch offne Fenſter hinein,
  Sah Dich und die Mutter am alten Schrein;
Und wie ſie das böſe Banner Dir gab,
  Da fluchte ſie den, der es trug, in's Grab.
Du ſchlachteſt Hexenmeiſter um Sieg,
  Das iſt kein ehrlicher Heldenkrieg.« —
Abkehrt der Graf ſich vom zürnenden Mann,
  Und beut das Banner dem Andern an.
Der ſpricht, biſt Du zum Siege ſo flink,
  So trage Du ſelbſt Deiu ſchädlich Ding.« —
Und wer noch immer in Ehren hoch,
  Der edle Graf, vor den Schaaren zog,
Und ſtets vor Helden geprieſen ſtand,
  Dem hat nun Schaam die Wange gebrannt.
Da reißt er das Banner ergrimmt vom Stock,
  Und birgts an der Bruſt im Panzerrock.
»Du haſt mich beſchämt vor den eignen Recken,
  Du ſollſt Dich auf immer dem Blick verſtecken,
Sollſt nimmer leuchten hinfort zur Schlacht.
  Ich bin Eur Banner! Mir nach mit Macht!«

Die Rache der Geiſter.

Was weht vor Helmes Gitter
  So neblig Dir,
  Hüllt Deiner Waffen Zier,
  Du weißer Ritter!

Faſt iſt es wie ein Sperber,
Faſt wie ein Adelar,
Und immer herber
Streckt es den Schnabel dar.

Was ſauſt vor Deinen Ohren
So wunderhohl?
Es dräut und höhnt ja wohl:
»Du biſt verloren.«
Du ſonſt mit Falkenaugen
Durchblitzend tiefſte Schlacht,
Heut will nichts taugen
So heller Sterne Macht.

Du, ſonſt den Hufſchlag hörend
Auf Stundenweit,
Jetzt klingt der nächſte Streit
Dir dumpf bethörend.
Du taumelſt in der Feinde
Geworfnen Speer hinein,
Hörſt nicht der Freunde
Beſorgtes Warnungsſchrein.

Schon iſt Dein Helmesgitter
Vom Blute roth,
Schon liegſt Du ſtarr und todt,
Du weißer Ritter!

Nun ſelbſt ein Geiſt geworden,
Sagts Dir der Geiſter Lied:
»Die Geiſter morden,
Den, der ihr Spiel verrieth.«

Des Grafen Fall.

»Nicht ſollſt die Schlang' am Buſen haben!«
Der Graf hielt wohl dies Wort für Lug,
Als er des Banners Unglücksraben
Verſteckt an ſeinem Herzen trug.

Und plötzlich alle Pfeile ſchwingen,
Und aller Speere kühn Geziſch,
Und aller Schwerdter helles Klingen
Sich nach dem Zauberbilde friſch.

O Hirſchlein mit der Krone gulden,
Was hilft Dir nun der Läufe Macht,
Was alle Deine Kräft' und Hulden,
Wenn einzig Dir nur gilt die Jagd?

Du kämpfeſt ſtark, Du ſpringſt behende,
Haſt Purpurröcklein an von Blut,
Da macht zuletzt der Tod ein Ende,
Löſcht Noth und Luſt, und Sorg und Muth.

Du liegſt geſtreckt auf grüner Haide,
Der wilde Jagdruf iſt verhallt;
Heim ziehen Boten ſtill im Leide
Nach Deinem mütterlichen Wald.

Der Mutter Tod.

»Zauberſpiegel, komm, Du alter,
Wunderſchein!
Gieb heraus ihn, Du Behalter,
Dunkler Schrein.
Lößt Euch meinem Spruch, Ihr Siegel,
Und den Lauf
Meines fernen Sohn's, o Spiegel,
Thu mir auf.

Was denn? Blut auf grüner Haiden?
Fiel der Feind?
Was die Schaar, gekränzt mit Weiden,
Gramverſteint?
Weh'! mein goldnes Kind erſchlagen,
Weh' und Graus.
Nichts mehr hab' ich nun zu fragen,
Es iſt aus!

Dennoch Eine theure Kunde,
Zauber gieb!
Sag', wer ſchlug die Todeswunde
Meinem Lieb?
Daß mit Fluch ich ihn begabe
Fürchterlich.
Weh' es that's der falſche Rabe,
Weh', und ich! —

Unbewußt mir Fluch geſprochen
Hat mein Wort,
An der Mutter wird gerochen
Sohnes Mord.« —
Boten fanden ſie, entwichen
Hauch und Sinn;
Grauſig noch im Spiegel ſchlichen
Bilder hin.

Litteratur.

In der blühenden Periode unſerer neuen deutſchen Litteratur, welche die letzte Hälfte des 18ten Jahrhunderts umfaßt, war beſonders die mittlere Zeit der Siebziger Jahre reich an genialiſchen Erſcheinungen und Beſtrebungen. Man hat dieſe Epoche ſogar die der Kraftgenies genannt. Der ſpottende Tadel, welcher in dieſem Beynahmen liegt, war durch die Uebertreibungen der Nachahmer und die Thorheiten der Unberufenen veranlaßt. Denn es war auch damals ergangen, wie es immer zu gehn pflegt; die Schaar der Nachfolger ergreift von den außerordentlichen Schriftſtellern gerade nur das, was oft ſchon tadelhaft iſt, wenigſtens ſolche Eigenheiten und Manieren, wo die Tugenden und Vorzüge des Genies unmittelbar an Fehler gränzen, und durchaus keine Nachahmung dulden. Solche Eigenheiten und Pa- adoxien, die nur allenfalls an dem ertragen werden önnen, dem ſie natürlich ſind, wiederholen und über- eiben ſie dann ſo lange, bis das was anfangs als eine eue und kraftvolle Erſcheinung des Genies uns er- eute, zur Mode herabgeſunken und epidemiſch um h greifend, endlich allen zum Eckel wird. — Dieſes chauſpiel, was ſich auch in neuern Epochen unſerer tteratur noch oft wiederhohlt hat, ward damals zuerſt ht auffallend bemerkt.

Unrecht würde man jedoch haben, wenn man dieſer Epoche der ſogenannten Kraftgenies das wahre Genie abſprechen wollte. Dieß darf gewiß nicht geſagt werden von einer Zeit, wo Göthe, Bürger, Stolberg, Lavater und Herder zuerſt auftraten. Und wie manche andere könnten noch neben jenen genannt werden, die zwar (was oft zufällig iſt) minder berühmt geworden ſind, doch ebenfalls als Männer von Kraft und Geiſt in ihren dichteriſchen oder andern Werken erſcheinen. Unter dieſen behauptet nach unſerm Gefühl eine ganz vorzügliche Stelle Hr. Friedrich Müller, jetzt königlich bayeriſcher Hofmahler, in deſſen jetzt geſammelten poetiſchen Werken und Bruchſtücken ſich das entſchiedene Talent eines wahren Dichters im vollſten Sinne des Worts durchaus nicht verkennen läßt.

Hr. Mahler Müller lebt ſchon ſehr lange (ſo viel wir wiſſen über 30 Jahre) vom deutſchen Vaterlande entfernt zu Rom, wo er der Ausübung und dem Studium der bildenden Kunſt ſein Leben gewidmet hat, von welcher Seite er den Freunden und Kennern derſelben in Deutſchland auch durch manchen künſtleriſchen Aufſatz, wie den in den Horen und ſonſt hinreichend bekannt iſt. Den Gedichten ſeiner Jugend konnte M. in dieſen Verhältniſſen von dorther lange nicht die fortdauernde Aufmerkſamkeit ſchenken, die ſie verdient hätten. Einige waren gedruckt, aber einzeln und zerſtreut verlohren ſie ſich bald in dem Gedränge unſerer immer bändereicher anſchwellenden Litteratur, und blieben faſt nur den wenigen ſorgſamer nachſuchenden Freunden unſerer Dichtkunſt bekannt. Vieles blieb ungedruckt; manches ließ der Dichter ſelbſt unvollendet. Von einigen ſeiner Arbeiten ging die Handſchrift verlohren; wovon die nachſtehende Anzeige nähere Nachricht gibt.

Es iſt als ein Gewinn für unſere dichteriſche Litteratur, beſonders die frühere Zeit derſelben zu betrachten, daß wir nun eine vollſtändigere Sammlung der Werke und Dichtungen des Mahler Müller beſitzen, die in einem geſchmackvollen Aeußern bey Mohr und Zimmer (Heidelberg 1811) in drey Bänden erſchienen iſt.

Für diejenigen unſerer Leſer, welche mit dieſer Sammlung ſelbſt noch weniger bekannt ſeyn ſollten, gehen wir den Inhalt derſelben kurz durch, ehe wir ihnen die uns mitgetheilte ausführliche Charakteriſtik vorlegen.

Der erſte Theil enthält die Idyllen. Sie ſind ſehr mannigfaltiger Art, und enthalten im Keime die Anlage zu allen den verſchiedenen Richtungen, worin ſich Müllers Poeſie verſucht hat. Einige tragen ganz das Gepräge der Zeit an ſich, der ſie ihre Entſtehung verdanken, und erneuern uns das Bild der damals herrſchenden Poeſie. Die bibliſchen Idyllen, wie Adams Erwachen, reihen ſich von ſelbſt an Geßner; nur iſt Sprache und Darſtellung bey Müller freyer, kecker und kühner. Die Proſa ſchien ſeit Geßner für Idyllen die natürlichſte Form. Die mit unter den Idyllen aufgeführte Dichtung Kreuznach iſt nicht ſowohl eine Idylle, als ein kleineres halb lyriſches Heldengedicht in Proſa, wie man ſie ſeit Macpherſon's Oſſian auch in Deutſchland damahls liebte und verſuchte. In Müllers griechiſchen Idyllen ſieht man ſchon die ihm eigenthümliche, lebendige Art, die alte Mythologie aufzufaſſen. Die vorzüglichſten unter allen, und gewiß die eigenthümlichſten ſind die einheimiſchen, pfälziſchen Idyllen, wie Ulrich von Koßheim, die Schafſchur und das Nußkernen. Es iſt ein recht lebendiges Gefühl darin von dem frohen rheinländiſchen Leben, den anlockenden alten Sagen und der herrlichen Natur, die nirgends in Deutſchland mit ſolchen Erinnerungen verwebt und ſo romantiſch iſt, wie dort. Dieſes Romantiſche der Rheinſagen und der altdeutſchen Zeit ſcheint uns überhaupt das Gebiet, worin Müllers Poeſie ſich am ſchönſten und glücklichſten entfaltet hat.

Die beyden andern Bände enthalten die lyriſchen Gedichte und die dramatiſchen Werke und Bruchſtücke. Unter den Liedern und Romanzen ſind manche, welche leicht und glücklich hingedichtet, den beſten aus jener Zeit von Stolberg, Bürger oder den frühern von Göthe gleich geſtellt werden dürfen.

In der Niobe hat der Dichter die ihm eigenthümliche Idee, wie man die alte Mythologie durch einen tiefern ſittlich philoſophiſchen Sinn neu, durchaus anders als die alten Dichter und doch wahrhaft dichteriſch geſtalten könne, im Großen ausgeführt. Sehr lebendig aufgefaßt iſt die alte Mythologie in allen griechiſchen Gedichten Müllers, und das iſt mehr werth, als jede noch ſo ängſtliche Nachahmung. Doch auch ſo zweifeln wir, ob auf dieſem Wege und durch ſolche Bearbeitung griechiſcher Gegenſtände unſere Poeſie das erwünſchte Ziel erreichen könne.

Das größere Fragment von Fauſt iſt, ungeachtet auch hier das Genie des Dichters ſich wohl beurkundet, im Ton noch etwas ſtudentiſch. Stellenweiſe könnte es ſcheinen, als ſey es das Vorbild geweſen für unſere auch in den neueſten Zeiten wieder Mode gewordene Handwerksburſchen-Poeſie. Freylich mit dem unermeßlichen Abſtande der immer bleibt zwiſchen der angebohrnen genialiſchen Kraft, und der erzwungenen Nachäffung. Die in Proſa fertig ausgearbeitete Genoveva fällt auch noch oft in einen zu unedlen Ton; doch iſt vieles vortrefflich, wie der Charakter des Golo, das Lied wunderſchön. Der Dichter muß dieſe am Rhein einheimiſche und allbekannte Legende beſonders geliebt haben, da noch außer jenem in Proſa vollendet vorhandenem Schauſpiele zwey einzelne poetiſch ausgeführte Scenen aus der Geſchichte der Genovefa als Bruchſtücke hier ſich vorfinden, die unſtreitig einer etwas ſpätern und reifern Zeit des Dichters angehören. Aeußerſt rührend und zart iſt die Scene in der Wildniß zwiſchen der Mutter und dem kleinen Schmerzenreich. (Th. II. S. 189—209.) Die Scene im Gefängniß aber zwiſchen Genovefa und Golo (in Ulrich von Koßheim als Epiſode eingeflochten) gehört durch hinreißende Kraft, Begeiſterung der Leidenſchaft und große Charakterzeichnung zu dem Erhabenſten, was unſere Poeſie aufzuweiſen hat. Wenn bloß von einzelnen Scenen die Rede iſt, ſo findet ſich keine in Schiller und Göthe, die ergreifender wäre als dieſe, oder poetiſch ſchöner. Auch durch die Vergleichung mit Tiecks gelungenſtem Meiſterwerke verliehren dieſe Fragmente von Müllers Genovefa nichts an ihrem Werthe.

Doch dieſes, und was ſonſt den eigenthümlichen Werth jedes einzelnen Stückes betrifft, wird ausführlicher erwogen in der nachfolgenden Anzeige, die von einem Freunde M's herrührt; aber einem ſolchen, der die Poeſie ſelbſt liebt, und auch die Werke des Freundes mit ſorgſamer Unterſcheidung des Guten und des minder Gelungenen zu empfinden und zu beurtheilen weiß. Was man gewöhnlich eine Recenſion nennt, darf der Leſer hier nicht erwarten; wohl aber ein ſelbſtgedachtes Urtheil aus eigenem Gefühl, über Müllers Poeſie. — Manche Nachrichten über die verlohrnen Werke u. ſ. w. ſind uns um ſo willkommner geweſen, da weder der Dichter noch wer ſonſt etwa an der Herausgabe Antheil genommen hat, dieſer Sammlung eine Vorrede oder ſonſtige Nachweiſung hat mitgeben wollen.

Ueber Mahler Müllers Werke. Von E.

Vor dreyßig Jahren ſcheinen die Werke eines Dichters noch zu früh gekommen zu ſeyn, der jetzt in derſelben Geſtalt, die Sammlung ſeiner Poeſieen mit noch einigen ungedruckten vermehrend, vor dem deutſchen Publikum wieder auftritt! Es würde dieſem nicht zur Ehre gereichen, wenn es jenen nicht willkommen hieße, daß er die undankbare Mitwelt verſchmerzt, und von einer Zeit, die für ihn ſchon Nachwelt ſeyn könnte, eine günſtigere Aufnahme erwartet. Unter den Beſſern hat zwar Müllers Ruf ſich immer erhalten; aber die Namen einiger ſeiner Freunde und Mitgenoſſen, denen man ausgezeichnete Talente nicht abſprechen kann, die jedoch in dichteriſcher Rückſicht weit unter ihm ſtehen, ſind ausgebreiteter und allgemeiner berühmte Namen geworden; unter dieſen wollen wir nur Klinger und Heinſe nennen. Auch Göthe gehört zu denen, mit welchen zugleich er die Bahn ſo ausgezeichnet betrat; daß er ſie ſo frühe verlaſſen mußte, iſt nicht ſeine Schuld. Unter den frühern Werken ſeiner Mitgenoſſen iſt nichts von Poeſie, welches ſich mit Müllers Thron der Liebe, der Romanze Golo, mit ſeiner Idyllen und Dithyramben vergleichen ließe. Um ſo mehr iſt es zu bedauern, daß ein großer Theil der ausgezeichneten Werke dieſes Verfaſſers durch fremde Vernachläſſigung verlohren gegangen iſt.

Zuerſt ein Wort über Müllers Incorrectheit. Es wird eine allgemeine Klage, und wenn ſie mäßig, nicht mit Unrecht erhoben, daß die Werke dieſes Dichters ſo incorrect ſeyen. Einige derſelben, ſo wie die Idyllen ſammt und ſonders, viele ſchöne lyriſche Gedichte, die uns nur in dieſer Geſtalt werth und lieb ſeyn dürften, wären beynahe von dem Verfaſſer durch dieſe Klage aufgebracht, aber ſich doch willig einem jüngern Zeitgeiſte fügend, umgearbeitet gegeben worden, wenn ihm nicht ein guter Genius ſeine ganze jugendliche

Kraft ins Ohr geraunt, und ihn ſo vor dieſer wahrhaften Mißhandlung ſeiner ſelbſt in Schutz genommen hätte. Müller iſt gewiß im Stande, noch ganz andere Werke der Nachwelt zu liefern, aber ſo viel dürfte kein Zeitgeiſt über ihn vermögen, den ſchon ehrwürdigen Roſt von ſeinen Gedichten ſorgſam abzuputzen. Ein ſolches Verfahren überlaſſen wir dem Hrn. Mathiſſon. Unglaublich ſind die Veränderungen, welche ſich dieſer mit den vortrefflichen Romanzen Müllers (ohne daß ihm der Verfaſſer ein Recht gegeben) erlaubt hat, und doch iſt dieſer muthwillige Genius in ſeiner Kraft wieder aus ſolchen Händen hervorgeſprungen, die zerfetzten Theile laſſen doch den ſchönen Bau nicht verkennen. Um ſo mehr Ehre für Müller, da das Amalgamiren mit ſeiner Perſon dem Verfaſſer der Anthologie bey geringern Dichtern ſo vollkommen gelungen iſt, in deren klarem kieſelhellem Vers er nun ſein mit Lorbeern gekröntes Haupt abſpiegeln kann.

Andere Gedichte Müllers, um die Wahrheit überall ohne Larve zu bekennen, erſcheinen in einer faſt zu rohen Geſtalt, die, wo ſie kräftig, zuverſichtlich und echt deutſch iſt, uns herzlich willkommen ſeyn ſoll, die aber manchmahl unter einem gewiſſen Beſtreben zu ſchwerfällig, und dann wieder leicht ohne Schwungkraft zu Grunde geht; daher ſeitenlange Ausrufungen und kurze, unzuſammenhängende Sätze erfolgen, welches alles nach Art damahliger Kraftgenies kein Zeugniß einer Ohnmacht des Verfaſſers, aber wohl des Einfluſſes der Zeit auf ihn iſt. Wirklich ganz Müllers unwürdig zeigt ſich dieſer Zeitgeiſt nur in den ſogenannten Amoretten, Amor und ſeine Taube, und einigen andern unbedeutenden Gedichten, wovon jedoch der liebliche Amor und Bacchus, und die wunderſchönen Trink-, Jäger-, Sommer- und Frühlingslieder ausgenommen werden müſſen, welche zu einer leichtern Klaſſe gehörend, aber doch den ganzen individuellen Müller zeigen. Aber wer iſt der Mann, der ſich ſo ganz rein von ſeinen Zeitgenoſſen halten konnte! und wie ganz einzig iſt auch darin Müller in einigen ſeiner vortrefflichſten geblieben.

Wir wollen jetzt Müllers Werke in dieſer Ordnung nehmen, daß wir zuerſt den reinen, von aller Manier freyen Dichter erblicken, alsdann wie er noch vom Zeitgeiſt in ſeinen dramatiſchen Arbeiten befangen, ſich doch ſchon emporgeſchwungen hat; einiges Unbedeutende, worüber wir ſchon beyläufig unſere Meinung geäußert, ganz übergehen.

Zuerſt ſeine Idyllen. Wir unterſcheiden hier die eigentlich deutſchen, echt romantiſchen Idyllen, von den mehr antiken fauniſchen, und dieſe wieder von den bibliſchen, aus des Verfaſſers früheſter Zeit. Eine jede dieſer drey Gattungen war beſtimmt für ſich in einen romantiſchen Cyklus zu treten, mit Seitenſtücken vermehrt, was wir auch gleich hier von den Fragmenten eines verlohren gegangenen Gedichts, des Rieſen Rodan anmerken können. So gehören zum Cyklus der fauniſchen, und vorzüglich humoriſtiſchen Idyllen, der Centaur, Pandarus und Bachidons Hochzeit; beyde ſchließen ſich vollkommen dem Faun, Satyr Mopſus, Bachidon und Milon an. Vielleicht daß dieſe Gedichte ſich noch in irgend einer Handſchrift vorfinden; der Herausgeber würde ſich dann um den Dank des deutſchen Publikums verdient machen, denn diejenigen, welche ſie aus Bruchſtücken oder aus mündlicher Erzählung zu kennen Gelegenheit hatten, fanden in ihnen noch eine gewaltigere Kraft als in allen andern Werken des Dichters.

Der Mahler iſt es beſonders, den man im Satyr Mopſus bewundert. Er hat nur ein Vorbild in Theokrits Polyphem; dieſer iſt aber eine bloße Skizze gegen Müllers ausgeführtes Gedicht. Die ungeheure Unanſtändigkeit erſcheint hier noch graziös, der ungeſchickte Satyr in ſeiner komiſchen Gutmüthigkeit kann uns faſt rühren, daß er ſeinen Zweck nicht erreichen wird, und die boshafte Nymphe läßt uns wirklich durch ihr muthwilliges Betragen noch mehr Antheil an dem armen liebesbrünſtigen Tropf nehmen, der ſo jämmerlich am beſchilften Ufer klagt. Noch gewaltiger iſt der wilde und groteske Centaur Pandarus, wie der liebenswürdige Centaur die keuſche fliehende Nymphe beſiegt, und er ihr dafür jeden Abend ihre Geſpielinnen (verkleidete Jünglinge) in die Grotte, auf ſeinem Rücken ſie tragend, ſchaffen muß; wie er endlich merkt, daß er betrogen iſt, ſich poſſierlich tröſtet, und den Bachidon, der nun auch ein Ehemann, und etwas griesgramiſch geworden, über die Untreue der Weiber beruhigt, und ihm luſtige Lieder bey einem vollgeſchenkten Becher vorpfeift, daß Bachidon ſeinen Gram in Wein erſäuft. Alles das iſt echt wild, und mit einer dithyrambiſchen Grazie erfunden, ſo daß die erhabenen Geſänge der Nymphe im Mopſus, und ihre reine herrlich geſchilderte Schönheit nicht als etwas in einem andern Charakter gedichtetes auffallen kann. Auch Bachidon und der arme Schlucker von Faun, der mit ſeinem Weibe auf den Jahrmärkten herumzieht, haben dieſelbe Figur. Dürften wir es mit etwas vergleichen wollen, ſo läge einige Erinnerung an den Capriccio der Italiäner darin. Noch beſſer aber iſt es mit Rubens zuſammen zu ſtellen, der in ſeinen Darſtellungen von Faunen und Tiegerfamilien etwas vor und nach ihm nicht Erreichtes dargeſtellt, was wahrhaft antik, und doch wegen der Annäherung zum Komiſchen, Ueberſchwenglichen und Incorrecten ſchon in der äußern Geſtalt echt romantiſch zu nennen iſt.

Das Gemählde aus dem Sommer iſt auch bakchiſch; wären hier einige kleine Flecken in der ſonſt üppigen, ſchönen und leichten Diction getilgt, ſo würde dieſem ſtürmenden, und doch ſo klaren, in ſeinem Muthwillen faſt lieblichen, vor allem prächtigen Gemählde, nichts von äußerer und innerer Vollkommenheit mangeln.

Das Trinklied, das Jagdlied, Amor und Bachus, beſonders aber das Erſte, haben noch etwas von der Feyer dieſer Orgien, ſind aber ſchon mäßiger, ganz munter und leicht; vor allen ſcheint uns das Trinklied ſchön zu ſeyn.

Wir wenden uns nun zu den echt deutſchen, fröhlichen, gemüthlichen, bald romantiſch träumenden, bald Blumen aus einem lieblichen Füllhorn gießenden Idyllen. In ihnen erſcheint der Dichter recht wie ein Vogel des Waldes, der ſeinen heitern Ton von Zweig zu Zweige fortpfeift, oder auch in dichtem Gebüſche ſitzt, und mit wonniger Angſt rings Felſen und Wellen durchtönt.

Ulrich von Koßheim muß von den beyden andern Idyllen, die zu einer Folge gehören, getrennt werden. Welcher ſtumpfe Sinn wollte blind für Blüthen- und Frühlingsſchmuck hier den Herbſt und ſeine prangende Fruchterndte verlangen? Wir trauen den Deutſchen Gefühl, und insbeſondere Fantaſie genug zu, um einen Marſchboden von dem fröhlichen und muntern Rhein, oder beſſer noch, von einem nirgends liegenden Schäferlande (Geßners Arkadien) zu trennen. Die größten ſüdlichen Dichter haben uns eine idealiſche Welt vorzuzaubern gewußt, welche die Blüthe der ſchönſten Poeſie (gewiſſermaßen einer, die vom Himmel berauſcht iſt) aller Liebesſchwärmereyen, und der zarteſten Ueppigkeit genannt werden kann. Aber dieſes erſetzt uns reichlich echt deutſches romantiſches Naturgefühl, die harmloſe Freude, und die ſo äußerſt ſchönen Erzählungen und Romanzen, der Gipfel von Müllers Poeſie. Wir rechnen auch den Rieſen Rodan dazu. Schwärmeriſch zart, in Liebe nur lebend, und wie ein wehmüthiges Flüſtern um die Todten, ihrem Geiſte koſend, daß er um dieſe Stätte verweile, ſind die Erzählungen von Fräulein Anima, von dem Schäfer an der Quelle; die grauſenhaften (als Muſter im Volksſtyl den ſchönen in Heinrich Stillings Jugend an die Seite zu ſetzen) von des Pfarrers Tochter, die der Zigeuner entführt, und von dem Mädchen, welches ihr Kind umbringt, in welcher letztern Art Eckard und Tannenhäuſer von Tieck nichts ſchöneres enthält. Die Romanze, das braune Fräulein, iſt zu lang; aber ſie hat einen angenehmen Ton, und beſchwatzt das Ohr, wie das ſüße Plaudern eines Waſſerfalls. Auch Kreuznach iſt eine Idylle zu nennen, worin der Dichter ſelbſt der Held iſt. Schade daß nicht die melancholiſche Klage über das Heidelberger Schloß (in der Schreibtafel; Mannheim, bey Schwan) wieder mit iſt abgedruckt worden.

Wir kommen nun zu Müllers Meiſterwerken, der Romanze Golo und Genovefa, im Ulrich von Koßheim und dem Thron der Liebe in der Schafſchur, welches letztere Heinſe zuerſt in Jacobi's Iris abdrucken ließ, und dann Wieland im deutſchen Merkur, ſeinen Zeitgenoſſen als ein vollendetes Meiſterwerk anpries. Wahrlich! die Blüthe der Minneſänger, die Poeſie ſelber darf man alſo ſagen, hat nichts lieblicheres, unſchuldigeres, und doch verlangenders, oder wie in Golo inbrünſtigers, mehr in allen Farben und Gluthen ringenderes erfunden, als dieſe Gedichte. Es iſt wie ein harmoniſches Glockenſpiel von Blüthen, der wollüſtige Wind fährt darüber hin, und Schläge der Luſt beben durch die ganze im Hinneigen verlohrne Natur. Die ganze Genovefa, das Trauerſpiel, ſo ausgeführt (Stellenweiſe iſt es faſt ſo ſchön) und es könnte ſich mit dem von Tieck meſſen, ja es übertreffen! Ein unglückliches Geſtirn waltet über Müller! Er hat viele Scenen zu einer Genovefa in dieſem Sinne zu Stande gebracht, und ſie ſind nicht mehr zu finden! Das Schöne im Trauerſpiele, viele ſanfte und zärtliche Liebesklagen, vor allem der herrliche Charakter Golo's, wären dann noch glänzender erſchienen, alles Ueberflüßige in der Compoſition des ohnehin reich begabten Trauerſpiels ſo vermieden, am meiſten aber der kraftgenialiſche Ton, und die vielen franzöſiſchen Worte (am Rhein, aber nicht in der deutſchen Sprache üblich) entfernt worden; das Vaterländiſche, welches ſo glänzend darin ſich offenbart, wäre gediegener erſchienen. Ueberall kann man ſagen, lebt in Müller Weg und Steg, er hat die genaueſten, ſpeciellſten Kenntniſſe, und das erfreut auf eine echt romantiſche Weiſe. Wie nun das Fragment der Genavefa iſt, bleibt es uns ſo theuer, wie irgend ſonſt das Köſtlichſte in der neuern deutſchen Poeſie.

Die wahrhafte Natur in dieſem Schäferleben verſteht ſich von ſelbſt bey einer ſolchen komiſchen Kraft, rührenden Treuherzigkeit, und pittoresken Gruppirung, worin Müller alles zu ſchildern weiß. Auch iſt die eingemiſchte Satire ſehr am Ort. Der modiſche Schulmeiſter im Nußkernen, der doch wieder brav und echt romantiſch iſt, hätte in Matthiſons Anthologie mit dem »Eſel, Strahl und All, was das gereimt iſt«, nicht ausgelaſſen werden ſollen. Es würde dieſes als Beweis einer uneigennützigen Selbſtſtändigkeit dem Verfaſſer der Anthologie zur Ehre gerechnet worden ſeyn.

Nun noch ein Wort von Adams erſtem Erwachen, dem man Müllers Jugend und ſeine friſche Seele, die fromm und künſtleriſch geſtimmt von der Bibel zurückkehrt, recht anſieht. Wir wiſſen es nicht genug zu lieben, obgleich weniger zu loben; aber wären Geßners Idyllen auf ſolche Weiſe geſchrieben, die Deutſchen würden ſie nicht flach und ſüßlich ſchelten. Das Fragment: der erſchlagene Abel, möchte von geringerm Werthe ſeyn.

Nun kommen wir auf die größern dramatiſchen Werke, womit ſich der Genius des Dichters, getrübt und geſtöhrt durch ſeine Zeit, doch an einem reinen Flügelſchlage und an einem vollen geſundem Athem erkennen läßt.

Wir dürfen nicht verſchweigen, wie viel hier eigentlich untergegangen iſt; zuerſt ein Trauerſpiel: Nina, aus der gothiſchen Geſchichte, und wie man vermuthen darf, echt gothiſch auch im Styl; der raſende Geldar iſt ein Fragment daraus. Dann Kaiſer Heinrich der Vierte, von dem aber, obgleich er von einer alten Chronik ausging, dennoch nicht zu vermuthen iſt, daß der Verfaſſer die Verhältniſſe zwiſchen dem ſchwachen Kaiſer und dem großen Gregor richtig zu würdigen und darzuſtellen wird gewußt haben. Obgleich zuverläßig, daß vieles Echtdeutſche ergreifend, und vielleicht Schakespeariſch dargeſtellt worden wäre. Ja ſelbſt ein Theil des Fauſts iſt verlohren gegangen, oder modert in irgend einem Winkel in einer Handſchrift.

Von dem was uns übrig geblieben, wollen wir mit der Niobe beginnen, welche, wäre ſie gedrängter, und in der ſonſt lieblichen und leichten Blumenfülle der Diction etwas correcter (bey dieſem Sujet unumgänglich) leicht das Vorzüglichſte ſeyn könnte, was die deutſche Litteratur nach der Antike gebildet, aufzuweiſen hat. Man kann die Niobe recht eigentlich Skulptur in der Poeſie nennen. Sie ſelber iſt im höchſten tragiſchen Styl gearbeitet; Apollo und Diana dürften ſtrenger ſeyn, die Chöre mehr angebracht, die Kinder nicht ſo weitläuftig, doch eben ſo lieblich, dann würde man gewiß nicht Bedenken tragen, dieſe Niobe weit antiker zu finden, als die Iphigenie von Göthe. Verſteht ſich, daß die Sprache des Letztern, man darf ſagen in der Iphigenie vollkommen, Müllern unſcheinbar machen könnte, wenn ſeine kräftige, koloſſale Gruppirung, und wie Niobe zuletzt bey dem prächtig einfallenden Schwunge der Muſik wirklich zu Stein wird, nicht laut an Gerechtigkeit mahnte. Obgleich unter Müllers dramatiſchen Arbeiten die Niobe vielleicht durch äußere ſchonende Ueberarbeitung am leichteſten vollkommen werden könnte, ſo ſetzen wir ſie dennoch dem fehlerhaftern Fauſt, und der Genoveſa an Eigenthümlichkeit des Geiſtes bey weitem nach.

Fauſt iſt, wie wir ihn von Müller haben, wirklich nur ein Fragment, und wir dürfen nur über die etwas ſehr weitläuftige Anlage uns erörtern.

Das Göthiſche Fragment aber, der alte Fauſt, war ein geſchloſſenes Ganze, und iſt nur erſt Fragment durch die ſpätere Erweiterung geworden. Um deutlich zu ſeyn: Fauſt kann nur als Fragment, und nicht in einem gerundeten Drama erſcheinen. Der ganze Menſch kömmt uns als der ewig finſtre melancholiſche Rachegeiſt über den Trümmern einer untergegangenen großen Welt vor. Wenn er ins Leben tritt, ſo muß er zerſtören, denn er findet die jetzige Welt zu ſchaal; darum erſcheint er nicht Hand an ſie legend, und ſich ſorglos treibend, mehr genießend als ehrgeitzig. In großen Stunden ſucht er die alte Welt in ſeinem innern geiſterhaften Weſen auf, und findet auch in der Erinnerung Trümmer, wie ein Strand den das Meer verlaſſen. Er hätte den Teufel nicht nöthig, wenn er nicht doch immer der rechtſchaffene Deutſche wäre, unermüdlich und ſyſtematiſch in ſeinem Beſtreben. Ihm verwandt iſt der eben daher wenig dramatiſche Hamlet, mehr der innere beſſere Fauſt, und Don Juan, luſtig in die Welt tretend, frey und leicht, aber auch ein harter Böſewicht in ſeinen Grundzügen, den deßwegen der ſteinerne Gaſt eben ſo jovialiſch, wie zu einem gräßlichen Tanze hohlt. So ſind wenigſtens einige Grundzüge in Göthe's Fauſt, obgleich er nicht eigentlich koloſſal erſcheint. Nur ſein Teufel iſt doch mehr ein moderner Weltmann, dem alles unter einer leichten und beweglichen Maske durchſchlüpft, als daß er eigentlich unter dem Charakter des Teufels, wie ein furchtbares, rieſenhaftes, halb thieriſches Genie erſcheint, das räthſelhaft vor dem Eingange eines Abgrundes ſteht.

Mahler Müller hat den Teufel wahrhaft gothiſch, von allen die Teufel gezeichnet haben, dem Dante am ähnlichſten gebildet; nur iſt Mephiſtopheles in dieſem Fragment nicht ausgeführt, wir können ihn alſo nicht beurtheilen. Fauſt ſelbſt erſcheint bey Müller in allzurohen Verhältniſſen, er treibt ſich noch auf einer Univerſität umher. Dieſe Scenen enthalten zu viel vom geſchrobenen, ungraziöſen Tone damahliger Zeit; die einzelne Studentenſcene in Göthes Fauſt iſt beſſer. Eckius, Herz, ſind brav, die Juden vortrefflich dargeſtellt, gut gezeichnet überhaupt iſt das wilde Leben und Spielen, am beſten Fauſts Vater; Wagner ſteht weit unter dem Göthiſchen, und nun Fauſt ſelber!

In Müller will er mehr äußerlich in die Welt eingreifen. Die Elemente ſind groß: die Kraft ſeines Wollens, die Vergeſſenheit ſeiner Oekonomie, und des äußern Unglücks über die innere Tiefe; nur ſpricht er zu viel. Dann die ergreifende und wahrhaft ſchöne Scene mit dem Vater. — Aber alles das iſt nur Anfang; wir müſſen ſehen, wie er ſich in der Welt gebährdet, denn er will nicht genießen, und dann in ſich ſelbſt zurückkehren, wie Göthes Fauſt, ſondern haben. Als ein Ehrgeitziger, Herrſchſüchtiger ſoll er auftreten, darum kömmt er an Hof. Dieſes Fragment iſt aber unbedeutend in der ſchlechtern Kraftmanier; Fauſt erſcheint eigentlich elend, und blos eitel darin; nur die Teufelsſcene iſt originell und im Tone. Aber bey alle dem hat Müller mit dem Fauſt etwas Außerordentliches gewollt, und wir können eigentlich noch nichts ſagen, bis er, wie wir wünſchen, ganz erſcheinen wird.

Müllers Genovefa einzeln betrachtet, und dann wieder in Vergleichung mit der Genovefa von Tieck, wird uns manches Intereſſante darbieten. Die verflochtene Compoſition können wir nicht darin loben; einerſeits nicht ſtrenge genug, trotz ihres dramatiſchen Lebens, andererſeits in den Charakteren zwar gut angelegt; doch nur Golo und Mathilde, nebſt einigen Nebenperſonen treten, und ſelbſt dieſe nicht in reinen Umriſſen hervor. Mathilde iſt groß gedacht, dennoch erſcheint ſie zuweilen gemein; Genovefa von Tieck iſt ſchöner, es iſt die heilige Genovefa; die Schäfer ſind in beyden gleich gut. Das Lied, durch das Ganze gehend, iſt beyden Dichtern gemeinſchaftlich, in gleicher Schönheit; nur möchte Müller die Veranlaſſung des Tieckſchen ſeyn. Golo, in Tieck groß, finden wir ſchon ganz in Müller, ſelbſt die geheime Vorliebe der Genovefa für den Golo, die ſich im Tieck ſo äußerſt zart kund giebt. Die Scene in Müller, obgleich nur flüchtig angedeutet, wo Genovefa in den Wald geführt wird, die Mörder ihre Fackel an eine Felſenwand lehnen, und dem einen die Luſt wächſt, wie er die bleiche Geſtalt bey dem Scheine der blutrothen Fackel betrachtet, iſt wahrhaft mahleriſch und grauſend. Eben ſo der frierende Adolph, wie er kindiſch wird, zu Siegfried eintritt, und ihn nicht kennt; Siegfried, und Erwin; Walrods Vermählung mit der ſterbenden Braut in einem Brautbette von Flammen. Golo oft leiſe und zärtlich klagend, wie die Turteltaube: »Ade feins Liebchen ſchön und zart, auf deinen Mund meine Himmelfahrt.« — Herrlich erſcheint er dann, wie er zu Tode gehetzt wird, wie ein Stier mit rechts und links geworfenem Haupte. — Im Ganzen iſt der Gang dieſes Trauerſpiels, wenn es ſich im Weſentlichen, im Auffaſſen der Legende auch unterſcheidet, doch von einer auffallenden Aehnlichkeit mit der Genovefa von Tieck.

Wir wurden faſt glauben, daß Müller dabey dieſen vor Augen gehabt, wenn es nicht durch die rohere Geſtalt der Müllerſchen Bearbeitung zu ſichtbar wäre, daß ſie unmöglich jener vollendetern nachgebildet ſeyn könnte; auch iſt es bekannt, daß ſie ſchon ſehr lange in der Handſchrift exiſtirte, bevor die von Tieck erſchien. So zart auch Genovefa von Müller oft iſt, z. B. wenn ſie ihre Hand küßt, und vorwärts winkt, u. ſ. w., ſo viel hat doch ſein Trauerſpiel von dem an ſich, was wir auch ſchon im Fauſt nicht loben konnten. Man kann nicht anders, als Tieck die Palme zuerkennen, obgleich man im Müller Elemente gewahrt, die vielleicht größer und bedeutender ſind, als die im Tieck.

Müller wird immer der deutſchen Nation zum Ruhm und zur Ehre gereichen. Viele haben ihn gekannt und geſchätzt; Leſſing liebte ihn, und mit F. H. Jacobi war er eine Zeitlang verbunden. Doch hat von allen unſern Kritikern der einzige, der fähig war, ihn damahls zu beurtheilen, Herder, wie es ſcheint, wenn auch perſönliche, doch keine litterariſche Notiz von ihm genommen, dagegen oft an mittelmäßige Schriftſteller etwa wegen einiger Fabeln oder Lehrgedichte Weihrauch verſchwendet.

E.

Inhalt
des neunten Heftes.

Ueber die Gemähldeſammlung des Herrn von Maſſias zu Oggersheim bey Mannheim. Von Dr. A. M. Wallenberg. .... Seite 89
Der Werth der poſitiven Offenbarung, aus der Unhaltbarkeit der bisherigen philoſophiſchen Bemühungen. VI. Von Glauben und Offenbarung. Gegen Fries. Von C—r. ..... — 217
Das Banner. Eine altnordiſche Geſchichte in Balladen. Von Fouqué. .... — 235
Litteratur. Ueber Mahler Müllers Werke. . . — 247

Zweytes
Sendſchreiben über den Ackerbau,

von

Wilhelm v. Schütz.

An Hrn. Adam Müller, durch ſeine agronomiſchen Briefe veranlaßt.

(S. Deutſches Muſeum, Erſter Jahrgang VIII. Heft.)

Apologie des Verfaſſers. Belgiſcher Ackerbau. Entdeckung von Amerika und Einfluß derſelben auf die Landwirthſchaft. Altſlaviſcher Ackerbau.

Sie erlauben mir alſo fortzufahren in der Mittheilung meiner Betrachtungen über die angeregte Umſchaffung unſers deutſchen Ackerbaues, und wollen es mir auch nachlaſſen, daß ich manches Detail berühre, was mehr beſonderes Eigenthum der Landwirthſchaftskunde iſt, als es der Staatskunde angehört. Ich werde jedoch ſo viel ich kann, es vermeiden, zu ſehr in die techniſchen Einzelnheiten einzugehen, damit ich Sie nicht über die Maßen ermüde, ſondern auf leichtes Berühren derſelben mich zu beſchränken ſuchen.

Vorher aber noch erlauben Sie mir einen Zuſatz zu einer Stelle in meinem erſten Briefe, um dadurch einer gegen ſelbige gemachten Bemerkung zu begegnen.

Man hat nämlich über die Beziehung, welche ich in der
Eintheilung des Ackers in Dreyfelder auch auf den Glau-
ben an die Trinität für möglich hielt, hin und wieder
gelächelt, und ſie wie die Träumerey eines Schwärmers
angeſehen. Ich will, in wie fern das gegründet iſt,
dahin geſtellt ſeyn laſſen; erinnern aber muß ich, wie
es factiſch iſt, daß eines jeden wahrhaft religiöſen Volkes
Ackerbau in ſeiner Organiſation Formen an ſich getra-
gen, welche zugleich Formen für die Aeußerungsweiſ
und Entfaltung der Religioſität deſſelben Volks ent
ſprachen. Den Buzyges, den Ochſenführer in Aegyp
ten, ſo wie das Symbol der fruchttragenden Erde, de
Erdenſohn, erſten Menſchen, Autochthon, den Erich
thonius in Attika übergehend, weil wir vom Weſe
dieſer Gottheit und dem dortigen Ackerbau zu weni
wiſſen, will ich nur das Triptolem gedenken, des Go
tes, dem das dreymalige Pflügen heilig war, der d
von, (nämlich τρις πολειν) den Namen hatte, daſſel
beſchützte, und der durch deſſen Handhabung in d
eleuſiniſchen Geheimniſſen mit der Ceremonie vereh
wurde, daß wirklich in Athen bey deren Feyer unt
gewiſſen Feſtlichkeiten dreymal ſymboliſch die Furche m
dem Pfluge gezogen ward. Noch aber iſt überall für d
hauptſächlichſten Cerealien, den Rocken und den W
zen, das dreymalige Pflügen das Gewöhnliche und
feſtſtehende Regel. Daß zur letzten Frucht viermal,
jener auch nur zwey und einmal unter andern Beding
gen gepflügt wird, ſind Ausnahmen, die in dem von
beſchriebenen Dreyfelderſyſteme gar nicht Statt fand

Auch bey den Juden vermuthe ich etwas Aehnliches, eine Wirthſchaft in ſieben Feldern, und daß dieſe wohl wieder in Relation ſtand mit dem jenem Volke verheißenem ſiebenten Jahr der Ruhe; denn ſo konnte die Zuſicherung deſſelben nicht gemeint ſeyn, daß im ſiebenten Jahr aller Acker im Lande ganz unbeſtellt wäre gelaſſen worden, und von einer jährigen Feſtfeyer des ſiebenten Ruhejahrs finden wir keine beſtimmte Angabe. Ich bringe alſo jene Verheißung in Verbindung mit der Juden frühern Verhältniſſen der Knechtſchaft in Aegypten, woſelbſt, namentlich im Delta, denn weiter ſcheinen ſie nicht gekommen zu ſeyn, das Land alle Jahre Früchte trug, und ſtatt der Beackerung zu bedürfen, nur nachdem die Ueberſchwemmung des Nils zurückgetreten war, durch die Schweine aufgewühlt ward, die Juden aber wahrſcheinlich die Hirten der Schweineheerden abgaben. Sehr unterſchieden von dem dort gangbaren Ackerbau, und weit ſchwieriger war der, zu dem dieß Volk nun Moſes in der Heimath verpflichten wollte, und das Verbot des Genuſſes von Schweinefleiſch, abgeſehen davon, daß es Symbol ſeyn konnte für die zu vertilgende Erinnerung an den Zuſtand der Knechtſchaft, in welcher die Juden die Schweinehirten im Delta waren, mochte mit der Verheißung von Perioden der Ruhe in der Ackerbeſtellung dem Geſetzgeber eben ſo nothwendig geweſen ſeyn, um nur die Gründung eines Ackerbaues bey dem jüdiſchen Volke überhaupt durchführen und zu Stande bringen zu können, als auch wieder der minder fruchtbare Ackerſtrich wenigere Fruchterndten verſtattete, wie das reiche Delta. Alſo auch hier ein Zuſammenhang mit der Art und Weiſe, wie ſich das Heilige in der Religion darſtellt, und das Politiſch-Oekonomiſche ſich daran faſt eben ſo abſichtsvoll wie abſichtslos, meiſt wie nothwendige Bedingung ſeiner Formation geheftet findet.

Ich knüpfe nun nach dieſer Abſchweifung wieder da an, wo mein erſter Brief abbrach, an die Darſtellung des innern Geiſtes, der dem chriſtlich-feudaliſtiſchen Ackerbau ſeine äußere Form und Verfaſſung gegeben hatte. Sie wiſſen ſchon, daß ich dieſe nicht für zufällig zuſammengebracht halte, ſondern in ihr auf einem wahrhaften und unvergänglichen Fundament eine zweckmäßige, entſprechende und vollendete Aufführung des ganzen Gebäudes wahrnehme. Ich kann alſo nicht umhin zu fragen nach der Nothwendigkeit der Abtragung dieſes Gebäudes und darnach, weher das Bedürfniß derſelben fühlbar und in Anregung gebracht wird. Wer ſind nämlich diejenigen, welche den großen Druck, deſſen jener irrationelle Ackerbau beſchuldigt wird, erfahren haben, und welche berechtigt wären, die Befreyung davon zu verlangen? Ich treffe weder die an, welche ſelbſt den Landbau treiben, noch die, welche der Produkte des Landbaues bedürfen, ſondern mehrentheils nur ſolche in dieſer Klage befangen, die nie mit der Beſtellung der Erde zur Pflanzenerzeugung im Großen etwas zu thun gehabt, und eine gründliche Anſchauung von derſelben gewonnen haben; meiſtens müßige und Ideenarme Menſchen, welche, wenn ſie die Grenzen ihres Gartens überſchritten hatten, es anfingen zu bedauern, daß der dort ſich darbietende Anblick bald ein Ende nahm, daß die Erde, die Natur und das Menſchengeſchlecht ſo gewaltig und ſo eigenſinnig ſind, ſich nicht jenen allein richtig ſcheinenden Formen fügen zu wollen. Auch wohl ſolche ſind es, die nun einmal glauben, Klagelieder erheben zu müſſen, wenn ſie daran denken, daß die Menſchen vormals unglücklich genug ſeyn konnten, ihre Kräfte zu einer gemeinſamen Feldarbeit zu vereinigen, ohne ſich vorher ausgerechnet zu haben, wie viel einem jeden von ihnen ein Tag auf ſolche Art mit Kraftäußerung angefüllt, an Lohn in baarem ausgeprägtem Gelde wirklich abgeworfen habe. Endlich traten denn nach der Hand auch noch andere hinzu, die es berechnet haben, welch' ein Geldgewinn aus einem Morgen ihrer Stadt und ihrem Garten nahe belegenen Landes ſchon hervorgegangen iſt, ſowohl für die Arbeiter, die darauf beſchäftigt waren, und die für ihre Arbeit baar abgelohnt worden ſind, wie für diejenigen, welche die durch ſolche baare Ablohnung erzielten Früchte mit großem Vortheil baar verkauft hatten. Sie ſind erſtaunt darüber, wie der Ackerbau, deſſen Betrieb ſonſt die geringſte Geldcirculation veranlaßt, auf ſolche Weiſe betrieben, aus dem geringen Flächenraum eines Morgens eine ſo beträchtliche Geldcirculation hervorgehen zu laſſen, in ſich die Möglichkeit trägt, und ſie haben verſuchsweiſe ihren Betrag, multiplizirt mit der Morgen- oder Meilenzahl der ganzen kulturfähigen Landfläche eines Staatsgebietes, wo denn ihr Erſtaunen noch höher geſtiegen iſt, über den alle Erwartung übertreffenden Reichthum, der ſich ſo aus einem Lande heraus multipliziren läßt, über die Beſchränktheit der Menſchen, das nicht früher geahnet zu haben, und über die faſt unermeßliche Ausbeute, welche kraft dieſes Mittels ſich unverzüglich für die Finanzen eines Staats machen laſſe, ſobald nur das alte Verhältniß, jene Produktenwirthſchaft, wie ſie nämlich ein Schriftſteller nennt, der nur eine Seite deſſelben ganz ſchief aufgefaßt hat, in Geldwirthſchaft verwandelt wird. Sie meinen nämlich, wenn man ſtatt nach Produkten künftig nach Geld rechnet, ſo ſey auch, wo es ſonſt nur Produkte gab, nun Geld vorhanden, und das Kapital vermehre ſich durch Zinſen ſo ungeheuer, daß hundert Stück baare Silberthaler, wenn die Produktenwirthſchaft eingeſtellt wird, und das Geld mehr Gelegenheit gewinnt, ſich thätig zu äußern, alſo nun an die Stelle des Produktentauſches Geldcirkulation tritt, in kaum zwanzig Jahren zu zweyhundert Stück ſolcher Geldſtücke ſich vermehren können, etwa wie einer, der es recht echt agrikulteriſch anfängt, aus einem Dutzend Saamenkörner in einer gewiſſen Zeit durch immer ſteigende Vermehrung einen Scheffel ſolcher Körner davon tragen, und dann bald ganze Wiſpel zu gewinnen im Stande ſeyn kann; daraus folgernd, die Menſchen werden, wenn ihnen dergleichen Möglichkeit zu Erhöhung ihres liegenden und Vermehrung ihres fahrenden Habes dargeboten wird, mit tauſend Freuden einen angemeſſenen Theil von ſolchem dem deſſen bedürftigen Staate als Abgabe ſchenken, um dadurch jene Ausſichten erkaufen zu können.

Um endlich der Verwirrung die Krone aufzuſetzen, ſind ſtudierte Männer hinzugetreten, die es wiſſen, daß jetzt in Compendien ſelbſt über Erfahrungswiſſenſchaften, von einem erſten Grunde ausgegangen zu werden pflegt, daß die wiſſenſchaftliche Form, abgeſehen von der ſie begleitenden Vornehmheit, gemeinhin als der Prüfſtein für die Richtigkeit und Vollendung einer Anſicht gilt, ja ſie zur ſyſtematiſchen Allgemeingültigkeit heut zu Tage zu erheben vermag. Dieſe nun haben ſich bemüht, dem Ackerbauweſen auch noch die Zugabe dieſer letzten Vollkommenheit zu verſchaffen, und es dadurch vollſtändig zu kanoniſiren, ohne jener einfachen, ſich dem unbefangenen Blick ſo bald aufdringenden Betrachtung, die keinem, der wahrhaft und mit Geiſt das Leben und die Dinge betrachtet hat, verborgen bleiben kann, Raum zu geben, daß wie alles, was auf Erden von Menſchen und von der Natur hervorgebracht wird, mannigfach und verſchieden iſt, ſo auch ſich ein verſchieden gearteter Ackerbau hat bilden müſſen, und der eine ſo und ſo eingerichtet, viel produktiver, der andere anders beſchaffen aber minder ergiebig auszufallen nothwendig ſeiner innern Natur nach gezwungen war.

Dieß iſt dem Aeußern nach die Geſchichte der Revolutionirung des Ackerbaues, des Thuns und der Weiſe derer, die ohne in das Innere des Phänomens, daß es verſchiedene Agrikulturen gibt, einzuſehen, und ſich letztere daraus ſelbſt zu erklären, auf ſolche Weiſe die Kritik des Ackerbaues, wie man es wirklich nennen könnte, in den Gang gebracht haben. Daß nun dieſer und jener

Landwirth innerhalb eines kleinen Gebietes, wo ihm in keiner Art ein Hinderniß im Wege ſtand, das Experiment gemacht, ſich ein Verfahren anzueignen, welches eine höhere Ackerproduktion hervorbringt, iſt nicht zu verwundern, und konnte kaum ausbleiben in ſolcher Beſtrebung; unter Umſtänden, die das Unternehmen begünſtigten, und folglich einen nicht ganz verwerflichen Erfolg, jedoch meiſtentheils theuer erkauft, zu Stande brachten. Denn bey der Befriedigung, welche mehrentheils das auch nur halbe Gelingen eines mit Liebhaberey getriebenen Werkes gewährt, und weil das, was als ſolche gehandhabt wird, gewöhnlich den ganzen Menſchen für dieſes einnimmt, und ihn für alles Uebrige gleichgültig und blöde macht, war es wohl um ſo weniger zu verwundern, wenn der Liebhaber der reich produzirenden Landwirthſchaft den Wunſch ihrer Verallgemeinerung laut machte, als die Ausſicht auf eine daraus mögliche erwünſchte Verbeſſerung des phyſiſchen Zuſtandes der Menſchen nichts weniger wie unerfreulich war, und für die Möglichkeit des Allgemeinmachens ſprachen ja die großen Beyſpiele, die neben dem von Ihnen geſchilderten Ackerbau der großen Stadt England angetroffen werden, nämlich der mayländiſche, der brabantiſche und derjenige, der nach dem Muſter des in den Ländern am Rhein, der Maas und der Schelde üblichen, mit einigen Abſcheidungen ſich bis in die angränzenden Weinländer verbreitet. Hatte der Ackerbau Englands bey ſeiner Geſtaltung auch vieles den inſulariſchen und Handelsverhältniſſen, ſo wie der ſo höchſt eigenthümlichen

Verfaſſung jenes Landes zu verdanken, ſo war dieß ja doch bey jenem Deutſchen nicht der Fall. Warum ſollte, was hier hätte geleiſtet werden können, nicht auch in dem übrigen Theile Deutſchlands hervorzubringen ſeyn? Die einzelnen Verſuche der Nachahmung hatten Ausſichten zur Annäherung gewährt, die Möglichkeit der Propagation war alſo nicht in Zweifel zu ziehen.

Aber wir müſſen eingehen in die innere Geſchichte der Ackerbaubildungen, und wir werden zu ganz andern Wahrnehmungen und Betrachtungen nun gelangen, beſonders wenn wir den kleinlichen Blick deſſen verlaſſen, welcher aus dem Garten des einen Nachbarn in den des andern tritt, und bey dem Eindruck der erſten Erſcheinung ſtehen bleibt, ohne daß ſich ihm eines ganzen Landſtrichs Art und Natur darlegt, und das enthüllt, was doch allein die wahre Blüthe der [illegible]ſeligkeit, das eigentliche aus dem Ackerbau entſpringende Völkerheil ausmachen kann, der ſchöne eigenthümliche, vaterländiſche Geſammtzuſtand, in welchem das [illegible] treibende Geſchlecht nunmehr ſich freuet und beweget.

Nicht nur hatte die Natur die herrlichen Niederungen, welche der Rhein mit ſeinen beyden Ufern, ſo wie das der Maas und Schelde bilden, jene Länder, die das ehemahlige burgundiſche Reich ausmachten, vermöge ſeiner ganzen Lage mit ſeltenen Segnungen ausgeſtattet, ſondern auch ſeit mehr denn tauſend Jahren hatte Italien, welchem durch der Römer ganzes Thun und Treiben vielleicht ſchon früher die höchſte agrikultoriſche Sorgfalt war verliehen worden, ausgenommen, kein

Landſtrich Europa's wohl den Fleiß, die Sorgfalt und die Ereigniſſe erfahren, welche auf den Landbau einwirken mußten, wie ſie den bezeichneten Provinzen zu Theil geworden waren. Schon vor Karl dem Großen hatten ſie eine lange, auf alle Gegenſtände des Menſchlichen ſich ausbreitende hohe Kultur genoßen, und mochten den Kern des feſten Landes von Europa ausgemacht, dadurch aber zugleich mit jene große Vorliebe des Kaiſers für denſelben begründet haben, die er ſeitdem, ſeine ganze Regierung hindurch ihm zollte, nicht nur durch die bewunderungswürdige Sorgfalt, mit der er ſie wie ein Landguth pflegte und hegte, ſondern auch durch die Vermehrung der mancherley, dort ſchon vorhandenen Schlöſſer, Burgen und Städte, womit der Grund gelegt wurde, daß ſich die mannigfaltigſten Kräfte des damahligen Continents nun noch mehr nach dem ſchönen, zwiſchen Deutſchland und Frankreich ergoſſenen Thale, ſogar dann hätten hinziehen müſſen, wenn ſelbſt die Handelsverhältniſſe nicht ſchon nach dem ihm zugehörigen, die herrlichſte Mitte des europäiſchen Welttheils durchſtrömenden Waſſergange ſie hingeleitet hätten. Wer mag ſich alſo verwundern, daß in einem mehr wie tauſendjährigen Zeitraum jenes Land zu einem Garten iſt verwandelt worden. Ich glaube der dortige Ackerbau und der Weinbau in den Rheinländern mit allen ſeinen frühern Eigenthümlichkeiten hat ſich nothwendig als Folge jener großen Verhältniſſe alſo bilden müſſen, wie er hiernächſt geworden; aber es drängen ſich mir hierbey drey andere Fragen auf.

Haben zuvörderſt nicht vielleicht ſelbſt eben dieſe Verhältniſſe den ſächſiſchen und ſlaviſchen Ackerbau, von dem ich vermuthe, daß er vor Karl dem Großen, und als noch der wendiſche Handel der größte Welthandel war, in ſeltener Vollkommenheit beſtanden hat, ſeiner vorzüglichſten Treibkraft beraubt?

Ferner, was iſt der Anlaß geweſen, daß ſelbſt jener erſtere einen Theil der frühern Geſtalt ablegte, und die der Wirthſchaft annahm, welche wir jetzt als die belgiſche bezeichnen?

Endlich ſind dieſe Geſtaltungen — vielleicht die freyeſten, welche ſich der Ackerbau erringen konnte, und wahrſcheinlich ſo wie ſie ſind geworden, weil er durch keine andere Hinderniſſe ſie anzunehmen behindert ward, ihnen vielmehr alle andere Rückſichten ſich fügten — auch die glücklichſten, nicht bloß für den Ackerbau allein, ſondern was noch wichtiger iſt, für die Menſchen, für das Beſtehen des Volkes geweſen? Ueber dieſe drey Fragen will ich mich etwas näher auslaſſen.

Zuerſt von der letztern. Wenn die Freyheit, welche der neubelgiſche Ackerbau heiſchte, und das Iſoliren der Einzelnen, welches mit demſelben verbunden war, dieſe Einzelnen wohlhabend, und das Ganze reich machend, das Geſammtband loſe werden ließen, weil der zu emſige Ackerbauer für nichts denn für ſein Produciren, ſeinen Gelderwerb und ſeinen wachſenden Privatwohlſtand empfänglich, auf jenes nicht mehr achtet, ſo wird ein Land, welches in dieſe Verfaſſung geräth, eine um ſo verführeriſche Lockſpeiſe für den Eroberer, als es viel darbietet und wenig zu erobern koſtet. Dieſem Schickſal iſt kein deutſcher Landſtrich ſo anheim gefallen, wie das niedere Rheinthal. Das burgundiſche Reich ging unter, und ſeitdem waren die Länder, welche zu demſelben gehört hatten, abwechſelnd jedesmahl im Beſitz desjenigen europäiſchen Regenten, welchem die höchſte Macht zu Gebothe ſtand. Die Anwohner der Rheinmündungen ſind alſo mehr reichen Waiſen, wie einem glücklichen Volke zu vergleichen. Wie nahe liegt aber die Beſorgniß nicht, dieß könne wohl auch verwirkt ſeyn dadurch, daß der Ackerbau, ſtatt daß er ſich höhern Beſtimmungen hätte unterwerfen ſollen, zu ausſchließend und zu frey dasjenige Element war, welches die ihm angemeſſenſte Verhältniſſe willkührlich und ungehindert anzunehmen, und ihnen die übrigen unterzuordnen die Macht erhalten hatte.

Es iſt gewiß in keiner Art meine Abſicht, die ſchwache Seite des rationellen Ackerbaues dadurch, daß ich ſie ins Lächerliche ziehe, in die Augen ſpringend zu machen. Wenn ich das wollte, könnte ich nur ſagen, eben ſo, wie man das Normalmodell oder Ideal einer vollkommenen agrariſchen Verfaſſung aufſtellt, läßt ſich auch für einen handelnden oder einen Fabrikenſtaat, daſſelbe von der beſten Fabrikverfaſſung leiſten in einem Staate, der ſeiner Lage nach des höchſten Flors durch Fabriken fähig wäre, und dieß ſo weit trieben, daß Religions-, Militär-, Kunſt-, Wiſſenſchafts- und Rechtszuſtand darnach zugeſchnitten werden, und ſich ſo bequemen müßte, daß jenem Ideal unverrückt nachgeſtrebt werden könnte, und ſchwerlich wäre ein Staat ſehr um das Glück zu beneiden, das er durch ſolche Verfaſſung genöße. Sie ſollen ſich anders bilden, und ihre Uebergänge erhalten ſie auch wohl auf andere Weiſe. So hat die Umwandlung des frühern Ackerbaues, des vaterländiſchen, in den neubelgiſchen wohl allein in der Entdeckung der neuen Welt und in der Natur und Beſchaffenheit der Gewächſe, welche ſeitdem wichtig wurden, zweye davon ganz neu erſcheinend, das andere ſchon früher bekannt geweſen, einzig und allein ſeine Veranlaſſung gefunden. Die Gewächſe, welche ich hier meine, ſind die Kartoffeln, der Tabak und der Klee, von welchem letztern beyläufig geſagt, bemerkenswerth iſt, daß bey den vielen Abarten der Kleepflanze diejenige Gattung, welche ich im Sinne habe, nämlich der rothblühende, und von welchem auch in der Regel bey der Wechſelwirthſchaft die Rede iſt, zwey Beynahmen, den des brabantiſchen und den des ſpaniſchen zu ſeiner Bezeichnung an ſich trägt, was, wie der Verfolg ergeben wird, auch einen hiſtoriſchen Grund hat, und ſich auf ſein Verhältniß zu den erſten Anbauern der Kartoffeln und des Tabaks, den Bewohnern der ehemaligen ſpaniſchen Niederlande und Brabants beziehe.

Schon Arend macht in ſeinem Geiſt der Zeit, indem er den großartigen Charakter der Spanier, jenes nicht zu unterjochenden Volks entwickelt, die Bemerkung, ſie hätten Gold und Edelgeſteine mitgebracht aus der neuen Welt, wenn die Holländer Kartoffeln und Tabak. Der große Beyfall, welchen dieſe beyden Gewächſe ſich ſo ſchnell erwarben, brachte es zuwege, daß bald ein ſehr anlockender Gewinn ſich bey der Kultur derſelben machen ließ, und es war nichts ſo begreiflich, als daß die Niederländer deren Anbau vor allen zuerſt und lebhaft ergriffen. Er mußte ſich nämlich aus Gründen, die dem Landmann nicht aufgezählt zu werden brauchen, und deren Anführung Sie mir erlaſſen werden, vorzüglich in die weniger Wieſen und Weiden, wie einen fruchtbaren Getreideboden enthaltenden Gebiete der Niederlande ausbreiten. Nun haben die beyden genannten Früchte, der Tabak und die Kartoffeln, auch die Eigenthümlichkeit, daß ſie aus dem jüngſten und üppigſten Welttheil kommend, durch ihre jugendliche Vegetation, wenn ſie recht wuchern und ſich vervielfältigen ſollen, die ihrem Gedeihen erforderlichen Elemente ſchnell dem Boden recht gründlich entziehen, wenn nicht entweder ein ſteter Erſatz nachfolgt, oder ſie nicht in einem Erdreich angebaut werden, worin ſie ſeit mehreren Jahren nicht ſind gezogen worden. Am meiſten und im allgemeinſten, aber wenn man will auch gemeinſten Sinne, Pflanzen, d. h. am wenigſten mit beſonderer Individualität verſehen, vermöge der ſie eine beſondere Beſchaffenheit des Bodens verlangen, wie es bey höhern und edlern Gewächsorganiſationen der Fall iſt, am charakterloſeſten nur die Kraft der Vegetation darſtellend, und überall ſchnell gedeihend, und große lockere Fruchtmaßen, Anfänge zu ſehr mannigfachen vegetabiliſchen Stoffen bildend, wo ſie nur Nahrungstheile finden, machen ſie mehr, als die meiſten übrigen Gewächſe, den von dieſen zwar auch nicht aufgegebenen Anſpruch auf Bodenwechſel, Düngung und ſorgfältige Zubereitung, und ſind diejenigen Vegetabilien, von denen das Bedürfniß mit dem ihnen beſtimmten Boden öfters zu wechſeln vorzüglich hervorging. Aber nicht nur dieſes, noch ein anderes Bedürfniß brachten ſie in Anregung. Sie lieferten nämlich verhältnißmäßig ſo vielen als Frucht brauchbaren Stoff, daß ein zu geringer, das Viehfutter und den Dünger in Maſſen vermehrender Abgang übrig blieb, um dem Boden in fortwährend ſteigendem Grade die Treibkraft verſchaffen zu können, in welcher ſie ihn verlangten, uub deſſen er bey dem Verhältniß der älteſten und noch nicht degenerirten Wirthſchaft in dreyen communen Feldern nach Möglichkeit genoß. Es mußte alſo nun auf ein Mittel gedacht werden, den Viehſtand verhältnißmäßig zu erhöhen, und das für denſelben nöthige Futter zu vermehren; alſo war ein eigenes Gewächs ganz beſonders für die Viehfütterung zu bauen nöthig. Hierzu ſchickt ſich keines beſſer, wie der von mir vorher erwähnte rothe, auch brabantiſche oder ſpaniſche genannte Klee, welcher mit den Kartoffeln und dem Tabak die Eigenſchaft theilt, daß er einen ſehr gut zubereiteten Boden begehrt, und daß er es verlangt, nicht zu ſchnell aufeinander in demſelben wieder gezeugt zu werden, ſondern abwechſelnd ein neues Erdreich angewieſen zu erhalten, worin vorher andere Gewächſe gebaut geweſen. Ganz natürlich alſo war es, daß dieſer Klee in den Ländern, welche zuerſt die Kultur der Kartoffeln ergriffen hatten, in Aufnahme kam.

Den engliſchen Ackerbau kann ich hier ganz übergehen, theils weil die Veranlaſſungen, welche dieſen, ſo wie er ſich ſpäter gebildet, und die alte Form theilweis verlaſſen hat, ſchon von Ihnen in einer Beziehung ſo richtig und erſchöpfend geahnet und dargeſtellt worden, theils einiges Licht auf die bey ihm früher abweichende Form durch das fällt, was ich noch von einem andern Ackerbau in Deutſchland zu ſagen habe. Mir iſt nämlich eine eigentlich dürftige Landſchaft bekannt, deren Feldbau eine Induſtrie bezeichnet, gegen welche die des belgiſchen, brabantiſchen, kurz jedes andern europäiſchen zurücktreten mögte. Dieß iſt der, welchen die von den ſich ganz ſelbſt bis zur Sprache noch in ihrer Eigenthümlichkeit und größten Abſonderung erhaltenden Wenden bewohnte Gegend des Spreewaldes, der ſonſt ſo unfruchtbaren Niederlauſitz angehörig, darbietet; eine Gegend, woſelbſt dem Getreidebau ein Gartenbau eingewebt iſt, der nicht darauf ausgeht, Gartenfrüchte, ſondern Gartenſämereyen, und nur Gewächſe wie etwa Selleri, am meiſten Kraft zehrende, aber auch den höchſten kaufmänniſchen Gewinn bringende Produkte zu erzeugen, welche Produkte höchſt induſtriös unmittelbar in die Häfen der Oſt- und Nordſee abgeſetzt werden, weil ihr Verlag ſich nicht blos auf Europa, ſondern auch auf außereuropäiſche Gegenden ausdehnt.

Betrachte ich nun dieſen ſeit undenklichen Zeiten auf eine ſolche Höhe getriebenen Ackerbau, daß, um nur eines anzuführen, Gras und Heu in jener Gegend ſortirt, und bloß die feinſten Gattungen des letztern dem

Viehe

Vieh zum Futter dargereicht, die übrigen ihm eingeſtreut werden, und man dort Dünger von einer Fettigkeit ſieht, wie er ſonſt nirgends angetroffen wird. Werfe ich ferner einen Blick auf den ausgedehnten Bau des Kermes, eines Farbengewächſes, in den Stadtfluren der ſonſtigen ſlaviſchen Länder, und gedenke dabey jenes großen Handelszuges, der ſeinen Weg durch die von den Wenden bewohnten Landgebiethe vom Orient bis hin nach dem Norden nahm, und die entfernteſten Pole in Verbindung ſetzte, ſo muß ich vermuthen, daß in den daranſtoßenden, von den ſlaviſchen Völkern bewohnten Provinzen, ein Ackerbau Statt gefunden habe, deſſen hohe Blüthe wir in Ermanglung näherer Kenntniß davon nicht genau abmeſſen können, aber für ganz ungemein annehmen müſſen, weil ſchon die Ackerwerkzeuge, deren man ſich in demſelben bediente, einen Beweis, eben ſo ſehr von Raffinement und Künſtlichkeit, wie davon geben, daß man das Bedürfniß einer ſeltenen Sorgfalt in der Beſtellung kannte. Ich muß es Ihnen geſtehen, daß es mich befremdet hat, als Werke erſchienen waren, welche Beſchreibungen der engliſchen Ackerwerkzeuge als neuer Erfindungen enthielten, darin ganz ignorirt zu finden, wie dieſen auffallend entſprechende Ackergeräthe ſich noch in wendiſchen Ländern, beſonders in Böhmen erhalten haben, ja daß ſie noch die alten wendiſchen Nahmen an ſich tragen, daß es Inſtrumente ſind, die beſonders auf eine ſorgfältige Reinigung des Ackers, und die Möglichkeit in demſelben mit Entbehrung des Grabſcheits Gartenfrüchte zu bauen, berechnet waren. Ich kann ſogar die Vermuthung nicht aufgeben, daß vielleicht eben ſo, wie England ſeinen großartigen Handelsgeiſt aus einem von dem nördlichen wendiſchen Deutſchland dorthin vererbten Keim — ich erinnere Sie nämlich an den alten deutſchen Güldehoff in London — hat emporblühen ſehen, es auch ſchon früher durch die Angelſachſen und Normannen ſlaviſche Ackergeräthe und ſlaviſche Ackerbauweiſe übernommen und ausgebildet hat. Denn auffallend iſt es mir ſchon lange geweſen, wie der engliſche Ackerbau weit mehr demjenigen entſprechendes hat, welchen ich nach allem, was ich darüber erforſchen können, als den bey den Wenden ſchon zur Zeit des Heidenthums üblich geweſenen und ausgebildeten vorausſetzen muß, als von dem ihm ganz entgegenſtehenden mit dem Chriſtenthum und dem Feudalweſen zuſammenhängenden, welchen ich den fränkiſchen nennen möchte. Es dürfte dieß wohl einer tiefern Unterſuchung werth ſeyn, ſie möchte vielleicht auch noch etwas beſtätigen, worauf ich ſchon in meinem erſten Schreiben an ſie hingedeutet, wie ein fränkiſches, als das eigentlich deutſche, religiöſe, poetiſch heroiſche, und im Sächſiſchen mehr ein politiſches Princip ſich von Alters her in Deutſchland ſtets entgegengewirkt haben, dieß aber auf alle Schickſale des Vaterlandes von Einfluß geweſen iſt, vielleicht jetzt noch vorwalte, und von dem deutſchen Hiſtoriker durchaus nicht unbeachtet gelaſſen werden darf. Für den Ackerbau wird es mir wenigſtens immer entſchiedener, daß ſeitdem Karl des Großen geliebter Rheinſtrom zu blühen anfing, und dieſer Kaiſer ſich verwüſtend gegen die Anwohner der ſlaviſchen Gewäſſer in den Bekehrungskriegen gegen ein ihm entgegen ſtrebend erſcheinendes Volk wendete, hier Stagnation desjenigen induſtriöſen Landbaues eintritt, der vielleicht durch die alte Communikation mit dem Orient noch zu Karls des Großen Zeiten der vollkommenſte in Europa geweſen. Es würde dieſes Ereigniß auch vielleicht wieder beſtätigend in Verbindung ſtehen mit der Wahrnehmung des allgemeinen Zuges der Cultur vom Orient nach dem Norden und Weſten; denn leicht kann aus Aſien ſich der Urſprung des Feldbaues der Wenden und Slaven herſchreiben und ſich zu ihnen hin vererbt haben, und iſt dann übergegangen nach Dänemark und England.

Der Abweichung des Ackerbaues in Italien und Spanien von der Wirthſchaft in drey Feldern will ich nur einige Worte widmen. Ich glaube, der Bau des Zuckerrohrs, die Seidencultur, und die Aufnahme anderer ſüdlichen Pflanzen habe ſie im erſtern Lande veranlaßt. Das letztere beſaß die nahrhaften Datteln, die Eicheln, Mandeln und Oehlbäume. Der Kornbau trat hier alſo von ſelbſt ganz zurück, und dieß Land gab nicht um ein zufälliges Ereigniß, um eine fremde Frucht ſeine alten Verhältniſſe auf, ſondern ſie waren von je an anders geweſen; deshalb erhielt es ſich ſeinen herrlichen und großen Charakter, ſeine unangetaſtete Selbſtſtändigkeit. Sein Ackerbau war begründet auf ſeine Geſinnungen, dem Bleibenden und Unvergänglichen ſeines innern Lebens, ſeiner Religion. Wo das der Fall iſt, kann nie der Ackerbau zu Grunde gehen, denn der Menſch wird nie aufhören im ſtetigen Fortgange eben ſo ſeine Gefilde anzubauen, wie allen übrigen tiefen, rein menſchlichen Trieben nachzugehen; wohingegen, wenn das Gelüſt bald dieſe, bald jene Frucht zu kultiviren, und dadurch reich zu werden ihn ergreift, nicht nur die ſtete Feſtigkeit ſeiner Geſinnung anheben wird nachzulaſſen, und zu wanken, ſondern er auch, ſtatt daß er vorher bloß ſeines Leibes und Lebens Nothdurft und Nahrung ſich ſchaffen, für ſein Inneres aber etwas Höheres wollte, umzuſchauen beginnt nach der Liebhaberey und nach dem Abſatz der neuen angenommenen Gewächſe, und zu wechſeln, bald dieſes dann jenes zu bauen, und ſich immer für ein jedes neu einrichten, oder Verhältniſſe erſinnen, und mit der Zeit alles ſo loſe machen muß, daß gar nichts feſtes mehr übrig bleibt, eins nach dem andern wieder gewählt wird, und niemand ſich mehr verwundern kann und wird, wenn periodenweiſe Kornmangel eintritt. Ein Phänomen, welches am häufigſten erſt in denen Ländern, in welchen Feldbau dieſen Charakter angenommen hat, wahrgenommen wird. Dahin aber führte unſere heutige Fruchtwechſelwirthſchaft, von der ich nun ſchon dreiſter behaupten darf, es ſeyen zum großen Theil zufällige, hiſtoriſch aufzufaſſende und zu verfolgende Ereigniſſe, denen ſie die ihr zugedachte Form zu verdanken hat. Bedauernswerth aber muß ich alsdann es finden, wenn man, nur von den einſeitigſten Mißverſtändniſſen ausgehend, dieſe als die Wurzel alles Wohls der Menſchen betrachten will, und wenn man dazu ſie zu erheben beginnt, ſo weit in dieſen Irrthum geräth, daß an die Stelle aller lebendigen tiefbegründeten Verhältniſſe in den Staaten, einzig und allein ſolche beachtet werden ſollen, die nur jene nicht einmal verſtandene Form des Ackerbaues begünſtigen. Vielleicht aber iſt, wie nichts in der Welt, auch dieſes, aller dabey vorwaltenden factiſchen Zufälligkeit ohnerachtet, die ich recht ſehr mich bemüht habe, herauszuheben, doch nicht ein bloßer factiſcher Zufall; vielleicht trieb zugleich auch dieſen ein innerer, mit allem was die Menſchheit unſichtbar und verhüllt lenkt und bewegt, zuſammenhängender Grund in die Erſcheinung hinaus, ſo daß er zugleich eines der vielen unerfreulichen Symptome des Zeitgeiſtes mit ausſpricht. So rein und ausſchließlich auf ſchnellen Geldgewinn, auf bloßes Reichwerden durch den Betrieb des Ackerbaues berechnet, wie die Fruchtwechſelwirthſchaft nämlich, hat wohl noch kein ſogenanntes Agrikulturſyſtem ſich gerichtet; ſie die — vielleicht daß man in wiederkehrenden edlern Zeiten es kaum wird glauben wollen, — mehr wie der Geldwechſelhandel, dem der Fruchtwechſelackerbau ſich ſehr bedeutungsvoll gegenüberſtellt, beſtrebt, ihre Vortheile evident zu machen durch Procentberechnungen und Buchhalten. Operationen, bey denen die lebendigen ſich im Zuſammentritt mit der frey ſich verändernden Kräfte der Natur des Bodens, der Thiere, des Düngers, ſich wieder neu geſtaltenden Potenzen ganz eben ſo, wie das in ſich todte und dadurch reines Zeichen bleibende Zeichen des Geldes behandelt werden. Wer kann ſich unter ſolchen Umſtänden noch wundern, wenn die Bücher des Kaufmanns mit ſeiner Caſſe und den Contos ſeiner Handelsfreunde doch wirklich übereinſtimmen, und ſie ihm deren Zuſtand wie den jährlichen Gewinn oder Verluſt in Zahlen mit einer gewiſſen Zuverläßigkeit nachweiſen, in der Landwirthſchaft hingegen das Reſultat der Bücher und der wirkliche Zuſtand der Wirthſchaft das allerwiderſprechendſte ſeyn müſſen.

Sie, und jeder andere, der nicht eingeweiht iſt in das neue Ackerbauweſen, werden meine Behauptung für übertrieben halten, und ſo kann ich in der That nicht umhin, einiges anzuführen, was einen Blick in die neueſte Verfahrungsweiſe und die Hülfsmittel, deren der rationelle Ackerbau ſich bedient, um ſich rationell und abſolut zu machen, öffnet, und was mir der Erwähnung nöthig ſcheint, um zu zeigen, wie neben dem Zuſammenhange, in dem die Bildung des Ackerbaues mit den geſchichtlichen Ereigniſſen, nächſtdem mit den Begierden und Neigungen der Menſchen ſteht, noch ein anderer mit demjenigen Statt findet, was jetzt die Stelle der Ideen einnimmt, mit der Verirrung in ihrer Intellectualität, und wie dieſe ihren Einfluß wieder weiter ausſtrömt in das Thun der Menſchen, in ihr ſcheinbares Gründen, dem Weſen nach ein Zerſtören und Annulliren, nicht nur von ſich ſelbſt, ſondern auch im Vernichten eben derſelben ſogenannten intellektualen oder rationellen Principien, aus denen ſie ſich neu aufbauen und Leben verleihen will.

Es verfährt nämlich der rationelle Ackerbau ſo, daß die Productionskraft des Bodens zuvörderſt nach Procenten berechnet, und ein Nullpunkt dergeſtalt beliebig vorausgeſetzt wird, daß wir nirgends die Scala für denſelben beſitzen und nicht wiſſen, ob der Sand der Wüſte in Afrika ihn bildet, oder ob dieſer Sand über oder unter ihm ſteht. Sodann wird ferner willkührlich angenommen, daß ein in gewöhnlicher Cultur ſtehender Boden (nicht eines gewiſſen Landes und einer beſtimmten Cultur unterworfen geweſener, ſondern durchweg ein jedweder; denn es iſt nicht vom localen, ſondern rationellen Ackerbau die Rede) 40 Procent Fruchtbarkeit enthalte, daß ein Jahr der Ruhe, in welchem er nichts trägt, um 10 Procent ſeine Fruchtbarkeit, und daß Düngung ſolche nach Maßgabe der Pfunde Düngers, die auf das Land kommen, erhöhet, und hiernach bildet ſich eine Berechnung, welche darlegen ſoll, durch welche Feldereintheilung und Fruchtfolge das höchſte und ſchnellſte Steigen der Productionskraft und Fruchtbarkeit zuwege gebracht, und ſo am meiſten für die fortdauernde Verbeſſerung des Bodens und der Geldeinnahmen gewonnen wird.

Wären dieſe Annahmen nun ſämmtlich richtig, ſo müßte gewöhnlicher Boden mit 40 Procent Kraft, wenn er 10 Jahre lang nicht genützt und beſtellt wird, nach Ablauf dieſer Friſt 140 Procent Kraft haben, alſo vorzüglich reicher und fruchtbarer Boden geworden ſeyn, und es gäbe denn keine beſſere Speculation, als einen Acker zu kaufen, lediglich um ihn 10 Jahre ungenützt liegen zu laſſen. Es beſtände ſolcher zur Zeit des Ankaufes aus Land von 40 Procent Kraft, und hier einmahl angenommen, obwohl es nicht ganz richtig iſt, der Morgen Acker mit 1 Procent Kraft ſey 1 Reichsthaler werth, ſo würde der Morgen von 40 Procent Kraft 40 Reichsthaler werth ſeyn, mithin werden koſten 50 Morgen 2000 Reichsthaler. Nach 10 Jahren, innerhalb welchen das Land immer noch wenigſtens mit Schaafheerden beweidet werden kann, ſtiege die Fruchtbarkeit des Ackers auf 140 Procent, alſo der Werth auf 140 Reichsthaler für den Morgen; eigentlich noch höher, weil mit der Güte des Bodens der Werth nicht in gleicher, ſondern in ſteigender Progreſſion wächſt. — Jetzt hätten ſonach die 50 Morgen einen Werth von 7000 Reichsthaler, und in 10 Jahren wären demnach 5000 Reichsthaler, alſo 250 Pracent bloß durch die zweckmäßige Behandlung, den Boden für die Fruchtergänzung ganz ungenutzt, lediglich als Viehweide defructicirt zu haben, gewonnen worden. Dennoch aber hat noch niemand auf ſolche Weiſe procedirt, weil in der Wirklichkeit durch die Ruhe die Natur den Boden durchaus nicht in ſolchem ſich gleichbleibendem Verhältniß verbeſſert, vielmehr ein ganz anderes Geſetz nun vorzuwalten beginnt.

Freylich war für eine Anwendung, wie die eben gemachte, jene Berechnungsart keineswegs beſtimmt geweſen, aber ſie hat die rationelle Form angenommen, ſich in abſtracten, allgemein gültigen Zahlen dargeſtellt, und folglich für ſo abſolut, wie es von der Arithmetik gefordert werden kann, ausgeſprochen. Sie muß ſich nun alſo auch dem unterwerfen, daß ſie ganz und in den äußerſten Extremen gerade eben ſo benutzt und angewendet wird, ſonſt wird ſie entweder überflüßig oder Irrthum verbreitend. Leider iſt ſie das letztere wirklich genugſam geworden. Denn wenn auch nicht gerade dieſelben Berechnungen und Folgerungen wie die obigen, ſo ſind doch ähnliche daraus gemacht worden, und dieß hat nicht nur das Vermögen manches angehenden Landwirths geſchmälert, ſondern, was mir noch bedaurungswürdiger ſcheint, manchen Lehrling des Ackerbaues abgezogen von der lebendigen, ſchlichten, Kraft und Ruhe gebenden Anſicht und Behandlung deſſelben, und ihn eingeführt in das Trugſpiel eines den Geiſt verwirrenden und entſeelenden Formen- und Zahlenweſens, alle lebendige Anſchauung tödtend. Hiermit aber charakteriſirt der ausgedachte Ackerbau wieder auffallend die ganze Zeit und den Zuſtand der Menſchen, daß ſo, wie die Vorzeit Einen in allem, folglich auch dem Ackerbau, nach meiner Andeutung deſſelben, ſich abſpiegelnden Typus ausdrückte, ſo es die jetzige nicht minder thut, und in ihm ihre Neigungen und Begierden, und das trügliche Spiel ihrer Verſtandesbeſchäftigungen an den Tag legt. Aber ich glaube ſehr, ſie wird vielleicht gerade hier ihres Irrweges am erſten inne werden, und dort ihn entdeckt habend, möchte die Enttäuſchung ſich ſchnell eben von daher aus weiter verbreiten. In der ſogenannten Agronomie verbirgt ſich offenbar minder wie in der ihr am nächſten liegenden Chemie der bey letzterer gelindere Mißverſtand. Bey dem Ackerbau tritt er unmittelbar hervor, und ſtellt ſich allgemein dar, theils weil hier derer, die den Irrthum auffaſſen, mehrere ſind, theils unter dieſen der größte Theil eben nicht ſehr reich mit demjenigen ſchöpferiſchen Scharfſinn ausgeſtattet iſt, mit deſſen Hülfe leicht modificirt, eingelenkt, und dadurch es verhindert wird, daß der letzte Auswuchs des ausgearteten Gewächſes nicht zu Stande kommt, und ſich dem Blicke enthüllt. Mit dem rationellen Ackerbau wird dieß zu augenſcheinlich der Fall, und es leidet keinen Zweifel, daß er in ſich zuſammenſinken, und ſeine Anwendung bald aufhören müßte, auch wenn ſeine Beleuchtung und Widerlegung unterbliebe, alſo nicht gegen ihn geſchrieben wird. In ſo weit wäre alſo nicht nur ſeine Bekämpfung überflüßig, ſondern auch vielleicht deshalb, weil es ja beynahe ſcheinen will, als ſolle er vorzüglich wie ein Mittel dienen, den Menſchen die Binde zu löſen, und ſie zu befreyen ſowohl von den unwahren und unächten Neigungen, wie von der unwahren und unrechten Einſicht, als ſolle nämlich in die Stelle des Raiſonnements und der Demonſtration, des Redens und der Belehrung, das lebendige, unmittelbare Thun treten, und eine vom Gipfel des Zweifels ausgehende, gleichſam an der Verzweiflung des Enthuſiasmus plötzlich, man weiß kaum woher aufflammende Begeiſterung die Menſchen erfaſſen laſſen das Nächſte Rechte und Unmittelbare, und ſo der Irrthum fallen, nicht weil wir ihn fällen, ſondern weil wir wieder aufgehen in die Wahrhaftigkeit des Lebens, daher ihn liegen laſſen, und er, in uns todt, auch als todt ſich darſtellen wird.

Wiſſen wir denn aber, mein geehrter Freund, auch wirklich, ob dieſe erfreuliche Ausſicht uns hindern darf Einhalt zu thun unſern Betrachtungen, und ob wir uns ſagen dürfen, ſie ſind überflüßig jetzt, weil in einem andern Wege wie der, welchen unſer Wahn als den rechten, den jetzt einzuſchlagenden, uns vorſtellte, dasjenige Uebel in der That beſiegt werden wird, welchem wir haben helfen wollen abzuwehren. Ohnehin haben wir, Sie und ich, ja doch es einmahl unternommen, daſſelbe unſerer Betrachtung zu unterwerfen, und die nachtheiligen Folgen, die daraus möglicher Weiſe zu beſorgen ſind, zu erwägen; wir haben damit doch nicht bloß unſere Einſicht und Beurtheilungsgabe entwickeln und darlegen, ſondern ja auch wohl praktiſch ſeyn wollen. Wenn dieſes aber der Fall war, ſo müſſen wir uns auch wohl fragen: ob es zureicht, unſere Bedenken über den neuen Gegenſtand darzuthun, und ſeine Schwächen aufzudecken, und ob nichs, nur dann, wann wir beweiſen können, daß wir auch mächtig ſind des Beſſern, was hätte geleiſtet werden ſollen, wir die Befugniß beſaßen, jenes zu tadeln. Wir müſſen auch, glaube ich, prüfen, ob wir für jenes wirklich etwas geleiſtet haben, prüfen, ob es ſich entweder überhaupt nicht leiſten läßt, oder ob nur wir es zu leiſten nicht fähig waren, und hier haben wir uns denn wohl, wie mir es ſcheint, noch immer zu geſtehen, daß annoch eine ſehr beträchtliche Lücke von uns leer gelaſſen worden. Wir haben ganz bey Seite gelaſſen die Frage: Was ſoll geſchehen? jene wichtige Frage: ſoll das Alte durch den ablöſenden

Einfluß der Zeit auseinander gewichen, wieder hervorgerufen werden, und läßt es ſich wieder hervorrufen, läßt es ſich wieder annehmen, oder ſoll nicht ein Neues heraufblühen wollen, und an den Tag kommen? Tragen wir jene jugendliche Lebensahnung in uns, von der durchdrungen wir nur von der neuen Zeugung zu reden befugt und berufen ſeyn können? Nichts von dem haben wir noch erwieſen, nicht einmal der Frage uns genähert, die uns für jenes Unterlaſſen entſchuldigen könnte; die: kann der Menſch überhaupt jenes, oder kann er es auch nur in beſchränktem Maße? Kann ein Sterblicher auftreten und ſagen, er beherrſche den ewigen allgemeinen Weltplan? Gebiehrt dieſer ſich nicht ſtets in ihm zu einem beſchränkten engen Abbilde, und verfolgt er nicht dieſes, wenn der andere ein anderes, und iſt nicht am Ende die aus ſolchem nun wieder entſtehende Unendlichkeit des unerfaßlichen Lebens ſelbſt das, was an den Tag treten ſoll, und uns beherrſchend, über uns mächtig geworden, die Frucht unſers Thuns iſt? Gern möchte ich auch hierüber mich recht ausſprechen gegen Sie, weil ich, einmal ergeben dem eigenen Bilden und Hervorbringen, unhold bin dem was bloße Kritik und Reflexion bleibt, ohne den Keim zu einer neuen Bildung einer neuen Frucht zu ſäen und mit aufquellen zu laſſen; möchte das, was ich zu ſagen habe, auch noch ſo dürftig ausfallen, weil der Gegenſtand ſo groß und unendlich iſt, daß man nur ſehr aus der Ferne ſich nahen kann demſelben, und weit zurückbleiben muß von ihm. Aber dieſe Betrachtung ſollte und würde mich nicht abhalten, nur dürfte das, was ich dazu zu ſagen hätte, einen von dem, was ich Ihnen bisher mitgetheilt habe, ſo verſchiedenen Ton und Charakter annehmen, daß es mit dieſem ſich unmöglich an jenes auch nur mit einiger Schicklichkeit reihen ließe, und ich würde genöthigt ſeyn, in einem beſondern Briefe ganz hinauszutreten aus dem Ideenkreis meiner bisherigen Betrachtungen und Darſtellungen. Ich werde mir daher, wenn Sie es erlauben, noch vorbehalten müſſen, von neuem die Feder anzuſetzen, und indem ich dieſes thue, eine um vieles allgemeinere und weitere Sphäre betreten.

Den 30. May 1813.

Der Ihrige
Wilhelm v. Schütz.

Reynold von Montalban.

Unter den altdeutſchen Dichtungen, die in der angekündigten Bibliotheka Vatikana ihre Stelle finden ſollen, iſt Reynold von Montalban beſonders ausgezeichnet. Eine proſaiſche Auflöſung, die unter dem Nahmen der vier Heymonskinder in Umlauf iſt, hat ihn längſt den Freunden der tüchtigen alten Zeit werth gemacht. Man kann dieſen Reynold als den letzten Sproßen jenes großen nordiſchen Heldengeſchlechts betrachten, das, wie die größten Ströme im Alpenſchnee, ſo in den Eisfeldern der hohen Erdalpe wurzelte, und von da ſeine langen Waffenzüge herunterſandte, die kaum im heißen Sandmeer Afrika's verſiegen mogten. Der letzte Auswurf war jener Normannenzug, der die anderthalbtauſendjährige nordeuropäiſche Völkerwanderung ſchloß. Wie ein raſcher kalter Nordoſt hatte er den ſüdlichen Frühling angeweht, der eben in der Milde des geſellig-bürgerlichen Verkehrs ſich zu erſchließen begann. Vieles mußte verderben, was zu frühzeitig ſich hervorgewagt, was aber durch innere Lebenskraft ſich rettete, fand ſich gekräftigt und geſtärkt. Vorzüglich dem Norden Frankreichs waren dieſe Züge heilſam und verderblich; verwüſtet wurde, was der Süden angepflanzt, hart bedrängt war die Zeit, die noch nicht verſtand, die Naturgewalt durch die Uebermacht der Cultur zu brechen; aber ſie brachten den Samen nordiſcher Geſinnung und Dichtung mit, die fremd zu werden anfingen, im gezähmten Mittellande, und ſtreuten ihn auf den verödeten Feldern aus. Ihre Saat blühte nach Jahren in jenem normänniſchen Dichtungskreiſe auf, wo wir die Landesſage gleichſam in Runen geſchrieben ſahen, oder die nordiſche Runenſage ins Landesidiom überſetzt. Reynold iſt ein wahrhaftiger, kühner, kecker, trotziger, barbariſcher Normann, Karl der Große aber ſtellt das dem Heldenſinn verhaßte ſüdliche, bürgerliche Leben vor; auf wildem Roſſe ſtreifen die Brüder durch die Welt, alles iſt ihr Eigenthum, was Florberg ihnen erſtreiten kann; auf ihrer Seite iſt Malegiß mit der Zaubermacht des alten Heidenthums, frevler Muth achtet nicht Königs Leben, nicht der Prieſter Weihe, kaum der Bande des Bluts; gutmüthig und arglos gibt er wohl der Tücke und ränkevollen Künſten ſich hin, aber einmal in Zorn gebracht, zerreißt er denn auch mit einem Rucke die Netze, mit denen die Argliſt ihn ſchlau umſtellt. Gegenüber aber wohnt das bürgerliche Leben im ummauerten Verließe, dort herrſcht Karl in Mitte ſeiner Pairs, dort wohnt wohl unter den Helden noch Treu und Glauben, aber auch feige Bosheit und Verrath. Alle, auch die Beſten, ſind von dem Bande der Geſellſchaft und der Lehnsverfaſſung umſtrickt, innerhalb iſt wohl noch Raum für muthigen Sinn, doch fühlt unmuthig das gefangene Edelthier von den Schranken ſich umhegt; in Karl brennt wohl auch noch die alte zornige Flamme fort, aber der erweichte Stahl vermag nicht mehr zu federn, in der Ruhe ſind die Glieder eingeſchlafen, daher das Ungeſchick und die Unbehülflichkeit, in der er ſeine Krone, ja zuletzt ſeine Perſon ſich entführen läßt. So iſt alſo dieſe Dichtung ein vollkommenes Symbol ihrer Zeit, und des Kampfes zwiſchen den zwey Naturen, der freyen, bewehrten, unbändigen des alten Heldenſtandes, die herrſchend und mit ſtolzem Muthe durch die Wälder ſchweift, und der reſignirten, ruhigen des bürgerlichen gemeinen Weſens, die in Städten wohnt; es iſt der Streit der Zwerge in den Bergen mit den Rieſen am Meeresufer. Damit aber auch nicht zweifelhaft bleibe, welcher Theil zuletzt den Sieg erlange, ſo muß Malegiß ſich abthun von jeder Zauberey, die Brüder müſſen das edle Roß, das von Bergesgipfel zu Gipfel über Meer und Strom ſie hergetragen, dem Feinde überliefern. Reynold aber entſagt dem Schwerdt, nur im heiligen Lande will er mit der Keule für die Kirche ſtreiten, in Köln hilft er ihr als Werkmann an ihrem Dome bauen, und wird zuletzt ſogar in den Chor der Heiligen aufgenommen. So ſteht das Werk, zum Steinſaal iſt der alte Eichenhain geworden, in den Wänden ſieht man große Felsmaſſen, alte Drudenſteine eingeſetzt, mit Thürmen und Bruſtwehren iſt außen alles wohl bewahrt. Wenig iſt dabey auf den Reiz der Form geſehen, die Werkſtöcke kaum ins Viereck wohl behauen, und nach dem Winkelmaße aufgeſetzt; Kraft und Größe ſoll nur aus dem Baue ſprechen, und ſelbſt die Schönheit nur gehorniſcht ſeyn. Daher das unvollkommene kurze Versmaß, wie die Schienen an der Rüſtung liegen die Worte aufeinander; Ring an Ring flechten die

Reime zum Panzer ſich zuſammen, und unvollkommen immer, brechen die Umriſſe der Gliedmaßen durch die ſteife Hülle. Wie die Säulen an den Bauwerken jener Zeit, kurz und breit und wiederhaltig, ſind alle Formen dieſer Poeſie, und dem Auge ungefällig, und es hat der gothiſche Filigran der Minnepoeſie ſich noch nicht gebildet, und nicht das Kreuzgewölbe des Strophenbaues der Niebelungen. Wie jener nordiſche Geiſt dort im Frankenreich gelandet, fingen, von ihm getrieben, die Stimmen des Landes an zu ſingen. Aber ſchon Karl der Große hatte über die ungeſchmeidige Kehle und das unzarte Ohr ſeiner Franken geklagt, und in Gallien war wohl zu aller Zeit durch Stammesart das Organ wenig nur geſchärft. Wie aber auch ſich die Töne brechen mögen, der Geſang in ihnen iſt Wiederhall des Chors der Nornen aus der Nacht des Norden, warnend Jahrtauſende, dem Süden zugeſungen, bis ſie zuletzt, nachdem ihr Wort erfüllt worden, in die Tiefe hinabgeſunken, und das Kreuz ſich in ihrem Hauſe erhob.

Wir theilen hier einige Parthien des Gedichtes mit, die zum Theil beſtätigen werden, was wir hier darüber beygebracht; das Ganze kann auch nur durch Betrachtung des ganzen Kreiſes, wie er vor uns geöffnet liegt, erhärtet werden. Zum beſſern Verſtändniß für die gemiſchten Leſer dieſer Zeitſchrift haben wir die Rechtſchreibung der neuern genähert. Die ſpätere Bearbeitung im funfzehnten Jahrhunderte hat es ohnehin unſerer Zeit ſo nahe gerückt, daß es ſich mit leichter

Mühe auch von dem der alten Sprache Unkundigen
leſen läßt.

Görres.

I.

Wie Reynold ſeine Mutter heimſucht.

Nachdem Karl der König zum erſtenmahl von Montalban abgezoge
verlangt Reynold ſeine Mutter Aya, die er ſeit ſeinem Ban
und dem Schwure des Vaters, ihn auszuliefern wo er ihn
trete, nicht mehr geſehen, zu beſuchen, und er macht ſich
mit ſeinen drey Brüdern in Pilgergewand, und kommt vor D
dogne.

Da rürt Reynold der Jüngeling
Vor der Pforten den groſen Ring;
Als der Pfertener hört den Schall
Da ſah er durch das Fenſter die Pilgrim mit Geza
Da ſprach Reynold,
Der da was kune und ſtolt.
Durch Gott von dem Paradiße!
Laß uns vier Pilgrim inne liſe,
Wir ſind geweſt ferne und weit,
Wir wollen Gott für dich bitten in unſer Zeit.
Wir ſind auch geweſt zu Betlehem,
Und in dem Land von Jeruſalem:
Noch nie enkamen wir in die Not
Da wir hatten hunger alſe grot.
Nu laß uns inne
Durch des reichen Gottes Minne!

Der Pfortner ſprach, dieß entſteht mir nit zu thun.
Wie ſo? ſprach der Junkherr kun.
Da antwort zu Stund der Pfortenere,
Uns iſt kommen böſe neue Märe
Geſtern Abend gar jämmerlich
Aus dem Lande von Frankrich
Daß Karl hat gefan unſer vier Jungherrn ſchon;
Und darum Pilgrim entſteht uns das nit zu thon.
Entwer nit ſo lang gewachſen euer Bart,
So ſollt ich ſagen, daß ihrs wärt zu der Zart,
Reynold der Jungherre!
Bey Gott! ſprach der Pfortnere,
Ich ne geſah in dieſem Reiche
Einigen Mann, der Reynold ſo wohl gleiche.
Reynold ſprach: Gut Freund mag das ſeyn
Laß uns ein durch Willen der Jüngling fein!
Daß Gott ſie muß mehren
Wo ſie ſind, ihr Lob mit großen Ehren,
Und ob ſie Karle hab gefan
Daß ſie mit Ehren müſſen entgan,
Und ob ſie ſind erſchlagen,
Daß Gott dann ihr fort muß pflagen;
Und ob ſie auch ſind in Streiten,
Daß ſie Gott erlös in kurzen Zeiten.
Als dies ſprach Reynold,
Da lacht der Pfortner bolt,
Und ſprach: ich ſoll euch laſſen ſchauen
Und leiten euch ins Kaſtell zu meiner Frauen,
Die ſoll eßen und trinken geben ſtill
Durch ihrer lieben Kinder Will.

Da die edele Fraue
Um treibet ſo große Rauwe.
Da ſprach der edel Reynold
Gott muß dir lohnen Pförtner ſtolt!
Die Hiſtorie ſagt uns wahl
Daß ſie gingen in den mitten Sal,
Da ſie ihr Mutter ſahen
Als uns das Buch iſt ſagen,
Reynold ſprach: Gott der das wohl vermag,
Der muß euch geben guten Tag.
Da ſprach die Frauwe edel und fein
Willkommen müßet ihr ſeyn.
Reynolt ſprach: Frauwe!
Wir ſind fern geweſt ſonder rauwe,
Noch dann, ſo kamen wir nie in die Noth,
Daß wir hunger hatten alſo grot;
Wir bitten zu eßen um Gott den Süßen
Daß ihr theilhaftig weſen müßent,
Aller der Wege, die wir han gethan.
Die Frauwe ſprach: ſo muß ich mit Ehren leben,
Ich will euch zu eßen geben.
Die Frau thut den Tiſch bereiten
Da ſie nit von mögten ſcheyden,
Und ließ ihner bringen Brod und Wein
Und Gerſte von wilden beswin *).
Die Frauwe dient ihnen ſelber zu Dank
Die Zeit enwart ihn da nit lang.

---

*) Unleſerlich im Manuſcript.

Man ging in den Keller zu den Tonnen,
Um an den beſten Wein zu kommen.
Da fand ſie alten Wein,
Das war der beſt, der im Stock mogt ſeyn.
Des Weins ein Schal ſie da füllt,
Die was groß als ſie ſult.
Damit kam ſie vor die Tafel gegan,
Da die vier Grafen ſaßen wohlgethan.
Die Schal gab ſie Reynolt,
Dem Grafen kühne und ſtolt.
Reynolt ſetzt die Schale zu dem Mund,
Und trank ſie aus zu dem Grund.
Und ſprach zu ere, ob von dem Wein mehr da wäre.
Die Frauwe hohlt des Weines ſchnell und gern,
Und trug ihn in den Saal, und gab ihn Reynolt in die Hand
Da trank er ihn aber aus zu Hand.
Als die Frauwe das ſah, ſie ſprach: ſag an!
Woher kommſt du, Pilgrim Edelmann?
Wie magſt du ſo ſehre getrinken,
Daß ich dir kaum mag genug geſchenken.
Wär ich geſeßen mit dreyßig Rittern fein
So entränken wir Alle nit den Wein.
Da ſprach der Grafe Reynolt
Habt ihr des mehr in euerem Gewalt
Wie gerne nähm ich des mehre.
Die Frauw ſchämt ſich des ſehre,
Und that zu dem Keller ihr Kehre,
Und hat gebracht von dem Wein,
Und gab den Reynolt in die Hand ſein.

Reynolt nahm den Kopf von Gold
Und trank ihn aus zur Stund bolt.
Als dies die Frauwe ſah,
Hatt es ſie Wunder, und ſprach:
Woher biſt du Teufel kommen,
Kömmt dir dies zu deinem Frommen?
Da ſprach Reynolt von Montewan ſcharpf,
Trink ich noch eins, bey Gott der für uns ſtarb!
Und bey dem himmliſchen Thron,
Ich gebe um Karle nit ein Bohn.
Als dies ſprach Reynolt, da zörnt Adelhart,
Und ſtieß ihn mit dem Ellenbogen hart,
Daß er wich an ein Seit hin.
Er war ſo trunken von Win,
Den ihm gab ſein Mutter wohlgethan,
Daß er umber ſchlafen muſt gan.
Da trat die Frau fort zu der Stund,
Und küſte Reynolt vor ſeinen Mund.
Sie küſte ſo den Degen gut,
Daß Ihnen zu Naſe und Mund lief aus das Blut.
Enhätte gethan Adelhart
Daß er ſie in den Arm nahm auf der Farth,
Und zog ſie von Reynolt zur Hand,
Als uns das Buch thut bekannt,
Sie wäre da zu denſelben Zeiten
Todt geblieben ſonder Meyden.
Als ſie ſo ſtanden, hat ſie ein Späher geſehen bald,
Und ſprach: Frauw, thut von euch Reynalt
Und ſendet ihne haſtelich
Karle, dem König von Frankrich.

Wan Frauwe ihr habt geſchweren,
Der Eyd iſt anderſt verlohren.
Enthut ihr das nit, ſo will ich mein Roß beſchreiten,
Und zu Karle dem König reiten.
Und ſan ihm offenbar, daß ihr Reynolt,
Den Grafen kühne und ſtolt,
Euern Sohn von Montewan,
In euerm Sal habt empfan;
So kommet Karle in euer Land,
Und ſtiftet Raub und Brand,
Und ſoll ſie laßen fangen
Und Heymon *) mit, und an ihr Kehlen hangen,
Und auch Frauw Aja von Pierlapont
Thut er tödten in kurzer Stund.
Das ſprach der Späher, da er ſtund;
Die Frauw empfing Farbe, das war kund,
Und ſprach: verwaßen**) muſtu ſeyn in Zyde,
All thät mich Karl ſchwören bey Sant Dyoniſe,
All ſchwur ich mit dem Mund,
Mein Herz engedacht nie zu der Stund.
Ihn enwill ich nit begeben
Die Tage, die ich geleben.
Der Späher lief zu Heymon da er ſtund
Der Verräther ſprach: Das iſt kund,
Euer vier Kinder ſind hier zumale
In dieſem Schloß und in dem Zale,

---

*) Den Vater.
**) Verwünſcht.

Die den König Ludwig
Todt ſchlugen in Frankrich.
Herre! rächet ſie zur Hand!
Karle müßen ſie werden geſandt.
Herre! wollent ihr ſie nit fan
So will ich zu Karle dem König reiten und gan,
Und ſagen ihm dieſe Worte all,
Daß ſie hier ſind in eurem Sal.
Karle ſoll kommen zur Hand,
Und ſoll ſie hangen in euerm Land,
Und Frauw Aja, euer Wiff,
Und ſollen werden gebunden ſtiff.
Er ſoll euch alle fünf hangen thun,
An den Galgen zu Montfaucon.
Als das der Verräther ſprach,
Da zornt Heym, und gab ihm einen Schlag,
Und ſchlug ihm den Hals entzwey ſchnell,
Daß er zu der Erden fiel.
Da ſprach Heyme: von dir enwirt nit geſprochen,
Denn der Hals iſt dir zerbrochen.
Heime ſprach: ich höre ſagen, daß die Kinder mein
Alle vier auf meiner Burg ſeyn,
Nu gand euch Waffen zu der Farth,
Liebe Herren und Degen zart!
Als ſie gewappnet waren all,
Zu Dordone fuhren ſie mit Schall,
Das ward Adelhart gewahr und ſprach zu Hand:
Nu helf uns Gott und Sankt Amand!
Nu iſt dies uns zu Sorgen kommen,
Und mogen des han kein Frommen.

Hie kommt gegan mein Vater
Mit ſeinem Volk alle gader.
Adelhart ſprach: Hier ſoll man ſchauen
Wie wir können mit unſern Schwerdten hauen,
Wann es nun an unſer Leben gat.
Frauwe Mutter! an euch ſteht unſer Zuverlat,
Und unſer Hilf und unſer Troſt,
Oder wir enwerden nit erloſt,
Denn Reynolt enkann ſich nit erwehren,
So was geſchieht den Herren.
Die Frauwe ſprach: in jene Kammer ſollt ihr ihn tragen,
Da enmögen ſie ihn euch nit abejagen,
Wann die Mauern, die darin ſyn,
Die ſind faſt Marberin.
Darinn traget Reynolt,
Den Grafen von Merwolt,
Und wehret euch Tag und Nacht
Gegen eueres Vaters Macht.
Sie gingen zu der Fart,
Vor die Kammer mit den Schwerdten hart,
Da kam der Graf Heyme,
Und hieß, daß man fing die Kinder ſein gemeyne.
Mann, Mag! ſonder Wiederkehren,
Geht fort, und fahet dieſe vier Herren,
Und thut ſie feſt binden,
König Karle ſoll ich ſie ſenden.
Da ſprach Adelhart:
Ihr Herren, zieht hinterwart!
Diejenen, die mich ſollen fahen,
Die will ich mit dem Schwert ſlahen.

Da ſprungen ſie vor die Kammer hart
Als ein Lepart ſtund Adelhart
Feindlich ſchlug er mit ſeinem Schwerd,
Wen er reicht, der ging zu der Erd.
Groß Wunder Fritzhart vollbracht,
Mit Mannheit ſchlug er unbedacht.
Sus fochten die Helden gut,
Und durchſchlugen Helm und Hut,
Und wehrten ſich mit Macht
Einen Tag und eine Nacht.
Da ſchlief Reynolt noch feſt.
Nu iſt der ander Tag gekommen mit Haſt,
Daß Reynolt aus dem Schlaf entſprang,
Und hört der Schwerdte Klang,
Und ſprang er auf, und griff zu dem Schwerdt,
Und lief in ſolcher Geberd,
Als ob er aus den Sinnen wäre.
Zu ſchlagen war ſein Begere.
Und ſprach, Adelhart!
Ich bin ſo lang geſpart,
Euer Schläg ſind zu klein, das iſt mir bekannt.
Da traten ſie hinter ſich zu Hand.
Reynolt ſprach, und zog ſein Schwert;
Wir wollen vor ihnen ſeyn unerfert *).
Gott muß mich verwaßen,
Und in meinen Nöthen laßen,

---

*) Unerſchrocken.

Ob ich ſpare groß oder klein,
All, wär es mein Vater allein.
Kömmt er mir zu Unmuß,
Ich gebe ihm ſolchen Gruß,
Und tade ihm alſo we,
Sein Kinder erſieht er nimmer me.
Er ſchlug Mann über Mann,
Daß das Blut in dem Sal rann.
Vor ihm enmocht niemand ſtan,
Das er mit Nyde wollt ſchlan.
Als Heyme das geſach,
Daß ſich Reynolt ſo wohl vermag.
Da ſprach er zu ſeinem Volk darhinder,
Ungefangen bleiben meine Kinder.
Reynolt vermag ſich baß allein,
Dann alles mein Volk gemein.
Er hat auch das beſt Schwerd
Das je gemacht ward werth.
Laßt uns fliehen, wir han des Noth!
Wen er reichet, der bleibet todt.
Da flohen ſie alle zu Hand.
Reynolt hat Florsberg in der Hand,
Und wußt nit baß zu thun in den Tagen,
Denn die da fliehen, die zu jagen.
So viel folgte er ſeinem Vater,
Daß er die Schaar durchbrach alle gader.
Das Schwert hatt er erhaben,
Und wollt ſeinen Vater geſchlagen haben;
Enhätte gethan Adelhart
Der edel Leopard,

Der ihn ergriff bey dem Gere. *)
Laſt ſtan Reynolt edel Herre!
Schlaget ihr unſern Vater todt,
Des ſollt man uns ſprechen Schande grot,
Und wir verſühnten nimmer
Gegen den König unſern Herren.
Da ſprach Reynolt zu Hand,
Mich verdamme Sant Amand!
Ich lehre ihn, daß er ſein Kinder ſo geſchwinde
Dem König nimmer alſo geſende.
Mit dem nahm er ihn haſtlich,
Und legte ihn auf eine Bank ungemelich
Und band ihm Fuß und Hand,
Und thut Heymen ſeinem Vater große Schand,
Und ſchnitt ihm ab Hand, Naſe und Mund.
Einen Boten nahm er in kurzer Stund,
Und legt ihn auf ein Pferd,
Und ſandt ihn zu Frankreich wert.
Da ſprach Reynolt: in Frankrich,
Das ſprechen ich, Bote, ſicherlich,
Mußt du fahren, du ſchöner Jüngling,
Und bringen dieſe Gabe dem König,
Und ſage Karle, daß ihm dies Preſent gebe
Reynolt von Montewan ſein Neffe;
Daß er ihm daſſelb ſende
Und dabey Reynolt bekende;

---

*) Schoße.

Wann hat er mich ſelbes alldar,
Er ſollt mir dies thun offenbar.
Der Knecht lief Tag und Nacht,
Fluchende Reynolt all ſeiner Macht,
Sus macht uns die Hiſtorie wißen,
Daß er ihn bracht zu Pariße.
Als die Burger den Säumer ſahen,
Da begunnten ſie zu fragen,
Ob er der Teufel wäre,
Der auf dem Säumer lag in großer Schwere;
So wenig kannten ſie Heymen den Degen
Der da litt groß Pein, als ſie ſechen.
Sus kamen ſie in den Sale
Das Volk mit Heymen ſonder Zale;
Vor den König kamen die Märe,
Daß Heyme der Graf gekommen wäre,
Gebunden unſanft beyde Fuß und Hand.
Karle hieß Heymen willkommen ſeyn, als er ihn bekannt
Und ſprach als ein Herre verkoren: *)
Wer thät euch dieſen Zoren?
Herre! das thaten die Kinder mein
Die vier Herren kamen zu Dordone ein;
Da wollt ich ſie fangen zu Hand,
Und wollt ſie euch han geſandt.
Fünfhundert Mann han ſie mir erſchlagen,
Das groß Leid enſteht nit zu ſagen.

---

*) Erleſen.

Als der König dies verſtund,
Da erwarmte ihm ſein Muth zur Stund.
Karle macht ein groß Geſchall,
Und rief ſeinen Wappener all,
Und ſprach: ich ſoll ſie fangen thon.
Da fuhren ſie zu Dordone.
Reynolt war oben an der Zinne gelegen heimlich
Und ſah den König von Frankrich
Kommen mit manchem ſtolzen Mann,
Die man kaum gebeſſern kann,
Und ſchlugen auf ihr Gezelt
Vor dem Kaſtell auf das Feld.

II.

Wie das edle Roß Bayard in der Seine ertränkt wird.

Karl der König hat als Pfand der Sühne mit Reynold das Roß verlangt, das ſo wohl mogte ſchreyten, und ſo oft aus der Noth ihn getragen. Der Bote der Mutter hat den Helden davon unterrichtet:

Zu rathe rief der Degen gute
In ſeinem frohen Muthe
Seinen Brüdern zumale,
Die waren in dem Sale.
Ihr Herren! ſprach Reynolt,
Der Degen kone und ſtolt
Hört, was der König uns hat entboten
So helf uns Gott aus dieſen Noten,

Sprach Reynolt in der Wiß,
Wir haben verloren Malagiß,
Daran war alle unſer Rath,
Unſer Troſt und Zuverlat.
Solle wir nu bejagen Sone *)
Gegen Karle, den Degen kone
So müßen wir ihm uffgeben
Bayart ſunder Widerſtreben
Mit zu thun ſinen Willen
Beyde laut und ſtille.
Alſus mögen wir bejagen Sone
Gegen den König kone.
Ihr [illegible], ſprach Reynolt,
Es ſteht mit uns in Gottes Gewalt,
Wir enmögen verdingen um kein Ding
Huden gegen dem Koning
Wir müſſen in dieſer Fahrt
Uffgeben Bayart.
Da trieben ſie alle Jammer grot,
Die da waren in dieſer Noth.
Adelhart ſprach: der Degen gut,
Reinolt mich dünkt ihr ſeyd verwut, **)
Wie dort ***) ihr das gewagen!
Ehe ſollten wir immer tragen

---

*) Sühne.
**) unſinnig.
***) dürft.

Des Königs übeln Muth und Zoren,
Ehe wir Bayart verloren,
Ehe ſollten wir fahren in Tabren
In Polgren und in Calabren,
Bey Gott! ſprach Reynolt, der mir gebot,
Ich enmag länger nicht die Not
Noch die Urloge *) tragen
Gegen den König und ſeine Magen.
Soll ich um ein Roß zu allen Zeiten
Den übeln Muth von dem König leiden!
Da ſprach Adelhart der Degen kone
Wir ſollen mit andern Dingen verſonen
Gegen Karl, als ich meine,
Denn mit Bayart unſerm Frene. **)
Da ſprach Rizhart zu Hand:
Reynolt! Ehe laß uns räumen das Land,
Ehe wir unſern Frene Bayart
Geben dem König zur Farth,
Der ſeinen Tod hat geſchworen;
Hätten ſie ihn, ſo wären wir verloren.
Da ſprach Reynolt,
Der Grave edel und ſtolt;
Bey Gott dem Herren außerkoren
Zu guter Zeit ward der Frene geboren,

Da

---

*) Fehde.
**) Frene; Roß von Frenum, wie Degen für Ritter.

Da wir mit mögen ſühnen
Gegen Karle den König kühnen.
Da weinten ſie all
Die da waren in dem Sal.
Da enthot der Grâve,
Daß er ihm Bayart gebe,
Sunder einig Widerſprach.
Der König enthot ihm ſtrak,
Daß ſie ihne geben ohne ihren Dank,
Wenn ſie machten es ſehre zu lang,
Daß ſie ihn uffgeben
Sunder Widerſtreben!
Da räumten die Herren den Sal
Und gingen zu Hand zu Thale,
Da ſie dem König in ſein Hand
Uffgaben Bayart wohl bekannt,
Der ſo wohl kunte ſchreiten
Und nicht enpflag zu meiden.
Seit daß ſie uffgaben Bayart,
Waren ſie in betrübter Fart.
Da ſprach Adelhart der Herre:
O weh! Bayart nimmer mere.
Wie falſchen Herren hant du gedient,
Der ſie mit Treuen nit ermant.
Da bet ihm der König fürware
Um ſeinen Hals ein Mühlſtein ſware,
Und legte ihn auf den Berg zur Stunde
Da er ihn wollt thun ſenken zu Grunde.
Vor der Brucken ſtunden Pfaffen
Biſchoff, Clerik und Knappen;

Zu Hand thät ihn der König her
Werfen in die Ryvier.
Der Müleſtein was ſware,
Bayart ging zu Grunde gare.
Alſo das ſah Reynolt der Degen gut,
Da betrübte er ſich in ſeinem Muth
Und fiel in Unmacht dar.
Richart trieb groß Mißebar
Frithart der hatt Reuen grot,
Adelhart lag viel nahe todt.
Mer Bayart der Frene gut
Sah Reynolt, da er uff dem Berg ſtund;
Mit den Füßen Bayart in das Waſſer ſchlug
Und trieb ſo groß Ungefug,
Daß der Stein brach,
Daß man davon hört einen großen Krach.
Und der Frene ſelber zu Lande kam,
Und lief in den Wald vor Ardan.
Wem er gemut, es wäre Mann oder Weib,
Die wähnten alle verleuſen den Leib.
Karle ſprach: Nu fanget mir Bayart
Reynolt Neffe in der Fahrt!
Bayart lief mit Krafft.
Zu Reynolt mit ſeiner Macht.
Da ſprach Adelhart der Degen,
Reynolt verwahſen mußt du weſen
Ob du Bayart immer mehre
Uffgebeſt Karle dem Herren.
Reynolt ſprach do,
Schweiget Bruder, ihr ſeyd unſre,

Wollt ihr noch han, warlich
Den übeln Muth von Frankrich.
Bayart fing da der Degen,
Dem König hett er ihn uffgeben.
Da det ihm der König an jeglichen Fuß
Binden einen Stein gruß.
Und det ihn werfen in den Rivier.
Noch ſchwamm der gut Frene ſere,
Da focht Bayart mit ſeinen Füßen,
Vor und achter mit großen Stößen,
Daß er die großen Stein dick
Schnellichlich zerbrach in klein Stück,
Und wiederumb zu Land kam.
Und lief in den Wald von Ardan.
Noch ſprach Adelhart der Degen
Reynolt verwaßen mußt du werden.
Adelhart lief, und küßt Bayart an den Mund.
Da ſprach Karle zur Stund:
Reynolt, ihr gebent mir Bayart,
Ich thu euch henken auf dieſer Fart.
Da lief Reynolt, daß er zu Bayart kam;
Ach wie ſere rang Ritzhart da ſin hant,
Und Fritzhart der Herre
Schlug ſein Händ ſere.
Da weinte Reynolt der Jüngeling,
Und ſprach zu dem König:
Herre nemment nu Bayart
Zum drittenmal in euer Wart.
Bey dem guten Sant Dyoniſe,
Entgeht euch das Roß mit dieſer Wyße,

So ſagen ich euch wohl Herre,
Ich enfang es nimmer mere.
Da ſprach Karle der Degen ſyn,
Reynolt, ihr ſollt nit umbſehen;
So lang als euch der Freune ſicht,
So ertrinket er nicht.
Da ſprach Reynolt mit Sinne:
Herre! was wollt ihr, daß ich beginne?

(Bis hieher die Probe.)

Hunibalds Chronik.

Ein

merkwürdiges Denkmal altdeutſcher Sagengeſchichte.

Vom Profeſſor Görres.

Fortſetzung.

(S. Deutſches Muſeum VI. Heft von dieſem Jahr.)

Wir haben im Bisherigen den Erweis der Glaubwürdigkeit Hunibalds auf eine Weiſe eingeleitet, die wenig Raum zum Widerſpruche läßt. Um dieſe Ehrenrettung zu vollenden, müſſen wir nur noch die hiſtoriſchen Thatſachen, die er beybringt, für ſich und in ihrem Verhältniß zur poſitiven Geſchichte erwägen, hier aber beſchränkt uns Ort und Gelegenheit, glücklicherweiſe auch die Natur des Gegenſtandes auf die allgemeinſten Umriſſe, und die großen Maſſen des Werks. Wir fangen dieſen zweyten Theil unſerer Unterſuchung mit einem Ueberblicke der deutſchen Urgeſchichte und ihrer allmähligen Fortentwicklung an, wie er ſich uns bey der Betrachtung der in den Geſchichtſchreibern aufbehaltenen Thatſachen ergeben hat. Da wir bey dieſer Anſicht mit dem Herausgeber dieſer Blätter von denſelben Grundſätzen ausgegangen ſind, ſo müſſen unſere Folgerungen auch häufig ſich begegnen. Vieles, was er zuerſt ausgeſprochen, wird ſich beſtätigt finden, manches wird ſich erweitert zeigen, anderes auch, wie wir glauben, berichtigt werden.

Alle Sagen über die älteſten und uranfänglichſten deutſchen Völkerwanderungen laufen zuletzt in zwey Ausſtrahlungspunkte ein, woron der eine im Norden, der andere im Oſten. Man verbindet beyde am ungezwungenſten, wenn man ſie, wie ſie im Raume auseinander liegen, ſo auch in der Zeit nach einander ſetzt, ſo daß wie immer der Aufgang auch Anfang, der Norden Mitte, der Niedergang Ende iſt, und einer erſten Wanderung von Oſten nach Norden, eine zweyte von Mitternacht nach Süden und Weſten folgte. Sicher iſts, daß Mythen die wandernden Prieſter zu jenem Zuge gegen den tiefſten Norden her beſtimmten.

Der Meru in Oberaſien war erforſcht, und die Götterſtadt nicht auf ihm gefunden, da wandte ſich der Blick nach dem Gipfel der nordiſchen Erdhälfte, dem Pole.

Man ſuchte die Quellen der Nacht, den Scheitel des Himmels, den Urſprung des alten Phöbus, und jene Orithyia, die Boreas geraubt und an die Weltenden entführt. Rund umher fand man die Rieſengebeine in die Erde gegraben, und oben auf den Inſeln das Greifgefieder; ſo glaubte man am Fuße des heiligen Berges zu ſtehen, auf deſſen Scheitel mitten im Winter der Frühling des Himmels ruhte. Aber jene Aſen waren neben der Prieſterſchaft auch Helden, oder führten Heldenſchaaren, und wollten im freyen Geiſte ihrer Völker wie die griechiſchen Prieſterkönige freye dauernde Reiche und mächtige Nationen gründen. Da mußte ihr ſinnender Blick nothwendig auf jenen ſüdlichen Staaten ruhen, die im orientaliſchen ſtrengen Kaſtengeiſt gegründet, in der Reihe alle nach der Weltherrſchaft geſtrebt. Von dort aus würde, hatten ſie in richtigem Inſtinkt gefühlt, der Freyheit ihrer Verfaſſung und ihrer Unabhängigkeit alle Gefahr im Laufe der Zeiten kommen, und nichts als die Herrſchſucht dieſer Staatenſyſteme mogte ihre ruhige ſtille Fortbildung bedrohen. Darum ſuchten ſie den fernſten Norden, fern von dieſen Gefahr drohenden Weltherrſcherburgen auf, um dort ungeſtört die Grundveſten ihrer künftigen Macht zu legen, und näher den Göttern hielten ſie ſich auch mehr gegen fremden Einbruch geſchützt. Zugleich aber hatten ſie mit dieſer Wanderung auch dem Naturſinne genug gethan, der den blonden und ſaftvollen Nordländer nach Norden und ſtählender Kälte treibt, wie er den ſchwarzen Neger in den Gluthofen des innern Afrika getrieben. So wurde Scanzia, die Sonneninſel, der Mittelpunkt der germaniſchen Völkerſchaften; Mona, die Mondinſel in Brittanien, jener der celtiſchen; man weiß nicht, wo jener der iberiſchen geweſen, vielleicht mit gleichem Grunde im äußerſten Weſten, etwa in den ſieben Götterinſeln, oder gar auf den glückſeligen gegen den atlantiſchen Meru hin. Von dieſen Punkten verbreitete ſich wenn nicht die Bevölkerung, doch gewiß die Kultur gegen die äußerſte Umgränzung hin; oben herrſchten die Prieſterkönige und ihr Aſenrath, bey ihnen war der Mittelpunkt des Staatsſyſtems, der Religion und ſelbſt der Poeſie; fern jeglicher Gefahr entrückt war das Heiligthum des Bundes dort geborgen; Donau, Alpen, Rhein und Pyrenäen vermochten kaum das von dort aus wälzende wilde Leben einzudämmen. An dieſen Gränzen aber häuften ſich die kriegeriſchen Völkerſchaften; roher als die andern aber muthig und kampfgeübt hüteten ſie den Umkreis des Vaterlandes; grade wie in Indien Alexander im Nordoſten auf jene wehrhaften Völker aus der Kriegerkaſte traf, und wie auch in Aegypten dieſe Kaſte an die ſyriſche und äthiopiſche Gränze ſich vertheilte. Aber dieſe Staatenſyſteme waren Eidgenoſſenſchaften freyer Völker, nicht geſchloſſene, durch den Zwang beſtimmter Formen gebundene orientaliſche Monarchien. Wie die Jünglinge jedes Volks, auf Tod und Leben Waffenbrüder, dem Edelſten und Tapferſten im Krieg und Frieden folgten, ſo auch verbanden ſich die Völker zu großen Genoſſenſchaften. Die Stämme folgten dem edelſten, glücklichſten Stamm, der am meiſten Muth und Kriegserfahrenheit gezeigt, er war Bundeshaupt, bey ihm war die Obermacht, die wohl mit dem Wechſel der Zeiten, und je nach dem Spiel des Schickſals und nach Waffenglück von einem Stamm zum andern überging, während der Bund, ſeine Verfaſſung und ſein Intereſſe immer dieſelben blieben. Jedes Volk hatte ſeinen Herzog; von ihm geführt ſtand es geſondert in der Schlachtordnung; des herrſchenden Volkes Herzog war Fürſt der Schlacht, und im Frieden des Bundes Haupt. So mochte der erſte Bund tief im Norden ſich gebildet haben; bald, mit Ausbreitung der Nation, und mit dem Eintritt äußerer Gefahr, ſchritt allmählig die Geſtaltung gegen außen vor, es entſtanden mehrere ſolcher Waffenverbrüderungen; Othins Aſen, Söhne der Mutter Erde und des Sonnenhimmels herrſchten in jedem Volke und bey allen Bunden, und Prieſter waren ihre Räthe. Denn Cäſars Vorgeben, als hätten die Deutſchen keine Druiden gehabt, widerlegt ſich aus ihm ſelber, und ſo knüpften frühe ſchon die einzelnen Genoſſenſchaften zu einem größern Bunde ſich zuſammen, den der Rath der Drottars oben in Sigduna lenkte und regierte. So entſtand nach und nach jene große Schildburg, die von den Mündungen der Donau bis zu denen des Rheins hingereicht, eine ungeheuere Grundlinie für das Dreyeck, in dem die kriegeriſchen Unternehmungen geleitet wurden, und gegen die jene Entfernung vom Mittelpunkte als ein Kleinſtes nach allen Richtungen erſcheint. Seit Valerians Zeiten und früher noch ſehen wir alle Volksbewegungen auf dieſer ganzen Linie immer gleichzeitig erfolgen; oft hatte Roms Macht an vielen Punkten ſie durchbrochen, aber nie war ſie bis zum Mittelpunkte gedrungen, nie wurde die große Bundesſtadt im Norden von fremder Gewalt erobert und verſehrt, und darum allein blieb der Norden frey. Gegen Rom und ſeinen Uebermuth hatte früher ſchon die ganze Macht der nördlichen Völkerſchaften ſich geſammelt; die großen Züge der Celten und Germanen unter Belinus und Brennus waren die Kriegserklärung, ihnen folgten Cimbern und Teutonen, und die doppelte Fluth, die beynahe Rom verſchlungen, beſtätigte die lange gehegte Ahndung, daß der Untergang allein von

Norden kommen möge. Rückwirkend bereiteten ſie ſich daher, auf ſeinen Mittelpunkt ſelbſt anzudringen; über Gallien gingen ſie zuerſt auf den celtiſchen los. Julius Cäſar ſchlug der Erſte in Brittanien, und kaum ein Jahrhundert nach ihm war das Capitol der Celten erobert, und das Land in der Sclaverey. Er auch begann den Angriff auf die andere Aſenburg, indem er ihren äußerſten Waſſergraben, den Rhein überſchritt, aber die welterobernde Habſucht ſollte ihr Ziel dort finden; ſie ſind über die Vorwerke nicht hinaus gekommen, und zu den Thoren ſind die Zerſtörer, aber auch die Befreyer ausgezogen.

Es war aber nach alter Sage die Nation entſproſſen vom erdgebohrnen Teut, derſelbe mit dem unterirdiſchen Dis der Gallier, von ihm war Mann gekommen, und dieſer hatte drey Söhne erzeugt, Ingevon, Hermion, Iſtevon, von denen drey Stämme des Volks gekommen; die Ingevonen, am nächſten beym Ocean, die Hermionen in der Mitte, die Iſtevonen, im übrigen Lande wohnend. Dieſe dreyfache Wurzeltheilung der deutſchen Nation, die ſich auch bey den Galliern in den Belgiern, Celten und Aquitaniern wieder findet, hat durch ihre ganze Geſchichte durchgegriffen, und ſich bis auf dieſen Tag nicht ganz verlohren. Während nämlich die drey Stämme in allmähliger Verbreitung in Völkerſchaften auseinander gingen, ſammelten im Bewußtſeyn näherer Verwandtſchaft die getrennten Glieder ſich wieder in jene Eidgenoſſenſchaften, und ſo erhob aus dreyfacher Wurzel ſich ein dreyfacher Stamm, jeder mit eigenem Gezweige, alle unten verwachſen im Kern und im Mark. In Aſien aber liegen die drey Wurzeln, es ſind die drey Söhne des Targitaus, (Turcoteus, d. i. Theus oder Dis von Turan) bey Herodot, und die drey davon entſproſſene Völker, die Auchaten, die Catiaren und die Paralaten; der Kern aber iſt in Skandinavien, und die drey Eichen breiten ihren Wipfel über die germaniſche Erde aus. Und zwar iſt der öſtlichſte der drey Bünde die große Waffenbrüderſchaft der gothiſchen Völkerſchaften. In drey Schiffen waren ihre Väter von Skandinavien ausgefahren, und hatten von Berich geführt an einer Küſte gelandet, die ſie Gothiskanzia nannten. Ein Schiff hatte ſich verſpätet, und man nannte im Spotte ſeine Beſatzung die Gebanda, die Trägen, und von ihnen ſtammten die Gepiden. Die andern aber zogen gegen die Ulmoruger, die am Meeresufer wohnten, beſiegten ſie wie ihre Nachbarn, die Vandalen, und vereinigten ſie mit ſich. Sie wuchſen an zu einem großen Volke, und unter ihrem fünften König Philimer zogen ſie aus, um ein geräumigeres Land zu ſuchen, ſie beſiegten die Spaler und kamen bis zu den Gränzen Scythiens am Pontus. Zuerſt ſetzten ſie ſich an den mäotiſchen Sümpfen, dann in Dazien, Myſien und Thrazien; Taunas, dem ſie in der Folge göttliche Ehre erwieſen, bekämpfte die Aegyptier; ihre Weiber eroberten Kleinaſien, Telephus focht bey Troja; die Parther, d. i. in ihrer Sprache die Flüchtigen, waren von ihrem Stamme. Vielfach beſtritten ſie die Griechen, dann die Römer; Dorpaneus vernichtete jenſeits des Iſter unter Domitian ein großes römiſches Heer, und aus Ehrfurcht und Bewunderung nennt das Volk ſeine Heerführer Anſen oder Aſen, und von ihnen leiten Balden und Amelungen fünfzehn Generationen bis auf Theodorich ihr Geſchlecht. Die Gepiden werden bezwungen, Geberich der Vandalen König, aus dem Stamme der Asdinger geſchlagen, und ſein Volk vertrieben.

Unter Ermenreich, der gothiſche Alexander genannt, erreicht die Nation den höchſten Gipfel der Macht, nachdem zwanzig bezwungene Völker, Germanen und Slaven ihr dienten.

Ein Bund, der die Griechen hart bedrängte, und von den Hunnen ausgetrieben, Italien, Gallien und Spanien eroberte. Das waren die Iſtevonen, die Völkerſchaften die den Oſten bewohnten. Ernſt, langſam, feyerlich, unbeholfen aber ausdauernd war der Charakter und das Weſen dieſes Volkes, wie ſeine Geſchichtſchreiber es ſchildern. Leichtern Blutes und beweglicher aber waren wie es ſcheint, und ſchon ihr Nahme andeutet, die Genoſſen des zweyten Bundes, die Sueven oder Herminonen, die in der Mitte wohnten. Schon Julius Cäſar fand dieſen großen Bund gebildet, in hundert Gauen, zur Zeit des Tacitus 29, ſpäter nach Oroſius 54 Völker in ſich begreifend. Geleitet war dieſer Bund von dem edlen Volke der Semnonen (Semnoi) auf dem öſtlichen Ufer der Elbe, und von der Oder von ihrer Mitte bis gegen Böhmen hin; ſüdwärts von ihnen Hermundurer, Nariſker, Markomannen, Burgundionen, bis zum Rhein und nach Helvetien; nordwärts Longobarden, Rugier, Oſer, Burier und alle Anwohner der Oſtſee bis zu den Aeſtiern. Bis nach Scanzia erſtreckte ſich die Genoſſenſchaft, wo wie es ſcheint Sitonen und Suivonen zu ihr gehört, während das baltiſche Meer von ihnen nach Tacitus das ſueviſche hieß. Unter Arioviſt waren ſie wahrſcheinlich nicht zum erſtenmahl gegen Gallien vorgebrochen, und von Cäſar abgetrieben worden. Enger und feſter ſchloß den Bund Marbed nach römiſchen Formen, die er den Feinden abgelernt; er brachte die Herrſchaft von den Semnonen an die Markomannen, zugleich rückte er den Mittelpunkt der Macht ferner ab vom Rhein und den Alpen nach Böhmen hin, das von Wald und Gebürg umkränzt alle Flüſſe des mittlern Deutſchlands niederſendet. In feſter Haltung ſtand er dort den Römern, die ihm nichts anhaben mochten, bis ſeine Völker ihn des Strebens nach Tyranney verdächtig hielten, und ihn vertrieben. Nach ihm nimmt immer mehr der Markomannen Bund an Kraft und Stärke zu. Gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts erfolgt der große, nach ihnen genannte Krieg, wo der Bund Sarmaten, Baſtarnen, Alanen, die ſlaviſchen Völker und alle Nationen von Illyrikum bis nach Gallien in Bewegung ſetzte, ſo daß Rom am Rand des Unterganges ſtand, jedoch die Macht des herrſchenden Volks der Markomannen gebrochen und aufgerieben wurde, daß es fortan die Herrſchaft im Bunde verlohr. Dieſer bildete in eine dritte Form ſich um, und die ging aus von den Völkern, die in der Gegend zwiſchein dem Mayn und dem Oberrhein eingerückt, als Marbod die Seinen aus dieſer Gegend gegen das Innere zurückgeführt. Der Alemannenbund beherrſchte Oberdeutſchland, und ſetzte den Kampf mit den Römern fort, bis er zuletzt den Franken erlag, und theils ſich ihnen unterwarf, theils unter dem Schutz der Gothen nach Italien flüchtete. Es folgt die dritte Genoſſenſchaft, die Ingewonen, die zu äußerſt am Ocean, alſo im Weſten in Niederdeutſchland wohnen. Es tritt dieſer Bund mit dem Zuge der Cimbern und Teutonen zuerſt in die Geſchichte ein. Die Cimbern waren auch Cambern oder Sicambern, und ſie waren wie dieſe vom cimmeriſchen See gekommen. Vom Mittelpunkte von Skandinavien ging dieſe Unternehmung aus, aber ſie war zunächſt gegen den Niederrhein hingerichtet, ſie ließen dort an den Mündungen der Maas 6000 der ihrigen beym Gepäck zurück, die in der Folge zu dem Volk der Atuatiker in Tongern erwuchſen, weßwegen auch die Hauptſtadt dieſes Landes bey Ptolomäus Atuaticum heißt. Tacitus aber erzählt, die erſten Deutſchen, die über den Rhein gegangen, und die Gallier vertrieben, ſeyen dazumahl Tungern, jetzt aber nach ihrer eigenen Benennung Germanen genannt worden. Merovingien lag nahe an dem Vaterland der Cimbern, die Völker, durch die der Zug herrückte, ſchloſſen ſich ihm an, und ſo war

---

*) Plinius, während er Sueven, Hermundurer, Chatten, Cherusker zum Stamme der Hermionen rechnet, begreift Cimbern, Teutonen und Chauker unter dem der Ingewonen.

das Heer beym Eintritt in Gallien ein Bund der Niederdeutſchen. Zur Zeit des Julius Cäſar ſtanden die Sicambern an ſeiner Spitze, die Semnonen beym ſueviſchen, und darum auch brach der Feldherr, nachdem er den einen in Arioviſt beſiegt, ſogleich gegen den andern am Niederrhein auf. Die Tencterer und Uſipeter, Gränzvölker des Bundes, waren gegen die Eburonen in Belgien vorgebrochen. Cäſar ſchlug und verfolgte ſie bis zur Maas, und als ſie ſich zu den Sikambern flüchteten, ging er über den Rhein in das Land der Ubier und verwüſtete die Gränzen dieſer Sicambern, die in ihre Wälder ſich zurückgezogen. Unter Auguſt brachen die drey genannten Völker unter Melo abermahl über den Rhein, und verwüſteten Gallien. Das veranlaßte endlich den großen vierjährigen Feldzug des Druſus gegen die Genoſſenſchaft, der in der Inſel der Bataver über den Rhein ſetzte, erſt die Uſiveter beſtritt, dann das Land der Tencterer und weiterhin das der Sicambern verwüſtete, die Frieſen bezwang und die Chaucen angriff. Im zweyten Feldzug fiel er noch einmal über die Sicambern her, beſtritt die Cherusker und gelangte bis zur Weſer; im dritten drängte er die Chatten, die wie Dio Caſſius ausdrücklich ſagt, ſich gleichfalls dem Bunde der Sicambern beygefügt, an der Elbe und Weſer. Im vierten durchzog er noch einmahl der Cherusker Land bis zur Elbe hin, und fand dort an dem jenſeits gerüſteten Suevenbund ſein Ziel, und bald auch durch Zufall ſeinen Tod. Beſonders gegen die Sicambern war, wie aus allen Umſtänden hervorgeht, dieſer Heereszug gerichtet, und was er angefangen, vollendete bald Tiberius Nero, indem er jenes Volk ſo hart bedrängte, daß die Nation tief ins innere Deutſchland entweichen mußte, und 40,000 ſich ihm ergaben, die er nach Gallien verpflanzte, wo ſie meiſtens freywilligen Tod erwählten. Zugleich wurden die Caninefaten, Bructerer, Angrivarier bezwungen, und Niederdeutſchland wurde römiſche Provinz. Die Macht der Sicambern war gebrochen, ihre Ueberreſte ſo wie die Marſen hatten mit den Cheruskern ſich vereinigt, und als der Bund ſich wieder regte, war die Oberherrſchaft dieſem Volke, den Ahnen der ſpätern Sachſen, übertragen. Herrmann, aus ihrer Mitte, verdarb Varus mit ſeiner Legion, und gewann ihm die verlohrne Freyheit Niederdeutſchlands wieder ab. Immer aber wars der alte Sicambernbund, der hier wieder aufgelebt, und jetzt Germanien im engern Sinne, die Völker zwiſchen der Elbe, dem Mayn, Niederrhein, und dem Meere begriff. Alle dieſe Nationen hatten an dem Aufſtand Theil genommen, und die folgende Rache der Römer unter Brittanicus betraf bloß Glieder dieſer Genoſſenſchaft, Bructerer am Meere, Frieſen, Chaucen, Tubanten, Uſipeten, Marſen, Chatten, Angrivarier. Durch den Uebergang der Bundesherrſchaft rückte der Mittelpunkt gleichzeitig mit dem des ſueviſchen vom Rheine ab, tiefer ins Innere, wie jener nach Böhmen, ſo zum Harze. Aber die folgenden Bürgerkriege, worin unter Tiber unter andern die Bructerer gänzlich ausgetilgt wurden, ſchwächten die Macht der Cherusker ſo, daß wie es ſcheint die Oberherrſchaft

eine

eine Zeitlang an die Chatten überging. Im Aufſtand des Civilis in Batavien, wo wir wieder lauter Völker aus dem Bunde im Streit erblicken, ſpielten ſie die erſte Rolle, da die Bataver überhaupt ihres Stammes waren. Seit Herrmann nahm wahrſcheinlich die Genoſſenſchaft den Nahmen der Franken oder Freyen, im Gegenſatz der von den Römern unterjochten Belgier an, obgleich bey den Römern der Nahme erſt zur Zeit Galiens, der mehrere Hunderte dieſes Volks im Jahr 264 bey den zehnjährigen Spielen dem Volk aufführte, zum Vorſchein kommt. Aurelian ſchlug einen Haufen von ihnen bey Maynz, und Probus nahm um 278 einen andern in ſeinen Sümpfen am Niederrhein gefangen, und führte ſie nach Aſien, wo ſie aber einiger Schiffe ſich bemächtigten, und nachdem ſie die Küſten Griechenlands, Siziliens und Afrika's geplündert, kehrten ſie in kühnem Abentheuerzug durch das mittelländiſche Meer zurück, ohne Zweifel für ihr Volk ein Gegenſtand der Poeſie und der Bewunderung. Ganz unſtatthaft alſo iſt jene Angabe, die ohnehin durch ſich ſelber fällt, daß Valentinian (392) ihnen jenen Nahmen beygelegt. Nach den Panegyrikern und den andern Schriftſtellern aber waren dieſe Nationen in demſelben Bund begriffen, den ehemals die Sikambrer geleitet; nach Eumenius Bructerer, Tubanten, Frieſen, Chamaven, Cherusker, Chabionen, Salier, Ampſuarier, Chatten und Thüringer, deren Nahmen nach Procopius ſchon zu Auguſts Zeit vorhanden geweſen. Dabey werden alle dieſe Völker, Bataver mit einbegriffen, von den Geſchichtſchreibern noch eben ſo oft Sicambern als Franken genannt, und wie Strabo früher am Niederrhein keine andern Völker als Sicambern kennt, ſo ſagt auch Sidonius: detonsus Vahalim bibat Sicamber. Zuletzt ging der Bund nach vielhundertjährigem Kampf unter zwölf Heerführern über Rhein und Maas, ſetzte Pharamund zum König über ſich, und unter Klodwig war die Eroberung Galliens vollendet.

So hatte jenes dreyfach getheilte Kleeblatt germaniſcher Verfaſſung aus dem Keime ſich entfaltet. Prieſter leiteten durch Rath und die Orakel der Zeichendeutung alle Bewegungen; die Edeln durch Muth und Tapferkeit. Was in älterer Zeit nur inſtinktmäßig ohne weitere Ueberlegung in der bloßen rückwirkenden Federkraft kräftiger Naturen, daher auch ohne Zuſammenhang bald da bald dort aufbrennend, wie die Gelegenheit es gab, ſich entwickelt hatte, das bekam im Verlauf der Zeit mehr und mehr innern Zuſammenhang, Haltung, wohlberechnete Lenkung aller Mittel zum Ziele. Mit wachſender Maſſe mußte daher nothwendig auch die innere Beweglichkeit anwachſen, daß zuletzt eine und dieſelbe Idee wie elektriſches Feuer das Metall, ſo die ganze Nation durchfahren konnte. Vom Norden ſchlugen die Blitze gegen den Süden nieder, der nordiſche Thor donnerte herab von ſeiner Götterburg, und ihm entgegen der römiſche Jupiter vom Kapitol; hier der Senat, dort die Drottars; nur daß man nie vergeſſe, daß ein Bund ſelbſtſtändiger Völker anders in der Einheit lebt, als eine Maſſe unterjochter; daß dort kein Kriegsrath ſeine

Befehle ſendet, ſondern alles vollbracht wird im Bewußtſeyn des gemeinſamen Zweckes; daß darum auch Ausweichungen der Willkühr preisgegeben ſind, und alle voraus berechnete Abſichtlichkeit in älteſter Zeit gewiß nur von den Prieſtern ausgeht. Sogar nach Aſien griff in der Folge der Zeit das Syſtem hinüber, während die Franken gegen Batavien, die Alemannen gegen Italien, die Quaden gegen Pannonien, die Gothen nach Griechenland und Kleinaſien vorbrachen, überſchwemmten die Parther Meſopotamien, und im fernſten Aſien wogte und ſtürmte das Völkermeer. Das veranlaßte denn auch die einzige Strömung, die nicht von Norden gegen Süden, ſondern von Oſten gegen Weſten eingetreten, die des Attila nämlich, die urſprünglich keineswegs im deutſchen Syſtem gelegen, und daher auch von ihm bezwungen ohne Folgen blieb. Als aber das römiſche Reich gefallen, da erfolgte ein anderes, was gleichfalls nicht im Plane jener nordiſchen Prieſtermacht begriffen war.

Das Chriſtenthum bemächtigte ſich im milden Lande der beſänftigten Gemüther; der römiſch-deutſche Süden riß ſich vom deutſchen Norden los, das Mittelland wurde meiſt durch Gewalt der Waffen der neuen Lehre gewonnen, und ſo ſtand auf einmal das alte herrſchende Bundeshaupt verlaſſen von ſeinen abgefallenen Gliedern. Aber noch einmahl erhob ſich die ganze Kraft des Nordlandes, und flammte in Harald Schönhaars Zeit zu einer glänzenden Himmelserſcheinung auf, noch einmahl ſtürzten die Bergwaſſer, in jenen verheerenden und wilden

Normannenzügen brach der Zorn des verlaſſenen Aſenſtammes und ſeine Rache aus. Aber was von den wilden Streitern im Süden ſich angeſiedelt, wurde ſelbſt wieder von der Kultur gefeſſelt, und dieſe drang mit der neuen Lehre endlich ſelbſt ins innerſte Heiligthum des Bundes ein, und vertrieb die Prieſter von ihren blutrauchenden Altären. Nun war, was die Römer nicht vermocht, der Macht der Religion gelungen. Deutſchland war durch ſich ſelbſt gezähmt; Germanen beherrſchten alle Völker, Germanien ſelbſt aber hatte weit über die Hälfte ſeines Umfangs durch die Auswanderung eingebüßt, und ſlaviſche Völker waren in die andere größere Hälfte nachgerückt.

Auf dieſe Weiſe war es um die äußern Verhältniſſe der Nation beſchaffen; im Innern herrſchte Selbſtſtändigkeit des Einzelnen, Eiſen galt für Gold, Muth ſtatt jeglichen Beſitzes; was daher gemeinſamer Vortheil zuſammengeführt, beherrſchte doch die Stärke. Heftig war darum die innere Reibung zwiſchen den verſchiedenen Stämmen. Ruhte der äußere Krieg, dann war der innere losgelaſſen, und nie ging die Gelegenheit zur Uebung aus. Wie daher längs dem Rheine und der Donau die große Waffenlinie gegen Gallier, Römer und Griechen niederlief, ſo von Norden gegen Süden andere ſolche Linien zwiſchen den drey Bünden. Beſonders zwiſchen den Gothen und den beyden weſtlichen Genoſſenſchaften ſcheint ein häufig ſehr feindſeliges Verhältniß Statt gefunden zu haben, denn an der Gränze der Sueven finden wir eine ganze Kette von Völkern, deren

Nahmen ſchon andeutet, daß ſie in ihren Sitzen auf der Heerwacht gegen die Feinde ſtanden. Darunter in der Mitte die Markomannen, d. i. Marker oder Gränzer nach dem Wortſinne, wie ſpäter im gleichen Sinne die von den ſächſiſchen Kaiſern gegen Slaven und Ungarn geſetzten Markgrafen, von der Donau hinauf gegen Mähren und Schleſien hin wohnend. Den Markomannen zur Rechten gegen den Rhein hin finden wir die Hermundurer, die Heerhüther (von Mund, Schutz); im Norden aber gegen Sarmaten, jenſeits des Asciburger Gebirges, zwiſchen ihm und der Weichſel, hüthete das zahlreiche Volk der Lugier oder Luger die Gränze, und jenſeits von ihnen fing nach Strabo und Plinius die Herrſchaft der Gothonen oder Gothen an. Der Streit zwiſchen Ober- und Niederdeutſchland aber entbrannte am heftigſten zur Zeit, als Herrmann die Freyheit gegen Marbod vertheidigte, wobey auch die Gothen Theil genommen zu haben ſcheinen, da Catualda den Letztern vertrieb. Die Markmänner gegen Gallien waren ohne Zweifel ſchon in älteſter Zeit die auf dem linken Rheinufer vorgedrungenen germaniſchen Völkerſchaften, und an dieſer Gränze auch mußte der Krieg am heftigſten entbrennen, da dort zwey ſprach- und ſtammgetrennte Völker aufeinander ſtießen, wie im Oſten die Gothen auf die ſlaviſchen Nationen.

Nachdem wir auf dieſe Weiſe die allgemeinen Umriſſe der altdeutſchen Geſchichte, ſo weit es zu unſerm Zwecke dient, angegeben, dürfen wir in gleicher Allgemeinheit die hiſtoriſchen Thatſachen aufführen, die Hunibald berichtet, und es wird ſich von ſelbſt ergeben, welcher Grad von Glaubwürdigkeit ihnen zugeſprochen werden kann. Zunächſt wird bey ihm immer ein großer Bund niederdeutſcher Völkerſchaften handelnd aufgeführt. Erſt Sicambern das herrſchende Volk, dann Frieſen von ihnen ausgegangen, und zuerſt beym Einrücken Gruner nach ihrem Fürſten Grun genannt, der auch Gröningen gebaut. Dann Frieſen zur Zeit des Tiber vom zweyten Sohne Clogios; weiter Sachſen und Thüringer, ohne Zweifel die alten Wurzeln, aus denen beyde Völker hervorgegangen; endlich Teutonen und Rugier, die alle zuſammen ſchon 337 Jahre vor Chriſti gegen die einbrechenden Gothen zu Felde zogen. Daſſelbe wiederhohlt ſich noch öfter im Verlauf der Zeit. Unter Frank, 28 Jahre vor Chriſti, ward das Bündniß mit Feyerlichkeit erneuert, mit Einſtimmung aller Vornehmen wird ein Vertrag mit den Sachſen, Thüringern und den andern Germanen auf ewige Zeit geſchloſſen, der nach alter Sitte auf ſilbernen Tafeln geſchrieben enthielt, daß die Theilnehmer, obgleich unter beſondern Fürſten, doch als Brüder und Wehrmänner und als ein Volk geachtet wurden, und der Krieg gegen Einen aus ihrer Mitte gemeinſam von Allen abgewehrt werden ſolle. Der Bund wird 68 Jahre nach Chriſti abermals erneuert, und nochmahls im Jahre 165, wo er außer den Sachſen, Thüringern, Teutonen, Cimbern, auch die Markomannen oder den Suevenbund begriff. Weiter ſehen wir die häufigen Kriege dieſes Bundes mit den Gothen hier beſchrieben. Sie hatten die Franken aus ihren alten Sitzen zuerſt verdrängt; in der dritten Generation nach dem Abzuge fielen ſie ſchon in Sachſen ein, wurden aber von den vereinten Germanen beynahe mit Vernichtung ihres Heers zurückgetrieben. Der Einfall erneuerte ſich 216 vor Chriſto anfangs mit ſiegreichem Erfolg, dann aber wurden ſie beynahe aufgerieben. Am Ende des erſten Jahrhunderts brachen Gothen und ſlaviſche Völkerſchaften in Sachſen ein. Merodag, der Frankenkönig, rief die Bewohner der nordiſchen Inſel, jetzt Dänemark, zu Hülfe, und dieſe kamen mit 100,000 Mann; der Ausgang des Kriegs ſcheint zweydeutig geweſen zu ſeyn. Denn bald nachher kam Borbiſta, der Gothenkönig, und gegen ihn zog Arthari, der Sachſenkönig, Hamer jener der Thüringer, in Gemeinſchaft mit den Franken; zuletzt ſiegte der Bund. Im Jahr 110 erfolgte ein neuer Einfall; Richimer von Franken, Wittekind der Sachſe und Hermenfried aus Thüringen ſchlugen ſie zurück. Die Sieger gingen nun zu Rathe, wie fortan jene Einbrüche abzuwehren, und ſie beſchloſſen, aus Franken, Sachſen, Thüringern, Teutonen, die am Meere den Daciern und Gothen nahe wohnten, ein eigenes Volk zuſammenzuſetzen, das den Feind abhalten möge. Richimer ſandte von den Seinen 18000 Männer mit Weibern und Kindern, unter der Führung ſeines zweyten Sohns Sunne, und ſie vereinigten ſich mit denen aus den andern Völkern, und wohnten an den Gränzen Sachſens, und hatten im Oſten die Sarmaten, im Mittag Böhmen, im Weſten die Sachſen und Teutonen, im Norden die Cimbern, Dacer, Scanzier, Gothen und die auf den Inſeln und in den Sümpfen wohnten. Sie erwuchſen bald zu einem großen Volke, und Sunnes Sohn baute Frankfurt an der Oder, und unfern der Mündung dieſes Fluſſes Sunda, oder wie Hunibald ſie nennt, Sunnonia. Lange blieb der Nahme der Franken in dieſen Gegenden, bis im Verlaufe der Zeiten das Land in mehrere Theile zerfiel, und von einem Heerführer, Marcomer, wurden ſie Marcomeren, von ſeinem Sohn Brandon, der Brandenburg gründete, andere Brandenburger genannt. Das alſo ſind nordiſche Markmannen, Märker, Nachkommen der Lugier, andere als jene ſüdlichen, mit denen ſie nicht verwechſelt werden dürfen. Ferner ſehen wir hier das Schauſpiel eines beynahe tauſendjährigen Kampfes mit den Galliern an uns vorübergehen. Schon Marcomir, der die Nation in ihre neuen Sitze geführt, begann dieſen langen Streit; er drang mit Heereszug bis an die Maas, während er mit den Bretonen im Bündniß ſtand. Beynahe ohne Unterlaß führten ſeine Nachkommen den Krieg an den Ufern dieſes Stromes mit abwechſelndem Glück, doch meiſtens ſiegreich. Der Vorgänger Baſans war ſorglos und unkriegeriſch; während er unter den Weibern ſaß, bedrängten die Gallier ſein Volk, das ihn zuletzt abſetzte, und Baſan den jüngern Bruder wählte, der ſie ſchlug, und viele Burgen an der Maas, und darunter Baſanburg baute. Unter ſeinem Nachfolger Chlodomir foderten die Gallier alles Land dießſeits der Maas zurück, er aber hielt die Geſandten mit Verſprechungen hin, unterdeſſen ſandten ihm die Bundesgenoſſen ein mächtiges Heer, und als endlich die Gallier über die Maas geſetzt, ging er ihnen mit 264,000 entgegen, legte einen Theil ſeines Heeres in einen Hinterhalt, ſandte einen andern auf Umwegen gegen die Brücke, und floh dann mit dem Reſte ſcheinbar vor den Feinden, bis ſie in den Hinterhalt gefallen, und als ſie in Verwirrung flüchteten, die Brücke beſetzt ſanden; wenige entkamen. In der Hälfte des zweyten Jahrhunderts vor Chriſto erſcheinen die Römer zuerſt als Aufhetzer und Bundesgenoſſen der Gallier. 157 Jahre vor dieſer Zeit ſchloß Antenor eine Treuga auf zehn Jahre, nach deren Verlauf die Gallier ſeinen Nachfolger Clodomir von neuem angriffen, um die Zeit, wo Numantium fiel, aber geſchlagen wurden. Merodag im erſten Jahrhundert vor Chriſti führte ein Bundesheer von 220,000 Kriegern nach Italien, verwüſtete alles Land bis nach Ravenna, und bedrängte auf dem Rückzuge hart die römiſchen Provinzen; gemeinſam mit den Galliern beſtritt Marius ſie an der Maas, und anfangs geſchlagen, wurden ſie bald ſiegreich. Man ſieht hier die Weiſe, wie die Sagengeſchichte der Franken das Andenken an den Zug der Cimbern und Teutonen aufbewahrt, alles auf die eigene Nation zurückbeziehend, und im Weſentlichen wohl mit dem Bericht der Römer zuſammenſtimmend, den Erfolg aber natürlich zum eigenen Vortheil deutend, wie die Gegner auf ihrer Seite wohl auch nicht unterlaſſen. Sein zweyter Nachfolger Anthar zerſtörte das alte Maynz, zog dann tiefer in Gallien, und blieb zuletzt mit 20,000 der Seinen in der Schlacht. Unter Frank verſuchten die Römer auf jede Weiſe den

Bund der Germanen zu trennen, und trieben die Gothen unter ihrem König Comoſiten, daß ſie ſich an den Gränzen Sachſens niederließen, und drohend dort während zehn Jahren lagen. Endlich rückte der Bund gegen ſie an mit 230,000, eine wüthende Schlacht erfolgte an dem Orte Colmaſus genannt, am zweyten Tage erſt entſchied ſich der Sieg für die Germanen, und während des Treffens hatten die Sicambern immer den Nahmen ihres Königs, Hie Frank! ausgerufen, und das gab Gelegenheit, daß ſie fortan ſich Franken nannten. Dieſe Schlacht fiel 24 Jahr vor Chriſto zur Zeit Auguſts vor. Als aber Frank mit den Seinigen zurückkehrte, fand er ſein Land von den vereinten Galliern und Römern verwüſtet und geplündert. Er rief darum die Hülfe der Bundsgenoſſen an, und ihm ſandten die Sachſen 84000, die Thüringer 46000, die Teutonen und übrigen Germanen 60000, und ſo vermogte er mit 300000 Kriegern auszuziehen, und nun fiel er um Rache zu nehmen in Gallien ein, und verwüſtete alles Land bis zum Fluße Tabul, und zum Weſt- und Nordmeer. Die Römer ſandten nun ein Heer gegen die Sachſen, und griffen die Franken an; viele fielen unter ihrem Schwert, zuletzt aber wurden die Angreifenden abgetrieben. Wir finden immer bey allen dieſen Vorgängen in Herrmanns Zeit, und in der Erzählung, die Kehrſeite des römiſchen Berichtes. Frank iſt der Zeitgenoſſe des Cherusker Helden, oder was recht wohl in der Weiſe der Sagengeſchichte liegen würde, Herrmann ſelbſt, der als Befreyer den Namen des Freyen angenommen, deſſen Thaten Clodomir beſungen, und der fortan dem Bunde den Namen gegeben. Indeſſen da die angegebene Todeszeit von Frank nicht ganz zuſammenſtimmt, ſo muß doch als wahrſcheinlich angenommen werden, daß die Sicamberſage an den eignen gleichzeitigen König manches angeknüpft, was die ſächſiſch-cheruskiſche von ihrem Herrmann rühmte, da ſie ohnehin meiſt gemeinſam für die gemeine Sache gekämpft. Der Einfall der Gallier und Römer während des Gothenzuges war der des Vinicius, der ihm bey Auguſt einen Triumph erwarb; die Rückwirkung war jener Rheinübergang der Germanen, wobey Lollius geſchlagen und Gallien tief hinein verwüſtet wurde, ſo daß Auguſt ſelbſt dahin eilte, aber die Feinde nicht mehr vorfand, die in ihre Heimath zurückgekehrt, wohin er ihnen bald den Druſus nachſandte. Franks Nachfolger Clogio ſetzte den Krieg gegen Tiberius fort; unter Herimer kamen die Gallier raubend bis zur Maas, und er ſtrafte dafür die Herzoge jenſeits, indem er ein altes Geſetz geltend machte, das da gebot: jeder Anführer ſchütze nach Vermögen das ihm anvertraute Land, dringen die Feinde durch ſeine Nachläßigkeit ein, und ſchädigen die Einwohner, dann erlegt er die Hälfte ſeines Vermögens, und tritt in den Privatſtand; hat er aber Verrath verſchuldet, dann wird er lebendig begraben, und ſeine Weiber und Kinder und ſein Vermögen ſind verfallen. Rather, der Ratherdamm gebaut, und Richimer führten den Krieg mit gleicher Lebhaftigkeit fort; Odemar (113) ſchließt wieder eine Treuga; unter Marcomer, wo Marcoburg gebaut, und das alte Helenopolis wieder hergeſtellt und Frankfurt genannt wurde, dauert der Friede fort, und die Nation nahm zu an Reichthum und Macht. Bald aber entbrannte wieder von neuem der Streit, und er ſollte Jahrhunderte noch dauern; denn, ſchreibt Dorak, nach Hunibalds Zeugniß, im Frieden und im Krieg ſeyen die Franken den Römern verdächtig geweſen, weil ein Orakel ſie gewarnt, daß von daher der Untergang ihrem Reiche kommen werde. Wir können uns hier nicht auf die weitere Darſtellung dieſer großen Fehde einlaſſen, nur Eines noch müſſen wir auszeichnen, was zur Gründung von Oſtfranken die Gelegenheit gegeben. Im Jahre 309 hatten die vereinten Franken, Sachſen, Thüringer und Alemannen die Römer angegriffen, und mit großem Verluſte in die Flucht geſchlagen. Bey der Theilung der Beute beſchuldigte ein Alemanne Adalbert, den Thüringer Günther, wie er einen Theil des Gemeingutes entwendet habe. Es kam zum Zweykampf, worin der Thüringer ſiel, und als man ihn entkleidete, fand man das Geraubte bey ihm. Unter den Thüringern verſchworen ſich 120 ihren Landsmann zu rächen und ſielen zur Nachtzeit ins Lager der Alemannen um Adalbert zu ermorden; die Seinen aber griffen zu den Waffen und alle die Verſchwornen ſielen. Am Morgen als die Nachricht im Lager der Thüringer bekannt wurde, griffen ſie wüthend zu dem Schwert, und ſielen mit dem Ausruf: o gy Vereders, Boeswicht! über die Gegner her, und es entſtand ein furchtbares Gemetzel, worin 12000 Thüringer ſielen und die Uebrigen zum Lager der Franken flohen. Es gelang dieſen mit Mühe einen Waffenſtillſtand auf drey Jahre zu vermitteln, wie aber dieſe Zeit verlaufen war und die Alemannen ſich zum Kriege rüſteten, luden die Thüringer die Franken ein, ſich zu ihrem Schutze gegen die drohenden Feinde an ihren Gränzen niederzulaſſen. Clodomir ſandte ſeinen Bruder Genebald mit 20000 Streitbaren aus ſeinem Volke und ſie ſiedelten ſich im mittägigen Thüringen am Mayne an; im Oſten lag ihnen Böhmen, im Süden Alemannien, im Weſten der Rhein, im Norden Sachſen und Thüringen, und ſie bauten an dem Orte ſonſt Lunaw genannt, Würzburg und von Genebald ſtammten die Herzoge von Oſtfranken, und ſomit auch Pharamund. Sie waren fränkiſche Markmänner gegen der Sueven Macht.

Wir haben in zwiefacher Darſtellung die römiſche und Hunibalds volksmäßige Geſchichte in ihren Umriſſen einander gegenüber geſtellt, und es hat ſich nichts weſentliches gefunden, in dem ſie einander widerſprächen, was freylich von der Ueberarbeitung durch kundige Hände abgeleitet werden kann, die aber doch wieder Uebereinſtimmung in den Hauptmomenten vorausſetzt. Daß eine ſolche Bearbeitung wohl geſchehen, liegt allerdings in der Natur der Sagengeſchichte, die für ſich ſelbſt keineswegs den Formen der geſchriebenen Geſchichte ſich fügt. Sie läßt nähmlich höchſtens bey den allgemeinſten Vorgängen ſich ins Beſondere ein, folgend immer nur der Idee des Volks, dem großen innern Grundzug, der verknüpfend durch alle ſeine Aeußerungen und Formen geht; von natürlichem Inſtinkt getrieben hat ſie immer die Wurzel nur im Auge, in der alle Verzweigungen ſich verknupfen. Darum, ſind auch die Stämme gefällt, wenn nur das Leben in ihr zurückgeblieben, dann läßt ſie ſich nicht irre machen; die jungen Sproßen die es freudig um ſich wuchernd treibt, ſind ihr der alte Baum, und ſie erzählt fort von ſeinem gedeihlichen Wuchſe ohne Unterbrechung. So iſts das aſiatiſche Gewächs in niederdeutſche Erde verpflanzt, das hier grünt und blühet; die Sicambern ſind der Keimpunkt, dem ſich alles was ſonſt im Land gelegen, angefügt, an ihrem Thun läuft daher die Sage fort, unbekümmert wie die Geſchlechter durch die Jahrhunderte ſonſt in ihrem äußerlichen Beſtande ſich verändert. Waren auch die alten Aſen ausgeſtorben, doch ſind die Franken ihre Enkel, und ihr Bund iſt dem alten Aſenbunde aufgeſetzt. Darum hat die Sage keine Mathematik und keine Chronologie, wohl aber Philoſophie in ſich; eine leere Zeit iſt ihr keine Zeit, und ſie geht ſchweigend an ihr vorüber: bey dem reich mit Thaten erfüllten Augenblicke aber weilt ſie mit Luſt, und hält ihn durch die ganze folgende Pauſe aus. Ihre Thatſachen ſind ſtrenge Wahrheit, aber nicht kalt, ſondern mit Begeiſterung angeſehen; der Gedanke wird Leidenſchaft, und die Erzählung unbedingt partheyiſch für das eigne Vaterland. Sie wird daher von Mund zu Ohr, von Bruſt zu Bruſt geſungen, ohne des Durchgangs im Geiſte zu bedürfen; der Rhythmus iſt ihre Zeit, und das Chronologiſche nur in algebraiſch unbeſtimmten Werthen angegeben. Allerdings jedoch hat die gelehrtere Prieſterſage in ihrer Mitte auch ein Element von Wiſſenſchaft, man kennt die genealogiſchen Geſänge der Edda, und weiß wie im zwölften Jahrhundert die ſchottiſchen Barden ihrem König ſolche alte

Geſchlechtstafeln vorſangen. Darum wollen wir Hunibalds Königsliſte keinesweges verwerfen, ohne jedoch auch ſtreng in allen ihren Theilen auf ihr zu beſtehen. Es mag ſich damit wie mit den hiſtoriſchen Anhängen zu den indiſchen Purauas verhalten; das Buch erzählt die Sagengeſchichte der Könige, und hintennach ſetzt die verſtändige Beſchauung daraus ein zuſammenhängendes Ganze ſich zuſammen, wo die Hauptpunkte, die Epochen, durch bewährte Beobachtung gegeben ſind, alles Zwiſchenliegende aber durch ungefähre Ergänzung ausgefunden wird, wie im Grunde eigentlich auch ſelbſt der Sternkundige verfährt, wenn er die Bahn eines Kometen aus einer Reihe von Oertern beſtimmen will. Darum iſt der Einwurf gegen Hunibald, daß Namen von Königen der Franken und Sicambern, die ſich bey den Römern finden, nicht in ſeiner Königsliſte ſtehen, ja ſelbſt daß ihm gemäß die Frankeu erſt ſpät Könige erhielten, ganz unbedeutend; man kann Irrthümer zugeben, ohne daß darum das Ganze im Mindeſten angetaſtet wird. Die Könige waren die Bundeshäupter; wie die Herrſchaft unter den Stämmen, wechſelte auch die Sage, und ging zum andern Stamm über, wenn ſie vom geſunkenen nichts zu berichten wußte, während die Geſchichte unabläßig bey ihrem Gegenſtand beharren muß. Hunibald mochte auch verſchiedene gegeneinanderlaufende Stammſagen vor ſich liegen haben; da die Urkunden verlohren ſind, läßt ſich über die Gründe ſeiner Wahl nichts entſcheiden. Etwas dergleichen ſcheint Statt zu finden beym Cimbern und Teutonenzug, da er zu ſchwanken ſcheint, ob dieſe Unternehmung der Zeit Merodacs oder ſeines dritten Vorgängers Clodio zuzuſchreiben iſt. Dem Einwurfe, daß hier und da griechiſch lautende Namen unter dieſen Königen vorkommen, begegnet ſchon Jornandes, der ihn ſich ſelbſt gemacht, damit, daß ja auch Römer griechiſche, und hinwiederum Sarmaten germaniſche, die Gothen häufig hunniſche Namen angenommen. Die Gründung der angegebenen Städte in ſo früher Zeit läuft allerdings gegen die gewöhnliche Meinung an, die ihr Daſeyn im alten Germanien leugnet. Tacitus auf den ſich dieſe irrige Annahme gründet, verſtand ummauerte befeſtigte Städte, die allerdings den Deutſchen ein Greuel waren, ſo daß ſie dieſelben Jahrhunderte nachher noch zerſtörten, wo ſie deren fanden, und dann umher auf dem platten Lande ſich niederließen, um Ackerbau zu treiben. Aber gemeinſame feſte Wohnplätze hatten ſie gewiß; ohne dieſe würden ſie den Barbaren des Kaukaſus, die Xenophon durchzog, weit nachgeſtanden haben. Auch redet Julius Cäſar im vierten Buche von den Städten der Sueven; Tacitus ſelbſt erzählt von Marbods Boigheim, und ſogar von einer befeſtigten Burg in ſeiner Nähe; und Ptolomäus, der Deutſchland nicht aus gleichzeitigen, ſondern immer aus alten römiſchen Berichten ſchildert, zählt 90 Städte in Germanien auf. Selbſt die Städte an der Maas, können uns nicht befremden, da ihre Anlage vor der Römerzeit geſchah, und damals das ganze belgiſche Deutſchredende Gallien, mit im Sicambernbunde war. Auch der Tempel in Baſanburg kann nicht Gegenſtand eines

urvernünftigen Zweifels ſeyn, da nach römiſchen Berichten, Britannicus den Tempel der Tanfana bey den Marſen, ohnweit des Rheins zerſtörte. Dieſe Tanfana aber, dem Namen nach die Göttin der Hayne, iſt ohne Zweifel jene, die Hunibald Diana genannt.

Aus einem Briefe des däniſchen Reiſenden Herrn Brönſtedt.

Quarantaine von Otranto,
den 6. März 1813.

. . . Endlich trennen uns die weiten Gebirge Griechenlandes nicht mehr, und das adriatiſche Meer, welches die Alten mit ſo vielem Rechte das treuloſe nannten. Ich lebe der Hoffnung Sie in kurzer Zeit wieder zu umarmen.

Meine lieben Reiſegefährten, von Haller, von Stackelberg und Link hatte ich im November bereits auf der Inſel Zante verlaſſen. Noch neulich in Korfu habe ich Nachrichten von ihnen erhalten. Sie ſind nach Athen zurückgekehrt, wo ich ſie nach einem kurzen Beſuche in meinem Vaterlande wieder zu finden hoffe; denn wir denken noch manches ſchöne Vorhaben zuſammen auszuführen, unter den Trümmern jener großen und herrlichen Welt, deren Erinnerung und Denkmahle, uns einen Augenblick wenigſtens die Gegenwart vergeſſen laſſen.

Die letzten drey Jahre unſeres Lebens ſind uns ſehr fruchtreich geweſen. Wir haben Alle bedeutende Fortſchritte in unſern Wiſſenſchaften gemacht, und wie es denn das Loos der Dinge auf Erden iſt, ſie durch manche Leiden und Entſagungen erworben. Hat unſere Reiſe viele merkwürdige Entdeckungen veranlaßt, ſo daß wir in dieſer Hinſicht wohl mit Dank und Zufriedenheit auf ſie zurückblicken dürfen, ſo hat uns die Vorſehung dagegen Alle, vorzüglich aber mich, mit dem empfindlichſten Schlage getroffen, durch den Verluſt unſeres geliebten Koës, meines Landsmannes und Verwandten, welcher im Sommer 1811 auf der Inſel Zante geſtorben iſt. Der Tod dieſes edeln jungen Mannes, der allen Guten unvergeßlich ſeyn wird, hat mein Herz verwaiſet, deſſen einziger Vertrauter er war.

Ohne Zweifel kennen Sie ſchon, wenigſtens durch die Nachrichten aus den öffentlichen Blättern, die ſchöne Entdeckung der Statuen, welche die Frontons des Tempels des Jupiter Panhellenios in Aegina zierten. Sie iſt ein Verdienſt der Arbeiten meiner Freunde, und wurde hauptſächlich durch architektoniſche Unterſuchungen der Herren von Haller und Kockerell veranlaßt. Damit dieſe ſchöne Sammlung, welche ein in ſich geſchloſſenes Ganzes bildet, und einem der älteſten Tempel Griechenlandes angehört, nicht zerſplittert werde, hat man ſie öffentlich ausgeſtellt, und die Eigenthümer davon im Beſitze der Abgüſſe gelaſſen. Dieſes äginetiſche Muſeum befindet ſich gegenwärtig zu Maltha, aller Welt zugänglich. Mehrere europäiſche Höfe haben gewetteifert es an ſich zu kaufen. Der franzöſiſche hat hundert und ſechzig tauſend Franken dafür gebothen: die Zeit der Verſteigerung aber iſt noch nicht abgelaufen.

Bedeutender noch als dieſe Entdeckung iſt die des inneren Frieſes des Tempels des Apollon Epikurios, zu Phigalia in Arkadien. Auch dieſe verdankt man vorzüglich den Bemühungen der Herren von Haller und Kockerell. In den Monaten Julius und Auguſt des verfloſſenen Jahres befand ich mich mit ihnen bey den Ausgrabungen deſſelben. Meine Freunde hatten ſie ſchon ein Jahr früher im Werke, damals aber geſtattete man ſie nicht. Wir machten einen herrlichen Aufenthalt von mehreren Monden bey dieſen erhabenen Trümmern. Der Gewinn unſerer Arbeit war der ganze innere Fries des Tempels von 96 Fuß, in Haut-relief mit 100 Figuren von dem beſten Meißel griechiſcher Skulptur, aus den Zeiten des peloponneſiſchen Krieges, bearbeitet. Der Gegenſtand ſeiner Darſtellung iſt zwiefach: eine Folge von 47 Figuren ſtellt den Kampf der Amazonen mit den helleniſchen Helden vor; eine andere Folge von 53 den der Centauren und Lapithen bey der Hochzeit des Pirithous. Seine Höhe iſt von etwas mehr als zwey Fuß. Dieſe unſchätzbaren Marmore ſind glücklich nach Zante gebracht worden, wo ſie ſich gegenwärtig in einem angemeſſenen Lokale in dem Hauſe der Gräfin Lunzi befinden.

Im Anfange des Jahres 1812 war ich mit Herrn Link auf der Inſel Zea, und ließ dort mit ihm in den Ruinen der alten Stadt Karthea graben. Ein Tempel außerhalb der Stadtmauer lohnte vorzüglich unſere Abſicht. Wir fanden drey weibliche Torſen, deren einer von großer Schönheit iſt, den Torſo einer koloſſalen Statue eines Apollo Muſagetes; Nacken und Rücken eines Pferdes von Marmor, und eine Menge der merkwürdigſten Inſchriften die ich in Griechenland angetroffen. Dieſe Inſchriften ſind nehmlich auf den Pilaſtern des Tempels eingegraben, und enthalten Friedensſchlüſſe und Bündniſſe der vier Städte der Inſel mit andern Völkerſchaften Griechenlandes, wie z. B. den Karyſtiern in Euböa, der Republik Athen, den Aetoliern, der Stadt Naupaktos unfern des Einganges in den korinthiſchen Meerbuſen, und ſo mehrere. Die tragbare Ausbeute dieſer merkwürdigen Forſchung ward durch das Loos mein Eigenthum. Ich habe die ſchönen Marmorfragmente nach Maltha bringen laſſen.

Unſere Wanderungen in dieſen herrlichen einſt ruhmvollen jetzt vernachläſſigten Ländern, die ich eben für eine kurze Zeit verlaſſen habe, folgten ſo aufeinander.

Akarnanien war die erſte Provinz Griechenlands durch welche wir reiſten. Dieß geſchah im Sommer des Jahres 1810. Wir gingen von da über Patras, Delphi, Korinth nach Athen. Die Denkmahle dieſer Hauptſtadt aller griechiſchen Kunſt und Bildung hielten uns drey Monate lang beſchäftigt. Nach einigen Streifereyen durch Attika und Argolis, begaben wir uns nach Böotien, und gingen über Thebe und Platäa zum zweytenmahle nach Delphi. Im Anfange des Jahres 1811 kamen wir über Phokis, Lokris, und die Spitzen Euböens und Theſſaliens nach Konſtantinopel. Hier ſchloß ſich uns eine Welt neuer Wahrnehmungen auf. Wir verweilten in ihr und ſättigten unſer Erſtaunen, wohl an drey Monate lang. Im Frühlinge deſſelben Jahres gingen wir dann nach Troas. Nachdem wir dieſes ſchöne Land welches die reichſte Muſe des Alterthumes verewigt, fleißig durchwandert hatten, kreuzten wir den Bergrücken des Ida, ſtiegen gegen die Bucht von Adramyttium herunter, und zogen gemächlich und unſern Zwecken gemäß durch Möſien, Jonien, durch Pergamus, Smyrna, Epheſus weiter. Die Ruinen von Pergamus ſind gewiß außerordentlich merkwürdig. Die Dummheit und das Mißtrauen der Türken aber in dieſen Gegenden erlaubten uns nirgend Spathen in das Land zu ſetzen. Hier verhinderten uns tödtliche Krankheiten weiter in das Innere von Kleinaſien vorzudringen, und wir kehrten noch in demſelben Herbſte nach Europa zurück.

Jetzt widmeten wir Theſſalien unſere vorzüglichſte Aufmerkſamkeit. Wir bereiſten den abwechſelnden Lauf des Fluſſes Peneus, Tempe, und den majeſtätiſchen Olymp. Gegen den Winter kamen wir durch Böotien und Euböa nach Athen, und gründeten uns hier für Griechenland ſo zu ſagen unſer zweytes Vaterland. Der Winter verfloß uns unter kleinen Reiſen in die Inſeln um Attika, Zea, Salamis, Aegina, u. ſ. w. Im Frühlinge 1812 begaben wir uns nach dem Peloponneſe.

Wir haben ſie was Tüchtiges durchwandert, dieſe große doriſche Halbinſel! Als ich eben von unſrer Grabung in Phigalia zurükkam, um über Megalopolis nach Sparta zu gehen, und über die Berghöhe des alten Taygetos mußte, hatte ich das Unglück einer wohlbewehrten Mainetten-Bande in die Hände zu gerathen, die denn nicht unterließ mich um meine Baarſchaft, und alle meine ſonſtige Habe leichter zu machen. Der Verluſt an Geld war zu verſchmerzen, er mochte nicht über 116 — 120 ſpaniſche Taleris betragen. Um ſo ſchmerzlicher aber war mir der Verluſt meiner Uhr, zweyer koſtbarer antiker Ringe, und einer kleinen Sammlung alter Münzen, nebſt aller meiner Wäſche und Kleidung. Wirklich iſt der Verluſt der letzteren, in einem Lande wo ein fränkiſch Gekleideter eine Seltenheit iſt, beynahe unerträglich, denn außer Smyrna und Konſtantinopel iſt die Möglichkeit nicht ihn zu erſetzen. Weder ich noch meine Leute ſind übrigens bey dieſem Abentheuer mißhandelt worden, nur daß ich ſchier nackt und ohne einen Pfenning in der Taſche in Kalamatha ziemlich tief in Meſſenien ankam, wo mich denn der Himmel einen barmherzigen Samariter finden ließ. Der neue Taiſa, der wackere Mehemet, den ich ſeitdem in Tripoliza wiedergeſehen, bemüht ſich noch immer mir meinen Raub wieder zu ſchaffen. Mit welchem Erfolg wird die Zeit lehren.

Von da begab ich mich nach Zante, wo meine Freunde unterdeſſen die ſchönen Frieſe aus Phigalia hatten hinbringen laſſen. Ein für mich ſchmerzvoller Aufenthalt. Ich pflanzte eine Cypreſſe über das Grab des beſten unvergeßlichen Freundes, deſſen Tod mein ganzes Vaterland mit mir beweint, und errichtete ihm ein beſcheidenes Marmordenkmal, das ich von Athen aus zu dieſem Zwecke mit mir genommen hatte.

Von Zante ging ich über Zephalonien nach Ithaka. Dieſe anmuthige Inſel, welche der Vater der griechiſchen Dichtkunſt verherrlichet hat, ſpricht mit doppeltem Reize zu Herz und Einbildungskraft. Von Ithaka ſetzte ich ans Land über. Längs der Küſte über Peereſa und einen Theil Albaniens kam ich in Korfu an. Hier hielten mich widrige Winde 6 bis 7 Wochen auf. Endlich wagte ich die Fahrt in einer Privatbarke, durch eine Menge engliſcher Kriegsſchiffe durch, nach Otranto. Hier ſitze ich Gott ſey Dank aufs neue für ein zwanzig Tage feſt, und hätte groſe Luſt überzeugt zu ſeyn, daß der zweckloſe Bann in dem ich lebe, zum Wohl der abendländiſchen Menſchheit etwas beytragen möge. . . .

Brönſtedt.

Kunſtnachricht aus Rom.

Ferdinand Ruſchweyh, aus Meklenburg-Strelitz, hat die Kupferplatte, welche er nach dem Fresco-Gemählde des Dominichino in Grottaferata, das die Heilung des Beſeſſenen durch das Gebeth vom h. Nilus vorſtellt, die verwichenes Frühjahr bereits angekündigt worden, nun beendigt, und hiebey völlig unſre Erwartung befriedigt. Kenner und Künſtler müſſen ihm zum Danke anrechnen, daß er bey dieſer Arbeit weniger darnach geſtrebt, durch eitlen Prunk des Stiches die Augen zu berauſchen, als vielmehr durch eine ſimple, doch feine Auffaſſung von dem Charakter des Originals dem gebildeteren Sinne Genugthuung zu leiſten. Man darf daher mit Recht dieſes Blatt zu den Kupferſtichen zählen, bey welchen man ohne fremden Zuſatz und Verzerrung den Geiſt des Meiſters getreu ausgedrückt gewahr wird.

Friedrich Müller.

Inhalt

des zehnten Heftes.

Zweytes Sendſchreiben über den Ackerbau von Wilhelm v. Schütz. An Herrn Adam Müller, durch ſeine agronomiſchen Briefe veranlaßt. . . . . Seite 269

Reynold von Montalban . . . . — 298

Hunibalds Chronik. Ein merkwürdiges Denkmahl altdeutſcher Sagengeſchichte. Vom Profeſſor Görres. (Fortſetzung.) . . . . — 300

Aus einem Briefe des däniſchen Reiſenden Herrn Brönſtedt. . . . . — 350

Kunſtnachricht aus Rom . . . . — 355

Hunibalds Chronik.

Ein
merkwürdiges Denkmal altdeutſcher Sagengeſchichte.

Vom Profeſſor Görres.

Beſchluß.

(S. Deutſches Muſeum X. Heft von dieſem Jahre.)

So glauben wir daß es uns gelungen, die Ehrenrettung dieſer ſo lange verkannten Urkunde zu bewirken; eines nur ſcheint ihrer völligen Anerkennung noch im Wege zu ſtehen. Während nämlich Jornandes, der ſonſt in Allem, wie wir geſehen, Hunibald gleichgeſetzt werden muß, ſeit dem neunten Jahrhundert, durch eine ganze Folge von Zeugen, die in ihren Chroniken ihn anführen, eine äußere Gewähr erhält, erſcheint hingegen der Letztere, ohne daß jemand ſeiner erwähnt, auf einmal in Tritheims Auszug, und verſchwindet dann plötzlich wieder. Wir haben ſchon im Eingange erwähnt, wie keiner der Zeitgenoſſen des Abtes ihn eines Betrugs zu bezüchtigen gewagt. Wirklich, wenn man den Charakter dieſes Schriftſtellers aus ſeinen Werken, beſonders aus den Briefen an ſeine Freunde erforſcht, ſo kann kein Verdacht darüber in der Seele bleiben. Tritheim war ein ernſter, ſtrenger, wahrhaftiger Mann, ſeine Geſinnung war lauter, und ihr Ausdruck mild, und ſelbſt, wo ſie dem Leidenſchaftlichen nahe war, gehalten und ruhig. Religion war der Mittelpunkt aller ſeiner Beſtrebungen, darum urtheilte er, beſonders in ſpätern Jahren, ſogar hart über alle Wiſſenſchaften, die ihren Zweck in ſich ſelber tragen wollten. Die höchſte Wiſſenſchaft war ihm jene, die im Geiſte des Chriſtenthums den Menſchen Gott näher bringt; alle andere ſchienen ihm nur Werkzeuge um zu dieſer Einen zu gelangen; wie die Naturkräfte nur die Organe jener höhern Magie, die er wie ſein Zeitgenoſſe Agrippa nur in dieſem Sinne möglich hielt. Eiferer für die alte Disciplin, ſtrebte er in Allem ein Mönch zu ſeyn nach dem Bilde, wie es den frommen Ordensſtiftern, insbeſondere dem des ſeinigen, dem heiligen Benedikt vorgeſchwebt, und man kann ſagen, daß die Umriſſe ſeines Charakters dieſes Bild recht wohl erfüllen. Außer jenem Neigen zum Höheren und ſeiner für das Zeitalter ſeltenen Liebe zu den Wiſſenſchaften, war eigentliche Genialität nicht in ihm; am wenigſten die Erfindungsgabe zu einem großen zuſammenhängenden Lügengewebe, was ſeiner Natur ein Abſcheu geweſen wäre; aber unermüdeter Fleiß, klarer Verſtand, ein ruhiges ſcharfes Urtheil waren ſeine Gaben. So erſcheint auch ſeine äußere Geſtalt, ein ſcharfes, kräftig in den Umriſſen gezeichnetes Geſicht, der Ausdruck, Ruhe, Wahrheit, wohlmeinende Gutmüthigkeit; das Auge feſt, aber trübe und ermattet, wahrſcheinlich durch religiöſe Uebungen und Studien. Von Natur war ihm eine Anlage zur Ruhmgier, und lange nachhaltender Empfindlichkeit mitgegeben, die er ſeinen Grundſätzen gemäß zu bekämpfen hatte, und er hat ſie ſo wohl beſtritten, daß die Eine nur als ein leichter Anflug von Eitelkeit noch hie und da erſcheint, und die andere ihm wenigſtens nie zu einer rachſüchtigen That oder Aeußerung trieb. In den untern Claſſen der Geſellſchaft geboren, hatte ihm wahrſcheinlich das Beyſpiel ſeines weit umher geprieſenen Landsmannes, des Nicolaus von Cuſa, deſſen Alter in ſeine Jugend fiel, geweckt; nachdem der Jüngling nach einer gehabten Erſcheinung, wie er ſelbſt erzählt, ein Jahr gebetet und gefaſtet, bat er Gott um zwey Dinge, Wiſſenſchaft, und ein andres, was er nie ſagen werde. Sein Gebet ward erhört, er war Abt mit zwanzig Jahren, und wurde einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit. In fünf Sprachen war er unterrichtet, im Griechiſchen war Reuchlin ſein Lehrer, er überſetzte mehreres aus dieſer Sprache, und unter ſeinen Briefen finden ſich einige griechiſch geſchriebene.

Libanius hatte ihn in pythagoriſch-platoniſcher Philoſophie unterwieſen, die berühmteſten Männer ſeiner Zeit tauſchten mit ihm ihre Kenntniſſe aus, und ſein Kloſter gewann einen Ruf, den es vorher und ſeither nie gehabt. Während den 23 Jahren ſeiner Amtsführung legte er eine Bibliothek dort an, die 2000 Bände beſaßte; Druckwerke in der während ſeiner Jugend erfundenen Kunſt, meiſtens aber Manuſcripte aus allen Weltgegenden zuſammengebracht, und aus allen Wiſſenſchaften, darunter hundert Griechiſche, und auſſer dieſen, Hebräiſche, Chaldäiſche, Arabiſche, Indiſche, Ruſſiſche, Tatariſche, Lateiniſche, Italieniſche, Franzöſiſche, Böhmiſche, die er um mehr als 1500 Dukaten erkauft. Als die Intriguen ſeiner Mönche ihn beſtimmten ſeine Abtey aufzugeben, und dafür eine andere in Würzburg zu übernehmen, ließ er dieſen Schatz in Spanheim zurück, weil er ihn meiſt aus dem Gelde des Kloſters erkauft, nur wenige nahm er nach Würzburg; aber ſchon ſein nächſter Nachfolger fing an ſie zu verſchleudern, und kaum ein Jahrhundert nach ſeinem Tode, zur Zeit Frehers, waren nur wenige Trümmer davon in Kreuznach noch vorhanden. Unter dieſen Büchern waren noch Fragmente der von Karl dem Groſſen verfertigten deutſchen Grammatik, und Tritheim, indem er von Otfrieds Evangeliumüberſetzung ſpricht, ſagt, ſie ſey ganz nach den Regeln dieſer Grammatik geſchrieben. Es kann nun auch nicht befremdlich ſeyn, daß, wenn vielleicht gar Samskritſchriften zu jener Sammlung ſich den fernen Weg eröffnet, auch eine inländiſche Urkunde wie Hunibald in ihr zu finden war. Tritheim ſchrieb in Würzburg gegen das Ende ſeines Lebens aus ihm und andern Handſchriften die Geſchichte der Franken ausführlich in drey Büchern, es iſt nicht gewiß ob er ſie vollendet, aber zur Zeit ſeines Herausgebers Freher waren ſie ſchon nirgend mehr zu finden. Jener verderbliche Krieg, der Deutſchland ſein Beſtes gekoſtet, läßt wenig Hoffnung übrig ſie noch aufzufinden; nur jener zwiefache Auszug, den wir im Eingange angeführt, iſt uns geblieben. So haben wir, in dem wir uns an dem Geretteten freuen, einen dreyfachen Verluſt zu bedauern, den der urſprünglichen Dichtungen, der Bearbeitung des Hunibald, und Tritheims größern Auszug, ſo daß wir in vierter Inſtanz nur mit den allgemeinſten Umriſſen uns begnügen müſſen. Wahrſcheinlich war Hunibald unter den aus Spanheim mit nach Würzburg genommenen Manuſcripten. Glücklicherweiſe können wir den Kritikern für ſein einſtmaliges Daſeyn noch eine andere Gewähr als den unbeſcholtenen Charakter und das Wort ſeines Bearbeiters anbieten. Der Reichsgraf Herrmann von Nuenare aus Kölln, Tritheims Zeitgenoſſe, hat einen Aufſatz über den Urſprung und die Sitze der alten Franken geſchrieben, der ſich in der erſten Basler Sammlung Scriptorum rerum Germanicarum findet. Dieſer ſagt unter andern: »Es hat welche gegeben, die vom Untergang Trojas das Volk der Franken abgeleitet, und zum Beweiſe davon die Namen der Könige angegeben, die mehr oder weniger einen gewiſſen griechiſchen Anſtrich haben. An ihrer Spitze ſteht Hunibald, der nicht lange nach den Zeiten des Kaiſers Theodos gelebt haben ſoll, obgleich ein ſo fabelhafter und barbariſcher Schriftſteller mir wenig Glauben abgewinnt, da ich ihn außer vielen andern Urſachen auch darum am meiſten für unterſchoben zu halten geneigt bin, weil zu den Zeiten des Theodos, oder Gratians, die lateiniſche Sprache noch nicht in einem ſolchen Uebermaß von Barbarey ausgeartet war, daß man in einem ſo verworfenen Style geſchrieben hätte. Außerdem, da wie er ſelbſt bezeugt, damals ein ſo heftiger Haß die Franken gegen die Römer erfüllte, daß ſie auch nicht die Spuren des römiſchen Namens an vielen Orten zurücklaſſen wollten, ſo ſcheint es mir nicht wahrſcheinlich, daß Hunibald in der Sprache dieſes Volkes die Geſchichte des ſeinigen habe ſchreiben wollen; ich vermuthe vielmehr ein Kundiger habe Einiges aus Hunibald genommen, und das nach ſeiner Weiſe ohne Ordnung und ohne Urtheil, ſo in einem Buche aufgeſchrieben, wie es nun bey Mehreren ſich findet.« Er fügt dann noch hinzu. »Da Dion von Pruſa mit den triftigſten Gründen aus der heiligen Geſchichte der Aegyptier hergenommen, den ganzen Trojaniſchen Krieg leugne, ſo werde Hunibald ihn nimmer überreden, eine ſolche Menge Trojaner ſey unter Priamus, deſſen kein alter Schriftſteller erwähnt, nach Scythien geflohen. Das einzige Sicambria ſey jenes am Rhein deſſen Tacitus erwähnt, und die mäotiſchen Sümpfe jene in der Gegend von Zütphen unfern von Aſciburg, was nach Einigen Embrica heiße, gegen Weſtphalen zu, ſo wie jene in Weſtfriesland, Geldern und Helland, und überhaupt am Ausfluß des Rheines, der nach Procopius überall mit Sümpfen umgeben ſey.«

Jene Einwürfe beantworten ſich von ſelbſt aus dem Vorhergehenden, aber es wird aus ihnen klar, daß der Sprechende den Hunibald ſelbſt vor ſich gehabt, weil er ſonſt über den Barbarism ſeines Lateins nicht hätte urtheilen können. Tritheims Latinität iſt weder claſſiſch noch glänzend, aber fließend und rein, von ihr konnte nicht jener Ausſpruch gelten. Auch Irenicus hat ihn wahrſcheinlich vor ſich gehabt, denn in ſeinem Buche Germaniae Exegeseos Vol. XII. 1518. ſagt er: »Hunibald iſt ein Geſchichtſchreiber von großer Bedeutung, den ich eben nicht wegen der Eleganz ſeines Styles, ſondern um ſein Alter hochhalte.« Roſieres in Stemmatum Lotharingiae ac Barri ducum Tomi septem 1580, hat Tritheims Text in einer nachgeäfften römiſchen Weiſe vorgetragen; er webt eine Menge meiſt alberner und abgeſchmackter Reden ein, und klebt auf eine höchſt unkritiſche Weiſe anderwärtige Notizen an, ſo daß es auf den erſten Anblick ſcheinen könnte, er habe den Alten ſelbſt vor ſich gehabt, den er auch öfters citirt. Allein bey genauerer Betrachtung bleibt nicht der mindeſte Zweifel übrig, daß er nichts als die beyden Auszüge des Tritheim, nicht einmal ſeine größere Geſchichte gekannt, und nur leeren Wortſchaum, keine einzige Thatſache hinzufügt. So war alſo Hanibalds Werk am Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts ein vielen wohlbekanntes Buch, am Ende deſſelben aber ſo wie Tritheims größeres Buch, ſchon verloren. In dieſe Zwiſchenzeit aber fällt der Bauernkrieg, der Schmalkaldiſche und alle die Unruhen, die im Gefolge der Reformation Deutſchland verheert. Man darf ſich nicht wundern, daß, da ſo vieles in dieſer Zeit untergegangen, einige wenig geachtete Blätter dem Verderben nicht entgingen.

Wir haben nun auch den äußerlichen Beweis der Aechtheit Hunibalds zu vollenden, erwieſen, daß das Manuſcript zur Zeit Tritheims wirklich in vieler Hand geweſen, und nun ſchließen wir weiter, wie es nicht glaublich ſey, daß der Verfaſſer des Verzeichniſſes der berühmten Männer Deutſchlands ſo wie des Buchs von den geiſtlichen Schriftſtellern, dem viele tauſend Handſchriften durch die Hände gegangen, deren Anfangsworte er aus eigner Anſicht dort beygebracht, ſich von einem neuerdings untergeſchobenen Machwerk habe täuſchen laſſen. Zu den vielen Dünkelhaftigkeiten der neuern Zeit gehört auch die, als habe die ältere keine Kritik gehabt, weil ſie nicht in Compendien ihre Regeln aufgeſchrieben. Die Beſſern übten inſtinktartig und darum ſtillſchweigend aus, was die ſpäteren dem Verſtand zugewieſen. Keck kann man daher im Vertrauen auf den kritiſchen Takt des Abtes, der Handſchrift ein Alter von wenigſten drey Jahrhunderten zulegen, wo ſie alsdann ins zwölfte Jahrhundert fällt, zu welcher Epoche er noch einen andern Gewährsmann ſeiner Anführungen, einen Britten, und wie er ſagt, Zeitgenoſſen des Galfried von Monmouth nennt. Dieſer Zeuge iſt Caradocus Lancarbienſis, der wie Hunibald die Folge der Jahre, Zeiten und Thaten der Frankenkönige beſchrieben. Aber es liegt noch eine andre merkwürdige Spur im Buche, die uns abermal einige Jahrhunderte weiter rückwärts leitet. Als jenes dreyköpfigte Ungeheuer dem König Marcomir erſcheint, ſpricht das Adlerhaupt zu ihm: deine Nachkommen werden mein Haupt ſich unterwerfen, den Löwen bändigen, und die Kröte tödten. Der Kopf der Kröte ſetzt hinzu: nicht verachte mich, o ſchöner König, weil ich häßlich bin, meine Geſtalt entſpricht meinem Weſen; dein Geſchlecht wird mich zuerſt verderben, und dann den Löwen mit dem Schwerdte feſſeln. Der Löwe ſpricht weiter: als Gaſt kömmſt du zu mir mit deinem Volke, ſogleich wirſt du die Kröte beſiegen, dann wird auch mein Recht dir weichen. Beſiegt wird dich zur Rechten dann der Adler krönen, zu ſeiner Linken die bezwungene Kröte. Wie alle drey in eine Menſchengeſtalt zuſammengegangen, ſpricht dieſe: wie wir unſre Form verwandelt, ſo wird deinem Geſchlechte die Herrſchaft wechſeln, daß ſie nicht eins bleibt zu aller Zeit, noch in Viele getheilt. Jetzt Eins, dann zwey, nun drey und vier, dann kehrte ſie wieder zur Einheit zurück, nun wird ſie ſtehen in zwey getheilt, wenn der Adler in Freundſchaft dem Löwen ſich geſellt, und die Kröte zur Linken des Adlers auf Ränke ſinnend ſteht. Die Alrune deutet dann dieſe Erſcheinung. Der Löwe iſt das deutſche Volk dieſſeits des Rheins aus dem Stamm der Aſen; jenſeits des Stromes aber bewohnt das Geſchlecht der Kröte fruchtbare Gefilde. Der Adler deutet auf die Römer. Nach vielen Jahren wird dein Geſchlecht der Kröte Reich erobern, und dann auch das des Löwen ſich unterworfen, vom Strome des Niedergangs bis zu dem des Aufgangs, vieler Völker Sitz. Zuletzt ſoll auch das Volk des Adlers unterwürfig werden, und es wird aus deinem Samen ein König vieler Reiche, bis es nach dem dritten Geſchlecht durch Theilung verworren wird.

Dieſe Weiſſagung muß eben ſo genommen werden wie die prophetiſchen Abſchnitte der Puranas; auch dieſe enthalten je nach ihrem verſchiedenen Alter, ſolche Abſchnitte, die bis zum erſten, dritten, ſechſten, zehnten Jahrhundert die Ereigniſſe in Form von Vorausſagungen der Götter oder alter Riſchis erzählen. Die Kritik verſetzt mit Recht die Verfertigung dieſer Bücher, oder wenigſtens jener Kapitel in die Zeit bey der die Weisſagung endet. Der König vieler Reiche, der Phanes, der die drey Häupter in einer Menſchengeſtalt vereint, iſt ohne Zweifel Karl der Große; die Theilung im dritten Geſchlechte nach ihm iſt der Vertrag von Verdun im Jahr 843. Um dieſe Zeit, etwa in die zweyte Hälfte des neunten Jahrhunderts wird alſo die Verfertigung des Buches, oder wenn, was wir keineswegs durch das Gegenwärtige verreden wollen, ein Hunibald zur Zeit Klodwigs ſchrieb, die Umarbeitung deſſelben geſetzt werden müſſen. Bey dieſer Vorausſetzung wird dann auch der barbariſche Styl in dem es verfaßt ſeyn ſoll, vollkommen ſich erklären laſſen. Die Zeit der ſpätern ohnmächtigen Karolinger war eine der betrübteſten für Deutſchland; von den Slaven und Normannen zerfleiſcht, von innern Streitigkeiten zerrüttet, am Uebergange aus dem Naturſtande in den der bürgerlichen Geſelligkeit, hatte es den Vortheilen der alten Form entſagt, ohne die der neuen gewonnen zu haben. Karl hatte wiſſenſchaftliche Kultur wie eine Kolonie aus dem Auslande an ſeinem Hofe angepflanzt, die matte Flamme mußte in der ſtürmiſchen Zeit nach ſeinem Tode ſchnell verflattern. Kümmerlich friſtete ſich in den Klöſtern die lateiniſche Gelehrſamkeit; wenn man in ihnen noch mit ziemlicher Fertigkeit die gelehrte Sprache ſchrieb, ſo konnte ein Laye der ſich darin verſuchte, leicht in Barbarey verfallen. Nicht leicht aber ein anderer als ein Laye mochte damals mit einem ſolchen Gegenſtande wie der unſres Buches ſich befaſſen. Denn nicht erſt von heute iſt jene Verachtung des Eigenthümlichen, des Inländiſchen, was auf eignem Boden keimt und ſproßt, gegen jenes was das Ausland bietet. So nahe noch bey der Zeit die jene Dichtungen hervorgebracht und noch ſo ganz begreiflich vor der Anſchauung da ſtand, mochte man ihnen wie den Blumen des Feldes wenig Aufmerkſamkeit zuwenden; ſie waren jedem leicht zugänglich, ihren möglichen Verluſt konnte niemand ahnden. Wie viel reizender aber ſtand ihnen gegenüber die claſſiſche Litteratur, gegen deren nette Formen das wilde Brauſen dieſer Naturſtimmen für die nach feinerer Bildung ſich ſehnenden Gemüther, ſo ſehr verlohr. Es war verführeriſch in einer Sprache für Eingeweihte zu ſchreiben, die ein ganzes Volk nicht verſtand; reizender war die hiſtoriſche Welt, die dieſe Sprache der Beſchauung öffnete, als der Blick in die dunkeln Wälder, aus denen man gekommen. Dazu fügte nun noch das Chriſtenthum ſeinen Haß gegen dieſe Erzeugniſſe der heidniſchen Zeit, und deutete auf ſein Eines glanzumfloſſenes Buch, das Wahrheit verſprechend, ohne Fehl wie kein profanes Werk, die Wißbegierde bis zum Anfang der Zeiten, weiter als irgend ein anderes führt. Aus ihm nahm man daher alle Kunde der grauen Zeit, aus den Claſſikern fügte man das Paſſende hinzu, und ſchloß mit dem ſelbſt

Erlebten; ſo bildeten ſich alle Chroniken der Zeit, die kaum einmal einen Seitenblick auf die inländiſche Sage ſich erlaubten. Dieſe theilten gleiches Schickſal mit der Sprache, die in dem gelehrten Kreiſe nur mit einer Entſchuldigungsformel genannt wurde. Bey Walafried Strabo, iſt dieſe Formel: Secundum nostram barbariem, quae est theotisca. Eginhard in der Vorrede zu ſeiner Lebensbeſchreibung Karls des Großen nennt ſich hominem barbarum et in Romana locutione perperam exercitatum. Der anonyme Dichter der Thaten Karls ſingt:

Tempus transegit in Aula,
Nomen Heristalli dederit cui barbara lingua.

Darum wird es ſehr begreiflich, wie kein Gelehrter ſich der Denkmale dieſer Barbarey annehmen mochte, und wie es kam, daß nachdem ein Ungeweihter ſich damit abgegeben, keiner der Spätern ſeiner erwähnen mag. Mit Jornandes war es anders, er war Biſchoff, ſein Latein iſt etwas verworren ſonſt aber untadelhaft; er legt überdem einen ſchon anerkannten Schriftſteller aus der Reihe der Klaſſiker, den Dio zum Grunde. Es liegt in der menſchlichen Natur, daß ſie Beſeſſenes gering hält und nur nach Fehlendem ſich ſehnet; unſer Verlangen, das nun Untergegangene wieder ergänzt zu ſehen, iſt nur die Rückwirkung dieſes Geiſtes, nun da die Jahrhunderte das Bedauerte um eine Sonnenferne von uns weggerückt. Karl der Große war allein auch darin größer als ſeine Zeit; er ſchrieb die älteſten Gedichte jener Barbaren, worin die Thaten und Kriege der alten Könige beſchrieben wurden auf, und prägte ſie dem Gedächtniß ein. Er that alſo was ſeine Vorfahren die fränkiſchen Könige gethan, er ging in die alte Bardenſchule, um in ihrem Stahlbrunnen ſich zu ſtärken. Man hat ſo viel von dieſen Gedichten geredet, ohne zu ahnden daß man wenigſtens die Inhaltsanzeigen von ihnen ſchon beſäße. Leugnet man nähmlich das Daſeyn eines Hunibald im ſechſten Jahrhundert, dann iſt kaum zu zweifeln, daß der Verfaſſer ſeines Buchs jene Sammlung Karls vor ſich gehabt, und ſeine Auszüge aus ihr gemacht. Lebte aber Hunibald wirklich zu Klodwigs Zeit, dann kann man ſagen daß Karl ſeine Urkunden aufgeſchrieben, und in jedem Fall haben wir jene merkwürdigen Dichtungen hier in Proſa aufgelöst. Das beſtimmt uns zum Schluſſe unſerer Unterſuchung einiges über die verſchiedenen Kreiſe altdeutſcher Dichtung hinzuzufügen.

Wir haben oben ausgeführt wie das alte Deutſchland aus einem Keim in drey Stämmen aufgewachſen, indem vom Anherr Mann die Wehrmannen, Alemannen, und Gute Mannen ausgegangen. Die Poeſie hat wie begreiflich wie Blut und Leben ſich unter ſie vertheilt und ein dreyfaches Vaterland in dem Einen gemeinſamen anerkannt. Um die nordiſche Poeſie und Mythe, die wie Veſta in der Mitte und im Herzen ruht und die heilige Flamme jenes Allen gemeinſchaftlichen Vaterlandes hüthet, haben daher drey andre dichteriſche Kreiſe ſich gezogen, deren jeder in eigner Mitte wieder ſeine beſondre Flamme hegt, die gleich jener der Vulkane durch unterirrdiſche geheime Wege mit jenem erſten Feuerheerde zuſammenhängen. Oeſtlich um das Gothenreich her hat ſich der eine Kreis gerundet, und iſt mit ihm nach Italien und Spanien ausgewandert. Das Heldenbuch, ſammt allem was damit zuſammenhängt, gehört dieſem Kreiſe an. Der zweyte iſt der Sueviſche oder ſchwäbiſche, in ihm liegt der Roſengarten in alter Zeit vielleicht auf Asburg in der Nähe des heiligen Haynes im Semnoner Lande, ſpäter erſt nach Worms verſetzt, und nun von den burgundiſchen Helden gehüthet. In der Gegenwirkung dieſer Helden gegen die Gothiſchen ſind die Nibelungen hervorgegangen, die alſo ganz insbeſondre dem zweyten Stamme, den Hermionen angehören. Sonſt noch hatte dieſer Stamm viele eigenthümliche Dichtungen. Aventin erzählt im erſten Buche ſeiner Chronik, wie er zu St. Emmeran in Regensburg eine Handſchrift geſehn, worin die Thaten des Tuiſko, des Gott geſandten Mann, Hermions, ſo wie ihre Geſetze und Verordnungen enthalten ſeyen. Auch von Gambrivius war darin die Rede, und ſeinen Verhältniſſen zur ſueviſchen Iſis, beſonders aber von Ingeram mit dem Zunamen Herminius und ſeinem Enkel Adalogerio, auch von Brennus, Laertes und Ulyſſes. Boiar war nach ſueviſcher Sage vor dem trojaniſchen Kriege aus Armenien nach Bayern mit großem Heere gekommen, hatte die rohen Bewohner vertrieben, die wie wilde Thiere Eicheln fraßen; den Ackerbau betrieb er durch Ochſen, wurde erſter Herzog des Landes, das von ihm den Namen erhielt, und ſeine Nachfolger herrſchten bis zum Untergang Troja's. Lange nach ihm regierte Norix, Sohn des Herkules oder der Erde, von dem Bayern hernach Noricum genannt wurde, und baute an der Donau eine Stadt, jetzt Regensburg genannt. Ihm folgten viele Herzoge bis zur Zeit des Kaiſers Tiberius; unter dieſem kam ein edler Fürſt, Boamund, von den Römern aus Armenien vertrieben, mit einem gleich edeln Gefährten, Ingram, nach Bayern, und herrſchte dort viele Jahre. Adelgero, ein muthiger tapferer Mann, regierte nach den beyden, und ihm folgte Theodo, deſſen Thaten häufig beſungen wurden. Dieſe Herzoge waren jene, von denen die Dichtungen der Regensburger Handſchrift des Aventin redeten, und es iſt nicht zu zweifeln, daß dieſes Manuſcript das eigentliche ſueviſche, leider jetzt verlorne Heldenbuch enthielt. Merkwürdig iſt dabey die Rückweiſung nach Armenien, als das urſprüngliche Vaterland der Nation; und eben ſo bedeutend die zweymalige Einwanderung, die uralte unter Boiar und die zweyte des Boamund und Ingeram zur Zeit des Tiberius. Es iſt daraus zu ſchließen, daß dieſer Sagenkreis eben wie der Gothiſche und Burgundiſche in den noch vorhandenen Dichtungen eine völlige Umarbeitung erfahren, die in Boamund die uralte graue Zeit der neuen näher gerückt, wie es auch die Nibelungen gethan, die den alten Atli als Attila aufgeführt, während im Heldenbuch der graue Thidrikur in den neuen Dietrich von Bern übergegangen. Eben ſo bedeutſam auch iſt die Verſetzung Boamunds, des verjüngten Boiars, in die Zeit Tibers. Dieſer wars, der den großen Kampf mit Marbod, unter dem die Ein-

wanderung nach Böhmen wo Bojoheim ſtand, erfolgte,
unternahm, von dem er unverrichteter Sache abzulaſſen
gezwungen wurde. Ohne Zweifel war dieſer Vergang in
der Folge beym Marcomannenbunde vielfach durch di
Dichtung verherrlicht werden; und wie die alte ſuevi
ſche Genoſſenſchaft verjüngt in dieſem Bunde wieder auf
gelebt, ſo auch wandelte ſich die Poeſie hier in neue For
men um, und der alte ſueviſche Boiar wurde zum Mar
comannen Boiamund, d. i. Marbod. Armenien, da
iſt Iram-mini oder Menu, d. i. das Land des Me
nu oder Mann, iſt das Stammland aller germani
ſchen Völkerſchaften die von Oſten eingewandert. Oh
ne Zweifel war jene Handſchrift des Aventin und de
Dichtungskreis den ſie umſchloß, die wichtigſte vo
Allen, die aus früher Zeit noch übrig waren, und ih
Verluſt kann nicht genug bedauert werden. Sie enthiel
jene Gedichte die Tacitus im Auge hatte, als er vo
den alten Geſängen ſprach, in denen Tuisto und ſei
Name gefeyert, und doch erwähnt auch ihrer kein bekann
ter Chronikſchreiber des Mittelalters. Aber Tritheim hatt
auch ſie geſehen, wie aus ſeiner kurzem Chronik der Ba
riſchen Herzoge ſich ergiebt, woraus denn wieder ſich d
Aechtheit ſeines Hunibalds erweist. Dieſer hatte in ſe
nem Buche die Umriſſe des dritten altdeutſchen Sage
kreiſes angegeben, der unmittelbar dem ſueviſchen od
oberdeutſchen ſich anſchloß, und nach vielen Spur
zu urtheilen, in mancherley Verkehr mit dem Breto
ſchen ſtand, während die beyden andern in engerer V
knüpfung mit Skandinavien ſich erhielten. Es ſchei

nicht

nicht, als ob dieſer Kreis von Dichtungen in neuerer Zeit, gleich wie die beyden andern, eine Umarbeitung erfahren. Karls des Großen Zeit war zu unruhig, und der Haufen ſeiner Nachfolger zu beſchränkt und leer, als daß von dieſem Jahrhundert ein Antrieb zur Kunſt hätte ausgehen können. Unter den ſächſiſchen Kaiſern mußte Deutſchland ſich erſt zu einem Ganzen runden und ſeine innerlichen Verhältniſſe ordnen, und es blieb wenig Athem zum Geſange übrig. Aber im Stillen vorbereitet wurde die Dichterſchule, die unter der ſchwäbiſchen Dynaſtie aufgeſtanden, und die Lyra aus den Eichenhaynen in die neugegründeten Städte und Burgen übertrug. Es iſt begreiflich, daß dieſe ſchwäbiſchen Dichter beſonders die Sagen ihres Stammes mit Vorliebe bearbeiteten; aber es iſt ſonderbar, daß, da ſie ſich des Gothiſchen doch angenommen, ſie dem Niederdeutſchen keine Aufmerkſamkeit geſchenkt. Wir möchten daher vermuthen, das die Urkunden, die vielleicht einzig auf Karls Codex ſich beſchränkten, frühe verloren gingen. Was nach Frankreich gekommen, mußte in fremden Lande untergehen; was aber zurückblieb im deutſchen Auſtraſien, wurde leicht vernichtet durch die Heerzüge der Normannen, die Klöſter und alle kaiſerlichen Schlößer verbrannten. So blieb nichts als die proſaiſche Auflöſung des Hunibald, wie wir denn überhaupt von dem großen Epos der Urgeſchichte, worin die Völker die Helden ſind, nur dürftige Proſe, die Ueberſchriften der Geſänge haben. Daß aber dieſe Dichtungen den Kern der Achner Sammlung bildeten, geht eben ſo ſehr aus hinge-

worfenen Worten der Chronik als auch aus der Na-
tur der Sache ſelbſt hervor. Wir wollen nicht eben go-
thiſche und ſueviſche Sagen von jenem fränkiſchen Hel-
denbuche gänzlich ausſchließen; die Zeit, die jene Völ-
ker ſelbſt in eine Monarchie verſchmolzen hatte, konnte
auch wohl dergleichen in der Poeſie geſtatten oder gar
gebieten. Niemand aber wird uns glauben machen, daß
der herrſchende Stamm mit Vorübergehung der eignen
Sage, die der unterworfenen oder feindlichen allein in
jenem Nationalwerk verherrlicht hätte. Gewiß alſo be-
faßte ſie eher Waſthalds Odyßee, als die Ilias der Ni-
belungen; es waren die Thaten der Vorgänger Karls,
die darin beſungen wurden, und nicht jene ihrer Fein
de, und ſo war es eines großen Fürſten würdig, ei
ſolches Werk der vaterländiſchen Jugend nach alter Wei
ſe an die Hand zu geben. Die heidniſchen Geſinnunge
die darin mit unterlaufen mochten, hatten längſt au
gehört ſeinem Volke gefährlich zu ſeyn. Die Zeit, die ſe
nem Stamme die Herrſchaft weggenommen, hat auch di
Denkmale der alten Kraft des Volkes nicht verſchon
nur die Schatten ſchweben zürnend noch um die Trüm
mer, und kaum läßt in den Dunſtgebilden die alte ed
Form ſich noch erkennen. Wir haben geglaubt, daß es u
zukomme die zürnenden Maney zu verſöhnen, und je
Hünengräber und die großen Baſalte jenes niederdeutſch
Stonehenge aus dem Schutt der Zeiten wieder ausz
graben, und der Geſchichte zurück zu geben. Unſe
wackern Landsmann, der mit ſeiner Klauſe in dieſen Trü
niern ſich angeſiedelt, und drey Jahrhunderte hindu

ſie gehüthet, wollten wir ein kleines Denkmal ſetzen. Gleichgeſinnte Freunde wollten wir durch unſre freye Anſicht im Gegenſatze der engen hiſtoriſchen Kleinſtädterey jüngſt vergangner Zeit und noch mitunter glorreich regierender ergötzen, ohne Hoffnung jene, die gleich von vorn herein über Alles und jedes ihre Meinung abgeſchloſſen haben, zu bekehren. Zuletzt möchten wir die Vorſteher großer Bücherſammlungen gleichfalls ohne ſonderlich Vertrauen, auf jene Werke aufmerkſam machen, ob vielleicht unter der Laſt der Verachtung, die ſie ſo lange getragen, wenigſtens noch Trümmer von dem Verderben ſich gerettet haben.

Hertha.

Deutſche Mythe. Von Lauer.

Von keinem milden Himmel des ſchönen Griechenlands
dem Mutterlande der Künſte umweht; von keinem Au
guſtiſchen Zeitalter umblüht; von keinem ägyptiſche
Weiſen genährt, gedieh in Teutona's Eichenhainen ein
Mythe, welche an erhabener, religiöſer Würde und hö
herm poetiſchem Sinne. keiner Mythe Aegyptens, Rom
und Griechenlands nachſteht; wenn ſie vielleicht nic
unter allen den erſten Rang behaupten darf. Wir wo
len, indem wir die ſchöne Blüthe deutſcher Phantaſ
zur allgemeinen Anſicht darſtellen, uns zugleich auf d
Mythen der oben erwähnten Länder beziehen, welc
mit der unſrigen einige Aehnlichkeit haben.

Unſer deutſches Götterbild Hertha war keine ägyp
ſche Iſis, von welcher ein alter Schriftſteller folgen
Schilderung macht: »Schönes, volles Haar ſenkte
in Locken auf ihren göttlichen Hals. Sie trug eine beſ
ders geformte, mit Blumen umwundene Krone. Ueber
Stirn erſchien eine Art von Globus, faſt in Spieg
form, welcher einen brillanten Silberglanz, dem M
desſtrahl ähnlich, von ſich warf. Zur Rechten und
Linken dieſes Globus erhoben ſich wellenförmig zu
Vipern, ihn gleichſam zu umfangen und zu unterſtü

und an der Grundlinie der Krone ragten Getreideähren hervor. Ein Kleid von feiner Leinwand verhüllte den Körper. Dieſes prächtige Kleid war von dem reinſten Weiß, ſaffrangelb, und einer ſo lebhaften Feuerfarbe, daß meine Augen davon geblendet wurden. Ein Ueberwurf, bewunderungswerth durch das dunkelſte Schwarz, hing von der linken Schulter unter den rechten Arm, und floß in Falten bis an die Füße. Der Rand dieſes Ueberwurfs war mit verketteten Schleifen, und verſchiedenen Blumen geziert, und über und über von Sternen durchſäet. In der Mitte dieſer Sterne zeigte ſich der Mond, ſchimmernd von Strahlen umglänzt. Dieſe Göttin hatte ein Siſtrum (ägyptiſches Inſtrument, bey dem Gottesdienſte gebräuchlich,) in der rechten Hand, welches bewegt, einen lauten, ſehr angenehmen Ton von ſich gab. In der Linken trug ſie eine goldne Vaſe, deren Henkel von Schlangen gebildet wurden, die drohend den Kopf erhoben. Die Fußbekleidung duftete Ambroſia, und war ein Gewebe von Siegespalmen. Dieſe große Göttin, deren ſüßer Hauch alle Wohlgerüche des glücklichen Arabiens übertrifft, würdigte mich, mich in folgenden Worten anzureden: Ich bin die Natur, Mutter der Dinge, Gebieterin der Elemente, der Anfang der Jahrhunderte, Beherrſcherin der Götter, Königin der Verſtorbenen, die Erſte himmliſcher Naturen, das ewige einige Bild der Göttlichkeit. — Ich bins, welche die Höhen und den Glanz der Himmel, die einſamen Winde des Meeres, und die düſtere Stille der Hölle beherrſcht. Einzig nur wird meine Göttlichkeit im ganzen

Welttheil unter verſchiedenen Gebräuchen verehrt. Die erſtgebohrnen Phrygier nennen mich die Peſſinuntiſche Mutter der Götter; die Athener: Cekropiſche Pallas: die Cyprier: Venus Paphia; die Cretenſer: Diana Diktynna; die Sizilier, welche drey Sprachen reden: Proſerpina die Stygiſche; die Eleuſiner: die alte Göttin; Andere: Ceres; wieder Andere: Juno, Bellona; Einige: Hekate, und noch Andere: Rhamnuſia. Die Aegyptier aber, eingeweiht in meine alte Lehre, ehren mich in den mir geeigneten Gebräuchen, und nennen mich bey meinem wahren Namen, die Königin Iſis.« Man verehrte ſie allgemein als die unendliche, fruchtbringende Natur, und als Erfinderin der Cultur des Bodens.

Hertha war auch keine, ihre geliebte Tochter Proſerpina ſuchende Ceres, die nach Einführung des beglückenden Ackerbaues, der wohlthätigen Geſetze, der menſchenliebenden Geſelligkeit und milder Sitten, ihrem Schüler und erwähltem Sohne Triptolem ihren mit Drachen beſpannten Götterwagen mit dem Befehle übergab, alle Völker der Erde den Getreidebau zu lehren, und der man aus Dankbarkeit die Thesmophorien und myſtiſchen Eleuſinien weihte.

Auch war Hertha keine Rhea, die das Sinnbild der Bewohnbarkeit der Erde andeutend, von der bildenden Kunſt, majeſtätiſch auf einem mit Löwen beſpannten Wagen ſitzend, mit einer Mauerkrone auf dem Haupte, und einem Schlüſſel in der rechten Hand dargeſtellt wird; und deren entmannte Prieſter ſie mit raſenden Gebährden verehrten. Eben ſo wenig eine Concordia, oder Irene, welche in Rom prächtige Tempel hatten; auch keine eigentliche Securitas publica, keine Fecunditas, keine Fauſtitas, keine Elpis, keine Angerona, keine Veritas oder Aeternitas, ſondern ihr Begriff iſt, um mich ſo auszudrücken, das Aggregat aller dieſer Begriffe und Perſonificationen. Tacitus ſagt von ihr: »Auf einer Inſel iſt ein Hain und in demſelben ein Wagen, welcher der Hertha geweiht iſt. Der Wagen wird mit einem Teppich bedeckt, den der Druide allein berühren darf. Dieſer weiß wann die Göttin in das Heiligthum kommt. Wenn ſie auf dem bedeckten Wagen, der von Kühen gezogen wird, fährt, ſo begleitet er ſie mit tiefer Verehrung. Es ſind überall Feſte, jene Gegend iſt geſchmückt, welche die Göttin ihrer Ankunft und Aufenthalts würdigt. Sie (die Deutſchen) kriegen dann nicht, ſie berühren keine Waffen, und verſchließen ſie. Sie kennen dann, ſie lieben dann nur die Ruhe, bis der Prieſter die Göttin, die nun genug mit den Sterblichen umgegangen iſt, in den Tempel zurückbegleitet. Hierauf wird der Wagen, nebſt dem Teppich, in einem abgeſonderten See gereinigt, und Hertha ſelbſt, wenn man es glauben will, badet ſich darin. Diejenigen welche ihr im Bade dienen, verſchlingt der See. Daher jenes geheime Grauen, jene heilige Unwiſſenheit bey der Vorſtellung von dem, was keiner ſehen kann, ohne zu ſterben.«

Hertha iſt daher jenes heilige Weſen, deſſen wohlthätige Götterſpuren wir überall, in jeder Schönheit und Gabe der Natur erblicken, deſſen Gegenwart den alten Deutſchen, beym Eintritte in den dunkeln Eichenhain, mit heiliger Ahndung, mit tieſem Schauer und anbetender Ehrfurcht erfüllte, und zugleich auch die Erde ſelbſt.

Hertha, der Göttermutter, entſproß das ganze übrige Göttergeſchlecht; ſo auch ihr Sohn Thuisken, welcher das Menſchengeſchlecht fortpflanzte. Sie iſt die heilige, unendliche Mutter unſers Lebens. Geheim wie unſer Entſtehen iſt der hohe Begriff von dieſer großen Lebensgöttin; nicht von Stein, oder auf Leinwand gebildet, ſondern nur von kindlich dankbarer, glühender Phantaſie, in der höchſten Glorie von Schönheit, Güte und Milde voll zarter Weiblichkeit, Mutterliebe und als das höchſten Frauenmuſter gedacht. Tacitus ſchreibt darüber: »Sie halten es (die Deutſchen) unter der Größe himmliſcher Weſen, ihre Gottheiten in Wände einzuſchließen, oder ſie in irgend einer Art von Menſchenfigur abzubilden. Haine und Büſche ſind ihr Heiligthum, wo ſie für das unſichtbare Weſen nur Namen haben, und (deſſen Gegenwart) mit heiligem Schauer empfinden.«

Hertha füllt die heilige Dreyzahl des himmliſchen Triumvirats. Juno'n gleich, welche Jupiters Thron beſteigt, ſitzt ſie als Odin's Gemahlin im hohen Götterrathe, als gebietende Königin auf dem erhabenen Herrſcherthrone, von wo aus ſie und ihr Gemahl, Himmel und Erde überſieht. Ihr Wink iſt allen Göttern Befehl. Ihre Vertraute iſt Fylla die Schöngelockte, mit goldnem Stirnband Geſchmückte, und ihre Bothſchafterin

Gna, die Schnelle, alle Elemente Durchwandelnde. — Auf ihrem feſtlichen Zuge im heiligen Wagen erſcheint Hertha als Friedenliebende Mutter der Geſelligkeit, der bürgerlichen Ruhe und des Frohſinnes. Sie iſt dadurch die höchſte heiligſte Geſetzgeberin; indem das blutige Schwert des Krieges bey ihrer Ankunft ſich friedlich ſenkt, der rohe Haß ſich in Liebe verwandelt, und die holde Eintracht emporblüht. Der öffentlichen Ruhe und Geſelligkeit entkeimt die Fruchtbarkeit. Deshalb ſingt Münchhauſen, in ſeinen Göttern Thuiskon's:

Mutter Hertha ſteigt aus ihrem Bade,
Eingehüllt in Würd' und Götterglanz.
Sanft umſtrahlt von Majeſtät und Milde;
Giebt ihr Odem, Leben der Natur;
Hold herab geſchwebt zum Erd-Gefilde,
Strömt ſie Segen über Hain und Flur.

Seht, wie reitzend alles wächſt und blühet
Unter dieſer Göttin milder Hand!
Um der Erde holden Buſen ziehet
Sich Allvaters ſchönes Zauber-Band.«

Durch ihre unumſchränkte Herrſchergewalt und Majeſtät, durch ihre allumfaſſende Unendlichkeit und ihre heilige Verborgenheit gleicht ſie der ägyptiſchen Iſis; als Geſetzgeberin und Fruchtbringende Mutter der Ceres, und da Fruchtbarkeit die Schweſter der Glückſeligkeit iſt, ſo ſtellt ſich uns Hertha auch hier in einem neuen Geſichtspunkte dar, indem ſie uns an die römiſche Fauſtitas erinnert.

Bey dem Glauben unſerer Ahnen an Unſterblichkeit der Seele winkt uns Hertha, die große, ewige Lebensmutter, als tröſtende Hoffnung im Leiden; dem Helden als beglückende Belohnerin rühmlicher Thaten, und dem einſamen Freunde als Wiedervereinigerin mit dem Geliebten, entgegen. In dieſer Anſicht faßt ſie die griechiſche Elpis in ihrem Bilde auf.

Ein dunkles, heiliges Unbewußtſeyn deckt unſer Entſtehen, und den Zuſtand vor unſerm Eintritte in das Leben; ein myſtiſcher Schleyer verhüllt uns die Zukunft. Der Menſch entſchwindet dem frohen Reiche des Daſeyns, in die Gefilde des Todes wandelnd. Nie hat die Stimme eines Lebenden, nie die Stimme eines Abgeſchiedenen uns dieſes große Räthſel enthüllt, und Keiner uns den undurchdringlichen Schleyer gelüpft, welchen ewige Mächte über jene Metamorphoſe warfen; wir können hier nur mit tiefem heiligen Schauer ahnden. — »Hertha kennt alle Schickſale der Menſchen, offenbart ſie aber niemals.« (Schellers Mythologie der nordiſchen und deutſchen Völker.) In dieſer neuen Geſtalt zeigt ſie ſich als Angerona der Römer. Alles liegt vor ihr enthüllt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; allein ſie, die Hohe, Allwiſſende bewahrt ein heiliges, tiefes Schweigen. Die höchſte, uns Lebenden ewig verborgene Wahrheit, entfaltet ſie uns erſt nach dem Tode, und wirft als hellſchimmernde Veritas, ein ſtrahlendes Licht über das dunkle Gewebe des menſchlichen Schickſals. Nie kann ein Lebender ſie erblicken, ohne daß ihn die Nacht des Todes umfinge. — Dieſe Idee deutet auf den großen Moment, welcher den Uebergang aus dieſem Leben in das künftige bildet. Jener Moment allein, kann, indem er uns ewigen Geiſtern vermählt, uns die höchſte Wahrheit, die Erfüllung aller unſrer ſchönen Hoffnungen und Ahndungen darthun, jener Moment allein kann uns dem unendlich hohen Zwecke höchſter Vollkommenheit näher bringen. Dieſe Idee faßte Klopſtock, der Unſterbliche, beſonders ſchön auf, indem er in Herrmanns Schlacht ſingt:

»Die Blum' auf dem Schilde Siegmars
Da auf ſie das Blut des Todes traf,
Da ward ſie ſchön wie Hertha
Im Bade des einſamen See's.«

Ferner:

»Einſt ſeh' ich geröthet werden, dieſe Purpurblumen
Von meinem Todesblute!
Dann ſteh ich an Hertha's geweihtem Wagen, und ſehe die Göttin
Im Bade des einſamen See's.«

Als die gütige, liebevolle Lebensmutter mit welcher der Begriff des Todes ſchweigend verbunden iſt, empfängt Hertha endlich den Leichnam ihres geliebten, irdiſchen Kindes; indem ſie ihn, in ihrem kühlen friedlichen Schooße bewahrend, dem unendlichen All wiedergiebt, dem er entnommen war; indeß der Geiſt nach dem ſchönern Götterlande wandelt, wo ſie als glanzumſtrahlte, von Sternen umkränzte Aeternitas, ihn in die Wonnegefilde ſeines himmliſchen glücklichen Daſeyns führt.

O pflegen wir dieſe köſtliche Blüthe unſrer alterthümlichen, deutſchen Phantaſie, die ſich an Zartheit und

Würde, an philoſophiſchem und poetiſchem Sinne mit jedem fremden Götterbilde vergleichen darf, und von welchem wir ſtolz ſagen können, daß ſie unſer Eigenthum ſey!

»Warum ſoll ich nun zum Griechen ſagen:
Nachbar, borge mir dein Feuerkleid:
Wenn es mir von ſeinem Strahlenwagen
Schon ſo reich der hohe-Norden beut?«

v. Münchhauſen.

O möchten unſre altdeutſchen Mythen am Buſen unſrer Bardenenkel genährt, erwärmt, gebildet, und unſrer eigenthümlichen, vaterländiſchen Poeſie mehr gehuldigt werden.

Wien, eine Feſtung.

Vom Probſt Hofſtätter.

Wien iſt die einzige unter den größten Städten Europens, mit Bollwerken und Kortinen umfaßt, die einen ordentlichen Widerſtand leiſten kann. Zwar iſt nur der kleinſte, jedoch der edelſte Theil in den Vertheidigungsſtand geſetzt und ringsum mit Städten gekrönt, aber eben dadurch um ſo verderblicher fürs Ganze. Man kann nicht läugnen, daß ihre Lage zwiſchen der Donau und dem Wienfluß eine ſichere Zuflucht verſpricht, oder gewiß dazu Vortheile darbietet. Vermuthlich war ſie es, die ſchon in den früheſten Zeiten einlud, hier gegen feindliche Ueberfälle ſich ſicher zu ſtellen. Kaiſer Mark-Aurel, unter welchem der Name Vindobona zuerſt erſcheint *), mochte ſich wohl durch die Lage beſtimmt haben, hier eine Municipalſtadt entweder zu errichten, oder die ſchon beſtandene zu vergrößern. Selbſt die Iſtriſche Flotte, als Karnunt verfiel, fand in Vindobona ihren Unterſtand **), und es iſt leicht zu erachten, daß die Stadt gegen den Anfall der Barbaren befeſtigt war.

---

*) Aurel. Vict. C. 16.

**) Notit. Dignit. Imperii apud Labbeum Sect. 58.

Ob Vindobona bey den Einwanderungen der Rügen, der Heruler, der Gothen, der Longobarden und der Hunnen, unter dem Namen Faviana, eine der vorzüglichen Städte Pannoniens oder des alten Noricums war, darüber kann wohl keine Frage ſeyn. Wir haben der Zeugniſſe genug. Ob ſie auch befeſtiget war, iſt nicht leicht zu zweifeln. Allein wie dunkel dieß alles iſt, ſo taugt es nicht wohl, Wien als eine Feſtung darzuſtellen, die ihren Einwohnern wichtige Dienſte geleiſtet hat. Wir müſſen daher näher an unſere Zeiten rücken.

Die uns bereden wollen, daß Faviana bis auf den Berghof und einige Fiſcherhütten herabgeſunken ſey, und ihren Wiedererbauer erſt an Herzog Heinrich Jaſomirgott gefunden habe, ſtehn uns zwar nicht im Wege. Denn erſt von der Zeit dieſes Herzogs an wollen wir Wien als Feſtung betrachten. Aber beyſtimmen können wir nicht. Ein altes Manuſcript, ſo im Archiv des Wiener Magiſtrats aufbewahrt wird, überzeugt uns des Gegentheils. Es ſagt deutlich, die Stephanskirche ſey außerhalb Faviana gelegen *). Hätte wohl Herzog Heinrich eine Hauptkirche, womit er die Stadt beſchenken wollte, außer ihren Mauern aufgeſtellt, wenn er im Umfange derſelben Raum gefunden hätte? Er hat ſie alſo nicht erbaut, ſondern verſchönert, und durch Vorſtädte vergrößert.

Ich denke auch, hieraus ſchließen zu dürfen, zu ſel-

---

*) S. Geſchichte der Haupt- und Reſidenzſtadt Wien. Von Anton von Geuſau. Th. I. S. 337.

zur Zeit ſey bereits die Stadt mit Ringmauern und Thürmen umgeben geweſen, wie es der damalige Feſtungsbau mit ſich brachte: wäre Wien ein offener Ort geweſen; ſo würde die von ihm erbaute Kirche nicht außer der Stadt geſtanden haben, und er ſelbſt hätte ſich nach der unglücklichen Schlacht an der Leitha zu ſeiner Sicherheit wohl nicht dahingezogen *). Inzwiſchen iſt es gewiß, daß ihm Wien ſeinen heutigen Glanz zu danken hat. Denn er war es, der ſeine Reſidenz dahin verlegte, und am Hof eine Burg baute **), er, der zwey Kirchen hinzu ſetzte, die zu St. Stephan, und die Schottenkirche ***), da bereits vier andere von den Ringmauern der Stadt eingeſchloſſen waren, die Peterskirche, und die Kirchen zum heil. Ruprecht, zur Mutter Gottes am Geſtade, zum heil. Pancraz ****). Dieſe letztere ſoll da geſtanden haben, wo jetzt der Hintertheil des päbſtlichen Pallaſtes in der Naglergaſſe zu ſehen iſt *****).

So viel ſich aus alten Urkunden ſchließen läßt, können wir den Umfang der damaligen Stadt durch die Donau, den tiefen Graben, die Brandſtätte, und vermuthlich auch durch den alten Fleiſchmarkt beſtimmen: wozu noch außer den Ringmauern die Stephanskirche, die Schottenkirche, die Wollzeile, und ſpäterhin die Sänger- und Riemerſtraße gekommen ſind *). Die neue Burg hat erſt Ottokar, König in Böhmen, angefangen, und Albert I., Kaiſer Rudolphs Sohn, ausgeführt, wodurch der Stadt ein großer Theil zugewachſen iſt. Die Thore und Ringmauern waren durch mehr als ſiebenzehn große Thürme gedeckt, die nicht auf einmal, ſondern nach den Zeitumſtänden, die einen früher, die andern ſpäter, erbaut worden ſind **).

---

*) Otto Frising. de Gestis Frid. L. C. 32.

**) Chron. Austr. Arenpekii V. Hieron. Pez Scriptor. Rerum Austriacar. Veteres. T. I. p. 1197.

***) V. Litter. Fundational. Scotens. datas. In Chron. Austr. et Claustro. Neob. ad An. 1155. Im Stiftbriefe wird ihnen die Seelſorge von dem Graben der Burg bis an den Alsbach übertragen.

****) V. Fuhrmann. Viennae. P. I. p. 425.

*****) Sigism. Calles Annal. Austriae P. I. Lib. IX. p. 541. Annotat. E.

Die neuere Bauart der Bollwerke hat erſt unter Ferdinand I., nach Solymans fruchtloſer Belagerung im Jahre 1545 angefangen, und in den folgenden Zeiten ſind die Baſtionen erneuert, vergrößert und verſtärkt worden. Daß die alte ſowohl als die neue Feſtung den Einwohnern Schutz und Sicherheit gab, den Belagerern hingegen viel zu ſchaffen machte, erhellt aus den Nachrichten, die wir von Wiens Belagerungen haben.

Die erſte Vertheidigung, welche die Einwohner unternahmen, macht ihnen wenig Ehre. Aufrühriſch gegen ihren eigenen Herzog, Friedrich den Kriegeriſchen ***), baten ſie Kaiſer Friedrich II. um einen andern Regenten.

---

*) Hansiz Germ. Sacr. T. I. p. 509. Calles. Ann. Aust. T. I. L. IX. p. 540. 541.

**) Leop. Fischer Brevis Notitia Vrb. Vindobon. Edit. altera. P. II. C. II. p. 15. et sequ.

***) Die Urſache kann man leſen apud. Pernold. ad Ann. 1236.

ten. Der Kaiſer, ſchon ehebevor wider den Herzog aufgereizt, gewährte ihre Bitte mit Vergnügen, und nahm deſſen Länder in ſeinen beſondern Schutz, als dem Reiche heimgefallen *). Daher ſchickte er Truppen der angränzenden Fürſten nach Oeſterreich und Steyermark **). Am gräßlichſten hauſeten die Böhmen und Bayern. Dieß war eben geſchickt, die Meinungen der Unterthanen umzuſtimmen, die es bald reute, um kleinern Uebeln zu entgehn, ſich ungleich größere zugezogen zu haben ***).

Nun kam auch Kaiſer Friedrich nach Wien, blieb vier Monate daſelbſt, ernannte es zur freyen Reichsſtadt und kehrte zurück, nachdem er die Verwaltung des Landes feſtgeſetzt hatte ****). Herzog Friedrich ließ den Muth nicht ſinken, und gewiß, bald wieder mit dem Kaiſer ſich auszuſöhnen, dachte er an Wiedereroberung. Sein Zufluchtsort war Neuſtadt, das er für unüberwindlich hielt *****). Schon rathſchlagten ſeine Feinde, und führten Mannſchaft heran, den Herzog in ſeiner Feſte zu umringen: aber Friedrich kam zuvor, überfiel ſie, nahm die einen gefangen, und ſchlug die andern in die Flucht. Dieſer glückliche Anfang gewann ihm viele Schlöſſer und die Herzen ſeiner Unterthanen. Er ſah ſich bald in den Stand geſetzt, weiter um ſich zu greifen *).

---

*) Chron. Mellic. ad An. 1237 et 1238.

**) Nicht nur Pernold zählt die Urſachen her, warum Kaiſer Friedrich gegen den Herzog aufgebracht war, und warum Herzog Friedrich wiewohl aufgerufen, nicht erſchienen iſt, ſondern auch der Fortſetzer des Martinus Polonus ſtimmt in der Hauptſache überein. V. Eccardum Cap. Hist. T. I. Col. 1418.

***) Chronic. Australe ad An. 1237. Chron. Salisb. ad An. 1235.

****) Pernold. ad. An. 1237. Das Kaiſerliche Diplom ward gegeben zu Wien im Monat April 1237. Eine Abſchrift davon iſt im Stadt-Archiv zu ſehen. Als freye Reichsſtadt wäre Wien klein geblieben, als Reſidenzſtadt iſt ſie groß geworden.

*****) Pernold ad. An. 1235.

Wien unterwarf ſich noch nicht: es ward daher eingeſchloſſen, ſo enge, daß es ſich vor Hunger ergeben mußte **). Dem Herzen Friedrichs macht es Ehre, daß er die Untreue der Seinigen nicht ahndete, ſondern den Reuigen ſich gütig erwies. In dieſen Umſtänden geſchah es, um ſich ſchneller in den Beſitz ſeiner Länder zu ſehen, daß er dem König von Böhmen Oeſterreich jenſeits der Donau verſprach. Allein, da er ohne Erben war, vermählte er Gertruden, ſeines Bruders Tochter, an Uladislaus, den Sohn des Böhmiſchen Königs, und entledigte ſich theils durch Anwartſchaft, theils durch einen Sieg bey Laa ſeines Verſprechens ***). Es fehlte jedoch nicht, daß dieſe Vermählung die Urſache zu Wiens ſpäterer Belagerung gab.

Ottokar, der ſich in ſeinem neuen Beſitze Oeſterreichs nicht ſicher fand, war bedacht, Wien in einen Stand zu ſetzen, welcher jedem Feinde die Stirne bieten könnte. Er erweiterte die Stadt, und fügte zur Vertheidigung neue Werke an *). So war ſie ſtark genug, die

---

*) Chronic. Australe et Salisburg. ad An. 1236.

**) Chron. Mellic. et Australe ad An. 1240. Pernold ad An. 1239.

***) Chron. Australe et Salisburg. ad An. 1246. Pernold. ad An. 1245.

****) Chron. Austral. ad an. 1275.

Belagerung Rudolphs, des Kaiſers, in die ſechſte Woche auszuhalten, und auch dann erlag ſie nicht der Gewalt der Waffen, ſondern des Hungers, und der Drohung, bald ringsum ihre Weinberge verwüſtet zu ſehen *).

Die dritte Belagerung hielt Wien gegen Mathias, König in Hungarn, aus. Sie währte über ein halbes Jahr, und ward 1477 durch den Friedensſchluß aufgehoben. Wer es zu wiſſen verlangt, wie die Feſtung ſowohl, als die Stadt vor mehr als drey Jahrhunderten beſchaffen war, wird die Beſchreibung des Anton Bonfinius mit Vergnügen leſen. Ich hebe nur einige Stellen aus. »Die Ringmauern, ſagt er, umfaſſen zweytauſend Schritte, von innen und von außen mit Aufwurf gedeckt. Die Gewalt des Geſchützes zu brechen hebt ſich ein breiter Weg rings um die Stadt, und in Geſtalt einer Krone ragen von den Mauern eine Menge der prächtigſten Thürme empor, deren einige ins Viereck aus Quadern, andere in die Rundung aus Backſteinen gebaut ſind, die Oeffnungen durch Eiſengitter und eiſerne Thüren verwahrt. Der Graben ſinkt dreyßig Schuh in die Tiefe, und dehnt ſich ſo breit, als nöthig iſt, die Kraft des Pfeilwurfs zu vereiteln. Wo er beginnt, da quillt des Waſſers ſo viel auf, daß es geſchwellt in

---

*) Chron. Bohem. Ludwig. L. II. C. 74 Chron. Anonymi Leobi. ad An. 1276. Einige wollen, Wien habe ſich erſt ergeben, als bereits der Friede zwiſchen Rudolph, dem Kaiſer, und Ottokaren geſchloſſen war. Chron. Steron. et Chron. Austr. Neustad. ad An. 1276.

kurzer Zeit, ſobald man will, und Umſtände dazu rathen, den ganzen Graben füllt. Ueber den Thoren der Stadt ſteigen viereckige Thürme auf, wodurch die heftigſten Stürme leicht abgeſchlagen werden. Rings verbreiten ſich große und prächtige Vorſtädte, welche die Stadt, wie ein Schloß oder wie eine Burg, umfaſſen, und mit Städten um den Vorzug ringen.«

»Tritt man aber hinein in die Stadt, ſo glaubt man nicht etwa eine Stadt, ſondern eine Königsburg zu ſehen; ſo zaubernd fällt ihr herrlicher Bau in die Augen. Im Ganzen ſchmeichelt ſie den Fremden; einzeln aber ſcheint, um des Baues willen, jedes Haus beſſer gefallen zu wollen, hält die Wandernden feſt, und feſſelt durch Schönheit den Blick und die Schritte. Man wähnt, nur Palläſte der Mächtigen zu ſehen. — Die Volkszählung vor Ausbruch des Krieges gab funfzig tauſend Einwohner, ohne die Knaben und Kinder mit einzurechnen. In öffentlichen Schulen iſt nicht ſelten die Zahl der Studierenden auf ſiebentauſend angewachſen.« *)

Ungünſtiger war der Ausgang der zweyten Belagerung, welche König Mathias im Jahre 1485 unternahm.

---

*) Anton. Bonfin. Rer. Hungaric. Decad. IV. Lib. V. p. 607. 608. Edit. Lips. Weil Bonfin nur Knaben und Kinder von der Volkszählung ausnimmt, ſo ſcheint er darunter nur Männer und Jünglinge verſtanden zu haben. Es war daher wahrſcheinlich nur eine kriegeriſche Zählung des männlichen Geſchlechtes, und ſo möchte ſich die geſammte Zahl der Einwohner damahls gegen zweymahl hunderttauſend Menſchen belaufen haben.

Nach fünf Monaten, Bonfin will ein halbes Jahr *), ergab ſich die Feſtung aus Hunger, des Entſatzes von keiner Seite gewärtig. Fünf Jahre blieb ſie dem König, welcher daſelbſt ſtarb, als eben der Friede zu Stande kommen ſollte. Auf die Nachricht von deſſen Tode kam Maximilian, der römiſche König, mit Reiterey nach Wien, ward von den Bürgern mit lautem Freudenruf aufgenommen, griff Tags darauf das Schloß oder die Burg an, die ſtark verſchanzt und mit Ungarn beſetzt war, drang mit Gewalt hinein, und zwang die Beſatzung zur Uebergabe 1490. Der Angriff war kurz, aber heftig. Maximilian, ſelbſt unter den erſten, trug eine Wunde davon, das Ehrenmahl ſeiner Tapferkeit **).

Zwey denkwürdige Belagerungen ſchlug Wien den Ottomanen ab. Die erſte unternahm der kriegeriſche Solymann ſelbſt unter Kaiſer Karl V., und dem römiſchen König, deſſen Bruder, Ferdinand I., im Jahre 1529. Sie währte vom 23. September bis 14. October. In dieſer kurzen Zeit wagte er zwanzig Stürme, ließ zwanzigtauſend Mann zurück, und eilte davon, als der Entſatz heranrückte.

Von dieſer Zeit an bot man allerſeits die Hände, Wien zu einer Feſtung umzuſchaffen, welche mächtig genug wäre, die Wuth der Türken zu brechen, und der Chriſtenheit zur Vormauer in Tagen der Gefahr zu dienen.

---

*) Mathiae igitur, Vienna semestri obsidione capta, cum Budam venisset — — Ibid. L. VII. p. 621.

**) Anton. Bonfinii Rer. Hungaric. Dec. IV., Lib. X. p. 692.

Die Kaiſer, das Reich, die Bürger Wiens, und die Edlen des Landes trugen das ihrige bey. So ſtanden unter den drey Ferdinanden, und unter Leopold dem Großen, verſtärkte und erweiterte Baſtionen da, mit Ravelinen und Außenwerken, die der wachſenden Gewalt des Geſchützes die Spitze boten.

Die Fürſorge war nicht überflüſſig. Im Jahre 1683 drohten die Barbaren, ſobald ſie im Beſitze Wiens wären, ganz Deutſchland und Italien zu verſchlingen. Aber der Beſitz unterblieb. Zwar zogen ſie aus mit mehr als dreymahlhundert tauſend Mann *), hielten Wien durch zwey Monate eingeſchloſſen, ſprengten unzählige Mienen, wagten jedesmahl die wüthendſten Stürme, und ließen über fünfzigtauſend Mann vor den Mauern der Feſtung; aber hinein drangen ſie nicht, und entflohen abermal mit großem Verluſte vor dem chriſtlichen Heere, welches zum Entſatz herbeyeilte **). Hätte die Feſtung Wien nie einen andern Vortheil gebracht, als damahls das Unheil von einem großen Theil Europens abgewälzt zu haben, ſo wären die Koſten, welche darauf verwendet wurden, ſchon reichlich bezahlt.

---

*) Das Verzeichniß des türkiſchen Heeres iſt aus den Papieren, die im Zelte des Großveziers vor Wien gefunden wurden, treulich ausgezogen, und beſtätigt durch das Zeugniß des kaiſerl. Geſandten Grafen Caprara, den ſie mit ſich ſchleppten, und als Zeugen ihrer Heeresmacht zwangen, die Muſterung auf Belgrad's Feldern zu ſchauen. V. Franc. Wagner Histor. Leop. M. Caes Aug. L. VIII. p. 550. 551.

**) Das Heer, welches Wien entſetzt hat, beſtand aus 64,000 Mann, worunter 20,000 Kaiſerliche, 15,000 Pohlen, 10,000 Sachſen, eben ſ viele Bayern, und 9000 theils Schwaben, theils Franken waren. Dieſ Verzeichniß iſt aktenmäßig, aus den Commentaren des Herzogs vo Lothringen erhoben. V. Franc. Wagner Ibid. p. 612.

Inzwiſchen ſind die Vorſtädte rings um die Feſtung zu einer ungeheuern Stadt erwachſen, und faſſen der Einwohner wohl ſechsmahl ſo viel, als die ſogenannte Stadt. Allmählich erhob ſich die Frage, ob es auch der Mühe lohne, um den ſechſten Theil vor dem Eintritt der Feinde zu bewahren, das Ganze der Verwüſtung Preis zu geben. Kein ernſtlicher Widerſtand iſt auch nur denkbar ohne Ruinen. Wären Türken oder andere aſiatiſche Horden im Anzuge, und handelten ſie noch eben ſo treulos, als ſie vor einem Jahrhundert gethan haben, ſo würde es nicht ſchwer ſeyn, die Frage zu bejahen. Allein, Dank dem großen Leopold, ſie ſind nun weit zurück von unſern Gränzen geſchoben. Wien iſt nicht mehr die Vormauer der Chriſtenheit.

Ob man geſinnt ſey, die Feſtung gegen einen geſitteten Feind zu vertheidigen, lehrt uns die Tagsgeſchichte. Wozu ſteht ſie alſo? Sie bietet uns keinen Vortheil mehr; dafür zwey wichtige Nachtheile. Denn erſtens iſt der freye Raum zwiſchen der Stadt und den Vorſtädten, deren Einwohner ewig hin und wieder zu wandern haben, ſehr beſchwerlich, ſelbſt bey guter, und noch mehr bey ſtürmiſcher Witterung, ihrer Geſundheit ſehr nachtheilig, dem täglichen Verkehr und dem Abſatz ihrer Produkte ſehr hinderlich, oder zu einem Aufwand zwingend, der ohne dieſes Hinderniß überflüßig wäre. Und zweytens, wenn nun einmahl die Feſtung dem Feinde aus Schonung überlaſſen iſt, wer bürgt dafür, daß er ſich nicht darin feſtſetzt, daß er bey Annäherung der Wiedereroberer Stadt und Vorſtädte, um Zeit zu gewinnen, nicht mehrere Tage der Wuth des Geſchützes preis giebt? Wollte man eben darum nicht Gewalt brauchen, ſo wäre ein hingeſchwundener Feldzug, die dauernde Drückung des Landes, oder ein nachtheiliger Friedensſchluß die wahrſcheinliche Folge.

Soll man alſo eine ſo reiche Stadt mit allen Vorräthen in feindliche Hände überliefern? Iſt hier von Privateigenthum die Rede, ſo ſichert uns nicht nur die Erfahrung, ſondern auch die Klugheit des Feindes, der es wohl ſchwerlich wagen wird, eine ſo ungeheure Menſchenmaſſe, worunter doch die meiſten zwey feſte Arme haben, durch Räubereyen wider ſich aufzureitzen, und was Verzweiflung vermag, erfahren zu wollen. Handelt ſichs aber um das Eigenthum des Staates, ſo ſoll eine Stadt, die nicht vertheidigt werden will, nimmermehr die Niederlage öffentlicher, zumahl koſtbarer Vorräthe ſeyn: die aber, welche es nun einmahl ſind, oder ſeyn müſſen, können in der Zeit weggeſchafft und nach ſichern Plätzen übertragen werden: eine Vorſicht, die wohl immer nöthig iſt, auch wenn die Bollwerke, hinter denen man ſich nicht halten kann, aufrecht ſtehn.

Freylich wäre zu wünſchen, daß in der Folge kleinere, unbewohnte, aber feſte Schlöſſer in der Gegend der Marxerlinie, auf dem Wienerberge, bey Breitenſee, auf dem Kalenberge und auf den Inſeln der Donau errichtet würden, wodurch der Beſitz Wiens jedem Feinde erſchwert, oder in mancher Hinſicht ſehr gefährlich würde. Allein auch ſo, wie ſie nun iſt, wäre die Stadt bey niedergeriſſenen Feſtungswerken wenigſtens in keiner ſchlimmeren Lage, als ſie bisher war, und hätte von einer Wiedereroberung keine neuen Schreckniſſe zu erwarten.

Ein anderer Einwurf ſcheint von größerer Wichtigkeit zu ſeyn. Schmölzen die Vorſtädte mit der Stadt in eine Häuſermaſſe zuſammen, und fiele der Raum weg, der jetzt den Einwohnern frey zu athmen erlaubt, ſo würde die Luft mit faulen Dünſten noch mehr geſchwängert werden, und die Sterblichkeit mit größerer Wuth um ſich greifen. Dieſen Einwurf kann eine wachſame Polizey heben, die nur geſtatten wird, daß die Hauptſtraßen der Vorſtädte durch neue Gebäude mit der Stadt vereiniget werden. Ein zweckmäſſiger, wohl überdachter Plan wird die Plätze anweiſen, wo ſich zur Verbindung und Verſchönerung geräumige und einer ſolchen Stadt würdige Häuſer erheben dürften. Der übrige Raum bleibt unbebaut, zu allgemeinen Unterhaltungsplätzen, zu Gärten, zu öffentlichen Luſtwandlungen beſtimmt, frey, wie vor, nur ſchöner und brauchbarer.

Dann hätte Wien in Rückſicht auf freye Luft noch immer einen Vorzug vor allen großen Städten Europens, und dürfte es mit jeder andern an Schönheit und Annehmlichkeit des Lebens aufnehmen. Die Einwohner wären nicht gezwungen, wie oft ſie ſich in freyer Luft bewegen wollen, die gepulverte Erde der Bollwerke, oder an den Palliſaden die zermalmten Kieſe zu verſchlingen, oder durch eine Staubwolke nach dem fernen Prater zu wandeln, um daſelbſt unter dickeren Dünſten von der beſchwerlichen Wanderſchaft auszuruhen. Selbſt der geſchäftige Verkehr zwiſchen Stadt und Vorſtadt, dürfte nimmermehr unter allen ſchädlichen Unbequemlichkeiten der freyen Winde, der drückenden Hitze, der wüthenden Kälte mit Aufwand der Geſundheit getrieben werden. Aerzte wiſſen es, wie viele jährlich in Wien an Schwindſucht und Lungendörre dahin ſterben, und finden die Urſache in dem verderblichen Kieſelſtaube, welcher den Zwiſchenraum beherrſcht. So würde alſo der Geſundheit nicht nur kein Nachtheil erwachſen, ſondern auch beſſer vorgeſehen ſeyn, als es bey den freyen Umgebungen möglich iſt.

Ich ſetze voraus, daß der Raum, welcher mit Häuſern gedeckt werden ſoll, ſich allenthalben durch Schönheit des Baues, durch geräumige Plätze, und durch Breite der Straßen auszeichnen ſoll. Die zwey letzten Bedingniſſe können leicht durch einen klugen Plan in Erfüllung kommen: der erſte hingegen iſt um ſo bedenklicher, je ſchwerer es die Zeitumſtände machen, große Summen auf anſehnliche Gebäude zu verwenden. Aber auch dieſe Schwierigkeit wäre noch zu heben.

Bekanntlich haben in London die Wohnhäuſer eine ſehr karge Breite. Sie nimmt nicht mehr, als zwey oder drey engzuſammen geſchobene Fenſter ein. Da jeder Eigenthümer ſein Haus allein bewohnt, ſo beharrt man feſt auf der einmahl angenommenen Bauart. Es iſt leicht zu erachten, daß Häuſer von drey Stockwerken, nur zwey oder drey Fenſter breit, nicht ſehr reitzend ins Auge fallen. Inzwiſchen, da ganz neue Gaſſen angelegt wurden, gerieth man auf den glücklichen Einfall, mehreren Gebäuden die Außengeſtalt eines einzigen zu geben. So erhielt man beyde Zwecke, die Abgeſchiedenheit der Wohnhäuſer, und die Befriedigung des Auges, welches ſich mit Vergnügen täuſchen läßt, als ob es einen Pallaſt, oder ſonſt ein anſehnliches Gebäude vor ſich hätte.

Wir dürfen nicht erſt nach London ziehn; auch in Wien haben wir ein belehrendes Beyſpiel, obſchon der Fall umgekehrt iſt. Die kaiſerl. Ställe, der Burg gegenüber, zeigen uns, was bey Anlegung neuer Gaſſen zu thun wäre. Hier ſehen wir ein herrliches Gebäude, welches allenfalls in mehrere kleine und große Wohnhäuſer getheilt werden könnte. Wäre das ganze Gebäude von gleicher Höhe und Stärke mit dem mittlern hervorragenden Theile, ſo würde der Aufwand unnützer Weiſe viel geſtiegen ſeyn, und das Auge an einem langen, ununterbrochenen Dache wenig Befriedigung gefunden haben. Der kluge Baumeiſter brach die Dachung, ſtellte mitten ein hohes Gebäude auf, legte Verſchiedenheit, Abſtufung und Symmetrie in die Nebengebäude, und zeigte in einem herrlichen Ganzen, wie verſchiedene Wohnhäuſer gereiht werden können, wenn man kleinen und großen eine gefällige Außengeſtalt geben will. Wären die neuen Gaſſen der Vorſtädte nach einer ähnlichen Idee angelegt worden, ſo würden wir ſtatt unanſehnlicher Häuſer vortreffliche Palläſte ſehen. Ein geſchickter Baumeiſter müßte die Plane entwerfen, und jedem Bauluſtigen ſtünde es frey, dieſen oder jenen Theil des Ganzen einsweilen auszuführen. Blieben auch hier und da Lücken zurück, ſie würden gewiß in der Folge ausgefüllt werden.

Noch einen Einwurf kann ich nicht umgehen, dem unſere Zeitumſtände Gewicht geben. Wäre es auch der Sicherheit unſrer Monarchen gemäß, ihre Burg dem Muthwillen eines ſchwankenden Pöbels, oder der Schwärmerey ſchwindelnder Brauſeköpfe offen zu laſſen? Die Tagsgeſchichte empfiehlt uns die Behutſamkeit um ſo mehr, je gewiſſer das Wohl des Staates auf der Sicherheit des Monarchen ruht, und je unvermeidlicher die rechtlichſten Bürger in eine Reihe unabſehbarer Uebel verwickelt würden.

Es wäre daher bey Abtragung der Bollwerke allerdings darauf zu ſehen, daß noch an der Burg eine ſichere Veſte wäre, wohin ſich der Monarch durch eine anſtoßende, eben ſo ſichere Bahn verfügen könnte. Dieſe Veſte, im Zuſammenhange mit der Burg, würde ſo lange Sicherheit geben, bis nachdrückliche Anſtalten getroffen wären. Am füglichſten dürfte ſie den Raum gegen den Körnermarkt einnehmen, wo die Beſatzung ſogleich aus der Kaſerne verſtärkt werden könnte.

Allein, woher den Aufwand erſchwingen, ohne welchen der Plan entweder ſcheitern, oder tief herabſinken muß? — Sollte dieß alles ein Werk von wenig Jahren ſeyn, ſo müßte das Unternehmen Schwierigkeiten erliegen, die nicht zu überſteigen wären. Aber nie wäre auch die Eile ſchlimmer angebracht, als bey Baulichkeiten dieſer Art. Genug, daß einmahl der Anfang durch Bindung der Vorſtädte mit den Thoren der Feſtung gemacht würde, welches um ſo weniger bedenklich ſeyn kann, da die Stadt wohl ſchwerlich mehr eine regelmäßige Belagerung aushalten wird. Sollte ein wohlüberdachter Plan zu dieſer Bindung, öffentlich bekannt gemacht, nicht bald Liebhaber reitzen? Wer nach einem groſſen Werke ſtrebt, übereilt nichts und harret aus, bis ein Theil ſich an den andern fügt. Die Bollwerke laſſen ſich nicht ohne Aufwand einreiſſen, aber die Baugeräthe würden geben, was die Arbeit hinwegnimmt, und aus veräußerten oder verſteigerten Bauplätzen könnte ſich allmählich eine Kaſſe bilden, die den fernern Koſten gewachſen wäre; vermögliche Einwohner würden wohl auch freywillige Opfer bringen, und es fehlt nicht an Mitteln, die Zuflüſſe zu vermehren.

Was ein Jahr nicht vermag, iſt mehrern leicht möglich. Beſſer, ein Werk von ſolchem Umfang kömmt langſam zu Ende, als gar nie. Der Anfang iſt immer das ſchwerſte, aber auch das rühmlichſte. Wem es vorbehalten iſt, den Grund zur Umſchaffung Wiens zu legen, der iſt des Nachruhms gewiß, und des Dankes von der ſpäteſten Enkelwelt.

Nachricht
von
altdeutſchen Manuſcripten in Ungarn.

Von Herrn Kovachich.

Auf der diplomatiſch-litterariſchen Reiſe, welche mir im Jahre 1810 Seine, des Erzherzogs Palatinus k. k. Hoheit, und der Judex Curiä Regiä Joſeph von Urmenyi als Chef der in Banderialibus niedergeſetzten Landtagsdeputation aufgetragen hatten, glaubte ich meine Sendung dadurch gemeinnütziger machen zu können, wenn ich, unbeſchadet der Hauptabſicht derſelben, meine Aufmerkſamkeit auf alle Gegenſtände der Litteratur ſo viel möglich erſtrecken würde. Ich nahm in mein Repertorium, welches ſich bereits über 5000 Poſten erſtrecket, noch jene Handſchriften auf, welche zwar die ungariſch-einheimiſche Litteratur nicht betreffen, doch aber in Ungarn in den Bibliotheken und Archiven aufbewahrt werden: nur faßte ich mich bey der Anzeige derſelben ſo kurz, als ich, ohne dem Hauptzwecke meiner Sendung an Zeit und Aufmerkſamkeit etwas zu entziehen, thun konnte. Meine Profeſſion, wie bekannt, iſt nicht die Litteratur und Gelehrſamkeit: was ich bey meinen wenigen Nebenſtunden bloß als Dilettant mir zum Hauptſtudium gewählt habe, iſt Geſchichte von Ungarn, Diplomatik, Staatsrecht und Staatskenntniß; alles nur auf Ungarn eingeſchränkt; von der allgemeinen Litteratur und Littergeſchichte beſitze ich in meinem Gedächtniſſe nur ſo viel, als ich mir in meiner Jugend, bey mehr Muße und Gelegenheit geſammelt habe, und das Alter noch nicht verwiſcht hat. Auch mein Stand hat mich weder zu einem Gelehrten, noch zu einem Schriftſteller beſtimmt, und in meiner Lage konnte ich nur mit Anſtrengung meiner ſämmtlichen Kräfte ein geringer Sammler werden. Dieß mußte ich vorausſetzen, damit ſich niemand berechtigt halte, von mir mehr zu fordern, als ich leiſten kann, beſonders wenn ich mich auf einem fremden Felde befinde, wie der Fall bey dieſer Nachricht iſt, wo ich bloß den ausländiſchen Gelehrten eine magere Anzeige liefern wollte, wovon dieſe Nachricht nur Anfang iſt, bis ich bey der Fortſetzung meiner Reiſe, welche ſich noch auf mehr als zwey Drittheile des Landes, wenn ich es erlebe, erſtrecken ſoll, mehr entdecken würde.

* * *

Beſchreibung

einer pergamentenen Handſchrift,

enthaltend

das Geſammt-Abentheuer

von Konrad von Würzburg.

Unter andern alten deutſchen Handſchriften fiel mir in der erzbiſchöflichen Kapitelbibliothek zu Colocza, wo ich zwiſchen den 9 — 17. November 1811 alte Handſchriften in meinem Repertorium aufgezeichnet habe, ein prächtiger Codex in die Augen, welchen ich damals in der Eile, ſo viel möglich war, beſchrieben habe. Ich war ſeit der Zeit ſehr begierig, ihn genauer unterſuchen zu können, weil ich dazumal die mir von dem würdigen Erzbiſchofe, einem ehrwürdigen Greis, erwieſene Gaſtfreundſchaft nicht länger mißbrauchen wollte. Auf meinen Credit, den ich ſchon öfters in meinem Vaterlande bey dergleichen Gelegenheit erfahren hatte, geſtützt, ſchrieb ich vor Oſtern dieſes Jahres nach Colocza, und bat, mir den Codex nach Peſt zu ſchicken, weil ich nicht ſo leicht mehr hinreiſen könnte. Obwohl die Einwilligung dazu ſowohl von dem Erzbiſchofe, als auch von dem Erzkapitel erforderlich war, ſo wurde ſie doch einhellig ertheilt, und ich bekam den Codex den 3. April 1812 in meine Hände.

Er iſt in blaß Carmoiſin-rothem Leder, und ſtarken hölzernen Tafeln gebunden, und der Einband iſt

allem

Anſehen nach originell und gleichzeitig. Am Mittelpunkte und den Ecken beyder Seiten war er mit Krepinarbeit belegt, wovon noch die runden Eindrücke und in dem Holze ſteckende eiſerne Nägel ſichtbar ſind, ohne daß man beſtimmen könnte, aus welchem Metall dieſelbe geweſen ſey. Auf dem Rücken ſtehen die Signaturen der Bibliothek, in welcher er einſt aufbewahrt wurde A. 1. XI. mit rother Farbe auf weißgelbem länglichten, mit Oelfarbe beſtrichenen Viereck geſchrieben. Er iſt ſtarke 3 3/4 Zoll dick, ohne Einbandtafeln, 11 Zoll hoch und 9 1/2 Zoll breit. Auf der erſten Seiten oben ſteht im XVI. Jahrhundert aufgeſchrieben Liber Dni. Voſs. Das ganze erſte Blatt iſt leer, und unten zum Drittel aufgeriſſen. Jede beſchriebene Seite iſt in zwey Columnen abgetheilt, folglich jedes Blatt in viere. Der ganze Codex, ſo viel davon übrig iſt, beſteht noch aus XXXXII. Quaternionen, wovon der erſte 10 Blätter enthält, folglich aus 338 Blättern und 1352 Columnen; jede Columne hat 40 Zeilen oder Verſe, folglich das ganze Werk 54080 Seiten, wovon 3 in der Mitte leere Columnen abzurechnen ſind. Wahrſcheinlich werden am Ende bey vier Blätter, höchſtens ein Quaternio, fehlen, weil der Einband nicht mehr leiden würde, und das Ende der 181, und die zwey letzten 182 und 183. Fabeln ſchwerlich mehr einnehmen könnten.

Um noch genauere Nachrichten von dieſem merkwürdigen Codex zu liefern, will ich zuerſt den Inhalt der hier befindlichen poetiſchen Stücke wörtlich, wie er voran ſteht, herſetzen, dann noch etwas über das Innere der

Schrift bemerken, darauf das Gedicht, über das Deposuit potentes de sede, zur Probe herſetzen: dann aber die wenigen Nachrichten von den bekannten Gedichten dieſes alten fruchtbaren, und für ſeine Zeit gewiß eines der beſſern Dichter, von andern entlehnt, beyfügen, bloß nur um zu zeigen, daß das geſammte Abentheuer Conrads von Würzburg, welches dieſer Codex enthält, noch faſt unbekannt den deutſchen Litteratoren geweſen, wodurch zugleich meine Aufmerkſamkeit auf dieſen Codex einigermaßen gerechtfertiget werden kann.

Daz Buche heiſet geſampt habenthewr.

I. Hie ſulle wir leſen ein lop unte
380. Einen leich ſuzen von unſer Vrowen
II. Hie hebent ſich unſer Vrowen ſan
880. Anderthalp hundert gruzze an
III. Diez haiſſet unſer Vrowen Klage
1178. Die ſoll man leſen alle Tage.
IIII. Diez iſt von dem iungeſten tage,
442. Do man horet jamers clage.
V. Diez buchel heiſiet kato
584. Daz lieſet man in der Schule alſo.

VI. Hie leret uns ſpiegel aller tugent
512. Guth alter Levte und der iugent.
VII. Hie hebet ſich an der tugend krancz
342. Daz macht uns an der Seele glancz
VIII. Dicz buchel uns hie bezeiget
289. Daz unſer herregott funf Stund ſein hovbt hat
geneiget.
IX. Dicz iſt Munich Felix genant
Der tut uns dicz mere bekant.
X. Hie hebent ſich an groz wunder
108. Von unſer Vrowen beſunder.
XI. Hie hebet ſich an ein mere gut
244. Von einer Vrowen wol gemut
XII. Dicz mere iſt auch geſchehen.
286. Wie ein Blinder wart geſehen.
XIII. Dicz iſt ein ſchones mere
90. Von einem ritter lobebere
XIIII. Dicz iſt eine mere vil hart
132. wie einer Vrowen ihr ſun gevangen wart.
XV. Dicz iſt ein mere genczlich
98. Von einem Diebe freilich
XVI. Dicz iſt ein ſchones mere
88. von einem Schulere.
XVII. Dicz iſt ein gut mere
90. von einem pfarrere
XVIII. Hie iſt auch ein ſchones mere
98. von einem andern Schulere
XIX. Dicz iſt von einem Monche krank
170. wie der in einem waſſer ertrank

XX. Hie kunde ich vch ein mere
124. Von ein ſuntigen Schulere.
XXI. Diez iſt von einem apte gut
126. Den unſer vrowe auf dem mer behut,
XXII. Hie iſt ein hubſches wunder
90. von unſer Frowen beſunder.
XXIII. Hie hebet ſich ein mere an
227. von einem ritter vreiſſam
XXIIII. Hiernach hebet ſich danne
84. ein mer von einem edlen manne.
XXV. Diez iſt von einem Molere
68. ein vil ſchones mere.
XXVI. Diez mer ſag ich durch wunder
62. wie die tewfel einen probſt furten beſunder.
XXVII. Diez iſt von einem ritter gut
184. Der lip und ſele wol behut.
XXVIII. Diez iſt von einem offen ſunder
204. ein vil genemes mer.
XXVIIII. Diez iſt von einem hubſchen ritter,
286. des kummer wart vil bitter.
XXIX. Diez iſt von einem Schullere
466. ein vil gutes gehortes mere.
XXX. Diez iſt ein mere, und hobet ſich an mit lobe
also
320. von dem heiligen Theofilo
XXXI. Diez iſt wie ein edele man ze ritter wart
650. der ſich dem teufel ergab.
XXXII. Diez iſt ein ſchones mere
226. von einem ritter lobebere.

XXXIII. Dicz iſt von den czwelf ſchuleren
343. ein buchel gut zu leren.
XXXIIII. Hie iſt ein ſchones mere
362. von einem andern ſchulere.
XXXV. Dicz iſt des grawen mantels mere
652. got helf uns von aller ſwere.
XXXVI. Dicz iſt ein mere, wie ein arme Spinnerin
104. mit einem helbelinge ein munſter eines Koniges
vollbracht.
XXXVII. Dicz buchel iſt von ſeltſener art
712. und heiſet der wienner merbart.
XXXVIII. Hie hebet ſich an der Vrowen turney
412. und iſt ouch feſte als ein oy.
XXXIX. Dicz iſt der kumber genant
140. und bringen manchen in groze bant.
XL. Dicz buchel heiſet vrowen liſt
685. der viel mancher wiſe iſt.
XLI. Dicz buchel heiſet des hundes not.
308. der nach was vor hunger tot.
XLII. Dicz mer iſt wie ein man mit einem
476. hannen ein reiger vienge.
XLIII. Dicz iſt der koczen mere
308. got buze uns unſer ſchwere.
XLIIII. Dicz iſt der Slegel genant
1200. Nyemant gebe ſein gut uz der hant.
XLV. Dicz iſt von einer heideninne
1902. die phalt gute Sunne
XLVI. Diez buchel heiſet der Jungelinch
1264. Got der bezzer unſer dinch.

XLVII. Dicz buchel heiſet Crescentia
1054. Die was ein edel Vrowe ſa.
XLVIII. Dicz buchel haiſet frowen triwe
420. Got helf uns ganzer eiwe.
IL. Dicz iſt von des tewfels ſwere
142. Ein viel ſeltſenes mere
L. Dicz ich ein ſchones Mere geunt (genuc)
530. Wie ein Munch ein kint trat (truc)
LI. Dicz buchel iſt adams klage genannt
430. Die er leid manchen tat ze hant.
LII. Dicz buchel heiſet pfaf ameys
2256. Der hat begangen manchen pris.
LIII, Dicz iſt fuchs reynhart genannt
2268. Got helf uns in ſin lant.
LIIII. Dicz ſchone mere
512. Iſt von einem veltbure.
LV. Dicz heiſet des tevfels echt
326. des vhalt ein maid mit einem knecht.
LVI. Dicz iſt von dem Strickere
22. Ein ſchone rede offenbere.
LVII. Dicz iſt von Lazaro
102. und von dem richen Manne alſo.
LVIII. Dicz buch ſeit von der Meſſe
306. der ſull wir euch gerne vermeſſe
LIX. Dicz iſt von unſern Herren marter
102. des ſuzzen und ſiner muter zarter
LX. Dicz iſt von den Pfaffen
112. die nach eren mogen kaffen.
LXI. Dicz iſt von den die der predige

152. ſpottent und lachent.
LXII. Diez iſt eines loters mere
74. davon ſeit der Strickere
LXIII. Hie ſeit der Strickere
208. dem kunige Salomone.
LXIIII. Hie ſaget uns der Stricker vom dem vreunden
108. die raten konnen und gehelfen.
LXV. Diez iſt von einem hazzigen
60. und von einem indigen.
LXVI. Hie will ich euch betevten
192. von falſchen geiſtlichen leuten.
LXVII. Diez iſt von dem ieger
52. got iſt unſer phleger.
LXVIII. Diez iſt vor einem blinde Diebe
54. got uns im mache vil liebe.
LXIX. Diez iſt wie ein man
116. von ſines Herren hulden quam.
LXX. Hie ſint drev dinch
68. die got unmere ſint.
LXXI. Diez iſt von dem Meczen
42. Got muz uns ze hymmel ſeczen.
LXXII. Diez iſt von einem richen man
96. den ſin ſunde reuwen begann.
LXXIII. Hie wolde ein kunige ze howe warn
164. und hiez ſich ſeinem amtman wohl bewarn
LXXIIII. Diez iſt von einem kunige
244. Der wolde nie gelachen.
LXXV. Diez iſt von unſer Herre lichnam
178. ein rede ſo lobeſam.

LXXVI. Dicz buchel daz lis von ein eythe (eyche)
40. got uns von ſunden weithe.
LXXVII. Dicz iſt von einem ſpottære
214. des Strickeres mere.
LXXIII. Dicz iſt, wie ein habch wart
38. auf einem Hamel gebvnden.
LXXIX. Dicz iſt ein mere wie ein wolf
53. Einen fiſch erbetz (erbeitz)
LXXX. Dicz iſt von einem wildenere
50. Ein vil genemes mere.
LXXXI. Dicz mere, daz iſt von dem walſchen
116. litgeben uns nv gegeben.
LXXXII. Dicz mere daz iſt von gelten
172. und von widergeben.
LXXXIII. Dicz iſt ein ander mere
106. von einem hunde gewere.
LXXXIIII. Hie hebet ſich ein mere an
152. von einem werlehthem man.
LXXXV. Dicz iſt von vier Scharen
242. und von czwein kunicreichen ein mere.
LXXXVI. Dicz iſt von gotes alten kleidern
134. Nyeman des ſol geweigern.
LXXXVII. Dicz iſt von den alten mannen
38. die junge husvrowen haben.
LXXXVIII. Dicz iſt von boſen husvrowen
24. die ſich eren berauben.
LXXXIX. Dicz iſt von einem tummen man
36. der boſer blicke walten kan.
XC. Huet och vor ubelen wiben

21. ob ir welt bei vride beliben.
XCI. Dicz iſt von der hochvart
192. Die mit dem tevfel iſt beſwart.
XCII. Dicz mere daz iſt von einem hunde
132. und iſt ein ſeltſen wunder.
XCIII. Dicz iſt, wie ein kunic machte
160. er dine vaz daz er wol kunde.
XCIIII. Dicz merel daz iſt von einem tier
68. daz heiſet Salamander.
XCV. Hie iſt ein mere, wie ein Menſche
132. ſich moge verwinken.
XCVI. Dicz iſt von einem ſundere
210. ein viel ſchones mere.
XCVII. Dicz iſt von wiben und von mannen
208. die uncheuſchheit vil han begangen.
XCVIII. Hie ſaget Salomon ein mere
224. von unſerem Schepfere.
XCIX. Dicz iſt von den pfaffen,
214. dy ſint gelich den affen.
C. Dicz iſt von den Biſchofen
82. die dacz unrecht ſolden ſtroffen.
CI. Hie entret er die wiſen pfaffen.
40. beſundern toren unde affen.
CII. Hie iaget ein man eynen wolf
46. daz iſt eine mere vil ſtolcz.
CIII. Dicz iſt von einem wucherere
146. ein vil ſchones mere.
CIIII. Dicz mere iſt wie di wip ier man
60. mit Zouber gewunnen dan.

CV. Hie geneuzet ein ietslich man
222. ſein Frumikeit nur wider ſein wiz.
CVI. Dicz iſt von einem buren, und iſt ein mere,
100. ſeltſene der war ſelten ſat.
CVII. Dicz iſt wie ein richer man,
92. ſynen knecht kliden begann
CVIII. Dicz iſt wie czwen market,
82. waren geſit in ein ſtat.
CIX. Dicz iſt von dem riligen
118. die junge und alt betrigen.
CX. Dicz iſt von eines herren ſon
207.
CXI. Dicz iſt wie ein Herre ſinen
86. Man verſucht, daz iſt vil gut.
CXII. Hie klaget den richtere
541. mancher hande ſwere.
CXIII. Dicz iſt von einem Kunige
360. der hiez deposuit potentes de sede.
CXIIII. Hie ſant der tevfel in die werlt
294. Funf geiſte die ſie verkorten.
CXV. Dicz iſt von dem porten ein mere
888. Got buze uns unſer ſwere.
CXVI. Dicz iſt von der maze
218. Got helfe uns ze der himmel ſtrazze.
CXVII. Dicz iſt von der werlte lon
250. und ſtet nicht umb ein bon.
CXVIII. Dicz iſt von keiſer Otten ein mer
854. Nu helf uns got von aller ſwer.
CXIX. Dicz iſt ein mere von unſers herren

586. Barmherczigkeit vreudenbere.
CXX. Hie hebet ſich an das warme
130. Almvſen von dem armen man.
CXXI. Diez iſt von dem alweren man
132. Den ſin wip betrewg yſan.
CXXII. Diez iſt ein mere von zwen haſen
134. Daz muget ihr loſen ane niſen
CXXIII. Diez iſt ein mere von zwelf
144. Wachteln gar ſeltſene
CXXIIII. Diez buchel heiſet der ſperwer
370. des ſit furwar gewar.
CXXV. Diez iſt ein mere rich
1500. von den armen heinrich.
CXXVI. Hie riet ein geuater der andern wie ſi
644. Ein bloch begrup ze hant.
CXXVII. Hie bot ein man ſin wip daz ſi nach
248. ſeinem tode ane man belieben ſolde.
CXXIII. Diez iſt von man und von wiben
154. die wolden in einander nicht beliben.
CXXIX. Diez iſt ein mer von dem wunſche
148. Gewalten ze ein lere.
CXXX. Diez iſt, wie ein man
256. ſin wip begrub lebendic yſan.
CXXXI. Diez iſt ein mere gut genve
262. Wie ein wip das haiz yſen truck.
CXXXII. Diez iſt von einem goltvarwen kewer
92. Der ſich gelicht einem Vrowen.
CXXXIII. Diez iſt von einem gartener
158. Ein wil ſchones mer.

CXXXIIII. Dicz iſt ein mer von einem Kunige
146. und von einer kunigin vz moren lant.
CXXXV. Dicz iſt ein mere von gerete
128. und iſt von dem wiltprete.
CXXXVI. Dicz iſt ein gut mere
188. von einem gathern gewere.
CXXXVII. Dicz iſt von den katzen
28. die biſen und kraczen.
CXXXVIII. Hie gewan ein kunig eugen
138. Einer katzen one leugen.
CXXXIX. Dicz iſt ein kurczes mere
14. Von einem lugenere.
CXL. Hie hebet ſich ein mere an
22. von einem jungen man.
CXLI. Dicz iſt ein ſchones mere
166. von den gevlhunem.
CXLII. Dicz iſt von einem toren ein mere
52. der redet ſeltſene.
CXLIII. Dicz iſt hubſches mere
50. von dem Juden Wandelbere.
CXLIIII. Dicz mere iſt von einem apgot
124. und iſt von des tevfels gepot.
CXLV. Dicz iſt ein mere gut zu leſen
66. Wie ein riſe zwelf man gezze.
CXLVI. Dicz iſt ein hubſches mere
46. von einem nidere.
CXLVII. Dicz iſt von zwen kunigen her
112. Eyn vil ſeltſene ler.
CXLVIII. Dicz iſt von einem ratgebere

184. Ein vil hubſchez mere
CIL. Dicz iſt von einem jungen ratgeben
306. Ein vil gut Mere ze geben.
CL. Dicz iſt von der Vrowen ere
1694. Die die werlt czieret ſere
CLI. Dicz iſt von einem Ackermanne
288. Ein ſchones mere danne
CLII. Dicz iſt von einer effeinne
56. und von ir ſeltſene Sinne.
CLIII. Dicz iſt von einem Wolf ein mere
130. daz leret uns der Strickere
CLIIII. Dicz mere daz iſt wie ein ritter
126. Entnomen kleider truk gewer.
CLV. Dicz iſt von czwem Herren
112. Die warn vol trewen und eren.
CLVI. Hie vant ein man grozzen hart
60. Daz mere iſt hier gut gehort.
CLVII. Dicz mere iſt wie ein ritter
84. Reit ouf ein kirchgank ſider.
CLVIII. Dicz iſt von einem kamerere
198. Eines vil ſchones mere.
CLIX. Dicz iſt von einer vlen ein mere
194. ze horen ſeltſene gere.
CLX. Hie vervlouk ſich ein Valke auf den ſe
134. Daz er vil kume quam wider nie.
CLXI. Dicz iſt des raben mer
64. Daez uns ſagt der Stricker.
CLXII. Dicz iſt der hanen mere
40. Daz leret uns der Strickere.

CLXIII. Dicz iſt eines Schalkes mer
118. Do von ſagt uns der Stricker.
CLXIIII. Dicz iſt von einem echſen her
60. Den bacz ein muz ſagt der Stricker.
CLXV. Dicz iſt von unſteten widen
130. Die kunnen Vreude vertriben.
CLXVI. Dicz iſt von milten kunigrinne
248. Got gebe uns die waren minne.
CLXVII. Hie ſtriten mit ein andere
540. Vrow ere und die Schande
CLXVIII. Hie leret und der Stricker
204. von einem wucherere.
CLVIX. Hie gienk ein knecht für Vrowen
216. Nacket in ein Stuben.
CLXX. Hie wart entnacket ein ritter
98. Das ſaget uns der Stricker.
CLXXI. Hie trank ein gebower uber macht
120. An ſante Martines nacht.
CLXXII. Dicz iſt von dem mus ein mere
60. Das ſaget uns der Strickere.
CLXXIII. Dicz iſt von einem Wolfe und von
164. Und von Genſen ein hubſch mer
CLXXIIII. Hie gaz ein Wolf ein Eſel
190. für ein krebß.
CLXXV. Dicz iſt von einem eſel ein mer
172. Dacz leret uns der Stricker.
CLXXVI. Dicz iſt von einem weibeman
162. Leret uns der Stricker ſan.
CLXXVII. Dicz iſt von einem wolfe ein mer.

70. Dacz leret uns der Stricker
CLXXVIII. Von einem waltſchretel ein mer
54.
CLXXIX. Dicz iſt von czwen zimermannen
103. Leret uns der Stricker dannen.
CLXXX. Dicz iſt von einem ubelen wibe
884. Die ſelten gut wart bi ir libe.
CLXXXI. Dicz iſt von den genſelin
122. Daz waz ein ſchones Juncvrowelein.
CLXXXII. Dicz iſt von dem herzen
Do von liden zwei geliben ſmerzen.
CLXXXIII. Dicz iſt von dem von Michelsperk
Der phlat ritterlicher werk.

Dieſes iſt nicht der ganze Inhalt dieſes Werkes, weil vorne, bevor die Nummern angehen, gleich nach dieſen Rubriken auf dem dritten Blatte ein vorangehendes Gedicht von der Jungfrau Maria ganze zwölf Blätter einnimmt, welches aus 1910 Verſen beſteht, und erſt dann folget das erſte Gedicht. I. Hie ſollen wir lernen ein Lob unde ꝛc. Ich habe unter die römiſchen Nummern, mit welchen die Gedichte bezeichnet ſind, hier den Rubriken überall die Zahl der einzelnen Verſe, aus welchen jede Fabel beſtehet, mit arabiſchen Ziffern vorgeſetzt, welche in eine Summe gebracht 50,944 Verſe andeuten, aus denen das Manuſcript, ſo weit es vorhanden iſt, beſtehet, ſo nähmlich, als es in der Eile ohne ängſtliche Nachrechnung geſchehen konnte, wozu aber noch die geſammelten jede aus zwey Verſen beſtehenden Rubriken, welche voran ſtehen 366, und jene, welche den Gedichten ſelbſt im Texte vorgeſetzt vorkommen, 362, zuſammen alſo 726 zu rechnen ſind *). Nur iſt zu merken, daß hier durch einen Fehler einem Mere nach Nro. XXI. keine Nummer vorangeſetzt ſteht, und ſo ſollten die folgenden Nummern um eins mehr haben, bis inclusive LXXVII, weil in dem Texte der Mere, welche hier die Zahl LXXVIII. bekommen hat, keine Nummer vorgeſetzt ſteht. Noch folgende Bemerkungen habe ich über das Manuſcript zu machen:

1. Die meiſten Gedichte haben zu Anfang etwas größere erſte Buchſtaben, roth und grünblau gemahlt, doch haben viele derſelben gewiſſe Abſätze ohne beſtimmte Anzahl von Verſen, die mit etwas kleineren, ſtark geſchweiften, auch weit größeren als die Anfangsbuchſtaben geziert ſind. Wenige kommen vor, die Menſchengeſichter einſchließen.

2. Die geſammte Schrift iſt fett, unbeſchadet der eckichten Mönchsſchrift, rund, regelmäßig, nett, und von Anfang bis Ende des Manuſcripts, mit beynahe unmerklicher Verſchiedenheit gleichförmig.

3. Am Rande ſieht man überall die Stiche beyderſeits, nach welchen die Linien gezogen wurden, welche man größtentheils noch rothgezogen ſieht, auch ſenkrecht von Anfang zwey Parallellen für die Anfangsbuchſtaben

jeder

---

*) Doch wenn man nach den beſchriebenen Columnen zu 60 rechnet, ſo kommen 63,846 Verſe oder Zeilen heraus.

jeder Strophe, welche alle aus zwey Verſen beſtehen, und eine zu Ende der Schrift.

4. Jede Seite iſt in zwey, und alſo jedes Blatt in vier Columnen abgetheilt, und jede Columne enthält 40 Zeilen, wenn man auch die Rubriken dazu nimmt, ſelten um eine mehr oder weniger.

5. Die römiſchen Zahlen werden den Rubriken größtentheils am Rande vor- oder nachgeſetzt.

6. Die Schrift hat äußerſt ſelten Abkürzungen, auch keine andere Zeichenzüge, nur über das i wird oft accentus acutus ſtatt Punkt geſetzt; doch öfters nicht, wenigſtens nicht, wo es kurz ausgeſprochen wird, aber beydes ohne Regel.

7. Das v wird öfters als u gebraucht, und mit dieſem ohne Regelmäßigkeit verwechſelt.

8. So auch das ſ und z, und das letztere bald einfach, bald gedoppelt.

9. Auf der achten Seite der LIIII. Fabel von Fuchs Reinhart iſt die zweyte Columne, nachdem die letzten ſieben Rubriken, welche im Anfange abgebrochen waren, darauf geſchrieben ſind, mit der ganzen Reversſeite des nehmlichen Blattes, zwar linirt, aber unbeſchrieben geblieben, ſo daß man ohne Vergleichung irgend eines andern Exemplars nicht beſtimmen kann, ob zwiſchen der letzten Strophe der erſten Columne:

Do ſchiet Reinhart
Viel ſchire beqvam u. ſ. w.

und der erſten an dem folgenden Blatte:

ſeinem gevatern er entweich
Iſengrin von dem blute entweich

etwas abgeht, oder nicht, doch läuft die Fortſetzung der nämlichen Fabel noch durch eilf folgende Blätter.

10. Das CXIX. Gedicht wird durch einige roth geſchriebene lateiniſche Texte, über welche dann der Dichter ſeine Paraphraſen macht, unterbrochen, nemlich: Misericordia et veritas obviaverunt sibi. Justitia et pax oschulate sunt. Inveni David filium Jesse virum secundum cor meum. Consilium domini manet in aeternum. Dicite pusillanimis. Laetatus sum in his, quae dicta sunt michi, in domum domini. Ecce Virgo concipiet, et pariet filium, et vocabitur nomen ejus. Veniet dominus et non tardabit et illuminet. Quando venit ergo sacri plenitudo temporis. Missus est Gabriel Angelus ad Mariam Virginem. Accepit panem, benedixit. Comedite, hoc est corpus meum ex hoc omnes. Hoc facite in meam commemoracionem. Loquens de regno Dei. Elavatis manibus ferebatur in coelum. Quid statis aspicientes in coelum alleluia. Jesus, qui assumtus est à vobis in coelum.

11. Die mit Farben gezierten Anfangsbuchſtaben verſchwinden bey dem CXLIX. Gedichte gänzlich, und ſind nur leere Plätze mit kleinen kaum bemerkbaren Buchſtaben für ſie geblieben, auch mitten in den Gedichten.

12. Auf der Aversſeite des letzten Blattes dieſes Manuſcripts unten hat eine andere, doch nicht viel jüngere Hand folgendes eingeſchrieben: unvergeſſen alles guet.

13. Das Pergament iſt etwas ungleich, bald fein,

bald dicker, auch hat es bald einige, bey der Verfertigung zuſammen genähte Riſſe, bald Löcher, welche aber der Abſchreiber fleißig überging und vermieden hat, folglich verliert ſich darein nicht ein einziger Buchſtabe von der Schrift. Selbſt an den Ecken fehlt oft ein Stück zur Gleichheit, aber der von allen Seiten breite Rand, welcher leer geblieben iſt, macht, daß die Schrift noch weit genug von dem Schnitt entfernt iſt, und ſo blieb das Folio-Format anſehnlich.

14. Das Manuſcript getraue ich mir nicht für die Originalhandſchrift des Dichters zu halten, auch die Zeit und das Alter derſelben bloß aus der Schrift, den Zeichen und dem Pergamente zu beſtimmen; ich weiß, wie dieſes alles unzuverläßig iſt: doch dächte ich berechtigt zu ſeyn, es in das XIV. Jahrhundert, wenigſtens gegen das Ende deſſelben, zu ſetzen.

15. Die Blätter ſind nach Quaternionen gerechnet, und jeder unten in der Mitte am Ende, oder auf dem Revers des achten Blattes mit römiſchen Ziffern bezeichnet. Es ſind ihrer XXXXII, wie es auf der letzten Seite des ganzen Codex ſteht, nur der erſte iſt fünfbögig, der aber nicht nur das erſte leere als Titelblatt, ſondern auch die zwey Blätter begreift, worauf die Summarien der Stücke geſchrieben ſind.

Nun will ich aus den Gedichten ſelbſt etwas zur Probe herſetzen, und zwar die Erzählung von einem übermüthigen Weltbeherrſcher.

CXIII. Diez iſt von einem kunige der hiez deposuit potentes de sede.

Wer an im ſelbe nicht bewart
vnzucht vnd vnrechte hochvart
Den letzet got dort oder hie
No horet wie ez hie bevor ergie
Einem kunige here
an dem lac michel ere
Der was ouch ſo gewaltic
daz er vil manicfaltik
Wirde forte an ſiner hant
deutſche zonge vnd weliſche lant
Dienten im vorchticlichen
in allen romiſchen richen
Im was die werlt undertan
des wolde er den gelovben han
Daz nieman mochte ob im ſin
do wart im offentlichen ſchin
Daz unſer Herre Jeſu Criſt
ein voget ob allen forſten iſt
Daran gelovbet er vil kleine
in dorchte daz er eine
Scholte ob allen forſten weſen
er hort eines abendes veſper leſen
ſo ſtet geſchriben an einer ſtat
in dem magnificat

Deposuit potentes et exaltavit humiles
do wolte der kunig wizzen es
Dicz wart im harte ſwere
doch fragt er wie dem were
Die welgelerten Levte
die brachten im ze devte
Was got mit ſeiner erde tvt
er hohet alle demvt
Vnd nidert hochvertigkeit
die rede waz dem kunige leit
Er ſprach ez mochte niht geſchen
wa der kunic ie wurde geſehen
Der ſin mochte gewaltic weſen
er hiez den vers nimmer leſen
In ſolde niema ſehen non horen
man moſte die ſchrift zeſtoren
Von ſinem gewalte durch die not
in alleſt landen er gebot
Daz man den vers wider abſchreibe
ans welchen buchen er belibe
Die wolt er gar verbrennen
ez muſten boten rennen
Ze allen ſinen pfaffen
mit den hiez er ſchaffen
ſwer den vers deposuit
leſe der muſte ſin beſte lid
Vil balde ze hofe ſenden
damit wolde er in pfenden
Alſo waren diſe Wort
ein wile von im zeſtort

Daz nieman ſo vorſtlich was
der imen offentlichen las
Oder an degeimer Weſper las
Nu ſtund ez darnach vil unlanch
Daz in Jeſus Criſtus lie
Innen werden, daz er hie
Gewaltic was und immer iſt
nv horet vil einen ſpehen liſt
Got dem kunige erzeigete
ſin ſelde balde weigete
Er gie eines in daz bat
da kome ein Engel an ſin ſtat
In aller der gebere
als es der kunic were
Wan nieman anders in recht erkos
der kunic ſin ere da verlos
Und allen ſinen richtum
und wolde doch haben ſinen rom
In kuniges wiſe fvr ſich dar
do nam man ſie vil kleinen war
Und wart dem engel zu geſehen
ſwaz der wolde daz was geſchehen
Dez kuniges wart vergezzen
Idoch wart er geſezzen
Zu dem engel vf die Bank
der bader daher fvr drane
Unde hiez in dannen ſitzen
do ſprach der kunic mit witzen
Gegen den ſweiz badere
ob er trunken were

Ich binz der kunic der herre din
ir mvzet gar ein tore ſin
Sprach der Bader yſa
min herre der kunik ſitzet da
Ich wene ir ſit vol von wine
wes kunic nochtet ir geſine
Wo iſt iwer riche
der kunic ſprach zornichliche
Gehet vmbe diſen boſewicht
daz der einen for mich ſiht
Der alreſt herin ginch
einen kobel er geviene
Vnd wart den Bader ſwinde
do kom daz bader geſinde
Vnde rvſten in alſo harte
dem kunige uz ſeiner ſwarte
ſeines hares viel manic hant vol
wan daz der Engel tet ſowol
Daz er dem volke werte
vnd do den kunic nerte
Er mochte anders ob in immer clagen
im wart ſin nacke vil wal zeſlagen
Der engel-uz dem Bade gie
den kunic er alſo ſitzen lie
In eines toren wiſe
dem engel wol ze priſe
Des kuniges wat wart angeleit
vil ſchone er zu der Burge reit
Do wart der eine kunic bloz
der bader un ſin hvs genoz

Stiezzen in vzerholp der tvr
da ſtvn er nacket dar for
Vnde weſte nicht wes er ſcholde leben
do ſprach er wie mir iſt geſchehen
Ich was ein kunic hevte frv
da geſchah vil ſpottes zu
Von armen und von richen
ſie ſprechen ſpotticlichen
Wo ſin geſinde were
die ſine ſovmere
Die wollten ein teil ze lange ſin
ſie ſint ertrunken in dem rin
Vnde ſint levte vberal
er horte ſpot unde ſchall
Ez wer im liep oder leit
der kunic ſtunt mit arbeit
Vor ſiner eigentlicher diet
ſin trvric herze im geriet
Detz er begonde bedenken
an einen frvwen ſchenken
Der was davor ſin beſter rat
er lief nacket ane wat
Mit grozer ſchame den levten vor
vnz hin an des ſchenken tor
Der ſchenke was geſezzen
ein wile nach dem ezzen
Wan ez was nach der imbiz Zit
der kunic dem torwarten ſchrit
Vnde hiez ſich in lazen
daz ich ven den verwazen

Kom die mir lovfent nach
    dem torwartel was nicht gach
Da ſprach ze letste der porter
    wer an der pforten wer
Er ſprach ich bins der Kunic hie
    der portener ſprach ſo geſach ich nie
Kunic ſo leſterlichen ſtan
    Irn werdet ta lanc herin gelan
Do ruft er aber ſere
    der ſchenke ſprach durch ſin ere
Sag an wer iſt an dem tor
    herre do ſtet einer vor
Der gibet daz er ein kunic ſi
    vnd iſt aller wete vri
Vnde iſt gar ein bloſer man
    neina lihe im etswaz an
Vnd laz in her in durch got
    ſin habent die levte grozen ſpot
Vz dem armen hie getriben
    mich wondert daz er iſt belieben
In einer ſnoden wete
    for den ſchenken ſtete
Der hiez in willekomen ſin
    do ſprach der kunic vrvnt min
Ir ſolt mich wol erkennen baz
    daz muz ich lazen ane haz
Wan ez iſt mir hivte alſo betagt
    Daz ich bin wunderlich verjagt
Von eren vnd von gvte
    mir was des wol ze mvte

Daz ich daz wolte han getan
do ſprach daz ſolde ich han tan
Ez war dem forſten ungemach
der kunic dem ſchenken vil vrach
Von heimlichen ſachen
biz daz er begonde lachen
Unde ſprach diez iſt die warheit
und hat och daz der tevfel geſeit
Diez rette min herre wider mich
der kunig ſprach der bin ich
ſwie mir iſt miſſelongen
oder ſwaz mich hat verdrungen
Doch weiz ich wol mines herzen ſin
daz ichz der rechte konic bin
Der ſchenke ſprach ir ſit ein man
den nieman abgerichten kan
Er hiez dem armen zezzen tragen
er dacht ich wil dem konige ſagen
Dirre tore wante er ſi rich
daz wir im dunken gemelich
Der ſchenke der was ſin wert
daz man ſines rats gert
Wan er was och ze hove wol
wann er riet allez daz man ſol
Ze eren von dem riche
er gienc gezogenliche
Vor dem engel da ze ſtont
und tat im dieſe mere kont
Von ſinem ſpehen gaſte
er ſmielt ie mitten vaſte

Do ſprach der engel wo iſt der
heizet mir in kumen her
Do hiez der ſchenke ſpringen
den kunic ze hove bringen
Den forte man balde vf den ſal
daz hove geſinde vberal
Schriten alle ze hant
wilkume herre her kunic ane lant
Die kuneginne bi dem enge ſaz
ſie ſprach herre waz iſt daz
Do hup der ſchenke wider an
er ſprach Vrowe der iſt ein man
Der ſpeheſte den ich ie geſach
der engel ze inem ritter ſprach
Heizet die levte ſtille dagen
daz uns der tore muge geſagen
Do gie der arme kunic for
der engel ſaz in richer kor
Bi der ſchone kvnegin
vnde grvſte den wider wenden ſin
Der was im vint vnde gehaz
do er bi ſiner vrowen ſaz
doch ſez er bi ir ane var
der engel ſprach gvt man iſt war
Sit ir kvnic habt ir ver iehen
er ſprach ich hab den tak geſehen
Ich was ovch gewaldic hie
min vrowe die enpfie mich ie
recht als ein bider wip iren man
ir gvtlich grvze mich gar vergan

Der was mik e unverſait
Sie was ze dienſte mir bereit
Biz hevte an diſen leiden tac
do ich nehiſt bi ir ſak
Do ſchiede wir uns vrontliche
dem tot ſi no vil vngeliche
Die koneginne wart ſonder rot
die ſchame ſich daz tet ir not
Sie en weſte niht ob ſie in ie geſach
do er ir ta ze wibe jach
Daz was ir vnentlichen leit
ſie ſprach in ir beſcheidenkeit
Zu dem engel herre min
der man mac wol unſinnic ſin
Dazer do redet, dez iſt niht
Swiget ir rechter boſewicht
Sprach ein alter hove ritter
waz veiges manes ſit ir
Man ſol vch heizen ſleifen
do begonden nach im greifen
Die toriſchen Jongelinge
ein grozer vngelinge
Wer im komen an
man daz in der engel dan
Forte von in ane ſchaden
mit im in ein ſchones gaden
Do ſprach der engel gotes bot
ſag an gelovbtiſt du noch daz got
Gewaltic iſt vber alle geſchaft
ſich wie gar ſin ſterke goteskraft

Dich hat verdrvngen ane wer
    waz hilfet dich michel her
Wo volget dir nv jemant mit
    noch iſt war deposuit
Potentes de sede
    Got tet dir des wol nie
Der hat dich gedrucket nider
    wolt er dv wordeſt kunic wider
Do ſprach der konic herre nv ſagt mir
    dvrch iwer Zvcht wer ſit ir
Sit irs von dem ir habt geſait
    ſo ovgent iwer edelkeit
An mir armen toriſchen man
    vnd wiſet mich doch etwas an
Do ſprach der engel ich binz nicht got
    ich binz ein engel und ſin bot
Des waren Jeſv Criſtus
    dez hiez mich werben mit dir ſvs
Als dir hivte iſt widervarn
    vnd liez doch davon werden arm
Von diner hochvertikeit
    do man dir die warheit ſait
Got hohet vnde nidert ſwen er wil
    des widerſprech dv gar ze vil
Und tove dir noch zv nihte
    zwar wan din gvt gerichte
Dir wer din Schvlde unvergeben
    vnde mvſteſt immer alſus leben
Do viel der kunic hin zetal
    for den engel manigen val

Er ſprach nv gebietet vber mich
    was got wil daz wil ovch ich
In hiez der engel vfſtan
    er ſprach du ſolt gelovben han
Daz dir die priſter konden
    weiſt dv ſie halt in Sonden
Doch lerent ſie dich mit der Schrift
    die waren criſtentlichen Stift
Noch rate ich dir mere
    wil tv behalten din ere
So merke rechte waz ich ſage
    ſwer dir ſinen komber clage
Gegen dem ſolt dv erbarmic ſin
    Vnd volgeſt dv der lere min
ſo wirſtu wider kunic als e
    vnd biſt behalten immer me
Der kunic vor vrerden zeher lie
    er neigte ſich biz vf die knie
Er ſprach ich volge vch imir gern
    durch got welt ir mich gewern
Der engel bot im ſin hant
    vnd gab im alles ſin gewant
Vnd ovch ſin konicreiche wider
    do leit der konic daz rockel nider
Daz im der lihen hiez
    do in ſin torwertel in verliez
Der engel vor dem konige geſweim
    vnd fvr gegen himelriche heim
Zv ſinem amplicke
    der konic ſprach vil dicke

Gelobet ſi der ſuze Criſt
der alſo recht gewaltic iſt
Swaz mir der engel hat geſait
daz iſt die rechte warheit
Ich het hie vor kranken ſin
ich weiz nv rechte wer ich bin
Ich ſol witzeglicher baden
er gie mit vrevden fur daz gaden
Sam einer der nie leit gewan
do fragten in ſin dienſtman
Herre wo mag der tore ſin
da ſprach der konic nv get herin
Vnd ſchowet wie mir iſt geſchehen
er begonde in offentliche jehen
Vnde ſait in diſe mere
wie im gelungen were
Der kuniginne und den ſinen
von den grozen pinen
Die er von in allen leit
vnd wie er mit dem bader ſtreit
Er zeigte in wo daz rockel lac
vil manic ritter des erſchrak
Sie hetten alle wol geſworn
lip und got daz wer verlorn
Die kuniginne bat in holde
ſie ſprach ich bin in ſcholde
Ir wart mir werlichen unerkant
er ſloz ir hende in ſine hant
Vnde ſprach nv ſwiget ſtille
wan ez was gotes wille

Ouch bekant ich min ſelber niht
do wart der Vers deposuit
Gar lobelichen wider bracht,
den er de vor verſmacht
Den hiez er wider ſchriben an
vnd wart ein recht biderber man.

Ich habe nicht ſo viel Muße, um das geſammte Abentheuer mit Aufmerkſamkeit und kritiſchen Augen durchzuleſen, wobey ich auch auch nicht hoffte, viele Nachrichten über den Dichter und das Werk zu finden. Dieſes, und das Bewußtſeyn, daß ich kein competenter Kunſtrichter ſey, ſind Beweggründe, warum ich nicht wage, den poetiſchen Werth dieſes Werkes zu beſtimmen, obwohl ich daran nicht wenig Vergnügen für meinen Geſchmack finde; doch glaube ich, daß es für die deutſche Litteratur von mehr, als nur von der poetiſchen Seite betrachtet, ſeinen Werth habe. Ich bedaure ſogar, daß wir nicht in ſo günſtigen Zeiten leben, um es in Ungarn, etwa mit allen übrigen, noch bekannten und unedirten Gedichten Konrads von Würzburg genau drucken zu laſſen, wozu ich gerne das Mögliche beytragen wollte, um den deutſchen Gelehrten vielleicht ein nicht unangenehmes Geſchenk zu machen, weil ſonſt nicht viel Hoffnung da iſt, daß das Abentheuer je ans Licht kommen werde.

Noch will ich zur Entſcheidung der Frage: Ob das Abentheuer nur eine Sammlung von Gedichten verſchiedener Dichter, oder ein eigenthümliches originelles Werk Konrads von Würzburg ſey? einige Data herſetzen.

1) Ei-

1) Einem gewiſſen Stricker werden ſelbſt ſchon in den Summarien zugeſchrieben die Gedichte: Nro. LVI. LXII. LXIII. LXIIII. LXXVI. CLXI. CLXII. CLXIII. CLXIIII. CLXVIII. CLXX. CLXXII. CLXXV. CLXXVI. CLXXVII. CLXXVIII. CLXXIX. und Nro. LIII. in dem Buche Pfaff Ameys, 19. Vers: Nu ſaget uns der Stricker — wer der erſte man wer — der liegen, trigen aneviene — und wie ſin wille forgiene. Folglich wären in allem 18 Gedichte dem Stricker gehörig.

2) Das Gedicht Nro. LIIII. oder der Fuchs Reinhart endet ſich mit folgenden Verſen:

»Hie endet diez mere
daz hat der Glichſenere
Er Heinrich getichtet
und lie di rime vngerichtet
Die richte ſider ein ander man
der vch ein teil getichtes kan
Vnd hat daz vch alſe getan
daz er daz mere hat verlan
Ganz rechte als iz vch was e
an ſomeliche rime ſprach er me
Danne er dran were geſprochen
vch hat er abgebrochen
Ein teil do der Worte waz ze vil
ſwer im nv des lonen wil
Der bite im Got geben
die wile er lebe ein vrolich leben
Vnd daz er im die ſele ſende
do ſie vrevde habe am ende.«

3) Das CXXI. Gedicht endet ſich mit dieſen Verſen: Diez ungelogen Mere — macht uns der Friolſcheimere.

4) In dem CXXV. Gedichte führt er einen Ritter Hartmann auf und ſagt von ihm: Er las uns diez mere.

5) In dem CLXXX. Gedichte wird geſagt in dem 16. Verſe: Diez mere tichtet Sybot.

Aus dieſen Stellen ſollte man ſchließen, daß das Abentheuer nur eine Sammlung von Gedichten verſchiedener Dichter ſey. Ich kann mich aber davon nicht überzeugen, ſondern halte es für Konrads eigenes originelles Werk aus folgenden Beweggründen:

1) Die Gleichförmigkeit ſowohl in dem Bau der Verſe, als auch in der Art des Vortrages, und der Dichtergeiſt iſt in allen dieſen ſo vielen Gedichten ſo unverkennbar, daß man ſich kaum erklären könnte, wie verſchiedene frühere, und dem Konrad von Würzburg gleichzeitige Dichter in allen Stücken ſo übereinkommen ſollten, wenn man auch annimmt, daß der Geſchmack in einem Fache in Einem und demſelben Säculum den Gleichzeitigen ziemlich gemein zu ſeyn pflegt.

2) Wir lernen aus den angeführten Stellen folgende dem Konrade bekannte Dichter kennen, oder wenigſtens vermuthen: 1. Den Stricker aus 18 Gedichten: 2. den Meiſter Gotfried von Straßburg aus dem vorangehenden Gedichte: Lob der Jungfrau Mariä. 3. Den Heinrich Glichſener unter dem ich den Siebenbürgiſchen Sachſen Klingsor

vermuthe aus dem LIIII. Gedichte Fuchs Reinhart. 4. Dem Friolſcheimer aus dem CXXI. Gedichte. 5. Den Sybot aus dem CLXXX. Gedichte, und endlich 6 nur muthmaßungsweiſe den Ritter Hartmann aus dem CXXV. Gedichte. Weil nun die Rede von allen den Dichtern als von dritten Perſonen ſelbſt in dem Kontexte der Verſe geſchieht, ſo dienen dieſe Stellen nicht zum Beweiſe, daß die Gedichte von ihnen entlehnt worden ſind, ſondern vielmehr um das Gegentheil zu beweiſen, daß ſie des Konrads eigenthümlich ſind und daß er höchſtens den Gegenſtand oder die Materie von ihnen entlehnt, aber mit eigener Poeſie traveſtirt habe; gewiß hätten ſie ſich in der erſten Perſon in eigenen Gedichten ſelbſt eben ſo genannt, wie ſich Konrad von Würzburg in dem vorderen Gedichte Vers 120 und 121: »Alſo daz mir Konrade — von Wirzburc das heil geſchehe — « nennt.

Die Gedichte Nro. X. bis XXXIII. enden ſich alle mit folgendem Verſe: Des ſey gelobt die kunegin. Mehrere Gedichte, z. B. Nro. 82, 103 enden ſich mit dieſen Worten: »Swer des nicht gelavben welle, der verſuch es in der Helle.«

Die Verſe ſind in dem ganzen Abentheuer durchaus zwey und zwey in einer Strophe, gewöhnlich von einem ſich in den letzten Sylben reimenden Ausgang; doch findet man manche Alternative in zwey Strophen, aber oft von einer ſo ungleichen Sylbenzahl, daß man deutlich wahrnehmen kann, ſie ſeyen eigentlich als Lieder zu ſingen bey einem muſikaliſchen Inſtrumente gemacht, wie alle Gedichte der Minneſinger gleiche Beſtimmung hatten.

Peſth in Ungarn, den 28. April 1812.

M. G. Kovachich
aus Semplin.

Gedichte

von Theodor Körner.

Die nachſtehenden Gedichte werden den Freunden des Verſtorbenen willkommen ſeyn; ſie ſchildern auf das lebhafteſte die Stimmung und die Geſinnung, mit welcher er in den Kampf für das Vaterland ging, für deſſen Befreyung auch er als ein rühmliches Opfer fallen ſollte. Es erregt nichts mehr Bedauern, als eine unerfüllt gebliebene Hoffnung, ein aufblühendes Talent, welches gleich im erſten Aufblühen wieder hinweggerafft wird.

Theodor Körner, aufgewachſen in einem Hauſe, welches Schillers Genie in den früheren Jahren, wo es ſich eben ſo kraftvoll entfaltete, gaſtfreundlich gepflegt hatte; gebildet durch einen würdigen Vater, deſſen freye Muße, die ihm der Staat übrig ließ, ganz der höhern Kunſt oder der ernſten Forſchung gewidmet blieb, war ſchon von Jugend an mit den Ideen der Poeſie umgeben. Eine neue Epoche in ſeinem Leben begann mit ſeiner Ankunft in Wien, wo er ſich im Kurzen viele Freunde erwarb. Er war auch mir als der Sohn eines geehrten Freundes willkommen geweſen und oft erfreute mich im Kreiſe andrer junger Männer ſeine jugendliche Lebhaftigkeit ſo wie ſeine dichteriſche Fruchtbarkeit bis zu jener Zeit, wo er uns für die größere Sache verließ. — Sein Talent für das Theater entwickelte ſich hier bey uns ſehr ſchnell und ausgezeichnet glücklich; es fand auch die ermunternde Aufnahme die es verdiente, erwarb ihm entſchiedenen Beyfall, ja die allgemeine Liebe. Er war fruchtbar und arbeitete ſchnell; es würde ungerecht ſeyn, die Reife der Erfahrung und die Sicherheit des geübten Künſtlers von Hervorbringungen zu fodern, welche ſo ganz der erſte Erguß der überſtrömenden jugendlichen Kraft waren. Feuer und Leben, Leidenſchaft und Wirkung iſt im reichen Maße in dieſen Werken; eine feſtere Haltung und reifere ſtrengere Form würde ſein Streben im weitern Fortſchreiten unfehlbar gewonnen haben.

Den bleibendſten Werth unter Körners dramatiſchen Arbeiten, wenigſtens als Gedicht, wird vielleicht das Trauerſpiel Zriny behalten, von dem wir unſern Leſern im vorigen Jahrgang St. XI. eine Probe mitgetheilt haben.

Ein entſchiedenes Talent iſt unverkennbar in dieſen dramatiſchen Arbeiten, wenn ſie gleich noch einige Mängel und Spuren der jugendlichen Flüchtigkeit an ſich tragen. Wie ſehr aber Theodor Körner wirklich Dichter war, das zeigt ſich in einem eben ſo hohen oder faſt noch höherm Grade in ſeinen lyriſchen Gedichten, beſonders denen der letzten beyden Jahre. In ihnen ſpricht er am meiſten ſich ſelbſt aus, und immer waren ſie, was ein lyriſches Gedicht immer ſeyn ſollte, Erzeugniß einer glücklichen Stunde, durchaus der freye Erguß eines begeiſterten Moments.

F. S.

Sonett.

Beym Anblick des Grenzadlers im Frühjahr 1813.

Sey mir gegrüßt, im Rauſchen deiner Flügel;
Das Herz verheißt mir Sieg in deinem Zeichen!
Durch, edler Aar! Die Wolke muß dir weichen,
Fleug rächend auf von deinem Todtenhügel.

Das freye Roß gehorcht dem Sklavenzügel,
Den Glanz der Raute ſeh ich welk verbleichen,
Der Löwe krümmt ſich unter fremden Streichen,
Du nur erhebſt mit neuem Muth die Flügel.

Bald werd' ich unter deinen Söhnen ſtehen,
Bald werd' ich dich im Kampfe wieder ſehen,
Du wirſt voran zum Sturm, zu Freyheit wehen.

Und was dann immer aus dem Sänger werde,
Heil ihm, erkämpft er auch mit ſeinem Schwerdte,
Nichts, als ein Grab in einer freyen Erde!

Troſt.

Ein Rundgeſang.

Wie wir ſo treu beyſammen ſtehn
Mit unverfälſchtem Blut!
Der Feyerſtunde heilig Weh'n
Schwellt meinen jungen Muth.
Es treibt mich raſch zum Liede fort,
Zum Harfenſturm hinaus,
Im Herzen lebt ein kühnes Wort;
Was gilts! ich ſprech es aus.
Chor:
Und lebt in dir ein kühnes Wort,
Nur zu und ſprich es aus.

Die Zeit iſt ſchlimm, die Welt iſt karg,
Die Beſten weggerafft!
Die Erde wird ein großer Sarg
Der Freyheit und der Kraft.
Doch Muth! wenn auch die Tyranney
Die deutſche Flur zertrat;
In vielen Herzen ſtill und treu
Keimt noch des Guten Saat.
Chor:
In vielen Herzen ſtill und treu
Keimt noch des Guten Saat.

Verſchüchtert durch den blut'gen Ruhm
Und durch der Schlachten Glück,
Flohn zu der Seele Heiligthum
Die Künſte ſcheu zurück.
Sind auch die Thäler jetzt verwaiſt
Wo ſonſt ihr Tempel war,
Es bleibt doch jeder reine Geiſt
Ihr ewiger Altar.

Chor:

Es bleibt doch jeder reine Geiſt
Ihr ewiger Altar.

Und Freundes Treu und Wahrheit gilt
Noch eine heil'ge Pflicht!
Sieh! wie der Gießbach überſchwillt,
Du rufſt! mich ſchreckt er nicht!
Und läg' es vor mir Wolkenweit,
Und Sternhoch über mir,
Beym Gott! ich halte meinen Eid,
Schlag ein, ich folge dir.

Chor:

Beym Gott! wir halten unſern Eid,
Schlag ein, wir folgen dir!

Und Frauenunſchuld, Frauenlieb'
Blüht noch als höchſtes Gut,
Wo deutſcher Ahnen Sitte blieb,
Und deutſcher Jünglings Muth!
Noch trifft den Frevler heil'ger Bann

Der dieſen Traum zerſtört! —
Wer für ſein Lieb nicht ſterben kann
Iſt keines Kußes werth!
Chor:
Wer für ſein Lieb nicht ſterben kann
Iſt keines Kußes werth.

Auch du haſt noch nicht ausgeflammt,
Du heil'ge Religion!
Was von der ew'gen Liebe ſtammt
Iſt zeitlich nicht entflohn. —
Das Blut wäſcht die Altäre rein,
Die wir entheiligt ſehn,
Die Kreuze ſchlägt man frevelnd ein
Doch bleibt der Glaube ſtehn. —
Chor:
Die Kreuze ſchlägt man frevelnd ein
Doch bleibt der Glaube ſtehn. —

Und noch regt ſich mit Adlerſchwung
Der vaterländ'ſche Geiſt,
Und noch lebt die Begeiſterung
Die alle Ketten reißt.
Ja, wie wir hier beyſammen ſtehn,
In Luſt und Leid getaucht,
So wollen wir uns wieder ſehn
Wenn's von den Bergen raucht!
Chor:
So wollen wir uns wieder ſehn
Wenn's von den Bergen raucht!

Drum friſch Geſellen Kraft und Muth!
Der Tag der Rache kömmt;
Bis wir ſie mit dem eignen Blut
Vom Boden weggeſchwemmt.
Und du im freyen Morgenroth
Zu dem die Hymne ſtieg,
Du führ uns, Herr! wärs auch zum Tod,
Und unſer Volk zum Sieg!

Chor:

Du führ uns, Herr! wärs auch zum Tod,
Und unſer Volk zum Sieg!

Inhalt
des eilften Heftes.

Hunibalds Chronik. Ein merkwürdiges Denkmahl altdeutſcher Sagengeſchichte. Vom Profeſſor Görres. (Beſchluß.) .... Seite 369
Hertha. Deutſche Mythe. Von Lauer. ...... — 376
Wien eine Feſtung. Vom Probſt Hofſtätter .... — 385
Nachricht von altdeutſchen Manuſcripten in Ungarn. Von Herrn Kovachich ... — 402
(Beſchreibung einer pergamentenen Handſchrift enthaltend das Geſammt-Abentheuer von Konrad von Würzburg).
Gedichte von Theodor Körner .... — 441

Moskau's Brand.

Ode. 1812.

Von Sr. Excellenz
dem
Herrn Grafen Franz v. Enzenberg.

Sie raucht die ungeheure Kaiſerſtadt,
Sie lodert auf in helle Flammen,
Die nicht ein Blitz, von Zevs
Erzürnter Hand geſchleudert,
In Brand geſteckt;

Die kein verborgnen Eſſen des Vulkans
Entſprühter Funke angezündet;
Die nicht Empörungsſucht,
Als Stambuls Sklaven Loſung, *)
In Schutt gelegt.

Entſchloſſen that's die eigne Bürgerhand;
Der Menſchheit brachte ſie dieß Opfer;
Vernehmlich praſſelt es — — — —
Eroberer, nicht weiter!
Und er ſtand ſtill.

Entmuthet zogen in die Reſte ein
Die überraſchten Legionen;
Schon nicht mehr Ruhm und Sieg,
Sie ſuchten Rettung, Leben,
Und fanden Tod.

Zwang einſt in ihrer Pracht ſie Huldigung
Des Nordens unerſchrocknem Helden, 2)
Dem halben Monde ab; 3)
O! ſo gebiethet Friede
In Aſche ſie

Europen itzt: ſie trotzt der Welt ihn ab:
Es lebt, an ihrer Glut ſich wärmend,
Neu auf der nahe Pol, 4)
Und ſie verſenkt am Fernen 5)
Der Zwietracht Keim.

Geſchmolzen fließt in Strömen das Metall
Beſtimmt für Nationen-Feſſeln;
Gereinigt iſt die Luft
Von Peſthauch der Verführung
Durch Freyheitsſchein.

Wie groß ſtehſt du nun in Ruinen da!
So ſtaunt Palmyra's Ueberbleibſel 6)
Der Wanderer nicht an;
So heilig ſind die Trümmer
Perſepolis 7)

Ihm nicht. Die letzte gab Philippens Sohn 8)
Im Taumel Preis Hetären Laune: 9)
Beſonnen aber dich
Ein größrer Alexander
Dem Völkerheil.

Er ſtellte Kraft entgegen der Gewalt,
Und Kunſt und Liſt dem Kriegserfahrnen:
Zurück wich kämpfend er,
Und überwunden ſcheinend,
War ſein der Sieg.

Erhalter, nicht Eroberer will dein
Beherrſcher ſeyn: nicht leere Worte;
Die Thaten ſagen es:
Schutz giebt ſein Einzug; Segen
Sein Aufenthalt.

Vollend' er ſchnell das Weltbeglückungs Werk
Ihm ſtellt ſich keine Bruſt entgegen,
Nur Herzen wallen zu;
Gebirge, Flüſſe, Feſten,
Nichts ſetzt ihm Ziel.

An Moskau's Mauern brach das Waffenglück
Des Lieblings der Bellona, bleibend
Nie einem zugethan.
Bang lauſcht' er auf die Stimme,
Die Söhnung ihm

Und freyen Abzug böthe: gräßlich ſchallt
Dafür ins Ohr der Ruf — — Vertilgung!
Es treten in den Bund
Empört die Elemente,
Getreu ihm ſonſt.

Ohnmächtig ruht nun der erſtarrte Arm,
Gelähmt verſagt der Huf des Pferdes
Ihm ſelbſt den Dienſt der Flucht,
Und — kühnlich — Aſien bedroht,
Erzittert nicht

Vor dem Kanonendonner, der verſtummt: 10)
Es färbt die Lanze des Koſaken
Sich in der Celten Blut,
Und was dem Stahl entrinnt,
Reibt Hunger auf.

Wo ſind ſie nun die Hunderttauſende,
Der Braut Umarmungen entwunden,
Vom Mutterherz gerafft,
Des alten Vaters Stütze?
Zerſtiebt ſind ſie.

Wie Staub verweht: ſo ſtürzte vom Olymp
Hinab Kronios die Titanen, 11)
Und ſo vernichtete
Rom's Sieggewohnte Heere
Arminius. 12)

Hervor aus deiner Aſche, Moskau! ſteigt,
Als zweyter Phönix uns der Friede
Sey Alexander! dieß
Das größte deiner Werke,
Das letzte nicht.

---

1) Die Bewohner Konſtantinopels, auf türkiſch Stambul genannt, zünden zum Zeichen ihrer Unzufriedenheit mit der Regierung, ganze Quartiere an.

2) Karl der Zwölfte, König der Schweden.

3) Die ottomaniſche Pforte; ihr Wappen iſt der halbe Mond.

4) Schweden, Preuſſen.

5) Die vereinigten nordamerikaniſchen Staaten.

6) Palmyra, Zenobiens Reſidenz, ehemals Thadmor, das iſt Palmenſtadt genannt, lag im alten Syrien, nachmals die Hauptſtadt eines eigenen Königreichs.

7) Perſepolis, die Hauptſtadt in Perſien; beyde Städte berühmt durch ihre Ruinen.

8) Alexander, der Macedonier, Ueberwinder des Darius.

9) Auf Verlangen einer Courtiſane, Thais mit Namen, während eines Gaſtmahls in Brand geſteckt.

10) Die ganze Artillerie ging verloren. Die urſprünglichen Bewohner Galliens hieſſen Celten.

11) Kronios, ſo viel als Jupiter.

12) Hermann in der Schlacht gegen Quintilius Varus.

Von dem
Purismus der öſterreichiſchen Mundart.

Aus einer ungedruckten Dialektologie.

Von K. Fiſcher.

Der Dialekt, ſelbſt im Munde des gemeinen Mannes, iſt mit einer Menge ausländiſcher Wörter überfüllt; nicht ſtärker als die nördlicheren Dialekte mit lateiniſchen und franzöſiſchen, aber wohl ſtärker, als jene mit italieniſchen. Dagegen aber hat er auch eine ſehr merkliche und erfreuliche Hinneigung zum Purismus; und die Sprachreiniger können aus ihm eine reiche Ausbeute von echtdeutſchen Ausdrücken gewinnen, die ſie gebietheriſch an die Stelle der in Norddeutſchland üblichen ausländiſchen ſetzen können. — Von beyдем wollen wir Proben geben. Zuerſt von Sprachmengerey und Nichtreinheit.

Die allgemeine Herrſchaft, welche ſeit einigen Jahrhunderten franzöſiſche Courtoiſie und Weltbildung über deutſche Zungen überhaupt ausübt, hat dem Dialekt die franzöſiſchen, die Nähe und die politiſche Verbindung Oeſterreichs mit Italien, die italieniſchen, der enge Zuſammenhang mit Ungarn, die ungariſchen und zum Theil auch verbunden mit den Einwirkungen der Gelehrſamkeit, die lateiniſchen Ausdrücke gegeben. Unter ihnen ſtehen allein die ungariſchen unverändert und als bloße Ausrufungen, vorzüglich in den

Volkskomödien da; alle übrigen ſind nach deutſcher Art und Kunſt ſo germaniſirt und obendrein dialektiſirt, daß ſie, nach ihrem Klange, geradezu für eingebohrne gelten können. Nicht nur werden ſie häufig nach deutſcher buchſtäblicher Art, nicht nach fremder Pronunciation, ausgeſprochen, ſondern ſie ſind auch ſämmtlich mit deutſchen und provinziellen Endungen verſehen, oder ſchmelzen ſogar durch Zuſammenſetzungen mit einheimiſchen Wörtern zu Zwittern zuſammen.

Unter dieſen fremden Gäſten, die ſich im Dialekt eingebürgert haben, müſſen wir vor allen die franzöſiſchen beachten. So wie es nähmlich höheren Ständen feiner und vornehmer klingt, mit möglichſter Vermeidung der Mutterſprache, ganze franzöſiſche Redensarten zu einer ſogenannten Converſation zuſammen zu reihen: ſo liebt es die Volksſprache, etwa eines volleren Klanges wegen, oder um der fremden Sache auch die mitgebrachte Bezeichnung zu laſſen, oder um ebenfalls, wenigſtens im Kleinen, Proben feinerer Bildung zu geben, meiſt aber in gänzlicher Unwiſſenheit des fremden Urſprungs, ſich mit einzelnen franzöſiſchen Wörtern zu vermiſchen, und ſie in Landestracht gekleidet, mit den Landeskindern in Reih und Glied zu ſtellen.

Manche von dieſen Wörtern werden dadurch eingedeutſcht, daß ſie nicht nach franzöſiſcher ſondern nach deutſcher Art ausgeſprochen werden, namentlich die, welche ſich auf tier endigen; So heißen die **Portiers** (die man Thürmeiſter nennen könnte, wenn man nicht für ſie ſchon das deutſche Thürſteher im Vorrath hätte) nicht, wie im übrigen Deutſchlande Portie's, ſondern Portire; die Kaffeeſchenken ebenfalls Kaffetire, doch in der Regel gar nicht franzöſiſch, ſondern mit einem guten Worte: Kaffeeſieder. Tabatière aber geht in Tabakier über, auch in Zuſammenſetzungen, wie Tabakierg'ſichtl.

Dieſe Neigung zur buchſtäblichen Ausſprache fremder Wörter zeigt ſich auch in anderen Fällen. So macht man hier, wie überall in Deutſchland Moziohn nicht Motion (Mociong), eigentlich aber Kommoziohn; denn ſo wird hier die Bewegung durchgängig genannt; ſo erhält man nicht ein Biljä ſondern ein Bilet und in der Mehrzahl Billeter, z. E. Eintrittsbilleter (nicht halbfranzöſiſche Entreebilljets); ſo ſpricht und ſchreibt man: ſich platziren (nicht placiren), als käme es von Platz nicht von place; beydes iſt freylich ein Wort, aber die Endung in platziren deutet auf fremden Urſprung. Dliſchans (Poſtwagen) nicht Diligence, ohne allen Naſalton; Kapriz nicht Kapris (Caprice) mit hartem z; das letztere jedoch weil es nicht aus dem Franzöſiſchen ſondern aus dem italieniſchen Capriccio herübergekommen iſt.

Die meiſten aber behalten die fremdartige Pronunciation und bleiben in der Ausſprache ziemlich unverändert, werden jedoch von den Volksſchriftſtellern nach deutſcher Art geſchrieben. Z. E. der Schapo (Chapeau) für Mann, oder Liebhaber, oder deſſen Hut. Flambo (Flambeau) welches für das deutſche Wort Fakel üblich iſt; Mariaſch (Mariage) mit franzöſiſch weichem Ton des ge und provinzieller Wegwerfung des tonloſen e; wie Melangſch (Melange) welches Milchkoffee andeutet. So: Redutt (redoute), Toaleten (toilette), Amurettl (amourette), Pulardl (poularde), Fenſterwoleten (volets), Gras oder Graß (grace, Anſtand) Faſchee (fâcherie); z. E. er hat ein Faſchee (Zank) gehabt oder: ich bin ohne F.e (Groll); Krem (creme) zuſammengeſetzt mit Nokerl, giebt Kremnokerl (gebackne Sahnklöße). Etwas fremdartiger ſehen die Wörter: Characteur und Paſſageur u. a. in dieſiger Schreibart aus, da ſie doch als Charakter und Paſſagier ſchon hinlänglich eingebürgert ſind, eben ſo die nach üblicher Ausſprache beybehaltenen Endungen auf är; z. E. Räſonär (Raisonneur). Merkwürdig aber iſt, daß der lange und unbequeme Ausdruck Marchande des Modes (als Putzhändlerin) ganz in die hieſige Volksſprache übergegangen iſt. Er wird Marſchandemott geſprochen, von den Dichtern gereimt auf Noth und tod, und zuſammengeſetzt mit: Arbeiten, Laden, ja mit Händlerin, ſo, daß einſt auf einem Theaterzettel (einem Joſephſtädtiſchen nehmlich) eine »Marchand de-Modehändlerin« unter den ſpielenden Perſonen aufgeführt wurde. Man würde doch mit Putzladen, Putzſachen, ja mit der Putzhändlerin ſelbſt um die Hälfte kürzer weggekommen ſeyn.

Viele werden noch ſtärker nach gewohnter Ausſprache gemodelt, z. E. mit der beliebten Endung auf i: Kuraſchi, Gaſchi (Gage), d'Ordinari (l'ordinaire scil. poste), der Tſchukuladi, Kanali, Batali (Bataile); oder auch in den übrigen Buchſtaben, z. E. Muſi oder Mußi (Monsieur), Adis (Adieu), Schapodl (Jabot), Karminadl (Carbonnade), Mikrine (migraine) Kuntrafá, Sabutt (Sartout), Salvet plur. Salveter (serviette), Quadrob (Garderobe), Schambian (Champignon) oder die Zeitwörter: lamendirn (lamenter), ſtreppiren, maltraktiren (maltraiter), ſuppiren, welches letztere oft nicht blos für zu Abend eßen, ſondern als käme es von dem deutſchen Worte Suppe her, für ſpeiſen überhaupt (eine Suppe eßen) gebraucht wird, z. E. »er hat geſtern z' Mittag bey mir ſuppirt« u. a.

Die meiſten dieſer franzöſiſchen Wörter hat die hieſige Mundart mit dem übrigen Deutſchlande gemein, und unterſcheidet ſich nur in Eigenthümlichkeiten der Ausſprache. Mehrere jedoch pflegt man in nördlicheren Gegenden nicht zu gebrauchen, als Flambo, Melangſch, Pulardl, Amuretl, Woleten, Gras, Faſchen, ob man dort gleich die Sache hat und kennt, wenn auch nicht überall in gleichem Maße. Man hat daher ſtatt ihrer nur die deutſchen Ausdrücke: Fakel, Liebeley, Fenſterladen ꝛc. — Weit merkwürdiger aber ſind die vielen italieniſchen Wörter, mit welchen die öſterreichiſche, namentlich die wieneriſche Volksſprache, vorzugsweiſe vor der nördlichen überfüllt iſt. Viele derſelben ſind mit der Sache ſelbſt, oder deren Kunde aus Italien gekommen; andere hat man den vielen hier lebenden Italienern (den Welſchen, wie man ſpricht) abgelernt, und entweder unverändert oder mit verdeutſchter Ausſprache in die Volksrede aufgenommen.

Mit den Sachen ſelbſt oder deren Kenntniß ſcheinen folgende eingewandert zu ſeyn:

Alkoven, Alcòva, (urſprüngl. Spaniſch-Mauriſch.)

Apalto, Appalto, geſpr. Abaldo, Ubaldo, z. E. das kaiſerl. Tabaksapalto, Niederlage und Verkauf dieſes Regalartikels.

Bambaletſch, bambola, Balg, (für ſchlechte Puppe und als Schimpfwort zugleich.)

Biskotten, Biscottino, nicht von dem franzöſiſchen Biscuit.

Bollet, der Zollzettel u. d. gl. von Bolleta oder Bulleta, nicht von Billet.

Dilettant, (gewöhnlich geſprochen: Dilektant) Dilettante.

Intrada (das) Entrata, Eingang, Vorſpiel ꝛc.

Kakao, Cacao, (abwechſelnd in Goga, Gaugau oder Kaukau corrumpirt.)

Kartan (Pappkaſten), und Kartanlmacher, von cartone.

Larve, larva.

Lazi, Lazzi, in Redensarten, z. E. wie: machen's kane Lazi (Poſſen, Flauſen.)

Mandoletti und Mandolettikrämer (veraltet) von mandola, mandoletta, Mandelkuchen.

Masker, dieſes r bezeichnet den italieniſchen Urſprung von maschera.

Mezanin, Mezzanino, für Entresol, Halbgeſcheß, in der Volksſprache allgemein üblich. (Mehrere Ausdrücke, die ſich auf die aus Italien herübergekommene Prachtbaukunſt beziehen, nur in der Kunſtſprache.)

Mortadella, die italieniſche Methwurſt, (veraltet.)

Olioſuppe, von olio.

Ombrell oder **Umbrell**, der Sonnenſchirm, von ombrella.

Pannadl (Kinderbrey von Brod oder Semmel mit Fleiſchbrühe), von pane, panata.

Piani ſt. Piano, Pianoforte. (eben ſo alle ital. muſikaliſchen Kunſtwörter.)

Ribiſel, von ribes, die Johannisbeere.

Romanzel, ſtatt: Roman, das ital. romanzo weiſt das z nach.

Salami, die bekannte italieniſche salame, Salamikrämer.

Salniter, Salnitro, Salpeter; Salniterhanſen.

Salver, Salbei von salvia.

Skarnitzel, Düte, corrumpirt aus cartoccio.

Spagat, Bindfaden, von spago.

Taglia, Löſegeld, unverändert: Taglia, z. E. »es wird eine Taglia für eingebrachte Deſerteurs und entwichene Kriegsgefangene gegeben.«

Taz, Dazio, Abgabe, Steuer, z. E. »Taz- und Umgeld.«

Tatze, ein Unterſetz- oder Präſentirteller, von Tazza die Schale, und **Tazerl**, die Untertaſſe, von Tazzeta.

Trafik, der Kleinhandel und Einzelverkauf von traffico. Selbſt die Ausſprache von **Tſchukuladi**

zeigt, daß es nicht von Chocolat, ſondern von cioccolata herkomme, ſo wie die Benennung einer bekannten Wagenart: Baſtard, nicht von Batard, ſondern von Bastardo u. a. m.; ſo wie dagegen il stoccofisso u. dgl. augenſcheinlich aus Deutſchland nach Italien gebracht worden iſt. — Mehrere fremde Wörter pflegt man nicht, wie anderwärts, auf franzöſiſche Art, ſondern auf italieniſche zu endigen, z. E. Auditor, nicht Auditeur, von auditore, Kompoſitor, nicht Kompoſiteur, von Compositore oder Componitore u. a. ſo wie man auch nicht Lotterie, ſondern Lotto ſpricht.

Durch den häufigen Umgang mit Italienern an Ort und Stelle, ſind dagegen folgende und viele andere in die hieſige Volksſprache gekommen, meiſt Zeitwörter, die ſich ihrer Natur nach nur durch die menſchliche Rede transportiren laſſen. Wir nennen unter ihnen zuerſt einen der Hauptbeſtandtheile hieſiger geſellſchaftlicher Sprache, die Ausdrücke, ſeckiren und Seckatur (seccare und seccatura) für plagen, quälen; Plage, Plagegeiſt, in allen Abſtufungen der Bedeutung, z. E. das ſeckirt mich — das ſind ſeckante Wahrheiten! Gengen's weg, gehen Sie, Sie Seckatur!

Sodann kommt in der Volksſprache und in den in ihr geſchriebenen Büchern häufig vor: »a Cavallo ſtehen,« für gut ſtehen, ſprichwörtlich auch im deutſchen: auf dem Pferde (nicht auf dem Eſel) ſeyn; »es bleibt alla Camera« zwiſchen vier Wänden, geheim; ſo wird geſagt: friſch ſtehen, star fresco, z. E. als ironiſcher Ausdruck in Verlegenheiten: »Nun ſteh ich friſch!«

ferner pagiren, pagare, für zahlen, bezahlen; Pace machen, far pace; tribuliren, tribolare, und ſo wird Patron! (io son padrone) als Bejahungs- und Einwilligungsformel gebraucht.

Eben ſo ſpricht man Guſto (gusto) für Luſt, Geſchmack, Appetit; Humor (eigentlich ausgeſprochen Hamor), für Laune, amore; der Konto (il conto), für Rechnung; das oder der Numero *) nicht germaniſirt in Nummer; Letitzel, letizia, für Luſtbarkeit, Feſt; Spampanade, spampanata, für Prahlereyen, Schwänke u. dgl.

Auch mit Wörtern aus alten Sprachen, der griechiſchen und lateiniſchen, iſt die Volksſprache verſehen, jedoch eben nicht mehr, als andere deutſche Mundarten, aber nach Landesart gemodelt. So wird Rheumatismus geſprochen: Rematismi, gewöhnlich oder noch kürzer: Rematiß; die Chirurgen werden zuweilen Chirurici geſchrieben u. ſ. w.

Jubläi iſt Jubiläum; Evangeli macht blos die beſonders bey fremden Wörtern beliebte Endung auf i; Viſikatur iſt Vesicatorium, Gaudee (gaudium) bedeutet Luſt und Luſtbarkeit. Praemium iſt ganz in gewöhnlicher Rede für Auszeichnung, Vorzug, Belohnung üblich; Realität, durchaus für Grundſtück; Plagen, die äußeren Fenſtervorhänge, ſind aus dem lat. plaga, und die Plachenknechte ſind bey den

---

*) Der Nummero, ein Lohnbedienter in Theatern oder Reſtaurationen, oder mit einer Nummer am Rock oder Hute bezeichnet iſt.

plagis (Jagdnetzen) angeſtellt. Auch werden lateiniſche Partikeln entweder allein oder zu allerhand Formationen und Zuſammenſetzungen gebraucht, z. E. per G'ſpaß oder per Putz, heißt, zum Spaß, jemanden per Menſch traktiren, per Volk ſprechen, etwas per Mode thun u. ſ. w. per se! aber wird als bejahender Ausdruck: das verſteht ſich von ſelbſt, gebraucht. Extra gibt: Extrakeiten (außergewöhnliche Sachen, Delikateſſen), Extra-Madl (eine gewiſſe Art Haus-Mädchen), Extra-Zimmer (das vornehmere Gaſtzimmer), Extrablatt (außerordentliche Beylage der Wiener-Zeitung), Extrawein, vorzüglicher. Andere ausländiſche Wörter werden nur mit andern ausländiſchen vertauſcht und nicht durch deutſche überſetzt, z. E. Licitation, licitiren, für Auction und verauctioniren ꝛc. amtiren (in einem Amte arbeiten, angeſtellt ſeyn).

Die ungariſchen Wörter, die ſo häufig in Lokalſtücken vorkommen, dürfen wir nicht anführen, da ſie ganz unverändert, als bloße Ausrufungen gebraucht werden, und mehr durch ihren Klang, und gleichſam mechaniſch, als durch ihre Bedeutung zu wirken pflegen.

Aus zwey Sprachen zuſammengeſetzte Wörter (voces hybridae) gibt es hier, wie überall, mehrere; z. E. Moditracht, Paradidegen u. a. Manche davon, wie Muſchkalanz oder Miſchkulanz (ein ſchlechtes Durcheinander), ſind deutſch, mit fremdartiger Endung.

Wir betrachten nun den Dialekt von ſeiner glänzenderen Seite, ſeiner Neigung zur Deutſchheit im

Ausdrucke. In der That hat er eine ſo bewundernswürdige Menge echtdeutſcher Ausdrücke, wofür andere Gegenden unſers gemeinſamen Vaterlandes nur ausländiſche haben, daß es ein großer Gewinn für die Schriftſprache wäre, ſie vollſtändig zu ſammeln. Man vermuthet mit Recht ſchon im voraus, daß viele von ihnen auf volles deutſches Bürgerrecht und allgemeinen Gebrauch Anſpruch machen können, wenn man bedenkt, daß Süddeutſchland ſeine frühere Periode der Sprachkultur hatte, und daß von dem nördlichen bey weitem nicht alle Quellen gekannt und erſchöpft ſind, die auf dem benachbarten Boden fließen. Es iſt aber etwas ganz anders um ein Wort, das ſich im Munde einer Nation, durch den Sprachgeiſt ſelbſt gebildet hat, und ſeit Jahrhunderten unter einem ganzen Volke lebt, als was von irgend einem gelehrten Sprachfeger zur Luſt erſonnen oder nach irgend einer Analogie zuſammengehämmert wird. Unſ're norddeutſchen Puriſten ſcheinen die ſüddeutſchen Dialekte viel zu wenig zu kennen; und ſie würden, hätten ſie mehr in der Nachbarſchaft herumgehört, ſich nicht ſelten die Mühe erſpart haben, ſchlechte Erfindungen zu machen, und uns ſtatt natürlicher ſaftiger Früchte, ungenießbare Wachsgebilde oder geſchmackloſe Treibhausbirnen vorzuſetzen. — Wir wollen den erſten Verſuch machen, dieſe ſüddeutſchen Schätze für die Geſammtſprache zu Tage fördern zu helfen, und geben unſere kleine Sammlung ohne Ordnung wie ſie uns erwachſen iſt.

Für Meubeln oder Mobilien, Mobiliar, hat

hat man hin und wieder gangbare Verdeutſchungen verſucht und ſie gangbar gemacht, z. E. fahrende Habe, eine Habe, welche fähret? man meint: welche gefahren werden kann. Die Berliner Intelligenz-Blätter nennen ſie bewegliche Sachen; unbequem, weil man dabey an die rührenden denkt. Hier iſt das kurze und völlig genügende Wort: Fahrniße in allgemeinem Gebrauch.

Für den Ausdruck eines hypothekariſch belegten Kapitals, einer Hypothek, iſt das allgemeine Wort: Satz ſehr gut beſchränkt. Man lieſt täglich in den Intell. Bl. »alte Sätze abzulöſen, deutſch, für: Hypotheken zu cediren — »ein Haus-Satz von 1000 fl. kurz und verſtändlich, für: eine Hypothek auf einem Hauſe, — »ein 5 oder 6 procentiger Satz« u. dgl. Ein Hypothekeninſtrument, heißt ein Satzbrief.

Eine Chaise oder Porte-chaise kennt man hier nicht; dagegen ſtehen die Tragſeßel auf allen Straſſen, und die Dresdner »Chaiſenträger« ſind hier reindeutſche Seßeltrager.

In einer auswärtigen Zeitung las man von »Charpie, oder zu deren Verfertigung geignetem Leinenzeuge.« Statt dieſer vielen und langen Worte ſpricht man hier Zupfleinwand (wie Zupf-Seide, Gold-Fleckerl u. ſ. w.); die Charpie ſelbſt heißt: Leinfaſern (auch: Kopey), Bandagen aber Verbandſtücke.

Statt mediſiren und mediſant ſagt man ausrichten und ausrichteriſch, erſchöpfender, als verläumden, verunglimpfen, afterreden. Für kritiſiren, ſchelten u. dgl. hat man das ganz bewundernswürdige Wort: zerlegen. Wie treffend würde manche Recenſion durch Zerlegung überſetzt werden! Ja, man könnte manche Kritik eines Kunſtwerks, die nur an Einzelnem mäkelt und das Ganze unbeachtet läßt, durch dieſe Bezeichnung ganz vortrefflich — zerlegen.

Trotz Engels Edelknaben, hat man noch überall in Deutſchland franzöſiſche Pagen; hier nennt man dieſe jungen adeligen Fürſtendiener nicht anders, als mit ihrem guten deutſchen Namen.

Man hat ſich öfter viele Mühe gegeben, die Mamſelln nach Frankreich zurückzuweiſen, (unter andern einmal in einem Aufſatz der Zeitung für die el. Welt.) Hier iſt es faſt vollſtändig gelungen, denn man hat nur ſehr wenig franzöſiſche Mamſellen, (welche parliren und parliren lehren) dagegen ſind alle wohlgekleideten und gebildeten Mädchen, ihre Eltern mögen adelich ſeyn oder nicht, gute, deutſche Fräulein.

Wie würde man wohl savoir faire überſetzen? Geſchicklichkeit, Anſtelligkeit, Gewandtheit erſchöpft den Begriff nicht. Der Hauptbegriff ſcheint zu ſeyn, daß man ſich leicht finde in die Sache, in die Perſonen mit denen man zu thun hat, und ſonach auch das finde, was man ſucht. Wie? wenn man dafür das Wort: Findigkeit erſönne? — Man braucht es nicht zu erſinnen, es iſt in der hieſigen Sprache von jeher zu haben, und ein Menſch von savoir faire heißt (bey

Hafner und überall) ein findiger Menſch, und ſeine Eigenſchaft: die Findigkeit.

Für das italieniſche Carnovale, welches im nördlichen Deutſchlande durchgängig Karneval genannt wird, hat man hier, trotz der Vorliebe zu italieniſchen Wörtern nur das deutſche Wort Faſching, ſowohl einzeln als in allen Zuſammenſetzungen, als: Faſchingspoſſe, Faſchingskrapfen u. ſ. w.

Auch nennt man eine feſtliche Beleuchtung der Stadt, nicht wie anderwärts Illumination, ſondern blos mit dem deutſchen Namen. »Die Stadt wird heute beleuchtet« klingt einem an Illuminiren gewöhnten Ohre zuweilen fremder, als das fremde Wort.

Für **Ameublement** und **Ameublissement**, ſagt man Einrichtung. Haus- und Zimmereinrichtung. Ein meublirtes Zimmer oder chambre garnie, heißt ein Monathszimmer mit Einrichtung, oder ein eingerichtetes.

Für Taxe, obrigkeitlich beſtimmter Preis des Brotes, Fleiſches u. ſ. w. hat man blos das Wort Satzung. Taxator aber heißt Schätzmeiſter.

Die Auction der sub hasta verkäuflichen Fahrniſſe und Grundſtücke, wird mit dem altdeutſchen Worte: Gant, Vergantung benannt. Das Zeitwort: verganten.

Obligation heißt Schuldbrief.

Officielle Berichte, Unterſuchungen, ſind nach allgemeinem Gebrauch ämtliche.

Für ein öffentliches Verwaltungs-Collegium wird durchgängig das Wort Stelle gebraucht; es iſt Behörde, aber ohne den Begriff von Unterordnung oder von Partheyen, die ſich an ſie zu wenden haben, und wofür man auch die Form, Gehörde, findet.

So iſt für den Ertrag gewiſſer Staats-Revenüen das gute Wort Gefälle mehr als anderwärts gebräuchlich, z. E. Tabaks- Salz- Lotto-Gefälle.

Erhebungen ſind Exhibita aus den Akten, das daher Ausgehobene. »Laut der gemachten Erhebungen.«

Sehr gut ſind auch die deutſchen Ausdrücke beym Staatsrechnungsweſen, z. E. eine unterlegte Rechnung wird von der Rechnungsſtelle bemängelt (juſtificirt, Monita darüber gemacht) und die Rechnungsbemänglung zum Ausweiſe an den Ausſteller zurückgegeben, worauf ſodann die Erledigung (Absolutorium) erfolgt. Ueberhaupt wird erledigen nicht blos von abſolvirten Rechnungen, ſonder auch von abgemachten Geſchäften gebraucht, ſo wie Bemängelung auch für Ausſtellungen überhaupt, z. E. in Recenſionen. Auch der Controlleur, der Beamte, welcher die prüfende und berichtigende Gegenrechnung führt, iſt hier ein deutſcher Gegenhändler (oder vielmehr, nach der Ausſprache: Gegenhandler), und jener franzöſiſche Titel iſt im gemeinem Leben völlig unbekannt. So heißt Viſitator ein Uebergeher.

Für Application wird Verwendung gebraucht. Ein Beamter erhält Zulage wegen eifriger und fleißiger Verwendung im Dienſt. Er wird zu wichtigeren

Geſchäften verwandt; und verwendet (applicirt) ſich geſchickt dabey.

Inclusive iſt ſehr gut durch einſchließig,

Respective eben ſo durch rückſichtlich überſetzt.

Für inhibiren wird durchaus verheben geſchrieben.

Ein Compagnon zu Betreibung einer Handlung, Fabrik oder Wirthſchaft, heißt: Geſellſchafter. Ein Großhandlungsgeſellſchafter iſt ein Compagnon einer on gros Handlung. Nachrichten, die auf dergleichen Verhältniſſe Bezug haben, heißen in den Intell. Bl. Geſellſchaftsanträge.

Was anderwärts ein Frotteur iſt, iſt hier ein Zimmerputzer.

Contrebande einbringen, heißt ſchwärzen; Contrebandier ein Schwärzer.

Ein bekanntes wohlriechendes und heilſames Waſſer, darf man hier nicht als Eau de Cologne, wie man anderwärts thut und ſpricht, aus Paris beziehen, ſondern man erhält es als Köllner Waſſer unmittelbar aus dem deutſchen Kölln, oder macht es an Ort und Stelle.

Kolophonium iſt durch Geigenharz ſehr gut und verſtändlich überſetzt.

Wenn ein Schauſpieler die Einnahme des Tags erhält, ſo geſchieht dies anderwärts zu ſeinem Beneſize oder Beneſiz, hier: zu ſeinem Vortheil, oder er hat eine freye Einnahme *).

---

*) Da man ſich ſonach ſehr beſtimmt und deutlich ausdrückt, ſo

Für *Deklamiren* oder vielmehr *Recitiren* hat man *Schönleſen* (nach der Analogie von Schönſchreiben) im alltäglichen Gebrauche, z. E. in Ankündigungen: auch wird im Schönleſen unterrichtet.

Das Wort *Differenz* glaubt man kaum entbehren zu können, um eine Abweichung, einen kleinen Zwiſt u. dgl. zu bezeichnen. Hier iſt für alle Bedeutungen des Worts die deutſche Ueberſetzung mit: *Unterſchied*, auch im gemeinen Leben üblich: z. E. es findet ſich in der Rechnung ein Unterſchied, oder: ich hatte mit ihm einen kleinen Unterſchied.

Eben ſo das Wort *Inſinuation*. Dafür hat man ſogar zwey Ausdrücke. Verſteckte Anklagen und Beſchuldigungen, welche im mündlichen Geſpräche hingeworfen werden, heißen *Einflüſterungen*; die, welche man *ſchriftlichen* Aufſätzen einſchiebt: *Einſtreuungen*, gewöhnlich mit dem Beywort: gehäſſige. — Eine ſchlechte Sache; aber vortreffliche Wörter.

Ueberflüßiger dagegen ſind andere, die blos ein ſchon germaniſirtes aber urſprünglich ausländiſches Wort mit

---

iſt es hier nicht nothwendig, daß jemand die *Benefizſtücke* für eine beſondere dramatiſche Gattung oder eine eigenthümliche Art von Spectakeln halten könnte. In B. war einſt bey einer ſolchen Gelegenheit ein großes Gedränge, in welchem ſich eine wohlgekleidete Frau befand. »Ach mein Gott!« rief ſie endlich in ihren Leiden aus, »hieher ſollte mich doch kein Menſch gebracht haben, wenn's nicht ein Benefiz wäre. *Aber ich habe in meinem Leben noch kein Benefiz geſehen!*« Die Frau büßte den Mangel an Purismus der Sprache durch große Mühſeligkeit.

einem andern verwechſeln, oder für die man ſchon eingeführte deutſche Ausdrücke hat. Z. E. Das oben genannte Licitation für Auction, oder Kanzel, Lehrkanzel für ein beſtimmtes Lehrfach an der Univerſität oder einer Gelehrten-Schule. Das letztere iſt zwar ſehr gut aus cancellum eingebürgert, allein theils iſt es zu weit, da es mehr eine Schranke überhaupt, als einen Lehrſitz bezeichnet, theils iſt Kanzel ſchon für den kirchlichen Lehrſitz, den Predigtſtuhl, näher beſtimmt; theils haben wir für die gelehrten Lehrſtühle ſchon das ebenfalls gut germaniſirte Wort Katheder. — Eben ſo haben wir für die onera, die auf einem Hauſe oder Landguthe haften, ſchon das eingeführte Wort Laſten, bedürfen alſo nicht des hier üblichen Ausdrucks: Beſchwerden.

Dagegen ſind manche deutſche Kalenderausdrücke hier auch im gemeinen Leben üblich, z. E. die Monatsnamen Hornung für Februar, Brach- Weinmonat, auch Januar iſt in Jänner verdeutſcht. Für den unbequemen und langen Namen Sonnabend, braucht man allein den alten und kürzeren: Samſtag; in der Stadt veraltet und nur auf dem Lande noch üblich iſt Oer- und Pfingſtag für Dien- und Donnerſtag.

Am auffallendſten aber herrſcht der Purismus in den grammatiſchen Kunſtausdrücken, die ſämmtlich nicht lateiniſch, fordern, nach Adelung, deutſch benannt werden. Man ſpricht daher allgemein von Haupt- Geſchlechts- Bey- Für- Zeit- Neben- Vor- Binde- und Empfindungswörtern u. ſ. w. während die Norddeutſchen von Subſtantiven, Artikeln, Adjectiven, Adverbien, Pronominibus, Verbis, Partikeln und Interjectionen ꝛc. reden; ja, man verſteht kaum die lateiniſchen Ausdrücke, indeß ſich auch Frauenzimmer und Ungelehrte der deutſchen ohne Zwang bedienen. Das kommt daher, weil Adelung im ſüdlichen Deutſchlande weit ſtärker herrſcht, und die deutſche Sprachlehre in den Schulen regelmäßiger gelehrt wird, als in dem nördlichen, wo man, der größeren Uebereinſtimmung der Volks- und Schriftſprache wegen, der Grammatik weniger bedarf. Dort wird man viele Gelehrte und Schriftſteller finden, die vielleicht nie eine deutſche Sprachlehre auch nur in Händen gehabt haben; hier keinen, der nicht ſeinen Adelung von Trivialſchulen an, in einem vollſtändigen Curſus ſtudiert hätte, und ihn nicht noch fortwährend benutzte *). Wenn man dies auch höchlich loben muß, ſo kann man den gelehrten Gebrauch der deutſchen Kunſtwörter doch nicht gänzlich billigen; denn es möchten wohl noch keine deutſchen Ausdrücke gefunden ſeyn, oder erfunden werden können, welche die hergebrachten lateiniſchen,

---

*) Das Schulbuch heißt: Anweiſung die deutſche Sprache richtig zu ſprechen, zu leſen und zu ſchreiben; Nebſt Beyſpielen von Briefen und andern ſchriftlichen Aufſätzen. Zum Gebrauche der Trivialſchulen in den k. k. Staaten. (Preis 10 kr.) Wien im Verlagsgewölbe der deutſchen Schulanſtalten bey St. Anna. Früher ſchon (i. J. 1781) hatte der Edle v. Trattner Adelungs Auszug aus der deutſchen Sprachlehre nachgedruckt. — Auch Adelungs und Campes Wörterbücher in Nachdrücken, haben in hieſigen Gegenden einen weit ſtärkeren Abſatz.

durch den Gebrauch von Jahrhunderten und durch die gelehrteſten Grammatiker ſcharfbeſtimmten Ausdrücke, ſo unbeſtimmt ſie auch in ihrer Grundbedeutung ſeyn mögen, genügend, erſchöpfend, und ohne ſtörende Nebenbegriffe erſetzen könnte. Wir werden dagegen wohl genöthiget ſeyn, unſere Subſtantiven, Caſus, Indikativen und Conjunctiven u. ſ. w. auch in der deutſchen gelehrten Grammatik beyzubehalten, beſonders da nicht ſowohl die Wörter, als die Begriffe, das Schwere an der Sache ſind, und ſich von den jungen Grammatikern die fremden Termini eben ſo leicht dazu lernen laſſen, als von Ausländern, die unſere Sprache ſtudieren wollen, die deutſchen Buchſtaben.

Da wir hierdurch eine ſehr ſchöne und beachtungswerthe Eigenſchaft hieſiger Landesſprache, ihre Hinneigung zu reiner Deutſchheit im Ausdrucke, in Erwähnung gebracht haben, ſo fügen wir bey dieſer Gelegenheit noch einige Worte und Beyſpiele hinzu, die auf ihren Reichthum an andern für die Schriftſprache Gewinn verſprechenden Ausdrücken, wenn ſie auch eben nicht Ueberſetzungen ausländiſcher Wörter ſind, aufmerkſam machen können. Mehrere derſelben ſind für die übrigen deutſchen Mundarten, ſo wie für die Schriftſprache ſelbſt, völlig neu; viele empfehlen ſich durch kürzere, beſſere oder ganz eigenthümliche Formen, andere durch guten Gebrauch und beſtimmtere Bedeutung, und vermehren dadurch nicht weniger unſern allgemeinen Sprachſchatz, als die, welche uns für fremde Ausdrücke gute Verdeutſchungen geben. Es genügt uns nur durch einige Beyſpiele auf die hier verborgen liegende Ausbeute aufmerkſam zu machen; vollſtändiger müſſen ſie in einem Idiotikon geliefert werden.

Ganz neu für das übrige Deutſchland möchte ſeyn, nicht die Sache, aber wohl das Wort: Simandl, welches freylich in der Schriftſprache in Siemann oder Siemännchen zu überſetzen wären. Die hier allgemein bekannte Bedeutung iſt, ein Mann, der unter dem Pantoffel ſeiner Frau ſteht, oder nach der artigen Etymologie der Mann der eine Sie (wonach alſo Sie der Mann) iſt. Eine ſehr treffende Bezeichnung, welche überall, wo die Sache beſteht, das Bürgerrecht verdient, und welche humoriſtiſche Schriftſteller nur erfahren dürfen, um ſie unentbehrlich zu finden. Einen ſo kurzen und ſchlagenden Ausdruck für die lächerliche Sache hat weder die deutſche noch irgend eine andere Sprache. Faſt eben ſo artig iſt der Ausdruck: Vieräug'l für einen falſchen Menſchen, der gleichſam mit vier Augen ſieht, mit zweyen gradaus, mit zweyen ſchief.

Durch Richtigkeit und Analogie empfehlen ſich z. E. Diener, welches im gemeinen Leben ſowohl, als auf Theaterzetteln für Bedienter gebraucht wirt, welcher, wie ſchon öfter bemerkt worden, eher den Herrn, welcher bedient wird, als den ihn Bedienenden bezeichnet, (ſo wie man im andern Sinne auch ſchon angefangen hat, Verklagter ſtatt Beklagter zu ſagen.)

So iſt der hier übliche Speiſezettel offenbar beſſer als Küchenzettel.

Auch iſt der Ausdruck ſich herbeylaſſen gebräuchlich, gebildet nach der Analogie von ſich herablaſſen. Wer dieſes thut, kommt gleichſam von oben herunter, wer jenes, kommt nur herbey, gleichſam von der Seite als koordinirte Perſon ohne Zwang und ohne Stolz, ohne Diener oder Herr zu ſeyn; es bedeutet ſonach: ſich willig finden laſſen, die Gefälligkeit haben; z. E. der Muſiker N. N. hat ſich herbeygelaſſen eine Parthie zu übernehmen. Etwas ähnliches iſt Bekanntgebung, wo Bekanntmachung zu hart, und befehlend klingen würde. »N. N. hat ein Geſchenk gemacht, unter Bekanntgebung ſeines Wunſches u.ſ.w.« Es iſt jedoch überflüßig, da man kürzer ſagen kann: mit dem Wunſche.

Dagegen iſt der, wahrſcheinlich aus der Kanzleyſprache herübergekommene Ausdruck: es erübrigt z. E. zu zeigen — ſtatt: es iſt noch übrig, nicht nur kurz, ſondern auch gut. Eben ſo:

Beanſtänden, gegen eine Sache oder einen Vortrag Zweifel erheben, Anſtand dabey finden.

Angänzen, für: von einem Ganzen zuerſt etwas wegnehmen, z. B. ein Faß Wein, einen Laib Brodt angänzen, ſtatt der ſpecielleren Ausdrücke: anzapfen, anſchneiden.

Abhauſen, ſehr prägnant, für: ſein Haus verlieren, um ſein Haus kommen, es abgeben. »Man hat abgehauſt« (geſprochen aghauſt).

Anzüchten, z. E. einen beſſern Schlag von Vieh — durch Zucht herſtellen.

Ihrer Kürze wegen ſind unter andern folgende zu beachten:

Branntweiner, ſtatt, Branntweinbrenner, (in welchem Worte das brennen ſogar zweymahl vorkommt), zugleich auch für Branntwein- und Liqueurhändler, ja zuweilen, doch nur ſpaßhaft, für einen Branntweintrinker.

Lebzelter, für Honig- oder Pfeffenkuchenbecker.

Wachsler für Wachshändler.

Leyrer für Leyermann.

Fragner bedeutet einen Kleinhändler, der nach allerhand Waaren, insbeſondere Victualien, Nachfrage hält, ſie in größerer Menge ein- und im Kleinen verkauft. (Fratſchler von dem frequentativ fratſcheln, ausfratſcheln, iſt nur ein Spitznahme *)).

Ferner: Zehrfieber, ſtatt: abzehrendes Fieber; Kollerer, ein Pferd, das den Koller hat. Selbſt allmahlig, z. E. auf allmahliges Verlangen, iſt kürzer als jedesmahliges; widrigens ebenfalls ſtatt widrigenfalls, und gebildet nach der Analogie von übrigens.

Andere endlich zeichnen ſich durch beſondere Formen aus. Z. E. die bey Intenſivis, Frequentat. Diminut. und Imitativis übliche Endung auf eln wird in hieſiger Mundart weit häufiger und bedeutſamer gebraucht, als anderwärts.

Z. B. es räuchelt — die Suppe, ein Kleid u. ſ. w. riecht etwas nach Rauch.

Es brandelt, es ſchmeckt und riecht etwas brandig; es

---

*) Alle Reiſebeſchreiber haben ein beſonderes Kapitel über die Fratſchlerinnen, wobey es auf nichts hinaus kommt, als daß ſie ſich an dem Klange des Wortes ergötzen, ohne es zu erklären.

blackelt; wird von angehender Fäulniß geſagt; es herbſtelt, man ſpürt ſchon Herbſtluſt.

Jemanden ausnameln für ausſchelten, ihm viel Namen geben, nicht wie den Göttern in griechiſchen Hymnen, ſondern Schimpfnamen.

Abkrageln, jemanden den Kragen abnehmen, ja noch ſtärker, ihm den Hals umdrehen, z. E. einem Huhn.

Worteln, viel Worte machen, zanken.

Fenſterln, am Fenſter bey Nacht koſen, (das παρακλαυσιθυρον der Athener.)

Ammeln, Ammendienſte thun; und hundert andere.

Ferner alle die unzähligen Formen auf atzen und etzen, die der ſächſiſchen Mundart fremd ſind, z. E. gaumetzen, den Mund bis zum Gaumen gähnend aufſperren; munketzen, mit verſchloſſenem Munde Laute von ſich geben, auch in der Bedeutung munkeln, (überhaupt mun- oder um- machen); juchetzen u. ſ. w. ſo wie die von ſolchen und andern Wörtern gemachten und den ſüdlichen Dialekten eigenthümlichen Subſtantiven: ein Jauchzer, Blaſer u. ſ. w. (nach der Analogie von Seufzer) die einen einzelnen Akt des Jauchzens und Blaſens, nicht einen Mann, der es eben thut, bezeichnen.

Doch dies und anderes, was den Dialekt für deutſche Sprachforſchung wichtig macht, z. E. daß er mehrere urſprüngliche und andern Mundarten, unbekannte Stammformen enthält: z. B. Trumm in allen Bedeutungen von Stück (der singul. von Trümmer). Bram, das Wurzelwort von Verbrämungen, daher Augenbram (richtig) Pelzbram u.ſ.w. Zieſer das ſimplex von Ungeziefer (wie Kraut oder Unkraut) u. dgl. iſt anderwärts auszuführen. Hier genügt es, auf die reiche Quelle, die in ihm für Sprachbereicherung und Reinigung fließt, aufmerkſam gemacht zu haben. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß ſie nach Verdienſt möge benutzt werden. Aus ihm werden die Wörterbücher von Kampe, Rumpf u. a. überraſchend reiche und erfreuliche Beyträge erhalten.

Einige Nachrichten

von

Alterthümern des transalbingiſchen Sachſens.

Von K. F. Rumohr.

Die ſchönen Denkmale älterer Zeit, welche in Deutſchland neugriechiſch oder vorgothiſch, in England ſächſiſch genannt werden, ſind in dem nördlichen Sachſen weder ſo häufig, noch ſo erheblich, als an dem altchriſtlichen Rhein- und Donauſtrome. Die Urſachen liegen nicht weit; Sachſen ward erſt im neunten, die Oſtſeegegenden kaum im zwölften Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung bekehrt, und mit den ſüdlichen Künſten befreundet. Erſt ſeit dem eilften Jahrhundert ward die Holzbaukunſt allgemach verdrängt, Kirchen und Kapellen aus gutem Backſtein und Gipsmörtel Raum zu geben. — Die ungegründeten Vorſtellungen von einer Steinbaukunſt der wendiſchen Oſtſeevölker verſchwinden mit dem*) Mährchen von den unter dem Meere noch ſichtbaren Mauern und Gaſſen von Arkona **). Aeltere Erzählungen aus den Zeiten der Bekehrung der deutſchen Wenden verbreiten ſich mit Umſtändlichkeit über die geſchmückte hölzerne Bau-

---

*) Anm. Dieſes wird jedoch in Hrn. Zöllners Reiſe nach Rügen noch wiederholet.

**) Z. B. das Leben des heil. Otto in Ludwig scr. rer. Bambergensium.

kunſt dieſer Völker. Zu Strelitz werden kleine Idol
aus Erz gegoſſen aufbehalten, welche bey Hohenzieri
ſollen gefunden worden ſeyn. Sie wurden ehemahls in
Stifte zu Ratzeburg aufbewahrt. Ich habe dieſe Denk
würdigkeiten nicht geſehen, die indeſſen eben ſowohl au
einen uralten Landhandel der ſlaviſchen Nationen zurück
weiſen können, als auf eine Kunſtepoche derſelben. Di
Nachrichten, welche von Strahlenberg bis auf Palla
mehrere Reiſebücher von Siberiſchen Alterthümern geben
ſollten mit dieſen Denkmahlen genau verglichen werden
Gewiß mußte der ſchnell eingkleitete Nordoſthandel d
Hanſeatiſchen Oſtſeeſtädte durch einen älteren Handel
zug vorbereitet worden ſeyn. — Die ſpätere Epoche de
ſelben möchte jene Kette von nun zerſtörten Städte
veranlaßt haben, welche von der *) Achtuba bis na
Kaſimof zieht; es kommen bekanntlich Perſiſche und A
meniſche Inſchriften daſelbſt vor. Die **) Engländ
verſuchten vor etwa achtzig Jahren dieſen Weg von Neue
zu eröffnen.

Ich habe an einem andern Orte eines Portales e
wähnt, welches allerdings das älteſte Denkmahl an di
ſer Seite des nördlichen Sachſens iſt; ich meine d
Portal der Kirche des Fräuleinſtiftes zu Schleßwi
der Wohnung des Probſtes gegen über. Ich hoffe dav
noch einmahl eine Abbildung zu geben. Nächſt dieſ
würde

---

*) S. Vorzüglich die verſchiedene Reiſen des Staatsrath Pall

**) S. Hanway's Reiſe.

würde ſich in dem langgegründeten Hamburg manches finden laſſen, wenn nicht frühe vielfältige Verwüſtungen, das Bedürfniß des Raumes und Achtloſigkeit in ſpäteren Zeiten dort alles verſchlungen hätte. Das älteſte Monument, der Dom mit den anſtoſſenden Stiftsgebäuden, ward im Jahre 1804 ganz abgetragen. Ich entſinne mich ſeiner Einzelnheiten nicht mehr *). Herr Domherr Meyer weißt darauf hin, daß die Halle, der Schappendan genannt, einige vorgothiſche Theile enthalten habe; doch zeigt die als Titelkupfer ſeines Werkes gegebene Anſicht des Innern eher ins 14te und 15te Säculum. In einem Winkel des jetzt ſogenannten Domplatzes hat ſich noch ein Gemäuer mit zwey daran gelehnten Pfeilern, auch dem Anſatze der Gewölberippen erhalten; alles dieſes von feinem grauen Kalkſtein, der ſehr ſauber behauen iſt. Dieſer Ueberreſt iſt im beſten gothiſchen Styl, und erinnert an die Verhältniſſe und Austheilungen der Nebenſchiffe des Münſters zu Straßburg.

In Lübeck iſt das älteſte Monument, die Johanniskapelle, vor Jahren abgebrochen worden. Die ohnehin nicht gar alte Stadt zeigt blos im Dom, deſſen älteſte Theile aus den Zeiten der **) erſten Gründung ſeyn können, den Uebergang aus der ältern in die Bauart des 13ten Jahrhunderts, welche man die gothiſche zu nennen beliebt. Der Eingang unter den ſchweren Thürmen iſt rundgewölbt, und mit mehreren ſich hinter einander vertiefenden Rundſtäben, doch ohne weiteren Schmuck verſehen. Das merkwürdigſte iſt jedoch das nördliche Seitenportal, welches in das Kreuzſchiff führt. Eine Vorkapelle, deren Eingang in den letzten Jahrzehenden erneuert worden iſt, zeigt oberhalb deſſelben Verzierungen, die dem 12ten Jahrhundert eigen waren. Das innere, noch wohlerhaltene Portal aus feinem Sandſtein gearbeitet, iſt vielleicht das merkwürdigſte Denkmahl im nördlichſten Deutſchland. Der obere Schlußbogen iſt ſpitz (zuſammengeſetzt) und daraus iſt zu folgern, daß dieſe Arbeit ſchon dem Anfang des 13ten Jahrhunderts angehöre, und neuer als der rundgewölbte weſtliche Eingang unter den Thürmen ſey. Dem ungeachtet ſind alle Verzierungen, welche die Säulchen und Glieder durchaus überkleiden, von jener Art, welche wir mit wenig Abweichung von den Palläſten Diokletians zu Spalatro, den Ravennatiſchen und verwandten Denkmahlen bis zu Anbeginn des 13ten Jahrhundertes in den Gebäuden der europäiſchen Chriſten verfolgen können; das iſt, hier und da aus Antiken entlehnte, mit andern Fantaſien, die dem Beſtreben nach ſehr gut und von plaſtiſchem Wollen ſind: Blätterwerk, Pflanzengeſchlinge mit Thiergebilden belebt, die denen wohl recht antik bedünken, welche die geringere Geſchicklichkeit der Meiſter nicht hindert, ihr Abſehn zu faſſen. — Hier kann jedoch nur von der Wendung der Verzierungskunſt die Rede ſeyn, welche die alte Welt unter der römiſchen Herrſchaft nahm. Vorzüglich das dritte und vierte Säculum nach Chriſtus haben die Verzierungen der Baukunſt angedeutet, welche nachher mit verhältnißmäßig geringer Abweichung bis auf die Zeit der Gothiſch benannten Architektur befolgt wurden. — So iſt auch das Baſſorilievo, welches das Feld zwiſchen beiden zuſammenlaufenden Bögen ausfüllt, von gutem Styl: ein Chriſtus, der von zwey Engeln in ſymmetriſchem Abſtande angebetet wird. Ich habe aus dieſer Epoche mehr zierliche und wohlausgearbeitete Bildhauerarbeit geſehn; denn dieſe iſt roh und die Proportion vorzüglich nach unten hin ſehr falſch. Indeſſen iſt die Wendung des Kopfes der Engel und die Darreichung des Armes (Adoration in ganz altem Gebrauch) ungemein ſtark gefühlt; mehr Kenntniß und Geſchick in die Ausführung dieſes Motives getragen, wurde etwas Vortreffliches daraus hervorgekommen ſeyn. Die Richtung der Falten, der Entwurf des Gewandes iſt wie überall in der ältern Epoche der chriſtlichen Bildhauerey, dieſer Kunſt angemeſſen, mehr geſenkt als gebauſcht. — Unläugbar giebt es für jede beſtimmte Form der Kunſt gewiſſe Geſetze des äußern Wohlſtandes; will man die Beobachtung derſelben Styl nennen, ſo haben die früheren Jahrhunderte, vor Entwicklung der Malerey und gothiſchen Architektur einen muſterhaften Styl in plaſtiſchen Werken aufzuweiſen, der in der Darſtellung menſchlicher und göttlicher Perſonen des Chriſtenthums von den neueren gelehrteren und gewandten Bildhauern befolgt werden dürfte. —

---

*) Blick auf die Domkirche in Hamburg, von F. J. L. Meyer, Domherrn. — Hamburg 1804. S. 46 ff. vergl. ebend. das Titelkupfer.

**) Das iſt: der Gründung der ſteinernen Kirche, ſiehe weiter unten.

Dies wäre, den nicht ſehr bedeutenden Dom zu Ratzeburg, in dem ſpitze und runde Bögen vermiſcht erſcheinen, und eben daſelbſt die Kirche auf dem Berge, welche von noch älterer Gründung, aber ſehr erneuert iſt, endlich das kleine Altärchen der Dorfkirche zu Crummeſſe hinzugeſchlagen, alles, was mir an Vorgothiſchen Alterthümern in Transalbingien vorgekommen iſt. Im Dom zu Ratzeburg ſind einige verſtümmelte Leichenſteine im Fußboden der Kirche vermauert, deren Inſchriften noch die älteren rundlichen Charaktere haben. Jenes Chor zu Crummeſſe hat einen engen rundgewölbten Eingang, und angemeſſene Kranzverzierung von abwechſelnd rauhen und dunkelverglasten Backſteinen. Ueberhaupt muß ich anmerken, daß große und kleine Gebäude dieſer Art in den aufgeſchwemmten Ländern von der Weſer zur Oder aus einem gar ausgebrannten, bisweilen an der Oberfläche glaſurten Backſtein gemauert ſind. Nicht ſelten hat man ſich der vorhandnen großen Granitblöcke zu Quadern und Pfeilern bedient. Hie und da giebt es auch Portale von fremdem gehauenen Sand- und Kalkſtein, wie auch jenes angeführte zu Schleßwig, zu dem der feine Kalkſtein von Kanut dem Großen aus England *) geſandt worden iſt. Am meiſten verlieren durch die Seltenheit dieſer Materie, die Thurmſpitzen, deren Kegel oder Pyramidal-Formen mit Bley gedeckt, nicht ſelten lehrreiche Zimmerarbeit enthalten, aber nie den Anblick einer erträglichen Form gewähren. Die größeren haben ſämmtlich in den letzten

---

*) Ich folge hierin dem Prof. Chriſtiani, Schleſwig-Hollſteiniſche Geſch. Th. 1. S. 135.

ganz geſchmackloſen Jahrhunderten erneuert werden müſſen. Aus dem weiter unten berührten Thürmchen der Burgkirche zu Lübeck läßt ſich abnehmen, daß die alten Architekten dieſen Spitzen ein gefälligeres Anſehen gegeben haben. — Zu Landshut in Niederbayern iſt der ſpärlich vorhandene gehauene Stein zu Kanten und Durchbrechungen ausgeſpart, ſo daß der mehr gewöhnliche Backſtein nur die dichten Maſſen ausfüllt. Etwas Aehnliches hätte man auch hier leiſten können; Lübeck würde aus der Inſel Gothland, Hamburg die Elbe hinab, feinkörnigen dichten Sandſtein gezogen haben, ſo gut als Antwerpen die Schelde, mehrere Städte Hollands den Rhein hinab. Aber Flandern und der Niederrhein waren wohl damahls ſchon mehr künſtleriſch geſinnt. —

Der *) Dom zu Lübeck hat eine feine Länge und mäßige Höhe, und weſtwärts zwey ſchwerfällige Thürme von Backſtein; an dieſen ſind Fenſter ſichtbar, welche in jener in Italien ſo gewöhnlichen Art gebaut ſind; nähmlich ein runder Pfeiler, der die beyden Bögen der Fenſteröffnung unterſtützt, darüber ein größerer, wenig hervortretender Bogen, der jene kleinern überſchließet. Dies zeiget, daß der untere Theil der Thürme das älteſte Gemäuer der Kirche enthalte. Der Körper der Kirche bis an das Kreuzſchiff könnte mit den Thürmen gleich

---

*) Von Melle, gründliche Nachrichten von Lübeck. ed. 3. 1787. S. 109 giebt die Inſchrift, welche die Erbauung ins Jahr 1170 ſetzet; Heinrich den Löwen und Heinrich, dritten Biſchof von Lübeck, als Erbauer nennet.

alt ſeyn; denn die Pfeiler ſind ſchwer und *) viereckigt, die Kreuzgewölbe von der einfachſten Art, die **) Bögen, welche die Pfeiler verbinden, rund. Dieſer Theil geht durch das Kreuzſchiff bis in das Chor, wo die beiden erſten Kreuzgewölbe mit den ſechs dieſelben unterſtützenden Pfeilern noch von derſelben Conſtruction ſind. Die beyden das Kreuzſchiff bildenden Flügel ſind beſſer conſtruirt und haben in den vier Winkeln in jedem zwey runde ſchlanke, angelehnte Säulen, zwiſchen beyden ein ſcharfkantiges Glied. Das Kapital dieſer Säulen iſt von demſelben ***) Sandſtein, wie jenes vorher beſchriebene Portal, und hat eine ganz treu nachgebildete antike Verzierung. Es ſcheint alſo dieſer Theil mit jenem Portal ganz zugleich errichtet zu ſeyn, und einen Fortſchritt der Baukunſt zu bezeichnen. Der größere noch nicht beſchriebene Theil des Chors iſt ganz im gothiſchen Styl, hat einfach runde Säulen [illegible] einem ſehr angenehmen Verhältniß, welche ſpitze Bögen und angemeſſene Gewölbe unterſtützen. Dies iſt der einzige Theil der Kirche, der ein gutes Anſehen hat. Um das Chor führt ein geräumiger Gang, an dem viele Seitenkapellen liegen. Die noch nicht ſehr ſchlanken Verhältniſſe, die Einfachheit der Theile und manche andere Merkmahle würden mich beſtimmen, dieſes Gebäude in die Mitte des 13ten Jahrhunderts zu ſetzen. Doch führt von *) Melle das mehrmahlen an der Decke wiederhohlte Wappen des Biſchofs Heinrich Bockholt an, und ſagt zugleich, daß dieſer Herr das Chor aus eigenen Mitteln gebaut habe. Für letztere Behauptung nennt er ſeine Quelle nicht. Indeſſen bezeugt die ſpäter anzuführende **) Grabſchrift dieſes Biſchofs, ſie iſt unläugbar authentiſch. Dieſer Biſchof ward im Jahre 1317 erwählt.

---

*) Ich wüßte nur die Kirche des ſächſiſchen Lothar zu Königslutter mit dieſer Bauart zu vergleichen.

**) Die Fenſter, jetzt von gothiſcher Art, müſſen ſpäter erweitert worden ſeyn.

***) Dies iſt jedoch nur an der ſüdlichen Seite ſichtbar; eine ſehr geſchmackloſe neuere Uebertünchung macht die Kapitale der nördlichen unkenntlich.

Da mir für jetzt unmöglich fällt, den über gedachte Angabe der Erbauung ſich aufdrängenden Zweifel zu löſen, ſo wende ich mich zu dem Denkmahl deſſelben Bockholt, welches, wenig über den Boden erhöht, aus einer Platte von Erz mit der Inſchrift, und einer darauf ganz erhoben liegenden Porträtfigur aus demſelben Metall beſtehet. Dieſe Arbeit, welche etwa drey Viertel Lebensgröße hat, hielt ich auf den erſten Blick für ein Werk des funfzehnten Jahrhunderts. In dem Geſicht iſt eine trockne und wenig verſtandene Ausführlichkeit; die Falten des prieſterlichen Gewandes gehen nach unten ſehr ins Breite aus, ſind aber doch mit Ueberlegung geworfen. Die Stickerey am Gewande iſt gleichfalls ſehr ausführlich behandelt, und die Augäpfel vertieft. Das

---

*) Nachricht von Lübeck S. 134.

**) Qui fecit construi hunc chorum. — Als eine diplomatiſche Merkwürdigkeit führe ich an, daß die innere Inſchrift in runden Charakteren, die äuſſere, aus der obige Stelle iſt, in der ſogenannten gothiſchen oder Mönchsſchrift gegoſſen iſt.

Haar iſt einzeln angegeben, und gar nicht in Maſſen ausgetheilt; es iſt über dem Nacken rund abgeſchnitten, und ſteht an den Seiten ſtark ab. Hieran vorzüglich erkenne ich die plaſtiſche Manier jenes Zeitalters. Dahingegen halte ich die Hände noch immer für eine neuere Ergänzung, wenn ich gleich keine Verknüpfung bemerkt habe. Obgleich im Handſchuh, zeigt die zum Segen erhobne Hand eine zu gute Austheilung, vorzüglich zu viel Breite in den Fingern, als daß ſie dem Zeitalter der Inſchrift entſpräche. Der Biſchofsſtab in der andern Hand enthält zu oberſt das Modell einer Kirche. Ein ſo großer Bronzeguß iſt in der That im vierzehnten Jahrhundert und gerade im nördlichen Deutſchland ſehr auszeichnenswürdig. Dieſer Herr ſtarb im Jahr 1341. Die Inſchrift denke ich ſpäter mit den übrigen zu geben, welche in der Kunſtgeſchichte Bedeutung haben.

In dem Chore, wie in dem Gange um daſſelbe her, ſind viele Leichenſteine, auch einige an der Mauer aufgerichtete Denkmahle, die ziemlich wohl erhalten ſind, und durch ihre Inſchriften beſtätigt, eine gute *) Folge zur Kunſtgeſchichte geben. Sie ſind meiſt aus dem 15ten und aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts; theils enthalten ſie eingegrabne Umriſſe von lebensgroßen Fi-

---

*) Wie die Münzen in der alten Kunſtgeſchichte, ſo können die Grabmahle der neuern, durch die Verbindung der Schrift und Kunſt, wichtig werden. Der vortreffliche Kenner, Gough, hat dies in ſeinen lehrreichen Sepulcral monuments angewandt, und darin die Bahn gebrochen.

guren, theils auch halberhobene ſehr flach gehaltne Arbeit, die mehr und weniger verdienſtlich iſt. Aus einem an der Rückſeite des Hauptaltars eingemauerten Denkmahl ſieht man, daß ſchon im Jahre 1500 der florentiniſch-römiſche Bau- und Verzierungsgeſchmack bis in den Norden gedrungen war. — Die mit Schnitzwerk gezierten Chorſtühle ſind in älterer Zeit und auf einmahl gemacht; der Stuhl des Biſchofs (oder Celebranten), an deſſen Rückſeite das Pult befeſtigt iſt, gehört zu den ſchönſten Ueberreſten gothiſchen Schnitzwerkes. Er iſt aus einer guten Zeit des gothiſchen Styles. An der Vergitterung des Einganges aus der Kirche ins Chor iſt ſehr reiches Schnitzwerk aus den ſpäteſten Zeiten der gothiſchen Verzierungskunſt. Dieſes ſcheint mit dem großen Kruzifix, das ich weiter unten berühren will, aus einer Zeit zu ſeyn. — An der nördlichen Seite des Ganges um das Chor iſt ein kleines mit Farben gemahltes Relief und vor demſelben eine*) Lampe von Bronze welche zu den ſchönſten Arbeiten dieſer Art gehöret. Die Form dieſer Lampe iſt ungemein artig; der Boden beſteht aus gradſeitigen Flächen, welche an den Verbindungen mit Blätterwerk im gothiſchen Geſchmack verziert ſind; oben gehet eine durchbrochene Gallerie herum, unter welcher eine Inſchrift angebracht iſt, die ich noch nicht geleſen habe.

Unter dem Schiffe der Kirche ſind in dem Fußboden wiederum merkwürdige Leichenſteine ; an dem ſüdlichen Pfeiler, dem Chore zunächſt, ein Denkmahl der Familie Ahlefeldt aus der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, an deſſen Porträtköpfen ſchätzbare Arbeit iſt. Unter den Thürmen iſt die Taufkapelle ; das Becken iſt von Laurenz Groven 1455 aus Erz *) gegoſſen. Die Arbeit an den erhobenen Heiligenfiguren, welche daſſelbe umgeben, iſt ſehr fein, und die Köpfchen recht zierlich. Uebrigens bemerkt man das ſeltſame Beſtreben nach Grazie, welches die plaſtiſchen Künſte des 15ten Jahrhunderts im Norden begleitete, nicht leicht ſo deutlich, als an dieſem Werke. Alle Köpfe liegen faſt ganz auf einer Schulter. Das Faltenweſen taugt auch in ſeinem ganzen Entwurfe nichts.

---

*) Nach v. Melle am a. O. S. 231, iſt dieſe Lampe von dem Biſchof Albrecht von Brügge in Flandern 1461 dahin verehret worden.

Aber bey weitem das Denkwürdigſte iſt in einer der nördlichen Nebenkapellen enthalten, welche gewöhnlich verſchloſſen und unter Aufſicht des Kirchendieners gehalten wird. Dies iſt ein altes Altarblatt, auf welches von Heinecken in ſeinen Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen zuerſt aufmerkſam gemacht hat. Ich habe dieſes Buch nicht zur Hand, und entſinne mich ſeiner Conjecturen nicht, und verzichte auf jede wahrſcheinliche Muthmaßung über den Meiſter. Ein Monogramm habe ich darauf nicht entdecken können; indeſſen ſtehet auf der Einfaſſung unter dem Hauptbilde, der Kreuzigung, die Jahreszahl 1491 in den Charakteren der ſpä-

---

*) So leſe ich die Inſchrift.

teſten gothiſchen Schriftart. Der Zweifel, der aus der anſcheinenden Erneuerung der Vergoldung des Rahmens gegen die Aechtheit dieſer Ziffern erweckt werden könnte, wird in der genauern Anſicht derſelben durch jene Originalität gehoben, für welche der kritiſche Geſchichtsforſcher ſo viel Sinn haben ſoll, als der Wechsler. Dieſe Epoche angenommen, für welche überdies im Bilde ſelbſt Kleidungen und Handhabungen von mancherley Art ſprechen, muß dem Bilde im Voraus, Mangel an Perſpectiv, gelehrter Zeichnung, ſelbſt an gemeinhin richtiger Proportion zugegeben werden. Alles dieſes wird hier durch Emſigkeit und viel Geſchick im Nachbilden natürlicher Formen, erſetzt; das letztere iſt um ſo willkommner, wenn es mit der Schwachheit der deutſchen Künſtler des ſechszehnten Jahrhunderts, dem Prunk mit einer unvollkommnen Kenntniß der Anatomie, verglichen wird.

Die äußere Tafel ſtellt die Verkündigung dar; ſie iſt grau in grau, ungefähr zwey Drittheil Lebensgröße gemahlt. Es wäre viel zum Lobe eines guten Entwurfs der Falten, ſinniger Stellungen und ſo mehr zu ſagen. Doch ſcheint dies Unternehmen, ſo groß zu zeichnen, noch über die Kräfte des Künſtlers hinaus zu ſeyn. Dieſe Thüre iſt doppelt gegliedert; hat alſo im Innern wieder vier große Figuren, welche farbigt und in einem ſehr warmen Tone gemacht ſind. Auch hier wiederum ſind die Stellungen ungezwungen, die Geberden gelaſſen und huldreich. Der ſchönſte Kopf iſt der des heiligen Antonius, der dem Leben ſehr emſig abgelauſcht zu ſeyn ſcheint, und von einem reizenden Schimmer von Ernſt und Milde erhellt wird. Die ſchönſten Dinge ſieht man jedoch in den drey Feldern des Innern, darin die Paſſion durch viele Figuren dargeſtellt iſt. Chriſtus ſelbſt iſt in keiner Lage mehr als mäßig gut gelungen. Beſſer iſt der reuige Schächer am Kreuz, der recht glücklich von der Seite geſehn dargeſtellt iſt. Aber in allen Nebenfiguren iſt ein Schatz der ſchönſten mahleriſchen Motive ausgelegt. Vortrefflich intendirt iſt der Hauptmann, eine geharniſchte Figur zu Pferde, den rechten Arm gut aus der Achſel emporgehoben; über den linken und die Bruſt bis auf den Gürtel fällt ein Mantel von gebrochenem Roth; der Kopf hat etwas ungemein edles. Sehr lebendig ſind in dem Vorgrunde die Knechte, welche um den Rock würfeln, zuſammengeordnet. Die Köpfe, welche nach dem Leben und nach deutſchen Naturen gebildet ſind, haben viel Mannigfaltigkeit, doch aber durchaus nichts fratzenhaftes. Einige darunter gehören zu dem am meiſten kunſtmäßigen in dem ganzen Gemählde. Weniger geglückt iſt die Gruppe der Frauen um die ſchmerzhafte Mutter. Die Kleidung der Weiber iſt der mahleriſchen Darſtellung ungünſtig. Der Kopf der Mutter Gottes iſt nicht ohne tiefes Gefühl, aber gar nicht geründet, wie alle Köpfe dieſes Bildes, welche im Vollen geſehen werden. Gar nicht angenehm läßt ihr die wittwenhafte Vermummung. — Auf dem linken Flügel iſt die ganze Vorgeſchichte der Paſſion, in willkürlicher Perſpectiv vom Hintergrunde hervorgeführt. Im Vorgrunde iſt die Abführung zum Kreuz; die Gruppe Chriſti mit den

Schächern und Knechten zeigt, wie jene, einen vortrefflichen Sinn zu natürlicher Anordnung der Figuren. Die Köpfe, die einander in verſchiedener Richtung und Bewegung entgegengeſetzt ſind, haben viel Charakter und Leben. Die Färbung iſt in dieſem Winkel des Gemähldes faſt altitalieniſch. Ein ſaftiges Weiß iſt einem braunlichen Grün, dies wiederum einem gebrochenen Lakton und reinen Farben entgegengeſetzt, wozu das Haar und Fleiſch ſehr wohl thut. Der Grund auf dem man dieſe Gegenſtände ſieht, iſt ein gelbliches Grau eines Mauerwerks. Dieſe auf eine warme Art behandelten Farbentöne, ſo wie auch eine männliche Figur in langem Gewande und einem Kopfputz, der hinten in Falten hinabhängt, und ganz altflorentiniſch anläßt, ſcheinen Bekanntſchaft mit der altitalieniſchen Kunſt zu verrathen. Gewiß iſt der Künſtler aus dem ſüdlichen Deutſchland zu Hauſe, dies ſieht man der feſtern Form und wärmern Färbung, ſelbſt den fantaſtiſch ausgeführten Motiven des landſchaftlichen Hintergrundes an. Die Tradition iſt, das Bild ſey von Hollbein. Wenn dieſe wirklich älter, und nicht etwa durch von Heinecken veranlaßt wäre, ſo könnte doch nur von Hollbein dem Vater die Rede ſeyn. Von dieſem habe ich nichts geſehen, als ein Bild der Münchener Gallerie, das jedoch nur angeblich von ihm iſt, und mir vielmehr nach den Kleidungen der Porträtfiguren und dem weicheren Pinſel aus dem zweyten oder dritten Jahrzehend des 16ten Saeculi zu ſeyn ſcheint. Ein ſehr kunſtſinniger Gelehrter ſagte mir, er habe bey dem Herrn Prediger der franzöſiſchen reformirten

Gemeinde zu Baſel, Herrn Bridell, einige Reſte der nunmehr ganz abgebrochenen Domkirchhofsmauer geſehn, deren mahleriſches Beſtreben ihm beſſer bedünke, als das der groſen deutſchen Künſtler des 16ten Jahrhunderts. Dieſe Arbeiten ſeyn aus dem Ende des 15ten, alſo möglicher Weiſe vom alten Hollbein. Vielleicht trifft dies merkwürdige Bild zu Lübeck in der Art zu denken und zu machen mit jenen Reſten überein.

Als charakteriſtiſch muß ich noch anführen, daß im Vorgrunde überall Kräuter von beſtimmten Arten, z. B. Bärenzahn, recht wohl erkannt werden können, und daß unter dem kreuztragenden Chriſtus ein Bologneſer-Hündchen, das auf einen Froſch lauert, mit einem gewiſſen Gebrauch der paſtoſen und durchſichtigen Farben gemahlet iſt, der zuerſt der Schule des Johann Bellin recht deutlich wurde. Der Froſch ſelbſt ſteht außerordentlich glatt und häutig dem rauhen Hündchen gegenüber. Es verſteht ſich, daß alles dies mit einer gewiſſen Trockenheit angefertigt worden; ſo daß man dabey an ſpätere Beſtrebungen der Holländer erinnert wird.

Auf derſelben Tafel kniet eine betende Porträtfigur in ſchwarzem Gewande, welche mir ein Canonicus ſcheint, die aber für den Mahler ſelbſt ausgegeben wird. — In der mittlern Tafel hinter der Gruppe der Frauen ſtehen ebenfalls drey Porträtfiguren, welche ſehr gut ſind, und in deren einer ich einen Brömbſen aus der Familienähnlichkeit zu erkennen glaube. Eine jugendliche Figur, die mittlere von den dreyen, ſieht ganz in das Oeſterreichiſche Haus, und gleicht dem jungen Maximilian in den Holzſchnitten des Weiß Kunig. Es käme darauf an, ihn mit dem Porträt des jungen Philipp, des Gemahls der Johanna von Caſtilien zu vergleichen, das in Wien annoch vorhanden iſt. — Immer bleibt dies ſchöne Werk das reichhaltigſte und beſte, welches mir von altdeutſcher Kunſt vorgekommen iſt; in Rückſicht auf das künſtleriſche Wollen könnte ich den Meiſter jener Zierden der deutſchen Kunſt, dem Dürer und jüngeren Hollbein, vergleichen. Wenn es mir nur gelingt, aus urkundlichen Nachrichten ſeinen wahren Nahmen hervorzuziehen, ſo werde ich Ihnen dieſe Entdeckung gelegentlich mittheilen.

An den Pfeilern des Hauptſchiffes hängen noch einige kleine Altarſchränke von älterer Mahlerey. In der Mitte der Kirche, dem Eingang zum Chore zunächſt, iſt ein *) gewaltiges Gerüſte mit dem Gekreuzigten und dazu gehörigen Nebenfiguren. Dies verſtellt die Kirche und durchſchneidet ihren ganzen Plan, iſt überdem nicht erfreulich noch ergreifend anzuſehen. — Der ſüdöſtliche Ausgang des Schiffes führt in eine ſchöne geräumige Halle, die von zwey Reihen Säulen unterſtützt wird, und auf gothiſche Art überwölbt iſt. Das Stockwerk über derſelben iſt mir noch nicht geöffnet worden. Von dem Kreuzgange aus giebt dies Gebäude ein ſtattliches Anſehen, iſt wohlerhalten, und zeigt zwey Reihen breiter gothiſcher Fenſter in abgemeſſenen Entfernungen.

---

*) Nach von Melle a. a. O. S. 106. vom Biſchof Alb. Krummedick im J. 1477 aufgerichtet.

Der Kreuzgang ſelbſt iſt ſehr verfallen; wenigſtens ſind die mehrfach gegliederten Pfeiler ſo ſtark ausgewichen, daß ſie ſich und die Laſt, die ſie tragen, nur durch die Feſtigkeit ihrer Maſſe aufrecht erhalten. — Hinter dem Chore, doch von der Kirche und Kreuzgang abgeſondert, iſt der alte biſchöfliche Pallaſt, der dauerhaft aus braunen Backſteinen erbaut iſt. Jene Halle, und dieſer gothiſche Pallaſt ſcheinen mir Werke des 15ten Jahrhunderts zu ſeyn.

Die Hauptkirche der Stadt, zu St. Marien, gehört zu den kühnſten gothiſchen Hallen, welche in der *) beſten Zeit dieſer Baukunſt in Backſtein zu bauen unternommen worden ſind. Ich glaube, daß ſich nur die Kathedrale zu Rothſchild in Seeland mit derſelben meſſen könne. Das Schiff hat eine Höhe, die dem Chore des Domes zu Kölln nur wenig nachgeben wird. Es läuft ununterbrochen und in gleicher Höhe über das Chor hin, welches ein ſehr gutes Anſehn giebt. Die um vieles niedrigeren Seitenſchiffe ſcheinen mir ein wenig zu ſchmahl. Auch dieſe ſind fortgeführt und gehen

um

---

*) Sie ward nach dem Brande von 1276 in dem jetzigen Plane aufgebaut. Die Inſchriften, welche Melle a. a. O. S. 117 richtig giebt, zeigen für die Gründung der Thürme: des nördlichen das Jahr 1304; des ſüdlichen, 1310. Als die Kirche des Münſters zu Straßburg, des Domes zu Cölln, St. Stephans zu Wien, der Hauptkirche zu Antwerpen und anderer. Da in jener Inſchrift von 1310, die Gründung der Briefkapelle mit einbegriffen iſt, ſo war wohl das Hauptgebäude früher angelegt worden.

um das Chor herum. Hinter demſelben iſt eine ſchöne Kapelle von faſt elliptiſcher Figur, jedoch mit geraden Seitenflächen, die durch einen weiten und hohen Bogen mit dem bemerkten Gange verbunden iſt. Dies alles giebt von verſchiedenen Seiten das ſchöne Anſehen, deſſen ſich die Kunſtfreunde aus den ſchönſten gothiſchen Tempelhallen entſinnen: da ein Theil den andern zugleich verdeckt und verräth, und ſo den Eindruck eines unendlich Großen macht. Die ſchönſte Anſicht würde jedoch von der großen im ſpäteſten gothiſchen Geſchmack verzierten Orgel ſeyn, wo man über das Chor hinaus den Schluß des hohen Gewölbes, und durch die Bogen, welche die obere Mauer tragen, die Fortſetzung der Seitenſchiffe, oder den Gang um das Chor, und ſelbſt die berührte öſtliche Schlußkapelle ſieht. Allein die ſchlanken Pfeiler ſind durch fantaſtiſch weitläuftige *) Denkmähler neuerer Zeit verunziert, die angelehnten Säulen unten weggehauen, welche, da ſie bis an den Anſatz der Gewölberippen des hohen Schiffes hinauslaufen, und in der That die Stütze des ganzen Gewölbes ſind, nicht ohne Nachtheil für deſſen Stärke haben zerſtört werden können. Wirklich hat man dem Einſturz durch Querbalken vorbeugen müſſen. Jene Denkmahle ſind Bruſtbilder an hohen Pyramiden befeſtigt, die auf Wolken

---

*) Nicht ganz frey von demſelben Vorwurf iſt die Orgel, deren manche Verzierungen [illegible] aus der Zeit ihrer Aufrichtung, [illegible], ſeyn müſſen, weil ſie durch nichts [illegible] [illegible] ſind.

von Holz oder Marmor ruhen, und widerſprechen durchaus dem wohl ausgeſonnenem Verhältniß der gothiſchen Theile. Ueberhaupt kann hier, wie zu Nürnberg, geſehen werden, daß die ungöttlich erklärte Kunſt das Werkzeug der Eitelkeit wird. In dieſer Kirche iſt die ganze Reihe der Superintendenten, Haupt-Paſtoren und anderer Magiſtratsperſonen ausgeſtellt; unter dieſen iſt ein einziges gutes Kunſtwerk, das Porträt des Bürgermeiſters Kirchring, von Kneller gemahlt. Es iſt in ganzer Figur, in der ſchönen halbſpaniſchen Tracht, welche ſich noch bis jetzt für die Feyer erhalten hat. Die Färbung iſt ein wenig matt, wenn nicht die ſchlechte Beleuchtung darin täuſcht; ſonſt iſt der Stand und Charakter der Figur würdig und anſehnlich. — Ahnentafeln, Wappen, ſind weniger häufig als zu Nürnberg, wo ſich das Patriziat in ſeiner Macht erhalten hatte.

Die ganze bedeutende Maſſe der Kirche mit ihren beiden Thürmen iſt, mit Hülfe von Eckſteinen und einer Baſe aus gehauenem Granit, im Backſteinen gebaut. Nur der ſüdweſtliche Eingang iſt aus einem leckern Kalkſtein, doch ohne den kunſtreichen Schmuck der gothiſchen Architektur. Er führt durch eine wohlgebaute Seitenkapelle in die Kirche. Dieſe *) Kapelle wird von zwey ſchönen achteckigten Granitſäulen unterſtützt, deren ſeltne Länge um ſo mehr Erſtaunen erregen muß, da beyde

---

*) Jetzt Briefkapelle, ſonſt St. Annen; nach einer Inſchrift, bey v. Melle [illegible], (vergl. Behrens a. a. O. S. [illegible].) — Die Säulen ſollen [illegible] Fuß hoch ſeyn.

wahrſcheinlich aus einem der großen Granitblöcke gehauen ſind, welche das nördliche Deutſchland und die angränzenden Oſtſeeländer überdecken. Sie machen in der That den Eindruck ſehr ſchlanker Palmen, und der Kapelle könnte durch Freskomahlerey an den Wänden und Gewölben, oder wenigſtens durch guten feſten Stuck ſtatt des groben Bewurfes zu einem ſehr guten Anſehn geholfen werden. — Quer gegen über an der nördlichen Seite iſt die ſogenannte Todtenkapelle mit dem bekannten Todtentanz. Niemand wird ſich jedoch durch die Topographen verleiten laſſen, hier ein altes Gemählde zu ſuchen; doch ſcheint es, daß manche Figur aus einem ältern Gemählde entlehnt ſey. In der That zählt man fünf verſchiedne Auffriſchungen, welche endlich, wie es ſcheint, in ein gänzliches Uebermahlen ausgeſchlagen ſind. — In dem Eingang dahin, oder vielmehr in einem kleinen daneben befindlichen Verſchlage, iſt ein ſeltſames Bild auf einem Goldgrunde, das doch nicht älter zu ſeyn ſcheint, als Dürers und Cranachs Zeit.

Das Chor iſt durch eine niedrige, zum Theil ſehr ſehenswürdige Vergitterung abgeſchloſſen; nur die vordere Scheidewand, oder das Singechor, iſt mit großentheils aufgefriſchten Bildern geziert, welche jederzeit ohne Werth geweſen ſeyn mögen; ich halte ſie für Arbeiten der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Die große Altarmaſchine, von weißem und ſchwarzem Marmor, iſt von dem geſchickten Thomas Quellino; doch iſt dieſe Arbeit faſt zu talentlos, um auch nur den Nahmen der Manier zu verdienen. Ganz erdrückt von der ſchwerfälligen Nachbarin ſteht daneben das alte Ciborium; ein hoher ſchlanker Pyramidenbau im reichſten gothiſchen Geſchmack aus einer ſchönen vergoldeten Bronze. Ich trage kein Bedenken, dies zierliche Werk dem Nürnbergiſchen Tabernackel vorzuziehen. Es iſt überdies die größte Arbeit aus Metall, die mir in gothiſcher Art vorgekommen iſt. Es wäre unmöglich, die mannigfachen Launen aufzuzeichnen, in denen ſich das Thürmchen bis zur durchbrochenen Schlußpyramide hinaufſpielt. Unterwärts ſind leider viele Stäbe und Roſetten zerſchlagen und abhanden gekommen.

Dies zierliche Werk enthält zwey Inſchriften, deren die Nahmen der Künſtler: Nikolaus Rumheſee und Nic. Heudeneris — der erſte: Aurifaber; der andere: Figillus — die obere das Jahr 1479 der Errichtung, nebſt dem Conſuln geben. Ich bin noch nicht gewiß, die äußerſt verſchlungenen Buchſtaben in den Nahmen der Künſtler ganz richtig geleſen zu haben. — In der obern Inſchrift wird noch ein *) Operarius, Paulus Laggen, benannt, der bey der Aufrichtung zur Hand geweſen iſt. So wäre auch in dieſer Epoche der gothiſchen Architektur, der man gewiß das plaſtiſche Wollen nicht abſprechen kann, ein gehöriges Zuſam-

---

*) Dies Wort bedeutet im Mittelalter mehr als im Alterthume, da es meiſt Handwerker überſetzt werden kann, (wenn man bey dieſem deutſchen Worte [illegible]: Profeſſioniſt, weil es). Es dürfte hier Werkmeiſter bedeuten, Entwurf und Leitung dieſes Ganzen [illegible]

menwirken mehrerer Handwerke zu einer Kunſt unumgänglich befunden werden.

Auch dieſe Kirche hat im Gange hinter dem Chore einige Bilder, die v. Heinecken anführt, und deren Meiſter ich nicht anzugeben wüßte. Das Merkwürdigſte iſt ein Altarſchrank in ſpät gothiſchem, moreskem Rahmen, deſſen äußere gewöhnlich umgenagelte Bilder den Sündenfall in einem bräunlichen Farbenton, bey ſchlechter Zeichnung des Nackten, darſtellen. Die innere Seite der beyden Flügel enthält die Flucht nach Aegypten, und die Nacht in der St. Joſeph weckt. Dies Letztere — der Flügel zur Linken — iſt ſehr ſchlecht übermalt. Die Mitteltafel iſt dahingegen ſehr gut erhalten, und überhaupt der beſte Theil des Werkes. Es zeiget ſich darin die Madonna, ſitzend mit dem Kinde auf dem Schooße, welches zwey Porträtfiguren, die eine knieend, verehren. Es ſollen dieſelben wohl eine Anſpielung auf die Weiſen des Morgenlandes enthalten, denn zur andern Seite ſteht etwas im Grunde eine fantaſtiſch aufgeputzte Mohrenfigur. Die Madonna hat wenig zartes, aber eine gewiſſe derbe Einfalt, die auch ihr Anziehendes beſitzt, und lokale Studien verräth. Der Mundwinkel iſt ſehr gut ausgerundet, ſo wie der Kopf überhaupt gut hervorſpringt. Das Kind iſt zwar nicht glücklich gezeichnet, doch zeigt es hie und da, ſo wie die gerade ausgeſtreckten Hände der übrigen Figuren, fleißige Nachbildung. Das grünlich blaue Gewand hat ſehr nachgedunkelt; indeſſen ſieht man dem rothbraunen Pelze des knieenden Herrn einen guten

Entwurf der Falten an, dem eher zu viel Einfachheit und Geradheit, als jene zerbrochene Faltenmanier vorgeworfen werden kann, welche aus einem irrigen Beſtreben der die gothiſche Architektur begleitenden Bildhauerkunſt in die blühendſte Epoche der altdeutſchen Malerey übergegangen iſt. Hierin nähert ſich der mir unbekannte Meiſter mehr dem jüngern Hollbein, als Dürer. Eine gleiche Verwandtſchaft zeigt ſich in den beyden ſchon berührten Porträtköpfen, welche Hollbeins in vieler Hinſicht nicht unwürdig ſind. Durch eine geſchickte Reinigung würden ſie vielleicht noch etwas mehr Lokalfarbe und Rundung wieder erhalten, als ſie jetzt zeigen. Auch die Zuſammenordnung der förmlichen Hauptfiguren iſt in einem einfachen und ſchönen mahleriſchen Sinne. Das Bild hat im Hintergrunde einige Gebäude in einem vermiſchten Florentiniſch-Gothiſchen Styl. An demſelben ſieht man ſehr deutlich die Jahreszahl 1518, und daneben mehrere Engelsfiguren, wie von Stein gehauen, welche nebſt den übrigen Bauverzierungen lebhaft an die ſogenannten kleinen Meiſter, vorzüglich H. S. Beham, erinnern. Von *) Meſſe gibt dies Bild für Hollbein, und folgt vielleicht hierin dem Heinecke; jedoch wird es keinem Kenner möglich ſeyn, dieſer Meinung beyzupflichten; denn es iſt darin weder die Art zu entwerfen, noch irgend eine Handhabung Hollbeins anzutreffen, welcher mir in ſeinem ganzen Fortſchritt ſehr wohl bekannt iſt. Da derſelbe Schriftſteller be-

---

*) a. a. O. S. 178.

ſtimmt weiß, daß die knieende Porträtfigur den Gotthard v. Hörlen darſtelle, ſo iſt vielleicht um ſo eher auf eine urkundliche Nachricht von dieſem Bilde zu rechnen, ſobald die Archive zugänglich ſeyn werden. — Hinter jenen Porträtfiguren iſt eine andere kleinere, in einer viel jüngern Kleidung, und von anderer Hand. Dieſe ſcheint mir von demſelben Künſtler, welcher das innere Bild des linken Flügels übermahlt hat. —

Nicht weit davon iſt ein Altarſchrank mit doppelt gegliederten Flügeln, den man in neueren Zeiten zu einem Dürer machen will. Es iſt nähmlich in der mittleren Tafel ein Gottvater mit der päpſtlichen Krone, der den todten Chriſtus trägt, über ihn die ſymboliſche Taube, umher Engel, welche die Leidensſtücke tragen, kurz der bekannte *) Holzſchnitt Dürers, getreulich vergrößert und abcopirt. Darumher iſt ein Schwarm von Heiligen, die zum Theil in Kleidungen abgebildet ſind, welche erſt nach der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts aufkamen. Auch die kühle Reinlichkeit der Farbe verweiſet auf jene niederländiſchen Praktiker, welche ſich mehr als einen Styl angeeignet haben, und deren Spur noch nicht genug verfolgt worden iſt. Das Innere der doppelt gegliederten Flügel enthält links eine knieende Figur mit daneben abgelegter Kaiſerkrone, welche von einer daneben ſtehenden Frau, wie es ſcheint, auf eine Lufterſcheinung verwieſen wird. Doch iſt ihnen gegen-

---

*) In dem Verzeichniſſe der Werke des A. Dürers gewöhnlich die Dreyeinigkeit genannt, aber in Folio

über ein Gebäude, auch dies von dem ſpäter aufgekommenen halbitalieniſchen Styl, und in demſelben mehrere neugierige oder ſpottende Figuren. Man gibt dies gewöhnlich für die Erniedrigung Heinrich des Vierten zu Canoſſa. Die übrigen vier Bilder ſcheinen mir eine Anſpielung auf die Erhöhung Sixtus des Fünften zu enthalten. Zur Rechten ſind zwey Biſchöfe, in dem Hintergrunde ſoll ein Sauhirt bemerkt werden können, den ich jedoch nicht geſehen. Zur Linken ſteht dieſelbe Figur im Cardinalshabit, todtbleich und gebückt; daneben dieſelbe noch einmahl im päpſtlichen Ornat, den Stab muthig zur Erde geſtoſſen, mit ſiegreicher, befehlender Gebährde. Dieſe Figur iſt wirklich recht gut.— Die Stickerey auf dem weiſſen Mantel iſt mit leichtem und fleißigem Pinſel gemacht, der ſichtlich, doch vergebens, alterthümliche Trockenheit affektirt. Obgleich der alte Stoff und der alte dürre Farbenauftrag meiſt ſehr artig nachgemacht iſt, ſo ſieht doch überall der neuere Farbengebrauch und Sinn hindurch. Offenbar hat das ganze Bild eine ſatiriſche Tendenz, und es iſt ſehr ſpät gemacht, wenn Sixtus der Fünfte wirklich damit gemeint iſt. Um das kritiſche Kreuz zu vermehren, iſt die äußere Seite mit einer Verkündigung bemahlt, die wirklich alt zu ſeyn ſcheint, und doch im Styl dem Innern zum Muſter gedient haben muß. Auf dem ausgelegten Fußboden dieſer Verkündigung iſt das Monogramm zu ſechsmahlen wiederholt, welches vielleicht noch am eheſten auf Albrecht Altorfer zu beziehen wäre, deſſen Kupferſtiche freylich mit einem gedoppelten

$\overset{A}{A}$ bezeichnet ſind. — Vielleicht wird angenommen werden müſſen, daß die inneren Seiten ganz und im Sinne des Proteſtantismus durch eine neuere Hand übermahlt worden ſind, die äußern dagegen in einer ſolchen Zeit verfertigt, da der katholiſche Gottesdienſt noch nicht abgeſchafft worden war; denn es ſpricht ſich darin ein ſehr religiöſes Gefühl gegen das dargeſtellte Geheimniß aus.

Bey dem nordöſtlichen Eingang wird ein altes Bild mit einfachem Thürflügel geſehen, deſſen äußere Seite grau in grau gemahlt iſt, es ſteht darauf die Jahreszahl 1501; die Kunſtart hat eine entfernte Verwandtſchaft mit den Kupferſtichen Martin Schöns, doch bey weitem nicht das Zarte und Sinnige der Köpfe dieſes Meiſters. Quer gegenüber an der Wand unter dem Singchor iſt ein kleines auf Art des Niello in Meſſing gegrabenes Stück, worauf vorn ein Todter ausgeſtreckt liegt, der keine werthloſe Figur giebt. Darumher ſind mehrere Heilige. Es iſt darauf die Jahreszahl 1517 nebſt einem Monogramm bemerklich: darunter ſteht eine Unterſchrift, die man in Anſehung ihrer Beziehung auf den älteren Cultus hat überpichen laſſen. — Auch ſind die Leidensakte zum Theil in den kleinen Reliefs dargeſtellt, welche die Baſe des berühmten Uhrwerks ausmachen, welches hinter dem Chore befeſtiget iſt. Hier, wie an der alten Orgel und den Bethſtühlen ſieht man überall gutes Schnitzwerk.

In der Mitte des Hauptſchiffes, zunächſt den Thürmen, ſteht ein altes Taufbecken aus übergoldetem Metall, mit mehreren Reihen höchſt unförmlicher Figuren beſetzt. Ich bin nie durch die daſſelbe umſchlieſſende Vergitterung hindurchgedrungen, um die ſtumpfen Inſchriften zu leſen, welche mir gleichwohl in runden Charakteren entworfen ſchienen. Da auch ſonſt nichts von gothiſchen Verzierungen daran vorkommt, glaubte ich darin ein ſehr altes Monument zu erkennen, bis ich im Melle das Jahr 1337 und einige plattdeutſche Reime aus den Inſchriften angeführt fand. Ich behalte mir vor, dies zu berichtigen oder zu beſtätigen.

In der Kapelle unter den Thürmen ſtehet der alte Hauptaltar, der aus gemahltem und vergoldetem Schnitzwerk beſtehet, und hie und da feine mahleriſche Motive darlegt. In der öſtlichen Kapelle hinter dem Chore hat ſich in einem Fenſter die Krönung der Maria, jetzt das einzige Glasgemählde in Lübeck, erhalten. — Ein merkwürdiges altes Bild, das in ziemlich großen Figuren einen heiligen Pabſt, der die Meſſe celebrirt, und von Blutſtrahlen aus den fünf Wunden eines Kruzifixes getroffen wird, nebſt den dienenden und andern Prieſtern darſtellt, iſt auf einen Boden gebracht, und ſeitdem von mir nicht unterſucht worden. Wenn ich mich deſſen recht entſinne, ſo iſt es a tempera gemahlt, und ſchwerlich von deutſcher Hand. — Ebenfalls iſt aus derſelben Kirche ein Weihwaſſerbecken in Geſtalt eines Dreyfuſſes, deſſen metallenes Gefäß von einer runden angenehmen Geſtalt war, neuerdings verſchwunden. Aus ſolchen Umſtänden läßt ſich ſchließen, daß in Lübeck mehrere Alterthümer allmählig an die Seite geſchafft worden ſind, und wohl meiſt untergehen müſſen, da ſich keine Liebhaber gefunden, ſie in Sammlungen zu bewahren, wie dies in Cölln der Fall iſt.

Im übrigen gewährt die Kirche an der Nordſeite, von der Straße her, vermittelſt der theils abgeſonderten öſtlichen Schlußkapelle, dem hoch emporſteigenden Schiff mit gutem, nicht ſteilem Kupferdache, einem artigen, gothiſch verzierten Thürmchen darauf, das aus Eiſen und Kupfer iſt, einen recht mahleriſchen Anblick. Die Abſtumpfung der Ecken an den Strebepfeilern des Mittelſchiffes läßt vermuthen, daß hier einmahl kleine Verzierungspyramiden geſtanden haben, welche dem Ganzen einen reicheren Character geben konnten.— Noch liegt eine abgeſonderte *) Kapelle an der Kirchhofsmauer, die ein hübſches Verhältniß und eine ſchöne Baſe von Granitquadern hat.

Der Marienkirche zunächſt liegt die Kirche des Katharinenkloſters; das letztere hat unter mannichfachen Erneuerungen den alten Plan und viele gothiſche Theile erhalten, welche ein gutes Anſehen gewähren. Die Klaſſen der öffentlichen Schule, die hier gehalten wird, haben hohe zuſammengeſetzte Gewölbe von gothiſchen Säulen unterſtützt. Aus den Wohnungen der Lehrer,

---

*) Von Melle a. a. O. S. [illegible], ſetzt die Einweihung dieſer Kapelle ins Jahr [illegible]

die ins Clauſtrum ſehen, hat man die Anſicht der Kirche, welche die nordliche Gränze deſſelben ausmacht, und in dem geſchloſſenen Raume den Eindruck von Größe erregt. Die *) Kirche begränzt mit ihrem nördlichen Nebenſchiff eine enge Straße, ſo daß nur aus den oberen Zimmern der gegenüber liegenden Häuſer die Höhe der Mittelſpitze geſehen wird, die an dem Dache mit Zinnen geſchmückt iſt, nach Art vieler gothiſcher Kirchen in England. Bey der Einfachheit dieſer Backſteingebäude, unterbricht dies die Form auf eine angenehme Art. Um den begränzten Raum zu ſchonen, läuft das linke Nebenſchiff abweichend und gegen das Chor hin etwas enger an die Pfeiler des Mittelſchiffes. Dies ſpricht das Abſehen dieſer Baukunſt ſehr wohl aus, indem der Wohlſtand des Nebenſchiffes hier dem Ganzen aufgeopfert wurde. Im Hauptſchiffe nähmlich bemerkt man das ſchräge Anlaufen der Wand nicht, ſondern genießt nur den Vortheil von der Wand abgeſonderter Pfeiler, und den daraus hervorgehenden Eindruck des nicht Begränzten. Das mittlere Schiff iſt hoch und weit; das zur Rechten ſenkrecht auf der Vorderſeite und geräumig genug. In dieſem Nebenſchiffe ſind einige gute Bilder. Eine **) Erweckung des La-

---

*) Von Melle am a. O. S. 177, giebt die inſchriftliche Urkunde richtig, nach welcher im J. 1335, von dem bereits angeführten Herr Volbert, der Grundſtein der Kirche gelegt worden iſt. Ebendaſ. S. 176, die Inſchrift, welche die Erbauungszeit des Kloſters, 1350, lehrt.

) Es ſteht darauf angeblich die Jahrzahl 1578. Es könnte zarus von Tintoretto; auf Maſſen berechnet und thöricht gedacht. Doch verhindert dies nicht, daß dieſes Bild zu den vollendeten des Tintoretto gehöre. Alle Nebenfiguren ſind vortrefflich, und mit den Verdienſten der guten Venezianiſchen Schule ausgeſtattet. Dies Bild hängt in ſchlechter Beleuchtung, auch ſcheint die Farbe, beſonders die Glaſur, gelitten zu haben. Nicht weit davon iſt das Monument Gotthard **Knellers, eines guten Porträtmahlers aus Lübeck, der bekanntlich in England geblüht hat. Er hat daſſelbe durch ſein eigenes Porträt geſchmückt. Ein älteres kleines Porträt, welches doch neuer als Holbein iſt, ſchmückt eine *) Gedächtnißtafel an einem nahen Pfeiler, dies iſt eine ſehr gute Arbeit. — Von Kneller ſind noch zwey Phantaſiebilder in dem kleineren Bibliotheksſaale, deren eines — Tycho de Brahe benannt — einen bärtigen Alten vorſtellt, der in weitem Kleide von gelber Seide, auf dem Kopfe eine Art von Turban, vor einem Globus ſitzet, und in einem groſſen Buche lieſet. Hierin iſt ein gutes Niederländiſches Beſtreben, ein fleißiger Pinſel und viel Wirkung. Die

---

für den Kunſtſinn des älteren Lübecks ein günſtiges Vorurtheil erwecken, daß ſcheinbar von dort aus ein großer italieniſcher Künſtler beſchäftigt worden iſt. Allein es finden ſich darauf die Wappen einiger Niederländiſchen dahin geflüchteten Geſchlechter.

*) Ich geſtehe, die lange Inſchrift dieſer Tafel bey meiner letzten Anweſenheit nicht geleſen zu haben. Von **Melle** führt am vierten ſüdlichen Pfeiler das Porträt des Hier. **Geerdes** an, ſo 1544 gemahlt worden. Dies wird, denke ich, daſſelbe ſeyn.

Säle der öffentlichen *) Bibliothek ſind weit überwölbte gothiſche Hallen, von heiterer Wirkung.

Am nördlichen Ende der Stadt ſieht man die alte Däniſche Burg, in der bis zur Reformation ein Kloſter der Dominikaner beſtanden hat. Die dazu gehörige Kirche iſt von ſchlanker und zierlicher Bauart, und der Thurm, wenn gleich mit Bley bedecket, doch von angenehmer Form. Die Spitze iſt nicht hoch, und überdies mit einer Gallerie unterbrochen, über deren Oeffnungen ein Kranz von ſpitzen Giebeln die glatte Fläche unterbricht. In der Kirche ſind einige altdeutſche Bilder, welche mit Fertigkeit, aber in dem frazzenhaften Styl gemahlt ſind, in dem ich auch zu Cölln bey einem Sammler ein Bild geſehen habe. Von dem Kloſter hat ſich viel Altes erhalten, welches von dem Walle aus, oder vor dem nahe belegenen Thore, welches eine gute Mauer mit mehreren runden Thürmen bewahrt hat, einen mahleriſchen Anblick gewährt. Leider iſt nach einem Brande das ehemahlige **) Brauhaus des Kloſters abgebrochen worden, welches eine dauerhafte, wenig durchbrochene Mauer gegen die Straße hatte, in der lange Bänder von Verzierungen aus gebranntem

---

*) Unter den zahlreichen Manuſcripten derſelben ſoll nichts Bedeutendes ſeyn. Die Sammlung iſt in alten Drucken neuerdings aus dem Domſchatze bereichert worden, von denen der Bibliothekar und Literator Hr. v. Melle, Nachrichten drucken läßt.

**) Welches gegen Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts ſoll erbaut worden ſeyn.

Thon hinlieſen, von denen noch ein Bruchſtück neben der Kirche geſehen wird.

Noch ſind zu Lübeck mehrere Armenhäuſer; ehemahlige Klöſter, die mehr oder weniger merkwürdige Alterthümer der Baukunſt enthalten. An dem St. Annenkloſter iſt eine ſchöne, wenig durchbrochene Vordermauer, an der die Dichtigkeit der Verkittung und die Reinheit der ſenkrechten Linie bewundert werden muß. Die dazu gehörige Kirche iſt mit eben der Nettigkeit aber ohne alle Annehmlichkeit erbaut. Beyde Stücke ſind wohl die letzten Verſuche in gothiſcher Bauart, und erſt *) am 31. Auguſt 1502 zu bauen angefangen worden. — Hie und da ſind noch im Gebiete der Stadt zu Hoſpitälern und milden Stiftungen gehörige Kapellen, deren einige originelle Launen der gothiſchen Architektur zeigen. Die drey übrigen Hauptkirchen der Stadt ſind äußerſt häßlich. Jedoch iſt in der Kirche zu St. Jakob die Brömbſen-Kapelle ſehenswerth, in der die Flügel eines in Stein gehauenen Altares mit den Porträts einer groſſen Anzahl der Glieder jener alten Patriziſchen Familie bemahlt ſind. Es iſt viel Wahrheit und Simplicität in dieſen knieenden Figuren; die Hand iſt eine andere, als in den ſchon beſchriebenen Gemählden, und ſcheint mir aus den guten Zeiten der Nürnberger Schule. — So viel Gutes von ſehr verſchiedenen Meiſtern läßt vermuthen, daß mehreres vorhanden geweſen; unter denen weggeräumten Sa-

---

*) v. Melle a. a. O. S. 84.

chen iſt ein 1464 gegoſſenes *) Taufbecken anzuführen, welches im Jahre 1793 durch ein neues erſetzt worden iſt. Die Menge der bedeutenden Arbeiten in Erz, welche doch wahrſcheinlich nur zum Theil und zufälliger Weiſe ſich erhalten haben, führt auf eine frühe und ausgebildete Ausübung der Kunſt zu gießen, in die ſich der plaſtiſche Trieb der ältern gothiſchen Kunſtepoche um ſo eher drängen mußte, da ihm in den nördlichen Küſtenländern ein bequemer, bildſamer Stein zu fern lag.

Hamburg hat in ſeinem Dome ſein wichtigſtes Denkmahl eingebüßt. Drey der übrigen Pfarrkirchen ſind ganz neu; die ältern, eine einzige ausgenommen, die im Entwurf ſchlecht iſt, in den Fundamenten ſchwach, mit Gebäuden verkleidet und wenig erheblich. Einige innere Hallen, die zwar nicht hoch, aber auf guten runden Säulen geſtützt ſind, verdienen beſucht zu werden. — Höchſt auffallend iſt mir die Verſchiedenheit des Styles in den beyden letzteren Städten. Keine einzige Kirche zu Hamburg hat eine höhere Fenſterreihe für das Mittelſchiff; aber alle, breiter und höher angelegte Seitenfenſter. Die noch übrigen ſcheinen ſämmtlich aus einer ſpätern Epoche zu ſeyn, als die, welche ich in Lübeck beſchrieben habe. — Die ſchlechteſten Werke der alten Baukunſt ſieht man jedoch in Lüneburg, das fünf Kirchen, alle aus den Fundamenten gewichen, niedrig, kurz

---

*) Sonſt in der [illegible] zu St. Petrus; v. Melle a. a. O. S. [illegible].

kurz ohne alle Größe und Annehmlichkeit hat. Hier ſcheint die Natur bis auf den menſchlichen Sinn, alle Form aufgegeben zu haben. Doch verdienen einige alte Bilder in *) denſelben eine nähere Unterſuchung. In eben dem Maaße iſt Hollſtein von Monumenten der Architektur entblößt. Die Hauptkirchen der Städte ſind ſämmtlich rohe, unförmliche Backſteinmaſſen. Was ehemahlige Prälaturen des Landes, meiſt in hübſchen Lagen an Seen und waldigen Hügeln, in der Kunſt gethan, iſt meiſt zum Nutzen verwendet worden. Von dem Kloſter zu Rheinfeld ſteht nur noch die tüchtige Gartenmauer, weil ſie noch immer nutzt. Nach alten Nachrichten muß das **) Kloſter zu Bordisholm nicht ohne Pracht geweſen ſeyn, es ſoll ſich davon einiges erhalten haben. Das Fräuleinſtift zu Ueterſen hat noch alte Kreuzgänge. In Schleßwig iſt jedoch ein in die Breite geräumiger Dom von hellem und ſicherem Anſehen. Manch altes Denkmal alter Biſchöfe, Rüſtungen von Königen, Herzogen, zieren dieſelben. Auch in der häßlichen Hauptkirche zu Kiel ſind viele und lehrreiche Grabmahle.

In Meklenburg hat die gothiſche Baukunſt eine beſſere Wendung genommen. Der Dom zu *) Schwerin iſt in Rückſicht auf Form und Ausführung vielleicht das beſte Werk der gothiſchen Architektur in allen Oſtſeeländern. Auch zu Dobberan iſt eine artige Kirche, von der eine flüchtige Anſicht illuminirt ausgegeben wird. Was jedoch in Roſtock, Stralſund, **) Stettin, zu Frankfurt an der Oder, wo ich dauerhafte Kirchen, von ſchönem, dunkelbraunem Backſtein geſehen, zu Alt-Brandenburg, das einige ſeiner Tempel durch eine vergeſſene Laune Friedrichs eingebüßt hat, was ſelbſt zu Berlin noch vorhanden, macht einen eigenen Kreis, der beſſer aus ſeinem Mittelpunkte umſchrieben wird. In dem meinigen bleibt ***) Wisby, auf der Inſel Gothland, wo noch viele Kirchen in der Verödung ſtehen, und Wismar nachzuholen, das fünf anſehnliche Kirchen aus Backſtein beſitzt, die ich noch nicht geſehen habe. Die nordöſtlichen Colonien, Danzig,

---

*) Vorzüglich das alte Altarblatt in St. Johannes Baptiſta, worin ein Altarblatt mit vier guten Tafeln von mir unbekannter Hand, etwa aus dem 15ten Jahrhundert.

**) Vid. Martini Coronaei aut. Conradi Bordesholmensis ap. Westphalen mon. inedita rer. Germanicar. etc. Tom. II. pag. 545. sqq.

---

*) Dieſes Gebäude fiel ſchon dem de la Motraye (voy.) auf, der einen zu flüchtigen, aber richtigen Sinn für die Schönheiten der gothiſchen Architektur beſaß.

**) In Zöllners Reiſe nach Rügen iſt das Abbrechen einer ſchönen und großen gothiſchen Marienkirche mit Recht gerügt; aus der Beſchreibung erhellt einige Aehnlichkeit der Anlage der Marienkirche zu Lübeck.

***) In dem unter Karl dem Eilften beſorgten Werke: Suecia antiqua et hod., wird Tom. III. eine Platte mit folgender Aufſchrift gegeben: Idea vetustissimae urbis Wisbyi etc. qualis fuit anno Chr. 679. etc. Auf dieſem nach alter Art entworfenen Plane ſieht man eine Menge verſtreuter Kirchen. Aus der Verödung des Ortes darf auf die Erhaltung dieſer Monumente geſchloſſen werden.

Elbing und Thorn, Riga und Reval, würden zu einer allgemeinen Betrachtung über die Kunſt der Hanſa hinzugezogen werden müſſen.

An den Herrn Herausgeber.

Nach dem vortrefflichen Plane des Muſeums ſollte daſſelbe vorzugsweiſe hiſtoriſche Denkwürdigkeiten aller Art zur allgemeinen Kenntniß bringen, und umfaſſende Darſtellungen unſerer Kunſtgeſchichte auf dieſe Art vorarbeiten. Dieſer Zweck kann nicht wohl beſſer erreicht werden, als indem ein jeder Freund und Kenner der Alterthumswiſſenſchaften, das ihm zunächſt liegende herbeyſchafft. Mir iſt oft ſelbſt die allgemeinſte Angabe von vorher unbekannten Gegenſtänden höchſt erfreulich geweſen. Genaue Beſchreibungen, dann Abbildungen von einiger Zuverläſſigkeit führen mehr und mehr zum Ziele. In der Vorausſetzung, Vielen etwas Neues zu berichten, in der Hoffnung, ähnliche Mittheilungen, vorzüglich aus den außer den gewöhnlichen Straßen belegenen Orten zu veranlaſſen, habe ich gewagt, Ihnen dieſe ſehr unvollſtändigen Nachrichten einzuſenden, deren Vermehrung mir jedoch vorbehalten bleibt. Es ſey mir vergönnt, die forſchenden Kunſtfreunde des Niederrheins aufzufordern, meinen guten Willen durch einige Mittheilungen, nahmentlich über **Dortmund**, zu belohnen. *) Mallinkrodt's hingeworfene Bemerkungen, die ältere Geſchichte der Stadt, ſelbſt ihre gegenwärtige Entvölkerung, laſſen auf bedeutende Alterthümer der Baukunſt ſchließen, vielleicht auf die wichtigſten, nächſt Cölln, die der ſüdliche Theil des ehemahligen weſtphäliſchen Kreiſes enthält.

---

*) Verſuch über die Verfaſſung der Reichsſtadt Dortmund, 1795, 8. 1tes Bändchen, darin der erſte Abſchnitt.

Die deutſche Orthographie.

Von einem Koſaken,

an den Herausgeber.

Große Beſitzungen in der Ukraine ſetzten meinen Vater in den Stand, und der bon ton in die Nothwendigkeit, nebſt einem franzöſiſchen Bedienten, auch noch einen franzöſiſchen Abbé zu verſchreiben, um ſeinen Kindern eine ſogenannte gute Erziehung geben zu laſſen. Sie können ſich's vorſtellen, wie deutſch *) wir anfänglich gegen die Franzoſen waren. Indeſſen lernten wir, beſtändig und allein von dieſen Franzoſen umgeben, recht bald ſo gut franzöſiſch plappern, daß wir darüber unſer Ruſſiſch vergeſſen hätten, wenn der Vater dieſe Gefahr nicht noch zur rechten Zeit inne geworden wäre. Er hatte aber zu viel geſunden Verſtand und patriotiſchen Stolz um die Mutterſprache zu verachten. Es ward beſchloſſen, daß die beyden Sprachen wenigſtens gleicher Pflege ſich erfreuen ſollten, und uns daher auch ein ruſſiſcher Bedienter und ein gelehrter Kalugjer beygegeben, um den zwey Franzoſen das Gleichgewicht zu halten. Nicht jeder Kalugjer hätte dieß

---

*) Einen Deutſchen und einen Stummen, bezeichnet der Ruſſe, Pole, Böhme, u. a. Slaven durch ein und daſſelbe Wort, Niemez. Es heißt, durch das ſlaviſche Mittel, der Deutſche auch bey den Ungarn, Wlachen, Neugriechen und Türken.

können; aber unſer P. Afanaßij (Athanaſius) war auf dem Berge Athos geweſen, konnte nebſt etwas Franzöſiſch und Italieniſch auch Altgriechiſch und ſogar Latein, und hatte die humaniſirende Literatur dieſer zwey Sprachen nicht als Pedant ſtudiert. Deswegen vertrug er ſich auch ganz leidlich mit dem oberflächlichen Abbé, außer daß er bisweilen mitleidig die Achſeln zuckte, wenn dieſer außer der franzöſiſchen Sprache und Geſchichte nichts ſchätzte, oder vielmehr nichts ſchätzen konnte. Der Abbé pochte immer darauf, daß die franzöſiſche Sprache, ſo wie ſie bereits die Sprache der höheren Stände und der Diplomatie in ganz Europa geworden, am Ende auch die allgemeine Gelehrten- und Bücherſprache, ſtatt der lateiniſchen werden müſſe. Afanaßij gab das Muß nicht zu, und meinte überhaupt nicht, daß eine ſolche allgemeine Bücherſprache ſo nahe ſey; ja nicht einmahl, daß die anſcheinende Bequemlichkeit derſelben, den Schaden werth ſey, der aus der Vernachläßigung der andern Sprachen, nicht allein für die betreffenden Nationen, ſondern, da die verſchiedenen Sprachen nur eben ſo viele Entwicklungsarten des menſchlichen Geiſtes ſeyen, auch für die Geſchichte dieſes Geiſtes überhaupt entſpringen müßte. Ferner, auch angenommen, daß eine allgemeine Bücherſprache was Gutes ſey, ſo würde, wenn es ordentlich zuginge, die Wahl bey weitem nicht auf die gemiſchte, im Stamm todte, unpoetiſche und ſtarre franzöſiſche fallen, u. ſ. w.

So hielt der Kalugjer dem Abbé das Gleichgewicht, und bewahrte ſeine Zöglinge vor der ſchädlichen und ſchändlichen Verachtung der Mutterſprache, die andere Kinder unter den Händen von lauter Fremden ſo zu ſagen mit der Muttermilch einſaugen. Oft machte er uns ſogar die Vorzüge unſerer Mutterſprache vor der franzöſiſchen bemerken; z. B. daß ſie keine Artikel brauche, keine Pronomina vor den Verbis; daß ſie in der Wortſtellung beynah ſo frey ſey wie die lateiniſche und die griechiſche; daß ſie ſich bey ihren ſchönen und ſo häufigen Endvokalen weit beſſer ſingen laſſe als die franzöſiſche, u. ſ. w. — Und nun vollends im Schreiben hätten wir dem heiligen Cyrill ein vollſtändiges und daher einfaches Alphabet zu verdanken, während die Franzoſen das nicht für ihre Sprache berechnete lateiniſche Alphabet, ſtatt es a la St. Cyrille zu vermehren, ſo närriſch combinirt hätten, daß ein und derſelbe Buchſtabe ſtatt immer einen und denſelben Laut darzuſtellen, wie bey uns, vielmehr die verſchiedenſten Laute darſtelle, oder darſtellen helfe, je nachdem ſeine Nachbarn ſind, (gleichſam ein Vorbild der Verſatilität dieſes Volks), wie z. B. das g bald g bald ſch darſtelle; daß c bald k bald ß, und mit h gar ſch, u. ſ. w. Und umgekehrt ſtellten mehrerley Buchſtabengruppen wieder nur einen Laut, z. B. oient = ä, u. ſ. w. dar; ſo daß, wenn bey uns ein Bauer, der in dreymahl 24 Stunden das ABC begriffen hat, dadurch zugleich ſchon auf ſein ganzes Leben lang orthographiſch ſchreiben kann, dort nicht einmahl jeder Abbé, geſchweige Damen, ſich je ganz darein finden lernen. Wir Ruſſen beſäßen, ſagte er, die göttliche Erfindung der Buchſtabenſchrift in ihrer ganzen angebornen Schönheit, während die Franzoſen nur eine Carricatur derſelben kennten. Zum Beweiſe ſchrieb er uns einmahl die 26 einfachen Zeichen der 26 einfachen Laute unſerer Sprache hin, und gegenüber die vielfachen (über hundert) Bezeichnungen der 33 einfachen Laute der franzöſiſchen Sprache, über 20 eben ſo ungleich bezeichnete Diphthongen nicht gerechnet. Der Abbé vertheidigte ſich damit, daß die franzöſiſche Orthographie nebſt dem allgemeinen Zweck aller Buchſtabenſchrift auch noch den beſondern zu erfüllen habe, die Abſtammung der Sprache von der alten und berühmten römiſchen bemerkbar zu machen, und daß die verſchiedenen Bezeichnungen darin ihren Grund hätten; ein Grund, der freylich bey barbariſchen, abkunftloſen Sprachen wegfalle! Unſer Kalugjer zuckte die Achſeln, und wir Kleinen, zufrieden, nur irgend einen Grund zu hören (den wir freylich damahls noch nicht ergründen konnten), machten gewöhnlich auch — Waffenſtillſtand wenigſtens.

Als ich dann, ein ſiebzehnjähriger Jüngling, nach Petersburg kam, und von Ihrem wackern Landsmann Wolke, Deutſch lernte, war meine erſte Frage, ob dieſe Sprache auch, wie die franzöſiſche, von der alten und berühmten römiſchen abſtamme, oder ob ſie, wie die ruſſiſche, eine barbariſche abkunftloſe Sprache ſey. Herr Wolke ſchien mich anfangs nicht zu begreifen. Endlich aber ſagte er: die deutſche Sprache ſey, ſo gut wie die ruſſiſche und griechiſche, vielmehr eine Schweſter oder Couſine *) der lateiniſchen, auf jeden Fall alſo ihr coordinirt, nicht aber wie die franzöſiſche ſubordinirt. Alſo hat Ihre Orthographie auch nur ihren eigentlichen Zweck zu erfüllen, ohne zu etymologiſchen Nebenzwecken verbunden zu ſeyn, wie z. B. die franzöſiſche? — Herr Wolke meinte, auch die franzöſiſche hätte es eben ſo wenig Noth gehabt, ſich mit Nebenzwecken ſelbſt die Füße zu binden, als z. B. die italieniſche: aber die deutſche habe gar keine Nebenrückſicht zu nehmen. — Alſo, erwiederte ich, können Ihre Bauern wie die unſrigen ſogleich auch für immer orthographiſch ſchreiben, ſobald ſie das ABC kennen! Herr Wolke ſtutzte bey dieſer meiner Folgerung noch mehr, als früher bey der Frage über die Abkunftloſigkeit der deutſchen Sprache. Er ſchien verzückt. Nach ein paar Minuten ergriff er lebhaft meine Hand und ſprach: »Sie haben Recht, noch kennen die guten Deutſchen den wahren Gott nicht: aber ſo Gott will, ſollen ſie ihn durch uns kennen lernen. Wann beginnen wir den Unterricht? Sie werden mein erſter ſokratiſcher, ſelbſt denkender miträſonnirender Schüler ſeyn. Auch ich hoffe was von Ihnen zu lernen.« Ich erbat mir täglich zwey Stunden.

Herr W. hatte ein wenig Ruſſiſch gelernt, aber ſehr mechaniſch, und oberflächlich, wie er ſelbſt bemerkte. Er wollte mit mir tiefer gehen. Wir räſonnirten un-

---

*) Damahls, ſeh ich wohl, ſprach Wolke den Schlözeriſchen Unterſuchungen nach; in ſeinem »Anleit« trägt er, aufs glimpflichſte zu reden, ſeinen eigenen neueſten Irrthum zur Schau.

ſer Alphabet durch, und ich ſprach ihm dann das ruſſiſche Vaterunſer vor, welches er ſogleich ohne allen Fehler nachſchrieb. Um ihn nicht glauben zu machen, daß etwa der frühere Unterricht ihm da zu Statten gekommen, erſuchte ich einen eben aus Göttingen angelangten deutſchen Hofmeiſter, der bey ihm auf Beſuch war, da er ohnehin Ruſſiſch lernen müßte, gleich heute das ABC von mir zu lernen; der orthographiſche Verſuch mit dieſem gelang eben ſo vollkommen. Eben ſo ein dritter mit einem deutſchen Bedienten, und ein vierter mit dem nächſten dem beſten Jswoſchtſchik (Fiaker), und ich erbot mich zu ſo vielen Proben, als nur immer verlangt würden. Ach! ſagte Herr W. mit Wehmuth, wir können Ihnen den Verſuch jetzt freylich nicht vergelten; denn unſere Orthographie iſt ſo ſchlendrianiſch, willkürlich und daher wetterwendiſch, daß nicht allein Damen und unſtudierte Leute, ſondern nicht einmahl die Gelehrten von Profeſſion ihrer je ganz mächtig werden. So ſeyd ihr ja, ſagte ich, noch übler dran als die Franzoſen, denen die Abſtammung — zu einiger Entſchuldigung dient? Leider, ſagte Herr W., iſt es ſo, wie Sie ſich bald ſelbſt überzeugen werden. Aber — non, si male *nunc*, et *olim* sic erit! Denn ich will meinen Landsleuten das wahre Evangelium verkünden, ſagte er mir ins Ohr.

Je länger ich nun Deutſch lernte, deſto unbegreiflicher ward mir der Schlendrian der deutſchen Orthographie, und deſto ärgerlicher die ſchändliche Entſtellung der edelſten und einfachſten aller Künſte; deſto — fanatiſcher, möchte ich ſagen, lag ich Herrn W. an, ſein wohlthätiges Apoſtelamt bald anzutreten.

Indeſſen trennte nach einem Jahre mein militäriſcher Beruf mich von Herrn W. In der Moldau und Walachey fand ich, mit froher Ueberraſchung, in dem wlachiſchen Alphabet eine vernünftige Nachahmung des ruſſiſchen, und hörte nicht ohne Aerger, daß einige Siebenbürger Wlachen auf den Einfall gekommen ſeyen, dafür das lateiniſche Alphabet einführen zu wollen, und zwar nicht etwa ſo, daß aus dem lateiniſchen Alphabet die brauchbaren Schriftzüge zum Grunde gelegt, und die zur Bezeichnung der eigenthümlichen wlachiſchen Laute noch nöthigen einfachen Zeichen hinzu erfunden oder aus dem cyrilliſchen Alphabet, verfeinert, herüber genommen würden; dieß wäre der Theorie der Buchſtabenſchrift ganz angemeſſen, und ein ſolches Alphabet würde ſelbſt vor dem ruſſiſchen den weſentlichen Vorzug der Eleganz und Compendioſität haben: aber nein, nichts neues ſey hinzu zu erfinden, ſondern durch Combination zweyer und mehrerer lateiniſcher Buchſtaben, oder durch Beſchnörkelung derſelben, ſollte alles erzielt werden, wie bey den Franzoſen, Italienern und Deutſchen. So mächtig iſt der Einfluß des böſen Beyſpiels, beſonders wenn es von Leuten kommt, die ſonſt Verdienſt haben, oder wenigſtens in andern Dingen uns überlegen ſind.

Begierig horchte ich in meinem ſcythiſchen Lager auf Gerüchte von Wolke's Auftritt. Vergebens!

Voriges Jahr endlich kam ich ſelbſt nach Deutſchland. Der erſte Gebrauch, den ich von der Verſetzung in dies literariſche Paradies machte, war, mich bey Gelehrten über den Stand dieſer Sache zu erkundigen. In Berlin gab man mir die Nrn. 211 und 212 des Freymüthigen, nicht ohne ſelbſtgefälligen Triumph über meine Klagen, in die Hände. Die treffende Ueberſchrift eines Aufſatzes von K. G. L. Reinhardt: Ueber ſichtbare Darſtellung der Sprachlaute und wie das Ideal der Schrift in Deutſchland zu erreichen, entzückte mich. Gerade das war's, was ich wünſchte. Aber — nicht nur befriedigte mich, nach einer ſo treffenden, und endliche Abhülfe verſprechenden Ueberſchrift das wirklich Geleiſtete gar nicht, ſondern die abgeſchmackte Geckerey des Verfaſſers, »dem die Ehre als Schöpfer eines ABC wie es ſeyn ſollte, als orthographiſcher Zwingli in der Fibel zu glänzen, noch nicht bedeutend genug iſt,« hat mir ihn vollends verleidet. Wie ? Der Ruhm eines zweyten Taut wäre Herrn R. zu unbedeutend ? Das Verdienſt, ein ganzes großes Volk auf ewig von dem Joch des widerſinnigſten Schlendrians zu befreyen, iſt Hrn. R. zu gering ? — Auch er hat die Göttin nicht geſehen!

Herrn Wolke muß, wiewohl er Beſſeres im ruſſiſchen Alphabet geſchaut, dies Verdienſt ebenfalls zu gering geſchienen haben, da er zugleich das eines Sprachreformators damit verbinden zu müſſen glaubte, (ſo wie Hr. R. das Ideal der Schrift ſo dunkel geſehen hat, daß er ſeinen Blick ſogleich auf eine Sprachmoſaik aus allen bekannten Sprachen gewendet). Ich aber ſage (und dies bedarf keines Beweiſes, da es von ſelbſt in die Augen ſpringt):

Das Ideal der Schrift iſt ſelbſtſtändig und ganz unabhängig von dem der Sprache. Lernt nur die beſtehende Sprache vernünftig, d. i. einfach darſtellen, (wenn ihr auch ihre Analogien noch nicht begreift). Von allen, die das einfache ruſſiſche Alphabet gekannt haben, hat ſich Schlözer am conſequenteſten bewieſen. Und von allen, die aus eigener Kraft die Idee der Schrift am klarſten angeſchaut, befriedigt mich blos Klopſtock*), in ſo fern er nähmlich mit den vorhandenen deutſchen Drucklettern am conſequenteſten gewirthſchaftet.

Aber, (und dies iſt, glaube ich, ein großer Grund mit, daß auch ein Klopſtock in einer ſo allgemein wichtigen Angelegenheit doch nur in der Wüſte gerufen), warum ſollen denn die Druckerkäſten nicht endlich einmahl auch eine Reform ſich gefallen laſſen? Warum die Schriftſchneider immer nur die altgewohnten Lettern ſchneiden? Alle Maſchinen und Geräthſchaften erhalten nach dem Maße der wachſenden Einſicht zweckmäßigere Formen; nur der Druckerkaſten, der Werkzeugskaſten der edelſten aller Erfindungen, ſoll, eine unantaſtbare Ste. Nitouche, noch immerdar nur fürs Latein berechnete Werkzeuge (Lettern) aus Fuſt's oder Gutenberg's Zeiten enthalten.

Klopſtock u. a. erkannten wohl, (da nach dem Grundſatz aller Buchſtabenſchrift, das Alphabet jedes ſchreibenden Volks, ſo viel, und nicht mehr noch weniger Schriftzeichen enthalten ſoll, als ſeine Sprache Laute hat) die Unzuläßigkeit der widerſinnigen Combination ch, oder gar des ſch: aber wer ließ dafur andere gießen? Eitel und eines conſequenten Kopfs unwürdig ſcheint mir Adelungs Einwurf, daß ſolche neue Zeichen ſich in der Geſellſchaft der Alten nicht gut ausnehmen werden. Iſt doch euer w auch nicht lateiniſch. Die Römer ſchufen ſich, und obendrein ohne Noth (nostrarum ultima *carere* potuimus si non quaesissemus, ſagt Quintilian) ein x zu ihrem alten Alphabet hinzu. Und im Koptiſchen wie im Ruſſiſchen ſchicken ſich die neueren Buchſtaben ganz gut zu den zum Grunde gelegten altgriechiſchen. Geſteht lieber (was ja nicht eure Schuld iſt), daß eure erſten Schreiblehrer, die guten Alten (Καλόγεροι, Kalugier, Mönche) wohl die Buchſtaben, aber nicht den Geiſt des lateiniſchen Alphabets kannten. Nun ihr aber dieſen Geiſt kennt, was hindert euch nach ihm zu handeln, und endlich einmahl euer Alphabet ordentlich einzurichten? Hr. Reinhardt hat die Mängel eurer Morographie ziemlich treu dargeſtellt, aber ſein Rath, wie dieſe Mängel abzuſtellen, iſt weit unzulänglicher. Wer nicht beſſer bauen kann, ſollte auch nicht einreißen. Klopſtock iſt viel gründlicher; doch hat auch er nicht alles berückſichtigt. Wenn die Deutſchen wüßten, wie ihre bisherige Morographie den Fremden martert und in Rückſicht auf ſonſtige deutſche Gründlichkeit, auch ärgert (ſcandaliſirt), ſo würden ſie, weit entfernt meinen Miſſionseifer zudringlich zu finden, ihn vielmehr loben und — in ſich gehen. Erlauben Sie, daß ich das Algemeine und Beſondere, was mich hierüber ſeit Jahren beſchäftigt, kurz darſtelle, in der Hoffnung, daß vielleicht in dieſer Wüſte, wo ſo vieles Rufen bisher ungehört verhallt iſt, doch zufällig ein menſchlich Ohr das Rufen eines Koſaken vernimmt.

---

*) Fragmente. Hamburg 1797.

1) Die Buchſtabenſchrift, die allein alle Nüancen des Geſchehenen, alle Modificationen des Gedachten mahlen kann, behauptet unter den übrigen Schriftarten (der Hieroglyphe, der chineſiſchen Begriffsſchrift ꝛc.), aus eben der Urſache und mit eben dem vollen Rechte, den erſten Rang, wie die Redeſprache unter den übrigen Spracharten, als der Geberdenſprache ꝛc.

2) Aber ihr Weſen iſt, nicht allein im heutigen Occident allgemein, ſondern auch im Orient, ihrer Heimat, vielfältig verkannt und entſtellt worden.

3) Die Beſtimmung der Buchſtabenſchrift iſt, die Laute einer Sprache darzuſtellen. Daraus folgt das Grundgeſetz der Buchſtabenſchrift, daß das Alphabet jedes ſchreibenden Volks ſoviel und nicht mehr noch weniger einzelne Buchſtaben enthalten ſolle, als die Sprache einzelne Laute enthält. (Kein Laut darf mehr als ein Zeichen, und kein Zeichen mehr als einen Laut haben.)

4) Auch darf man glauben, daß der erſte Erfinder ſoviel Buchſtaben erfunden habe, als ſeine Sprache Laute hatte. Da aber anders redende Nachbarn dieſe Erfindung mechaniſch entlehnten; ſo konnte es nicht fehlen, daß, da die verſchiedenen Sprachen wohl

die meiſten, aber doch nicht alle, Laute gemein ha
ben, das nur für eine Sprache A erfundene Alphabe
nicht für alle und jede paßte. Das Volk B. z. B
fand in dem aus der Fremde gekommenen Alphabete,
Zeichen für Laute, die ſeine Sprache nicht hatte
und vermißte dafür andere für einige ſeiner Laute, di
die Sprache des Volks A, bey dem die Erfindung ge
macht worden war, nicht gehabt.

5) Hätte jedes ſo entlehnende Volk auch den Gei
der Erfindung begriffen, ſo war dieſe Verlegenheit leic
zu heben. Man durfte nur die Zeichen, deren Lau
in der betreffenden Sprache nicht da waren, weg
laſſen, und für die eigenthümlichen Laute ſeine
Sprache die fehlenden Zeichen hinzu erfinden.

6) Aber ſo richtig dachten meines Wiſſens nu
die alten Griechen, und ſogar die griechiſch-chriſtliche
Miſſionare unwiſſenderer Jahrhunderte, die den Ko
ten und uns Slaven ſchreiben lehrten. Erſtere e
fanden die in dem von dem Phönicier Kadmu
nach Theben gebrachten Alphabete zur Darſtellung alle
griechiſchen Laute noch fehlenden Buchſtaben hi
zu; ſo bereicherten auch die Erfinder des Koptiſche
und des Slaviſchen Alphabets ihr mitgebracht
griechiſches mit neuen Schriftzeichen. So vermehrte
ſo gar die Wlachen, bey der Annahme des ſlaviſche
Alphabets, daſſelbe mit zwey neuen Buchſtaben.

7) Entfernter von dieſer edlen Einfachheit ſi
ſchon z. B. die indiſchen Syllabar-Alphabet
die ich zwar nur vom Hörenſagen kenne, worüber ab
Ew. W. ſelbſt einer der competenteſten Richter ſind.

8)

8) Noch entfernter, und in Rückſicht der Vocale geradezu unvollſtändig und *mangelhaft*, ſind das hebräiſche und arabiſche Alphabet. Denn wenn ſie auch nicht, wie die neuern Europäer, geradezu gegen das Grundgeſetz der Buchſtabenſchrift, *einen* Laut durch *mehrere* combinirte (und einzeln anders lautende) Buchſtaben bezeichnen; ſo ſündigen ſie doch in Rückſicht der *Conſonanten* gegen das aus jenem Grundgeſetze natürlich fließende *Corollarium*, »daß die *Schriftzeichen* ſich ſo *deutlich* und *beſtimmt* als nur möglich von einander unterſcheiden, und ihre Figur *zuſammenhängend* und mit *einem* Handzuge ſchreibbar ſeyn ſoll.« Der Mangel der Vocale aber macht, daß, wie bekannt, kein Araber ein Buch ohne Vorbereitung, a prima vista, leſen kann, und bey eignen Nahmen, z. B. in Abutalebs Reiſebeſchreibung, aus unſerm trefflichen v. *Hammer*, in der zweyten Hand ein *Himru* wird. *)

9) Ganz entſtellt endlich und unkennbar iſt die *Göttlichkeit* der *Buchſtabenſchrift* in den Karikaturen, die davon (unbegreiflich!) bey den Völkern der weſtlichen Hälfte von Europa, dem gebildetſten Theil der Welt, noch immer allein in Abarten, die ſich nur durch *Widerſinnigkeit* zu übertreffen ſuchen, be-

---

*) Durch die *Unbeſtimmtheit* der Vocale nähert ſich der Engländer dem arabiſchen Mangel; eigene Nahmen, die *ein* Engländer niedergeſchrieben, kann der *andere*, und nach einiger Zeit er ſelbſt, nicht mit Sicherheit leſen. *Forſter.*

kannt hat, und die man, da ſie zuerſt bey Völkern Teutoniſchen Stamms aufgekommen, leider teutoniſche Schrift-Karrikaturen nennen muß. (Am tollſten treiben's hierin die Engländer, am vernunftähnlichſten noch die Italiener.) Da iſt keine Ahndung des Grundgeſetzes aller Buchſtabenſchrift; ein Laut hat zu Dutzenden von Zeichen, und umgekehrt. Das traurigſte dabey iſt, daß da dieſer Widerſinn in ganz Weſt-Europa herrſcht, ein Volk, ſtatt auf ernſtliche Abhülfe zu denken, ſich mit dem nicht beſſern Schickſal des andern tröſtet *). So leſe ich eben, zu meinem großen Verdruße, in Adelungs deutſcher Sprachlehre für Schulen, (Berlin 1806) S. 16., wo er die Widerſinnigkeiten der deutſchen »Sprache« (Schrift ſollte er ſagen) mit Ueberzeugung herzählt, das nicht weniger widerſinnige Epiphonem: »doch das ſind Mängel von welchen keine (!) Sprache (!) frey iſt, und die man dulden muß(!), ſo lange der Sprachgebrauch (!) ſie duldet.« Als ob es, heilige Mutter Gottes! außer den teutoniſchen Sprachen, die allein ſo elend geſchrieben werden, keine weiter gäbe! Und als ob die Schrift von der Sprache, und alſo der Schreibgebrauch von dem Sprachgebrauch nicht himmelweit verſchieden wäre! Iſt die Schrift nicht eine Maſchine, die, wenn der erſte Erfinder nicht ſo glücklich war, ihr ſchon

---

*) »Man tröſtet uns,« ſagt Klopſtock, »zuweilen mit den Engländern und Franzoſen, und ſagt, daß die es noch viel toller machten, wie wir. Ein Grund ſoll das doch wohl nicht ſeyn? Nur ein Troſt denn. Aber wenn wir es nun wie die Griechen und Römer machten, und dann nicht nöthig hätten uns zu tröſten!«

der größtmöglichſten Einfachheit zu geben, es jedem frey ſteht, nachträglich zu vereinfachen, bis ſie als ſolche das Maximum der Einfachheit und Brauchbarkeit erreicht? Es kömmt dann nur darauf an, dieſe, ſo höchſt möglich vereinfachte Maſchine gehörig bekannt zu machen, (ihre Beſchreibung hat auf einem ABC-Täfelchen Platz, während die jetzt übliche Adelungiſche ganze Bände füllt; denn veritas una est, error infinitus) und jeder wird ſie gern um die alte complicirtere eintauſchen. – Die Lehrlingen aber, die ſich mit dem Gebrauch der alten Maſchine nie gemartert haben, werden, wenn ſie hiſtoriſch davon zu hören bekommen, es gar nicht begreifen können, wie die Alten ſo ſtumpfſinnig ſeyn konnten, nicht auf die ſo natürlich ſich aufdringende Vereinfachung zu verfallen!

10) Ich darf annehmen, daß Sie über die Widerſinnigkeiten und Mängel, die Klopſtock und zuletzt Reinhardt an der deutſchen Schreibmaſchine nachgewieſen hat, mit mir einverſtanden ſind, (alſo auch über das dringende Bedürfniß einer gründlichen Abhülfe in dieſer Nationalangelegenheit). Erlauben Sie mir alſo nur die — Klopſtockiſche Vereinfachung, als die am wenigſten inconſequente von allen, zu beurtheilen. Vielleicht eröffnen ſich da neue Ausſichten zur endlichen und ewigen Vereinfachung.

Man kann die Schreibmaſchine am ſchicklichſten in drey Haupthbeſtandtheile zerlegen: I. Bezeichnung der einfachen Laute (Vocalen ſowohl als Conſonanten)

II. Bezeichnung der Diphthongen, und III. Bezeichnung des Tons.

Ad I. Die deutſche Schrift- oder Büherſprache (von den Volksdialekten müſſen wir hier abſtrahiren, wiewohl ein allgemeines Alphabet auch dafür Zeichen haben muß), hat 27 Laute, zu deren Schreibung Klopſtock aus der ſonſt üblichen Orthographie folgende Zeichen beybehalten haben wollte: a, ä, b, ch, d, e, f, g, h, i, j, k, l, m, n, o, ö, p, r, ſ, ß, ſch, t, u, ü, w, z. Es war ein [illegible] Schritt zum Beſſern, daß dadurch die überflüſſigen Zeichen c, ph, q, x, v, y, des Dienſtes entlaſſen, und das e, welches von Klopſtock nebſt ſeinem eigentlichen Dienſte ſich auch noch mit dem ä in die Bezeichnung eines eigenen Vocallautes theilen mußte, von dieſer Servitut befreyt werden ſollte. Klopſtock ſchrieb alſo Zizero, bereit auch Kikero zu ſchreiben, wenn es ſo auszuſprechen; Kwelle, [illegible], Fater, fei, Filoſofi; aber auch Näben ſtatt Neben, wär, und wärden, ſtatt wer und werden u. ſ. w. Das war ſehr folgerecht, und wenn auch ſelbſt Klopſtocks »an den vorigen Schlendrian gewöhntes Auge durch alles dies Ungewöhnliche anfangs beleidigt wurde, ſo war das bald vorbey. Jetzt ſah er es gern ſo rein vor ſich, wie mans hört und ſpricht.« Nehmen wir nun aber die noch an keinen Schlendrian gewöhnten Augen der Kinder und der Fremden *), die deutſch erſt ſchrei-

---

*) Der gründlichen Gelehrten, z. B. die bisher [illegible] ein wenig

den lernen, und nun das Ding ſo rein, einfach und leicht finden werden! — Ein Koſak hat an dieſem Klopſtockiſchen Alphabete nur folgendes auszuſetzen. Erſtens, ch, und ſch, ſogar x, ſind, als nichteinfache Zeichen für einfache Laute, nicht zu dulden, und müſſen durch neu zu erfindende oder aus andern Alphabeten zu entlehnende einfache, ſowohl in den ABC-Büchern als in den Druckereyen erſetzt werden. Dabey wäre höchſtens die Rückſicht zu empfehlen, daß alle Zeichen mit dem griechiſchen und lateiniſchen Alphabete, als mit deren Litteratur wir ewig in vertrauter Verbindung bleiben müſſen, vermieden würde. Dieſe Rückſicht hält mich auch ab, Ihnen für's ch unſer x zu empfehlen, weil es im Lateiniſchen, nicht ch, wie im Neugriechiſchen und bey uns, ſondern kſ bezeichnet). Aber für das ſch könnte ich unſer w vorſchlagen, welches allenfalls in w (analog dem hebräiſchen und arabiſchen Schin) verſchönert werden könnte. Ich weiß wohl, daß Adelung u. a. Etymologen für das ſch, als aus ſ-ch entſtanden, ſtreiten; aber ſchon Klopſtock hat ihnen geſagt, daß die Etymologie eigentlich keine Stimme bey der Schreibung habe. Nur die Niederdeutſchen, die S-chinken ſprechen, ſtatt Schinken, können alſo auch [illegible] ſchreiben; wer aber Schinken, Tiſch, u. ſ. w.

Evangelium lernen, daß man durch glücklichere Kunſtgriffe auf die deutſche Litteratur aufmerkſam gemacht, und wieder alle ihre Vorzüge lernen. Aber wenn ſie nun gleich anfangs auf ſolche Widerſinn ſtoßen?

ſpricht, der ſchreibe es auch winken, ſim, u.ſ.w. So ſchrieb im Altgriechiſchen der Dorier [illegible], [illegible] für [illegible], [illegible], weil er ſo ſprach. Für das ß wäre es vielleicht beſſer, s zu ſchreiben, welches im Lateiniſchen, ſo wie σ im Griechiſchen, unſtreitig immer und überall wie ß lautete; und dafür z ſtatt ſ, ebenfalls nach dem Lateiniſchen und Griechiſchen. Dahin wäre eigentlich für den Laut Tſchet ч, ein neues Zeichen zu ſuchen. Wir haben dafür tſch, das mir aber als zu verwickelt und unelegant, ſelbſt nicht recht gefallen will, wiewohl es übrigens als einfaches Zeichen ſich rechtfertigen kann. Die Polen und Böhmen haben dafür č (eine liebe Zier); aber außerdem, daß es mit dem Lateiniſchen c, was bekanntlich wie k lautete, collidirt, hat es noch den Fehler, daß es zu leicht mit dem c verwechſelt wird; die Buchſtaben aber ſollen ſo beſtimmt und leicht, als nur möglich von einander unterſchieden werden können. Alſo — weiter zu ſuchen. Wenn ihr euch nur einmahl zum Suchen entſchließet, ſo werdet ihr ſchon finden, (wer ſucht, der findet). Zweytens wäre ſtatt des nicht lateiniſchen w, das nun müßige v in ſeine alten Rechte, als Zeichen des Lauts w, einzuſetzen, wie es bey den Italienern, Franzoſen, und ſogar bey den Engländern iſt, welche alle denn eben deßwegen auch das lateiniſche ventus, vinum, richtiger leſen, als die Deutſchen, die es wie fentus, finum, ausſprechen, ungeachtet ſie in ihrem Wind, Wein, die rechte Ausſprache ſelbſt haben; zugleich würde dadurch die mißliche Colliſion zwiſchen w (w) und unſerm oben vorgeſchlagenen w oder w (ch) vermieden.

Drittens haben die Vocale ä, ö und ü den Fehler, daß ihre Figur nicht zuſammenhängend, und alſo nicht mit einem Handzuge ſchreibbar iſt, wie ſie doch nach dem Geſetze der Buchſtabenſchrift ſeyn ſollte. In der Quadratſchrift kommen überdieß ihre Punkte über das gehörige Quadrat hinaus. Erträglicher wären mir die lateiniſchen und franzöſiſchen Figuren æ und œ, weil ſie doch von den zwey eben gerügten Fehlern frey ſind; ſtatt des ü aber müßte ein neues Zeichen erfunden werden; — außer man wollte das nun brodloſe y dazu verwenden, von dem ohnehin die abendländiſchen Grammatiker behaupten, daß es im Griechiſchen wie franzöſiſch u, alſo wie deutſch ü, gelautet habe. Durch die Abſchaffung dieſer Ueberdüpfelung der Vocale gewönne man zugleich Platz für die Accentuirung in der kleinern Schrift, wenn ſie nöthig ſeyn ſollte. Doch davon unten.

Ad II. Mit den Diphthongen hält ſich's leichter, weil eine Schriftſprache deren nur wenige hat, nähmlich nur ſolche, die das i und das u nach einigen der übrigen Vocale bildet (nicht auch vor denſelben, wie im Franzöſiſchen und Italieniſchen); eigentlich nur ai oder ei und au, (und höchſtens noch äu; denn Klopſtock hat nach langem Herumhören keinen Unterſchied zwiſchen Leute und läute gefunden). Dieſe ſollte ihr daher auch immer und nur ſo (nicht auch ay, ey, ew und aw) ſchreiben, oder, wenigſtens ai oder ei, und au, noch beſſer nach ruſſiſcher Methode aj oder ej und aw, wodurch der Leſer genöthigt wird, eben aj oder ej, und aw, und nicht etwa ai und au (wie im Italieniſchen aura und paura) mit dem Ton auf dem zweyten Vocale, zu leſen. Dieſe Nöthigung iſt freylich im Italieniſchen und Franzöſiſchen nöthiger, weil dort gerade der umgekehrte Fall, mit dem Tone auf dem zweyten Vocale, der gewöhnliche iſt, piano, piede, guasto, guerra, (wie pjano, pjede, gwasto, gwerra). Auf dieſe Art fällt bey uns der Nahme und das Kapitel von den Diphthongen ganz weg. Unſere Grammatik kennt nur einfache Vokale. (Dieß iſt auch der Fall bey den Neugriechen, ſeitdem ſie die Diphthongen ihrer Väter wie einfache Vocale, und das υ nach einem Vocal, wie f ausſprechen. Ihre Orthographie hat daher auch den Widerſpruch, anders zu ſchreiben als man ſpricht: doch nicht ſo arg und — grauſam, wie die deutſche).

Ad III. Mit dieſer Berichtigung der Buchſtaben wäre alſo das Nöthigſte abgethan. Die meiſten alten und neuern Völker verlangten nicht mehr von der Schrift. Die Deutſchen könnten um ſo mehr ſich damit begnügen, weil ihre Sprache den Ton unveränderlich auf der Stammſilbe läßt. Da indeſſen ihre Schriftſprache ein ſo ausgedehntes Gebiet hat, (was iſt z. B. das griechiſche Attika dagegen!) innerhalb deſſen ſie vielfältig mit den Volksdialekten auch in Rückſicht des Tons collidirt (der Oberdeutſche z. B. ſpricht Vatter ſtatt Vater); da ſie den Ton überdieß in der bisherigen Schlendrian-Orthographie, freylich auch ſchlendrianiſch genug, bereits bezeichnet, ſo kann und ſoll die neue Maſchine auch hierin die alte übertreffen.

Der Ton iſt doppelt: gedehnt oder geſchärft; die griechiſchen Grammatiker bezeichneten erſteren mit dem Circumflex, letztern mit dem Acutus alſo fâter und fétter (d. i. Vater und Vetter). Klopſtock und die Böhmen bezeichnen blos den gedehnten Ton. Da es bey der neuen Maſchine keine übertüpfelte Vocale giebt, ſo würde Klopſtock nun auch den böhmiſchen Acutus über dem gedehnten Vocal, ſtatt ſeines Bogens, oder gar des Reinhardt'ſchen Punktes unter demſelben, die beyde nur auf Buchdruckergründen beruhen, vorziehen. In Wörterbüchern wenigſtens muß zum Behuf für alle Nicht-Athener der wahre Ton der deutſchen Schriftſprache durch Gebrauch der Tonzeichen oder des Tonzeichens bewahrt werden. Alſo der Laut werde in der Zeile, der Ton aber durch ein opus supererogationis über derſelben bezeichnet.

Die Beſtandtheile der vollkommenen Maſchine würden ſich alſo zu denen der Klopſtockiſchen etwa ſo verhalten:

Klopſtock.	Berichtigung.
a	a
ä	æ
b	b
ch	neu zu erfinden, oder x = y ?
d	d
e	e
f	f
g	g
h	h
i	i

j	j
k	k
l	l
m	m
n	n
o	o
ö	œ
p	p
r	r
ſ	s
ß	s
ſch	neu zu erfinden, etwa ω oder ш?
t	t
u	u
ü	neu zu erfinden, oder y?
w	v
z	neu zu erfinden, oder c?

(Vielleicht fehlen hier noch zwey Zeichen, nähmlich eines zur Bezeichnung des euphonischen e (e muet), deſſen Amt indeſſen Adelung unter ä und e getheilt hat, und eines für den, ungeachtet Adelungs etymologiſcher Einwendung, ebenfalls einfachen Laut des ſch in quetſchen, fletſchen, deutſch, und ſogar in Menſch, Wunſch u. a. Die Ruſſen haben dafür das ſchöne Zeichen ш, das ſich in der kleinen Schrift wie ein offenes q, oder geſtürztes h, ausnehmen würde: ш, z. B. [illegible] u. ſ. w.)

Mittelſt dieſer Maſchine würde jeder deutſche Knabe und jeder Fremde, dem man ſie in einem Taggeläufig gemacht, z. B. das vorgeſprochene deutſche Vater Unſer, mit freudiger Sicherheit auf gleiche Art in Schrift faſſen, während es bisher hundert Knaben, in Angſtſchweiß und Verzweiflung, ſo wie die Fremden unter hundert Verwünſchungen auf hundert verſchiedene Arten thun.

15) Dieſes Beyſpiel an einer Originalſprache gegeben, müßte, nicht allein auf die Alphabete der übrigen Original-, ſondern ſelbſt der Miſchſprachen, den wohlthätigſten Einfluß haben. Die engliſche Calcutta-Geſellſchaft in Indien z. B. wäre, um die indiſchen und andere Sprachen mit lateiniſchen Buchſtaben zu ſchreiben, nicht länger in Verlegenheit, als es Zeit braucht, um einige einfache Zeichen neu zu erfinden, und die Druckereyen damit zu verſehen. Es würde am Ende, ſtatt der hundert verſchiedenen und noch dazu großentheils mangelhaften Alphabete, ein einziges Univerſalalphabet (wobey aber keineswegs weder an Reinhardts, noch an Anderer Univerſalſprache noch an Paſigraphie zu denken) aufkommen, enthaltend an die 60 bis 70 Schriftzeichen, davon denn jedes Volk ſo viele in ſein beſonderes National-Alphabet herüber nähme, als ſeine Sprache Laute hat. — Man ſagt mir, daß der Franzoſe Volney den nämlichen Vorſchlag gemacht habe. Ohne Zweifel mit ſeinen natürlichen Gründen unterſtützt? Was kann man für haltbare Einwendungen dagegen gemacht haben? Die man mir mündlich gemacht, als: daß in jedem Alphabet ſelbſt etwas Nationales mitſtecke;

und daß alſo ein National-Alphabet mit zur Sprache eines Volkes gehöre, u. ſ. w., oder daß die Orientalen nie ihre Schrift gegen dieſe unſrige würden vertauſchen wollen (als hätten ſie dieſelbe nicht wirklich ſchon öfters gegen ſchlechtere vertauſcht! Gebt ihnen nur das Rechte und — Druckereyen!) — ſind kaum einer ernſthaften Widerlegung werth. Dagegen iſt der Vortheil, der daraus nicht nur insbeſondere für Sprachvergleichung, ſondern überhaupt für den politiſchen und literariſchen Völkerverkehr, für das Wiederannähern der ſo vielfach zerſtreuten Familien des Menſchengeſchlechts erwachſen würde, unüberſehbar *).

J.

---

*) Schade iſt's, daß Büttner mit ſeinen vergleichenden Tabellen aller Alphabete nicht fertig geworden. Mit deutlicher Genauigkeit in Rückſicht der Figuren ſowohl, als der Bedeutung der Buchſtaben ([illegible]), ausgearbeitet, hätte man aus dieſen Tabellen erſtens die Zahl der Laute aller bisher geſchriebenen Sprachen erſehen; zweytens aber auch ſchon unter den verſchiedenen Bezeichnungen deſſelben Lautes, die für das Univerſal-Alphabet, neben den zum Grunde zu legenden lateiniſchen Buchſtaben paſſendſte wählen können. Es wäre der Deutſche Büttner ohne ſein Wiſſen und Wollen der Vorläufer des (vielleicht auch deutſchen zweyten Taut) geweſen, der — ich kann mich der Hoffnung nicht begeben — die göttliche Buchſtabenſchrift in ihrer Reinheit wieder herſtellen wird.

Anm. des Herausgebers. Ein zur Ergänzung und Berichtigung des obigen beſtimmter Aufſatz über die deutſche Orthographie und deren Gründe, wird, da er im gegenwärtigen Hefte nicht mehr Raum finden kann, an einem andern Orte erſcheinen.

* * *

An die Leſer.

Das Deutſche Muſeum fand im Jahre 1812 eine ſo günſtige Aufnahme, als man ſie nur immer für eine Zeitſchrift verlangen darf, welche nicht auf eine flüchtige Unterhaltung, ſondern auf eine ſtrengere Auswahl berechnet, und nicht bloß für eine einzelne Provinz, ſondern für ganz Deutſchland beſtimmt iſt. Von mehreren der geachtetſten Schriftſtellern erhielt der Herausgeber Beyträge; von andern durfte er ſie für die Zukunft hoffen. Aus den verſchiedenſten Gegenden, wo die Deutſche Sprache gilt und gekannt iſt, erhielt er aufmunternde Beweiſe von Theilnahme für dieſes deutſche Unternehmen.

Seit dem Ende des Jahres 1812 aber, und im Laufe des ewig denkwürdigen Jahres 1813, ward die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ganz andere Gegenſtände gerichtet, als diejenigen, welchen das Muſeum zunächſt gewidmet war. Es lag dieſer Zeitſchrift der Gedanke und das Beſtreben zum Grunde, die Geſchichte und Philoſophie, die Kunſt und Literatur in einem vaterländiſchen und durchaus deutſchem Geiſte zu betrachten und weiter zu fördern. Eine eigentlich politiſche Zeitſchrift ſollte und konnte das Muſeum auf keine Weiſe ſeyn.

Durch die kriegeriſchen Begebenheiten wurden wir für unſere Zeitſchrift von manchen entfernteren Gegenden ganz getrennt und abgeſchnitten, die für ein ſolches Unternehmen ſo nothwendige literariſche Mittheilung ward überall unterbrochen, die Verbreitung der Zeitſchrift ſehr erſchwert, oder für manche Orte ganz unmöglich gemacht. Durch dieſe Umſtände ſieht ſich der Herausgeber genöthigt, die Fortſetzung des Deutſchen Muſeums wenigſtens für das Jahr 1814 zu ſuſpendiren. Ganz aufgeben wird er dieſes vaterländiſche Unternehmen gewiß nicht, deſſen ferneren Fortgang ſo manche achtungswürdige Stimmen gewünſcht haben. Vielleicht wird ſich der Herausgeber ſchon mit dem Jahre 1815 im Stande ſehen, dieſe für jetzt unterbrochene Zeitſchrift in etwas veränderter Form wieder fortzuſetzen; worüber dann das Nähere angezeigt werden wird.

Im voraus alſo bittet der Herausgeber die Leſer und Mitarbeiter, ihm auch für die Zukunft ihre fernere Theilnahme zu erhalten.

Wien, den 31. December 1813.

Friedrich Schlegel

Noch erinnere ich für die ſämmtlichen Herren Einſender von Beyträgen und andere ſonſtigen Theilnehmer, welche mich mit ihrer Zuſchrift beehrt haben:

daß es mir bey manchen andern Geſchäften und Arbeiten bis jetzt unmöglich war, die ganze Anzahl der rückſtändigen Antworten mit einemmahle zu erledigen. Indeſſen kann ich verſichern, daß alle Beyträge und Handſchriften, von denen bis jetzt kein Gebrauch gemacht werden konnte, ſorgfältig aufbewahret worden ſind. Auch wird die Antwort auf alle Zuſchriften, wenn gleich etwas verſpätet, doch pünktlich erfolgen.

Inhalt

des zwölften Heftes.

Moskau's Brand. Ode 1812. Von Sr. Excellenz dem Herrn Grafen Franz v. Enzenberg. . . . . Seite 449

Von dem Purismus der öſterreichiſchen Mundart. Aus einer ungedruckten Dialektologie. Von A. Fiſcher. . . . . — 454

Einige Nachrichten von Alterthümern des transalbingiſchen Sachſens. Von K. F. Rumohr. — 477

Die deutſche Orthographie. Von einem Koſaken, an den Herausgeber . . . . — 507

An die Leſer . . . . — 541

Inhalt
des zweyten Bandes.

Siebentes Heft.

Klopſtock und Wieland, oder die Traubenpflege in Osmannſtädt. Bruchſtück aus Chriſtoph Martin Wielands Denkwürdigkeiten vom Jahre 1797. Vom Hofrath Böttiger . . . . Seite 3

Ueber Schicks Laufbahn und Charakter als Künſtler. Von P. . . . . — 26

Kurze Nachricht über die Handſchrift des altdeutſchen Gedichtes Gottfried v. Bouillon, in der Wiener Hofbibliothek, angeblich von Wolfram von Eſchilbach. Von dem Scriptor der k. k. Hofbibliothek, Herrn Kopitar . . . . — 72

Verſuch der Erklärung einer an mehreren Orten Deutſchlands zu findenden Alterthümlichkeit, mit einigen darauf bezüglichen Nachrichten. Von Dr. Büſching . . . . — 77

Sonette. Vom Freyherrn von Rothkirch. . . . . . . — 84

Achtes Heft.

Der Werth der poſitiven Offenbarung, aus der Unhaltbarkeit der bisherigen philoſophiſchen Bemühungen. V. Von Glauben und Offenbarung. Gegen Jacobi. Von L—e . . . . — 98

Eine Grablegung auf Island. Nach der Egills Saga. Von Friedrich de la Motte Fouqué . . . . . . Seite 110
Der Sig. Vom Profeſſor Meinert . . . . — 116
Briefe, von Wieland, Ramler, Leſſing u. a. Von den Jahren 1770—1786. . . . . — 137
Zwey Sonnette von Frau v. Pichler . . . . — 175
Litteratur. Heyne, biographiſch dargeſtellt von Heeren. Vom Herausgeber . . . . — 177

Neuntes Heft.

Ueber die Gemähldeſammlung des Herrn von Maſſias zu Oggersheim bey Mannheim. Von Dr. A. M. Wallenberg. — 189
Der Werth der poſitiven Offenbarung, aus der Unhaltbarkeit der bisherigen philoſophiſchen Bemühungen. VI. Von Glauben und Offenbarung. Gegen Fries. Von E—r. . . . . — 217
Das Banner. Eine altnordiſche Geſchichte in Balladen. Von Fouqué. . . . . — 235
Litteratur. Ueber Mahler Müllers Werke . . . . . . — 247

Zehntes Heft.

Zweytes Sendſchreiben über den Ackerbau von Wilhelm v. Schütz. An Herrn Adam Müller, durch ſeine agronomiſchen Briefe veranlaßt. . . . . . . — 269
Reinold von Montalban. . . . . — 298
Hunibalds Chronik. Ein merkwürdiges Denkmahl altdeutſcher Sagengeſchichte. Vom Profeſſor Görres. (Fortſetzung.) . . . . — 301
Aus einem Briefe des däniſchen Reiſenden Herrn Bröndſted. — 350
Kunſtnachricht aus Rom . . . . — 355

Eilftes Heft.

Hunibalds Chronik. Ein merkwürdiges Denkmahl altdeutſcher Sagengeſchichte. Vom Profeſſor Görres. (Beſchluß.) . . . . Seite 357
Hertha. Deutſche Mythe. Von Lauer . . . . — 376
Wien eine Feſtung. Vom Probſt Hofſtätter . . . . — 385
Nachricht von altdeutſchen Manuſcripten in Ungarn. Von Herrn Kovachich. . . . . — 402
(Beſchreibung einer pergamentenen Handſchrift, enthaltend das Geſammt-Abentheuer von Konrad von Würzburg).
Gedichte von Theodor Körner . . . . — 441

Zwölftes Heft.

Moskau's Brand. Ode 1812. Von Sr. Excellenz dem Herrn Grafen Franz v. Enzenberg . . . . — 449
Von dem Purismus der öſterreichiſchen Mundart. Aus einer ungedruckten Dialektologie. Von K. Fiſcher . . . . — 454
Einige Nachrichten von Alterthümern des transſilvaniſchen Sachſens. Von K. F. Rumohr . . . . . — 479
Die deutſche Orthographie. Von einem Koſaken, an den Herausgeber. . . . . — 507
An die Leſer . . . . — 541

Concordia.

Eine Zeitſchrift,
herausgegeben
von
Friedrich Schlegel.

I—VI. Heft.

1820 — 1823.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

H:
1938

Wien, 1823.
Gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishausser.

Inhalt.

Erſtes Heft.

Seite
I. Signatur des Zeitalters, vom Herausgeber. . . . 1

Zweytes Heft.

II. Unſre Zeit. Vom Herausgeber 71
III. Ueber den Einfluß der Zeichen der Gedanken auf dieſer ihre Erzeugung und Geſtaltung. Von Franz Baader. 75
IV. Die innere Staatshaushaltung; ſyſtematiſch dargeſtellt auf theologiſcher Grundlage. Erſter Verſuch. Von Adam Müller. 87
V. Correſpondenz-Nachrichten. Aus einem Briefe vom weſtlichen Deutſchlande. 119
Anzeige von Claudius Werken. Von F. L. Z. Werner.

Drittes Heft.

VI. Die innere Staatshaushaltung; ſyſtematiſch dargeſtellt auf theologiſcher Grundlage. Erſter Verſuch. Von Adam Müller. Beſchluß. 133
VII. Von der Grundlage des Friedens. Von H. . . 156
VIII. Signatur des Zeitalters. Vom Herausgeber. Fortſetzung. 164
IX. Revolutionäre Anwendung der evangeliſchen Lehre. Von B. 190

Viertes und fünftes Heft.

Seite
X. Entwicklung des innern Lebens. I. Von der Seele. Vom Herausgeber. 197
XI. Ueber den neuen Grundſatz: „das Vaterland iſt der Boden.“ Von H. 224
XII. Ueber Stolbergs letzte Schriſten. Von B. . . . 231
XIII. Der Tempel und ſein Baumeiſter, oder: Das entſchleierte Geheimniß der Ewigkeit. Von F b. 296
XIV. Entwurf einer neuen chriſtlichen Legenden-Sammlung. 304
XV. Ueber La Martine's religiöſe Gedichte. Von F. S. . 307

Sechſtes Heft.

XVI. Rhapſodiſche Bemerkungen über die Kunſt. Von Dr. 317
XVII. Zuſätze zu dem Aufſatze: Ueber Stolbergs letzte Schriften. (XII. S. 231 — 296.) Von B. 334
XVIII. Ueber den Grundvertrag der Geſellſchaft. Von H. 337
XIX. Signatur des Zeitalters. Vom Herausgeber. Beſchluß. 343

Vorrede.

Der geſammte moraliſche Zuſtand unſers Zeitalters, ſo weit durch wiſſenſchaftliche Belehrung im Gebiete der Philoſophie, Geſchichte und Litteratur darauf eingewirkt werden kann, iſt der eigentliche Gegenſtand und Zielpunkt dieſer Zeitſchrift, zu deren Fortführung wir die Mitwirkung einer bedeutenden Anzahl von Gelehrten und wiſſenſchaftlich gebildeten Männern in Oeſterreich und in dem übrigen katholiſchen Deutſchlande hoffen und verſprechen dürfen.

Der Ernſt des gegenwärtigen Augenblicks in der Welt- und Zeitgeſchichte erfordert auch einen neuen Ernſt der Behandlung, der nicht mehr bloß auf eine Mannigfaltigkeit litterariſcher Unterhaltung und angenehmer Belehrung gerichtet ſeyn kann. Eine Zeitſchrift, in welcher das ganze intellecktuelle Leben der deutſchen Nation, obwohl in leichter und lebendiger Form umfaßt, und in allem auf jenes ernſte und letzte Ziel bezogen, in welcher das geſammte Gebiet der höheren Geiſtescultur aus dem Standpunkte des Chriſtenthums betrachtet und bearbeitet würde, iſt ein weſentliches Bedürfniß der Zeit geworden. Es iſt nichts ſo nothwendig in dieſer vielfach beunruhigten und irre gelockten Zeit, als daß die Gutgeſinnten auf einem ſichern Grund und Boden des ewig Guten zuſammentreten und mit ausdauernder Liebe zuſammenhalten; und daß unerſchütterlich feſte Anhalts- und Stützpunkte der Wahrheit und der Gerechtigkeit aufgeſtellt werden in dieſer chaotiſchen Fluth von Meinungen und Anarchie vorüberſchimmernder Ideen; damit alle geiſtigen Kräfte, die auf das Feſte, Gute und Wahre gerichtet ſind, ſich mehr und mehr um ihren gemeinſamen Mittelpunkt verſammeln und daran anſchließen mögen.

Dieſes ſind die Grundſätze von denen wir ausgehen, und auf den hier im Allgemeinen ausgeſprochenen Geſinnungen der Religion beruht das ganze Unternehmen. Doch iſt damit nur Begründung und Eintracht, keinesweges aber Anfeindung irgend eines Guten beabſichtigt. Vielmehr betrachten wir jedes Streben, welches den Stempel der echten Wiſſenſchaft, der Wahrheitsliebe, der Gerechtigkeit, und der für das Leben und die bürgerliche Ordnung erhaltenden und wiederherſtellenden Principien an der Stirne trägt, in einem weiteren Sinne als dem unſrigen befreundet; den gründlich gelehrten, wahrhaft chriſtlichen und frommen Proteſtanten werden wir überall die größte Achtung zollen; und auch jeden Fortſchritt in der Wiſſenſchaft des Chriſtenthums und der chriſtlichen Begründung des Lebens und der menſchlichen Angelegenheiten, in ſo fern er ſich als ein gültiger und allgemeiner bewährt, als ſolchen anerkennen und ſo viel als möglich benutzen. Denn dieſe religiöſe Begründung des Lebens und moraliſche Befeſtigung des Zeitalters iſt das Eine, was Noth und der Zweck auf welchen allein dieſes Unternehmen gerichtet iſt.

1.

Signatur des Zeitalters.

Manche drohende Anzeichen an dem Horizonte der irdiſchen Weltentwicklung ſind wohl dazu geeignet, die ruhige Betrachtung auf den gegenwärtigen Zuſtand der menſchlichen Angelegenheiten mit ganzem Ernſt hinzulenken; damit nicht das Gemüth von üblen Vorbedeutungen und Ahndungen vergeblich geängſtet werde, und damit die große Veränderung und Kataſtrophe, welche in dieſen entſcheidenden Wendepunkt der welthiſtoriſchen Entwicklung einzutreten und ihr bevorzuſtehen ſcheint, uns nicht unvorbereitet finde. Suchen wir uns demnach den ganzen Zuſtand, die herrſchenden Täuſchungen, das eigentliche Streben, ſo wie auch das weſentliche Bedürfniß des Zeitalters, und nebſt den innerſten Gebrechen deſſelben auch die feſten Anhaltspunkte des Guten und Beſſern, und die Keime einer wahrhaft geiſtigen und moraliſch geſicherten Lebensentwicklung und Lebensordnung, ſo wie ſie im Zeitalter liegen, von allen Seiten und nach dem vollen Umfang der ganzen Erſcheinung recht klar vor Augen zu ſtellen; ob wir vielleicht auf dieſem Wege inne werden möchten, was wir denn eigentlich wohl zu erwarten, vielleicht neues zu erfahren und zu erdulden, oder doch noch zu hoffen haben, und was wir dagegen, ein jeder in ſeinem Wirkungskreiſe, etwa thun können und thun oder unterlaſſen ſollen.

Wir wollen auch die guten Anzeichen einer beſſern Hoffnung und Zukunft, die glücklich erſcheinenden Symptome der Gegenwart bereitwillig und ſorgſam beachten; um aber die ganze Lage und das wahre Problem, den eigentlichen Charakter und die rechte Signatur des Zeitalters vollſtändig zu erfaſſen, dürfen wir uns auch die üblen Anzeichen und Gefahr drohenden Symptome des ganzen Zuſtandes nicht verſchweigen und müſſen uns dieſe vor allem klar vor Augen ſtellen.

Das erſte üble Anzeichen dieſer Art iſt wohl der innere Unfrieden, der bey der Fortdauer eines feſt und ſicher begründeten äußern Friedens, dennoch überall hervorbricht und allen Beobachtenden ſo allgemein fühlbar geworden iſt, da er faſt in ſteigender Progreſſion ſich zu vermehren und zu verbreiten ſcheint. Als vor einigen Jahren durch wundervolle Fügung Gottes der glorreichſte Sieg über den allgemeinen Feind erfochten worden und Europa aus den Banden alles zerdrückender Militärgewalt, die ſo ſchwer auf allen laſtete, wieder erſtanden war; da wurden alle alte Hoffnungen von neuem rege, Wünſche ohne Maß und Ziel erwachten und niemand zweifelte an dem Beginn einer neuen, glücklicheren Epoche für die Menſchheit. Bey dem großen europäiſchen Friedenswerke, was nun erfolgte, konnten freylich nicht alle rege gewordnen Wünſche befriedigt werden, von denen viele ohnehin ganz unausführbar und auch an ſich grundlos waren; ja ſelbſt auf manche wohlbegründete Anſprüche und gerechte Hoffnungen ſo vieler verſchiedenen, alten und neuen, ſich durchkreuzenden Intereſſen, war es nicht möglich geweſen, überall in dem gleichen Maße die erwünſchte Rückſicht zu nehmen. Indeſſen blieb das Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott für die unverhoffte Befreyung in allen gutgeſtimmten Gemüthern rege; mit Wohlgefallen bemerkten die Verſtändigen, daß das Friedenswerk ſelbſt ſich immer feſter zu gründen und zu conſolidiren ſchien. Und wenn hie und da noch eine unruhige Bewegung und Stimmung, eine an das Revolutionäre gränzende Stimmung und Aufwallung der Gemüther wahrgenommen ward; ſo glaubten kundige Staats- und Weltbeobachter dieſes nur als eine zurück gebliebene Nachwirkung des großen chaotiſchen Kampfs betrachten zu müſſen, die ſich bald von ſelbſt verlieren würde, ſo wie auf der beunruhigten Waſſerfläche die Bewegung in immer weitern Kreiſen und ſchwächern Aufwallungen nur allmählig nachläßt, bis endlich die völlige Ruhe wieder eintritt. Der Erfolg aber entſprach dieſer allzu gutmüthigen und beynah leichtgläubigen Erwartung durchaus nicht. Allerdings waren zuerſt nur jene unerfüllt gebliebenen Hoffnungen und Anſprüche die äußeren Anhaltspunkte, an denen ſich die im Verborgenen genährte Unzufriedenheit zunächſt ausließ und oft heftig genug hervorbrach. Das Uebel ſelbſt aber wurzelte viel tiefer und war gar nicht bloß auf jene Punkte beſchränkt, wo es öffentlich zur Sprache kam oder in Exceſſe ausbrach. Es war ein tiefes und ganz allgemeines Uebel; denn in jedem großen und kleinen Verhältniſſe ward es wahrgenommen. Es war überall eine gewiſſe unangenehme Spannung, eine heimliche Beklemmung und Spaltung, eine verborgene Unruhe ſichtbar, welche mehr oder minder alle Kreiſe des menſchlichen Lebens bis in die innerſten Familienverhältniſſe durchdrang, ja auch jeden Einzelnen in der eignen Bruſt mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt und inneren Unfrieden verſetzte. Auch das individuelle und innere Familien-Glück war durch den Umſturz der alten Ordnung in einem ſo großen Theile von Europa, und hie und da ſelbſt durch den gewaltſamen Umſchwung der Rettung auf das heftigſte mit erſchüttert worden. Der gehoffte und erſehnte glücklichere Zuſtand aber wollte immer noch nicht auf die gewünſchte Weiſe eintreten; und mit Verwunderung fühlte die Welt, da kaum die erſte Freude über die Befreyung verraucht war, ſich immer noch ſehr gedrückt. Die innerſten Verhältniſſe des Eigenthums, des Landbaues, aller Gewerbe, des Handels, des Geldes und Credits waren nicht etwa bloß vorübergehend berührt, hie und da verletzt, bedeutend verändert worden, ſondern ganz wie aus ihren Fugen gerückt; indem nun erſt alle üblen Folgen ſo vieler zerſtörenden Grundſätze, verderblichen Maßregeln und der die Lebenskraft des geſellſchaftlichen Körpers oft nicht minder gewaltſam angreifenden Vertheidigungsmittel, in ihrem unberechenbar weiten Umfang und in ihrer ganzen Tiefe ſichtbar zu werden anfingen. Wohl fühlte daher ein jeder ſeine eigenthümlichſte und nothwendigſte Wirkſamkeit auf irgend eine Weiſe gebunden, gelähmt, und in unauflöslichen Widerſpruch verſtrickt. Denn nicht auf das materielle Daſeyn allein war dieſes große, alle Adern des menſchlichen Lebens durchdringende Deficit — dieſe tiefe Lücke an Vertrauen und an der Kraft zur reellen Abhülfe — beſchränkt. Die Verwirrung der Meynungen war gewiß nicht minder groß und eben ſo verwickelt und ſchwer zu löſen, als der Kampf der in Unordnung und Zwieſpalt gerathenen Eigenthums-Intereſſen. Auch in allen moraliſchen Beziehungen und Verbindungen war es daher als ob grade nur das Eine Element fehlte, aus dem erſt die volle Beruhigung und Zufriedenheit würde hervorgehen können. Die Begeiſterung des Krieges war mit dem Kriege ſelbſt entflohen, aber Vertrauen und Ruhe war keineswegs mit dem Frieden vollſtändig zurückgekehrt. Die gewonnene Frucht des Sieges war wie jene alte verbotne, gut anzuſehen von außen, aber inwendig hohl und vom Wurm zerſtochen. Der ganze Zuſtand nach dem Frieden war, wie der eines Mannes, der äußerlich wohlhabend und ſcheinbar glücklich, heimlich aber von drückenden Schulden geängſtet oder von einem böſen Gewiſſen beunruhigt iſt. Für wen dürfte es noch nöthig ſeyn, das Einzelne dieſes Zuſtandes ausführlich zu ſchildern; da jeder ihn in ſich ſelbſt empfunden hat und leicht die Stelle auffinden kann, wo ſein innerſtes Privatleiden mit dem allgemeinen Unglück und dem uns tauſendfältig umſpinnenden und in unzähligen Formen organiſch vervielfachten Zwieſpalt und Kampf des Zeitalters zuſammenhängt? —

Das Reſultat über dieſe Epoche der letzten fünf Jahre im Allgemeinen iſt alſo folgendes: Jeder Stand ohne Ausnahme, und mehr oder minder auch jeder Staat, jedes Individuum und jede Claſſe der menſchlichen Geſellſchaft, war von den bezeichneten Symptomen und Gefühlen eines *allgemeinen innern Unfriedens* durchdrungen; welche Erſcheinung um ſo räthſelhafter auffallen muß, da der *äußre Friede* ſich von Tage zu Tage dauerhafter und feſter zu begründen ſchien, und alle Wolken einer etwa voreilig gefaßten Beſorgniß von einer möglichen, äußeren Friedensſtörung ſich mehr und mehr ganz verlohren, während dagegen die Symptome jenes innern Unfriedens in mehr als einem Lande und großen Staate nur deſto heftiger und bedenklicher zum Ausbruch kamen; und auch die durchdachteſten Verſuche, dem Uebel zu ſteuern, die alte Ordnung zu erhalten, oder das geſellſchaftliche Leben feſter einzurichten und auf ſicherm Boden wiederherzuſtellen, wo ſie zur Ausführung kamen, doch nur theilweiſe einigen guten Erfolg hatten, oft auch ohne Wirkung blieben, nirgends aber das Uebel ſelbſt an der Wurzel heilten. — Zwar aus einem höhern Standpunkte der Religion betrachtet, könnte jene ſonderbar auffallende Erſcheinung eines ſo allgemein und tief eingreifenden innern Unfriedens, bey dem glücklichſten Anſchein eines vollkommen geſicherten, für Europa wenigſtens allgemeinen, äußern Friedens, wohl ganz erklärbar gefunden werden; als angemeſſen nämlich dem Plane einer leitenden Vorſehung, ſo weit wir über dieſe Angemeſſenheit urtheilen können. War es nicht als ſollte das Zeitalter, alle politiſchen Mächte und intellektuellen Kräfte deſſelben, jede Corporation und moraliſche Perſon, von der kleinſten bis zur größten, überhaupt die ganze europäiſche Menſchheit, vielleicht eben darum in dieſem peinlich drückenden Gefühl des innerſten Unfriedens bey ſo feſter Ruhe des materiellen äußern Friedens abſichtlich und mit Fleiß feſtgehalten werden, damit ſie dadurch auf die ſo lange nicht beſuchten und nicht aufgeſuchten viel verkannten Quellen aufmerkſam gemacht und zu ihnen hingeführt würden, aus denen allein der wahre, innere Friede dauerhaft hervorgeht? — Wie der einzelne Menſch im Leben größtentheils auch erſt durch den Schmerz und durch vielfältige Leiden vollſtändig erzogen und von einer höhern Hand dem beſſern Ziele ſeiner innern Vollendung entgegengeführt wird; iſt es nicht denkbar, daß auch die Menſchheit im Großen, daß Nationen und Staaten, ſo wie ganze Zeitalter nach derſelben höheren Erziehungsmethode von der Vorſehung geleitet und durch eine lange Reihe peinlicher und drückender, aber fruchtbarer und heilſamer Zuſtände und Erfahrungen, zu der Erkenntniß des Rechten, ſo wie zum rechten Leben ſelbſt hinaufgeführt werden ſollen? — Dieſem Standpunkte der Vorſehung gemäß iſt freylich das Zeitalter wohl nur ſelten betrachtet und beobachtet worden, und wenig iſt auch in dieſem Sinne und auf jene höheren Quellen des innern Friedens, der den äußern allein dauerhaft machen kann, hinzielend und hinlenkend, auf das Zeitalter gewirkt worden, von denen welche am meiſten den Beruf und auch die Macht haben, auf ſeinen Gang leitend, hemmend oder ordnend einzuwirken; wenigſtens iſt es bey weitem nicht mit der zureichenden Kraft des Willens ſowohl als des Verſtandes geſchehen. Für jeden Einzelnen bleibt dieſe höhere Anſicht demungeachtet ganz die rechte und auch vollkommen wahr, inſofern er ſie nur feſtgehalten und angewandt, für ſich und in ſeinem Kreiſe darnach verfahren und gehandelt hat. Aeußerlich genommen aber und für das Ganze, nach dem irdiſchen Erfolg, mußte die Sache freylich noch eine ganz andere Entwickelung nehmen; und das iſt denn auch in reichem Maße geſchehen, und wenige Jahre haben hingereicht, um jene oben erwähnte Täuſchung zu vernichten und zu zeigen, daß hier nicht bloß von Nachwehen der Revolution die Rede ſey, wie von den letzten Aufwallungen eines noch nicht ganz beruhigten Meeres, ſondern von einem Uebel, daß noch in ſeiner ganzen vollen Kraft beſteht. Jene Epoche eines ängſtlich erwartenden, unentſchieden ſchwankenden Zuſtandes zwiſchen eigentlichem Unfrieden und ſcheinbarem Frieden iſt nun vorüber; wir müſſen aber dieſen angegebnen Charakter vom höchſten innern Unfrieden, bey vollkommner, äußrer, politiſcher Ruhe für die Folge feſt halten; denn darin beſteht gerade das charakteriſtiſch Eigenthümliche, und die richtige Signatur dieſer kurzen Epoche, die binnen fünf proviſoriſchen Jahren (1815— 1820) eben ſo reich war an zweckloſen Erwartungen, und widerſinnigen Forderungen, als an nichtigen Bemühungen und vergeblichen Beſtrebungen. — Die Keime des Beſſern, den Saamen der Wiederherſtellung, woran es auch in dieſer Epoche nicht gefehlt hat, wollen wir demnächſt in gründlichem Zuſammenhange betrachten und zu erforſchen ſuchen; jetzt wollen wir den Blick nur bey der Hauptſache feſthalten. Vorüber aber nannte ich dieſe Epoche darum, weil das Uebel, welches bisher größtentheils wenigſtens ein verborgenes war, mehr und mehr ein ſichtbares geworden iſt: und dieſes würde wohl überflüſſig ſeyn, noch ausführlich mit Gründen oder einzelnen Thatſachen belegen zu wollen.

Eine Erſcheinung, welche zuerſt die tiefer ſehenden Staatskundigen und Weltbeobachter aus der Täuſchung weckte und als gefährliches Zeichen der Zeit mit ernſtem Schauder erfüllte, war das ſonderbare Phänomen von uneigennützigen Verbrechen, oder wie ſoll man ſonſt ſolche Miſſethaten nennen, die zwar immer eine totale Verfinſterung und große Krankheit des ſittlichen Charakters in dem Thäter vorausſetzen, doch aber zunächſt nicht auf einen egoiſtiſchen Zweck gerichtet, vielmehr aus einer verworrenen und verirrten Idee des fanatiſch verwilderten Zeitgeiſtes hervorgegangen ſind, und daher nicht als eine individuelle That, ſondern als ein allgemeines Zeitphänomen und aus der Finſterniß hervorbrechende dämoniſche Gewalt erſcheinen. Aber was wäre es nöthig, da bey einzelnen Thatſachen und Symptomen mit der Betrachtung lange zu verweilen, wo das Ganze ſo laut und ſo deutlich ſpricht? — Jener Eine Hauptirrthum des Zeitalters, daß die Revolution ſchon abgeſchloſſen und beendigt ſey, wird ohnehin kaum noch jemanden zu täuſchen vermögen, oder irgendwo Glauben finden können; da die That und die Zeit ſelbſt hier den Gegenbeweis geführt haben. In der That, wenn jener Gewaltmann, in welchem ſich die ganze Revolution concentrirt hatte und gewiſſermaßen perſönlich

geworden war, dieſe falſche Behauptung zum Anfange eine
ſichern Grundes für ſeine allverſchlingende Deſpotie zuerſt mi
dreiſter Zuverſicht ausſprach, um die ganze Erbſchaft der Rev
lution deſto ſicherer von dem getäuſchten Zeitalter einſtreichen z
können; ſo darf uns das eben nicht Wunder nehmen, da d
Verbreitung jenes Irrthums ſo ganz in ſeinem Intereſſe un
Plane war. Wenn aber dieſelbe Täuſchung ſich nochmals e
neuerte und wiederholte, als der Zerſtörer für ſeine Perſon
ſeitigt war; ſo kann man darin nur einen Beweis ſehen, w
wenige das Phänomen des Zeitalters ganz aus dem Grunde e
faßt haben, wie empfänglich das Zeitalter ſelbſt für Täuſchu
gen aller Art und beſonders über ſeine eigne Beſchaffenheit u
Diagnoſe ſey, und wie in der That ein vielleicht nie in d
Maß allgemein geweſener Mangel an geſunder und richtiger,
ſchweige denn tiefer und gründlicher Beurtheilung eines
Hauptkennzeichen deſſelben bildet; wovon ſich auch ſpäterhin d
tief liegende Grund wohl auffinden und ganz deutlich zeigen wi
wie mit dem rechten Direktionspunkte und Polarſterne in
Höhe, nicht bloß das Steuer in der fluthenden Bewegung ſel
ſondern auch das rechte Winkelmaß und letzte Senkbley für die T
mit verlohren gegangen iſt. Faſt ſcheint es daher einem Sp
zu gleichen, wenn man unſer Zeitalter bey jenem ſo ganz al
meinen und vorherrſchenden Mangel an Beurtheilungskraft
noch ein kritiſches genannt hat. Indeſſen liegt inſofern et
Wahres darin, als ein großer Mangel von irgend einer S
des innern, menſchlichen Vermögens, allemal auch einiges
dürfniß von derſelben Seite zur Folge hat; und ſo mag
Prädikat unſerm Zeitalter auch wohl wegen ſeiner aus
Mangel ſelbſt hervorgehender Tendenz und Neigung zur K
gegeben werden, das ihm aber noch ungleich mehr gebührt,
gen ſeines unſtreitig ſehr kritiſchen Zuſtandes, und der v
Kriſen durch die es zu gehen hat. — Nur auf das Gefühl
Moments berechnet war die Rückkehr jener Täuſchung vo
beendigten Revolution; nicht aber auf welthiſtoriſche Beu

lung gegründet. Als daher nahe vor dem Umſturz des europäiſchen Feindes ein geiſtreiches Organ jenes Augenblicks ſagte, »das ſey der Anfang vom Ende;« ſo ſchien mir ſchon damals, wie ich alles begierig zu erforſchen ſuchte, einſam in mir durchdenkend, daß es viel richtiger heißen müſſe: »es ſey das Ende vom Anfange;« der Schluß nämlich des erſten Acts in dem furchtbaren Drama unſerer durch große Kataſtrophen mit beſchleunigtem Lauf dahin eilenden Weltgeſchichte.

Mit der Einſicht in jenen Einen Hauptirrthum verſchwinden aber zugleich noch mehrere andere Täuſchungen von ähnlicher Art, die alle gleich ſchädlich ſind, weil das Uebel und ſeine Größe darin völlig verkannt, mithin auch das ganze Problem des Zeitalters, wie es von den Gut- und Rechtlichgeſinnten ins Auge gefaßt werden ſoll, ganz unrichtig und ſchief geſtellt und falſch beurtheilt wird. Auf dem jetzigen Standpunkte iſt es nun wenigſtens wohl klar geworden, daß das revolutionäre Uebel nicht als ein einzelnes Factum betrachtet noch auch einer Nation allein oder Einer Perſon beygemeſſen werden darf, und nur darauf beſchränkt iſt. Die Thatſache von 1789 braucht darum gar nicht als eine, die nothwendig hätte erfolgen müſſen, betrachtet zu werden; ſo wenig als irgend eine andere Begebenheit der Weltgeſchichte jemals als eine ſchlechthin nothwendige angeſehen werden kann und darf. Wir gönnen es den franzöſiſchen Schriftſtellern, welche an ſolchen wenig fruchtbaren Unterſuchungen Gefallen finden, die Staatsfehler zu bezeichnen, welche damals begangen worden, oder die beſſern Maßregeln anzugeben, durch welche das Geſchehene hätte vermieden werden können. Das ganze Factum der ſogenannten franzöſiſchen Revolution, ſo unermeßlich auch die Folgen dieſer einen Thatſache geweſen ſind, bleibt doch nur ein einzelnes Symptom, ein partieller Ausbruch, eine erſte Kriſis; da augenſcheinlich Stoff und Anlage zum revolutionären Uebel ſchon viel früher und an vielen andern Orten, um nicht zu ſagen in der geſammten Baſis der civiliſirten Staaten von Europa verhanden war; ſo daß es in dieſer Hinſicht faſt als zufällig erſcheint, daß der erſte Ausbruch grade hier Statt gefunden, obgleich dieß allerdings ſeine guten Urſachen hatte. Eben ſo wenig kann man das revolutionäre Uebel als ein bloß von der franzöſiſchen Nation ausgegangenes betrachten, ſo natürlich und erklärbar es ſeyn mag, daß ſich der Haß der andern Völker im Fortgange der Zerrüttung vorzüglich gegen dieſe Nation gerichtet; ſo unläugbar die Thatſache iſt, daß Frankreich, ſchon in den erſten italiäniſchen Eroberungsverſuchen unter Karl VIII. und Franz I., noch entſchiedener aber ſeit Richelieu und Ludwig XIV. zuerſt und am früheſten ganz egoiſtiſch *), rein ſtörend und zer-

---

*) Wenn von einem *egoiſtiſchen* Verfahren der Staaten die Rede iſt, ſo kann damit nur der Erfolg und die That ſelbſt, nicht aber die Abſicht und Triebfeder gemeint ſeyn; indem der moraliſche Begriff von einer rein uneigennützigen Handlungsweiſe und Triebfeder auf jene großen moraliſchen Perſonen nicht anwendbar iſt. Dem *iſolirten Vortheil des Augenblicks* nachzugehen, ohne Rückſicht oder vielleicht gar auf Unkoſten der großen Grundſätze, das heißt von Seiten des Staats, egoiſtiſch und kleinlich gehandelt; dagegen für das allgemeine Wohl und Gleichgewicht, für die Erhaltung des Friedens und der Grundſätze der Ordnung und Gerechtigkeit unter allen civiliſirten Staaten zu ſorgen, wenn es gleich nur des eignen wohlverſtandnen Intereſſe wegen geſchieht, daß ſelbſt der momentane oder mindre Vortheil aufgeopfert wird, alles iſt, was auch die ſtrengſte Moralität an die Staatsgewalt und Staatsperſon zu fordern hat. So hat *England* ein Jahrhundert hindurch, mit einem auf die Dauer berechneten und in einem großen Verſtande durchdachten Egoismus, eine würdevolle Stelle im europäiſchen Gemeinweſen behauptet und oft das Steuer der allgemeinen Angelegenheiten zum Beſten des Ganzen geführt. Noch weit inniger und unzertrennlicher aber iſt für *Oeſterreich* die Erhaltung der eignen Würde und Kraft verbunden mit der altkaiſerlichen Sorge für die Erhaltung des Ganzen, beſonders auch für die Erhaltung des Friedens, aller Elemente der Ruhe, und aller Grundſätze der Gerechtigkeit und rechtlichen alten Ordnung ſo wohl unter als in den chriſtlichen Staaten; wie dieſes hellſehende Politiker, aller Partheybeſchränkung und dem Nationalvorurtheil ungeachtet, auch nie auf die Dauer verkannt haben.

ſtörend, mithin revolutionär auf das ganze chriſtliche Staatenſyſtem, beſonders aber auf Deutſchland eingewirkt hat. Indeſſen iſt, die Vergangenheit aus dieſem Standpunkte betrachtet, wohl nicht leicht irgend ein Stand oder Parthey, kein Staat und keine Nation ganz frey von ſolcher nur mehr oder minder großen hiſtoriſchen Schuld; ſo daß wir uns ſchon von dieſer Seite zu einer gegenſeitigen Ausgleichung und Billigkeit geneigt und geſtimmt fühlen müſſen, da wir dem Ziele einer allgemeinen Verſöhnung ohnehin ſo viel näher ſtehen, wie die früheren Zeiten. Selbſt die erneuerten Ausbrüche einer fremden ſchrankenloſen Nationaleitelkeit, die manchen Menſchenſtämmen nun einmahl unvertilgbar und erblich eigen zu ſeyn ſcheint, können uns in dieſer Anſicht nicht irre machen, noch zu einer leichtſinnigen Reaction und Vergeltung bewegen; weil es eben nicht bloß eine Anſicht iſt, ſondern ein zum feſten Grundſatz gewordnes Reſultat aufmerkſam erfaßter Einſicht. Denn wer könnte jetzt wohl noch, überhaupt oder auch nur ganz praktiſch genommen, den einſeitigen und beſchränkten Standpunkt eines, wenn auch nicht ganz ungerechten, wenigſtens nicht unmotivirten Nationalhaſſes feſthalten? Wer das wollte, der müßte die Indikation des jetzigen merkwürdigen Moments in der Weltgeſchichte gar nicht verſtehen; denn der vermeintlich patriotiſche Nationalhaß iſt vorüber und nicht mehr an der Zeit, ſeit Europa eine collegialiſch verflochtene Einheit, um nicht zu ſagen, eine in Wohl und Weh ſolidariſch verſchmolzene Maſſe, oder auch Ein und derſelbe ernſte und tragiſche Stoff für das Trauerſpiel der Zukunft geworden iſt; wie ſich dieſe neue Einheit von ganz Europa mehr und mehr ſchon früher, beſonders aber auch in der Zwiſchen-Epoche der letzten fünf Jahre auf eine Weiſe entwickelt und geſtaltet hat, wie in der älteren Zeit nichts ähnliches jemals vorhanden geweſen iſt. Und in dem Fortgange dieſer Betrachtungen wird wohl ein jeder leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß von etwas viel Höherem hier die Rede iſt, und die Entſcheidung gilt, in dem ſchweren Kampf und der Auf-

gabe dieſer Zeit, als von der armſeligen Befriedigung eines vor
übergehenden Nationalruhms.

Eben ſo wenig aber, als Eine Nation, iſt auch der Ein
europäiſche Feind von 1813. allein das ganze Uebel geweſen,
wenn gleich er den ganzen Inbegriff aller zerſtörenden Principien
in ſich concentrirte, und ſie am meiſten in allgemein gangbar
und bequeme Formeln gebracht, und dem verderblichen Elemen
den weiteſten Spielraum und eine unbegränzte praktiſche Aus
dehnung gegeben hatte. Es iſt ja auch ſchon oft und beynah bi
zum Ueberdruß, hie und da gern auch mit Unbilligkeit bemerk
worden, daß, ſeitdem jene Perſon in die Ferne entrückt wurde
darum doch ſeine Wirkung noch vielfältig fortbeſteht und ſein
Grundſätze nicht mit ihm ausgeſtorben ſind, daß noch oft genu
nach ihnen gehandelt, und im gleichen oder ähnlichen Sinne ve
fahren worden iſt; mithin er doch nur eine Figur, obwohl ein
Hauptfigur in dem großen Drama dieſer unglücklichen Epoch
geweſen iſt, nicht aber das ganze Drama ſelbſt, zu welchem d
andere Seite der ganzen Erſcheinung weſentlich mit gehört. W
nun jener oft ſo übel angebrachte Vorwurf ſich gar nicht anwen
bar fand, war das Zeitalter damit doch auch nicht befriedigt, un
wurde es häufig in dieſem unzufriedenen Sinne bemerkt, daß
von Seiten der entgegenſtehenden Politik mehr nur kunſtre
modificirte Negationen, eine ſorgſam ſuſpendirte Wirkſamk
geweſen ſey, was proviſoriſch in die offen gebliebene Lücke tra
als ein poſitives Gutes, eine durchgreifend entſcheidende Kra
des Rechten und Gerechten, deren organiſchen Geſtaltung u
Anwendung ſich im Ganzen zu viele Hemmungen und Hinde
niſſe entgegen ſtellten. Iſt es denn aber die Gewalt des B
ſen allein, welches das Gemählde dieſer Epoche ausfüllt, u
ihren Charakter, ihr Weſen und ihre Geſchichte erſchöpft; od
gehört nicht auch die, gewiß nicht bloß aus dem Mangel an W
lenskraft hervorgehende, ſondern tief in den ſeltſam verſchlung
nen Verhältniſſen und dem ganzen gebundenen Zuſtand begrü
dete Ohnmacht zum Guten, als das andere Elemen

eben ſo weſentlich mit zu dem ganzen Krankheitszuſtande des Zeitalters? —

Alſo nicht in einzelnen Thatſachen und Perſonen, ja auch nicht einmal in den einzelnen Partheyen, und falſchen oder verderblichen Theorien, als ſolchen allein, liegt das Uebel. Nicht gegen einen äußerlichen ſichtbaren Feind, nicht gegen Fleiſch und Blut gilt der Streit; unſichtbare, intellektuelle Gewalten ſind es, im Verborgenen ſchleichende und dann alles durchdringende und verzehrende Principien der Zerſtörung; es iſt der Kampf, in welchem, ſeit die Menſchheit in ihre Elemente zerfallen will, dieſe nun frey gewordnen und verwilderten Elemente feindlich gegen einander auftreten. Die einzelnen ſchlechtgeſinnten Partheyen erſchöpfen noch nicht den ganzen Umfang der Gefahren die unſer Zeitalter bedrohen; ein nicht minder wichtiger und noch viel tiefer liegender Grund von großem Uebel, liegt in dem merkwürdigen Charakterzuge unſrer Zeit, daß jetzt alles ſogleich zur Parthey wird, daß ſelbſt das Gute und Rechte in Geſinnung und Denkart ſo häufig von dieſem ſchrankenloſen Ultrageiſte ergriffen und beherrſcht wird, deſſen unbedingtes Weſen und unorganiſches Wirken denn auch ſeiner Natur nach leicht in das Zerſtörende fallen kann, und ſo mit ſeinem Feinde, der revolutionären Denkart, zu dem gleichen Ziele und chaotiſchen Ausgang, gegen ſeine Abſicht zuſammenwirkt. Dieſes beſondere Weſen unſrer Zeit, welches man jetzt mit dem Worte »Ultra« bezeichnet, bedarf einer gründlichen Erörterung; und ich werde noch oft und ausführlich darauf zurück kommen. Nur denke man nicht, daß damit der neutralen Erſchlaffung aller derjenigen das Wort geredet ſeyn ſoll, welche für nichts Parthey, aber auch an nichts mit Ernſt ein Intereſſe nehmen. Darin liegt freylich kein Heil noch Abhülfe; vielmehr iſt dieſe Indifferenz der Geſinnung, welche in der Maſſe, beſonders der Gebildeten, ſo vorherrſchend iſt, ganz vorzüglich auch

eines der auflöſenden Elemente und eine der großen Hau
gefahren des Zeitalters.

Schon aus dem hier berührten Grunde kann man jener M
nung nicht beypflichten, welche den Grund des Uebels u
die Gefahren der Zeit allein in den falſchen Theorien u
verderblichen Syſtemen des 18^{ten} Jahrhunderts ſucht, w
mehrentheils von den neuern franzöſiſchen Schriftſtellern g
ſchieht; es läßt ſich aber auch noch auf vielfache and
Weiſe daſſelbe bis zur Evidenz klar machen. Ja, es iſt d
ſes unter allen den ſchon angeführten Täuſchungen des Zeit
ters eine der hauptſächlichſten, und die Berichtigung um
nothwendiger, weil ſie am tiefſten bey der großen Mehrz
gerade der Gutgeſinnten eingewurzelt iſt. Und eben weil
allerdings den meiſten Schein von Wahrheit für ſich hat,
einen Theil der Wahrheit enthält, nur nicht die gan
vollſtändige; ſo iſt dieſe Täuſchung der Parthey, welche wohl
gutgeſinnte genannt werden darf, deren Einſichten darum a
noch nicht die richtigen ſind, unter allen jetzt herrſchenden
luſionen eine der gefährlichſten und ſchädlichſten. Denn ind
ſie der Wahrheit ſcheinbar ſehr nahe ſteht, ſie aber gleichw
durchaus nicht erſchöpft, wird durch dieſe ganz unzureiche
und einſeitige Auffaſſung des Zeitphänomens und ganzen
ſtandes, der rechte Geſichtspunkt völlig verfehlt und
gehen auch für die praktiſche Anwendung und Begründ
einer beſſern Zukunft, die beſten Streitkräfte und Heilkr
des Zeitalters mehrentheils völlig verlohren. Das ausführl
Werk von Haller kann als ein Beyſpiel dienen von e
durchaus in dieſem Sinne gemachten, zwar löblich gemeint
in ihrer polemiſchen Richtung aber größtentheils vergeblich
und zugleich auch überflüſſigen Bemühung. Ganz abſicht
wählen wir gerade dieſes ſo durchaus ehrenwerthe Beyſp
um den Stand der Sache deſto ſchärfer zu bezeichnen, n
dem es doch einmal nöthig und unvermeidlich iſt, daß
auch dieſe trügeriſche Täuſchung, als ob durch eine wiſ

ſchaftliche Polemik gegen die jakobiniſchen Grundſätze der ſich ſelbſt liberal nennenden Parthey, noch irgend etwas bedeutend Erſprießliches erwirkt werden könne, mit allen andern Illuſionen hinter uns werfen müſſen. Das groſe Verdienſtliche in dem gedachten Werke iſt das Poſitive, was übrig bleibt, wenn wir alles Polemiſche davon ausſcheiden. Zur Polemik aber iſt die Zeit ganz vorüber, und es kann auf dieſem Wege keine Hülfe mehr gefunden werden; ja kaum vermag dieſe, auch noch ſo geiſtreich behandelt, noch dem Nachdenkenden einiges Intereſſe einzuflößen, während der wichtige Moment für die Aufſtellung des Poſitiven, was allein helfen kann, unbenützt und inhaltsleer verſtreicht. Ueberdem ſind die irrigen und verderblichen Syſteme aller Art, die philoſophiſchen wie die politiſchen, jetzt zu einer ſolchen Höhe getrieben, und ſo auf die Spitze geſtellt worden, und zugleich hat ſich ihre Anzahl ſo ins Unendliche vermehrt, und mit dieſer fortſchreitenden Vermehrung der Kampf Aller gegen Alle ſo vervielfältigt und chaotiſch verwickelt, daß man das Geſchäft ſich unter einander zu vertilgen und gegenſeitig zu zerſtören, füglich dem Irrthum in allen ſeinen Ausgeburten ſelbſt überlaſſen kann. Wer möchte damit noch die Zeit verlieren und dagegen das verſäumen, was wahrhaft heilbringend und zur Hülfe nöthig iſt? — Ganz unläugbar bleibt es, daß der religiöſe, moraliſche und politiſche Unglauben des Zeitalters, wo nicht ſelbſt die Quelle des Uebels iſt, doch dieſer Quelle am nächſten liegt. Vortrefflich als Dichter und zugleich vollkommen hiſtoriſch wahr, ſagte daher ſchon in früherer Zeit, A. W. Schlegel:

— Die Zeit hat Glauben nicht, noch Liebe:
Wo wäre dann die Hoffnung, die ihr bliebe?

Es liegt viel Sinn in dieſem Dichterſpruch; und ſolche einfache Blume der ſchlichten Wahrheit thut dem Anblick ordentlich wohl in dem ermüdenden Getümmel chaotiſch kämpfender Partheyreden, wie ſie jetzt herrſchend ſind. Nirgends aber und zu keiner Zeit iſt allgemeiner Unglauben durch Polemik, wenn ſie auch die geiſtreichſte wäre, mit reellem Erfolg beſiegt werden; wohl aber verſchwindet der Unglauben von ſelbſt, ſobald die poſitive Kraft des Glaubens ſiegreich in den Verſtand und in die Gemüther der Menſchen eindringt. Der beſte und wahre Nutzen, welchen eine gründliche Polemik im intellektuellen Gebiet wirklich ſtiften kann — denn für das Praktiſche muß doch das Böſe, nicht bloß mit Worten, ſondern mit reellen Waffen bekämpft werden, wo nicht mit dem Schwert, ſo doch durch organiſche Einrichtungen und Geſetze, welche in dieſer Sphäre die poſitiven Handlungen ſind; — dieſer Nutzen, welcher vorzüglich darin beſteht, um gleich beym Anfang und erſten Emporkommen verderblicher Syſteme der weiteren Verbreitung des Irrthums Schranken zu ſetzen, kommt jetzt auch zu ſpät, nachdem die Unwahrheit nicht mehr in einem feſtgeſchloßnen Körper und beſtimmten Syſteme auftritt, gegen welches auch ein beſtimmter Angriff gemacht werden kann; ſondern in zahlloſe Atome zertheilt und aufgelöst umhergegeben wird, und daneben auch in jedem Moment die Form und Geſtalt wechſelt, und nirgends Stand hält, noch ſich feſt ergreifen läßt in der chaotiſchen Fluth vorüberfliehender Meinungen.

Hiſtoriſch genommen aber können wir nicht bey ein Paar Secten oder Syſtemen ſtehen bleiben, zur Erklärung des Zeitalters und des revolutionären Uebels; ſondern müſſen weiter nachfragen nach der tieferen Quelle jenes ſo allgemein verbreiteten Unglaubens, und zugleich auch nachforſchen, welche Frage gewiß nicht minder wichtig iſt, als die erſte: woher es doch kommen mag, daß die religiöſe Feſtigkeit, die politiſche Einſicht, die moraliſche Kraft, welche wirklich noch vorhanden ſind im Zeitalter, mehrentheils doch ſo mangelhaft in ihrer Wirkſamkeit bleiben? Dieſe Abweſenheit nicht an ſich, aber in der zureichenden Wirkſamkeit der wahren Doctrin hat einen eben ſo großen, ja vielleicht noch größeren Antheil an allem Uebel, woran das Ganze ſichtbar leidet, als die weite Verbreitung der falſchen Doctrinen. »Was iſt Wahrheit?« heißt es hier gleich allgemein; dieſe Frage aber zeugt weniger von der abſoluten Herrſchaft irgend einer beſtimmten falſchen Doctrin, als von der Abweſenheit oder doch in hohem Grade gehemmten und unterbrochenen Wirkungskraft der wahren Lehre.

Vorzüglich aber iſt auch Folgendes noch hiebey zu erwägen. Wenn wir von allem Perſönlichen abſtrahiren, und nur auf das innre Weſen, das eigentliche Ziel des ganzen Strebens oder die herrſchende Idee ſehen; ſo finden wir oft dieſelben zerſtörenden Principien und Elemente der Auflöſung bey ganz entgegengeſetzten Partheyen in dem gleichen Maße herrſchend, oder auch an weit entlegnen, gar nicht unter ſich in Berührung ſtehenden Stellen in dem geographiſchen oder moraliſchen Bezirk des Zeitalters, zugleich, und doch unabhängig von einander, ausbrechen; wo die Einerleiheit des eigentlich zerſtörenden Princips, wenn auch in etwas veränderter Form von den genauer Beobachtenden leicht erkannt wird. So iſt ſchon oft und von mehreren bemerkt worden, wie eine gewiſſe rein mathematiſche Staatsanſicht und Staatsbehandlung gar nicht bloß der republikaniſchen oder liberalen Parthey und Secte eigen iſt, ſondern eben ſo ſehr bey vielen der legitimſten Regierungen gefunden wird, und ſich da in der gleichen Neigung zum Centraliſiren und der ſyſtematiſchen Verſchmelzung und Vertilgung alles Lokalen und ſelbſtſtändig Corporativen kund gibt, die man wenigſtens als Ziel zu erreichen trachtet. In welchem, willkührlich erweiterten und unbeſtimmten Sinne müßte man den Begriff einer Theorie oder eines Syſtems nehmen, wenn man das, was hier in ſo verſchiedenen Formen wirkt, noch ſo nennen wollte? Es müßte überhaupt erſt noch zuvor die Frage entſchieden werden, ob die falſchen Beſtrebungen aller Partheyen des Zeitalters, in den falſchen Theorieen ihren Urſprung haben, oder ob nicht vielmehr die verderblichen Doctrinen aus den irrigen und ungezähmten Beſtrebungen hervorgegangen ſind, zu denen der Grund vielleicht viel tiefer in dem Innerſten der Menſchheit und dem Zeitenwechſel ihrer Entwicklung liegen kann. Oder vielmehr, es iſt dieſe Frage ſchon auf das beſtimmteſte entſchieden: die ſämmtlichen falſchen Syſteme von abſoluter Einheit und abſoluter Freyheit, ſie mögen Nahmen haben wie ſie wollen, es mögen philoſophiſche oder praktiſche, adminiſtrative oder politiſche ſeyn, ſind aus dem ſchrankenloſen Streben nach abſoluter Einheit und Freyheit hervorgegangen; und eben desfalls, weil jenes verzehrende Streben in den jetzigen Menſchen ſo tief und ſo mächtig wurzelt, ſind ſie ſo leicht und weit verbreitet werden; und nicht umgekehrt, wie der oberflächliche Beobachter, der bloß bey dem Perſönlichen ſtehen bleibt, wohl glauben könnte. Dieß wird vorzüglich auch daraus klar, daß jenes abſolute Streben doch in ſo vielen Verhältniſſen des Lebens, an ſo vielen Stellen der menſchlichen Geſellſchaft, ſichtbar als das herrſchende hervortritt, welche mit den irrigen Syſtemen und falſchen Theorieen, wenn dieſe auch noch ſo weit verbreitet ſeyn mögen, in gar keiner Berührung ſtehen, und auf keine Weiſe von ihrem Einfluß hinreichend erreicht werden, um jene andere Erklärung begründen zu können. Uebrigens ſoll und darf damit gar nicht geläugnet werden, daß das abſolute und eben darum ſchon an und für ſich zerſtörende und verderbliche d. h. revolutionäre Streben des Zeitalters durch die Syſteme, welches das Streben zur Idee und den Irrthum der Idee zum praktiſchen Grundſatz erheben und durch die Partheyen, welche jene Syſteme ergreifen und in Secten verbreiten, noch in hohem Grade vermehrt und verſtärkt wird, indem das feindliche Element durch jene ſyſtematiſche Ausbildung um ſo gewaltſamer concentrirt und zur epidemiſchen Verbreitung ungleich geſchickter gemacht wird.

Wie und warum nun jenes Gefahr und Unheil bringende Streben nach abſoluter Einheit und abſoluter Freyheit, welches unter unzähligen verſchiedenen Formen bey allen Partheyen daſſelbe und gleiche iſt, gerade in unſerm Zeitalter ſo mächtig und tief in dem Menſchen wurzelt, ſeit wann und woher es ſeinen Urſprung genommen; das muß genau unterſucht und bis auf den innerſten und letzten Grund erforſcht werden. Der allgemeine Zweifel, ſo wie jede einzelne vermeinte Schwierigkeit, welche hier im voraus erhoben werden, oder dieſer angefangenen Entwicklung entgegentreten möchte, wird in der Folge ihre volle Beantwortung und Auflöſung erhalten. Alles bisher geſagte ſoll nur zur erſten Einleitung in dieſe Unterſuchung dienen und gelten; möchte daher jede Mißdeutung davon entfernt bleiben, und man es nicht unangenehm bemerken, wenn das Gemählde der Zeit und ihrer Gefahren nicht immer mit durchaus heitern und dem Auge wohlthuenden Farben abgefaßt und entworfen werden kann. Und wenn wir ſelbſt zunächſt auf einer guten Stelle ſtehen, die glücklicherweiſe noch auf ſicherm Grunde ruhend, vom feſten alten Damme gegen die andringende Meeresfluth geſchützt iſt, oder wie eine ſtarke Burg des Friedens unter den zerfallenden und morſchen Gebäuden daſteht; ſo wollen wir dieſes mit Dank erkennen, deshalb aber nicht die Augen nach allen vier Weltgegenden hin verſchließen, über alles, was rechts und links, oben und unten, geſchieht und ſich regt und kund gibt; vielmehr den für uns gewonnenen Ruhepunkt benutzen zur ernſten Betrachtung alles deſſen, was ſich rund umher offenbart und was uns keineswegs fremd bleiben darf, oder gleichgültig ſcheinen kann.

Es iſt nicht meine Abſicht geweſen, nur einige auffallende Charakterzüge und in Einzelnen etwa auch treffende Gedanken über das Zeitalter, wie zum Ideenſpiel, hin und wieder redend zu äußern, in der Weiſe, wie dieſes ſchon oftmals geſchehen iſt und noch geſchieht. Ich wünſchte vielmehr dieſen Gegenſtand, wie es das praktiſche Bedürfniß und der dringende Moment erfordert, ganz vollſtändig und aus dem Grunde zu erſchöpfen, ſo wie man auch wohl über einen Abſchnitt der alten Geſchichte die Unterſuchung hiſtoriſch-wiſſenſchaftlich völlig zu Ende bringen und abſchließen kann. Denn nur eine vollſtändige Rechenſchaft und Belehrung kann hier eine hinreichend ſichere und genügende ſeyn. Und wer bedarf nicht derſelben, ſelbſt als Leitfaden für das eigne Leben; wer wird nicht auf irgend eine Weiſe vom Zeitalter mit berührt und ergriffen, ſo daß er gewiß auch an irgend einer wunden Stelle in ſeinem Innern das allgemeine Weh ſchmerzlich mitempfindet? Ein jeder wird davon durchdrungen, ein jeder iſt mitbefangen in dieſen weitern oder engeren Kreiſen der innern Beunruhigung und erſchütternden Bewegung, wenn auch nur in der nachklingenden Rückwirkung. Und ſo ſollte auch ein jeder vollſtändig von dem, was dazu nöthig iſt, unterrichtet ſeyn; wer irgend auf das Zeitalter, wenn auch ganz indirekt und unbewußt und noch ſo entfernt einwirkt, oder wenn er dieſes vielleicht gar nicht will noch wünſchenswerth findet, wenigſtens das Zeitalter von ſich abwehren, und ſoviel als nur immer möglich iſt, ſich von demſelben unabhängig, frey und unberührt erhalten möchte. Dahin aber gehört faſt ein jeder, deſſen Arbeiten und Wirkungen nur irgend über die vier Wände ſeines Zimmers hinausreichen; nicht bloß der Gelehrte und Schriftſteller oder Erzieher, ſondern auch jeder nachdenkende Staatsbeamte, jeder Unterrichtete, der im höhern Gewerbe oder Handelsverkehr lebt; überhaupt die ganze gebildete Claſſe. Und wenn vielleicht auch ſolchen erprüfteren Staatskundigen, welche in dem höheren Kreiſe der Weltbegebenheiten, was im Ganzen vorgeht, zum Theil ſelbſt mit lenken oder modificiren, und in jedem Falle am beſten im Großen überſehen können, dieſe Unterſuchung einiges Intereſſe einflößen ſollte; ſo würde dieſes um ſo erwünſchter ſeyn, da doch auch manches andere welthiſtoriſc Wichtige gerade ihnen mehr fern ſteht, oder fremd und verborge bleibt. Und da die Unterſuchung darüber ſo hochwichtig und nüt lich iſt, und doch nun einmal nicht länger umgangen werde kann; ſo wird es um ſo mehr vergönnt ſeyn, in dem angefangenen Wege fortzufahren; und obſchon in durchdachter Abmeſſun des richtigen Ausdrucks, die Sache ſelbſt durchaus klar und gan ſo ſtark zu ſagen, wie ſie wirklich iſt und gefunden wird. Den was ſollte das Reden über die Zeit nützen, wenn man die G fahren derſelben nicht erfaſſen und erkennen will; aus welch Erkenntniß doch allein die rechten Maßregeln, wie für das Gan ſo auch für jedes beſondere Verhältniß, hervorgehen können? — Ueberdem ſind ja ſolche rein welthiſtoriſche Bemerkungen, doch nur ſo zu betrachten, als ob ſie eine entfernte Epoche der ältern Geſchichte beträfen, und von jemanden herrührten, der ſelbſt einem vergangenen oder künftigen Jahrhundert mehr angehört, als dem gegenwärtigen; deſſen Anſicht daher auch, als außer allen Partheyen ſtehend, durchaus niemanden eigentlich im Wege ſeyn, vielleicht aber hie oder da einigen ein nützliches Licht geben oder veranlaſſen kann.

Wir ſchreiten nach dieſem erſten Vorwort nun zum Einzelnen der Unterſuchung; wir laſſen jene fünf Jahre des proviſoriſchen Zuſtandes, die kleine Zwiſchen-Epoche, welche durch das oben geſagte ſchon hinreichend charakteriſirt iſt, nun bey Seite, und betrachten das Phänomen des Zeitalters jetzt in einem größern Umfange, indem wir die zuletzt verfloſſenen dreyßig Jahre zur näheren Betrachtuug vor uns nehmen, zugleich aber auch die Beſchaffenheit der Zeit unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution, mit in Erwägung ziehen. Zum richtigen Verſtändniß dieſes ganzen Zeitraums müſſen drey Generationen ſorgfältig unterſchieden werden, die alle noch gegenwärtig in das Leben wirkſam eingreifen; durch welche dann auch eben ſo viele Stadien des revolutionären Uebels bezeichnet werden. In der Schilderung jener drey Generationen werde ich vorzüglich Deutſchland im Auge halten, da dieß mehr das Perſönliche betrifft, welches uns natürlich in der eignen Umgebung unſers Vaterlandes am nächſten ſteht; da bey den andern Nationen auch Charakter, Verhältniß und Aufeinanderfolge jener Generationen ſich weſentlich verſchieden modificirt hat, wobey es genug ſeyn wird, die Vergleichungspunkte nur im Allgemeinen anzudeuten. Für die Entwicklung des ganzen Zuſtandes aber müſſen die Hauptmomente mit gleicher Rückſicht auf alle Nationen und für ganz Europa beſtimmt werden. — Wer, deſſen Jugenderinnerung wenigſtens noch bis in jene ruhigere

Zeit hinaufreicht, die den Stürmen der Revolution unmittelbar voranging, wird nicht gern zuweilen bey dieſer Erinnerung verweilen, und einen beynah wehmüthig wohlthuenden Eindruck empfinden, wenn er ſich in jenes Leben zurück verſetzt? Edle und heitre Verhältniſſe machten damals die Geſellſchaft angenehm, die ruhigeren Formen des Lebens waren der Entwicklung gediegener Charaktere ungleich günſtiger: der ganze Reichthum einer großen Weltumfaſſenden Verſtandes-Cultur concentrirte ſich häufiger in einzelne helle und glänzende Punkte, das Perſönliche der hervorragenden Individuen blieb in ſich geſchloſſener, und war noch nicht ſo aufgelöſt und untergegangen in der allgemeinen Maſſe, in der chaotiſchen Fluth der alles mit ſich fortſchwemmenden Begebenheiten, Meinungen und Partheyen, wie es ſpäterhin immer mehr und mehr der Fall war. Selbſt eine gewiſſe in politiſcher Hinſicht vielleicht oft gefährlich wirkende Weichheit der Geſinnung und Denkart, gibt jener Zeit und ihren Charakteren etwas Anziehendes und Heiteres. Daher wenn man jetzt, mitten aus dem chaotiſchen Gedränge der Partheyen, in dem die Gegenwart befangen iſt, aus dieſer Fluth von verworrenen Meinungen und ſich gegenſeitig unverſtändlich gewordenen Syſtemen heraus, plötzlich ein Dokument jener Zeit in die Hand nimmt, Briefe von großen und berühmten Männern, oder ſonſt Schriften, in denen ſich das Perſönliche ausſpricht, ſo macht die heitre Klarheit und Einfachheit jener ältern Anſichten und Denkart einen wunderbar beruhigenden und wohlthuenden Eindruck. Es gab gewiß auch damals Partheyen und politiſche Secten, deren Einfluß und Abſicht nicht auf das Gute gerichtet war; indeſſen hatte doch der Partheygeiſt ſelbſt bey weitem noch nicht dieſe Höhe erreicht, die Perſönlichkeit war noch mehr überwiegend, und in Hinſicht auf dieſen beſonnenern und ruhigern Charakter haben ſelbſt die Partheyen jener Zeit noch, wie erſte Verſuche, etwas Schuldloſes an ſich, und es iſt mehr Unbefangenheit darin, wenigſtens im Vergleich mit dieſer willkührlichen Verdrehung der Wahrheit, dieſer Unkehrung aller Begriffe, dieſer Verzerrung aller Gefühle, und babyloniſchen Sprachverwirrung, wie ſie ſpäterhin ſich entwickelt hat.

Gleichwohl war dieſe ganze, der Revolution unmittelbar vorhergehende Epoche, wenn wir ſie hiſtoriſch in dem etwas größern Umfange von 1763—1789 oder 90 nehmen, ſchon nicht mehr in der rechten Stimmung und Haltung. Sie iſt die Periode der Vorbereitung aller nachher zum Ausbruch gekommenen Uebel geweſen, und ſelbſt ſchon das erſte Stadium dieſes Uebels der Zeit, welches auf dieſer erſten Stufe, in der immer um ſich greifenden moraliſchen Auflöſung aller Stützen, Bande und Verhältniſſe der politiſchen wie der intellektuellen Welt, ſichtbar wurde und wodurch der Grund gelegt ward zu allem Nachfolgenden. Die nordamerikaniſchen Grundſätze und Begebenheiten ſchimmerten in der magiſchen Beleuchtung einer weiten Ferne nach dem alternden Europa herüber, und drangen mit dem vollen Hoffnungszauber einer jugendlich emporwachſenden neuen Welt in die Gemüther. In Europa ſelbſt wurden die großen Grundſätze der alten Ordnung und Gerechtigkeit durch den Egoismus des Augenblicks auf eine Weiſe verletzt, wie es früher in der Art doch nicht hätte geſchehen können, ohne daß man irgend die erſchütternden Folgen berechnete; zum Beweiſe, wie ſehr auch in dieſer Hinſicht eine aufgelöſte und laxe Geſinnung an die Stelle der alten großdenkenden Feſtigkeit getreten war. Aber auch im Privatleben ging das Gleichgewicht mehr und mehr verlohren in dem veränderten Verhältniß und der feindlichen Reibung der verſchiednen Stände und Claſſen der Geſellſchaft, und unter dem alle Claſſen beherrſchenden Luxus. Auch in dem Sittenverderbniß, beſonders der höheren Stände, gab ſich dieſer Geiſt der Auflöſung kund; in einigen Ländern, namentlich in Frankreich ſo ſtark, daß man jenen Zuſtand wohl als eine alle Fugen und Adern des geſellſchaftlichen Körpers durchdringende und zerfreſſende allgemeine moraliſche Fäulniß mit harten Farben dargeſtellt hat. Eine ſolche Schilderung würde für Deutſchland jedoch zu grell und auch zu jener Zeit nicht ganz anpaſſend ſeyn, wo das Sittenverderbniß nicht gerade beſonders ausgezeichnet und mehr als ein gewöhnliches geweſen. Indeſſen zeigten ſich auch hier in der ſogenannten Aufklärung die erſten Vorboten jener Grundſätze und jenes Strebens nach einer abſoluten, innern und äußern Freyheit und Gleichheit, welche ſpäterhin zu einer allesverzehrenden Flamme geworden ſind; obwohl gemäßigter in Deutſchland, und in milderer Form als in Frankreich, wo der Oppoſitionsgeiſt der durchaus leidenſchaftlichen und mehrentheils atheiſtiſchen Philoſophie der allerheftigſte war.

Sind nun unverkennbar von dem Hauptbeſtreben der neuen, jetzigen Zeit, dem Streben nach abſoluter Freyheit und nach abſoluter Einheit, die erſten Regungen ſchon damals ſichtbar geworden; ſo iſt auch einleuchtend, wie durch ſolche Ideen die Bande der alten Ordnung, und die Geſinnungen, auf denen ſie beruhte, loſe gemacht und untergraben werden mußten; und liegt alſo eben in dieſen aufgeklärten und ſchon halb und halb revolutionären neuen Grundſätzen und Meinungen der Eine, weſentliche Grund zu der moraliſchen Auflöſung, welche jene ganze Epoche im Allgemeinen charakteriſirt. Aber auch nur der Eine Grund; der andre, nicht minder wichtige, lag unſtreitig darin, daß die alte Maſchine nicht mehr ganz paſſen wollte, weil nicht bloß die Anſichten, ſondern auch die Verhältniſſe ſich ſehr verändert hatten, und die Formen und Bande, an denen man die alte Ordnung, die ſchon viel früher ſehr weſentlich erſchüttert worden war, noch künſtlich auf eine Zeitlang befeſtigt hatte, ſichtbar ſich abzunutzen, und ſchwach zu werden anfingen. Es war eine bloße negative Ordnung und Ruhe, welche auf den beyden Syſtemen des religiöſen Gleichgewichts (von 1648) und des politiſchen (von 1700 — 1800) gegründet war; und eben darum konnte dieſes bloß mechaniſche Gleichgewicht durch keine noch ſo kunſtreiche Zuſammenſetzung auf die Dauer erhalten werden; denn alles was nur ein Negatives iſt, hat nicht die Kraft der neuen Belebung aus dem eignen Innern; und wenn die Zeit vorüber, das Räderwerk abgenutzt, oder nicht mehr anpaſſend iſt, ſinkt es unauf haltbar zuſammen. Und das war auch wirklich der Zuſtand der moraliſchen Welt, und der Eindruck welchen er auf einzelne große und hellſehende hiſtoriſche Denker und Beobachter jener ältern und erſten unter den drey in die Revolutionszeit eingreifenden Generationen machte; unter welchen Männern ich ſtatt aller andern nur den Einen: Johannes Müller, zu nennen brauche. Es war ein Gefühl, daß alles locker und loſe, weich und hinfällig werde, daß alle Fugen und Bande nachlaſſen und auseinander gehen, weil die weſentlichen Stützen und der Grund und Boden ſelbſt, morſch und faul geworden. So ſehen wir in den Schriften jenes allforſchenden welthiſtoriſchen Geiſtes, beſonders in den frühern, oft ein gewiſſes Abendgefühl vom bevorſtehenden Untergange ſich äußern, das wehmüthig ergreifend, und doch mit ruhigem, heiterm Ernſt gepaart, noch ganz verſchieden iſt von der Sehnſucht nach dem was ihm fehlte, und was er hier nie vollſtändig gefunden hat. Von der Höhe ſeines durch Jahrhundertlange Neutralität, wie eine Inſel, von dem übrigen Europa und ſeinen Bewegungen iſolirten Schweizerfelſen, ſah er gleichſam auf die ſcheinbar noch ganz ruhige Oberfläche aller andern Nationen und Staaten weit umher herab, und hatte ein wunderbar richtiges Vorgefühl von den Stürmen, welche ſie bald bewegen würden, und es war ihm als neige ſich überhaupt das Geſtirn der ganzen großen Menſchengeſchichte mehr und mehr zu ſeinem Niedergange. Vorzüglich bemerkenswerth in dieſer Hinſicht erſcheinen ſolche Stellen und Aeußerungen von ihm, welche vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution niedergeſchrieben ſind; obgleich ihm dieſelbe Anſicht immer geblieben iſt und ſich noch mehr zur innerlich gewiſſen Wahrnehmung in ihm entwickelte. Unbeſtimmt aber und weit ausgedehnt, wie ein ſolches welthiſtoriſches Vorgefühl von herannahenden Kataſtrophen iſt, kann auch ſehr leicht ein großer und wichtiger Wendepunkt, der aber doch nur eine partielle Aenderung nach ſich zieht, mit der allgemeinen und letzten Endkataſtrophe verwechſelt werden. So geſchieht es auch jetzt, und hier wird alſo der Ort ſeyn, als Epiſode, eine andre jetzt vielfältig herrſchende Täuſchung des Zeitalters zu erwähnen, die, obwohl ſie in ganz andern Kreiſen der Geſellſchaft ihre Wirkung zunächſt äußert, als die früher widerlegten politiſchen Täuſchungen, darum nicht minder wichtig iſt für die Charakteriſtik und Signatur des Ganzen. Ich meine die häufiger als je verbreiteten Prophezeyungen von dem nahen Weltuntergange; und wenig Kunde müßte derjenige von dem Zuſtande und dem Geiſt unſrer Zeit haben, der glauben wollte, daß dieſe, und ihre Verbreituug ohne Einfluß auf das Zeitalter und ohne welthiſtoriſche Bedeutung ſeyen, weil ſie in der weniger allgemein bemerkten Sphäre, unter dem Volke, bey geheimen Secten, oder bey einzelnen zur myſtiſchen Anſicht geneigten Perſonen Eingang finden, und ihren Wirkungskreis haben. Indeſſen hat in den für alles Wunderbare ſo empfänglichen Jahren von 1813 und den folgenden, der prophetiſche Bauer auch bey dem höhern und aufgeklärten, und wie es auch wohl gern genannt wird freyſinnigen Publikum, die Wißbegier oder Neugier lebhaft angeregt; ein myſtiſcher Schriftſteller, der unter dem Namen Stilling, ſo weit die deutſche Sprache reicht, in dieſer Sphäre einer der Einflußreichſten unſrer Zeit geweſen, beſtimmt uns den Weltuntergang mit einer in ihrer Art ſchätzenswerthen Genauigkeit und muthigen Zuverſicht, auf das nicht ſehr entfernte Jahr 1836; und ſelbſt in den höhern geſellſchaftlichen Kreiſen hat ſich eine Stimme vernehmen laſſen, die eben auch in apokalyptiſcher Weiſe, obwohl zugleich mit der höchſten Eleganz des Ausdrucks, und nicht ganz ohne politiſche Beziehung, von der Ankunft jenes Weltbeherrſchers und göttlichen Monarchen ſprach, »der da alles neu macht.« — Es wird daher wohl keinen Tadel verdienen, wenn wir unter ſo vielen andern Irrthümern und herrſchenden Täuſchungen des Zeitalters, auch dieſe apokalyptiſche Seite nicht unberührt laſſen können, wenn es auch bis jetzt in dieſer prophetiſchen Angelegenheit nur bey der guten Meinung und löblichen Abſicht geblieben iſt, ohne ſonderlichen Erfolg eines glücklichen Gelingens, in erwünſchter und allgemein nützlicher Gewißheit. Jener falſchen, oder doch ſehr willkührlichen und durchaus unberufenen apokalyptiſchen Auslegung und Meinung vom ganz nahen Weltuntergange ſteht eine andre ebenfalls im Zeitalter ſehr weit verbreitete Hypotheſe und Einbildung, von der amerikaniſchen Zukunft entgegen. Ich meine jene Anſicht und welthiſtoriſche Vermuthung, welche als wahrſcheinlich annimmt, daß die Geiſtescultur und der höhere Zuſtand der civiliſirten Menſchheit, wie ſie in Aſien angefangen, und dann in Europa aufgeblüht, während Aſien verfallen und faſt erloſchen iſt; auch fernerhin weſtwärts nach Amerika wandern und dort mit neuer Kraft aufgehen, Europa dagegen aber immer mehr altern, und ſo wie jetzt Aſien, dahinſterben werde. Wie ſanguiniſch man aber auch den Anwachs der amerikaniſchen Bevölkerung, die jetzt noch ſo gering iſt, und einer eigenthümlichen Geiſtescultur dieſes neuen Welttheils, der bis jetzt auch in moraliſcher Hinſicht faſt nur zum Behaltniß für die Secretionen des kleinen europäiſchen Mutterlandes gedient hat, berechnen möge; ſo iſt leicht einzuſehen, welche gute Anzahl von Generationen und Zeitläuften wohl noch dazu gehören mag, ehe dieſes alles ſo werden, und ehe Europa durch die frey und groß gewordne Tochter in den Hintergrund zurückgedrängt, und von ſeinem jetzigen Primat über alle Welttheile herabgeſtürzt werden kann. Sollen alſo dieſe amerikaniſchen Berechnungen wirklich werden und eintreffen, ſo kann es mit den erwähnten apokalyptiſchen Auslegungen vom ſehr nahen Weltuntergange nicht ganz richtig ſeyn. Wollte man aber bey dieſer Meinung in gerechter Conſequenz fortfahren; ſoll auch Botanybay zu ſeiner Zeit groß aufblühen; muß auch Neuholland oder Auſtralien, als fünfter Welttheil und fünfter Act in der Culturgeſchichte der Menſchheit, an die Reihe kommen, und ſeine vollſtändige Periode haben, wie die andern Welttheile; ſo würde dieſes wieder eine ganze Portion von Jahrhunderten erfordern, weit mehrere vielleicht, als uns zur Vertheilung für unſre Hypotheſen zugemeſſen ſeyn dürften. Dann müßten auch die in einer gewiſſen Societät verbreiteten Vermuthungen von dem wundervollen Innern Afrikas und ſeiner wichtigen Beſtimmung für die Zukunft und ihre Geſchichte, mit in die Berechnung gezogen werden. Jenen amerikaniſchen Berechnungen aber und der darauf gegründeten Idee von dem allmählig abſterbenden und vor Alter verwelkenden Europa treten wieder die ſlaviſchen Erwartungen entgegen. Es iſt nämlich auch das eine der vielverbreiteten und weit herrſchenden Meinungen des Zeitalters: ſo wie in der erſten Epoche der neuern Geſchichte und chriſtlichen Zeit die germaniſchen Völker vorherrſchend geweſen und das neuere Europa zuerſt begründet haben, dann in einer ſpätern Periode die Nationen von romaniſcher Sprache und Abſtammung zur höchſten Macht und Blüthe auch in der Geiſtescultur angewachſen ſeyen; ſo werde jetzt die Reihe an die Völker vom ſlaviſchen Stamme kommen, und dieſer für die neue Zeit der vorherrſchende in Europa und überhaupt in der Weltgeſchichte werden. Gern wollen wir zugeben, daß dem ſlaviſchen Völkerſtamme, welcher den Kern und die Hauptmaſſe des großen ruſſiſchen Reichs und mehrere ſtarke Nebenzweige und integrante Haupttheile der öſterreichiſchen Monarchie, überhaupt aber wohl den dritten Theil der europäiſchen Bevölkerung bildet, noch eine vorzüglich ſtarke, geſunde und friſche Naturkraft einwohne; und daß, wenn die ſlaviſchen Nationen durch eine eigenthümliche Geiſtescultur in ihrer eignen Sprache, in die Reihe der civiliſirten Völker erſt vollſtändig eingetreten ſeyn werden, damit wohl eine ganz neue Epoche, auch für die Culturgeſchichte von Europa beginnen kann. Dieſe Hoffnung einer neuen ſlaviſchen Zukunft ſteht nun in geradem Widerſpruche mit der Idee von dem herannahenden Verfall des alternden Europa, und können wir ſie ſchon inſofern, als die beſſere und mehr begründete Hypotheſe, leicht gelten laſſen; denn welche furchtbare Kataſtrophen auch ſchon in Europa geweſen ſeyn, oder gar noch bevorſtehen mögen, wir können ſie nicht auf den Untergang und ein gänzliches Erlöſchen dieſes Welttheils, als Centrum der chriſtlichen Menſchheit deuten, ſondern höchſtens nur auf den großen Kampf einer ſehr ſchweren Wiedergeburt. Soll jedoch dieſe ſlaviſche Hoffnung auf den Verfall und die Zurückdrängung der andern in Europa verbreiteten Nationen gegründet werden; ſo kann ich an unſerm germaniſchen Völkerſtamm bis jetzt wenigſtens noch gar keine deutliche Spur von alterndem Verfall wahrnehmen, man müßte denn einige Erſcheinungen bey dem in ſeinem alten Gebirgszuſtande ſeit Jahrhunderten fixirten Schweizervolk, oder dem im Welthandel ergraueten holländiſchen See- und Küſtenlande dahin deuten wollen; denn England gehört nur zur Hälfte dem germaniſchen Stamm an, dem größeren Theile aber und dem vorherrſchenden Charakter ſeiner jetzigen innern Beſchaffenheit nach, muß es mehr zur romaniſchen Abtheilung gezählt werden. Wenn aber auch bey einigen Nationen und in einigen Strichen, gewiß nicht in allen, dieſes romaniſchen Theils von Europa in der ſinkenden Bevölkerung und Landescultur der alternde Verfall und ein abſterbender Zuſtand ſchon entſchieden eingetreten ſeyn, und ſich unläugbar kund geben ſollte; ſo berechtigt uns nichts in der Welt, die Möglichkeit und die Hoffnung einer neuen Belebung und Wiedergeburt auch für dieſe in Verfall gerathenen und ſcheinbar erlöſchenden Theile und Völker von Europa aufzugeben; ja es ſpricht ſchon jetzt manches für jene Hoffnung, die wir billigerweiſe nicht einmal für das alte Aſien fahren laſſen können, während es mit Europa inniger als je verbunden iſt, und ſelbſt dem Chriſtenthum, als dem eigentlichen wiedergebährenden und neubelebenden Princip wie für den einzelnen Menſchen, ſo auch für die Weltgeſchichte und Menſchheit im Großen, nicht ſchlechthin und in alle Zukunft unzugänglich bleibt.

So ſtreiten die herrſchenden welthiſtoriſchen Lieblingsmeinungen des Zeitalters, eine mit der andern. Was aber die zuerſt erwähnte, nach apokalyptiſcher Deutung, vom nahen

Weltuntergange betrifft, in ſo weit dieſer das Menſchengeſchlecht und ſeine Geſchichte angeht; ſo läßt ſich chriſtlicher Weiſe und aus dem Standpunkte der Religion nur das Eine darüber ſagen: daß die Welt ſchon lange dem Gerichte entgegen reift; daß übrigens aber, wie der Heiland ſelbſt uns zur Lehre und Warnung hinterlaſſen, »der Vater ſich die Zeiten vorbehalten hat.« Deſſen eingedenk, ſoll jeder für ſich und alle im Ganzen, immer bereit ſeyn. Wenn es übrigens aber auch möglich wäre, mit der gleichen Wahrſcheinlichkeit, wie etwa der Naturkundige die weitere Krankheitsentwicklung einer leidenden Organiſation, bis zu ihrem Abſterben und endlichen Erlöſchen, nach allen ihren Stadien und Kriſen angibt, eben ſo den Beſchluß der Weltgeſchichte ſogar chronologiſch im voraus zu beſtimmen; ſo bleibt hier doch als einzig richtiges Reſultat nur jene fromme Reſignation übrig, daß niemand als Er ſelbſt allein es wiſſen kann, inwiefern die Allmacht (der Vater) hier eingreifen, hemmen oder zulaſſen, den Lauf der Zeiten aufhalten und aus Gnade verzögern, oder auch zum endlichen Gericht unaufhaltbar beſchleunigen will. — Dürfte man jedoch unter dieſem Vorbehalt des verborgenen göttlichen Willens und Rathſchluſſes nach menſchlicher Wahrſcheinlichkeit, inſofern dieſe auf hiſtoriſche Wiſſenſchaft anwendbar ſeyn kann, über dieſen Gegenſtand einen Gedanken faſſen; ſo läßt ſich wohl mit aller Sicherheit, die hier nur irgend erreichbar iſt, annehmen, daß das Drama der Menſchengeſchichte ſchon bedeutend über ſeine Mitte vorgerückt iſt, und in jedem Falle dem Ende um vieles näher ſtehen mag als dem Anfange; und können wir in dieſer Hinſicht gern die Anſicht und das Vorgefühl jenes großen hiſtoriſchen Forſchers theilen. In den heiligen Weiſſagungen aber, von denen durch willkührliche Auslegung eine ſo falſche Anwendung gemacht wird, ſind noch manche Begebenheiten, als dem Ende vorher und vorangehend ſehr deutlich bezeichnet *), die ſelbſt nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge noch wohl viele Menſchenalter erfordern dürften, ehe ihr Eintritt

---

*) Eine dieſer Begebenheiten, die am beſtimmteſten und ohne allen Zweifel verſchiedenartiger Auslegung, in ſehr vielen Stellen der heiligen Schrift verkündigt wird, iſt bekanntlich die allgemeine Bekehrung des iſraelitiſchen Volkes zum Chriſtenthum. Ein franzöſiſcher Geiſtlicher hat dieſe bibliſche Weiſſagung zu einem ſolchen Extrem ausgedehnt, und ſo gedeutet, daß er einen allgemeinen Abfall aller jetzt chriſtlichen Völker von dem Chriſtenthum damit in Verbindung ſetzt, und auch eine Art von weltlicher Hegemonie des iſraelitiſchen Volks in der Zukunft annehmen will. (S. Exposition des predictions et promesses, faites a l'Eglise pour les derniers tems de la Gentilité, par le P. Lambert. Paris 1806. 2 vol. 8vo; von welchem Werke vor einigen Jahren zu Frankfurt eine deutſche Bearbeitung erſchienen iſt.) Bey dem Verfaſſer hängt dieſer mit gewiſſen janſeniſtiſchen Meinungen und Anſichten vom großen gegenwärtigen Verfall der katholiſchen Kirche zuſammen; doch iſt manche intereſſante Bemerkung und Zuſammenſtellung von Thatſachen in dem Werke enthalten, ſo unrichtig auch die Folgerungen ſind, welche er nach ſeinen janſeniſtiſchen Grundſätzen daraus herleiten will. Auch fehlte es zur Zeit des letzten allgemeinen Tridentiner Conciliums nicht an ſtreng katholiſchen Theologen, beſonders unter den ſpaniſchen, welche von dem bevorſtehenden allgemeinen Abfall der ganzen Chriſtenheit vom wahren Glauben, für die Zukunft recht finſtre und troſtloſe Anſichten hatten; wofür man in manchen Ereigniſſen des 18ten Jahrhunderts wohl eine ſehr ſcheinbare Beſtätigung finden konnte. Wie dem aber auch ſey, wie übel auch der Anſchein für die Zukunft ſich zeigen mag, es gibt auch wieder beſſere und hoffnungsvollere Anzeichen, und wir können jener harten theologiſchen Vorausſicht von einer allgemeinen Verfinſterung der göttlichen Wahrheit, und dauernder Herrſchaft des Unglaubens, für jetzt wenigſtens durchaus noch nicht Raum geben, weil ihr die ſo ganz poſitiv beſtimmte bibliſche Weiſſagung entgegenſteht, daß die Wahrheit, und zwar noch hier auf Erden triumphiren, und die Chriſtenheit als »Eine Heerde« unter dem »Einen Hirten« wieder vereinigt werden ſoll. Und dieſes iſt und bleibt uns der unvergängliche Hoffnungsſtern für die Zukunft in allen Stürmen der Gegenwart.

irgend denkbar iſt; und wenn auch nur alles, was ſeit drey Jahrhunderten geſpalten und zerſtört worden, wieder verſöhnt und geheilt werden ſoll, ſo dürfte dieſes Werk der Wiedervereinigung wohl leicht einen eben ſo langen Zeitraum erheiſchen, als die Trennung dahin genommen hat. Bemerkenswerth bleibt es immer, daß in jener heiligen Weiſſagung, welche den Schlußſtein der göttlichen Schriften des neuen Bundes bildet, die ſieben Zeitalter der chriſtlichen Geſchichte und Kirchenentwicklung, obwohl in ſymboliſcher Sprache und hieroglyphiſchem Ausdruck vorgetragen, doch mit ſo großer Beſtimmtheit charakteriſirt und in wiederholter Aufeinanderfolge von einander unterſchieden und ſehr deutlich bezeichnet und einzeln geſchildert werden. Es iſt aber weder katholiſcher Seits eine eigentlich doctrinelle und dogmatiſch entſchiedene, und entſcheidende Erklärung darüber vorhanden, noch hat auch eine wiſſenſchaftliche Exegeſe der Proteſtanten bis jetzt zu einer ſolchen ſcientifiſch gewiſſen Auslegung führen können, die uns mit Sicherheit belehrte, wie viele von jenen Zeitaltern denn wohl ſchon verfloſſen ſeyn mögen, und wie viele noch zurück zu legen ſind. Und wenn auch die Schlüſſel dazu in dem heiligen Buche ſelbſt liegen mögen, ſo daß ſich wenigſtens die Unrichtigkeit der oben erwähnten willkührlichen Auslegungen und falſchen Anwendungen aus dieſem ſelbſt, ſobald man deſſen Hieroglyphenſprache einmal verſteht, leicht zeigen ließe, ſo würde doch auch das vollkommen richtige hiſtoriſche Verſtändniß jener ſieben Epochen, wie ſie uns der Prophet des neuen Bundes ſchildert, nicht eher mit Anſpruch auf allgemeine Ueberzeugung auftreten können, als bis die Zeit gekommen ſeyn wird, da jenes verſchloßne Buch durch die Zeit ſelbſt, oder vielmehr durch denſelben Geiſt, der es geſchrieben hat, entſiegelt werden ſoll; und werden wir auch von dieſer Seite wieder auf jene weiſe und wahrhaft chriſtliche Reſignation und Ergebung in den Willen desjenigen zurückgeführt, der ſich die Zeiten vorbehalten hat, und »vor dem tauſend Jahre ſind wie ein Tag.« — Der hiſtoriſche Ernſt liegt in der Mitte zwiſchen der verborgenen Wahrheit, welche jene falſchen prophetiſchen Verſuche wohl nicht ohne Grund vorausſetzen und ſuchen, aber nicht zu finden vermögen, und zwiſchen dem praktiſchen Leichtſinn des gewöhnlichen Lebens, welcher nur bey dem äußern Eindruck ſtehen bleibt, und nichts ahndend, von keiner Tiefe weiß. Das Phänomen ſelbſt aber, daß im Vorgefühl oder beym erſten, lebendigen Eindruck einer großen Erſchütterung in der Weltgeſchichte, auch der Hinblick und der Glaube an die letzte Kataſtrophe beſonders rege wird, hat ſich ſchon öfter wiederholt, und wird wie im jetzigen Zeitalter, ebenfalls auch in frühern Epochen gefunden; ſo daß man es faſt als bezeichnend annehmen könnte für den jedesmaligen Eintritt eines neuen und großen Wendepunktes im Entwicklungsgange der Menſchheit. So erwachte beym Einbruch der nordiſchen Völker in die damalige Chriſtenheit und Römerwelt, von neuem der Gedanke an das nah bevorſtehende Weltgericht, und finden ſich viele Aeußerungen der Art bey den kirchlichen Schriftſtellern jener Zeit. So erwartete man das Ende der Welt um das Jahr 1000. freylich zunächſt nach chronologiſcher Deutung der bibliſchen Ausdrücke; doch war auch ſchon damals das chriſtliche Abendland auf einen Punkt der Entwicklung gekommen, der zu größeren Kataſtrophen heranreifte, die ſich bald auch in dem großen Kampf der Kaiſer und der Päbſte, des Staats und der Kirche, und beſonders in der allgemeinen Exploſion der Kreuzzüge entwickelten; bald genug nämlich nach dem damaligen, noch langſameren Gang und Rhythmus der menſchlichen Entwicklung, wenn auch nicht nach unſerm Zeitmaß im jetzigen, ſchnell beſchleunigten Lauf der Begebenheiten. So erwarteten auch beym Anfange der Reformation viele der entſchiedenſten Anhänger des Neuen, gleich damals den unmittelbaren Eintritt des Reiches Gottes auf Erden, nebſt dem Aufhören aller weltlichen Obrigkeit u. ſ. w.; wie denn das die gründlichſte und eben darum auch furchtbarſte revolutionäre Geſinnung iſt, welche von dieſem religiöſen Standpunkte und Irrthum ausgeht.

Wir kehren nun zurück von jener Abſchweifung über hiſtoriſch wichtige Viſionen und praktiſch oft ſehr gefährlichen Träume auf den factiſchen Boden der Gegenwart und zur Charakteriſti jener ältern Generation, welche zwar ihrer Geſinnung, Bildung und ganzen Denkart nach, noch aus der Zeit unmittelba vor der Revolution herſtammt, die man übrigens aber ſehr Unrecht haben würde, ſchon für ausgeſtorben und vorübergegange zu halten. Sie greift noch ſehr wirkſam und lebendig, gan ihrem Character gemäß, in die Gegenwart ein, und wenn ſi auch der Zahl nach die kleinſte iſt, gegen die Maſſe der jüngeren Generation, ſo gehören dagegen die hervorragendſten und einflußreichſten Individuen in der politiſchen Welt, zum Theil ſelbſt in de intellectuellen, vorzüglich ihr an; wie denn überhaupt in de höheren Claſſe der Geſellſchaft die alte Bildung länger feſtgehalten wird, und das Neue und Revolutionäre viel ſpäter eingedrungen iſt. Wenn nun gleich jene Zeit oben im Allgemeinen als die der moraliſchen Auflöſung bezeichnet worden iſt, ſo dar dieß doch nicht auf die einzelnen Individuen ausgedehnt, ode ſo mißdeutet werden, als ob das Sittenverderbniß mit zu ihre Charakter-Eigenſchaft gehörte. Es iſt zwar das Zerfallen de materiellen Bande urſprünglich allerdings aus der aufgelöſte Geſinnung abzuleiten; allein es kann auch eine zu nachgiebige und weiche oder laxe Geſinnung in Hinſicht der allgemeinen Weltordnung und ihrer großen Grundſätze, nicht bloß mit den ausgezeichnetſten intellektuellen und liebenswürdigſten geſellſchaftlichen Eigenſchaften, ſondern auch mit einem durchaus rechtſchaffnen Charakter, und einer tadelfreyen perſönlichen Sittenſtrenge ſehr wohl vereinbar und vereinigt ſeyn. Einige Charakterzüge mögen den allgemeinen Begriff dieſer milden aber für den harten Kampf der Zeit nicht ganz ausreichenden Geſinnung in der perſönlichen Anwendung deutlicher zeigen. So bemerkt man bey manchen Charakteren, die ganz geeignet und geboren ſind für die Leitung der großen Weltgeſchäfte, einen genialiſchen Leichtſinn, der ſich an das Gefahrvollſte gefahrlos anſchließen, beynah das Unmögliche glücklich ausgleichen, und ſelbſt der leeren Verneinung einen Schein von Anmuth und Leben zu leihen weiß. Bey andern, die an der Leitung und Regierung der menſchlichen Angelegenheiten ſehr nahe ſtehen, iſt ſogar ein deutliches Gefühl von Ironie bemerklich, wie es ſich bey durchaus guten und geraden Charakteren, die aller Einbildung und leerem Schwulſt fremd ſind, ganz natürlich entwickeln muß, wenn das, was urſprünglich ganz perſönlich ſeyn ſollte, in reinem Pflichtgefühl zu Ende geführt, nun als von der Perſon ganz abgeſchieden, und ihr völlig fremd erſcheint; wie in jedem Geſchäfte, gerade wenn der künſtliche Mechanismus die weiteſte mögliche Ausdehnung und Vollendung erhalten hat, die Gränze aller menſchlichen Wirkſamkeit, das Unerreichbare und Zweckloſe oder Widerſprechende, was übrig bleibt, hervortritt und fühlbar wird. Ein anderer Charakter, der aber durchaus nicht handelnder, ſondern bloß beobachtender Natur iſt, beſteht in einem beynahe indifferent ſcheinenden Gleichmuth der Geſinnung, welcher von ganz Unkundigen wohl ſogar als zum Revolutionären geneigt, verkannt werden könnte; weil ein ſolcher Charakter in ſtrenger Rechtlichkeit gewiß nie an irgend einem anorgiſchen Unternehmen oder Beſtreben, deſſen Weſen er vielmehr ganz durchblickt, auch nur den mindeſten Antheil nehmen, oder nur die entfernteſte, indirecte Begünſtigung eines ſolchen ſich zu Schulden kommen laſſen würde; und er wird nie etwas Verderbliches wirken wollen, auch da wo er einſieht, daß ſich nichts Gutes mehr wirken läßt. Aber eben weil er dieſes anorgiſche Weſen, wie es gegenwärtig waltet, nach ſeinem Umfange und erſten Entſtehungsgründen ganz durchdacht hat, und es auch da erblickt, wo andre es kaum ahnden, wird er den unvermeidlichen Zuſammenſturz alles desjenigen, deſſen völlige Unhaltbarkeit und innere Nichtigkeit er einmal deutlich erkannt hat, auch ohne ſonderliches Bedauern, und ohne Störung ſeiner auf das Ewige gegründeten innern Gelaſſenheit und Heiterkeit mit anſehen; Andere, ſchon in der Liebhaberey zum Abſoluten befangen, doch noch nicht im Ernſt von irgend einem Beſtimmten der Art beherrſcht, finden ein geiſtig täuſchendes

Vergnügen darin, ſich jeden Augenblick in irgend ein abſolutes Partheygefühl oder dergleichen Ultragedanken mit willkührlicher Leidenſchaft zu verſenken, um ſo im Wechſel des politiſchen Kampfes den Schein des freyen Lebens zu behaupten; dem Anſchein nach ohne Intereſſe an der Wahrheit, obwohl im Innerſten vielleicht nicht ohne eine tiefe Sehnſucht nach derſelben. Dergleichen Naturen werden von der jetzigen ſtets in irgend einem Abſoluten ſtarr gefangenen, und hart abgeſchränkten Jugend kaum noch wahrgenommen, geſchweige denn verſtanden; und ſchon inſofern muß man ſich geneigt fühlen, ſolchen Charakteren, die größtentheils noch der ältern Bildungsweiſe angehören, bey der Gegenwart das Wort zu reden. Indeſſen aber bleibt es wahr, daß in allen dieſen Charakteren nicht diejenige Geſinnung die vorherrſchende iſt, welche für das Problem des Zeitalters zureichend wäre, und auch im praktiſchen Gebiet eine organiſche Lebenskraft den anorgiſchen Beſtrebungen der Zeit entgegenſtellen könnte. Dieſen anorgiſchen Beſtrebungen des Zeitalters, und den daraus hergefloſſenen verderblichen Ereigniſſen treten wir nun immer näher. Bevor wir aber zu dem Charakter der zweyten Generation und eigentlichen Revolutionszeit übergehen, iſt es nöthig zu erwähnen, wie die geſchilderte moraliſche Auflöſung und laxe Geſinnung auf Deutſchland, beſonders in dem Punkte, welcher für Deutſchland der wichtigſte iſt, gewirkt hat; auf die Kirche nämlich und die Religion. Ein genialiſch verderbliches großes Beyſpiel im Norden, und ein gleichzeitiges anorgiſches Verfahren im Süden, hatte ſchon auf beyde ſchädlich eingewirkt, und den Boden hinreichend erſchüttert, um noch größere und gewaltſamere Veränderungen vorzubereiten. Indeſſen erfolgte doch die eigentliche Zerſtörung erſt viel ſpäter, als dasjenige was die Anhänger der aus der Revolution hervorgegangenen neuen Deſpotie mit dem eignen Kunſtausdruck: »die Revolution von oben« genannt haben, von außenher mit Waffengewalt und erlogenen Verheißungen in Deutſchland eingeführt wurde. Ich meine jene, ſo viele alte Inſtitute vernichtende Zerſtückelung und

Verſchleuderung des Reichs von 1803, die in jedem der nachfolgenden unſeligen Friedensſchlüſſe weiter fortgeſetzt, und immer anders modificirt ward, ohne doch je zu einem conſequenten Abſchluß zu gelangen; der, wie er auch immer hätte ausfallen mögen, doch noch erträglicher und weniger ſchmerzlich geweſen ſeyn würde, als jene nur halb durchgeführten Operationen, wie die ungeſchickten Schnitte von unſichern chirurgiſchen Händen zwecklos hin und her geführt. Nach und nach ward mehr als ein Drittel der deutſchen Bevölkerung ſeinen alten Herren, allen ſeinen ſittlichen Gewohnheiten und alten rechtlichen Verhältniſſen entriſſen; einzelne Länder wurden in ſieben Stücke zerſchnitten; andere wechſelten drey- ja vier- oder fünfmal den Herrn, der dann jedesmal als der neuerdings rechtmäßige Souverain begrüßt werden mußte; es war, als ob man von allen Seiten eine gründliche Anarchie recht planmäßig organiſiren wollte. In jener Epoche erfolgte dann auch der Zuſammenſturz der germaniſchen Kirche, die herrlicher fundirt und fürſtlicher ausgeſtattet war, wie jede andere; und das Gebäude, welches von den Vorfahren ſo groß gegründet und ein volles Jahrtauſend hindurch von Geſchlecht zu Geſchlecht erweitert worden war, ſank in wenigen Jahren danieder, mit allen ſeinen für Gelehrſamkeit und Privatglück, für weltliche und geiſtliche Erziehung, für Volk und Staat ſo hochwichtigen und tief in das Leben eingreifenden Inſtituten. Ja es liegt zum Theil noch jetzt in troſtloſem Ruin da, als ob man die einfache Wahrheit vergeſſen hätte, daß der äußere Frieden nur auf dem innern Frieden ſicher ruhen, dieſer aber allein von Gott kommen und im Glauben an ihn erhalten werden kann. Laſſen wir aber dieſe politiſche Seite der neueſten Religionsereigniſſe auf ſich beruhen, und betrachten den Gang des Ganzen nun auch von der intellektuellen Seite; ſo iſt der Erfolg nicht in dem Grade zerſtörend geweſen, als man wohl hätte glauben ſollen, wovon der Grund tief in dem Charakter der Nation liegt. Ein ſehr erfahrner Freund geiſtlichen Standes ſagte mir oft: »die Deutſchen hangen ſo an der Religion, daß, wenn man ihnen keine Religion gibt, (d. h. die rechte lehrt, und im Geiſte der rechten Lehre ſie kraftvoll und lebendig wirkſam erhält,) ſo machen ſie ſich ſelbſt eine.« Und dieſes hat ſich auch in der letzten Zeit wohl von neuem vielfältig bewährt. Selbſt das Syſtem der Aufklärung war in Deutſchland nirgends eigentlich atheiſtiſch geweſen, wie in Frankreich; und es wurde auch bald durch eine tiefere Philoſophie zurückgedrängt, auf deren ſpekulativen Gebiete der deutſche Geiſt ſeinem Streben nach dem Abſoluten, unſchädlicher als wo dieſes revolutionär in das praktiſche Leben eingreift, freyen Lauf, und freyes Spiel laſſen konnte. Indeſſen wirkte doch der Zeitgeiſt in einer oder der andern Weiſe wie überall ſo auch hier, allerdings auflöſend, ſelbſt auf das Weſen der Religion und des Glaubens ein, ungleich mehr aber noch auf die äußere Form, um alles Feſte und Poſitive in ihr zu verſchwemmen. Nur in geringerem Maße wie natürlich, konnte dieſes bey den Katholiken geſchehen, oder doch weniger ſichtbar und nur in heimlicher Untergrabung; bey den Proteſtanten aber geſchah es in ſolchem Grade, daß faſt alles Poſitive in ihrem Glauben verſchwunden, und alle irgend feſte Form verlohren gegangen iſt. Gutgeſinnte und gründlich denkende Proteſtanten fühlen auch dieſen Mangel wohl, und ſuchen auf einem oder dem andern Wege die Abhülfe; entweder auf einem mehr monarchiſchen, in dem hervortretenden Wunſche nach einer Episkopal-Verfaſſung und gehaltreichern Liturgie; oder auf dem republikaniſchen Wege durch kräftige Synodal-Verfaſſungen; und welches auch unſere Gedanken über die Zulänglichkeit dieſer und ähnlicher bis jetzt ergriffenen oder in Anregung gekommenen Hülfsmittel ſeyn mögen; das Streben ſelbſt können wir nicht anders als durchaus achtungswürdig und tiefbegründet finden. In dieſem ganz aufgelöſten Zuſtande nun, der mit dem was man früher Proteſtantismus nannte, gar keine Aehnlichkeit mehr hat, iſt eine ganz neue Erſcheinung entſtanden, die wenigſtens in der Art noch nie da geweſen iſt: ein inneres Chriſtenthum, ohne alle äußere Form, ganz unbeſtimmt und völlig geſtaltlos im freyen Gefühl und innern Glauben ſchwebend, ohne irgend etwas poſitiv feſt gegebenes oder feſtgeſetztes, welches ſich dogmatiſch faſt nur durch eben dieſe Unbeſtimmtheit als Christianismus vagus bezeichnen und beſtimmen läßt. Wir werden in der Folge noch auf dieſe merkwürdige und bis jetzt eigenthümlich deutſche Erſcheinung zurückkommen. Wenn übrigens dieſe loſe Myſtik ohne eigentliche Tiefe und ohne feſten Grund, hie und da auch im katholiſchen Deutſchland Eingang gefunden hat; ſo iſt dieß eben nicht zu wundern, bey der vielfältigen Verflechtung, in welcher die Katholiken und Proteſtanten in der deutſchen Nation mit einander ſtehen und untereinander leben; wie ja auch jenes todte Vernunft-Chriſtenthum ohne Liebe und ohne eigentlichen Glauben, welches die entgegengeſetzte Abart von jenem erſterwähnten Auswuchſe bildet, nachdem es die Proteſtanten mehrentheils ſchon beſeitigt und hinter ſich geworfen haben, nun unter den Katholiken noch vielfältig fortgraſſirt.

Nachdem wir die Epoche der moraliſchen Auflöſung und laxen Geſinnung als das erſte Stadium des revolutionären Uebels in ſeinen weitern Wirkungen für Deutſchland beſonders, bis auf die ſpätere und jetzige Zeit verfolgt haben; treten wir jetzt den ſchon entſchieden anorgiſchen Beſtrebungen und Verirrungen näher, und gehen zur Charakteriſtik der zweyten Generation oder eigentlichen Revolutionszeit über; bey der wir uns gerade am kürzeſten faſſen können, da die Erinnerung davon jedem noch in großen hiſtoriſchen Zügen vor Augen ſteht; ſo daß es vorzüglich nur auf eine ſchärfere Beſtimmung und reine Auffaſſung desjenigen ankommt, was im Allgemeinen als Geſchichte genommen, als hinreichend bekannt vorausgeſetzt werden kann, da es mehr oder minder auch der Inhalt unſres eigenen Lebens war. Den Hauptcharakter dieſer ganzen Epoche kann ich vorzüglich nur in das kriegeriſch aufgeregte, und über alle Gränzen

wie eine Alles danieder reißende Fluth, hinauswogende Nationa
gefühl ſetzen; und eben darum muß ich auch für dieſe Epoche de
ganzen Zeitraum von 1789, oder 1792 bis 1814 oder 1815 i
Anſpruch nehmen, und es war dieſer Act nicht eher geſchlo
ſen, als bis die Revolution die von Einer Nation und vo
unten ausgegangen, dann ſchnell in eine große Deſpotie und R
volution von oben übergegangen war, alle ihre Stufen bis z
allgemeinen Gegenrevolution aller Völker von Europa durchla
fen hatte. Wie jede chaotiſche Fluth, in der Natur ſo wie in de
menſchlichen Leben, eine Ebbe zur Folge hat, oder eine nic
minder gewaltige Gegenfluth hervorruft, ſo ward auch dieſe vo
Kriegsdämon gelenkte Revolutionsfluth erſt durch die unvollkom
menen oder mißlungenen Reactionen von 1808 und 1809
ihrem Lauf hartnäckig gehemmt, oder auch durch den mühſame
und halben Sieg ſelbſt gebunden, und erſt dann als ſie im Jah
1813 und 1814 durch die große Reaction aller legitimen Regi
rungen, bewaffnet durch die aufgeregte Nationalkraft von gan
Europa, in ihre Quelle zurückgedrängt und mit der Rückkehr de
Bourbons der alte Thron auf dem friſchen Lavaboden wied
aufgerichtet war, kann man dieſen Zeitraum als geſchloſſen an
ſehen. Die republikaniſchen Anſichten und Verfaſſungsverſuch
an welche ſich dieſes revolutionär gewordene National
gefühl zuerſt anknüpfte, ſind nicht weſentlich Eins damit
oder nothwendig daran gebunden; es gedeihen vielmehr die rev
lutionären Zerſtörungsgrundſätze noch ungleich beſſer unter de
Schirm der Deſpotie und militäriſchen Allgewalt, als in eine
republikaniſchen Zeitraum, wo die anarchiſchen Aufwallungen ſi
gegenſeitig untereinander bekämpfen und neutraliſiren, und ſ
bald ſie ins Große gehen, ohnehin ſehr ſchnell zur Deſpotie fü
ren. Auch hat die »Revolution von oben« viel tiefer noch in da
europäiſche Fleiſch eingeſchnitten, mehr geſchadet und verwüſtet, a
die erſte anarchiſche Bewegung, weil ſie die Anarchie ſelbſt erſt in ei
gewiſſe Ordnung gebracht, und dauerhaft gemacht hatte. Es kan
aber auch die höchſte kriegeriſche Nationalbewegung, weit entfer

von anarchiſchen Neuerungen, zunächſt gerade auf die Vertheidigung der alten legitimen Ordnung gerichtet, und für dieſe entflammt, dem Revolutionsweſen alſo gerade entgegen wirkend ſeyn, wie dieſes mit den großen Entwicklungen der Nationalkraft im Jahre 1808, dann 1809 und 1812 bis zum Schluß dieſes Zeitraums der Fall war; in welchem zuletzt die vaterländiſche Begeiſterung eben ſo ſehr gegen die neue Anarchie und Deſpotie geſtritten und ſich hingeopfert hat, als Anfangs für dieſelbe. Wollte man dagegen einwenden, daß man bey dieſen zur Reaction geführten Nationalkriegen, ſich nicht ſelten ſelbſt in die anarchiſchen Grundſätze verirrt habe, und in ein wahrhaft revolutionäres Verfahren verfallen ſey; ſo iſt dieſes doch nicht ganz allgemein geweſen, und gilt vorzüglich nur von der in ihrem erſten Anfang ſo bewundernswürdigen Exploſion vom Jahre 1808, oder von einzelnen Exceſſen der ſpätern Ereigniſſe, deren Direction im Ganzen immer doch für das alte Recht, und gegen das neue Unrecht, die bleibende geweſen iſt. Uebrigens aber iſt es unvermeidlich, und ein hiſtoriſch bewährter Grundſatz, daß man jeden Feind nur mit ſeinen eignen oder den ganz ähnlichen Waffen ſchlagen kann; und darauf reducirt ſich das Wahre in jener Bemerkung. Will man das, was eigentlich Theorie iſt, in den revolutionären Grundſätzen rein auffaſſen, ſo muß man von allem Perſönlichen, Unrechtmäßigen und Criminellen in der Anwendung ganz abſtrahiren; und dann findet ſich als das Weſentliche dieſer Grundſätze, das Syſtem einer rein mathematiſchen, bloß mechaniſchen und maſchiniſtiſchen, oder aufs höchſte genommen, doch nur dynamiſchen Staatsanſicht, Staatsbehandlung und-Staatsverwaltung, die keinesweges auf jenen Zeitraum des europäiſchen Nationalkrieges (von 1792 — 1815) beſchränkt, ſondern ſchon ein oder mehrere Jahrzehnde früher im Gange war, ja auch jetzt noch häufig und mehrentheils herrſchend iſt; nach welcher ſelbſt die legitimſten Regierungen in den Verwaltungs-Proceduren der neuen Zeit verfahren haben; wie ſchon von vielen andern bemerkt, und auch oben vorübergehend erinnert worden iſt. Freylich bleibt dabey Ein ſehr groſer Unterſchied. Da nämlich jede legitime Rzierung an feſte poſitive Schranken gebunden iſt, die nicht überſehen werden dürfen, ohne die eigene Lebenskraft und ſichere Fortdauer für die Zukunft zu untergraben; ſo kann ſelbſt die falſche Theorie, welche auf die Vernichtung des Perſönlichen, Lokalen, und aller ſelbſtſtändigen Corporationen, und auf eine mathematiſche Gleichheit in der Behandlung der ganzen Staatsmaſſe ausgeht, ohne dabey weder das Heiligthum des chriſtlichen Privat- und Familienlebens, noch die von Gott verliehenen Freyheits-Rechte der Kirche zu verſchonen, doch nie mit der zerſtörenden Conſequenz wirken. Es bleibt bey einem ſyſtematiſchen Streben in langſam progreſſiver Annäherung, wodurch das Uebel ſchon ſehr gemindert und gemildert wird. Jenes dynamiſche Verfahren in Maſſe, und Experimentiren mit Menſchen, Provinzen, einzelnen Ständen und ganzen Nationen und Ländern, wie wir es erlebt haben, konnte nur von Staaten ausgehen die nicht bloß eine falſche, verderbliche Theorie in ſich aufgenommen hatten, ſondern ſelbſt durch und durch revolutionär geworden waren; wenn es gleich wiſſenſchaftlich betrachtet, auch in der hiſtoriſchen Erſcheinung vielleicht ein und daſſelbe Princip iſt, was das chroniſche Uebel erzeugt, oder der acuten Erkrankung zum Grunde liegt.

So viel zur genauern Beſtimmung des richtigen Begriffs der uns zunächſt liegenden groſen hiſtoriſchen Erfahrung, ſo weit ſie die politiſche Seite dieſes Zeitraums betrifft. Wir wenden nun den Blick auf die andere nicht minder wichtige, intellectuelle Seite derſelben Epoche, welche für Deutſchland beſonders durch jene groſe wiſſenſchaftliche Revolution ausgezeichnet geweſen iſt, deren ganze Wichtigkeit und eigentliche Bedeutung erſt eine ſpätere Nachwelt in ihren unermeßlich reichhaltigen Folgen überſehen und nach ihrem wahren Gehalt beurtheilen wird. Es war auch hier wie im Moraliſchen eine faſt allgemeine intellectuelle Auflöſung und Erſchlaffung, beſonders aber eine uralte intellectuelle Seichtigkeit und vollkommne innere Nichtigkeit vorausgegangen. Die Wendung aber, welche das abſolute Streben nach Einheit und Freyheit bey dieſer durchaus ſpekulativen Richtung des deutſchen Geiſtes nahm, war ganz verſchieden von dem Gange der materiellen äußern Revolution; hier in dem freyen Raume der Theorie konnte die abſolute Vernunft ungehindert ſogleich ans Ziel kommen, und alle Extreme erſchöpfen, und alſo auch deſto eher zu einer beſonnenen Rückkehr und freyen Selbſtbegränzung gelangen. Ja es war überhaupt eigentlich nicht der Charakter dieſer neuen deutſchen Philoſophie, den halben Unglauben und rege werdenden Zweifel der früher herrſchenden ſogenannten Aufklärung und Halbphiloſophie, zum abſoluten Unglauben und Irrthum zu vollenden; vielmehr war gleich von Anfang an ein Suchen nach dem Feſten und Gewiſſen, und nach dem göttlichen Glauben, im Einklang mit der Vernunft oder in Erhebung über dieſelbe, mit dieſem ganzen Streben verbunden geweſen. Wie unvollkommen auch dieſes erſte wiſſenſchaftliche Streben und Suchen nach dem Glauben geweſen, wie oft auch dabey ein neuer oder noch tieferer Rückfall in den alten Abgrund des Irrthums eingetreten ſeyn mag; ſo ward doch der Weg zur Rückkehr bald, wenigſtens für die Einzelnen glücklich gefunden, und ſelbſt da wo dieß noch nicht ganz vollſtändig gelungen iſt, muß man wenigſtens den hohen Ernſt der wiſſenſchaftlichen Geſinnung ehren, und die würdevolle Charakterkraft die ſich in dieſem großen Kampf um Wahrheit kund gab, der ſo geführt ſein Ziel nicht lange verfehlen konnte. Und ſchon von dieſer Seite bildet dieſe neue Entwickelung der tiefſten Philoſophie eine der erfreulicheren Erſcheinungen in einem Zeitalter, welches an innerer und äußerer Elendigkeit jeder Art ſo ausgezeichnet reichhaltig geweſen iſt. Freylich kann alles dieſes Rühmliche und zu Rühmende nur von einer kleinen Minorität gelten; aber der Maßſtab der welthiſtoriſchen Beurtheilung iſt auf die intenſive Kraft und Wichtigkeit gerichtet, während der frivole Zeitgeiſt nur Maſſen ſieht und beachtet. Wohl bleibt es daher für jene ein wichtiges Phänomen im Zeitalter, wie die hervorragendſten Individuen, unter denen ich nicht ſo ſehr die äuſſerlich glänzenden als die innerlich ſtarken verſtehe, ein jeder auf ſeine Weiſe und auf individuellem Wege, aus jenem ſchweren Kampf der Wiſſenſchaft ſich eine Bahn der Rückkehr brachen und fanden, zur Erkenntniß und Anerkenntniß des lebendigen Gottes in ſeiner Offenbarung. Das Zeitalter im Ganzen iſt auch, und zwar unmittelbar durch die Ereigniſſe und Wendung der Begebenheiten ſelbſt, mächtig zur Religion zurückgelenkt worden; aber hier in der deutſchen Wiſſenſchaft ſehen wir zugleich auch den ganzen Gedankengang jener großen Rückkehr, in der vollſtändigen Verkettung ihrer Licht-Principien als beſonnenen Grundſatz in der belehrendſten Mannichfaltigkeit der individuellen Wege und Methoden dargelegt. Und wenn auch nur wenige ganz durchgedrungen ſind, wenn auch manches Anfangs noch unvollkommen geblieben iſt, und viele aus dem Labyrinth der Spekulation die Rückkehr nicht unmittelbar zu der göttlichen Offenbarung genommen, ſondern zunächſt ſich an die Offenbarung der Natur gehalten, und an dem reichen Lebensquell, der da unter dem atomiſtiſchen Staub der falſchen ungöttlichen Wiſſenſchaft verſteckt lag, zunächſt wieder geſchöpft haben; ſo iſt doch das Reſul[illegible]es Ganzen ſchon für jetzt größtentheils ein erfreuliches zu nennen, da ohnehin eine geiſtige Erkenntniß der Natur und ihrer Offenbarung, wenn dieſe lebendig und mehr als dynamiſch erfaßt wird, bey gründlichen wiſſenſchaftlichen Charakteren früher oder ſpäter zu Gott und zur glaubensvollen Anerkenntniß der göttlichen Geheimniſſe führt und führen muß.

Wenn wir aber jenen Erſten, welche den großen Kampf der Wahrheit und Wiſſenſchaft zuerſt in ſich ſelbſt durchgekämpft, oder auch fernerhin den rechten Ausgang mit redlicher Kraft geſucht haben, dieſe ehrenvolle Unterſcheidung, der Wahrheit gemäß, durchaus ſchuldig waren; ſo kann doch nicht das Gleiche von der großen Maſſe der Nachfolgenden gelten, wie es überhaupt die Weiſe der Schüler iſt, daß ſie leicht aus der Art ſchlagen, da auch das, was ſelbſt noch im Werden begriffen iſt, und im erſten halbentſchiedenen Kampfe ſteht, durchaus nicht geeignet ſeyn kann, eine wahre Schule auf die Dauer zu gründen, oder die Maſſe zu bilden und zu lenken. Wenn Deutſchland, welches ſo oft das Herz von Europa genannt worden iſt, während dieſer ganzen Epoche noch weit mehr, und faſt ausſchließend die Functionen des Gehirns redlich durchgearbeitet hat; ſo iſt es dabey ergangen wie immer, wenn das Blut und die ganze Lebenskraft zu ſehr zu Kopfe ſteigen; und darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn ein allgemeiner ideeller Schwindelgeiſt und manches andere Uebel die Folge geweſen. Nachdem der lebendige Quell des tieferen Denkens einmal geöffnet worden, ſprudelte eine nie verſiegende Fülle von wechſelnden Syſtemen und chaotiſchen Ideenfluthen aus dem früher verſchloſſen geweſenen Born unaufhaltſam hervor. Das dynamiſche Denken und Gedankenconſtruiren ward ein Zeitvertreib und Würfelſpiel einer leichtſinnigen neuen Schülerjugend, die ſich darin genialiſch dünkte; und die babyloniſche Sprachverwirrung, welche von der unreifen Philoſophie ausgegangen war, ward nur noch verworrner, nachdem auch die ganze Schaar der poetiſchen Kunſtjünger, ohne poetiſche Kraft und ohne künſtleriſche Einſicht hinzu trat, und nun auch dieſes fantaſtiſche Element noch in den allgemeinen Teig des geſammten deutſchen Ideen-Chaos mit zergangen und aufgelöſt war. Zwar iſt es nicht ſo gefährlich mit Gedankenwelten ein dynamiſches Spiel zu treiben, als mit Menſchen; und minder ſchädlich alle Begriffe auf den Kopf zu ſtellen, als die Völker; und es hat ſich auch in dieſer Epoche die alte Gutmüthigkeit, oder das Gemüthliche des deutſchen Charakters, ſelbſt in jenen ſpekulativen Verirrungen und Spielen der Fantaſie nicht ganz verläugnet. Von einer Seite jedoch erſcheint das Phänomen ernſthafter, und beynah noch widerwärtiger, wenn auch weniger verderblich, als die gleiche Erſcheinung in der praktiſchen Welt. Jenes der geſammten unberufenen Schülerſchaar ſo ganz eigenthümliche und oft bis ans

Unglaubliche gehende Talent, jedes alte oder neue Meiſterwort, oder was irgend als ein ſolches gilt, friſchweg ſo wie es aus dem Munde kommt, umzudrehen und in ſein völliges Gegentheil oder irgend ein ganz fremdartiges Fantasma zu verkehren, ſtellt uns einen beſonders verwerflichen Charakterzug unſers Zeitalters aufs deutlichſte vor Augen, der auch im praktiſchen Leben der Revolutionszeit, obwohl in ganz anderer furchtbarer Geſtalt, aufgetreten iſt. Ich meine jenes *Genie der Unwahrheit*, welches nie ſo allgemein verbreitet war als jetzt; die zur andern Natur gewordene Lüge, als furchtbar geiſtige Handhabe an dem zweyſchneidigen Mordſchwert aller Partheygewalt, ſie mag deſpotiſcher oder anarchiſcher Art ſeyn; dieſe gänzliche Abſtumpfung des innern Wahrheitsſinns, und innere Aushöhlung des ehedem ſo feſt geltenden und machtvoll wirkenden Worts, von dem plötzlich alle Lebenskraft gewichen, und das in dem endloſen Gewirre der Willkühr mit einemmal ſchaal, und ein eitler Dunſt geworden ſcheint. Eben darum iſt auch unſer Zeitalter ein Zeitalter der Phraſen; denn nachdem das rechte Wort für die große Majorität und allgemeine Maſſe wenigſtens, in Verluſt gerathen, ſo ſollen nun Phraſen und leere Formeln die Stelle vertreten; da aber dieſe, wie meiſtens alle Surrogate, kein Genüge leiſten, ſo müſſen ſie immer wieder durch neue erſetzt werden, und unaufhaltſam ergießt ſich die Fluth der hohlen Worte im politiſchen wie im intellectuellen Gewirre der Partheyen. Es iſt ſogar ſchwer, dieſes elementariſche Zerfallen der Wahrheit, dieſe innere Auflöſung des Worts, als ihres geiſtigen Trägers, mit Worten zu ſchildern; und man würde dieſe Verworrenheit, von der hier die Rede iſt, kaum verſtehen, wenn man nicht täglich ſo viele Gelegenheit hätte, ſelbſt die Erfahrung davon zu machen. Auch in Frankreich, wo die Sprache ſelbſt, mit Aufopferung vieler andern geiſtigen Vorzüge, fa ausſchließend zur Allen verſtändlichen Klarheit, und deutlichſten Beſtimmheit von Alters her eingerichtet, oder abgerichte war, fängt man jetzt an über Sprachverwirrung ziemlich allgemeine Klage zu führen, je mehr die politiſche Meynung und Leidenſchaft ſich dort ins Abſolute ſteigert und in gegenſeitiger Erbitterung die Partheyen, die mehr und mehr ſämmtlich Ultra geworden ſind, ſich wirklich und im vollen Ernſt einander zu verſtehen aufhören. Wenn das aber jetzt im praktiſchen Gebiet geſchieht, ſo iſt es wohl begreiflich, daß auf dem freyen intellektuellen Tummelplatz der deutſchen Fantaſie und Wiſſenſchaft, Gedanken und Reden ſich noch viel babyloniſcher verworren haben.

Indeſſen hat der geſchilderte Zuſtand des dynamiſchen Gedankenſpielens, und ſchrankenloſen dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Fantaſirens, wie er ſich aus der großen Kriſis der tiefern deutſchen Philoſophie und geiſtigen Revolution zunächſt und als unmittelbare Folge entwickelte, bald genug eine andere Wendung genommen. Dieſe Epoche iſt jetzt ſchon vorüber und hat einer neuen, ganz anders geſinnten Generation Platz gemacht. Je mehr nämlich die Noth und das Unheil, jene geprieſene »Revolution von oben,« zerſtörend in das deutſche Gebiet eindrang; je mehr ward auch die Jugend auf den Ernſt gerichtet, zum Kampf und zur That in hartem Druck bereit geſinnt, zu jeder auch der ſchwerſten Aufopferung, ſich darbietend und ſelbſt gewöhnend. Ein hoher Ernſt und eine ſeltene Sittenſtrenge, ſtach auffallend ab gegen den frühern Leichtſinn. Ueberhaupt iſt der Sinn der deutſchen Nation ſeit dieſer Zeit nicht mehr ſo ganz ausſchließend auf das Spekulative gerichtet, und iſt ungleich praktiſcher geworden, wie man es ſo oft beklagt hat, daß er es zu wenig wäre; und darin verdanken wir jenem abſoluten Manne des Zeitalters nicht wenig, wegen deſſen was er obwohl unwillkührlich und gegen ſeine Abſicht zu unſrer Nationalerziehung beygetragen hat, da die Noth doch nicht allein nach dem alten Sprüchworte beten, (wozu ohnehin noch etwas anderes und höheres als die bloße Noth erfordert wird), ſondern nach Gelegenheit auch wohl arbeiten und handeln lehrt. Das Abſolute iſt mehr und mehr ins Leben getreten; und darin liegt allerdings eine neue und nicht geringe Gefahr, in der wir gerade jetzt ſtehen, da ſie eben in dem Charakter der jüngern, jetzt aufſtrebenden Generation liegt, über die ſo ſehr verſchiedenartige Urtheile gefällt werden. Der abſolute Sinn iſt das, was ſie im Allgemeinen vorzüglich charakteriſirt; die Urtheile aber ſind ſo verſchieden, weil man nicht auf das Weſentliche jener eigenthümlichen Charakterbeſchaffenheit ſieht; ſondern nach der Vorliebe oder Abneigung für den Gegenſtand urtheilt, auf den ſich dieſer abſolute Sinn gerade wirft. Bleibt er ganz in dem intellectuellen Spielraum der Wiſſenſchaft und Fantaſie beſchloſſen, ſo findet man das mehrentheils ganz unbedenklich, und ſpottet höchſtens über die einzelnen Verirrungen und wunderlichen Gedankenfantome, die dabey wohl zum Vorſchein kommen, als eine unſchädliche Ideennarrheit. Iſt jener abſolute Sinn mit dem kriegeriſch aufgereizten Nationalgefühl verwebt, oder gar zu republikaniſchen Freyheitsideen neigend; ſo ahndet man, nachdem der Augenblick vorüber iſt, wo dieſe Stimmung gebraucht ward, darin die höchſten Gefahren; wie denn auch unſtreitig die unbeſtimmten Freyheitsideen am meiſten geeignet ſind, von aller Jugend, geſchweige denn von der jetzigen, ſehr voreilig angewandt, und übel mißdeutet zu werden. Wirft ſich derſelbe abſolute Sinn aber auf das höchſte Ziel, alle Kraft und das Leben ſelbſt der Religion widmend, ſo findet man eine ſolche innere Aufopferung von viel höherer Art als jene erſte kriegeriſche der irdiſchen Exiſtenz, mit vollem Recht bewundernswerth, und gründet die allerhöchſten Hoffnungen einer ganz neuen beſſern Zukunft auf eine ſolche Jugend; und wer möchte nicht geneigt ſeyn, jene gerechte Bewunderung, und auch dieſe herrliche Hoffnung gern zu theilen? Indeſſen aber bleibt doch der Gegenſtand, und deſſen hohe Wichtigkeit und innerer Werth, eine Sache für ſich; und etwas andres wieder iſt jene abſolute Sinnes- und Behandlungsweiſe, welche dieſelbe und gleiche iſt, und unſere jüngere Generation jetzt durchaus charakteriſirt, der Gegenſtand und die

Denkart mag ſeyn welche ſie will. Denn dieſer abſolute Sinn hat an und für ſich, ſeine eigenthümliche Nachtheile und Gefahren, wenn auch der Gegenſtand ſelbſt der allerhöchſte, und die Geſinnung durchaus redlich und ernſt, und ganz die rechte iſt. Alles was abſolut iſt, wirkt ſeiner Natur nach energiſch, die Elemente entbindend und zerſtörend. Und inſofern darf man wohl ſagen, das Abſolute iſt der eigentliche Feind des Menſchengeſchlechts, wie überhaupt in allen Zeiten, ſo auch insbeſondere in der jetzigen; und hier trifft das revolutionäre Streben und die ihm entgegengeſetzte Ultrageſinnung in dieſem einen gemeinſamen Zerſtörungsprincip, obwohl wider Willen in verſtärkender Centralwirkung völlig zuſammen. Iſt Ziel und Gegenſtand des Strebens noch obendrein verwerflich, ſo ſpricht ſich die Sache ſelbſt ihr Urtheil, und es iſt überflüſſig, noch weiter davon zu reden; aber gerade wenn der Gegenſtand der heiligſte, und wenn auch die Abſicht durchaus wohlgemeint und löblich, und die innere Denkart ſelbſt im Weſentlichen die rechte iſt, muß es uns mit dem tiefſten Bedauern erfüllen, wenn wir jenen abſoluten Sinn vorwalten, und das zerſtörende Princip auf ſolche Weiſe in das letzte Sanctuarium der Rettung mit übertragen, und ſogar die Religion, das Licht Gottes, den letzten Gnadenſtrahl der Hoffnung, als eine gemeine irdiſche Partheyangelegenheit behandeln und herabwürdigen ſehen. Ich möchte faſt ſagen, in der Religion und in der Kirche ſind die Unbedingten, und der abſolute Sinn am meiſten zu fürchten; denn bey der andern Jugend, in dem Gewirre der weltlichen Leidenſchaften, werden ſie kein groſes Unheil ſtiften können, auſer für ſich ſelbſt; und nichts Weſentliches oder irgend Bedeutendes zerſtören, was ferner noch wirklich haltbar, oder eines ernſten Bedauerns würdig geweſen wäre. Ich habe früherhin ſelbſt von einer Parthey, die wohl die gute und rechtgeſinnte genannt werden könnte, geredet, mich dem ſchon zur Gewohnheit gewordenen, eigentlich aber und in Wahrheit furchtbaren Redegebrauch bequemend; da ich ſelbſt wohl die Geſinnungen jener Parthey als die rechten und guten ganz anerkenne und theile, nur aber nicht die Parthey als Parthey gelten laſſen, oder als ſolche irgend einen Antheil daran nehmen kann. Könnte man nur die Worte finden, um jene innere Beklemmung und Scham, das ängſtliche Vorgefühl und innere Widerſtreben zu ſchildern, das jeden ergreifen muß, der auf den innern Grund der Dinge ſieht, wenn er ganz unbefangen, und als ob es nur ſo ſeyn müßte, von einer gutgeſinnten, oder gar von einer religiöſen, chriſtlichen, katholiſchen Parthey reden hört; die Menſchen würden im Innerſten ergriffen ſeyn und es auch wohl verſtehen, was es eigentlich, und im rechten Ernſte heißt, wie wir oben ganz hiſtoriſch kalt, abſtrahirend von allem Gefühl, bemerkten: das Abſolute ſey nun ins Leben getreten. Wir ſollen zwar Parthey nehmen für das Gute und Göttliche, wenn nicht dieſer Ausdruck auch ſchon zu viel ſagt, und nachgibt für die ſo leicht mögliche und ſchon in Bereitſchaft ſtehende Mißdeutung; d. h. wir ſollen daſſelbe klar und offen bekennen und ſtandhaft ſeyn, was wir ſind und ſeyn ſollen; niemals aber ſollen wir Parthey ſeyn, oder Gott und ſeine Sache zur Parthey machen, denn das wäre eine große und frevelhafte Entheiligung, wenn auf ſolche Weiſe auch das letzte Heilmittel der göttlichen Gnade und Rettung in irdiſches Gift verwandelt würde.

Könnte wohl etwas an und für ſich furchtbareres und völlig troſtloſeres gefunden werden als dieſer Zuſtand, den man oft noch als einen glücklichen preiſen hört; den Zuſtand einer ſich auf alles erſtreckenden, und ſelbſt das Gute und Göttliche ergreifenden und mit fortreißenden Partheywuth, wenn es ein allgemein herrſchender werden ſollte? So wären wir alſo dem Abſoluten, dem eigentlichen zerſtörenden Princip, ganz zum Raube dahin gegeben, ohne daß unſere Jugend einmal die Gefahren ahnet, denen ſie mit dem beſten Willen entgegen geht. Unſere Väter, die Männer der ältern, uns vorangegangenen Generation, haben die reiche Ausſaat der Verwirrung über die Welt ausgeſchüttet; wir ſelber haben inmitten der Verwüſtung ein zerrüttetes Leben durchhin gekämpft; und ſiehe da, die jüngere Generation, auf die wir ſchon die Blicke unſrer Hoffnung warfen, iſt eben wieder und mehr noch als die vorigen Geſchlechter mit Unheil bezeichnet, und trägt auch ſchon den Stempel der Zerſtörung an der Stirne! Von ſolchen niederſchlagenden Betrachtungen und untröſtlichen Erwartungen könnte man wohl ergriffen werden, wenn man nicht hoffen dürfte, ſo wie man es wünſchen muß, daß wenn es gelingen ſollte, die jüngere Generation wieder zu den ewigen und eben daher auch beruhigenden Ideen in Religion und Wiſſenſchaft, mehr und mehr zurück zu lenken, ſie dann auch im praktiſchen Leben milder auftreten werde; nicht bloß äußerlich geordnet, ſondern auch innerlich beſänftigt. Iſt aber die Hoffnung wohl ſchon ganz nahe, daß dieſes für die große Majorität und ganze Maſſe der jüngern deutſchen Generation gelingen wird, ſie auf die Unterwerfung und Hingebung unter das Göttliche hinzuführen; und bleibt nicht ſelbſt da, wo das edelſte Streben vorwaltet, und das Ziel ſelber das höchſte iſt, noch eine ſtörende und gefährliche Beymiſchung von eben jenem abſoluten Sinne zu beſiegen übrig, der nach dem Ultrageiſte unſers Zeitalters ſelbſt die Beſſern noch unbemerkt beherrſcht und ergreift? — Doch von den Mitteln der Gegenwehr und Heilung kann erſt ſpäter die Rede ſeyn; hier wollen wir nur das Uebel ſelbſt, jenes Ultraweſen nämlich, oder den auch der guten und gerechten Sache noch beygemiſchten Partheygeiſt erſt ganz genau zu charakteriſiren ſuchen. Denn davon iſt doch am meiſten gelegen, die kleine Minorität der Edelſten und Beſten vor allem Störenden zu bewahren und von jedem Flecken rein zu erhalten; auf die Maſſe der Schlechtgeſinnten kann erſt von jenem neu gewonnenen Mittelpunkte aus, zum Beſſern gewirkt werden. Es iſt alſo hier nicht etwa davon die Rede, daß manche Jüngere und Aeltere, welche die Religion als das Höchſte und das eigentliche Rettungsmittel für das Zeitalter mit vollem Rechte anerkennen, der frühern Schülerart und dem oberflächlichen Schein- und Zeitgeiſte gemäß, die Sache, die gewiß durchaus die gute und rechte iſt, zu ſehr ganz äußerlich nehmen, und mit einigen üblichen Demuthsphraſen und hergebrachten Gehorſamsformeln, das katholiſche Chriſtenthum genügend abgethan, und gründlich abgehandelt glauben; ja wohl oft in weitläuftigen Schriften und Reden, ohne alle innere Tiefe, und ohne irgend das Geheimniß der Liebe und des Lebens zu ahnen, nach ihrer Weiſe die Sache des Evangeliums, wie es der katholiſchen Kirche als ein Heiligthum Gottes anvertrauet werden, ſo höchſt pragmatiſch führen, daß alles das mit geringer Modification auch von der Religion des Dalai Lama gelten und geſagt werden könnte. Auch diejenigen meine ich, und dieſe vorzüglich, welchen es ganz Ernſt iſt, die ihr Leben daran ſetzen und Gott widmen, und die wohl in die Tiefe einzudringen fähig ſind; aber nur den abſoluten Sinn fürchte ich, und das Unbedingte; denn dieſer den organiſchen Zuſammenhang zerreißend, wirkt immer zerſtörend und verderblich, und kann nur für fanatiſch begeiſterte Wechabiten taugen, die unſrer Kirche fremd ſind und bleiben mögen; nicht aber für die chriſtlichen Diener des Friedens und der ſeligen Geheimniſſe. So erfüllt es mich, um doch etwas Einzelnes und ganz Beſtimmtes anzuführen, jederzeit mit bangem Vorgefühl und ſchmerzlichem Bedauern, wenn ich in ſolchem abſolutem Sinne iſolirender Zerreißung, den brennenden Eifer für die Religion des Glaubens mit einer ſchnöden Verachtung der Wiſſenſchaft gepaart, und zugleich auftreten ſehe; als ob nicht dieſes Licht nur ein Strahl wäre von jener Sonne, als ob die Sonne aber, ſelbſt der Quell und Schooß des Lichts, dieſem je feind und entgegen ſeyn könnte! Doch dieſe traurige Verirrung wird in Deutſchland glücklicherweiſe wohl nie ſehr weit um ſich greifen können, während ſie in Frankreich ſchon als die allgemeine Denkart der einen von dieſen zwey halben Nationen hervortritt. In Frankreich, wo überhaupt das Ultraweſen vom Nationalcharakter begünſtigt, ſchon völlig einheimiſch, und allen Partheyen faſt in gleichem Grade eigen geworden iſt, und auch ſelbſt die beſte Parthey, nämlich die der Vertheidiger der Religion größtentheils mit ergriffen hat; ſo daß das altkatholiſche Chriſtenthum ſelbſt, immer nur in der ermüdenden Oppoſition gegen das Schattengebilde des Atheismus, und die Greuel einer brutalen Sinnlichkeit, leidenſchaftlich negativ, und ganz äußerlich ergriffen und hingeſtellt, ohne alle Tiefe theologiſcher Einſicht und chriſtlicher Liebeskraft, faſt in eine Art von Buchſtabendienſt und ſtarrer Geſetzesreligion eines neuen katholiſchen Judenthums überzugehen droht. Für Deutſchland iſt es vielleicht nur noch eine entfernte Gefahr, die uns bedroht, und von der wir wünſchen, daß ſie uns immer fern bleiben möge. In Frankreich ſehen wir das Uebel dieſes Ultra- und allgemeinen Partheyweſens zu ſeiner vollen Rieſengröße angewachſen; zur warnenden Belehrung auch für uns, wenn wir den Blick dahin richten wollen. Was iſt denn nun aber das eigentliche innere Weſen jenes Ultrageiſtes, welcher unſere ganze neueſte Epoche überhaupt ſo auffallend charakteriſirt, und auch in Frankreich, wo er am meiſten vorherrſcht, nicht bloß auf die Jugend beſchränkt, ſondern ſogar zunächſt, wie es die beſondern Umſtände jenes Landes mit ſich brachten, von der ältern Generation ausgegangen iſt? Das *böſe Princip* des Zeitalters haben wir im Allgemeinen gefunden, und als das Abſolute, ſo wie dieſes in das Leben tritt, wo es jederzeit zerſtörend wirkt, bezeichnet; denn darin treffen alle irrigen Tendenzen, und verderblichen Beſtrebungen des Zeitalters zuſammen; doch bedarf dieſe allgemeine Andeutung einer noch viel genauern Beſtimmung im Einzelnen, bey der wir nichts übergehen werden. Um aber jene beſondere Abart des zerſtörenden Princips, welche jetzt als Ultrageiſt bezeichnet und charakteriſirt wurde, in ihrem Urſprunge und innern Weſen zu verſtehen, müſſen wir zuvor auch das *gute Princip* im Zeitalter, Schritt vor Schritt nachzuweiſen verſuchen, um dann aus dem Gegenſatz weiter folgern zu können.

Wir wollen dieſes gute Princip zuerſt auch nur im ganz allgemeinen Umriß auffaſſen und bezeichnen, als *das leben-*

dig Poſitive; denn dieſes iſt in allen Dingen des Lebens und in allen Verhältniſſen der Geſellſchaft, das innerlich und äußerlich Feſte, das dauernd Gewiſſe, das wirkſam Reelle; dagegen das Abſolute, gleich der blinden Elementarkraft in der Natur, den organiſchen Zuſammenhang zerſchneidend, gerade aus, oder »Rückſichtlos«, wie man im praktiſchen Leben ſagt, ſchrankenlos und iſolirt herausgeriſſen, aller Ruhe feind iſt, und doch ſein Ziel nie erreichen kann, mithin durch und durch zerſtörend wirkt. Finde man jenen Ausdruck des lebendig Poſitiven vor der Hand noch nicht genügend, unbequem oder ſonderbar; die Folge wird alles vollſtändig entwickeln und aufs deutlichſte im Einzelnen beſtimmen. Laſſe man mir nur fürs erſte und als bloße Vorausſetzung, jene Bezeichnung des guten Princips im Zeitalter gelten; und vergleichen wir jetzt jene Idee mit allen früher geſchilderten, üblen, gefährlichen, oder krankhaften Zuſtänden und Erſcheinungen der jetzigen ſo wie der frühern Epoche, und es wird ſchon durch dieſe Zuſammenſtellung, jener mit gutem Bedacht gewählte Ausdruck, nach ſeinem vollen Sinn, viel deutlicher erſcheinen und ſich entwickeln. Erinnern wir uns zuerſt an die moraliſche Auflöſung und laxe Geſinnung der frühern Epoche und ältern Generation, welche den erſten Grund zu dem nachfolgenden revolutionären Uebel gelegt hat; ſo iſt wohl einleuchtend, wie dieſe dem lebendig Poſitiven entgegen ſteht, und daß jenes Uebel eben aus nichts anderm hervorging, und ſelbſt nichts anderes war, als ein Mangel an innerer poſitiver Feſtigkeit in der Geſinnung und im Glauben, und ein Ermatten und Erkranken, der allein aus dieſer poſitiven innern Feſtigkeit hervorgehenden moraliſchen Lebenskraft; wo denn, wenn auch die alten Maximen und Grundſätze noch aus Gewohnheit wiederholt, und mechaniſch aufrecht erhalten werden, hierin zwar noch ein Schein des Poſitiven gefunden wird, dem aber die wirkliche Kraft abgeht, weil kein wahres Leben mehr da, und dieſes ſchon erloſchen iſt. Das fluthende Nationalgefühl, als das Hauptphänomen des zweyten Stadiums, iſt zwar ein Lebendiges; wenn es aber in kriegeriſche Ruhmſucht chaotiſch aufgereitzt, über alle legitimen Schranken hinausgetrieben, und von ſeiner factiſchen Begründung und beſtimmten hiſtoriſchen Bedeutung und Wahrheit weit entfernt, ins Unbeſtimmte losgeriſſen, abſolut und revolutionär geworden iſt; ſo fehlt ihm die poſitive Begränzung, und damit auch jene ausdauernd ruhige und nachhaltige Wirkung, die das Heil begründet, und damit auch die Bedingung, unter welcher dieſe Triebfeder allein ſich wohlthätig äußern kann; da jenes hingegen für den nothgedrungenen Moment wohl ſcheinbar rettend, für die Dauer aber immer zerſtörend wirkt. So iſt auch jenes bloß innerliche, ganz formlos im Unbeſtimmten ſchwebende Chriſtenthum, deſſen wir als eines ganz eignen Phänomens in der deutſchen Religionsentwicklung erwähnten, allerdings wohl ein Lebendiges; aber es fehlt ihm die poſitive Geſtalt und feſte Form, und eben damit auch der Grund und Boden zum kräftigen Wachsthum und lebendigen Gedeihen. Auch in dem intellectuellen Gebiete ſind alle Verirrungen der Philoſophie und der Schule daher gekommen, daß man das lebendige Poſitive im Denken, Wiſſen und Glauben, in der Religion wie in der Naturwiſſenſchaft und Philoſophie verlohren hatte, und nicht beachten wollte, oder überſpringen zu müſſen glaubte, um nur deſto ſchneller und ganz ungehindert in den Abgrund des leeren Abſoluten zu ſtürzen. Es iſt hier nicht der Ort, um zu zeigen, wie die Idee des lebendigen Poſitiven, wenn anders das göttliche Factum der Offenbarung noch Idee genannt werden kann, auch in allem Spekulativen das Centrum der Gewißheit, und den unvergänglichen Quell der Wahrheit und lebendigen Wiſſenſchaft bildet; da dieſe Betrachtung doch zunächſt auf das praktiſche Leben gerichtet iſt und ſeyn ſoll; nur da wo wir die höchſte Sphäre des geſellſchaftlichen Lebens berühren, wird zugleich von ſelbſt ein Licht fallen auf die Stelle, wo ſich der Uebergang in das Gebiet der wahren, göttlichen Spekulation öffnet.

Daß der abſolute Sinn, welcher in der noch unreif umherirrenden Philoſophie vorherrſchend war, auch im praktiſchen Gebiete dem lebendigen Poſitiven gerade entgegenſteht und entgegen wirkt, iſt von ſelbſt einleuchtend, da er überall anorgiſch wirkt, oder zum Anorgiſchen führt. Aber auch jene rein mathematiſche und mechaniſche Staatsanſicht und Staatsbehandlung, von welcher wir bemerkten, daß ſie nicht bloß den Revolutionären allein eigen ſey, ſondern auch wohl in manchen neuern adminiſtrativen Proceduren der legitimſten Regierungen derſelbe Zeitgeiſt ſich rege, iſt im Politiſchen der feindliche Gegenſatz gegen das lebendig Poſitive; denn dieſes geht allemal von einer hiſtoriſchen Begründung aus, und nicht von allgemeinen Theorieen und leeren Abſtractionen, durch welche man immer über die legitimen Schranken und die faktiſche Wahrheit ſo leicht hinausgeriſſen wird. Es iſt der Grundſatz des lebendigen Poſitiven keine unbeſtimmte Idee, wie es gerade hier im politiſchen Verhältniß am deutlichſten hervortritt; ich ſchließe mich vielmehr damit ganz entſchieden an diejenigen an, welche in der Erhaltung und Entwickelung der ſelbſtſtändigen Corporationen und der corporativen Grundſätze, die eigentliche Heilkraft und das Rettungsmittel gegen die politiſchen Gebrechen des Zeitalters finden und ſuchen; wie jene aus Möſers reichem geiſtigen Nachlaß erſt ſpäter erſtandene Schule weſtphäliſcher Landwirthſchaft, oder vielmehr altſächſiſcher Staatseinrichtung; und alle diejenigen, welche im Gegenſatz der allgemeinen Theorien und abſtracter Begriffe von repräſentativen Verfaſſungen, den einheimiſch lokalen und hiſtoriſch begründeten ſtändiſchen Inſtituten das Wort reden. Nur, daß jene Vertheidiger der corporativen Grundſätze, für die ſich nachgerade auch in Frankreich, wo am meiſten dagegen gehandelt worden, einige einzelne beſſere Stimmen zu erheben anfangen, nicht allemal bis auf das innere Weſen und wiſſenſchaftliche Princip dieſer großen Lehre durchdringen, und ſie immer noch in einem viel zu beſchränkten Umfange nehmen. Was iſt das *erſte* lebendige Poſitive in der menſchlichen Geſellſchaft und ihrer praktiſchen Wirkſamkeit? Die kleinſte und einfachſte, nicht mehr theilbare Corporation iſt es, welche allen andern zum Grunde liegt; das Heiligthum der *Familie*, das Sacrament der Ehe, das moraliſch geordnete, und chriſtlich befeſtigte Privatleben; und dieſes iſt auch der unverletzliche und geweihte Boden aller rechtlichen Sitte und des frommen Gefühls, auf deſſen uraltem Fundament das ganze übrige Corporations- und Staatsgebäude ruht, und ruhen muß. Das *höchſte* lebendige Poſitive aber iſt Chriſtus in ſeiner *Kirche*; jene große und göttliche Corporation, welche alle andren geſellſchaftlichen Verhältniſſe umfaßt, und unter ihrem Gewölbe ſchirmt, ihnen erſt die Krone aufſetzt, und die Kraft der eignen Weihe liebevoll mittheilt. Nicht bloß ein Surrogat zur Ergänzung oder Unterſtützung und Ausbeſſerung der andern geſellſchaftlichen Inſtitute und Corporationen iſt ſie, ſondern ſelbſt eine eigenthümliche und eigne, durch alle Staaten hindurch und in ihrem Ziel über ſie hinausgehende freye Corporation, und poſitive Verbindung und Geſellſchaft mit Gott, welche ihre erhaltende Kraft auch zunächſt in ihm, und in ſich ſelbſt hat. Weit entfernt bloß ein Werkzeug und eine Anſtalt der andern geſellſchaftlichen Inſtitute zu ſeyn, würde ſie im Nothfalle die meiſten derſelben, die nur auf menſchlicher Stiftung beruhen, leicht überdauern können. Dieſes iſt denn auch der Punkt, wo ſich dieſe unſere Theorie trotz der ſcheinbaren Aehnlichkeit von *Hallers* ſchon oben erwähntem Syſtem gänzlich ſcheidet. Zwar bin ich in ſo weit ganz mit ihm einverſtanden, wenn er alles Privat- und Staatsrecht durchaus nur als ein *poſitives* nimmt und anerkennt, hiſtoriſch begründet und aufſtellt. Nachdem ihm aber das *höchſte* lebendige Poſitive, Chriſtus in ſeiner allgemeinen Kirche, abgeht, ſo fehlt damit auch dem ganzen Werke der zuſammenhaltende Schlußſtein, oder das ordnende ewige Wort des Lebens; es bleibt alſo nach Abzug des göttlichen Geiſtes nur das roh factiſche und grob

1)

F 21

materielle Poſitive übrig, welches erſt durch jenes höhere, in Wahrheit ein ſolches, und das rechte wird, und iſt das ganze Syſtem dieſer neuen Staatsanſicht, bis jetzt nicht weniger atomiſtiſch, als die Irrthümer, welche es wiederlegen ſoll, und auch zur Genüge widerlegt hat, ſo weit dieſes, ohne die Wahrheit zu kennen, möglich iſt.

Zwiſchen dieſen beiden Corporationen, jener einfachſten und erſten, der Familie, als dem feſten Grunde in der Tiefe, und dieſer andern größten Weltumfaſſenden, der Kirche, als dem erhellenden Himmel in der Höhe, ſteht nun der Staat, alle andern Stände, geſellſchaftlichen Inſtitute, alte und neue, weſentliche und ewige, oder bloß zufällige und vorübergehende Corporationen umfaſſend, belebend und tragend, leitend und lenkend, in der Mitte. Sein ganzes Seyn und Wirken iſt an dieſe Corporationen, wie an ſeine natürlichen Organe gebunden, er lebt und webt in ihnen, indem er ſelbſt ſeinem innern Weſen nach, auch nur eine bewaffnete Corporation, und großes Friedens-Inſtitut iſt; und ſo wie er dieſe Sphäre, als ſeine eigentliche Lebensluft verläßt, und ſich als abſolute Allgewalt, als Militärkraft, Deſpotismus oder Anarchie aus dieſen legitimen Schranken, an die ſein Weſen und ſeine glückliche Fortdauer gebunden ſind, herausreißt, ſo untergräbt er ſeine eigne Lebenswurzel, und bereitet unvermeidlich ſich ſelbſt, früher oder ſpäter den Untergang.

Für den erſten Begriff wird jene Idee des lebendigen Poſitiven, als des guten Princips im Zeitalter, nun ſchon hinreichend beſtimmt, und dadurch die nächſtfolgende Betrachtung über den Kampf dieſer erhaltenden Kraft gegen das Streben nach abſoluter Freiheit und abſoluter Einheit, als den zerſtörenden Elementen der Zeit, zugleich vorbereitet und eingeleitet ſeyn, zu der wir demnächſt übergehen wollen.

Sehen wir aber zurück auf die Frage, deren Beantwortung wir hier zunächſt im Auge hatten, ſo iſt nun wohl klar was dieſer beſondre Ultrageiſt unſerer neueſten Zeit denn eigentlich iſt, und daß ſein Weſen eben darin beſteht, ſtatt des lebendigen Poſitiven, es ſey in welchem Gebiete es wolle, ein leidenſchaftlich aufgefaßtes Negatives hinzuſtellen, und gewaltſam durchſetzen zu wollen. Dieſe Erklärung dürfte ſich in der Anwendung ſo befriedigend und zureichend bewähren, daß es kaum nöthig ſeyn wird, zur Erläuterung noch etwas hinzuzufügen als das Eine: daß auch das wahrhafte und rechte lebendige Poſitive in jeder Art und in jedem Verhältniß, durch eine abſolute Auffaſſungs- und Behandlungsweiſe in ein leidenſchaftliches Negatives verwandelt werden kann, indem alsdann alles in ein rein polemiſches Weſen übergeht, wobei es nie zu einer organiſchen Geſtaltung kommt, ſondern das Gute und Böſe, vermiſcht und zuſammen in den gemeinſamen chaotiſchen Kampf mit verſinkt.

Wenden wir nun den Blick auf die zweyte politiſche Hauptparthey der jetzigen Zeit, ſo ſcheint bey ihr eine jener andern gerade entgegengeſetzte Täuſchung Statt zu finden, indem die ſogenannten Liberalen etwas als das poſitive Ziel ihrer heißeſten Wünſche, ja überhaupt aller menſchlichen Beſtrebungen aufſtellen, was genau betrachtet, doch wohl nur ein rein Negatives ſeyn dürfte. Wenn der gutgeſinnte Deutſche nicht etwa ſeit heute und geſtern, ſondern von ſeit langer Zeit über die politiſche Zertheilung klagt, durch welche der mächtigſte europäiſche Staatskörper oft gegen das feindliche Ausland wehrlos ward, mit welcher Zertheilung aber doch auch unſere größten und eigenthümlichſten intellektuellen Vorzüge, wie wir nicht vergeſſen dürfen, ganz weſentlich zuſammenhängen; ſo läßt ſich eine ſolche hiſtoriſch begründete Erwägung, als ſolche, wohl nicht geradezu zurückweiſen, noch irgend tadelnswerth finden. Wenn alſo die Erinnerung an das ehemalige Kaiſerthum und ſeine Größe in vielen deutſchen Gemüthern unverlöſchlich bleibt; ſo kann man dieſes hiſtoriſch tiefe Gefühl der Vergangenheit gern theilen, da vielleicht nie im ganzen Lauf der Weltgeſchichte, eine größere, organiſch reichhaltigere und ſo lebendig freye Idee im politiſchen Leben wirklich geworden iſt, als dieſe Idee des altdeutſchen chriſtkatholiſchen Kaiſerthums, ſo wie es von König Konrad dem Erſten bis auf

Karl den V., vor der entſchiedenen religiöſen Theilung der Nation, zwar vielfach abwechſelnd, aber immer herrlich und fruchtbar an neuem Leben, beſtanden hat; welches Gefühl übrigens den eigentlich liberalen Anſichten und Grundſätzen ganz fremd iſt, und weit über den Bereich derſelben hinaus geht. Eben ſo auch, wenn eine andere Nation, eine durchaus unglückliche Geſchichte gehabt hat; wenn dieſes edle Volk, nachdem es ſeine erſte Jugendkraft in heldenmüthigem Leichtſinn verſchwendet hatte, und nun noch ehe es zur Reife gelangt war, obgleich nicht ohne eigene Verſchuldung, in tiefes Unglück gerathen, von allen Seiten feindlich behandelt ward und ſeine Exiſtenz verlor; ſo kann man den fortdauernden Schmerz darüber wohl nicht anders als gerecht finden, denn es liegt ihm, ſo wie jenem Rückblick auf die kaiſerliche Vorzeit, etwas ſehr Reelles zum Grunde. Was liegt aber wohl eigentlich in zwey Kammern mit ſchwarzen und weißen Kugeln, mit Volksrepräſentanten, die immer nur eine Parthey, oder im glücklichſten Falle, wenn ſie ſelbſt Charakter haben, und eine wahrhaft eigene Meinung, doch nur ſich ſelbſt repräſentiren; dann mit erblichen Pairs, mit geheimen Comite's, öffentlichen Debatten, und einem ſchließlichen Veto, für ein geheimer magiſcher Zauber verborgen, daß dieſes neue Weſen, dieſe engliſche Erfindung oder engliſche Krankheit, alle Politiker und liberalen Staatsphiloſophen ſchwindeln macht, die Völker wie ein epidemiſches Fieber, eines nach dem andern ergreift, und als ein eigenthümliches Miasma dieſer Zeit, ſchnell wie ein Lauffeuer, über und durch alle bewohnten und civiliſirten Welttheile dahin geht? — Freylich hat ſich dabey die auffallende Erſcheinung gezeigt, daſ das eigentliche Volk ſelbſt an den neuen Conſtitutionen, auc da wo ſie wirklich eingeführt ſind, oft nur ſehr wenig ode gar keinen Antheil nimmt; denn das Volk hat, ſo lange es nich von dem Partheygeiſt der höhern und gebildeten Stände aufgereitzt und irre geleitet iſt, mehrentheils eine viel geſundere Beurtheilung, und verlangt einen reellen Vortheil und perſönliche Wohlſeyn, was mehr ſagen will, als einige abſtracte Freyheits beſtimmungen, wie ſie im Allgemeinen auf dem Papier geſchrieben ſtehen, wo erſt die praktiſche Anwendung und Ausführung alles entſcheiden muß. Eine Conſtitution in dieſem neuen Sinne des jetzigen Zeitgeiſtes, weder hiſtoriſch erwachſen, noch lebendig begründet, noch wahrhaft organiſch gegliedert, iſt eben, wie es ſehr gut heißt, eine Charte; d. h. ein Stück Papier, was an ſich nicht viel ſagen will, und wobei alles auf den Gebrauch ankommt, der davon gemacht wird: beſtehend mehrentheils aus einigen Abſtractionen und vielerley Formen und Formalitäten, wie ein Jeder leicht in einer müßigen Stunde das geduldige Papier eben ſo gut oder noch beſſer voll ſchreiben könnte, wie denn auch viele dieſer Conſtitutionen wirklich gerade ſo entſtanden, und in einer halben Stunde hingeworfen ſind. Oder es iſt auch in noch buchſtäblicherem Sinne eine Charte, die erſt im Spiel ihre Bedeutung erhält, je nachdem ſie ſo oder anders, von dieſer oder jener Parthey ausgeſpielt wird; wobey mehrentheils nur derjenige zu beklagen ſeyn dürfte, auf deſſen Unkoſten es geht, und der die Spielmarken dazu herbeyſchaffen muß. Nicht in der Sache ſelbſt, nicht in dem Papier und den geſchriebenen Conſtitutionen, alſo kann die magiſche Kraft und der wahre Grund zu der epidemiſchen Sehnſucht und dem allgemeinen Verlangen darnach, liegen, ſondern nur aus ſolchen Umſtänden, die im Stillen wirkend, mehrentheils gar nicht einmal öffentlich zur Sprache kommen, aus den weitern Abſichten und Ausſichten für die ferne Zukunft, die dabey im Hintergrunde liegen, und überhaupt nur aus der ganzen hiſtoriſchen Lage und Beſchaffenheit der jetzigen politiſchen Welt, läßt ſich das Phänomen genügend erklären. Ich muß mich dabey jedoch verwahren, daß ich hier nur die eigentlichen Liberalen im Sinne und im Auge habe, keineswegs aber die jetzt, ſeit auch jene Parthey mehr und mehr Ultra geworden, aus derſelben ſchon ſehr deutlich und bald vielleicht noch mächtiger hervortretende neue Parthey der ganz eigentlich und entſchieden, obwohl noch nicht öffentlich Republikaniſchgeſinnten; denn dieſe wiſſen ſehr beſtimmt, was ſie wollen, indem ſie die

Conſtitutionen nur als eine proviſoriſche Stufe des Uebergang
und als Mittel zum Ziel, betrachten und haben wollen. Vo
dieſer neuen Tendenz kann erſt weiter unten die Rede ſeyn, wo da
Grundphänomen des Zeitalters, das Streben nach abſoluter Freyhe
und abſoluter Einheit, zur Erörterung kommen wird. Selbſt d
Conſtitution der ſpaniſchen Cortes ſetze ich hier bey Seite, we
auch dieſe ſchon ungleich republikaniſcher iſt, als die franzöſiſch
Charte; und eben darum, ſo viel Einzelnes darin auch dem Franz
ſiſchen nachgemodelt ſeyn mag, doch ein ganz anderes und eigne
Weſen iſt, und jene Charte an gefahrvoller Conſequenz auf den
gleichen verderblichen Wege bey weitem übertrifft. Unter de
eigentlichen Liberalen aber verſtehe ich zunächſt diejenigen, welch
nicht eine zukünftige Republik im Sinne haben, ſondern die ge
mäßigte Monarchie aufrichtig und im Ernſte wollen, dieſe fü
die glücklichſte Verfaſſung, aber nur auf dieſe Eine Weiſe durc
zwei Kammern, mit Volksrepräſentanten und erblichen Pairs
nach engliſcher Art, für möglich und erreichbar halten. Statt de
höchſt unbeſtimmten und vieldeutigen Begriffs von einer gemäßig
ten Monarchie, würde ich freylich die Idee einer organiſch geord
neten und lebendig gegliederten Monarchie bey weitem vorzie
hen, wie uns die ältern Hiſtorien des chriſtlichen Abendlandes,
zu der Zeit als nebſt den andern freyen Corporationen die Kirch
noch für das praktiſche Leben ungleich wirkſamer, und auch im
Politiſchen ein mächtiges Organ war, ſo vielerley verſchiedenarti
ge und vielfältige Beyſpiele davon darbietet, lange vor dem Ent-
ſtehen dieſer neuen Begriffe und der dynamiſch künſtlichen Abme
ſung politiſcher Gewalten und Gegengewichte. Ich will zugeben,
daß auch in jenem anderen Auswege eine Garantie für den gemäßig-
ten Gebrauch der abſoluten Staatsgewalt erreicht werden kann, be-
ſonders wo es einmal dahin gekommen iſt, daß dieſe nicht mehr wie
vor Alters ganz perſönlich verwaltet wird, ſondern auf mechaniſche
Weiſe, durch ein alldirigirendes und eigentlich regierendes Miniſte-
rium gehandhabt wird; und wir haben ſelbſt in unſrer Zeit die
Fälle ganz in der Nähe erlebt, wo das einſeitige Verfahren

eines übertrieben liberalen Miniſteriums durch die mehr monarchiſchgeſinnten Kammern heilſam beſchränkt und modificirt wurde; aber die wahre Garantie lag doch auch hier in der Geſinnung und nicht zunächſt in der äußern Form. Und ſollte denn unſer Zeitalter wirklich ſo arm an Erfindung ſeyn, und iſt die ganze reiche Welthiſtorie mit einem Male ſo völlig vergeſſen, daß alle jene andren ungleich feſteren und größer gedachten Garantieen der frühern Zeit nichts mehr ſeyn, und nur dieſe in England ſo höchſt lokal entſtandene Verfaſſungsform als die einzig mögliche fernerhin gelten ſoll? In jedem Falle aber würde eine ſolche Garantie, wenn ſie auch wirklich in allen Fällen ſo ſchlechthin nothwendig wäre, und allein auf dieſem Wege mit Sicherheit gefunden werden könnte, doch nur ein ganz negatives Gut und Weſen ſeyn, wie gleich zu Anfange bemerkt wurde; und alſo ganz übertrieben und irrig die Anſicht, welche dieſes Trugbild einer vermeinten politiſchen Freyheit, welche die Partheyen begeiſtert, und von welcher der friedliche Staatsbürger ſo wenig reelles zu genießen bekommt, gar als das höchſte poſitive Ziel des geſammten Staats-Körpers, wo nicht überhaupt des menſchlichen Lebens, darſtellen will. Wenn in den neuen Conſtitutionen der deutſchen Bundesſtaaten das Syſtem der zwey Kammern ebenfalls angenommen worden, ſo muß dabey erſtlich bemerkt werden, daß in der Vermiſchung mit altdeutſchen Einrichtungen und eigentlich ſtändiſchen Inſtituten etwas total andres daraus geworden iſt, als in England und Frankreich, die wir hier zunächſt im Auge haben, weil da jenes Syſtem in ſeiner Reinheit ſich darſtellt. Uebrigens aber dürfte, von Seite der Theorie erwogen, jenes Element doch immer als ein fremdartiges und eigentlich undeutſches erfunden werden. Wenn man aber eine ſolche Conſtitution als das betrachtet, was ſie eigentlich in der Wirklichkeit iſt, eine glückliche Ausgleichung nämlich zwiſchen den Partheyen und ſtreitenden Elementen, ja zwiſchen dem Regenten ſelbſt, und dem allgemeinen Verlangen oder dem Volke; ſo fällt alle aus der Theorie hergenommene Kritik von ſelbſt weg. Man verlangt von einem Friedensſchluß nichts

weiter, wenn nur beyde Partheyen damit völlig zufrieden ſind
mag er auch übrigens manche weſentliche Inconſequenz enthalten
Sonſt würde ſelbſt der größte von allen Frieden, der weſtphä
liſche, die Prüfung ſchlecht beſtehen, wenn man ſtatt das glück
liche Ende eines langen und unauflöslich ſcheinenden Krieges
die ſtrengſte Conſequenz der ſtaatsrechtlichen Grundſätze, wi
in einem wiſſenſchaftlichen Syſtem, darin ſuchen wollte. Nu
ſoll man deßfalls die Theorie nicht ſelbſt entſtellen und ver
kennen; noch bey jener wohlbegründeten und behutſamen Bil
ligkeit des Urtheils, die ephemeren Theater- und Schaugerüſte un
ſerer Zeit für ein Gebäude auf die Ewigkeit halten; denn das würd
eine allzuſtarke Täuſchung ſeyn. In England aber iſt jenes Sy
ſtem der zwey Kammern, und alles was daran hängt, ganz na
türlich und höchſt lokal, aus der eigenthümlichen Geſchichte dieſe
Staats entſtanden und hervorgegangen; ſelbſt in Nordamerik
iſt ſchon ganz etwas andres daraus geworden, obwohl Nordame
rika das Gepräge ſeines Urſprungs, als engliſche Kolonie, in ſ
ſtarken Zügen an ſich trägt, und trotz des neuen Haſſes gege
das alte Mutterland, noch ſobald nicht wird verläugnen könne
Die wahre Größe und innere Kraft von Großbrittannien lieg
vorzüglich und ungleich mehr in den hier beſſer als in irgend eine
andern Lande, wirkſam und frey erhaltenen Corporationen
wie jetzt von den tieferen Staatsbeobachtern laut und faſt allgemei
anerkannt wird, als in jener bewunderten Verfaſſung, üb
deren tiefe Gebrechen und innere Hinfälligkeit uns vielleicht bal
auf dem hiſtoriſchen Wege die Augen aufgehen werden. Wen
man aber gleichwohl unter allen Produkten und beliebten Wa
ren des engliſchen Kunſtfleißes, vorzüglich dieſes eigenthüm
liche brittiſche Conſtitutions-Erzeugniß, ohne weiters in alle vi
Welttheile zu verbreiten, und in jedes andre Klima und Lo
kale mit glücklichem Erfolg verpflanzen zu können glaubte; ſ
liegt der Grund wohl darin, daß es ſich bis zur glatteſte
Abrundung ausgebildet, mehr als jede andere Verfaſſung ſ
leicht in einige allgemeine und bequeme Formen faſſen läß

gerade wie es der jetzige Zeitgeiſt wünſcht und verlangt. Das ganze dynamiſche Kunſtſtück beruht übrigens auf einer vielfachen Theilung der Gewalt, wovon die zwiſchen der geſetzgebenden und der ausübenden Macht nicht die erſte und wichtigſte iſt, ſondern vielmehr die der ausübenden und oberſten Staatsgewalt ſelbſt in einen ideellen und reellen Beſtandtheil; indem nämlich der Regent von ſeinen Miniſtern getrennt, und um wenigſtens die Idee des Königthums im vollen Glanz uralter Würde unberührt zu erhalten, die Perſon des Monarchen zwar als unverletzlich und heilig aufgeſtellt wird; während die Miniſter, obwohl den roheſten Angriffen der Verantwortlichkeit Preis gegeben, alle reelle Kraft der Regierung in ſich vereinigen; ſo daß der Monarch ſie in der Wirklichkeit auch nicht einmal individuell nach eigner Einſicht und perſönlichem Vertrauen auswählen kann, ſondern den geſammten Ausſchuß der einen oder der andern Faction in Maſſe aufnehmen oder von ſich laſſen muß. Dann kommt die abermalige Spaltung des zuvörderſt im Allgemeinen von der executiven Macht, oder dem Regenten und Miniſterium abgeſonderten, geſetzgebenden Körpers in ſeine zwey Kammern und entgegenſtehende Elemente, das hemmende, erhaltende, und am Alten haltende Princip der Schwere in den erblichen Pairs und der hohen Geiſtlichkeit, und dem andern immer beweglichen, zum Neuengeneigten Princip der Unruhe in den Volksrepräſentanten, welche ein preußiſcher Schriftſteller über dieſen Gegenſtand, um für jene anſtößigen Benennung doch einen anſtändigeren Titel zu finden, recht charakteriſtiſch Neuerungsräthe zu nennen vorſchlägt. Endlich wird auch der Act des Geſetzproduzirens ſelbſt, als die eigentliche Lebensfunktion in dieſer allesregierenden Geſetzmaſchine, und Verordnungsfabrik, als welche man den Staat betrachtet, in ſeine verſchiedene Momente zerlegt und unter die ſchon geſonderten Gewalten von neuem vertheilt; zuerſt kommt die vorbereitende Erregung, oder Initiative, dann die Diſcuſſion und Debatten, als der eigentliche Gebährungsprozeß der neuen Geſetzesfrucht, und endlich die Geburt ſelbſt, oder die letzte Sanction,

oder falls die Initiative von der andern Seite gekommen und
eine Mißgeburt geweſen, das ſchließliche Veto. Dieſes ga
Verfahren aber beruht auf einer Vorausſetzung, die gewiß n
überall und allgemein als richtig und gültig angenommen w
den kann; ja wenn ſie auch jemals wirklich allgemein wer
ſollte, und als ſolche gelten müßte, es wenigſtens nicht urſprü
lich geweſen iſt, und welche ſelbſt ſchon die allerhöchſte Erkr
kung des geſammten Staatskörpers in ſich ſchließt. Es wird nä
lich in der Anſicht, welche die Entſtehung und Hervorbringu
einer ſolchen Conſtitution oder auch ihr Bedürfniß und das all
meine Verlangen darnach begründet, offenbar die abſolut gew
dene Staatsgewalt als etwas durchaus Widerwärtiges, übe
Drückendes und immer Gefahrvolles, ja beynah als ein rein
obwohl unvermeidliches Uebel betrachtet. Mit einem unbegränz
und völlig gleichem Mißtrauen gegen alle Elemente eines künſt
ausgebildeten Staatskörpers, gegen den Regenten und die Mi
ſter, wie gegen die Magnaten, und die Unruhe des dritten St
des, wird jedem derſelben ein hemmendes Gegengewicht angehä
und zur Seite geſtellt; in welcher Vorausſetzung das ganze V
fahren übrigens dynamiſch richtig iſt, und auch in der Ph
und Heilkunde ein ganz gleiches oft mit gutem Erfolg angewa
wird, um ein großes und auf dem directen Wege nicht mehr h
bares Uebel durch die Zertheilung wenigſtens zu mildern, zu
den und indirect unſchädlich zu machen. Und ganz ſo iſt auch
Sache in England entſtanden; denn nachdem nicht erſt ſeit
Entthronung Karls des Erſten, ſondern ſchon ſeit He
rich VIII. perſönlicher Grauſamkeit, und zwiefach intoleran
anglikaniſch weltlichem Pabſtthum, und ſo manchen andern oft
neuerten blutigen Kataſtrophen und gewaltſamen Thronverän
rungen, abwechſelnd die härteſte Tyranney und die wildeſte Vo
anarchie, in fortwährenden fanatiſchen Religions- und Bürgerk
gen faſt zwey Jahrhunderte hindurch in jenem Lande der Frey
gewaltet hatte; ſo konnte es freylich als ein glückliches Ereig
für die Nation erſcheinen, als in jener Epoche, welche die E

länder mit dem eigentlichen Nahmen, der allein bey ihnen eine gute Nebenbedeutung hat, die Revolution nennen, endlich die angemeſſene Formel der Auflöſung für das ſchwere Problem des innern Friedens, und ein glückliches Gleichgewicht unter den aufgereitzten Partheyen, und feindlichen Elementen des ganzen Staatskörpers gefunden und gelungen war; obwohl in viel ſpäterer Zeit und auch jetzt dieſelben alten Keime zur Anarchie und zum Bürgerkrieg noch keinesweges ganz erloſchen ſind, ſondern nur einſtweilen beſchwichtigt, unter der Aſche fortglimmen. Ja es iſt jene ſo kunſtreich dynamiſch abgewogene Verfaſſung ſelbſt nichts anders als eine immerwährend am Ausbruche verhinderte Revolution, eine fixirte Unruhe, die vom wahren politiſchen Leben noch ſehr weit verſchieden iſt; ſo wie einige Phyſiologen das Gehen als ein fortgeſetztes aber unterbrochnes und gehemmtes Fallen und Niederſtürzen, ja das Leben ſelbſt als ein angehaltenes und fortwährend verhindertes Sterben in ähnlicher dynamiſcher Weiſe betrachtet haben. Es iſt mit einem Worte in dieſer Regierungsform die entſchiedene Oppoſition gegen die Regierung, weil ſie einmal allgemein vorhanden und unvertilgbar war, ſelbſt mit als ein anerkanntes Element in die Verfaſſung aufgenommen und eben dadurch in legitime Schranken eingeſchloſſen und weniger ſchädlich gemacht; ganz ſo wie man in der Heilkunde ein epidemiſches Uebel, wenn es als unvermeidlich erkannt wird, freywillig in die Organiſation aufnimmt, und inoculirt, um es ſo in die Gewalt zu bekommen, und indirect durch die heilende Kunſt zu bändigen und zu beſänftigen. Und aus dieſem Standpunkt betrachtet, wo der gleiche Umſtand wirklich eintritt und dieſelbe Lage Statt findet, ließe ſich das moderne Conſtitutionsweſen noch am gründlichſten vertheidigen oder wenigſtens erklären, als eine Art von politiſcher Schutzpocken und freywilliger Staats- und Völker-Vaccine, wo nämlich die Erkrankung ſchon ſo weit gediehen und wirklich epidemiſch geworden wäre; da es ohnehin doch nichts nützt, mit dem Schwert in ein geiſtiges Miasma, wenn es einmal vorhanden iſt, drein zu ſchlagen. Und auf ähnliche Weiſe ſcheint es wohl, daß hie und da manche dirigirende Staatsmänner und ſelbſt Regenten die Sache wirklich anſehen, ohne daß ſie darum die liberalen Grundſätze an ſich geradezu billigen oder theilen, wie man ihre vielleicht ſehr weiſe Milde und beſonnene Nachgiebigkeit oft ganz falſch ausdeutet. Wo aber zu dieſer dynamiſchen innern Beſchwichtigung und Verfaſſung nicht das wahre Bedürfniß eben ſo lokal wie in England vorhanden iſt, ſondern die unauslöſchliche Sehnſucht nach den zwey Kammern, als dem höchſten Ziele menſchlicher Glückſeligkeit, mehr aus der Theorie und chimäriſcher Nachahmungsſucht hervorgeht; da iſt es gleichwohl vorzüglich das reine Vergnügen an dem frey geäußerten Oppoſitionsgefühl, wozu der Hang dem Menſchen ganz natürlich und eingeboren iſt, ſo wie es in jener Verfaſſungsform mit aufgenommen und geſtattet wird, was bey der großen Mehrzahl der Lobredner, bey denen es die Theorie allein wohl nicht thun würde, das wirkliche Intereſſe und den Enthuſiasmus erzeugt. Nun iſt aber dieſer in dem errungenen freyen Oppoſitionsgefühl gehofte und erwünſchte neue Lebensgenuß, doch durchaus kein reeller und poſitiver, ſondern nur etwas rein Negatives, wie jene dynamiſche Verfaſſung ſelbſt auf lauter Negationen beruht. Es beſtätigt ſich mithin auch von dieſer Seite, daß die Liberalen uns etwas bloß Negatives als das poſitive und höchſte Ziel des Staatskörpers aufſtellen, und das organiſch Lebendige und Poſitive überhaupt, und ſelbſt im politiſchen Gebiet nicht erkennen; während die Ultras zwar von dem Poſitiven ausgehn und an dieſem feſthalten, es aber durch die abſolute und leidenſchaftliche Behandlung in ein bloß Polemiſches und ebenfalls nur Negatives verwandeln.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Unſre Zeit.

Siegeslieder hört' ich ſingen
In den Gauen weit und breit;
Unſers Volkes Ruhm erklingen
In dem Spiel der Eitelkeit.
Haltet ein, bethörte Lieder!
Gottes Flammen leuchten wieder
In das dunkle Meer der Zeit.

Sind die Dolche denn Befreyer,
Selbſt der eignen bangen Bruſt?
Werdet frey erſt, wahrhaft freyer,
Innern Gottes Euch bewußt!
Werft vor ſeiner Kraft Euch wieder,
Vor dem ew'gen Rechte nieder;
Dann genießt der Ehre Luſt!

Und Ihr andern wollt beſchwören
Durch ein künſtlich Nichts den Sturm?
Wer kann ſolch' Gewebs abwehren,
Selbſt zernagt vom Lügenwurm?
Was nicht Gott erbaut, muß fallen;
Alſo ruft die Stimm' uns allen,
Nieder ſtürzt der Babelthurm.

Fruchtet nichts mehr unſer Beten
Schließeſt du der Gnade Born?
Willſt die blut'ge Kelter treten,
Herr, in des Gerichtes Zorn?
Kommt der Heil'ge auf den Roſſen,
Siegreich in des Worts Geſchoſſen;
Schallt der Welt das Todeshorn?

Werfen wir aus Herz dem Vater
All die Schreckenſorge nur;
Daß Sein Licht uns dien' als Rather
Und Sein Wort zur Lebensſpur!
Es vergehn noch Sternentage,
Und Jahrhunderte voll Klage,
Eh' verklärt wird dieſe Flur.

Wenn dämoniſche Gewalten
Greifen an der Völker Herz;
»Wie läßt Gott ſie alſo ſchalten?«
Klagen wir dann himmelwärts.
Soll ſich neu die Welt geſtalten,
Läßt er frey das Böſe walten,
Bis das Licht entſteigt dem Schmerz.

Fluthen ſeh' ich furchtbar rauſchen
Ueber Fluthen auf uns her;
Lüg' und Mord den Scepter tauſchen,
Ein allblutig wildes Meer.
Niemand mag ſich widerſtemmen,
Keiner die Zerſtörung hemmen;
Gott allein iſt hier die Wehr.

Auf dem Meer doch haucht und lebet
Der das Licht dem Tod' entreißt;
Und ob der Verweſung ſchwebet
Gottes ew'ger Lebensgeiſt.
Alſo wird ein lichter Morgen
Brechen durch der Menſchen Sorgen,
Wie der Strahl der Schrift verheißt.

Als den Mann des Todes weckte
Einſt der Heiland aus dem Graus;
Wo den Leichnam Moder deckte,
In des Grabes dunkelm Haus;
Wenn ſchon ſelbſt im Geiſt erſchüttert,
Ob des Jammers Tief' er zittert,
Riß er ihn ans Licht heraus.

Denn es wirkt und ſchafft allmächtig
Sein befreyend Lebenswort.
Auf zum Himmel ſtrahlt es mächtig,
Dringt bis in des Todes Ort;
Sturm und Meer ſind ihm gewärtig,
Noch im Glauben gegenwärtig
Führt's die Fluth gebietend fort.

Halte jeder feſt den Anker,
Steige muthig nur ins Schiff;
Sicher fährt es hin ob ſchwanker
Meeresbahn und Klippenriff.
Durch die Fluthen wird ſichs ſchlagen,
Hin zum Felſen rettend tragen,
Wer voll Glauben es ergriff.

Dieſes Schiff iſt es alleine,
Was nie bricht in aller Zeit;
Dieſer Felſen iſt der Eine
Feſte Grund der Ewigkeit.
Wenn ihn Morgenroth umleuchtet,
Gottes Thau den Stein befeuchtet,
Blüht er auf in Herrlichkeit.

Hier iſt himmliſch Heil zugegen,
Fruchtbar grünt des Lebens Baum;
Liebesarme hält entgegen
Hier das Kreuz dem Weltenraum.
Sicher aus der Felſenwahrung
Quillt die ew'ge Liebesnahrung
Und verklärt den ird'ſchen Traum.

Wenn die Wurzeln dieſer Pflanze
Bis zum Abgrund niederziehn,
Iſt die Geiſterwelt im Glanze
Voll von ihrer Zweige Blüh'n.
Hier auch ſoll ſie ſich ausbreiten
Und der Wechſel aller Zeiten
Iſt nur ihres Laubes Grün.

Alſo laßt den Kampf uns tragen,
Unſer Felſen wanket nicht;
Noch der Welten Sturz beklagen,
Bis Gott ruft: »Es werde Licht!«
Laßt uns ſtreu'n des Lichtes Samen,
»Treu und Wahrhaft« iſt ſein Nahmen,
Und gerecht iſt das Gericht.

Ward aus Abend dann und Morgen
Einſt der neue Schöpfungstag;
Wo, was Herrliches verborgen
War, vor Gott erglänzen mag;
Wird zum Paradies die Wüſte,
Kraft des Strahls, den hier begrüßte
Unſrer Liebe Flügelſchlag.

III.

Ueber den Einfluß der Zeichen der Gedanken auf dieſer ihre Erzeugung und Geſtaltung *).

Von Franz Baader.

1. Natur der Zeichen.

Die Naturobjecte beſitzen äußre Eigenſchaften und innere, welche letztern wir uns in der Regel nur auf Koſten der erſtern anzueignen vermögen, in ſo fern nämlich dieſe jene *verhüllen*, und die Enthüllung nur auf Koſten der Hülle (durch ihre Zerſetzung und Auflöſung) zu bewirken ſteht. Bei der wahren Manifeſtation iſt indeß minder ein ſolches Verdrängen und Vernichten des einhüllenden Zeichens als vielmehr bloß eine organiſche Unterordnung (Verklärung) dieſes Bezeichnenden unter dem Bezeichneten **), des *Mitlauters* unter den *Selbſtlauter* nöthig,

---

*) Der Einſender dieſes behält ſich vor, erſt nach Beendigung dieſes Aufſatzes, Rechenſchaft über ſein Entſtehen zu geben, und bemerkt vorläufig nur, daß ſelber größtentheils einem franzöſiſchen Schriftſteller zugehört, welcher ihn auf Veranlaſſung einer von dem Nationalinſtitut in Paris über dieſen Gegenſtand in den neunziger Jahren aufgeworfenen Preisaufgabe ſchrieb,

**) Das Sich Bezeichnende ſteht als aktiv immer über dem Zeichen, und in dieſer Hinſicht muß alſo der Ausdruck: eines Bezeichneten, rektifiziert werden. Übrigens kann das im Text gebrauchte Beyſpiel des Verhaltens des Mitlauters zum Selbſtlauter am beſten dienen, das Geheimniß des Verhältniſſes des Geſchöpfs zum Schöpfer zu enthüllen, denn nur ſo fern und ſo lange der Mitlauter mehr und anders als *mitlauten*, d. h. Selbſtlauter ſeyn will, wird ihm das Wort, oder das Vermögen ſich ausweil eben hiedurch erſt beyde gemeinſchaftlich, und nicht ein auf Koſten des andern mit- und ineinander zum Verſchein kon men oder ſich uns bezeugen. Jener (der Mitlauter) wie die hebrä ſchen Buchſtaben im Aeußern, dieſer (der Selbſtlauter) als nic äußerlich geſtaltbar, und daher nur als Punkt, im Innern (eſ teriſch). —

Alles was an den Dingen äußerlich iſt, läßt ſich ſohin als ei Zeichen (Anzeige — Praesagium — Index) des Innern derſe ben betrachten, und das Bezeichnete ſelbſt iſt ſohin der Comple dieſes Innern. Ueberall reicht uns die vorſchauende Natur in de äußern Eigenſchaften ihrer Produkte eine Menge dieſe begleitende oder an ihnen haftender Zeichen und Anzeigen dar, welche uns i den Stand eines Vorgefühls und einer Vorkenntniß der uns nüt lichen oder ſchädlichen innern Eigenſchaften dieſer Dinge ſetzen.

Man kann in dieſer Hinſicht ſagen, daß im allgemeinen ei Zeichen vorerſt und für ſich die Anzeige eines von uns noch getrennten und darum uns noch verborgenen (verſchloßnen) Dinge oder Weſens iſt; ſey es nun daß letzteres natürlich in dem Zeiche enthalten iſt, wie der Saft in der mir ſichtbaren Frucht, ode mit dem Zeichen natürlich verbunden, wie der Schatten oder da Bild im Spiegel mit dem Körper, oder endlich willkührlich un zufällig, wie der Gedanke (Sinn) mit ſeinem (ſichtbaren ode hörbaren) Zeichen. Alles was uns eine Empfindung oder eine Gedanken zu geben vermag, kann ſohin als Zeichen betrachte werden, weil nichts ſich unſrer Empfindung oder unſerm Gedanken anders mitzutheilen vermag, als mittelſt äußrer Eigenſchaften, welche wir zu durchdringen genöthiget ſind, um bis zu de in ihnen verborgenen, innern Eigenſchaften zu gelangen *).

---

zuſprechen, vorenthalten, indem er aber den Selbſtlauter ſic durch ſich ausſprechen läßt, wird er ſelbſt mit ausgeſprochen, und ſo vernimmt man beyde, den Selbſt- und Mitlauter, den Schöpfer und das Geſchöpf zugleich.

*) Wenn ſohin oben von einer Enthüllung der innern Eigenſchaften die Rede war, ſo war damit nicht gemeint, daß dieſe bi

Alles Sinnliche (Senſation erregende) kann folglich als Zeichen für uns gelten, weil dieſes alles uns Empfindung und Gedanken weckt; und weil wir unſrerſeits daſſelbe auch wieder als Leiter und Träger unſrer eignen Gedanken für unſres Gleichen brauchen können *).

Ohne Zweifel gilt nun für die conventionellen Zeichen daſſelbe Geſetz wie für die natürlichen, wenn ſchon Weſen und Form bey letztern feſtſtehend, bey erſtern nicht ſind, und dieſe conventionellen Zeichen müſſen wie die natürlichen aus zwey Dingen beſtehen, nämlich aus einem Gedanken oder Sinn, und einem Zeichen oder Organ deſſelben; denn bekanntlich hängt es nur von uns ab, irgend einen Naturgegenſtand als ein conventionelles Gedankenzeichen zu brauchen, wie wir dieſes in der ſymboliſchen und Hieroglyphen-Schrift ſehen, und dieſer Gegenſtand nimmt dann nur einen neuen Charakter an, indem wir nicht ſeine natürlichen Merkmale, ſondern die ihm von uns gleichſam geliehenen, durch ihn kund geben wollen **). Auch hier kann übrigens

---

dahin nicht äußre Eigenſchaften nun auch zu ſolchen würden, ſondern daß dieſe Eigenſchaften die bis dahin von uns getrennt, uns unzugangbar, und in ſo fern außer uns waren, nun mit unſerm Innern in Verbindung getreten, oder wir ſie wahrhaft inne geworden ſind oder haben. Was übrigens jene Durchdringung der Hüllen betrifft, ſo gilt ſchon in der Chemie der Satz, daß zwar keine Umwandlung eines Stoffes anders als durch den Weg der Auflöſung geht (Corpora non agunt chemice nisi soluta), daß aber die durchdringende Gasauflöſung (Cementation) ohne eine äußerlich bemerkbare Zerſtörung der Struktur und Geſtalt des ſo durchdrungenen Körpers wirkt (von welchen Umwandlungen ſowohl die Mineralogie als die Metallurgie ꝛc. häufige Beyſpiele gibt) und wir ſohin nicht anſtehen werden, einem noch ungleich ſubtilern und kräftigerem Gaſe (dem Geiſt) eine ähnlich durchdringende Kraft zuzugeſtehen. — »Er verſetzt die Berge und ſie wiſſen nicht!« —

*) Ueber die Prärogative, welche hierin die Luft, als das allein (dem Geiſte) offne Element, hat, in der Folge. —

**) Es hat ſeinen guten Grund, daß alles was wir an der äußern der Sinn (Geiſt) in dem Zeichen enthalten, dieſes gleichſam durch jene Benennung damit begeiſtet, oder ihm nur verbunden ſeyn, wie wir oben bey und von den natürlichen Zeichen bemerkten.

Dieſes Vermögen des Menſchen nach Willkühr ſeinen Sinn irgend einem Naturobjekt einzuſenken oder ihm zu verbinden, kommt ihm ausſchließend zu, und er kann es nur unter ſeines Gleichen üben; weil die ſogenannte Zeichenſprache der Thiere als äußerſt beſchränkt und unfrey hiemit in keinen Vergleich kommt, und das Thier eine an ſelbes (inner ſeiner niedrigern Lebensſphäre) gleichſam geſtellte Frage nur beantworten, nicht aber an uns eine Frage ſtellen, d. h. den Verkehr mit uns nicht ſelbſt anfangen kann. Wenn darum einige neuere Schriftſteller das Wort für die Thiere nahmen, behauptend, daß dieſer Mangel der Sprache bey den Thieren nur dem Mangel der hiezu geeigneten Organiſation beyzumeſſen ſey, und daß ſie folglich ſprechen würden wie der Menſch, falls ſie wie ſelber organiſirt wären, ſo heißt das am Ende nichts: als daß, falls das Vieh ein Menſch würde, ſelbes auch aufhören würde, ein Vieh zu ſeyn. — Endlich iſt dieſer willkührliche Zeichengebrauch (welche Willkühr den Menſchen eben ſo ſehr vom Thiere unterſcheidet als der willkührliche Gliedergebrauch und Bewegung dieſes von der Pflanze ꝛc.) uns unentbehrlich, weil unſre Individualität uns von einander getrennt hält, und wir alſo obſchon phyſiſch einander berührend, doch pſychiſch außereinander und voneinander getrennt uns befänden, und ohne

---

Natur ſehen, ſchon Schrift an uns, ſohin eine Art Zeichenſprache iſt, welcher indeß das Weſentlichſte: die Pronunciation, fehlt, die dem Menſchen ſchlechterdings anders woher gekommen und gegeben ſeyn mußte. Das Beſtreben der meiſten Naturforſcher geht nun nicht dahin, dieſe richtige Ausſprache (Punktuation) zu finden, ſondern ſie begnügen ſich an der Beobachtung und Beſchreibung der ſtummen Lettern. Wenn übrigens ſchon für den Menſchen, der doch leibhaft in der äußern Natur auftritt, jenes: Loquere ut videam Te! gilt, wie viel mehr für Gott, den die alten parſiſchen Urkunden nur mit dem Namen »Deus Sermo« bezeichnen.

jenen willkührlichen und freyen Gebrauch der Gedankenzeichen unſre Gemeinſchaft nicht menſchlich, ſondern bloß viehlich ſeyn würde *).

---

*) Zwey Weſen ſind von einander unterſchieden, ſind außereinander, in ſo fern ſie durch ein drittes ihnen beyden Aeußerliches voneinander gehalten ſich befinden. Eine äußere Unterſcheidung, welche als ſolche keine Scheidung, und ihrer innern Gemeinſchaft (Einigung, nicht Confundirung) nicht nur nicht hinderlich iſt, ſondern dieſer dient, und welche in dieſem Falle den Charakter der organiſchen Unterſcheidung (Gliedrung) hat. Anders aber verhält ſich die Sache, wenn dieſe äußere Unterſcheidung jener innern Ausgleichung derſelben ſich widerſetzt, und alſo auch innerlich trennend oder anorgiſch ſich erweiſet, wo ſodann freylich jede innre Verbindung ſolcher zweyer Weſen nur durch einen Conflikt mit dem ihnen gemeinſamen Aeußern, d. i. nur durch Aufhebung der ihre Gemeinſchaft aufhebenden Aktion bewirkt werden kann. So lange z. B. den Geiſt-Menſchen Raum- und Zeit-Differenzen als wahre Hemmungen (Reſiſtenzen) noch hindern, ſo lange laſtet dieſe Region noch anorgiſch auf ihn, als gleichſam den Atlas, und ſein Wunſch und Beſtreben geht natürlich dahin, frey zu werden von dieſer allgemeinen Reſiſtenz der Natur (darum nicht los von der letzten) d. h. über ſie erhoben, und dieſe für ihn anorgiſche Natur in eine organiſche und ihm zuorganiſirte verwandelt zu ſehen, in welcher die Gegenſtände keine Widerſtände mehr für ihn ſind. Daher das natürliche Intereſſe, das der wirklich bis ſchier zu einem Punkt zuſammengedrückte Menſch an allen Erſcheinungen nimmt, in welchen eine ſolche Befreyung durchblickt; wohin denn auch zum Theil die ſogenannten magnetiſchen Erſcheinungen gehören. — Erkennt man nun aus dieſem Standpunkte den dermaligen Körper des Geiſtmenſchen als ein deſſen Bewegungen Hemmendes, Abſorbirendes und Bindendes, ſo begreift man nicht nur die Funktion, welche das äußre Wort bey jedem Geiſtesverkehr als dieſe Geiſtesbindung entbindend zu leiſten hat, ſondern man ſieht auch das Richtige jener materialiſtiſchen Einwürfe ein, welche alle ſich auf die dermalige Abhängigkeit des Menſchen von ſeinem Leibe gründen. Wenn nämlich dieſer Leib nicht eigentlich nur Hülle, ſondern poſitive Schranke dem Geiſtmenſchen iſt, ſo kann er nur durch ſucceſſive Tilgung ſeines Widerſtandes dahin gebracht werden, ein eigentliches Organ dem Geiſtmenſchen zu werden, und dieſe ſucceſſive

Laſſet uns aber ja nicht über dieſem Vorrecht des Menſchen, das er in dem willkührlichen Gebrauch der Gedankenzeichen übt, die Augen über das was ihm hierin noch gebricht, zudrücken oder andern zuhalten. Wir alle ſehnen uns nach vollſtändigen Gedanken und nach vollſtändigen Zeichen, welche allein jene auszudrücken vermögten, und dieſes Verlangen, dieſes Bedürfniß [illegible] zu tief in der Natur des Menſchen gegründet, als daß wir, falls wir auch es wünſchten, das Vorhandenſeyn dieſer vollſtändigen gänzlich befriedigenden Gedanken, ſo wie der ihnen entſprechenden Zeichen bezweifeln könnten, und daß uns folglich nicht, eben ſo unwillkührlich immer wieder der Zweifel aufſtiege: »ob am Ende nicht alle unſre ſelbſtgemachten conventionellen Zeichen bloße Erfindungen der Noth, bloße Feigenblätter zur Deckung und Verheimlichung unſrer Blöße und des Mangels jener vollſtändigen natürlichen Zeichen ſind, und ob folglich der Menſch nicht auch hier mit all ſeiner Induſtrie als ein wahrer Chevalier d'Industrie erſcheint?« —

Das Nationalinſtitut ſelbſt bietet nichts in ſeinem Programm dar, was dieſen Zweifel uns heben könnte, und ſo kann man ihm dann auch zugeben, daß ſelbſt ein auf ſich allein beſchränkter Menſch doch nur immer mittelſt Zeichen denken könnte, ohne die Folgerung (der abſoluten Priorität der Zeichen vor deren Sinn oder Gedanken) zuzugeben, weil wie ſich in der Folge zeigen wird, wenn man die ganze Reihe möglicher Zeichen durchgeht, ſich zeigt, daß zwar alle Senſationen Zeichen, darum aber nicht alle Zeichen auch Senſationen ſind (im gröbern Sinne dieſes letztern Worts und in dem ſelbes das Inſtitut nimmt.) — Uebri-

---

Tilgung in ſo fern ſie in dem Leibe *haftet*, macht eben das, was man die Ausbildung des Organs heißt. Es iſt darum kein Wunder, wenn wir den Geiſt ſofort wieder mehr oder minder in ſeine primitive Gebundenheit zurückſinken ſehen, ſobald durch Krankheit oder Alter jener bis dahin im Organ haftende Effekt des ſeinen Binder bindenden Geiſtes wieder getilgt wird, d. h. das *Entwerden* iſt eben ſo begreiflich und unbegreiflich, als jenes (Organ) Werden.

gens und was die Unvollkommenheit und das unbefriedigende dieſer unſrer conventionellen Zeichen betrifft, ſo muß man allerdings zugeben daß ſie für den Ausdruck eben ſo unvollſtändiger Gedanken zureichen, und dem Menſchen in ſo ferne genügen können, in ſo fern er ſich freywillig inner einer ſolchen Beſchränktheit feſthalten läßt, und mit Asmus zu reden, ſeinen kleinen Landſee für das offne Meer hält oder ausgiebt.

Wollten wir aber mit ſolchen höchſtens bloß approximirenden (wo nicht gar entfernenden) Elementen uns beifallen laſſen, vollſtändige Ideen und deren vollſtändige Zeichen ſelbſt zu machen *); ſo leuchtet wohl ein, daß dieſes eitle Unternehmen gänzlich mißlingen müßte, weil das Veränderliche nicht das Feſtſtehende und Beſtändige hervorzubringen vermag, und auch erwogen werden muß, daß der Ausdruck: »ſeine Gedanken und Gedankenzeichen ſich machen« ſicher unrichtig iſt, weil uns nur die Funktion der (organiſchen) Entwicklung derſelben übertragen werden, und wir ſchon in unſerm Verkehr mit andern Menſchen uns davon alle Augenblicke überzeugen können, daß all unſer Beſtreben irgend einen Gedanken oder Sinn in ihnen aufgehen zu machen, fruchtlos bliebe, falls nicht der Keim (Baſis) dieſes Gedankens bereits in ihnen wäre, ſo wie falls oder in wie fern ſie ſich der Befruchtung dieſes Keims entzögen oder entziehen könnten.

Statt darum den Menſchen als eine Tabula rasa zu betrachten, hätte man beſſer gethan, ihn zwar als eine »raſirte« Tafel

---

*) Wir leben, wie Adam Müller bemerkt, in der Zeit der Surrogate, und ſo haben ſich denn die Menſchen ein Surrogat des lebendigen perſönlichen Gottes, ein Surrogat der Vernunft (man erinnere ſich an jenes, welches die Jakobiner in der Kirche auf den Altar ſtellten), ein Surrogat ihrer Regenten, ihrer Sprachzeichen, ihres Geldes u. ſ. f. zu machen verſucht, wenn es gleich mit dem einen dieſer Surrogate immer ſchlimmer als mit dem andern ablief. Die Wahrheit an der Sache iſt indeß, daß, wenn das Machen all dieſer Dinge ganz nicht in der Macht menſchlicher Willkühr ſteht, ſo ſteht ſelbſt das Verderben (de-faire) derſelben noch immer weniger in dieſer ihrer Willkühr als ſie wähnen. —

gelten zu laſſen, in der aber doch die Keime noch rückblieben, welche zum Aufkeimen nur einer günſtigen Cultur bedürfen, und der lange Streit über das Angeboren- oder Eingeborenſeyn der Ideen in dem Menſchen, würde aus dieſem Standpunkt ſchon längſt, zu Gunſten der Platoniſchen Erinnerung, und gegen Locke entſchieden worden ſeyn, welcher das erſte Kapitel ſeines erſten Buches mit der Behauptung beginnt: »daß, falls dieſe Wahrheiten bereits den Leſern eingeboren wären, er ſie ihnen nicht erſt vorzutragen brauchte;« nicht bedenkend, daß, falls die Eichel bereits eine Eiche wäre, man freylich ſie nicht zu ſäen und zu pflegen bedürfte, daß man aber darum eben ſo unrecht daran thun würde, dieſer Eichel, weil ſie noch keine Eiche iſt, ihre eingeborne Keimkraft oder das Vermögen zur Eiche ſich zu entwickeln, abzuſprechen. —

Der Menſch gleicht darum der Erde, welche zwar keinen einzigen Keim der ihr anvertrauten Samen zu erzeugen, welche ſie aber alle in und durch ſich zu entwickeln und zu verkörpern (Form ihnen zu verſchaffen) vermag, weil ſie alle die hiezu ihnen nöthigen analogen Eigenſchaften und Kräfte in dieſer Erde verfinden. Und ſo ſind denn alle Ideen beſtimmt durch dieſe Erde (den Menſchen) zu gehen, um in ihm die ihnen nöthige Corporiſation und Form zu erlangen *). Hiemit machen denn auch die Zeichen, welche im Allgemeinen zwar das Reſultat der verſchiede-

---

*) Ich habe anderswo dieſen Satz (daß nämlich der Menſch in der Geiſtregion die Funktion der Erde hat) beſtimmt ausgeſprochen (S. Vierzahl des Lebens. Berlin 1818. S. 7. Note) und dieſer Satz wirft wieder ein Licht auf jene geheimnißvolle Verbindung des Menſchen mit der Erde zurück, welche man nicht mit Unrecht einer Ehe vergleichen könnte, durch welche eine frühere Complizität verſühnt werden ſoll. — Auch gibt uns dieſer Satz beſonders auch über das ſonſt räthſelhafte Verhalten zum und Unterordnung andrer und eigentlicher Geiſter (Engel) unterm Menſchen Aufſchluß, welche Unterordnung und Dependenz ſowohl unſre heiligen Urkunden, als andre des Alterthums lehren. Wie nämlich dem Waſſer (als anfangend die

nen Keime der Weſen und die Offenbarung ihrer Eigenſchaft ſeyn ſollen, eigentlich die Domaine des Menſchen aus, weil ſie nämlich in ihm als ihren eigentlichen Grund und Boden, ſich geſtalten und auswirken ſollen.

2. Urſprung der Zeichen, verſchiedne Klaſſen derſelben und bisher obwaltende Irrthümer hierüber.

Da ſich ſämmtliche Naturweſen die unter der Thierklaſſe ſich befinden, keine Empfindungen mittheilen, und in ihrem wechſelſeitigen Verkehr ſich nicht empfinden,[*] ſo leidet auch für dieſen ihren Verkehr das Wort und der Begriff: eines Zeichens oder ſich einander Zeichengebens, keine Anwendung, und wenn dieſe

---

Corporiſation) noch die dritte Dimenſion mit ihr die Vollendetheit und Selbſtſtändigkeit fehlt, welche bloß die Erde (als vollendend jene Corporiſation und daher Formenprincip) gibt, ſo gilt dieſes auch für jene Geiſter, welche die Vollendung ihrer Perſonifikation nur dem Geiſtmenſchen verdanken. Vis ejus integra, si conversus fuerit in terram (hominem). Siehe hierüber noch meine Sätze zur Bildungs- und Begründungslehre des Lebens. S. 5. §. 14. —

[*] Im Vorbeygehen muß ich hier bemerken, daß, wenn unſre Phyſiologen ſagen: das Thier unterſcheide ſich von der Pflanze durch Empfindung und Bewegung, ſo vergeſſen ſie meiſt dieſe Behauptung damit deutlich zu machen, daß ſie darunter Selbſtempfindung und Selbſtbewegung verſtanden wiſſen wollen. Denn nur in ſo fern dieſe Empfindung, als aus der Relation einzelner Theile des Organismus unter ſich hervorgehend, und in ihr (ſohin in Selbſtberührung) begründet, erkannt wird, verdient ſie dieſen Namen, ſo wie die Bewegung eines Thieres nur in ſo fern eine thieriſche iſt, in ſo fern ſie Bewegung der Gliedmaßen unter ſich iſt, und ein Thier, das nur äußeres, nicht ſich empfände, nur äußeres, nicht ſich bewegte, das hinwieder nur von äußerm, nicht von ſich empfunden, nur von äußerm, nicht von ſich bewegt würde, wäre in ſo fern kein Thier. Dieſe Immanenz des Lebens ſteigt mit der Stufe deſſelben, und iſt darum abſolut bey dem abſolut lebendigen, und eben darum

Weſen andern (z. B. Thieren) ihre Wirkung wirklich anzeigen, ſo nehmen ſie ſelbſt weder dieſes Anzeigen, noch ihr Wirken ſelbſt wahr.

Aber auch das Thier empfindet zwar zum Theil dieſe Anzeigen (Praesagia), vermag aber nicht, wie der Menſch, ſie beurtheilend ſich über ſie zu erheben, oder ſie ſelbſt als Zeichen zu gebrauchen.

Alle jene niedrigen Naturen legen übrigens, was in ihnen iſt, ſo offen dar, äußern und entäußern ſich ſo ganz, daß der Menſch nur ſtille und gelaſſen auf ſie zu merken, ſie zu beobachten brauchte, um den Schlüſſel ihres Daſeyns in ihnen ſelbſt zu finden, obſchon ein großer Haufen von Gelehrten läugnet, daß es einen ſolchen Schlüſſel gibt, und ein eben ſo großer ihn wenigſt dem Menſchen unfindbar hält.

Wir haben bisher bloß das Verhältniß des Gedankens zum Zeichen beachtet, und nicht noch bemerkt, daß auch der Gedanke ein früheres (tieferes), nämlich das Verlangen, als ſein eigentliches mobile vorausſetzt.

Ein Menſch z. B. verlangt gegen Kälte ſich zu ſchützen; dieſes Verlangen (zum Entſchluß gebracht), bewirkt den Gedanken oder die Vorſtellung eines Kleides, und die Realiſirung dieſes Gedankens (das Kleid ſelbſt) ſchafft dem Verlangenden Befriedigung. Hier nun iſt die Vorſtellung oder der Gedanke des Kleides, vorerſt das Zeichen des Verlangens, (desir) ſo wie das Kleid ſelbſt den gefaßten Gedanken bezeichnet. Das Zeichen geht ſohin vom Gedanken, dieſer vom Verlangen aus, und ſo

---

abſolut perſönlichen Gott, deſſen Perſönlichkeit ſohin perſonificirend auf alle Weſen im Verhältniß ihrer Nähe zu Ihm wirkt. — Eine Wahrheit, welche in unſern Bewußtſeyns-Theorien ganz noch unerwähnt blieb! obſchon ſie allein eine Theorie des Bewußtſeyns begründet, weil der Menſch nicht etwa nur um oder von Gott weiß, wie er um und von ſich, oder ſich weiß, ſondern weil er ſich nur darum weiß, weil Gott Sich und ihn weiß. —

wie dieſes Zeichen als *Gedankenzeichen*, ſo kann der Gedanke als *Verlangenszeichen* gelten *).

Das Studium der Zeichen wird um ſo ſchwieriger, je mehr ſich ſelbe von der bloß äußern Region (der Elemente, Mineralien und Pflanzen) entfernen, und jeder Verſuch, dieſen Verkehr von Weſen die ſich nicht begehren und verlangen, zur Erklärung und Verſtändigung des Verkehrs von Weſen, die ſich begehren und alſo auch dieſes Begehren ſich einander bezeichnen, anzuwenden, d. i. letztere durch erſtere *zu erklären*, muß nothwendig mißlingen. Deſſen ohngeachtet, und je weiter ſolche unhandgreifliche und complizirte Zeichen unſerm nur auf das Aeußere gewendeten Blick entrückt ſchienen, je mehr wünſchten wir doch, ſie eben ſo äußerlich und flach als jene zu machen, welche man die äußern Kennzeichen im engſten Sinne nennen könnte. Ueberdieß hatten wir nicht Geduld und Gelaſſenheit genug, dieſe complizirteren Zeichen ſich ſelbſt ſcheiden, ordnen und entwickeln oder gleichſam ausreifen zu laſſen; und ſo kam es denn, daß wir die Meinung faßten, jene vollſtändigen Zeichen, von denen oben die Rede war, in dieſer noch ungeläuterten und unausgebildeten Stufe, oder wohl gar in der Region der äußern ſtummen und lebloſen Objecte finden zu können, und daß wir, nachdem ſich dieſe radicalen und urſprünglichen Zeichen auf dieſen Wegen doch nicht fanden, endlich auf den Einfall geriethen, ſie uns ſelber zu machen oder zu ſchaffen.

Auf ſolche Weiſe keinen natürlichen »Rapport« zwiſchen dieſen unſerm apokryphen (durch eine wahre *generatio aequivoca* entſtandenen **) Geiſteszeichen mit deſſen Gedanken und Bewegungen findend, glaubten wir durch forcirte und unnatür-

---

*) Nur die Begierde oder das Verlangen *imaginirt* (bildet Gedanken) und das Bild zeigt ſich auch hier als vermittelnd, in welcher Hinſicht man richtig ſagt, daß jedes Verlangen ſeine Weisheit, jeder Inſtinkt ſeinen Kunſttrieb, jede Luſt ihre Liſt ſchon mit ſich bringt.

**) Unter dieſem Worte verſtehen bekanntlich die Naturforſcher

liche Rapports, jenen natürlichen ſurrogiren zu können, u
ſtatt der natürlichen Evolution, die Zeichen aus den ſie z
genden Gedanken zu folgen, meinten wir revolutioniſti
durch unſre ſelbſtgemachten und unſrer Willkühr unterworfen
Zeichen, das Reich der Gedanken ſelbſt in unſre Gewalt br
gen und gleichfalls unſrer Willkühr unterwerfen zu können. U
dieſe irrige und eitle Meinung iſt es ohne Zweifel, welche d
Nationalinſtitut zur Aufwerfung der Frage: »über den Einfl
der Zeichen auf die Bildung der Gedanken« beſtimmte, wel
Frage wohl philoſophiſch richtiger verkehrt hätte geſtellt werd
können, nämlich: »über den Einfluß der Gedanken auf die B
dung ihrer Zeichen« — welche Frage natürlich eine zwei
»über den Einfluß des Verlangens auf die Gedanken« herb
geführt haben würde.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

jede Hervorbringung, welche als vaterlos oder ungeſchicht
und in ſofern illegitim, wahrhaft revolutioniſtiſch entſteht, u
darum auch nur uſurpativ beſteht, und es iſt wohl nicht z
fällig, daß gerade durch jene Creaturen, welche auf ſol
Weiſe entſtehen (Würmer, Inſekten ꝛc.) die energiſchen u
zerſtörenden Mächte am freyeſten in die übrige Schöpfun
hereinbrechen. Alles revolutioniſtiſch Entſtandne, hat dern
keine Geſchichte im eigentlichen Sinn, und dieſes gilt par ex
cellence von dem per generationem aequivocam en
ſtandenen Übel.

IV.

Die innere Staatshaushaltung; ſyſtematiſch dargeſtellt auf theologiſcher Grundlage.

Erſter Verſuch.

Von Adam Müller.

1. Von menſchlichen Syſtemen überhaupt.

Alle Verſuche der Menſchen, Syſteme der geiſtigen, ſittlichen und bürgerlichen Ordnung auf ihre eigene Hand, und ohne höheren Beyſtand zu gründen, führen unvermeidlich auf zwey gleich gefährliche Abwege:

entweder dahin, daß man nur von Einem abſoluten und einſamen Prinzip der Dinge wiſſen will,

oder daß man zwey ſolche Prinzipe, welche ſcheinbar einander bedingen und gegenſeitig beſchränken, annimmt, und alle Erſcheinungen des Weltalls für ewige Wiederholungen und Variationen jener erſten Doppelgeſtalt anſiehet.

Beyde dieſe Grundformen der menſchlichen Irrthümer finden in der Natur der Dinge, wie ſie ſich der gebrechlichen Menſchheit darſtellet, eine gewiſſe Beſtätigung. Für die Einheit des Univerſums und für den Ausgang aller Naturen aus Einem Prinzipe, finden ſich genau eben ſo viele natürliche Gründe, als für den zweyfaltigen Urſprung alles deſſen, was da iſt. Wer ſich in die äußere Natur vertieft, begegnet überall Doppelleben und Gegenſatz, Gebrochenheit aller Creaturen, Ideen und Begriffe in Geſchlechtsverſchiedenheit, aller Wirkungen in Polarität, aller Elemente in endloſen Kampf; wie dagegen, wer in ſich ſelbſt verſinkt, von dem Begriffe einer geſetzgebenden Einheit, eines abſoluten Ichs, eines deiſtiſchen Gottes oder einer tyranniſchen Vorbeſtimmung des Schickſals nicht loskommen kann.

Daher geſchieht es, daß auch das menſchliche Machwerk der bürgerlichen Verfaſſungen unaufhörlich von einem dieſer beyden Unweſen zum andern ſchwankt, und unter den Gräueln der republikaniſchen Anarchie und tyranniſcher Demagogie niemals zur Ruhe kommt.

Eben ſo taumelt das menſchliche Herz von Begierde, die alles was ſie berührt der Einheit des menſchlichen Ichs einverleiben will, zur Furcht, die nichts als den unendlichen Abſtand und Zwieſpalt zwiſchen dem Menſchen, und dem ihn umgebenden, äußeren, unbekannten Weſen wahrnimmt.

II. Weitere Beſchreibung der falſchen Syſteme.

Die Trugſyſteme der abſoluten Einheit erzeugen das Geſpenſt einer bloß wiſſenden Seele, einer Vernunft, einer Ichheit, welche Gott und die äußere Welt verſchluckt, erſt die göttliche, und dann auch bald alle äußere, von ihr ſelbſt unabhängige Offenbarung läugnet, und zuletzt nichts gelten laſſen will, als ihr eigenes Geſetz, und von Dingen nur, was ſie aus ihrer Eigenheit herausſpinnen zu können vermeint. — Ihr Erbtheil von der alten Schlange her, iſt der Ungehorſam, der Stolz, das Gelüſte, Gott gleich zu ſeyn; und ſo iſt es nach ihnen der Menſch, der nach ſeinem Ebenbilde Gott erſchafft, einſam, ſtreng, abſolut, wie er ſelbſt, ein deiſtiſcher Fetiſch, der von der Vernunft heut erhoben, morgen zu Boden getreten wird; es iſt nach ihnen der Menſch, oder die Majorität der Menſchen, welche den Staat, das Geſetz, die Sprache erfindet und ſtiftet.

Andererſeits führen die Syſteme der Zweifältigkeit, der Sexualität, der Polarität zu einem abergläubigen, weichen, liebeſchwelgenden Zuſtand der Seele. Der Menſch gibt ſich der äußeren Welt, allen ihren Reizungen und magnetiſchen Wundern unbedingt hin; wahr iſt falſch, und falſch iſt wahr, je nachdem man die Hand umwendet; der Kern der menſchlichen Freyheit, Eigenheit und edlen Partheylichkeit vertrocknet, es hinterbleibt nichts als ein pantheiſtiſcher Liebestraum, eine leere, ſchmelzende Begierlichkeit, abſtammend von jener erſten Begierde, über die das Paradies verloren gieng. Der Gegenſatz, in den die Seele aufgelöst iſt, oder auch, in den ſie ſich zerſetzt findet, die Mehrheit der Dinge, in der ſie zu wohnen verſucht, das All ſelbſt, in welchem ſie ohne Steuer und Polarſtern umherſchwimmt — wird ihr Gott, der ſich im Böſen wie im Guten offenbart; der bunte Gegenſatz zwiſchen den wahren und falſchen Religionen, wird ihre eigentliche Religion; der Staat iſt in ihren Augen ein luſtiger Kampf der entgegenzeſetzten Intereſſen, die ſich von ſelbſt ohne höhere Dazwiſchenkunft ins Gleichgewicht ſtellen.

Wenn wir von unſerm Jahrhunderte, und von unſerm deutſchen Vaterlande zumal etwas rühmen möchten, ſo wäre es daß jetzt und hier dieſe beyden Syſteme des Irrthums, dieſe beyden Grundformen der Ketzerey gegen die ewige Wahrheit, heller und ſchroffer als jemals und anderswo, einander gegenüber ſtehen: die Syſteme der eiteln, hochmüthigen Vernunft und der falſchen Myſtik.

Jedes dieſer Syſteme beruht auf einem weſentlichen Elemente der Menſchheit, jenes auf dem Vermögen des Wiſſens, dieſes auf dem des Glaubens; jenes lebt von dem unauslöſchlichem Gefühle der Freyheit, dieſes von der Hingebung in den Gegenſtand der Liebe; jedes hat was dem andern fehlt; beyde können ſo wenig ohne, als in ihrer Getrenntheit, mit einander beſtehen. Vermöchte ſich das Freyheits- und Selbſt-Gefühl der erſten, an den Gehorſam und das Mitgefühl der andern anzuſchließen, oder die liebevolle Innigkeit der letzteren durch die Eigenheit der erſteren zu ordnen und zu mäßigen, ſo wäre das Paradies zurückerobert. Jedoch ihre Entzweyung iſt da, ihr uralter Widerſtreit in der menſchlichen und ſomit in aller, dem Menſchen zugänglichen Natur; er läßt ſich ohne die Hülfe eines dritten Höheren nicht aufheben.

So müſſen alſo einſtweilen beyde Syſteme des Irrthums zum Werke der allgemeinen Zerſtörung einander in die Hände arbeiten. Ihr Zuſammenwirken iſt, was wir Revolution nennen; im Zeughauſe der Revolution iſt es, wo ihre beyderſeitigen Waffen zuſammenkommen *).

III. Das Syſtem der Wahrheit.

Dieß Unheil währet, bis der Herr im Säuſeln ſeines Friedens und ſeiner Barmherzigkeit herannahet; bis Er den Menſchen eröffnet, wer Er ſey, und wer ſie ſind; bis er ſie ſelbſt, ihre Gedanken, ihre ſittliche und bürgerliche Verfaſſung zur urſprünglichen Ebenbildſchaft ſeiner zurückführt.

Das Prinzip der einſamen Einheit verſinkt, denn Er iſt nicht einſam Eins, alſo kann es auch ſein Ebenbild nicht ſeyn. Eben ſo wenig iſt Er zweyfältig: der Kampf zwiſchen Tod und Leben, der Gegenſatz und deſſen kalte Identität iſt nicht in ihm; alſo kann auch ſein Ebenbild nicht in hoffnungsloſem, innern Zwieſpalt befangen ſeyn.

Er iſt dreyfaltig und in dieſer Dreyfaltigkeit ewig einfach; und ſobald dieſes Geheimniß ſeines Weſens offenbart iſt, und geglaubt und empfunden wird, indem wir kindlich-gehorſam

---

*) Die beyden Hauptpartheyen der Revolution, die conſtitutionelle und die jacobiniſche, ſtützen ſich auf jene beyden Syſteme des Irrthums. Eine oder zwey Kammern war von Anfang an die große Streitfrage. Beyde, Necker und Mirabeau, ſo wie die Conſtitutionellen und die Demokraten überall, auch in Deutſchland, arbeiten einander zum Werke der Zerſtörung in die Hände, und ſind nur darüber einig, daß es keinen höheren Dritten, nämlich keinen geiſtlichen Stand geben ſoll. So andererſeits iſt die Zeit nicht fern, wo alle wahren Freunde der Ordnung in dem Syſteme der drey Stände, alſo wenigſtens in dem Beſtreben nach der Anerkennung oder Bildung eines wahren geiſtlichen Standes übereinkommen werden.

ſo weit eingehn in die Weihe, als Er uns führen will, eben ſo bald enthüllt ſich das Räthſel unſers geiſtigen, ſittlichen und bürgerlichen Daſeyns, ſo weit es uns dienſam iſt.

IV. Von dem Syſteme der Staats-Wiſſenſchaft überhaupt, ſo wie der Politik insbeſondere.

Wir haben in unſern frühern Betrachtungen von der Nothwendigkeit einer theologiſchen Grundlage der geſammten Staatswiſſenſchaft insbeſondere verſucht, die Jurisprudenz und die Politik in ein befriedigendes Verhältniß zu ſetzen, und es e[illegible], daß weder das Recht und der Nutzen, noch der Geh[illegible]lchen jenes, und die Freyheit, welche dieſer verlangt, irgend in einer Uebereinſtimmung zu bringen waren, als vermittelſt eines höheren verſöhnenden, beyde begründenden und umfaſſenden Prinzips. Hieraus folgte, daß die wahre Staatswiſſenſchaft nur dadurch zu unſrer genügenden Erkenntniß kommen konnte, daß wir ſie als die Einheit dreyer Wiſſenſchaften, nämlich der Theologie, der Jurisprudenz und der Politik darſtellten. Die Jurisprudenz, oder das Recht an und für ſich, konnte uns nur das Material der Staatswiſſenſchaft darbieten, die Politik hingegen, oder die Klugheit, nur das Werkzeug, womit jenes Material ſeiner Natur und Eigenheit gemäß zu bearbeiten geweſen ſeyn würde, wenn ſich im ganzen Gebiete menſchlicher Wirkſamkeit eine bildende Kraft hätte auffinden laſſen wollen, die es mit einem ſo gewaltigen Material und einem ſo erhabenen Werkzeuge aufzunehmen vermocht hätte. Dieſe Kraft aber war nicht vorhanden, war aus menſchlichen Mitteln nicht zu conſtruiren, nicht zu erfinden. Wir verabſchiedeten die Hoffahrt und Anmaßung der menſchlichen Vernunft, und bekannten demüthig, daß die Kraft welche die Staaten begründet und erhält, und die Anſprüche des Rechts und der Klugheit ausgleicht, nur von oben kommen könne, und von Gott und in den göttlichen Offenbarungen gegeben ſeyn müſſe. So nun ergab die Verbindung dreyer Elemente eine wahre Wiſſenſchaft des gemeinen Weſens. Indem wir nun zur beſonder und nähern Erwägung einer dieſer drey Wiſſenſchaften, nämli der Politik oder der Staatswirthſchaft vorſchreiten, zeigt ſich daß auch dieſe nur als eine dreyeinfache Wiſſenſchaft dem, dur poſitive Erkenntniß Gottes erhobenen menſchlichen Verſtande genügen könne. Die drey Wiſſenſchaften welche die Polit formiren, ſind: 1.) Die Wiſſenſchaft des politiſchen Materia les, d. h. des geſammten Stoffes, den ſie aus den Hände der Jurisprudenz erhält, alſo des unter den beſtehenden Mach und Beſitzſtand geſtellten Eigenthumes, welches in der Sprach der Politik nicht deutlicher als mit dem Worte C [illegible] bezeichnen iſt. 2.) Die Wiſſenſchaft des politiſchen W [illegible] d. h. der klugen Anwendung der menſchlichen Kraft, in de Sprache der Politik ausgedrückt, die Wiſſenſchaft von der menſch lichen Arbeit. 3.) Da aber weder dieß Capital noch die Arbeit d. h. weder das Material, noch das Werkzeug der Politik aus ſich ſelbſt ſich untereinander auszugleichen und zu verbinde vermögen, da eine höhere Kraft hinzukommen muß, die da tauſendjährige Capital mit der Arbeit des Tages und der Stund in Uebereinſtimmung ſetzt, und es auch eine ſolche höhere Kraf des göttlichen Segens allein ſeyn kann, der die Diſpoſition übe das Capital, d. h. über das von allen vorangegangenen Ge ſchlechtern hinterlaſſene Erbtheil zugeſchrieben werden kann, — ſ wird eine dritte, aus den göttlichen Offenbarungen in Natur Ueberlieferung und Schrift, hergeleitete Wiſſenſchaft von de Geſetzgebung, oder von den Ständen (Staaten) hinzu kommen müſſen, um das ganze Gebiet der Politik abzuſchlie ßen. Capital nämlich und Arbeit verbinden ſich unter den Einfluſſe der göttlichen Haushaltung zu wahren und wirklichen Zuſtänden (oder Ständen) von denen dieſe dritte Wiſſenſchaf handelt.

V. Von der Herrſchaft deſſelben Syſtems in alle Kunſt und Wiſſenſchaft.

Um die Gerechtigkeit des hier beſchriebenen Syſtems de

Staatswiſſenſchaft und Politik einleuchtend zu machen, wird erfordert, daß man das Weſen aller Kunſt und Wiſſenſchaft im Allgemeinen einer kurzen Erwägung unterwerfen. Es verſteht ſich hierbey von ſelbſt, daß man in den Herzen des Leſers diejenige gottesfürchtige Geſinnung vorausſetzt, ohne welche überhaupt von dem Weſen weder der Kunſt noch der Wiſſenſchaft, irgend etwas redenswerthes auszumachen iſt.

1.) Jede Wirkung hat ihre Urſache; aber niemand ſage, daß er dieſe Urſache erkannt habe, bevor ſie ihm dreyfältig erſcheinet. Geſetzt es wäre Reichthum oder Wohlſtand diejenige Wirkung, welche die Politik beabſichtigte, ſo würde ſie irren (mit Adam Smith) wenn ſie die Arbeit an ſich für die abſolut einfache Urſache erklärte, aus der jene Wirkung herzuleiten ſey. Mit Recht würde man ihr entgegnen, daß die Arbeit nichts vermöge, außer in wie fern ein ergriffener oder ertheilter Beſitz, ein Eigenthum; kurz, ein äuſeres Material oder Capital vorhanden ſey, worauf die Arbeit gewendet und wodurch dieſelbe modificirt werde. Endlich würde auch dieſes Material und jene Arbeit mit einander nichts vermögen, außer in wie fern ihr gegenſeitiges Wirken, von einer höheren, beyde umfaſſenden Kraft geleitet würde. Die Arbeit würde mit dem ihr dargebotenen Material nichts anzufangen wiſſen, wenn es nicht ein Drittes gäbe, in welchem beyde übereinkämen, und welches beyde einander zuführte; die Arbeit iſt von dem Materiale durchaus verſchieden, und demſelben entgegengeſtellt, alſo kann ſie es nicht ſeyn, welche die Vereinigung beyder zur Hervorbringung des Werkes bewirkt.

2.) Desgleichen ſind nun zu allem Wirken, Handeln, Bilden, Produciren des Menſchen drey Stücke erforderlich: Kraft, Werkzeug (oder Arbeit) und Material. Dieſe drey Stücke gründlich unterſcheiden, darin beſteht die rechte Erkenntniß und Theorie aller Kunſt, ſo wie die wahre praktiſche Ausübung aller Kunſt in dem gerechten Zuſammenwirken und der einfachen Anwendung jener drey Stücke, zu Einem Zwecke hin, beſtehet. Es iſt demnach eine falſche Haushaltungskunſ und eine ungenügende Theorie derſelben, welche durch die Arbei allein und an ſich ihren Zweck zu erreichen unternimmt, oder di Reichthum und Wohlſtand nur als ein eigenmenſchliches Machwerk anſiehet, und das dazu eben ſo nothwendig erforderliche, von Außen Gegebene verſäumt. Aber auch die Erkenntniß, daß die Haushaltung aus gemachten und gegebenen Beſtandtheilen, aus ererbten und erworbenen Gütern, aus Capital un Arbeit, d. h. aus Material und Werkzeug zuſammengeſetzt ſey, reicht zur vollſtändigen Erwägung und Führung der Haushaltung nicht hin, ſondern man muß die Weiſe dieſer Zuſammenſetzung, d. h. die Kraft und den Geiſt, welcher ſie ausführet, verſtehen, und dieſe Kraft muß höherer Abkunft ſeyn, als die Arbeit welche der Menſch als Werkzeug verrichtet, weil ſie ſonſt nicht beyde, Material und Werkzeug umfaſſen könnte. Dieſe drey Stücke unterſcheiden, heißt die Haushaltung erkennen; ſie in Einklang und Verbindung ſetzen, heißt Haushalten.

3.) Es iſt dieſes die wahre Formel aller Kunſt überhaupt, der des Lebens zumal. — Jeder Menſch iſt ſeines Glückes Schmidt, ſagt ein altes ehrwürdiges Sprichwort; aber es ſagt nicht, daß er ſeines Glückes bloßer Hammer oder Zange ſey. Zur Kunſt des Schmiedens gehören drey Stücke, und die vorherrſchende Thätigkeit des Werkzeuges iſt nur ſcheinbar. Natur, Eigenthümlichkeit, Gegenwirkung des gegebenen Eiſenmaterials wollen mit voller Liebe beachtet und geſchont werden, weil ſie eben ſo weſentlich zum Werke beytragen, als das Werkzeug. Und was vermöchten beyde, das thätige Eiſen im Werkzeuge und das leidende Eiſen im Material, ohne die kluge, meiſterliche Kraft, welche über beyden ſchwebet? Ohne dieſe Kraft, welche ſich bald nach dem Materiale, bald nach dem Werkzeuge bequemt, und die Niemand begriffen hat, der ſie für eine bloße Veredlung oder Verfeinerung des Werkzeuges oder des arbeitenden Weſens halten möchte. Wer alſo ſein Glück ſchmieden will, hat außer den, ihm zu Geboth ſtehenden, irdiſchen und geiſtigen Werkzeugen ſeiner Thätigkeit, und außer dem ihm ohne ſein Zuthun Gegebenen, völlig unabhängigen und ſelbſtſtändigen Material dieſer Thätigkeit, noch jenes dritte Stück, jene Kraft zu beachten, aus welcher der Segen und das Gelingen des Werkes kommt.

4.) Das geringfügigſte wie das größte, das erhabenſte wie das gemeinſte Werk der Kunſt hat dieſen Urſprung; und alle Kunſttheorieen der Zeit vermögen das Problem der menſchlichen Bildungen nicht zu löſen, weil ſie auf Eines der drey Elemente, nämlich auf das Werzeug oder die Arbeit ein ungebührliches Gewicht legen, das Material der Kunſt als todten, blind unterworfenen Stoff, als kalte Schranken des ſtrebenden Talentes, d. h. als nothwendiges Uebel behandeln, und endlich die wirkende Kraft oder das bildende Ideal für ein Eigenthum halten, welches dem edleren Werkzeuge ausſchließend anhange und aus demſelben entſpringe. Derſelbe Mangel zeigt ſich auch in Ausübung der Kunſt, deren ganze dermalige Ohnmacht nur daher rühret, daß weder dem Materiale ſein Recht, noch derjenigen Kraft die zu allem Werke eigentlich kräftiget, die gebührende Huldigung wiederfährt. Daß ſelbſt die heidniſche Kunſt der Griechen Großes vermochte, verdankt ſie herrſchender Ehrfurcht vor dem Materiele, vor den Offenbarungen, wenigſtens der äußeren, ſinnlichen Natur der Dinge, gegen die wir kalt geworden ſind. Vermochte die chriſtliche Kunſt Höheres, ſo war es, weil ſie das dritte Hauptſtück der Kunſt, nämlich die Kraft, welche die Weiſeſten der Heiden nur ahneten, perſönlich, ich möchte ſagen von Angeſicht zu Angeſicht kennen gelernt. Aber auch dieſe Kraft lehnet es ab, daß ſie allein für das Weſentliche der Kunſt gelte, ſo gewiß Leben und Kunſt von ihr ausgehn und zu ihr zurückkehren; ſie will, daß die beyden andern Elemente bey Würden bleiben; ſie geſtattet nur, daß aus dem Ebenmaß der dreyeinfachen Urſache die befriedigende Wirkung hervorgehe.

5.) Nur erinnern will ich, wie die Werke der Poeſie, nach demſelben Geſetze entſtehen. Das Material des Dichters iſt die unendliche Sprache und Bilderwelt ſeines Volkes: ſein Werkzeug iſt die beſondre ihm eigenthümliche Behandlungsweiſe dieſer Sprache, der Rythmus, der Reim, das ganze Maß, wonach er arbeitet, und dem ſich die Sprache mit Freyheit mit Ungezwungenheit fügen muß. Ueber beyden ſchwebet, ihren Streit und ihre Verſöhnung leitend, die Kraft des Dichters, oder vielmehr die mit dem Dichter waltende Kraft. Sollen wir das Werk loben, ſo muß vor allen Dingen das Material geehrt werden ſeyn; es darf weder die allgemeine Sprache von der beſonderen des Dichters gequält und gepeinigt, noch dieſe von jener überſchwemmt und entkräftet erſcheinen. Kraft, Werkzeug und Material müſſen zu Einem einzigen leichten, freyen und ſtarken Weſen verbunden ſeyn *).

6.) So auch die fürſtliche Kunſt des Regierens. Der Fürſt hat drey Eigenſchaften, oder er iſt in drey Perſonen. Zuförderſt iſt er Fürſt für ſich, durch ſeine Kraft oder durch Gottes Kraft mit ihm; dann ſchaffendes oder, wie wir ſagen, geſetzgebendes, anerkennendes Werkzeug, oder Fürſt im Rathe der Gemeinen und der Bedürfniſſe ſeines Volkes; endlich Erhalter des vorhandenen Capitals oder Materiales deſſelben, d. h. Fürſt im Rathe ſeiner leudes, Pairs, Herren und Edlen, Geſetzehaltend, richtend. So jeder wahre, d. h. chriſtliche Machthaber in ſeinem kleineren Staate; jeder Herr, jeder Kunſtmeiſter, jeder Hausvater in dem ſeinigen.

7.) Faſſen wir alles Geſagte in Eines: es iſt das Cauſalitätsgeſetz ſelbſt, welches wir dargeſtellt. Urſache und Wirkung

---

*) Man betrachte die verſchiedenen Syſteme und Anſichten der Erziehung, und man wird das Urtheil der Welt in den beyden Extremen finden, da entweder der Erzieher aus dem Zögling alles machen will (alſo dem Einen der Elemente, der Arbeit nämlich, alles zutraut) oder über denſelben nichts zu vermögen vergißt (d. h. allen Erfolg dem Naturell oder Material beymißt). Zur wahren Erziehung gehören drey Stücke, die auf dieſelbe influiren, das Material des Zöglings, die Arbeit des Erziehers und die Kraft von oben.

führen uns nicht etwa bloß, wie gewöhnlich geglaubt wird, zu weiteren Urſachen ins Unendliche fort, ſo daß ſich eine todte Kette ohne Anfang noch Ende, noch Befriedigung bildet, ſondern die Urſache jeder Wirkung läßt ſich zu voller Genugthuung abſchließen, wenn ihre Dreyeinheit gehörig erwogen iſt. Auch die Natur verfährt in ihren Bildungen nicht anders, als die Kunſt; oder vielmehr, wir verſtehen die Natur nicht, außer in wie fern wir die Geſetze, oder die dreyeinfache Formel des Kunſtgeſchäftes auf ſie anwenden. Auch das einfache Wirken der Natur kömmt nur in Geſtalt eines Zuſammenwirkens jener drey Hauptſtücke: der Kraft, des Werkzeuges und des Materiales, oder was dasſelbe ſagt, des Geiſtes, des Stoffes und der Form zu unſerer Anſchauung. Die wild aufkeimende Pflanze nöthigt uns das Material des Bodens und des Samens, von dem Werkzeuge, nämlich der Luft, dem Waſſer und dem Lichte zu unterſcheiden, und eine dritte in beyden und durch beyde, bildende Natur- oder Gottes-Kraft vorauszuſetzen. Sobald der Menſch Pflanzen bauet, tritt er gleichſam an die Stelle dieſer Natur- oder Gottes-Kraft, vermehrt bald die Kraft des Materials durch befruchtende Düngung, bald erhebt er das Vermögen der natürlichen Werkzeuge, indem er dieſe durch ſeine künſtlichen Werkzeuge, durch ſeinen Pflug u. dgl. eindringlicher macht. So nun gibt es keine Wiſſenſchaft weder Kunſt und Gewerbe, noch der Natur, ohne die Erkenntniß dieſer an allen Enden wirkenden, oder urſächlichen Dreyeinheit.

VI. Vom Syſteme der Staatshaushaltung insbeſondere.

Der Menſch iſt Glied eines Staates, und als ſolches Organ eines größeren Körpers, alſo Werkzeug; dieſe ſeine dienende Funktion wollen wir mit Rückſicht auf die bisherigen Theorien der Staatswirthſchaft: Arbeit nennen, vorausgeſetzt, daß man dieſes Wort nicht in dem beliebten, einſeitigen bloß induſtriellen Sinne gebrauche, ſondern darunter auch die beyden andern thätigen Funktionen des Menſchen, nämlich das Dienen, bey welchem man einen irdiſchen Herrn vor Augen hat und das Handeln, wobey man frey vor Gott und ihm allein verantwortlich iſt, begreife.

Der Menſch iſt ferner Haupt eines Staates, und als ſolches eigenthümliches, freyes, in ſich ſelbſt abgeſchloſſenes Ganzes, ſelbſtſtändiger Stoffe, alſo Material[*]. In dieſer Geſtalt empfängt die Staatswirthſchaft den Menſchen aus den Händen der Rechtswiſſenſchaft, als Eigenthümer, Herr, Fürſt u. ſ. f. Er iſt, um in der Sprache der Oekonomie zu reden, Capital, bey welcher ſehr bezeichnenden Benennung nur zu erinnern iſt, daß man ſich von der falſchen Anſicht unſrer Theorieen losſage, nach welchen die Beweglichkeit und die Veräußerlichkeit weſentliche Eigenſchaften des Capitales ſind, und dieſes tiefſinnige Wort nach dem thörichten Hange unſrer Zeit überhaupt nur bey ſächlichem Eigenthume angewendet wird. Der Capitalwerth eines Gutsherrn beſtehet wie ſchon anderswo gezeigt, aus perſönlichen und ſächlichen Elementen, und das im Ganzen einer Landwirthſchaft ruhende Capital, welches der Gutsherr repräſentiret, iſt ſo gewiß mehr bleibender und unveräußerlicher als beweglicher Natur, daß es bey jeder eintretenden Veräußerung ſichtlich zuſammenſchwindet. Da wir gewöhnt ſind die Idee des Capitals uns unter dem Bilde des Geldes vorzuſtellen, und ſich aus dieſer Gewohnheit unzählige optiſche Täuſchungen ergeben, ſo verbergen ſich die perſönlichen Eigenſchaften des Capitals hinter der ſächlichen Geſtalt des Geldes, ſo wie die bleibende Natur des Capitals unter dem beweglichen Weſen des Geldes. Eben ſo wird man ſich über die ſcheinbare Paradoxie des Ausdrucks: der Menſch iſt Capital, beruhigen, wenn man erwägt, was die gewöhnliche Redensart: er hat ein Capital, z. B. von 10,000 L. (he is worth 10,000 L., wird es in England viel richtiger bezeichnet) bedeutet. Es heißt nämlich in den wenigſten Fällen, ein ſolches Capital ſtehe ihm zu jedem Augenblick veräußerlich zu Gebothe, ſondern dieſer Geldausdruck bedeutet den ganzen Inbegriff des perſönlichen und ſächlichen Vermögens, über welchen er, wie das Haupt über die Glieder, zu disponiren vermag; aber unzweifelhaft iſt, daß eben dieſer Capitalwerth eines Menſchen durchaus nicht mit dem Umſetzungs- oder Veräußerungswerth der einzelnen ſächlichen Beſtandtheile, die wir mißbräuchlich Capitalien zu nennen pflegen, verwechſelt werden dürfe. Dieſer Veräußerungswerth iſt in allen Fällen viel geringer als der eigentliche Capitalwerth. Alles was in den herrſchenden Theorien der Staatswirthſchaft über das Weſen des Capitales beygebracht wird, iſt theils verwirrt, theils falſch, weil dieſe Theorien von der falſchen Vorausſetzung der allgemeinen Veräußerlichkeit ausgehen, und weil das Capital ſich erſt eben durch ſeine Unveräußerlichkeit, d. h. ſeine Standhaftigkeit, ſeine Dauerhaftigkeit, der beweglichen Arbeit gegenüber, in ſeiner eigentlichen Wirkſamkeit zu beweiſen vermag.

---

[*] »Ein jeder Menſch erſcheint in der Welt mit einer urſprünglichen Gabe; ſein von Gott ihm ertheilter Ruf, ſeine eigenthümliche Natur, dieſe beſtimmt allein ſeine Stellung, erzeugt ſeine Heimath, begründet ſein Recht.« Steffen: Die gute Sache. S. 30. Möchte der Verfaſſer ſich in dieſem ſeinem Glaubensbekenntniſſe treu geblieben ſeyn, und nicht §. 38 dem Zeitwahne einer vermeintlichen Gleichheit vor dem Geſetze, eben ſo ausdrücklich gehuldigt haben, als er ſich §. 1 und 2 von demſelben abgeſagt hat.

In der wahren Ordnung der Dinge iſt jeder Einzelne Haupt eines Staates und Glied eines Staates: jeder Einzelne arbeitet als Glied eines Größern, und iſt Capital, als Haupt eines beſondern Staates. Dies iſt z. B. wie ſchon oben bemerkt, das eigentliche Weſen der brittiſchen Verfaſſung, und der Grund einer gewiſſen dunkeln aber unwiderſtehlichen Neigung, welche die edelſten und aufgeklärteſten Zeitgenoſſen für die inneren Verhältniſſe jener glücklichen Inſel nähren. Aber je mehr die ſtaatswiſſenſchaftlichen Theorien des Jahrhunderts und der herrſchende Wahn von der Veräußerlichkeit aller Dinge (das auch unter dem Nahmen der Liberalität bekannte Syſtem) um ſich gegriffen, und auch das Volk der Britten angeſteckt hat, um ſo mehr ſehen wir ſelbſt in England den wirklichen ökonomiſchen Zuſtand der Nation mit ihrer Verfaſſung in Widerſtreit treten. Man hat die Bemerkung gemacht, daß ſich England in Folge ſeines auf dem Grundſatze der Veräußerlichkeit aller Dinge beruhenden Steuer- und Schuldenſyſtems, der Natur eines Bienenſtaates annähere, und ſo wie dieſer in ein taxenzahlendes Arbeitsvolk und in ein andres müſſiges Capitaliſten- und Rentenirer-Volk zerfalle, für welches letztere der größte Theil der Taxen erhoben werde. Dieſe in hohem Grade wahre Bemerkung würde in die Sprache unſers gegenwärtigen Werkes überſetzt, alſo lauten: die beyden Geſtalten unter denen jeder einzelne Bürger erſcheinen ſoll als Haupt eines Staates oder Capital, und als Glied eines Staates, oder als Arbeiter, haben ſich in England, wo gerade die Verfaſſung auf eine unzertrennliche Verbindung beyder hingerichtet war, von einander getrennt, und ſtellen ſich in einem gewiſſen aufgelöſten Zuſtande, wie z. B. die Anatomie der menſchlichen Körper, in ihrer elementariſchen Einſeitigkeit dar; Capital und Arbeit die ſich überall wie Material und Werkzeug wechſelſeitig unterſtützen und tragen ſollen, zeigen ſich in England in große und deshalb natürlicher Weiſe feindſelige Maſſen getrennt. — Wir finden dieſen Zuſtand der Dinge, indem wir ihn, um des hochgeachteten Ganzen willen, das er befallen hat, innig beklagen, lehrreich, wie wir die franzöſiſche Revolution, wie wir den Tod ſelbſt lehrreich finden, weil er uns einen anatomiſchen Blick in die Elemente des Lebens geſtattet. Die Revolutionen unſers Jahrhunderts haben uns den politiſchen Leichnam kennen gelehrt, und dadurch der Wiſſenſchaft unendlich gedient, wenn ſie auch bis heute nur in tiefere Irrthümer verfallen wäre, dadurch nämlich, daß ſie den Leichnam mit dem lebendigen Leibe verwechſelt, wie dieſes leider in allen öffentlichen politiſchen Verhandlungen der Zeit noch der Fall iſt.

Glaube daher niemand, daß er den Leib begriffen habe, weil er die Anatomie gelernt, oder daß er den Staat verſtanden, weil er bey den politiſchen Sektionen unſers Jahrhunderts zugegen geweſen, und die Elemente des Staates unterſcheiden gelernt. So ſind auch die beyden Elemente die wir dargelegt, nämlich Material und Werkzeug, oder Capital und Arbeit, oder die Unterſcheidung des Menſchen in ſeinen Funktionen als Haupt und Glied, ſo gewiß ſie auf der Natur der Dinge beruhen, und auf jedem derſelben ſich ein ganzes Syſtem, nämlich das Syſtem der Arbeit einerſeits, und das Syſtem des Capitals andererſeits begründet, nur Elemente, die ſich in todter Abſonderung oder Abſtraktion niemals begreifen laſſen. So wie nämlich unter dem Meſſer des Anatomen mehr und mehr das wahre Lebensgeheimniß, das geiſtige Band entweicht, wodurch alle Organe ihren Werth und ihre Bedeutung erhielten, ſo würde uns auch gerade in dem Maße als wir die beyden Syſteme der Arbeit und des Capitals ſtrenger von einander abſonderten, und gründlicher in ihrer Einzelnheit überſehen lernten, das weſentlichſte Stück der Politik, nämlich der Geiſt der Zuſammenſetzung dieſer beyden Syſteme, entweichen.

Es iſt unverkennbar daß ſich England in dem Maße auflöst und dem politiſchen Tode nähert, als ſich die beyden Syſteme welche lebenswarm zuſammengreifen, und in der Wirklichkeit nur als Eines erſcheinen ſollen, ſich trennen, und als zwey getrennte Völker, als ein Volk der Arbeiter und als ein Volk der Rentenirer, äußerlich getrennt darſtellen. Das Prinzip der Arbeiter iſt das Prinzip des Schaffens, des Fortſchreitens, alſo der Liberalität; das der Rentenirer iſt das der Erhaltung, des Bleibens und der Legitimität. Beyde dieſe Prinzipe ſollen im Gleichgewichte ſtehen, in jedem Hauſe, ja in jeder Bruſt, weil in keinem Hauſe und in keiner Bruſt Ruhe möglich iſt ohne ihr Gleichgewicht. Das eine Prinzip beruht auf dem Rechte, das andre auf der Klugheit und dem Nutzen. So wie aber keine Harmonie zwiſchen dem Rechte und dem Nutzen möglich iſt ohne Hülfe von oben, von Gott, — ſo iſt auch das Arbeitsſyſtem einer Nation mit dem Capitalſyſteme in Uebereinſtimmung zu bringen, nur durch die Religion.

Wie wäre unter dem Schirme der brittiſchen Verfaſſung eine auflöſende Fäulniß, wie wir ſie dargeſtellt und wie ſie ohne Zweifel, bey aller Vortrefflichkeit auch des ökonomiſchen und Geldſyſtemes der Britten ſtatt findet, möglich, wenn das religiöſe Band dieſer Verfaſſung feſter wäre als es iſt. Aber die Zerſpaltung der Nation in zwey feindliche, ökonomiſche Völker rührt von dem Grundſatze der Veräußerlichkeit aller Dinge her, und dieſer Grundſatz beruhet auf der Meinung von der unbedingten Freyheit der Dispoſition des innern menſchlichen Willens, auf der Meinung daß die Vertheilung des Capitales oder der Macht und des Beſitzes nicht ein Werk Gottes ſondern der Menſchen ſey, alſo daß es keine ſichtbare Autorität gebe, die über den menſchlichen Willen verfügen oder denſelben beſchränken könne *).

---

*) Wird nach nichts Höherem, als nach dem Staate von heute, dem Eintagsſtaate geſtrebt, der nach Schlözer wie die Brandkaſſen und Handelsgeſellſchaften entſteht und vergeht, ſo hat man Recht dieſen ganzen Staat auf Arbeit zu gründen, und allen Beſitz und alles Capital aus der menſchlichen Arbeit, welche alsdann die einzige Quelle und einziger Rechtsgrund alles Vorhandenen iſt, herzuleiten. Will man aber den Staat als eine dauerhafte Verbindung der Menſchen und um der Dauerhaftigkeit aller übrigen Dinge willen, dann muß es ein Capital geben, über welches die menſchliche Arbeit und der menſchliche Wille nichts vermögen, ein unveräußerliches Capital, an welches ſich alles übrige veräußerliche und vergängliche Weſen anſchließen. Und wenn alle menſchliche Vernunft ſich Jahrtauſende an dieſem Probleme verſuchen wollte, ſo würde ſie es ohne Gottes und ſeiner ſichtbaren Kirche Hülfe nicht zu löſen im Stande ſeyn. Nur dadurch, daß es unveräußerliches Kirchengut gibt, iſt das Beſtehen alles Capitales überhaupt verbürgt. Selbſt Familiengeſetze, Majorate, Fideicommiſſe, Subſtitutions-Geſetze aller Art reichen nicht aus. Zuförderſt können Familien ausſterben; dann aber, und dies iſt die ſchreckliche Erfahrung welche wir gemacht, dieſe Familien- und Adelsgeſetze haben keine ſelbſtſtändige Haltung. Wendet ſich der Zeitgeiſt überhaupt dem Veränderlichen, dem Grundſatz der allgemeinen Veräußerlichkeit zu, ſo corrumpirt ſich das geſammte Civilrecht, welches in letzter Inſtanz jene Familiengeſetze aufrecht erhalten ſollte, und

Offenbart ſich Gott in keiner ſolchen ſichtbaren Autorität auf Erden, kurz, gibt es keine ſichtbare über aller Appellation erhabene Kirche, ſo muß der menſchliche Wille, in wie vortrefflichen irdiſchen Verfaſſungsformen er ſich auch bewegen möge, ſich nothwendig in ſich ſelbſt aufreiben, da er weder von der Beſtimmung, freyes Haupt eines Staates, noch von der andern, gehorſames Glied eines Staates zu ſeyn, ablaſſen, und dennoch beyde nicht in ſeiner Perſon vereinigen kann. Die unvermeidliche Folge alſo wird ſeyn, daß die beyden Seiten der menſchlichen Natur, die Neigung: das Gewonnene, das Capital, den eignen Staat zu behaupten, einerſeits, und der Drang zu ſchaffen, und durch Arbeit zu erwerben, andrerſeits, als äußerlich getrennte Partheyen der Capitaliſten und der Arbeiter, der Beſitzer und der Nichtbeſitzer, in Schlachtordnung einander gegenüber erſcheinen, und ſich im troſtloſen Kampfe untereinander zerſtören werden.

Der Menſch alſo, als Haupt eines irdiſchen Staates, d. h. als Beſitzer, als Eigenthümer, als Capital, wird ſich mit ſeinem eben ſo weſentlichen Berufe, dienendes, handelndes, arbeitendes Glied eines irdiſchen Staates zu ſeyn, ſeine Freyheit wird ſich mit ſeinem Gehorſam niemals vertragen können, Material und Werkzeug der gemeinſamen Haushaltung, Capital und Arbeit werden ſich unter einander aufreiben, ſtatt befruchtend zu verbinden, — wenn nicht eine dritte Beziehung eintritt, welche jene beyden Beziehungen umfaßt und verſöhnt eine Kraft von oben, die ſich in ſichtbaren Wirkungen offenbart, und das Mate-

---

nunmehr zu deren Zerſtörung am lebhafteſten mitwirkt. Nur durch kirchliches Grundeigenthum, als dem wahren, ewigen, auf einem unvergänglichen, von der weltlichen Gewalt unabhängigen Prinzipe beruhenden Capitale können die Adels- und Familien-Geſetze, ſo wie alle Geſetze welche auf Befeſtigung und Dauer hinwirken ſollen, Haltung gewinnen; und nur durch Familiengeſetze kann das Capital, der Arbeit gegenüber, bey Würden erhalten, und ſomit die Grundfeſte des gemeinen Weſens behauptet werden.

rial mit dem Werkzeuge in ein ruhiges Verhältniß ſetzet. Dieſe
iſt die perſönliche Beziehung des Menſchen zu dem perſönliche
Gott, zufolge welcher er Werkzeug und Material in der Han
Gottes wird, d. h. von oben diejenige Kraft überkömmt, mi
welcher er die beyden andern Elemente ſeines Daſeyns, nämlic
Werkzeug und Material, umfaſſen und verſöhnen, dem
nach die geſammte Menſchheit vollſtändig in ſich darſtellen kann
Es iſt nach allem Vorgeſagten klar, daß der Menſch in dieſ
dritte Beziehung nur vermittelſt eines unbedingten liebevollen Ge
horſams treten kann, wie daß dieſe Gemüthsverfaſſung, nich
durch die eigne Kraft der menſchlichen Vernunft, ſondern nu
durch Hülfe der göttlichen Gnade und der chriſtlichen Offenba
rungen zu erreichen iſt. Mit und in jenem Gehorſame aber ge
winnt der Menſch erſt ſein eigentliches reales und lebendiges Da
ſeyn, ſeine wahre Freyheit, ſeine wirkliche Standſchaft au
dieſer Erde; während ſein Beſitzen und Arbeiten wie Fabel un
Traum vorübergeht, und ſein ganzes Leben ein unſtätes, we
ſenloſes Umherſchweifen bleibt, ſo lange er dieſe eigentliche Wur
zel ſeiner Natur nicht wieder gewonnen hat.

Die Lehre von der Arbeit alſo, wo der Menſch als Glie
eines irdiſchen Staates, und die Lehre vom Capital, wo er al
Haupt eines ſolchen Staates erſcheinet, bilden gemeinſchaftlic
nur die Anatomie der menſchlichen Haushaltung. Die dritt
Lehre von der Kraft oder von der wirklichen Stand
ſchaft des Menſchen auf dieſer Erde, ſtellet ihn leben
dig, in ſeiner leibhaftigen, aufrechten Geſtalt dar: ſie iſt di
Phyſiologie der menſchlichen Haushaltung; ohne die chriſtliche
Religion können wir von dem Geheimniß des Lebens und dem
innerlichen Bande desſelben weder wiſſen, noch ſelbſt davon ergrif
fen werden; ohne ſie gibt es ſo wenig Staaten als Staatswiſſen
ſchaft, ſondern nur kümmerliche, troſtloſe Verſuche der Compoſi
tion und Decompoſition todter Elemente des Staates.

VII. Rückblick auf die beſtehenden Theorien der Staatshaushaltung.

Unter den deutſchen Bearbeitern der, auf dem einzelnen Elemente der Arbeit gegründeten, Theorie der Staatswirthſchaft von Adam Smith, war der Profeſſor Lueder der Erſte, welcher die Unzulänglichkeit jenes Prinzipes anerkannte, und die Rechte der in ſo vielen Rückſichten von der Menſchenhand gänzlich unabhängigen Natur vindicirte. Es entging ihm nicht, wie z. B. in der Oekonomie des Nordens von Europa die Produktivität des Menſchen und der Arbeit, in der des Südens hingegen die Produktivität der Natur und des Bodens den Vorrang behaupteten. Setzen wir zwey Quarter Getreide, das Eine mit geringem Aufwande menſchlicher Kraft in der Barbarey, das Andere in den nördlichen Provinzen von Deutſchland gewonnen, beyde aber conkurrirend auf dem Londoner Markte, ſo iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß mit dem, beyden Quartern gemeinſchaftlichen Preiſe in dem Getreide aus der Barbarey viel mehr Natur und Glück, in dem deutſchen hingegen viel mehr Arbeit und Fleiß bezahlt wird.

Hätte ſich dieſer ſcharfſichtige und gelehrte Autor, bey einer ſo richtigen und folgenreichen Auffaſſung über den gemeinen und beſchränkten Sinn des Wortes Natur erheben und anerkennen wollen, daß der geſammten Macht, Eigenthums- und Beſitzſtand auf dieſer Erde, wie ſelbigen die vorangegangenen Geſchlechter hinterlaſſen, und wie ihn Geſetz und Recht befeſtiget haben, ganz in dieſelbe Cathegorie gehört, die wir Natur und Glück zu nennen, und der Arbeit und dem Fleiße entgegenzuſtellen pflegen, ſo würde er den Staatswiſſenſchaften einen großen und nachhaltigen Dienſt erwieſen haben.

Es iſt offenbar, daß die ökonomiſche Arbeit nur möglich iſt dadurch, daß ihr ein großes, gegebnes, und von ihr völlig unabhängiges Capital gegenüber ſteht, und daß ſich demnach über die menſchliche Arbeit nichts Genügendes ausmachen läßt, ohne dieſes Capital einer eben ſo unabhängigen Erwägung zu unterziehen.

Zu dieſem Capitale gehört das geſammte Beſtehende, deſſen Urſprung möge nun aus der Gunſt der Natur oder der Arbeit der Vorfahren hergeleitet werden: genug, aus dem Standpunkt des dermaligen Arbeiters angeſehen, iſt es eine durch Gottes Anordnung oder Zulaſſung beſtehende Thatſache. Wer dieſe Thatſache nicht anerkennen will, der erklärt dadurch nur, daß die ihm ſelbſt begegnende Begünſtigung der Natur oder dasjenige Capital, welches er durch ſeine eigene Arbeit erſchaffe, gleichfalls auf keine Anerkennung von Seiten der Nachwelt Anſpruch mache.

Omnia quaecunque vultis ut ſaciant vobis homines, et vos ſacite illis: Was Ihr wollet, daß Euch (Vorfahren) die Nachkommen thun ſollen, das thut Ihr (Nachkommen) Euern Vorfahren. Geſetzt alſo, alles Eigenthum und alles Capital, welches wir um uns her in unendlich verſchiedenen Dimenſionen beſtehen, und in allerley Renten ohne Mühe genießen ſehen, wäre, wie die heutigen Theorien vorgeben, ein bloßes Reſultat früherer menſchlicher Arbeit; geſetzt die Arbeit wäre, wie ein tüchtiger Juriſt unter den heutigen Staatswirthſchaftslehrern, der geheime Rath Schmalz, will, der Urſprung alles Einkommens, und Eigenthum überall nur Lohn des Fleißes, ſo wäre dennoch augenſcheinlich, daß jede Verletzung des Eigenthums, jede Verweigerung der Anerkennung des vorfindlichen Capital- und Beſitz-Standes, zugleich ein zerſtörender Eingriff in das ganze Syſtem der menſchlichen Arbeit ſeyn würde, weil das weitere Eigenthum, welches der Fleiß erzeugt, auf keiner andern Grundlage ruhen kann, als das beſtehende Eigenthum, welches Reſultat des früheren Fleißes iſt. Schon von dieſem, falſch beſchränkten Standpunkte aus würden wir alſo auf ſtrenge Abſonderung und Coordination des Capitals und der Arbeit dringen müſſen.

Indeß ſind wir weit davon entfernt, in dieſe Schmalziſche Anſicht vom Urſprunge des Eigenthums, einzugehen. Sie iſt in der falſchen Vorausſetzung der meiſten dermaligen politiſchen und juriſtiſchen Theorien gegründet, wonach die menſchliche Vernunft und Arbeit allein (alſo nur das Eine der drey ewigen Elemente, nämlich das bloße eitle Werkzeug) Quelle des Rechtes ſeyn ſoll; und da unterſcheidet ſich dann der Juriſt von den übrigen Staatswirthen nur dadurch, daß er eine Art von Material, nämlich den erarbeiteten Beſitzſtand der Vorfahren neben dem Werkzeuge anerkennt. Was aber wird nun mit demjenigen Eithum, welches, nach Lueder, auf der bloßen Begünſtigung der Natur und des Glückes beruht, und von dem ſich nicht nur bezweifeln, ſondern in vielen Fällen beſtimmt läugnen läßt, daß es ein Reſultat früheren Fleißes ſey? *) Was wird, fragen wir den Phyſiokraten Schmalz insbeſondere, aus dem Eigenthum des Grund und Bodens, über den gerade die menſchliche Arbeit verhältnißmäßig am wenigſten vermag? Wie kommt es, daß er nicht die Möglichkeit eines abſoluten Privateigenthums von Grund und Boden in Zweifel zieht? Wer keine andre Quelle des Eigenthumes als den menſchlichen Fleiß rechtlich anerkennt, der muß nothwendig neben dem Privateigenthum eine gewiſſe Gemeinſchaft der Güter ſtatuiren, neben dem rechtlichen Zuſtande einen völlig rechtloſen anerkennen.

Aller dieſer Widerſpüche überhebt uns die deutliche Erkenntniß von dem Weſen des Capitals. Alles was Natur oder Glück gegeben, oder früherer Fleiß erworben, iſt zuſammengenommen,

---

*) Dieſe Erwägung iſt von den allergrößten, praktiſchen Folgen. Denn wenn es das Weſen der rohen Revolution war, den Titel aller vorhandenen Berechtigungen in Maſſe, als dem Vernunft-, Arbeits- und Menſchen-Rechte widerſprechend, zu verwerfen, ſo hat ſich nunmehr in dem Fortgange des Böſen ein Raffinement der Revolution angemeldet, welches aus dem Standpunkte derjenigen Juriſten, welche das jus divinum läugnen, alles politiſche Gelüſte mit dem Rechte in eine vermeintliche Uebereinſtimmung bringen ſoll, »der Staat«, heißt es, »ſoll über alle diejenigen Berechtigungen disponiren können, die nicht titulo oneroso erworben ſind, d. h. von denen ſich der menſchliche Fleiß nicht nachweiſen läßt, deſſen Reſultat ſie ſind.« Wie augenſcheinlich iſt der Untergang aller menſchlichen Haushaltung, wenn nur das Reſultat menſchlicher Arbeit, nicht aber die freyen Gaben Gottes und der Natur anerkannt werden ſollen.

wie wir es aus den Händen des alten guten Rechtes empfangen, das Material oder Capital der Staatswirthſchaft, welches wir ſchlechthin anerkennen müſſen, in wie fern unſre eigene materielle Exiſtenz anerkannt werden, d. h. in wie fern unſre Arbeit irgend eine Grundlage, ein Objekt, einen Zweck haben ſoll. Der auf dem bloßen Antheil an dieſem Material begründete Zuſtand des Eigenthums, des Beſitzes u. ſ. f. muß durchaus eben ſo ſtreng reſpectirt werden, als der Zuſtand des Arbeitens und Erwerbens. Kurz, der Menſch muß als freyer Eigenthümer, als Haupt eines Staates, oder als Capital durch ſein bloßes ruhiges Daſeyn eben ſo geſichert ſeyn, wie er als gehorſamer Arbeiter, als Werkzeug, oder als Glied eines Staats in allen ſeinen thätigen, erwerbenden, ſchaffenden Funktionen nach der Meinung aller bisherigen Theorien begünſtigt worden iſt.

Die menſchliche Arbeit, das ganze, von den Theorien mit ſo ungerechter Partheilichkeit ausſchließlich bewunderte Syſtem der Induſtrie, kann nur beſtehen dadurch, daß das Capital bey ſeiner vollen Würde bleibt; und daß ſich im Laufe der letzten drey Jahrhunderte eben jenes Syſtem der Induſtrie in einem bis dahin unerhörten Umfange in Europa ausbilden konnte, lag nur in der unermeßlichen Größe und Kraft des Capitals, welches dieſer Welttheil unter dem Einfluſſe der großen, erhaltenden Inſtitutionen des Chriſtenthums aufzurichten vermocht hatte. In dem Geiſte dieſer Religion lag es, die Gaben der freyen Natur, ſo wie die Satzungen und Erbſtücke der Vorfahren, als göttliche Einrichtungen oder Zulaſſungen gewiſſenhaft zu ſchonen; und ſo hatte die menſchliche Thätigkeit ein ſtandhaftes Material, einen unerſchütterlichen Boden, eine unwandelbare Stütze an der ſie alle ihre Unternehmungen anlehnen konnte. Der dermalige Verfall des wahren Kunſtfleißes iſt eine unverkennbare Thatſache, und würde allein ſchon hinreichen, den Verfall des Capitals als den einzigen Grund dieſer Zerrüttung voraus zu ſetzen, wenn wir nicht ſeit einem Jahrhundert noch überdies alle Talente und alle Kräfte in unſeliger Verblendung dahin gerichtet ſähen, eben dieſes Fundament niederzureißen, eben dieſe Wurzel zu zerſtören, welche den ganzen luftigen Bau, den ſie beabſichtigen, trägt.

Alle Arbeit kann nur auf zwey mögliche Gegenſtände gewendet werden, 1.) auf das Capital welches die Vorfahren, oder der Nächſte, oder wir ſelbſt bereits erarbeitet haben, und 2.) auf das andere Capital, welches Gott in den Kräften der Natur niedergelegt, eigentlich zu einem Gemeingute des ganzen Geſchlechtes beſtimmt; nichts deſtoweniger aber aus freyer Gnade Einzelnen zum Nießbrauch und zur gewiſſenhaften ämtlichen Verwendung für das Gemeinbeſte überlaſſen hat. Die von der Begierlichkeit zerrüttete menſchliche Vernunft nimmt dieſen, tief in dem Weſen der Dinge liegenden Unterſchied nicht wahr, wie ihn denn keine heidniſche oder weltliche Geſetzgebung beachtet hat. Genug ſchon, wenn ſie den Nachlaß der Vorwelt verſchont, wenn ſie ein Recht anerkennt da, wo ſie Spuren ordnender und arbeitender Menſchenhand wahrnimmt; was jenſeits liegt, gilt ihr für weſenloſen Zufall und todtes Chaos, daher der menſchlichen Willkühr unterworfen; und was die Willkühr ſich angeeignet hat, kann auch die Willkühr wieder nehmen; der titulus lucrativus niemals, nur der titulus onerosus iſt zu reſpectiren.

Höchſt charakteriſtiſch iſt der Schmalziſche Ausdruck: »die Natur gibt nicht, ſie läßt nur von ſich nehmen.« — Kann es befremden, daß tiefſinnigere Juriſten, wie Hugo, an der Möglichkeit einer bloß philoſophiſchen Deduktion des Privateigenthumes verzweifelten, weil ſie zu deutlich fühlten, wie alles irdiſche Eigenthum in letzter Inſtanz auf ein bloßes Nehmen hinauslaufe.

Nur die chriſtliche Geſetzgebung hat, der ihr inwohnenden übernatürlichen Erleuchtung zufolge, beyde Arten des Capitals, und daher auch von Anfang an zwey Arten des Eigenthums unterſchieden, das feod und das allod, das Privateigenthum und das Gemeindeeigenthum, das Eigenthum welches ich, aus der Vorfahren, der Nebenmenſchen und meiner eignen Arbeit herrührend, ausſchließlich beſitze, und dasjenige andre, welches ich aus der freyen Hand der Natur empfange, im Namen des ganzen Geſchlechtes beſitze, und als ein Beamter oder Statthalter der göttlichen Macht auf Erden, auf Treu und Glauben verwalte. Wenn man an der Hand dieſer, in der chriſtlichen Geſetzgebung enthaltenen göttlichen Offenbarung, nunmehr die Natur der Dinge zergliedert, ich möchte ſagen, mit dem Blicke des Lebens zur Anatomie desſelben ſchreitet, ſo ſpringt der Unterſchied des Grundeigenthums und des beweglichen Eigenthums, der liegenden und der fahrenden Habe, deutlicher in die Augen, als ihn jemals irgend eine bloß weltliche Geſetzgebung feſtzuſtellen vermocht hat. Es zeigt ſich, daß ein ſtrenges Privateigenthum von Grund und Boden, von der Nahrungsquelle auf die nicht bloß der vorübergehende Inhaber ſondern das ganze menſchliche Geſchlecht angewieſen iſt, ſo unmöglich als unrechtlich iſt; daß die Worte Privilegium und Monopol viel zu edel, viel zu menſchlich ſind, um den Raub zu bezeichnen, den die Theorien und die Geſetzgebungen unſers Jahrhunderts begehen, indem ſie ein abſolutes Privateigenthum von Grund und Boden, alſo ein Recht der Beraubung der Beſitzer der bloß fahrenden Habe, ein Recht, ihnen den Zutritt zu dem gemeinſchaftlichen Vater zu verſchließen, und ihnen die erſten Bedürfniſſe des Lebens zu verſagen, feyerlich anerkennen *); in-

---

*) Grund und Boden und deſſen Beſitz iſt Symbol des Reichthums überhaupt: Pourquoi donc Dieu, ſagt Colombières, accumule-t-il dans de certaines familles des biens immenses, si ce n'est afin qu'ils soient distribués à propos à tous les autres, dont sa providence est comme chargée? — — C'est ainsi que dès le commencement du monde le Créateur rassembla toutes les eaux dans la mer non pas simplement pour combler ses profonds abymes, ou pour donner aux monstres qu'elle nour-

dem ſie ſich durch Geld, Freyheitswahn, Contract social und andre Lügengeiſter der Revolution, zu der wahnſinnigen Behauptung verleiten laſſen, Arbeit und Geld könne Brot erſetzen, wenn es nicht vorhanden ſey, und demnach ſey der Landbau ein Geld-Gewerbe wie alle andre.

Quis autem ex vobis patrem petit panem, numquid lapidem dabit illi? Die Zeit iſt gekommen, wo es Haushaltung, ja wo es Liberalität heißt, den Kindern Steine für Brot zu reichen. Das Gebet aller Gebote der Welt heißt: du ſollſt lieben das Geld deinen Herrn über alles, von ganzem Herzen u. ſ. f., und deinen Nächſten wie dich ſelbſt, um des Geldes willen. Fragt das Naturrecht eures Jahrhunderts, fragt die rationale Landwirthſchaft, und Stadt- und Staatswirthſchaft, die Politik und die Jurisprudenz eurer Zeitgenoſſen. Alle werden euch ſagen, daß die Befreyung, die ſogenannte Mündigwerdung unſers Jahrhunderts, eben darin liege, daß Arbeit und Geld, als das höchſte und einzig wahre Gut, welches nicht nur das Wort Gottes, ſondern ſogar auch das tägliche Brot erſetze, allein herrſchen, und daß der Wahn finſtrer Jahrhunderte von einem nothwendig beſchränkten Grundeigenthume, auf dem alle feudaliſtiſchen Inſtitutionen beruhen, verdrängt ſey.

Nicht ganz verdrängt, fügen wir zu; in einzelne Herzen zurückgedrängt, zuſammengedrängt: darum wird er um ſo mächtiger hervorbrechen *).

---

rit un empire plus étendu, mais afin que de là ces mêmes eaux se répandissent sur toute la terre avec plus de règle et d'utilité. C'est ainsi qu'il réunit la lumière dans un seul corps qu'il plaça au ciel, non pas pour laisser dans les ténèbres tout le monde inférieur, mais afin qu'il fut éclairé selon ses besoins, et qu'il eut occasion de louer, l'auteur d'une créature si parfaite et si bienfaisante.

*) Unwiderſtehlich hervorbrechen, und wenn alle Drucker-Preſſen dies- und jenſeits des atlantiſchen Oceans ſich, wie es wirklich den Anſchein hat, gegen ihn verſchworen hätten. Was iſt alle

Europa wird und muß bald zu der Ueberzeugung zurückkehren, daß ſeine Größe in ſeiner demüthigen Unterwerfung unter die offenbarten Geſetze beſtand, und daß ihm die Vormundſchaft über die andern Welttheile eingeräumt war, wegen der freyen Unmündigkeit die er vor Gott und ſeinen Geſetzen zu behaupten wußte. Die europäiſche Haushaltung, d. h. ihre geſammte innere Realität, welche der Freyheits-, Mündigkeits- und Geld-Schwindel eines ganzen Jahrhunderts nicht zu erſchüttern vermocht hat, beruht auf dem Grundſatze: daß der zeitliche Beſitzer von Grund und Boden kein Gewerbsmann, ſondern ein Verwalter, ein Meyer Gottes, und daß die Landwirthſchaft kein Gewerbe ſey, ſondern ein Amt. Der Grundeigenthümer verwaltet und genießet durch Gottes Verordnung im Namen der Gemeinſchaft der Güter, die Gott für alle Früchte der Erde feſtgeſetzet hat. Daher die Inſtitutionen der Familien-, der Corporativen- und der Gemeinde-Rechte, welche der Egoismus der Zeit unter dem Namen des Feudalismus verfolgt, zu deren Herſtellung er aber ſelbſt die Bauſteine wird herbeytragen müſſen.

Wir haben in eine nähere Erwägung des Eigenthums eingehen müſſen, um zu zeigen, wie das Capital doppelter Art ſey, und nur zum Theil aus der menſchlichen Arbeit hergeleitet werden könne, zum andern Theil aber für eine freye Gnadengabe Gottes betrachtet werden müſſe *). Mit andern Worten: das

---

Gewalt der Preſſe dieſes Jahrhunderts gegen einen einzigen von Gottes Wort erfüllten Mund.

*) Wollte man hiergegen einwenden, daß, metaphyſiſch angeſehn, dennoch kein Eigenthum anders als durch Mitwirkung des Menſchen, alſo durch Arbeit, wenn auch nur durch den Akt der Aneignung, der Okkupation u. ſ. f. entſtehen könne, ſo geben wir dieſes ſehr gern zu, nach dem alten Spruch, daß Gott überhaupt uns nicht ſelig machen will, ohne uns. Dann aber gilt auch der Nachſatz dieſes Spruches: wir können uns ſelig machen, doch nicht ohne Gott; und wir ſagen: alles iſt Produkt der Arbeit, Reſultat des Fleißes, in wie fern alles Gabe Gottes. Möge alles Eigenthum Privateigen-

äußere Material der menſchlichen Thätigkeit, ohne welches eine Anwendung dieſer Thätigkeit nicht zu denken iſt, iſt Menſchenwerk und Gotteswerk; niemand hat alſo den Gegenſtand der menſchlichen Arbeit, oder den Stoff der aller unſrer irdiſchen Wirkſamkeit vorliegt, erkannt, der ihn für bloßes Menſchenwerk, für ein eitles Reſultat des menſchlichen Fleißes ausgibt. — Eben ſo aber iſt es auch dieſſeits, in der menſchlichen Arbeit; nicht der Menſch allein, welcher auf jenes Material wirket, ſondern der Menſch, und alle ſeine Vernunft und Intelligenz iſt ein bloßes Werkzeug, ohne die mitarbeitende, höhere, göttliche Kraft. Eine fromme Geſinnung wird ſchon die natürlichen Talente, Anlagen und Gaben, als freye Geſchenke Gottes, von dem aus eignen Kräften arbeitenden Weſen des Menſchen unterſcheiden. Was aber ſind alle dieſe Talente, Anlagen und Gaben, ohne den beſtändig gegenwärtigen Segen Gottes, von dem das eigentliche Gedeihen und Gelingen kommt.

Man betrachte die Genugthuung, welche dem Verſtande dadurch wiederfährt, daß man auf dieſe Weiſe in der Unterſuchung der bürgerlichen Verhältniſſe den göttlichen Einfluß überall in Anſchlag bringt. Weder das Material der menſchlichen Thätigkeit (das Weſen des Eigenthums und des Capitals) noch das in dieſer Thätigkeit operirende menſchliche Werkzeug (das Weſen der Arbeit, des Kunſtfleißes, der Induſtrie) kann auf

---

thum heißen, dann iſt aber auch alles eben dieſes Privateigenthum nothwendig ämtliches Eigenthum oder Lehen. Dieſe doppelte, wir möchten nicht unbefugt ſagen: gottmenſchliche Eigenſchaft des Eigenthums ſtellen die chriſtlichen Inſtitutionen den Sinnen dar, indem ſie zweyerley Arten oder Geſchlechter des Eigenthums äußerlich feſtſetzen: Privat-Eigenthum (allod) d. h. mehr erarbeitetes Eigenthum, und Gemeinde-Eigenthum d. h. mehr verliehenes, durch göttliche Gnade ertheiltes Eigenthum (feod), deſſen Verwaltung eignen Beamten und Repräſentanten, nämlich möglichſt unſterblichen Perſonen, Königen, Fürſten, Familienhäuptern, moraliſchen Perſonen, Körperſchaften, Communen u. ſ. f. anvertraut iſt, die alſo in einem ganz andern Sinne des Wortes Eigenthümer genannt werden.

eine dem Verſtande genügende Weiſe dargeſtellt und deducirt werden, ohne die demüthige Anerkennung des dritten Elementes, der von Oben einwirkenden **Kraft**, die ſich eben ſowohl in dem Material (als freye Gabe von Oben), als in der Arbeit (als befruchtender Segen von Oben), offenbart. Die bloße Natur ſchon würde uns lehren, dieſe göttliche Kraft zu ahnen, zu fürchten, und in den Ereigniſſen, die wir Glück nennen, zu begehren. In den chriſtlichen Offenbarungen und Inſtitutionen aber zeigt ſie ſich in voller Deutlichkeit, und das was unſer Jahrhundert Feudalismus nennt, iſt, wenn es von dem Mißbrauche abgeſondert wird, der damit getrieben worden, und der überhaupt der bitterſten Beſtrafung niemals und nirgends entgehen wird, der Inbegriff aller derjenigen politiſchen Einrichtungen und Erkenntniſſe, ohne welche die glänzendſten Berechnungen und Werke der Menſchen, wie eitle Träume ſpurlos vorübergehen.

Wenn die bisherige Theorie gegen dieſe unſre Anſicht der Sache die Einwendung macht (Siehe **Schmalz** Encyklopädie der Cammeralwiſſenſchaft, zweyte von den Staatsräthen **Thär**, **Hartig**, **Roſenſtiel**, dem geh. Rath **Hermbſtädt** und dem Verfaſſer verbeſſerte und vermehrte Auflage §. 106): »daß die Betrachtung aus dem ſittlich-religiöſen Geſichtspunkte, was der Staat in der Entwicklung des menſchlichen Geſchlechtes bedeute, niemals gelingen könnte, weil nicht die Bildung des ganzen menſchlichen Geſchlechtes, als eines Ganzen, ſondern die aller Einzelnen, unſre Beſtimmung ſey; weil der Schauplatz der Entwicklung für jene Beſtimmung über das Irdiſche hinausliege, weil wir des Irdiſchen, alſo auch des Staats, als eines Irdiſchen, Verknüpfung mit dem Ueberirdiſchen nicht kennten,« (sic!) ſo können wir der guten Sache und uns nur Glück wünſchen, daß ein ſo troſtloſes Geſtändniß mit ſolcher Unumwundenheit in einem Werke, welches durch die Zuſammenwirkung von fünf hohen Staatsbeamten, und eben ſo viel berühmten Staatsgelehrten entſtanden iſt, hat abgelegt werden müſſen. Es iſt ein Gewinn für die gute Sache, meine ich, daß die Troſtloſigkeit gerade der

Beſten, der Verdienteſten, der Geachteteſten weltkundig werde; denn das ganze Buch aus dem wir jene Stelle enthoben haben, enthält einen ſolchen Schatz von tüchtigen und wohlgeordneten Erfahrungen, und zeigt ein ſo unverkennbares, redliches Beſtreben, mindeſtens die weltliche Gerechtigkeit zu handhaben, ja die hartnäckige Phyſiokratie des Autors beweiſt eine, heutiges Tags ſo ſeltene Ehrfurcht, wenigſtens vor der körperlichen Natur und ihren Geheimniſſen, daß es neben den Werken von *Kraus* und *Lueder* für das Beſte gelten muß, welches wir in dieſem Fache aufzuweiſen haben.

Alſo nach dieſem Buche iſt nur die Bildung aller Einzelnen, d. h. des Einzelnen, des egoiſtiſchen Privaten, unſre Beſtimmung; von der Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechts als eines Ganzen, wiſſen wir nichts; *was uns Gott darüber eröffnet*, weil wir als Einzelne überhaupt nichts wiſſen, nichts vermögen, *ſind wir entſchloſſen nicht zu glauben*; und wenn Jahrtauſende vor uns ihre ganze irdiſche Wiſſenſchaft gering geachtet haben, neben dem was ihnen die chriſtliche Religion über die Verknüpfung des Irdiſchen mit dem Ueberirdiſchen, der Gottheit mit der Menſchheit vorhielt, und was ſie darüber in ihrem Herzen erlebten, ſo ſoll es nun, in dieſem Jahre, heute — entſchieden ſeyn, *daß wir dieſe Verknüpfung nicht kennen*, daß aus dem, was Herz und Einbildungskraft etwa darüber ausſagen, für den Verſtand nichts zu entnehmen iſt, und daß nur »gutmüthige Schwärmerey« »die unmittelbar in Bosheit des Betruges ausarten wird« die Religion auf die Verwaltung des Irdiſchen anwenden könnte.

Das iſt die Enderklärung eines Juriſten, eines Richters, der täglich in Verwaltung der Gerechtigkeit, wenn der Witz menſchlicher Forſchung am Ende iſt, den Eid zu Hülfe ruft, und wenn ihn die irdiſche Kenntniß verläßt, zu der beſtimmten geoffenbarten Erkenntniß von der unzertrennlichen Verknüpfung des Irdiſchen mit dem Ueberirdiſchen, als der Gewißheit aller Gewißheiten, ſeine Zuflucht nimmt; — die Enderklärung eines

Lehrers des Völkerrechtes, der keinen Traktat der europäiſchen Mächte in die Hand nehmen kann, ohne daß ihm die Ueberſchrift ſagte, daß alle Ordnung unſers Welttheils am letzten Orte auf der gemeinſchaftlichen Anerkennung einer poſitiven göttlichen Offenbarung über die Verknüpfung des Irdiſchen und Ueberirdiſchen, nämlich auf der Anerkennung der dreyeinigen Gottheit, beruhe.

Der Menſch iſt Haupt eines Staates, d. h. Einzelner, Privatmann nur in wie fern er Glied eines Staates, d. h. in die Beſtimmung des Geſchlechtes verflochten, derſelben dienend und gehorſam iſt. Wir können alſo von der Beſtimmung des Einzelnen nichts wiſſen, noch weniger ſeine Angelegenheiten verwalten, außer in wie fern wir von der Beſtimmung des Geſchlechtes Kunde haben. Mit der bloßen irdiſchen Vernunft nehmen wir nicht wahr, daß der Menſch Glied eines Staates, ſondern nur, daß er todtes Werkzeug, arbeitende Maſchine iſt; nicht, daß er Haupt eines Staates oder Capital, im vollen Sinne des Wortes, ſondern nur, daß ſeine Condition ein todtes Reſiduum jenes mechaniſchen Fleißes iſt; anſtatt der lebendigen Arbeit in Meiſterſchaft und Kunſt, zeigt ſich nur todte Fabrik- und Zuchthausarbeit; ſtatt des lebendigen Capitals, welches wir beſchrieben, gibt es nur reinen Ertrag und Geld. Mechaniſch getheilte Arbeit und Geld ſind die beiden Grundbegriffe, um die ſich das geſammte ſtaatswirthſchaftliche Syſtem des Dr. Adam Smith, das vollſtändigſte und conſequenteſte, welches bis jetzt aufgeſtellt worden, bewegt, und weder Lueder noch Schmalz werden ſich, bey aller unverkennbar höheren Richtung ihrer Anſichten, jenem mechaniſchen Weſen niemals entwinden können, ſo lange ſie den Zweck der Staatswirthſchaft, jener in die Befriedigung »der Sehnſucht des Einzelnen nach beſſeren Tagen«, dieſer, »in die Bildung aller Einzelnen«, ſetzen. Ueber die kümmerliche Anſchauung des Einzelnen aber, des iſolirten Privatmanns, und demnach über das Princip des thieriſchen Egoismus hinaus, das in allen bisherigen Theorien der Staatshaushaltung den Meiſter ſpielet, wird ſich die dem Einfluſſe höherer Kraft und Belehrung vorſätzlich abſagende Vernunft niemals erheben können.

Sobald aber an der Hand der göttlichen Offenbarungen ſich die beſſere Erkenntniß von der Beſtimmung des Geſchlechtes einſtellt, eben ſobald leuchtet auch die wahre Beſtimmung des Einzelnen, und was zur Förderung der Bildung desſelben gehöre, ein. Der Menſch erſcheint nicht mehr wie das Rad einer Maſchine, ſondern wie lebendiges Glied eines höheren Körpers; das Material und der Zweck ſeiner Thätigkeit iſt nicht mehr die bloße Maſſe des reinen Ertrages oder Geldes, ſondern ein beſtimmtes, poſitives Gebieth edler Freyheit, ein lebendiges Capital, ein wahrer Stand oder Staat dem er als Haupt vorſtehet. Die Würde der Menſchheit iſt gerettet, ſobald ſie ſich dem deutlich ausgeſprochenen Willen ihres allmächtigen Urhebers wieder unterworfen hat; an die Stelle des dumpfen Lohn- und Frohndienſtes im Joche der Nothdurft einerſeits, tritt der freye Gehorſam und die edle Unterthänigkeit gegen die von Obenher verordnete irdiſche Obrigkeit; an die Stelle der bloß nach Außen gewendeten thieriſchen Willkühr, um derentwillen der reine Ertrag und das Geld erſtrebt wurde, tritt eine den Kern des Herzens durchdringende, gehorſame Freyheit, und mit ihr das wahre Bewußtſeyn des Eigenthums und der Herrſchaft, die jedem nach ſeinem Maße von Gott zugewieſen iſt.

Der Verfaſſer gegenwärtigen Verſuches über die Staatshaushaltung, hatte in einer Jugendarbeit über die Elemente der Staatskunſt verwandte Ideen vorgetragen; freylich entſtellt von dem Einfluſſe des herrſchenden Welt- oder Zeit-Geiſtes, dem auch er ſeine Schuld bezahlen müſſen, und von einer ſich täuſchenden Selbſtgefälligkeit, welche unbewußt für eignes Machwerk hielt, was nur Nachklang einer früheren, chriſtlichen Erziehung war. Nichts deſtoweniger hat vieles in jenem Werke, zumal über ſtaatswirthſchaftliche Gegenſtände Behauptete, nachdem es der höheren Abkunft, der es aus dialektiſchem Vorwitze entwendet worden, wieder zugeſchrieben, oder, damit wir uns eines deutlicheren Ausdrucks bedienen, nachdem es Gott aufgeopfert worden iſt, bleiben können, und unter dieſen Vorbehalten, hat der Verfaſſer keinen Grund, ſeine damalige treue Oppoſition gegen die weſentlichen Irrthümer der Revolution, zumal im Oekonomie- und Geldweſen, zu bereuen. Ein geiſtreicher und nachſichtiger Beurtheiler jenes Werkes bemerkte, daß der Verfaſſer nach einem unerſchwinglichen Ideale ſtrebe, und daß ihm die gehörige Kenntniß von der bodenloſen Verderbtheit der Menſchen mangle, daß demnach der praktiſche Staatsmann, dem die bloße Bändigung dieſer Verderbtheit ſchon genug zu ſchaffen mache, dieſes Buch zwar mit Vergnügen leſe, aber nicht brauchen könne. Dieſes treffende Urtheil gibt uns den erwünſchten Anlaß, unſer Verhältniß gegen die herrſchenden Theorien der Staatswirthſchaft ſchließlich zu beſtimmen.

In wie fern die lebendige Haushaltung der Staaten, wie es in den Elementen der Staatskunſt geſchehe, als ein Ideal der Vernunft, oder als eine Aufgabe, welche eben dieſe Vernunft aus eigner Machtvollkommenheit zu löſen habe, aufgeſtellt wird, iſt und bleibt ſie, wie ſie auch den Verſtand befriedigen möge, ein Traum, der außer aller praktiſchen Beziehung mit dem in Elend und Sünde befangenen Geſchlechte ſteht. Schmalz hat vollkommen Recht, jede Beziehung, in welche die irdiſchen Angelegenheiten willkührlich und eigenmächtig, von hoffährtiger Phantaſie oder von einem entzündeten Herzen, zu dem Ueberirdiſchen geſtellt werden, zu verdammen, und von einem ſolchen Unternehmen die heilloſeſten Mißbräuche zu erwarten. Wir brauchen uns nur an den Unfug, der in einigen ungezügelten Ausartungen mit der Naturphiloſophie getrieben worden, zu erinnern, um die Folgen vorauszuſehn, die das Höllenſpiel eines ähnlichen muthwilligen Heraufbeſchwörens der von den Theorien verkannten Lebensgeiſter des Staats haben würde. Ein ſolcher politiſcher Myſticismus von der falſchen Art würde das eigentliche Prinzip der Verderbniß unſers Gemeinweſens, nämlich die Anmaßung, welche alles eigenmächtig leiten und anordnen will, oder das Gelüſte, Gott gleich zu ſeyn, erſt recht auf den Thron erheben.

Ganz anders aber iſt es, wenn die lebendige Haushaltung der Staaten als *das Werk Gottes* in demüthiger Unterwerfung, und unter der ſtrengen Zucht der poſitiven göttlichen Offenbarungen dargeſtellt wird, wenn das Faktum der Verderbtheit nicht nur überhaupt im leichten Sinne der Zeit, ſondern poſitiv, als Sündhaftigkeit, in dem uralten ſtrengen Sinne der chriſtlichen Kirche und als Folge der erſten Sünde vorausgeſetzt, und die unbedingte Unfähigkeit der menſchlichen Vernunft nicht nur zur Herſtellung des Guten, ſondern auch zu aller Bändigung des Verderbens behauptet wird. Dann erſcheint das ganze Unternehmen, aus dem Schooße dieſer Verderbniß heraus irgend ein politiſches Problem zu löſen, welches doch nur die Beſchwichtigung des Böſen oder die Herſtellung des Guten bezwecken kann, ſo thöricht als nichtig; alles beruht dann auf der Frage, ob das Herz den von Gott unmittelbar durch die chriſtliche Religion angewieſenen Weg der Rettung einſchlagen, ob es das dargebothene Mittel der Wiedervereinigung des Irdiſchen mit dem Ueberirdiſchen ergreifen, kurz, ob es ſich bekehren will oder nicht. Selbſterkenntniß, d. h. die Erkenntniß des eigenen Nichts, Reue und Bekehrung ſind unerläßliche Vorbedingung der wahren Wiſſenſchaft.

Unſer Jahrhundert hat eine gewiſſe Scheu vor den ſo genannten *regreſſiven Tendenzen*, vor der Rückkehr zu den Geſetzen und Sitten früherer Zeiten, und glaubt ſich unter dieſem Namen z. B. auch der chriſtlichen Inſtitutionen mit Leichtigkeit erwehren zu können. Gilt es den bloßen deutſchen Rock und irgend eine vergängliche Hülle dieſer Zeitlichkeit überhaupt, ſo ſind wir einverſtanden. Soll aber die Bekehrung zum Guten, die Rückkehr vom Böſen zur Tugend die vor Gott gilt, wie es das Anſehn hat, ſelbſt für eine regreſſive Tendenz gelten, dann werden wir es uns zur Ehre anrechnen, für einen rückläufigen Obſkuranten zu gelten. Wir kennen nur Eine Thür zur wahren

Freyheit, zur weſentlichen Weltverbeſſerung, und dies iſt der chriſtliche Gehorſam gegen die ſichtbare geiſtliche und weltliche Autorität; wir haben alle andere Eingänge verſucht, und gefunden, daß ſie zum geiſtlichen und irdiſchen Verderben führen.

Den Vorwitz, der ſeit drey Jahrhunderten gewaltet und alle Wahrheit verrückt, alle Ordnung verwirrt und alles Lebensglück zerſtört, fahren laſſen, ſich in der Stille ſeines Herzens und mit Gottes Hülfe zur Unterwerfung unter ſeinen Willen bekehren, und nun ſeine Gnade walten laſſen: das iſt der erſte Schritt zur Freyheit und zur Wiſſenſchaft. Dann treue Erforſchung der poſitiven göttlichen Eröffnungen und Einrichtungen auf Erden: und es wird ſich ein ſichtbares Reich der höheren politiſchen Ordnung vor unſern Blicken aufthun. Endlich, wachſame Beobachtung des Kampfs, den das Reich der Welt gegen jene höhere Ordnung der Dinge von Anfang an führt, gründliche Kenntniß aller Mittel und Waffen des Böſen: und wir werden erkennen, daß es eine Befeſtigungs- und Vertheidigungs-Kunſt jener höheren Ordnung gibt, um deren Erwerbung willen alle Zerſtörungen dieſes Jahrhunderts zugelaſſen worden ſind. Das nun iſt die erhabene Beſtimmung der menſchlichen Vernunft; nicht Probleme hat ſie zu löſen, denn die ewige Wahrheit hat ſelbſt geſprochen; nicht Ideale ſoll ſie verwirklichen, denn alles Vollkommene iſt in der Religion Jeſu Chriſti ſchon vorhanden; ritterliche Unterwerfung unter das Heilige, und dann die Vertheidigung deſſelben in Leben und Tod, mit allen Waffen des Geiſtes und des Leibes, das iſt ihre Beſtimmung.

Genug zur Verſtändigung mit den Wohlmeinenden: nicht das Irdiſche mit dem Ueberirdiſchen, Haus und Staat mit Gott und ſeiner Kirche zu verknüpfen, iſt unſer Zweck. Denn dieſe Verbindung iſt längſt durch Gottes Gnade vollzogen; wer wagt das Wort: »Menſch« auszuſprechen, und etwas anderes, geringeres als eine Verknüpfung des Irdiſchen und Ueberirdiſchen zu meinen. Aber aus den chriſtlichen Offenbarungen und Inſtitutionen zu erlernen, *wie* ſie vollzogen ſey, und unter allen unendlichen Geſtalten dieſes Lebens weiter vollzogen und vertheidigt werden ſolle, — dies halten wir für die einzige wahre und weſentliche Wiſſenſchaft der bürgerlichen Dinge.

VIII. Von der Arbeit.

In Berückſichtigung der Theorien der Zeit beginnen wir die nähere Betrachtung der drey Elemente der Staatshaushaltung, mit demjenigen Elemente, welches in der wahren Ordnung der Dinge zuletzt erſcheinen würde. Denn das erſte und in ſich ſelbſt weſentliche Element in allen Bildungen dieſer Erde iſt die göttliche Kraft; das zweyte, die erſchaffene Natur, der große, reichausgeſtattete Wohnſitz unſers Lebens, der als Material unſerer Thätigkeit vor aller unſrer Wirkſamkeit vorhanden iſt, und dem ſich in dem Fortgange der Entwickelung unſers Geſchlechtes alles dasjenige anſchließt, welches der Fleiß der einzelnen vorübergehenden Geſchlechter hinterläßt, das unſerer Verwaltung überlaſſene Capital; dann erſt kommt die einzelne oder gemeinſchaftliche menſchliche Thätigkeit oder Arbeit in Betracht. —

Wir erlauben uns ein Beyſpiel aus dem Gebiete der ſichtbaren Natur, um das Verhältniß dieſer drey Elemente anſchaulich zu machen. Die Erde (das feſte Land in ſeiner natürlichen ſowohl als künſtlichen Zubereitung) kann als das große Material und Capital der körperlichen Thätigkeit, als der Stoff von dem dieſe ausgehet, und auf den ſie ſich ohne Ende wieder zurückwendet, angeſehen werden. Eben ſo das Waſſer, als das große Werkzeug ſowohl der äußern Natur, wie des körperlichen Menſchen, womit jenes Material bearbeitet wird; es iſt die erſte und weſentlichſte Bedingung aller Production, aller Verbindung und Trennung der Dinge, ſo wie der materiellen Vereinigung der Menſchen unter einander. Beyde dieſe Elemente aber ſind todt nebeneinander, ſie ſind eitel Elemente, die ſich nur gegenſeitig verzehren aber nicht durchdringen können, ohne eine dritte ſie vereinigende und trennende Kraft, ein πνευμα, einen Geiſt der wie man ihn nennen mag, der ſich bald ſublimirend als Feuer, bald präcipitirend als Luft offenbart.

So, ſage ich, verhalten ſich Capital und Arbeit untereinander; wird das dritte Stück, nämlich der Geiſt und die Kraft, außer Acht gelaſſen, wird Gott verſäumt, ſo zerfallen Capita und Arbeit: jenes wird zu einer todten Maſſe von Erde, von Gold und Silber, dieſes zu einem eitlen, unruhigen Prinzip der Beweglichkeit, die keinen ſtandhaften Gegenſtand hat, vielmehr wie die Wellen des Meeres unſtät und flüchtig umherſprühlt. Siehe da, den Zuſtand der Dinge auf welchen die heutige Staatswirthſchaft hinarbeitet, todte Maſſen reinen Ertrages, d. h. Goldes und Silbers, ſtatt des wahren und lebendigen Capitals, und eine allgemeine, ungeregelte Thätigkeit, Gewerbsfreyheit genannt, wo eine Welle des Fleißes die andere verſchlingt, ſtatt der ruhigen, nachhaltigen, auf die Ewigkeit gerichteten Arbeit. Daß das Material und Capital der menſchlichen Thätigkeit durch die unnachlaſſend herabſtrömenden Gaben einer höheren Macht beſtändig befruchtet und vermehrt werde, wie die Erde durch die unnachlaſſenden Präcipitionen des Aethers, deren Bühne der Luftkreis iſt; daß die Arbeit und der Kunſtfleiß der Menſchen ohne Ende gemäßigt werden müſſe durch Opfer und Gebet *), wie das Waſſer durch beſtändigen Einfluß des Feuers und der Wärme gebändigt, gemildert und befruchtet wird, dies beachten unſre Theorien nicht. Ihre Eſſen glühn, ihre Räder und Dampfkeſſel brauſen, alle Maſchineri des Jahrhunderts zielet dahin: die roheren Kräfte der Erdmaſſ und des Waſſers durch die höheren des Feuers und der Luf zu überwältigen, und das große Symbol bleibt dennoch unempfunden.

Anſtatt alſo mit dieſem dritten beyde andre umfaſſenden und belebenden Elemente zu beginnen, erinnern wir uns de faſt unbedingten Gottesvergeſſenheit, die in den politiſchen Wiſ

---

*) Ora et labora. St. Paulus.

ſenſchaften herrſcht, und verſuchen es, von dem Begriff der Arbeit zu dem des Capitals, und ſo zur Anerkennung der über beyde waltenden Kraft hinaufzuſteigen.

Alle Arbeit iſt dreyerley Art und Natur: entweder Arbeit sensu strictiori, werkzeugliche Arbeit, deren Zweck der Ertrag, die Hervorbringung einer Waare oder eines Produktes, wie die Arbeit in den Fabriken und Manufakturen; oder ſie iſt Dienſt und Amt, d. h. materielle Arbeit, deren Hauptzweck die Erhaltung der bearbeiteten Materie oder des Capitals, wie die landwirthſchaftliche Arbeit; oder endlich Handel, d. h. Kraftarbeit, deren Hauptzweck die Wechſelwirkung zwiſchen Capital und Arbeit, die gegenſeitige Belebung beyder, wie dieſes das Weſen der commerziellen Arbeit iſt.

Ich bitte meine Leſer, wahrzunehmen, wie der dermalige Zeitgeiſt den wichtigen Unterſchied dieſer drey Arten der Arbeit gänzlich unbeachtet, und überall nur diejenige Art gelten läßt, deren Zweck der reine Ertrag iſt.

Die oberflächlichſte Betrachtung der Landwirthſchaft zeigt, daß die Produktion des einzelnen Jahres, von wie großem augenblicklichen Gewicht ſie auch ſeyn möge, doch nur ein untergeordneter Zweck neben dem ſey, das Stammkapital, von dem das ganze Geſchlecht und die ſpäteſte Nachwelt erhalten werden ſoll, ſelbſt zu erhalten. Adam Smith hat gezeigt, daß, um die Menſchen zu vollendeten Werkzeugen der Induſtrie auszubilden, eine unendliche Theilung der Arbeit erforderlich ſey *);

---

*) Eigentlich war die Begreiflichkeit dieſes Prinzips die Veranlaſſung der ausgebreiteten Popularität des Smith'ſchen Werkes. Jetzt ſind wir dahin gediehen, daß erfahrene Staatsgelehrte, wie Schmidt-Phiſeldek, öffentlich bekennen, wie dieſes Prinzip ausſchließend angewendet »den Menſchen vom Eigenthume, dem Boden aller Selbſtſtändigkeit und Würde, zurückführen, und die Mehrzahl auf dem Wege des moraliſchen Verderbens wieder zur Unkultur und Rohheit herabziehen« müſſe. (Ueber den Begriff vom Gelde. Copenhagen 1818.) Gewiß, die induſtrielle, räumliche Theilung der Arbeit ohne das

wohlgemerkt, eine Theilung der verſchiedenen Funktionen, die zur Hervorbringung einer Waare gehören, im Nebeneinander, im Raume, weil, wie er ſehr richtig darthut, eine Theilung dieſer Funktionen im Nacheinander oder in der Zeit (wo nämlich ein Arbeiter mehrere ſolcher Funktionen hintereinander verrichtete) theils den nachtheiligſten Zeitverluſt veranlaſſen, theils die recht vollſtändige, werkzeugliche Ausbildung des einzelnen Arbeiters immer verhindern würde. Ich habe in meinen Elementen der Staatskunſt dieſer Bemerkung die andere, eben ſo wahre beygefügt, daß die Landwirthſchaft, ganz im entgegengeſetzten Sinne nur eine Theilung der Arbeit im Nacheinander und in der Zeit zulaſſe, wie denn das Hauptgeſchäft des dirigirenden Landwirthes überall die kluge Eintheilung der Zeit ſey. Hieraus nun ergibt ſich, daß es bey der Landwirthſchaft eben ſo ſehr auf die materielle und dauerhafte Arbeit, als in der Stadtwirthſchaft und Induſtrie auf die werkzeuglich ausgebildete Arbeit und Virtuoſität ankomme. Ferner, daß die Landwirthſchaft mit eben dem Recht das Beharren und Bleiben des Arbeiters, ſeine Adſcription an dem Materiale des Grundſtückes, ſeine unzertrennliche Verbindung mit dem Capital verlange, als die Stadtwirthſchaft den freyen Wechſel der Arbeiter, deren Wanderſchaft, und den ungehinderten Umtauſch des beſſeren Werkzeuges für das ſchlechtere.

Das Geſchäft der Erhaltung des Vorhandenen iſt eine eben ſo weſentliche Arbeit, als die Arbeit des Schaffens und des Hervorbringens; nur iſt es eine der letzteren durchaus entgegengeſetzte Arbeit. Grund und Boden ſind das Vorhandene und Bleibende par excellence; aber nicht daran iſt gelegen, daß Grund und Boden an ſich bleibe, welches ohne unſer Zuthun geſchieht,

---

Gegengewicht der zeitlichen Theilung der Ackerbaugeſchäfte kann nur Unheil bringen. Aber beyderley Theilung der Arbeit kann im wahren Verhältniſſe beſtehen, nur, in wie fern die perſönliche Theilung der Stände (der wahre Standesunterſchied) fortdauert.

ſondern daß das Grundeigenthum, d. h. die beſtehende Verbindung des Menſchen und des Bodens, durch welche letzterer zu einem lebendigen Capitale erhoben wird, bleibe. Dies aber iſt nur möglich dadurch, daß der mit dem Grunde und Boden eigenthümlich verbundene Menſch und ſeine Arbeit, auch den bleibenden Charakter dieſes Grundeigenthums annehme *), und daß Willkühr und veränderlicher Sinn, ſelbſt Witz, Verſtand und Geſchicklichkeit, die offenbar in dem Gebiete der eigentlichen Induſtrie mit Nutzen verwendet werden, hier, im Gebiete der Landwirthſchaft, dem großen Zwecke der Erhaltung einer beſtehenden Verbindung nachgeſetzt werden müſſen.

So nun unterſcheidet ſich die Landwirthſchaft von der Stadtwirthſchaft und Induſtrie weſentlich dadurch, daß es die Natur des Grundeigenthums und der darauf gewendeten, niemals abzuſchließenden und zu vollendenden, ſondern überhaupt nur in einem langen Zeitraume, nach ihrem Werthe ſichtbar werdenden Arbeiten, mit ſich bringt, daß der Arbeiter oder das Werkzeug dem Material oder Capitale untergeordnet ſey, und demſelben mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit diene, während der induſtrielle Arbeiter vielmehr über ſein Material herrſcht, und im gewöhnlichen Sinne des Wortes arbeitet.

Die ewige Ordnung der Dinge erfordert ein dienſtbares und Unterthänigkeits-Verhältniß im Ackerbau, und der herrſchende, unſelige Irrthum, daß eine allgemeine und bloß induſtrielle Bewirthſchaftung des Bodens möglich, und das ganze Dienſt- und Unterthänigkeitsweſen beym Landbau in ein Arbeits- und Lohnweſen zu verwandeln ſey, hat, außer der revolutionären Richtung des Zeitgeiſtes überhaupt, nur darin ſeinen Grund, daß

---

*) Zur Anerkennung dieſes Satzes war ſelbſt Napoleon ſchon gelangt: »Ces hommes-la, dites vous, sont grands propriétaires. Ils ne veulent donc pas que le sol tremble. C'est leur interét et le mien.« (Fontanes discours du 2. Mars. 1819.) Dieſer Mann war offenbar konſequenter, als die herrſchenden Theorien ſeines Jahrhunderts.

die Herren und Eigenthümer des Bodens vergeſſen haben, wie, vor allen Dingen und vor allen ihren Unterthanen ſie ſelbſt durch Gottes ewige und ſchlechthin unabänderliche Anordnung: glebae adscripti, Unterthänige und Diener ſeyen, und es Hochverrath ſey, über ein Gut, dem ſie als bloße Beamte und Stellvertreter zu dienen berufen ſind, nach Willkühr zu verfügen. Auf dieſes Attentat gegen die weſentlichen Rechte der Menſchheit mußte nun ein allgemeines Geſchrey um Aufhebung ſämmtlicher Unterthänigkeits- und Dienſtverhältniſſe erfolgen. Aber die tiefe Verblendung des gegenwärtigen Geſchlechtes wird nur dann recht einleuchtend, wenn man wahrnimmt, wie Regierungen und Vormünder der Völker auf die Anſprüche beyder Theile, der Herren und der Diener, haben eingehen, und beyde haben gewähren laſſen können, da der völlige Ruin der Landwirthſchaft, die Auflöſung des ganzen Capitales, der Untergang des geſammten erhaltenden Elementes als unvermeidlich vorhergeſehen werden mußte. Der vorangegangene Abfall vom jure divino aber, in welchem, was die vorübergehenden Geſchlechter in ihrem Leichtſinn vergeſſen, mit unwandelbarer Klarheit feſtgeſetzt iſt, macht alle dieſe Unbegreiflichkeiten begreiflich *).

---

*) Bey allen Beſtrebungen des Zeitgeiſtes, das Dienſtweſen überall auszurotten und das Arbeits- oder Induſtrieweſen allein geltend zu machen, hat nichts deſtoweniger jenes, als ein ewiges Element aller, auch der lockerſten politiſchen Verbindungen, ſich dem Induſtrieweſen gegenüber, in geſchloſſener Schlachtordnung aufſtellen müſſen. Was iſt der Staats- und Militärdienſt unſrer Staaten, der den arbeitenden Claſſen gegenüber ſteht, anderes, als das aus ſeiner natürlichen Verbindung mit dem Landeigenthum herausgetretene Dienſt- und Unterthänigkeitsweſen? Und was iſt das Streben der Beſſeren nach Landwehr, Gemeinde-Verfaſſung ꝛc. anders, als eine Neigung, jene natürliche Verbindung wieder herzuſtellen? Eine der vorzüglichſten deutſchen Armeen, die Bajeriſche, erklärte vor kurzem, als die Induſtrierepräſentation, oder zweyte Kammer jenes Landes, ihr den Eid abnehmen zu wollen, Miene machte, daß ſie keine andere Rückſicht kenne, als den Gehorſam und die Treue des Dienſtes

Der Dienſt des Ackerbaues aber einerſeits, und die induſtrielle Arbeit andrerſeits (Capital und Werkzeug) bedürfen zu ihrer wahren Entwicklung wie zur gerechten Feſtſtellung ihres Verhältniſſes, einer dritten Gattung der Thätigkeit, die ihrem innerſten Weſen nach von den beyden anderen verſchieden, und eben dadurch das natürlichſte Verbindungsglied beyder wird: dies iſt der *Handel* (die Kraft). Handel iſt nicht Arbeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes, oder Gewerbe, noch auch verwaltender Dienſt des Capitals. Weder die Erhaltung des Capitals, noch die Erzeugung eines Productes iſt der Zweck, den der wahre Kaufmann im Auge hat. Wie wenig kennen diejenigen den Commerz, welche die Bedeutung eines Handelshauſes nach dem Umfange ſeines Capitals, oder nach der Größe ſeiner Erträgniſſe anſchlagen! Der echte Kaufmann (rara avis in unſerm Jahrhunderte) ſteht als Vermittler zwiſchen dem lebendigen Capitale und dem Kunſtfleiße ſeines Volkes, belebt die Wechſelwirkung, erhebt das Gleichgewicht zwiſchen beyden. Der Capitalwerth den er ſelbſt bey dieſem erhabenen Geſchäfte gewinnt, die Profite und Erwerbungen die ihm zufallen, ſind nur unweſentliche Nebenerſcheinungen im Vergleich mit dem Zwecke, den er meint und der ihn begeiſtert. Sein Streben iſt: *eine im hohen Sinn* (éminemment) *glaubwürdige Perſon zu werden*; deshalb heißt ſeyn Geſchäft: die *Handlung* par excellence. Das Wort, die Schrift, Zahl, Maß, Gewicht, Münze ſind ſeine Mittel, Werkzeuge, Waffen. Alle andere Materialien und Werkzeuge womit die dienende und arbeitende Welt ihre Zwecke erreicht, ſind ihm, ihrer äußeren Natur nach, gleichgültig; er beabſichtigt und berechnet nur die in ihnen wohnende, bald bindende, bald löſende Kraft, weil eben dieſe Kraft ſein eigentliches und innerſtes Weſen iſt. Er vollbringt ſein großes

---

ihres Herrn in Leben und Tod, und daß ſie mit den Deliberationen der induſtriellen Claſſen nichts zu ſchaffen habe. — Der ſpäterhin bey einer andern Veranlaſſung erfolgte Schritt der königlich-preußiſchen Landwehr hat dieſelbe Richtung.

Vermittlungsgeſchäft ſcheinbar bald durch große Capitalwerthe, bald durch Arbeit und induſtrielle Combinationen; er ſcheint bald durch das Gewicht der Materie, bald durch die Behendigkeit des Werkzeuges zu wirken, und gleicht in dieſer Hinſicht dem Gelde und der Münze. Bald aber zeigt ſich, daß ſein Weſen einen tieferen Grund habe, als jene beyden äußeren Erſcheinungen zu erkennen geben. Wenn man dem ſonderbaren Anſehen gewiſſer Namen in der merkantiliſchen Welt nachforſcht, und erkennt, wie oft ein einzelner Name, dem ein Geldwerth von vielleicht kaum einer halben Million beygelegt werden kann, zehnfach größere commerzielle Effecte hervorbringt, während ein andrer, dem erwieſenermaßen ein zehnfach größeres Material oder Capital zugeſchrieben wird, für dieſelbe merkantiliſche Welt von keiner Bedeutung iſt, ſo wird klar, daß es ſich hier um ein perſönliches, unſchätzbares Weſen handele, und daß der ächte Kaufmann eben deshalb in den Augen des wahren Kenners über alle Taxation erhaben ſey, weil er ſelbſt die lebendige Taxe aller übrigen Werthe iſt.

Es war hier nicht der Ort, das Weſen des Handels und der ihn bewegenden Kraft, die wir Credit zu nennen pflegen, im ganzen Umfange darzulegen, ſondern nur den zwiſchen dieſem Geſchäfte und dem Dienſt und Arbeitsgeſchäfte obwaltenden elementariſchen Unterſchied einleuchtend zu machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Correſpondenz-Nachricht.

Aus einem Briefe vom weſtlichen Deutſchlande.

.... Ich ſehe es als ein gutes Zeichen an, daß gerade jetzt die Concordia zu Stande gekommen; ich glaube, daß, wenn jemals, es jetzt an der Zeit iſt, die große Concordanz der Wiſſenſchaft und des Glaubens von unſrer Seite zur Sprache zu bringen, und gründlich zu entwickeln. Mögen wir in dem großen Kampfe der ſich zuſehends vorbereitet und herannahet, ja, wenn man die Lage der Dinge betrachtet, auch als nothwendig und heilig erſcheint; mögen wir in demſelben durch tüchtige Theilnahme werth gefunden werden, daß unſerm deutſchen Lande der Segen der katholiſchen Kirche erhalten werde, oder daß wir, nicht ausharrend und lebendig genug, dieſes Kleinod müßten von uns genommen ſehen — immer wird es ein löbliches Denkmal für die künftigen Zeiten ſeyn, daß jene heilige Concordanz großartig und umfaſſend erkannt und gewollt wird, und ohne den Glauben zu verletzen, und ohne die Wiſſenſchaft zu ſchmälern, ein Ton angegeben wird, nicht von der gewöhnlichen Art und aus gemiſchten Elementen; der Lahmheit im Glauben und der bloßen Lüſternheit nach der Wiſſenſchaft, ſondern der wahre Grundton, das reine Element des herrlichſten und umfaſſendſten Akkords, daß nämlich der auf dem Fundamente der heiligen Kirche wohlbegründete Denker jetzt einmal ruhig umherblicke und ſorge, wie er den wahren Gewinn der ſeit drey Jahrhunderten immer raſcher fortſchreitenden Gelehrſamkeit und Kritik, welche ſich allein überlaſſen, zuletzt von den zwey und dreyßig Winden dahin genommen wird, ſich rechtmäßig zueigne, und ſo die Wiſſenſchaft zum Organ und Rüſtzeug eines höheren Geiſtes bereite.

Ueber den Stand der katholiſchen Sache in hieſiger Gegend hätte ich Dir vieles zu ſagen; zur allgemeinen Bezeichnung vorerſt dieſes. Unter den Beſten und Getreueſten von hier bis nach Norden hin, herrſcht zum Theil noch allzuſehr, entweder das Beſtreben den Glauben von aller Verbindung mit der Wiſſenſchaft fern zu halten, aus Beſorgniß ihm etwas zu vergeben; aber damit iſt auch eine gewiſſe Scheu vor der Wiſſenſchaft verbunden, die hier und da den Charakter der Lichtſcheu und Superſtition annimmt; oder der Wahn, Glaube und Philoſophie bliebe auf immer außereinander, aber es könne der letzteren nicht benommen werden, ſo weit zu gehen als ſie wolle, wenn nur der Glaube feſt gehalten werde, woraus dann eine ſeltſame Zwittergeſtalt von ſtatutariſchem in todtem Buchſtaben feſtgeſetztem Dogma, und verwegner Philoſophie entſteht, welche immer mehr von dem abführt, was man dort annehmen zu müſſen glaubt; wodurch alſo verderbliche Zwietracht in die chriſtliche Haushaltung kommt. Manche ſuchen in dieſer verderblichen Spaltung allerdings mit vielem Ernſt das eine und das andre Element zu bewahren; aber hingegen ſchleicht ſich von Seiten der Neologen das Gift ein, den Glauben mehr und mehr als eine in ſich conſequent ausgeführte Hypotheſe zur Beruhigung und Einigung des Volks, zur Förderung des Staatszwecks, und überhaupt als vernünftiges Zuchtmittel zu achten; daneben aber, und unter dieſer, durch die Geſchichte für unſre katholiſchen und katholiſch gebliebenen Länder einmal ſanctionirten Vorausſetzung einer beſtimmten Form (welche jedoch für Nordland eine andre, für Südland und Oſt- und Weſtland eine andre ſeyn könne, z. B. auch die Mahomedaniſche oder die Indiſche — ja auch für eben dieſe ſogar eine Kirche) — der Wiſſenſchaft und Kritik unbedingte Freyheit einzuräumen; ſo daß ſie in dieſer Losgebundenheit von dem Kriterium der göttlichen Offenbarung nicht verfehlen wird, alle Formen zuletzt glücklich auf den Deismus, und da dieſer doch nur eine Halbheit iſt, auf den Atheismus hinauszuführen. Mit ſolchen Lehren wird unſre Jugend genährt; die

Lehre andrer würdigen katholiſchen Männer wirkt allerdings dem entgegen; aber wie iſt ſichere Richtung für ſo viele (wenn auch für einige) Jünglinge möglich an einem Orte, wo eben jene zwey und dreyßig Winde wehen? Insbeſondere, da jene katholiſche Irrlehren den proteſtantiſchen Regierungen ganz plauſibel verkommen, da ſie ihr Leben eigentlich im Staatszweck allein haben *), in der Kirche aber nur ein Schattenleben führen, wor-

---

*) Sonderbar und merkwürdig iſt, daß es in Deutſchland gerade die liberalen und ſchlechten Geiſtlichen ſind, wie in Frankreich die Ultra's und fanatiſch Eifrigen, welche ſich dieſes politiſchen Zwitter- und Baalsdienſtes ſchuldig machen, und die geiſtliche Würde des Prieſterthums für weltliche Nebenzwecke und gemeine Klugheits-Berechnungen dahingeben, oder doch das anvertraute Kleinod durch die widerwärtige Miſchung verunreinigen. So nimmt das allgemeine Uebel nach der Verſchiedenheit von Ort und Zeit auch verſchiedene Farbe und mancherley Modification an; es iſt und bleibt aber immer und überall dasſelbe und gleiche verwerfliche Princip, welches in der katholiſchen Kirche zu allen Zeiten ſchädlich gewirkt und zum Verderben geführt hat, und auch noch führt. Es iſt dieſes nach alter Benennungsweiſe die Simonie im weitern Sinne des Worts; wohin allerdings jede politiſche Nebenbeziehung und Wegwerfung des geiſtlichen Kleinods für irdiſchen Vortheil gehört; wenn auch gar kein Privateigennutz dabey im Spiele iſt, ſondern alles lediglich aus einer falſchen Anſicht, oder Klugheitstheorie, und einer wohlgemeinten, darum aber nicht minder unwürdigen und nichtigen politiſchen Abſicht hervorgeht. Dieſes iſt nun das große Uebel, was unſre Kirche wirklich drückt: das politiſche Behandeln und Verfahren in geiſtlichen Dingen, die Einwirkung der Politik in den kirchlichen Angelegenheiten, vor allem aber die politiſchen Geiſtlichen ſelbſt; welches alles eben jener bezeichnende alte Name der Simonie umfaßt. Die andern Vorwürfe, welche von den Proteſtanten der katholiſchen Kirche gemacht zu werden pflegen, ſind mehrentheils nur auf einen gänzlichen Mangel an hinreichender Sachkenntniß gegründet; dieſes eine Gebrechen, welches wirklich vorhanden iſt, und welches freylich nicht die göttliche Wahrheit ſelbſt, ſondern nur den irdiſchen Mißbrauch derſelben betrifft, wird nur von ſehr wenigen in ſeiner ganzen Größe ſcharf aufgefaßt. Die Kirche ſelbſt muß und kann allein dieſen einen

über man zu accordiren und zu accomodiren weiß, wie es denn dieſe Sophiſten mit vieler Gewandtheit zu thun verſtehen. Hiezu kommt noch, daß auch die beſſeren, und annoch an den Sohn Gottes glaubenden proteſtantiſchen Lehrer eine ſtrenge Scheidung wollen, zwiſchen der Theologie und Philoſophie; eines Theils, um letztere nicht zu binden, bis ſie ſich ſelbſt bindet und überwindet, was an ſich, löblich wäre; andern Theils aber, um ihrer präſumptiven Dogmengeſchichte, welche doch einzig auf bloß ſubjectivem Philoſophiren beruht, ein rein hiſtoriſches Anſehen zu vindiciren. — So ſteht's im Allgemeinen; Ausnahmen gibt es zu meiner Freude an tüchtigen Prieſtern und Lehrern; aber eben im Allgemeinen wird die Verwirrung immer größer. — —

— * —

---

gegründeten Vorwurf durch die That widerlegen, indem ſie jenes verwerfliche Seiten-Prinzip von ſich ausſtößt, ſo wie der Heiland einſt die Käufer und Verkäufer — unter denen manche mit ihrem Handel und Wandel vielleicht auch gerade nichts Böſes im Sinne hatten, — aus dem Tempel trieb, wo dieſes alles nicht hingehört. — Dazu wolle Er auch jetzt wieder Seiner Kirche und ihren Dienern die Kraft und den Geiſt verleihen! Denn nicht eher kann vnd wird die Kirche wieder ganz frey werden, bis ſie rein geworden von allem politiſchen Nebenzweck; zu welcher Reinigung alle Prüfungen der jetzigen Zeit ſo deutlich hinführen, daß es nur noch an der ernſten Willenskraft fehlt, die Hand der Vorſehung darin zu erkennen, und auf dieſem großen Wege der Wiedergeburt zur urſprünglichen Beſtimmung mit entſchloßnem Muthe weiter zu wandeln.

Anmerk. des Herausg.

VI.

Die innere Staatshaushaltung; ſyſtematiſch dargeſtellt auf theologiſcher Grundlage.

Erſter Verſuch.

Von Adam Müller.

(Beſchluß.)

Es kommt nun darauf an, die einzelnen Glieder, aus denen der arbeitende Staatskörper zuſammengeſetzt iſt, näher zu betrachten.

A. Landbau oder Dienſtarbeit.

Der Landbau iſt die Bürgſchaft der Dauer und des Beharrens in allen politiſchen Verhältniſſen, in wie fern er in dem ihm-angemeſſenen Geiſte getrieben oder verwaltet wird. Die letzte und höchſte Aufgabe der Wirthſchaft iſt Gleichgewicht: Beharrlichkeit im Fortſchreiten, Ruhe in der Bewegung: Weile in der Eile. Wer vermehren will, muß vor allen Dingen darauf ſehen, daß das Gewonnene erhalten werde. Operirte die von Adam Smith beſchriebene Wunderkraft der Induſtrie *) allein und ohne die hemmende Gegenkraft der Landwirthſchaft, das Arbeitsweſen ohne die Sperrkette des Dienſtweſens, ſo würde die Geſammtwirthſchaft ſich überlaufen, anſtatt ruhig und gedeihlich fortzuſchreiten. Beyde aber, das treibende wie das hemmende Weſen, werden in ihrem wahren Maße wie in ihrer gehörigen Ver-

---

*) Unſre Vorfahren haben ſie, wie ſich bey Erfindung der Buchdruckerkunſt zeigte, die den eigentlichen Typus der ganzen modernen Induſtrie, das Stempelweſen, zuerſt auffallend darſtellte, eine Teufelskunſt genannt. Was würden ſie geſagt haben, wenn ſie erſt das Stempelweſen unſerer Lankaſter-Schulen erlebt hatten?

bindung erhalten, durch die allgegenwärtige Kraft des Handels dem am meiſten daran gelegen, daß jede von ihnen, ihrem hie ruhigen, dort beweglichen Weſen treu bleibe *).

Im Landbau erſcheint der Menſch ſeinem Materiale untergeordnet d. h. dienend. Er kann die Kräfte der Natur, wei dieſe die Verbindung mit den menſchlichen Kräften liebt, in bedeutendem Grade erhöhen, ſo lange er nicht vergiſst, daß er in dienenden Verhältniſſe zu ihr ſteht. So bald er aber dieſe wahr Ordnung überſchreitet, und ſie wie einen rohen ihm unterworfenen Stoff behandelt, dann ſind alle ſeine Ameliorationen nu ſcheinbar, im Weſen aber geht die Cultur zurück. Je mehr e die Natur zu zwingen ſucht, um ſo gewaltiger und zerſtörende werden ihre Reaktionen, und um ſo mehr verſchlingt der Aufwand dieſer Zwangsanſtalten die Früchte der ſcheinbaren Verbeſſerungen.

Es gibt dreyerley Arten des Landbaues, jede an ihrem Ort und weil ſie die Natur fordert, und weil ſich der Menſch den Winken der Natur gehorſam unterordnet, gut; der feudaliſtiſche Landbau mit Brach- und Naturaldienſten; in großen Landflächen der fabricirende Landbau mit enclosures, Wechſelwirthſchaft, Stallfütterung, Gelddienſten, in der Nähe großer Städte, Flüſſe, Straßen und Märkte; endlich der Gartenbau an den wenigen Stellen wo die Natur dem Menſchen ein vollſtändiges Gleichgewicht der beyderſeitigen Kräfte geſtattet, und ſich das ganze Geſchäft des Landbaues zu einer freyen Kunſt erhebt. In dem feudaliſtiſchen Landbau verlangt die Natur, daß ſie in allen Rückſichten die Geſetzgeberin bleibe: hier hat das Material die Oberhand; auf dem Gebiete des fabricirenden

---

*) Daß die Herſtellung des tief geſunkenen europäiſchen Handels, von der Erhaltung der ländlichen Unterthänigkeits-Verhältniſſe, und überhaupt der chriſtlichen oder feudaliſtiſchen Inſtitutionen abhänge, werde ich an einem andern Orte mit unwiderleglichen Argumenten darthun. Wenn jeder Kaufmann ſeyn will, ſo kann es keinen Handel geben.

Landbaues räumt die Natur dem menſchlichen Werkzeuge gewiſſe Vorrechte ein, nur wird ſie auch hier jeden Verſuch, ſie zu zwingen, vereiteln und beſtrafen: im Gartenbau endlich erlaubt ſie dem Menſchen ein edles und freyes Spiel mit ihren Kräften: ſie erlaubt ihm Wetter, Klima und alle Geheimniſſe ihrer Erzeugniſſe nachzubilden; ſie erinnert ihn an das paradieſiſche Verhältniß, in welchem ſie mit ihm ſtand, und welches er durch ſeine Schuld verloren.

Ein unſerm Jahrhundert vorbehaltener Wahnſinn war es, einem dieſer drey Syſteme, wegen deſſen vermeintlicher Vernünftigkeit oder Nationalität den Vorrang geben, und die allgemeine Ackergeſetzgebung eines Landes darauf gründen zu wollen. Verdiente eines den Vorrang, ſo wäre es gerade der ältere feudaliſtiſche und traditionelle Ackerbau, die eigentliche Quelle, Grundlage und wohlthätige Hemmkette aller europäiſchen Cultur, von dem die Blüthe des Wohlſtandes und der Städte ausgegangen, und der die unentbehrliche Grundlage des geſammten politiſchen Lebens, die Pflegeſtätte der wahren Freyheit und der Kraft bis ans Ende bleiben wird. Indeß die Gerechtigkeit fordert, daß auch die beyden andern Syſteme neben ihm anerkannt werden, unter dem Vorbehalt nämlich, daß Landbau, Landbau bleibe, und daß die Natur in der Landwirthſchaft daſſelbe Uebergewicht behaupte wie im Gebiete der Stadtwirthſchaft die Kunſt, d. h. daß der Landbau nie zum Gewerbe herabſinke.

Das aber iſt das Weſen der herrſchenden Theorien, daß er ein Gewerbe ſey; und die Natur von der menſchlichen Maſchinerie bezwungen und ſklaviſch unterjocht werden ſolle; daß daher alle menſchliche Weisheit darauf gerichtet wird, den Prozeß der Fäulniß und des Todes, aus welchem das vegetabiliſche Leben hervorgeht, zu ſteigern; demnach die Pflege des Viehſtandes höher zu achten, als die Pflege des Menſchen; die Natur überall von den freyen Bühnen ihrer Thätigkeit zu verdrängen, ſie überall unter die unmittelbare Vormundſchaft zu nehmen, keine Ruhe des Ackers zu geſtatten; die alte Regel: was die Natur frey producire, ſey Gemeindegut, als einen Wahn finſtrer Zeiten umzuſtoßen, und daher die Aufhebung und Auseinanderſetzung der Gemeinheiten (Staaten) die unbedingte Abſchaffung der Hut, der Trift, der Brache, des Gemeindebeſitzes der Waldungen u. ſ. f. zur Regel zu erheben. Der ruhige Zeuge der Irrthümer unſers Jahrhunderts kennt alle verderblichen Conſequenzen dieſes Syſtems; wir begnügen uns, um der Größe des Gegenſtandes willen, die wahre Natur des Landbaues in den folgenden Sätzen [*]) ſeinen dermaligen Zerſtörern entgegen zu halten:

1.) Es iſt nicht die Frage, ob wir Landwirthſchaft treiben wollen, ſondern wir müſſen ſie treiben bey Strafe des Unterganges unſers ganzen Geſchlechtes; müſſen ſie treiben, weil es Gott ausdrücklich befohlen, weil er den Landbau im Schweiße unſers Angeſichts zu unſrer Hauptbeſtimmung gemacht; weil er uns dazu verurtheilt hat. Der Landbau iſt ein Amt und eine Pflicht, aber kein willkührliches Gewerbe; er iſt eine Laſt, wie die Freyheit ſelbſt, kein induſtrielles Verſtandesſpiel, kein Problem für den beſten Rechenmeiſter.

2.) Wir können daher nicht den Landbau, wie ſo viele ſtädtiſche Gewerbe, aufgeben, etwa weil ſein Betrieb nicht mehr rentirt; wir müſſen ihn forttreiben, wenn auch alle Arbeitskräfte und Capitalien, die in eigentlichen Gewerben figuriren, darüber zu Grunde gehn oder ihrer gegenwärtigen Beſtimmung entzogen werden ſollten. Dies gilt vom Landbau überhaupt, alſo auch im hohen Grade vom Bergbau und ähnlichen Geſchäften.

---

[*]) Ich habe nicht erſt zu bemerken, daß ich in dieſem ehrenvollen Kampfe gegen das größte Verderben unſrer Zeit nicht allein ſtehe. Seit dem Jahre 1812, wo meine agronomiſchen Briefe in Fr. v. Schlegels deutſchem Muſeum erſchienen, haben meine edlen und erfahrnen Freunde Wilhelm von Schütz und Bayrhammer ſich mit mir zu dem gleichen Zwecke verbunden, und die oben aufgeſtellten Sätze ſind die gemeinſchaftlichen Reſultate unſrer Beſtrebungen.

3.) Der rohe Ertrag des Landbaues iſt ein Gemeingut des ganzen Geſchlechtes, weil es conditio sine qua non der Fortdauer desſelben iſt. Deshalb kann er ſeiner unmittelbaren Beſtimmung, der gemeinen Ernährung des Nächſten, auf ſo lange, bis dieſe ſicher geſtellt und befriedigt iſt, nicht entzogen werden. Der Landwirth iſt alſo bey der Vorbereitung und Verwendung dieſes rohen Ertrages, auch wenn alle Geſetze ihm die unbedingteſte Willkühr geſtatten wollten, moraliſch gebunden; die Ernährung des Nächſten iſt ſeine erſte, der Markt erſt ſeine zweyte Rückſicht; es hängt nicht von ſeiner Vernunftwillkühr ab, ob er dieſen Ertrag als pures Werkzeug weiteren Ertrages (wie beym Brandweinbrennen, der Viehmaſtung, der Wollproduction, der Cultur, der Handelsgewächſe u. ſ. f.) behandeln, oder ihn der Ernährung ſeines Nebenmenſchen zuwenden will. Dieſe ſeine moraliſche Verbindlichkeit muß zum Geſetze erhoben werden, wenn die Welt beſtehen ſoll, und die chriſtlichen, agronomiſchen Inſtitutionen, gegen welche unſer Jahrhundert wüthet, ſind die vollkommenſten Geſetze dieſer Art.

4.) Gott hat dafür geſorgt, daß der rohe Ertrag nur erzielet werden kann, indem die bey weitem größte Menſchenmaſſe zu ſeiner Hervorbringung verwendet, demnach, auch deren Exiſtenz durch das Product unmittelbar verbürgt wird. Weder chemiſche noch mechaniſche Werkzeuge, weder Dünger noch Maſchinen können die Menſchenhand im Großen und Ganzen und auf die Dauer erſetzen.

5.) Da alſo die Menſchenhand im Landbau ſchlechthin unentbehrlich und unerſetzlich iſt, ſo hat der ſogenannte rationale (ſündliche) Ackerbau nur dahin ſtreben können, einerſeits zwar die menſchlichen Kräfte mehr und mehr zu dem Geſchäfte des Landbaues herbeyzuziehen, andrerſeits aber die Menſchen ſo viel als möglich von dem unmittelbaren Antheil an dem Genuſſe der Produkte des Bodens auszuſchließen, welches bewerkſtelligt worden, indem man vermittelſt des Geldes das Gelüſte der Willkühr in jedem Einzelnen weckte, und das ganze Gebäude über einem Syſteme von Geld-Löhnen und Arbeits-Vergütungen oder Erſetzungen errichtete.

6.) Der Zweck des ſo genannten rationalen Ackerbaues iſt alſo das Ausſchließen des Nebenmenſchen von dem unmittelbaren Antheil des Productes, durchaus aber nicht, wie oft vorgegeben wird, die Vermehrung der erſten Lebensmittel. Er will den disponiblen und gänzlicher Willkühr heimfallenden Theil des ökonomiſchen Ertrages (den ſogenannten reinen Ertrag) vermehren, welches nur geſchehen kann, nicht, indem die größte Fulle der Lebensmittel, ſondern, indem der größte Geldertrag erreicht, und das Product nach Möglichkeit denen entzogen wird, die zur Hervorbringung am meiſten beygetragen haben*).

7.) So nun entwickelt ſich die unſinnige Lehre, auf der in letzter Inſtanz das ganze Gebäude unſrer dermaligen haus- und finanzwirthſchaftlichen Theorien beruhet: daß nämlich die erſten Lebensmittel erſetzlich ſeyen, und daß es unter allen Umſtänden ein genügendes Aequivalent für dieſelben gebe, nämlich das Geld, daß ſie alſo nicht nothwendige, nicht erſte Bedürfniſſe ſeyen; — während andrerſeits die Natur eben dadurch, daß ſie den Grundfactor des Ackerbaues, nämlich die Kraft des Bodens aus freyer Mütterlichkeit gewährte, andeutete, daß auch das Product deſſelben die Art der Mutter an ſich tragen, und mehr für ein gemeinſames und dem Einzelnen nur verliehenes, als für ein unbedingt eignes, erſetzliches und verkäufliches Ding gelten ſolle.

8.) Die rationale Landwirthſchaft, indem ſie von dem falſchen Prinzip der Erſetzlichkeit, d. h. auch der Entbehrlichkeit aller Dinge ausgeht, kehrt die geſammte Ordnung der Natur um. Die menſchliche Arbeit kann, wie die tägliche Erfahrung lehrt, durch Naturkräfte erſetzt werden, dagegen die Naturkraft in den wenigſten Fällen durch Arbeit: Gott bleibt der Herr! — Ferner:

---

*) S. Bayrhammer in meinen Staatsanzeigen 17tes und 18tes Heft.

die Naturkraft producirt ohne Hülfe der Arbeit, dagegen die menſchliche Arbeit nie ohne Hülfe der Natur und ihrer Erzeugniſſe. Die Rationalität der Landwirthſchaft beſtehet alſo nur darin, daß Arbeit, Geld und Menſch — an die Stelle Gottes geſetzt werden, demnach der Menſch Gott gleichgeſtellt wird; dieſes iſt die Wurzel ihrer Sündhaftigkeit und Ungerechtigkeit. Sie behauptet nicht weniger, als daß die menſchliche Arbeit Lebensmittel erſchaffen, und ſich aus ſich ſelbſt vermittelſt ihres eignen Machwerks erhalten könne.

9.) Aber in der wahren Ordnung der Dinge ſind nicht nur die Lebensmittel, ſondern auch alle Arbeiten die zur Hervorbringung der Lebensmittel förderlich ſind, in dem Maße als ſie dieſes thun, unerſetzlich *). Es iſt nicht, wie die Gewerbslehrer des Landbaues lehrten, gleichgültig, ob A oder B dieſes Grundſtück beſitze oder bearbeite, ſondern nur, wer in dieſes Grundſtück mit ſeinem ganzen Daſeyn verwachſen iſt und demſelben dienet, vermag es, in ſo fern er mit ſeiner ganzen Perſon dient, auch nachhaltig mit ſeinen Händen zu bearbeiten. Auf dieſe Weiſe ſehen wir ein großes Gebiet menſchlicher Thätigkeit entſtehen, über welches Geld, Markt und Vernunftwillkühr nichts vermögen: in welchem die Unerſetzlichkeit, die Unverkäuflichkeit, die Unbezahlbarkeit die Regel — und die Gewerbs- und Erwerbs-Rückſichten nur die Ausnahme ſind; welches in der Regel einen unbedingten Werth und nur ausnahmsweiſe einen Preis hat. Hiernach ſpringt

10.) in die Augen, was von allgemeinen Geldbeſteuerungen des Bodens (Grundſteuern) in wie fern ſie als Regel aufgeſtellt

---

*) Der Leichtſinn und die Begierlichkeit des Jahrhunderts waren bald über den Beſchluß einverſtanden: daß alles Vorhandene verkäuflich ſeyn ſolle. Man begreift, wie Gottesvergeſſenheit und Hintanſetzung des Heiligen dahin führe, nichts Unbezahlbares auf Erden anzuerkennen. Unbegreiflich aber bleibt, wie man ſich zu der wahnſinnigen Vorausſetzung habe können verleiten laſſen, daß auch alles Begehrte käuflich ſey.

werden, zu halten ſey. Da ſie auf dem falſchen Prinzipe der Erſetzbarkeit der Producte des Grundes und des Bodens beruhen, ſo müſſen ſie die ſogenannte rationale Landwirthſchaft begünſtigen, hervorrufen, ja vorausſetzen. Daß eine Staatsfinanz ſich überhaupt auf dem Gelde ausſchließend, und nicht eben ſowohl auf Naturalpräſtationen in Dienſten und Sachen baſirte, würde beweiſen, daß ſie die weſentlichſte und erſte aller ökonomiſchen Diſtinktionen, nämlich die zwiſchen den erſetzlichen und unerſetzlichen Arbeiten und Dingen, dem feod und dem allod, niemals erkannt, und ſich entſchleſſen hätte, mit einer eitlen Induſtrie-Conſtruktion zu ſtehen und zu fallen, und daß ſie demnach den furchtbarſten Reaktionen, von Seiten des unerſetzlichen und dennoch hochmüthig verläugneten Elementes ihres Daſeyns, entgegen gehe *).

Wenn wir uns in eine beſondre Widerlegung dieſes Irrthums eingelaſſen haben, ſo geſchah es, weil er eigentlich allen übrigen conſtitutionellen und repräſentativen Luftſchlöſſern zum Stützpunkte dient. Wäre es einmal entſchieden, daß der Einfluß des Himmels von den geheiligten Flächen der Erde, die er ſich vorbehalten hat, vollſtändig hinweg fabricirt werden, und daß das Geld allen Bedürfniſſen der Menſchheit genügen könnte, dann wäre es freylich an der Zeit, auf dieſer großen Thatſache ganz neue bürgerliche Verfaſſungen zu gründen; das Geld und ſeine Vertreter allein gewähren zu laſſen, mit der ganzen Vergangenheit abzuſchließen, und das unermeßliche Capital, welches ſie hinterlaſſen, fahren zu laſſen, und wie Burke ſagt, einen

---

*) In welchen ſchreienden Widerſpruch die Menſchheit durch das dermalige Geldſyſtem mit der ewigen Natur der Dinge, und vor allem mit ihrem Schöpfer, getreten ſey, bewies das allgemeine Webklagen im Sommer 1819 bey der Ausſicht zu einer geſegneten Ernte. Der königl. baieriſche Finanzminiſter erklärte der dortigen Geld-Repräſentation: er bedürfe nur in dem Falle ein neues Creditvotum, daß die Getreidepreiſe noch tiefer herabgehen ſollten.

neuen Handel ohne Capital anzufangen. Glücklicherweiſe aber trägt dieſes Capital von Inſtitutionen, Geſetzen, Sitten, Macht, Eigenthum, Beſitz — eine Bürgſchaft in ſich, gegen die der Zeitgeiſt mit ſeiner Nationalität viel zu ohnmächtig iſt. Der höhere Geiſt, der einſt dieſes Capital beſeelte, kann nicht ausſterben; die Geſinnung, welche das abendländiſche Europa groß gemacht, wird ſich wieder erheben, und der falſche Gewerbsgeiſt des Jahrhunderts, den wir Zeitgeiſt zu nennen pflegen, — über das atlantiſche Meer entweichen, dahin, wo ſeiner die verwandten Geſetze, Sitten und Staatseinrichtungen erwarten.

Jetzt haben wir in der Kürze zu erweiſen, daß wir auch den wahren Gewerbsgeiſt in ſeinen natürlichen Schranken hochzuachten, und als ein weſentliches Element des europäiſchen Lebens anzuerkennen wiſſen.

B. Stadtwirthſchaft oder Induſtriearbeit.

Alles, was wir Amt nennen, das Regieren, Rechtſprechen, Vertheidigen, iſt vom Landbaue abgeleitet; der Inhaber des Bodens vereinigt aufs natürlichſte alle dieſe Funktionen. Im Landbau iſt die regierende Macht uranfänglich, durch Gottes unmittelbare Fügung gegeben, geoffenbart; mit weltlichen Worten: der Landbau hat eine politiſche Verfaſſung von Natur, weil er nicht zu denken iſt ohne das Ineinandergreifen Mehrerer, und deren Subordination unter eine einfache Macht. — Ganz eine andre und entgegengeſetzte Bewandtniß hat es mit den Städten und den Geſchäften, welche ſich in den Städten vereinigen; ſie gehen von einem gleichſam anarchiſchen Zuſtande aus, und haben die Baſis und Verfaſſung, deren ſie bedürfen, erſt zu erwerben; Macht und politiſche Verfaſſung ſind nicht gegeben, ſondern ſie werden künſtlich gemacht.

Im Landbau iſt der Menſch nothwendig dienendes Glied eines Staates, und die Aufgabe iſt, ihn unbeſchadet dieſer ſeiner dienenden Eigenſchaft, unbeſchadet der ohne ſein Zuthun vorhandenen landwirthſchaftlichen Verfaſſung, zum Haupte eines

Staates (status) zu erheben *). In der Stadtwirthſchaft hingegen iſt jeder urſprünglich Haupt eines Staates, unabhängiger Disponent über ſeine Perſon und ſeine Habe, und die Aufgabe iſt für ihn, ſich zur vollſtändigen Menſchheit dadurch zu erheben, daß er Glied eines Staates, eines status, einer Stadt, d. h. unbeſchadet ſeiner Perſönlichkeit (ſeines habeas corpus) dienendes Glied eines Ganzen werde. Es iſt ſeine Aufgabe, ſage ich, wohlverſtanden, eine Aufgabe für ſein Herz, und die ſich nur durch den Gehorſam dieſes Herzens gegen die gegebenen Verhältniſſe, und gegen die der göttlichen Gebote und Offenbarungen löſen läßt.

Hieraus würde ſich nun eine ſehr erhebliche Diſtinktion ergeben, nämlich die, zwiſchen natürlichen (Patrimonial-) Staaten, die durch direkte göttliche Anordnung beſtehen, und künſtlichen Repräſentativ-Staaten, und die unter indirekter Mitwirkung Gottes durch menſchliche Veranſtaltung entſtanden ſind **).

---

*) Der Begeiſterung der Wohldenkenden, für die vermeintliche Befreyung der Bauern, liegt eine ähnliche Vorſtellung zum Grunde, nur daß ſie das Weſen dieſer Befreyung in die Auflöſung der Schranken, d. h. in die Zerſtörung der landwirthſchaftlichen Verfaſſung ſetzen, über welche die menſchliche Vernunft kein Recht hat. Der Bauer iſt frey, wenn er Haupt eines status iſt, d. h. wenn er innerhalb den gegebenen Schranken ſeines Daſeyns geſichert und unverletzlich iſt. Das ſicherſte Mittel aber, ihn zum Sklaven zu machen, iſt, ihn in eine Sphäre zu verſetzen, die ſeinem natürlichen Daſeyn widerſpricht, ihn zum Geldmenſchen zu machen, und mit Gelde und Wiſſenſchaft, ſtatt des lebendigen Bewußtſeyns, an ſeinem Orte das zu ſeyn, was er ſeyn ſoll, alle tödtende Gelüſte der Willkühr und unbegrenzte Anſprüche in ihm zu erwecken. Ueber ein ſo einfaches Problem ſelbſt, als es die Freyheit der Bauern iſt, kommt nichts deſtoweniger niemand aus ſich ſelbſt aufs Reine. Nur die Religion lehrt jeden, wer er ſey und was er für ſich und Andere zu thun habe.

**) Der Verfaſſer würde ſehr mißverſtanden werden, wenn man ihm die Geringachtung oder Verwerfung des repräſentativen Prinzips, als ſolchen, zutrauen wollte. So wie in den Patrimonial-Verfaſſungen der Fürſt, der Herr oder das Haupt

In den Beſchäftigungen des Landlebens lebt und wohnt das monarchiſche oder vielmehr patriarchaliſche Element der Staaten, aber die gütige Vorſehung hat dieſes erſte, und zur Erhaltung des Ganzen nothwendige Prinzip durch die Freyheit des Menſchen veredelt wiſſen wollen, und daher den Keim eines andern, nämlich des ſtädtiſchen Prinzips, in die bürgerliche Geſellſchaft niedergelegt. Aus dem Drange nach einer näheren Vereinigung der Menſchen unter einander, und nach der Befriedigung unzähliger Bedürfniſſe, denen die freygebige Hand der Natur nicht unmittelbar genügen konnte, ſollte ſich ein künſtliches Reich dem natürlichen gegegenüber erheben. Dem Landbau ſollte ſich die Stadtwirthſchaft, dem Amt das Gewerbe gegenüber ſtellen, und beyde ſollten ſich, ohne der innerlichen Verſchiedenheit ihres Be-

---

— der Verwalter Gottes iſt, der dieſe Verfaſſungen direkt gegründet, ſo iſt in den Repräſentativ-Staaten die Obrigkeit allerdings Stellvertreter der Menſchen, denen Gott die künſtliche Errichtung ſolcher Gemeinweſen geſtattet hat. Jedoch repräſentirt eine ſolche Obrigkeit niemals die bloßen dermal vorhandenen Köpfe, ſondern den geſammten als unſterblich präſumirten Verein, und wird ſich, falls ſie beſtehen ſoll, mehr und mehr von dem Geiſte der Patrimonial-Staaten durchdringen laſſen müſſen. Sobald aber das ſogenannte repräſentative Prinzip oder (beſſer geſagt) Element aller bürgerlichen Verfaſſung allein und ausſchließend ſich der Welt bemächtigen will, wird es eben dadurch ein reines Prinzip der Zerſtörung und der Revolution. Dies iſt die Meinung, welche unſer Jahrhundert davon hegt, und in dieſer Geſtalt iſt es allerdings die größte aller Calamitäten, welche ein Volk befallen können. Die Conſtitutionsraſerey unſers Jahrhunderts zielet auf nichts geringeres, als auf den unbedingten Sieg des Repräſentativſyſtems, (d. h. der Repräſentation der einzelnen Köpfe, und dann weiter desjenigen Weſens, welches dieſe Köpfe ſo wie alle Dinge überhaupt, repräſentiert, nämlich des Geldes) über alle Patrimonialherrſchaft der Welt. Ein tiefſinniger Schriftſteller ſagt: »die Aufklärung unſrer gegenwärtigen Generation wolle nichts geringeres, als ſeine Regierungen mediatiſiren durch Geldſtände.«

rufes untreu zu werden, zum Wechſelbunde gegenſeitiger Genugthuung vereinigen.

Dies nun iſt der natürliche Gang der Entwicklung des chriſtlichen Gemeinweſens, welchen auch die Geſchichte des chriſtlichen Europa überall beſtätigt. Daher waren die Beſtrebungen mehrerer ausgezeichneten deutſchen Geſchichtskundigen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zur Erforſchung des Aufkommens des Bürgerſtandes und der künſtlichen ſtädtiſchen Verfaſſungen, ſo richtig als verdienſtlich. Der leitende Faden im Labyrinthe der politiſchen Geſchichte iſt ohne Zweifel gefunden, ſobald man den Kampf des Territorial- und des ſtädtiſchen Intereſſes, oder des natürlich-monarchiſchen und des künſtlich-republikaniſchen Prinzipes für den weſentlichen Gehalt dieſer Geſchichte anerkennt.

Aber nicht nur aller Vortheil einer ſolchen Reform des Geſchichtsſtudiums geht verloren, ſondern die Hiſtorie wird ſogar zur rechten Verderberin der politiſchen Ordnung, wenn man das ſtädtiſche Prinzip zum Alleingeltenden zu erheben verſucht, und von den drey gleich weſentlichen Elementen des politiſchen Lebens, nämlich dem Dienſt, der Arbeit und der Handlung, nur die Arbeit als weſentlich anerkennt. So nun hat das Geſchichtsſtudium zu dem Unglück unſrer Zeit thätigſt beygetragen, und es iſt zuletzt dahin gekommen, daß die Induſtrie ausſchließlich für den eigentlichen Kern und Zweck des Gemeinweſens angeſehen wird, dagegen alle anderweiten moraliſchen, rechtlichen und geiſtigen Veranſtaltungen und Verrichtungen für die bloße Hülfe deſſelben gelten.

Die örtliche Lage und die hiſtoriſchen Schickſale von Frankreich hatten daſelbſt in den letztverfloſſenen Jahrhunderten eine relative Zurückſetzung der arbeitenden gegen die übrigen Stände herbeygeführt. Die Reaktion dieſes verſäumten Prinzips war eine Hauptveranlaſſung des erſten Ausbruches der franzöſiſchen Revolution, und die Revolution ſelbſt nichts anderes, als ein unglücklicher Verſuch, das geſammte bürgerliche Leben künſtlich und ſtädtiſch auszubilden, und den Landmann wie den Geiſtlichen zum citoyen d. h. zum Tagelöhner umzugeſtalten. Römiſche Vorbilder und die Herrſchaft von Paris über alle Begriffe und Vorſtellungen der Franzoſen, erklären es, wie ein natürlicher Irrthum in ſo wenigen Tagen zu einer wahnſinnigen Zerſtörung aller Spuren göttlicher und menſchlicher Geſetze ausarten konnte. Ein Stand, den man nicht einmal zu definiren oder zu bezeichnen, ſondern nur zu numeriren wußte, der tiers ètat ſey der Einzige, ſey Alles: dies war die groſe Entdeckung, der zu Ehren das ganze Capital der franzöſiſchen Sitte, Verfaſſung und Geſchichte in Rauch aufgehen mußte.

Leichtſinniger aber und unverzeihlicher erſcheinet das Verfahren der Deutſchen, denen ihre Geſchichte auf jedem Blatte zeigen mußte, wie eigenthümlich, ſtolz und frey ſich ſeit ſieben Jahrhunderten eben jenes ſtädtiſche Prinzip auf ihrem Boden ausgebildet hatte. Hier galt es keine Reaktion in dem Sinne der franzöſiſchen: ſtädtiſche und ländliche Freyheit ſtanden in gleichglänzenden Monumenten vor den Augen des Geſchichtsforſchers da, und der bloße Anblick der ehrwürdigen Ruine des deutſchen Reichs überzeugte einen Jeglichen, daß dieſes Land für die Einförmigkeit einer bloß künſtlichen Verfaſſung, einer Manufaktur, eines Arbeitshauſes ſo wenig geeignet war, als es in die ſittliche Unterthänigkeit einer Hauptſtadt gebracht werden konnte. Nichts deſtoweniger ward gerade von hier aus der Begriff eines dritten Standes, der allen andern vorzugehen und deſſen Aufkommen in Europa für die ſchönſte Frucht des letzten Jahrtauſends, wie die Niederlage der beyden andern Stände für das herrlichſte Ziel aller Anſtrengungen der nächſtfolgenden Jahrhunderte zu gelten habe, mit Leidenſchaft verbreitet.

Die poſitiven Wiſſenſchaften, die Geſchichte, die Jurisprudenz entbehren durchaus aller Haltung, wenn ihnen die Grundlage der poſitiven Religion mangelt, und die Erfahrung iſt faſt eben ſo unſicher als die menſchliche Vernunft, wenn ſie aufhört, in Beziehung auf die göttlichen Offenbarungen zu ſtehen. Wenn es keinen von den Trugſchlüſſen der menſchlichen Eigenliebe unabhängigen Geſichtspunkt für die Darſtellung der Weltgeſchichte, keine gleichſam kanoniſche Geltung und Beurtheilung der Haupterfahrungen unſeres Geſchlechtes, wie jedes Einzelnen, gibt, ſo iſt kein Reſultat unſinnig genug, daß ſich nicht aus Erfahrung und Geſchichte herleiten und kritiſch erweiſen ließe.

So nun führen die neueren Bearbeitungen der Geſchichte und der übrigen poſitiven Wiſſenſchaften faſt ſämmtlich auf das Reſultat einer thieriſchen Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechtes. Die Ausbildung der phyſiſchen Anlagen und Kunſtfertigkeiten des Menſchen, die Verfeinerung der Genüſſe, die Vervollkommnung des äußern Lebensapparates, die Vermehrung aller Reizungen zum Egoismus, zur Eitelkeit und zur Hoffahrt, — kurz, der Inbegriff deſſen, was wir Cultur nennen, und was ausſchließend aus den Verhältniſſen des ſtädtiſchen Lebens hervorgegangen iſt, regiert und beſtimmt unſre ganze heutige hiſtoriſche Pragmatik. Das arbeitende Prinzip im Menſchen, gewöhnlich die Vernunft genannt, iſt aus dem Standpunkte dieſer philoſophiſchen Hiſtoriker das einzig Weſentliche; die unleugbare Dienſtbarkeit in welcher derſelbige Menſch Jahrtauſende hindurch gegen den Glauben und gegen die von Gott eingeſetzte Herrſchaft geſtanden hat, gilt für einen Mißbrauch, für einen Wahn finſterer Zeiten, und die Erleuchtung der gegenwärtigen Zeit ſoll eben daher rühren, daß man erkannt habe, das höchſte Gut, das vollkommenſte Glück, die beſte Verfaſſung der menſchlichen Geſellſchaft ſey ein reines Artefakt, und in vollſtändiger Unabhängigkeit von allen äußerlich gegebnen, und nicht ſelbſtgemachten Geſetzen, durch bloße Kunſtfertigkeit des Geiſtes und der Hände zu erreichen.

Ich würde es ein edles und menſchliches Beſtreben nennen, wenn die Hiſtorie, wie es in den Werken des großen deutſchen Geſchichtsforſchers Heeren geſchehen, ſich begnügt hätte, die Entwickelung der menſchlichen Arbeit, des Kunſtfleißes und des Handels, als weſentlicher Beſtandtheile, aller und ſelbſt der höheren Cultur, zu vindiciren. Der eigentliche Inhalt der Geſchichte, nämlich Gott, kann und ſoll ſich nur in dem Ganzen der Menſchheit offenbaren, und keine menſchliche Sorge, Arbeit oder Kunſt iſt ſo geringfügig, daß ſie außer Beziehung auf dieſes Ganze ſtände. Aber ich nenne es ein thieriſches Beſtreben, die bloße menſchliche Vernunft, ihr Schaffen und Einrichten, alſo die Arbeit, die pure Befriedigung der geiſtigen und phyſiſchen Begierlichkeit, d. h. die Thierheit, der Geſchichte als ihren einzigen und ausſchließend weſentlichen Zweck aufheften zu wollen. Das Kennzeichen des Menſchen iſt nicht ſeine begierliche Vernunft; nicht durch Willkühr und Unabhängigkeit unterſcheidet er ſich von den übrigen Geſchöpfen. Gleich ihnen zur Dienſtbarkeit beſtimmt, iſt ſein Vorzug, daß ihm eröffnet worden, Wem? er dient; daß er alſo ſehend, betend, liebend, d. h. mit Freyheit dient. Er hat die Fähigkeiten zu unendlich verſchiedenartigen Arbeiten und Verrichtungen empfangen, um jede einzelne dieſer Arbeiten auf den allgemeinen Dienſt, wozu er berufen iſt, zu beziehen, d. h. um ſie zum Dienſte Gottes zu erheben. Deshalb iſt ſein erſtes und nothwendigſtes Geſchäft, die Bedingung des Fortganges und Gedeihens aller übrigen, der Ackerbau, mehr Dienſt und Amt als Arbeit; es beruht mehr auf Gehorſam als auf Kunſtfertigkeit und Induſtrie, damit ſich der Geiſt einer edlen Dienſtbarkeit von dort aus über das ganze Gebiet des menſchlichen Daſeyns verbreite, und ſich dergeſtalt der ſtädtiſche Kunſtfleiß auf den Landbau, ſo wie dieſer auf den Offenbarungen Gottes und ſeiner Natur ſtütze.

Freyheit iſt ein thieriſches Vermögen, wenn ſie nicht durch Dienſtbarkeit vermenſchlicht und geadelt wird; der Freyheit des Menſchen alſo, welche wir Vernunft zu nennen pflegen, geſchieht nicht etwa ein Abbruch, ſondern ſie wird allein erhoben, veredelt und preiswürdig dadurch, daß wir ſie in den Gehorſam ſetzen. Worin beſtehet das praktiſche Verdienſt des Künſtlers und des Arbeiters, als in einer gewiſſen Hingebung ſeines ganzen Könnens und Vermögens, in das unabänderliche Sollen der Natur, ihrer Geſetze, Bedingungen, alſo in die gegebenen Umſtände?

Folglich iſt auch alle Arbeit des Künſtlers eitel Dienſt und Gehorſam; wir nennen ſie Arbeit, nur im Verhältniß zum Stoffe, der im Gebiete der Kunſt dem Menſchen untergeben iſt, wie er im Gebiethe des Landbaues den Menſchen beherrſcht, und daher vielmehr zum Dienen als zum Arbeiten beſtimmt. Im Verhältniſſe zu der eigentlich bildenden Kraft aber erſcheinen beyde, die Kunſt eben ſowohl als der Landbau, in gleicher Dienſtbarkeit.

Unter dem Vorbehalte alſo, daß die induſtrielle Arbeit und Kunſt nicht als vorherrſchendes, wenn auch als weſentliches Element der menſchlichen Geſammtthätigkeit, mit gerechter Achtung und Schonung gegen die andern, eben ſo weſentlichen Elemente, angeſehen werde, dürfen wir ſie, unter der Rubrik der verarbeitenden Stadtwirthſchaft, nach den drey ewigen Kategorien, die in allen menſchlichen Arbeiten wiederkehren, folgendermaßen eintheilen: 1.) in zünftig-gebundene Arbeit, die ſich zunächſt auf die materiellen Nothwendigkeiten des Lebens richtet, die deshalb durch corporative Formen ganz in das bürgerliche Leben verwebt ſeyn muß, und nicht ohne Gefahr dem bloßen Geſchick und Talente überlaſſen werden kann, ſondern auf einem zuverläßigeren Boden, auf der Macht der Gewohnheit und ſtrenger Grundſätze der häuslichen Zucht beruhen muß; 2.) in die freye Gewerbsarbeit, die es vielmehr mit den formellen und werkzeuglichen Verfeinerungen des Lebens zu thun hat, und welcher daher der möglichſt freie Spielraum für die Induſtrie und das Talent geſtattet werden darf; 3.) in die eigentliche Kunſtarbeit, die es auf die perſönliche Veredlung des ganzen Menſchen durch ſämmtliche unſerm Geſchlechte anvertrauten Mittel der Offenbarung, durch Bild, Rede, Schrift, Darſtellung u. ſ. f. abſiehet. Hier verbinden ſich Materie und Werkzeug unter dem Einfluſſe einer göttlichen Kraft, und ſo kann ſich dieſe eigentliche Kunſt weder bloß zünftig, noch bloß frey ausbilden. Sie tritt daher in jene freyen und doch engen Vereinigungen, die wir Schulen nennen.

Niemand hat das Ganze der Stadtwirthſchaft erkannt, der nicht dieſe drey weſentlich verſchiedenen Elemente beachtet. Die Theorien unſrer Zeit, ihrem Grundſatze getreu, daß alles bürgerliche Daſeyn vom einzelnen Menſchen und ſeiner Vernunft ausgehe, und daß dem Talente die Welt gehöre, haben ſich denn auch innerhalb des Gebietes der Stadtwirthſchaft bewähren, und zwey dieſer Elemente verwerfen müſſen, um Eines zu erheben. Nur das freye, auf den bloßen Geldgewinſt gerichtete Gewerb hat gelten ſollen: alle Rückſichten auf die bürgerliche Ehre der Handthierung, oder auf den eigentlichen Geiſt der Kunſt, ſind zurückgeſetzt; die Zünfte ſind vom Zeitgeiſte geächtet. Man unterſuche das Conſtitutions- und Repräſentations-Weſen unſers Jahrhunderts mit vorurtheilsfreyem Blicke, und man wird finden, daß es von dem Wahne ausgehet, die freye Gewerbs-Arbeit ſey der einzig weſentliche Zweck der geſellſchaftlichen Vereine, und demnach ſey die Verfaſſung der Staaten nichts anderes als ein Manufakt, ein Produkt gemeinſchaftlicher Arbeit, welches nach demſelben Grundſatze der Gewerbfreyheit von der Geſammtheit der Gewerbtreibenden zu jeder beliebigen Zeit umgeändert oder erneuert werden könne; desgleichen die Verwaltung der Staaten nichts anderes, als ein großes, dem Prinzip der Arbeitstheilung, unterworfenes Induſtriegeſchäft.

Der Irrthum iſt nach allem Vorgeſagten zu einleuchtend, um eine lebhafte Widerlegung zu verdienen. Wir begnügen uns, an die Gerechtigkeit des Leſers zu appelliren und die augenblicklich unterdrückten, eben ſo weſentlichen Elemente des Gemeinweſens zu vindiciren; übrigens aber werden wir, wie bisher, keine Gelegenheit verſäumen, der wahren Induſtrie (in den gehörigen Schranken, die zugleich die nothwendigen Bedingungen ihres Gedeihens ſind) mit Begeiſterung das Wort zu reden.

C. Handel (Handlung).

Der Kampf des ſtädtiſchen und des Territorial-Intereſſes, den die Geſchichte zeigt, iſt nach Gottes Anordnung keineswege

ein Vernichtungskampf, aber er wird es durch die Verblendung der
Menſchen und durch ihre Gottesvergeſſenheit. Wenn irgend ein
Zeitalter ſeine eignen Kräfte ungebührlich hoch anſchlagen, und
die Rechte der Vergangenheit wie der Zukunft zurückſetzen wollte,
wenn es erſt angefangen hätte die ſichtbaren Kräfte und Dinge,
und den augenblicklichen Genuß, für den eigentlichen Gehalt und
Zweck des Lebens anzuſehen, ſo würde das ſtädtiſche Intereſſe
für eigentliches Staatsintereſſe gelten, das Territorial-Intereſſe
würde zu unterliegen ſcheinen, und der Ackerbau ſelbſt würd
der Gewerbs- und Induſtrie-Politik anheimfallen. Nichts abe
kann vorübergehender ſeyn, als ein Schwindel dieſer Art, nicht
vergänglicher und zeitlicher als der Zeitgeiſt, auf den er ſic
berufen möchte. Wenige Jahrzehnde gehören dazu, um da
Unheil, welches er nach ſich zieht, weltkundig zu machen. Di
Induſtrie kann den Ackerbau unterſtützen, aber nicht begründen
ſie kann die Dienſtverhältniſſe veredeln aber nicht erſetzen; ſ
kann die von Gott gegründete Territorialmacht befeſtigen un
mäßigen, aber nicht vernichten. Von dem Tage an, wo alle Na
turaldienſte aus Europa verſchwunden wären, wäre auch der Ve
fall der Städte und aller Cultur des europäiſchen Occidentes en
ſchieden, denn die natürliche Verfaſſung des Landbaues iſt
eigentlich der Grund und Boden, der dieſe Städte und all
von ihnen abhängige Gute und Edle trägt.

Die eigentliche Beſtimmung des Handels aber iſt die Ve
mittlung zwiſchen dem ſtädtiſchen und Territorial-Intereſſe, al
zwiſchen der Arbeit und dem Dienſt. Eben weil der Comme
eine vom Landbau und der Fabrikation durchaus verſchiedene B
ſchäftigung iſt, die mit ganz beſonderer Vorbereitung und ga
eigenthümlichen Mitteln getrieben ſeyn will, verfallen der Ack
bau und die ſtädtiſche Induſtrie unvermeidlich, wenn ſie ni
bloß dem Geiſte ihres Berufs gemäß dienen oder arbeiten, ſo
dern auch mit ihren Produkten oder Fabrikationen Handel tr
ben wollen. Das iſt die unglückliche Verwirrung des derma
gen Weltmarktes, daß jeder Alles will, und der heutigen

werbsgeſetze, daß jeder Alles darf. Der Fabrikant und der rationale Landwirth erſcheinen auf dem Markte neben dem eigentlichen Handelſtande, als ein zweyter und dritter Handelsſtand mit denſelben Anſprüchen, doch ohne Beruf und Befähigung. So wird dann auch der Handel ſeinerſeits aus ſeinen natürlichen Schranken herausgenöthigt, ſeiner Standſchaft beraubt, zum Güterbeſitz und zu Fabrik-Unternehmungen verlockt, oder allen lokalen und rationalen Angelegenheiten, dem Vaterlande und den Seinigen dadurch entfremdet, daß er ſich an die große Faro-Bank des europäiſchen Staatspapier- und Renten-Weſens flüchtet, und der großen Bank-Loge einverleibt, die ein unſichtbares Netz über unſern Welttheil ausgebreitet hat, und ihre Congreſſe hält, ihre Couriere ſchickt, und ihre eigene Polizey organiſirt, wie die politiſche Macht.

Die innere Weſenheit des Handels wird ſich erſt dann mit Erfolg darſtellen laſſen, wenn in weiteren Verſuchen die unmittelbaren Einflüſſe der Religion auf die menſchliche Haushaltung in ihr volles Licht geſetzt ſeyn werden. Bey dem gegenwärtigen erſten Verſuche ſind wir weit genug gediehen, wenn zuförderſt der charakteriſtiſche Unterſchied des Handels von den beiden andern Gattungen der irdiſchen Arbeit erkannt wird, und wenn zweytens dargelegt wird, daß die drey durch unſre ganze Abhandlung hindurch laufenden Kategorien der Haushaltung nämlich: Arbeit, Material und Kraft, auch in der Eintheilung der Handelsgeſchäfte ihre volle Anwendung finden.

Der Handel iſt entweder materieller und lokaler Art, wie der Binnenhandel überhaupt; er iſt durch das materielle Bedürfniß der erſten Nothwendigkeit bedingt, und wie oft man auch ihn aus unvorſichtiger Liberalität aller Schranken entledigen mag, ſo wird er doch zu allen Zeiten nach geſchloſſenen Gilden und Innungen zurückſtreben. Die andre, von jener erſteren weſentlich verſchiedene Art des Handels, iſt der auswärtige Fracht-, Fuhr- und Zwiſchenhandel. Er ſteht dem Charakter der induſtriellen Arbeit näher, ſo wie der Binnenhandel dem der dienenden, ämtlichen Arbeit; der binnenländiſche Kaufmann ſtehet in einer gewiſſen Verpflichtung gegen den näheren Bedarf des Vaterlandes, daher wird ihm, eben wegen dieſer Belaſtigung, die Weisheit der Regierung auch beſondre Bevorrechtungen zuwenden. Der auswärtige Handel hingegen führt die kosmopolitiſche Geſinnung mit ſich; daher iſt ihm die Freyheit eben ſo angemeſſen, als dem Binnenhandel die Gebundenheit. Der große Irrthum unſers Jahrhunderts iſt, daß die zweyte Gattung für die allein weſentliche und natürliche gilt, und daß die andern Gattungen nach ihr gemodelt werden ſollen, wie der ganze Landbau nach der induſtriellen Art des Landbaues, und das ganze Kunſtgewerb nach den Geſetzen der Induſtrie im engeren Sinn des Wortes. Iſt aber der weſentliche Unterſchied des Binnen- und des ausländiſchen Handels mit gerechter Geſinnung aufgefaßt, dann wird auch die dritte, beyde umfaſſende und belebende, und dennoch von ihnen geſchiedene Gattung des Handels, der Geld- und Wechſelhandel, deutlich ins Auge fallen. Dieſe operirt mit der den geſammten Verkehr belebenden Kraft des Geldes und des Credits; bald, je nach den Umſtänden, frey, bald in geſchloſſenen Corporationen und Banken, je nachdem die commerzielle Macht ſich bald in lokalen Schranken zu Gunſten einer beſonderen Stadt und eines beſondern Landes, bald in freyer Vermittlung ganzer Länder und Welttheile, werkthätig beweiſen ſoll. Auf dieſer Stelle nun berühren wir die Grenze unſrer gegenwärtigen erſten Abhandlung. Die im Handel waltende Kraft, die im Gelde und Wechſel wirkende Seele iſt der Credit; und niemand ſage, daß er das innerliche Weſen des Credites verſtanden, dem das Weſen des Glaubens ſelbſt, d. h. des religiöſen Glaubens, fremd geblieben.

Die Natur und Eintheilung der ökonomiſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Arbeit haben wir dargelegt; in einem zweyten Verſuche wird eben ſo das Capital; in einem dritten die

Kraft, der Schlußſtein des ganzen Gebäudes, der ſich nur durch eine Anziehung von Oben an ſeiner Stelle behaupten kann, an die Reihe kommen.

Encyklopädiſche Inhaltstafel

des vorſtehenden erſten Verſuchs.

1.) Die menſchliche Haushaltung hat drey Elemente. a. Die Arbeit (das Werkzeug); b. das Material (das Capital); c. die Kraft (welche überall aus dem göttlichen Segen herzuleiten iſt).

2.) Das einfache Zuſammenwirken dieſer drey Elemente iſt das urſächliche Prinzip aller ökonomiſchen Bildungen, und in demſelben beruhet das von allen bisherigen ſtaatswirthſchaftlichen Theorien geſuchte und immer verfehlte Geheimniß der Productivität.

3.) Wird das weſentlichſte jener drey Elemente, nämlich die in allen irdiſchen Geſchäften wirkende göttliche Kraft, verſäumt, zurückgeſetzt, oder ganz vergeſſen, ſo gerathen die beyden andern, ihres höheren Vermittlers beraubten Elemente, in einen gegenſeitigen Zerſtörungs-Kampf. Werkzeug und Material, Arbeit und Capital, die producirenden und die beſitzenden Stände, das arbeitende und das von Renten lebende Volk trennen und befeinden ſich; der tägliche Erwerb und das dauerhafte Eigenthum, — das Recht, welches das Eigenthum beſchützt, und die Politik, welche den Erwerb fördern will, — gerathen in Widerſpruch.

4.) Wie aber ſich die geſammte Haushaltnng nur in der Dreyeinheit jener Elemente erkennen und regieren läßt; ſo zerfällt auch jedes einzelne der drey Elemente, bey gründlicher abgeſonderter Betrachtung, wieder in dieſelben Elemente.

5.) So die Arbeit a. in materielle Arbeit oder Dienſt (Amt), deren Sphäre der Landbau; b. in werkzeugliche Arbeit, oder

Arbeit im engeren Sinne (Kunſt, Induſtrie, Gewerb), deren Sphäre die Stadtwirthſchaft, und c. in Kraftarbeit oder **Handlung** (Handel), deren Sphäre der Commerz und Verkehr iſt.

Hiernach formirt ſich die folgende Tafel der **Staats-Arbeit**:

Arbeit.	Materielle Arbeit (Amt, Dienſt), **Landbau.**	1.) **Materieller Landbau** (feudaliſtiſcher) in großen und offenen Landflächen mit Brache, Naturaldienſten, meiſtentheils Dreyfelderwirthſchaft. Die Ernährung des Menſchen, ihr Zweck. 2.) **Werkzeuglicher Landbau** (induſtrieller und commerzieller um Städte, an Landſtraßen, Flüſſen u. ſ. f. wo Calcul und Arbeit über die Natur gebieten, mit Tagelöhnern, enclosures, Stallfütterung, Wechſelwirthſchaft. Ihr Zweck, der reine Ertrag. 3.) **Kraft-Landbau.** Gartenbau und Kunſt.
	Werkzeugliche Arbeit (Kunſt, Induſtrie, Gewerb), Stadtwirthſchaft.	4.) **Materielles Gewerb.** Zünftiges Gewerk, wo res, materia, die Sache des Vaterlandes, der Stadt, der Commun, des Gewerkes, der Zweck. 5.) **Induſtrielles Gewerb.** Freye Handthierung, mit Gewerbsfreyheit, wo der Zweck der Ertrag und die individuelle Vollendung des Products. 6.) **Kunſt,** und Schule der Kunſt.
	Kraftarbeit (Commerz, Verkehr), **Handel.**	7.) **Materieller Binnenhandel.** In Gilden und Innungen geſchloſſen, mit Zwecken der ſtädtiſchen und nationalen Erhaltung, daher bevorrechtet. 8.) **Werkzeuglicher Zwiſchenhandel.** Freyer Handel, deſſen Zweck der Ertrag und die allgemeine Verſorgung, ohne Verpflichtung gegen ein beſonderes Lokal. 9.) **Geld- und Wechſelhandel.** Verkehr mit dem Credit und Glaubenskapitel der Welt, wie der einzelnen Körperſchaften und Individuen.

6.) Von den neun hier dargelegten gleich weſentlichen Gattungen der Staatsarbeit nimmt die heutige Theorie, weil ihr das höhere Geheimniß der Haushaltung abhanden gekommen, und weil ſie die arbeitende Hand als alleinige Urſache der ökonomiſchen Productionen gelten läßt, nur Nro. 2, 5 und 8 wahr. In dem ganzen Gebiete der Landwirthſchaft erkennt und empfiehlt ſie nur die induſtrielle und commercirende Gattung (den ſogenannten rationalen Landbau); in der Stadtwirthſchaft nur das frey fabricirende und commercirende Gewerb (die ſogenannte rationale Induſtrie); und im Handel diejenige Art des ungebundenen Zwiſchenhandels oder der Hökerey, welche den Markt, das Vaterland und die Welt als einen übrigens gleichgültigen Tummelplatz der Gewinnſucht betrachtet.

VII.

Von der Grundlage des Friedens.

Wenn man aus unſerer Zeit des Sturmes, der — wie Schwachgläubige meinen — die neue Weltordnung zu zertrümmern droht, nach Rath und ähnlichen Ereigniſſen in die frühere Geſchichte zurückblickt, ſo kömmt aus dem, was wir dort ſehen, zwar keine neue Lehre, aber neuer Troſt. Jenſeits der Epoche, in welcher eine neue Lehre und neues Leben aus dem Chaos wild umherfluthender junger Stämme und lebloſer Glieder erſtorbener Staaten die neue Welt bildete, bietet ſich unſeren Blicken ein ſteter Wechſel von Staaten dar, die von dem Augenblicke an, — wo die Geſchichte ſieht, daß ſie ſich bekannt werden, bis zu ihrer Zerſtörung in einem feindlichen Verhältniſſe ſind. — Es ſind nicht wie wir es in unſeren Tagen wieder erlebten, feindliche Schulen, die verſchiedene Anſichten zu einem Vertilgungs-Kampfe treiben; es ſind Völker, die durch verſchiedene Anſichten zur Unverträglichkeit gezwungen werden, und ihre Feinde zu zerſtören ſuchen. Wir finden die Staaten einander fremd, ſo lange ſie ſich ausbilden, und die Pilgerfahrten zu den Orten, wo die Kräfte der Natur den Menſchen bedräuen, ſind die einzigen Verbindungsmittel, welche der Handel benützt. Wie ſich die Völker ſelbſt nahe rücken, geſchieht es im Kriege; Vorderaſien und Aegypten muß unterworfen werden, weil es dem nicht dient, der der wahren Lehre dient; des großen Königs Macht wird von den Griechen gebrochen, die einerlei religiöſe Anſichten zuſammenhalten, und die dann ein innerer Krieg trennt, und einem Barbaren unterwirft, der auch den Staat des Morgenlands unterwirft, der aber von Stunde zu Stunde deutlicher erkennt, nur wenn er der Gott ſeines Reiches ſey, könne es beſtehen. Doch der

Götze ſtirbt und die Trümmer der damals civiliſirten Welt werden von den Trümmern des Heeres Alexanders verzehrt; während ſie ſich um ihre Beute zanken, kommen zwey Völker, die ſich bisher einzeln ausgebildet haben, in Berührung, ein Krieg auf Tod und Leben erfolgt, und Rom, das ſich ſelbſt für ſeinen Gott hält, zerſtört Carthage. — Alle Lande die dem göttlichen Rom bekannt werden, müſſen daſſelbe anzuerkennen gezwungen werden; die Majeſtät und der oberſte Wille, die Göttlichkeit, geht von der Stadt auf das Individuum über; der Kaiſer iſt der Gott, bey dem man ſchwört, die civiliſirte Welt gehorcht ihm, der Soldat wählt ihn, der nordiſche Barbar wird zum Soldaten, und Rom fällt.

Die Verdorbenheit der civiliſirten Welt hätte die Maſſe der Völker zerſtört, wenn eine neue Lehre die Völker nicht erleuchtet und gerettet hätte, ſie gab ihnen ſtärkere Waffen gegen die Leidenſchaften, als die Nahrung war, welche Babel dieſen gab.

Im Oſten entſtand ein Staat, den die Kirche nicht retten konnte, weil in ihm neben Gott, des Kaiſers heidniſche Majeſtät ſtand, welche in der Religion einen Regierungsbehelf ſah, den er als Polizey neben den Spielen brauchte, um das Volk zu beherrſchen, und ſich und daſſelbe zu unterhalten.

Eine finſtere Epoche ſcheidet die alte Geſchichte von der neuen; die Völker ſuchen den Boden, den ſie bewohnen, die Lehre, die ſie erleuchten und ſegnen ſoll. Die Lüſte der alten Welt und die Irrthümer in der Lehre zerſtören einige Völker; als die großen Städte und großen Irrthümer gedemüthiget ſind, entſteht eine neue Zeit. Denn ſobald die römiſche Kirche die einzige Lehrerin der rohen Völker geworden war, welche das römiſche Weltreich zerſtört hatten, und ihnen alle gemeinſchaftliche Anſichten über das Weſentliche des geſellſchaftlichen Zuſtandes in Familie, Gemeinheit und Staat gegeben hatte, war die Todesfeindſchaft zwiſchen den verſchiedenen Stämmen aufgehoben. Jene allgemeinen Anſichten ſprachen ſich zwar in den verſchiedenſten zufälligen Formen aus, aber es gab kein trennendes Prinzip mehr, und ſeither hat ſowohl in den verſchiedenen europäiſchen Staaten, als in ihren Gliedern ein inniges Zuſammenleben und eine Beſtändigkeit vorgewaltet, welche die neue Zeit von der alten weſentlich unterſcheidet. Sobald ein Staat ſich den europäiſchen Anſichten anſchloß, ward er ein Theil der großen europäiſchen Familie, die ſich weit über alle Staaten erhob, die andere Anſichten hatten, denen ſie mit Glück widerſtand.

Zwiſchen allen europäiſchen Staaten beſtanden doppelte Verhältniſſe: die *allgemeinen*, denen die *allgemeinen* gemeinſchaftlichen Anſichten aller Staaten (das Völkerrecht) zu Grund lagen, und die *beſonderen*, welche auf beſonderen gemeinſchaftlichen Anſichten beſtimmter Staaten, welche die Gewohnheit oder eigene beſtimmte Verträge zu erkennen gaben, beruhten. Auf gleiche Weiſe hatten auch zwiſchen allen Gemeinheiten und Individuen, allgemeine und beſondere Verhältniſſe ſtatt, die auf allgemeinen oder beſonderen gemeinſchaftlichen Anſichten beruhten (allgemeines und beſonderes Staats-, Land-, Stadt-, Gemeinde- und Familien-Recht ꝛc.)

Auf dieſen verſchiedenen gemeinſchaftlichen Anſichten, dem allgemeinen und beſonderen öffentlichen Recht beruhte das Zuſammenleben der Staaten, (in denen man alſo nie um das Recht, ſondern allein um deſſen Form und die Anſichten von den Thatſachen ſtreiten konnte); ein Recht, welches in den einzelnen Fällen, wo es zur Anwendung kam, nicht erſt gemacht wurde, ſondern ſich nur zeigte, über deſſen Anwendung in den meiſten Fällen keine Zweifel obwalteten, die, wenn ſie eintraten, in der Regel durch gemeinſchaftliche Beleuchtung der ſtreitigen Frage (ſtaatsrechtliche Verhandlung) oder ſchiedsrichterliche Austragung geſchlichtet wurden, aber oft auch ein Rechtſuchen mit den Waffen zur Folge hatten, bey denen aber immer die Dazwiſchenkunft aller andern Mächte eintrat, wenn man außer dem Gottes-Urtheil und dem Schadenerſatze für den Sieger, die Exiſtenz des anderen Staates angriff. Ein ähnliches Verhältniß hatte bey den Gemeinheiten und Individuen ſtatt, nur daß hier ſpäterhin ſtatt dem Gottes-Urtheil und ſchiedsrichterlichen Ausſpruch überall jenes der höheren Autorität ſtatt hatte.

Dieſer ganze politiſche Zuſtand beruhte, wie geſagt, auf der öffentlichen Anerkenntniß derſelben gemeinſchaftlichen Anſichten über das *Weſentliche* des geſellſchaftlichen Zuſtandes, d. h. über die wahre Grundlage der verſchiedenen Einrichtungen.

Dieſe weſentlichen und gemeinſchaftlichen Anſichten ſind

1.) *für die Staaten miteinander*; die Anerkenntniß einer höchſten ewigen Autorität für den Staat und den moraliſchen Menſchen in Gott und deſſen Geſetzgebung.

2.) *Für den einzelnen Staat* die Anerkenntniß einer höchſten irdiſchen Autorität für alle Gemeinheiten, in der *Obrigkeit* und den *Geſetzen des Landes*.

3.) *Für die Gemeinheiten*, die Anerkenntniß einer höchſten Auterität für alle Bürger in den Gemeinheiten wozu ſie gehören, in deren Obrigkeiten und Geſetzen.

4.) *Für die Familie*, die Anerkenntniß einer höchſten Autorität für alle Individuen oder Familien-Glieder, in der Familie, Werkſtatt ꝛc., in dem Familien-Haupte und deſſen Befehlen.

Dieſe organiſche Unterordnung, welche die Grundlage aller Ordnung iſt, indem ſie ſowohl allen Befehlen, als allen Beſchwerden die nöthigen Organe gibt, damit ihnen Genüge geleiſtet werden könne, und durch welche daſſelbe Recht, dieſelben Verbindlichkeiten, jedem nach ſeinem Bedürfniß und nach ſeinen Kräften gegeben und vorgeſchrieben werden, war der Grund der hohen Cultur und des langen Beſtehens der europäiſchen Staaten; weil durch ſie die befehlende und beſchützende Autorität überall gegenwärtig war, und jede Klage, die bis zur höchſten Autorität gelangen mußte, ſicher dahin kam, und durch die ſtets größeren Organe an Gewicht gewann, wie jeder Befehl von oben bis zu dem Individuum gelangte, aber durch das ſich ſtets verkleinernde Organ dasſelbe ſicher erreichte, ohne es zu erdrücken.

Daß die Anerkenntniß dieſer gemeinſchaftlichen rechtlichen Anſichten die Grundlage des innern und äußern Friedenszuſtandes ſey, und nicht die Ohnmacht zum Kriege, oder das Intereſſe der Partheyen, ward in der Zeit, wo das neue öffentliche Recht entſtand, und wahrhaft ausgebildet wurde, von den Weiſen ſchauend, von der Menge glaubend erkannt.

Das lange Beſtehen der neuern Staaten und ihr Flor hatten deren wahren Quell und Erhaltungsgrund bey den Weiſen des Tages in Vergeſſenheit gebracht, die ſolche in der Natur der Dinge (natürliches Recht) und dem Intereſſe der Partheyen ſuchten (politiſches Gleichgewicht).

Dieſe neuen Anſichten mußten ihre Folgen tragen; die Natur der Dinge hat ſich in der ſtündlich zunehmenden Hinfälligkeit der neueren Staaten, das Intereſſe der Partheyen in der ſtündlich zunehmenden feindlichen Stellung Aller gegen Alle, dargethan, und erſt das achtzehnte Jahrhundert zeigte im chriſtlichen Europa nach tauſend Jahren zum erſtenmale wieder die Folgen ganz verſchiedener Anſichten, in dem Vertilgungskriege von Frankreich gegen die anderen Staaten. Erſt die großen Stürme der neueſten Zeit, welche auf die allgemeine öffentliche Verläugnung der wahren Grundlage des Entſtehens und Beſtehens, und des Friedens und der Ruhe des chriſtlichen Europas folgten, riefen den Zeitgenoſſen ins Gedächtniß zurück, daß die wahren Grundlagen jene gemeinſchaftlichen Wahrheiten ſeyen, die das Evangelium lehrt, und die allein durch eine religiöſe Erziehung allgemein verbreitet, und wirkſam gemacht werden können.

Nach dem Fall des Individuums, deſſen Kraft es war, ein unbedingtes Zutrauen zu ſich ſelbſt und ſeinem Einfluß auf andere in einer Zeit zu beſitzen, wo die Maſſe ein ſolches Zutrauen auf ſich haben ſoll, und wo ein jeder ſeinem Nächſten mißtraut, war es nöthig, dem allgemeinen Mißtrauen ein Ziel zu ſetzen. Daß der Stützpunkt eines jeden Vertrages, den (bey den Traktaten von Baſel) ein glücklicher Zufall erhalten zu haben ſchien; daß der Anfang eines jeden Traktats etwas mehr ſey, als eine Kanzley-Formel, mußte der in Genuß trunkenen, aufs neue in feindliche Volksſtamme getheilten Welt zurückgerufen werden. In der heiligen Allianz ward die Anerkenntniß jener Wahrheiten als Baſis der Verhältniſſe zwiſchen den Staaten und jener der Herrſcher zum Volke gemacht, von den Souverainen ausgeſprochen, und hierdurch ſchien die Urſache zur weiteren Trennung und Anfeindung zwiſchen den Staaten zerſtört zu ſeyn, und ein rechtliches friedliches Verhältniß zwiſchen Staat und Staat trat ein.

Die Folgen der Mißkennung jener höchſten Autorität und der gemeinſchaftlichen Anſichten hatte aber nicht nur auf die Verhältniſſe zwiſchen Staat und Staat, ſie hatten noch weit mehr auf die inneren Verhältniſſe der Staaten, der Gemeinheiten und Familien gewirkt, und hatte während der feindlichen Gegenüberſtellung der Staaten auch in dem einzelnen Staate die alten Bande zwiſchen Herrſcher und Unterthanen, und allen Ständen, allen Gemeinheiten, allen Familien-Gliedern gelöſt, und ſie alle einander feindlich gegenüber geſtellt.

Die Herrſcher haben zwar in der heiligen Allianz öffentlich die Geſetzgebung des Evangeliums als die Grundlage ihres Verhältniſſes zu ihren Völkern anerkannt, aber dieſe ſind noch keineswegs als die gemeinſchaftlichen Anſichten der Völker ausgeſprochen, und zweye haben ſo eben ganz andere gemeinſchaftliche Anſichten (als das jus divinum) als die Grundlage ihres Verhältniſſes zu ihren Herrſchern promulgirt.

Nach dem äußeren Frieden verlangte man auch nach dem innern Frieden, und dieſes dringende Verlangen nach dem erſten Bedürfniſſe, nach inneren Frieden, welches ſich bey den Regierungen als Herbeyführen einer genügenden

neuen Organiſation *), bey den Regierten in dem Herbeywün
ſchen einer genügenden neuen Conſtitution ausſprach, hat di
Zeit nach dem Frieden von Paris gefüllt, und iſt nur deshal
noch unbefriedigt, weil man überall den Beſtand und das inner
Verhältniß der Staaten, Gemeinheiten und Familien, als et
was nur faktiſches, nur aus dem Intereſſe der Willkühr un
dem Gleichgewichte der Partheyen Hervorgehendes anſah, un
durch Begünſtigungen der Intereſſen, der Willkühr Einzelner
und ein Abwägen der Partheyen vergeblich zu befriedigen ſuchte
und nirgends als ein Rechtliches anſah, und zu deſſen Be
gründung nirgends bis zu der wahren Quelle aller gemein
ſchaftlichen Anſichten, in der öffentlichen Anerkenntniß eine
höchſten Autorität, eines höchſten Rechts, von dem alle ander
nur abgeleitet, nur Ausflüſſe ſind, zurückgehen wollte.

Wenn aber der innere Friede von dem äußeren abhängt
ſo hängt der äußere noch viel mehr von dem inneren a
und wie der Friede des einzelnen Staates durch den Unfried
zwiſchen anderen Staaten, wie der Friede der Gemeinheit
und Familien durch den Unfrieden zwiſchen den Staaten e
ſchüttert wird, eben ſo hat der Unfrieden in der Familie d
jenen der Gemeinheiten, und jener der Gemeinheiten jenen d
Staates, und endlich der Staaten zur Folge, wenn er aus entg
gengeſetzten Grundſätzen und der Machtloſigkeit oder Mißkennun
der Autorität und Geſetze entſteht. Da man ſich in den verſch
denen Staaten von Europa vergebens bemüht, einerſeits du
neue Organiſationen, andrerſeits durch neue Conſtitutionen, d
meiſtens nur guter Wille und fromme Wünſche auf weißem P
piere ſind, den inneren Frieden in die Familie, die Gemeinh
ten und in die Staaten zurückzuführen, weil man dabey ſt
der höchſten Wahrheit und Autorität nur menſchliche Klugh

---

*) Was der Geiſt als Organiſation anſieht, iſt für den Kör
Conſtitution, und ſomit ſind neue Conſtitution oder neue O
ganiſation verſchiedene Ausdrücke für denſelben Gegenſtand.

und die Kräfte des Gleichgewichts und des perſönlichen Intereſſes anwendete, ſo dauerte in den einzelnen Staaten, Gemeinheiten und Familien der Unfriede, und folglich die Zerſtörung noch fort, und zeigt ſich aller Orten. So kömmt es denn auch, daß die Stimme derjenigen, die vor allem nach der feſten Begründung alles öffentlichen Rechtes, aller Autorität und allen Friedens in der öffentlichen allgemeinen Anerkenntniß der Quelle alles Rechtes, der höchſten Autorität verlangen, wodurch allein der Staat, die Gemeinheit und Familie konſolidirt und wiederhergeſtellt werden kann, und werden muß, als eine Partheyſtimme angeſehen wird, die man mit jenen, die beſondere Rechte, beſondere Vergünſtigungen, perſönliche Vortheile verlangen, in eine Reihe ſtellt, und bald beachtet, bald verhöhnt, bald verfolgt, je nachdem man ſie eben nützlich findet; und ſo droht aus dem feindlichen Zuſtande und dem Unfrieden in den einzelnen Staaten, die aus den verſchiedenen und beſonderen öffentlich ausgeſprochenen und anerkannten Anſichten fließen, ein feindlicher Zuſtand zwiſchen Staat und Staat zu werden: und entweder muß das öffentliche Anerkenntniß einer höchſten Autorität und Geſetzgebung, jene Grundlage des Friedens und Zuſammenlebens zwiſchen den Staaten, welche jeder Traktat enthält, und welche die Grundſätze der heiligen Allianz aufs neue anerkannten, die allgemeine Grundlage aller innern und beſondern Verhältniſſe und aller Autorität der Familien, Gemeinheiten und Staaten werden, oder der Unfriede, der in dieſen tobt, und der aus den verſchiedenen Grundanſichten ſtammt, wird die heilige Allianz und die Möglichkeit eines Friedenszuſtandes zwiſchen den Staaten gleichfalls zerſtören.

Somit iſt die erſte und unerläßliche Bedingniß des Friedens und des Beſtehens in Europa, in Staat und Familie, und die Aufgabe jedes chriſtlichen wohldenkenden Menſchen, durch Lehre und Beyſpiel alle beſonderen Anſichten, welche die letzteren Zeiten zu Gunſten Einzelner und zum Verderben der

Geſellſchaft durch die menſchlichen Leidenſchaften verbreitet haben, durch jene gemeinſchaftlichen Anſichten zu verdrängen, welche das neue Europa bildeten, die alle Autorität achten, auf die höchſte vertrauen, und die aus den Lehren der chriſtlichen Religion floſſen, und noch jetzt und jederzeit daraus fließen.

H.

VIII.

Signatur des Zeitalters.

(Fortſetzung.)

Das eigentliche Problem des Zeitalters, ſein Ziel und Beruf, die Aufgabe und Beſtimmung, die es löſen und erreichen ſoll, dürften wohl noch in einer ganz andern Sphäre liegen, als in den politiſchen Unruhen, Partheyungen und Kämpfen der Gegenwart; und werden wir daher auch am Schluß dieſer Betrachtung leicht auf ganz andere Gegenſtände, als auf dieſe politiſchen allein, unſern Blick zu richten haben. Weil aber jene großen äußern Begebenheiten den Gang des Ganzen vorzüglich beſtimmen, ihn oft unaufhaltſam mit ſich fortreißen, wie ſie denn jeden vielfach anregend oder ſtörend berühren, und faſt in alles verwebt ſind; ſo muß man ſich doch erſt durch jene politiſchen Erſcheinungen unſrer Zeit, und die ganze hiſtoriſche Gegenwart durchgearbeitet, ſie erſt beſeitigt haben, ehe man zu jenen höhern Reſultaten verdringen kann. Wir fahren daher fort in der bisherigen Betrachtungsweiſe desjenigen, was die Zeit zunächſt und im Allgemeinen am eindringendſten beſchäftigt.

Was ſeither wirklich geſchehen iſt, während der letzten Epoche, um dieſe Zeit der Revolutionen vorzubereiten, herbeyzuführen und zur vollen Reife zu bringen, und wie ſich die Partheyen und zerſtörenden Elemente von Stufe zu Stufe, von einer Generation zur andern, immer leidenſchaftlicher und heftiger, immer abſoluter und verderblicher entwickelten, das haben wir zur Genüge geſehen. So iſt es denn endlich dahin gekommen, daß nachdem erſt die Revolution von unten, dann die Revolution von oben, ihre volle Zeitperiode hindurch ausgewüthet hatten, nun noch ein neues politiſches Unheilsphänomen, als erſtes eigenthümliches Kennzeichen der neueſten, eben jetzt beginnenden Epoche hervorbricht. Ich möchte es die Revolution aus der Mitte heraus nennen; denn ſo könnte man wohl dieſe plötzliche Staatsauflöſung und Anarchie am ſchicklichſten bezeichnen, die nicht etwa bloß in einem einzelnen Acte der Empörung und rebelliſcher Gewalt ſich kund giebt, ſondern von allen Seiten, und wie aus allen Gliedern und Theilen des ganzen Staatskörpers zugleich losbricht, die ganze Monarchieen mit einem Schlage epidemiſch ergreift, ſchnell wie eine Flamme wachſend, über ferne Länder ſich ausbreitet, und Europa, ſeit dem Anbeginn dieſes 1820ten Jahres, mit einer neuen furchtbaren Kriſis und allgemeinen Erſchütterung bedroht.

Wir haben es hier mit den Principien dieſer Erſcheinungen allein zu thun, nicht mit den Erſcheinungen ſelbſt; wir halten uns ſtreng in dem Gebiet der Theorie und der hiſtoriſchen Betrachtung, und ſobald dieſes Uebel der jetzigen Anarchie als eine politiſche Macht auftritt, und über die Gränzen des bisherigen Friedenszuſtandes dahin ſchreitend, eine Weltbegebenheit zu werden droht, überlaſſen wir den Gegenſtand von ſeiner praktiſchen Seite einer andern und höheren politiſchen Erörterung, und wollen dem Laufe der ſich neu entwickelnden Begebenheiten nicht vorgreifen; wenn gleich auch unſre bloß intellektuelle Anſicht vielleicht nicht ohne alles Intereſſe ſeyn kann, für den das Ganze umfaſſenden praktiſchen Blick. Hiſtoriſch genommen aber, drängt ſich hier zuerſt gleich die Betrachtung auf, wie jene plötzliche Anarchie und unerwartete Revolution aus der Mitte heraus, und alle drohende Phänomene der gleichen Art, vorzüglich nur in ſolchen Ländern und Reichen ſich kund gegeben haben, in welchen durch ihre vorherige Lage, durch die während des früheren Revolutionskrieges gemachten Anregungen, Experimente und dahin verpflanzten Formen, oder auch durch die dort am meiſten verbreiteten Theorien und Lehren, alles ſich zu der ſogenannten repräſentativen Verfaſſung neigt, und die Idee und der Wunſch einer ſolchen vorherrſchend geworden war. Wie nun dieſes Repräſentativ-Syſtem und das ganze Conſtitutionsweſen, in dem modernen Sinne des Worts, ſeinem innern Weſen, und ſelbſt ſeinem geſchichtlichen Urſprunge nach, nichts anderes iſt, als die angehaltene Mitte zwiſchen Republik und Monarchie, ſo zeigt es ſich vorzüglich jetzt auch als ein convulſiviſcher Uebergang von der monarchiſchen zur republikaniſchen Verfaſſung, oder als ein gefahrvolles Schwanken zwiſchen beyden. Die ſtändiſchen Einrichtungen dagegen, in welchen das Neue, was wahrhaft zum Bedürfniß geworden, ſich überall an das hiſtoriſch Begründete, und eigenthümlich Lokale, an das noch vorhandne Feſte anſchließt, bewähren ſich in dem gleichen Maße, als die beſte Stütze der monarchiſchen Ordnung, und als ein ſicheres Befeſtigungsmittel der bürgerlichen Ruhe. Wie iſt nicht der Zuſtand von Deutſchland, der noch vor wenigen Jahren Manchen ſo beſorglich erſchien, ganz ſichtbar beruhigt und befeſtigt worden, ſeitdem die meiſten Regierungen mit Ernſt dazu thaten, jene altſtändiſchen Einrichtungen nach deutſcher Art wieder herzuſtellen, oder neu zu beleben; beſonders, wenn wir den Zuſtand anderer Länder damit vergleichen. Vorzüglich wohlthätig und heilſam, um die Ruhe zu erhalten, zeigt ſich auch in dieſer Beziehung, und unter ſolcher Vergleichung, eine föderative Verbindung unter mittlern, größeren und kleineren Staaten, beſonders wo eine Nation, die hiſtoriſch eine ſolche iſt, und ſich als eine ſolche fühlt, in eine Mehrheit verſchiedenartiger Staaten zertheilt wurde. Wenn gleich nun durch einen ſolchen Staatenbund nicht eben alle Nationalwünſche, ſelbſt diejenigen, welche nicht auf Einbildung, ſondern auf wahrem

Bedürfniß beruhen, ſogleich befriedigt werden können; ſo iſt doch ſchon viel gewonnen für die Beruhigung der Gemüther und Erhaltung der friedlichen Ordnung, wenn auch vors erſte nur ein legitimer Weg eröffnet iſt, wo alle jene Nationalwünſche und gemeinſchaftlichen Intereſſen ſich äußern dürfen und anknüpfen können, welche gewaltſam zurückgedrängt, ſonſt nur wie ein Feuer gefährlich unter der Aſche glimmen. Italien und Deutſchland, ſo viele Jahrhunderte hindurch auf das engſte verknüpft, haben in ihrer ganzen Lage und innern Beſchaffenheit immer noch ſo viel Verwandtſchaft, um wohl dem Gedanken Raum zu geben, daß auch die möglichſtbeſte Ausgleichung und Auflöſung ihres beſondern, innern Problems auf einem ähnlichen und gleichem Wege erreicht werden könnte. Für jene willkührlichen Ausgeburten einer einſeitigen Theorie überhaupt aber, welche mit der Verwerfung und Vernichtung alles hiſtoriſch Begründeten beginnen, alles eigenthümlich Lokale in Sitten und Provinzialeinrichtungen verſchmelzen, ſo wie die geſchichtlich, factiſch und rechtlich begründeten Stände und Corporationen aufheben wollen, und nichts Beſtehendes zu achten wiſſen, indem ſie den ganzen Körper der bürgerlichen Geſellſchaft erſt in ſeine einzelnen Staats-Atome oder Individuen zerſchlagen, und dieſe Atome dann in Maſſe bald nach dieſer, bald nach jener Richtung in Bewegung ſetzen, und die eben darum revolutionär genannt werden und auch wirklich ſind; ſelbſt für dieſe neuen Gedanken-Conſtitutionen und Repräſentativ-Schöpfungen wird es, in ſo fern noch eine einigermaßen redliche Geſinnung dabey obwaltet, keinen andern gütlichen, friedlichen und leidentlich rechtlichen Ausweg der Rettung und Rückkehr zu irgend einem dauernden Beſtande aus dem Revolutionsſtrudel geben, als wenn man ſich wieder mehr und mehr anſchließt an das Lokale und hiſtoriſch vorhandne und begründete Poſitive, an die Stände und weſentlichen Corporationen, welche uns allein, ſtatt der einzelnen Atome und losgebundenen Elemente des aufgelöſten Staats, die geſunden organiſchen Glieder des geſellſchaftlichen Körpers und ſeiner zuſammenwirkenden Lebensfunctionen darſtellen können, und in ſich enthalten. Wo aber immer eine ſolche politiſche Idealfluth und Conſtitutionstaumel zum Ausbruch kommt, da liegt die erſte veranlaſſende Urſache dazu immer in einer ſchon viel früher vorangegangenen Vernachläſſigung, Verwerfung oder Nicht-Achtung des hiſtoriſch Gegebenen, factiſch und rechtlich von Alters her Begründeten. Denn nur aus dem Leben kann das Leben kommen, in der moraliſchen Welt wie in der Natur, und nur an das frühere Lebendige kann ſich das werdende Lebendige anſchließen; nur aus dem wahren Alten ſoll das wahre Neue hervorgehen. Wenn man aber das Alte erſterben läßt, oder wenn diejenigen, welche den Beruf haben, es lebendig zu erhalten, es ſelbſt auf die Seite ſchieben, dann bleibt auch der Drang zum Neuen ohne Anhaltspunkt und organiſch bildende und geſtaltende Kraft. Es kann nichts wahrhaft Neues und dauerhaft Lebendiges aus dem Leeren hervorgehen; un wenn der Zuſammenhang der organiſchen Entwicklung einma unterbrochen ward, ſo bleibt, wo noch Kraft und Leben vorhanden iſt, nur die revolutionäre Unruhe zurück, deren falſch Geburtswehen nichts Dauerndes ans Licht zu bringen vermögen, ſondern nur zum moraliſchen Tode, und zu einer chaotiſchen Auflöſung und allgemeinen Zerſtörung alles früher Beſtandenen und nicht mehr lebendig Beſtehenden führen; wodurc zwar wohl, wenn der Lauf der Zeiten ſo weit gediehen iſt, der Grund und Boden für eine neue Ordnung der Dinge vorbereitet werden kann, keineswegs aber der Anfang zu dieſe ſelbſt gegeben iſt, wie die fanatiſchen Anhänger ſolcher Neuerungen fälſchlich wähnen, welche in der That weder etwa wahrhaft Neues hervorbringen können, noch ſelbſt irgend ne ſind, ſondern nichts anderes als die gewohnten Werkzeuge un alten Elemente der Zerſtörung, die immer und jederzeit wiede hervorbricht, ſo oft die Lebenskraft des Poſitiven erliſcht. De Grundſatz der beſtändigen Anſchließung an das hiſtoriſch Gegebene und Begründete, und der lebendigen Entwicklung alle

Neuen, was etwa Noth iſt, aus dieſem, beſonders aber die Achtung vor allem Poſitiven; das ſind die Maximen, welche den Staatskörper ſtark und feſt geordnet erhalten, und Revolutionen zu verhüten am beſten geeignet ſind. Wenn aber der Faden der Vergangenheit einmal abgeriſſen iſt, ſo wird die Gegenwart, jenes ſichern Anhalts beraubt, unvermeidlich einer ſtürmenden Zukunft entgegengeführt, und rettungslos dahingegeben. Wären in Spanien die alten, wahren Cortes, nicht von der neuen, Spanien urſprünglich fremden, Dynaſtie ſo ganz vernachläßiget worden, wären ſie im Gegentheil noch lebendig erhalten, und wirkſam und gegenwärtig im Andenken Aller beſtanden geweſen, ſo hätte die Verſammlung in Cadix ſich nicht ſo weit von ihrem wahren Ziele in willkührliche Theorien und halbrepublikaniſche Neuerungen verirren können, und würde für die Folgezeit einen minder gefahrvollen Anknüpfungspunkt hinterlaſſen haben.

Die Unterſuchung über den geſammten Zuſtand des Zeitalters, und das ganze Phänomen ſeines Revolutions-Kampfes, und was ſeither darin wirklich geſchehen, iſt nun auf den Punkt vorgerückt, wo die Frage nach dem, *was nun fernerhin geſchehen wird, und geſchehen ſollte*, ſich nicht länger abweiſen noch umgehen läßt. Wir nehmen alſo den Gegenſtand jetzt auch von dieſer Seite auf, wie ſolches nöthig iſt, ſchon um dem Bedürfniß und der Gedankenrichtung derjenigen entgegen zu kommen und zu entſprechen, die bis hieher unſrer Entwicklung in theilnehmendem Mitdenken gefolgt ſind. Nur wolle man nichts von dem, was hier etwa folgen wird, aus dem Zuſammenhange ſeines intellektuellen Sinnes reißen, und als einen eigentlich praktiſchen Vorſchlag für einen einzelnen Fall mißdeuten; da uns eine ſolche Anmaßung und Abſicht, vor den Augen des Publikums, durchaus fremd, und es uns eben nur um jenen Zuſammenhang des Ganzen und eine rein intellektuelle Erörterung und Erklärung des Zeitalters zu thun iſt. Dieſem unſern eigenen Gedankengange gemäß, hat die Frage von dem, was geſchehen ſoll, nun keinen andern Sinn, und iſt nichts anders damit gemeynt, als eine nähere und mehr ins Einzelne gehende Entwickelung des guten Princips nach ſeinem ganzen Verhältniß in dem Kampfe des Zeitalters. Als das gute Princip im Kampfe des Zeitalters aber wurde im Allgemeinen das lebendige Poſitive aufgeſtellt; dahin gehören im politiſchen Gebiet die hiſtoriſch begründeten Stände und weſentlichen Corporationen, als eben auf jenem Poſitiven beruhend, und demnächſt das ganze Syſtem der corporativen Grundſätze. Zu dieſer nähern Entwicklung gehört ferner vor allem auch die Unterſuchung, was denn *poſitiv* genommen, der eigentliche Zweck und das innere Weſen der ganzen Staatsanſtalt ſey, da mehrentheils, und zwar nicht bloß von einer, ſondern von allen Partheyen ein *bloß negativer* Begriff für den Staatszweck aufgeſtellt wird, worin mit ein Hauptquell ſehr vieler politiſcher Verwirrung liegt. Vorzüglich aber gehört zu dieſer weitern Entwicklung, die nähere Betrachtung von dem ganzen Verhältniß und organiſchen Zuſammenhange des Staats mit allen andern Formen und Sphären menſchlicher Geſellſchaftsvereine, und durch alle Zeiten hindurch gehenden weſentlichen Corporationen; ſein Verhältniß alſo zur *Familie* und zur *Kirche*, als der kleinſten und der größten aller organiſchen Menſchenverbindungen oder Corporationen; dann zur *Gilde*, wenn es anders erlaubt iſt, alle Arten von Gewerbe, Verkehr und Handel, die an dem Faden des Geldes, und durch die Bande des Credits durch alle Welttheile und einzelne Staaten hindurch zuſammenhängen, mit dieſem gemeinſamen Ausdrucke zu bezeichnen; endlich auch zur *Schule*, worunter wir den Inbegriff des geſammten intellektuellen Lebens, und nicht bloß die gegenwärtige Gelehrten-Republik verſtehen, ſondern auch den Stufengang der wiſſenſchaftlichen Ueberlieferung von der Vorwelt aus in die Nachwelt hinüber.

Dieſe Theorie der ewigen und weſentlichen, urſprünglichen

Corporationen, der Kirche und Schule, der Familie und Gilde wirkt das beſte, ja allein erſt das rechte Licht auf das Weſen und den Zweck des Staats, ſobald dieſe poſitiv genommen und erfaßt werden ſollen. Dem weſentlichen Ziele und Inhalte nach iſt das lebendige Poſitive als das gute Princip im Kampf des Zeitalters aufgeſtellt und erkannt worden; als die richtige Verfahrungsweiſe aber haben wir die organiſche bezeichnet, wozu die gegenſeitige Beziehung aller jener weſentlichen Lebens-Glieder des ganzen menſchlichenn Geſellſchaftvereins und der darin zuſammen wirkenden Corporationen ſchon einen feſten Grund und ſichere Richtſchnur abgiebt, wenn man dabey nur von der Anſicht ausgeht, daß ſich jene verſchiedene Geſellſchaftsformen und Arten, oder Abtheilungen und Sphären des Menſchenvereins, wie die Glieder und Organe des menſchlichen Körpers, gegenſeitig nicht hemmen und ſtören, ſondern zuſammenwirkend unterſtützen, und wechſelſeitig heben und tragen ſollen, wenn gleich ein Glied dem andern untergeordnet, oder über die andern geſetzt ſeyn kann und ſoll. Organiſch aber iſt im Allgemeinen das lebendig Gegliederte; ein organiſches Wirken und Verfahren alſo ein ſolches, welches in dem gegliederten Zuſammenhange und Einklange des Lebens ſich bewegt, entwickelt und fortſchreitet; es ſteht entgegen eines Theils dem atomiſtiſchen Zuſtande, und andrerſeits allem Wirken und Verfahren in Maſſe. Das iſt ja aber auch im Politiſchen das Weſen alles revolutionären Beginnens, erſt den Staatskörper in ſeine einzelne Atome zu zerſchlagen, in ſeine Elemente aufzulöſen, und dann mit dieſen aufgelöſten Elementen, mit dieſen einzelnen Atomen in Maſſe dynamiſch, d. h. nach einem bloßen Gegengewicht der Kräfte zu wirken. Das organiſche Verfahren beruht auf der rechten lebendigen Erkenntniß deſſelben, und eben an dieſem organiſchen Verſtande fehlt es unſerm Zeitalter, obgleich daſſelbe alle andre Arten von Verſtand und Sophiſterey, von kritiſchen Verſtandesſubtilitäten und diplomatiſcher Feinheit und Schlauigkeit im Ueberfluß beſitzen mag, und wirklich beſitzt. Es fehlt an dieſem organiſchen Verſtande, der doch allein das Rechte trifft und bewirkt, und allein produktiv iſt, und das Leben auf die Dauer bilden und geſtalten, ordnen und begründen kann; nicht bloß im Leben, ſondern ſelbſt in der Wiſſenſchaft, ſo ſehr wir auch den Tiefſinn und den Scharfſinn aller Zeiten in unſerm Geiſte anzuhäufen ſuchen, und wirklich angehäuft haben; daher denn auch jede große und klare Idee in der Wiſſenſchaft, wo ſi irgend aufſteigt, wie ein Licht im Nebel, ſogleich von eine ganzen ſcholaſtiſchen Wolkenſchaar wieder umdunkelt wird.

Sehen wir nun, mit Beziehung auf dieſe Idee, im Ganzen auf das Verfahren und Wirken derjenigen, welche da Gute beabſichtigen, ſo wie ſie es erkennen und verſtehen, un der Welt allerdings wohl helfen möchten, ſo iſt es mehrentheil nicht ein ſolches Wirken, was organiſch genannt werden, un einen reellen Erfolg haben könnte. Der krankhafte Zuſtan des Zeitalters iſt ſo allgemein fühlbar, daß jeder leicht au mancherley Gedanken kommt, wie dem Uebel abgeholfen werden ſollte, und ſolchergeſtalt wohl auch bey Manchen die Luſ erregt wird, die Welt zu erretten, welche keineswegs den Beruf dazu haben, noch auch eine hinreichende Kraft. Dieſ ſelbſtberufenen Weltverbeſſerer und Retter des Zeitalters theilen ſich im Ganzen genommen vorzüglich in zwey Klaſſen Die Einen, unzufrieden mit allem was ſie vor Augen ſehen möchten die ganze Welt anders einrichten, und in Gedanke von Grund aus neu erbauen; dahin gehören vorzüglich di Anhänger der Revolution, welche durch dieſe eine neue Ze hoffen, und ſelbſt herbeyführen oder machen wollen; da do eine Revolution nur zerſtören, und ſelbſt gar nichts hervorbringen kann, viel weniger eine neue Zeit, die wenn es einmal beſchloſſen iſt, daß ſie kommen ſoll, gewiß ganz wo anders her kommen und ſich aufthun wird, als aus jenem A grunde nichtiger Unruhe und Zerſtörungsſucht. Indeſſen gi es wohl auch unter den Gegnern der Revolution, welche d

Staaten und die Welt überhaupt, nach alter Weiſe wieder feſter gründen möchten auf Religion und ehrerbietigen Gehorſam gegen die rechtmäßige Autorität in Staat und Kirche, im Hauſe und in der Schule, einzelne ſolche, die dem ſo natürlichen Hange ebenfalls nicht widerſtehen können, ſich eine Welt, wie ſie ſeyn ſollte, in Gedanken nach ihrem Sinne zu entwerfen, (wie etwa Philoſophen ſich die Natur mehr nach einem wiſſenſchaftlichen Fantaſieren, als nach wirklicher klarer Anſchauung in ihren Büchern conſtruiren), und die ſich dann mit ganzer Leidenſchaft für dieſes Ideal von Einrichtung der menſchlichen Dinge ereifern und entzünden. Mehrentheils aber ſind es nicht die Gedankenbaumeiſter einer neuen Welt und neuen Zeit, welche zu dieſer Claſſe der eifrigen Revolutionsgegner gehören, ſondern es iſt noch eine andere Art von unberufenem Wirkenwollen und nichtiger Thätigkeit ins Unbeſtimmte, die aus dieſer Geſinnung, wo es an dem organiſchen Verſtande fehlt, häufig hervorgeht. Dieſes iſt das reine, unbedingte Kämpfen gegen alles Schlechte, ohne daß man ſelbſt oft noch überlegt hat, ob auch das Gute durch ſolchen eitlen Wortkampf wahrhaft gefördert werden kann, und ob nicht vielleicht das Falſche in dem man ſelbſt noch ſo oft befangen iſt, ſeinen reichlichen Antheil hat an allen verderblichen Folgen, welche oft dem Schlechten allein zugeſchrieben werden. Wahr iſt es und vollkommen richtig als faktiſche Bemerkung, die Macht der Religion, die Ehrfurcht vor der rechtmäßigen Autorität, und der feſte Gehorſam ſind das, was jetzt überall fehlt, und der Welt wie den Staaten ihren Grund und Boden entzieht. Läßt ſich aber Gehorſam mit Worten machen, und vollends mit leidenſchaftlichen, läßt ſich die Geſinnung dazu erzwingen? Und auf dieſe allein kommt es doch an; denn es gibt keinen Gehorſam, der ganz und gar auf Zwang beruhte, und auf die Dauer beruhen könnte, der nicht in letzter Inſtanz an irgend einem Faden ſich an einen poſitiven Glauben knüpfte, der wiederum auf einer poſitiven Liebe beruht. Glauben und Liebe aber werden auch nur durch Glauben und Liebe erweckt und erhalten, oder fortgepflanzt; wo denn die Geſinnung des Ungehorſams von ſelbſt verſchwindet, ohne daß es dazu eines hitzigen Wortgefechtes bedürfte. Freylich, wenn Ungehorſam und Anarchie zu einem allgemeinen Ausbruch kommen, und die Schranken des äußern Friedens verletzen und gewaltſam überſchreiten, ſo fallen ſie einem andern Tribunale anheim, und es iſt durch die Natur des Angriffs und der Sache ſelbſt ſchon zur Genüge gegeben und angezeigt, mit welchen Waffen man ihnen entgegen treten ſoll. Iſt aber noch bloß von Geſinnungen und Grundſätzen die Rede, ſo laſſen ſich dieſe allein durch die Kraft des Glaubens und der Liebe beſiegen, von allen Schlacken reinigen, oder zur vollendeten Klarheit läutern; nicht aber durch einen Partheykampf mit Worten vernichten und umwandeln. Bey Schlechtgeſinnten nutzt das Reden ohnehin nichts; die irrenden Gutgeſinnten aber können nur durch Ruhe und Klarheit eines Beſſern belehrt werden; durch Leidenſchaft werden ſie nur noch mehr verwirrt und endlich erbittert. Und wer ſind oft dieſe Kämpfer, welche für die ganze Welt gegen alles Unrecht nach allen vier Weltgegenden hin in die Schranken treten, und wo iſt ihr Beruf und der wirkliche Erfolg ihrer Bemühung? Wiſſen ſie auch ſchon recht, wofür ſie kämpfen oder wogegen, und haben ſie vielleicht auch den Kampf gegen das Schlechte in allen ſeinen Elementen, zuerſt und zunächſt in ſich ſelbſt durchzukämpfen verſucht? Das iſt der eigentliche Punkt worauf es ankommt; ſo wie der Erſte Menſch nach göttlichem Gebot, den Wohnort, in welchem er eingeſetzt wurde, zu »bauen und zu bewahren« angewieſen war; ſo iſt auch noch jetzt allerdings ein jeder berufen, zu »bauen,« nicht eben Gebäude der Willkühr, ſondern den lebendigen Boden, auf dem er ſteht, zur künftigen Frucht und Erndte; und dieſen zu »bewahren« und zu vertheidigen gegen alle feindlichen Einflüſſe und friedensſtörende Gewaltſamkeit: aber wohl zu merken, nur den eignen Boden, ſo daß ein jeder alſo nur an ſeinem eigenen beſcheidenen Theile mitwirken ſoll, nicht aber ſich ſofort der Welt im Allgemeinen, oder des ganzen Zeitalters annehmen, als ob Er gerade ſie beſſer machen oder retten müßte. Dieſer beſondere Boden zur Bearbeitung und Bewachung iſt auch jedem in ſeinen beſondern Beruf zugetheilt; dem Staatsmann und dem Privatmann, dem Gelehrten und dem Geiſtlichen, dem Bürger und Beamten, einem jeden nach Stand und Würde der ſeinige. Außer dieſen Schranken aber iſt der Kampf ins Blaue und in alle vier Weltgegenden hinaus, nach einem unbeſtimmten allgemeinen Partheybegriff, von dem was Schlecht und Unrecht iſt, ein eben ſo nichtiges Treiben und leere Thätigkeit, als jene andre falſche Tendenz, eingebildete Welten und Gedankenſtaaten in die Luft zu bauen.

So ſind wir denn noch auf einem andern Wege wieder zu demſelben Gegenſatze jener zwey Partheyen angelangt, welche wir früherhin unter dem Namen der Ultra's und der Liberalen angemerkt und geſchildert haben, wie ſie vorzüglich in Frankreich in geſchloßnen Maſſen ſo ſchneidend und ſchlagfertig gegen einander ſtehen, in Deutſchland aber in etwas verändertem Charakter und Farbe als leidenſchaftliche Verkündiger des Neuen oder ungeſchichtliche Weltbaumeiſter, und von der andern Seite als unbedingte Prediger des Alten, und oft eben ſo unberufene rüſtige Zeitgeiſt-Bekämpfer hervortreten. — Wie übel und ſchwierig die Lage einer Regierung werden muß, welche als ob ſie ſelbſt nur eine dritte gemäßigte Parthey wäre, die ganz falſche Stellung in der Mitte zwiſchen jenen Partheyen nimmt, und dieſe bloß durch ein Abdingen oder Nachgeben bald von dieſer, bald von jener Seite einander zu nähern, und endlich in Frieden zuſammen zu bringen und zu verſchmelzen wähnt, davon gibt beſonders Frankreich, wo dieſe Partheyen ſich am mächtigſten entwickelt haben, und auch am entſchiedenſten gegen einander ſtehen, in der letzten Epoche ein ſehr anſchauliches und belehrendes Beyſpiel. Eine ſo genommene Mitte iſt ſchon ohnehin eine

bloß paſſive, und dieſe ganz falſche Stellung, als ob ma
ſelbſt Nichts wäre, und eigentlich indifferent bey dem Strei
bleiben müßte, kann nur ein unentſchiedenes inconſequente
Schwanken und eine außerordentliche Schwäche zur Folge ha
ben, die immer mehr zunehmen muß, je länger man in de
falſchen Syſtem fortſchreitet, und vielleicht nur noch mehr zu
Extrem ſteigen, und ganz offenbar werden würde, wenn ma
des ewigen Hin- und Herneigens und Wechſelns müde, ſi
endlich ganz auf eine Seite und Parthey werfen wollte; w
dann die Regierung ſelbſt nach ihren eignen früher behauptete
und in Gang gebrachten Grundſätzen zur Parthey herabſinke
und allen Gefahren einer allgemeinen Reaction anheimfalle
würde, wohin die Tendenz der unbedingt alten Parthey i
Frankreich wohl unvermeidlich führen müßte, ſobald ſie einma
allein herrſchend geworden wäre. Eine Regierung ſoll übe
haupt nicht Parthey ſeyn, weder der einen noch der ander
beytreten, noch auch neutral zwiſchen den beyden andern Pa
theyen, als Extrem der Schwäche in der Mitte ſtehen: wenig
ſtens müßte es doch eine aktive Mitte ſeyn, welche eine Re
gierung in ſolchem Zuſtand eines allgemeinen Partheyenkam
fes ergreifen und durchführen wollte. Sobald aber eine Re
gierung nur poſitiv handeln, wirken, und ſelbſtthätig thu
wollte, was ihres Orts und Amtes iſt, ſo würde dieſer aktiv
Standpunkt von ſelbſt gewonnen werden, ja es könnte übe
haupt von keiner Mitte zwiſchen den Partheyen mehr die Red
ſeyn, da ſelbſt die aktive Partheyen-Mitte nicht die recht
Stellung für eine Regierung iſt, ſobald die legitime Mach
frey auf den eignen Füßen ſteht. Ein poſitives Wirken abe
iſt dazu unumgänglich erforderlich; daher gelang es ſelbſt de
Napoleon beſſer, die feindlichen Partheyen, wie ſie die Revo
lution zurückgelaſſen hatte, zu zermalmen, und mit eiſerne
Arm zuſammenzudrücken, weil er ſelbſt doch etwas anderes und eige
nes wollte, nämlich ſich ſelbſt und ſeine Allgewalt. Sollte den
aber ein zum Ziel treffender praktiſcher Verſtand und kraftvoll

Thätigkeit immer nur ein Eigenthum der Tyranney ſeyn, und iſt nicht auch einer jeden rechtmäßigen, rechtlichen und friedliebenden Regierung, ein weites und eigentlich ſo leichtes Feld zu der ſchönſten poſitiven Wirkſamkeit eröffnet? Betrachten wir nur die Staatskraft in ihrem Einfluß und Verhältniß zu jenen andern Sphären der menſchlichen Geſellſchaft, zu den ſchon oben bezeichneten Corporationen, welche der Staat, als gemeinſamer Träger, in ſich umfaßt. Eine Regierung, welche das moraliſch geordnete Privatleben auf jede Weiſe ehrt und ſchont, welche die Familie und Ehe, das Hausrecht des Bürgers und rechtlichen Eigenthümers heilig hält; welche der Kirche in ihrer inneren Verwaltung und Entwicklung, wie dem Gewiſſen in Glaubensſachen, volle Freyheit geſtattet, und alle rechtmäßig beſtehenden geiſtlichen Corporationen in ihrem nützlichen Wirken auf keine Weiſe hemmt; eine ſolche Regierung, wenn ſie dabey noch Achtung vor der Wiſſenſchaft an den Tag legt, und der Gelehrten-Republik durch würdige Inſtitute, die dem Staate eigentlich verhältnißmäßig ſo wenig koſten, zu Hülfe kommt; wenn ſie Handel und Gewerbe, nach dem alten Sprüchworte, nur gewähren läßt, ſo weit es das Intereſſe der andern Stände geſtattet; eine ſolche Regierung wird gewiß nie etwas von Revolutionen zu fürchten haben, wenn auch rings um ſie her alles in Anarchie zerfiele. Daß bey einem ſolchen Syſtem, wenn zugleich die äußern diplomatiſchen Verhältniſſe durchaus friedlich, und mit ganzer Kraft und Weisheit auf Erhaltung der Ruhe gerichtet, die ſtehende Armee nicht über alles Verhältniß der wirklichen Kräfte ausgedehnt, Abgaben und Credit geordnet wären, bey aller Laſt, welche die Noth der Zeit unvermeidlich mit ſich führen mag, keine allgemeine Unzufriedenheit aufkommen und Statt finden könnte, iſt wohl von ſelbſt einleuchtend. Die Partheyen aber, wenn anders unter ſolchen Verhältniſſen dergleichen entſtehen, oder drohend werden könnten, ſoll der Staat freylich mit Kraft zurückdrücken, ſo bald ſie den Frieden rechtswidrig ſtören oder verletzen; außerdem aber wäre es gewiß am beſten, ſie al ſolche, als bloße Meynungspartheyen durchaus nicht zu beachten, ſondern ſie ihrer eigenen Nichtigkeit zu überlaſſen, un als gar nicht vorhanden zu betrachten; da beyde Partheye ohnehin auf dem gegenwärtigen Standpunkte der erregten Erbitterung weder verſöhnt, noch jemals nach ihrer unbedingte Sinnesart wahrhaft befriedigt werden können, ſo wenig al das Faß der Danaiden je angefüllt wird. Da zeigt ſich di Kraft des Staats in ihrer ganzen Stärke, wo derſelbe unbekümmert um alle Partheymeynungen ſeinen eignen Gang poſitiver Thätigkeit ruhig fortgeht, und nur alle wirklichen Intereſſen, und alles Poſitive und lebendig Vorhandene ſorgfältig beachtend und anerkennend, ſowohl unter einander, al mit ſich ſelbſt, friedlich auszugleichen bemüht iſt. Und ſo wär jenes in manchen Ländern, wie in Frankreich, ſo ſchwierig erſcheinende Problem, zwiſchen den Partheyen durchzukommen, wohl am leichteſten zu löſen, wo dieß die äußern Bedingungen erlauben, wenn man es ganz zur Seite liegen läßt, und geradezu darüber hinausgeht; beſſer als wenn man ſich mit unter die Partheyen und in ihren Streit einmiſcht Wohl mit Recht hat ein geiſtreicher Mann geſagt: wenn die Menſchen wüßten, was zu fürchten wäre, ſo würden ſie vor allem den Unverſtand fürchten; furchtbarer aber noch als der Unverſtand allein und einzeln für ſich genommen, iſt der Kampf zwiſchen Unverſtand und Unverſtand, wie es mehrentheils im Partheyenſtreit der Fall iſt. Sobald aber der rechte Verſtand aus der rechten Geſinnung hervorgeht, und mit Kraft dazwiſchen tritt, ſo verſchwindet das ganze Fantom alsbald in ſein Nichts.

In Deutſchland zeigen ſich die Partheyen, wie ſchon oben bemerkt wurde, ganz anders geſtaltet. Eigentliche Servile gibt es hier wohl nicht, wenigſtens nicht in ſolcher überwiegende Menge, oder wenn auch einzelne Theoretiker und Staatsbeamte ſich zu einer einſeitigen Anſicht dieſer Art neigen, ſo bilden ſie doch noch keine Parthey im ſtrengen Sinne des Worts. Die Liberalen dagegen, oder wie ſie ſich ſelbſt ins Deutſche überſetzt haben, die »Freyſinnigen,« bilden allerdings eine Parthey; ſie ſind leicht zu erkennen an einem tiefeingewurzelten Haß gegen alles Poſitive und Kirchliche in der Religion, an der Unkenntniß oder Verkennung der eignen deutſchen Geſchichte und altdeutſchen Verfaſſung, und an der ausländiſchen Oberflächlichkeit ihrer Ideen, die mehrentheils aus franzöſiſchen Modeſchriften, oder aus dem engliſchen Conſtitutionsweſen entlehnt ſind; und eben daher ſind ſie auch ihrer ganzen Geiſtesrichtung, und ſelbſt ihrem Urſprunge nach, als eine mehrentheils undeutſche Parthey zu betrachten, von der ich deßhalb auch nicht glauben kann, daß ſie jemals wirklich national und volksmäßig unter uns werden könnte. Vielfach ſind dagegen unter uns die Abſtufungen des beygemiſchten Irrthums auch bey den Gutgeſinnten. Nicht klein iſt die Anzahl derjenigen, welche zu ſehr und zu ausſchließend nicht ſowohl am Alten, als am Gewohnten ohne Unterſuchung feſthalten; denn das rechte Alte, wenn ſie es wirklich kennten und ergründet hätten, würde ihnen auch das Neue, und ſelbſt das herannahende Zukünftige, verſtändlich machen, und ſie vor aller ſtumpfen Abſchränkung, und negativen Starrheit bewahren. Noch größer iſt die Anzahl derjenigen, welche bey den rechtlichſten Geſinnungen einen großen Theil der Irrthümer der Gegenparthey angenommen haben, indem ſie alles zu centraliſiren ſtreben, und die Corporationen, wenn es anginge, ganz verſchmelzen und aufheben möchten, wodurch doch ganz gegen ihre Abſicht die eigentlichen Grundfeſten des Staats im Innerſten erſchüttert werden würden. Noch iſt die Anzahl derjenigen klein, welche die corporativen Grundſätze und die wahre ſtändiſche Theorie kennen und anerkennen; es iſt erſt ein Anfang, der aber im Steigen iſt, und mehrentheils werden dieſe Grundſätze noch in einem zu engen Umkreiſe, bloß nach dem Herkommen und der ältern Lokal- und Nationalgeſchichte aufgefaßt, nicht aber nach ihrem ganzen welthiſtoriſchen Umfange,

wie es das Bedürfniß unſrer Zeit erfordert. Ueberall ab
faſt bey allen Claſſen, und nicht bloß bey den Theoretike
herrſcht unter uns die Neigung zu jenem oben erwähnten
bel, ich meyne das »Bauen in die Luft,« und das »Kämp
und Streiten ins Blaue.« Da nun aber kein Erfolg und ke
reelle Wirkſamkeit zu hoffen iſt, außer von dem, was fact
begründet und angeknüpft iſt, und wirklich organiſch eingrei
da auch die falſche Wiſſenſchaft, welche jetzt in alle Statsth
rie und Praxis ſo mächtig und alleinherrſchend eingedrungen
überall nur durch die wahre Wiſſenſchaft beſiegt und geheilt,
was jene Irriges und Uebles geſtiftet, nur auf dieſem W
wieder gut gemacht werden kann; ſo iſt nothwendiger als je,
auf einleuchtende Facta gegründete richtige Idee und organi
Erkenntniß von dem poſitiven Zweck und Weſen der bürg
lichen Geſellſchaft (die mehrentheils nur ganz negativ aufgef
werden) klar aufzuſtellen, und ſich dadurch aus der ſchädlich
Verwirrung täuſchender Abſtractionen zu retten.

Vielleicht wird es am beſten gelingen, hier wenigſtens
erſten Grund zu einer ſolchen richtigern Erkenntniß nachzuweiſe
wenn wir dabey von dem Irrthum und falſchen Begriff aus
hen, der beyden Hauptpartheyen, in welche ſich die Welt j
theilt, gemeinſchaftlich iſt, und mithin recht eigentlich unſ
geſammten Zeit anzugehören ſcheint. Denn beyde, die Gegn
wie die Anhänger der Revolution, die auf der rechtmäßig
alten Herrſchaft beſtehen, und die, welche die neue Freiheit f
dern, haben größtentheils, wie ſchon oben bey mehr als ein
Gelegenheit bemerkt und erwähnt wurde, ganz denſelben u
gleichen Begriff vom Staat und ſeinem Zwecke, als ſey er ei
alles dirigirende, und alles regierende Geſetzmaſchine, der
ſouveräne Gewalt alles Göttliche und Menſchliche unter ſich be
gen, an ſich und in ſich ziehen, in ihrem abſoluten Mittelpu
vereinigen und verſchmelzen, und von da aus wieder beſtimme
leiten, führen und lenken ſoll; und die um ſo vollkommner ſe
je mehr alles Leben numeriſch verzeichnet, alle Menſchenkr

tabellariſch geordnet und eingetragen, nach dem gleichen Takt kunſtreicher Centralverwaltung ſich ununterbrochen fortbewege. Daß dieſes Ideal einer nie ſtillſtehende Geſetzmaſchine nun, ſtreng genommen, ganz unerreichbar bleiben muß, mithin ſchon in dieſer Hinſicht ein falſches zu nennen iſt, wird kaum zu erörtern nöthig ſeyn, da es wohl einleuchtend iſt, daß eine allzukünſtlich complicirte Maſchine endlich auf den Punkt gelangt, wo ſie ſich weder vorwärts noch rückwärts bewegen kann, und das Leben völlig gehemmt wird. Ich überlaſſe es andern Männern, aus der praktiſchen Erfahrung des politiſchen Lebens und ſelbſt der Geſchichte, anſchaulich zu machen, ob nicht vielleicht weiſer und zweckdienlicher ſeyn dürfte, ſo wenig als möglich zu regieren, dieſes wenige aber dann recht ſtark. Hier iſt es uns nur um den falſchen und eigentlich ganz negativen Begriff zu thun, welcher in dieſer verkünſtelten, jetzt aber allgemein herrſchend und zur Gewohnheit gewordenen Anſicht vom Staate zu Grunde liegt. Eine ganz andere und viel einfachere Idee ergiebt ſich, wenn wir das Factum des Staats und ſeines Urſprungs rein hiſtoriſch in der erſten Geſchichte auffaſſen; und ~~und~~ nach dieſer iſt der Staat nichts anders als eine bewaffnete Friedens-Corporation. Dieſer erſte klare Anfangspunkt wird in der weitern Entwicklung ſchon noch mehr Licht gewinnen. Wir müſſen aber die richtige Idee vom wahren Staat, nicht allein von dem falſchen bloß negativen Begriff vom Staate, ſondern auch von dem falſchen Staate oder dem Anti-Staate ſelbſt unterſcheiden. Denn ſehr weit verbreitet iſt allerdings auch jene andere Meynung über den Staat und ſeinen Urſprung, daß derſelbe keineswegs von dem Wunſch und Zweck des Friedens, ſondern vielmehr von Krieg und Gewalt ausgegangen ſey; wie ein witziger Dichter des Jahrhunderts es in dem bekannten Verſe mit allgemeinem Beyfalle ausgedrückt hat:

»Der erſte König war ein glücklicher Soldat.«

Angewandt auf die ſo bedeutenden Namen, welche uns wie le-

tende Spuren aus der älteſten Urgeſchichte entgegentreten, müßt
man alſo wohl ſagen: der Staat ſey eine Erfindung des Nim
rod. Wenn er das wirklich, und weiter Nichts wäre, ſo müßt
man ihn für ein reines Uebel halten, als jenen bekannten alle
Leben, Glück und Eigenthum der Individuen verſchlingende
Leviathan, welcher wie das feindliche Schickſal oder ein böſ
Dämon durch das Drama der Weltgeſchichte hinzieht, un
wenigſtens im Hintergrunde derſelben immer ſichtbar bleibt
obwohl er nur dann herrſchend und anmaßend in den Vorgrun
treten kann, wenn erſt der beſſere Weltgeiſt und wahre Fri
denskönig von dannen gewichen iſt. Weit entfernt aber jen
Meynung beyſtimmen zu können, muß ich vielmehr an der B
hauptung feſt halten, daß der wahre Staat nichts anders iſ
als die erſte Gegenanſtalt gegen den Nimrod, oder w
ſonſt immer jener »glückliche Soldat,« in der älteſten Geſchich
und Sage einer jeden Nation heißen mag. Und ſo iſt es der Ga
der Dinge auch wirklich und geſchichtlich geweſen. Voltaire's glück
cher Soldat oder der Staat des Nimrod ſelbſt, das alte Babel, wä
vielmehr der Anti-Staat zu nennen; und obgleich jener immer hu
grige und alles verſchlingende Leviathan, wie geſagt, gleich eine
ſchwarzen Faden ſich mehrentheils durch alle große Staaten d
Weltgeſchichte hindurchzieht, wie das Gift der Krankheit in d
geſunden Organiſation verſteckt iſt, wie die falſche Sophiſte
ſchule jederzeit der wahren Wiſſenſchaft, die Secten des J
thums der wahren Kirche ſich beyzugeſellen, oder in ihr ſel
einzuniſten trachten; ſo iſt dieſes doch nur der böſe Staat, o
das böſe Princip im Staate, was der wahre Staat eben üb
winden und beſiegen ſoll. Wäre der wahre, organiſch geordn
Staat aber dazu gar nicht geeignet, oder überhaupt nicht
Stande; ſo würde jeder Vernünftige wohl den Naturzuſta
vorziehen, nicht wie ihn die Dichter ſchildern, oder Theoreti
ſich einbilden, ſondern ſo wie ihn die Geſchichte uns kenn
lehrt; nämlich das freye Leben der Nomaden und bewaffne
Hirtenſtämme unter Familienhäuptern und Stammfürſten,

es etwa zu Abrahams Zeiten uns vorgeſtellt, und zum Theil noch in Arabien ſo gefunden wird; und würde man dann gern die armſeligen Flittern unſrer Cultur hingeben gegen die Fülle dieſes Naturgefühls. So ſchlimm ſteht es aber doch noch nicht mit der Sache des Staats, und wer möchte wohl behaupten, daß das Schlechte in der Cultur und im civiliſirten Staat ſo ganz das Uebergewicht habe gegen das Gute, was nur auf dieſem Wege gewonnen werden kann? Die Patrimonialherrſchaft, von der allerdings alles ausgegangen iſt, ſo wie ſie in der älteſten patriarchaliſchen Zeit beſchaffen war, kann man übrigens noch nicht als Staat im eigentlichen Sinne betrachten; es iſt noch ganz Natur, der Staat iſt hier noch in ſeine Grundlage und Baſis, die Familie, verſenkt, die Anfangs zugleich auch Staat iſt, bis dieſer ſich ſpäter von jener Baſis als ein eigenthümliches Inſtitut loswickelt. Die Veranlaſſung dazu iſt die erſte Gewaltthat, der Anti-Staat, mag nun der Heerführer einer fremden Raubſchaar der Nimrod ſeyn, oder einer der urſprünglichen Stammfürſten ſelbſt ſo weit entarten und ſich dazu aufwerfen. Der Urſprung des wahren Staats nun iſt die Vertheidigung und Gegenwehr gegen dieſe erſte und uranfängliche Unbill, die Form mag ſeyn, welche ſie will. Iſt der, welcher ſich an die Spitze der Vertheidigung ſtellt, Einer der Patrimonialherrn, freyen Dynaſten und Stammfürſten, welcher vorzüglich mächtig iſt, an den ſich die Minderſtarken anſchließen, und der ſie in ſeinen Schutz und Schirm nimmt, ſo wird der erſte Staat als Monarchie entſtehen; ſind es mehrere von ungefähr gleicher Macht, ſo wird es eine Republik ſeyn, aber wie ſich in jener älteſten Zeit von ſelbſt verſteht, eine Ariſtokratie, wie dann auch der monarchiſche Staatsverein zu Anfang nie ohne eine ſtarke Beymiſchung von Ariſtokratie ſeyn wird. Was Gewerbe, Städte und Handel Demokratiſches hinzufügen, iſt ein viel ſpäteres Element; das erſte Element aber und die urſprüngliche Anfangs-Baſis des Staats bleibt immer die auf den Grund

und Boden befeſtigte Patrimonialgewalt der Familienhäu
und Stammesobern.

Der eigenthümliche Charakter und die weſentliche Beſtimm
des wahren Staates als einer bewaffneten Friedenscorporati
wird ſich heller entfalten durch Vergleichung mit den and
ewigen und weſentlichen Corporationen, und ihren beſond
Zwecken, deren verſchiedene Sphären den ganzen Raum
menſchlichen Geſellſchaft und des menſchlichen Daſeyns ausfüll
Der Staat ſtrebt nach dem Frieden, und dieſes iſt ſein p
tiver Zweck; zunächſt aber iſt es nur der äußere, oder richti
der materielle Frieden, um das was in Beziehung auf
Staat äußerer Frieden heißt, im Verhältniß zu andern St
ten, und den innern Staats-Frieden, welcher in der geſich
ten Ruhe und gerechten Ordnung unter den eignen Mitglied
beſteht, unter einem gemeinſchaftlichen Namen zu umfaſ
Was aber für den Staat innerer Frieden genannt wird,
hört für die Kirche noch zu dem äußern; denn der eigentl
innere und geiſtige Frieden kann nur durch die Religion in
Gemüther der Menſchen kommen, und die Kirche iſt eben
zur Hervorbringung, Aufrechterhaltung und immer höhern
feſtigung und Ausbreitung dieſes innern Friedens von d
oberſten Monarchen eingeſetzte und angeordnete Corporati
Eben daher ſind auch dieſe beyden auf den innern und äuße
den göttlichen und menſchlichen Frieden gerichteten Inſtitu
eines Theils ſo ganz verſchieden, daß ſie nie ohne Gefahr
beyde Zwecke verwechſelt und vermiſcht werden dürfen, andr
ſeits aber ſo nah verwandt und innig verbunden, daß ſie ei
das andere bedürfen, und einander kaum entbehren könn
Denn wie ſollte wohl der äußere und materielle Staatsfrie
irgend feſt auf die Dauer beſtehen, wenn nicht für den inn
Seelen- und Gewiſſens-Frieden geſorgt iſt, und wenn der g
liche Glauben hinweggenommen würde, auf dem im letz
Grunde aller andre Glaube, Vertrauen, Ordnung und

rechtigkeit beruht? Auf der andern Seite erheiſcht aber auch die allgemeine Verbreitung dieſes geiſtigen Friedens, als des höchſten innern Seelengutes, die ſchützende Umgebung und Sicherung, und ſelbſt die mannichfaltigen Culturmittel der civiliſirten Staaten; und wenn dieſe ſehr viele und große phyſiſche und ſittliche Uebel unvermeidlich mit ſich führen, ſo werden ſie wohl alle durch dieſe Eine Wohlthat reichlich erſetzt und vergolten, welche dieſelben, obwohl mehrentheils unbewußt und nicht ſelten gegen die eigne Abſicht, der Religion und ihrer Verbreitung nach dem Plane der göttlichen Vorſehung als treue Diener oder als blinde Werkzeuge zu leiſten berufen ſind. Noch wollen wir, um den Gegenſatz zwiſchen den beyden Friedens-Inſtituten, dem göttlichen und menſchlichen, zu vollenden, hinzufügen: daß die auf den innern geiſtigen Menſchen gerichtete Corporation niemals eine im gemeinen Sinne bewaffnete Corporation, gleich dem Staate, ſeyn kann und ſeyn ſoll; und daß ſie überhaupt keine andere Waffe hat, als die Entziehung jenes innern Guts und Segens, zu welchem ihr Gott die Kraft und die Weihe gegeben hat, oder die Ausſchließung davon. Erſtreckt ſich die Weihe der Religion aber auch auf die Ehe, ſo iſt dann die Familie nicht mehr bloß als ein natürliches und menſchliches, ſondern zugleich als ein göttlich-menſchliches Inſtitut zu betrachten, was in ſo fern den Charakter jener beyden andern in ſich vereinigt, als die Grundlage und Wurzel derſelben. Wenn wir nun hier nicht weiter darauf einzugehen brauchen, wie zu Anfang und in der erſten alten Zeit ſelbſt das Unterpfand der Religion und das natürliche Prieſterthum den Stammvätern und Patriarchen anvertraut und übertragen war; ſo muß es dagegen immer gegenwärtig in der Erinnerung erhalten werden, daß der Staat ebenfalls auf die Familiengewalt ſich gründet, und ganz aus ihr hervorgegangen iſt, damit er nicht undankbar des Bodens vergeſſe, dem er ſelbſt entſproſſen iſt, und jenes Familienband immer heilig halte, welches der Inbegriff und die

Blüthe von allem, was das Leben köſtlich macht und ihm einen Werth gibt, in ſich faßt, ſo wie die Schule das intellektuelle Leben der Menſchheit entfalten ſoll, und wie die Gilde alle Mittel zur Bereicherung und Verſchönerung des materiellen Lebens herbeyführt. Alle dieſe moraliſchen, intellektuellen und materiellen Güter des Lebens aber würden keinen Werth haben ohne den innern Frieden, welchen die Religion gewährt, und die Kirche erhält und verbreitet; und ſie würden, wenn gleich nicht ganz werthlos, doch immer wieder zerſtreut, zeſtört und unterbrochen werden, ohne den äußern Frieden über welchem der Staat mit dem Schwerdte der Gerechtigkeit waltet. Dieſen ganzen Reichthum alſo von geiſtiger Entwicklung und von materiellem Leben umſchirmt der wahre Staat, nach der lebendigen Idee deſſelben, unter ſeiner Obhut. Der falſche Staat dagegen, oder der Anti-Staat trachtet einzig und allein nach der größten Anhäufung und Erweiterung der materiellen Kraft, oder nach der höchſten Steigerung der abſoluten Gewalt; ja ſelbſt die moraliſchen und intellektuellen Güter und Kräfte, ſo weit er ſie erfaſſen kann, verwandelt er in bloß materielle Werkzeuge, indem er ſie für ſeine materiellen Zwecke verwendet; Tyranney und Habſucht iſt im Innern, Eroberungsſucht aber äußerlich ſein unterſcheidender Charakter. So leicht es nun iſt, dieſes Uebel in ſeinem Extrem als ein ſolches zu erkennen, ſo ſchwer hält es doch oft, ſich gegen die erſten Anfänge davon zu hüten. Es liegt etwas Anſteckendes in de Kriegeluſt, die ſich an den Flammen der Ruhmbegierde entzündet, und die Habſucht als Bodenſatz zurückläßt; und jener erſte Nimrod der Urgeſchichte hat ſich durch alle Weltperioden fortgepflanzt bis auf unſre Tage, wie eine politiſche Erbſünde Zuerſt vertheidigt man ſich ruhmwürdig gegen den ungerechten Eroberer, man beſiegt ihn, man behauptet ſeinen Vortheil, man ſichert ſich für die Zukunft, und endlich regt ſich ganz unbemerkt und leiſe der gleiche Appetit nach dem ungerechten Gut, und nach der endloſen Vermehrung der materiellen Kraft und ſo pflanzt ſich Habſucht und falſche Ruhmbegier, wie jedes andre ſündliche Contagium, fort von Anbeginn bis an das Ende. Darin aber hat die Menſchheit von jeher ein ſehr richtiger Inſtinkt geleitet, und ſo tief iſt die Ueberzeugung, daß der poſitive Zweck des Staats der Frieden ſey, trotz aller entgegenſtehenden falſchen Theorien, und verwirrenden Abſtraktionen eingewurzelt, daß ſo bald augenſcheinlich gewiß, und offenbar erwieſen wird, daß eine Macht abſolut auf den Krieg gerichtet ſey, ſie ſofort in der Meynung der Menſchheit verfallen und ausgeſchloſſen iſt, und alle gutgeſinnten Staaten und Nationen gegen ſie als einen allgemeinen Feind zuſammentreten. Und das von Rechtswegen; denn wenn es überhaupt irgend Einen erſten Grundſatz des Völkerrechts giebt und geben ſoll, ſo iſt es wohl dieſer, da alle Staaten dabey intereſſirt ſind, daß nicht das Weſen des Staats ſelbſt in das völlige Gegentheil ſeiner erſten friedlichen Beſtimmung verkehrt wird. Der Beyſpiele giebt es in Menge aus der Weltgeſchichte; und auch in unſern Tagen haben wir ein neues, großes und denkwürdiges Beyſpiel davon geſehen, auf welches ich aber hier mich weiter nicht berufen will; denn obſchon die tyranniſche Gewalt, gegen welche ſich zuletzt ganz Europa verbündete, nicht eigentlich als völlig uſurpirt gelten konnte, während ſie von faſt allen Staaten anerkannt war, ſo hatte ihr doch von Anfang an die ſichere Grundlage des angeerbten Rechts gefehlt.

Weit paſſender, um zu zeigen, daß auch über den legitimſten Herrſcher in gleich entſchiedenem Falle das gleiche Gericht ergeht, wird das Beyſpiel Ludwig XIV. ſeyn. Dieſer Regent, welchen jetzt manche franzöſiſche Ultra-Schriftſteller als ein wahres Modell einer vortreflichen und herrlichen legitimen Herrſchaft im Munde zu führen pflegen, deſſen moraliſche Eigenſchaften aber auf der Wage der Gerechtigkeit vielmehr einen Inbegriff vollendeter Charakterſchlechtigkeit bilden, hatte ſchon durch ſeine Reunionen, vielerlei Unbilden, und ungerechten Kriege gegen Deutſchland, alles Völkerrecht mit Füßen getreten; und hat er ſich beſonders auch gegen die chriſtliche Religion ſchwer vergangen; denn indem er den wehrloſen Pabſt in ſeiner Hauptſtadt inſultirte, und den Grund zu dem heimlichen Schisma legte, an deſſen unſeligen Folgen Frankreich bis auf unſere Tage ſchwer zu büßen gehabt hat, glaubte er ſich berufen, die von der Kirche getrennten Proteſtanten gegen das Wort ſeines beſſern Ahnherrn durch Dragonaden zu bekehren. Als ſeine Herrſchſucht nun keine Gränzen mehr kannte, und er keinen Frieden redlich halten wollte, da traten alle gut und chriſtlich geſinnten Staaten gegen dieſen allgemeinen Feind der Chriſtenheit zuſammen und demüthigten und züchtigten ihn, nachdem er im Unrecht ergraut war, noch am Ende ſeiner Tage, obwohl bei weitem nicht hinreichend. Wenn die jetzigen Vertheidiger der legitimen Grundſätze gerade dieſen Regenten wie zum Stichwort und Merkzeichen ihrer Parthei wählen, als könne man nicht gegen ihn ſeyn, ohne zugleich die Sache der Monarchie und der Religion zu beleidigen, ſo iſt dieß auch ein merkwürdiges Beyſpiel von der jetzt herrſchenden Unklarheit und Confuſion der Begriffe, vermöge deren die Partheien alles vermengen, und die Sache der Gerechtigkeit ſelbſt mit dem Beyſpiele des Laſters belegen.

Wenn nun die Frage entſteht, wer darüber entſcheiden ſoll, ob bey einem einzelnen Regenten oder in einem ganzen Staat, der Charakter der Eroberungsſucht oder die Principien des Unfriedens dermaßen überwiegend geworden ſind, daß alle andern Staaten gegen ihn zuſammentreten ſollen, und wer das Recht hat, das entſcheidende Urtheil über ihn zu fällen; ſo iſt die Antwort darauf ſchon durch die Natur der Sache gegeben, indem wenn die Noth es durchaus erfordert, auch der Entſchluß zu einem ſolchen Zuſammentritt bei den andern Staaten zur Reiſe kommen wird, welche dann ihre friedliche Fortdauer durch daſſelbe Mittel gemeinſamer Vertheidigung zu erhalten ſuchen, wie auch die einzelnen Staaten von Anfang durch einen ähnlichen Zuſammentritt zuerſt entſtanden ſind.

Will man mit Rückſicht auf frühere Zeiten hierüber bemerken, daß die geiſtliche Macht, ſo wie ſie im Mittelalter überhaupt eine Art von geſetzlicher Controlle, oder negativ bedingende und einſchränkende Cenſur gegen die weltlichen Staaten ausübte, hiebei nicht ſelten die Function einer ſchiedsrichterlichen Vermittlung, oder auch förmlichen Entſcheidung verſehen habe, noch bis ins 16te Jahrhundert hinab; ſo iſt dieß allerdings an ſich bemerkenswerth für das richtige Verſtändniß jener Zeiten, wie überhaupt für die Theorie von dem ganzen gegenſeitigen Verhältniß der geiſtlichen und weltlichen Macht, nach allen denkbaren Verwicklungen derſelben. Es wird auch dieſer Einfluß jetzt wieder richtiger beurtheilt, und wohl anerkannt, wie wohlthätig er für die damalige Zeit im Ganzen geweſen; obwohl das für unſre Zeit nicht mehr anwendbar iſt, und ein ähnliches Verhältniß in der gleichen Weiſe nie wiederkehren kann, nachdem ſich ſchon früher und vorzüglich ſeit der Reformation, alle Staaten jener Controlle Stufe für Stufe ganz entzogen und vielmehr mehrere unter ihnen hie und da nach einem entgegengeſetzten Extrem geſtrebt haben, der geiſtlichen Macht ihren weltlichen Territorialgrund und Boden zu entziehen, oder auch ſelbſt die geiſtliche Obergewalt mit an ſich zu nehmen.

Die Eroberungsſucht des falſchen oder Anti-Staates iſt übrigens nicht bloß auf den Angriff gegen andere Neben-Staaten beſchränkt, ſondern kann ſich eben ſo gut auch ganz nach Innen richten, indem ſie alle materielle, ja ſo viel als möglich auch alle moraliſche und intelektuelle Kraft an ſich zu reißen, und in den Mittelpunkt ihrer abſoluten Allgewalt zu centraliſiren ſucht, nach dem Ideal jener oben ſchon hinreichend geſchilderten Geſetzmaſchine. Beydes, die Eroberungsſucht nach Innen und die nach Außen, gehen oft genug und faſt immer Hand in Hand zuſammen, weil durch die erſte im Innern, erſt die zureichende Kraft und die Materialien für die Plane nach Außen herbeygeſchafft werden müſſen. Nicht ohne Grund wurde daher in der Erklärung des wahren Staates, derſelbe eine Corporation genannt, wodurch keinesweges die Form der Verfaſſung beſtimmt werden ſollte, da dieſe Beſchaffenheit auch eben ſo gut in der monarchiſchen, ja ganz vorzüglich in ihr Statt finden kann und ſoll; ſondern nur die Eigenſchaft eines aus mehreren Gliedern organiſch geordneten Ganzen, als jener Eroberungsſucht nach Innen am meiſten und geradezu entgegengeſetzt. Dieſes aber iſt ein weſentliches und nothwendiges Attribut des wahren und wohlgeordneten Staates, daß darin neben dem großen Hauptmittelpunkte auch noch andere untergeordnete Mittelpunkte des innern politiſchen Lebens als eben ſo viele organiſche Glieder des Ganzen geduldet und aufrecht erhalten werden, d. h. mit andern Worten, daß eine wohlgeordnete Monarchie nicht ohne Stände, und eine rechtliche Abſonderung in Abſtufung derſelben zu denken iſt; und das iſt es eben, was wir Corporation nennen. Biethet hingegen der geſammte Staat nichts dar, als eine völlig gleich und flach gebahnte Ebene, mit einem einzigen Mittelpunkte, von dem alle Radien ausgehen und wieder dahin zurückkehren, ſo iſt eine ſolche anorgiſche Beſchaffenheit und das abſolute Streben nach der reinen Macht, was dabey zum Grunde liegt, nicht mehr der lebendigen Idee des wahren Staates entſprechend.

(Die Fortſetzung folgt.)

IX.

Revolutionäre Anwendung der evangeliſchen Lehre.

Der Staatsſekretär Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten bey der gegenwärtigen Regierung von Neapel, Hr. Ricciardi, hat ein ausführliches, in einer außerordentlichen Beylage zum Giornale costitucionale del Regno delle due Sicilie Nro. 30 abgedrucktes Cirkularſchreiben an die Biſchöfe des Landes erlaſſen, worin er ſie auffordert, ihren Diöceſanen recht eifrig einzuſchärfen, daß durch die neue Conſtitution die Irrthümer und Vorurtheile, welche die Gewohnheit von Jahrhunderten leider als Wahrheiten geheiliget hatte, abgeſchafft, und die

Lehren des Evangeliums in ihrer urſprünglichen Reinheit ausgeführt werden ſeyen. »Diener des Heiligthums,« ruft er ihnen zu, »die ihr das Unterpfand der Wahrheit bewacht, und den Dienſt des göttlichen Wortes übet, verkündet es Allen, »daß (nämlich durch Einführung der Conſtitution) das Reich des Herrn, das Reich des Friedens und der Gerechtigkeit gekommen iſt.« — »Ein ſo merkwürdiger Tag möge in die Annalen des Chriſtenthums verzeichnet, und Hymnen des Lobes und Dankes emporgeſendet werden zum Gott des Friedens und der Liebe.« — »An euch iſt es,« heißt es am Schluſſe dieſes Cirkularſchreibens, »ihr Apoſtel der evangeliſchen Lehren, an euch iſt es, den Triumph derſelben durch Mitwirkung zur feſteren Begründung der Conſtitution auszubreiten, und dadurch allen Völkern zu zeigen, daß ein Reich, welches auf dem göttlichen Geſetz begründet iſt, zugleich jenes der allgemeinen Beglückung iſt.«

Dieſes merkwürdige Aktenſtück ſcheint als eine populäre Darlegung des Syſtems der herrſchenden Partheyen angeſehen werden zu können, wodurch die revolutionären Handlungen, Zwecke und Theorien, welche die gewaltſame und auflöſende Umwälzung jenes Königreichs begleiten, mit den religiöſen Grundwahrheiten, die im Glauben des Volks unerſchütterliche Feſtigkeit haben, in ein abentheuerliches Ganzes vereinigt werden ſollen. Auf die erhabenſten Lehren der evangeliſchen Liebe, welche wörtlich angeführet werden *), ſoll die Anpreiſung der Eigenſchaften eines falſchen Repräſentativſyſtems begründet werden, welches auf einer bloß mathematiſchen Staatsanſicht im

---

*) »Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie Ich euch geliebet habe.« Joh. 13. »Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, wenn ihr euch unter einander liebet.« Ebendaſ. »Die Liebe Gottes wird durch den heiligen Geiſt ausgegoſſen in unſre Herzen.« Paul. 5. »Wer den Nächſten liebt, der hat das Geſetz erfüllt.« Paul. 13. u. ſ. w.

allgemeinen, und auf dem Privatintereſſe der Einzelnen beruht, und welches hier umſtändlich in der bekannten Phraſeologie der Theorien vom ganz glaubenloſen Vernunftſtaate auseinandergeſetzt wird. Zuerſt wird von der Freiheit der Perſonen, dann von der Freiheit der Gewerbe und des Eigenthums, ſodann von der Freiheit der Meinungen und der Preſſe, und endlich von der Souverainität des Volks, den politiſchen Rechten der Bürger, und den Gewalten im Staat gehandelt. Wir können nur wenige beſonders bezeichnende Stellen ausheben:

»Die Nationalökonomie hat die Menſchen zum Gebot der Liebe und gegenſeitiger Bruderliebe berufen, indem ſie die Irrthümer zerſtreuete, wonach man glaubte, daß das Glück des Einen allein im Nachtheil des Andern beſtehe, und dagegen Arbeit und Austauſch der Produkte (Induſtrie und Handel) zum Princip der allgemeinen Vereinigung und Glückſeligkeit gemacht, und die Völker eingeladen, einander die Hände zu reichen, um die heilige Allianz zu ſchließen.« — »Die Freiheit der Induſtrie wird verletzt durch Errichtung von Corporationen für Künſte und Handwerke.«

»Alle Bürger ſind im Repräſentativſyſtem berufen, einen Theil der Regierung auszumachen: einige durch Berathungen, und dies ſind die Deputirten der Nation; einige durch Prüfung, Gutheißung oder Mißbilligung, und das iſt das geſammte übrige Volk.« — »Die Preſſe iſt das Mittel, wodurch das Volk die Gewalten des Staats cenſurirt und in ihren Schranken erhält.«

»Das Volk übt ſeine Souverainität durch freye Wahl der Deputirten zur Nationalverſammlung, und durch eine fortwährende Gutheißung oder Verwerfung einer pflichtgemäßen, oder aber nicht getreuen Ausübung der von ihm geſchaffenen Gewalten aus.« — »Die exekutive Macht iſt in den Händen des Königs ganz und gar paſſiv; er ſetzt ſie nur dadurch in Bewegung, daß er ſie Miniſtern anvertrauet, die für alle inconſtitutionelle Handlungen verantwortlich ſind.« — »Auf die Höhe des ſocialen Gebäudes, zum Regiment der öffentlichen Geſchäfte müſſen durch die öffentliche Meinung die Beſten des Staats emporſteigen, welche die wahre, natürliche Ariſtokratie bilden, jene der Talente, der Wiſſenſchaft und öffentlicher und häuslicher Tugenden, — welche der allgemeine Wunſch dafür anerkennt. Dieſe iſt das Widerſpiel der erblichen Ariſtokratie, welche eine bloß künſtliche iſt, die aus der Barbarey der vergangenen Zeiten hervorgegangen, und nun mit ihren uralten Wurzeln ausgeriſſen worden iſt durch die vom Evangelium erleuchtete Vernunft.«

Man zweifelt ſtaunend, ob man es fanatiſchen Irrthum, oder auch ſelbſt verwegene Läſterung nennen ſoll, theils ſo falſchen, theils ſo einſeitigen und verkehrt aufgefaßten Anſichten den Stempel der göttlichen Autorität aufdrücken zu wollen. Es kann aber gerade nur ein antichriſtlicher Egoismus die iſolirten Privatrechte der Einzelnen zum oberſten Zweck der menſchlichen Geſellſchaft erheben; diejenigen Güter nämlich, die jeder nur privativ, d. h. durch Ausſchließung Anderer beſitzt, als eben ſo viele Hausgötzen für den Gipfel der öffentlichen Ordnung erklären. Die Religion der Liebe lehrt vielmehr, den höchſten Werth auf ſociale Güter zu legen, deren Natur es iſt, daß jeder ſie in Gemeinſchaft mit Andern beſitzt. — Induſtrie und Handel können an ſich nichts anderes, als den privativen Vortheil der Einzelnen befördern, ſie laſſen Jeden, der nicht Concurrenz halten kann, d. h. die größere Anzahl, in bitterer Armuth, und rauben, wo ſie ausſchließlich herrſchen, allen Gütern, die ſich nicht zu Gelde machen laſſen, d. h. gerade den beſſern Gütern, allen ihren Werth. Freilich waren die Feudalrechte, ſo wie ſie häufig beſtanden, auch eben keine evangeliſche Ausführung der höchſten Menſchenliebe; aber das Grundeigenthum an ſich ſelbſt, wenn es durch bleibende Einrichtungen an das Daſeyn der Familien und ganzer Gemeinheiten geknüpft wird, iſt an ſich weniger privativ, als der Geld- und Induſtrie-Beſitz: und den letztern zur ausſchließlichen Baſis eines chriſtlichen Staates zu machen, iſt der abentheuerlichſte Unverſtand.

Daß alle Bürger, das heißt im Repräſentativſyſtem, alle Einwohner an der Regierung Theil nehmen, iſt eigentlich die reine Demokratie; Herrſchaft Aller über Alle, welches aber ein ganz widernatürlicher Zuſtand iſt, der auch in der Wirklichkeit nirgends vorkommt. Die Theorie, welche den Staat auf dieſe Grundlage ſtützt, gründet das Regierungsrecht auf einer bloßen Abſtraktion; auf einen allgemeinen, von allem Beſondern und Lebendigen entkleideten, menſchlichen Willen, der mit der allgemeinen Menſchennatur verbunden gedacht wird, die der Dümmſte mit dem Weiſen, der ſchlechteſte Knecht ſeiner Leidenſchaft mit dem Helden der Religion und Tugend, der Aermſte und Beſitzloſe mit dem Mächtigſten gemein hat, und welche von allen beſondern und individuellen Rechten, Talenten und Intereſſen unabhängig iſt. Dieſe Kraft iſt eine bloße Schöpfung des Verſtandes, wie die Größen der Mathematik, und wird daher auch, wie dieſe, nach Zahlen und Maßen berechnet; da ſie aber etwas Todtes iſt, ſo kann der Staat, der ihr zu Liebe umgeſtürzt worden iſt, in der Wirklichkeit nichts anderes ſeyn, als eine Regierung von einzelnen Partheyhäuptern, welche die Menge zu täuſchen und zu beherrſchen wiſſen. — Weil dieſes Syſtem nur die allgemeinen menſchlichen Eigenſchaften ins Auge faßt, und von jeder höheren Idee hinwegſieht, ſo iſt es der Würde des Chriſtenthums, welches auf Veredlung dringt, gerade entgegen; und der Antrieb, die Sucht in dem Herzen Aller, über alle Uebrigen, über Dinge, die jeden von Haus aus nichts angehen, mitzuregieren, iſt den evangeliſchen Tugenden der Demuth und Liebe, der Zufriedenheit mit der natürlichen Beſtimmung, ſo wie mit den von der Natur gegebenen Unterſchieden und Einrichtungen, und des Gehorſams gegen eine Obrigkeit, vielmehr ſchnurſtracks widerſtrebend.

Was die ferneren Parthey- und Zeitmeynungen gegen die reelle Macht des Königs, gegen allen Erbadel, und gegen Corporationen und Zunftverfaſſung betrifft, ſo iſt auch bey ihnen die Vermeſſenheit einleuchtend, ſie als Triumph des Chriſtenthums anzukündigen. Bey den geiſtreichſten und würdigſten Schriftſtellern in Deutſchland, Frankreich und England gilt es vielmehr, als ein durch Natur, Geſchichte und tägliche Erfahrung bewährter Grundſatz, daß der Monarch die Pflichten eines chriſtlich-geſinnten Regenten nicht erfüllen kann, wofern die reelle und active Macht, vermöge welcher er regiert, ihm durch ſpitzfindige Trennung und Uebertragung an Miniſter, die für Ausübung derſelben den Unterthanen verantwortlich ſind, entwunden wird, — daß ſchon durch die Nothwendigkeit des Ackerbaues, und erblicher Anſtalten für denſelben, die Natur ſelbſt eine der Grundlagen des Erbadels gegeben habe *), — und daß endlich Arbeit und Gewerbe ſelbſt mit der menſchlichen Würde übereinſtimmender und wahrhaft wohlthätiger wirken und gedeihen, wenn ſie durch ſociale Bande gleichſam geadelt werden. — Zu geſchweigen, daß die Monarchie in wahrer und lebendiger Kraft, und unter ihr Erbadel und Corporationen rechtlich beſtehen, und alſo gewaltthätiger Umſturz derſelben nach abſtracten Begriffen, ungerecht, ſonach ſehr unchriſtlich iſt.

Den übrigen Inhalt des Circularſchreibens füllen mehrentheils generalia und Gemeinplätze aus, die im Allgemeinen auf alle und jede Staaten, am wenigſten aber auf gewaltſam revolutionirte, Anwendung finden. So z. B. folgende Sätze: »Alle geſellſchaftlichen Einrichtungen in einer freyen Verfaſſung ſind darauf gerichtet: 1. Unordnungen im Innern zurückzuhalten; 2. feind-

---

*) Im Vorbeygehen möge bemerkt werden, daß der allgemeine Wunſch unmöglich den Adel begründen könnte, da dieſer etwas Feſtes und auf ſich Beruhendes im Staate ſeyn ſoll, während jener allgemeine Wunſch immer nur die ſchwankende Gunſt der Volkspartheyen ausdrücken, und die Demagogen ans Ruder bringen würde. Möſer nannte ſchon vor funfzig Jahren alles Aehnliche Räſonniren, welches ſich auf die natürliche Ariſtokratie der Geiſter und der Tugenden gründet, um den Erbadel anzugreifen, »lauter elendes Gewäſche, welches aus der Verwechſelung der moraliſchen Ehre mit der politiſchen entſtehe; da man eben ſo gut fragen könnte, ob ein Bauer nicht eben ſo gut ein Chriſt ſeyn könnte, als der Edelmann?«

liche Einfälle abzutreiben; 3. alle Hülfsmittel der Geſellſchaf in einen gemeinſamen Mittelpunkt zu leiten, um für dieſe beyde Zwecke zu wirken, und um durch die Vereinigung der Kräfte Alle dasjenige Gute zu erlangen, was die Kräfte der Einzelnen nich bewirken können.« Wo iſt in revolutionirten Staaten, die beynahe nothwendig immer in Partheyen zerriſſen ſind, ein ſolcher bleibender Mittelpunkt? — »Die Perſon des Bürgers muß unverletzlich ſeyn, ſo lange bis ein Vergehen, deſſen er beſchuldigt, und welches in den Geſetzen als ein ſolches bezeichnet wird, ihn nicht der obrigkeitlichen Behörde anheimgiebt, welche dann verpflichtet iſt, nach den geſetzlichen Formen genau und ſtrenge zu verfahren.« Ganz gewiß darf nirgendwo jemand eingekerkert werden, als wenn eine geſetzliche Befugniß ihn der obrigkeitlichen Behörde anheimgiebt; aber wimmelten denn etwa die Gefängniſſe zu Neapel von willkührlich Eingekerkerten? — »Das Eigenthum kann verletzt werden durch Confiscationsgeſetze, durch administrative Entſcheidung von Civilproceſſen, durch Wegnahme eines Privateigenthums für den Staat ohne augenſcheinlichen Nutzen, und ohne Entſchädigung, durch Staatsbanqueroute, durch Nichtzahlen der Staatsſchulden, durch ſchlecht vertheilte oder das allgemeine Bedürfniß überſteigende Steuern ꝛc.« Lauter neu aufgefundene Wahrheiten! — »Jeder Menſch hat das Recht, nach ſeinem Gefallen über ſeine Güter, Capitalien, Einkünfte, Arbeit ꝛc. zu verfügen, innerhalb der Schranken ſeiner ſocialen Verpflichtungen.« Ganz gut ausgedrückt, aber zu ſolchen Entdeckungen bedarf es wahrlich weder repräſentativer Syſteme noch einer Revolution.

Das Angeführte iſt mehr als hinreichend, um zu zeigen, wie im Süden von Europa der revolutionäre Geiſt den Cyklus der verderblichen Irrthümer und verkehrter Beſtrebungen, von denen das mittlere Europa gutentheils wieder nach und nach zurückkömmt, indem es die wahren Ideen von leeren oder verwegnen und kurzſichtigen Sätzen unterſcheiden lernt, gleichſam von vorn herein aufs neue zu durchlaufen ſtrebt; — und mit wie gewaltſamer und auch lächerlicher Anmaßung man falſche und unnatürliche Doktrinen den Völkern als evangeliſche Lehre aufzubringen bemüht iſt, um ſelbſt ihren religiöſen Glauben, das Koſtbarſte was ſie beſitzen, in ein Werkzeug für die Abſichten und Plane der Carbonari zu verwandeln.

W.

X.

Entwicklung des innern Lebens.

I. Von der Seele.

1. Wenn wir über uns ſelbſt und unſre Beſtimmung nachdenken, und das Weſen des Menſchen durch Denken zu erforſchen ſuchen; ſo liegt der Fehler, welcher Urſache iſt, daß dieß mit ſo wenigem Erfolge geſchieht, und zu keiner vollen Befriedigung führt, ſchon darin, daß wir im Denken eben auch nur die denkende Seite unſres Weſens, alſo auf jeden Fall nur Eine Seite, vielleicht nicht einmal die reichhaltigſte oder wichtigſte unſres innern Seyns erfaſſen; daß wir im Denken es immer nur wieder mit Gedanken zu thun haben, in den engen Kreis dieſes einſeitigen abgeſonderten, und eben dadurch todten Denkens eingeſchloſſen und befangen bleiben. Wie in der chemiſchen Zerſetzung verſchwindet und entfliehet dem Denker das Leben, was er gern in ſeiner Vollſtändigkeit erfaſſen, und in ſeiner innerſten Wurzel ergreifen möchte; und wenn er hinſieht, ſo findet er nur ſich ſelbſt wieder, und vermag durch das Denken nichts anderes zu finden, als nur Gedanken.

Wenn wir aber mit einemmale dieſe ganze Welt der Begriffe, und das abgeſonderte einſeitige Denken nach Begriffen verlaſſen, und unſer inneres Seyn und Leben, ſo wie es iſt und wie wir es fühlen, eben durch das einfache und volle Gefühl zu erfaſſen ſuchen, nicht nach einer einzelnen und etwa bloß nach der hellen Seite des bewußten Denkens, ſondern in ſeiner dunkeln Tiefe und verborgenen Wurzel, wie in ſeiner hellen Höhe und Entfaltung aller Kräfte, in der leiſeſten Regung wie im Kampf der Welt und der Leidenſchaft, in ſeinem vorherrſchenden dauernden Streben, und in jeder vorübereilenden Schwankung und Verwandlung des flüchtigen Augenblicks; nach aller Mannichfaltigkeit der Kräfte und Anlagen der Denkart und Sinnesweiſe in uns und in andern; nach aller Verſchiedenheit des Alters und Geſchlechts, des Standes und der Verhältniſſe, der Völker und der Jahrhunderte; ſo iſt es Ein Gefühl, was aus Allem hervorgeht, was immer bleibt und überall wiederkehrt, man mag ausgehen von welchem Standpunkte und Geſichtspunkte man will. Es bleibt der Eindruck, den alles dieſes noch ſo wunderbar mannichfaltige Menſchenleben in der Betrachtung hervorbringt, in dieſer Hinſicht derſelbe und gleiche, und ſind über dieſes Eine wenigſtens, wenn nichts Fremdes hinzugemiſcht, und es in der rechten Allgemeinheit und Einfachheit aufgefaßt und gehalten wird, alle die das Leben betrachten, und über ſich ſelbſt denken, völlig eins. Dieſes, jedem der über das Leben denkt, gleicherweiſe ſich aufdringende Gefühl aber, ſey es nun, daß es bloß als Gefühl in der unmittelbaren Wahrnehmung ſtehen bleibt, oder als Gedanke für die Betrachtung daſteht, iſt folgendes: wir ſind mit uns ſelbſt uneins; ein tiefer innerer Zwieſpalt durchdringt das Leben bis in die innerſten Elemente, und wurzelt feſt darin, herrſcht ſichtbar im Ganzen wie in allen einzelnen Theilen deſſelben. Das iſt die reine Wahrnehmung des Lebens, der Eindruck, den es jedem hinterläßt; wir ſind innerlich uneins, innerlich zerriſſen, im Widerſtreit und zerſtört. Darin, in dieſem einzigen Punkte ſind alle Syſteme und alle das Leben erkennenden und im Leben wirkenden Menſchen völlig einverſtanden, ſchmerzlich einverſtanden, wenn ſie auch nachher dem Wahrgenommenen eine verſchiedene Bedeutung leihen. Dieſer tiefe innere Zwieſpalt des Lebens, der immer wiederkehrt in unſerm Gefühl, und überall gefunden wird, iſt nun auch die Urſache, warum das

Leben durch das bloße Denken nicht verſtanden werden kann, und wenigſtens auf dieſem Wege ein unverſtandenes und ungelöstes Räthſel bleiben muß, wenn nicht etwa die Auflöſung dieſes Räthſels auf einem andern Wege geſucht und gefunden werden kann. Dieſen andern Weg kann ich hier theils nur andeuten, theils darf und werde ich ihn unter Gleichgeſinnten mit Zuverſicht vorausſetzen. Zuvor jedoch wollen wir den Zwieſpalt ſelbſt noch näher zu bezeichnen und zu erforſchen ſuchen: d. h. ihn als klaren Gedanken ſo einfach als möglich auffaſſen, rein wie er iſt.

Es iſt der Zwieſpalt, von dem wir ſo ganz durchdrungen ſind, der uns immer von neuem erfaßt, und den wir überall wiederfinden, nicht bloß im äußern Leben fühlbar, ſondern er wurzelt recht in der Mitte und geheimſten Tiefe unſers Seyns, bewegt und erregt die innerſten Elemente unſerer Lebenskraft feindlich gegeneinander. Auf mannichfaltige Weiſe und ſehr verſchiedenem Wege ſucht man entweder das innere Weſen unſers Seyns zu erfaſſen, und wo nicht zu erklären und zu begreifen, ſo doch unterſcheidend ſcharf zu bezeichnen; oder auch die einzelnen Beſtandtheile und Kräfte unſers Weſens zu ſondern, und in ihrer Abſonderung, Entgegenſetzung und Eintheilung zu ordnen, und ein jedes der einzelnen Vermögen nach ſeiner beſondern Wirkungsweiſe zu beſchreiben. Gehen wir zurück in die Tiefe unſers Weſens und die eigne Ichheit, ſo iſt der Gegenſatz und der Zwieſpalt klar, und nie und nimmer aufzulöſen, zwiſchen dieſer Ichheit in mir und der äußern Welt, die entweder nicht Ich iſt, oder ein anderes Ich außer mir; beydes auf gleich unerklärliche Weiſe für mich, der nur Ich in ſich iſt, und als ſolches nie begreifen kann, wie er als Ich aus ſeidigem und aus ſich heraus, oder wie ein anderes, was nicht Ich iſt, oder zwar auch ein Ich, aber ein anderes, in ihn hinein kommen kann. Es folgt uns der Zwieſpalt in unſerm Ich aus dem Leben ſelbſt in das Nachdenken über dieſes Ich, und bis in jede Falte und die feinſten Faden dieſes Denkens über

unſer eignes Selbſt. Es bleibt der unbegreifliche Widerſtreit, oder
vielmehr er kehrt wieder, ſelbſt in dem Falle, wenn man in je-
nem ganz reinen Denken, welches nur ſich ſelbſt denkt, die
Ueberzeugung zu erkünſteln wähnt, die äußere Welt, oder alle
was nicht Ich iſt, oder wenn auch Ich, doch ein andres Ich al
das ſich ſelbſt denkende, ſey nicht an ſich ſelbſt vorhanden un
von dieſem, dem ſich ſelbſt denkenden Ich, nur hervorgebracht
nichts als ein Schein und Widerſchein deſſelben, nach dem Ge
ſetz ſeines eigenen Denkens ſich bildend. Doch dieſer an ſich ſeh
einleuchtende und ſo lange man in der Ichheit befangen bleibt
auf dieſem Wege völlig unauflösliche Widerſtreit und Zwieſpa
zwiſchen der Ichheit und der äußern Welt, iſt eben desfalls hier we
ter zu verfolgen unnöthig. So laſſen wir es auch für jetzt a
ſeinen Ort geſtellt ſeyn, ob denn jene allgeprieſene und vergö
terte Ichheit wirklich auch unſer urſprüngliches Weſen ſey, od
durch welches Schickſal, Verhangniß oder Verbrechen wir in
nen Zuſtand von Ichheit, den wir jetzt für unſer Weſen halte
gerathen ſeyn mögen; bis wir etwa auf einem andern We
darauf zurückkehren werden. Der Zwieſpalt aber unter den inne
Elementen und Kräften, den weſentlichen Beſtandtheilen des Me
ſchen, die wenigſtens ſo wie er jetzt iſt und geworden iſt, ſe
weſentliche Beſtandtheile bilden; dieſer iſt es, den wir vorzügl
zu verfolgen haben. Denn der Zwieſpalt des innern Menſch
mit ſich ſelbſt, nicht der welcher zwiſchen ihm und der Außenw
beſteht, iſt es, welchen wir zu faſſen und zu verſtehen ſuc
wollen.

2.

Auf mannichfache Weiſe hat man die innern Beſtandth
des Menſchen, ſo wie ſie jetzt ſind, die einzelnen Verm
ſeiner denkenden oder ſtrebenden und wollenden Kraft eingeth
und geordnet, beſchrieben und erklärt. Manche von den
Menſchen von den Forſchern beygelegten Vermögen, ſind
untergeordnete Anwendungen irgend einer der urſprünglichen K

te, nicht dieſe ſelbſt; oder eine Miſchung aus mehreren. Manche Aufzählung dieſer unſerer Gemüthsvermögen ſind nur nach unweſentlichen Zufälligkeiten unterſchieden, und willkührlich eingetheilt und geordnet. Faſt in allen Verſuchen dieſer Art aber wird gar keine Rückſicht genommen auf die Frage, ob dieſe innern Beſtandtheile auch urſprünglich ſo geweſen, wie wir ſie jetzt finden; oder ob nicht die uns wohlbekannte, und auf ſo viele Weiſe fühlbare Zerrüttung unſres urſprünglichen Weſens bis in unſer innerſtes Denken mit eingegriffen, und ſelbſt die Weiſe unſers Bewußtſeyns ganz verändert habe. Schon die Wahrnehmung des ſo allgemeinen, alldurchdringenden, innerlich tiefen Zwieſpalts in uns, könnte auf einen Gedanken dieſer Art leiten. Der Zwieſpalt ſelbſt aber kann uns am beſten und am leichteſten anleiten, eine beſſere, einfache und befriedigende Ueberſicht und Eintheilung unſerer geſammten Gemüthsvermögen zu finden, und für die nachfolgende Betrachtung aufzuſtellen. Denn wenn wir unſern Zwieſpalt im Allgemeinen da auffaſſen, wo er ſich am ſtärkſten und entſchiedenſten zeigt und ausſpricht, ſo erfaſſen wir in dieſen ſtärkſten und allgemeinſten Gegenſätzen unſers Zwieſpalts zugleich auch, wenn dieſer Ausdruck erlaubt iſt, die entgegenſtehenden Extreme unſers innern Weſens und Vermögens, und wenn wir dieſe Gegenſätze und Extreme von mehreren Seiten und in verſchiedenen Richtungen aufgefunden und aufgeſtellt haben, ſo iſt uns eben damit auch der ganze Umkreis und Umfang unſeres innern Weſens und aller Vermögen, in die es ſich, ſo wie es jetzt iſt, theilt und ſpaltet, zugleich mit gefunden und gegeben. In dem reinen Denken, wo die Spekulation vom Leben geſchieden iſt, blickt das Auge aus dem täuſchenden Ruhepunkt des eignen Ich in die weite Runde umher, ſo weit ſich das freye Vermögen irgend erſtrecken mag. Aber dieſe ſcheinbare Peripherie von endloſer Ausdehnung im möglichen Denken, giebt uns nicht die wirklichen Elemente, und die wahre Natur unſers innern Daſeyns, welche nur in dem Mittelpunkte des ſich vielfach durchkreuzenden Zwieſpalts lebendig erfaßt werden können. Dieſe verſchiedenen Richtungen und Gegenſätze nun des in unſerm Innern ſich durchkreuzenden allgemeinen und tiefen Zwieſpalts, wie ich ſie hier verſuchen werde anzudeuten, ſind keineswegs dunkel und ſchwer zu begreifen, oder bloß aus wiſſenſchaftlicher Spitzfindigkeit ergrübelt und erſonnen; ſondern ſie leuchten jedem, als von ſelbſt klar, aus ſeinem eignen Leben und Bewußtſeyn deutlich und leicht hervor. Es wird für meinen Zweck hinreichend ſeyn, nur eine zwiefache Richtung des innern Zwieſpalts zu unterſcheiden und hervorzuheben: obwohl es leicht wäre, nicht bloß bey jener zwiefachen Form und Richtung des ſich im Mittelpunkte unſers Daſeyns durchkreuzenden Zwieſpalts ſtehen zu bleiben, ſondern ihn bis ins Einzelne, und ſeine ganze Verzweigung im Leben und im Bewußtſeyn weiter zu verfolgen.

Unter jenen beyden Gegenſätzen, auf die wir uns hier beſchränken, iſt der erſte große Zwieſpalt der, welcher unſer ganzes äußeres Leben in ſtetem Kampf und Unfrieden erhält, und mit ſich ſelbſt in Widerſtreit ſetzt. Es iſt der Widerſtreit zwiſchen Verſtand und Willen, die allgemeinſte Erfahrung eines jeden, der das Leben kennt, die einfachſte Wahrnehmung eines jeden, der in ſein Inneres blickt. Wir wollen nicht, was wir doch erkennen, als das Gute und Beſte erkennen, in Gedanken und Glauben feſt halten; oder wir wollen es zwar, aber nicht recht und mit zureichender Kraft. Die That, und nicht bloß die That, der ernſte Wille, dem die That leich folgen würde, bleibt zurück hinter dem Begriff und ſo deutlich vorgeſtecktem Ziel. So verfehlt unſer Leben ſeinen Zweck, oder entſpricht ihm doch immer nur ſehr unvollkommen; und dieſer Eine Zwieſpalt zwiſchen dem Erkennen und Wollen, umfaßt jede Art und alle noch ſo mannichfaltigen Formen von innerm Schmerz, Unfrieden mit Uns ſelbſt, oder Seelenunglück, dem einzigen, welches eigentlich ſo zu heißen verdient. Und auch das iſt ſo zu nennen, wenn wir wollen, ſtreben, ſuchen, vielleicht das Gute und Rechte, aber ohne recht kla zu wiſſen, was und welches; ohne es deutlich zu erkennen, alſo auch ohne die Kraft, es klar zu faſſen und feſt zu halten, und in That und Leben auszuführen. Eilen nicht Tauſende von Seelen und ganze Geſchlechter ſo vorüber durch das flüchtige Erdenleben, in dunkelm Ahnden und Suchen, in unbefriedigtem Streben, in der Verwirrung eines ſchwankenden Wollens, ohne je zu dem Licht der rechten Erkenntniß, zu der beſeligenden Klarheit des Glaubens zu gelangen? Dieſes Unglück iſt dem Anſchein nach, und wenigſtens für den Einzelnen ſehr oft unwillkührlich und ſchuldlos. War aber jener erſt berührte Zwieſpalt nicht auch urſprünglich allen erſchaffenen Geiſtern gemein, die weil ſie frey ſind, dem ihnen einwohnenden göttlichen Gedanken mit dem Willen zu widerſtreben wenigſtens ſehr unvollkommen zu entſprechen im Stande ſind, und die Wahl haben? Dieſe Möglichkeit des Zwieſpalts durch eigne freye Wahl, und daß ſie urſprünglich iſt, alſo nicht erſt durch den Abfall und die Zerrüttung entſtanden, darf nicht geläugnet und ſoll nicht verkannt werden. Möglich iſt dieſer Zwieſpalt allen frey erſchaffenen Geiſtern, wirklich aber wird er nur in denjenigen, die ſich ſelbſt verkehrt und von ihrem Urſprunge abgewandt haben; in denen, die ihm treu geblieben, iſt Wille und Verſtand in Harmonie und unzertrennlich Eins. Das tiefe Unvermögen des Menſchen aber, dem Gedanken ſeines Lebens durch den Willen, geſchweige denn durch die That zu entſprechen, kann nicht als urſprünglich angenommen werden. Denn wenn der erſchaffne Geiſt nichts anders iſt, als ein einzeln hervortretender und ſelbſtſtändig gewordener lebendiger göttlicher Gedanke; ſo iſt es ſchon eine Abweichung von dem urſprünglichen Weſen und dem was ſeiner Natur gemäß iſt, wenn der Geiſt, durch Freyheit einer irrenden Wahl dem Gedanken widerſtrebt, welcher doch die innerſte Wurzel und den erſten Urſprung ſeines Lebens bildet. Der zweite, eben ſo große und allgemeine Zwieſpalt, wird nicht zunächſt im äußern Leben, ſondern im innerſten Denken ſelbſt gefunden. Die Seele ſteht wie in der Mitte zwiſchen zwey verſchiedenen Arten von Bewußtſeyn, die ſich nie verſtehen, und nie zuſammenkommen, es ſey denn, um ſich feindlich und ſtörend zu berühren, und von denen jede für ſich nicht bloß einſeitig, ſondern auch ungenügend und kraftlos iſt. Das eine iſt das deutliche Bewußtſeyn, die helle Seite unſers Innern, die endlos denkende, und ihr Denken nach einem innern Geſetz nothwendiger oder möglicher Verknüpfung fortführende Vernunft. Neben der Reihe dieſes, wenn auch mehr oder minder ſtreng oder loſe verwebten Denkens der Vernunft in beſtimmten Begriffen, und wenn auch nicht äußerlich, ſo doch logiſch geordneten Worten und abſtracten Gedankenzeichen, welches wir im wachen Zuſtande eigentlich nie verluſtig werden, oder doch immer gleich wieder finden, zieht ſich noch ein ganz verſchiedener Faden eines andern dunkeln Bewußtſeyns, eines nicht nach der logiſchen Ordnung, nicht in Begriffen, noch auch jederzeit in deutlichen Worten dahin wandelnden und ſich fortwebenden bildlichen Denkens, welches ſcheinbar im regelloſen Spiel umherirrt, eigentlich aber nur einem andern und eignen Geſetz der bildlichen Aehnlichkeit oder der Wahlverwandtſchaft des innern Gefühls folgt; und dieſem in dunkeln oder hellern Bildern nach bewußtem oder unbewußtem Gefühl waltenden Vermögen der Einbildungskraft iſt außerdem, daß es die Herrſchaft über den beſonnenen und wachen Zuſtand des Menſchen mit der Vernunft theilt, auch die dunkle Traumwelt des ſchlummernden Bewußtſeyns dahin gegeben. Durch eine weite Kluft ſind das beſonnene logiſchgeordnete, und das bildliche, auch im wachen Zuſtande nur Bilder träumende Denken, oder die beyden Seelen-Vermögen, die wir Vernunft und Einbildungskraft nennen, getrennt und feindlich geſchieden; und werden beyde in dieſem abgetrennten und getheilten Zuſtande von der gleichen Ohnmacht und dem gleichen Unvermögen gedrückt. Die Vernunft, in ihrem Gedankenkreiſe ſich in endloſer Thätigkeit und Unruhe hin und her bewegend, kann mit allem Denken nicht zum Ziele gelangen, noch für ſich ein Leben wahrhaft erfaſſen; ſie kann nichts erzeugen, nichts Lebendiges hervorbringen, ſondern wie ſehr ſie auch das Leben zu erfaſſen ſtrebt, uns immer wieder nichts andres als Gedanken, Begriffe und Worte geben. Zwar die Einbildungskraft kann dieſes wohl, ſie hat produktive Kraft; aber nur ein täuſchendes Leben im Schein, im Bilde und Traum vermag ſie hervorzubringen, oder wenn ſie auch hie und da noch in die wirkliche Natur hervorbringend eingreift; ſo iſt es mehrentheils nur ein irres, krankes, verworrnes Leben, was ſich aus ihr erzeugt. So iſt alſo die Seele in dieſem jetzigen beklagenswerthen Zuſtande von der einen Seite durch die Vernunft in der Ichheit, dieſem falſchen Centrum unſeres Daſeyns, und allem aus der Ichheit hervorgehendem leeren, und in das leere Nichts ſich auflöſenden Denkweſen gefangen und eingeſchloſſen; auf der andern Seite aber als Einbildungskraft den Täuſchungen der Sinnenwelt und Träumen der Nacht, allen magiſchen Einflüſſen der Natur und dem ſideriſchen Zauberkreiſe uns unbekannter, dunkler Naturkräfte dahin gegeben. Zwar giebt es wohl einzelne Momente, wo Vernunft und Fantaſie ſich ſchöpferiſch durchdringen, und das ſind eben die hellen Augenblicke (lucida intervalla) im trüben Strom unſres zertheilten Daſeyns. Aber dieſe ſeltnern Ausnahmen lebendiger Begeiſterung ändern in dem allgemeinen bleibenden Zuſtande nichts; und dieſer iſt es, den wir hier zu betrachten haben. Wie ſollen nun die beyden in dieſem allgemeinen Zuſtande ſo weit von einander geſchiedenen Hälften unſers innerſten Seyns von neuem bleibend zuſammenkommen, und wiederum ein Ganzes, Eine Kraft werden; wie ſollen wir, wenn ich ſo fragen darf, unſere verlohrne Seele wieder finden? Das iſt im Ganzen dieſer Betrachtung, beſonders aber an dieſer Stelle das weſentliche Ziel und die eigentliche Frage. Im Allgemeinen läßt ſich vors erſte ſo viel darauf antworten: gewiß nicht durch ſich ſelbſt und durch die eigne Kraft kann ſich die zertheilte, ſich ſelbſt abhanden gekommene, und von ihrer Mitte verlohrne Seele wieder finden, und in ihre lebendige Mitte zurück verſetzen; denn wie wenig wir auch jetzt noch von ihr ausſagen können, ſo viel iſt klar, daß ſie ein empfangendes, leidendes, nach unſerer Weiſe zu reden, weibliches Weſen iſt. Gewiß alſo vermag es allein derjenige, deſſen Liebes-Spiegel und Abbild ſie von Anfang war, oder ein Geiſt, der von Gott erfüllt iſt, und von Gott ausgeht, die unter den Vernünfteleyen der Ichheit, den Träumen der Einbildungskraft, und den ſturmvollen Bewegungen eines leidenſchaftlichen Herzens völlig verdeckte, und wie im Todesſchlummer oder todesähnlicher Ohnmacht vergrabne Menſchenſeele wieder zu erwecken zu ihrer urſprünglichen Schönheit, und zu einem neuen Leben hervorzurufen.

3.

Verſtand und Wille alſo, Vernunft und Einbildungskraft, das ſind die vier entgegengeſetzten Enden unſers mannichfaltigen innern Zwieſpalts, die vier Grundvermögen unſrer geſammten denkenden und wollenden Kraft; die Elemente unſres Weſens in ihrem gegenwärtigen zerſtückten Zuſtande, oder auch die vier Seiten und Weltgegenden der innern Menſchenwelt. Alle andern Eigenſchaften oder Kräfte, welche man ſonſt noch als Beſtandtheile des Bewußtſeyns oder als Vermögen des Menſchen ſchildert, ſind nur Folgen und Anwendungen von dieſen Vieren, oder ſie ſind aus ihnen zuſammengeſetzt, und aus der Verbindung von mehreren unter ihnen entſtanden. So kommen in der denkenden Kraft in ihrer ganzen Ausdehnung und Anwendung, Einbildungskraft, Verſtand und Vernunft zuſammen; wie die Einbildungskraft vielfältig einwirkt auf die Entwicklung und alle einzelnen Erſcheinungen des Willens, und durch dieſe Verbindung erſt das hervorgeht, was wir im Leben das Herz nennen, als der Sitz und Inbegriff aller Leidenſchaften, Triebe und Beſtrebungen; ein Gebiet, in welches von der andern Seite auch die Vernunft durch die Entſchlüſſe, Grundſätze und Geſinnungen eingreift, die auf das Wollen und Handeln gerichtet ſind, und dadurch eben jenes eigene ſittliche Bewußtſeyn hervorbringt, welches einige bloß als eine angewandte ſittliche Vernunft, andere als ein eigenthümliches Grundvermögen unter dem Namen des Gewiſſens betrachten. Wenn aber der innere Sinn überhaupt erſt erregt und wieder erweckt werden muß, um ſich entwickeln zu können, und vollſtändig vorhanden zu ſeyn, ſo kann derſelbe ſchon um deswillen nicht als ein Beſtandtheil und einfaches Element unſers Weſens und Bewußtſeyns, ſo wie es jetzt iſt, betrachtet werden; von dem äußern Sinn leuchtet es wohl von ſelbſt ein, daß er nichts iſt, als die angewandte Einbildungskraft, der durch dieſe Öffnungen die Nahrung aus der äußern Sinnenwelt zuſtrömt. Vielfaltig und mannichfach ſind die Bemerkungen dieſer und ähnlicher Art, welche ſich noch über dieſe Grundvermögen des Menſchen und über die Organiſation des Bewußtſeyns, wie es jetzt beſchaffen iſt, hinzufügen ließen, entweder aus eigner Entwicklung oder mit Beziehung auf die Art, wie andere Denker das Syſtem unſers Bewußtſeyns aufgeſtellt haben; oder auch wie die gewöhnliche Meynung mit Verſchiedenheit in den verſchiedenen Menſchenaltern der Einzelnen und des ganzen Geſchlechts es aufzufaſſen pflegt. Der Hauptirrthum dabey liegt nun eben darin, daß man die gegenwärtige Organiſation unſers Bewußtſeyns als die urſprünglich rechte und geſunde vorausſetzt und dafür annimmt, ohne auf die tiefe Zerrüttung, in welcher dieſelbe ſich befindet, irgend zu achten und Rückſicht zu nehmen. Oft werden wir noch auf dieſe vier innern Beſtandtheile und Grundkräfte, oder auch vier Seiten und Weltgegenden der Menſchheit zurückkommen; die ſich eben weil ſie innerlich allem zum Grunde liegen, nun auch äußerlich in der Entwicklung des Menſchen darſtellen, als eben ſo viele Stufen der Geſchichte, welche er durchlaufen muß, ehe er an das Ziel gelangt, da ſelbſt das ewige Wort ſeine hülfreiche Offenbarung und Mittel der göttlichen Befreyung den Beſchränkungen dieſes zerſtückten Zuſtandes und dem eigenthümlichen Bedürfniß einer jeden Entwicklungsſtufe der nach ihrer Wiederherſtellung ringenden Menſchheit gemäß und anpaſſend eingerichtet, und zu allen Zeiten eingerichtet hat. Doch das iſt Gegenſtand einer andern nachfolgenden Betrachtung.

Für jetzt dürfte hier mit Uebergehung alles übrigen, nur eine Bemerkung noch erforderlich ſeyn, über den Unterſchied zwiſchen Verſtand und Vernunft, und warum wir beyde unter die vier Elemente unſers innern Widerſtreits und Extreme des jetzigen Bewußtſeyns gerechnet haben, da manchem wohl Verſtand und Vernunft als genau zuſammenhängend, nahe mit einander verbunden, und vielleicht gar nicht ſo weſentlich von einander unterſchieden erſcheinen mögen. Der weſentliche Unterſchied zwiſchen beyden iſt jedoch, ſo mannichfach auch die Verwirrung iſt, welche darüber von den nicht Hellſehenden verbreitet wird, nicht ſo ſchwer, deutlich und klar zu beſtimmen. Der Verſtand iſt das auf das Einzelne, Individuelle, Beſtimmte und Poſitive gerichtete Denken, es mag dieſes Wirkliche und Poſitive, Gegebene, nun ein Zeitliches und Vergängliches ſeyn, oder das Ewige. Eben daher giebt es zweyerley Arten von Verſtand, einen irdiſchen und gemeinen, einen erleuchteten, geiſtigen und göttlichen; je nachdem der Verſtand, der immer einen beſtimmten Gegenſtand hat, auf das eine oder das andere gerichtet iſt. Den erſten mag man der Vernunft weit unterordnen; der zweite iſt über ſie ſo erhaben, als die volle Anſchauung des Ewigen über das leere Selbſtdenken. Die Vernunft aber iſt das Vermögen, alle möglichen Gedanken und Begriffe nach einem innern Geſetz der Nothwendigkeit unter einander zu verknüpfen, entgegen zu ſtellen und zu vergleichen, welches ſich nach allen Seiten gränzenlos fortſetzen läßt, wenn Gränze und Ziel nicht anders woher gegeben ſind; ſie iſt mit einem Worte das unendliche Denken oder das ins Unendliche fortgeſetzte Verknüpfen der ſelbſterzeugten, nach eigener Freyheit zuſammengeſtellten oder getrennten Gedanken und Begriffe. Sie iſt nicht das dem Wirklichen, Poſitiven außer uns, es mag nun ein Einzelnes oder das Ewige ſeyn, hingegebne Denken, ſondern ein freyes, inneres Selbſtdenken, und eben deswegen iſt auch das Denken des Denkens, die Erfaſſung des eignen Denkens auf der That, oder die Reflexion, der Vernunft und nicht dem Verſtande eigen. Zwiefach ſind die Elemente unſers innern, ganz auf ſich ſelbſt gerichteten, in ſich ſelbſt ſchaffenden und bildenden Denkens, Dichtens und Lebens, Vernunft und Einbildungskraft; und zwiefach ſind die Elemente unſeres auf ein Wirkliches, Poſitives außer uns, es ſey ein ſinnliches oder geiſtiges, zeitliches oder ewiges gerichteten Lebens, Denkens und Wirkens, Verſtand und Willen. Darum wurden Verſtand und Vernunft beyde beſonders und einzeln hingeſtellt unter den Elementen unſers innern Widerſtreits, und müſſen jederzeit ſorgfältigſt unterſchieden und geſondert werden. Ueber das ſo eben angedeutete Weſen des Verſtandes iſt noch die Bemerkung hinzuzufügen: daß wenn der Widerſtreit zwiſchen Verſtand und Willen ſich ſchon an ſich in unſerm eignen Bewußtſeyn und im äußern Leben laut und groß genug ankündigt; außer jenem allgemeinen Widerſtreit unter ſich, Verſtand und Willen auch noch jeder für ſich in einem beſondern Widerſtreit mit ſich ſelbſt befangen ſind, da beyde zugleich auf das Sinnlich- und Zeitlich-Einzelne, und auf das Poſitiv-Ewige gerichtet ſind. Der Einklang aber zwiſchen dem Ewigen und Zeitlichen kann vielleicht in der Folge wieder hergeſtellt, und wo nicht mit einemmale vollendet, ſo doch durch Annäherung, d. h. eine ſtufenweiſe Beſiegung, Erlöſung und Verklärung des Zeitlichen und Irdiſchen gefunden werden; zunächſt aber ſtehen beyde, das Zeitliche und Ewige, für den Menſchen und ſeine Kräfte noch in Widerſtreit, und kündigen ſich auch an als im Widerſtreit ſtehend, wie im innern Bewußtſeyn, ſo auch im äußern Leben.

4.

Betrachten wir nun die tiefe Zerrüttung unſers Bewußt
ſeyns in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande, ſo entſteht ganz na
türlich auch ſogleich die Frage, auf welchem Wege wir die Wie
derherſtellung deſſelben zu ſuchen haben. Unter Gleichgeſinnte
kann ich hier im Allgemeinen wohl vorausſetzen, daß wir ein
verſtanden darüber ſeyn werden, daß dieſe Wiederherſtellung
da auch die geiſtigen Werkzeuge ſelbſt, durch welche wir un
aus dem Verderben emporarbeiten könnten, mit verdorben un
unbrauchbar geworden ſind, nicht ohne fremde Hülfe, nich
ohne Gott, den erſten Urheber unſers urſprünglich noch un
verdorbenen Lebens und Bewußtſeyns geſchehen, am wenig
ſten aber durch uns ſelbſt allein bewerkſtelligt werden kann, d
jene Quelle der Ichheit, aus welcher der Menſch, wenn er ſic
ſelbſt durch eigene Kraft helfen will, mehrentheils ſeinen Auf
ſchwung nimmt, nur das falſche Centrum ſeines jetzigen verderb
ten Weſens bildet, wie aus dem obigen ſchon größtentheils kla
ſeyn, in der Folge aber immer mehr und deutlicher einleuchte
wird. Andere haben den Anfangspunkt zur Wiederherſtellung
unſers Innern in dem Gewiſſen, als einer natürlichen Offenba
rung der Vernunft finden, und ſolches in dieſer Anſicht ſogar
als die rechte Quelle aller Erkenntniß von ſittlichen und göttli
chen Dingen aufſtellen wollen. Gewiß iſt dieſes moraliſche Ge
fühl, dieſer göttliche Inſtinkt für das, was Recht und Unrecht iſt,
der uns noch in unſerm gegenwärtigen Zuſtande zurückgeblieben
die erſte Stufe und der Anfangspunkt des innern Sinns fü
die göttlichen Dinge und eine höhere Welt. Allein ein dunkle
Gefühlsvermögen kann nicht ausſchließend die Quelle und da
Princip aller höhern Erkenntniß ſeyn; noch weniger aber kann
ein ſo abgeleitetes, und nur angewandtes, nur in der ſpeciel
len Anwendung andrer mehr einfachen Seelenkräfte beſtehende
Vermögen, als der Mittelpunkt aller übrigen und das Grund
vermögen betrachtet werden. Als ein Gefühl des Unrechten,

der Schuld und Sünde giebt ſich das Gewiſſen zunächſt kund, und iſt als ſolches, als Wahrnehmung des Widerſtreites in unſerm äußern und innern Leben, wohl dem jetzigen Zuſtande des zerrütteten Bewußtſeyns angemeſſen; keinesweges aber dem urſprünglichen Bewußtſeyn, welches in noch ungeſtörter Vollkommenheit ungetrübt und ſelig war, in welchem ſich kein Schuldgefühl und Gewiſſen auch nur denken läßt, wenn gleich daſſelbe für uns allerdings die erſte Stufe der Wiederherſtellung, oder das letzte uns noch übriggebliebene Rettungsmittel ſeyn mag, um aus unſern unſeligen Zuſtand von Stufe zu Stufe wieder zu der Einfalt und Klarheit des urſprünglichen noch ſchuldloſen Bewußtſeyns zu gelangen. Die ganze Unterſuchung jedoch über die Wiederherſtellung unſers urſprünglichen innern Lebens und Bewußtſeyns, ſo wie über die ſtufenweiſe Entwicklung und Erregung des innern Sinns bleibt einer nachfolgenden Betrachtung vorbehalten. Hier begnügen wir uns für jetzt mit der leichteren Frage, nicht wie das Bewußtſeyn und unſer inneres Leben und Denken wieder hergeſtellt werden ſoll, ſondern wie es urſprünglich beſchaffen geweſen ſeyn muß, vorausgeſetzt, daß es wirklich gegenwärtig in Unordnung und Ohnmacht verſunken und innerlich zerrüttet iſt; da dieſe Zerrüttung doch nicht als urſprünglich von dem Schöpfer ausgegangen und als von Gott ſelbſt ſo hervorgebracht angenommen werden kann. Im Allgemeinen iſt die Antwort auf dieſe Frage wohl ſehr einfach zu geben, wenn wir uns nur den Zwieſpalt aus unſerm Innern hinwegdenken wollen. Es wird und muß in unſerm urſprünglichen Bewußtſeyn dasjenige Eins geweſen ſeyn, was jetzt getrennt, zerriſſen und im Widerſtreite iſt. In der Anwendung wird ſich dieß ſehr klar zeigen. Im Menſchen ſind Verſtand und Willen, jeder mit ſich ſelbſt und beyde untereinander in Widerſtreit. In dem urſprünglich erſchaffenen Geiſte, konnte dieß theils überhaupt nicht, theils wenigſtens nicht auf dieſe Weiſe der Fall ſeyn. Jeder erſchaffene Geiſt geht von Gott aus, iſt in Wahrheit ein einzeln und ſelbſtſtändig gewordener göttlicher Gedanke; in Gott aber iſt Denken und Wollen, Wollen und Vollbringen Eins und daſſelbe. Wenn gleich nun dieſes in dem erſchaffenen Geiſte nicht im gleichen Grade Statt findet, wenn gleich die That und der Gedanke bey ihm nicht völlig Eins, ſondern noch durch einen Zwiſchenraum geſchieden ſind; ſo iſt doch der ihm inwohnende göttliche Gedanke noch in ſo weit von der Lebens-Kraft des ewig lebendigen Gottes beſeelt, daß wenigſtens die natürliche Folge jenes inwohnenden Gedankens, die entſprechende That, und der dem Strahl des ausgeſendeten Lichts und ſeiner göttlichen Sendung angemeſſene Wille iſt. Gehen ja doch ſelbſt im Menſchen, wenn der Verſtand und der Gedanke ſchon ganz wirkender Geiſt geworden iſt und lebendiger Glauben, die rechten Werke zwar nicht mit unvermeidlicher Nothwendigkeit, aber doch in natürlicher Folge aus dem Licht des Gedankens hervor. Es bleibt im erſchaffenen Geiſte, wie im Menſchen die Möglichkeit durch Freyheit der Wahl von dem Gedanken ſeines Daſeyns abzuweichen, und durch einen unrechten Willen ſich ihm zu widerſetzen. Allein jenes tiefe und große Unvermögen, welches im Menſchen, wenn er auch das Rechte wollen möchte, doch den Willen der ih beherrſcht, von demjenigen ſcheidet, welchen er wohl ſelbſt zu haben wünſchte, und von dem, was er als das Rechte anerkennt, kann doch in dem Geiſte, wie er urſprünglich aus de Hand des Schöpfers hervorging, nicht Statt finden und nich angenommen werden. Verſtand und Wille ſind in ihm, ſ lange er auf der rechten Bahn bleibt, nicht im Widerſtreit vielmehr innig verbunden; noch weniger iſt er zwiſchen dem Ewigen und Zeitlichen getheilt und hin- und hergeriſſen, wie Verſtand und Wille im zerſplitterten Menſchen. In Gott dürft man vielleicht ſagen, geht der Gedanke zuſammt der That au der Allmacht des Wollens, obwohl ungetheilt hervor; in de gut erſchaffenen und treu gebliebenen Geiſte fließt der Will rein und übereinſtimmend her aus dem von Gott eingeborne Gedanken ſeines Lebens; in dem böſen Geiſte iſt alles ve kehrt und widerſinnig, und im Menſchen iſt alles, That und Gedanke und Wille, gebrechlich, beſchränkt, unvollkommen, jedes in ſich, und alles unter einander uneins und ſtreitend. Der Geiſt iſt abgefallen und in Unordnung gerathen, darum iſt Gedanke und Wille ewig uneins; die Seele aber iſt zerſtückt und unglücklich, denn Fantaſie und Vernunft ſind nur die zerriſſenen Hälften des urſprünglich Einen, und nur in der Einheit Seligen. Finden wir nun die geſuchte Harmonie zwiſchen Verſtand und Willen in der Idee des Geiſtes, wie er urſprünglich erſchaffen war, wieder; ſo iſt es die Idee der Seele, in welcher Vernunft und Fantaſie, dieſe ihre jetzt im Menſchen ſo weit auseinander geriſſenen Elemente, zuſammentreffen, und ſich wie man, wenn von Kräften der Natur die Rede wäre, ſagen würde, gegenſeitig durchdringen. Wollte man das Weſen und den Begriff der Seele nur negativ auffaſſen, und aus den zerſtörten Elementen bloß äußerlich zuſammenſetzen; ſo könnte man ſagen, die Seele ſey eine lebendig wirkende und in Wahrheit Lebendiges hervorbringende und zeugende Vernunft, oder auch eine klar bewußte, nur das Gute und Göttliche ſinnende und bildende Einbildungskraft. Was aber zwiſchen beyden in der Mitte ſteht, iſt das Vermögen der Liebe; denn die ins Leben tretende, und thätig gewordne Vernunft iſt nichts anders, als die reine allgemeine Liebe, und daß allem Dichten, Denken, Bilden und Wirken der Fantaſie nichts anders zum Grunde liege, als ein dunkles Sehnen, ein noch nicht klar gewordenes, oder in den Banden der Natur noch feſtgehaltenes Liebesgefühl, bedarf kaum einer weitern Erörterung. Iſt aber die Liebe das Weſen der Seele, ſo kann man wohl in einem gewiſſen Sinne ſagen, daß das Weſen des Geiſtes im Glauben beſtehe; im innerlichen nämlich, es mag dieſes nun nur noch ein Glauben, oder auch ein Schauen ſeyn. Das Weſentliche iſt das freye Ergreifen eines göttlichen Gedankens, als Lebensprincip eines von dieſem Anfangspunkt ausſtrahlenden unendlichen Strebens. Die Hoff-

nung aber, welche etwas ganz anderes und viel höheres i
als was man gewöhnlich ſo nennt; die Hoffnung, das fre
dige Vorgefühl eines neuen Lebens, der Wiedergeburt u
Seeligkeit, die Ahndung Gottes zeigt ſich da, wo Geiſt u
Seele in Eins zuſammenſchlagen, welches nicht bloß in de
geſchieht, was wir hier zeitlicher Weiſe Liebe nennen, we
ſie nämlich wahrhaft iſt, ſondern in allem und jedem inner
chen und göttlichen Leben.

5.

Geiſt und Seele, das iſt der ganze Inbegriff und d
eigentliche Weſen des Menſchen; und man könnte den Me
ſchen, um ihn von andern von Gott erſchaffenen Weſen u
Geiſtern zu unterſcheiden, nicht einfacher und richtiger bezei
nen oder erklären, als wenn man ſagt: der Menſch iſt e
Geiſt, der mit einer Seele verbunden, oder um es noch n
einem andern Ausdruck zu ſagen, der nicht bloß bildlich, ſo
dern ganz buchſtäblich wahr iſt, ein Geiſt, der mit einer Se
vermählt iſt *). So iſt alſo der Menſch in ſeinem innerſten u

---

*) Sonach iſt nun *aller Materialismus* bis auf die le
Spur *vernichtet*, und verſchwindet völlig in ſein Nich
und mit ihm alle *falſche* und ungenügende, angebliche N
turphiloſophie; welche in bloß dynamiſchem Spiel n
die materiellen Kräfte der Natur, nach zufälligen Anſichten d
Fantaſie, bald ſo bald anders conſtruirt, ohne von der h
hern pſychiſchen Erkenntniß zu wiſſen. Die gewöhnliche je
ge, in dem abſtracten Bewußtſeyn befangene Philoſophi
zwiſchen den entgegengeſetzten Irrthümern des Idealismus u
Realismus, zwiſchen der abſoluten Vernunft und dem erkü
ſtelten Glauben ewig hin und her ſchwankend, vermag ni
mals den Materialismus ganz und mit der Wurzel ausz
rotten und vollſtändig zu beſiegen. Daher ſehen wir auc
ſeit man in dem letzten Jahrhundert den *alten* Weg d
Spiritualismus mehr und mehr verlaſſen hat, wie ihn z
letzt noch *Leibnitz*, obwohl nur unvollſtändig und ſehr fra
mentariſch ausgeführt, doch mit großem Geiſte angelegt hatt

wahren Weſen und urſprünglich nicht einfach, ſondern aus Zweyen beſtehend, aus Geiſt und Seele, die liebevoll zuſammenwirken. Das iſt der zweyte große Fehler und Irrthum, welchen diejenigen allgemein begehen, welche das Bewußtſeyn zu erforſchen, und in ſeiner Tiefe den Quell der Wahrheit und höhern Erkenntniß zu ergründen ſich beſtreben. Der erſte Irrthum war, daß ſie unſer Bewußtſeyn, ſo wie es jetzt iſt, geradezu als das rechte und urſprüngliche annehmen und vorausſetzen, ohne die tiefe Zerrüttung deſſelben, die ſich ſo leicht wahrnehmen ließe, irgend zu beachten. Der zweyte Irrthum aber iſt, daß ſie den Menſchen nach dem Trugbilde jener

---

in allen Syſtemen, ſelbſt in den leidentlichſten und moraliſch beſten, die materialiſtiſchen Irrthümer, obwohl ſehr ſorgfältig unter abſtracte Ausdrücke verhüllt, immer wiederkehren, und an irgend einer Stelle als ein freylich ſehr inconſequentes und ſtörendes Anhängſel an das ſittliche Dogma erſcheinen, und ſich durch die Hinterthür einſchleichen. Bekennen wir uns aber mit Entſchiedenheit zu den Grundſätzen des Spiritualismus, d. h. zu jener Philoſophie, zu derjenigen Anſicht und Einſicht über die Gegenſtände der geiſtigen Erkenntniß, zu welcher in der heiligen Schrift ſelbſt die fruchtbaren Lichtpuncte in reichſter Fülle ausgeſtreut liegen, und welche von allen Kirchenvätern theils überall vorausgeſetzt, theils auf das vortrefflichſte entwickelt werden; ſo gewinnt die Sache eine ganz andere Geſtalt. Alle jene groben materiellen Irrthümer verſchwinden von ſelbſt in ihr Nichts, in der ſogenannten Naturphiloſophie muß alles willkührliche Conſtruiren und bloß dynamiſche Spielen mit den Naturkräften, wie überhaupt alles Unechte und factiſch nicht Begründete, aufhören und wegfallen. Was aber in umfaſſender und gründlicher Naturwiſſenſchaft durch reine Empirie erkannt, hinreichend beglaubigt und beſtätigt iſt, das bleibt deſto feſter ſtehen, und gewinnt durch jene richtige Gottes-Philoſophie auch als wahre und chriſtliche Naturphiloſophie, d. h. als Verherrlichung des Schöpfers und erleuchtende Aufklärung des menſchlichen Verſtandes aus der Erkenntniß der Natur, erſt ſeine höhere und wahre Bedeutung, ſeine heilſame Anwendung und rechte Stellung zu dem Geſammtweſen des menſchlichen Lebens und der menſchlichen Kenntniſſe.

falſchen Ichheit, in welcher ſie den Aufſchluß des Räthſel
und den Inbegriff der Wahrheit zu finden wähnen, für ei
fach in ſeinem Weſen halten, obgleich ſie jene auf dem Stan
punkte der Ichheit geforderte und behauptete Einfachheit n
gegen den Widerſtreit eines ſcheinbaren oder wirklichen Nich
Ich retten, noch auch beyde feindlich widerſtrebenden Elemen
in Wahrheit vereinbaren, und in wirkliche Harmonie mit ei
ander ſetzen können. Anders aber verhält es ſich mit jen
urſprünglichen Zwiefachheit des aus Geiſt und Seele beſtehe
den Menſchen, die gewiß kein Zwieſpalt iſt. So lange d
Menſch noch in dem falſchen Centrum ſeiner Ichheit befang
iſt, kommt er nicht aus dem Widerſtreit heraus, und blei
ſein Weſen und Leben jederzeit in vier Beſtandtheile zerſtück
die nie zuſammengehen. Sobald der Menſch zu ſeinem wa
ren und urſprünglichen innern Leben und Bewußtſeyn zurü
gekehrt iſt, wirken Geiſt und Seele je mehr und mehr harm
niſch zuſammen;. welche Zwiefachheit alſo kein Widerſtreit
nennen iſt, eben ſo wenig, als man es eine Trennung nenn
kann, wenn zwey in Liebe bey einander ſind, und Ein Leb
gemeinſam und zuſammen leben. —

— Es wird nun aus dem obigen wohl hinreichend kl
ſeyn, was ich darunter verſtehe, wenn ich behaupte, daß d
wahre Philoſophie und das rechte Philoſophiren nicht in jenem g
wöhnlichen todten, ſondern in einem lebendigen Denk
beſtehe, und allein aus einem ſolchen hervorgehen könne.
kann dieſes Denken nur dann und nur da Statt finden,
zuvor der Menſch ſelbſt zum innern Leben gelangt iſt; u
wie es zuvor hieß, nebſt den Zweyen, die in dem Einen M
ſchen vereint ſind, auch der höhere Dritte zugegen iſt; d.
wo die ganze Seele Gott ſucht, und der Geiſt, nachdem
Gott einmal wiedergefunden hat, aus dieſem erſten ihm
Theil gewordnen Lichtfunken immer weiter fortſchreitet in
Erkenntniß, von Klarheit zu Klarheit. Auch das innere G
bet iſt ein lebendiges Denken, ein wahres Geſpräch der Se

mit Gott durch den Geiſt. Das lebendige Denken aber von dem hier und in Beziehung auf die wahre, d. h. die chriſtliche Philoſophie, die Rede iſt, iſt zuvörderſt ein Verſtehen und Erkennen Gottes und alles Göttlichen durch die Seele, demnächſt aber ein deutliches Ordnen und geiſtiges Geſtalten, ein neues Durchdenken, für ſich und für andre, jenes göttlich Erkannten. Es iſt ein Suchen und Finden Gottes und alles Göttlichen im innern Denken durch die Seele mit dem Geiſt, ein Nehmen und Geben der Wahrheit und des Lichts zwiſchen Geiſt und Seele, zwiſchen Einem Geiſt und andern verwandten. Es iſt alſo ein klar geordnetes Denken, kein willkührlich geſetzloſes Dichten, obwohl beſeelt und lebendig; ja vielleicht noch ungleich reicher an Leben, und nicht bloß beſeelt, ſondern aus der innerſten Tiefe der Seele ſelbſt hervorgehend. Aber freylich iſt das lebendige Denken auch kein bloßes Auf- und Abzählen, Combiniren oder Conſtruiren und Rechnen todter Begriffe und Begriffszeichen, oder der bloß ſinnlichen Elemente, Kräfte und Erſcheinungen der äußern Natur. Man redet oft von obern und niedern Seelenvermögen, aber in einem ganz falſchen Sinne, indem man unter dem niedern Vermögen die Einbildungskraft und den äußern Sinn, und den in der ſinnlichen Begierde noch befangnen Willen verſteht; das Denkvermögen aber, und beſonders die Vernunft als ein Höheres und Oberes betrachtet, als ob es dabey nur auf das deutliche Bewußtſeyn und den Grad ſeiner Klarheit ankäme. In unſerm Sinne aber ſind nicht bloß Einbildungskraft und Wille, ſelbſt der ſittliche, ſobald er noch nicht ganz Leben geworden, ſondern nur noch Wille und im Widerſtreit befangen iſt, ſondern nebſt ihnen auch Verſtand und Vernunft niedre Seelen- und Geiſtesvermögen; d. h. ſolche, in denen dieſe noch getheilt und in einem unvollkommenen und unnatürlichen Zuſtande der Gebundenheit erſcheinen; mit einem Worte, ſolche Vermögen, die nur in dem Zuſtande des zerrütteten und mit ſich ſelbſt ſtreitenden Bewußtſeyns Statt finden. Obere oder

höhere Vermögen des Menſchen, würde ich nur jene zwey
nennen, Geiſt und Seele, die ſein inneres Leben bilden,
wenn es durch göttliche Mitwirkung und Offenbarung wieder
gefunden, und eben dadurch das urſprünglich wahre Bewußt-
ſeyn wieder hergeſtellt iſt.

Noch könnte gegen die hier aufgeſtellte und entwickelte
Behauptung, daß das eigentliche Weſen des Menſchen als ur-
ſprünglich zwiefach ſeyend, aus Geiſt und Seele beſtehe, ſelbſ
von ſolchen, die nicht eben auf eine unvollſtändige Theori
des gegenwärtigen Bewußtſeyns bauen, ſondern das Leben
vollſtändig zu erfaſſen ſuchen, der Einwurf gemacht und d
Frage aufgeſtellt werden, ob denn nicht auch der Leib ſelb
urſprünglich dem Menſchen weſentlich, deſſen Weſen und Lebe
mithin nicht zweyfach, ſondern nach der Anſicht mancher d
tiefer Sehenden, in Wahrheit dreyfach genannt werden müſſ
Hierauf iſt, da dieſer Gegenſtand der Unterſuchung eigentli
einer nachfolgenden Betrachtung angehört, vors erſte nur d
zu erwiedern: wenn auch der Beſitz eines Leibes und die Wir
ſamkeit und Abbildung in einem ſolchen urſprünglich zur w
ſentlichen Form des Menſchen gehört; ſo iſt dieß doch gew
nicht von einem ſolchen zu verſtehen, wie dieſer gegenwärtig
für Geiſt und Seele ſo vielfach hemmende, ſo oft verderb
che, auch als bloßes Naturweſen betrachtet, ſo tief gebrechlich
und innerlich zerrüttete Leib der Sünde und des Todes. Sondern n
von einem reinen, obwohl ſinnlichen Leibe, kann hier, als d
Menſchen auch in ſeinem unverderbten, oder wiederhergeſtellt
und verklärten Zuſtande, urſprünglich eigen und weſentlich
kommend, die Rede ſeyn, über deſſen Beſchaffenheit wir
Allgemeinen nach dem, was unſer Glauben uns darüber ſ
oder andeutet, leicht einverſtanden ſeyn werden; einen ſolch
nämlich, wie ihn der erſte Menſch im Paradieſe beſeſſen,
ihn der Menſch gewordne Erlöſer in der Verklärung,
nachdem er auferſtanden war, gehabt, oder wie er den
ligen nach der Auferſtehung des Fleiſches verheißen wird. A

auch ein ſolcher urſprünglich reiner, oder zur Reinheit wiederhergeſtellter und neuverklärter Leib, iſt zwar wohl das Werkzeug, Verbindungsmittel und eigentliche Band zwiſchen Geiſt und Seele, und gehört als ſolches mit zur weſentlichen Form des Menſchen, nicht aber zum innern Leben und Weſen ſelbſt, welches mithin als nur aus und in jenen zweyen beſtehend, nicht dreyfach genannt werden kann, ſondern mit Recht für zweyfach erklärt wurde. —

6.

— Die Seele wurde erklärt und bezeichnet als das Vermögen der Liebe im Menſchen; welches im Allgemeinen gewiß die einzig richtige Erklärung iſt, aber noch vielfacher näherer Beſtimmungen im Einzelnen bedarf. Zunächſt müſſen wir dieſes Grundvermögen der innern Liebe unterſcheiden von der ſittlichen Vernunft, welche ja ebenfalls ein thätiges Wohlwollen, eine alle Menſchen umfaſſende menſchenfreundliche Geſinnung begründen ſoll, mithin auch als ein Vermögen der Liebe, oder wenigſtens als eine Art und Anwendung derſelben zu betrachten iſt. Dieſer Unterſchied iſt nicht ſchwer zu faſſen, und leicht die Gränze deutlich zu beſtimmen. So lange die ſittliche Vernunft und ihr thätiges Wohlwollen nur noch auf Grundſätzen, überlegten Entſchlüſſen und ſelbſt Geſinnungen beruht, ſo iſt es eben noch Vernunft und nicht Seele; iſt aber dieſe ſittliche und wohlwollende Vernunft ſchon ganz ins Leben verwandelt, in Fleiſch und Blut übergegangen, zur andern Natur und in gewiſſer Weiſe wieder bewußtlos geworden; iſt mit einem Worte, mit dem göttlichen Lichte des Glaubens auch die göttliche Lebenskraft oder die Liebe hinzugetreten, dann iſt die Vernunft ſchon ganz wieder in die Seele aufgegangen, und nichts mehr als die praktiſche Anwendung und geregelte Ausübung oder Thätigkeit derſelben, und der Unterſchied nur noch im Aeußern vorhanden, nicht mehr im Innern. Von der andern Seite ſteht die Einbildungskraft; nachdem wir die Seele

als ein zwiſchen der Einbildungskraft und der Vernunft in de
Mitte ſtehendes Vermögen bezeichnet haben. Es iſt alſo di
Einbildungskraft, und die von ihr abhängige oder mit ihr ve
knüpfte äußere Sinnlichkeit allerdings der Träger der irdiſche
und zeitlichen Liebe. Nur iſt es im Allgemeinen wohl eben
falls ſehr leicht, die reine Seele und ihre Liebe von dem, wa
bloß Wirkung und Einfluß der Einbildungskraft iſt, zu unte
ſcheiden, und einer nachfolgenden Betrachtung bleibt es vorb
halten, zu erörtern, wie jener irdiſche Träger der ſinnliche
Einbildungskraft durch Liebe und Begeiſterung in einen Träg
und Leiter höherer Art, in einen Himmelsflügel der geiſtige
Wahrnehmung umgewandelt wird. Wichtiger und nothwen
ger aber gleich jetzt, und zugleich ſchwieriger iſt es, die See
von dem zu unterſcheiden, was ihr dem äußern Anſchein nac
am nächſten verwandt iſt, und am häufigſten damit verwechſ
wird. Ich meyne dasjenige Vermögen der Willenskraft, w
ches wir im Leben das Herz nennen, und welches mit ſein
Leidenſchaften, ja auch mit den edelſten Beſtrebungen, mit d
erhabenſten Regungen und Gefühlen, doch nur die harte Deck
oder die irdiſche Hülle iſt, unter welcher die Seele verborg
und begraben liegt, oder auch das lebendige Gefängniß, a
welchen jene tiefere Lebensquelle erſt ans Licht hervorgezog
und befreyt werden muß. Das eigentliche Kennzeichen zwiſch
beyden, zwiſchen dem Herzen und der Seele, iſt die Unruh
die auch im Guten und Edlen, ja ſelbſt im Ringen nach d
Göttlichen, noch waltende leidenſchaftliche Unruhe des Herzen
und auf der andern Seite die Ruhe und innere Stille, wel
der Seele in ihrer Tiefe eigen iſt, und alle ihre Aeußerung
begleitet. So lange die Unruhe eines leidenſchaftlichen Herze
vorwaltet, bleibt noch bey allem gewaltſamen Ringen nach d
Göttlichen, jene innerſte Liebestiefe verdeckt und verborgen, u
höchſtens nur in einzelnen glücklichen Augenblicken können die zar
Regungen der Seele durch die rauhe Schaale des gequälten H
zens, wie die Blumen im Frühling, an das Licht hervorb

chen. Iſt aber die Liebe ſchon ſo ſtark gewachſen, daß ſie der ſtille Lebenspuls des ganzen Daſeyns geworden, und nur etwa noch in einzelnen Augenblicken getrübt und beunruhigt werden kann, dann ſteht die Seele klar und vollendet da im innern Leben des Menſchen. Noch deutlicher läßt ſich der Unterſchied zwiſchen dem Herzen und der Seele dadurch bezeichnen, daß alle Leidenſchaften und Gefühle, alle Regungen und Beſtrebungen des Herzens jederzeit einen beſtimmten wirklichen Gegenſtand haben; die der Seele eigenthümliche Regungen aber, ſind zunächſt und an und für ſich genommen, unbeſtimmte Gefühle ohne Gegenſtand. Dasjenige unter dieſen Gefühlen, welches der Seele am weſentlichſten iſt, nennen wir Sehnſucht, und ſchon in dieſem Worte und in dem Begriff, den wir damit verbinden, liegt es, daß ein unbeſtimmtes Verlangen mit dieſem tiefen innern Sehnen gemeynt ſey; ein Verlangen ohne Ziel und ohne Ende, ohne Gränze und ohne Gegenſtand. Freylich läßt ſich dieſe Sehnſucht der Seele wohl hinterdrein deuten und erklären, und kann man, ſobald man die Erkenntniß Gottes erlangt hat, mit großer Beſtimmtheit behaupten, daß die Seele in ihrem Sehnen nichts anders meynt und will, und nichts anders damit wollen und ſuchen kann, als Gott und die Seligkeit, die ſie nur in ihm findet. Da aber jene Sehnſucht dennoch ohne alles Bewußtſeyn ihres eigentlichen und wahren Gegenſtandes, und ohne die mindeſte deutliche und rechte Erkenntniß von Gott, die erſt durch den Geiſt hinzukommt, Statt finden kann, und auch ſo im Leben wirklich vorkommt und gefunden wird; ſo iſt die Erklärung von der Unbeſtimmtheit jener Seelengefühle ganz die richtige, ſobald wir die Seele wie hier, nicht in ihrer moraliſchen Wirkſamkeit aufs ganze Leben, ſondern nur pſychologiſch und abgeſondert nach ihrem eigenthümlichen Weſen, und bloß an und für ſich betrachten, und ehe der Geiſt mit der Kraft und dem Lichte ſeiner Erkenntniß und ihres göttlichen Gegenſtandes hinzutritt. Die gleiche Unbeſtimmtheit wie jenes Grundgefühl der Sehnſucht, charakteriſirt auch die beyden andern Formen, in welchen ſich nebſt jenem das Seelen-Gefühl vorzüglich ausſpricht: das Gefühl der Ahndung nämlich, und der Wehmuth. Unter der Ahndung ſind hier nicht jene in den verborgenen Naturkräften begründeten Vorgefühle und eigentlichen Ahndungen zu verſtehen; ſondern die freudige Ahndung des Unendlichen, wo es ſich immer innerlich oder äußerlich offenbart, und ſich im Bilde oder in Spuren kund giebt, oder auch die Hoffnung und das Vorgefühl der Seligkeit. — Wenn wir nun aber erwägen, worauf alle dieſe unbeſtimmten Gefühle und Regungen der Seele hinausgehen, ſo iſt dieſes nicht ſowohl Gott ſelbſt, welchen erſt der Geiſt zu erkennen und in Wahrheit zu ergreifen die Kraft und die Beſtimmung hat, ſondern vielmehr der Zuſtand der Vereinigung oder die Seligkeit, welche die Seele ſucht und nur mit Gott in Gott finden kann.

Die Seligkeit iſt der urſprüngliche und natürliche Zuſtand der Seele, in welchen ſie aus dem irdiſchen Gefängniß immer und ewig zurück verlangt, wenn ſie ſich ſelbſt auch dieſes Verlangen, ohne Mitwirkung und Hülfe eines von Gott erfüllten Geiſtes durchaus nicht klar machen kann. Sehnſucht iſt das innere tiefe Verlangen nach der Seligkeit; Wehmuth, der Schmerz über die verlorne, Ahndung das freudige Vorgefühl und die Hoffnung der wieder herannahenden Seligkeit. Die Seligkeit ſelbſt aber iſt der natürliche Zuſtand, ja man kann wohl ſagen, das eigentliche Weſen der Seele; welche eben darum, aus dem ihr natürlichen Zuſtand herausgeriſſen, und ihrem Weſen entfremdet, wo wir ſie immer finden in der Gegenwart, in uns wie in der Natur, jederzeit unglücklich und leidend erſcheint, wie in der Fremde, verirrt und gefangen. In dem wiederhergeſtellten Zuſtande aber, und ihrem urſprünglichen Weſen gemäß wenn die Liebe vollendet, und die Seligkeit erreicht iſt, verlier die Seele ganz ihr eigenes, beſchränktes Ich, oder vielmehr e verſchwindet ihr, indem ſtatt deſſen ein anders beſſeres Ich das Ich Gottes in ihr wohnt und wurzelt und lebt, dem ſi nun ewig hingegeben bleibt. Das Centrum der falſchen Ichheit hat aufgehört und iſt nicht mehr; und ſo wird es denn auch klar ſeyn, wenn ich noch zum Schluß hinzufüge, daß ſtatt dieſer Ichheit, aus der man ſo oft ein Leben ſchöpfen wollte, was nicht in ihr iſt, der Mittelpunkt unſrer Philoſophie die Seele iſt *), deren wahres Weſen in der ganzen Fülle ihrer Wirkſamkeit, die fernere Betrachtung weiter entwickeln wird.

---

*) Mit Bedauern erinnert man ſich hiebey an den guten Fichte, der nie aus dem abſtracten, zerſplitterten Bewußtſeyn herausgekommen iſt, wie er in den »Thatſachen des Bewußtſeyns,« S. 105 und folg., die Seele läugnet, und ſie eine »überflüßige und unnütze Erdichtung« nennt. — Es iſt lehrreich, wenn der Irrthum ſich ganz unbefangen in ſo grellen Extremen äußert, weil er dann am leichteſten erkannt wird. —

XI.

Ueber den neuen Grundſatz: »das Vaterland iſt der Boden.«

Man hat zu allen Zeiten über die Formen der Dinge geſtritten; dieſer Streit iſt an ſich ſelbſt nicht böſe, er iſt bey allen, die Leben erhalten haben, nothwendig, denn alles Leben iſt Veränderung der Formen, und in ihm giebt es in jeder neuen Form einen Ruhepunkt, und die Zahl der Formen iſt unendlich. Es ſcheint aber faſt, als wolle unſere Zeit ſich nicht mehr mit dem Kampf um die Formen, dem Gegenſtande der Politik und der Geſchichte begnügen; es ſcheint, als wolle ſie über den Kern der Formen, über die Dinge ſelbſt ſtreiten. Der Streit iſt aber böſe an ſich ſelbſt, denn die Dinge ſind das Leben ſelbſt, und der Streit kann hier nur zwiſchen Leben und Tod ſeyn, hier können beyde Partheyen nicht Recht haben; die eine oder die andere muß einen dauernden Sieg davon tragen. Entweder muß das Zeugniß der Geſchichte und Politik ihn entſcheiden, oder Geſchichte und Politik werden mit den Dingen ſelbſt, von denen ſie reden, vergehen, und das was wohl geſagt aber nicht gemacht werden kann, das Nichts tritt an ihre Stelle.

Es wäre lächerlich, über die Formen zu ſtreiten, wenn nichts vorhanden wäre, dem dieſe Formen gegeben werden könnten; — man hat bisher für dieſes Etwas in der Politik die Völker gehalten, die ihr von der Zeit überliefert werden, und deren Beſchreibung die Geſchichte liefert. Unſere Zeit iſt aber ſo mißtrauiſch, daß ſie nur dem Zeugniß ihrer Sinne und den beweisführenden Wiſſenſchaften glauben will. Sie verwirft daher alle

Berichte der Geſchichte, und glaubt, ein Volk beſtehe nicht aus großen moraliſchen Perſonen (Gemeinheiten und Familien) und deren Verhältniſſen und Beſitzſtand, ſondern es ſey für nichts andres zu halten, als für die Maſſe der im Augenblicke exiſtirenden körperlichen, abzählbaren, ausmeßbaren und abwägbaren Menſchen; und wie die Geſchichte, die Volksſagen das eigentliche Vaterland der Völker ſind und waren, wo die Generationen und Menſchen alle hinter und nach einander in der Zeit lebten, leben, und leben werden, ſo weiſt ſie ihnen (unſere Zeit) den Raum, wo alle Menſchen neben einander leben, lebten, und leben werden, als ihr Vaterland an und ſpricht: la patrie c'est le sol. So hat ſie denn dem Volke, das ſie zählen, meſſen und wiegen kann, ein ihm würdiges Vaterland gegeben, daß ſie ebenfalls ausmeſſen, und mit Maß und Zahlen beherrſchen kann. Doch wenn die Geſchichte als Vaterland, und moraliſche Perſonen als das Volk ſelbſt angeſehen werden, erhält man einen Gegenſtand für ſeine Formen, der nicht nur ehrwürdig iſt, weil er aus den entlegenſten Zeiten ſtammt, ſondern der etwas Unſterbliches an ſich hat, indem ſeine lange Dauer ihm eine große Ausdehnung giebt, und er wenigſtens in ſeinem vergangenen nur noch in der Zeit lebenden Theile, ſchon nicht mehr zerſtörbar iſt. Sieht man dagegen den Grund und Boden als das Vaterland — die Individuen des Moments für das Volk an, ſo erhält man einen Gegenſtand für die Formen, von dem uns nur unſere gröberen Sinne und irdiſchen Eigenſchaften Zeugniß ablegen, und der etwas ganz Zeitliches und Vergängliches iſt, dem nur ſeine Ausdehnung im Raume Anſehen geben kann, und der in ſeiner im Raume ausgedehnten Geſammtheit ganz zerſtörbar iſt. So werden denn im erſten Falle die Eigenſchaften der moraliſchen großen Perſonen, die Einrichtungen, Sitten und Gebräuche auf ihren moraliſchen Grundlagen und Verhältniſſen beruhen, und von der Zeit ausgebildet, von der Geſchichte aufbewahrt werden, folglich faktiſch und hiſtoriſch ſeyn.

Dagegen werden im zweyten Falle die Eigenſchaften der

phyſiſchen kleinen Perſonen, die Einrichtungen, Sitten und
bräuche auf ihren phyſiſchen Grundlagen und Verhältniſſen
ruhen, und ſich in jedem Augenblicke im Raume neu geſtalte
folglich nur faktiſch und eventuell ſeyn. Die Perſonen des geſchi
lichen Volkes werden alle Rechte haben, welche ihnen die
gegeben und die Geſchichte aufbewahrt hat, und für die Ra
iſt; die Perſenen der räumlichen Volkes hingegen nur je
welche ſie eben im Raume und im Moment geltend machen.—

Das hiſtoriſche Volk wird demnach die Dauer in der
für das Wichtige, jene im Raume für das Zufällige und ſ
Wechſelnde halten, und mit Glauben in die Vergangenhe
mit Liebe in die Gegenwart, mit Hoffnung an die Zuku
denken, während das räumliche Volk ſeine Dauer im Rau
für das Weſentliche, jene in der Zeit für das Zufällige
ſehen, und mit Unglauben in die Vergangenheit, mit Haß in
Gegenwart, und mit Verzweiflung in die Zukunft ſehen wird,
die Vergangenheit nicht mehr zu den Sinnen ſpricht, weil in
Gegenwart eitel Beſchränkung iſt, und die Zukunft ein E
ankündiget. Wenn daher in dem hiſtoriſchen Volke die Fr
immer nur iſt: wie und in welcher Form das moraliſche
dividuum, die moraliſche Perſon, ihre Exiſtenz im Raum w
geltend machen? ſo fragt es ſich in dem räumlichen V
ſtets: ob die phyſiſchen Perſonen ihre Exiſtenz in der Zeit w
den geltend machen? und man ſieht, daß im erſten, wo m
ſagt: die Geſchichte iſt das Vaterland der Völker, die einz
Frage um die Formen ſeyn wird, weil man den Beſtand
Dinge und ihr Weſen glaubend empfängt und erkennt; wo
gen in dem zweiten, wo der Boden das Vaterland iſt,
Frage immer um die Dinge ſelbſt ſeyn muß, weil man den
ſtand der Dinge als etwas Problematiſches anſieht, das
ſtets in jedem Moment darthun muß.

Man wird ſich alſo in einem Lande, wo der Grundſatz
genommen würde: le sol est la patrie, nicht mehr um die F
men ſtreiten, ſondern um die Dinge ſelbſt. Es würde je

Streit ein Kampf um Seyn und Nichtſeyn und den Beſitz ſelbſt werden, wo nur eine Parthey recht haben und beſtehen könnte. Da man aber in ihm auf alle das Geſchichtliche und Dauernde keine Rückſicht nimmt, und nur für den Augenblick ſorgt, ſo iſt es klar, daß die Bedürfniſſe des Menſchen, des Moments alles Vorhandene für ſich verlangen, es aufzehren, und nichts Neues ſchaffen werden. —

Sehen wir nun, wer die ſind, die da ſagen: la patrie c'est le sol; ſo finden wir jene Leute, die als höchſte Autorität die Souveränität des Volkes annehmen, das ihnen in der Zahl aller im Raume neben einander Lebenden beſteht. Bey ihnen wird alſo nicht mehr über die Formen der Dinge, ſondern über die Dinge ſelbſt, und folglich der Streit zwiſchen Seyn und Nichtſeyn geführt werden. — Der bei ihnen beſtändige Grund und Boden wird freylich bleiben, aber das darauf Stehende, die Formen und die räumlichen Perſonen werden ſich feindlich entzweyen, bekämpfen, in dem Kampfe zu Grunde gehen, und da Grund und Boden dem Menſchen nicht Freund iſt, ſondern bezwungen werden muß, ſo wird er ſich ihm, wie er im Kampfe ſchwächer wird, ſtets mehr entziehen, und wie das Individuum, auch nach Unabhängigkeit und dem Naturzuſtande ſtreben.

Dagegen wird, wo das Vaterland der Völker die Geſchichte iſt, ein Kampf zwiſchen Form und Form ſeyn, der die Weſenheit der Dinge nicht angreift; die großen Individuen wie das moraliſche Individuum werden Form auf Form abnützen, aber durch das ihnen gegebne Leben immer neue aus den Dingen ſchaffen, und in der Geſchichte einen Freund und Rathgeber finden, der ihnen gegen die Natur, gegen Raum und den Moment beyſteht. So werden in ihnen die Partheyen das Empfangene fortbilden, das Wichtigſte wird ſeyn, die Tradition rein zu erhalten, das Uebergebene zu verbreiten; jeder wird leben, indem er bewahrt, wie im andern Staat, indem er verzehrt.

Ein weſentlicher Unterſchied iſt noch, daß in dem räuml
chen Staate alle Verhältniſſe umgekehrt ſind. Wo die Geſchicht
das Vaterland iſt, und die moraliſchen Perſonen das Volk, l
ben dieſe in der Zeit, woran ſie Niemand hindern kann, u
die ihnen als Unſterblichen nicht feindlich iſt; dagegen lebt da
kleine Individuum nur im Raume, wo ihm auch ſein Platz nich
ſtreitig gemacht werden kann, noch ſehr zweifelhaft iſt. Iſt de
Boden aber das Vaterland, bilden die phyſiſchen Perſonen da
Volk, ſo muß das Vaterland ſelbſt, der Raum, ſtets durch di
größte Anſtrengung vertheidiget werden, und es iſt ſelbſt ebe
ſo unſicher, als es jedes Individuum für ſeine Exiſtenz in de
Zeit iſt, über die es nicht gebieten kann. —

Das Gebiet des hiſtoriſchen Staates wächſt ſtets an, de
Raum des Individuums in ihm kann ihm nicht beſtritten wer
den; daher kömmt Sicherheit. Dagegen ficht alles das Gebie
des räumlichen Staats an, und alles bedroht das Leben de
Individuums in ihm; daher iſt in ihm ſtete Unruhe und ga
keine Sicherheit. Denn wenn im hiſtoriſchen Staate dem klei
nen Individuum von den großen alles gegeben wird, und e
meiſt nur bedacht ſeyn muß, zu erhalten und fortzubilden, ſ
muß im räumlichen Staate das kleine Individuum vor alle
ſeinen Platz zu behaupten und zu erwerben trachten, weil di
ganze bürgerliche Ordnung nur von dem augenblicklichen Zu
ſtand im Raume abhängt, und jedem ſomit der Platz und da
Beſitzthum gehört, deß er ſich bemeiſtert. Im räumliche
Staate, wo jeder Moment allein ſteht und den Zuſtand de
Dinge und der Geſellſchaft nicht nur konſtatirt, ſondern w
auch der Raum alles, was er in ſich faßt, wie es immer ſey,
als rechtlich anerkennt, muß die Richtung aller auf Erwer
und folglich die der Geſetzgebung dahin gehen, daß es jeden
möglich ſcheine, alles zu erwerben, und zur höchſten Macht z
gelangen. — Im hiſtoriſchen Staate, wo jeder Moment nu
ein Uebergang von dem Leben in der Erinnerung, zum Lebe
in der Erwartung iſt, iſt es die Zeit, die das zur Reife Ge

kommene anerkennt, das Unnütze, Vorreife und Verdorbene zernichtet; hier muß Alſo die Richtung Aller auf das Erhalten, und folglich die Geſetzgebung dahin gehen, daß es für jeden möglich ſey, das Erhaltene zu bewahren und fortzubilden, und zur höheren Vollkommenheit zu bringen.

Im räumlichen Staate werden, wie geſagt, alle und er ſelbſt trachten, die Dinge ſelbſt und die größte Ausdehnung zu erlangen, man wird die Dinge zu nehmen ſuchen, wo ſie nur ſind, und der Augenblick und der vergängliche Menſch wird ſie ſelbſt zu ergreifen und zu verzehren unternehmen; er wird ſich alles zu verdanken glauben und ſeinen eigenen Kräften, er wird allen andern feindlich gegenüberſtehen, weil er überall Beſchränkung ſieht, wo er der Unmöglichkeit nicht begegnet. Das erſte wird in ihm der Beſitz, die Ausdehnung, der Raum, die Befriedigung ſeiner phyſiſchen Bedürfniſſe, kurz, die phyſiſchen Dinge ſeyn, für die ſtets alles wird aufgeopfert werden, und er wird ſich vergebens abmühen, zu erwerben und die Zeit feſtzuhalten, um das Erworbene zu genießen, kurz, ſich ſelbſt zum Gott zu machen, und zu herrſchen.

Im hiſtoriſchen Staate wird dagegen alles Ueberlieferte das Wichtige ſeyn, in ihm wird man Beſtand, Reichthum und Ruhe ſehen, die älteſte und wichtigſte Ueberlieferung wird das Wichtigſte und Theuerſte ſeyn, welches zu bewahren, zu erhalten und vertheidigen, ein jeder alles aufopfern wird. Da wird man denn finden, daß nicht die phyſiſche Verlaſſenſchaft der Vorzeit, die Dinge und der Reichthum im Staate das Aelteſte ſind, noch die politiſche Verlaſſenſchaft derſelben Geſetze, Sitten, Gebräuche und Einrichtungen, woraus jene hervorgiengen; ſondern daß es jene urälteſte Verlaſſenſchaft der Urzeit, das Wort des Menſchen, die Sprache, jene erſte Grundlage aller Geſellſchaft, und jene ſpätere die Wahrheit, das Licht, das Wort Gottes ſey, aus dem alle Geſchichte und alles Beſtehen und alles Seyn hervorgeht. Im hiſtoriſchen Staate wird man demnach vor allem das Wort Gottes ſuchen, in ihm wird

man den Schlüſſel und die Begründung und die wahre Be
hangsweiſe des menſchlichen Wortes, und aller menſchlichen E
richtungen und Beſitzthümer und Ueberlieferungen und E
ſchaften ſuchen, und wie das moraliſche Individuum durch d
ſelbe zwar nicht von allem Fehl und Mangel befreit, wie i
aber doch Frieden gegeben wird, und es zu ſteter Verv
kommnung und zum wahren Leben befähigt wird, eben
werden durch dasſelbe die großen Individuen, die moraliſc
Perſonen (Staaten, Gemeinheiten, Familien, ꝛc.) zwar ni
von allem Fehl und Mangel befreyt werden, aber es wird
den Frieden geben, und die Möglichkeit zu einem ſteten Fo
ſchreiten gegen die Vollkommenheit, und zu einem wahr
und langen Leben.

So zeigt ſich denn, daß der Menſch und Staat, d
ſagt: der Grund iſt das Vaterland, und ich bin mein Her
auf ſeinem Grabe ſteht, und dem Leichnam gehorcht, folgl
dem Tode dienet und ſtirbt. Daß dagegen der Menſch und d
Staat, der ſagt: die Geſchichte iſt mein Vaterland, und d
Herr iſt mein Herr, auf der Ueberlieferung fußt, dem Geiſ
gehorcht, und der Wahrheit und dem Leben dient und lebt.

XII.

Ueber Stolbergs letzte Schriften.

Von B.

1) Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift, von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Erſter Theil. Hamburg, bey Perthes und Beſſer. 1820. 8vo. Wien, bey Carl Gerold. Seite 1 bis 476.

2) Ein Büchlein von der Liebe. Von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg; nebſt dem Schwanengeſange des Verſtorbenen und zwey Zugaben. Münſter, in der Aſchendorf'ſchen Buchhandlung. Wien, bey Carl Gerold. 8vo. Seite 1 bis 298.

Vorliegende beyde Werke (von deren erſterem noch ein folgender Theil als Nachlaß des Verf. erwartet wird) ſind die letzten Geſchenke, welche der verewigte Graf Stolberg — für immer eine Zierde und Ruhm des deutſchen Namens — an den Stufen des Altars der Religion und in den geiſtigen Nationalſchatz niedergelegt hat.

Vergleichbar der an milder Spätherbſtſonne gereiften, vor allen andern edlen Traube iſt Geiſt und Sinn dieſer Schriften; nicht ſo ſehr wie in manchen früheren Werken des Verf. ſtürmiſche Macht des Gefühls, und hinreißende Fülle der Fantaſie, aber ein ſtilles Feuer, der Verklärung näher gekommene Kraft des Geiſtes und Willens, die hohe Einfalt des kindlich geſinnten Greiſes, Ausdruck der in Gott geheiligten und deshalb ſtrengen Liebe.

Wer blickte nicht gern, auch mit nur flüchtiger und unvollſtändiger Auffaſſung auf das Leben und Wirken dieſes vortrefflichen Mannes zurück, deſſen Daſeyn vom erſten, feurigen

Jugendgedanken an bis zu dem letzten: »Er hat ſich erbarmt, durch Seine überſchwengliche Barmherzigkeit iſt mir erſchienen der Aufgang aus der Höhe;« in ſeltenem Grade die Darſtellung und Entfaltung innerer Harmonie aller Kräfte; gleichſam nur das immer reinere Austönen eines und des nämlichen mächtigen Grundtons war! Sein Leben ſchien den ſchönen Gedanken eines ſeiner früheren Lehrgedichte, in welchem er die Selbſtverleugnung als den einzigen Prüfſtein des wahren Herzensgoldes anerkannte, durch die That auszuſprechen, daß nämlich in weiſer Dichtung der Alten von der Harmonie, »der Liebesgöttin und des Kriegsgottes Kinde« geſagt worden ſey:

Sie müſſe tief im Herzen jeden Ton
Der Seele ſtimmen, daß ein reiner Laut
Erſchalle, wenn die kleinſte Saite bebt.
»Die Götter lauſchen«, ſagten ſie,
»Nach ſolcher Seelenſymphonie herab,
»Und kein Päan ergötzt wie dieſe ſie.«

Liebe ſchien von Natur ſchon, durch die edelſte Gemüthsanlage, das Leben ſeines Lebens zu ſeyn, und daß ſie ohne Selbſtverleugnung nur Traum und Täuſchung ſey, erkannte er früh mit beſonnener Begeiſterung; eine große Erkenntniß, die ihn in ein tiefes Verſtändniß der Religion mehr und mehr einweihete, und als vollkommnere Geſinnung und Tugend die Frucht desſelben wurde. — Die Wahrheit von der Liebe zu trennen, widerſprach ſeinem innerſten Weſen. Weil einem und demſelben ewigen Urquell entfließend, galt ihm die Erkenntniß, in lebendiger Verbindung mit der Liebe, als die Blüthe des Daſeyns; getrennt von der Liebe aber, als Wiſſenſchaft ohne Idee, verachtete er ſie, als nichtig und todt; und woferne ſie, auf eitlem Stückwerk trotzend, Liebe und Idee anzufeinden, und gegen die göttlichen Beziehungen im Leben und in den Dingen ſich zu empören wagt, ſo verabſcheuete er ſie als Hoffahrt und Lüge.

Liebe kann nicht ſeyn ohne Haß wider das Entgegengeſetzte, und mit dem Weſen des Geliebten Unvereinbare. Alles was das innere Leben des Herzens ertödtet, alles Schlechte und Verderbliche, alle Selbſtſucht und Lüge waren ihm jederzeit eben ſo ſehr verhaßt, als er die Menſchen mit dem regſten Wohlwollen umfaßte. Aber auch der edle Kampf ſoll mit Selbſtverleugnung verbunden ſeyn. Die Ergießung des gerechteſten Zornes, eine ſcharfe und kühne Züchtigung des Schlechten ſchien ſich ebenfalls mehr und mehr in ihm aus der Religion zu einer höheren Gattung des Kampfs zu vervollkommnen. Das iſt jene ſtarke Haltung der Seele, in welcher der Kämpfer für das Gute und Wahre das Böſe zunächſt in ſich ſelbſt mit ſteigender Strenge und Wachſamkeit aufſucht und überwindet; nach Außen hin, auch beym ſchreyendſten Frevel, auch beym lauteſten Triumph des Verderblichen (der höhern Weltregierung die Vergeltung anheimgebend, weil es alſo ihr Wille zu ſeyn ſcheint), im feſteſten Vertrauen auf Den, der den ſtürmiſchen Fluthen gebiethen kann, ſeine Kräfte mit Demuth anwendet, um zu begründen und zu erbauen — und bey erlittener eigner Verfolgung, aus dem Worte Gottes die höchſte Art der Vertheidigung lernet und übet.

Mit einem ſehr empfänglichen inneren und äußeren Sinn faßte Stolberg immer die Schönheit und Größe der Natur auf, gleichſam als den Saum des Gewandes der Gottheit; — und die gründliche, wiſſenſchaftliche Erforſchung der Natur verehrte er jederzeit, als Erweiterung des Sinnes für Empfindung ihrer Herrlichkeit. Aber noch mächtiger ergriff ihn das im Menſchen vorhandene göttliche Ebenbild, und die Bande, welche Menſchen an Menſchen, gleichſam als Ausflüſſe der ewigen Liebe, und als dem Menſchen dargebotne Mittel, ſich dieſer zu nähern, binden. Es iſt kaum eines dieſer ſchönen Verhältniſſe, dem er nicht auch in ſeinen Werken einen edlen dichteriſchen Ausdruck geliehen hätte. — Der Ernſt ſeiner Geſinnung verminderte bey ihm nicht den Genuß wahrer beſeelter Geſelligkeit; eine rege Auffaſſung des Individuellen in der geiſtig-körperlichen Organiſation; eine edle Huldigung gegen das weibliche Geſchlecht; ein kräftiger, treffender Witz waren ihm eigen; nie fehlte dem Gedanken das Wort, noch der glückliche Ausdruck dem belebten, raſch und mit Entſchiedenheit ſich bewegenden Geſpräche; — mit der größten Gaſtfreyheit verband er eine überaus große Leutſeligkeit, und gegen Fremde insbeſondere eine unbeſchreibliche Freundlichkeit und herzliche Güte.

So wenig als die Tiefe ſeines Gefühls bey ihm den Genuß des Lebens auch in ſeiner alltäglichen Erſcheinung ſchwächte, eben ſo wenig minderte die vorherrſchende Neigung zur Poeſie und Empfindung ſeine Hochachtung vor ächter Wiſſenſchaft, vor der wahren Philoſophie, welche mit geſtärktem Auge in die Tiefen des menſchlichen Geiſtes und Weſens dringt, des Menſchen geiſtige und körperliche Natur, ſeine Anlagen, ſeine Beſtimmung, oder die Schickſale erforſcht, welche einzelne Völker, oder die Menſchheit im Ganzen erlebt haben.

Seine hohe Empfänglichkeit für jede Schönheit und alle reine Freude, der Lebensgenuß, den die Verbindung ſo vielfacher Seelenkräfte gewährte, und den ein ſtarker Körperbau begünſtigte, war zugleich weit entfernt von gutmüthiger Ueberſchätzung des Wohlgefälligen, oder täuſchendem Verweilen nur bey der ſchönen Seite der Dinge. Seine ernſte Liebe zur Wahrheit ließ ihn ein ſchwächliches Ausweichen, um die böſe und ſchmerzhafte Seite der Gegenſtände nicht zu ſehn, verachten, und ſtärkte ihn zur Ertragung des Anblicks auch des Nichtswürdigen und Schlechten. Unter andern erglühte er in Eifer und in angeborner Freyheitsliebe gegen jede Tyranney; ſey es, daß ſie von übermüthigen Despoten, ſey es, daß ſie, mit vielleicht noch ärgerer Unterdrückung und Lüge, von revolutionären Parteyen ausgeübt werde. Wenn ſich Vaterlandsliebe mit dieſem Haſſe vereinigte, wie während den Jahren der franzöſiſchen Herrſchaft, ſo ſtieg derſelbe manchmahl bis zur verzehrenden Flamme. — Auch gegen eitle und entnervende Verderbtheit war jederzeit ſeine Verachtung und die Schärfe ſeines Spottes gerichtet, ſey es, daß ſie ſich mit vornehmem Uebermuth, oder auch mit der Anmaßung einer unlauteren und falſchen Freyheit verbunden zeigten.

Daß ein Mann von den Eigenſchaften Stolbergs nur durch eine tiefe innere Verwahrloſung oder Verwilderung der chriſtlichen Religion hätte entzogen werden können, leuchtet von ſelbſt ein. Aber was unſere frohe Bewunderung erregt, iſt jene treue Verwendung aller ſeiner Gaben im Dienſte der offenbarten Wahrheit, die ihn zu einem ſo würdigen und wirkſamen Verkündiger der Religion der Liebe gemacht haben. — Es ſchien, als ſollten ſeine ſeltenen Kräfte vornehmlich nur dazu dienen, um recht Vielen die göttliche Schönheit der wahren Religion fühlbar und anſchaulich zu machen, welche auf einer erhabenen Thatſache der göttlichen Erbarmung gegründet, den Mittelpunkt der Weltgeſchichte bildet, und allen Wiſſenſchaften hohen Zuſammenhang gibt, die ohne lebendige Beziehung und Verbindung mit jener göttlichen Lehre und Thatſache immer nur abgeriſſene Glieder und todte Maſſen bleiben, und die Dinge und Erkenntniße nur in troſtloſem Mißklange dem Geiſte vernehmbar machen.

Jene Harmonie, wodurch wir den Hauptcharacter des Stolbergiſchen Weſens zu bezeichnen ſuchten, beſtand auch in hohem Maße zwiſchen ſeinem Leben und ſeinen Schriften; nur daß die Eigenſchaft wahrhaft großer Schriftſteller, die irgendwo von ihm angegeben wird, ſelbſt noch über ihren Schriften zu ſtehen, bey ihm in vollem Maße eintrat. — Es iſt gewiß ein von Vielen gehegter dringender Wunſch, daß irgend Einer der zahlreichen Freunde, welcher zugleich den Verewigten in mehreren Epochen ſeines Lebens gekannt hätte, dasſelbe mit der nöthigen Ausführlichkeit und mit reicher Einflechtung vieler Charakterzüge, Geſpräche und Aeußerungen der ihm eigenen edlen, muthvollen, feurig kräftigen und zugleich zarten Sinnesart und Gefühlsweiſe darſtellen möge. Möchte das ſo lebhaft anregende, Freude und Muth einflößende Bild ſeines Lebens in einer kundigen Zeichnung aufbewahret bleiben; —

ſchwach nur, aber dennoch treffend und wirkſam, ſo w
in dem bekannten geſtochenen Bildniſſe des Verewigten uns d
Freundlichkeit ſeines Antlitzes vergegenwärtiget wird. Den
auch ſein Körperliches und ſeine Geſichtsbildung ſtimmte durc
aus zu ſeinem Charakter und Geiſt, zeugte von Kraft, Ade
lebendiger Liebe. In ſeinem männlich ſchönen und geiſtreiche
Antlitz lag die edelſte Darſtellung der altſächſiſchen, vorzug
weiſe deutſchen Geſichtsbildung mit blauem Auge und blonde
Lockenhaar. — Wie lebendig ſpiegelte ſich ſeine Seele in ſe
nen Geſichtszügen ab; ein wahrer Himmel von Liebe lag, na
Jacobi's ſchönem Ausdruck, hinter ſeinem biedern Auge.

Indem wir die Ausführung dieſes Wunſches, einer Da
legung der Umſtände und Eigenthümlichkeiten ſeines Leben
von Andern hoffen, ſey es auch hier erlaubt, uns an eini
derſelben, wenn gleich nur im Vorübergehn, zu erinner
Die Jugendzeit des Verewigten fiel bekanntlich in die Ze
von Klopſtock, Kramer, Klaudius, als auch die Liebe zu Ge
lert noch friſch war, in die Zeit jener erſten großen und wü
digen Erneuerer der deutſchen Sprache und Dichtkunſt. A
dem Umgange und den Werken dieſer Männer erhielt ſeine a
geborne Dichtergabe früh jene religiöſe und zugleich patriotiſ
begeiſterte Richtung, und jenen Oden-Charakter des Ausdruc
perſönlicher Gefühle, die ſeinen dichteriſchen Werken eigen ſin
Uebrigens machte außer einer gleichſam kindlichen Liebe zur N
tur, die immer mit feuriger Liebe wiederholte Leſung der Alte
eine Hauptnahrung ſeines Geiſtes aus. Homers Schönheite
zogen ihn vor andern mit ſolcher Kraft an, daß er deſſen Wer
ſein ganzes Leben hindurch immer auf's neue las: der gri
chiſchen Tragiker und Pindars nicht zu erwähnen. Die Schri
ten der Alten waren dem Jünglinge zuerſt aus franzöſiſche
Ueberſetzungen bekannt geworden, welches einem Geiſte, w
der ſeinige war, Antrieb zum eifervollen Studium der Urſpr
chen werden mußte. Ein Wort Klopſtocks hatte beygetragen
das hervorzurufen, was von ſelbſt erfolgt ſeyn würde. Die Kna

den laſen öfters ihrer Mutter unter andern aus franzöſiſchen Ueberſetzungen der alten Claſſiker vor. Klopſtock fand daher einſt bey ihnen eine ſolche Ueberſetzung des Cicero. Ich hoffe doch nicht! rief er aus, daß Sie den Cicero auf franzöſiſch leſen? — was wie ein Donnerwort weckte. Cicero war übrigens unter den Lateinern, außer den Dichtern, derjenige, den er immer ungemein ehrte, namentlich deſſen oratoriſche Schriften, und gern Quinctilians Ausſpruch über ihn anführte: »Der mag wiſſen, daß er großen Fortſchritt gemacht hat, dem Cicero wohlgefällt.« — Weit mehr aber bewunderte und liebte er deſſen und ſo vieler andern Weltweiſen im Kreiſe des bloß menſchlichen Erkennens glänzendes Vorbild und Muſter, ihn, »der Gedanken und Worte größten Urheber und Lehrmeiſter Platon*),« — deſſen lichtvolle Philoſophie den Schüler der Vernunft eben ſo weit über die gewöhnlichen Selbſttäuſchungen und Verblendungen hinweghebt, als ſie ihn bereit macht zum Glauben an jene höhere und alle Vernunft übertreffende Thatſache, von welcher jener Weiſe ſelbſt durch den Schmerz der Entbehrung und innere Sehnſucht Zeugniß gegeben hat.

Von den Umſtänden und Begebenheiten der damaligen früheren Lebenszeit des Grafen, wie er mit den Studien immer Uebungen des Körpers, beſonders das »Tummeln der Roſſe« verbunden und mit Liebe geübt, wie er zu Halle und Göttingen die Vorleſungen beſuchte, und dort nebſt ſeinem Bruder mit andern jungen Dichtern, als Hölty, Bürger u. ſ. w. in einem ſchönen Dichterbunde geſtanden, zu welchem, durch gemeinſames Studium der Alten, der übrigens ſeiner innern Gemüthsanlage und Geiſtesrichtung nach ſehr fremdartige und entgegengeſetzte Voß gehörte; — dann von der Liebe des jungen Stolberg zum Kriegerſtande, den zu ergreifen ſeine Mutter (ohne Zweifel in richtigem weiblichen Vorgefühl, und zum Dank von ſehr Vielen) durchaus nicht zugeben wollte; — von den diplomatiſchen Anſtellungen des Grafen im königlich däniſchen Dienſte, unter dem Staatsminiſterium ſeines Oheims, des älteren Grafen Bernſtorf; — von ſeinem Aufenthalte in Petersburg; ſeiner Vermählung mit der gefeyerten Gräfin Agnes, und ſeiner Wohnung in Eutin; von dieſer ohne Zweifel vorzüglich ſchönen Frühlingszeit ſeines Lebens; — endlich von dem frühen Tode ſeiner heißgeliebten Gattin, der einen ſo tiefen Ton der Trauer in ſeinem Gemüthe zurückließ, und von andern Erlebungen Stolbergs in jener früheren Epoche, möge in einem künftigen Werke über ſein Leben manche nähere Nachricht gegeben werden. Schriftſtelleriſche Arbeiten ſind aus jener Zeit, die Ueberſetzungen ausgenommen, nur poetiſche vorhanden, welche Liebe und Achtung für die edle Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes in allen Theilen Deutſchlands, von den nördlichen Küſten bis zu den Alpen, geweckt haben.

---

*) Ille, rerum et verborum maximus autor atque magister Plato. Cicero.

Auch der ferneren Lebensgeſchichte des Verewigten, ſeines Geſandtſchaftspoſtens zu Berlin, ſeiner zweyten Vermählung mit der noch lebenden, verehrungswürdigen Gräfin Sophie; ſeines Eintritts in die Dienſte der Herzogs von Oldenburg; der von ihm unternommenen Reiſe nach der Schweiz und Italien, nach deren Beendigung er die Präſidentenſtelle zu Eutin antrat, können wir nur ganz im Vorbeygehn erwähnen. Seit der in muſterhafter Schreibart verfaßten, und unter andern mit wichtigen hiſtoriſchen Bruchſtücken und vielen trefflichen Bemerkungen durchwebten Beſchreibung ſeiner italiäniſchen Reiſe, trat in des Grafen ſchriftſtelleriſcher Laufbahn eine längere Unterbrechung ein. Wahrſcheinlich hatten die mit ſeiner neuen Stelle verbundenen Amtsgeſchäfte, und die nothwendig gewordene, ſeiner Geiſtesanlage ſonſt nicht ſehr zuſagende Anwendung der Jurisprudenz, ihren Antheil hieran. Es iſt auch vielleicht anzunehmen, daß die immer furchtbarer eingreifende Entwickelung der franzöſiſchen Revolution, in der er ſehr früh eine Zerſchneidung aller ächten ſocialen Bande, und eine ruchloſe Auflehnung des mit Verſtand gewaffneten Egoismus gegen alle göttliche und menſchliche Autorität erkannt hatte *), daß das große Unheil und die Schmach, welche bey dem oft unglücklich geführten Kriege, nicht ohne große Schuld der Staaten, auch über Deutſchland aus jener Quelle verbreitet wurde, damahls beytragen mochten, ihn an ruhigen Geiſteswerken zu hindern. Wohl aber iſt auch glaublich, daß eben zu jener Zeit, da das Vaterland wenig von ihm erfuhr, während er mit innigſter Theilnahme alle Begebenheiten mag beobachtend verfolgt haben, nie ohne Hoffnung und Muth, oft von edlen Schmerzen überwältiget; — er zugleich nach dem ewigen Quell des Daſeyns und der Rettung ſich um ſo inniger möge geſehnt haben, je mächtiger alle geliebten Gegenſtände begeiſterter Liebe und Anhänglichkeit niedergeſtürzt oder umgewandelt zu werden ſchienen. Es war in jener Zeit, daß er bey reichſter Ausbildung ſeiner inneren Selbſtſtändigkeit und Mannheit jenem Lichtpunkte der Ueberzeugung ſich näherte, auf welchem die höchſte Freyheit durch Gehorſam gefunden und errungen wird. Nicht ohne treuen und edlen Kampf mag der in Liebe zum römiſchen und griechiſchen Alterthum, in Abneigung gegen viele Erſcheinungen des Mittelalters, in Begeiſterung für den neuen

---

*) Daß der wahrhaft Freyheitliebende Stolberg ſich nicht länger als einen Augenblick über Geiſt und Ziel der erſten ſogenannten Nationalverſammlung in Frankreich täuſchte, und ſie ſobald würdigte, als Klopſtock noch in gutmüthiger, aber unbegreiflicher Schwärmerei, das Herannahen Meſſiadiſcher Zeiten träumte, macht ſeinem Scharfblick und Urtheil Ehre. — Doch auch Klopſtock wurde bald enttäuſcht; es kann dienlich ſeyn, hieran zu erinnern. Der ehrwürdige Greis tilgte die verzeihliche Schuld ſeines zu hoffnungsvollen Irrthums durch laute Wehklage über eine Sache, deren innere Schlechtigkeit er um ſo tiefer empfand, je ſchamloſer ſie die edelſten Worte mißbraucht hatte. »Habt ihr Thränen« ſo beginnt eine der Oden, worin er dieſe Gefühle ausſprach, »habt ihr Thränen, wie keine geweint die entheiligte Menſchheit, Thränen des tiefſten Grams, blutige Thränen, ſo weint!« u. ſ. w.

Aufſchwung der deutſchen Literatur, welche meiſtentheils durch Talente der Proteſtanten glänzte — und in ſtarken Freyheitsgefühlen aufgeblühte Stolberg, den Weg dorthin gefunden haben. Wenn es auch uns erlaubt iſt, ihm auf dieſem Gange forſchend nachzufolgen, ſo möchte es in folgenden Vermuthungen geſchehen. Gegen die Unverſchämtheit und den wider Gott ſelbſt ſich auflehnenden Frevel des ſchlechten Zeitgeiſtes, mochte ſein Genius keine haltbare Kraft in irgend einem durch menſchlichen Geiſt, Kühnheit oder Trachten aufzuſtellenden Gebäude möglich erkennen. Der chriſtliche Glaube, der höchſte Gegenſtand ſeiner Liebe und Begeiſterung, mochte ihm gegenüber jenem Feinde bloß durch menſchliche Waffen beſchützt, wehrlos und preisgegeben erſcheinen, und dieß die Frage und Reflexion hervorrufen: konnte wohl der Sohn Gottes ſeine Lehre ſo hülflos als Beute der wilden und ungezähmten Verſtandeskräfte, zu willkührlicher Verſtümmelung und Verfälſchung hinterlaſſen haben? Er empfand es, daß die gegenwärtige, nahe, erhaltende und belebende Kraft der Gottheit, das praesens numen, von dem Chriſtenthum unter den Händen derer entwichen waren, die es zu menſchlich behandelt hatten. Er wußte, daß das Chriſtenthum ſich auf der größten That der Erbarmung Gottes gründe, welche der Vernunft ſo wenig, als andere Thatſachen, von ſelbſt einleuchtet, weil ſie in der urſprünglichen Offenbarung ans menſchliche Geſchlecht weder lag noch liegen konnte; daß dieſe Thatſache, und ihre fortwährende Vollendung und Wirkungen von Gott ſelbſt gelehret und zu glauben vorgehalten werden, alle Jahrhunderte hindurch in ähnlicher Art und Weiſe, als da Chriſtus ſelbſt aus ſeinem göttlichen Munde ſie verkündete, und da die Juden an ihm ſich ärgerten, zu ſeinen Jüngern ſprach: wollet ihr nicht auch von mir gehen? Wie könnte eine That Gottes, auch nachdem ſie einmal verkündet worden war, der Vernunft anvertrauet worden ſeyn, die nicht darüber urtheilen kann? Nur auf Zeugniß können Thatſachen geglaubt werden, und eine That Gottes nur auf das eigne

Zeugniß Gottes; und in welcher Weiſe gäbe Er dieſes andres, als durch immer erneuete Offenbarung an die Gemeinſchaft der Gläubigen; oder durch eine von Ihm ſelbſt beſchützte und reinbewahrte Tradition, welche ja nichts andres iſt, als hiſtoriſche Bezeugung? Die Schrift ſelbſt und an ſich iſt nur ein Mittel der Tradition, aber daß dieſes Mittel nicht ausreiche, und vom Anfang an nicht als ausſchließlich gültiges angewendet worden war, mußte dem unbefangenen Kenner der Geſchichte einleuchten. Dort auch konnte nur die von Gott beſchützte Tradition ſeyn, wo Einheit derſelben war *).

Die ächte Wahrheitsliebe Stolbergs erkannte, daß die katholiſche Kirche auf dieſen Grundſätzen ruhe, und ungeachtet aller Aergerniſſe, die aus Vermiſchung des Zeitlichen mit dem Weltlichen reichlich genug in derſelben hervorgegangen waren, ungeachtet aller Gefahren, die auch in ihrem Schooße durch mächtige Parteymeinungen erregt worden, die Einheit des Dogmas unter Gottes Obhut bewahret habe. Er ſah ein, daß die Sache einer allgemeinen Kirche Sache Chriſti ſelbſt ſey, welche wohl durch menſchliche Schlechtigkeit verunziert, und in großem Maße wirkungslos gemacht werden, ſie ſelbſt aber dadurch nichts von der ihr gewordenen unbedingten Verheißung verlieren könnte. Er erkannte und glaubte, daß die katholiſche Kirche heute noch,

---

*) Die innere Nothwendigkeit, und das geſchichtliche Daſeyn der Kircheneinheit, hat nicht leicht ein anderer neuerer Schriftſteller lichtvoller und geiſtreicher gezeigt, und jene Idee der Einheit nach allen Seiten hin überzeugender und mit ſo überlegener Einſicht begründet, als es der Verfaſſer des Werks, Du Pape, der ſardiniſche Staatsminiſter Graf Maiſtre neuerlich gethan hat. — Gern überſieht man in dieſem hervorragenden Werke kleine Flecken, namentlich eine auffallende Unkunde des Verfaſſers in Betreff der älteren deutſchen Geſchichte und des alten Kaiſerthums, neben Stärke und Reichthum der wichtigſten Ideen auf dem geiſtigen Gebiete, und in Betreff des großen Gegenſtandes, der den Hauptinhalt dieſes Werkes ausmacht.

wie vor achtzehnhundert Jahren, im Beſitz jener Einen und ungetheilten göttlichen Lehre ſey und nothwendig ſeyn müſſe, welche durch den, welcher viel von ihr erkennt, nicht vermehrt, und durch den, welcher wenig von ihr weiß, nicht vermindert werden kann; welche in mehreren Theilen ihres Inhalts in einer Zeit deutlicher, als in einer andern hervortreten, und gleichſam in einem neuen oder vollſtändigeren Lichte erſcheinen mag, ohne darum etwas Neues anzunehmen oder zu verlieren, was ſie früher hatte; welche durch falſche Auslegung beſtändig gezwungen wird, im Gegenſatz mit derſelben ausführlicher dargelegt zu werden, eben darum, weil ſie immer eine und dieſelbe iſt. Der Verewigte bekannte ſich nun auch, wie es offenbar der wahren Ehre und Pflicht am gemäßeſten war, äußerlich zu der im Innern gewonnenen Ueberzeugung. Nach ſiebenjähriger, täglicher Anrufung des Geiſtes der Wahrheit, wie er ſelbſt in einem Briefe ſagte, wagte er dieſen Schritt, der ſehr uneigentlich Uebertritt genannt wird, weil er nichts iſt als reifere Vollendung des früher Vorhandenen, gründliche Verſöhnung und Ordnung der Erkenntniſſe und Gefühle, ein näheres Hintreten an denſelben Altar deſſelbigen Gottes. Von was, zu wem wäre er denn übergetreten? Was hätte er denn verlaſſen? Was mehr als Menſchliches bey den getrennten Kirchengeſellſchaften war, das fand er zweifach wieder; nichts dem Entgegengeſetztes lag im uralten Bekenntniſſe. Wurde aber auch etwas Menſchliches verlaſſen, (was doch ſchwer ſeyn möchte zu definiren, da keiner achtungswerthen Perſönlichkeit und keinem wahren Verdienſt dadurch Eintrag gethan wird) ſo geſchah das nur um Gottes willen, und das Verlaſſen von Etwas bloß Menſchlichem, weil es dem Göttlichen entgegen war, iſt nicht Uebertritt zu nennen, ſondern vorwärts dringender Muth.

Die wahre Religion, weit entfernt dem Geiſte unwürdige Feſſeln anzulegen, faſſet vielmehr die reichſte Fülle geiſtigen Lebens in ſich, aus welcher ſchöpfend, alle Ideale, Wiſſenſchaften und Künſte, bei wahrem Beruf und natürlichen Geiſteskräften derer, die ſie üben, erſt zu ihrer höchſten Veredlung gelangen können. So ſehr eben dieſe Religion allen urſprünglichen und abſoluten Werth ganz allein für das Göttliche in Anſpruch nimmt, iſt ſie es zugleich, welche in jedem Dinge und Werke an ſeinem Orte den ihm eigenthümlichen und anerſchaffnen Glanz und Nutzen vielmehr erhöht, als austilgt. Alles Stückwerk der menſchlichen Bemühungen wird gleichſam dadurch veredelt und unſterblich gemacht, wenn es den Keim des Lebens aus Berührung jenes höheren Lichtes in ſich aufnimmt; und es kann nur durch grobe Unkunde der Geſchichte überſehen werden, daß die gediegenſte Wiſſenſchaft und höchſte Kunſt Belebung und Nahrung aus der nämlichen Quelle überaus reichlich geſchöpft hat. Keine Art des Wahren und ächten Schönen kann durch allgemeine und lebendige Grundwahrheiten ausgeſchloſſen werden; wenn gleich in dem reichen Schooße einer allumfaſſenden auf ihnen beruhenden geiſtigen Genoſſenſchaft, wohl ſehr oft ein Tauſch von Verdienſten eintritt, und dem Höheren aber Glanzloſen, oft auch das Mindere, obſchon Hellerglänzende aufgeopfert wird. — Unter den verkehrten Urtheilen, aus welchen der Schritt Stolbergs getadelt worden iſt, hat übrigens neulich ein achtungswerther Proteſtant in einer kleinen Schrift (Briefwechſel zwiſchen Aſmus und ſeinem Vetter, von Krummacher) den ſeltſamen Satz aufgeſtellt, als beſtände das Weſen der katholiſchen Kirche in einem äußern, dem jüdiſchen ähnlichen Geſetz. Man braucht nur den einfachſten Unterricht genoſſen zu haben, um zu wiſſen, daß das kirchliche äußere Geſetz, welches an ſich ſelbſt mit phyſiſchem Zwange ohnehin nichts zu thun hat, als das Untergeordnete, und der menſchlichen Fehlerhaftigkeit wegen Nothwendige, freie Liebe aber als Höchſtes, als Zweck und Summe des Ganzen betrachtet wird. Unſre gegenwärtige Aufgabe geſtattet uns nicht, bei ſolchen und andern im Grund noch weit unbedeutenderen Einwürfen zu weilen, worunter wohl jener am häufigſten vorkommt, daß die katholiſche Kirche alle von ihr Getrennten verdamme; da doch ihr Anathema im Grunde nichts Anderes ent-

hält, als Bezeugung der göttlichen Lehre in der feierlichſte
und ernſtvolleſten Art; und ſie das Verdammen der Perſo
vielmehr ihren Angehörigen auf das ſtrengſte verbietet, un
täglich, namentlich auch in den erhabenen Gebeten am Ge
dächtnißtage des Todes Chriſti auch für die Ketzer, d.
für hartnäckige und boshafte Läugner und Stifter von Se
ten, betet.

Nach Ablegung des katholiſchen Bekenntniſſes änder
Stolberg ſeinen Wohnort. In ſeinem Vaterlande, für we
ches das alte Sachſen angeſehn werden muß; — dieſer, vo
einem und demſelben trefflichen Volksſtamme bewohnte, vi
von väterlicher Tugend und Treue in ſich bewahrende Th
Deutſchlands, der die beiden Reichskreiſe, den weſtphäliſch
und niederſächſiſchen umfaßte — waren allein die Hochſtift
im Beſitz des alten Glaubens geblieben. Münſter hatte ſ
in der letztern Zeit durch eine weiſe Geſetzgebung und gu
Einrichtungen des ſeinem Vaterlande unvergeßlichen Freiherr
v. Fürſtenberg, und durch Fortgang in wahrer Geiſtesbildu
hervorgethan. Die dortige gute Gelegenheit zu einem mit de
katholiſchen Glauben übereinſtimmenden Unterricht für d
Grafen jüngere Kinder; und der Aufenthalt mehrerer Freund
deren Umgang und Nähe ihm jetzt von noch höherem Wert
als vorher, ſeyn mochte — haben wohl zu ſeinem Entſchluſ
Münſter zum Aufenthalt zu wählen, beigetragen; nachdem
gemäß der Verfaſſung des ſäkulariſirten Fürſtbisthums Lüb
als Katholik ſeiner vorigen dortigen Stelle nicht mehr v
ſtehen konnte *). Stolberg lebte zu Münſter eine läng

---

*) Der Religion wegen entſagte der Graf dem bisherigen
kungskreiſe und Aufenthalt; was ihm viel leichter fallen muß
als alles das, was er jenes Schrittes wegen, ungeachtet
ſprechenden Vortrefflichkeit und offnen Liebenswürdigkeit ſei
Charakters von ſeinen proteſtantiſchen Freunden zu leiden ha
Doch verlor er keinen derſelben, wie er ſelbſt bezeugt,

Zeit hindurch, als er früher an einem Orte ununterbrochen zugebracht hatte, theils in der Stadt, theils, weil er des Landlebens überall ſehr ungern entbehrte, auf einem naheliegenden Gute, Lütjenbecke. Wohl allen denen, die ſich ihm näherten, ihn in ſeinem glücklichen Familienkreiſe aufſuchten, deſſen Freude und Muſter er war, und aus der ſo einfachen als lebenskräftigen und beſeelten Darlegung ſeines ganzen Weſens und ſeiner Denkart die wohlthätigſten Einwirkungen ſchöpften. Auch jüngeren Männern wurde er gerne väterlicher, gütiger Freund; ſehr Vielen ward er Antrieb, Vorbild, Belehrung, Gegenſtand der Bewunderung und Freude. — Während der Vereinigung von Münſter mit dem Napoleoniſchen Frankreich, im Jahre 1812, da mehrere treffliche dortige Freunde ſchon geſtorben waren, verließ er mit ſeiner Familie jene Stadt, und brachte die folgende Zeit auf dem Lande zu, was er immer vorzugsweiſe liebte; einige Jahre hindurch im Ravensbergiſchen, und die letzten Jahre zu Sundermühlen, einem Domänengute im Osnabrückiſchen.

In dieſe letztere Zeit ſeines Lebens fällt unſtreitig ſeine wichtigſte ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit. Es gehörte, wie es ſcheint, mit zu der durchgreifenden Harmonie in ſeinem gan-

---

bekannt gewordene ſpätere Briefe mehrerer aus ihnen zu ihrer Ehre unwiderſprechlich darthun; einen ausgenommen, der aber wohl nie der Freund des Verſtorbenen kann geweſen ſeyn. »Edler Wein der Freundſchaft konnte ſich trüben, aber er gewann bald ſeine Klarheit wieder. Nur der Wein, der immer herbe war, ward Eſſig und blieb Eſſig.« — In Betreff der gegebenen Dienſtentlaſſung ſagt Stolberg folgende Worte, die auch wohl manche unächte Katholiken ſich möchten zur Belehrung dienen laſſen, die in katholiſchen Aemtern bleiben, um zur Untergrabung der katholiſchen Lehre mitzuwirken. »Hätte ich,« ſo ſchreibt Stolberg, »meinen katholiſchen Glauben äußerlich verläugnet, um als Präſident eines lutheriſchen Conſiſtoriums für Untergrabung der augsburgiſchen Lehre verdeckt arbeiten zu können, ſo hätte ich ehrlos gehandelt.«

zen Leben und Wirken, daß er zwar immer Chriſt war, un
auf Religion, als auf das höchſte Ziel, alles Wahre und Schön
bezog, chriſtlicher Schriftſteller aber erſt dann wurde, nachdem ſein
edle Sehnſucht nach Fülle und Gewißheit in den chriſtliche
Wahrheiten, durch ſeine Zuflucht in den Schooß der Mutterkir
che befriedigt war. Von nun an mit ſich ſelbſt ganz eins, au
unverſieglicher Quelle ſchöpfend, und im oberſten Mittelpunkt
der Erkenntniß befeſtigt, fühlte er ſich getrieben, auch andere
von der beglückenden Ueberzeugung mitzutheilen, die ihn eigent
lich ſein ganzes Leben hindurch begleitet und gehoben hatte, un
nun zur vollen Reife gediehn war. Auf den eigentlich prieſterli
chen Standpunkt trat er dabei ſelten; er redete als ein ſelbſ
Hindurchgedrungener zu Jünglingen und Männern, mit dene
er weltliche Wiſſenſchaft, Liebe zur wahren Kunſt, oder andr
löbliche Beſtrebungen theilte, mit welchen auch er vielfach ge
forſcht und geſucht hatte, und denen er nun ſagte, was ihre
redlichen Bemühungen allein wahre Frucht und bleibende
Werth geben könne. Der Vater ſagte es den Kindern, de
Kundige dem Ungelehrten, der Dichter ſprach zu den Freunde
des Schönen: der Menſchenfreund zeigte hin auf die wah
Quelle der wohlthätigen Neigungen, und der Freund ergo
gegen den empfänglichen Freund würdige Gefühle.

Sein wichtigſtes Werk, die Geſchichte der Religion Je
Chriſti, umfaßt außer der heiligen Erzählung auch dasjenige au
der Weltgeſchichte und andern Wiſſenſchaften, was zur Bezeu
gung und vollendeten Darſtellung der offenbarten Lehre diene
Es ſollte nicht bloß die Geſchichte des alten Bundes, die erſ
große Weltepoche der Verheißung und Erwartung, auch nicht allei
die wirkliche Erfüllung, die Geſchichte der Evangelien umfaſſen, ſo
dern eben ſo die fernere Fortwirkung und Entwickelung, die G
ſchichte des Wachsthums, Fortganges, der Schickſale, Gefahre
und Rettungen der Kirche Chriſti, ſollte mit der Bibel in eine g
ordnete Verbindung gebracht, und unter dem Einen großen G
ſichtspunkte der Erbarmung Gottes gegen das menſchliche G

ſchlecht dargeſtellt werden. In dem offenen Buche der Geſchichte der Welt ſollte jeder leſen können, um die geſchehene Erfüllung der Weisſagungen zu erkennen, und die noch zukünftige gläubig zu verehren. Dieſe groſſe Idee, welche freilich in allen Jahrhunderten chriſtliche Schriftſteller angeregt und begeiſtert hat, immer aber, wie ſich auch ſchon von ſelbſt als nothwendig ergibt, nur theilweiſe und unvollſtändig ausgeführt werden konnte, ward zwar von dem verehrten Stolberg der Ausführung um vieles näher gebracht, doch mußte auch er der Vollendung (ich ſpreche von der überhaupt bis jetzt möglichen und gedenkbaren) früher entſagen, als Viele gehofft hatten. Im neun und ſechszigſten Jahre ſeines Lebens, mit dem ſechzehnten Bande, brach er das ſchöne Werk ab. »Es begann,« wie er ſelbſt ſich ausdrückt, »ſeine Kräfte zu überſteigen, und dieß Mißverhältniß, glaubte er, werde in ſchneller Fortſchreitung zunehmen müſſen, da zugleich das Alter ihn ſchwächte, und der Gegenſtand ſeiner Arbeit, ſeit dem vierten Jahrhundert, wegen zunehmender Verbreitung der Kirche, auch mannichfaltiger, weltlicher und kirchlicher, ſich immer mehr in einander ſchlingender Verhältniſſe, zu behandeln immer ſchwerer ward.« — Das was den eigenthümlichen Charakter und Vorzug dieſes Werkes, im Vergleich mit ähnlichen andern, ausmacht, bedürfte einer tieferen Unterſuchung. Es möge hier genügen, im Allgemeinen darauf hinzuweiſen, daß dieſes Werk zu einer Zeit geſchrieben wurde, da die Früchte der wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen und der geſammten geiſtigen Thätigkeit des achtzehnten Jahrhunderts im Guten wie im Schlechten bereits in klaren Reſultaten vorlagen; von einem Manne der ſo viel Geſchichts- und Menſchenkenntniß, und ſo viel glückliche Eigenſchaften für ein ſolches Unternehmen beſaß, und der die deutſche Sprache in einer edlen Ausbildung, mit einfacher Schönheit und Kraft zu gebrauchen wußte. — Es hat der deutſchen Literatur eine groſſe Einſeitigkeit und vielen Nachtheil gebracht, daß ſeit der Reformation unſere Sprache am meiſten nur von Proteſtanten zu einem hohen Grade von Ausbildung gebracht worden. Dieſem

Umſtande muß auch mit zugeſchrieben werden, daß der groß Gegenſtand des Stolbergiſchen Werkes ſeither in der vaterländiſchen Sprache nicht ausführlich behandelt war. Jetzt iſt dieſem Mangel abgeholfen, und die Größe des Geſchenks nich zu berechnen, welches unzählig Vielen dadurch gemacht wurde Möchten recht viele, auch beſonders jüngere Männer, ſich vo den nöthigſten und heilſamſten Gegenſtänden aus dieſer reinen Auffaſſung und geiſtvollen Darſtellung derſelben unterrichten, und hier neben den beſten Wahrheiten, auch eine lautere Beredſamkeit lernen, die nie ſich ſelbſt ſucht, ſondern nur gan die Sache ins Licht ſetzt und mittheilt. Möchten auch viele gebildete Frauen und Töchter hier wahre Veredlung ihrer Gefühle und jene ſchöne Vereinfachung ihres Weſens ſchöpfen, welche in der heutigen Erziehung ſo ſehr verkannt wird.

So wie aber der Verfaſſer, während er dieſem größern Werke ſeine Kräfte widmete, neben demſelben, gleichſam als Früchte ſeiner Erholungsſtunden, ſehr verſchiedene kleinere Schriften verfaßte (namentlich, außer den Ueberſetzungen einiger Abhandlungen des heil. Auguſtinus, ſo wie des Aeſchylus und des Oſſian, auch einige hiſtoriſche Nebenarbeiten, das Leben des großen Königs Alfred, und jenes des großen Wohlthäters der Menſchheit und heiligen Prieſters Vincenz von Paula); eben ſo wenig überließ er ſich nach dem Schluſſe der Religionsgeſchichte dem Genuſſe jener würdevollen Muße, au welche er gleichwohl ſo gerechte Anſprüche gehabt hätte. — Schönheit und Liebe, die auch den Jüngling begeiſtert hatten, als er in Gedichten männliche Empfindungen ausſprach, erfüllten auch des Greiſes Geiſt und Gemüth; aber nur das höchſte geiſtige Schöne, welches dem Menſchen hienieden dargeboten wird, der Inhalt und die hohe Harmonie der heiligen Schriften, war nunmehr ſeines Geiſtes, nur die vom Sichtbaren gleichſam befreyete, göttliche, in Gott nur ruhende Liebe, ſeines Herzenserguſſes würdiger Gegenſtand. Gewiſſermaßen waren dieſe beyden Gegenſtände als Hauptbeziehungen bereits in jenen der Religionsgeſchichte enthalten, doch ſollte die abgeſonderte Behandlung derſelben ſie in ein deſto größeres Licht ſetzen. Wer das größere Werk geleſen hätte, würde zwar durch Leſung dieſer uns vorliegenden kleineren, an manche der ſchönſten Stellen des erſteren erinnert werden, aber außerdem, daß dieſe Erinnerung nur willkommen ſeyn könnte, würden ſie hier in Verbindung mit vielem Neuen, und durch beſtimmtere Beziehung auf einen beſonders betrachteten Gegenſtand, doch als dieſen Schriften ebenfalls eigenthümlich erſcheinen. Mit jener männlichen Einfalt, die zu ſeinen Vorzügen gehörte, ſagt der Verf. hierüber in der Vorrede zu den »Betrachtungen und Beherzigungen« ſelbſt: »Ich habe kein Bedenken getragen, manche Stellen aus der Religionsgeſchichte wörtlich in dieſe Schrift einzutragen, weil es mir eine ſo eitle, als undankbare Bemühung ſchien, ängſtlich nach andern Wendungen und Ausdrücken zu jagen, um auf andere Weiſe, unter dem drückenden Einfluſſe eines mir ſelbſt aufgelegten Zwanges, dasjenige verlarvt zu wiederholen, was ich mit freudiger Unbefangenheit des Geiſtes früher geſchrieben hatte.« — Man könnte hierdurch an die Gewohnheit Homers und anderer Alten erinnert werden, wo die nämlichen Reden und die nämlichen Formeln der Beſchreibung öfters wiederholt werden, nach dem Grundſatze, daß das, was einmal gut geſagt worden ſey, keiner neuen geſuchten Zierden bedürfe.

Darüber, daß er ein neues Werk anfange, ohne das größere vollendet zu haben, entkräftet der würdige Verfaſſer jeden etwanigen Vorwurf des Wankelmuths oder Leichtſinns (wer möchte den machen?) durch die verſchiedene Natur der einen und der andern Arbeit. »Gleich dem bejahrten Landmanne, der ſeinem Sohne das väterliche Erbtheil einräumt, deſſen Bau ihm zu ſchwer wird, und ſtatt ſeiner großen Felder nun den Garten bauet, beſchränke ich mich auf das Paradies der göttlichen Schriften. Aus der Quelle göttlicher Kräfte ſchöpfend, welche dieſe darbieten, verjünge ich mich in ihrem geweiheten Schatten, labe mich an dem Dufte ihrer unverwelklichen Blumen, un nähre meinen Geiſt mit den Früchten ihrer Lebensbäume.« — Und daß er bis an ſein Ende Kräfte behielt, von der Lieb zu ſprechen, daß ſie der Inhalt der letzten Schrift war, di er gleichſam als Vermächtniß hinterließ, war mit ſeiner ganzen Lebensrichtung übereinſtimmend.

Nachdem wir, aus Veranlaſſung der erwähnten beyde vorliegenden Werke, auf das geſammte Leben und Wirken de Verf. einen Blick geworfen, und das Verhältniß, worin jen dazu ſtehn, gezeigt haben, wollen wir uns mit dem Inhal derſelben näher bekannt machen, welches denen, die ſie ni geleſen haben, Antrieb werden möge, ſie mancher andern Le türe vorzuziehen.

Die Betrachtungen und Beherzigungen de heiligen Schrift beginnen mit einer Zuſchrift an ſein Söhne und Töchter, denen der liebende Vater auch das größere Werk gewidmet hatte. Er will ihnen in dem gegenwärti gen zeigen, daß wenn wir auch nur Tropfen ſchöpften au dem Meere der heiligen Schrift, »wofern das Auge einfälti iſt, in jedem Tropfen ſich ſpiegeln würde die Sonne der Gerechtigkeit.«

1. Vernunftmäßigkeit der Idee einer göttlichen Offenbarung. Beweis, daß der von Gott geforderte Glaube kein blinder ſey. »Hat auch nur Einer«, wird gefragt »ſeit achtzehn Jahrhunderten nur Einer ſagen können daß er mit Demuth und Gebet geforſchet, und ſeinen Wand geordnet habe nach der Richtſchnur des Evangeliums (das vo Chriſto angegebene Kennzeichen und Bedingniß), um inne werden, ob dieſe Lehre von Gott ſey, und daß er es umſon gethan?« — Der Unglaube hat, ſo wird nachgewieſen, ſein Haupturſache in Sinnlichkeit und in Stolz. (§. 15 u. f.) Vo der göttlichen Eingebung der heiligen Schriften, und der Ein wirkung Gottes überhaupt auf menſchliche Handlungen; Be

weis der letzteren aus der Einwirkung unſers eigenen Willens auf den Körper, und namentlich aus der Gewalt der Sprache. »Sie lenket den Donner der Schlacht, wenn ſie mit Einem Hauche viele Tauſende bewegt; ſie ſänftiget die Schmerzen des kleinen Lieblings auf der mitleidenden Mutter Schooß, ſie iſt Unterhändlerin alles menſchlichen Verkehrs; Hülle des Segens und des Fluchs; durch ſie loben wir Gott den Vater, und fluchen dem Menſchen, der nach dem Bilde Gottes geſchaffen iſt.« ꝛc. — Entkräftung des Einwurfs, es ſey unter der Würde Gottes, ſich der Menſchen anzunehmen. — (§. 24 u. flg.) Von der Unentbehrlichkeit der Offenbarung. Auch unter den Heiden gab es ſolche, die, wie Paulus ſagt, »ohne das Geſetz zu haben, doch thaten des Geſetzes Werk, und vor Gott gerecht ſeyn werden.« Gott wird Preis, Ehre und Friede geben jedem, der das Gute gethan hat; aber wir finden von ſolchen Heiden, auf die wir Paulus's Worte anwenden könnten, nur wenige Spuren. Die Lehren von göttlicher Vorſehung und Unſterblichkeit hatten ſich nur in ſehr dürftigen und einander widerſprechenden Sagen erhalten. Die allgemeinen Vorſtellungen vom Zuſtande der Abgeſchiedenen, waren bey den Griechen und Römern ſo unwürdig, freudenlos und fruchtlos, daß ſie bald erloſchen. — Ganz getrennt von der Sittenlehre, war meiſtens die Lehre von Vorſehung und Unſterblichkeit. Die Götter waren Sklaven des Schickſals, und wurden boshafter, unzüchtiger, blutdürſtiger vorgeſtellt, als die ſchlechteſten Menſchen. In den Eleuſiniſchen Geheimniſſen wurde gelehrt, daß die Eingeweiheten, laſterhaft oder gut, künftige Herrlichkeit erlangten; die andern Menſchen aber, auch die beſſern, die Ewigkeit hindurch in einem düſtern Pfuhle zubringen müßten. Griechen und Römer wichen von der herzerhebenden Idee eines ewigen Lebens zu der Seifenblaſe des Nachruhms und der falſchen Ehre. Innere Nichtigkeit der meiſten heidniſchen Tugenden. »Einige werden belohnt, die meiſten werden vergeben.« — Auch die getauften Heiden unter unſern Weltweiſen, verdanken dem Evangelium ihre reineren Begriffe von der Gottheit, vom Urſprung und der Beſtimmung der Seele, wenn ſie dere beſitzen. »Denn ſeitdem durch die heilige Lehre dieſe erhabenen Begriffe in ihr volles Licht geſetzt worden, ſind ſie einleuchten geworden. Die glaubenloſen neueren Weltweiſen werden doc nicht im Ernſte meinen, daß ſie an Umfang und Tiefe des Geiſte größer ſeyen, als Plato, Ariſtoteles und Cicero, bey welchen, un gleich den eitlen Sophiſten ihrer Zeit und der unſern, dere Haupt, bey Froſt im Herzen, ſchwindelt, nüchtern ihr Verſtand war, und glühend ihr dürſtendes Herz.« Sehr ſchö wird dieſer edle Durſt und Sehnſucht nach Wahrheit als da Höchſte, zu welchem jene Männer gelangen konnten, dargeſtellt — und ermahnt, deſto freudiger die von Gott ſelbſt un Glücklicheren vorgezeichnete Bahn zu wandeln.

2. **Würde der heil. Schrift.** Die heiligen Büche der alten heidniſchen Völker, der Inder, Chineſer, Perſe u. ſ. w., enthalten ſchätzbare Bruchſtücke der wahren Religio in den Theilen, worin ſie unter ſich übereinſtimmen, welch einzeln oft als Unſinn erſcheinen müßten, vereinigt aber ei Lehrgebäude bilden können, das dem Tempel der wahren Religion ſehr ähnlich ſieht. Die heilige Schrift ſteht in Harmonie mit dem, worin jene übereinkommen, und jene falle gleich in Widerſpruch unter einander, wenn ſie von ihr abweichen. — Die heilige Schrift gibt uns weit vollſtändiger, zuſammenhängender, würdiger und überzeugender als alle menſchlichen Lehrgebäude, Unterricht über die Welt, über den Menſchen und deſſen Beſtimmung, über Gott und das Verhältniſ zu ihm, und enthält dieſe Wahrheiten als ein organiſches Ganzes. — Der heil. Geiſt nahm gleichſam Knechtsgeſtalt an, inde er ſich erniedrigte bis zum todten Buchſtaben; aber mit gereinigtem Blick, ſehen wir aus dieſem Buchſtaben den Geiſt de Lebens hervorgehen, den Geiſt der Wahrheit und der Gnade; »das Wort Gottes iſt lebendig und kräftig und ſchärfer als jede zweyſchneidige Schwerdt, und dringt durch bis zur Scheidung

der Seele und des Geiſtes, der Gelenke und des Markes, und richtet die Gedanken und die Abſichten des Menſchen ꝛc.«

3. Von der Schöpfung der Welt und des Menſchen. Der Verf. beginnt, wie die Bibel ſelbſt, ſeine Beherzigungen und Betrachtungen bey den erhabenen Worten, welche von der Erſchaffung der Welt, von der Wiedergeburt der Erde, vom Hervorruf des Lichtes und Erſchaffung des erſten Menſchen, Kunde geben*). »Zu ſeiner Zeit, d. h. als die Zeit ward, ſprach der ewige Gedanke ſich aus, es erſcholl das Wort: es werde! dieſes Wort tönt durch das Unermeßliche, die ganze zukünftige Ewigkeit fort. Wofern das Wort verſtummte — die ganze Schöpfung würde dann ſtürzen in die alte Nacht, Sonnen würden aufhören zu flammen, Erden zu kreiſen, Geiſter zu erkennen, und ach! — zu lieben.« — (§. 12 u. flg.) Von der göttlichen Kindſchaft des Menſchen (»Und Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem Bilde, nach dem Bilde Gottes ſchuf er ihn«); von unſrer zwiefachen Natur (Gott, der Herr, machte den Menſchen aus dem Staube der Erde. Und Er bließ ihm ein den lebendigen Odem!) — Vom Umfang der unſerm Stammvater unmittelbar von Gott gegebenen Ideen, und von der ihm angebornen Sprache. — Von dem Geiſtesblick, womit er das vor ihm aufgeſchlagene Buch der Natur durchſchauete: »ſo lang der Menſch in der Liebe beharrte, war er im Beſitz vieler Wahrheit.« — Er brachte ohne Zweifel die Erſtlinge der göttlichen Gabe der Sprache, als »ein Opfer des Lobes dar, eine Frucht der Lippen, die den Namen Gottes preiſen.« — Von Erſchaffung der Eva, und von göttlicher Stiftung der Ehe. — Von der wahrſcheinlich ſchon paradieſiſchen Stiftung des Sabbaths, und dem menſchlichen Bedürfniß ſeiner Feyer.

4. Heere des Himmels. Nach den zahlloſen Geſtir-

---

*) Nicht ſowohl von den Eigenſchaften Gottes, als vielmehr vom Anfang der Geſchichte des Menſchen muß ein Unterricht, der wahrhaft bilden ſoll, angefangen werden.

nen, welche Heere des Himmels genannt werden, nennt ſich der Schöpfer den Gott Sabaoth, d. h. den Gott der Heere. Die Propheten ſagen: »Forſchet nach dem, der das Siebengeſtirn ſchuf und den Orion.« Der Geſtirne wird öfter erwähnt, als Erweiſe der Macht und Ehre Gottes. — Beſonders ſchöne Reflexionen zur Begründung des Gedankens, daß alle dieſe Welten von Geſchöpfen, denen Gott ſich kund thut, die er, gleich den Menſchen, für die Ewigkeit ſchuf, bewohnt werden, daß Gott ſeiner Liebe, indem er die Heere des Himmels ſchuf, kein geringeres Feld, als ſeiner Macht, eröffnet habe; und Entkräftung der entgegenſtehenden kleinmüthigen Aengſtlichkeiten und Zweifel. »Fürchten wir etwa, daß die Liebe des Unendlichen ſich erſchöpfen werde? Oder ſollen die Ideen von Zahl und Größe uns ſo ſtaunen machen, daß wir zweifeln? O, Ihm iſt nichts groß, nichts klein, nichts viel, nichts wenig. Seine Barmherzigkeit iſt ſo groß, wie Er ſelber iſt.« — Vollſtändigkeit der heil. Schrift in Allem, was die allmählige Entwicklung der Lehren des Heils betrifft, während ſie in erhabener Kürze nicht nur Alles übergeht, was bloß zur Befriedigung eitlen Vorwitzes dienen würde, ſondern auch manche große herzerhebende Ideen »weder ſagt, noch verbirgt, aber andeutet,« und ſie unſerm eigenen Nachdenken überläßt.

5. **Von den Engeln.** Selbſt an den großen Begebenheiten der Erſchaffung der Engel, des Beſtehens der Einen in der Liebe zu Gott, und des Abfalls der Andern, geht Moſes ſchweigend vorüber. Und doch gehn die Einen wie die Andern die Menſchen ſehr nah an. Nach und nach gibt die heil. Schrift über dieſe Geiſter näheres Licht, wie hier in ungemein ſchöner und leſenswerther Weiſe zuſammengeſtellt wird; erſt in Betreff der guten Engel, welche mit Aufträgen der Erbarmungen, oder auch der Gerichte Gottes erſcheinen; als Schützer einzelner Perſonen, als Schützer der Völker und Heere, aber auch als Rächer öffentlicher Frevel, und als Vertilger der Heere; immer glühend von Eifer für die Ehre Gottes im Heile ihrer jüngeren Mit-

geſchöpfe; — und dann in Betreff der abgefallenen Engel, deren Oberſter Satanas genannt wird, der »ein Menſchenmörder von Anfang iſt, der nicht beſtanden iſt in der Wahrheit, und in dem die Wahrheit nicht iſt; — durch deſſen Neid der Tod in die Welt gekommen iſt; — der die ganze Welt verführt« u. ſ. f. — Ueber die Verwerflichkeit des Wahns mancher Proteſtanten, die Lehre von den böſen Engeln für ein morgenländiſches Mährchen halten zu dürfen, mit ſo gerechter als ſtarker Rüge, und mit Empfehlung der Schrift eines würdigen proteſtantiſchen Geiſtlichen, Menke: »Beytrag zur Dämonologie.«

6. Göttliche Erziehung der erſten Menſchen und Sprache. Widernatürlichkeit und Falſchheit des Wahns, als hätte das Menſchengeſchlecht, ſey es nun in mehreren Paaren auf einmal, oder nur in Einem geſchaffen, und dann ſich ſelbſt überlaſſen, ſich zur Sprache und Bildung der Ideen forthelfen und erheben können. Es hieße vom Kinde fordern, daß es ſich eine Amme zeuge. Die Sprache iſt nicht bloß das Mittel der Verſtändigung für die Menſchen unter einander, ſondern auch für den Menſchen mit ſich ſelbſt, da er auch zum deutlichen Denken der Sprache bedarf u. ſ. f. Leſenswerthe Stelle über Fichte; Anführung und Beleuchtung ſeines Geſtändniſſes: »Ein Geiſt nahm ſich der erſten Menſchen an, ganz ſo, wie eine alte, ehrwürdige Urkunde es vorſtellt, welche überhaupt die tiefſinnigſte und erhabenſte Weisheit enthält, und Reſultate aufſtellt, zu denen alle Philoſophie am Ende doch wieder zurück muß.« — Gott überließ nicht den Menſchen ſeinen natürlichen Kräften, ſondern gab ihm Ideen auch von Dingen, die über ſeinem natürlichen Geſichtskreis lagen, und Sprache; dieſe iſt kein menſchliches Machwerk, ſondern ſie trägt das Gepräge der Werke Gottes an ſich. Von der mächtigen Rückwirkung und bildenden Kraft der Sprache auf Gedanken und Empfindungen. Von der innern Herrlichkeit der Sprache und der ſich in ihr zeigenden Weisheit. Von der Stell-

vertretung der Sprache durch Schrift, und von der gemalte
Sprache. — Von der Darſtellung der vollſtändigen Menſc
heit in Mann und Weib. Die Vermehrung der Menſchen w
nicht der einzige Zweck der Schöpfung Evens. — Dieß iſt ein
der Kapitel, worin am meiſten Philoſophie enthalten iſt; d
Verf. hatte die Philoſophie mit vorzüglicher Liebe, mit eine
vorzugsweiſe freudigen Verweilen auf dem metaphyſiſchen G
biete nicht betrieben, er ſchien die Reſultate der Philoſophie n
zu lieben, in ſo fern ſie für das Ganze des Menſchen Wer
haben, und der Religion dienen. Er war aber dennoch hinre
chend mit ihr vertraut, um ſehr wichtige Bemerkungen in B
treff ihrer Irrwege ſowohl, als ihrer wahren Bahn zu machen
und auch hier manchmal gewichtvolle Worte zu reden. Ein
geſund urtheilender, in ſchlichter Tugend kraftvoller Geiſt, w
der ſeine, iſt überall zu Haus, wo er ſeinen Aufenthalt nimmt
und von ihm gilt in hohem Maaße das Horaziſche: qui nil mo
litur inepte.

7. Vom Sündenfalle. Verbindung des Sünden
falls der erſten Menſchen mit dem frühern Satans. — Da
Weſen der Sünde iſt Entfremdung von Gott. »Abwendun
von Gott mußte den einſt ſo ſchönen Morgenſtern von erha
ner Höhe ſtürzen; ihn verfinſtern und zerrütten; was gro
und herrlich in ihm geweſen, ward durch Verzerrung ungeheu
und ſcheußlich, weil ſeine Liebe ſich verwandelte in Haß.« — Di
Bosheit des Herzens bemächtigt ſich der Lebenskräfte, wie ei
Fieber ſich die Kräfte des Kranken aneignet, um ſein Lebe
zu zerſtören. Bosheit und Krankheit ſind nichts Wirkliche
Dieſe iſt Mangel der Geſundheit, jene der Liebe zu Got
Der Froſt, welcher Eichen und Felſen ſpaltet, iſt ja nur Abweſen
heit der Wärme. So der Haß Abweſenheit der Liebe. Alle
wahrhaftig Schöne, Große und Edle der Geiſter, in einen
Wort, alles Gute entquillt der Liebe.« — (§. 11.) Bemerkung
daß wofern der Teufel unſre erſten Eltern nur durch Stolz ver
führt hätte, nur aus dieſer bittern Wurzel der Empörung das

Unheil der Menſchen entſtanden wäre, es wohl ſo unheilbar geweſen ſeyn möchte, als das der gefallenen Engel. Vermiſchte Urſache ihrer Sünde; außer der frevelnden Hoffnung: wie Gott zu ſeyn, auch kindiſch-ſinnliches Gelüſten und Neugier. »Eva koſtete die ſchöne Frucht, Adam folgte der Lockung und dem Beyſpiel der ſchönen Frau.« — Die nach der Uebertretung über ihre Nacktheit empfundene Scham zeigte, daß die Wunde ihrer Schuld nicht ganz unheilbar war, wiewohl es, ſie zu heilen, des größten Wunders der Barmherzigkeit Gottes bedurfte. Durch die gleich obwohl dunkel angekündigte Erlöſung ward der unmittelbare Tod und die ewige Verwerfung abgewandt, und den ſchuldigen Menſchen auf Erden heilſame Zuchtmittel angekündigt, deren ihr gefallner Zuſtand bedurfte. »Du biſt Staub und ſollt wieder zu Staube werden.« Hiermit war die Wegweiſung aus dem Garten Eden nothwendig verbunden, »daß Adam nicht ausſtrecke ſeine Hand, und breche auch von dem Baume des Lebens, und eſſe und lebe ewiglich.« — Der Verf. frägt: »was war dieſer Baum des Lebens? Wahrſcheinlich hätten Adam und Eva, wenn ſie in der Prüfung beſtanden wären, die Erlaubniß gehabt, von dieſer die Lebenskraft erneuenden, Unſterblichkeit gewährenden Frucht zu eſſen, ſo lang ſie auf Erden geblieben, bis die ſchöne Knospe ihres Daſeyns ſich zur noch herrlicheren Blume würde entfaltet haben. So auch ihre Nachkommen. Nach dem Falle aber hätte der Genuß jener Frucht ihnen und ihren Nachkommen durch unſelige Unſterblichkeit auf Erden den Weg zur Wiederherſtellung des Bundes mit Gott verſchloſſen.« Die ungefallenen, ſeligen Geiſter trinken ewige Jugend aus dem Borne des Lebens, wir gefallenen Menſchen können nur durch das dunkle Thal des Todes, geleitet von der Reue und von der Gnade, in's ewige Leben eingehn. — Und ſo war auch das flammende Schwert, der Cherubim vor dem Paradieſe, nur der ausgeſtreckte Arm eines liebenden Vaters, der ſeine Kinder abhält, eine giftige Pflanze zu pflücken«

8. Von der Erbſünde, dem aus jenem Sündenfalle ent

ſtandenen, durch Fortpflanzung des Geſchlechts auf alle Menſchen übergegangenen Verderben. Katholiſche Lehre hierüber, und Beſtätigung derſelben aus der Philoſophie und den Sagen aller Nationen. Anführung des Zeugniſſes von Voltaire: La chute de l'homme dégénéré est le fondément de la théologie de presque toutes les anciennes nations; und zweier ſchöner, nicht zu oft zu wiederholender Sprüche eines chineſiſchen Weiſen: »Unmäßige Begier nach Wiſſenſchaft, hat die Menſchen ins Verderben geſtürzt.« — »Als die Unſchuld verloren war, erſchien die Barmherzigkeit.« Helles Licht, was aus der Lehre der heil. Schrift auf den Urſprung des Uebels geworfen wird. »Unter dem Himmel ſcheint es ein allgemeines Geſetz zu ſeyn, daß der Tag nur aus der Nacht hervorgehe ꝛc.«.

9. **Von der Urwelt.** Die Dichtungsgabe erreicht dann einen ihrer Hauptzwecke, wenn ſie dazu dient, die hiſtoriſche Vergangenheit zu vergegenwärtigen und der beſonnenen Beurtheilung zu verdeutlichen. So wie dieſe Belebung der Geſchichte ſich durchgehends in den Stolbergiſchen Werken findet, ſo wird man ſie auch ſelbſt in den Bemerkungen über jene dunkle und verborgene Geſchichte der Welt vor der Sündfluth, die uns einzelne wenige Lichtſtralen der erhabnen Moſaiſchen Urkunde, und wenige andere Stellen der Bibel erhellen, keineswegs vermiſſen. Betrachtungen über das lange Leben der Menſchen und deſſen Wirkungen. »Wo iſt nun der Ruhm dieſer Gewaltigen? Hingeſchwunden wie ein Rauch, und ihre Namen gelangten nicht auf uns.« — Schöner Erweis, daß es väterliche Wohlthat ſey, daß unſere Tage verkürzt wurden. — Vorbildliche Bedeutung der Thieropfer: die Gott wohlgefälligen Opfer verzehrte wahrſcheinlich vom Himmel fallendes Feuer. Die Urwelt hat unſtreitig einen hohen Grad von Bildung erreicht, was näher gezeigt wird.

10. **Von der Sündfluth.** »Noe war ein gerechter Mann; die Erde aber war verderbet vor Gott und erfüllt mit Ungerechtigkeit.« — Noe bauete die Arche und ging hinein mit

den Seinen und mit den Thieren. »Und der Herr ſchloß hinter ihm zu.« Stolberg bemerkt: »Wie feierlich, rührend und erhaben ſind dieſe Worte!« Alles Fleiſch ging unter u. ſ. f. Tröſtendes Licht aus einer angeführten Stelle des Apoſtels Petrus, daß nicht Alle damals ewig verloren gingen. — Und Erbarmung war auch noch in dieſem furchtbaren Gerichte; da das Verderben ſonſt wahrſcheinlich in ſchnellem Fortgang hätte zunehmen müſſen, welchem zahlloſe Unmündige entriſſen wurden.

§. 12 u. flg. Das große Verdienſt des Noe, weßwegen er verdiente, daß eine neue Zeit und neue Ordnung der Dinge mit ihm begann, wird darin geſetzt, daß er *dem Geiſt der Zeit als ſolchem* nicht huldigte, und, obgleich verlacht von einer ganzen thörichten Welt, mit Gott wandelte. Es iſt Pflicht eines jeden, ſich vom Strome der herrſchenden Meinung weder einwiegen noch hinreißen zu laſſen, ſondern den Geiſt der Zeit zu prüfen. »Aber nach welcher Richtſchnur? So mögen Heiden fragen. Unſre Richtſchnur ſey das Wort Gottes. Hauchet jener Geiſt Liebe und Demuth? O ſo redet er auch Wahrheit! Du wirſt eher die Wärme vom Lichte trennen, als die Wahrheit von der Liebe! Schnaubet er aber eitlen Stolz und Selbſtſucht? O ſo iſt er ein Geiſt der Lüge! ſo wollen wir ſeinem Winde nicht unſre Segel aufſpannen, ſondern mit angeſtrengter Kraft ihm entgegenrudern, im Vertrauen auf Den, welchem Wind und Meer gehorſam ſind.« §. 18. flg. Geſchichte der Sündfluth. Sie währte gerade ein volles Sonnenjahr. Die in der heil. Schrift oft gefeierten Zahlen kommen auch hier vor, drei, ſieben, zwölf, vierzig. §. 22. flg. Opfer Noes. §. 24. flg. Die in der Beſchaffenheit der Erde, und den Ueberlieferungen aller Völker des Orients und des Abendlandes, vom Ganges bis nach Amerika enthaltene, bewundernswürdig beſtimmte Beſtätigung dieſes Weltereigniſſes, deſſen Erzählung aber nur im Moſes als ein geordnetes Ganzes erſcheint.

11. *Gottes Segen und Bund, der Regenbogen, Noes Söhne.* Bei der Schöpfung gehorchten und

folgten die Thiere dem Menſchen gern und hatten eine natürliche Zuneigung zu ihm. Vor dem Sündenfall aßen die erſten Menſchen gewiß nicht das Fleiſch der Thiere; die frommen Menſchen der Urwelt enthielten ſich deſſen wahrſcheinlich ebenfalls gänzlich. Nach der Sündfluth gab Gott es den Menſchen zur Speiſe; und die Thiere ſind ſeitdem ſcheu vor den Menſchen, und haben Furcht und Schrecken vor ihm. — Das Geſetz, welches Gott dem Noe und ſeinen Nachkommen gab, war ſchon auf Liebe zum Menſchen um Gotteswillen, auf Liebe zu Gott und zum Menſchen gegründet. (Wer Menſchenblut vergießt, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden, denn Gott hat dem Menſchen nach ſeinem Bilde gemacht ꝛc.). §. 11. flg. Verfolg der Geſchichte. Vom Regenbogen, als dem Zeichen des Bundes. §. 22. flg. Weinbau Noes. Die berauſchende Kraft des Weines war vielleicht Folge der durch die Waſſerfluth eingetretenen phyſiſchen Veränderungen. Noes Segen und Fluch. Des heil. Auguſtinus ſchöne Deutung der Worte: »Gott breite Japhet aus, und laſſe ihn wohnen in den Hütten Sems.«

12. **Ueber Segen und Fluch.** Beiſpiele und Ausſprüche von der Kraft des Segens und Fluchs, namentlich der Eltern über ihre Kinder; oder der Armen und Leidenden über ihre Wohlthäter oder Dränger. Unverdiente Verwünſchungen ſind ohne Kraft; je mehr aber ein Chriſt von der Wirkſamkeit einer verdienten Verwünſchung überzeugt iſt, deſtomehr wird er ſich dieſer zweiſchneidigen, den Gegner und ihn ſelbſt verletzenden Waffe enthalten.

13. **Thurmbau und Verwirrung der Sprache.** Babylons Bau. Wahrſcheinliche plötzliche Scheidung der Sprache in die verſchiedenen Urſprachen. Die Abſonderung der Stämme, und der mühſelige Anbau der verſchiedenen Theile der Welt mit getrennten Kräften, dienten den Menſchen zum Beſten. — Sehr wichtige Bemerkung, daß die Sagen aller Völker das Andenken der Begebenheiten bis zur Sprachenverwirrung bewahren,

und nicht die ſpäteren, weil mit Zerſtreuung der Völker der Faden allgemeiner Weltgeſchichte zerſchnitten wurde.

14. **Nimrod, Babel, Ninive.** Unter dem erneueten Menſchengeſchlecht ward wahrſcheinlich keine andere Autorität anerkannt, als jene der Haus-, Geſchlechts- und Stammväter. Sie beruhte auf gegenſeitigem Vertrauen, alſo auf Tugend, und konnte nicht dauern, als das Verderben aufs Neue überhand nahm. §. 6. 7. Sehr treffende und zeitgemäße Bemerkungen, über die zu jeder Zeit aus dem Verderben der Völker hervorgehende Verachtung der natürlichen Autorität, weil »Selbſtgefälligkeit keiner Ehrerbietung, kalte Selbſtſucht keiner Liebe fähig iſt, denn nur, wer Ehre verdient, weiß zu ehren, und nur der Liebenswürdige vermag zu lieben.« Daraus geht hervor, daß »an die Stelle der Furcht vor Gott, immer ſtraffere Bande des menſchlichen Zwanges eintreten müſſen, und eine gegenſeitige grauvolle Furcht der Dränger vor dem Volke, des Volkes vor den Drängern,« der öffentliche Zuſtand wird. Erſchütterungen und Wechſel zwiſchen Anarchie und noch ärgerer Knechtſchaft ſind dann die Folgen, bis endlich das durch langen Jammer mürbe gewordene Volk Buße thut, wieder inne wird, daß die von Gott geſtiftete Ordnung ihm die nur mit dieſer beſtehende Ruhe, Wohlſtand und Freiheit gewähren könne, und aus Furcht vor Gott ſich dieſer Ordnung fügt. Der Thurmbau ward ohne Zweifel gegen die Abmahnung Noe's unternommen, und nach der Zerſtreuung der Völker mag es Nimrod durch Schlechtigkeit des zurückgebliebenen, aus Chamiten beſtehenden Haufens gelungen ſeyn, mit Hülfe ſeines Jagdgefolges, die Herrſchaft zu behaupten. Er ward der Stifter des Reichs Babel, welches die kirchlichen Schriftſteller als den Gegenpol von Jeruſalem, der Stadt Gottes, betrachtet haben.

15. **Ueber die wider die Zeitrechnung der heil. Schrift gemachten Einwürfe.**

16. **Eigenthümlichkeit der heil. Schrift.** Eines der wichtigſten Kapitel. Die erhabene Einheit der in einem Zeit-

raume von ſechszehn Jahrhunderten von den verſchiedenſten Verfaſſern unter den mannigfaltigſten Umſtänden geſchriebenen Bücher, welche die heilige Schrift ausmachen; von dem erſten Verſe der Geneſis: »Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde« (welchen der Verfaſſer ſo gern und ſo richtig mit dem erſten beim Johannes zuſammenſtellt: »Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort«) bis zu dem letzten der Apokalypſe: »Ja, ich komme bald! Amen, komm Herr Jeſu!« — Dieſe erhabene Einheit vergleicht der Verfaſſer nicht unpaſſend mit der Einheit unſers Weltſyſtems. »Die Sonne, um welche ſich die heil. Schriften drehen, iſt Jeſus Chriſtus, der die Sonne der Gerechtigkeit genannt wird. — Jedes Buch iſt für ſich ein reiches Ganzes, aber jedes zugleich ein ergänzender Theil. Jedes ſcheint, für ſich betrachtet, ſowohl Lücken zu haben, als Ueberflüſſiges; jene werden in einem andern Buche ausgefüllt; das ſcheinbar Ueberflüſſige aber hat lebendige Beziehung auf etwas, lange vorher, oder lange nachher Geſchriebenes.« Das Alles wird näher und ſehr ſchön gezeigt. »Nimmt man jene Einheit, Chriſtum, hinweg, ſo ſind alles todte und zerriſſene Glieder.« — Der Verfaſſer zeigt die ganz unerreichbare Einfalt und Hoheit der heil. Schrift. Dann auch, wie ſehr ſie, außer der Lehre des Heils, gleichſam um unſere ſpröde Vernunft von ihrer höheren Erkenntnißquelle zu überzeugen, auf die Verhältniſſe der Zeit, auf die Tafel der Zeitrechnung, auf die Stammtafel der Nationen und auf alle Gegenſtände der Philoſophie, das hellſte und überzeugendſte Licht werfe. »Außerdem entflammt ſie die Empfindung mit den erhabenſten und feurigſten Geſängen; wo nach ihrer nimmer abweichenden Nadel der gereinigte Wille ſteuert, da fahren wir ſicher auf Fluthen des Lebens und über des Todes nächtlichen Sund. Sie ergreift den ganzen Menſchen, Sie iſt ſeine milde Säugamme, ſeine Führerin, ſeine Lehrerin, ſie tröſtet ihn in Leiden, und ihr holder Zuſpruch verſüßet ihm den Tod.«

So wie die innigſte und empfundenſte Liebe zum Worte

Gottes insbeſondere auch aus dieſem Kapitel hervorgeht, ſo iſt auch vorzüglich bemerkenswerth, was der Verfaſſer darin über die Nothwendigkeit des Bibelleſens, und daß Alle aus der Bibel ſollen ſchöpfen können, anmerkt. Er führt viele Ermahnungen des heil. Auguſtin an, die heilige Schrift recht zu kennen und oft zu leſen, und jene des heil. Chryſoſtomus an ſeine Griechen, daß ſie ſelbſt die Bibelſtellen leſen mögen, über die er predigen wollte, und über die Freude, die derſelbe darüber empfand, daß von Indien bis nach Britannien die heil. Schrift in vielen Sprachen geleſen würden. Der Verfaſſer bemerkt, daß unſer Volk weder ſo unwiſſend und roh ſey, als viele der damaligen Völker des Abendlandes, noch auch ſo verfeint und ſpitzfindelnd, wie die damaligen Griechen, und daß was damals kein Grund war, dem Volke die Bibel zu entziehen, es jetzt noch weniger ſeyn könne. Der Verfaſſer bemerkt, er würde ein beſonderes Buch ſchreiben müſſen, wenn er alle Zeugniſſe der heiligen Väter und berühmten Kirchenlehrer anführen wollte für die Nothwendigkeit der Leſung der heil. Schriften, vom heil. Ignatius an, Biſchofe zu Antiochia, der ein Jünger der Apoſtel war, bis auf den großen Pabſt und Bekenner Pius den VI., und wünſcht, daß unter Aufſicht der Kirche eine neue deutſche Ueberſetzung der Bibel zu Stande kommen, und von den Biſchöfen möge verbreitet werden, damit keine katholiſche Hütte hinführo gefunden werde, in welcher nicht das heilige Licht des göttlichen Wortes leuchte!

Es darf uns freuen, daß eine Autorität, wie die von Stolberg, gegen den Irrthum ſich erklärt hat, von welchem vielleicht manche redliche Freunde und Stützen des unverfälſchten Glaubens nicht vollkommen frey ſeyn möchten, als ſey die Unkunde der heil. Schriften, an ſich ſelbſt betrachtet, nicht Entziehung eines ungemein hohen Gutes; oder als ſey es nicht Pflicht und Werk der lehrenden Kirche, mit der heil. Schrift das Volk ſo bekannt zu machen, als ſie es möglich findet. Es ſcheint allerdings, daß dieſe Pflicht ſelbſt auch im katholiſchen Deutſchland, nicht überall ſo ſehr, als hätte geſchehen ſollen, in Erfüllung geſetzt worden iſt, doch iſt dafür weit mehr durch eine außerordentlich große Zahl gutgeheißener deutſcher Ueberſetzungen, wie auch, (was beſonders zweckmäßig ſeyn dürfte,) durch wörtliche Auszüge und Kommentare geſchehen, als gewöhnlich geglaubt wird, und als allgemein bekannt iſt. — Ueber die Sache ſelbſt iſt, ſo viel uns bekannt, in der katholiſchen Kirche keine Verſchiedenheit der Meinung: wohl aber vielleicht über Art und Weiſe, Gränzen und Maß. So heilſam die gläubige Leſung der heil. Schriften iſt, welche die Lehre der Kirche aus eigner Kenntniß der Schrift vollſtändiger zu verſtehen und wirkſamer zu beherzigen trachtet; eben ſo verderblich iſt diejenige Leſung, welche mit ungläubigem Sinne geſchieht, oder eine falſche, verfehlte, unverſtändig herausgreifende, ſchiefe oder bösgemeinte Auslegung an die Stelle des wahren Inhalts der Bibel, wie ihn die lehrende Kirche dargiebt, erheben will. Nicht allein die auflehnende Geſinnung gegen die Kirche, auch der Irrthum, der äußerſt leicht und häufig iſt, ſind höchſt verderblich und dem Zwecke entgegen. Das Darreichen der Bibel an hartnäckigen Unglauben und böswilligen Zweifel würde eine wahre Profanation des Heiligthums ſeyn. Aber auch ein verſchuldetes Preisgeben an irrige, thörichte, oder vermeſſene Auslegungen würde gegen die Pflicht der lehrenden Kirche ſtreiten. Hierüber möchte es leicht ſeyn, aus kirchlichen Schriftſtellern ebenfalls die zahlreichſten Urtheile anzuführen. So ſagt zum Beiſpiel ein bekanntes Schreiben des Hieronymus: »Das Geſetz iſt geiſtiger Natur, und es iſt eine Enthüllung vonnöthen, damit wir es verſtehen, und nach Enthüllung des Antlitzes, die Glorie Gottes erblicken können. — In der Apoſtelgeſchichte wird der heilige Eunuch, als er den Jeſaias lieſt, von Philippus befragt: verſteheſt du, was du lieſeſt? und er antwortet: wie kann ich es verſtehen, wenn es mich nicht jemand lehret? »Ich,« ſagt nun jener hervorragende Lehrer, »bin weder heiliger noch lichtbegehrender als jener Eunuch, der den königlichen Hof verlaſſen hatte, und von den entlegenſten Theilen der Welt herkam, um zum Tempel zu gehen, und dennoch, da er das Buch in Händen hielt, und die Worte des Herrn in ſeinen Gedanken erwog, auf der Zunge trug und mit den Lippen nachſprach, blieb ihm unbekannt Derjenige, den er, ohne es zu wiſſen, in dem Buche verehrte. Da kam Philippus und zeigte ihm Jeſum, der in dem Buchſtaben verborgen war u. ſ. w. Dies habe ich kurz berührt, um dir, o Paulinus! zu zeigen, daß man in den heiligen Schriften ohne Einen, der vorangeht und den Weg weiſet, nicht wandeln könne. — Ich will nicht reden von den Grammatikern, Rhetoren, Philoſophen, Geometern, Logikern, Muſikern, Aſtronomen, Aſtrologen, Aerzten, deren Wiſſenſchaft für die Menſchen von großem Nutzen iſt, und jedesmal in drei Theile zerfällt, die Lehre (το δογμα), die Methode und die Uebung und Erfahrung. Ich komme zu geringeren Künſten, die mehr mit der Hand, als durch die Sprache, ausgeübt werden. Die Ackerbauer, die Schmiede, die Schreiner, auch die Tuchmacher und Walker und andre, die manchen Hausrath und geringe Dinge verfertigen, können ohne Lehrer das nicht werden, was ſie zu werden begehren. Nur allein die Kunde der heiligen Schriften iſt es, welche Alle für ſich in Anſpruch nehmen. »Geiſtreich oder tölpiſch, wir Alle ſchreiben Gedichte.« Die Schrift iſt es, welche Alle, als ihrer Willkühr preisgegeben, betrachten, ſie zerfleiſchen, ſie lehren, ohne ſie erſt gelernt zu haben; das geſchwätzige alte Weib, der faſelnde Greis, der wortreiche Sophiſt. Einige ziehn die Augenbraunen in die Höhe und wägen gewaltige Worte ab, um unter Weiberlein über die heiligen Schriften zu philoſophiren. Andre lernen es erſt von den Weibern (o Schmach!) was ſie Männer lehren ſollen, und was noch ärger iſt, wieder andere tragen mit großer Geläufigkeit der Worte und Verwegenheit vor, was ſie ſelbſt nicht verſtehn. Ich ſchweige von andern ähnlichen, welche wenn ſie etwa nach den weltlichen Wiſſenſchaften, auch auf die heilige

Schrift verfallen, und mit wohlgeſetzter Rede das Ohr de
Volkes kitzeln, und nun was ſie auch immer ſagen, für Got
tes Geſetz ausgeben, und ſich nicht würdigen zu wiſſen, wa
die Propheten, was die Apoſtel verſtanden, ſondern nach ihrem
eigenen Sinne unpaſſende Stellen verdrehen. Als ob das eine
große, und nicht vielmehr die tadelnswertheſte Lehrart wäre,
die Sätze zu verkehren, und nach eigenem Gutbefinden die wi
derſtrebende Schrift zu zwingen. — Kindiſch iſt das, und dem
Kreiſelſpiel der Knaben ähnlich, zu lehren, was man nicht weiß,
ſo, mit Unwillen red' ich, nicht einmal zu wiſſen, daß man
dasſelbe nicht weiß.« Dann folgt eine kurze Darſtellung alle
Bücher der heil. Schrift, und eine Andeutung ihres überau
reichhaltigen und geheimnißreichen, oft verborgenen und ſchwe
zu faſſenden, nie zu erſchöpfenden Inhaltes. Dann ſchließt de
erleuchtete Lehrer mit dem Geſtändniſſe: »Das Sokratiſche
Wort geht an mir in Erfüllung: das nur weiß ich, was ich
nicht weiß. Ich bin nicht ſo aufgebläht und ſtumpfſinnig,
daß ich dir verſpräche, dieſes zu wiſſen, und die Früchte des
jenigen auf Erden zu brechen, was im Himmel gewurzelt iſt;
aber ich bekenne, darnach zu ſtreben. Dem Bittenden wird
gegeben, dem Klopfenden aufgethan, der Suchende findet
u. ſ. f.« — Mit ſolcher Darſtellung, daß die Leſung der heil.
Schrift, ohne tief eindringende und lichtvolle Unterweiſung,
leicht großes Uebel hervorbringt und den Nutzen verfehlt, ſtim
men unzählige Zeugniſſe und Vorſchriften überein, wohin z. E.
Fenelons Schreiben an den Biſchof von Arras gehört.

Es iſt alſo wohl einleuchtend, daß die lehrende Kirche nicht
dadurch dem großen Gebote: »Lehret alle Völker halten was
Ich euch geſagt habe« genug thun könnte; — daß ſie jenen
unergründlichen Schatz der Schrift, den nach dem Ausdrucke
des Tridentiniſchen Conciliums, der heilige Geiſt mit höch
ſter Freygebigkeit den Menſchen gegeben hat, nicht in
der Art wahrhaft nach dem göttlichen Willen austheilen und
verbreiten könnte, wenn ſie nur Ueberſetzungen und Abdrück

in's Unendliche vervielfachen würde: ſondern eine eben ſo große Hauptſache, als die Darreichung der heiligen Schriften ſelbſt, iſt die Mittheilung des wahren Verſtändniſſes und die Geſinnung ſelbſt, mit welcher geleſen wird; und hierin lag auch offenbar der einzige Grund der bekannten disciplinariſchen Vorſchrift des Tridentiniſchen Conciliums. Willkührliches und falſches Verſtändniß der heil. Schriften nährt den gefährlichſten Stolz des Geiſtes, und iſt Quelle der unheilbringendſten Irrthümer. — Weil es alſo durchaus nothwendig iſt, daß die Schrift und die Lehre, die in ſie einweihen und ſie richtig verſtehen lehren ſoll, gleichen Schrittes gehen müſſen, ſo ſcheint es, ſo ſehr wir im Allgemeinen Stolbergs Wünſche theilen, im Einzelnen oft allerdings zweckmäßiger zu ſeyn, daß aus dieſem Meere nur gleichſam einzelne Bäche oder Ströme abgeleitet werden, und daß dabey auf die ſehr verſchiedenen Bedürfniſſe der Gläubigen Bedacht genommen werde. So wären alſo z. B. um von ganz neuen Werken der Art zu reden, gerade unſer vorliegendes Werk, oder »die Geſchichte des alten und neuen Teſtaments, von Overberg;« oder »die heiligen Evangelien, überſetzt und erklärt von Kiſtemaker;« oder das »chriſtkatholiſche Hausbuch, von Schmidt,« und viele andere, deren Verdienſte nach vollem Maße zu würdigen uns nicht zukommen kann, und von denen der Wunſch erlaubt iſt, daß noch viele andere Werke von ähnlichem Gehalte ihnen nachfolgen mögen, für den Zweck wahrer Bibelkenntniß wohl vorzugsweiſe dienlich. Außerdem aber drängt ſich auch der Gedanke entgegen, daß es außerordentlich wünſchenswürdig wäre, wenn durch vereinte Bemühung gelehrter und dazu berufener Katholiken in deutſcher Sprache nicht nur eine befriedigende Bibelüberſetzung, ſondern auch ein Commentar der ganzen Schrift aus den Vätern und Sprüchen der Concilien zuſammengetragen und mit eignen Reſultaten bereichert würde; welches Werk freylich nie als geſchloſſen würde betrachtet werden können, aber doch in einer der Reife der Zeit und der Heiligkeit und Würde der Sache an gemeſſenen Geſtalt erſcheinen könnte. So ein Werk müßte wohl das Hauptwerk der ganzen Litteratur eines Volkes ſeyn; und daß ein ſolches in Deutſchland bis jetzt nicht unternommen worden, muß wohl ebenfalls, wie mancher andere Mangel, der traurigen Zerreißung des Vaterlandes, in ſo vielen Beziehungen, zugeſchrieben werden. Die Zukunft möge mit anderm Guten auch ein ſolches würdiges Unternehmen und unſchätzbares Geſchenk herbeyführen.

17. Von Noe und Sem. Es wird als hiſtoriſch wahrſcheinlich begründet, daß der Fohi der Chineſen, ihr erſter König, der Erzvater Noe ſey, den die Indier Menu nennen. Der Lehre und dem Segen dieſes Erzvaters ſchreibt der Verfaſſer die reinere Religion der Chineſen zu, welche von Götzendienſt und Abgötterey bis zur Einführung der verderblichen Sekte des Fo, 65 Jahre nach Chriſti Geburt frey blieb; ſo wie die große kindliche Liebe der Chineſen, welche immer die Autorität auf Ehrerbietung und auf Liebe begründet haben. — Der eine Haupttheil und die reinere Hauptreligion der Inder wird mit Wahrſcheinlichkeit von Sem hergeleitet, den die Inder Schem oder Scherma nennen, und ſein Andenken verehren. Sem ſoll im Kaukaſus die Stadt Bamiyan, die ſie den Sitz der Reinheit und Heiligkeit nennen, gebaut haben. Den anderen Theil der Bevölkerung mit viel mehr verunreinigter Religion leitet der Verf. von Chamiten her, und führt den in einem für heilig gehaltenen Gedichte beſungenen Zug des Rama an (wahrſcheinlich Raema, Sohn des Kuſch, älteſten Sohnes von Cham), der Indien erobert habe. Ihn begleitete Hanuman, der König der Affen, der auf einem mit Tiegern beſpannten Wagen einzog: der griechiſche Dionyſos, Bacchus. — In Afrika war der Gott Ammon kein anderer als Cham.

18. Einige Bruchſtücke uralter Weltgeſchichte in den Sagen der Nationen. Zuſammenſtellung höchſt merkwürdiger Erzählungen, chineſiſcher, indiſcher, ägyp-

tiſcher, chaldäiſcher, ſyriſcher Sagen vom Paradieſe, den zehn Patriarchen von Adam bis Noe, mit ganz beſonderer Uebereinſtimmung und Beſtimmtheit von der Sündfluth, zu der auch noch ſehr bemerkenswerthe, bey den Einwohnern der Inſel Cuba, und bey den Mexikanern gefundene, kommen. — Der Verf. endet dieſen Abſchnitt mit einer beherzigungswerthen Reflexion. »Die Zeit mag wohl nahe ſeyn, ja mich dünkt, ſie kündige ſich ſchon an durch günſtige Zeichen, da man zurückkommen wird vom eitlen und die Wahrheit verdunkelnden Wahne, welcher das ganze Streben der Philoſophie auf Sondern und Trennen beſchränkt, und jeden Verſuch des Vergleichens und Vereinens mit einem Stolze, der ſich kritiſchen Urtheils rühmt, zu verhöhnen pflegt. Das bloße Trennen, das Zerſtören iſt weder ein Werk der Weisheit, noch der Liebe. Vielmehr iſt es der wahren Philoſophie würdig, das durch menſchliche Verwahrloſung, Leichtſinn oder Schalkheit getrennte und zerſtreuete zu ſammeln, dem wahren Zuſammenhang der Dinge nachzuforſchen und ihn zu zeigen.« Iſis vereinigte wieder die Stücke vom Leichname des Oſiris, den der böſe Typhon getödtet, ins Meer geworfen, und als ſein Körper wieder an den Strand geſpült worden war, in viele Theile zerſchnitten hatte. Nach Einigen war durch die Vereinigung Oſiris wieder lebendig geworden, und Iſis hat ihm einen Sohn geboren.

19. **Vom Zodiakus und einigen andern Sternbildern.** Nach einer Angabe des Kalliſthenes haben die Chaldäer im Jahr 1773 vor unſrer Zeitrechnung angefangen, aſtronomiſche Beobachtungen in gebrannte Steine zu Babylon einzutragen, alſo wahrſcheinlich noch vor der Zerſtreuung der Völker. Der Zodiakus wurde wahrſcheinlich von den in der Ebene Sennaar zuſammenlebenden Menſchen erfunden, und enthielt, nach ſcharfſichtiger Hypotheſe zweyer Engländer, die Geſchichte des Noe. Eben ſo ſind wahrſcheinlich die Peleiaden (Tauben) die Tauben der Sündfluth, der Altar, der Becher, die Argo (ein Schiff, die Arche), alle deutend auf Noe, und Orion iſt wahrſcheinlich Nim-

rod. (§. 12 u. flg.) Die Sternkunde entſtand wahrſcheinlich ſchon in der Urwelt, mit Hülfe des langen Lebens der Menſchen.

20. **Ueberlieferungen von hehren Geheimniſſen unſrer Religion unter den Völkern.** Namentlich von der Dreyeinigkeit bey den Chineſen, deren von urſprünglicher Tradition zeugende reinere Religionslehre erſt verfälſcht wurde, als Kaiſer Mim-ti Geſandte nach den Abendländern geordnet hatte, um ſich nach der Erſcheinung des Heiligen zu erkundigen (es war im Jahr 65 nach Chriſti Geburt) — welche aber ſtatt der gehofften Kunde des Heiligen, den ſchändlichen Götzendienſt des Fo zurückbrachten. — Spuren heiliger Ueberlieferung bey den Indern ebenfalls von der Dreyeinigkeit, und Unſterblichkeit der Seele. (Sie dichteten indeß von Wiſchnu, der zweiten Perſon ihrer Gottheit, viele abentheuerliche Verkörperungen und Erſcheinungen, in Menſchen- und Thier-Geſtalten, woher die griechiſchen Mythen vom Apollon, den neun Muſen, und vom Orpheus hergeleitet werden — und verunſtalteten die Lehre von der Unſterblichkeit durch metempſychotiſche Träumereyen.) — Es giebt aber zwey Hauptſekten, wovon die eine vorzüglich den Wiſchnu (den Durchwandler, der alles durchdringt) und die andere vorzüglich den Siva (den durch Zerſtörung Erneuenden) anbetet. Jene hat viel reinere Vorſtellungen von der Seligkeit der Gerechten, und von den Mitteln, dahin zu gelangen: nämlich durch inbrünſtige Liebe zur Gottheit und zu den Menſchen und durch heiliges Leben. — Die Siva'ſchen Sekten dagegen waren wahrſcheinlich durch die Eroberung eines großen Theils von Indien durch Chamiten entſtanden, welche die Liebe verloren hatten, und nur die Furcht behielten, und im Siva den chamitiſchen blos zerſtörenden Gott der Zeit (Anamelech, Kronos, Saturn,) zu finden glaubten; ſein Dienſt wird mit Menſchenmord, Unzucht, religiöſem Selbſtmord und graunvoller, dazu mit verabſcheuungswerthem Stolze verbundener Selbſtpeinigung begangen. — Die Religion der Peruaner ſchreibt der Verf. indiſchem und zwar wiſchnu'ſchem

Urſprung zu; ſo wie die der Mexikaner ſiva'ſchen Indiern. — (§. 54 u. flg.) Die Perſer, deren Stammvater Elam, älteſter Sohn des Sem, war, zeigen unverkennbare Tradition in der Lehre vom Mithras, dem Mittler, der zwiſchen Ormuzd und Arihman in der Mitte ſtand, um jenen zu verherrlichen, und dieſen zu bekämpfen. — Bey den Japhetiten waren minder reine Religionslehren, als bey den Semiten, aber reinere als bey den Chamiten, welche in die ärgſte Abgötterey verfielen. Die germaniſchen und celtiſchen Japhetiten hatten edlere Vorſtellungen von den Göttern behalten, als die griechiſchen und italiſchen Japhetiten, deren Religion von Egypten und Phönicien her durch chamitiſche Lehren und Gebräuche war verderbt worden. — Spuren der heiligen Lehre auch in dieſen verſchiedenen Religionen. (§. 68 flg.) Schöne Reflexionen über die ſtufenweiſe zunehmende Verfälſchung der urſprünglichen Traditionen und den immer tieferen Verfall in die Gräuel der Abgötterey; und über den Beruf Abrahams und ſeiner Nachkommen, zur treuen Bewahrung, und immer helleren Verkündung und Enthüllung der ſchon beym Sündenfall verkündeten Lehre vom Bunde der Gnade.

21. **Einzelne Verehrer des wahren Gottes und uraltes Prieſterthum.** Wunderbare und hehre Erſcheinung des Melchiſedech. — Hiob und ſeine Freunde, Anbeter des lebendigen Gottes. — Die Zahl der Verehrer des wahren Gottes mag nicht ſo klein geweſen ſeyn, als gewöhnlich gemeint wird.

22. **Der Beruf Abrahams.** Nicht aus den Ländern, die am meiſten von der göttlichen Lehre bewahret hatten, nicht aus Indien, wo Sem noch lebte, ſondern zu deutlicherem Erweiſe der freyen Gnade, vielleicht auch damit der Unterricht des erwählten Volkes ganz vom Anfang an beginnen, und von aller Verfälſchung der Ueberlieferung frey bleiben möge, berief Gott den Abram, des Götzendieners Thare Sohn, um eine neue Ordnung der Dinge zu ſtiften. Die größten Werke und Ein

richtungen gehen aus kleinem Beginne hervor. — Gott ſprach zu Abram: Ich will dich ſegnen — — in dir ſollen alle Geſchlechte auf Erden geſegnet werden. »Selig der Mann, den Gott ſegnet,« ſagt Stolberg, »dreymal ſelig der Mann, den Er vielen andern zum Segen macht!« — Es bedurfte zur Erhaltung der heiligen Lehre, zu ihrer vielfachen Bezeugung, auch vor Chriſto »einer göttlichen Veranſtaltung; fortdauernder, ſichtbarer, göttlicher Führung, *einer Kirche*. Dieſe war jetzt beſchränkt auf Abraham und auf ſein Haus. *Sie war ein Samenkorn, aber der Säemann war Gott.*«

23. **Abraham, Iſaak und Jakob.** Die Geſchichte dieſer Erzväter wird mit ſichtbarer Vorliebe, die ſich auch in der Religionsgeſchichte kund thut, erzählt, und mit ſchönen Bemerkungen durchwebt, die ſich theils auf die ſich immer mehr vermehrenden Andeutungen der im neuen Bunde erfüllten Geheimniſſe in den Büchern des alten Bundes, und auf den typiſchen Sinn mehrerer Begebenheiten im Leben der drey Erzväter, theils aber auf die perſönliche Führung Gottes beziehn, die ſich in dem Leben derſelben, welche die kindlichſten der Menſchen waren, ſo erhaben und einfach zeigt, und auf die großen Grundſätze des gottgefälligen Wandels, wie ſie auch hier deutlich geoffenbaret werden. — Ungern übergehen wir manche Bemerkung des Verfaſſers, wie folgende, worin er ganz Stolberg iſt, zu der bibliſchen Stelle: »Fürchte dich nicht, Abram! Ich bin dein Schild, und dein ſehr groſſer Lohn. — Sicher iſt, wem Gott den Schild vorhält; aber Heil dem, deſſen Schild Gott ſelbſt iſt! Wem Gott den Schild vorhält in der Schlacht, den trifft kein feindliches Geſchoß, vor dem ſenket ſich auf dem Meere die brandende Fluth. Aber weſſen Schild Gott ſelbſt iſt, dem iſt wohl, ob auch ihn treffe das tödtliche Geſchoß, ob auch ihn verſchlinge die brandende Fluth!«

24. **Joſeph, ein Vorbild Jeſu Chriſti, des**

Sohnes Gottes.« Abraham, Iſaak und Jakob erſcheinen als nähere Freunde Gottes; Joſeph, durch deſſen Führungen der von allen andern Völkern geſonderte Beſtand des Volkes Iſrael vorbereitet wurde, gleichſam als Gottes Haushälter. — »Aber mehr als irgend ein anderer ward Joſeph ein Vorbild des Sohnes Gottes in den Verhältniſſen und Ereigniſſen ſeines Lebens.« Aus der Fülle des typiſchen Inhalts der Bücher des alten Bundes theilt Stolberg nur gelegenheitlich mit, und verweilt im Ganzen mehr bey dem dogmatiſchen, moraliſchen und hiſtoriſchen; aber auch für jenen zeigt er Empfänglichkeit und Liebe, trifft auch hier mit ehrwürdiger Schlichtheit des Urtheils das Rechte, und wirft manchmal Licht auf verborgene Verhältniſſe.

25. *Die Kinder Iſraels in Aegypten.* Die Kinder Gottes bedürfen der Leiden, und ſeit dem Sündenfalle iſt menſchliche Bosheit faſt eine Bedingung menſchlicher Tugend. Die ſchwerſten Leiden für Kinder Gottes ſind, nächſt Gewiſſensrügen, wohl die, welche ihnen von andern Menſchen angethan werden, weil ſie dann nicht nur das Leid, ſo ihnen ſelbſt widerfährt, empfinden, ſondern ſich härmen über den Schaden, den jene ſich ſelber thun. — Auf die Drangſale der Kirche ſind dieſe Betrachtungen jederzeit angewendet worden, welches auch Stolberg an dieſem Orte ſinnvoll alſo thut: »Unter welchem Druck ſeufzte die auf wenig Menſchen eingeſchmolzene Kirche Gottes, als Jakob in Kanaan um ſeinen Joſeph als einen Todten jammerte, und dieſer in Aegypten im Kerker ſchmachtete! Aber eben damals reifte, ohne Zweifel, der Jakob noch mehr als zuvor, zum Iſrael!« — Von den Plagen der Iſraeliten in Aegypten bemerkt der Verf., daß ſie nicht ſowohl ſie wie Kinder Gottes zur größern Heiligung reif machen, ſondern ſie durch hartes Drangſal zur Buße rufen ſollten. — *Von der Sendung des Moſes.* Erhabene Offenbarung Gottes: »*Ich bin der Ich bin.* Alſo ſollt du zu den Kindern Iſrael ſagen: *Der da iſt*, der hat mich zu euch ge-

ſandt.« **Schon durch dieſen Namen**, bemerkt Stolberg, **hat der Herr ſeiner Religion eine gültige Beglaubigung ihrer Echtheit, ihres göttlichen Urſprungs gegeben.** Er hofft zu zeigen, wie nicht nur die ganze Geſetzgebung Iſraels, ſondern die ganze Religion aus der unergründlichen Tiefe dieſes Namens ſich ergieße; es wäre ein großer Verluſt, wenn der Tod dieſe wichtige Darlegung gehindert hätte. — »Kaum aber hatte der Ewige, ſagt Stolberg, Sich in dieſem geheimnißvollen Namen, wie ein Strahl der Herrlichkeit, der das heilige Gewölk theilte, offenbaret, ſo ſenkte ſich Seine väterliche Huld herab, indem Gott nach den Vätern ſeines gedrängten Volks genannt werden, es erretten, und in ſein Erbtheil führen wollte!« — (§. 29 u. flg.) Auszug aus Aegypten.

26. **Beginn einer neuen Ordnung.** Das heilige Feuer der Religion, welches ſeit Abrahams Beruf Einer Familie zur Bewahruug anvertrauet worden, war ſeit dem mit mächtigen Wundern bezeichneten Auszug Iſraels aus Aegypten dem von jener Familie ſtammenden Volke anvertrauet. Es ſollte ſeinen eignen Gottesdienſt, und ein eignes Prieſterthum haben; das ganze Volk war in gewiſſem Sinne Hüter der Lehre, und es erkannte in Gott ſeinen König. »Ihr ſollt ein prieſterliches Königreich und ein heiliges Volk ſeyn.« — Durch Abfall des Volks ward das heilige Feuer oft gefährdet, aber Gott ließ es nicht erlöſchen; durch Erweiſe ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner Erbarmung ließ Er es vielmehr heller und heller brennen, bis endlich die Zeit erfüllt war, und »die Erwartung der Völker erſchien.« — Alles war Zeugniß gebend an dieſem Volke, ſeine Geſetzgebung, ſein Prieſterthum und ſeine Gebräuche; ſeine Kriege, ſeine Schickſale und Geſchichte, ſeine Segnungen wie ſeine Unglücksfälle und Strafen, vor Allem ſeine heiligen Schriften und Propheten.

27. **Ueber einige Ereigniſſe bald nach dem Auszuge aus Aegypten.** Das Manna, das aus dem von Moſes geſchlagenen Felſen ſtrömende Waſſer, der Streit mit

Amalek. »Es hat Gott nicht nur gefallen, erhabene und troſtreiche Lehren der Religion in Sprüchen vorzutragen, und durch Gebräuche einzuſchärfen, ſondern er hat ſie auch in großen hiſtoriſchen Bildern, in Thaten ſeines Volkes, in ſeinen Thaten dargeſtellt. Lebendige, kräftige Lehrart! Eine Lehrart, die von der Weisheit wie von der Allmacht Gottes zeugt, und das Siegel der Gottheit auf ſich trägt.«

28. Einige Betrachtungen über die göttliche Geſetzgebung. »Alle Geſetzgeber der alten Völker nahmen ihre Zuflucht zur Religion, behaupteten dabey aber wahres und falſches; wahres indem ſie ſagten, daß die Gottheit der Urquell der Geſetzgebung ſey, falſches, indem ſie ſich beſonderer Offenbarungen rühmten.« Dieſe treffende Bemerkung iſt von großer Bedeutung, um das Verhältniß der Religion zur Politik, welches auch gegenwärtig um ſo mächtiger die Forſchung der Zeitgenoſſen auf ſich zieht, je furchtbarer das Vergeſſen der Religion in den öffentlichen Angelegenheiten ſich vor unſern Augen erwieſen hat, zu beurtheilen. Theokratie kann nur da ſtatt finden, wo Gott wirklich regiert; unter ſeiner unmittelbaren Heiligung und in ſeinem höchſten Namen können nur Geſetze verkündet werden, die Er wirklich gegeben hat, nur ſolche Mittel angewendet werden, die Er eingeſetzt hat. — Beym Moſes war dasjenige volle Wahrheit, was bey den andern alten Geſetzgebern Vorgeben war. — Hiſtoriſche Meinung, daß Minos und Kadmos aus Iſraels Quelle ſchöpften; ſo wie die Geſetze des Minos Quelle aller griechiſchen Geſetze waren, aus denen tauſend Jahr nach Minos die Geſetze der römiſchen zwölf Tafeln genommen wurden, bekanntlich die Grundlage der römiſchen Rechte, und deren Einfluß noch heute in allen europäiſchen Geſetzgebungen fortwirkt.

29. Vorbereitung der Kinder Iſrael auf die göttliche Geſetzgebung. — **30. Vom Namen Gottes.** »Ich bin Jehova, dein Gott.« Die Geſchöpfe ſind nur gut, nur ſchön, in ſo fern ſie Theil nehmen an der Urgüte,

an der Urſchöne, ja ſie ſind nur, in ſo fern ſie Seinem U
ſeyn entquollen. — 31. Die zehn Gebote. Dieſe »vor de
ganzen Volke unter Donner und Blitz und dem Schall u
ſichtbarer Poſaunen, auf dem rauchenden und bebenden Ber
der ganzen Menſchheit gegebne Geſetzgebung,« wird hier a
der heiligen Geſchichte erzählt, und mit erklärenden Bemerku
gen begleitet, in denen beſonders die lichte Einfachheit d
Grundgebote der Liebe zu Gott und der Liebe des Menſch
um ſeinetwillen, wie ſie auch in dieſer Offenbarung ausg
ſprochen worden ſind, gezeigt wird. An dieſen Grundgebot
hing das ganze Geſetz und die Propheten, und auch die S
tenlehre des Evangeliums konnte nur Erfüllung, vollendete Au
führung der nämlichen Grundgebote enthalten.

Mit der Geſetzgebung vom Sinai ſchließt dieſer er
Band, einen zweyten als nachgelaſſenes Werk haben wir, w
bereits erwähnt, noch zu erwarten. Das Werk ſelbſt unt
brach der Tod, gewiß zum herzlichen Bedauern derer,
die heil. Schriften lieben, und darum einem ſo treuen u
kundigen Führer gerne folgten. — Gleichſam als ob der Gr
bey der unſichern Dauer ſeiner Tage ſelbſt in Darſtellu
des höchſten Gegenſtandes nicht fortfahren wollte, ohne zu
die Summe und das praktiſche Ziel der ganzen Offenbarun
die Liebe zu Gott, dem Willen ſeiner Leſer mit innigem Ern
nahe gelegt zu haben, verfaßte er nun auch das Büchle
von der Liebe, welches vollendet zu haben, ihn auf d
Todesbette erfreuete.

Es beginnt und endet mit einem ſchönen Gedichte, u
ſo entbehrt man bey dieſer letzten Begrüßung und Erſch
nung keine ſeiner gewohnten Gaben. Das letztere hat er ſe
Schwanengeſang genannt, es iſt ein in höherem Fluge gedichte
Lobgeſang der göttlichen Liebe. Er iſt in jenen freyen, ſo
nannten dithyrambiſchen Maßen verfaßt, welche Stolberg,
viel wir wiſſen, einer der Erſten, in die deutſche Poeſie einführ
und deren er ſich oft mit Glück, weil mit Begeiſterun

zur Feyer heiliger Gegenſtände bediente. Auf metriſchen Versbau hielt der Verf. mehr, als auf den Reim, und doch haben gerade ſeine gereimten Dichtungen oft einen ganz eigenthümlichen, beſonders zarten und eindringenden Charakter, der wie man meinen ſollte, bey Niemanden ſeine Wirkung verfehlen könne. Man darf vielleicht ſagen, daß das wahre Dichtertalent Stolbergs um ſo reiner in den gereimten Gedichten hervortrat, je weniger in urſprünglich fremden Formen es ſich äußerte. Das Gedicht zu Anfang des vorliegenden Büchleins darf wohl zu den ſchönſten gerechnet werden, die von der Harfe des edlen Sängers ertönt ſind. Wir ſetzen die letzten Verſe her, wo von der Liebe geſagt wird:

Ihr Odem haucht auf Land und Meer,
Sie ſteu'rt des Mondes Kahn,
Sie leitet der Geſtirne Heer,
Sie facht die Sonnen an.

Doch wärmer haucht und heller facht
Ihr Odem Geiſter an,
Und führt nach kurzer Erdennacht
Sie auf den Ocean,

Wo laute Fluth des Jubels ſchallt,
Wo Licht dem Licht entſprüht,
Wo Wonn' an Wonne wogt und wallt,
Wo Lieb' an Lieb' erglüht!

Bey näherer Betrachtung dieſer Schrift glauben wir uns kürzer faſſen zu müſſen, als bey der vorherigen, und uns mehr auf eine dringende Empfehlung, dieſe Schrift ſelbſt zu leſen und zu beherzigen, beſchränken zu ſollen. Warum das höchſte Princip der Sittlichkeit, die Liebe zu Gott, wo es lichtvoll und kräftig ans Herz gelegt wird, in einer Analyſe oder zerſtückelter Mittheilung des Vortrags nur geſchwächt wieder geben?

Die Art der Behandlung wird aus Folgendem ſich ergeben. Weil die Liebe vom Glauben nicht zu ſcheiden iſt, beginnt

der Verf. im erſten Kapitel mit den Erweiſen der Wahrhe
unſrer Religion, welche, auf Thatſachen gegründet, ſich a
hiſtoriſche Weiſe mehr bewährt, als irgend eine Geſchicht
deren Erweiſe (an die hier mehr erinnert wird, als daß
vollſtändig wiederholt würden) ſich um ſo mehr drängen,
tiefer wir forſchen. Sie beruht auf jener Lehre, welche in d
heiligen Schriften in einem großen Ganzen vereinigt gefund
wird, von dem Urſprung und der Natur des menſchlichen V
derbens, von dem was Gott gethan, um die Menſchheit
verlornen Würde wieder herzuſtellen, um uns die Mittel dar
reichen, wieder zur Vereinigung mit Ihm zu gelangen.
ſchönen zweyten Kapitel wird von dem höchſten Urquell aller Lie
von der Liebe, als der Weſenheit Gottes, gehandelt. III. V
der Liebe, als dem Inbegriff aller Tugenden; von der Se
keit der wahren Liebe. IV. Von den Bedingungen und M
wirkung der erſchaffenen Geiſter zur Liebe; vom Abwen
von Gott und dem Haſſe Gottes, der allein die Wiederherſ
lung der gefallenen Engel unmöglich macht. »Gäbe ſein
verfinſtertes Innere einem Strahl der Liebe Raum, ſogl
würde Satan »»auf Flügeln der Morgenröthe«« ſich erhe
zum Ewigen« Dieß iſt derſelbe Gedanke, den der tiefe ch
liche Dichter Angelus folgendermaßen ausdrückt:

> Wofern der Teufel könnt' aus ſeiner Seinheit gehen,
> So ſäheſt du ihn flugs am Throne Gottes ſtehen.«

V. Hier wird mit Erhebung und Rührung geſprochen
dem, was Gott gethan hat, um die Menſchen zur
Seiner zu führen; von der unendlichen, in der Erlö
erwieſenen Liebe des Sohnes Gottes, aus der unſre Liebe
lein geſchöpft und nur auf ſie begründet werden kann.
Von der Eigenliebe, als der Feindin der Liebe Gottes;
ihren mannichfaltigen, gröberen und feineren Täuſchung
namentlich in den Verhältniſſen irdiſcher Liebe und Fre
ſchaft. Reine, wahrhaft liebevolle Lehren. — VII.
der Liebe der Welt und ihrer ganzen, dem Geſetz Gottes

velnd gegenüber geſtellten Geſetzgebung. Manche ſtrenge, aber ernſter Prüfung und redlicher Beherzigung würdige Worte. VIII. Von der nothwendigen Wahl zwiſchen Gott und der Welt. »Wenn ich ſage Welt,« erinnert der Verfaſſer, »ſo meine ich nicht nur das Getümmel ihrer rauſchenden Freuden, noch ihre äußern Verhältniſſe mancher Art, von denen wir ſo leicht verſtrickt werden, ſondern ihre Denkart mein' ich, von welcher der Chriſt, auch mitten in ihr Getümmel und in ihre äußern Verhältniſſe durch ſeinen Beruf gezogen, rein erhalten werden mag; und deren Gift auch der Kloſterbruder in ſeine Zelle, der Einſiedler in ſeine Felſenhöhle mit ſich führen kann.« Von verſchiedenen Arten einer falſchen und frevelnden Theilung zwiſchen Gott und Welt, entweder der Zeit nach, da man die Jugend der Welt und das hinfällige Alter Gott widmen will; oder vermöge eines weltklugen Plans, um den Forderungen der Welt und den Forderungen der Religion zugleich zu genügen, bei dem aber die Liebe der Welt allzeit vorherrſchet, und der aus unlautrer Geſinnung fließet. »Er iſt nur nach den Graden dieſer Unlauterkeit verſchieden, welche mehr nach der Klarheit oder Dunkelheit des Bewußtſeyns dieſes Vorſatzes, ſich zwiſchen der Welt und Gott zu theilen, als nach der verſchiednen Einrichtung dieſer Theilung ſebſt zu beurtheilen ſeyn möchte.« Offenbar ſetzt alſo Stolberg die Unterſcheidung mehr in der Intention, in der geheimen und dem menſchlichen Auge verborgenen Tiefe des Herzen, als im äußern Thun und Laſſen; und indem er mit dringenden Worten und Strenge warnet, und der Selbſtbeurtheilung mit ſcharfer Menſchenkenntniß zu Hülfe kommt, wehrt er eben ſo ſehr anmaßendem und ungerechtem Urtheil über Andre. IX. Von der Tugend der wahren Demuth, als der unerläßlichen Bedingung und nothwendigen Begleiterin der Liebe. »Nur der Demüthige hat wahre Einfalt und Kindesſinn; er iſt frey von allen kleinlichen Rückſichten. Er thut das Gute weder des Beifalls der Menſchen, noch des Selbſtgenuſſes an ſeiner Tugend wegen. Er iſt im Verkehr mit andern Menſchen ſanft und geduldig; aber unabhängig von ihnen und von der ganzen Welt in dem, was Gottes iſt!« X. Von der Furcht Gottes und ihrem Verhältniß zur Liebe, und zugleich von dem Verhältniß des alten Bundes zum neuen. Schöne Erläuterung des Ausſpruchs beim Auguſtinus: »Es wird auf vielfältige Weiſe und nachdrücklich an den Tag gelegt, daß dem alten Teſtamente vorzüglich die Furcht eigen ſey, ſo wie dem neuen die Liebe, wiewohl auch im alten das neue ſchon verborgen liegt, und im neuen ſich das alte offenbart.« — Bemerkung, daß man nicht das Zwangsgeſetz der Iſraeliten, welches ihnen zur Strafe aufgelegt worden, mit dem Weſen des alten Bundes verwechſeln müſſe. XI. Von der Falſchheit jeder Tugend, die nicht auf Liebe beruht. Vom todten hiſtoriſchen Glauben, und von todten guten Werken. §. 5. und flg. Ueber religiöſe Gefühle und Rührungen, die im Garten der Fantaſie ihr Spiel haben, auch wohl vorübergehend ans Herz gehn, aber nicht auf den Willen wirken. »Die verderbte Natur möchte gern zur Selbſtachtung gelangen, der Selbſtverläugnung ſich aber entziehn, und wähnt daher gern, daß angenehme Empfindungen und Rührungen, in welchen ſie ſich ſelbſt wohlgefällt, das Weſentliche der Religion ausmachen, welches aber in ganz etwas Anderem beſteht, nämlich in Kraft und Treue in der Nachfolge Chriſti auf dem engen und ſteinigen Pfade der Selbſtverläugnung. Der wahre Chriſt nimmt ächte Religionsempfindungen mit Dank aus den Händen des himmliſchen Vaters an, betrachtet ſie aber als Stärkung zum Vorangehn auf jenem Pfade.« — Wie ſehr dringt Stolberg bey weiterer Betrachtung dieſer Täuſchung in ihren verſchiedenen Geſtalten mit treffender Warnung bis in die innerſten Herzensfalten auch feinerer Seelen! wie ſehr ſcheidet er allen falſchen Pietismus aus und ſtößt ihn hinweg! — Von der treuen Aufopferung des eignen Willens. XII. Vom vermeßnen und vom gottgefälligen Vertrauen. XIII. Vom Gebete als dem geiſtigen Arm, um nach Gnade und Hülfe von Gott emporzulangen. Viele ſchöne Stellen empfundener und beſeelter Weisheit.

XIV. §. 43 u. flg. Vom Bußgebete. §. 55 u. flg. Von der Fürbitte, als einer der wichtigſten und unerläßlichſten Uebungen der Liebe. §. 84 u. flg. Von der Kraft des gläubigen Gebets. XV. Von dem hohen Werthe der ſtillen Betrachtung, um gottgefällig beten zu können, und vom innern Gebete. — Scharfe Unterſcheidung desſelben von der Schwärmerey, welche ſich dergeſtalt einer vermeinten Heimſuchung göttlicher Gnade willenlos hingiebt, daß ſie ſich über die eigene Anwendung der vorgeſchriebenen Mittel erhaben wähnet, und nun eingebildete und nichtige Träume für wahre Einflüſſe göttlicher Erleuchtung und Gnade hält. Sehr verſchieden von ihnen iſt das, »was heilige Seelen im innern Gebete wirklich erfuhren, zu welchem die Kirche Gottes ihre Gläubigen allezeit ermuntert hat. Wer an ihren (der Kirche) Brüſten die lautere Milch der Lehre einſauget, und nicht eigne Pfade gehen will, der wird weder ſchwärmen mit überſichtigen Fantaſten, noch auch hohnlächeln mit kurzſichtigen Weltlingen, über die göttliche Heimſuchung, in welcher der Herr ſeine Gnaden über Seelen, die ſich Ihm ganz hingeben, ausſchüttet.« — Die angenehmen geiſtigen Empfindungen ſind aber nur Mittel, um zur Vereinigung mit Gott zu gelangen, ſind nicht dieſe höchſte Gabe ſelbſt. Als wahrer Kenner der Religion, nennt der Verf. die tröſtende Heimſuchung im Gefühl, vergleichend nur eine Blüthe frommer Seelen: »aber die Blüthe wird fallen, und der Baum wird zu trauern ſcheinen, wenn er die noch unſcheinbare Frucht anſetzt.« XVI. Von der Nothwendigkeit des Wandels vor Gott, ohne welchen das Gebet todt iſt, und dem beharrlichen Fortſchreiten auf dem Wege des Heiles. »Waltet die Liebe in ihrer Vollkommenheit, ſo wird (wenn gleich auch dann der Menſch noch manche Schwächen behält, und manchen unwillkührlichen Fehltritt thut), das Ebenbild Gottes in ihm hergeſtellet, und ſein ganzes Weſen wird Harmonie. »Sein Leben iſt ein Lobgeſang. Die Einfalt ſeines durch kein anderes Trachten geſtörten Sinnens und Thuns, gibt ihm in der höchſten aller Beſtrebungen eine gediegene Kraft, wie ſie in ſeinen niedern Beſtrebungen kein Weltling haben kann. Selbſt in zeitlichen Verhältniſſen und Geſchäften gibt dieſe Einheit der Kräft und des Willens dem wahren Chriſten oft eine Einheit der Umſicht, einen Nachdruck im Wirken und eine freye Grazie im Handeln, welchen die Welt, ohne ſie zu begreifen, dennoch ihre Bewunderung nicht verſagen kann. Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nützlich, ſie hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens. Daß dem ſo ſey, würde allgemeiner einleuchten, wenn die Zahl der Vollkommnen nicht ſo klein wäre.“ — Das letzte XVII. Kapitel enthält gleichſam eine Nachleſe von Betrachtungen und Beherzigungen über den großen Gegenſtand der Schrift, und herzliche Bitten an die Jugend, denſelben, als das Eine Nothwendige, nicht außer Acht zu laſſen.

Von dieſer reinen und hohen Tugend der Liebe, welche in der eben betrachteten Schrift gelehrt wird, und zu welcher ſich die Perſönlichkeit Stolbergs mehr und mehr gehoben und verklärt zu haben ſchien, ſollte er nun auch noch auf eine andre Art vor ſeinem Ende Zeugniß ablegen. Stolberg hatte bey dem von der Natur ſelbſt ſeinem ganzen Weſen aufgedrückten Stempel von Wohlwollen und Edelmuth, bey der wohlgefälligen Energie, die jeden ſeiner Schritte begleitete, und bey der Gediegenheit ſeiner Talente weniger herbe und liebloſe Urtheile, und offne oder verdeckte Verfolgung erlitten, als wohl manche andre bey ähnlicher Denkart und Grundſätzen. Ein gewiſſes Anſehen, deſſen er allgemein genoß, mehr aber jene natürliche Anmuth, die in ihm eine höhere Geſinnung auch ihren Gegnern noch ſchön erſcheinen ließ, benahmen der verkehrten Beurtheilung und offnen oder ſtillen Verläumdung alle jene kleinen Vorwände oder Vortheile, welche ſie ſonſt ſo begierig zu ergreifen pflegt, um wahrhaft große Eigenſchaften zu verdunkeln oder die Wirkſamkeit würdiger Männer zu hindern. Sein früheres Leben war ohnehin in eine günſtigere Zeit gefallen, wo eine gewiſſe Achtung des Charakters, eine Anerkennung edler Beſtrebungen, Anſtand und Sitte im Aeußern wenigſtens noch in Deutſchland zügelloſe und wilde Herabwürdigungen zurückhielten. — In der neueſten Zeit, ſeit Begründung des äußern Friedens bey großem inneren Unfrieden und geiſtiger Anarchie, tauchten aus der Wogenfluth von angeregten Kräften einige ganz und gar zerſtörende Beſtrebungen auf, welche viele, bewußt oder unbewußt, mit ſich fortriſſen, und auf Entartung und Umkehrung der erhabenen Ideen von Religion und Vaterland ſelbſt bis in ihr gerades Gegentheil gerichtet waren. Dieſe revolutionären Kräfte, obwohl Stolbergs Grundſätze denſelben ſehr entgegengeſetzt waren, ſchienen dennoch ihre Angriffe an ſeinem Namen vorübergleiten zu laſſen, vielleicht weil er ihnen ſchon veraltet ſchien, oder weil er ihren politiſchen Beſtrebungen nicht im Wege ſtand, vielleicht auch bey Manchen, weil ſie am Greiſe die bekannte Vaterlandsliebe achteten, und in ihrer Weiſe mit ſeiner religiöſen Schwachheit Nachſicht haben mochten. Aber auch an ihm ſollte ſich das allgemeine Geſetz noch offenkundig bewähren, daß nämlich das Große und Treffliche auf Erden angegriffen, und geläſtert werden ſoll, damit es in deſto größerer Vollkommenheit bewährt befunden werde. Ein falſcher Freund trat gegen ihn auf, mit lange vorbereiteter und reif überdachter Bemühung, ihn zu ſchmähen; ungewiß ob mehr von leidenſchaftlichen Vorurtheilen gegen den Adel, oder von Feindſchaft gegen das poſitive, auf göttlicher Grundfeſte ruhende Chriſtenthum getrieben. Wir ſagen Bemühung, ihn zu ſchmähen, weil ſelbſt die mit männlich-ſelbſtbewußter Hand zerriſſene Hülle, auch der zarteſten Verhältniſſe, die entſchloſſenſte Verläugnung jeder menſchlichen Rückſicht oder Sitte, im widerwärtigſten Gewebe der Klatſchereyen eigentlich nichts aufdecken konnte, — wie es eine treffliche Recenſion der erwähnten angreifenden Schrift für jeden, der noch daran zweifeln könnte, mit Evidenz nachweiſet, — als den edlen, offnen, freundſchaftsvollen Charakter Stolbergs, und dagegen des Angreifers unglücklichen, herben, Arges denkenden, verſchloſſenen und dergeſtalt in Verblendung befangenen Sinn, daß, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, auch ſelbſt die Wahrheit in ihm zur Lüge wird *). Das aber, was die eigentliche Abſicht und den Inhalt jenes An-

---

*) Wir dürfen uns einer ins Einzelne gehenden Beleuchtung der Voßiſchen Angriffe und Verfälſchungen im Sophronizon um ſo mehr enthalten, da ſie bereits bey mehreren achtungswürdigen Proteſtanten ihre verdiente Würdigung gefunden haben; namentlich in der ſehr gründlichen und ausführlichen obenerwähnten Recenſion im VIII. Bande des Hermes. — Die Schrift des Kirchenraths D. Paulus, ebenfalls im Sophronizon, welche gleichſam einen Anhang zu der vorerwähnten Schmähſchrift ausmacht, enthält den Verſuch, die in der Religionsgeſchichte für den Primat Petri geſammelten Beweiſe zu ſchwächen, welcher Verſuch ebenfalls als Angriff auf Stolberg, zur Verſtärkung der Voßiſchen Schmähungen, behandelt wurde, nämlich als Angriff auf ſeine hiſtoriſche Glaubwürdigkeit. Dieſe Schrift fand ihre Widerlegung und Abfertigung in einer gelehrten, mit Scharfſinn und Geſchicklichkeit verfaßten Abhandlung des Prof. Katerkamp zu Münſter.

Der Verfaſſer der obenerwähnten Recenſion, veranlaßt durch eine unanſtändige Gegenrecenſion in Nr. 104. und 105. der Jenaer Litteraturzeitung, welche den im Sophronizon angeſtimmten Mißton vielleicht noch ins Aergere treibt, kündigt im neueſten Bande des Hermes auf künftige Oſtern eine eigene Schrift zur Charakteriſtik von Voß an, worin unter andern ſoll gezeigt werden, wie ſein Geiſt den Spiegeln gleiche, die alles verkehrt auffaſſen, welches, in Abſicht auf die Gegenſtände, um die es ſich hier handelt, wohl nicht erſt eines ausführlichen Beweiſes bedürfen möchte. — Uebrigens wird ebenfalls der »ehrwürdige Voß,« wie die Anzeigen ſich ausdrücken, noch eine weitere Schrift unter dem Titel: »Beſtätigung der Stolbergiſchen Umtriebe,« ans Licht ſtellen, und alſo wird wahrſcheinlich noch eine längere Zeit hindurch durch Fortſetzung ähnlicher, ſo kraftloſer als unwürdiger Angriffe, wider den Willen derer, die ſie auszuſtoßen ſich nicht entblöden, Zeugniß für die wichtigſte und erhabenſte aller Angelegenheiten, und für den Charakter ſolcher Männer gegeben werden, welche durch die Richtung ihres Lebens und Willens, ſo zu ſagen, perſönlich griffs ausmacht, war der Verſuch, Stolbergs Chriſtenthum aus der unlautern Quelle eines adlichen Kaſtengeiſtes herzuleiten; es ſo zu verdächtigen und zu verläumden, und dadurch wo möglich, die Kraft des Beyſpiels und der Ueberzeugung zu ſchwächen, die es auf Andre ausübte. So unbegreiflich dieß auch zu ſeyn ſcheint, ſo dünkt das uns doch der einzige Sinn zu ſeyn, den jene Schmähſchrift haben kann. Hätte der Angreifer etwa an ſeinem Freunde irgend ein Standesvorurtheil, als iſolirten Irrthum der Welt bekannt machen wollen, was könnte ihn dazu vermocht haben? *) Hätte er aber das poſitive Chriſtenthum an ſich aus Vernunftgrunden beſtreiten wollen, zu was dann die angeſtrengte Bemühung, den Streit über politiſche Rechte und Vorzüge des Adels in jene geiſtigſte aller Unterſuchungen zu mengen? —

Eins mit derſelben geworden waren. Die raſtloſeſten Anfeindungen werden hier nichts bewirken, als wahre Größe in ein um ſo reineres Licht zu ſetzen.

*) Was wir wiſſen, iſt: daß Stolberg über den Adel ſo geſunde und edelmüthige Begriffe hatte, als über andere Gegenſtände der Politik. Er wollte freylich Standesrechte des Adels, aber nicht weniger eigenthümliche Rechte für alle Stände, für Städte und ſtädtiſche Gewerbe, eigenthümliche Standesehre und Rechte ſelbſt für die Genoſſenſchaften der Handwerker, und wohlgeordnete Freyheit der Bauern. Wie ſehr er den Stand des wahren Gelehrten und Künſtlers ehrte, bedarf keiner ausdrücklichen Erwähnung. Er wollte die adlichen Rechte nicht als Verſtärkung der Tyranney, ſondern vielmehr als Schutzwehr gegen ſie, und als Stütze der legitimen Monarchie. Des Adels Beſtimmung ſetzte er in dem gleichſam väterlichen, Segen verbreitenden Verhältniß des großen Grundeigenthümers zu den kleineren und wenig begüterten, und wieß ihm das Land als ſeinen wahren Sitz und Heimath an. Gegen eitle Ueppigkeit, wenn, von ihr getrieben, der Adel das Land verläßt, und ſich in den Wirbel nichtiger Vergnügungen mit unerſättlicher Begierde ſtürzet; gegen hochmüthige Anſprüche bey Armuth an Grundſätzen und Ideen; gegen vornehme Fehler und hochfahrende Niedrigkeit, hat er in ſeinen Werken wie im Geſpräch, oft mit ſtärkſter Geißel der Satire ſich ausgedrückt.

Die Behauptung, welche jenem Angriff zum Grunde liegt
ſcheint alſo wirklich dieſe zu ſeyn, daß das ganze wahrhaft dog
matiſche Chriſtenthum, die katholiſche Kirche namentlich, in ihre
unabhängigen, unveränderlichen, unerſchütterlichen Beſtande, ei
Wahn und das Werk einer menſchenfeindlichen, feigen, abſicht
voll= lügenhaften, herrſchſüchtigen pfäffiſchen Kaſte ſey; *
welches ihr möglich werde durch erzwungne Dummheit d
menſchlichen Geſchlechts, durch die Bundesgenoſſenſchaft m
einer aus ähnlicher Schlechtigkeit beſtehenden adlichen Kaſt
und durch die niederträchtige Geſinnung derer, die von ein
oder der andern dieſer Kaſten Brod oder Vorzüge erbettelten.

Um für eine ſolche Behauptung wo möglich Ande
zu gewinnen, ſollte nun, weil das Uebergreifen jener vereint
Kaſten immer bedenklicher werde, das Mittel perſönlicher He
abwürdigung gebraucht und gezeigt werden, wie in ausgezeichn
ten Männern ihre Begeiſterung für die Religion, ohne daß ſ
es bey fantaſtiſchen Luſtgebilden ſelbſt ſo recht bemerkt hätten
eben aus der bittern Wurzel des Kaſtengeiſtes hervorgetrieben ſe
In einer, man möchte ſagen, glücklichen Verblendung, wurde nu
gerade Stolberg und ſeine würdigſten Freunde gewählt, um di
ſes moraliſche Meuchelmorden zu beginnen: Charaktere, dere
ſtrenge Wahrheitsliebe und ächter Edelmuth über jeden Schatte
unreiner Motive ſo weit erhaben waren. Daß gerade ſie d

---

*) Pfaffenthum, nämlich Prieſterthum mit ſchlechter, weltlich
Abſicht, der die Religion als Mittel dienen ſoll, oder voll ſchein
heiliger Verderbtheit, kann wohl nicht leicht irgendwo einen en
ſchiednern Gegner gefunden haben, als in der offnen Bruſt d
nach Wahrheit dürſtenden Stolberg. Es kann nicht angenom
men werden, daß der Angreifer Dinge gemeint hat, die
den Stolberg'ſchen Werken nie anders als mit der ſchärfſt
Rüge erwähnt werden. Man iſt gezwungen anzunehmen, d
die Gegner dasjenige verfolgen und ins Arge deuten wolle
was wirklich in Stolbergs Schriften ſteht, nän
lich das reine, rechtgläubige, katholiſche Chriſtenthum, wie
von den Vätern und in den Concilien gelehrt worden iſt.

Junkerthums wegen Freunde und Diener des Pfaffenthums ſollten geworden ſeyn, iſt ein ſo toller Unverſtand, daß ihn wohl Niemand ausſprechen kann, ohne ſich als unfähig darzuſtellen, über Männerwerth und Wahrheit von Ideen zu urtheilen; weil er beweist, daß man auch das Beſte und Trefflichſte nur als nichtswürdige Gemeinheit anſieht und gelten läßt.

Ferne ſey es, in Abſicht auf den perſönlichen Ruhm dieſer ehrenvollen und hervorragenden Namen, dieſen Angriffen gegenüber auch nur ein Wort zu verlieren. Eine ſo arge Verkehrtheit würde auch ſogar ein göttliches Handeln ſelbſt in ein nichtswürdiges und verächtliches auszudeuten und zu verkehren trachten. — Dennoch mag es dienlich ſeyn, die Mittel, deren ſich die Feindſchaft gegen das poſitive Chriſtenthum gerade jetzt bedient, in ihrer ganzen Erbärmlichkeit darzuſtellen, damit auch dadurch die innere Nichtigkeit dieſer Feindſchaft, und die ſiegreiche Stärke der Sache beſtätigt werde, gegen welche alle Waffen der Sophiſtik und des Spottes ſo ſehr ohne bleibenden Erfolg erſchöpft zu ſeyn ſcheinen, daß ihre Gegner zu dem ſchändlichen Mittel perſönlicher Entwürdigung, Verdächtigung und Verſchwärzung auch der glänzendſten Charaktere und beſten Motive, überhaupt aber des reinen Willens und kindlich-treuen Glaubens ihre Zuflucht haben nehmen müſſen.

Religion und Rechtgläubigkeit aus Kaſtengeiſt herleiten, namentlich aus Junkerthum, würde etwa ſo viel heißen: damit ſolche Begünſtigungen behauptet werden können, die mit Ausſchließung Anderer verbunden ſind; oder vielmehr, damit man ſich durch ausſchließende Vorzüge über Andere erheben könne, und ſelbſt die Ehre ſeines Standes in Ausſchließung Anderer ſetzen könne; darum ſoll nun vor allem nöthig ſeyn, daß der Thron ſelbſt geſichert und feſt ſey; er muß Armeen haben, Kriege führen, ſchwere Laſten auflegen u. ſ. f. Dann aber, damit jene Selbſtſucht bezweckenden Vorzüge durch Willkürherrſchaft können aufrecht erhalten werden, muß die Menge in Glaubenszwang und Dummheit erhalten werden; Dogmen, Pabſt, Biſchöfe, Concilienſchlüſſe, Jeſus Chriſtus ſelbſt müſſen hierzu ganz beſonders gebraucht und in Bewegung geſetzt werden; Kirchen deswegen gebauet, Ceremonien vervielfacht, Orden geſtiftet, unendliche Bücher geſchrieben, das Licht der Vernunft aber ausgelöſcht, ihr reiner Kryſtall wieder zum Kieſel gemacht, die Denkkraft gelähmt, die Kenntniſſe gehindert, und das Volk, wofern es nur gehorcht, ganz den materiellen Bedürfniſſen überlaſſen werden.

Kann man ſich überreden, daß irgend Jemand im Ernſte glaube, daß Männer von Geiſt und Seelenadel, glänzende Zeugen der Wahrheit und Freunde des Schönen, darum die Sprache höchſter Begeiſterung für Glauben und Liebe reden konnten, darum Chriſtenthum und Kirche wollten und liebten, damit ausſchließende Vorrechte Eines Standes gerettet werden, oder aus einer andern ähnlichen, eben ſo erbärmlichen Urſache? oder daß ſie wegen entſprechender Richtung das Pfaffenthum liebten, oder auch, daß ihre politiſchen Grundſätze und feurige Liebe für Recht und Ordnung auf den Eingebungen eines gemeinen Egoismus ſich ſtütze? — *) Da wir nicht unterſuchen, bis auf

---

*) Wir meinen hier nicht bloß den Sophronizon, ſondern alle ähnlichen Angriffe, durch welche aus einer kleinlichen, engherzigen, eigenſüchtigen, oft ſehr ſchlechten Quelle, die größte und edelſte Geſinnung, Idee, Ueberzeugung und Begeiſterung hergeleitet und ſo geläſtert wird. Wir meinen namentlich die Fluth von Herabwürdigungen, welche ſich drängen, um der vom Sophronizon gegebenen Richtung ſich anzuſchließen. In ſolcher Art äußerte ſich ſeither die Verfolgung der poſitiven Religion in größeren und mit wiſſenſchaftlicher Miene unternommenen Schriften wenigſtens bei uns noch nicht; ſo zügellos hatten unter dem Namen von Vernunft noch nicht die wildeſten und feindſeligſten Kräfte ſich geäußert. — Eine kurze Bemerkung über die verſchiedene Taktik, deren man ſich bei Angriffen ſolcher Natur bedient, möge hier an ihrer Stelle ſeyn. Manchmal wird der Kampf mit handgreiflichen, rein erſonnenen Lügen ge-

welche Tiefe in beklagenswerther Verirrung die menſchliche Meinung euch bei geſunden Sinnen ſich verlieren könne, ſo wollten wir nicht widerſprechen, wenn jemand von ſich behauptete, daß er

---

führt, vielleicht nach der alten Regel, calumniare audacter, semper aliquid haeret. So z. E. das im Berliner Geſellſchafter geſtandene abſcheuliche Glaubensbekenntniß; ſo die erlogene Taxverordnung der poenitentiaria zu Rom, welche unverkennbar die Abſicht der üblen Nachrede an der Stirne trägt; ſo daß auch, im Vorbeygehn geſagt, der Herausgeber der Reformation von Kaiſer Friedrich III, Doktor Böhmer in Göttingen, vorſichtiger gehandelt hätte, ſie nicht in ſeinen Commentar aufzunehmen, um ſo mehr, da einem Gelehrten bekannt ſeyn konnte, daß jene Behörde in Rom immer das ſchärfeſte Verbot hatte, durchaus keine Taxen zu beziehn u. ſ. w. — Die Angegriffenen haben wenigſtens die Mühe zu antworten; und unterdeſſen iſt bei Manchem ein ungünſtiger Eindruck gemacht worden. — Eine zweite Gattung von Angriffen beſteht darin, daß man ſich einer gewiſſen hiſtoriſchen Genauigkeit in einzelnen Thatſachen befleißt, und indem man ſie mit falſchen Sätzen in Verbindung bringt, Unwahrheiten als Schlüſſe daraus zieht. Ausführliche Beiſpiele hierüber beizubringen, möge einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben. — Eine dritte beliebte Weiſe beſteht in einer verläumderiſchen Ausdeutung und Erklärung der Handlungen ausgezeichneter Männer, welche für das, was man anfeindet, begeiſtert ſind. — Von den beiden letzten Arten der Angriffe enthält ein neuerlich erſchienenes Buch: »Voß und Stolberg, oder der Kampf des Zeitalters zwiſchen Licht und Verdunkelung,« die reichlichſten Proben. Wenn man aus dem Sophronizon und dieſer ebengenannten Compilation nichtswürdiger Angriffe auf die verſchiedenſten Perſonen und Verhältniſſe die Namen der Angefeindeten auszuheben, ſich die Mühe nähme; fürwahr! man würde eine ſehr ehrenvolle Verſammlung trefflicher und verdienter Menſchen finden, eine wahre Zierde, Stütze und Hoffnung dieſer unheilreichen Zeit. Ohne wirkliches Verdienſt gelangt nicht leicht Jemand zu der Auszeichnung, in ſolcher Art verunglimpft zu werden. Man würde unrecht haben, ſich darüber zu wundern, daß unſre Literatur durch ſolche Ausartungen geſchändet wird, da man auch noch ärgeres nur ganz begreiflich finden müßte. Auch iſt keineswegs zu fürchten, daß Deutſchland ſich durch eine ſolche unwürdige Taktik der Verwirklich in einem ſo großen Wahn befangen ſey: es genügt zu unſerm Zweck, auf das Maß des Unſinns aufmerkſam zu machen, welcher hierin liegt. Ob ſolche Herabwürdigungen mit Bewußtſeyn der Lüge und klarem Willen der Verläumdung vorgebracht werden; oder ob eine gehäſſige und verneinende Geſinnung in den Angreifern die Fähigkeit, Wahres vom Falſchen zu unterſcheiden, verdunkelt habe, geht uns hier nicht an. Wir überlaſſen gern Andern die Unterſuchung, ob die Angreifer mehr von dunklen, zerſtörenden Kräften getrieben, oder mit eigener Wahl und Erkenntniß verfahren, da das Maß der perſönlichen Schuld wenig zur Sache thut, und Charakteriſtik dieſes oder jenes Gegners hier ohnehin nicht unſre Aufgabe iſt. Daß übrigens ſolches Verfahren nicht aus reiner Liebe zur Wahrheit fließen kann, muß jedem Leſer einleuchtend ſeyn.

Ein ſolcher Angriff, wie der erwähnte, war offenbar zu abgeſchmackt, als daß er an ſich ſelbſt dem Verſtorbenen hätte unangenehm ſeyn mögen. Aber die begleitenden Umſtände waren von der Art, daß ſie verwunden, und die Wunde vergiften

---

neinung und des Haſſes könnte irre leiten laſſen; ſo weit iſt es noch nicht mit uns gekommen. Irren wir nicht, ſo iſt vielmehr ein ſo offenes Selbſtverrathen und Preisgeben der Unwahrheit, ein ſolches Greifen nach den letzten verzweifeltſten und ſchlechteſten Mitteln, ſelbſt Folge vielleicht unbewußter ahnungsvoller Bangigkeit, eines inneren Erbebens vor erneueter, ſiegreicher Herrlichkeit und Stärke der göttlichen Wahrheit. — Was es übrigens mit dem Toben gegen eine vermeintliche Proſelytenmacherei, das heißt, Mittheilen der eignen Ueberzeugung außer den Schranken des jedesmaligen Berufs, im Sinn jener Gegner, für eine Bewandtniß hat, erhellet deutlich aus der raſtloſen Bemühung, die ſie ſich ſelbſt geben, und der Natur der Mittel, die ſie anwenden, um ſey es auf welche Art es wolle, das Urtheil Unwiſſender und Schwacher *gegen* die Religionslehre zu beſtechen. Wollen ſie, daß über dieſe Gegenſtände Keiner dem Andern ſeine Ueberzeugung mittheile, zu was drängen ſie denn in leidenſchaftlicher Unruhe Anderen ihren Haß auf? was wüthen, was läſtern ſie denn?

mußten. Es iſt für edle Gemüther nichts ſchmerzlicheres, als das Schlechte und die Lüge eben da herrſchend zu finden, wo man es nicht gehofft hatte, und die bitterſte Trennung in der ganzen Geiſtesrichtung und Denkart in einer Perſönlichkeit wahrzunehmen, mit der man ſich in Freundſchaft vereinigen zu können, lange geglaubt und redlich verſucht hatte. Der mit dem Alter, wie es ſchien, nur immer bitterer und hartnäckiger werdende Sinn des Gegners gegen dasjenige, worin nach Stolbergs warmer Empfindung und gewiſſeſten Ueberzeugung das höchſte Heil ruhete; die ehrenverletzenden Verunglimpfungen und Inſinuationen gegen ſeine geliebteſten und würdigſten Freunde; der Zuſtand von Verblendung und tiefer Verwilderung ſelbſt, worin der vormalige Freund ſich befand; dies alles mußte auf ein Gemüth, wie das ſeinige, einen außerordentlich ſchmerzlichen Eindruck machen. Fürwahr, es wäre nicht zu verwundern, wenn eine ſo tief die Empfindung verletzende Wunde, verbunden mit der leiſen, aber ſtarken inneren Kraftanwendung, durch die Er den Aufruhr ſchmerzlicher Gefühle mit höchſter chriſtlicher Geſinnung beherrſchte, auf die Organiſation des ſchon hohem Alter ſich nähernden Stolberg nachtheilig gewirkt, und eine Haupturſache ſeiner tödtlichen Krankheit geweſen wäre*). Seinem Temperament und phyſiſchen Bedürfniß würde eine kräftige Ergießung gerechter Gefühle unſtreitig mehr zugeſagt haben, und ſeinem körperlichen Befinden wahrſcheinlich weit vortheilhafter geweſen ſeyn. Edler Zorn und feuriger Muth bildeten allerdings einen Hauptzug in der Gemüthsanlage Stolbergs; ihn bis zur höchſten und heiterſten Milde zu bemeiſtern, mag eine ſtarke, hemmende Willenskraft erfordert haben, die auf den innern Nervenbau ſchädliche Wirkungen äußern kann. Dies haben mitunter heilige Männer erfahren, wie denn z. B. Franz von

---

*) Man vergleiche die ärztliche Schrift: Ueber die Todesurſache des Grafen F. L. Stolberg, von Franz von Druffel, Medicinalrath. Münſter, 1819.

Sales einen Gallenfluß davon trug, als es ihm endlich gelang, ſeinen Hang zum Zorne zu bemeiſtern. — Den hohen Grad der Milde, womit Stolberg die Beleidigung aufnahm, zeigt auch ſeine gedruckte Antwort: »Kurze Abfertigung der langen Schmähſchrift des Herrn Hofrath Voß« wider ihn, an deren Beendigung die Todeskrankheit ihn hinderte, deren Zweck ganz allein war, Unwahrheiten als ſolche darzuſtellen *) und den beleidigten Freunden ein Zeugniß zu geben. Dieſelbe Sanftmuth leuchtete auch insbeſondere aus den Umſtänden und mündlichen Aeußerungen hervor, die der Herausgeber der Abfertigung im Vorwort anführt, da er erzählt: daß der Verſtorbene, als er die Schrift geleſen, und die Abfertigung geſchrieben, auch keinen Augenblick Zorn oder Empfindlichkeit gezeigt, ſich vielmehr in den Tagen vor ſeiner Krankheit, und in den erſten Tagen derſelben wiederholt in folgender Weiſe geäußert habe: »der arme Voß, er dauert mich recht, wenn es ſich nun zeigt, wie er gelogen hat. Es thut mir ſo leid, daß er gewiß glauben wird, ich ſey ihm böſe und ſchreibe deßhalb dagegen. Ich möchte ihm ſo gerne ſagen, daß ich ihm gar nicht böſe ſey, aber er würde mich nicht

---

*) Außer dem allgemeinen oben beleuchteten Angriff enthielt die Schmähſchrift einzelne abgeſchmackte Unwahrheiten wie dieſe: Stolberg habe ſein katholiſches Glaubensbekenntniß nicht zu der Zeit, wie er glauben gemacht, ſondern ſchon früher in einem Kreiſe von proteſtantiſchen Adlichen in Holſtein abgelegt; — er ſey in Münſter durch Geiſterſpuk myſtifizirt worden; er habe in Wernigerode ſeine ältern Kinder mißhandelt, um ſie katholiſch zu machen, und was dergleichen geiſtreiche Gerüchte mehr waren. Wirklich war es keineswegs nothwendig, nach unſerm Dafürhalten, ſolche Lügen zu entkräften; doch iſt es in Abſicht auf ganz Unkundige und Unachtſame immer ſicherer, die faktiſche Wahrheit auch bei den abgeſchmackteſten und roheſten Verfälſchungen in Schutz zu nehmen. Nachdem jetzt Stolberg in der Antwort ſeine Kinder aufforderte, daß ihre kindliche Liebe, deren er ſich allezeit zu erfreuen gehabt, ſich in Verachtung kehren möge, wofern wahr wäre, was geſagt worden; ſo kann niemand mehr ſo blind oder ſo verworfen ſeyn, daran zu glauben.

verſtehen... ich ſchwiege viel lieber, aber ich darf nicht, ich muß antworten, ich bin es der Wahrheit und meinen Kindern ſchuldig, ſonſt wird nächſtens geſagt werden, daß ich und meine Freunde die Dinge gethan haben, deren man uns beſchuldigt. — Kinder, wir müſſen oft für den armen Mann beten! Eine ſolche Aufforderung für ihn zu beten, dürfen wir ja nicht vorbeigehn laſſen.« *) So bezeugte Stolberg neben der innern Liebe

---

*) Um die Unverſchämtheit der Angriffe, wie ſie auch nach dem Tode Stolbergs namentlich in dem ſchon oben erwähnten, aus verächtlichen Schmähungen zuſammengeſetztem Buche: »Voß und Stolberg ꝛc.« theils gegen das Andenken deſſelben, theils gegen viele andre mit ihm gleichgeſinnte Zeitgenoſſen fortgeſetzt werden, in einem Beiſpiele zu zeigen, führen wir an, was über die im Text erwähnten Worte in jenem Buche vorkommt: »Abgeſchmackter Armen-Sünder-Wahn, wie wenn etwa der gerechte Richter durch ſolche Betformeln eines Andern für eine arme Seele ſich die Uebergießung mit ſeiner gratia irresistibilis abbetteln laſſe. Hat Stolberg ſolches geglaubt, wie tief war ſein Verſtand geſunken! Sollte Er's nur ſo geſprochen haben — Wir wollen den Gedanken nicht ausdenken.« Welche nichtswürdige Inſinuation! — Mit einer, wo möglich noch größeren Gemeinheit, wird S. 278. erzählt, der Vorſatz des Angreifers ſey Stolbergen im voraus bekannt worden, und »hierauf erſt machte ſich Stolbergs fromme Menſchenkenntniß daran, durch die Compilation über Liebe ſich zum voraus allen Empfindſamen, als den Liebevollen, Duldenden darzuſtellen.« In dieſem ſchreienden Mißton iſt das ganze acht und zwanzig Bogen ſtarke Buch geſchrieben; und die heiligſten Gegenſtände der Religion und die zarteſten menſchlichen Gefühle ſind nicht leicht irgendwo würdeloſer behandelt. Es ganz zu leſen, oder gar zu widerlegen, wäre eine zu grauſame Folter der natürlich-unverdorbnen Empfindung; und zugleich das letztere ſehr tief unter der Würde des Gegenſtandes und der Perſonen. — Wie ehrenvoll es ſey, von ſolchen Gegnern angefeindet zu werden, würde allein ſchon daraus folgen, daß der Verfaſſer z. B. S. 37. ſagt, »die Kirchenväter ſeyen meiſtens im auffallenden Grade Ignoranten geweſen u. ſ. w.« und dadurch von dem, was ihm Vernunft und Wiſſenſchaft ſey, den klarſten Beweis gibt.

auch gegen die im höchſten Grade entgegengeſetzten und heterogenſten Menſchen, beſonders auch ſeine Ueberzeugung von der Pflicht der Fürbitte, von der er ſo ſehr durchdrungen war. Es iſt übrigens ebenfalls bekannt, wie er an einem der letzten Tage ſeiner Krankheit zu den verſammelten Seinigen geſagt hat: Sollte eines meiner lieben Kinder, oder meiner lieben Verwandten etwa glauben, daß irgend jemand ſich an mir verſündiget, oder mich beleidigt haben möchte, ſo beſchwöre ich ihn, es nicht zu rügen, ſondern nur angelegentlich für den zu beten, von dem er dieß glauben möchte.

Doch hinweg von jedem Gedächtniß an die ohnmächtigen Bemühungen leidenſchaftlicher Verblendung gegen ächte Frömmigkeit und Größe, um ungeſtört auch noch bey dem erhebenden Andenken zu verweilen an den letzten Glanz ſeines, unzähligen Freunden, bekannten und unbekannten, ſo theuren jetzt dahin geſchwundenen Lebens. Die Geſchichte ſeiner letzten Tage iſt in ſchlichter Erzählung von den bey ſeinem Tode anweſenden Kindern beſchrieben, und als Beylage zu dem Büchlein von der Liebe abgedruckt worden. Wer gern die Erinnerung an ſein Wirken und Leben in ſich erneuerte, der wird auch hier gern mit freudiger Rührung und Erbauung die feyerliche Größe eines chriſtlich Sterbenden betrachten. Schon berührt von den Kräften der zukünftigen Welt, ſcheint er voll zarter Sorge mehr mit denen, die er verlaſſen ſoll, als mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Nach Entweichung jener Bangigkeit vor dem Gerichte Gottes, die auch der Gerechte aus wahrer Demuth empfindet, wird er bald erfüllt und empergetragen von mächtigeren Gefühlen des Gottvertrauenden Muthes und himmliſcher Sehnſucht. Er überträgt die Leiden des Körpers bis zum letzten Augenblick mit der ungetrübteſten Beſonnenheit; er beſchäftiget ſich in heitrer Klarheit ſeines Geiſtes mit den Wahrheiten der Religion und mit Erfüllung jeder ihm noch obliegenden Pflicht der Liebe; und frohlockt endlich bey der Ankündigung ſeines nahen Hinübergangs. Er lebte wie er ſtarb; Worte des Evangeliums, die er mit empfundener Hoffnung öfters im Leben geſprochen haben mochte, rief er in den letzten Augenblicken aus, mit einer unausſprechlich freudigen Inbrunſt! Er ging in den Himmel ein, der ihm ſchon auf Erden offen zu ſtehen ſchien, und während er zum höheren Daſeyn emporſtieg, hinterließ er auf Erden die ſegenreichen Wirkungen ſeines treuen Ernſtes, und ſeiner einfachen Tugend.

Das Samenkorn der Wahrheit, von ihm ausgeſtreuet mit Vertrauen zu Gott, wird nach ſeinem Heimgang noch weiter verbreitete, noch reichere Frucht tragen, als bey ſeinem Leben. Denn das iſt eine der Segnungen, womit der Ewige ſeine treuen Diener zu lohnen pflegt, daß die Wirkungen ihres Thuns in weitere Kreiſe dringen, und eine ergiebigere Erndte des Guten demſelben entſprießt, als ſie jemahls in ihrem Leben geahndet hatten; daß feindſelige Bemühungen, jene Wirkungen zu hindern, ſelbſt dazu dienen, ſie in deſto glänzenderem Lichte auf die Nachwelt zu übertragen, und daß ſpäte Enkel das Gedächtniß des Mannes ſegnen, deſſen Daſeyn und Anblick denen, die ihn im Leben kannten, ein ſprechender Erweis der göttlichen Güte war.

[illegible].

XIII.

Der Tempel und ſein Baumeiſter,

oder:

Das entſchleierte Geheimniß der Ewigkeit.

Die ewige Weisheit bauete einſt einen Tempel, ſchön, herrlich und dauerhaft, worin die Seele, gleich einer ſouveränen Fürſtin, wohnen und über alles in der Schöpfung frey ſchalten und walten ſollte, was zu ihrem wahren Vergnügen, zu ihrer dauernden Wohlfahrt, zu ihrer eigenen, wie zur Verherrlichung des Einzigen dienen konnte, der den Prachtbau und die unſterbliche Bewohnerin darin geſchaffen hatte. In dieſem gottgeweihten Tempel ſollte ihr Geiſt zugleich König, Prieſter und Prophet; das Herz der Altar, und der gezähmte Eigenwille oder Gehorſam, Achtung gegen das heilige Geſetz, aus kindlicher Ehrerbiethung und Liebe gegen den heiligſten Geſetzgeber — das Opfer ſeyn, welches dem Ewigen willig, ohne allem Zwang dargebracht, und ihm ſtets geheiliget ſeyn ſollte. Nur Wahrheit, die vom Urwahren ausgeht und zum Urguten hinführt, ſollte in ſo reiner, unverfälſchter Seele der Gegenſtand aller höheren Einſichten und Erkenntniſſe ſeyn; und Liebe die einzige Triebfeder aller edeln Geſinnungen und Handlungen, die aus dem einfachen, unbefangenen, kindlichfrohen Herzen, wie der Keim aus einem fruchtbaren, von allem Unkraut geſäuberten Boden hervortreiben. Aus der Eintracht aller, im ſchönſten Einklang miteinander ſtehenden Seelenkräfte ging und mußte dann nothwendig jene Heiterkeit und Gemüthsruhe, jener Frohſinn und himmliſcher Friede hervorgehen, den die Welt mit all ihrem Pomp und Pracht, mit ihrem Lohnen und Frohnen, mit ihren engliſchen Gärten und Kirchhöfen, weder geben noch nehmen kann. Und dieſe reine Gemüthlichkeit, dieſer Frohſinn und ungeſtörter Himmelsfrieden waren zugleich die ſteten Begleiterinnen und unſchuldigen Geſpielinnen der Seele, durch deren Umgang ihr Jugendleben, das weder altern noch hinfällig werden konnte, weil es unſterblich iſt, ſtets erheitert und in friſcher Jugendkraft erhalten werden ſollte. Standhaftigkeit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Klugheit waren die Prachtſäulen, auf welchen die Vorhalle des Tempels ruhte, und gleichſam ſo viel Wächter, welche den heiligen Tempel Tag und Nacht hütheten, und jeder Thorheit, jeder Unbeſonnenheit den Eingang wehrten. Die unſchätzbarſten Kleinodien aber und das koſtbarſte Geſchmeide der Seele war edle Einfalt, Beſcheidenheit, Herzensgüte ohne Schwäche, und zuvorkommendes Wohlwollen gegen Jedermann, und Vertrauen, Dankbarkeit und Liebe gegen das gütigſte aller Weſen, oder inniges Wohlgefallen an der Gottheit, verbunden mit der zärtlichſten Beſorgniß, alles zu vermeiden und zu beſeitigen, was ihr nur fern oder nah mißfällig oder anſtößig werden, oder die Seele um die Huld und den Beyfall ihres liebreichen Schöpfers und Erhalters bringen könnte. Wäre nun die Seele ihrer hohen Würde und Beſtimmung treu geblieben, ſo hätte der große Geiſt, der über den Sternen thront, und aller erſchaffenen Geiſter Urheber und Vater iſt, ſie mit der Zeit aus dem ſchönen Tempel, der ihr hienieden zum Aufenthalt war angewieſen worden, in einen noch herrlichern verſetzt und zu einer Stelle erhoben, wodurch ſie an Klarheit und Herrlichkeit der Gottheit immer näher gerückt, am Ende ganz mit ihr wäre vereinet oder eines Willens geworden; denn in der Gleichförmigkeit unſers Willens mit dem Willen des Höchſten, Heiligſten und Beſten, liegt die höchſte Würde, Vollkommenheit und Seligkeit des Menſchen, von welcher letztern die Seele ſogar ihre eigenthümliche Benennung her hat, weil Seligkeit in Gott, oder das Feſthalten, Feſtwerden und Beharren in demſelben, als unſers Lebens Leben, für ihr ganzes Weſen nothwendigſtes Bedürfniß iſt, und ſie eben dadurch ihre nahe Verwandtſchaft mit der Gottheit beurkundet. Und ſo war denn die Seele und blieb, ſo lange ſie in dem ſeligen Zuſtande verharrte, in welchem Gott ſie anfänglich geſchaffen hatte, der ſchönſte und heiligſte Tempel Gottes ſelbſt, zu welchem Er gern herabſtieg, und in welchem Er am liebſten ſeinen Wohnſitz aufſchlug, weil Er von jeher ſeine Freude und Luſt an guten, unverdorbenen Menſchenkindern hatte, und gern die ganze Fülle ſeiner Gaben und Gnaden über ſie ausſtrömte, um ihre Seelen zu ſtärken, ſie vor aller Befleckung rein zu erhalten, vor allen Gefahren und Verführungen zu warnen, und ſie gegen die Nachſtellungen ihrer und ſeiner Feinde in Schutz zu nehmen. Denn einer uralten, glaubwürdigen Sage des Orients zufolge, wovon in der älteſten und heiligſten Urkunde des Menſchengeſchlechts keine undeutlichen Spuren vorkommen, ſollten die Seelen, wenn ſie hienieden die Probe beſtanden, im Geiſterſtaate Gottes, in höhern Weltgegenden, eine ſehr erhabene Stelle einnehmen; jene Stelle, welche durch den Sturz rebelliſcher Geiſter im Himmel war erlediget worden. Dem Throne des Ewigen nahe, und geblendet von den Strahlen ſeiner göttlichen Majeſtät, wähnten die ſtolzen Abgefallenen: die Herrlichkeit des Herrn ginge von ihnen aus, und glaubten daher, ohne den erhaltenden Einfluß der Gottheit beſtehen zu können. Im Taumel ihres Uebermuths und dem ſchmeichelnden Gefühle falſcher Größe kündigten ſie Ihm den Gehorſam auf, und verließen den alten Wohnſitz der Seligen, worin e ihnen zu wohl ward. Aber die Herrlichkeit des Herrn und ſein Seligkeit folgten ihnen nicht in die niedern Regionen, i welche ſie ſich muthwillig herabſtürzten, um ihre eigene Her ren zu werden, ſondern es blieb ihnen von ihrer vorigen Glorie nichts übrig. Es folgte ihnen bloß das drückende Gefühl ihrer Abhängigkeit von Gott, welches ſie vergebens los zu werden ſuchten. Zwar verſagten ſie Ihm Huldigung, Ehrerbietung und Unterwerfung, aber ſie mußten Ihn doch wider ihren Willen als Herrn und Gebieter der ganzen Schöpfung in der Geiſter- und Körperwelt anerkennen, und in dieſer gezwungenen, martervollen Anerkennung, dieſem gedemüthigten Stolze, lag eben ihre Hölle, beſtand ihre größte Qual! Daher das Sprichwort vom dummen Teufel! An die Stelle des Vertrauens, der Liebe und des Gehorſams traten nun Furcht, Schrecken und Zagen (die Teufel glauben und zittern). Von der andern Seite ſtiegen Widerwillen, Haß und Abſcheu gegen das höchſte, heiligſte und ſeligſte Weſen, verbunden mit dem entſetzlichen Entſchluſſe, überall den weiſeſten und liebreichſten Planen Gottes muthwillig und mit dem boshafteſten Frevel entgegen zu arbeiten, und im ganzen Schöpfungskreiſe, in den drey Reichen der Natur, der Gnade, und, wo möglich, ſelbſt im Reiche der Herrlichkeit endloſes Unheil zu ſtiften. Ihre Abneigung, ihr Widerwille, ihr Haß gegen Gott ging aber in völlige Wuth und Raſerey, in wahre Satanität über, als ſie erfuhren, es ſey im Rathe des Ewigen beſchloſſen worden, andere herrliche, oder ihnen doch nicht an ehemaligem Range und Würde gleich kommende Weſen an ihre verlaſſene Stelle zu ſetzen, und ſie zu überzeugen, daß auch ſchwächere, mit geringeren Gaben und Gnaden verſehene Weſen dem Ewigen treu und gehorſam bleiben, und heilig und endlos ſelig werden könnten. Dieſes war zu kränkend für ihren niedergeſchmetterten Stolz. Unvermögend aber, ihren Ingrimm, ihre Wuth gegen den Allmächtigen auszulaſſen, beſchloſſen ſie aus Haß und Neid, ſich an den ſchuld- und argloſen Seelen zu rächen, denen Gott, als ſeinen ſpätern Lieblingen, jenen herrlichen Tempel zur Vorbereitung und Prüfung ihrer Willenstreue eingeräumt hatte. Dieſe unbefangenen, ſchuldloſen Seelen nun zur ähnlichen Untreue, Undankbarkeit und Gottesverachtung zu verleiten, und ſie mit ſich in gleiche Schuld und Verdammniß zu ziehen, war das Geheimniß der Bosheit, worüber die Mächte der Finſterniß ſchon lange gebrütet hatten. Der Lügner von Anbeginn, wie ihn die ewige Wahrheit, Joh. 8., 44. ſelbſt charakteriſirt hat, log der arg- und trugloſen Seele, die ſich in ihrem friedlichen Tempel nichts Böſes vermuthete, vor: Der Tempel, den ſie bewohne, ſey urſprünglich ihr Eigenthum, von keiner höhern Hand geſchaffen, ſondern ewig da geweſen; ſie könne darin ſchalten und walten nach Willkühr und Belieben, ohne die geringſte Beſorgniß, darüber einem andern Weſen verantwortlich zu ſeyn als ſich ſelbſt!... Das ließ ſich die von Natur ſchon zur Willkühr und Zügelloſigkeit geneigte Eigenliebe, mit welcher auch die reinſte, unſchuldigſte Seele zu kämpfen hat, nicht zum zweitenmal ſagen. Hintergangen und verführt durch Satans Trug und Liſt, und angeſteckt von ſeinem niedrigen Stolze, mißbrauchte die Seele ihre Willensfreiheit; und über den traurigen Verſuch: ſich von Gott gänzlich los und unabhängig zu machen und ihr eigener Herr zu ſeyn, verlor ſie das Gleichgewicht ihrer moraliſchen Kräfte und verſank in die niedere Sphäre der Sinnlichkeit. Ihre urſprüngliche Neigung zum Guten bekam eine falſche ſchiefe Richtung: und Blindheit, Verkehrtheit, oder Irrthum, Sünde und Elend, als unausbleibliche Folge jener, waren die Feinde, denen ſie ſelbſt Thür und Thore geöffnet, und mit welchen ſie, ſeitdem innerlich und äußerlich im unaufhörlichen und ſchwerſten Kampf begriffen iſt. Mit dem Verluſt ihrer wahren Freiheit und Seligkeit verlor die bethörte Seele zugleich alle Achtſamkeit gegen ſich ſelbſt und den heiligen Tempel, den ſie bewohnte. Sie verwahrloſete ihn, verunreinigte ihn und ließ ihn verfallen. Seitdem irret ihr unruhiger, von wilden Affecten und Leidenſchaften gefolterter, raſtlos umhergetriebener Geiſt, ſeines Königthums, Prieſterthums und ſeiner Prophetenwürde verluſtig, wie ein Unheil verkündendes Ungethüm, unter Schutt und Ruinen des Tempels umher — läßt ſich zuweilen ſehen vor dem einſamen Wanderer um Mitternacht, auch wohl am hellen Tage, wenn er von böſen Mächten zu ſehr beunruhiget wird, und weiſſagt in lichten Zwiſchenräumen oft Wunderdinge, die richtig eingetroffen ſind, und gibt, gehörig angefragt, Red' und Antwort über manche, durch die Länge der Zeit unverſtändlich und unleſerlich gewordene Bilderſchriften an den Mauern, Geſimſen und Säulen des Tempels, der bei allen, durch die Unbilden der Zeit, und durch unheilige Menſchenhände erlittenen Entweihungen und Beſchädigungen, immer noch bedeutende Merkmale von ſeiner ehemaligen Größe, Pracht und Herrlichkeit, ſowohl innerlich als äußerlich aufzuweiſen hat. Dieſe könnten den neugierigen Wanderer und Zuſchauer zum ernſthaften und lehrreichen Nachdenken über ſich ſelbſt und die Geſchichte ſeines Geſchlechts bewegen, wenn ſie nicht durch einen böſen Genius, der ihre Neugierde auf nichtswürdige Gegenſtände ſpannt, davon abgehalten würden. Zwar ſchickte der gute Himmelsvater, der ſeine verirrten Kinder nie verließ, zur beſtimmten Zeit, den verſprochenen Baumeiſter aus der Höhe auf unſere niedere Erde herab, um den verfallenen Tempel, den die ewige Weisheit gebauet, aber die Thorheit und Verwegenheit der Menſchen längſt entweihet und entſtellet hatte, wieder herzuſtellen. Aber der ſtolze übermüthige Menſchengeiſt, des langen Irrens und wilden Herumfahrens in Nacht und Nebel, in Schutt und Trümmern gewohnt, proteſtirte in unſern Tagen förmlich und feierlich gegen den hohen Baumeiſter, gegen ſeine göttliche Kunſt und ihre Anwendung, auf ſchadhaft gewordene, geſunkene, den Einſturz drohende Gebäude, die ſich ſelbſt nicht mehr aufrichten konnten, und drückte die ſchon tief genug gebeugte Seele noch tiefer in Staub und Moder, damit ſie, wie der ſtolze frivole Zeitgeiſt, am Ende ihres himmliſchen Urſprungs, ihrer hohen Würde und Beſtimmung gänzlich vergeſſen, in dem troſtloſen Wahn verſchmachten möchte: es gäbe weder Himmel noch

Hölle, weder Gott noch Ewigkeit, weder Gerich
noch Vergeltung; alles ſey entſtanden aus dem alten, r
gelloſen Chaos, und alles verſänke ſeiner Zeit wieder in chaot
ſches Dunkel und allgemeine Verwirrung, die ganze Nat
ohne Ordnung und höchſten Ordner, ſey weiter nichts als e
ewig verſchlingendes und ewig wiederkehrendes Ungeheuer. –
Die Seele verſtummte und weinte über ſolche traurige Geiſte
verwirrungen und ſeine hölliſche Verblendung; aber ungeſeh
tröſtete die Religion ſie an den Füßen entweihter Altäre; u
Glauben, Vertrauen und Liebe, dieſe wahrhaft himm
liſchen Schweſtern — ganz andere Grazien als das blinde, l
ſterhafte Heidenthum ſie aufſtellen konnte! — flößten der tra
ernden Seele Muth, Standhaftigkeit und ausharrende Gedu
ein, bis die Tage des Unglaubens abgelaufen, und das He
wieder in ſeine natürliche Rechte eingeſetzt durch befriedig
Sehnſucht nach göttlicher Offenbarung, Sündenvergebung u
Willensheiligung, Frieden im Leben, Troſt im Tod
vollkommene Gewißheit ewiger Seligkeit na
dem Tode erhalten hatte. Triumphirend zog nun die g
tröſtete, geläuterte, durch mancherlei Jammer und Drangſal
geprüfte und gebeſſerte Seele, die überall Ruhe geſucht und kei
gefunden hatte, wieder in den ſchönen, herrlichen, vom himm
ſchen Baumeiſter gänzlich hergeſtellten und aufs neue ausgeſchmü
ten Tempel: und Geiſt, Seele und Gemüth, im harmon
ſchen Dreiklang miteinander, und eins, wie das Geheimn
der ewigen Liebe, bei aller potentiellen Verſchiedenhe
Geiſt, Seele und Gemüth verbanden ſich aufs feierlichſte u
entſchloſſenſte, hinfort einmüthig und heilig miteinander zu w
ten und zu leben im Tempel der himmliſchen Lie
und Eintracht, und ſich nicht mehr durch eigene, noch du
fremde Künſte und Sophiſtereien zu blenden oder verführen
laſſen, ſondern in Geduld und Hoffnung, in Demuth und San
muth, in Ruhe und Ergebenheit, mit feſter Willenstreue u
Beharrlichkeit, unter Gottes erneuertem, gedoppelten Seg

und Obhut ſich gewiſſenhaft vorzubereiten, und den Uebergang aus dieſem irdiſchen, zu jenem göttlichen und ewigen Tempel zu erleichtern, der, eben weil er durch Menſchenhände nicht gemacht, weder durch Menſchenmacht, noch durch Feindes Liſt und Gewalt kann angefallen, erſchüttert oder zerſtöret werden. Denn der Tempel hienieden war nur ein ſchwaches Nachbild von jenem himmliſchen Urbilde, deſſen Fundamente nach einem großen, Gottes würdigen Bauriſſe von Ewigkeit her gelegt wurden — deſſen Dauer, Glanz und Herrlichkeit alles übertrifft, was in Zeit und Raum Schönes und Herrliches, Großes und Erhabenes, Majeſtätiſches und Vollendetes kann gedacht und dargeſtellet werden. — Nicht für die Tage, die entſtehen und vergehen; ſondern für Aeonen, die nur der Ewige zählen und ausmeſſen kann, iſt jener Tempel erbauet, der uns Alle aufnimmt, und für Alle Platz hat, wenn unſere irdiſche Hütte hier zerfällt, und der letzte Staub von Adams Enkeln ins Unermeßliche ſinkt.

Pſyche ſchaut mit thränenvollem Blicke
  In den Spiegel der Vergangenheit,
In das Thal, wo ernſte Mißgeſchicke
  Ihr entriſſen die Zufriedenheit.

Schaut noch einmal in die niedre Ferne
  Schaudernd auf das dunkle Erdenrund,
Sieht den heitern Himmel, ſieht die Sterne,
  Ahnend dort des reinern Glaubens Bund.

Ruhig dann entſchwingt ſie ſich der Erde,
  Und entſchwebt zur freyern Thätigkeit,
Heiß begehrend, daß ſie edler werde
  In dem Kreis der Unvergänglichkeit.

Glücklich! wer das große Ziel errungen,
  Deſſen Weg durch Gräber-Porten geht,
Wer zum Engel ſich empor geſchwungen,
  Und dem Throne Gottes näher ſteht.

Abgetrocknet werden dann die Thränen,
  Die im Pilgerthale hier geweint,
Und geſtillt auf ewig iſt das Sehnen,
  Hat die Seele ſich mit Gott vereint. Rb.

XIV.

Entwurf einer neuen chriſtlichen Legenden-Sammlung.

Die chriſtlichen Legenden haben im Allgemeinen ein dreifaches, nach jeder Richtung hin, ſehr bedeutendes Intereſſe: ein religiöſes, hiſtoriſches und äſthetiſches. Hinſichtlich des erſten iſt bekannt, daß es unter dem Volke, wenn auch nicht wie ſonſt, doch noch immer in großer Ausdehnung und Lebendigkeit vorhanden iſt. Zugleich aber wird jedes unbefangene, ächt menſchliche Gemüth, auch bey einer von dem Volke ganz verſchiedenen Bildung und bey einer ganz andern Anſicht in Religions-Sachen, die hier aufgeſtellten Muſter von Gottes- und Menſchenliebe, unbedingter Selbſtaufopferung und heldenmüthiger Standhaftigkeit gewiß nicht ohne innige Rührung und Erbauung kennen lernen, ſollte Jemand auch nach ſeinen ſubjectiven Ueberzeugungen manches in dieſen Geſchichten Vorkommende nicht glauben, andres nicht billigen. Einen noch allgemeinern Eingang muß das hiſtoriſche Intereſſe finden. Denn in dieſen Legenden iſt ja doch einmal factiſch die Stimmung und Weltanſicht mehrerer Jahrhunderte ausgedrückt, und ſie ſind Urkunden, wie das Chriſtenthum nach ſeiner praktiſchen Seite beſonders ſich in dieſen Zeiten entwickelt und geſtaltet hat. Wenn dieſes in der vorliegenden Maſſe von ſolchen Geſchichten ſich auch nicht pragmatiſch und ſyſtematiſch dargeſtellt findet, ſo ſind doch daſelbſt eine Menge lebendiger und bedeutungsvoller

Züge zu einem großen und treuen Gemählde vorhanden. Sehe ich endlich auch davon ab, daß dieſe heiligen Geſchichten als religiöſe und geſchichtliche Urkunden uns theuer ſeyn müſſen, und betrachte ich ſie um ihrer ſelbſt willen als einen Kreis von Sagen und Erzählungen, welch eine Fülle der edelſten und ſchönſten Gefühle und Geſinnungen finde ich hier, welche tiefe Regungen des Gemüthes, wie viele intereſſante Situationen menſchlicher Verhältniſſe, zugleich auch poetiſch genommen, welche ſchöne und reiche Entfaltung des äußern Lebens. Nur ein befangenes und einſeitiges Urtheil, das nur eine oder ganz wenige Formen des Lebens anerkennen will, kann hier verwerfend ſich ausſprechen. Der Vorwurf der Einförmigkeit in den Bekehrungs- und Büßungsgeſchichten, wie überhaupt im Leben der Heiligen, kann nur aus Mangel an individueller Anſchauung und genauerer Kenntniß herkommen. Denn auf dieſe Art laſſen ſich auch die lebendigſten und vielgeſtaltigen Sagen des Alterthums eben ſo gut auf wenige Begriffe zurückbringen. Zu allem dieſen kommt noch die wichtige Rückſicht, daß man die ganze dichtende und bildende Kunſt des Mittelalters ohne Kenntniß dieſer Legenden durchaus nicht genießen, viel weniger deuten und erklären kann.

Betrachtet man nur, welche für Jedermann zugängliche Hülfsmittel dazu vorliegen, ſo wird man ſehr weniges, gewiß nichts den ganzen Kreis umfaſſendes finden, das jene oben angegebene drei Momente vereinigte und für die Gegenwart paßte. Das Hauptwerk, das die bedeutendſten Quellen enthält, die Acta Sanctorum der Bollandiſten, kann begreiflicher Weiſe hierzu nicht vollſtändig und genügend dienen. Außer dieſem giebt es eine Menge älterer und alter Bücher von kleineren und größerem Umfange deſſelben Inhaltes, worunter mehrere vorzügliche; aber theils ſind ſie ſehr ſelten, theils für den jetzigen Leſer nicht verſtändlich, theils unvollſtändig. Die ſpätern Legenden der Heiligen, wie die von P. Kochem oder von P. Vogel und andre ſolche haben, bei manchen Vorzügen, auch große Mängel des Styls, und ſind mit gutgemeinten, aber weitſchweifigen und nach

dem oben angedeuteten Geſichtspunkte entbehrlichen oder ung
nügenden Nutzanwendungen begleitet. Es iſt alſo hier ein unb
zweifeltes Bedürfniß, eine offenbare Lücke, welche gewiß v
Manchen empfunden wird, von Andern nur deswegen nich
weil die ganze Sache aus ihrem Geſichtskreis gerückt oder in
durchaus falſches Licht geſtellt worden iſt. Erwägt man den G
genſtand genauer, ſo wird man finden, daß ein Werk, welch
dieſem Mangel abhelfen ſollte, etwa von folgender Art ſe
müßte.

Es müßte das Leben und Wirken der Heiligen nach den
kundlichen Nachrichten treu, einfach, anſpruchslos erzählt w
den, ganz objectiv, ohne eine ſubjective Anſicht von Lob u
Tadel des zu Grunde liegenden Geiſtes dieſer Geſchichten im
ringſten durchſchimmern zu laſſen, ohne durch die Darſtellu
etwas verſchönern oder überhaupt verändern zu wollen, ſonde
gerade mit der Treue, wie wenn man ein großes, reiches, al
Bild durch eine Zeichnung in Umriſſen wieder geben wollte. W
ein ſolches Werk mit Glück vollenden wollte, müßte das Ga
in lebendiger Anſchauung haben, ſo daß von einer todten Na
ahmung nicht die Rede ſeyn könnte: indeſſen wollte man etw
ſchon Vorhandenes damit vergleichen, ſo könnte wohl am meiſt
der Ton der Herodoteiſchen Geſchichtbücher oder der beſten der
ſchen Chroniſten und manche alten Legendenbücher ſelbſt zu
Vorbild dienen. Die Geſchichten würden nach der Reihenfol
des Kirchenkalenders geordnet; in beigefügten Regiſtern kön
ten leicht die Nahmen der Heiligen chronologiſch und ethnog
phiſch zum Behuf derjenigen zuſammengeſtellt werden, wel
nach dieſen Geſichtspunkten die Lectüre vornehmen wollte
In einem beſondern Anhang müßten ganz kurz die nöthig
Nachweiſungen über die Quellen gegeben werden, ſo wie b
jedem Heiligen über das Typiſche in der künſtleriſchen Darſt
lung. Das eigentliche Werk, die Geſchichtserzählung, müßt
wenn es glücklich gelänge, ſeinem Weſen und ſeiner Art na
für jede Klaſſe von Leſern anziehend und befriedigend ſey

wie die eben als Vorbild angeführten Bücher, welche einige dem Weſen der Darſtellung nach, zufällige Hinderniſſe des Verſtehens abgerechnet, Jeden anſprechen. Das Ganze ließe ſich in einem Raume von ein Paar Bänden vollenden. Der literariſche und die Kunſt betreffende Anhang würde einem von dem übrigen getrennten, integrirenden Theil bilden, da er nicht von gleich umfaſſendem Intereſſe ſeyn könnte.

Ein katholiſcher Gelehrter, der ſich ſeit lange mit dieſem Gegenſtande beſchäftigte, hat nach den hier angedeuteten Grundzügen ein ſolches Werk vorbereitet. Sollten ſich Freunde und Mitarbeiter zu dem Unternehmen finden, und eine Buchhandlung, welche zum Verlage geneigt wäre, ſo wird die Redaktion der Concordia die nöthige Auskunft geben.

XV.

Ueber La Martine's religiöſe Gedichte.

Mehr als durch alle politiſchen Abgränzungen und Gegenſätze, werden die Nationen von einander getrennt und ſich gegenſeitig entfremdet durch eine große und weſentliche Verſchiedenheit in der Richtung ihrer Geiſtescultur. Es giebt aber ein anderes, höheres Princip, welches die Nationen, die ſo lange feindlich oder fremd, eine jede ſchroff für ſich beſtanden, einander wieder näher führt, und ſie durch ein Geiſtesband innerlich vereinigt; und ſo wie es zuerſt die Religion geweſen, welche aus den Völkern des neuern Europa eine Familie gebildet hat, ſo nähern wir uns auch, nachdem jenes alte Familienband ſchon großentheils erloſchen war, jetzt vielleicht der Zeit, wo das Chriſtenthum mit neuer Macht in den bedrängten Herzen erſtehend, zuſammenführen und wieder Eins machen wird, was bisher durch eine weite Kluft geſchieden war. Die Gewalt des lebendigen Worts dringt durch die materiellen Schranken, und ſelbſt die Scheidewand der Sprache verſchwindet, ſobald der Geiſt Eins geworden iſt, und die Seele von dem gleichen Gefühl durchdrungen.

Der neue Dichter, welcher in Frankreich aufgeſtanden, und der ſo ganz eigentlich aus der Religion hervorgegangen iſt, La Martine, und ſeine dichteriſchen Meditationen, ſind ein auffallendes Beyſpiel für dieſe Behauptung.

Es giebt wohl nicht einen ſchneidendern Gegenſatz in dem ganzen Gebiete der Geiſtescultur, als den zwiſchen der Poeſie und dem poetiſchen Gefühl der deutſchen Nation, und jener angenommenen Darſtellungsform, welche bey den Franzoſen ſtatt deſſen gilt. Dort iſt es ein tiefes Ahnden der Fantaſie, was den Grundton des Lebens bildet, und die eigenthümliche Weltanſicht beſtimmt; ein Gefühl und ein Streben, was im Unendlichen verſchwebt, oder mehrentheils nur in Fragmenten und halbvollendeten Gebilden ſich räthſelhaft kund giebt. Bey den Franzoſen iſt es ein nach allen Rückſichten der geſellſchaftlichen Convenienz abgemeſſner Ausdruck in der Darſtellung der Leidenſchaft, was als die vollkommenſte Poeſie bewundert wird, während es uns meiſtens nur den Eindruck von guter Proſa macht. Die deutſche Poeſie ſenkt ſich mehr und mehr in die Vergangenheit zurück und wurzelt in der Sage, wo die Wellen der Fantaſie noch friſch aus der Quelle ſtrömen; die Gegenwart der wirklichen Welt kann ſie höchſtens nur im humoriſtiſchen Witz ergreifen, und dadurch in das Gebiet der Fantaſie erheben. Die dichteriſche Darſtellung der Franzoſen iſt in der Gegenwart daheim, und ſelbſt die Vergangenheit ſtellt ſie gern ohne ſehr eigenthümliche Lokalfarben in idealiſcher Allgemeinheit hin, mit täuſchender Lebendigkeit durch hinreißenden Effekt der Leidenſchaft und des theatraliſchen Eindrucks. Es giebt aber etwas mittleres und tieferes als das bloß leidenſchaftliche Gefühl, was der proſaiſchen Wirklichkeit näher ſteht, ja auch als der Zauberſchein der Fantaſie in ihrem räthſelvollen Sagenſpiel, das freylich den Hauptſtoff und den eigentlich geiſtigen Körper der Poeſie bildet. Dieſes mittlere, tiefere Element nun, worin jene andern beyden als in ihrem gemeinſamen Urquell zuſammenkommen, iſt jenes höhere Gefühl, was mehr iſt, als Leidenſchaft, und was wir Begeiſterung nennen, und vielleicht richtiger Beſeelung nennen ſollten. Denn eben dieſe tiefe, innige Beſeelung iſt es, aus der alles Leben, und auch das der Fantaſie hervorgeht, ſo wie jeder Geiſtesflug in die Höhe ſeinen Aufſchwung nimmt. Denn die wahre Begeiſterung iſt allein diejenige, welche aus dem tiefen Grunde jener alldurchdringenden Beſeelung der innerlichen Liebe hervorgeht, und wo dieſer Grund fehlt, iſt die Begeiſterung hohl, nicht echt, und nur leidenſchaftlich; obwohl auch dieſe Beſeelung hinwieder einen Strahl von oben, und den Anhauch eines höheren Geiſtes bedarf, um ſich aufwärts, zur lichten Klarheit, zu erheben.

Dieſe hohe Begeiſterung und Tiefe des Gefühls, oder innige Beſeelung iſt nun die Region, in welcher wir mit dieſem neuen Dichter zuſammen treffen, ſo daß die große Scheidewand ſeiner und unſrer Sprache verſchwindet. Man hört verwandte Töne im Wiederklang der innerſten Herzgefühle, und glaubt die eigne Sprache zu vernehmen, weil es die Eine, Ewige iſt, die allen zerſplitterten Nationalſprachen zum Grunde liegt, und das innere Leben giebt.

Wir wollen nun die Anfangspunkte näher und im Einzelnen bezeichnen, von denen das poetiſche Gefühl unſers Dichters ausgeht, ſo wie es ſich in dieſen rhapſodiſchen Ergießungen kund giebt. Der erſte Punkt und Grundton, mit welchem der Dichter ſich zunächſt ganz an das Zeitalter anſchließt, iſt jenes Gefühl, von welchem edle Gemüther und ſtarke Seelen aus begreiflichen Gründen gerade in unſerm Zeitalter ſo mächtig ergriffen werden; jene erhabne Troſtloſigkeit, aus welcher die unbezwingliche Sehnſucht, durch den Unglauben, alle Banden des Wahns zerſprengend, zur Wahrheit und Liebe endlich hindurchdringt; oder auch,

wo ſie dieſen Durchgang nicht findet, an dem poetiſchen Gemählt
des Abgrundes ſelbſt ein dunkles Vergnügen findet. Dieſes i
das magiſch Hinreißende in Lord Byrons Gedichten, der ebe
darum der Lieblingsdichter ſo vieler ähnlichgeſtimmter Gemüthe
in den höhern europäiſchen Kreiſen geworden iſt. Wie ſehr e
auch auf unſern Dichter früher eingewirkt hat, ehe er den Aus
gang aus dieſem dunkeln Labyrinth atheiſtiſch ernſter und troſ
loſer Begeiſterung gefunden hatte, das zeigt ſich noch deutli
in ſeinen vielfältigen Anreden an ihn.

Qui que tu sois, Byron, bon ou fatal genie,
J'aime de tes concerts, la sauvage harmonie,
Comme j'aime le bruit de la foudre et des vents,
Se mélant dans l'orage à la voix des torrents!

Er ſoll nur »aufſchreyen« zum Himmel, ſo ruft er ihn an, u
es wird ein Strahl von dem Feuer des Lebens herabfahren
die Nacht ſeiner Seele, und ſein Herz wird durch die Gewa
ſeiner eignen Accorde ſich ſelber beſänftigen.

Fais silence, o ma lyre! Et toi qui dans tes mains
Tiens le coeur palpitant des sensibles humains,
Byron, viens en tirer des torrents d'harmonie;
C'est pour la verité que Dieu fit le genie.
Jette un cri vers le Ciel, o chantre des Enfers!
Le Ciel même aux damnés enviera tes concerts!
Peut-être qu'à ta voix, de la vivante flamme
Un rayon descendra dans l'ombre de ton ame?
Peut-être que ton coeur, ému des saints transpo
S'appaisera soi même a tes propres accords,
Et qu'un eclair d'en haut perçant ta nuit profonde
Tu verseras sur nous la clarté qui t'inonde?

Schönere und gefühlvollere Verſe, und auch im Ausdruck
vollkommne, ſind wohl ſeit lange nicht in franzöſiſcher Spra
gedichtet worden, ſo wie ſie in jeder Sprache höchſt ſelten a
Licht kommen.

Zum Schluß faßt er den Hauptgedanken noch kurz u
kraftvoll zuſammen:

Roi des Chants immortels, reconnois-toi toi-mêm
Laisse aux fils de la nuit, le doute et le blasphème.

Ueber die vielleicht zu weit getriebene Bewunderung von Lord Byrons Poeſie, können wir mit unſerm Dichter unmöglich kritiſch rechten, nachdem er eine ſolche Anwendung davon macht.

Mehrere Gedichte dieſer Sammlung, beſonders unter den längern didaktiſchen, bezeichnen und ſchildern den Kampf des Uebergangs von dem troſtloſen Byronſchen Standpunkte und aus den Tiefen des Unglaubens durch alle Stufen der Sehnſucht zur neuen liebevollen Hoffnung; und manches darin gehört noch der früheren, düſtern Gefühls-Epoche an. Ungleich iſt überhaupt die Poeſie unſers Dichters, und das hängt weſentlich mit ihrem Charakter zuſammen; doch iſt keines auch unter dieſen Gedichten, wo ſeine Muſe erſt noch im Werden iſt, ohne mannigfaltige große und ſchöne Züge. Statt aber jetzt ſchon bey dieſer Unvollkommenheit zu verweilen, auf die wir am Schluß zurückkommen werden, oder dieſen Kampf des Uebergangs aus dem Abgrunde des Zweifels zum liebevollen Glauben und der begeiſterten Hoffnung eines höhern Lebens im Einzelnen zu ſchildern, und Stufe für Stufe zu begleiten, fahren wir fort, die Anfangspunkte zu bezeichnen, von welchen die poetiſche Gefühlsweiſe des Verfaſſers ausgeht.

Der zweyte dieſer Anfangspunkte, oder das weſentliche Element ſeiner poetiſchen Begeiſterung und Weltanſicht, iſt die Liebe; aber nicht bloß leidenſchaftlich genommen, wie mehrentheils bey den franzöſiſchen Dichtern, ſondern zart und innig tief, bleibend und alldurchdringend, erhöht und verwebt mit der Erinnerung und Sehnſucht des Todes, jenem Gefühl, welches der wahren Liebe am nächſten ſteht und am meiſten verwandt iſt. Die geliebte Elvire, Tochter eines verbannten portugieſiſchen Dichters, war ihm, nach kurzem Glück, früh durch den Tod entriſſen; und war ſie ihm ſchon hier, noch lebend, als eine »Schweſter der Engel« erſchienen, ſo fühlt er ſich auch jetzt nicht von ihr getrennt, und ſieht im Geiſte, während er ſich dem Schmerz über ſeinen Verluſt ganz überläßt, auch ſie, an einem andern Geſtade der höhern Weltregionen, einſam ihre Klagen aushauchen. Und ſo wie die körperliche

Hülle dieſer Sinnenwelt ihn nicht von der geliebten Se
trennt, ſo ſinkt auch die Scheidewand zwiſchen einer ſolch
durch Treue geadelten, durch das Unglück geheiligten Lieb
und dem Gefühle der Andacht. Beym einſamen Abendſter
flüchtet ſich ſein Schmerz in eine ländliche Kirche, und ſe
liebebeladenes Herz an den heiligen Stufen ausſchüttend
wagt er es auch hier noch, der edlen Abgeſchiedenen mit N
men zu gedenken:

— J'oserois, Dieu puissant, la nommer devant toi,
Oui, malgré la terreur, que ton temple m'inspire,
Ma bouche a murmuré tout bas le nom d'Elvire.

Hinreißend iſt die Erinnerung an die mit der Geliebten gene
ſene Fahrt auf dem Meerbuſen von Baja, an jenen paradi
ſiſchen Geſtaden voll Ruinen, und rührend großer Andenke
Ueberhaupt zeigt ſich ihm die Natur verklärt in dem Wiede
ſchein ſeiner Liebe, und dieſes tiefe Naturgefühl iſt denn da
dritte Element ſeiner poetiſchen Begeiſterung. Jene bald prach
voll erhabene, bald zierlich genaue Naturſchilderung, welche i
der neuern engliſchen Dichtkunſt einen ſo großen Raum ei
nimmt, iſt ſchon früher von Andern auch auf den Boden d
franzöſiſchen Poeſie verpflanzt, und nur derſelben Regel eine
ſorgfältigen Abmeſſung des künſtlichen Ausdrucks unterworfe
worden, der dort nun einmal als allgemeines Geſetz gilt. Be
unſerm Dichter aber iſt es durchaus nicht jene eben erwähnt
Manier von kunſtreicher Naturbeſchreibung, was er ſuch
und uns aus der Fülle ſeines Herzens giebt, ſondern ein mächt
geres, ganz innerliches, ahndungsvolles, tiefes Naturgefüh
Meiſterhaft weiß er zwar das Herrlichſte der Naturerſcheinun
gen in der Abendſonne, auf dem wogenden Meere, oder un
ter dem Nachtgeſtirne in wenigen großen Zügen mahleriſ
hinzuwerfen; aber ganz überwiegend dabey und das, worau
es ihm eigentlich ankommt, iſt immer das innere ſüß träu
mende Seelengefühl. Darum genügt ihm auch das Wenige i
der Natur, was ſo oft das Gefühl am tiefſten anregt; de
Anblick des geſtirnten Himmels, oder die Quelle im einſame
Thal, wo ſeine Seele beym Rauſchen der Waſſer in gelinde
Schlummer dahinſinkt.

Ah! C'est la qu'entouré d'un rempart de verdure
D'un horizon borné, qui suffit a mes yeux,
J'aime a fixer mes pas, et seul dans la nature,
A n'entendre que l'onde, a ne voir que les cieux.

Die eigenthümliche Art, wie der Dichter die Natur erblickt
oder wie ſie ſich ihm verklärt darſtellt, hat er ſelbſt in eine
Verſe ſehr treffend ausgedrückt. Die Seele, ſo redet er zu de

Schöpfer, ſey ein Strahl des Lichts und der Liebe, und werde verzehrt von dem Verlangen, wieder empor zu ſteigen zu ihrer flammenden Quelle.

Je respire, je sens. je pense, j'aime en toi.
Ce monde, qui te cache, est transparent pour moi.

Das, was der Dichter hier in ſo ſchöner Kürze ſagt, iſt eben das Weſentliche; dem wahren poetiſchen Gefühl wird die Natur durchſichtig, und kann oder darf der Seher auch den Schleyer nicht ganz heben, ſo hemmt ihn doch nicht mehr die dunkle Schranke der ſinnlichen Erſcheinung, mitfühlend ahndet er das innere Leben, was mehr für ihn iſt, als aller Glanz des äußern Eindrucks. Dieſem tiefern Naturgefühle gemäß, ſchließt ſich auch bey unſerm Dichter eine Fülle von geiſtigen Ahndungen an den mahleriſchen Anblick der ſchönen Außenwelt: und eine zauberiſche Weichheit der Empfindung und des Ausdrucks umgiebt die großen Züge der einfachen Darſtellung. Verſunken in den ſtillen Schein des liebevollen Abendſternes, trifft plötzlich ſeine Stirn ein Strahl des Mondes —

Un rayon de l'astre nocturne
Glissant sur mon front taciturne
Vient mollement toucher mes yeux.

Welche verborgne Geheimniſſe der unſichtbaren Welt, fragt er, verbirgt wohl der zauberiſche Wiederſchein? Iſt es der erſte Morgenſtrahl des nie erlöſchenden Tages? Oder iſt es die geliebte Seele, ſind es die Schatten der Abgeſchiedenen, die in dieſer nächtlichen Klarheit weben, und uns an das Herz greifen?

Mon coeur a ta clarté s'enflamme
Je sens des transports inconnus,
Je songe a ceux qui ne sont plus;
Douce lumiere es-tu leur ame?

Es iſt dieſes nicht eine angenommene Manier flüchtiger Einfälle, wie wohl bey andern Dichtern, ſondern es iſt tiefgefühlte Wahrheit, die ganz das Rechte trifft und berührt, wie es dem wahren Dichter gegeben iſt, ahndend das zu ergreifen, wohin noch keine Wiſſenſchaft reicht.

In großen, mahleriſchen Zügen ſchildert er oft auch die Abendſonne; aber nicht dieſe Sonne kann ſein Herz befriedigen, das einer höhern Ahndung und einer andern Sonne kühn entgegenſtrebt. Was unſre wandelbare Sonne beleuchtet, von dem erſcheint ihm nichts als wünſchenswerth:

Mais peut-être au delà des bornes de sa sphère
Lieux, ou le vrai soleil eclaire d'autres cieux,
Si je pouvois laisser ma depouille a la terre,
Ce que j'ai tant reve, paroitroit á mes yeux?

Dahin ſehnt ſich das trunkne Herz, dort die Hoffnung und die Liebe wieder zu finden, und alles, was keinen Namen hat hier in dem irdiſchen Gefängniß, und möchte dahin ſchweben auf den Flügeln der Morgenröthe.

Sehen wir nun auf das vierte Element in dem Stufengange des Dichters, und auf den höchſten Punkt, nach welchem auch alle andern Elemente ſeiner poetiſchen Ergreifung hinſtreben; das Gefühl der Andacht nämlich, wie er es ausdrückt, und die dieſem eigne religiöſe Begeiſterung; ſo wird es auch hier am beſten ſeyn, ſtatt aller andern Einzelnheiten und Stufen des Uebergangs, gleich das Höchſte anzuführen und vor Augen zu ſtellen, was er in voller Klarheit ergriffen hat. Es liegt in folgender Stelle von den zwey Sprachen, der gemeinen zum äußern Gebrauch, und der innern Sprache des Herzens und des wahren Lebens:

Dieu fit pour les esprits deux langages divers:
En sons articulés l'un vole dans les airs;
Ce langage borné s'apprend parmi les hommes,
Il suffit aux besoins de l'exil ou nous sommes,
Et suivant des mortels les destins inconstants,
Change avec les climats, ou passe avec les tems.
L'autre, eternel, sublime, universel, immense,
Est le l'angage inné de toute intelligence;
Ce n'est point un son mort dans les airs repandu,
C'est un verbe vivant dans le coeur entendu;
On l'entend, on l'explique, on le parle avec l'ame;
Ce langage senti touche, illumine, enflamme;
De ce que l'ame éprouve, interprètes brûlants,
Il n'a que des soupirs, des ardeurs, des élans;
C'est la langue du ciel que parle la prière,
Et que le tendre amour comprend seul sur la terre.

Das iſt es, was ihm geſchehen iſt: im Gefühl der Sehnſucht, der wahren Liebe, und der verklärten Natur hat er mit dem Glauben und der Hoffnung zugleich das innere, ewige Wort des Lebens von neuem gefunden und wieder entdeckt, wie jedem gebornen Dichter und wahren Seher das gleiche begegnet, da die Poeſie ſelbſt nichts anders iſt, als der reine Ausdruck dieſes innern ewigen Wortes, ſo wie es dem eigenthümlichen Gefühl angemeſſen iſt, im Bilde, Spiel und Liede; wo es denn im Herzen des Volkes Wurzel faßt, und Jahrhunderte hindurch als lebendiger Baum, zur reichen Sage erwächſt. Dieſe Stelle von dem »lebendigen Worte, das innen im Herzen verſtanden wird,« führt uns wieder zurück auf die gleich Anfangs gemachte Bemerkung, wie unſer Dichter die Schranken der franzöſiſchen Sprache und Gefühlsweiſe durch die Gewalt ſeiner Poeſie völlig durchbrochen hat, und weit über ſie hinausgeſchritten iſt.

Rhapſodiſch und ungleich ſind dieſe dichteriſchen Ergießungen religiöſer Begeiſterung; und wo er in dem längeren Schlußgedichte ſeine Poeſie an die Hauptmomente der heiligen Schrift anſchließt, ſind es mehr nur eine Reihe von einzeln abgeriſſenen ſchönen Anklängen. Ob der Verfaſſer in der Folge auch das Talent einer Compoſition im Großen (was ihm bis jetzt fehlt) und einer weitern künſtleriſchen Anordnung und Umfaſſung erreichen mag, das wird ſich zeigen, wenn er fernerhin auf dieſer neuen Bahn der heiligen Dichtkunſt, nicht bloß aus dem eignen innern Gefühl, ſondern nach den gegebenen Vorbildern und Quellen der Schrift und der chriſtlichen Ueberlieferung fortſchreiten, und noch andere als rhapſodiſche Werke unternehmen wird.

Möge ſeine Muſe wenigſtens immer die gleiche Kraft bewahren. Denn wie ſeine Liebe, ſo iſt auch ſeine Muſe nicht ein vorübergehendes Feuer oberflächlicher Begeiſterung, ſondern eine verzehrende Flamme, die das Mark durchdringt, wie die Gewalt jenes Wortes, »welches Geiſt und Seele ſcheidet,« und vor der ſeine Sinne wie ein ergriffenes Opfer erbeben. Wie in der heidniſchen Fabel der Adler des Gottes den Ganymedes, noch zitternd, zu den Füßen der Unſterblichen niederwirft:

Ainsi, quand tu fonds sur mon ame,
Enthousiasme, aigle vainqueur,
Au bruit de tes ailes de flamme,
Je frémis d'une sainte horreur;
Je me débats sous ta puissance,
Je fuis, je crains que ta presence
N'anéantisse un coeur mortel,
Comme un feu que la foudre allume,
Qui ne s'éteint plus, et consume
Le bûcher, le temple, et l'autel.

So fühlt er auch da, wo ſein Herz noch ganz der jugendlichen Erinnerung der irdiſchen Geliebten hingegeben iſt. Viel erhabener noch iſt der Aufſchwung dieſer hohen Flamme in den höheren Regionen der religiöſen Begeiſterung, hingeriſſen von der Betrachtung über den Verfall der Welt, und über den allgemeinen Unglauben, den nicht die wundervolle Herrlichkeit der Natur, noch auch die erhabenen Kataſtrophen der Menſchengeſchichte, aus ſeinen Schlummer und Stumpfſinn zu wecken vermögen, bricht ſeine Sehnſucht in die Worte aus:

Réveille nous grand Dieu! parle et change le monde;
Fais entendre au néant la parole ſéconde.
Il est temps! leve-toi! sors de ce long repos;
Tire un autre univers de cet autre chaos.
A nos yeux assoupis il ſaut d'autres spectacles!
A nos esprits flottants il ſaut d'autres miracles!
Change l'ordre des cieux qui ne nous parle plus!
Lance un nouveau soleil a nos yeux éperdus!
Detruis ce vieux palais, indigne de ta gloire;
Viens! montre-toi toi-même et ſorce nous de croire!

Erhabene Höhe der Poeſie, wo ſie mit der heiligen Wahrheit Eins wird! — Alſo ſpricht ſich auch wehl in den heiligen Geſängen und in den groſsen Propheten des alten Bundes die heiſse Sehnſucht nach der verherrlichenden Ankunft des Weltgerichtes aus, den heilgebährenden Schrecknißen der göttlichen Zerſtörung in heiliger Ungeduld entgegenſeufzend. — Aber nicht immer auf dieſer furchtbaren Höhe verweilend, weiß der Dichter, auch zu milderm Tone ſich niederſenkend, in dem gleichen Gefühle und über den gleichen Gegenſtand, an die Saiten der menſchlichen Seele zu rühren; wie in jener Strophe, welche die ganze Rhapſodie ſo ſchön und ſanft beſchlieſst, und mit dem auch wir dieſe Anzeige beſchlieſsen wollen:

Silence, ò lyre! et vous silence,
Prophètes, voix de l'avenir!
Tout l'univers se tait d'avance
Devant celui qui doit venir!
Fermez-vous, levres inspirées;
Reposez-vous, harpes sacrées,
Jusqu'au jour ou sur les hauts lieux
Une voix, au monde inconnue,
Fera retentir dans la nue:
Paix a la terre, et gloire aux cieux!

Solche Accorde der mildeſten Liebe ſind es, welche der Ankunft und Wiedergeburt des innern, ewigen Wortes auch in der Poeſie verangehen müſſen. F. S.

XVI.

Rhapſodiſche Bemerkungen über die Kunſt.

Von D.

I — III. Idee der Kunſt; Andeutung ihres Verhältniſſes zur Religion. IV. Schönheit der äußeren Welt. V. Der ſchaffende Geiſt des Künſtlers im Verhältniß zur Natur: Vernet und Claude, Rembrandt und Raphael. VI. und VII. Die Alten und Neuen. VIII. Schönheit der griechiſchen Kunſtwelt und ihre immerwährende Jugend. IX. Charakteriſtik Raphaels; die Schule von Athen.

I.

Kunſt iſt Poeſie, und Poeſie iſt Liebe; oder Liebe iſt das Element, der Anfang und das Ende aller Kunſt! — Wäre Gott bloß ein Gott der Wahrheit, der Allmacht, Gerechtigkeit, ſo würde der Sterbliche vor ſeinem Antlitz vergehen.

Der Künſtler, dem es in Stunden der Weihe vergönnt wird, die Wahrheit wie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, wird nothwendig zur Mittheilung gedrungen! — In dieſem Drange ringt er nach möglichſt vollkommener Darſtellung des Geſehenen, und damit ihm dieſe gelinge, ſtrebt er, den ganzen Gang ſeiner Viſion nachzuweiſen, um jedes mögliche Mißverſtändniß zu beſeitigen. Je reiner der Künſtler das Bild der erſten Urſchöne aufgefaßt, je einfacher und genauer er in Trennung des Abſoluten und Zufälligen das Bedeutende darzuſtellen, und dieſe Schöpfung durch ganz unmerkliche Uebergänge des Contraſtes zu beleben weiß: deſto vollkommener iſt ſein Kunſtwerk, deſto inniger der Genuß Aller, die dem Künſtler nachzuempfinden, und gleichſam in ſeiner Seele zu leſen wiſſen.

In ſolchen Momenten bleiben Künſtler und Zuſchauer ſelten ihrer Gedanken und Gefühle mächtig; daher das der Begeiſterung und der freudigen Bewunderung eigenthümliche Verſtummen und Entzücken, wo der Athem zu ſtocken und der Puls die von einem inneren Schauder erſtarrende Haut nur leiſe zu berühren ſcheint.

Solche Momente ſind vielleicht Zeitpunkte erſter innerer Empfängniß, mithin nicht zur Production geeignet: aber die beſten Geiſtesproducte erſcheinen mir als Erfolge, Reminiſcenzen ſolcher Situationen.

II.

Wenn die Griechen in ihrem Zeus die höchſte Machtvollkommenheit, im Apoll und Venus Ideale ſprechender Schönheit, im Bacchus, der Hebe und dem Ganymed die Fülle ewiger Jugend, und ſo in andern Gottheiten andere Vollkommenheiten lebendig darſtellten: ſo war in Kunſtwerken der Art die leitende Hauptidee nicht zu verkennen. Eben ſo unmittelbar werden wir beim Laokoon und der Niobe von Schmerz ergriffen. Nun liegt aber zwiſchen den Extremen von Freude und Schmerz der intereſſantere Mittelzuſtand von halb freudiger, halb ſchmerzhafter Rührung, den wir Deutſche ſehr ſchön durch Wehmuth bezeichnen, und in ihm offenbart ſich der ſchönſte Zauber der Epopee und Tragödie, der nach Wahlverwandtſchaft der Geiſter bald zu kühnen Thaten entflammt, bald bis zu ohnmächtigen Wünſchen hinabſinkt. Daher tritt das rein-geiſtige Geniale ſelten in ganzer Wahrheit hervor, wird vielmehr immer mit ſanfter Melancholie verſchmolzen.

III.

Vortrefflich war es, daß die Alten den ganzen Cyklus froher und ſchmerzhafter Eindrücke ſo erſchöpften, daß ſich ihre Ideale wie zu ſtehenden Typen erhoben; aber ſollte darum der nach dem Unendlichen ringende Geiſt ruhen? Gilt nicht vielleicht die von den Alten errungene Vollkommenheit in Darſtellung des Sinnlichen nur als Einleitung und Vorübung zur Erreichung des höheren Ueberſinnlichen? Dieß ſcheint mir der natürlichſte Anlaß, Kunſt und Religion unter Einen Geſichtspunkt zu faſſen. Gott iſt die Liebe, Liebe der Inbegriff aller in Gott vereinten Vollkommenheiten. Der Liebe höchſtes Gefühl iſt Liebe: Liebe um Liebe; Drang nach Mittheilung und Bedürfniß nach Gegenliebe, iſt das Element aller Liebe. Nun hat Gott uns zuerſt und ſo überſchwenglich geliebt, um uns nach ſeinem Ebenbilde zu erſchaffen, und ſelbſt, nachdem wir von ihm gewichen, hat er uns ſo geliebt, um für uns Menſch zu werden, zu leiden und zu ſterben, auf daß wir vom Tode gerettet, und mit ihm vereinigt zum Vater, zur ewigen Vollkommenheit, gelangen möchten.

Wie wunderbar in der Fülle dieſer Geheimniſſe Alles — Anfang, Mittel und Ende — von Liebe ausgeht, in Liebe zurückfließt, vermag der menſchliche Geiſt nicht zu faſſen: und ſo ſoll er nur ſtaunen, glauben und danken. Ja, möchte man ſagen, ſo bald dem Menſchen auch nur ein Tropfen aus dieſem Ocean der Liebe zu Theil wird, ſo ſtaunt er ob der höheren Harmonie, worin hier das Unendliche mit dem Endlichen, Zeit mit Ewigkeit, und Freiheit mit Nothwendigkeit nach ſteter Wechſelwirkung zu ringen ſcheinen!

Wohl hat man oft geſagt, der Menſch ſey eine Welt im Kleinen, oder der Menſch trage den Schlüſſel des ganzen Univerſums in ſich, aber es fragt ſich: »ob und in wie fern der Menſch ſich ſelbſt zu begreifen, und ſo dieſen Schlüſſel zu gebrauchen wiſſe?« Unverkennbar regt ſich in jeder ſterblichen Bruſt ein Verlangen nach Liebe, Sehnſucht nach dem Unendlichen. Dieß Verlangen nach Liebe erwacht immer in dem Zeitpunkt, wo ſich der Menſch zuerſt ſeiner Selbſt, und der Gegenwart klar bewußt wird: aber in eben dieſem Moment möchte er auch den Grund ſeines Daſeyns, ja die ganze Schöpfung bis zum erſten Urſprung verfolgen, um ſo aus der Gegenwart und Vergangenheit die Zukunft zu enträthſeln. Je kühner der Menſch auf dieſem Weg fortſchreitet, oder je ſchneller er über die Liebe des Geſchöpfs den Schöpfer vergißt, deſto unmittelbarer wird er ſeine Ohnmacht gewahr, und ſo verliert er ſich bald in einen Abgrund von Vermuthungen und Trugſchlüſſen, aus welchen er ſich ohne die hülfreiche Hand eines erfahrnen Führers ſchlechterdings nicht retten kann.

Daß Gott ſelbſt dieſer Führer ſey, wie er es von Anbeginn der Welt geweſen, mag dogmatiſch zu erweiſen ſeyn; doch möchte ich für die Empfindung den hiſtoriſchen Beweis vorziehen. Allerdings iſt es überaus denkwürdig, daß uns die Moſaiſche Schöpfungsgeſchichte großartigere Anſichten des Univerſums gewährt, als irgend eine Naturphiloſophie, aber noch bedeutender ſcheint mir der äſthetiſche Eindruck dieſer patriarchaliſchen Erzählung. In wenigen, aber kräftigen Zügen entwirft Moſes das große Thema von der, von Ewigkeit beſchloſſenen Erſchaffung des Menſchen, ſeinem Falle und der verheißenen Erlöſung, ohne irgend einem Zweifel oder Nebeneindruck Raum zu geben. In dem vertraulichen Umgange Gottes mit unſern Stammeltern, erſcheint Gott als Vater unter ſeinen Kindern, ſich über Alles mit ihnen berathend, helfend, tröſtend, ja mit inniger Liebe zeichnet er gleichſam die Grundlinien aller Univerſalhiſtorie vor, auf eine Art und in einer Sprache, die auch nach Jahrtauſenden für alle Geſchlechter verſtändlich, für alle die unvertilgbare Urkunde ihres gemeinſchaftlichen Urſprungs bleiben ſollte! — Daher die ſüße Wehmuth, womit wir alle des verlornen Paradieſes (unſerer Kindheit) gedenken; daher die wundervolle Bedeutſamkeit unſerer Religion, die überall auf hiſtoriſchem Boden ruhet, und die eben ſo wundervolle Bedeutung unſerer Religionsgeheimniſſe, die alle aus Liebe gezeugt, auf Verwandlung in Liebe gerichtet, nur durch Liebe gefeyert werden können!

Daß Gottes Offenbarung hinreiche, dem ganzen Menſchengeſchlecht zu Ihm, zu ſeiner Erkenntniß, zu verhelfen, wer könnte das bezweifeln? Gleichwohl würdigt Gott manchmal auch den Einzelnen ſeiner beſonderen Einwirkung, um ihn, oder durch ihn Andere zu ſich zu ziehen, und in dieſer Beziehung, ſcheint mir, könnte der Dichter der eigentliche Seher genannt werden, um die ihm gewordenen Anſichten über Gott, Natur und Ewigkeit ſeinen Brüdern mitzutheilen. Wenn es nun heißt: »das Himmelreich iſt in euch,« oder »wofern ihr nicht werdet, wie dieſe Kleinen,« ſo mag das außer ſeiner höheren Bedeutung auch in menſchlicher Beziehung wahr ſeyn. Die Sage: »der Dichter werde geboren,« bedeutet wohl nichts anders, als: der Dichter müſſe in ſeiner eignen Welt leben und weben, ſomit ein wahrer omnia secum portans ſeyn. Wer aber nicht mit ganzer Seele an ſeiner Kinderwelt hängt, wer nicht aus ſeiner Jugendfülle einen Schatz von Freud und Leid gerettet, den er um keinen Preis verlieren, aber freudig für andere verwenden möchte, der iſt kein Künſtler, der vermag auch bey größter Ideenfluth keinem ſeiner Werke Geiſt und Leben einzuhauchen!

IV.

Wir haben ſeit lange Theorien der ſchönen Künſte, auch fehlt es nicht an gelehrten Unterſuchungen über die Natur des Schönen, Erhabenen u. ſ. w. Aber eine allgemein anerkannte Definition des Schönen, ſo wie eine befriedigende Auflöſung der Frage: ob Schönheit etwas Weſentliches, mit Vollkommenheit übereinſtimmendes, oder nur zufälliges Attribut ſey? ſcheint gegewiſſermaßen noch zu denjenigen Problemen zu gehören, bey deren Analyſe man ſich bald in Sprachdunkelheiten verliert, ohne daß Kopf und Herz, Verſtand und Empfindung, gleichen Schritt zu halten wiſſen.

a.) Unverkennbar bieten die Pyramide, Kegel, Würfel in ihrer Grundfläche, als gleichſeitiges Dreyeck, Kreis und Quadrat gefälligere Formen dar, als jeder andere Körper. Da nun dieſe drey Figuren in der geringſten Ausdehnung den größten Raum befaſſen, ſo ſteht wohl zu vermuthen, daß die Natur oder ihr Urheber, ſtets gewohnt das Größte durch die kleinſten Mittel

zu erreichen, ſich häufig dieſer Formen, und der in der Quin
von 1, 3, 4, 7, 9 enthaltenen Wechſelverhältniſſe bedie
habe *).

b.) Aber ſo gewiſſenhaft die Natur bey ihren unorga
ſchen Productionen nach ſolchen Geſetzen verfahren mag, ſo ſor
fältig ſcheint ſie ſelbige bey allen organiſchen Zeugungen zu ve
meiden, oder vielmehr unter ſteten Verſchlingungen zu verbe
gen. Daher die üppige Fülle von Formen und das Verſchmelz
der Formen, die Wellen-Linie der Schönheit, die no
kein Mathematiker zu berechnen gewagt hat! Daher die wunde
volle Verbindung und Wechſelwirkung der feſten und beweglich
Theile, wo die verſchiedenſten Zwecke durch den einfachſten M
chanismus erreicht, und jeglicher Seelenzuſtand wie in eine
klaren Spiegel dargeſtellt wird: Mienenſpiel, Mimik.

c.) Mit dieſer Mannigfaltigkeit der Formen rivaliſirt e
gleich unermeßlicher Reichthum von Farben, deren Gehalt u
magiſche Beleuchtung mit jeder Sekunde wechſelt. So gew
nun der Allmächtige dieſe Fülle von Schönheit nicht vergebli
ſpendete, ſo gewiß verlieh er auch der Schönheit dieſen allg
waltigen Reiz, um zuerſt unſern Sinn daran zu üben, dar
die Sehnſucht nach höherer Schönheit zu wecken, und ſo wä
wohl Schönheit das Symbol der Liebe, das Orga
zur Verbindung des Sinnlichen mit dem Ueberſinnlichen.

---

*) Vergleicht man die Folge der nun entdeckten Kryſtalliſation
mit dem früher bekannten Gravitations-Geſetze, und bey
mit den neueſten Darſtellungen des Organismus, ſo erſtau
man über das unerwartete Zuſammentreffen dieſer nach ga
verſchiedenen Richtungen angeſtellten Unterſuchungen; j
wenn man bedenkt, wie überraſchend die von Vitruvius un
Vignola feſtgeſetzten Säulenordnungen und andere Architectu
geſetze mit den von Veſalius und Dürer nachgewieſenen Pr
portionen des menſchlichen Körpers correſpondiren, ſo ſol
man denken, dieſe großen Architekten hätten ihren Kan
dem großen Baumeiſter des Univerſums abgeborgt. So wa
iſt das Motto der Alten: in toto universo nil sine po
dere et mensura!

d.) Natürlich wirkt das Sinnlichſchöne zuerſt auf die Sinne, und es iſt unglaublich, wie kräftig ſolches zu ihrer Erhaltung und Stärkung beyträgt. Doch verfliegt deſſen Wirkung, ſo bald die Phantaſie nach öfterer Wiederholung ermüdet, dem Bekannten neue Beziehungen, neue Reize unterzulegen.

Das Ideale aber, oder die geiſtige Natur des Schönen, vermag nur der Geiſt aufzufaſſen; mit Blitzesſchnelle überfliegt dieſer die lieblichen Formen und Verhältniſſe, und möchte alles Materielle, als ſtörendes Gewand, abſtreifen. Doch geht auch hier der höchſte Genuß zuletzt in ein Verlangen nach höherer Harmonie, d. i. in Sehnſucht nach dem Unendlichen über.

V.

Allerdings nimmt der Künſtler ſeine Ideale aus der Natur, ſo gewiß aber die menſchliche Natur immer und überall die nämliche iſt, ſo wenig iſt ein Atom mit dem anderen identiſch, und eben ſo wenig bringt eine und die nämliche Natur-Erſcheinung auf zwey Menſchen einen völlig gleichen Eindruck hervor; je weiter wir dieſe Einheit im Mannigfaltigen verfolgen, deſto mehr erſtaunen wir über die Vielſeitigkeit und Unwandelbarkeit aller Naturgeſetze, womit die Geſetze der Geiſterwelt vielleicht in höheren Accorden harmoniren!

Wenn Newton und ein Knabe zugleich nach einer Seifenblaſe ſehen, ſo entzückt dieſen natürlich der rege Wechſel der ſtets in einander fluthenden Farben, wogegen jener vielleicht aus der ſphäroidiſchen Geſtalt die Theorie des Regenbogens, und aus dieſer den Mechanismus des Weltſyſtems enträthſelt.

Eben ſo, wenn Vernet und Claude Lorrain einen Sonnenuntergang ſkizziren, ſo verfehlt der erſte gewiß nicht die ſchrägen Lichter, womit ſich einzelne Baumgipfel aus dem dunklen Walde emporheben, ja er hat bey übrigens großem Genie, Kunſtfertigkeit genug, um weder an getreuer Darſtellung der durch die Sonne vergoldeten Rauchſäulen, noch an dem Lichtgekräuſel der vom Monde beſpiegelten Wellen zu verzweifeln. Statt deſſen ſcheint der liebliche Claude, deſſen trunkenes Auge unverwandt am Himmel hängt, nur einzelne unverſtändliche Linien zu entwerfen, weran der Halbkenner ſogleich Mangel an Correctheit rügen würde; aber ſo ſehr wir die proſaiſche Wahrheit mancher Vernet'ſchen Productionen bewundern, ſo kalt läßt uns meiſtens ihre äſthetiſche Wirkung. Dagegen fühlt man ſich in einer von Claude hingezauberten Gegend gleich ſo bekannt, und ſo zur Sympathie geſtimmt, als müßte man Freund und Geliebte gleich näher ans Herz drücken.

Noch denke man ſich den Fall, Rembrandt und Raphael ſtoßen unerwartet auf ein ſchönes Weib, oder auf einen für die Kunſt faſt eben ſo intereſſanten Greis, ſo freuet ſich der Niederländer gleich über den mahleriſchen Effect, den der Contraſt eines kraftigen Schlagſchattens mit den weichen Contouren, oder das noch lebendig blitzende Auge mit dem von Furchen bedeckten Scheitel hervorbringen ſoll, und nun ergießt ſich des Künſtlers Laune in Darſtellung einer verſchmitzten Zigeunerin, oder in flüchtiger Zeichnung einer gedankenloſen Suſanne, bey deren Anblick die freche Begierde der Alten in helle Flammen auflodert. — Dagegen kommt Raphael der edlen Geſtalt ehrerbiethig entgegen, ohne an Kunſt noch weniger an Sinnlichkeit zu denken, richtet er eine beſcheidene Frage an ſie; und ſie, ſie müßte kein Weib geweſen ſeyn, um den Eindruck zu überſehen, den ſie auf den wunderbaren Mann gemacht hatte. — Noch harret er ſorgſam der gütigen Antwort, um nur noch tiefer in das klare, ſeelenvolle Auge zu dringen; eben durch dieſen Blick elektriſirt, wagt er faſt wider Willen eine zweite kühnere Frage, worauf das ſchüchterne Weib mit niedergeſchlagenen Augen ein kaum vernehmbares Nein hervorſtammelt, und nun erſcheint vor ihm, mit holder Scham übergoſſen, — **la bella Giardiniera!**

Auch mit dem Greiſe, deſſen ſchöner Kopf den Künſtler ſo innig anſpricht, um ihn aufs getreueſte darzuſtellen, möchte er vorerſt ein traulich Geſpräch anknüpfen, wäre es auch nur, um ſich von der wundervollen Uebereinſtimmung des Tons und Blicks zu überzeugen. Ihn gutmüthig an die vergangenen Zeiten erinnernd, horcht er begierig der Redſeligkeit des Alten, aus deſſen Auge ſich einzelne, lang entbehrte Thränen hervorſtehlen, während er bey der Erinnerung an den Verluſt ſeines Weibes verſtummt. — Nun bittet Raphael den erſchöpften Greis zu ſich, um ihn mit köſtlichem Wein zu laben, und während der freudigen Wiederholung von ſeines Sohns edlen Thaten, zaubert Raphael die ſchöne Gruppe von Vater und Sohn, die wir dankbar in dem Wunder von Anchiſes Rettung verehren!

So, ſcheint mir, erzeugt ſich das Ideale halb aus der wirklichen Natur, halb aus der Phantaſie des Künſtlers, die ſich allerdings auf Hebammendienſte verſtehen muß: si vis me flere, flendum prius tibi. — Doch zeigt ſich die vorzügliche Stärke des Künſtlers in glücklicher Auswahl einfacher und genügender Motive, je nachdem ſolche nur auf das Irdiſche oder unmittelbar auf das Göttliche gerichtet ſind.

VI.

Der erſte Anblick Apollos und der Venus verſetzt uns in ſüßes Staunen, ob der Wahrheit und Harmonie dieſer Formen, wo die höchſte Thatkraft mit der tiefſten Ruhe verwebt iſt, und beyde in einem ſolchen Ebenmaße des Gleichgewichts ſchweben, daß alle irdiſche Unruhe verſchwindet; ja, gefiele es dem allmächtigen Zeus, uns zu Liebe dieſe Göttergeſtalten zu beleben, ſo würden wir nicht wie Pygmalion zu genießen, ſie vielmehr als Götter handeln zu ſehen, begehren. Auch bey Erblickung des Pantheons wird jeder, vom Geiſte dieſer edlen harmoniſchen Schöpfung ergriffen, und dieſer Eindruck bleibt ewig; ſo wie es aber dem einzigen Michel Angelo vergönnt ward, dieſe dem irdiſchen Göttern geweihte Halle zum Himmel, zum Tabernakel des Ewigen zu erheben, ſo möchte man wohl fragen: ob die neuere Kunſt je einen ähnlichen Triumph, oder gleich rühmlichen Kampf mit der alten gefeyert habe?

Bekanntlich hatten die Alten außer dem Sokrates keinen Begriff, mithin auch kein Wort für Demuth, aus deren Schooß für uns die ſchönſten Blüthen ewiger, unvergänglicher Schönheit hervorgehen. Nun wäre es zwar ein fruchtloſes Bemühen, neue Ideale oder neue Schönheitsformen zu erfinden, um mit nackten oder verſchleyerten Körpern die Reize der bekannten Muſter zu überbieten; aber der chriſtliche Mahler ſoll nicht aus dem Auge fürs Auge, ſondern aus dem Geiſte für dem Geiſt mahlen.

Eben dieſe rein-geiſtigen Eigenſchaften des inneren Lebens: Glaube, Hoffnung, Liebe, Ergebung und Demuth, das ſind die Staffeln, wodurch wir uns, über uns hinaus bis zum Himmliſchen erheben ſollen.

So viel Pracht und Reichthum die Welt und die äußere Natur darbiethen, ſo gewaltſam bethörende Sinnenluſt uns berauſcht, ſo leer und unbefriedigt kehren wir ſtets zu uns zurück, ſo lange wir das belebende Princip, d. i. die unmittelbare Beziehung auf Gott verfehlen. Zu Ihm, der höchſten Liebe, können wir nur durch Liebe gelangen, und ſo geht ächte Kunſt, ächte Poeſie nothwendig in Religioſität über. Daher der ſtille Drang und feyerliche Ernſt, womit ſich die großen Meiſter aller Zeiten in religiöſen Darſtellungen verſuchten, daher der unübertreffliche Ausdruck jener wunderſchönen Köpfe, wo ſo viel Individualität, mit ſo viel Nationalität verſchmolzen iſt, daß ſie ſich völlig als Familienporträts ankündigen, und die uns zugleich in ihrer heiligen Andacht um ſo inniger anſprechen, je freudiger der Künſtler ſeine ganze Kraft auf die Wahrheit dieſer Phyſiognomien concentrirte, ohne auf Drapperie, Gruppirung und ſonſtige Nebenſachen mehr als die nöthige Sorgfalt zu verwenden.

VII.

Freylich lieſ't man keine Datteln vom Feigenbaume, und ſo bleibt es ein eigenthümlicher Vorzug griechiſcher Kunſt, daß hier die Natur an ſich ſo ſchön war, und ſo früh in ſchönem Geiſte aufgefaßt wurde. Denn eben dieſe friſche Jugendlichkeit läßt ſich nie wieder erreichen, noch durch Aehnliches erſetzen. So glücklich aber die griechiſche Mythologie alle in der menſchlichen Seele liegende Anlagen perſonificirte, und ſo ſorgfältig man jeden Haupt- und Nebencharakter durch ſtehende Atribute unterſchied, ſo preiswürdig bleibt zugleich das Verdienſt jener großen Meiſter, die dieſe gewiſſermaßen noch ſinnlichen Modelle bis zu geiſtigen Idealen ſteigerten. In dieſer Beziehung ſcheint mir Gott Vater nach Michel Angelo und Raphael erhabener, als Jupiter — einige Johannes und Marien, von Guido und Anderen, zarter und tiefer empfunden, als ſelbſt Apollo und Niobe; — ja ich möchte behaupten, der große Seelenmahler Leonardo habe in der Coena mehr Gefühl und Phyſiognomik vereinigt, als einzeln in der größten Gallerie anzutreffen ſeyn möchte.

VIII.

Nach der frappanten Uebereinſtimmung der zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten verfertigten Büſten Homers und Zenos, müſſen dieſe wunderſchönen Köpfe kenntlich nach der Natur geformt ſeyn. Doch ſcheint mir, liegt das größte Verdienſt der Künſtler weniger in treuer Darſtellung der Natur als in der geiſtreichen Behandlung, womit ſie bey Ausprägung des höchſten poetiſchen und philoſophiſchen Genies der äußeren Wahrheit nur ſo viel Recht einräumten, als neben der inneren Wahrheit der von ihnen erſchauten Ideale beſtehen konnte. Eben ſo ſcheint mir die Büſte von Sokrates, Alexander und Ariſtoteles, und ſelbſt manch ausgezeichnetes Individuum, als Antinous, Meleager, Atalanta u. ſ. w. nach dem Geſetze einer zweyfachen Wahrheit entworfen, und ſo erkannten es die Alten längſt: »die höchſte Aufgabe der Kunſt beruhe darauf, Wahrheit und Dichtung ſo zu verſchmelzen, daß man nirgends Unterbrechung noch harte Uebergänge gewahre. — Freylich geräth dadurch der Geſchichts- und Alterthumsforſcher manchmal in Verlegenheit, viele der bedeutſamſten Antiken richtig zu bezeichnen, aber ſicher war die Sorgfalt jener großen Künſtler mehr darauf gerichtet, der Nachwelt getreue Modelle der von ihnen erſpähten Ideale als richtige Verzeichniſſe ihrer und ihrer Helden Namen zu überliefern; ja nach der weiſen Strenge, womit die Staatsgeſetze die Aufſtellung jedes mittelmäßigen Kunſtwerks unterſagten, und ſelbſt vorzüglichen Künſtlern die Beyſetzung ihres Namens nur ſelten als außerordentliche Begünſtigung geſtatteten, erhebt man ſich einigermaßen zu dem Begriff von der Höhe und Lauterkeit dieſes goldnen Zeitalters der Kunſt, wogegen die Leerheit und Frivolität unſeres Zeitalters in dunklen Schatten hinabſinkt *).

IX.

Gerade in dieſer Zeit waren die Anſtrengungen der größten Künſtler häufig auf den nämlichen Gegenſtand gerichtet. So wie ſich ſieben Städte Griechenlands um die Ehre von Homers Geburthsſtätte ſtritten, ſo waren vielleicht ſieben und ſiebenzig Künſtler darauf bedacht, die ſchönſte Büſte Homers in Marmor oder auf Cameen zu verewigen; wer hier den Preis errang, weß Büſte durch einen feyerlichen Beſchluß des Senats im Tempel oder im Prytaneum aufgeſtellt ward, deß Verdienſt war herrlicher, als durch Gold belohnt.

Freylich mögen einzelne Preisbewerber ſich ungerecht gekränkt, ſogar verleitet gefühlt haben, ihre herrlichen Leiſtungen im erſten Mißmuthe zu vernichten, aber die edleren Preisbewerber entledigten ſich ihres Schmerzes durch gegenſeitige Austauſchung ihrer Kunſtwerke, denen ſie fortan die erſte Stelle in ihren Muſeen einräumten, für ihre Erhaltung ſogar in ihren Vermächtniſſen ſorgend.

---

*) So oft ich an dieſe herrliche Zeit denke, ſo verfalle ich immer auf die Vermuthung, die im Areopag zu Athen, dem Deo ignoto geweihte Ara, rühre wohl aus dieſer Zeit her. — Vielleicht wäre der Gedanke von Sokrates oder Pythagoras angegeben, und die Inſchrift vorerſt mit leicht verwitternder Materie eingelegt u. ſ. w.

Nach einer ſchönen Sitte dieſes Zeitalters übernahmen Zeuxis, Phidias und Praxiteles nie eine große Aufgabe, ohne ſich zuvor zu feyerlichen Gelübden zu verbinden, und nach vollendeter Leiſtung mit freudigen Dankopfern in den Tempel zu eilen. So ſich und ihre Werke den Göttern weihend, vernahmen ſie wohl in ihrem Inneren die ihnen allein verſtändliche Zuſage: »Euer Gebet ſey erhört, euer Namen und eure Werke ſollen ewig beſtehen, wäre auch die Nachwelt nicht immer ſo glücklich, den Schlüſſel ihrer erſten Bedeutung zu errathen.«

So ſchieden ſie, von Dank und Freude durchzittert, in ihrem Schwanengeſange ſich rühmend:

»Wir haben die Götter geſehen, was ſollen wir länger unter den Menſchen?«

»Die Menſchen und Jahrhunderte mögen wechſeln, aber unſere Götter bleiben ewig!«

»Was wir ſonſt Großes und Schönes in der Menſchheit gefunden, das haben wir in unſern Heroen und andern Geſtalten treu dargeſtellt.«

»Möge Natur und Kunſt nie ermüden, ſich in ähnlichen Geſtalten zu erneuern; ſo wird die Menſchheit nicht völlig entarten.«

»Ja, könnte ſie ſich auch in undurchdringliche Finſterniß verirren, ſo wird des neu erwachten Lebens erſter Pulsſchlag mit uns anheben, der letzte mit uns enden, kein zweiter Prometheus wird geboren.« — —

X.

Welche Seligkeit mag der göttliche Plato empfunden haben, als er nach dem erſten Entwurf ſeines erſten Dialogs inne ward, der Geiſt und die Methode ſeines großen Lehrers ſey ſo in ihn übergegangen, als könnte er ſeine und deſſen Ideen nicht mehr trennen, noch bey einem ihm aufſtoßenden Zweifel unterſcheiden, ob dieſer von ihm oder von Sokrates herrühre? — In einer ſolchen Stimmung, wo die Klarheit der Ideen durch das zarte Spiel flüchtiger Kontraſte geſteigert wird, muß wohl der Timäus oder das Sympoſium componirt, oder einer geſchichtlichen Veranlaſſung nachgebildet ſeyn. Nun denk ich mir, trete Raphael mit ſeinen Julius und Bembo in die Gallerie der Statuen, als ſie eben das Sympoſion geleſen. Voll dankbarer Rührung eilen ſie zu Platons Büſte, und indem ſie über die verlorne Statue des Sokrates klagen, ſtreift Raphaels Blick an einen mit Staub bedeckten Silenskopf, der ſich hier zufällig verirrt zu haben ſcheint. Wie, ruft Raphael, enthält nicht vielleicht dieſer unſcheinbare Kopf ein getreues Gepräge des unerkannten Weiſen, der, wäre er unter uns geboren, auch bey uns unerkannt bleiben könnte. Noch vermögen ſeine Freunde ſeinen Enthuſiasmus nicht mitzufühlen, aber am folgenden Morgen zeigt er ihnen in einer die Nacht entworfenen Skizze, wie zutraulich der edle Greis den flüchtigen Liebling ins Auge faßt, ihn durch die unwiderſtehliche Anmuth ſeiner Ueberredung ſanft nöthigend, den Gang der Unterſuchung in wenigen Sätzen an den Fingern abzuzählen, und nun verſchwindet aller Zweifel! Die Kunſt iſt ſeitdem um zwey intereſſante Charakterköpfe bereichert, und die Wahrheit der Phyſiognomie auf ewig geborgen.

Wenn der Inbegriff alles Wiſſenswürdigen je in eines Menſchen Kopfe concentrirt, und zugleich in lichtvoller Ordnung überſchauet wurde; ſo war dieß der Fall beym Ariſtoteles. Auch iſt es gewiß kein Fehlgriff der Natur, derartige Köpfe ſo zu wölben, um bey jedem verticalen und horizontalen Scheitelſchnitt eine Art regulärer Ellipſe zu bilden! Wirklich tritt dieß ſeltene Phänomen bey der gedachten Büſte im vorzüglichen Grade ein, und ſo darf man ſich nicht wundern, daß der Beſitzſtand des rechtmäßigen Eigenthümers ſo bald und allgemein anerkannt wurde, ohne im Verlaufe von Jahrhunderten durch fremde Anſprüche geſtört zu werden. — Ohne Zweifel hat auch Raphael die Structur dieſes bedeutſamen Kopfs bewundert, aber ſo wie ſich jeder merkwürdige Eindruck ſeiner Seele zum lebendigen Bilde, zu einer Art von Drama geſtaltete, ſo ſchuf er zu dieſem Kopf dieſe Stellung und dieſen Blick, der gleich der Sonne, das Univerſum zu beherrſchen und jeden Nebel niederzuſchlagen ſcheint. Während der Philoſoph die höchſten Geſetze der Staatskunſt entwickelt, bedenklich vor manchem unerkannten Abgrund warnend, ſtellt Raphael ihm einen Jüngling gegenüber, deſſen Geiſte kein Gedanke zu groß, kein Wunſch unerreichbar ſchien, und dieſer Jüngling ſteht da in ſo behaglicher Anſchauung verſunken, als fühlte er Stoff und Kraft genug in ſich, um ſolche Betrachtungen nach Gefallen fortzuſetzen und zu ſeiner Zeit auszuführen; doch darf ihn für jetzt nichts ſtören, denn er würde dem Winde zürnen, der ihm ſeinen verſchürzten Mantel bewegen und ihn nöthigen wollte, ſeine verſchrenkten Arme auseinander zu laſſen! Ob Raphael die Ariſtoteliſche Philoſophie nach ihrem ganzen Werth ſchätzte, weiß ich nicht, aber daß Naturkunde der erſte Grund, Moral und Politik das letzte Ziel der Philoſophie ſey, das wußte er gewiß, und ſo verſetzte er mit Recht dieſe Gruppe in den Mittelpunkt ſeiner herrlichen Schöpfung! Ja wie ſehr er jedes einzelne, wenn auch an engere Grnezen gebundene, Ringen nach Wahrheit ehrte, bewies er an der genialiſchen Heiterkeit ſeines con amore gedachten Epiktets, womit der finſtre Ernſt des ſtolzen Zynikers vortrefflich contraſtirt. — Ob aber Raphael auch zu ſeiner Zeit ſchon jene ſanguiniſchen Menſchen kannte, die das ganze Gebiet des menſchlichen Wiſſens, wie im Sturm, erobern wollen, wähnend: jegliche fremde Erfindung würde ihr Eigenthum, wenn ſie ſie nur mit anderen Worten zu umſchreiben wüßten, oder ob ſein Genius gar in den Geiſt jenes Zeitalters drang, wo halbreife Jünglinge über dem Kitzel des Vielwiſſens, den Reiz eignen Denkens verleugnen, ja der Erfahrung vergangener Jahrhunderte ſpotten, weil dieſe Alten weder tabellariſche Methodologien, noch philoſophiſche Encyklopädien kannten, womit wir Solomens Weisheit verdunkeln; wer könnte das entſcheiden! Allemal erkannte es aber Raphael ſehr beſtimmt: jede große Naturanlage fordere an ſich große Sorgfalt, um weder auszuarten, noch zartere Nebenanlagen zu unterdrücken; denn jene wunderähnliche Geſtalten, wo alle Naturanlagen in ſolcher Harmonie ſchweben, als müßte ſich Keim und Blüthe und Frucht in ſtetem Kreislauf entwickeln, gehören überall zu den ſeltenſten Erſcheinungen. Nimmt man aber an, das erſte Wahrzeichen des mathematiſchen Kopfes beruhe auf dem Bedürfniß nach klaren Ideen, das zweyte auf unbedingter Freude an erkannter Wahrheit, ſo war Raphael ſo gewiß ein geborner Mathematiker als irgend Bramante, Brunelleschi und Buonarotti, und als ſolcher fühlte er ſich gedrungen, der Mathematik als Einleitung und Schlußſtein der geſammten Philoſophie ehrerbiethig zu huldigen! — Vielleicht theilte auch Raphael Platons Meinung: »die Jugend müſſe Mathematik, vorzüglich um ihrer ſelbſt willen lieb gewinnen, ja es hieße der Mathematik einen ſchlechten Dienſt erzeigen, ihr Studium wegen des Reizes ihrer mannigfaltigen Anwendbarkeit zu empfehlen.« Denn ſo gebildete Mathematiker werden nur zu leicht zu kalten gefühlloſen Weſen, deren innerer Wahrheitsſinn um ſo gewiſſer verfliegt, je ſtolzer ſie ſich mit ihren allgemeinen Formeln und unumſtößlichen Calcülen brüſten. — In ſolche Betrachtungen vertieft, entwarf Raphael die Gruppe der liebenswürdigen Greiſe, die ergriffen von der Harmonie der Sphären, dankbar ſtammeln: »köſtlich ſey der Lohn überwundener Schwierigkeiten, köſtlicher der Lohn des ſie erwartenden Nachruhms; das Köſtlichſte der Blick in die ewig fortſchreitende Entwickelung des Menſchengeſchlechts, welches dereinſt den ganzen Kreislauf der erkennbaren Wahrheit vollenden würde.« — Zu dieſem Behuf zerlegen ſie gern ihre tiefſinnigeren Forſchungen in einzelne, leicht faßliche Sätze, befaſſen ſich auch gern mit dem ununterrichteten, wenn nur wißbegierigen Jüngling, und indem ſie ſich bis in die erſten Elemente ihrer Wiſſenſchaft herablaſſen, verlangen ſie keinen andern Dank, als den ſeelenvollen Blick des Auges, dem die ſelbſt gefundene Wahrheit zum erſten mahle lächelt. So, ſcheint mir, muß ſich Raphel den Charakter des anonymen Jünglings gedacht haben, deß freudetrunkner Blick, und ſanft gebogene Stellung, die erſte Concentration in einer Idee, und mit ihr die Anwartſchaft auf höhere Vollendung ſo glücklich darſtellt. — Warum aber Raphael dieſen liebenswürdigen Jüngling und ſeine Lehrer nicht näher bezeichnete, dazu hatte er gewiß ſeine Urſachen; einmahl konnte er denken, Charaktere mit ſolchen Anlagen von der Natur ausgerüſtet, wie Alcibiades und Alexander, ſind immer ſelten, noch ſeltener das Zuſammentreffen mit Männern, wie Sokrates und Ariſtoteles. Aber ächter Durſt nach Wahrheit, der um der Wahrheit willen gern in die erſten Elemente der Erkenntniß dringt, um ſich und Andere mit gleicher Liebe zu unterrichten, läßt nicht zu Schanden werden, läßt auch keinen Dünkel aufkommen, und ſo findet dieſer überall gefällige Lehrer, und eben ſo dankbare Schüler. Vielleicht widerſtand es aber auch ſeinem Genius, ſich zu oft in einer beſtimmten Idee zu wiederholen. Nun war aber in den beiden früheren Gruppen des Contraſtes von Alter und Jugend in hiſtoriſcher Entwickelung genugſam erwähnt; mithin überließ er es dießmahl der Fantaſie des Liebhabers, seine Divinationsgabe an einem beliebigen Ideal der Vor- oder Mitwelt zu üben. Glücklich aber der Vater, dem ein ſolcher Sohn, glücklich der Jüngling, dem ein ſolcher Gefährte als Bruder geboren, oder als Freund gegeben wird!

XVII.

Zuſätze zu dem Aufſatze: Ueber Stolbergs letzte Schriften,

(XII. S. 231 — 296.)

1. Graf Stolberg trat zuerſt, kurz nach ſeiner Rückkehr aus der Schweiz, in Oldenburgiſche, oder fürſtlich Lübeckiſche Dienſte, als Geſandter dieſes mit dem königlich däniſchen Hauſe nahe verwandten Hofes. Der Graf Bernſtorf, mit welchem er durch dieſen Poſten in Amtsverhältniſſe trat, war nicht ſein Oheim, ſondern ſein Schwager, Gemahl ſeiner ältern, innigſt geliebten Schweſter, die im Jahre 1782 ſtarb. — Stolberg blieb in Oldenburgiſchen Dienſten als Landvogt, bis nach dem Tode ſeiner geliebten Agnes. — Ihm wurde hierauf der in jenem Augenblick wichtige Geſandtſchaftspoſten für Dänemark am Berliner Hofe angetragen; er wurde dort, wie an jedem Ort, wo man ihn kannte, geachtet und geliebt. Kränklichkeit und Widerwillen gegen das Hof- und Stadtleben bewogen ihn, dieſe Verhältniſſe zu verlaſſen, und darauf reiſete er im Jahre 1791 nach Italien.

2. Die Zeit betreffend, in welcher Graf Stolberg ſeine verſchiedenen Werke verfertiget hat, kann nachträglich Folgendes bemerkt werden. Auch in frühern Jahren ſind außer den poetiſchen Arbeiten bereits mehrere proſaiſche Aufſätze von ihm erſchienen. — Während ſeines, beinahe ſiebenjährigen Aufenthaltes in Eutin, bearbeitete er die Reiſe, die Ueberſetzung der Platoniſchen Geſpräche, einige kleine Aufſätze und mehrere Gedichte. — Die Ueberſetzungen von Oſſian und Aeſchiles, ſo

wie jene der beiden Schriften des h. Auguſtinus, waren vollendet, ehe er die Religionsgeſchichte im Jahre 1804 zu ſchreiben anfing. — Seine letzten Schriften betreffend, mag geſagt ſeyn, daß das Büchlein von der Liebe, Oſtern 1819, ſchon faſt oder ganz vollendet war. Später arbeitete der Verewigte wieder an den »Beherzigungen«, an welchen er weniger Freude empfand als an der Schrift über die Liebe. Den Schwanengeſang ſchickte er an den Buchhändler weit ſpäter, als alles übrige; dieſer war die Frucht ſeiner Muße bei den Aufenthalt in Söder.

3. Es wäre eine ſo ſchöne als dankbare Aufgabe, auch in den dichteriſchen Werken des Verewigten den Fortgang ſeines Geiſtes nachzuweiſen, und durch Heraushebung einzelner Gedichte aus den verſchiedenen Zeiten ſeines Lebens zu zeigen, wie ſich in ihnen immer dieſelbe geiſtige Grundanlage und Richtung, nur in fortſchreitender Entwicklung offenbart hat. Die ſpäteren Gedichte zeugen von nicht minderem dichteriſchem Schwunge; ihr Charakter iſt ſo ſchön, als die Auffaſſung des fortgehend inniger und beſtimmten Geahndeten reichhaltig und zart. — Unter andern iſt auch wahrzunehmen, daß es die Sehnſucht und Ahnung ſeiner hohen Seele war, wodurch ſchon ſehr früh, und lange ehe irgend ein äußeres Ereigniß, (ehe namentlich der Tod ſeiner überaus innig geliebten Gattin ſein Herz zerriſſen hatte,) ſein Gemüth augenblicklich zur Melancholie geſtimmt wurde. — Dieſer Ernſt, welcher hienieden nicht raſten konnte, der etwas weit Höheres verlangte, als was auch der höchſte und edelſte zeitliche Genuß geben kann, ſpricht ſich unter andern ſchon in dem ſchönen Gedichte Hellebeck, vom Jahre 1776, aus; in dem Gedichte, der Tod, von 1779; in der erhaben ſchönen Ode an Tobias Mumſen »Einer ſternigten Nacht gleicht unſer Leben, Freund u. ſ. w.« von 1782; in dem »Traum,« von 1784, welches freilich als Familiengemählde für die Nahverwandten ein eigenthümliches Intereſſe hat; aber auch beſonders in dem letzten Geſang, durch den erhabe-

nen Ernſt der Gedanken und Gefühle jedes Herz treffen muß u. ſ. w. — Eben ſo beurkunden manche ſeiner Gedichte jene hohe Freudigkeit und wahrhaft kindliche Fröhlichkeit, die er beſonders im Kreiſe der Seinen, und unter Freunden an den Tag legte, und die ihn bis zuletzt, mit immer zunehmender Ruhe und Heiterkeit beſeelten.

4. In einem Rückblick auf das irdiſche Daſeyn und die Lebensverhältniſſe Stolbergs iſt man wohl befugt, auch der in ſeltner Weiſe engen und fortdauernden Seelenverbindung mit ſeinem ältern, ſeitdem auch ſchon heimgegangenen Bruder Erwähnung zu thun. Von der früheſten Jugend an hatte der Verſtorbene, wie er ſelbſt wohl äußerte, keinen Gedanken, keine Empfindung gehabt, die er nicht mit ſeinem Bruder getheilt hätte; und bei ihrem perſönlichen Zuſammenſeyn konnten Anweſende die innerſte Zuneigung und rege Hochachtung bemerken, womit der Eine die Aeußerungen des Andern auch ganz unwillkührlich und gleichſam mit einer ſtillen Zurückhaltung aufzufaſſen befliſſen war. Sie pflegten einander in der Abweſenheit täglich zu ſchreiben. Der ältere Bruder war dem Verklärten der treueſte Gefährte für jede Angelegenheit des Geiſtes und Herzens, der innigſte Freund; und nichts hatte ihre zärtliche gegenſeitige Freundſchaft, und insbeſondere auch die empfundenſte Liebe und Verehrung des Ueberlebenden für ſeinen Bruder, auch nur augenblicklich getrübt.

XVIII.

Ueber den Grundvertrag der Geſellſchaft.

Von H.

Zu eben der Zeit, wo Menſchen ihr Daſeyn, und die Spanne Zeit, die ihnen gegeben war, anwendeten und verſchleuderten, um Satzungen, Einrichtungen und Staaten, die vorhanden waren, die alle ihre Eltern und Voreltern überlebt hatten, und ſogar die Bedingniß und Quelle des Daſeyns eben jener Menſchen und all ihres Beſitzens und Wiſſens und Benützens waren, trotzig um ihre Befugniß zum Daſeyn befragten, und ſolches in Zweifel zu ziehen und es ſelbſt ſogar zu zerſtören, leider mit Erfolg, bemüht waren; befiel ſie alle eine Art von Grauen, den einen vor dem andern; wie ſie den durch ſie vereinzelten Menſchen, den die Theorie iſolirt, und allen Feind in der Lehre zeigte, und den die Natur hülf-, macht- und ſprachlos in der Wildniß zeigt, auf einmal zwar losgebunden von allem ewigen, moraliſchen, geſellſchaftlichen Beſitzſtand, aber auch durch alle den zeitlichen phyſiſchen Beſitzſtand, dem Reſultate der Geſelligkeit, ſo überſtark gegen ſeines Gleichen gerüſtet erblickten. Für das im Staate, der Geſellſchaft, der Familie Vorhandene, was ſich als ein Factum nicht läugnen ließ, fand man in der Perfektibilität des Menſchengeſchlechtes einen zureichenden Grund, aber für die Fortdauer aller dieſer Nothdurft, die noch kein Factum war, fand ſich kein zureichender Grund, und hier nahm man ſeine Zuflucht zu einer Unterſtellung. Man nahm an die nothwendige Bedingniß zur Entſtehung und Erhaltung der Geſellſchaft oder ihr

Grund — die Gebundenheit und Unterwerfung des Willens der Einzelnen unter das der Geſellſchaft Nothwendige — ſey nicht vor ihr entſtanden, ſondern erſt nach ihr; und die Theorie, daß die Geſellſchaft, der Staat — das Reſultat eines Vertrages zwiſchen Menſchen ſey, kam aus einigen unwiſſenden Köpfen, in Syſteme, Lehrbücher, Schulen, die Geſellſchaft, auf den Thron und endlich auch in die Maſſe des Volks. — Was iſt aber dieſe Lehre? nichts anders, als ein Irrthum, eine Lüge und das Ende aller Staaten und Geſellſchaft und Familie; ſo ſagt die Geſchichte, auch jene des Tages, und doch gäbe es keine Lüge, keinen Irrthum ohne Wahrheit, dieſe allein und nicht Gewalt kann jener obſiegen.

Zu allen Zeiten hat der lebende Menſch gefühlt, und der denkende erkannt, daß das Daſeyn ſich nur durch das Daſeyn beweiſen laſſe, daß die Gewalt nur auf das Vorhandene wirken könne, und der Wille allein auf die Zukunft; daß die Grundlage des Staats nicht die Form ſey, in der er ſich zeige, ſondern der Geiſt, der in ihm von Geſchlecht zu Geſchlecht fortlebt, daß menſchliche Satzung, menſchliches Geſetz, und menſchliche Kraft nur mit dem Vorhandenen kämpfen, nicht über das Zukünftige gebieten könne; daß die Zukunft endlich nicht auf einer Beherrſchung der Handlungen, ſondern auf einer Beherrſchung der Willen beruhe, daß nur die Geiſter, die zuſammengebunden ſind, zuſammen leben werden, und nicht die Leiber, die ſtets wechſeln.

So findet man denn freylich den Grund der Geſellſchaft in dem Lande des Willens, in der Religion; ſie allein hält die Menſchen zuſammen, und ſie iſt der Bund, der Vertrag, der aller Geſellſchaft vorausgeht. Hier iſt der wahre geſellſchaftliche Grundvertrag, und die Geſchichte zeigt, daß wo er fehlte, keine Nation, keine Familie entſtand, und wo er aufhörte, alles Erworbene, Nation und Familie, zu Grunde gehen, und in Nichts zurückkehren.

Was alſo der Grundvertrag iſt, haben wir geſehen, es iſt nicht eine vorhiſtoriſche Verabredung zwiſchen Menſchen, es iſt die am Anfange aller Geſchichte ſtehende Anerkenntniß des Bandes des Willens, die Religion. Sie erzeugt die Geſellſchaft, ſie erhält ſie aber auch. Die neue Schule hat Recht, wenn ſie ſagt, die Anerkenntniß des Grundvertrags ſey nöthig, um den Staat zu erhalten, wer ihn läugne, könne im Staate nicht geduldet werden. Deßhalb fordert ſie, daß jedermann die Grundlage ihres Staats, das Band des Willens, die Conſtitution erlerne, kenne und anerkenne. Daſſelbe hat man zu allen Zeiten, in allen Staaten gelehrt, nur wer die Grundlage des Staats erlernt, kennt und anerkennt, kann in ihm als Bürger leben. Doch haben ſie, im Gefühle ihrer Kraft und Stärke, für die Irrenden, Lernenden, Andersdenkenden, eine bemerkenswerthe Toleranz gezeigt, weil ſie wirklich, d. h. in Wahrheit lebten, was die andern nicht können.

Was iſt demnach nöthig im Staate! Dasjenige und eben dasjenige, was auch die Neueren wollen, weil es das Alte iſt: daß ein Jeder im Staate, wenn er handelnd auf ihn Einfluß haben will, das Band des Willens, den Grundvertrag, ſie heißen es Conſtitution, wir nennen es Religion, anerkennen muß; daß Niemand gegen ſie handle, ſchreibe, ſpreche, das jeder neue Bürger in ihr von Eltern und Lehrern unterrichtet werde.

In der neuern Zeit ſucht man die Garantie für den Staat, die Geſellſchaft, für Regenten und Volk in der Anerkennung der Conſtitution; ſie iſt auch darin, denn die wahre Conſtitution des Staates iſt ſeine Religion. Iſt ſie eine wirkliche, lebendige, wahre, bindet ſie die Willen kräftig zuſammen, gebietet ſie dem Menſchen für die nächſte Zukunft, weil ſie ihm das Mittel gibt, der entfernteſten Zukunft zu gebieten, ſtellt ſie die nächſte Zukunft ſicher, weil ſie ihn für alle Zukunft ſicher ſtellt, ſo wird dieſe Conſtitution oder Religion den Staat halten; iſt ſie aber ein Götze, Geld, Irrthum, Lüge, ſo wird er fallen, ſobald die Form des Lebens, die er noch trägt, welche die Wahrheit verlaſſen hat, in welche der Irrthum eingezogen iſt, zerſtört wird.

Der Grundvertrag aller europäiſchen Staaten beſtand nicht in den Zufälligkeiten, den hohlen Worten und Formen, die man Conſtitutionen nennt, und weniger noch jene, die man jetzt künſtlich machen will; ihre Grundlage bildeten nicht jene vermeinten Rechte, und ihre Sicherheit nicht ihre Geſetze und Anſtalten, die jede Revolution, jede üble Laune des großen Kindes, des Volks, in den Koth tritt, ſondern die ewigen Wahrheiten, das ewige Wort, das Band der Willen, die jeder wiſſen kann, weil ſie allgemein verkündet wurden.

Alle europäiſchen Staaten ruhen auf der Anerkenntniß Gottes und ſeiner Gebote; ihre öffentliche Anerkenntniß durch Beobachtung der von einer Kirche vorgeſchriebenen Formen, und nicht die Beſchwörung einer Conſtitutions-Formel, iſt die Anerkenntniß des Grundvertrags.

Wer ſeinen Geiſt oder Körper bildet, was man jetzt leider Erziehung nennt, rüſtet ſich bloß, um von dem Vorhandenen einen größern oder kleinen Theil zu benutzen, zu genießen und zu verzehren; wer ſeinen Willen bindet, rüſtet ſich allein fortzubauen und fortzuerwerben. Wenn die Eltern und der Staat nur Geiſt und Körper bilden, ſorgen ſie für die Zerſtörung des Beſtehenden, und das Leben der Vorhandenen; wenn ſie den Willen binden, ſorgen ſie für das Leben der Zukünftigen.

Weshalb iſt jedermann mißtrauiſch? — weil niemand mehr offenkundig macht, was ſeinen Willen bindet, deshalb fürchtet man überall Willkühr; denn nur die Religion ſpricht von Geboten deſſen, der iſt, alle Conſtitutionen reden nur von Geboten derer, die waren oder vergehen.

Zur Zeit, wo man noch Kenntniſſe hatte und etwas wußte, traute man ſich deshalb, weil in dem Staate wie in der Familie die Mündigkeit und die Rechte von der offenkundigen Anerkenntniß der Geſetze deſſen, der iſt, abhingen, und man denjenigen, der ihn läugnete oder noch an ihm zweifelte, gerade ſo behandelte, wie jetzt jene, welche die neuen Grundverträge läugnen oder bezweifeln.

Die Anerkenntniß eines lebendigen Gottes, und die von ihm befohlene Nächſtenliebe, die zehn Gebote, haben Europa aufgebauet, weil ſie die Willen binden; die Anerkenntniß der Menſchenrechte, der Volks-Souverainität oder der Deſpotie kann das Vorhandene benutzen und verzehren, muß aber hernach Europa zerſtören.

Die wichtigſte Handlung war und blieb in allen Staaten die Eidesleiſtung des Volks, die Eidesleiſtung der Beamten, wo man nicht allein die eine oder andere Clauſel und vergängliche Form beſchwor, ſondern öffentlich den wahren Grundvertrag, die Geſetzgebung Gottes anerkannte, d. h. ſich mit Gehorſam ausgerüſtet erklärte; einem höchſten Richter, einer höchſten ſicheren Gerechtigkeit ſich unterwarf.

Nie ſwird ein Volk ſeinen Obern trauen, wenn es nicht weiß, daß ihr Wille gebunden iſt, nie kann der Obere dem Volke trauen, wenn er nicht ebenfalls ſieht, daß ſein Wille gebunden iſt.

Alle Herrſcher in Europa haben Gottes Gebote anerkannt; was gegen ſie läuft, iſt todt und ab, und lebt nie, was ihnen widerſpricht, vergeht. Wenn man die Völker zweifeln lehrt, ſo zerſtört man die Reiche; wenn man die Jugend ohne Glauben erzieht, ſo tödtet man die Zukunft.

Was in Europa gelebt hat, waren nicht die Formen, die kann Niemand halten, ſondern der Geiſt, der die Formen ſchafft; den kann man erhalten durch Lehre, Unterricht und gutes Beyſpiel. Der Menſch kann weder Leben noch Wahrheit ſchaffen, ſondern nur was er empfangen hat, fortpflanzen oder müſſig liegen laſſen.

Wir ſagen es mit einiger Ueberzeugung, das Geſchrey nach dem Grundvertrag iſt kein Muthwillen, keine Bosheit der Völker und Menſchen, es iſt ein Bedürfniß, das in der Geſellſchaft unter Todesſtrafe befriedigt werden muß. Muthwillen und Bosheit der Menſchen iſt es aber, ſtatt der Anerkenntniß des wahren Grundvertrages, den Völkern ein Menſchenwerk als Götzen hinzugeben; doch der Lohn erreicht ſie bald, denn das erſte Opfer dieſes Götzen ſind die Hände, die ihn zimmerten.

XIX.

Signatur des Zeitalters.

(Beſchluß.)

Durch materielle Kräfte und Mittel allein, kann und wird der Kampf und das Problem des Zeitalters nicht gelöſt werden. Es bedarf einer höhern Löſung von oben, einer Hand und Macht, die nie fehlen kann, um den Gordiſchen Knoten zu löſen. Vergeblich hatte es ein Emporſprößling des Tages, gleich dem alten Alexander verſucht, dieſen Knoten mit dem Schwerdt der Eroberung zu zerhauen; Europa hat dieſes trügliche Fantom falſcher Größe von ſich geſtoßen, nachdem die kurze Täuſchung verſchwunden, und die Welt aus ihrer magiſchen Betäubung wieder erwacht war. In Wahrheit aber wäre, um den Sturm zu beſchwichtigen, wie ehemahls im Fehdengedränge des Mittelalters, ein neuer Gottesfrieden vonnöthen, den man nicht wie irgend ein anders ſchlechtes Surrogat mit Menſchenwitz erſinden kann, noch auch abwarten ſoll, bis man ihn von ungefähr findet, den man aber wohl wieder finden könnte, als ein neues Heilmittel aus alter Quelle, wenn man ernſtlich nach der Fundgrube ſuchen wollte. Bis aber ein ſolcher neuer Gottesfrieden durch den, der es vielleicht vermag, aufgeſtellt, und das Wort dieſes Friedens, wie ein Geſetz des Lichts, in der chaotiſchen Finſterniß für ganz Europa wiedergefunden, und ausgeſprochen iſt; ſoll ſich unſer Deutſchland, wenigſtens in geiſtiger Hinſicht, als das Herz von Europa, wie man es ſo oft genannt hat, bewähren, und beſonders auch an ſeinem Theile im intellektuellen Wirken ſich vorbereiten, damit es den guten Saamen, aus welchem jenes götliche Wort des Friedens einer glücklicheren Zukunft aufblühen ſoll, fruchtbingend in ſeinen Boden aufnehmen, und in gedeihlichem Wachsthum weit umher verbreiten könne.

Wenn auch noch gar kein feſter Stützpunkt der Hoffnung, an den man ſich freudig anſchließen könnte, gegeben iſt, wenn kein göttlicher Funken mehr in der ganzen Maſſe der äußern Ereigniſſe und Verhandlungen ſichtbar, und kaum noch etwas darin zu finden iſt, wofür man mit reinem Ernſt Antheil nehmen könnte; ſo ſoll man darum nicht die zuverſichtliche Ueberzeugung fahren laſſen, daß die Vorſehung aus dem Uebeln, was menſchliche Verkehrtheit und Kurzſichtigkeit verüben, auch hier wieder ein göttlich Gutes hervorrufen, daß ſie alles zum möglichſt Beſten leiten und lenken, und daß die rechte gute Sache, oder die Sache Gottes, wenn auch nicht grade auf die Weiſe, und in dem Sinne, wie wir es in unſerer engen Beſchränktheit nehmen und verſtehen, ſondern in anderer höherer Art, die wir ſelten oder nie im voraus faſſen, und in ſeinen wundervollen Wegen, doch am Ende ſiegen und triumphiren werde. Man darf um ſo weniger durch den trüben Anſchein des jetzigen Zuſtandes der Welt muthlos werden, das Gute, wenn auch nur ganz im Kleinen und Einzelnen, und wie im ſchwachen Keime, zu wirken und zu befördern; da es gewiß iſt, daß alles wahrhaft Gute im Kampf beſtehen, und ihn überleben, und in eine neue glücklichere Epoche, als die erſte Grundlage derſelben, hinüberdauern muß. Fahren wir alſo immer fort, wenn nicht zur gelungenen Behandlung, ſo doch zur richtigern Beurtheilung der großen Aufgabe des Zeitalters, ein geringes Schärflein beizutragen, indem wir dieſe lange im Stillen gehegten Gedanken öffentlich hingeben. Die Unklarheit der Begriffe über das wahre Weſen, und den eigentlichen Zweck des Staats, iſt eine Hauptquelle der jetzt herrſchenden ſtreitigen Meinungen und verworrnen Urtheile. Nach dem falſchen und bloß negativen Begriff vom Staate, beſteht der Zweck deſſelben in der Sicherung des Eigenthums und der Perſonen; wie dieſe Definition, die aber nicht eine bloße Schuldefinition, ſondern eine auch praktiſch für alle andern politiſchen Grundſätze und Meynungen entſcheidende und höchſt wirkſame Anſicht iſt, in unzählig vielen Lehrbüchern zu finden iſt, und überall ins Leben verbreitet wird. Das Gute aber beruht, wie in allen andern Sphären des Wirkens und Daſeyns, ſo auch im Staate, auf einem *göttlich Poſitiven*, auf deſſen Anerkennung, Feſtſtellung und treuen Bewahrung; welches durch eine wohlgeordnete organiſche Einrichtung und Zuſammenfügung am beſten begründet und geſichert wird. Dieſe organiſche Einrichtung beruht nun in den politiſchen Verhältniſſen auf den Corporationen, als den weſentlichen Lebens-Organen des chriſtlichen Staates.

Das Wichtigſte dabei iſt die richtige Auffaſſung jener großen und ewigen Corporationen, des Staats und der Kirche, der Schule und der Gilde, in ihrem gegenſeitigen Verhältniß unter einander und zum chriſtlich begründeten Privatleben, wie es auf dem Heiligthum der Ehe beruht, und in der Familie uns den Anfang und gemeinſamen Urgrund aller andern geſellſchaftlichen Vereine und Verbindungsformen darbietet. Denn nur in dieſem gegenſeitigen Verhältniße jener großen Hauptorgane der menſchlichen Geſellſchaft, welche keines derſelben entbehren, und ſo wenig ohne Kirche und Schule, ohne Religion und Lehre, als ohne den Staat und die Gilde, ohne Schwerdt und Geld beſtehen mag, kann auch die eigenthümliche Natur und der wahre Zweck und Begriff, mit einem Wort, das Poſitive einer jeden von dieſen zu Einem politiſchen Leben ſo mannichfach und eng verflochtenen vier Syſtemen und Sphären des geſellſchaftlichen Vereins, einzeln richtig verſtanden werden.

Faſſen wir nun die Reſultate der bisherigen Betrachtungen in einige wenige feſte Anhaltspunkte zuſammen, um auch die weitere Ausmittelung der im Zeitalter vorliegenden Probleme daran reihen zu können.

Der Partheyenkampf beruht in dem ganz negativ aufgefaßten Weſen des Staats, nach einem bloß abſtracten Begriff deſſelben; und dieſer Streit wird um ſo unauflöslicher und verworrner, jemehr dieſer falſche und irrige Begriff in einer abſoluten Denkart und Geſinnung durchgeführt, und ſelbſt als etwas Abſolutes aufgefaßt wird:

Ein genialiſcher Schriftſteller, welcher das Phänomen des Zeitalters ſo treffend als reich und mannichfaltig zu charakteriſiren weiß, dem es aber in den Principien in einigen Punkten mit der Klarheit zugleich noch an Feſtigkeit mangelt, ſucht die ſtreitenden Elemente der kämpfenden Zeit durch die verſchiedenen Sphären des Raums, der Zeit, und dann des abſoluten Rechtsgebietes bis zu dem höhern geiſtigen Religionsgebiet hindurch zu führen, und in ſeiner Weiſe lebhaft zu ſchildern, indem er die Partheyen in dreifachen Paaren, wie die alten Horatier und Curiatier der römiſchen Vorzeit und Fabelgeſchichte, gegen einander ſtellt. Es ſind aber nur verſchiedene Stadien, einer und derſelben Krankheit, und gegen die ganze Eintheilung und Conſtruction iſt noch manches Weſentliche zu erinnern; inſofern ſie als weſentlich nothwendige Glieder und Stufen betrachtet werden ſollen, was mehrere von ihnen nicht ſind, wie denn auch die gegenſeitige Stellung und Unterordnung eine andre iſt, als die von Görres angegebene. Am einfachſten zwar ſtellen ſich die Partheyen in dem erſten Verhältniß gegen einander, welches auf dem Gegenſatz von beharrlichem Grundbeſitz und dem beweglicheren Geldintereſſe beruht, und alſo allerdings vorzüglich im Raume obwaltet; in welcher Beziehung eigentlich die gewöhnlichen Benennungen von Ultra's und Liberalen genommen werden, in dem beſſern, ja in dem beſten Sinne, der ihnen als gegeneinanderſtehenden Partheyen irgend beigelegt werden kann. In dieſem Sinne verſteht man unter den Ultra's nicht etwa die abſoluten Feinde, Haſſer und

Verfolger alles Neuen, ſondern ſolche Anhänger und ehrenwerthe Verfechter der wohlgeordneten Monarchie in den alten Formen, denen es zunächſt nicht um die Perſon oder den einzelnen Akt der Willkühr und abſoluten Gewalt, ſondern um die Grundſätze des wahren politiſchen Lebens und deren Aufrechthaltung zu thun iſt. Es iſt aber nicht nur der Billigkeit gemäß, ſondern zur richtigen Auffaſſung des Ganzen erforderlich, daß wir auch von der andern Seite eine gemäßigte und beſſere Auffaſſung als denkbar und möglich annehmen, und wenigſtens als Idee aufſtellen und gelten laſſen, wenn gleich die Liberalen in der Wirklichkeit ſich immer weiter von dieſer Gränze der Mäßigung entfernen. In dieſem beſſern und gemäßigtern Sinne würden wir unter der Parthey der Liberalen ſolche verſtehen, welche nicht etwa die religiöſen Grundfeſten alles moraliſchen Vereins und Lebens anfeinden und untergraben, welche auch nicht die alten Gerechtſame und Formen ſchon an ſich und bloß als ſolche, haſſen und anfeinden; ſondern nur die, welche die neuen Intereſſen, inſofern ſie wirklich vorhanden, und weſentlich in den veränderten Verhältniſſen der Zeit, des Eigenthums und des Lebens begründet ſind, vertreten, und mit jenen alten Rechten und Formen im geſetzlichen Wege vereinbaren möchten. So genommen reducirt ſich der ganze Gegenſatz auf den zwiſchen dem beharrlichen Grundbeſitz, und dem beweglichen Geldeigenthum obwaltenden, der in den meiſten großen und entwickelten Staaten vorhanden, und öffentlich oder ſtillſchweigend anerkannt, und mit in die organiſche Ordnung des Staats aufgenommen iſt, ohne daß die Exiſtenz deſſelben durch einen Zwieſpalt der Intereſſen gefährdet würde, welcher vielmehr nur den Umſchwung ſeines Lebens befördert. Dieſes iſt der Punkt, von welchem die Partheyen ausgehen, und hier iſt der Scheideweg, von wo aus ſie ihre fernere Richtung nehmen, entweder zur patriotiſchen Eintracht und einem wohlgeordneten organiſchen Zuſammenwirken, oder auf der andern Seite zur unauflöslichen Erbitterung und einer höheren Steigerung des

Streits, welche endlich zum Verderben führt; über welchen zwiefach möglichen Ausgang dann das nächſte Stadium der Krankheit entſcheidet. Denn als eine politiſche Krankheit müſſen wir den Partheyenkampf zwiſchen den Ultra's und Liberalen betrachten; ſo wie er nämlich in der Wirklichkeit vorliegt, welche ſich immer weiter von jener gemäßigtern Idee wegbewegt, nach welcher er kein Uebel mehr ſeyn würde. Tritt nun der Streit aus den Schranken des Raumes hinüber in die Sphäre der Zeit, wie es Görres nennt, oder in das hiſtoriſche Gebiet, ſo iſt damit der erſte Schritt geſchehen zur ausſöhnenden Annäherung der Partheyen und möglichen Ausgleichung und Heilung des Uebels, die um ſo leichter von Statten gehen, und um ſo vollſtändiger erfolgen, je reichere hiſtoriſche Anhaltspunkte in der Lokalverfaſſung und dem ganzen Lebenszuſtande noch vorhanden und gegeben ſind; je organiſcher man ſich an dieſe anſchließt, und je mehr eine umfaſſende hiſtoriſche Erkenntniß und Geſinnung von beiden Seiten bei den Vertretern des Alten, wie bei denen des Neuen vorwaltet. Denn ſobald ſie auf das Poſitive zurückgehen, wie ſie es nach dieſem geſchichtlichen Standpuncte nicht umhin können zu thun, ſo werden ſie auch immer mehr in die begründeten Anſprüche und in die ganze Idee und Stellung der andern Parthey eingehen müſſen, die ja auf derſelben faktiſchen Wahrheit beruht, und bereit ſeye, ſie anzuerkennen, und ihr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſo daß es dann kaum noch Partheyen zu nennen ſind, ſondern obwohl getrennte und verſchiedene doch zuſammenwirkende Kräfte und Elemente eines gemeinſamen und geſunden politiſchen Lebens.

Das Poſitive allein, wie es das Fundament des friedlich geordneten Staats iſt, ſo iſt es auch das einzige Mittel zur friedlichen Ausgleichung der Partheyen.

Es haben viele lobenswerthe Beſtrebungen, beſonders in Deutſchland Statt gefunden, um den Streit der Partheyen und den Kampf der Zeit in das hiſtoriſche Gebiet hinüber zu führen, und dort zu ſchlichten; und dieſe Beſtrebungen, deren Verdienſte wir hier bei weitem nicht alle im Einzelnen würdigen können, haben unſtreitig ſchon hier und da ſichtbar viele gute Früchte getragen. Wenn aber gleichwohl im Ganzen genommen, und in vielen Theilen von Europa, die Partheyen feindlicher als je gegen einander ſtehen, die ſchlechteſten nicht ſelten die Oberhand gewinnen; ſo liegt ein Hauptgrund davon darin, daß jene hiſtoriſche Ausgleichung, welche den Anfang der Heilung und den Weg zum Frieden darbietet, gar nicht überall eingeſchlagen worden, ſondern daß der Streit mehrentheils in ein anderes Gebiet hinüber getreten iſt, welches als ein zweites bösartigeres Krankheitsſtadium durchaus nicht mehr zur Beſſerung, ſondern nur unaufhaltſam zum Verderben führt. Dieſes iſt jene Sphäre, welche Görres nicht genügend, als die geiſtige, ja als das Rechtsgebiet bezeichnet. Wenn aber ein Geiſt hier waltet, ſo iſt es nur der böſe Geiſt einer unbeugſamen Ichheit; das Recht aber, von dem hier die Rede iſt, und um welches der endloſe Streit geführt wird, iſt nicht das wahre, dauernde, lebendige Friedensrecht nach chriſtlicher Sitte und Billigkeit, ſondern es iſt das todte, abſtracte, ſtrenge, Vernunft- und Buchſtabenrecht, welches jedem abſoluten und mithin verderblichen Wollen von allen Seiten zum umhüllenden Gewande gegeben wird, und zur anmaßenden Ueberſchrift dient; und dieſes iſt, wie der Buchſtabe überall tödtet, das eigentlich zerſtörende Element des politiſchen Lebens. Es iſt das Gebiet eines ſich nicht bloß entgegenſtehenden, ſondern ſich doppelt und mehrfach durchkreuzenden, in ſich aber, gleich abſoluten und zerſtörenden Wollens. In dieſem Stadium der Krankheit iſt keine Beſſerung mehr zu hoffen; ganz vergeblich iſt es da, die Partheyen ausſöhnen oder vermitteln zu wollen, wenn aus den Liberalen einmahl Radikale geworden ſind, die nicht mehr eine partielle Erweiterung des alten Syſtems, ſondern den gänzlichen Umſturz deſſelben bezwecken; ſo wie die Servilen nicht mehr die weſentlichen Grundſätze der monarchiſchen Ordnung auf Jahrhunderte zu befeſtigen, ſondern nur den einzelnen Moment der abſoluten Gewalt unbedingt durchzuſetzen, im Auge und im Sinne haben. Da bleibt denn nichts übrig, als ein Kampf auf Tod und Leben, und dieſe Stufe des Zeitalters haben wir früher mit dem unheilſchwangern Ausdrucke bezeichnet: das Abſolute ſey jetzt in die Geſchichte eingetreten. Der Geiſt des Abſoluten aber in der Denkart und in den Grundſätzen, wie in dem Ziel der Beſtrebungen, iſt ein Uebel von anſteckender Art; und darin liegt die Gefahr, daß auch das gute Princip in dem Kampf gegen das böſe, und in einer geſteigerten Erbitterung, ſein eigenes rechtes Maß verlieren und mit vergiftet, mit abſolut und böſe werden kann. Jede Uebertreibung legt den Grund zu einer Reaction, und dieſes iſt eine alte und trivial gewordene Bemerkung, wie denn auch das ſchon eine alte Bemerkung iſt, daß alle Lehren der Weltgeſchichte für diejenigen verloren bleiben, die einmal abſolut denken, oder in ihrem ganzen Weſen und Wollen abſolut geworden ſind. Die erwähnte und zu fürchtende Reaction aber braucht nicht bloß eine zukünftige in der Zeit zu ſeyn, ſondern nachdem Europa ſolidariſch Eins geworden, kann ſie auch unmittelbar aber in die Ferne des Raums hinwirken, und am entgegenſtehenden Ende oder Gliede des geſellſchaftlichen Körpers hervortreten oder ausbrechen; wie dieſes dem beobachtenden Blicke eben nicht befremdend iſt. Wenn man Frieden, Ordnung und Recht erhalten will, ſo muß man vor allem zu den Quellen zurückführen, und ſelbſt zurückgehen, aus denen allein zuerſt und zuletzt, von Anfang und auf die Dauer, Friede, Recht und Ordnung hervorgeht und herſtammt. Ich weiß es wohl, wie ſolche Anmahnung, ſo oft man dieſe Saite berührt, in der Welt pflegt aufgenommen zu werden; ſcheinbar ſehr gut, und mit der beſten Manier, im Grunde aber ohne alles Gefühl für den Ernſt der tieferen Wahrheit. Da heißt es denn mehrentheils: ja, man müſſe nur erſt mit allen den Aeußerungen von Anarchie fertig ſeyn, und jede Aufregung derſelben wieder zurückgedrängt oder beſchwichtigt haben, dann würde ſich wohl auch Zeit und Gelegenheit finden, die Religion wieder herzuſtellen, ſo wie man im Kriege vor allen Dingen die Schlachten gewinnen muß, und dann nachgehends, wenn erſt der Sieg gewonnen iſt, wohl daran denken mag, in der Sicherheit des Friedens, auch die Künſte und Wiſſenſchaften zu begünſtigen und in Flor zu bringen. Aber dem iſt nicht alſo; denn gerade der Krieg ſelbſt iſt hier ein innerer, geiſtiger, moraliſcher, in welchem der Sieg zuerſt und vor allem andern gewonnen werden ſoll. Und wenn jedes antichriſtliche Streben, welches als materielle Macht auftritt, auch äußerlich bekämpft werden, und durch die größere Macht und den noch umfaſſendern Verſtand gegen den falſchen und mißbrauchten niedergeſchlagen werden muß; ſo muß doch mit jenem Kampfe ſelbſt auch die poſitive Begründung und neue Belebung einer chriſtlichen Lebens- und Staatsordnung zugleich und Hand in Hand vorwärts ſchreiten. Denn wie könnte man wohl je zu Ende kommen, wenn man immerfort das Werk nur auf die Zukunft hinausweiſen und aufſchieben wollte, ohne irgend einmal mit dem Anfang ſelbſt wirklich anzufangen? Es ſteht auch ſehr zu beſorgen, daß bei jener Maxime der Zögerung eine ganze falſche Zeitberechnung der jetzigen Welthiſtorie zum Grunde liegen, und wohl nicht ſo gar viele überflüſſige Zeit zu verlieren ſeyn dürfte. Es iſt keine bloße Redensart mehr, daß Religion und Gottesfurcht die einzigen feſten Grundlagen des Lebens und der Staaten ſind; ſondern es iſt bitterer Ernſt, und fängt wohl [illegible], ſich je mehr und mehr als Ernſt zu bewähren, je klarer es in der Weltgeſchichte einleuchtet, daß alles Andre, ohne dieſes Eine, was Noth iſt, nichts helfen und fruchten will. Wir dürfen auch nicht verſchweigen, daß die hiſtoriſche Verſtändigung und Begründung der Partheyen zwar wohl manches klar macht und aufhellt, und manchen Stein des Anſtoßes aus dem Wege räumt; aber doch iſt es nur ein Anfang der Ausgleichung, ein Weg zur friedlichen Auflöſung, noch nicht dieſe ganz vollſtändig ſelbſt. Dieſe kann nur in jener Region gefunden werden, welche Görres als die vierte und höchſte bezeichnet, und die wohl mit Recht die geiſtige genannt wird, da ſie das Wiſſen ſammt dem Glauben umfaßt. Hier, wo die Wunde zuerſt geſchlagen iſt, muß auch die Heilung ihren Anfang nehmen; und der Verfaſſer hat ſich ein großes Verdienſt dadurch erworben, daß er den Charakter und den Muth gehabt, dieſe an ſich ſo einfache Wahrheit öffentlich auszuſprechen, daß ein neuer, höherer Religionsfrieden dasjenige iſt, was das Zeitalter vor allem bedarf, und was allein die Zukunft ſicher ſtellen, und die alte Grundlage neu befeſtigen kann. Dahin leitet und deutet uns auch der ganze jetzige Wendepunkt der Weltgeſchichte, und hier in dieſem Schlußgedanken des Verfaſſers liegt die wahre Orientirung ſeines Werkes, welche in dem mythologiſchen Bilderdunkel der Einleitung vergeblich geſucht wird. Es muß getadelt werden, und iſt mit ein Grund, warum ſeine welthiſtoriſche Anſicht, ſo hell und ſcharf er auch den gegenwärtigen Moment erfaßt, im Ganzen doch nicht zur Klarheit gelangen konnte, weil er den Mittelpunkt nicht feſt genug gehalten hat; indem er den Zwieſpalt auch in dieſe höhere Region noch mit hinüber führen will, aus welcher allein der wahre Friede kommen kann, und die er ſelbſt ſo vollſtändig anerkannt hat. Der feindliche Gegenſatz zwiſchen dem Glauben und dem Wiſſen iſt eben keinesweges ein an ſich gültiger und natürlicher, den man als ſolchen anerkennen müßte, ſondern es iſt eine durchaus proteſtantiſche Trennung, welche dem beſſern Alterthum in dieſer Art durchaus unbekannt war, und erſt mit dieſer neuen Epoche begonnen hat: wo aus der Schlechtigkeit und Seichtigkeit des Wiſſens, welches ſich vom Glauben abgetrennt, zuerſt die Spaltung des Glaubens ſelbſt entſprungen iſt, woraus dann die feindlich gegen das ſchlechtgewordene Wiſſen geſtellte Abſchließung, und endlich die innere Lebenserkaltung des Glaubens hintennach folgte, wobey auch das Verderbliche des Wiſſens in ſeiner falſchen antireligiöſen Richtung immer höher ſtieg. Wenn das göttliche Princip im Menſchen die höchſten Kräfte gegen einander richtet, wenn der innerſte Lebensgeiſt des geſellſchaftlichen Körpers in ſeinen Elementen ſich ſelbſt zerſtört, wie ſollte der Körper ſelbſt wohl in guter Ordnung und im organiſchen Wohlſeyn beſtehen können? Wohl mag dieſe Unterſuchung manchem demungeachtet ſehr weit entfernt zu ſeyn ſcheinen von dem Problem des Friedens, wie es im Phänomen des Zeitalters und ſeiner Zerſtörung zunächſt vorliegt. Es iſt überhaupt ſehr ſchwer über das Zeitalter mit denjenigen, die darin befangen ſind, ſich zu verſtändigen. Das Alte, beſonders das rechte Alte, wollen ſie einmahl nicht, und mögen nicht davon hören, und darin ſind ſie mehrentheils alle einverſtanden; irgend etwas wahrhaft Neues hervorzubringen, fühlen ſie ſelbſt ihr gänzliches Unvermögen; das Ewige aber iſt ihnen abhanden gekommen. — Und doch läßt ſich nur aus dieſem mit Klarheit reden und zur Klarheit und Eintracht gelangen, in dem Zwieſpalt zwiſchen dem Alten und Neuen.

Das Poſitive aber, der Friede und die innere Feſtigkeit und Einheit des Staats, läßt ſich nur in dem organiſchen Zuſammenhange und Verhältniß zur Kirche und Schule im Einklange mit dem Poſitiven des Glaubens und des Wiſſens verſtehen. Dieſes iſt das Princip, von dem wir überall ausgehen, und wohin uns auch alles zurückführt. Das ſollte aber wohl aus der Geſchichte und Erfahrung einleuchtend ſeyn, daß wenn jener innere Lebensgeiſt dem geſellſchaftlichen Körper entzogen wird, nichts als die todte Schlacke übrig bleiben kann. Es wollen die ſtarren Elemente innerlich nicht mehr zuſammengehen, wenn auch äußerlich gar kein Anlaß und kein Anſchein von Streit oder Krieg da iſt, und dieſes Gefühl iſt es wohl, was ſich jedem aus dem Leben und der Beobachtung zunächſt jetzt am entſcheidendſten und unwiderſtehlichſten aufdringt. Es iſt die alte fatale Miſchung, wie der Prophet ſie an den Fußzehen ſeines welthiſtoriſchen Traumbildes beſchreibt; ſprödes hartes Eiſen, und dürre Scherben bilden die widerwärtige Zuſammenſetzung, die nie in Eins verſchmelzen will; rohe Militärgewalt und der trockne repräſentative Schein, oder irgend ein andres gleich unerſprießliches und leeres Formel- oder bloßes Denkweſen; das ſind im Allgemeinen die unerfreulichen Elemente des jetzigen Lebens, nachdem die Weltgeſchichte einmahl an das Fußgeſtell des Völker-Rieſen angelangt iſt.

Ehe wir aber die Lehre von dem Poſitiven, ſowohl dem geſchichtlichen als dem göttlichen, worauf der Staat in Frieden und Recht beruht, weiter für das Bedürfniß und Problem der Zeit entfalten und wenigſtens die nah gelegenſten praktiſchen Anwendungen aus dieſem fruchtbaren Princip hervorheben, erfordert es die Gerechtigkeit, daß wir einen Blick zurückwerfen auf diejenigen, welche die Wahrheit gegen den revolutionären Strudel und Andrang der Zeit aufrecht erhalten, und beſonders auch in Deutſchland eine Schule der beſſern politiſchen Denkart und Erkenntniß begründet haben.

Ausgegangen iſt dieſe beſſere Schule der Politik von dem großen Engländer **Burke**, der allen einſeitigen Syſtemen fremd, und den leeren Theorien feind, aber angefüllt mit aller Kraft der lebendigſten politiſchen Erfahrung, und alles geſchichtliche und göttliche Poſitive der Europäiſchen Staatseinrichtung mit großem Geiſt und im angeſtammten Gefühl umfaſſend, wie ein ſtarker Damm von der Vorſehung gegen die revolutionären Irrthümer mit ſeinen charaktervollen Schriften, in bewundernswerther Beredſamkeit hingepflanzt worden. Von dieſem Anhaltspunkte ausgehend, hat **Gentz** in Deutſchland den Kampf weiter fortgeführt, claſſiſch für die ganze Epoche von 1792 bis 1806; deren hiſtoriſche Grundzüge und Umriſſe für die Zukunft in reichhaltiger Gründlichkeit in der Reihe ſeiner Schriften vorgearbeitet und niedergelegt ſind. Das Poſitive, was er zum Grunde legt, worauf er überall baut und hinführt, iſt grade dasjenige, welches dem Eroberungsgeiſte und den Uſurpatienen jenes Zeitraums entgegen geſetzt werden mußte; es ſind die friedlichen

Grundſätze des diplomatiſchen Völkerrechts, wie ſolches durch die großen Friedensſchlüſſe des achtzehnten Jahrhunderts, in der Blüthe der modernen europäiſchen Geiſtescultur war ausgebildet worden; indem uns der meiſterhafte Styl ſeiner correcten Beredſamkeit, in geiſtreicher Klarheit des Verſtandes, von eben dieſer vielſeitigen Geiſtescultur des achtzehnten Jahrhunderts ein Abbild gewährt, was um ſo wohlthuender wirkt, je ſeltner es zu werden anfängt. Unter den Franzoſen hatte Bonald die Idee des chriſtlichen Staates in monarchiſcher Verfaſſung aufgeſtellt; zwar aus der Theorie, aber aus einer religiös und geſchichtlich ſehr tief und wohl begründeten Theorie, in der trüben Zeit Anfangs wenig verſtanden, und auch nur von Wenigen gekannt. Dieſer Idee hat Adam Müller, auf eigenthümlichem Wege ſcheinbarer Paradoxie mit glänzendem dialektiſchen Talent, die reichhaltigſte weitere Entfaltung gegeben; wobey nur etwa vermißt werden kann, daß beſonders in den frühern Schriften dem dynamiſchen Spiel der Gegenſätze und Gegengewichte in der Organiſation des Staats noch zu viel Raum gegeben, dagegen dann die hiſtoriſche Grundlegung und das geſchichtlich Poſitive in der Entwicklung der chriſtlichen Staaten weniger zureichend berückſichtigt worden iſt. Auf dieſes geſchichtlich Poſitive in allen Staatsverhältniſſen, in Gegenſatz der leeren Theorien des modernen Naturrechts, oder des abſoluten Vernunftrechts unſrer Zeiten, iſt Hallers Beſtreben in ſeinem gründlichen Reſtaurationswerke bis jetzt ausſchließend gerichtet geweſen. Er nahm dieſes Poſitive überall ganz feſt hiſtoriſch, und rein faktiſch, und Anfangs völlig gleich, ohne Unterſcheidung des Großen und Kleinen, der Republik oder der monarchiſchen Verfaſſung, wie ihm ſein Vaterland ſelbſt, als Schweizer, die bunteſte Mannichfaltigkeit verſchiedener Rechtsformen in ſeinem kleinen Staatenſyſteme darbot. Nachdem er aber in ſeiner umfaſſenden Durcharbeitung des ganzen Gegenſtandes an dasjenige Kapitel und Faktum von höherer Art, an das Inſtitut der Kirche, welches die Grundlage und den Mittelpunkt aller übrigen geſellſchaftlichen

Inſtitute enthält und bildet, gelangt war; ſo iſt ihm nach ſeinem graden Verſtande und geſunden Urtheil, von einem redlichen Willen und ſtarken Charakter geleitet, damit auch die Erkenntniß des göttlich Poſitiven in dem menſchlichen Geſellſchaftsvereine zu Theil geworden, und ſo durch die That ergänzt, was an der frühern Anſicht noch mangelhaft ſcheinen konnte.

Der Schriftſteller, welchen wir ſchon mit bedingtem Lobe angeführt und anerkannt haben, wie es die Gerechtigkeit erforderte, Görres, ſchwankt in der Theorie zwiſchen den corporativen Grundſätzen, über die er vieles Vortreffliche enthält, und zwiſchen dem gewöhnlichen repräſentativen Schein, dem er immer noch zu ſehr anhängt. Meiſterhaft aber bleibt er in der charakteriſtiſchen Auffaſſung und lebendigen Schilderung der neueſten, viel bewegten Zeit von 1810 bis 1820, für welche er den reichſten Stoff künftiger hiſtoriſcher Umriſſe liefert. Das Poſitive in ſeiner Anſicht iſt die welthiſtoriſche Bedeutung des gegenwärtigen Moments, wie er ſie in religiöſer Beziehung aufgefaßt hat, und weil er dieſes ſo klar ausgeſprochen, müſſen wir ihn, auf ſeinem beſondern Standpunkte, als den umfaſſendſten und geiſtvollſten unter den Deutſchen Doctrinairs, den Vertheidigern der chriſtlichen Staatstheorie im Ganzen beyzählen, wie viel Incorrectes auch in ſeinen Meynungen im Einzelnen noch gefunden werden mag.

Unter allen dieſen Wiederherſtellern des chriſtlichen Staatsbegriffs würde der Graf Maiſtre vielleicht die erſte Stelle einnehmen, inſofern wenigſtens die Idee der geiſtlichen Macht und der religiöſen Grundlage des monarchiſchen Staats von keinem andern mit dieſer Klarheit und Gründlichkeit dargeſtellt worden iſt; wenn nur nicht die hiſtoriſche Begründung und Ausführung jener an ſich richtigen Idee dabey ſo äußerſt fehlerhaft von ihm behandelt worden wäre. Denn nachdem er die chriſtliche Vergangenheit ganz einſeitig und durchaus falſch auffaßt und beurtheilt, weil er das andre Element in der Geſchichte des Mittelalters, die Idee des deutſchen Kaiſerthums nämlich, gar nicht erkannt und verſtanden hat, und ganz unbeachtet bey Seite liegen läßt; während er auch die katholiſche Wiſſenſchaft, obwohl er ſie etwas mehr verſteht und beſſer erkennt, doch viel zu furchtſam anfaßt, als daß er daraus für die chriſtliche Zukunft eine genügende Auskunft gewinnen könnte; ſo mußte natürlich auch ſeine Anſicht von der Gegenwart ſehr unbefriedigend ausfallen, und ſtatt der nöthigen praktiſch heilſamen Belehrungen, gibt uns ſeine neue Metaphyſik aller Criminalſtrafen und Schreckniſſe, nur ſehr ſinnreiche und glänzende, aber eigentlich unbrauchbare und nicht zum Zweck führende Ultragedanken.

Sollte nun angegeben werden, und Nachfrage geſchehen, worin die eigne Theorie beſtehe, welche allerdings dieſen freyen Betrachtungen ſehr beſtimmt zum Grunde liegt;- ſo kann ich das Unterſcheidende derſelben in der Kürze wohl am beſten dadurch bezeichnen und erklären, wenn ich ſage, daß, nachdem einmal das abſtracte Recht, und die abſoluten Vernunft-Grundſätze als eine durchaus nichtige und illuſoriſche Grundlage für den Staat anerkannt worden, deſſen Weſen ganz auf dem Poſitiven beruht, mein Beſtreben bey einer weitern Ausführung dahin gerichtet ſeyn würde, zu zeigen, wie überall das geſchichtliche und das göttliche Poſitive verbunden und vereint erſt den feſten Grund des Lebens und der Geſellſchaft gewähren. Eine ſolche hiſtoriſche Begründung des chriſtlichen Staats läßt ſich nicht aufſtellen und entwickeln, ohne zugleich die Kirche und die Schule mit in die Betrachtung zu ziehen; indem der poſitive Zweck, Begriff und Grund von allen jenen ewigen Corporationen und großen Hauptorganen des geſellſchaftlichen Daſeyns nur in ihrem gegenſeitigen Verhältniß und organiſchen Zuſammenhang richtig erkannt und verſtanden werden kann. Darin fehlt es aber bis jetzt am meiſten in der Staatstheorie; indem in den politiſchen Schriften, von der Kirche und dem intellectuellen Leben, oder der Schule, entweder gar keine Notiz genommen, und gar kein Begriff davon gefunden wird, oder die allerirrigſten und oberflächlichſten Anſichten darüber herrſchen; da doch gerade hier die verwickeltſten Fragen über die eigentlichen Probleme unſerer Zeit zuſammentreffen, und nur in einer tiefern, und vollſtändigen Auffaſſung jener Grundverhältniſſe, ihre Beantwortung und Auflöſung finden können.

Es gehört ſchon unter die glücklichen Ausnahmen, wenn in den jetzigen Staatstheorien auch nur die Gilde, das heißt der Welthandel und das Geldverhältniß, nach dem ganzen Umfange ihres Einfluſſes, genügend mit in die Betrachtung gezogen ſind. Indeſſen wird dieſes doch noch eher gefunden, und hier und da wohl ein befriedigender Aufſchluß darüber gegeben. Um ſo eher mag ſich dieſe gegenwärtige Betrachtung auf die drey andern Grundinſtitute des geſellſchaftlichen Daſeyns, Staat, Kirche und Schule beſchränken, um zu zeigen, wie die richtige Theorie derſelben, in dem Grundſatz des irdiſchen, göttlichen und geiſtigen, oder intellectuellen Friedens auf das Innigſte zuſammenhängt. Zwar leiden wir eigentlich an einem doppelten Zwieſpalt in dem Zuſtande des Zeitalters, ſo lange der Staat und die Gilde in ihren Zwecken, Bedürfniſſen, und weſentlichen Beſtrebungen nicht zuſammenſtimmen, Kirche und Schule, beyde auch in ſich ſelbſt hinreichend zerſpalten, durchaus feindlich gegen einander arbeiten; und inſofern müßte auch jener ganze Zuſammenhang des Handels und des Geldes mit in die Betrachtung gezogen werden. Indeſſen aber muß ich mich beſchränken, nur episodiſch die Stelle zu bezeichnen, wo dieſes Element hingehört und eingreift, da es mir an den poſitiven Hülfskenntniſſen für das nähere Einzelne fehlen würde, was auch Andere ſchon zureichend erörtert haben. Der Zwieſpalt zwiſchen dieſem Element oder der in unſerm Zeitalter mehr als jemals zu einer ſelbſtſtändigen Macht erwachſenen Gilde, mit ihrem alle Adern des geſellſchaftlichen Lebens durchdringenden Einfluß, und dem alten, auf Ackerbau und Adel gegründeten monarchiſchen Staat, iſt ohnedieß von der Art, daß keine noch ſo gründliche Theorie ihn ausgleichen wird, ſondern nur der Lauf der Begebenheiten ſelbſt, im Gange ihrer welthiſtoriſchen Entwicklung, ihn zu ſchlichten und zu entſcheiden vermag. Wenden wir den Blick daher lieber auf die andere intellectuelle Seite, ob ſich vielleicht da eher eine Ausſicht öffnet, aus dem zwiefach geſpaltnen, und eigentlich geviertheilten Zuſtande der Zeit heraus zu kommen, in eine friedliche Lebensordnung, beruhend auf der dreyfachen Gewalt und Wirkung einer wohlgeordneten und billigen Staatsgerechtigkeit, eines unerſchütterlichen, allgemeinen religiöſen Friedens und einer mit dieſen harmoniſch zuſammenwirkenden intellectuellen Bildung.

Wenn wir nun den lebendigen Begriff und die wahre Idee des chriſtlichen Staats nach ſeinen innern Kennzeichen und charakteriſtiſchen Eigenſchaften richtig auffaſſen und nach der welthiſtoriſchen Wahrheit darſtellen und erklaren wollen; ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß dabey nicht ausſchließend auf den Umſtand geſehen und allein darnach geurtheilt werden darf, ob das Chriſtenthum, entweder nach der altkatholiſchen Kirche, oder nach irgend einer der bekannten und anerkannten neuern Confeſſionen, in einem Lande und Staate eingeführt, und entweder mit Ausſchließung jedes andern Glaubens auf ſelbigem Gebiete allein gültig ſey, oder aber doch als herrſchende Staatsreligion vor allen übrigen den Vorzug habe. Es kommt vielmehr nur darauf an, ob die vorwaltenden Maximen, Verfahrungsweiſen, Grundſätze und herrſchenden Principien des Staats ſelbſt, in ſeiner eigenen Sphäre, ganz unabhängig von der äußern kirchlichen Confeſſion, ihrem innern Geiſte nach, mit dem Chriſtenthume übereinſtimmen, und alſo weſentlich chriſtlich ſind, oder nicht. Hier läßt ſich nun wohl der Fall denken, daß auf der einen Seite, ſelbſt ein weiſe eingerichteter heidniſcher Staat, ſittlich geordnet und in rechtlichem Frieden beharrend, manche Eigenſchaften darbieten könnte, welche in Hinſicht auf dieſen guten Geiſt, welcher den ganzen Staatskörper beſeelt, in Wahrheit chriſtlich genannt zu werden verdienten. Auf der andern Seite aber bietet uns auch die welthiſtoriſche Erfahrung von achtzehn Jahrhunderten üble Beyſpiele genug dar von ſolchen chriſtlichen Staaten, die in Wahrheit wohl von einem böſen, von Grund aus unfriedlichen und zerſtörenden Geiſte beſeelt waren, und deren Verfahrungsweiſe keinesweges mit den Lehren und Grundſätzen des Chriſtenthums übereinſtimmte. Auf den immer nur wandelbaren und vorübergehenden guten oder böſen Charakter der Regenten, und derer, welche ſonſt das Staatsruder führen, darf man indeſſen dabey nicht allein ſehen; ſondern nur auf die herrſchenden Principien und als gültig aufgeſtellten und anerkannten Grundſätze. Es würden ſich aber allerdings aus jenem reichen welthiſtoriſchen Vorrath der geſammten neuern Geſchichte auch Beyſpiele genug von einzelnen zur Chriſtenheit gehörigen Staaten auffinden laſſen, wo auch ſolche Grundſätze und Begriffe mit in das herrſchende Staatsſyſtem aufgenommen waren, welche bey genauer Prüfung wohl als durchaus unchriſtlich befunden werden dürften; wie denn überhaupt die Wirklichkeit hinter der Idee mehrentheils weit zurückbleibt, ſo daß man faſt nur einen trivial gewordenen Gemeinplatz zwecklos wiederhohlen würde, wenn man noch ausdrücklich bemerken wollte, daß vielleicht noch nie ein wirklich beſtehender, und hiſtoriſch bekannter Staat, der Idee eines chriſtlichen Gemeinweſens oder Reiches, nach innen und außen, ganz vollkommen entſprochen habe. Dazu kommt noch, daß, wo immer eine geiſtige und göttliche Idee ausgeführt, und wirklich gemacht werden ſoll, die Art und Weiſe der Ausführung immer nach Zeit und Umſtänden, und zwar nach der innerſten Lokalbeſchaffenheit derſelben, mit beſtimmt, und weſentlich modificirt wird; ſo daß uns z. B. manches in den Verfaſſungen und eigenthümlichen Inſtituten des Mittelalters, welche wirklich auf der Idee eines chriſtlichen Gemeinweſens beruhten und aus dem Streben darnach hervorgingen, jetzt als tadelnswerth oder ſehr unvollkommen erſcheint, weil wir es mehr nach den Begriffen unſrer Zeit und Theorie, als nach dem hiſtoriſchen Zuſammenhange und dem Weltcharakter jener ältern Epoche in der Entwicklung des chriſtlichen Abendlandes beurtheilen.

Soll nun der Begriff des chriſtlichen Staates hiſtoriſch begründet werden, ſo müßte man den Blick von allem Zufälligen, und von den bloß vorübergehenden Phänomenen entfernt halten, und zuerſt nur wie von Außen die unterſcheidenden Kriterien und vorzüglich charakteriſtiſchen Eigenſchaften des chriſtlichen Staats in großen hiſtoriſchen Zügen entwerfen, zugleich aber immer tiefer in den wahren Grund dieſer an ſich ſo deutlich hervortretenden, geſchichtlichen Merkmalen einzudringen ſtreben, um ſo das eigenthümliche Weſen der geſuchten Idee deſto ſicherer zu erfaſſen. Verſuchen wir alſo dieſes Ziel, durch eine fortgehende Stufenleiter von immer weſentlicher eindringenden hiſtoriſchen Beſtimmungen und Annäherungen zu erreichen, indem wir zuerſt nur von den gleich und überall ſichtbaren und äußerlich auffallendſten Phänomenen ausgehen. Wenn gleich nun die nachfolgende erſte hiſtoriſche Beſtimmung nichts als das allerbekannteſte enthalten kann, ſo wird doch ſchon die nähere Erörterung auf manchen nicht ſogleich zu entſcheidenden Zweifelspunkt, ſo wie die Auflöſung deſſelben wieder ſchon näher an das innere Weſen des zu beſtimmenden chriſtlichen Staatsbegriffs führen.

I. Der chriſtliche Staat iſt ein Staat ohne Sklaven, und wo die Ehe als etwas Heiliges betrachtet und behandelt wird.

Es muß zuerſt bemerkt werden, daß wir hier keine Art von Dienſtpflicht, Abhängigkeit der Unterthanen, oder altgermaniſche Hörigkeit, mit zur eigentlichen Sklaverey zählen, oder mit dieſer verwechſeln dürfen, unter der wir nur das Kaufen und Verkaufen von Menſchen, die Einfuhr und Ausfuhr derſelben, als einer Handelswaare, zu verſtehen haben, ſo wie ſolches im Negerhandel noch gegenwärtig in einigen Kolonialſtaaten beſteht.

Die Abhängigkeit und Hörigkeit aber ſind nicht gegen das Chriſtenthum, welches vielmehr das menſchliche Gemeinweſen auf Gehorſam gründet, und durchaus in gegenſeitiger Dienſtabhängigkeit beſtehen läßt. Ob nicht die unterſten und drückendſten Grade der Hörigkeit, nach dem Geiſte des Chriſtenthums noch ferner einer beſtändigen Milderung bedürfen, wie ſie ſolche durch den Einfluß deſſelben früherhin ſchon oft erfahren haben; das iſt eine Frage, die ſich durchaus nicht im Allgemeinen, ſondern immer nur im Einzelnen nach der genaueſten Lokalkenntniß entſcheiden läßt, und die wir daher hier ganz bey Seite ſetzen, wo es uns bloß um die Principien ſelbſt und um die allgemeinen Merkmahle jenes weſentlichen Staatsbegriffs zu thun iſt.

Eben ſo wenig wird es nöthig ſeyn, ausführlich darzulegen, wie durch das Chriſtenthum in dem europäiſchen Abendlande die Sklaverey allmählig aufgehoben, erſt gemildert, und durch die Milderung ſchon weſentlich ganz verändert, mehr und mehr zurückgedrängt, und endlich überall verſchwunden ſey; und zwar nicht bloß durch den ſtillen, unſichtbaren Einfluß deſſelben, ſondern zugleich auch durch ausdrückliche Lehren und beſtimmte kirchliche und päbſtliche Verordnungen; da das große Factum ſelbſt klar genug in der Weltgeſchichte daſteht, und ſchon oft hinreichend erörtert worden iſt. Wenn aber noch gegenwärtig einige europäiſche Staaten, ihrer Kolonieen wegen, ſo wie einige der in der neuen Welt ſelbſtſtändig gewordenen Kolonialſtaaten, des Sklaven-Handels nicht entrathen können; ſo beweiſ't dieſes nichts gegen das aufgeſtellte Kriterium im Allgemeinen, vielmehr ſpricht die Ausnahme ſelbſt in dieſem Falle um ſo mehr für die Regel, da der Negerhandel von der großen Mehrzahl der chriſtlich europäiſchen, ja auch der amerikaniſchen Staaten, als ein Uebel und Unrecht ſchon anerkannt, und die Abſchaffung deſſelben in näher oder entfernter beſtimmten Terminen beſchloſſen worden iſt. Und wenn einige von jenen neuen amerikaniſchen Kolonialſtaaten auch noch länger an der böſen Gewohnheit feſt halten ſollten; ſo dürften ſie wohl überhaupt in ihrer chriſtlichen Eigenſchaft eben nicht als ein Muſter und ausgezeichnetes Urbild der Vollkommenheit in dieſer Hinſicht gelten. Auf der andern Seite müſſen wir auch, der Billigkeit gemäß, bemerken, daß die plötzliche Abſchaffung eines alten Uebels und feſtgewachſnen Unrechts, mehrentheils ſeine eignen Gefahren herbeyführt und nicht ſelten ein neues Unrecht von der entgegengeſetzten Art veranlaſſen kann.

An und für ſich aber iſt die Sklaverey mit dem Chriſtenthum unvereinbar. Nicht etwa bloß wegen des unbequemen Zuſtandes, wegen der materiellen Leiden, und des unbedingten ſtrengen Gehorſams, und als ob dieſes über eine ganze zahlreiche Menſchenklaſſe daurend zu verfügen, gegen die chriſtliche Liebe ſtreite; denn alle jene Leiden und Härten können auch in dem Zuſtande der Freyen, nach den mannichfachen menſchlichen Verhältniſſen, vielfältig Statt finden, und dienen oftmals zur nothwendigen und heilſamen Lebensprüfung, grade nach dem chriſtlichen Begriff derſelben, ohne daß die Menſchenliebe ſolches allemal hindern kann oder ſoll. Wohl aber iſt die Knechtſchaft ſtreitend mit der chriſtlichen Würde des Menſchen; denn das iſt eine Grundlehre des Chriſtenthums, daß der Menſch das Ebenbild Gottes an ſich trage, und in ſich behaupten ſoll. Dieſes göttliche Ebenbild im Menſchen iſt es, was der chriſtliche Staat unter allen Verhältniſſen in Ehren halten wird, und weßhalb er dem Sklaven-Inſtitut entgegen iſt. Wie ließe ſich auch nach dieſem Grundſatze wohl als denkbar annehmen, daß der Menſch, für den Gott ſelbſt das höchſte Opfer dargebracht hat, um ihn aus den Banden der älteſten und härteſten Knechtſchaft zu erlöſen, und von dem Erbfeinde, welchem er verfallen war, frey zu kaufen, für einige Geldſtücke von neuem erſtanden, den Meiſtbietenden feil geſtellt, oder als Waare auf Schiffe verpackt und in ferne Welttheile verſendet werden ſolle? Dieſes iſt ſchon dem erſten Grundbegriff nach in ſich widerſprechend. Nicht aber ſind die verſchiedenen Arten von Dienſtpflichtigkeit, welche keineswegs mit der eigentlichen Sklaverey verwechſelt werden darf, ſchon an ſich mit jener Grundidee ſtreitend; wie ſie aber nach der chriſtlichen Gerechtigkeit einzurichten ſeyen, das würde ſich nur im Einzelnen für jeden Lokalfall insbeſondere mit weiſer Schonung beſtimmen, niemals aber in abſtracter Allgemeinheit, überall nach dem gleichen Leiſten kategoriſch entſcheiden laſſen.

Wollten wir nun unſern Blick hiſtoriſch noch weiter ausdehnen, und die Frage aufwerfen, ob der ehedem, im Vorgrund der Weltgeſchichte, in ſo vielen Ländern herrſchend geweſene, und noch in Englands Indien beſtehende aſiatiſche Kaſtenſtaat auch wohl mit dem Chriſtenthum vereinbar ſey, oder nicht; ſo iſt zuerſt zu bemerken, daß dieſe uralte Staats-Einrichtung noch ganz von dem eigentlichen Sklaven-Inſtitut und Sklaven-Staat abgeſondert betrachtet werden muß; indem nichts verſchiedener ſeyn kann, als ſelbſt der Zuſtand der von allen Kaſten ausgeſtoßenen Paria's, mit einem ordentlichen anerkannten, und in das Leben der Familien mit verflochtenen Sklavenſtande, wie er in den Republiken des Alterthums war. Außerdem aber ſcheint in dem Kaſten-Staat die erbliche Prieſterwürde wohl allerdings unvereinbar zu ſeyn mit der wahren chriſtlichen Freyheit, und dem chriſtlichen Begriff von einer göttlichen Berufung zu dem Prieſterthume, ohne allen Unterſchied des Standes; ſo wie auch die forterbende Verwerfung ganzer excommunicirter und von allen Vortheilen und Rechten des Gottesdienſtes auf ewig ausgeſchloſſenen Geſchlechter, die einem nie zu löſenden Bann und Fluch des Interdicts unterliegen, oder das Daſeyn der Paria's nach den Begriffen von chriſtlicher Liebe und Gerechtigkeit nicht zu rechtfertigen iſt; da man in chriſtlichen Staaten vielmehr die wahrſcheinlichen Sprößlinge jener Unglücklichen, oder ſonſt verwilderte Zigeunerhorden, durch alle Mittel in die bürgerliche Ordnung und geſittete Menſchengemeinſchaft wieder einzuimpfen bemüht war. Die Erblichkeit der Krieger- und Adels-Kaſte, ſo wie der ämtlichen Gewerbe, Zünfte und Handwerke, kann dagegen, wenn die unbedingte Ausſchließung vom Prieſterthum weggenommen wird, ganz unbedenklich und als indifferent für das Chriſtenthum zugegeben werden. So entfernt dieſe Parallelen auch erſcheinen mögen, können ſie doch dazu dienen, das Urtheil über die ganze Sklavenfrage deſto mannichfaltiger und geſchichtlicher zu beſtimmen; und inſofern haben wir ſie vorübergehend mit erwähnen wollen.

Es liegt übrigens in jenem ſcheinbar faſt zufälligen und ganz nur von der Oberfläche der hiſtoriſchen Erſcheinung entnommenen Merkmahle des chriſtlichen Staats, daß er nicht vereinbar ſey mit der Sklaverey, eine ſehr tiefe und weſentliche Charaktereigenſchaft deſſelben; nämlich die, daß der chriſtliche Staat ein ſolcher iſt, welcher die Würde des Menſchen, und das Göttliche in ſeiner Beſtimmung, in allen geſetzlichen Einrichtungen berückſichtigt, und jede weſentliche Verletzung dieſes ſittlichen Grundbegriffs meidet. Aus dieſer Urſache wurde auch das andre Merkmahl von der Heilighaltung der Ehe in dem chriſtlichen Staate, in dieſer erſten Charakterbeſtimmung, mit dem von der Verwerfung der Sklaverey zuſammengenommen, weil beyde auf Einem und demſelben Grunde beruhen. Denn indem die Polygamie das andre Geſchlecht um ſeine gebührende Stelle im Leben, und um ſeine Würde in der Geſellſchaft bringt, und das häusliche Privatleben vernichtet, welches nur auf einem frey und würdig geordneten Zuſammenwirken aller Familienglieder beruhen und daraus hervorgehen kann, vergiftet ſie demnächſt auch die Erziehung und treibt das deſpotiſch alleinherrſchende Männergeſchlecht ebenfalls in eine rettungsloſe moraliſche Verwilderung; wie denn auch dieſe brutale Sitte mehrentheils mit dem Sklavenhandel in Verbindung angetroffen wird, und auf dem gleichen Grunde der Nicht-Anerkennung der wahren menſchlichen Beſtimmung und Würde beruht, über welche das Chriſtenthum allein das Menſchengeſchlecht zureichend belehrt hat. Das häusliche Privatleben, und die ſittliche Familienordnung zu ehren, nach Recht und Billigkeit in allem Guten zu befördern, oder nach alter Sitte frey gewähren zu laſſen, das iſt dem chriſtlichen Staate weſentlich; dagegen ſich häusliche Tugend und bürgerliche Sitte und Ordnung, mit der Polygamie überall unvereinbar zeigen, und von dieſer Seite tragen die mahomedaniſchen Staaten am meiſten das unchriſtliche Gepräge und den Fluch der Barbarey, d. h. einer von

Grund aus fehlerhaften und unverbeſſerlich unſittlichen Lebenseinrichtung.

In den Staaten des Alterthums ward das Eheverhältniß in ſeiner ſittlichen Würde, im Ganzen genommen, ungleich reiner geehrt und höher gehalten, als man nach dem vorwaltenden heidniſchen Naturglauben vermuthen ſollte. Ungeachtet das Concubinat erlaubt war, die Ehe auch in den ſpätern gebildeten Zeiten nur als ein Civilvertrag galt und gelten konnte, da ohnehin eine vollgenügende religiöſe Weihe für dieſes erſte Lebensverhältniß, auch in der alten ernſtern Zeit, aus einer ſolchen bloßen Naturſage und Götterlehre nicht zu entnehmen war, und obgleich die Leichtigkeit einer ſchnellen Eheſcheidung in den ſittenloſen Zeiten beſonders zu Rom oft bis ins Unglaubliche ſtieg; ſo finden ſich doch auch Sittenzüge und vortreffliche Geſetze über die Ehe genug bey den Alten, welche für das Gegentheil, und für jene beſſere Behandlung und ſittlichere Anſicht von dem innern Familienverhältniß Zeugniß geben, durch welche die Staaten der Griechen und Römer ſich, wenn auch nicht gegen die chriſtlichen gehalten, ſo doch im Vergleich mit den mahomedaniſchen, immer noch ſehr vortheilhaft auszeichnen; wie ſie denn einen großen Theil ihrer höhern moraliſchen Bildung unſtreitig dieſer beſſern Eheverfaſſung zu danken haben, welche einiger Regelloſigkeiten ungeachtet, doch von der aſiatiſchen Sitte herrſchender Polygamie immer ſo ganz fern geblieben iſt. Der Idee nach wird die Ehe am ſtrengſten heilig gehalten in der katholiſchen Kirche, wo ſie als ein Sacrament betrachtet wird und darum auch für weſentlich unauflöslich gilt. Wir haben aber jenen dogmatiſchen Ausdruck in der Definition ſelbſt vermieden, um nicht an die kirchliche Trennung zu erinnern; da wir auch nicht in Abrede ſtellen wollen, daß auch bey den Proteſtanten, in der praktiſchen Anſicht, noch der chriſtliche Begriff von der ſittlichen Würde und Heiligkeit des ehelichen Verhältniſſes zum Grunde liegt, wenn gleich ſie die Idee einer göttlichen Weihe derſelben nicht in der gleichen Strenge und Conſequenz feſtgehalten haben. Selbſt dadurch daß ſie die Eheſcheidung in noch ausgedehnterem Maße geſtatten, als die griechiſche Kirche, ſo wichtig dieſe Frage an ſich für die chriſtliche Geſetzgebung ſeyn mag, wird die allgemeine Wahrheit jener hiſtoriſchen Bemerkung von der religiöſen Achtung und Heilighaltung der Ehe bey allem chriſtlichen Völkern nicht aufgehoben, ſo lange jene Erlaubniß eine praktiſch genommen immer ziemlich ſeltne Ausnahme von der herrſchenden Regel bleibt.

Wir können hier noch eine andre Bemerkung nicht umgehen, welche von manchen Ultraſchriftſtellern oft überſehen wird, die nicht zufrieden mit der wahren chriſtlichen Lehre vom bürgerlichen Gehorſam, den Thron ganz und gar an den Altar heranziehen und endlich völlig mit ihm verſchmelzen möchten. Dieſe einfache aber folgenreiche Bemerkung beſteht darin, daß nach dem Chriſtenthume, ſo wie ſolches in dem katholiſchen Glauben rein und vollſtändig erhalten bewahrt wird, zwar allerdings und ohne allen Zweifel die Ehe ein Sacrament ſey; niemals aber iſt gelehrt worden, daß auch der Staat ein Sacrament ſey, ungeachtet die chriſtlichen Könige und Kaiſer nach alter Sitte geſalbt wurden; ſondern das Evangelium begnügt ſich damit, feſtzuſtellen, daß alle Obrigkeit von Gott ſey, ſelbſt die ungerechte. Es iſt das ein wichtiger und wohl zu bedenkender Unterſchied. Von Gott alſo iſt der Staat, oder doch die Obrigkeit im Staat; an ſich ſelbſt heilig aber, für dieſe und jene Welt, iſt die Ehe, als Ebenbild der göttlichen und Grundfeſte aller menſchlichen Liebe und Ordnung.

Die gleiche ſchonende Achtung, welche den chriſtlichen Staat in ſeinem Verfahren gegen den Menſchen, als Individuum, gegen die Ehe und das ſittlich geordnete Privatleben auszeichnet, charakteriſirt ihn auch in ſeinem Verhältniß zu den in der gleichen Kategorie neben ihm ſtehenden Mitſtaaten, ſo wie gegen jene andern geſellſchaftlichen Inſtitute und geiſtigen Corporationen, welche obwohl an materieller Macht ohne alle Waffen gegen den Staat, für die intellektuelle Begründung und Erhaltung ſeiner Zwecke und Intereſſen, von entſcheidendem Gewicht, und deßhalb auch aufs innigſte mit ſeinem Wohlſeyn verwebt ſind, eigentlich aber doch ihrer geiſtigen Natur nach, entweder ganz oder zum Theil außer ſeiner Sphäre liegen, wie die Kirche und die Schule. Unter allen dieſen mit dem Staat verwebten, aber doch von ihm unterſchiedenen Geſellſchafts-Inſtituten iſt die Familie an Umfang und materieller Kraft das unbedeutendſte; als Wurzel und Baſis aller übrigen aber nichts deſto weniger von der höchſten Wichtigkeit, wie dieß auch von allen gründlichen Staatsdenkern vollkommen anerkannt wird. Eben darum haben wir mit der Beſchaffenheit der chriſtlichen Familien-Behandlung den Anfang gemacht, und gehen nun über zu dem Verhältniß des chriſtlichen Staats gegen ſeine Mitſtaaten.

II. *Der chriſtliche Staat hat vermöge ſeiner poſitiven Natur eine entſchieden friedliche Tendenz; und die chriſtliche Gerechtigkeit iſt jederzeit zugleich auch auf ein Syſtem der Billigkeit gegründet.*

Der Unterſchied zwiſchen dem ſtrengen Recht und dem milden Recht der Billigkeit, iſt ſo alt, wie die wiſſenſchaftliche Jurisprudenz, und iſt beſonders in der römiſchen mit Scharfſinn von den Meiſtern der Rechtswiſſenſchaft entwickelt worden, die ſich darüber in der alten und neuen Zeit in Secten getheilt haben. Es beruht aber dieſes Recht der Billigkeit nicht allein auf einer ſchlaffen Nachgiebigkeit, und auf einem bloßen Nachlaſſen vom wahren Recht, oder gar auf einem willkührlichen Umbeugen deſſelben; ſondern es iſt das Recht der Billigkeit nur eine andre und eigenthümliche höhere Art von Recht, welches ebenfalls nicht bloß auf einem weichern Gefühl, ſondern auf einem klar gedachten und beſtimmt gefaßten Geſellſchaftsprincip und Friedensgrundſatz beruht. Denn ſo wenig der Zweck die Mittel heiligt, eben ſo wenig darf auch das, was bloß Bedingung und Baſis, oder Mittel zum Zweck iſt, über die Gränze hinaus verfolgt werden, wo der Zweck, und die Möglichkeit, ihn zu erreichen, ganz aufhören würde. Zweck des Staats iſt der innere und äußere materielle Frieden; wie wir den Staat ſelbſt als bewaffnete Friedens-Corporation erklärt haben, die inſofern freylich gegen alles Unrecht gerichtet iſt. Die Gerechtigkeit iſt die weſentliche Grundlage und die unentbehrliche Bedingung des Friedens und ſeiner Dauer; alſo Mittel zum Zweck, nicht dieſer ſelbſt. Wir reden hier von der menſchlichen unvollkommenen Gerechtigkeit, wie ſie wirklich iſt; denn in die göttliche Gerechtigkeit, welche man ſich allenfalls eher als Zweck an ſich denken könnte, eingreifen, oder ihre Stelle vertreten zu wollen, wäre der gefährlichſte Mißgriff in der Staatstheorie, und für ihre nächſten Bedürfniſſe. Es hat die göttliche Gerechtigkeit einen ganz andern Gang, und muß nach einem viel höhern Maßſtabe gemeſſen werden, als der alltägliche Proceß über das Mein und Dein, der im menſchlichen Leben nie ein Ende nimmt, und demſelben wie ein alter Familien-Fluch, oder wie ein erblicher Krankheitsſtoff, unauflöslich einverwebt zu ſeyn ſcheint. Der herrſchende abſtracte Begriff aber vom Staat und ſeinem Zweck, führt auf dieſe Idee des ſtrengen oder abſoluten Rechts, welches auf dem Buchſtaben des Geſetzes beruht, und welches auf die großen Weltverhältniſſe angewandt, nur eine allgemeine Zerſtörung, oder einen ewigen Krieg Aller gegen Alle herbeiführen würde. Und zwar würde nach dem abſoluten Rechtsbegriff jeder Krieg nothwendig ein Krieg auf Tod und Leben ſeyn, der nur mit der Vernichtung oder Einverleibung und Eroberung des einen Theils enden könnte. Denn keine auf der fortdauernden Selbſtſtändigkeit beruhende Friedensform, oder in den diplomatiſchen Verhandlungen der chriſtlich geſitteten Staaten übliche Friedensbaſis, es ſey nun das Uti possidetis, oder der Status quo, oder auch das zur Entſcheidung angenommene Normaljahr, iſt ohne ein gegenſeitiges Nachlaſſen von der abſoluten Rechtsforderung denkbar. Es iſt die eine wie die andre dieſer Friedensformen eine faktiſche Entſcheidung, ſie mag nun den neu eingetretenen Zuſtand poſitiv feſthalten, oder auf den früher vorhanden geweſenen hiſtoriſch zurückkehren, wodurch der ganze Krieg oder bewaffnete Rechtsproceß gleichſam für null und nichtig erklärt und caſſirt wird; und daſſelbe was von der einen wie der andern ſolchen Friedensbaſis, gilt natürlich auch von ſolchen Friedensſchlüſſen, welche aus beiden oder nach andern ähnlichen mit Modificationen zuſammengeſetzt ſind. Eine faktiſche Entſcheidung alſo iſt jeder nach dieſen herkömmlichen diplomatiſchen Grundlagen abgefaßte Frieden; nicht auf dem ſtrengen Recht, ſondern auf dem dringenden Bedürfniß und der billigen Ausgleichung beruhend: nach dem Standpunkte des abſoluten Rechts kann vielmehr dieſes alles nur als die höchſte Inconſequenz und bloße Willkühr und mithin als ganz verwerflich betrachtet werden. So beſtätigt es ſich auch in der Geſchichte, indem jeder von einem abſoluten Geiſte beſeelte Staat nur auf Krieg und Zerſtörung ausgeht, und eigentlich nie von einem wahren Frieden weiß. Nach Außen geht ſein Streben auf Eroberung, zu der es ihm nie an einem ſcheinbaren Rechtsvorwande fehlen wird, nach Innen aber auf eine revoluzionäre Gleichheit, und alles individuelle Leben vernichtende Einheit. Der dynamiſche Staat iſt nichts anders, als der in ſeinem revoluzionären Zerſtörungslaufe künſtlich angehalten und durch allerley Gegengewichte irgend einer Conſtitution gebundne abſolute Staat. Das innere Weſen bleibt daſſelbe, und nur vorübergehend, durch zufällige Nebenumſtände veranlaßt, oder auch bloß ſcheinbar, kann der in ſolcher dynamiſchen Weiſe conſtituirte Staat eine friedliche Tendenz haben; in ſeinem Weſen und Charakter liegt ſie nicht. Man könnte einwenden, daß ein Staat, der in ſeinem Innern immer in Bewegung und mit ſich ſelbſt hinreichend beſchäftigt iſt, um ſo weniger auf Krieg nach außen ſinnen wird. Allein dieſes Argument iſt nicht zureichend; denn wenn es auch zu Zeiten ſo iſt, ſo tritt eben ſo oft und noch viel öfter der Fall ein, daß grade in ſolchen Staaten der Krieg als heilſamer Ableiter und Ausweg für den Zwieſpalt der innern Bewegung, abſichtlich geſucht, und ohne alle andre von außen gegebne Urſache begonnen wird. Das gleiche gilt auch von dem rein negativen Staat, der ebenfalls wie der dynamiſche, nur eine Art und Form des in Schranken gehaltnen abſoluten Staates iſt, und mehrentheils gleich in dieſen übergeht, ſo wie ihm die Macht wächſt, und eine günſtige Gelegenheit gegeben iſt. — Nur der ganz auf dem Poſitiven, dem göttlichen und dem geſchichtlichen, ruhende chriſtliche Staat hat, ſchon ſeinem innern Weſen und Charakter nach, eine friedliche Tendenz. Und eben dieſes wurde durch den Zuſatz, daß er dieſe vermöge ſeiner poſitiven Natur habe, ausgedrückt, worin der eigentliche Sinn und beſtimmte Gehalt des obigen Satzes enthalten iſt; denn ſonſt würde der Satz, daß der chriſtliche Staat friedlich ſey, wenn man dabey bloß auf den Einfluß der evangeliſchen Sittenlehre zur Herbeyführung einer milden Geſinnung ſehen wollte, ein ſehr ſchwankender, und oft auch der Geſchichte nach überdem ganz unwahrer Gemeinplatz ſeyn. Wie zahlreich aber auch die aus der neuern Welthiſtorie entnommenen Beyſpiele von chriſtlichen Staaten ſeyn mögen, welche dieſer Idee ſehr ſchlecht und unvollkommen entſprechen; der Grundſatz ſelbſt bleibt darum doch unwandelbar derſelbe, daß nach chriſtlichen Begriffen derjenige Staat und politiſche Zuſtand als wohlgeordnet zu preiſen iſt, »wo Friede und Gerechtigkeit ſich umarmen,*)« wie es in der Schrift heißt Ein rechtlicher Friedensſtand und eine friedliche Gerechtigkeit ſind die Elemente aller politiſchen Wohlfarth, oder alles deſſen, was in politiſcher Hinſehr gut und leſenswerth genannt werden kann. Friede bildet das Ziel, Gerechtigkeit die Grundlage; Friede iſt das Weſen, Gerechtigkeit die weſentliche Form des Staats überhaupt, und ganz beſonders des chriſtlichen.

---

*) Pſ. 84, 11. pax et justitia osculatae sunt.

Es iſt aber dieſer Grundſatz von der friedlichen Tendenz des chriſtlichen Staates nicht ſo zu verſtehen, als ſollte eine unbedingte Nachgiebigkeit und muthloſe Unthätigkeit gegen den Feind und das Unrecht im Innern oder nach Außen empfohlen, und als die höchſte Staatsweisheit in der Verwicklung des Zeitalters angeprieſen werden. Wem iſt es unbekannt, daß man ſehr oft Krieg führen muß, um den Frieden zu gewinnen und auf die Dauer zu ſichern, und daß der wahre und gerechte Krieg niemals einen andern Zweck hat? Aber auch nach Innen, wie gegen Außen, ſoll der Staat jedes zerſtörende und antichriſtliche Beginnen, innerhalb ſeines Umkreiſes, mit dem Schwerdte der Gerechtigkeit, und mit der vollen Energie ſeiner Macht bekämpfen, und beſonders auch jede im Finſtern ſchleichende, antichriſtliche Verbündung mit dem ganzen Ernſt ſeiner Strenge auflöſen und vernichten. Und wo etwa zwey gleich anarchiſche und antichriſtliche Gewalten mit einander im Kampf ſind, da würde die chriſtliche Macht, in deren Sphäre und Umgebung dieſes vorginge, darin zwar keinen Anlaß finden, von dem bewährten Friedensſyſtem abzuweichen, oder gar auf den eignen Vortheil und mögliche Erweiterung zu denken; wohl aber würde ſie, wenn die Noth es erheiſchte, und das Uebel von ſelbſt kein Ende nehmen wollte, in den Fall kommen, beyden Partheyen den Frieden erklären zu müſſen, und dieſen auch nach der alten Idee einer bewaffneten Neutralität, aber in aktiver Stellung und Kraftentwicklung, mit zureichender Heeresmacht zu handhaben und aufrecht zu erhalten, oder wieder herzuſtellen.

Es fehlt in unſerm Zeitalter eigentlich an beyden, an der rechten Nachgiebigkeit und an dem wahren Ernſt einer gerechten Strenge. Das aufgeſtellte Syſtem der Billigkeit ſoll keineswegs einer falſchen und ſchiefen Nachgiebigkeit das Wort reden. Denn weder in dieſer, noch in dem entgegengeſetzten Extrem des bloßen Starrſinns einer verſtandloſen Härte und leidenſchaftlichen Ultrageſinnung liegt das Heil für unſre Zeit; noch auch in der neutralen Mäßigung, welche eine paſſive, oder ewig ſchwankende, und ängſtlich beunruhigte Mitte zwiſchen jenen Partheyen und kriegführenden Elementen halten und einnehmen ſoll. *Nicht* an den *Enden* und Extremen, und *nicht in der Mitte* liegt die Löſung des großen Problems, ſondern einzig und allein in der *Tiefe*, und in der *Höhe*: in der Tiefe nämlich der poſitiven Begründung des Staats, und aller mit dem Staat vermählten geſellſchaftlichen Inſtitute, und ewigen Corporationen, ſo wie in der allgemein verbreiteten richtigen Erkenntniß dieſer poſitiven Grundlagen des geſellſchaftlichen Lebens; und in der Höhe, oder in dem Licht des Glaubens, aus welchem uns allein das göttliche Element eines neuen allumfaſſenden religiöſen Friedens kommen und der Erde wiedergegeben werden kann; jenes höhern Friedens, der nicht von dieſer Welt iſt, aber allen andern politiſchen, häuslichen, intellektuellen, äußern und innern Frieden auf der Welt begründet und erhält.

Die Behauptung aber, daß der chriſtliche Staat ſeiner Natur nach poſitiv ſey, folgt ſchon ganz einfach aus dem evangeliſchen Geſetz des Gehorſams gegen die beſtehende Obrigkeit, als welche überall von Gott angeordnet ſey; jedoch mit der Einſchränkung, wenn ſolches nicht dem göttlichen Gebot zuwider laufe, indem man, alsdann Gott mehr gehorchen müſſe, als den Menſchen; wobey auch nach jenem vielfach commentirten Ausſpruch der ewigen Weisheit ſorgfältig unterſchieden werden ſoll, daß man Gott gebe was Gottes, dem Kaiſer aber was des Kaiſers iſt. Hierin liegt nun zweyerley: erſtens geht das Chriſtenthum in der Lehre von dem bürgerlichen Leben, nicht etwa wie ein Syſtem der Philoſophie von irgend einem ſelbſterdachten Begriff des Staats aus, ſondern von der faktiſch beſtehenden Obrigkeit, und von dem nothwendigen Gehorſam gegen dieſelbe; wobey keine Rückſicht genommen wird auf die ſpecielle Beſchaffenheit des Staats, ja nicht einmal auf den Unterſchied der monarchiſchen oder republikaniſchen Verfaſſung *). Auch iſt keine Ausnahme aufgeſtellt oder angedeutet für den Fall, wo die obrigkeitliche Macht mit Härte und Ungerechtigkeit verwaltet würde, oder als ob der legitime Urſprung der faktiſch beſtehenden Staatsgewalt erſt weiter unterſucht, und nach allgemeinen Rechtsbegriffen geprüft werden müſſe. Wurden ja doch jene evangeliſchen Lehren zur Zeit der römiſchen Weltherrſchaft über Aſien gegeben, wo dieſelbe in Paläſtina und den andern Provinzen des Morgenlan-

---

*) In der geſammten chriſtlichen Staatengeſchichte, ſeit anderthalb Jahrtauſenden, zeigt ſich ein ſo entſchiedenes Uebergewicht der monarchiſchen Verfaſſung, daß die Republiken faſt nur als Ausnahme erſcheinen. Es mag auch wohl mit Recht behauptet werden, daß die monarchiſche Verfaſſung dem chriſtlichen Staat vorzüglich angemeſſen ſey, ſchon aus dem Grunde, weil das organiſche Zuſammenwirken der Corporationen, wovon weiter unten die Rede ſeyn wird, in einem großen Staate wenigſtens, faſt nur unter der monarchiſchen Verfaſſung vollſtändig gedeihen kann, in jedem Falle leichter und beſſer als in Republiken. Weiter aber darf man nicht gehen; und wenn einige franzöſiſche Ultraſchriftſteller die Frage ſo ſtellen, als ob die monarchiſche Verfaſſung und der chriſtliche Staat völlig Eins wären, und die republikaniſche Staatseinrichtung mit dem chriſtlichen Rechtsbegriff ſchon an ſich ſtreitend ſey, ſo iſt dadurch offenbar die Gränze überſchritten, und iſt dieſes nur aus der beſondern Stellung jener Schriftſteller im Kampf gegen die revoluzionären Grundſätze des Zeitgeiſtes herzuleiten, welche aber eigentlich eben ſo wenig ächt und altrepublikaniſch, als ſie unſtreitig für die Monarchie zerſtörend ſind. Auf dem welthiſtoriſchen Standpunkt dürfen wir nicht ſo weit in jene polemiſche Anſicht der neuern Royaliſten hineingehen; da wir weder der Schweizer-Republik und andern ähnlichen eine chriſtliche Verfaſſung abſprechen, noch auch die Proteſtanten und zahlreichen Katholiken in Nordamerika von dem Umkreiſe der Chriſtenheit ausſchließen dürfen.

des doch nur auf das faktiſche Recht der Eroberung gegründet war, und die von Rom abhängigen Könige und eingeſetzten Präfecten eben jene beſtehende Obrigkeit bildeten. Daß damit die Befugniß zu einem rechtmäßigen Kampf für die Unabhängigkeit des Staats oder der Nation gegen einen Eroberer nicht abgeſchnitten werde, verſteht ſich von ſelbſt und wird keiner weitern Erinnerung bedürfen. Nur ſoll gegen die einmal beſtehende Staatsgewalt nicht immer von neuem wieder unterſucht werden, in wiefern ſie nach dem ganzen Umfang ihres gegenwärtigen Beſitzes, ehedem und urſprünglich auch wohl rechtmäßig erworben ſeyn möge, oder nicht; nach einem ganz ähnlichen Grundſatz, wie man auch im Gebiet des bürgerlichen Privatrechts nicht will, daß ein Geſetz, wie gerecht und weiſe, oder dringend nothwendig es übrigens ſeyn mag, eine rückwirkende Kraft haben ſoll. Wenn Friede und Gehorſam im Staate ſelbſt, und in dem gegenſeitigen Verhältniß mehrerer Staaten unter einander, von jener zurückgehenden, den Streit und Widerſtand immer wieder erneuernden Unterſuchung abhängig gemacht werden ſollten, ſo wäre überhaupt gar keine bürgerliche und politiſche Ordnung von irgend einiger feſten Dauer unter den Menſchen denkbar, und müßte alles in endloſer Anarchie durcheinander gehen. Das evangeliſche Geſetz will überhaupt einem jeden das Seinige laſſen und geben, ehrt den Beſitzſtand, und neigt ſich auch hierin mehr zu dem Recht der Billigkeit, welches alles faktiſch Beſtehende ſo nimmt, wie es gegeben iſt, und nur unter ſich in eine friedliche Ausgleichung zu bringen ſucht; dagegen das ſtrenge Recht, nach ſeinem ſtarren abſtracten Begriff davon, ohne Rückſicht auf das wirklich Beſtehende, eigentlich nach keinem Beſitz fragt, und von keiner Verjährung weiß, nach jenem bekannten Weltſpruch: Tauſend Jahre Unrecht iſt keine Stunde Recht; welcher Grundſatz, auf die Staaten und ihr Verhältniß unter ſich angewandt, jede Möglichkeit eines Friedens aufheben und für immer vernichten würde. Und doch kann nach dem Syſtem des ſtrengen

Rechts, im politiſchen wie im bürgerlichen Leben, eine Verjährung nur durch die größte Inconſequenz gegen die eignen Grundſätze angenommen werden; und es beſtätigt ſich hierin von Neuem, wie der Begriff des ſtrengen Rechts von allen Seiten nur zum Kriege führt, und ganz unvereinbar iſt mit einem Syſteme friedlicher Ordnung. Das evangeliſche Geſetz von dem bürgerlichen Gehorſam gegen die von Gott angeordnete Obrigkeit, enthält zugleich auch die Unterordnung deſſelben unter den höhern Gehorſam gegen den oberſten Geſetzgeber, von welchem alle Obrigkeit herkommt und ihre Macht hat. Als jene Vorſchriften zuerſt ausgeſprochen und gegeben wurden, hatte man dabey freylich vorzüglich den Einzelnen im Auge, wie er theils der jüdiſchen, theils der römiſchen Staatsgewalt gegenüberſtand, und ihr in Allem unterthänig war und ſeyn ſollte, den Glauben und das göttliche Geboth allein ausgenommen. Seitdem nun das Chriſtenthum herrſchende Religion, und der Staat ſelbſt chriſtlich geworden iſt, liegt darin bloß die Anerkennung des Höhern außer ihm und über ihm, für den Staat. So wie wir es früher als charakteriſtiſche Eigenſchaft des chriſtlichen Staates bemerkt haben, daß er dieſes Höhere und Göttliche auch in der Ehegeſellſchaft und Familie, welche in jeder andern Beziehung, und der materiellen Macht nach, ganz unter ihm ſteht, und in ſeinem Umkreiſe mitbegriffen iſt, ſchonend ehrt, wie er nach demſelben Grundſatz auch die neben ihm ſtehenden unabhängigen Mitſtaaten, als von gleichem Recht, und gleicher Würde mit ihm anerkennt; ſo läßt er nun auch, nach jenem höhern Suum cuique, welches die verſchiedenen Sphären des geſellſchaftlichen Daſeyns geſondert, und einer jeden das ihrige läßt, und alſo auch Gott giebt, was Gottes iſt, die Gewiſſen, d. h. den Gehorſam gegen Gott frey, erkennt alſo eine geiſtliche Gewalt als unabhängig und geſchieden von der weltlichen, und will nicht zugleich Staat und Kirche ſeyn. Sollte es aber der Willkühr oder Fantaſie eines jeden Einzelnen überlaſſen bleiben, zu entſcheiden, wo der

Fall eintritt, daß man Gott mehr gehorchen müſſe, als den Menſchen; ſo würde daraus nur eine endloſe Verwirrung und Anarchie erfolgen können. Aber ſo iſt es auch gar nicht gemeint; nicht die Willkühr kann hier entſcheiden, ſondern nur ein andrer höherer Gehorſam, kann dem bürgerlichen ſeine Gränze beſtimmen. Dieſer Sinn ſpricht ſich in den evangeliſchen Vorſchriften überall unverkennbar aus, und wenn einerſeits der Erlöſer ſelbſt das höchſte Beyſpiel von Gehorſam bis zum Tode gegeben, ſo fordern auf der andern Seite die ſonſt ſo demüthigen Apoſtel ausdrücklich Gehorſam von ihren Gemeinden in allen geiſtlichen Dingen. Ein ſolcher Gehorſam aber ſetzt eine geiſtliche Gewalt und Obrigkeit voraus, welche dazu wirklich befugt iſt, und dieſe Befugniß von der oberſten Quelle aller Gewalt, nähmlich von Gott, für das geiſtliche Gebiet erhalten hat, mithin eine von Gott eingeſetzte, und von Gott fortwährend erleuchtete und als ſolche auch allgemein anerkannte Kirche. Es kann daher auch das evangeliſche Geſetz von dem zwiefachen Gehorſam gegen die von Gott eingeſetzte Obrigkeit und gegen Gott ſelbſt, ohne irgend eine beſtehende Kirchengewalt der Art, im altkatholiſchen Sinne, gar nicht zur vollſtändigen Ausführung und Ausführbarkeit gelangen.

Als poſitiv giebt ſich der chriſtliche Staat aber nach allem bisher Geſagten in zwiefacher Hinſicht zu erkennen: erſtens weil er ganz auf dem faktiſchen Grunde und Beſtande ruht; und dann weil er das Höhere außerhalb ſeines Umkreiſes anerkennend neben ſich beſtehen läßt; ſo iſt er eben damit auch auf ſeinen beſtimmten Zweck und eigenthümliche Sphäre durch ſeine Natur und das richtige Verſtehen derſelben angewieſen, und eingeſchränkt, alſo poſitiv begränzt, ohne ſich in das Unbeſtimmte und Abſolute verlieren zu können, wie es wohl ſonſt ſehr leicht geſchieht, wenn man alle mögliche Zwecke vermiſchend, in den des Staats mit aufnimmt, und alle geiſtliche und weltliche Macht in einen Mittelpunkt übereinander häufen und zuſammendrängen will.

Ich erwarte nicht, daß man die Religionskriege aus d verſchiedenen Epochen der neuern Geſchichte, wie Karls d Großen Kriege gegen die Sachſen, die Kreuzzüge, oder d deutſchen Bürgerkriege ſeit der Reformation, als einen Ei wurf gegen die friedliche Tendenz des chriſtlichen Staates wür geltend machen wollen; denn alle dieſe Weltbegebenheiten ſin in der letzten Zeit hiſtoriſch ſo gründlich beleuchtet worden, da es kaum noch einer weitern Erörterung bedarf, um das Chri ſtenthum deßfalls von allem Vorwurfe frey zu ſprechen. In deſſen wollen wir in der Kürze noch Einiges darüber bemerken mehr zur Erinnerung und Beſtätigung, als zur ausführliche Berichtigung, die kaum noch erfordert werden dürfte. Karls de Großen Kampf gegen die Sachſen, war eigentlich ein National krieg, wie oft zwiſchen zwey nah verwandten Stämmen, welch ſo lange mit einander Krieg führen, bis einer von beyden ver nichtet wird, oder bis beyde zu einer Nation verſchmolzen ſind, wie es etwa in einer uns näher liegenden Epoche mit den Schot ten und Engländern erging. Wenn nun Karl einſah, daß die beabſichtigte Vereinigung nie auf die Dauer zu Stande kom men würde, wenn nicht die Sachſen Chriſten würden, ſo hat er darin mit dem gewöhnlichen Verſtande ſehr richtig geurtheilt; daß er es aber mit Gewalt herbeyführen wollen, kann demun geachtet nicht vollkommen entſchuldigt, oder gar gerechtfertigt, noch weniger aber kann es als eine chriſtliche Maßregel betrachtet, und der Religion ſelbſt die Schuld davon beygemeſſen werden; da eine Ausnahme von der Regel, welche hier wie überall durch perſönliche Abſichten oder beſondre in dem Lokalverhältniß liegende Motive bewirkt wurde, die Regel ſelbſt nicht umwirft, ſondern ſie vielmehr als das vorwaltende hiſtoriſche Geſetz nur deſto deutlicher hervortreten läßt. Der Kampf des chriſtlichen Mittelalters gegen die Sarazenen aber, iſt eigentlich als ein einziger ununterbrochen fortgehender Krieg zu betrachten, von dem erſten Einbruch der Araber in die Provinzen des byzantini ſchen Reichs und auf der pyrenäiſchen Halbinſel, bis zur Feſtſetzung der Türken in Europa, oder wenn man will bis zur Belagerung von Wien durch dieſelben, als dem letzten großen Eroberungsverſuch der mahometaniſchen Macht gegen Europa. Als ein ſolcher fortwährender Kriegszuſtand muß dieſe ganze Reihe von Begebenheiten um ſo mehr angeſehen werden, da es in der frühern Zeit dieſes tauſendjährigen Kampfes, nach dem ältern chriſtlichen Völkerrecht, ſogar Grundſatz war, mit dieſen Erbfeinden der Chriſtenheit, wie man ſie damals nannte, nur Waffenſtillſtand zu ſchließen, aber nicht eigentlich Frieden, bis in der neuern Zeit die türkiſche Macht auf dem europäiſchen Boden allmählig eine friedlichere Stellung gewann, und endlich durch Traktaten und Bündniſſe förmlich in das chriſtliche Staatenſyſtem eingereiht wurde. Betrachten wir aber jene ganze welthiſtoriſche Entwicklung im Kampfe des Orients mit den europäiſchen Mächten, von Anfang bis zu Ende, nach dem wahren Verhältniß, halten wir die Abſichten, die Verfahrungsweiſe und Streitkräfte beyder kriegführenden Mächte gegen einander; ſo iſt einleuchtend, daß das chriſtliche Abendland ſich dabey, auch ſelbſt in den Kreuzzügen, nur in dem Fall eines unvermeidlichen Vertheidigungskrieges befand; um ſo mehr, da bey den Arabern das zerſtörende Eroberungsprincip ſchon in der Religion ſelbſt, und in dem Fanatismus ihres herrſchſüchtigen Glaubens begründet war. Daß man bey Vertheidigungskriegen, welche es den Veranlaſſungen und allen Beweggründen zu Folge auch wirklich ſind, dennoch häufig in den Fall kömmt, an einem einzelnen Punkt, welcher gerade der zweckmäßigſte iſt, die Offenſive ergreifen zu müſſen, iſt ſchon oft bemerkt worden. Es kann alſo auch die nothgedrungene, und durch ſo viele Unbilden gerechtfertigte und herbeygeführte Eroberung von Jeruſalem und des übrigen heiligen Landes, den Kreuzzügen dieſen Charakter eines Vertheidigungs-Krieges nicht benehmen, welcher ſelbſt nach dem friedlichen Syſtem der chriſtlichen Grundſätze in der welthiſtoriſchen Beurtheilung als nothwendig und gerecht erkannt werden muß. Die neuern Religions- und deutſchen Bürgerkriege ſeit der Reformation aber, ſind nicht ſowohl aus der chriſtlichen Lebenseinrichtung und Staatsverfaſſung entſprungen, als aus dem gleich damals wohl bemerkten und allgemein bejammerten tiefen Verfall derſelben; durch welchen Verfall, der Zwieſpalt und die Anarchie zuerſt in die Sitten und das Leben eingedrungen ſind, ſodann den Glauben und die Denkart zerſpaltet haben, bis ſie endlich auch die Staaten ergriffen, und zu allgemeinem Krieg gegen und durch einander trieben. Wenn aber auch der dreyßigjährige Krieg, wie ähnliche Ereigniſſe in andern Ländern, dem Auge in mancher Hinſicht ein ſehr unchriſtliches Trauerſpiel darbietet; ſo wollen wir es auf der andern Seite nicht verkennen, daß in dem weſtphäliſchen Frieden, welcher die blutige Verwicklung endlich löſte, und das wankende Europa noch anderthalb Jahrhunderte zuſammen gehalten hat, ſich unter den allerſchwierigſten Umſtänden ein Geiſt und eine Geſinnung, tiefdurchdachte Grundſätze friedlicher Erhaltung und Ausgleichung ausgeſprochen, und fortdauernd bewahrt und begründet haben, die wohl als ein heller Moment in der Entwicklungsgeſchichte der chriſtlichen Staatskunſt betrachtet werden dürfen.

Wir nehmen den Faden wieder auf, und verweilen jetzt nur noch einen Augenblick bey dem auf unſerm Wege hier mitberührten Gegenſatz zwiſchen dem ſtrengen Recht und dem Recht der Billigkeit; welcher eigentlich das wichtigſte Problem in der geſammten Wiſſenſchaft der Juriſprudenz bildet, und die innere Grund-Idee derſelben betrifft. Am klarſten mag man ſich die Sache vielleicht ſo denken und anſchaulich machen. Das ſtrenge Recht iſt das abſtracte, aus dem Begriff conſequent, und ohne alle Rückſicht auf was immer für Nebenumſtände hergeleitete, daher auch unerbittlich abſolute Recht. Das Recht der Billigkeit dagegen nimmt auf alle Nebenumſtände, auf die ganze Lage der Dinge, und das eigenthümliche Verhältniß, die ſorgfältigſte

Rückſicht, ohne darum die gerechte Geſinnung und rechtliche Anſicht und Denkart aufzugeben; indem es vielmehr alle jene beſondern Umſtände und Verhältniſſe nicht etwa nach einem bloßen Gefühlseindruck menſchlicher Theilnahme, oder ſonſtigen Mitleidens, ſondern vielmehr nach eben jener rechtlichen Geſinnung, welche aber weit mehr umfaßt, als der bloße enge Begriff des Rechts, und der ſtarre Buchſtabe des Geſetzes, mit in Betracht nimmt und in vielſeitige Erwägung zieht, bevor es zur reifen, aber dauerhaften friedlich rechtlichen Entſcheidung kommt. Es iſt mit einem Worte das Recht der Billigkeit kein Abbruch oder Einbug in oder gegen das wahre Recht, ſondern vielmehr ſelbſt der beſſere Theil und der eigentliche Geiſt deſſelben; denn es iſt das hiſtoriſche, auf dem faktiſchen Beſtand, den eigenthümlichen Sitten und Localverhältniſſen, poſitiv beruhende, und geſchichtlich daraus hervorgegangene Recht; während das ſtrenge Recht als conſequente Entwicklung des abſtrakten Begriffs der Gerechtigkeit, nur den negativen Beſtandtheil, im Gegenſatz gegen jenen höhern hiſtoriſchen und geſchichtlich poſitiven, und als ſolcher zwar wohl die weſentliche Form des Ganzen bildet, aber nicht das Weſen und die innere Lebenskraft des Rechts ſelbſt, welche wir vielmehr auf jener andren Seite zu ſuchen haben.

Es iſt hier ergangen, wie überhaupt oft geſchieht, daß man grade das Höhere und Weſentlichſte unten hinſtellt, oder ganz zur Seite liegen, und höchſtens nur als zufällige Ausnahme gelten läßt. Es iſt aber auch in dieſem Falle grade umgekehrt; die Billigkeit, oder die weſentliche Liebe iſt ewig, alle Rechte und Geſetze aber, die der Menſchen nämlich, ſind vergänglich. In Gott ſelbſt iſt die Gnade noch weſentlicher, wenn man es ſo ausdrücken darf, als die Gerechtigkeit. Denn die erſte folgt unmittelbar aus der Allmacht ſeiner Liebe, welches ſein inneres Weſen und Er Selbſt iſt. Die göttliche Gerechtigkeit aber würde, wenn kein Unrecht vorhanden, wenn nie eine Sünde oder Abfall in der Schöpfung geſchehen wäre, keinen Gegenſtand finden, gegen den ſie ſich wenden, und an dem ſie ſich offenbaren könnte. »Gebt jedem das Seine;« — ſagt das Evangelium; nirgend aber heißt es: »Fordert von jedem das Eure;« wie es doch nach dem ſtrengen Recht heißen müßte. Vielmehr iſt das Evangelium voll von Vorſchriften und Ermahnungen, daß man in chriſtlicher Geſinnung nicht unbedingt und ſtarr auf ſeinem Rechte beſtehen ſoll. Man braucht darum keinesweges mit dem Schlechten zu kapituliren, was in eine ganz andre Rubrik gehört, daß man nämlich den Geiſt und die Geſinnung der Wahrheit nie verläugnen ſoll; obwohl man gegen die Schlechten, in ſo fern ſie von Urſprung aus, doch als Irrende zu betrachten ſind, immer und unermüdlich Geduld üben und Milde zeigen ſoll.

Es iſt noch ein Punkt zu berühren übrig, der für die hiſtoriſche Anſicht der neuern Zeit beſonders fruchtbar iſt. Auch das germaniſche Recht iſt ſeinem Urſprunge und vorherrſchendem Geiſte nach, größtentheils und faſt ganz ein ſolches geſchichtlich poſitives und hiſtoriſches Recht des Herkommens geweſen; daher es leicht zu begreifen iſt, daß der chriſtliche Staat ſich auf germaniſchem Grund und Boden ſo vorzüglich glücklich entwickelt hat, da er hier ein ſchon von Natur gleichartiges und verwandtes Element, als materielle Grundlage und äußern Träger vor ſich fand, indem auch die chriſtliche Rechts-Anſicht jederzeit zu dem Syſtem der Billigkeit und friedlichen Ausgleichung überwiegend hinneigte. In der römiſchen Geſetzgebung iſt dagegen der Geiſt des ſtrengen Rechts vorwaltend, wohin nebſt dem Charakter der Nation ſelbſt, auch die kunſtgerechte, abſtracte Behandlung des Rechts, als einer vom Leben abgeſonderten Wiſſenſchaft, immer mehr führen mußte. Daher iſt auch mit der Einführung jenes unermeßlichen byzantiniſchen Rechts-Corpus, gegen welche alle altchriſtlich und gut deutſch Geſinnten gleich damals mit dem tiefſten und höchſt richtigen Schmerzgefühle ſo lange und oft wiederhohlt, obwohl vergeblich proteſtirt haben, ein neuer, herber, ſtreitſüchtiger, und in mancher Beziehung wohl heidniſcher Geiſt, im bürgerlichen wie im politiſchen Verhältniß, rege geworden; und jene zahlreichen, von den Juriſten ſo ſehr geprieſenen, und mit den Ballen ihrer Spitzfindigkeit und abſtracten Spinnewebe beladenen Kameele des Kaiſer Juſtinian, haben dem neuern Europa kein ſonderliches Heil gebracht, ſondern nur eine Fluth von Proceſſen und Sachwaltern, Formeln, Weitläuftigkeiten und oft empörenden Härten, ſtatt der alten ſchlichten germaniſchen Sitte, über daſſelbe ausgegoſſen. Das germaniſche Recht iſt, wie ſchon dem innern Weſen, ſo auch ſeinem geſchichtlichen Urſprunge nach, ſichtbar aus einer fortgehenden Reihe von friedlichen Ausgleichungen und ſchiedsrichterlichen Ausſprüchen hervorgegangen; ſo daß ſelbſt das einzelne Geſetz auf gewiſſe Art wie ein Friedensſchluß erſcheint, als Befriedung der Partheyen, zur Abwendung aller Privatrache und Selbſthülfe durch die höhere ſchiedsrichterliche Dazwiſchenkunft, und den oberherrlichen Schutz der Staatsgewalt herbeygeführt und vermittelt. Und ſo verhält es ſich auch in der Wahrheit, und iſt alſo auf die Natur der Sache gegründet: wie jeder wahre und dauerhafte Friedensſchluß, jede neue politiſche Stiftung, ein ſolcher Verein von Gerechtigkeit und Billigkeit iſt, »wo der Friede und das Recht ſich umarmen;« ſo iſt auch jedes neue, große, geſchichtlich eingreifende Geſetz des Privatrechts, eine zu ſeiner Zeit originelle Friedenserfindung geweſen, und beurkundet ſich ſeinem Urſprunge nach für die geſchichtliche Forſchung leicht als eine ſolche. Dieſen rechten glücklichen Friedenspunkt zu treffen, das iſt eigentlich die Hauptſache im politiſchen wie im civilgeſetzlichen Verhältniß. Es iſt der Mittelpunkt und die Grundidee in der ganzen Rechtsſphäre, und das Ziel und Werk, in deſſen Hervorbringung ſich das wahre politiſche Genie bewährt, zu deſſen lebendiger Wirkſamkeit zwey ganz verſchiedne Elemente weſentlich gehören, und glücklich vereint zuſammen treffen müſſen; die Gründlichkeit und Tiefe der juriſtiſchen Einſicht, und die Klarheit des diplomatiſchen Verſtandes; welche aber mehrentheils auch, wie alles andre in dieſem Zeitalter der elementariſchen Auflöſung, nur noch in chemiſcher Zerſetzung und vereinzelt angetroffen worden; wo denn nichts als die gewöhnliche Rechts-Rhetorik, im fruchtloſen Partheyenkampf, auf der einen Seite herauskommt, und auf der andern jene ſouveraine Verneinung, welche dem durchaus poſitiven Zweck und Charakter des chriſtlichen Staats, niemals genügend entſprechen kann.

Die zuletzt bemerkte Verwandtſchaft zwiſchen dem germaniſchen Recht und dem chriſtlichen Staat bahnt uns den Uebergang zu dem dritten Grundſatz und Kennzeichen des chriſtlichen Staats, da auch die ganze germaniſche Verfaſſung auf das innigſte mit den Corporationen verwebt iſt, ſo daß dieſe als ihr eigenthümlichſtes Produkt erſcheinen; auf deren Verhältniß zu der Grundidee wir jetzt übergehen, wie es an das bisher entwickelte nun zunächſt ſich anſchließt.

III. Der chriſtliche Staat, erkennt das rechtliche Daſeyn der Corporationen an, und beruht ſelbſt auf ihrem organiſchen Zuſammenwirken.

Wegen einer oberflächlichen Aehnlichkeit werden oft Grundſätze und Inſtitute miteinander verwechſelt, welche ſich, genauer betrachtet, gerade entgegen ſtehen, und wie vollkommne Gegenſätze zu einander verhalten. Dieſes gilt beſonders auch von der ſtändiſchen Einrichtung, welche auf den ewigen, und weſentlich, oder doch geſchichtlich begründeten und rechtlich beſtehenden Corporationen beruht, und von der repräſentativen Verfaſſung, welche nichts iſt, als die fixirte Unruhe, die angehaltne Revolution, der gebundne abſolute Staat; im beſten Falle eine Stufe des Uebergangs aus dieſem in einen andern feſter begründeten und mehr organiſchen Zuſtand, im ſchlimmern Falle, die unentſchieden ſchwankende Mitte zwiſchen der abſoluten Gewalt und einem rohen anarchiſchen Anfang von Republik. Ein ſolcher dynamiſcher Zuſtand der bloßen Gebundenheit des abſoluten Staats, ohne wahre innre organiſche Ordnung und Eintracht, iſt eigentlich das wahre Gegentheil der ſtändiſchen Verfaſſung; jener organiſchen Gliederung und Zuſammenwirkung aller weſentlichen und geſchichtlich begründeten Corporationen, welcher aus der weitern Entwicklung des chriſtlichen Staats von ſelbſt hervorgeht, und ſelbſt nichts anders iſt als dieſe höhere Entfaltungsſtufe des chriſtlichen Staatsprincips. Zwar wird dieſes, wo es, zur Herrſchaft gelangt, noch keine Stände und Corporationen vorfindet, wie in dem altchriſtlichen Kaiſerthum von Conſtantin, ſie nicht ſogleich aus Nichts hervorrufen und erſchaffen können. Nachdem es aber unabänderlich dauernder chriſtlicher Staatsgrundſatz iſt, das Höhere und göttlich Poſitive in der Kirche, als einer ewigen und weſentlichen Corporation, und wo es ſich ſonſt findet, wie in dem Eheverhältniß des Privatlebens, anerkennend zu ehren, und im übrigen alles faktiſch Begründete, und ſchon Beſtehende in ſeinem rechtlichen Beſitz ferner ruhig beſtehen zu laſſen; ſo mußte ſeit der neuen Begründung des Occidents durch die germaniſche Einrichtung, welche ganz auf den Ständen beruhte, der Fortbeſtand und die geſchichtliche Entwicklung derſelben, zu ſtets erweitertem organiſchen Zuſammenwirken aller Corporationen, von ſelbſt erfolgen; welche Entfaltung eigentlich den ganzen politiſch ſo höchſt fruchtbaren Inhalt der geſammten chriſtlichen Staatengeſchichte bis auf die neuern Revolutionszeiten bildet.

Die ganze Aehnlichkeit zwiſchen beiden Syſtemen, der ſtändiſchen Einrichtung und der repräſentativen Verfaſſung, beſchränkt ſich eigentlich darauf, daß in dem einen wie in dem andern Falle, Verſammlungen und Berathungen von Deputirten Statt finden, Petitionen oder Vorſchläge von Seiten des Landes und ſeiner Wortführer, zu dem Thron gelangen; der Geiſt aber und das Weſen von beiden Verfahrungsmethoden, iſt gerade im Verhältniß zum Begriff der Monarchie total verſchieden.

Die repräſentative Verfaſſung hat es eigentlich nur mit dem Begriff der exekutiven Macht zu thun, keineswegs aber beruht ſie auf der Würde eines wirklichen Königs. So wie nun die geſetzgebende Macht in zwey Hälften oder Organe und Beſtandtheile zerlegt worden, einen beweglich fortſchreitenden und anregenden, und einen retardirend erhaltenden, in der Pairskammer oder dem Senat: ſo wird ferner das nie raſtende Princip der Theilung auch auf die exekutive Macht angewandt, und von dieſer die materielle Kraft und Wirkung nebſt aller Verantwortlichkeit den Miniſtern zugetheilt, wo denn für den Souverain, nachdem die Miniſter nicht ihm, ſondern jenen zwei Kammern verantwortlich ſind, nur eine bloß formelle Würde übrig bleibt, vermöge deren er von allen Seiten zwar unverletzlich und außer aller Berührung daſteht, für die wirkliche Regierung aber, in welche ſich die Miniſter und die Kammern theilen, nur die geheiligte Form der oberſten Einheit hinzufügt. Eigentlich aber iſt dieſer Ueberreſt der monarchiſchen Gewalt, oder des königlichen Nahmens, in dieſem Syſtem nur ein leerer Zierrath und überflüſſige Eleganz, welche der alten Form zu Ehren ſchonend beibehalten wird; indem dieſer Gipfel der Einheit an der Spitze der repräſentativen Verfaſſung eben ſo gut durch einen gewählten Präſidenten, wie in dem nordamerikaniſchen Staate, welches man an dieſem Beiſpiel deutlich ſieht, ausgefüllt werden kann, als durch einen erblichen Monarchen.

Ganz anders aber iſt es mit der wahren Stände-Verfaſſung, und dem auf den Corporationen beruhenden Staate, da in dieſem vielmehr die monarchiſche Gewalt, und zwar ein König, der es wirklich iſt, und nicht bloß der Schatten ſeines Nahmens, und kraftloſe Repräſentant einer leeren Würde, als erſter und oberſter Patrimonial und Erbherr des ganzen Landes, obwohl er als ſolcher nicht bloß Rechte, ſondern auch Pflichten gegen andre faktiſch begründete Gerechtſame hat, gerade den Grundpfeiler, feſten Mittelpunkt und Schlußſtein des Ganzen bildet, welcher die Macht der einzelnen Corporationen auseinander, und gegeneinander aufrecht, und nicht in einem todten Gleichgewicht, ſondern in lebendigem Einklang und Zuſammenwirken erhält. Ohne dieſes innere Band der Einheit in der Gewalt des wirklichen Monarchen, als Träger für das ganze Gebäude, würde ſonſt unvermeidlich eine oder die andre Corporation herrſchend hervortreten, und eine einſeitig drückende Adels-Ariſtokratie entſtehen, oder es würde die geiſtliche Macht zugleich im Weltlichen herrſchend werden, oder ein republikaniſches Städte-Regiment, durch das Uebergewicht des dritten Standes emporkommen. In manchen Fällen könnte, wo die Kraft im Mittelpunkte fehlt, alles dieſes zugleich geſchehen, und eine allgemeine Auflöſung des Ganzen in dieſer dreifachen Richtung eintreten; ſo wie in dem deutſchen Kaiſerthum, nachdem die monarchiſche Gewalt zu ſehr geſchwächt worden war, nun geiſtliche Fürſtenthümer, und nebſt den Herzogen und Grafen, auch freie Städte immer unabhängiger, und endlich ſouverain hervortraten.

Für die gegenwärtige Zeit aber bleibt, mit beſonderer Rückſicht auf die deutſche Stände-Verfaſſung, wo man dieſelbe wieder herzuſtellen oder neu zu beleben, das Bedürfniß fühlt, um den corporativen Grundſätzen treu zu bleiben, und den copräſentativen Abweg zu vermeiden, vorzüglich zweierley zu beachten und feſtzuhalten. Erſtens daß die Eintheilung in zwei Kammern, ausſchließend und weſentlich der repräſentativen Verfaſſung angehört, dem Stände-Verein nach corporativen Grundſätzen aber völlig fremd und demſelben eigentlich widerſtreitend iſt. Zweitens, daß in den Ständen keinesweges bloß das Steuerbezahlende Eigenthum, es ſey nun das bewegliche des Geldes, oder das erblich feſte des wahren Grundeigenthums, repräſentirt werden ſoll, als worin eben das Eigenthümliche und Charakteriſtiſche der repräſentativen Verfaſſung beſteht; ſondern die Stände ſelbſt, als anerkannte und zu Recht beſtehende und ſelbſtſtändig geſchloſſene Corporationen, von denen mithin keine von dem Ständeverein ausgeſchloſſen ſeyn darf, am wenigſten der geiſtliche Stand, und zwar eben als ſolcher, ſo wie auch, was damit zuſammen hängt, die altbegründeten Inſtitute des gelehrten Standes; geſetzt auch, daß beide nicht auf ein zureichendes Grundeigenthum fundirt ſeyn, oder ihrer ehemaligen Fundirung im Laufe der Zeiten beraubt ſeyn möchten. Denn ſonſt geräth man eben wieder in das Princip des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums, als Grundlage alles deſſen, was repräſentirt werden ſoll, und dann muß man nur gleich die ganze repräſentative Verfaſſung, die einzig auf dieſem Grundſatz beruht, zugeben und annehmen, und jeden Gedanken an ächte deutſche Stände und altbeſtehende Corporationen fahren laſſen. Die repräſentative Verfaſſung nimmt eigentlich den Staat ganz materiell, und eben darum wird alles auf dieſen materiellen Grundſatz vom zwiefachen Eigenthum reducirt; von dem chriſtlichen Staat aber kann das intellektuelle Leben, die Macht des Geiſtes und der Lehre, und können die geiſtlichen Corporationen, wenn ſie auch gar kein Eigenthum hätten, nicht ausgeſchloſſen ſeyn, ſie bilden vielmehr weſentliche und integrante Beſtandtheile desſelben. So unumſtößlich aber auch dieſe Grundſätze an und für ſich ſind, daß alle Corporationen und Stände in den vollſtändigen Verein derſelben aufgenommen werden, und nur Ein Ganzes bilden müſſen; indem die altherkömmliche deutſche Abtheilung in die verſchiedenen Bänke des adlichen, geiſtlichen, oder gelehrten Standes u. ſ. w., die Einheit der Verſammlung nicht aufheben ſoll, und mit dem dynamiſchen Gegenſatz der zwei Kammern gar nichts gemein hat; ſo liegt es doch gar nicht in unſrer Abſicht ungünſtige Folgerungen daraus ziehen, und auf die neuern ſtändiſchen Einrichtungen einiger deutſchen Staaten, wo dieſe Grundſätze nicht überall durchaus ſind beobachtet worden, in voreilige Anwendung bringen zu wollen. Es kommt auch hie wie überall am meiſten auf das Weſen an, und die richtig Form iſt erſt das zweite Erforderniß eines vollkommnen Gelingens. Wo ein guter Geiſt alle Glieder des Staates beſeelt, da kann der weſentliche Zweck und Vortheil einer ſtändiſchen Berathung vielleicht auch bey fehlerhaften Formen zum Theil erreicht werden. Zudem belehrt uns auch die geſchichtliche Erfahrung, daß neue organiſche Staatseinrichtungen faſt nie in dem Buchſtaben der erſten Abfaſſung ſtehen bleiben, ſondern einiger Zeit bedürfen, ehe ſie ſich feſter ſetzen und ordnen und auf die Dauer bleibend geſtalten. Dieſer heilſamen innern Selbſtentwicklung muß man ihre geſchichtliche Zeit laſſen, und ihr nicht durch unzeitige Endurtheile vorgreifen wollen.

Wie der chriſtliche Staat aber mit den Corporationen zuſammenhängt, iſt von zwei Seiten her leicht klar zu machen. Daß er ſie anerkennt und beſtehen läßt, wo ſie dann natürlich auch wieder auf ihn einwirken, folgt ſchon aus jenem ihm unwandelbar eingepflanzten Suum cuique, oder dem chriſtlichen Grundſatz, jedes faktiſche Recht in ſeinem Beſitz und den angewieſenen Schranken, ungeſtört gewähren und fortdauern zu laſſen. Nachdem nun auch unmittelbar aus dem Weſen des Chriſtenthums und des chriſtlichen Staates, die Idee einer geiſtlichen Macht und Obrigkeit, oder das Inſtitut der Kirche, als einer auf göttliche Autorität gegründeten ſelbſtſtändigen geiſtlichen Corporation deutlich und unvermeidlich hervorgeht; ſo ſind mit dieſer erſten und wichtigſten aller ewigen oder auch bloß zeitlich und geſchichtlich begründeten Corporationen, ohnehin alle dieſe, inſofern ſie wirklich weſentlich und ewig, oder doch geſchichtlich und rechtlich begründet ſind, in ihrem wirkſamen und organiſch begränzten Daſeyn mit anerkannt und geſichert: indem es jetzt, nach dieſem eigenthümlich chriſtlichen Begriff einer von der weltlichen Macht unabhängigen kirchlichen Verbindung und geiſtlichen Macht, nun das wichtigſte Problem des chriſtlichen Staates wird, ſich ſelbſt und ſeine eigne Gewalt und Wirkſamkeit, mit allen jenen ihm beygeordneten, abgeſondert von ihm vorhandenen, aber doch mit dem vielfachſten Einfluß in ſeine ganze organiſche Einrichtung eingefügten moraliſchen Gewalten, und Lebensorganen des geſellſchaftlichen Daſeyns, in ein richtiges Verhältniß gegenſeitiger Wechſelwirkung und dauernder Begründung zu ſetzen.

Die weitere Entwicklung und nähere Betrachtung über das Verhältniß der einzelnen zufälligen und untergeordneten

Corporationen im chriſtlichen Staat, liegen hier außer unſerm Kreiſe, weil ſie doch überall eine ganz lokale Beſchaffenheit annehmen, ſo wie ſich die beſondern Stände bey jeder Nation hiſtoriſch eigenthümlich geſtalten, und gegenſeitig aneinander entwickeln. Nur bey dem eigenthümlichen Verhältniß der allgemeinen, durch alle Staaten und Völker hindurch gehenden weſentlichen und ewigen Corporationen, unter welchen die Kirche die erſte Stelle einnimmt, ſo wie das Weſen dieſes Verhältniſſes nach dem chriſtlichen Staatsbegriff beſtimmt iſt, wollen wir noch etwas verweilen, um den Hauptgrundſatz ſelbſt deſto heller ins Licht zu ſetzen; wozu die großen welthiſtoriſchen Beyſpiele am beſten dienen können, an denen der Gegenſatz der unchriſtlichen Staatseinrichtung mit dem chriſtlichen Staat in den ſtärkſten Zügen am auffallendſten hervortritt.

Wenn nun zwar nicht jene unnatürliche, und das innere Leben des Staats ſelbſt zerlegende und chemiſch auflöſende Theilung in die exekutive und geſetzgebende Gewalt, wohl aber die ewige Scheidung und Unterſcheidung der weltlichen und der geiſtlichen Macht, das eigenthümliche Fundament und charakteriſtiſche Merkmahl des chriſtlichen Staatsbegriffs bildet; ſo gibt es wohl keinen gewaltigeren Gegenſatz für dieſen in dem ganzen welthiſtoriſchen Gebiet, als die Erſcheinung des Chalifats, wo eine dem erſten Urſprunge nach geiſtliche Macht, die aber zugleich eine kriegeriſche und erobernde war, ſchnell zur ungeheuerſten Weltherrſchaft angewachſen iſt. Der frühere Culturglanz dieſes furchtbaren Phänomens kann uns über die innere Beſchaffenheit deſſelben nicht täuſchen, und gerade hier zeigt es ſich unverkennbar, wie die Verſchmelzung der weltlichen und geiſtlichen Macht in Einem gemeinſamen Oberhaupt der Kirche und des Staats, das eigentliche Weſen der vollendeten Despotie, und einer wahrhaft antichriſtlichen Herrſchaft bildet. Mehr oder minder tragen auch die ſpätern mahomedaniſchen Staaten noch das Gepräge und den Charakter dieſer fehlerhaften und despotiſchen Staatsverfaſſung an ſich, wenn ſie hiſtoriſch auch gar nicht mehr oder nur ſehr entfernt und ſchwach mit dem Chalifat zuſammen hängen; und dieſes iſt nebſt der Polygamie der zweite Fluch der Barbarey, welcher auf dieſen Völkern laſtet. — Durch die Vergleichung mit dem Chalifat, wie es wirklich war, erziebt ſich auch am beſten der Ungrund ſo mancher Vorwürfe, welche dem Pabſtthum des Mittelalters von einigen Gegnern deſſelben gemacht werden, wenn ſie es, wegen der Feudalabhängigkeit, in welcher einige

Länder nach damaliger Art gegen den römiſchen Stuhl geſtanden ſind, wie eine Art von chriſtlichen Chalifat darſtellen wollen. Nach der geſchichtlichen Wahrheit aber war der im Mittelalter ſehr ſchwankende Territorialbeſitz der Päbſte kaum hinreichend, um ihnen nur eben die Unabhängigkeit zu ſichern; jene Feudalverhältniſſe aber, welche in Hinſicht auf das Ganze nicht ſonderlich bedeutend, und weder im Raum noch in der Zeit ſehr ausgedehnt geweſen ſind, waren bloß in den Lokalverhältniſſen jener Epoche gegründet. Die wirkliche moraliſche Macht, welche der Pabſt im Mittelalter über die katholiſchen Staaten ausübte, läßt ſich am treffendſten mit den republikaniſchen Ausdrücken und Freiheitsformen des alten Römerſtaates ſchildern, wo der Begriff aller dieſer, die Volksrechte ſchützenden Gewalten mit ſo eigenthümlichen Scharfſinn aufgefaßt erſcheint, und ſich hiſtoriſch rein entwickelt hat. Denn der politiſche Einfluß der Päbſte iſt ja bekanntlich auch nur ein negativ beſchränkender und beſchützender, für die Aufrechthaltung der rechten Grundſätze oder für die Sache des Volks und aller Mindermächtigen geweſen. In der Idee des Pabſtes, wenn wir jenen Einfluß auch in ſeiner höchſten Ausdehnung nehmen, lag nur, daß er ein milder, friedeſtiftender Prätor und Schiedsrichter, nach dem Rechte der Billigkeit, in allen unnützen Fehden und endloſen Kriegen jener Zeit ſeyn ſollte, oder ein ſtrenger ſittlicher Cenſor gegen alles Unrecht und die Gewaltthaten der Uebermächtigen, am meiſten aber ein ſtets wachſamer Volkstribun der ganzen Chriſtenheit, zu Gunſten aller Unterdrückten und Beeinträchtigten. Kaum darf man es noch ſagen, obwohl es geſchichtlich ganz wahr iſt, daß die Welfen, den Pabſt an ihrer Spitze, die beſſeren Liberalen des Mittelalters geweſen ſind, weil ſie die Kirche und die Religion auf ihrer Seite hatten, womit freylich auch der ganze Stand der Sache verändert erſcheint; ſo tief ſind die Liberalen der jetzigen Zeit in ihrer Entartung unter der Würde eines ſolchen Vergleichs herabgeſunken. Die Ghibellinen dagegen, weil ſie ſich mit der Kirche und dem religiöſen Gefühl in Oppoſition geſetzt, haben zugleich auch alle ſittliche Milde eingebüßt, und ſtehen ſelbſt im Einzelnen an Großheit des Charakters den Helden der andern Parthei überall nach. —

Wie nun auf der einen Seite der politiſche Einfluß der Päbſte genau beſtimmt und beſchränkt war, auf die bloß indirekte Macht und negative Befugniß eines allgemeinen ſittlichen Cenſors, eines ſchiedsrichterlichen Prätors, oder ſchützenden Volkstribuns der ganzen Chriſtenheit; ſo lag auch auf der andern

Seite in der Advocatie und Würde eines Schirmvogtes der Kirche, ſo wie die Kaiſer ſolche handhabten, und in Vollziehung zu ſetzen hatten, wohl mancher Anſpruch, über den ſie mit der geiſtlichen Macht und dem Oberhaupte derſelben in Streit und Colliſion gerathen konnten, niemals aber doch die Anmaßung im kirchlichen Gebiet ſelbſt herrſchen, und in letzter Inſtanz entſcheiden zu wollen, wie etwa nach dem monſtroſen Begriff der anglikaniſchen Verfaſſung, wo der Staat ſelbſt zugleich Oberhaupt der Kirche iſt. Wollte man unſrer Theorie nun die Behauptung und den Sinn unterlegen, oder daraus die Folgerung herleiten, daß es alſo vorzüglich nur der katholiſche Staat ſey welcher ſich auf die Corporationen gründe, ſo können wir nicht in Abrede ſtellen, daß nach den hier aufgeſtellten Grundſätzen, dieſes in den katholiſchen Staaten wenigſtens auf eine vollſtändigere Weiſe Statt finden kann und muß; indem das kirchliche Element, und eben damit auch die erſte und weſentlichſte Corporation in den proteſtantiſchen Staaten fehlt, oder doch zu ſchwach entwickelt iſt. Die anglikaniſche Kirchenverfaſſung iſt nur eine widernatürliche und mit dem erſten Grundſatz des chriſtlichen Staatsbegriffs ſtreitende Ausnahme, und ganz gegen den Geiſt des Proteſtantismus, deſſen Weſen und erſter Grundſatz einmal unabänderlich in einer vollkommen unbeſchränkten Glaubensfreiheit beſteht. Wir werden daher auch, zum mindeſten für Deutſchland, wo der Proteſtantismus ſeinen Urſprung genommen, und der Geiſt deſſelben ſich am vollſtändigſten entfaltet, und ausgeſprochen hat, kaum einen Widerſpruch zu beſorgen haben, wenn wir das Weſen deſſelben dahin erklären: der Proteſtantismus ſei das freye innere Chriſtenthum, ohne ein poſitives Geſetz des Glaubens, und ohne eine eigentliche kirchliche Gewalt, die ein ſolches Geſetz begründen könnte, wenn auch nicht eben ohne alle kirchliche Form, wie man es oft zu weit ausdehnt.

Wenn nun im Allgemeinen betrachtet, und nach der Idee derſelben, den katholiſchen Staaten der Vorzug für die corporativen Einrichtungen und Grundſätze gebühret, wegen der höhern Kraft der kirchlichen Inſtitute, wo dieſe nämlich noch aufrecht erhalten ſind; ſo kann es nicht als Einwurf dagegen geltend gemacht werden, daß in der letzten Zeit die furchtbarſten Revoluzions-Ausbrüche, grade in katholiſchen Ländern Statt gefunden haben. Denn offenbar iſt ja dieſes nicht geſchehen, weil jene Länder katholiſch waren, ſondern weil ſie, wenn auch nicht ſogleich im dogmatiſch kirchlichen, doch aber im ſittlich politiſchen Sinne in ſo hohem Maaße aufgehört hatten, es zu ſeyn; weil die kirchlichen Inſtitute und Sitten verfallen und entartet waren, und weil man die katholiſchen Grundſätze bei zunehmender falſchen Aufklärung und der allgemeinen intellektuellen Verwirrung und Verwilderung mehr und mehr verlaſſen, und endlich verloren hatte. Je höher und reiner die Stufe in der moraliſchen Ordnung der Dinge geweſen, auf welcher man geſtanden war, je tiefer iſt der Abfall, je grauenvoller die Entartung. Selbſt im gemeinen Leben iſt es eine moraliſche Erfahrung, die ſich bei den Volksklaſſen wie bei den höhern bewährt, daß ein Katholik, der ein ſchlechter Menſch geworden iſt, dieß noch in einem höhern Grad zu ſein pflegt als ein Nichtkatholik, weil was in ſeiner Art vollkommner iſt, ſich entartet, auch im Schlechten entſchiedner zeigt. Wenn aber auf der andern Seite proteſtantiſche Staaten im ernſtem und richtigen Streben, durch die corporativen Einrichtungen und Grundſätze, ihre moraliſche Stärke neu zu beleben und dauernd zu begründen ſuchen, und zu dieſem Behuf auch den kirchlichen Inſtituten gern ihre alte Kraft wiedergeben möchten; ſo wollen wir dieſes als eine Annäherung an die katholiſche Gediegenheit und gründliche Lebenseinrichtung wenigſtens in den richtigen Staatsgrundſätzen anerkennen und ehren. Es iſt überhaupt nicht mehr an der Zeit, uns immer nur dogmatiſch in den Gegenſatz zu ſtellen, und alles in der Form des alten kirchlichen Zwieſpalts aufzufaſſen; da welthiſtoriſch genommen, wohl der Augenblick ſehr nahe heran rückt, wo wieder zur Einheit gebracht werden muß, was nie hätte losgeriſſen werden ſollen. Eine halbſpielende Annäherung aber an die äußerlichen Formen der Kirche, eine bloß hiſtoriſche Anerkennung von dem Werth ihrer Inſtitute, kann nicht genügen, und wird allein nur wenig fruchten. Man muß vor allem die Grundſätze erkennen und in feſtem Glauben praktiſch ergreifen, auf denen die wahre chriſtliche Lebensordnung und Staatseinrichtung beruht. Von beiden Seiten muß der Ernſt einer guten Geſinnung dazu beitragen, um das große Werk mit fördern zu helfen. Dieſes iſt es, was jetzt Noth iſt, und worin allein die Kraft liegt, um das große Problem des äußern und materiellen, wie des innern und intellektuellen Friedens für das Zeitalter zu löſen. Wie ſollte Frieden und Ruhe im Staat und im Leben ſein, ſo lange die Einheit in der Kirche nicht wieder hergeſtellt, und nichts Poſitives mehr im chriſtlichen Glauben als feſt beſtehend allgemein anerkannt wird? Jetzt erndten wir die Früchte der kirchlichen Zerſtörung; wann aber das Uebel am höchſten geſtiegen, dann iſt die Hülfe nicht mehr fern.

Die hiſtoriſche Vermittlung hat wenig oder nichts vermocht, weil die Gemüther zu erhitzt, die Partheien zu erbittert waren, die Geiſter ſich zu fern geſtanden ſind, indem es auch zu ſehr an der guten Geſinnung und dem ernſten Willen dazu fehlte, als daß hier eine wahre Berührung und Verſöhnung hätte Statt finden mögen Auch die *ſouveraine Verneinung* hat ihr Ziel nicht erreichen mögen, wie man wohl allgemein zu fühlen anfängt, und die Bösartigkeit des revoluzionären Uebels iſt in zu ſchneller Progreſſion angewachſen, um nicht endlich auch den hartnäckigſten paſſiven Eigenſinn, ſeiner negativen Verſchloſſenheit und Unbeweglichkeit zu entreißen. So will ſich alles mehr und mehr zu dem poſitiven Verfahren einer *religiöſen Entſcheidung* hinneigen, um das Zeitalter aus dieſem ſchweren Kampf und allgemeinen Chaos zu retten, und demſelben eine neue katholiſche Befeſtigung zu geben, für welche der gleich Anfangs erwähnte höhere Religionsfrieden als der erſte Grundſtein betrachtet werden muß.

Für die proteſtantiſchen Staaten iſt nun das Reſultat der bisherigen Bemerkungen über die Kirche, als Mittelpunkt aller andern Corporationen, nachfolgendes. So wie Ein Glied und Theil in dieſem corporativen Ganzen fehlt, oder mangelhaft conſtituirt iſt, wird die nachtheilige Wirkung ſogleich auch in den übrigen organiſchen Gliedern mit empfunden. Wo daher das kirchliche Element abgeht, oder doch nicht ſeine gebührende Stelle behaupten kann, wie in den proteſtantiſchen Staaten, entſteht daraus ganz natürlich, in Deutſchland wenigſtens, den übrigen gegebenen Beſchaffenheiten gemäß, jener ihnen eigenthümliche, überwiegende Hang zu einer höchſt einſeitigen und beſchränkten, für die wahre bürgerliche Geſinnung niederdrückenden Adelsariſtokratie, indem dieſes an ſich, und in ſeinen rechten Schranken allerdings auch weſentliche und altgermaniſche Element des politiſchen Lebens, in Ermanglung der andern noch höheren Organe, nun ſtärker als es ſollte, hervortritt. Als Gegenſatz und Reaction gegen dieſes Uebermaß wird dadurch leicht ein neues Zeitübel veranlaßt und rege gemacht, das verworren demokratiſche Volksthum, in unklarer Nationalgeſinnung; wo die ſeinſollende revoluzionäre Abhülfe faſt noch ſchlimmer iſt als die alte Krankheit ſelbſt. Das wahre Heilmittel gegen das eine wie gegen das andre Uebel aber würde nur in der Verſtärkung der kirchlichen Inſtitute liegen, und kann nicht anders gefunden werden, als durch eine aufrichtige Annäherung, oder entſchiedne Rückkehr zu den katholiſchen Staatsgrundſätzen, welche wie das Weſen des Proteſtantismus in der Freiheit des Glaubens beſteht, ganz einfach auf der Idee der Freiheit und ſelbſtſtändigen Macht und Exiſtenz der Kirche beruhen.

Wie uns nun an dem Beiſpiel des Chalifats, die Verſchmelzung der geiſtlichen und weltlichen Macht, nach ihren verderblichen Folgen, als Grundprincip und Weſen der eigentlichen Despotie, und bei den geringern Graden einer zwar nicht totalen Verſchmelzung, aber doch unzureichenden Abſonderung und inconſequenten Stellung, als zerſtörend für die chriſtliche Staatsharmonie erſchienen, und klar geworden iſt; ſo werden wir auch für die andern weſentlichen Corporationen den Grundſatz der Selbſtſtändigkeit der einzelnen, ſo wie der organiſchen Zuſammenwirkung aller, durch den Gegenſatz am beſten erläutern können; nämlich nicht durch den unfruchtbaren Gegenſatz des leeren Begriffs, ſondern durch welthiſtoriſche Beiſpiele und Thatſachen, wo ſich die praktiſchen Folgen in großen Zügen lebendig und deutlich vor Augen ſtellen. England bietet uns das merkwürdige Beiſpiel eines Staates dar, der zugleich ganz und gar Gilde, wo das Eigenthum, der Handel, Geld und Credit alles in allem iſt; wo beide, Staat und Gilde, ſo zu ſagen, ganz in einander aufgegangen ſind, und die Gilde ſelbſt in einigen ganz paradoxen Verhältniſſen faſt ſouverain geworden iſt. Denn das iſt ſchon an ſich ſehr merkwürdig und wenigſtens bis jetzt in der Weltgeſchichte noch nichts ähnliches vorgekommen, wie eine Geſellſchaft von Kaufleuten von der brittiſchen Inſel aus, an der andern Seite der Erdkugel ein Reich beherrſcht, deſſen ſechzig Millionen die Bevölkerung des Mutterlandes um das Vierfache überſteigen. Wenn wir uns aber nicht an Formen und Nahmen halten, ſondern auf die wirkliche Beſchaffenheit der Dinge ſehen wollen; ſo iſt wohl klar, daß die oſtindiſche Compagnie und die Bankdirektoren eben ſo weſentlich in das Intereſſe und in das ganze politiſche Leben von Groß-Brittanien eingreifen, als die beiden Parlamente, ſammt allem hergebrachten Miniſterwechſel und den ewigen Oppoſitionswiederhohlungen. Bei einer näheren Erörterung dieſes Gegenſtandes nach der angedeuteten Idee, würde ſich vielleicht ergeben, daß wie die Verſchmelzung von Kirche und Staat die Despotie erzeugt, die Verſchmelzung des Staats mit der Gilde recht eigentlich das Weſen der Republik begründet; nämlich der neuern Geld-Republik unſres auf bloßen Credit gegründeten Zeitalters; denn auf die kleinen Volksrepubliken des Alterthums, oder wie es ſich noch in der Schweiz findet, iſt es nicht anwendbar. Als das merkwürdigſte bei der Betrachtung der engliſchen Geſchichte aber würde vielleicht das erſcheinen, durch welche faſt unglaubliche Staatskunſt, und durch welche ſeltne Zuſammenwirkung von Umſtänden, England dennoch verhindert werden, ganz Republik zu werden. — Doch dieſe ganze Seite des Gegenſtandes liegt, wie ſchon oben bemerkt iſt, entfernter von unſerm Wege; wir begnügen uns daher mit dieſer Andeutung und wenden uns wieder auf die andre intellektuelle Seite, welche für den Zweck dieſer ganzen Betrachtung die wichtigſte bleibt, und wo uns ein merkwürdiges Beiſpiel an der andern Hemiſphäre, ein ſehr paradoxes, aber eben dadurch belehrendes Verhältniß der Schule zum Staat darbietet.

Die Geiſtes-Cultur der Chineſen ſelbſt mögen wir äußerſt beſchränkt, und im Ganzen wenig bedeutend finden; aber darin iſt das Beyſpiel von China einzig in der Weltgeſchichte, daß nirgends die wirklich vorhandene wiſſenſchaftliche Bildung ſo allgemein und gleichförmig verbreitet, bis in das Kleinſte von oben her feſt geregelt, ſo ganz in das öffentliche Leben und in das Weſen des Staates ſelbſt mit aufgenommen erſcheint, als eben hier; indem die Mandarinen, welche eigentlich im Großen wie im Kleinen alles, was zur Regierung gehört, leiten und verwalten, in künſtlich abgetheiltem Dienſt- und Erziehungs-Syſtem über das Ganze verbreitet, nicht bloß eine Hierarchie von herrſchenden Beamten, ſondern auch von eigentlichen Staatsgelehrten bilden, ſo daß der Staat hier mit der Schule völlig Eins geworden iſt. Die Mehrheit der im chineſiſchen Reiche eingeführten Religionen hatte ſchon frühe den Grundſatz der Toleranz emporgebracht; mehrere von jenen Religionen, beſonders die einheimiſchen, waren faſt bloß von einer vernünftigen Moral ausgegangen, eine indiſche Kaſteneinrichtung ſtand auch nicht im Wege, und ſo fiel die ganze Erziehung und Staatsverwaltung den öffentlichen Staatsgelehrten oder Mandarinen anheim, die jedoch ſelbſt einer ſtrengen Dienſt- und Lehrordnung unterworfen waren, ſo daß ihnen irgend andere als chineſiſche Gedanken zu faſſen, nicht wohl möglich ſeyn würde, und China nicht bloß als geſchloſſener Handelsſtaat, ſondern auch in Hinſicht auf Bildung und Geiſtescultur, als Gelehrtenſtaat ſtreng geſchloſſen, und von der ganzen übrigen Welt ſo vollkommen iſolirt iſt, wie ſich in einem ſolchen Grade wohl nirgends ſonſt ein Beiſpiel davon findet und wie man es in der Theorie kaum für möglich halte ſollte.

Dieſe Einförmigkeit der chineſiſchen Staatserziehung un Geiſtesbildung, ſo bequem ſie von der einen Seite gefunde werden mag, wird einem europäiſchen Sinn niemahls wün ſchenswerth erſcheinen können; indem uns das gebildete Europ vielmehr das gerade Gegentheil von jenem chineſiſchen Zuſtand darbietet, wo der Gelehrten-Stand oder die Schule, ſchon von den Griechen bis auf unſere neueſte Zeiten, ſtets in mannig fachem Wechſel, oder auch im anarchiſchen Schwanken, da Verhältniß gegen Staat und Kirche, gegen die Nation un die Welt, im Privatleben und im öffentlichen Wirken, ſo häu fig ganz verändert ward, und niemahls ohne innern Zwieſpal und vielfältig regen Oppoſitionsgeiſt beſtanden hat. Zwar in de frühern Epoche des katholiſchen Mittelalters iſt das Verhält niß ſehr einfach und in ſeiner Art groß geweſen; da war di Wiſſenſchaft faſt wie bey den Aegyptiern, noch ganz an das Prie ſterthum angeſchloſſen, und iſt einige Jahrhunderte hindurch mehrentheils ein Eigenthum des geiſtlichen Standes geblieben. Der Orden der Benedictiner bildete eine große Schule aller vorhandenen Wiſſenſchaft, Cultur und Kunſt für das ganze chriſtliche Abendland; und die größten Denker und Gelehrten jener Zeit ſind aus den Kloſterſchulen derſelben hervorgegangen. Bey größerem Anwachs der Wiſſenſchaften hat dieſes Verhältniß freylich nicht bleibend fortdauern mögen; an die Stelle der alten Kloſterſchulen traten nun die Univerſitäten, welche ſich, obwohl wenn man ſo ſagen darf, noch auf kirchlichem Grund und Boden erwachſen, dennoch ſchon gleich zu Anfang und in der Folgezeit je mehr und mehr von dem mütterlichen Boden und der Kirche losgeriſſen haben, ohne daß der Staat ſie darum hätte ganz an ſich ziehen, und unter ſeine alleinige Leitung bringen können, ſo wie ſie auch eben ſo wenig eine wirklich organiſch geordnete und vollkommene Selbſtſtändigkeit, als eigner Stand, als Schule und Gelehrtenrepublik, oder als Mittelpunkte einer allumfaſſenden Corporation der Wiſſenſchaft jemahls haben erreichen mögen. So hat ſich nun gleich von Anbeginn der neuern Geiſtescultur jener unorganiſche Zuſtand entwickelt, in welchem die Schule, zum Theil noch an kirchliche Inſtitute angeknüpft, hier und da unter den Staat geſtellt, zum Theil aber auch, obwohl in ſehr unvollkommner Weiſe, ſelbſtſtändig fundirt, nirgend aber vollſtändig conſtruirt und organiſch geſtaltet, noch gegenwärtig verharrt; und die Unbequemlichkeit in dieſem eigentlich barbariſchen Mißverhältniß, iſt mit jedem Jahrhundert und Jahrzehend nur um ſo fühlbarer geworden, je größer die Menge, und je mannigfaltiger der Reichthum der intellektuellen Kräfte war, welche ſich in einem ſo chaotiſchen Zuſtande entwickelt haben. Die noch größere Wichtigkeit und Macht der gelehrten Corporation in dem proteſtantiſchen Deutſchland, wo die oberſte Influenz in Glaubensſachen, und die entſcheidende Stimme in der ſonſt herrenloſen Kirche am Ende doch nur von der Schule ausgehen kann, hat ſie in der organiſchen Geſtaltung um nichts weiter gebracht; und dieſe für Staat und Kirche gleich wichtige Corporation, die wir ſo nennen, weil ſie es der Idee und dem Weſen nach wirklich iſt und ſeyn ſollte, und weil ſie ein weſentliches Glied in dem Syſtem der übrigen großen und ewigen Corporationen bildet, iſt der äußern Form nach, im Ganzen noch niemahls zu einer ſolchen conſtituirt und weiſe geordnet worden. Ein vorübergehender Gedanke von *Leibnitz*, dieſes zu bewirken, und die Schule ſelbſtſtändig zu fundiren, hat zu wenig Folge gehabt, als daß er der Nachwelt noch recht bemerklich geblieben ſeyn könnte; denn mehrentheils haben die gelehrten Akademien, als bloße Hofanſtalten des wiſſenſchaftlichen Luxus, eine noch mattere Lebenskraft gezeigt, als die veralteten und abgeſtorbenen Univerſitäten. Durch den Buchhandel, und die merkantiliſche Schriftſtellerey, und wiſſenſchaftliche Induſtrie auf der einen, durch die zunehmende Privaterziehung, das Theater, das politiſche Zeitungsbedürfniß, und den mannichfachen geiſtigen Luxus aller Art, auf der andern Seite, iſt eine Abhängigkeit des gelehrten Standes von einem Geldintereſſe und Handelsprincip, von der öffentlichen Meinung und dem Publikum, oder den wechſelnden Launen der Mode hervorgegangen, deren demokratiſcher Einfluß auf die Schule noch nachtheiliger empfunden wird, als der frühere unbeſtimmte und halbe Zuſtand zwiſchen einer höheren aber nicht organiſch geordneten Abhängigkeit, und einer nirgends hinreichend fundirten eignen Selbſtſtändigkeit.

Wie wichtig und folgenreich dieſer anarchiſche Zuſtand des intellektuellen Lebens ſey, das erkennt man jetzt wohl; und wie ließe es ſich auch verkennen, nachdem die alte Streitſucht jener erſten Univerſitäten nicht bloß die zufällige Veranlaſſung, ſondern das vollſtändige Brandmaterial zu dem lutheriſchen Schisma hergegeben hat; die franzöſiſche Revolution aus dem Mißbrauch und Einfluß der verwilderten Schriftſtellerey und der Freimaurer

rey hervorgegangen iſt, und noch jetzt die Preßvergehen in de
neu wieder hergeſtellten Europa eines der ſchwierigſten Problem
der Geſetzgebung bilden?

Wie ſoll man nun aber das Problem, nicht bloß für dieſ
einzelnen Fall, ſondern im Ganzen befriedigend löſen; das größe
Problem nämlich, jenen anarchiſchen Zuſtand überhaupt
beenden, und alles intellektuelle Leben, deſſen Bearbeitung u
Vertheilung die Profeſſion des geſamten gelehrten Stand
bildet, in eine wahrhafte und große Corporation zu verbinde
organiſch zu ordnen und gegen den Staat und die Kirche,
die Erziehung und das Leben, richtig zu ſtellen? — Wie man v
ausſetzen dürfte, daß hinreichende Elemente des Guten, wen
ſtens einzeln und als Atome einer beſſern Zukunft vorhand
ſeyen, und es nur an der organiſchen Verbindung fehlte;
würde es wohl am beſten ſeyn, den Gedanken von Leibnitz wie
aufzunehmen, und die Schule als eigne Corporation ſo viel
möglich ſelbſtſtändig zu fundiren. Dazu wäre aber erforderli
jene ſchon lange unbrauchbar und anarchiſch gewordnen veralte
Lehrinſtitute ganz aufzuheben, und alles feſt und neu zu geſ
ten, in richtiger organiſcher Ordnung. Der rechte Moment d
iſt aber für Deutſchland wohl ſchon verſäumt worden; daher de
auch für dieſes Problem des intellektuellen Zuſtandes unſrer Z
die Löſung von einem andern und höhern Punkte wird ausgeſ
müſſen.